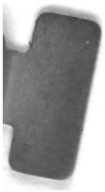
EUROPA: CHRONIK DER GEBILDETEN WELT. 1847

Digitized by Google

Digitized by Google

4° Per. 7 mc
(1847



Digitized by Google

<36606302460014

<36606302460014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

4° Per. 7 mc
(1847

Digitized by Google

<36606302460014

<36606302460014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Bibliothek

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

Jahrgang 1847.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Digitized by Google

4° Pen. 7 mc / 1847

Inhalt.

I. Skizzen und Schilderungen.

Rheinfahrt, von Kühne.
1. Eine Weinprobe auf dem freien deutschen Rhein. Nr. 1.
2. Ein Gespräch in der Kajüte. 2.
3. Im Rheingau und in den Weinbergen des Herrn. 3.

Eine Wallfahrt zu römischen Gräbern, von Ernst Willkomm. 2.

Bunte Bilder aus Wien, von Johannes Nordmann. 7.

Das goldne Mainz, von Kühne. 9. 10.

Sociale Betrachtungen aus einem Pariser Tagebuche, von H. B. Oppenheim. 9. 10.

Gräfenberger Aquarelle, von Hieronymus Lorm. 11. 12.

Erlebtes, von C. K.
1. Karl Victor von Bonstetten. 11.
2. Familie Boissier. 3. Madame Chiandi. 15.
4. Erinnerungen an Ferrara. 46.
5. Die Landschafter Reinhart, Koch und Kaisermann. 47.

Das heilige Köln, von Kühne. 15. 16. 17. 18.

Ein Abend in Innsbruck, von M. B. Lindau. 16.

Küsten- und Seeleben in Mecklenburg, von J. v. W. 18.

Ernte und Erntefest in Mecklenburg, von J. v. W. 24. 25.

Eine Fahrt ins Jenseits, von J. Gegenbauer. 19. 20.

Erinnerungen an Bamberg, von W. L. 26. 27.

Thüringer Waldpartieen, von L. M — l. 29. 30. 31.

Gedanken eines Kayuziners im 19. Jahrhundert, von C. Beyschlag. 31.

Fulda, sein Apostel und sein Poet, von Kühne. 32.

Das deutsche Manchester, v. Kühne. 40. 41.

Baden-Baden in der diesjährigen Saison, von J. v. W. 42.

Ein Besuch in Heidelberg, v. J. v. W. 43.

Von der Reise, Eindrücke und Ansichten von Eduard Pelz (Traumund Welp). 46.

Ein Besuch in Athen (aus dem Bericht eines Jesuiten). 51.

Prag, von Kühne. 51.

II. Novellen.

Der Namenstag, von Nikolaus Pawlow, aus d. Russischen von Wilhelm Wolfsohn. 4. 5.

Missionär und Proselyt, aus einem Roman von Kühne. 6.

Die Proselyten deutscher Fürstenhäuser, do. do. 7.

Ganganelli und Papst Benedict XIV., do. do. 8.

Das Märchen vom Blankyhwalde, von Moritz Hartmann. 12.

Der Weg zur neuen Kirche, von A. v. Seebach. 13. 14.

Glaubensqwist, von August Hesse. 21. 22.

Eine Million, von Nikolaus Pawlow, aus dem Russischen von Wilhelm Wolfsohn. 34. 35.

Florian Geyer, aus einem Roman von Robert Heller. 38. 39.

Ein böhmischer Bauer, von Isidor Heller. 44. 45.

Gian-Battista und die Malergilde zu Genua, von Adele Schopenhauer. 48. 49.

Herr Schulze, Märchen v. Friedrich Gerstäcker. 50.

Neue Märchen für alte u. junge Kinder. 52.

III. Gedichte.

Moloch, Bruchstück einer Tragödie von Friedrich Hebbel. 1.

Gedichte von Friedrich Hebbel. 10.

König Trojan, Elfensage, von Alexander Kaufmann. 3.

Gedichte von Karl Beck. 5.

Eine Wasserfahrt, von Karl Beck. 20.

König Trojan, serbische Heldensage, von Ulfo Horn. 7.

Die Auswanderer, von Emil Edel. 8.

Sancta simplicitas, von Wolfgang Müller. 11.

Gedichte von Julius Hammer. 19.
" " " " 40.

Ein Roman in Briefen, von Heinrich Landesmann. 19.

Held Marko, aus dem Serbischen, von Ph. Gerber. 28.

Atlantis, Lieder deutscher Auswanderer, v. J. Gegenbauer. 2te.

Der zerrissene Halsschmuck, von W. Gerhard. 29.

Schottische Lieder, von W. Gerhard. 33.

Graf Petofki, von J. S. Taubert. 33.

Ave Maria auf dem Vierwaldstädter See, von Gottfried Keller. 49.

Auch ein Trommellied, von Moritz Hartmann. 49.

Digitized by Google

IV. Charakteristiken und Kritiken.
(Literatur und Wissenschaft.)

Bruno Bauer über die Contrerevolution. 1.
Die russische Verschwörung im J. 1826. 1.
Freiligrath's neueste Gedichte. 2.
Rudolf Töpffer. 2. 14. 27.
Penelope und Urania. 3. 45.
Graf Henckel von Donnersmark. 4.
Steub's drei Sommer in Tirol. 4.
Deutsche Neujahrswünsche. 5.
Die alemannische Muse auf dem kirchlich-politischen Felde, v. Herrmann Kurz. 5.
Alfred Meißner's Hiska. 6.
Appert's Ihn Jahre. 6.
Moritz Hartmann's neuere Gedichte. 6.
Uhland's Dramen. 6.
Hoftalk Beiträge. 6. Dr. Wirth. 6.
Wilhelm Marr und die Freiheit der deutschen Presse. 7.
Wilhelm Marr und die Ehe. 45.
Baltische Briefe. 7.
Oestreichs poetische Federn u. Schwingen. 8.
Friedrichs des Großen Werke. 9.
Capitän Wolf auf dem Marktplatz (aus Venedig). 10.
Theodor Althaus (aus dem Teutoburger Walde). 10.
Nordmann und Mautner. 10.
Thiers als Journalist und Geschichtschreiber (aus Paris). 12.
Diogena, von Ida Gräfin H. H. 12.
Deren Verfasserin. 42. 47.
Schiller u. Fichte. 12.
Ritter Shaff von Scharffenstein, der Plagiator, von Karl Gutzkow. 13.
Robert Emmett. 13.
Philippine Welser. 13.
Dingelstedt's Insq' à la mer. 14.
Ein Brief Schiller's. 15.
Heine und sein Alta Troll. 18.
Das literarische Dachstübchen, von Hieronymus Lorm.
1. Ein Eremit in der Literatur (Julius Mosen). 17.
2. Hafis. 19.
3. Heinrich Laube als Messias der Juden. 28.
4. Die Hosen des Hrn. v. Bredow. 33.
5. Aus Oestreich; Rank und Stifter. 43.
6. Literarische Südfrüchte. 47.

Germaniens Völkerstimmen u. Vogels Germania. 19. 20.
Hans Christian Andersen. 21.
Erzherzog Karl. 22.
Hansemann. 23.
Louise Aston. 25.
Friedrich Gerstäcker. 25.
Französische Philosophie (Rousseau u. Aimé-Martin). 23.
Deutsche Philosophie (Hegel, Steffens, Schelling, Bisel). 25.
Ernst Moritz Arndt. 26.
Heinrich Buttke über das deutsche Volkslied. 27.
Polen und Deutsche (Heinrich Buttke). 50.
Strauß über Ludwig Bauer. 27.
Ludwig Auerbacher. 27.
O'Connell und die Sache Irlands. 28.
Ganganelli und die Jesuiten. 29.
Heinrich Zschocke. 30.
Papst Pius IX. 30.
Der Schulmeister von Iserten (Pestalozzi). 31.
Hr. v. Bincke. 27. 31.
Hebel u. Auerbach. 31.
Auerbachs Gevatterssmann. 1. 26. 44.
Schiller's Briefwechsel mit Körner. 32.
Fürst Solms-Hohensolms-Lich. 32.
Französische Dichter und französisches Publikum, von C. F. 32.
Neue Briefe von Börne. 33.
Geschichte des Christenthums in Hessen. 34.
Ein Buch über die Zukunft des Christenthums (aus Detmold). 34.
Aus dem Kloster (Heinrich Bode). 36.
Würtembergische Lustschlösser (Häule). 36.
Der literarische Salon. (Mundt's Mendoza). 36.
Jean Paul's Maria. 36.
Neue Briefe von Leibniz. 37.
Hans Sachsens poetische Sendung. 38.
Studien preußischer Geschichte, von Theod. Mundt (Ranke's Neun Bücher). 42.
Briefe aus dem Freundeskreise, von W. 43.
Hoftalk Müller's Leben und Wirken (aus Berlin). 43.
Semmer's Schilderungen und Schlesser's Erlebnisse (aus Leipzig). 44.
Karl Rosenkranz. 45.
Margarethe von Valois. 45.
Iris 45.
Raumer's, Sommer's Taschenbuch und Egeria. 46.
Mieriens Volkskalender. 44.
Jugendkalender. 46.
Jeremias Gotthelf. 47.
Heinrich Smidt's Skizzen und Sagen. 48.
Die Geschichtschreibung für's Volk, von D—d (Schlosser u. Kriegk). 49.
Schauenburg, Julie und ihr Haus. 49.
Alexander von Humboldt's Kosmos. 50.
Wilhelm von Humboldt's Briefe. 50.
Hieronymus Lorm's Aquarelle. 50.
Heinrich Hoffmann's humoristische Studien. 50.
Renggers Leben und Briefwechsel. 51.
Aus den Papieren einer Verborgenen. 51.
Gottlob Regis und Swift. 51.
Mieroslawski's Débat etc. 51.
Georg Keil's Märchen u. Geschichten. 51.
Zur Geschichte der Walachen. 52.
Pierer's Universallexikon. 52.
Reinick's Wurzelsprüngerfinn. 52.

V. Briefe und Berichte.

A. Staat und Kirche, Recht und Gesetz, Gesellschaft und Sitte.

Briefe aus Preußen. (1. u. 2. der deutsche Bund und ein deutsches Parlament, 3. Volkswohlstand und Besteuerung). 3. 4. 12.
Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwickelung (aus Berlin). 8. 11.
Die preußische Thronrede und die deutsche Presse (aus Leipzig). 17.
Uhlich in Magdeburg. 19.
Dr. Göschel. 40.
Die religiöse Aufgabe Preußens u. Baierns (aus München). 20.
Der preußische Landtag und die deutsche Preßfreiheit (aus Berlin), v. Theodor Mundt. 22.
Heinrich Simon und Baron Bülow-Cummerow (aus Berlin). 16.
Heinrich Simon (aus Breslau). 22.
Simon's Actenstücke. 48.
Zur Literatur über den preußischen Landtag. 16. 17. 19. 20. 22. 23. 26. 30.
Die Adresse des preußischen Landtags. 18.
Die Petitionen des preußischen Landtags. 21.
Die belgische Presse über den preußischen Landtag. 26.
Freiherr v. Bincke. 27. 31.
Fürst Solms-Hohenselms-Lich. 32.
Der preußische Reichstag. 34.
Ein Brief aus Berlin von N**. (Oeffentlichkeit im Gerichtsverfahren rc.) 24.
Der christliche Staat u. die Verhandlungen des Vereinigten Landtags (aus Westfalen). 25.
Das Ergebniß des preußischen Landtags. 30.
Studien preußischer Geschichte, v. Theodor Mundt. (Ranke's Neun Bücher). 42.
Kirchmann und die Jurisprudenz. 50.
Die ständische Vertretung Preußens. 45.
Der ständische Ausschuß in Preußen. 51. 52.
Michelet's Proceß in Berlin. 21.
Der Polenproceß in Berlin. 34. 41. 49. 50. 51. 52.
Bettina's Proceß in Berlin. 50.
Die Diakonissen in Berlin. 40.
Die religiösen Bewegungen in Preußen (aus Berlin). 46.
Die Bauernadresse in Schlesien. 46.
Dronke's Proceß in Koblenz. 47.
Preußen und die Schweiz. 51.
Die Altuthsrenner in Pommern. 48.
Der norddeutsche Volksschriftenverein. 11.
Bauerngüter und Patrimonialgerichte in Schlesien. 45.
Handel und Gewerbe in Schlesien. 48.
Die Allgemeine preußische Zeitung und die französische Presse. 49. 50. 52.
Humboldt's Stellung in Berlin. 42.
Savigny. 45. Dieffenbach. 45.
Nachlaß der Frau Paalzow in Berlin. 51.
Ludwig Tiecks Briefwechsel. 52.
Die Akademie der Wissenschaften in Wien, von Adolf Wiesner. 23.
Ein Brief aus Wien. (Aristokratie, Schatzkammer, Aristokratie u. s. w.) 27.
Leben und Sitten in Oestreich (aus der Provinz). 30.
Die Krisis an der Wiener Börse. 41.
Journalistik in Wien. 51.
Eine deutsche Touristin in China. 42.
Die Sachsen in Siebenbürgen. 6.
Der Landtag in Böhmen. 9.
Fürst Lamberg und Fürst Schwarzenberg auf dem Landtage. 25.
Die böhmischen Stände. 45. 49.
Ständewesen in Oestreich. 46.
Der ungarische Landtag. 49.
Ein Ausflug nach Preßburg. 51.
Charakteristik von Pesth. 23.
Deutsche Sprache und Literatur in Ungarn. 21. 40. 41. 44.
Die Versammlung der Dotti in Venedig. 42.
Hans Dandole, Cantu, Stieglitz in Venedig. 51.

Digitized by Google

Die italienischen Stände. 45. 48.
Die Ereignisse in Rimini. 46.
Die Presse in Rom. 47.
Baiern und die deutsche Presse. 14. 45. 45. 46. 51.
Berichtigungen, den baierschen Landtag betreffend. 40.
Die gutsherrliche Gerichtsbarkeit in Baiern. 44.
Die Geistlichen auf d. baierschen Landtag. 49.
Thiersch und die akademische Freiheit in München. 49.
Der literarische Verein in Nürnberg. 9.
Lola Montez in Brückenau und München. 9. 10. 39.
Die Schweiz im October, im November, im December, von C. R. 45. 49. 52.
Die Verwicklungen der Schweiz. 45.
Theodor Mügge über die Schweiz. 46.
Die Schweiz. 47.
Der Sonderbund und die Großmächte. 49.
Die Schweiz und Preußen. 51.
Die badischen Stände. 48.
Der badische Landtag, Landwehr und Soldateneid (aus Mannheim). 51.
Der weimarische Landtag und v. Wydenbrugk (aus Weimar). 23.
Froriep in Weimar. 38.
Die mecklenburger Stände. 48. 51.
Das englische Parlament. 51. 52.
Die Sclavenfrage in England und Frankreich. 1.
England und Frankreich. 52.
Schleswig-Holstein. 42. 49. 51.
Der Herzog von Koburg. 50.
Der Kurorth von Hessen. 50.
Das Constitutionsfest und die Turner in Dresden. 39.
Der Postcongreß in Dresden. 49.
Der Gustav-Adolf-Verein in Darmstadt. 43.
J. de Marle im Gustav-Adolf-Verein in Leipzig. 36.
Aufgaben für eine deutsche Schriftstellerversammlung. 9.
Die Germanisten in Lübeck. 42.
Die Philologen in Jena. 42.
Die deutsche Presse (aus Leipzig). 21.
Deutsche Preßgesetzgebung. 10.
Die französische Presse. 49. 50. 52.
Gedben in Hamburg. 43.
Eisenbahnen in Deutschland. 44.
Deutsches Gewerbe und deutscher Handel, von Eduard Pelz (Leinwand). 52.
Deutsche Hanse u. deutscher Zollverein. 42.
Differentialzölle. 44. 52.
Handel und Industrie in Schlesien. 43.
Belgische Hochschule für Handel u. Gewerbe. 52.
Deutsches Recht und Gesetz. 47. 48.
In Sachen Behr's. 9. 27.
Bressen's Schwimmerd. 48.
Alexander Simon's Prometheus. 9.
Ein Brief von Friedrich Hebbel. 9. 15.
Brief eines Franzosen über Leipzig. (Kanzelredner, akademische Redner, Volksredner, das Schillerfest). 47.

B. Theater, Musik, Malerei.

Zahlhaas' Ludwig der Vierzehnte in Leipzig. 2.
Dreyschock in Leipzig. 3.
Bauck über heutige Musik. 3.
Uriel Acosta in Leipzig. 4.
„ „ in Berlin. 19.
Freytag's Valentine in Leipzig. 7.
Laube's Karlsschüler „ „ 8.
Ein französisches Lustspiel. 10.
Die Theatertantième in Berlin. 12.
Maria de Molina in Wien. 14.
Großjährig in Leipzig. 14.
„ „ Wien. 15.
Die Birch-pfeifersche Familie in Leipzig. 15.
Mendelssohn's Paulus in Leipzig. 15.
Mosen's Don Johann in Leipzig. 16.
Washington auf der Dresdner Bühne. 21.
Das deutsche Theater in Pesth (a. Pesth) 21.
Fanny Hensel in Berlin. 23.
Das Künstlerfest in Meißen und die Malerei in Dresden. 42.
Florentinische und Römische Briefe, von Adele Schopenhauer. 22. 23. 24.
Der Neubau der Dresdner Galerie. 31.
Geheimnisse hinter den Kulissen in Berlin (J. L. Kleins Herzogin). 24.
Kunstausstellung in Wien. 27.
König René's Tochter. 24. 37.
Besuch bei den versammelten Musikern in Leipzig. 34.
Grunert in München. 37.
Das Sängerfest auf der Wartburg. 38.
Rest's Landgraf Friedrich auf der Leipziger Bühne. 40.
Coriolan auf der Dresdner Bühne. 41.
Der Pariser Lumpensammler auf der Leipziger Bühne. 42.
Die Gewandhausconcerte in Leipzig. 41.
Die Kunstausstellung in Leipzig. 42. 43. 44.
Die Volksbühne in Dresden. 41.
Das Billett von Charl. Birch-Pfeiffer auf der Berliner Bühne. 42.
Die Direction des Stadttheaters in Hamburg. 43.
Die Blinde von Alcara in Leipzig. 44.
Düringer's Araber und Schmidt's Prinz Eugen auf der Mannheimer Bühne. 45.
Felix Mendelssohn-Bartholdy. 46.
Die Kunst in München. 46.
Langenschwarz' Sieben Lügner in Leipzig. 48.
Bildhauer Scholl in Frankfurt. 48.
Schillerfest in Leipzig. 47.
Schillerfest und Turnverein in Dresden. 48.
Neue Bauten u. Fresken in Baden-Baden. 48.
Fuchs' Guttenberg in Karlsruhe. 48.
Krug's Meister Martin in Mannheim. 49.
Die Oper in Leipzig unter Rietz. 49.
Rücken's Prätendent in Berlin. 49.
„ „ in Hamburg. 52.
Der gebirchpfeifferte Auerbach in Berlin. 49. 50.
Der Birchpfeifferische Handel, von Berthold Auerbach. 52.
Altenglisches Theater, von H. Lm. und M. Wiener (John Ford und Shakspeare's Sommernachtstraum.) 50.
Deinhardtsteins rothe Schleife in Leipzig. 50.
Eine Frau als Lustspielhonorar in Leipzig. 51.
Gade's Symphonie und das Conversationszimm in Leipzig. 51.
Theater und Kunst in Stuttgart. 51.
Joseph Haydn in Berlin. 51.
Bildhauer Friedrich in Straßburg. 51.
Die blaue Schleife in Hamburg. 52.
Köberle's Medicäer in Leipzig. 52.
Lortzing's Zum Großadmiral. 52.

(Vermischten Inhaltes.)

Briefe und Berichte aus Berlin in N. 2. 3. (2 Briefe). 5. 7. 8. 9. 12. 15. 16. 17. 19. (2 Briefe). 20. (3 Br.) 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 40. 41. (2 Br.) 42. 43. 44. 45. 46. 47. (2 Br.) 48. 49. 50. (3. Br.) 51. 52.
— aus Westfalen, in N. 25.
— „ Breslau, in N. 9. 22.
— „ Schlesien, in N. 45. 48.
— „ Wien, in N. 5. 9. 11. 14. 15. 19. 24. (2 Br.) 25. 26. 28. (2 Br.) 34. 36. (2 Br.) 37. (2 Br.) 38. 39. 40. 41. 45. 50. (2 Br.) 51.
— aus Prag, in N. 10. 15. 25.
— „ Venedig, in N. 10. 37. 42. 43. 51.
— aus Pesth, in N. 21. 23. 24. 40. 41. 44.
— aus München, in N. 4. 5. 10. 11. 13. 15. 24. 26. 28. 29. 30. 32. 33. 35. 37. 38. 40. 41. 43. 44. (2 Br.) 46. (2 Br.) 48. 49. 50. 52.
— „ Bamberg, in N. 2. 10. 27.
— „ Würzburg, in N. 5. 23.
— „ Nürnberg, in N. 10.
— „ Hamburg in N. 3. 16. 25. 33. 43. 52.
— aus Schleswig-Holstein, in N. 1.
— „ dem Teutoburger Walde, in N. 10.
— aus Detmold 35.
— „ Straßburg, in N. 51.
— „ Frankfurt a. M. 44. 49.
— „ Stuttgart, in N. 16. 27. 33. 34. 51.
— „ Darmstadt, in N. 43.
— „ Karlsruhe, in N. 11. 59. 48.
— „ Mannheim, in N. 36. 45. 49. 51.
— „ Baden-Baden, in N. 48.
— „ Weimar, in N. 3. 7. 23.
— „ Eisenach, in N. 3.
— „ Dresden, in N. 1. 14. 21. (2 Br.) 37. 39. 41. 48. 52.
— aus Leipzig, in N. 2. 3. 4. 7. 8. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 21. 29. (2 Art.). 31. 34. 35. 36. 37. 38. 40. 41. 42. (2 Art.). 43. 44 (3 Art.). 46. 47. 48. 49. 50. 51 (2 Art.). 52.
— aus Bad Brückenau, in N. 39.
— vom Rhein 7. 26.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 2. Januar.

Inhalt: Rheinfahrt. Skizzen von F. Gustav Kühne. — Moloch. Eine Tragödie von Friedrich Hebbel. — Aus Schleswig-Holstein. — Aus Dresden. — Bruno Bauer über die Contrerevolution. — Die russische Verschwörung im J. 1826. — Auerbach granulirt. — Die Slavenfrage in Frankreich ꝛc.

№ 1.

Rheinfahrt. Skizzen von F. Gustav Kühne.

1.

Eine Weinprobe auf dem »freien deutschen« Rhein.

»Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!« sang der alte Claudius. Gott hab' ihn bei einem Glase Nektar selig, wie er schon hienieden beim Glase Rheinwein gern selig war. »Gesegnet sei der Rhein!« — Er ist gesegnet und bedarf kaum unserer Reime. Es wäre weit gereimter, wir besängen, wenn uns der Rheinweingeist erfüllt, nicht ihn, den Geber der guten Gabe; wenn wir verliebt sind, nicht die Liebe, wenn wir traurig sind, nicht die Traurigkeit. Aber so ist der Deutsche! Wenn er sich heiter fühlt, so singt er feierlich der Heiterkeit ein wehmüthiges Lied. Statt Heiterkeit auszuströmen, nimmt er sich vor heiter zu sein, und statt heiter zu werden, erstickt er die Heiterkeit mit einem lauten Lobsalm. Seine lustige Stimmung verraucht schwerathmig unter der phlegmatischen Betrachtung die er über sie ausgießt. Selbst die Kriegslieder unserer Poeten athmen keine Schlachtlust, sondern winseln wie Gebete. —

Wir fuhren mit unserm Dampfer stroman. Eine strahlende Augustsonne hing am Himmel, die Höhen zitterten im glühenden Schein der bangen Luft; der Abhang der Berge streckte links und rechts den Strom entlang so wonnig seine Glieder, in den Rebhügeln kochte und schmorte der würzige Saft der Traube; der goldgrüne Rhein sah uns leuchtend an und warf hinter uns her freudeberauscht den weißen Schaum seiner Wogen durch einander.

Die Gesellschaft auf dem Deck war nicht nach Ständen sowohl, als nach Nationen gemischt. Das Rheinthal ist nun einmal in den Wonnemonden für alle Völker Europa's zum Corso geworden. Einige Franzosen, unter ihnen zwei junge Professoren der Pariser Universität, eilten geschäftig hin und her, sich bald von diesem, bald von jenem Rathe erholend um hier an einer Klosterruine, dort an den Trümmern einer alten Burg deutsche Romantik zu lernen. Die blonden Söhne Albions mit ihren hoch- und langgezogenen Töchtern hielten unter der aufgespannten Leinwand die schattigsten Plätze fest, streckten sich rechts und links und starrten in's Blaue; die Ladies lorgnettirten die Gegend und blätterten emsig in schönen Stahlstichen um nachzusehen ob die Natur da draußen auch wohl richtig so wäre wie sie im Buche verzeichnet stand. Wir Andern waren ein unorganischer, kunterbunter Haufe deutscher Nation, Preußen und Östreicher, Sachsen und Franken. Uns gesammten Deutschen gehört dies paradiesische Stück Land, Wasser und Luft, und doch thaten wir sehr blöde gegen einander als hätten wir uns nie und nimmermehr über den Besitz desselben vereinigen können. Aber ein rheinischer Weinhändler — er nannte sich selbst einen fidelen Weinwirth — hatte ein Mittel zur deutschen Eintracht für uns aufgefunden. Der Mann war ein runder Mann und also, wie Cervantes sagt, ein guter Mann. Er war ein Cölner und also ein lustiger Mensch der allen Leuten gern die Karnevalskappe auch mitten im Sommer über die Ohren zieht. Ich weiß nicht, hieß er Herr Mumm oder war er nur ein Seitensproß des

Digitized by Google

großen Handlungshauſes dieſes Namens das mit dem Jahrgang Elf vom Johannisberge das große weltbekannte Geſchäft machte. Herr Mumm, ich will ihn ſo nennen, ob ich ſchon nicht weiß ob er ſo hieß, Herr Mumm hatte zahlreiche Weinproben bei ſich, ließ auf dem Tiſche den er dazu in Beſchlag genommen, ein Fläſchchen nach dem andern aufmarſchieren und ſelbſt ſeine Sorten paſſirten Revue. Ich war zweifelhaft ob ſeine Laune ſo liberal war, — ſein ſplendides Haus am Rheine gilt in der That für einen Verſammlungsort aller liberalen Köpfe, — oder ob er mit ſeiner Weinprobe eine Speculation verband. Ich gehörte zu den Eingeladenen und probte mit, hielt mich aber weislich an gewiſſe Sorten die mit einander harmoniren. Vielerlei Weingeiſter, durch einander genoſſen, geben gerade ſolch ein babyloniſches Sprachgewirr wie wir's weiland am lieben heiligen römiſchen Reich erlebten, von dem wir Deutſche von heute die Fetzen mitherumſchleppen, nach einem Schneider ſuchend der ſie uns flickt. Ein Kenner ſaurer Weine, ein Conrector aus der Gegend von Meißen, gehörte mit zu den eifrigen Zungen die ſich hier ſpitzten, aber nach und nach ſtumpf wurden, die Kritik verloren und Gott einen guten Mann ſein ließen der vielleicht am jüngſten Tage mit all den Weinſorten auch nicht mehr aus und ein weiß. Der Conrector war ſehr gründlich im Studium und lief vielleicht um ſo eher Gefahr die gelehrte Haltung zu verlieren, obſchon er immerfort lachte und dabei ſehr weiſe that. Das Schleckern mit der Zunge, das Herumwälzen des Mundvolls bis zum Gaumen und wieder vorwärts bis an die Zähne, dies eigenthümliche Experiment eines gewigten Kenners hatte er ſich in der kurzen Zeit wo er am Rhein war gut zu eigen gemacht; nur ein gewiſſes ſentimentales Augenverdrehen verrieth den gelehrten Thebaner. Es gibt fromme Mienen die nur dem Frömmler eigen ſind; aber auch der Weltliche hat ſeine frommen Augenblicke, ein Weinprüfer wenn ihm der würzige Duft durch's Gehirn ſteigt, ein Conrector wenn ein ſchlagender Spruch ſeines Horaz ihm à propos über die Lippe ſpringt. Der Conrector aus der Gegend von Meißen ſenkte bei jeder neuen Sorte wohlgefällig ſein Haupt; ſein Auge fuhr dann über die Brille hinweg gen Himmel. Er ſah jeder Zeit aus als wollte er ſagen, einem Kenner Horazens ſei nichts neu unter der Sonne. Er war ſonſt ein beſcheidener, kleiner, blaſſer Mann. Sein ſtereotypes Lächeln wurde mir nach und nach verdächtig, doch hielt er ſich durchaus brav; einige Flecke Karmin die auf der gelehrten Naſe immer kräftiger auftauchten, waren offenbar ſchon ein alter Schaden aus dem Lande Meißen. Dieſer ſattelfeſte Lateiner war uns auf der Rheinfahrt äußerſt nutzhaft und lehrreich. Er war ſchon mehrmals gründlich am Rhein geweſen, das heißt in Gedanken und in ſeinen Büchern, und er ſprach in der That ſo gelehrt wie ein Buch wenn eine Römerſchanze oder irgend ein Gemäuer aus alter claſſiſcher Zeit vor unſern Blicken rechts und links auftauchte. Druſus allein hat funfzig Kaſtelle im Rheinthal erbaut; was Wunder! wenn da ein deutſcher Conrector alle Hände voll zu thun hat. Als wir bei Bacharach hielten um einige Paſſagiere zu wechſeln, nahm der liebwerthe Mann mit beſonderer Salbung ſein Glas zur Hand und ſagte mit einer Schwenkung als wollt' er den Unterirdiſchen den Tribut zollen laut und feierlich: Bacharach, Ara Bacchi! Er ſchlürfte den Reſt Hochheimer im Glaſe aus und ließ dann die letzten Tropfen auf den Boden fließen. Dann lachte er wieder ſehr weisheitsvoll als wäre er auch darüber erhaben und wolle nur den alten Uſus geneigteſt in Erinnerung gebracht wiſſen. Wir thaten ihm Beſcheid und lernten nun doch bei guter Gelegenheit woher Bacharach ſeinen Namen führt.

Der Jahrgang Sechsundvierzig ſoll leben! ſagte Herr Mumm und füllte von neuem unſere Römer.

Neben dieſem Elfer ſoll er leben! rief einer von der Geſellſchaft und erhob ſein Glas. Herr Mumm nahm das Compliment ſchmunzelnd hin, das ſeine Sorte für Elfer erklärte. Wenn der Wein heuer eine Art Elfer wird, ſagte er, dann wäre ſeine Unſterblichkeit geſichert!

Woher es nur kommen mag, ſagte ein breitſchultriger Mann mit eben ſo breiter Mundart, daß der Wein hier zu Land ſo duftig wird wie nirgend in der Welt!

Ja und ſo ſüffig! ſagte ein ſtämmiger Mann aus Baiern, der mit beiden Ellbogen ſeinen ebenfalls breiten Rücken auf den Tiſch ſtützte und ſeinen Hals zwiſchen die Schultern nahm. — Beide Männer, der Frager und der Antworter, ſaßen einander gegenüber und blickten ſich groß und ſchweigend an. Es waren zwei ſchwere diplomatiſche Fragen die Öſtreich und Baiern mit einander wechſelten.

Nä! ſagte der Öſtreicher, — er ſchien ein Deutſchungar zu ſein, wenigſtens hatte er ſeinen Wohnort in Preßburg, — was das Trinkbare betrifft, ſagte er, da haben wir ah halt gute Sorten, aber dos Gedüftel dieſes gottvollen Safts am Rhein, dos ſucht ſeinesgleichen! I woiß nit, iſt's der Nebel hier herum der

Digitized by Google

ihn ſo würzig macht, iſt's der Spiegel des Stroms, der die Sonnenſtrahlen par ricochette auf die Rebhügel zurückwirft, — i woiß nit, wos es iſt!

Das thut die Luft, Herr von Achtelhalter! ſagte lachend unſer heiterer Weinwirth.

Erlauben's! was thu' i mit der Luft? erwiederte der deutſche Ungar der durchaus den Forſcher machen wollte.

Es iſt der Strom, der Strom! ſagte der Conrector. Ein bloßer Spaziergang am Rhein hat ſchon was Würziges, was Erquickendes. Der Strom thut's, er hat was ganz eignes an ſich, er hat was — genug, er hat was an ſich.

Darüber ſchweigt Horaz, ſagte ich.

Ja und die Chemie auch! fügte der Öſtreicher erbittert hinzu, die Wiſſenſchaft iſt a Lump daß ſie uns dos nit ausmitteln kann!

Iſt kein Dalberg, ich wollte ſagen kein Chemiker da? rief ein junger Trinker, der auch gern witzig ſein wollte.

Wir werden es auch ohne Chemie ausmitteln! ſagte Herr Mumm und goß die Flaſche Hochheimer leer. — Wir ließen die alten Geiſter in der Tiefe, Herrn Mumms Weine in ſeinen Kellern zu Mainz und Cöln leben, dann auch die neuen, die werdenden Geiſter die im heiteren Sonnenlicht heranreifen; wir ließen die Erde leben die die Rebe trägt, die Luft die ſie tränkt, die Sonne die ſie wärmt. Im Lob auf Vater Rhein insgeſammt vereinigten ſich unſere Toaſte.

Wenn die Wiſſenſchaft, nahm ich das Wort, ergründen will wo der Quell des Segens ſprudelt, ſo ſoll ſie nicht auseinanderzerren was zuſammengehört. Waſſer und Erde, Luft und Licht, alles mit einander macht den deutſchen Nektar, und zum Feuer des Himmels kommt auch noch das Feuer aus der Unterwelt, denn auf vulkaniſchem Boden wächſt der beſte Wein. Das alles, auch die vulkaniſche Kraft, faſſen wir mit dem Namen Rhein zuſammen und wenn wir den Strom perſönlich machen und Vater Rhein ſagen, ſo verſtehen wir eben damit den geheimnißvollen Geiſt dem all die einzelnen Elemente dienen. Darum beteten auch die alten Völker am Fluſſe; ſie ſchrieben dem Rhein wunderbare Gaben zu. Am Vorabend zum Johannestage gingen die Frauen in alter Zeit an's Geſtade und wuſchen ſich Bruſt und Arme unter feierlichem Geberdenſpiel und leiſe hingemurmelten Sprüchen. Sie glaubten ſich von aller Schuld in der heiligen Fluth zu reinigen, und beim dämmernden Mondlicht, beim Schweigen der träumeriſch webenden Johannesnacht alle Sündenlaſt des Jahres loszuwerden.

Ach! das iſt ſchon ſo lange her, rief ſpottend Herr Mumm, ſchon ſo lange her daß es gar nicht mehr wahr iſt.

Und wir wüßten es auch nicht, erwiederte ich ihm, wenn es uns nicht Petrarca erzählte. In ſeinen ewig dauernden Worten ſteht es verzeichnet. Petrarca hat Aachen und Cöln beſucht; er ſchildert uns das Schauſpiel am Vorabend des Johannestags am Rhein. Das ganze Ufer war mit einer Schaar von Frauen und Mädchen bedeckt und der Sänger Laura's war von ihrer Schönheit ſo entzückt daß er ſein Herz hätte verlieren können, wenn er es nicht ſchon an Laura verloren hätte. Einige von den Frauen und Mädchen, erzählt er, waren mit wohlriechenden Kräutern umrankt, alle aber wuſchen ſich mit zurückgeſtreiften Gewändern die weißen Glieder im Strom, Gebetsſprüche flüſternd. Wie beneide ich Euch, ſagte der Dichter, glückſelige Anwohner des Rheins, daß der Fluß Euer Leid hinwegnimmt, während uns weder Po, noch Tiber davon reinigen können!

Der Conrector unterſtützte mich mit Citaten und ſagte: recte, bene! obſchon er der Meinung war, ich hätte nicht ſtricte vertiret.

Der Glaube thut's! ſagte ein bisher ſchweigſamer Mann, der während ich auf dem Feldſtuhl ſaß hinter mir geſtanden und ſich jetzt über meine Schulter herunterneigte. Ein brauner, bis an den Hals übereinandergeknöpfter Rock deckte die mittlere, angenehme, mäßig beleibte Geſtalt des Fremden der ſich zum erſten Male mit dieſem Worte in unſer Geſpräch miſchte. Sein ernſtes, aber behäbiges Geſicht war freundlich geröthet, die volle Wange war bis über die Schläfe hinauf glatt raſirt, ſein ſchwarzes langes Haar in Locken hinter's Ohr zurückgeſtrichen, das weiche Schmunzeln um die Lippen hätte faſt ſeinen Stand verrathen. Ich blickte nach ſeinen Füßen. Der geiſtliche Kanonenſtiefel fehlte; der Mann trug ein einfaches, ſchwarzes Beinkleid; den runden ſchwarzen Hut, für einen Weltlichen eine ſonſt ungewöhnliche Kopfbedeckung auf Reiſen, hatte er noch nicht gelüpft. Seine Theilnahme an der Unterhaltung war bisher eine ſtumme Aufmerkſamkeit geweſen; er war ausgewichen als jeder von uns ſein ſpecielles deutſches Vaterland eingeſtand. Vom edlen Rebenſaft des Herrn Mumm hatte er nur wenig genippt.

Der Glaube thut hier wie immer im Leben das Beſte! wiederholte er mit ſeiner wohltönenden Stimme.

Digitized by Google

Den Völkern iſt der Strom heilig geweſen, und darum blieb auf ihm der Segen ruhen. Nicht die Rebe iſt's allein, denn die iſt häufig aus andern Orten, ſogar aus Bordeaux hergebracht; nicht die Scholle Landes thut's allein, nicht die Sonne, nicht die Lage der Berge. Es iſt eben alles zuſammen, und wo alles Einzelne richtig zuſammengreift, da haftet der Glaube daran, unzerſtörbar, geheimnißvoll.

J ſo ſchlag' aner das Faß entzwei! rief der Öſtreicher der durchaus Logiker ſein wollte, dos iſt halt umgekehrt! Weil mir der Woin ſchmeckt, glaub' ich an ihn; er ſchmeckt mir nit weil ich an ihn glaub'!

Ein Hyſteron Proteron! lächelte der Conrector mir zu.

Beides greift in einander über, ſagte der Mann im braunen Oberrock, Urſache und Wirkung laufen zuſammen, die eine trägt die andere und beide rufen ſich wechſelsweiſe hervor.

Da muhß i ſcheen bitten! rief Herr von Achtelhalter.

Erlauben! unterbrach ihn freundlich der Braune. Sie gehen ſchon mit dem guten Glauben an dies Glas Wein. Schon der Anblick des grünen Römers erweckt gewiſſe Vorſtellungen, reizt die Phantaſie und erſt mit dieſer Empfänglichkeit ſind Sie im Stande den Werth des Weines zu ſchätzen. Das erſte Glas Wein, die erſte Pfeife Tabak hat ſelten jemanden gemundet; es gehört eine geiſtige Vorbereitung dazu und eben der Glaube an die Sache iſt es der die Sache werth macht und zu ihrem Genuß befähigt. Ich habe ſelbſt im Lande Meißen manch gut Glas Rothen getrunken. Er war von Burgunder Reben, er war vortrefflich, aber weil man ihn Meißner nannte, hatte er keinen Credit. Das iſt eben der Glaube, der Credit. Die Weinhändler in Sachſen verkaufen ihn als Bordeaux und dann ſchmeckt er den Leuten ausgezeichnet. Mit dem Schaumwein iſt es nicht anders.

Das hat was an ſich, hat was für ſich! ſagte der Conrector deſſen Patriotismus ſich geſtachelt fühlte als er für ſein Meißner Gewächs eine Chance eröffnet ſah.

Ja, ja, der Glaube thut's, der Glaube macht ſelig! ſagte Herr Mumm mit einer verſteckten Parodie. Wie iſt doch gleich die Geſchichte von der Heiligen zu Cobleng, die trocknen Fußes über den Rhein ging? Das Waſſer trug ſie ſo lange der Glaube ſie hielt; es wich unter ihren Schritten ſobald ein Zweifel in ihr aufſtieg. Und unſere guten Vorfahren ließen auch ihre neugeborenen Kindlein die Waſſerprobe beſtehen, falls ſie deren Ächtheit beargwöhnten. Sie tauchten ſie in den Strom; die ehelichen ſchwammen ſacht an's Ufer, die unächten riß der Strudel mit ſich fort. — Das iſt auch ſchon ſo lange her daß es nicht mehr wahr iſt! fügte er lachend hinzu.

Alſo kamen unächte Kinder wirklich ſo früh ſchon am Rheine vor? flüſterte mir der Conrector zu.

Ich wollte ihn fragen ob ſich nicht wenigſtens im Petrarca eine Beweisſtelle dazu finden ließe; aber unſer Öſtreicher, der Herr von Achtelhalter, hatte den Scrupel des Conrectors vernommen. O Ihr da von Niederdeutſchland! rief er zornig, thut nur nit ſo ſtolz mit Eueren orthodoxen Sitten und dünkt Euch nit ſo tugendhaft! Das Leben in Oberdeutſchland iſt leichter und freier, und Ihr ſchelket uns ſanguiniſch. Die Frauen am Rhein ſind heiterer, hingebender, ſie ſind halt gerade ſo was man mundrecht nennt. Die Frauen am Rhein ſollen leben!

Das Hoch fand ſtürmiſchen Anklang ſo ſchlecht es eingeleitet war. Der Conrector kicherte über das Wort »mundrecht,« drückte die Augen zu und ſchnippte mit den Fingern als hätt' er im Text eine falſche Lesart, ein monstrum, entdeckt. Der Braune hatte ſich entfernt, während Andere, auch Leute vom Platze der zweiten Kajüte, von der lärmenden Luſtigkeit herbeigelockt, ſich zu unſerem Tiſch geſellten, der auf der Grenzſcheide zwiſchen den Paſſagieren erſter und zweiter Claſſe ſtand. Unter den Perſonen die zu dieſer letztern gehörten, trat auf Herrn Mumms Einladung ein junger blonder friſcher Burſche heran und that ihm mit dem dargebotenen Römer Beſcheid. Es war ein Tiſchlergeſell aus der Oberpfalz, der lange in Cöln gearbeitet hatte und nun nach Luxemburg wollte. Wer mit trinken will, muß auch eine Rede halten, ein Vivat ausbringen! hieß es von allen Seiten.

Der junge Oberpfälzer ſah uns verdutzt an und lächelte blöde drein. Zwei Bonner Studenten die ſchon längſt ihre Kehlen gewetzt hatten, ſtimmten plötzlich das Beckerſche Lied an:

Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein!

Aber man ließ ſie nicht ungeſtört weiter ſingen. Einige von der Geſellſchaft fielen ſpöttiſch ein, verhöhnten mit lachender Geberde den wimmernden Ton der Melodie und zerrten den Schluß: Schöner freier deutſcher Rhein! proſaiſch platt und breitmäulig aus einander. Ein Paar gute Burſche ſangen die Strophen querfeldein nach dem alten Deſſauer; Andere ſchwatzten kritiſirend drein und läſterten das ſchwache, aber gutgemeinte Lied zu Schanden. Becker's Gedicht das zu

Digitized by Google

rechter Zeit in die Welt gekommen, funfzigfach componirt die Runde gemacht durch alle Gauen, erlag ſo raſch dem bittern Spotte derſelben Deutſchen die es erſt jubelnd geſungen. War es nicht als habe ſich Deutſchland für ſeinen vorſchnellen Enthuſiasmus an dem unſchuldigen Liede rächen wollen? — Die Stimmung der Geſellſchaft ward immer ſtürmiſcher, die Unterhaltung drohte in politiſchen Fanatismus überzugehen, die babyloniſche Sprachverwirrung war im beſten Zuge.

Da möcht' i wol wiſſen, ſchrie der Öſtreicher dazwiſchen, worum der Rhain halt frai haißen ſollt'! Wann's der Donauſluhß nit eben ſo gut ſain kann!

Die Bonner Muſenſöhne lachten Chorus. Die Donau! riefen ſie, die iſt ja halb ungariſch und türkiſch!

Und die Ruſſen verſtopfen ihr mit Koſakenpiken die Mündung! ſchrie ein Anderer dazwiſchen.

Ja und der Rhain! entgegnete Herr von Achtelhalter, dem könnten's die Mündung mit Baumwollenballen zuſtopfen wenn er noch Luſt hätt' 's Maul aufzuthun und ſich nit lieber im Sand verlör'! Und die Schwaiz wo er geboren iſt —

Seine Quellen ſind deutſch! riefen die Studenten mit Andern.

Ja, ſcheen daitſch! lachte der Öſtreicher und ſchlug ſich auf die Schenkel. Sich d'Köpf' zerzauſen und d'Jacke ausklopfen doß es nur ſo raucht: haißt dos daitſch ſain? Und a Daitſch verführen die Herren Schwaizer! — na, i bidaure den ormen Vatter Rhain doß er als klainer Bub' ſo an Daitſch mitanhören muhß! Schlecht daitſch iſt der Rhain und frai iſt er ah nit!

Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schweizer halten feſt ſein Haupt!

ſang ein luſtiger Kerl aus dem Haufen heraus das Heine'ſche Spottlied das einen ſchallenden Anklang fand.

Der Conrector nahm mich beim Arme und flüſterte mit leiſe zu: Im Grunde iſt der Rhein auch gar nicht deutſch!

Weil der Elſaß nicht mehr zu uns geh örte? fragt' ich ihn.

Ich meine den Namen des Stromes, ſagte der gelehrte Menſch, Rhein, Rhenus, kommt vom Keltiſchen her!

Hol' dich der Kukuk, Philologie! knirſchte ich vor mich hin und drehte ihm den Rücken.

Herr Mumm hatte mit dem Korkzieher gegen ſein Glas das Zeichen gegeben daß er die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich zu lenken wünſchte. Er bat um's Wort und wir hofften auf eine verſöhnende Rede. Meine Herren! begann Herr Mumm, es kann keine Frage ſein ob der Rhein deutſch iſt. Der Mittelrhein iſt es. Von da an wo die größere Schiffahrt beginnt, von Speier bis über Bonn hinunter hatten und haben deutſche Völkerſchaften ihre Sitze. Anders aber ſteht die Frage ob der Rhein frei iſt. Meine Herren, ich will Ihnen ſagen wovon der Rhein frei iſt und wem er dieſe ſeine Freiheit verdankt. — Ich habe Ihnen den Rheinfels gezeigt, auf welchem die Grafen von Katzenellenbogen gehauſt um den Schiffern fauſtrechtlich den Zoll abzunehmen. Der rheiniſche Städtebund hat weiland vierzehn Monate lang das Raubneſt belagert, aber der deutſche Kaiſer beſtätigte ſeinen Getreuen den Zoll. Solcher rechtmäßig von Kaiſer und Reich anerkannter Raubzölle zählte man am Rhein ſolange er deutſch war, dreißig. Die Franzoſen erſt haben den Rhein — mit Erlaubniß zu ſagen — frei gemacht, frei von der Nichtswürdigkeit all der vertragsmäßig eingeführten Zollplackereien mit denen die Deutſchen ſich gegenſeitig ihren Verkehr belegten. Die Franzoſen haben auch im Jahre 1800 das Verdienſt gehabt den großen Unkelſtein zu ſprengen. Und mit der Beſeitigung der natürlichen Hinderniſſe ging die Aufhebung der künſtlichen Sperren bei ihnen Hand in Hand. Die Abgaben die die Deutſchen unter einander ethoben, waren faſt hinderlicher für die Rheinfahrt als Stromſchnellen, Felſenbänke, Bingerloch und all das wilde Gefähr und Geſtrudel. Dazu gehörte das Unterſchlagerecht in Cöln und Mainz, die Gilten, die Rangfahrten und wie all der gezwungene Stapel hieß. Napoleon, meine Herren, hat das zuerſt eingeſehen und in dem 1804 zwiſchen Deutſchland und Frankreich geſchloſſenen Rheinſchiffahrtsvertrage wurden die Abgaben weſentlich vermindert, der Willkür der Beamten in Erhebung derſelben ein Ende gemacht. Es gab bis dahin in der That am Rhein ein ſyſtematiſirtes Fauſtrecht und Raubhandwerk, gleichviel ob es die Regierungen oder die Raubritter und die Gilden trieben. Nach dem Falle Napoleons, — er hat nicht lange genug gelebt für die Welt! — ſahen die Fürſten nun wohl ein daß ſie dabei nicht ſchlecht fuhren; es gehen nach den Erleichterungen im Verkehr jährlich fünf Millionen Centner ſtromab und auf. Man ließ das Napoleoniſche Syſtem — denn es war ſchon eingebürgert und eingewohnt — beim Alten bewenden, und ordnete darin noch weiter was nachträglich nöthig ſchien. Im Pariſer Frieden that man ſehr groß mit der Acte von der freien Schiffahrt auf dem Rhein; man decretirte ſogar die Ausdehnung dieſer

Digitized by Google

Freiheit jusqu' à la mer. Aber Monheer hat das nicht recht verſtehen wollen, er hat nicht: bis i n's Meer, ſondern: bis an's Meer überſetzt. Monheer nimmt Zoll an den Mündungen; die Herren vom Wiener Congreß überlaſſen jedem Fremdling die Deutung ihrer Beſtimmungen. Geſtehen Sie aber ſelbſt, meine Herren, wem der freie Rhein, wenn er frei iſt, dieſe ſeine Freiheit verdankt! —

Eine peinliche Stille lag auf der Verſammlung als der heitere Rheinländer ſchwieg; er hatte damit ein Glaubensbekenntniß abgelegt das Viele theilten, das Einige beſchämte, Jedem aber für den Augenblick den Muth nahm ein Gegenwort zu ſprechen. Alsbald wälzte ſich die politiſche Debatte von neuem chaotiſch heran; die einmal entfeſſelten Geiſter wollten nicht zur Ruhe kommen, wußten keinen Abſchluß zu finden.

Laßt uns ein Lied ſingen! rief ich, ein Lied das Allen mundrecht iſt.

Recht ſo! ſtimmten mir Viele bei, ein Lied das Alle aus Herzensgrunde ſingen können!

Aber nur a naies! rief der Deutſchungar, nur a naies Lied.

Bei einem Glaſe alten Weines, entgegnete ihm der Conrector aus Sachſen, da ziemt ſich wohl auch ein altes gutes Lied.

Dann ſing' i nit mit! brummte Herr von Achtelhalter und ſuchte ſchläfrig mit ſeinem breiten Rücken nach einer guten Poſition.

Wie wär's? fuhr der Conrector fort, wenn wir auf den guten Hölty zurückkehrten, der den Rhein nicht geſehen haben mag, aber doch ſo ſchön zu dichten wußte:

Ein Leben wie ein Paradies
Gewährt uns Vater Rhein!
Ich geb' es zu, ein Kuß iſt ſüß,
Doch ſüßer iſt der Wein!

Das iſt a gar dummes Lied! fuhr der Öſtreicher ſtürmiſch auf. Wer den Woin beſingen will, braucht mir den Kuß nit zu läſtern. Es iſt halt mit der Freiheit ah an übles Ding wenn der Eine den Andern über Bord werfen will.

Liebe deutſche Verwirrung! dacht' ich ſtill für mich. Sie können ſich nicht einmal über ein Lied vereinigen!

Die Bonner Muſenſöhne erbarmten ſich der kritiſchen Verlegenheit und wußten Aushülfe. Sie ſtimmten an und Chorus fiel ein.

Man braut Bier im Land zu Meißen,
In Baiern, Pommern und in Preußen,
Gott Lob, die edle Pfalz allein
Gibt uns und ihnen guten Wein!

Wir können vieler Ding' entbehren,
Auch dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer ſein
Die Weiber haſſen und den Wein!

Obſchon das auch kein Bundeslied iſt das alle deutſchen Stämme gern mitſingen, ſo war doch der Öſtreicher wenigſtens zufrieden daß man die Weiber nicht ausſchloß wenn man den Wein leben ließ. So iſt's recht! rief er und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; das Eine thun und das Andere nit laſſen· ſo iſt's halt bei uns Stylus! Wer nit liebt Woin, Woib und G'ſang, der bleibt ein Nahrr ſein Lebelang!

Ein Spruch vom Ketzer Luther! raunte ich ihm in's Ohr, da ich dicht hinter ihm ſtand. Er blickte auf, ſah mich groß an, wandte ſich aber unwillig fort und murmelte: Ah wos! Ketzer oder Chriſt, Jud' oder Haid'! Wann der Menſch nur g'ſund iſt! Beim Woin iſt's all ains!

Wie ich zurücktrat, ſtand der Mann im braunen Oberrock hinter mir; ſein dunkles Auge ſah mich aus dem runden blühenden Geſicht ruhig fragend an. Die Weinlaune mochte auch bei mir rege genug ſein um Streit und Händel zu ſuchen. Ich hab' ihm den Dichter ſeines Reimſpruches genannt, ſagt' ich ihm, auf den Öſtreicher deutend, und er meint, beim Wein ſei alles eins, Lutherthum und Römerthum, jeder Glaube gleich viel!

Er meint: gleich wenig! verbeſſerte der Braune meine Rede.

Sie ſcheinen von dem alten Spruch: in vino veritas! nichts zu halten? fuhr ich fort.

Der Wein thut's nicht! entgegnete er mit beſcheidener Zurückhaltung. Der Wein ſteigert nur die Lebensgeiſter und bringt, je nachdem dieſe ſind, Verſtand und Unverſtand zum Vorſchein. Der Wein iſt ſchon ſo oft beſungen, jedes Zeitalter hat andere Lieder und Sprüche auf Gott Bacchus gedichtet, bald ſtark, bald ſchwächlich, je nachdem die Menſchen waren.

Sehr wahr! ſagte ich, und Luther, däucht mir, hat das ſtärkſte Lied beim Glaſe Rheinwein geſungen, ein Lied das uns das Mark durchſchüttelt, uns Herz und Nieren ſtärkt. — Ich weiß nicht, wie es mich anwandelte, den Mann in ſeinem Glaubensbekenntniß ſondiren zu wollen.

Der Reformator Martin Luther hat manches Tiſchlied gedichtet! ſagte der Braune und lugte mich forſchend an als wollte er hinzuſetzen: Hat auch auf dich der Saft gewirkt?

Ich meine kein Loblied auf Gott Bacchus! fuhr

Digitized by Google

ich fort, ich meine ein Lied, dem alten Gott Zebaoth geſungen in Sturm und Todesnoth, ich meine das glaubensſtarke heilige Lied: Ein' veſte Burg iſt unſer Gott! Das Lied hat Luther da unten in Oppenheim bei einer Kanne Nierenſteiner gedichtet. Ich war dort, ich habe mir die Kunde beſtätigen laſſen und ich glaube daran, und wenn es der Glaube thut, ſo thut er's eben und es iſt richtig!

Es war vielleicht als Martin Luther nach Worms zum Reichstage ging? fragte der geiſtliche Mann aus Belgien; denn das war er, wie ich ſpäter erfuhr.

Ganz richtig, nach Worms in das er ſich hineinwagte, und wenn auch dort ſoviel Teufel wären wie Ziegel auf den Dächern! Sein braver Kurfürſt ſorgte für einen guten Trunk und ſo hat der Glaubenshelb wenigſtens nicht Durſt gelitten. An Luther kann man wahrnehmen wie der Rheinwein auf eine ſtarke Seele wirkt.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollten uns verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen!

Das hat er damals auch gedichtet und mich dünkt, das ſei ein Wort wie ein Felſen, — ein weit feſterer als der Felſen den Sanct Petrus vorſtellen ſoll! —

Ich war mit meinem ernſten, ſanften Mann im beſten Zuge um herauszubringen wes Geiſtes Kind er war. Aber die Geſellſchaft erhob wieder lauter ihren Streit; wir waren an den Rand des Schiffes getreten und konnten doch nicht mehr zu Worte kommen. Wir ſtanden und muſterten uns mit halb verdächtigen, halb theilnehmenden Blicken.

Herr Mumm hatte inzwiſchen den Tiſchlergeſellen aus der Oberpfalz bei der Hand ergriffen und in den Kreis gezogen, gebot jetzt mit klingendem Glaſe Stillſchweigen und rief: Hier hat jeder geſprochen; auch der Handwerksburſch aus Franken muß zu Worte kommen. Friſch! eine Rede gehalten! Wer mittrinken will, muß auch mitreden! Der Franke bittet um das Wort!

Alles horchte hin und blickte auf den jungen blonden Menſchen der mitten im Kreiſe ſtand, den Hut abnahm und ſchüchtern um ſich blickte. Ja, reden kann i nit, ſagte er lächelnd, blos ſingen.

Na, an Lied, an naies Lied, dos iſt's ja eben was wir wollen! rief der Öſtreicher, ſeh' mir einer die Einfalt!

Es ward Stille geboten und der Jüngling aus der baieriſchen Pfalz begann mit heller lauter Kehle:

Es war einmal ein Zimmerg'ſell —

Warum denn kein Tiſchlerg'ſell? fuhr Herr von Achtelhalter dazwiſchen.

Ruhig Öſtreich! donnerten mehrere Stimmen. Öſtreich wurde zur Ruhe verwieſen, was wohl im Laufe der Weltgeſchichte ein ſeltener Fall war, und der Pfälzer konnte zu Worte kommen, das heißt zum Geſang. Sein Lied war die beſte Feier des Rheinland's, das beſte neue Rheinweinlied nach dem wir geſucht. Es beſingt nicht den Wein, ſondern die Wirkungen des Weines*).

Es war einmal ein Zimmerg'ſell,
Ein jung friſch prächtig Herz,
Der baut' dem alten Markgrafen ein Haus,
Das bracht' ihm Harm und Schmerz.

Sowie das Haus zu Stande war,
Viel hundert Klaftern tief,
Da ward er müd' und legt' ſich hin,
Der Zimmerg'ſell, und ſchlief.

Die Frau Markgräfin kam und ſchaut',
Den Zimmerg'ſelln zur Stund'.
Sie bückt' ſich über ihn und ſprach:
Hier küß mich auf den Mund!

Ach nein, ach nein, Frau Markgräfin,
Das brächt' uns beiden Schand'!
Er wehrte ſich, er ſträubte ſich
Und küßt' ihr g'ſcheit die Hand.

Doch wie ſie nun beiſammen war'n,
Sie meinten, ſie wär'n allein,
Der Zimmerg'ſell faßt ſich ein Herz
Und küßt ihr d' Lippen fein.

Ach mein Herr Markgraf! ſchreit der Bub',
Der heimlich das geſchaut. —
Das Donnerwetter ſoll ihn hol'n!
Raſch einen Galgen g'baut!

Der Galgen ſtund. Der Markgraf rief
Zu ſeinen Mannen all'n.
Und hat er nicht den Tod verdient?
Sprach er zu ſein'n Vaſalln.

Doch wie ſie nun die Frau Gräfin ſah'n
So ſchneeweiß jung und fein,
Da ſprachen ſie, da riefen ſie:
Herr Markgraf, haltet ein!

Der Zimmerg'ſell der büßt den Tod,
Weil er ihr küßt' den Mund!
Herr Markgraf, ſchaut die Lippen roth:
Wir thäten's all' zur Stund!

Da ſtutzt' der Markgraf ſehr und ſprach:
Wir woll'n ihn leben lahn,

*) Ich gebe es möglichſt allgemein deutſch ohne ihm ſeine naive Provinzialfarbe zu nehmen. Im maleriſchen und romaniſchen Rheinland (S. den ſechsten Theil des maleriſchen und romantiſchen Deutſchlands, Leipzig bei Georg Wigand) ſteht das Lied ganz anders, mit Zuſätzen und Ausweitungen die es ſtören. Karl Simrock ſagt, es würde am ganzen Rhein von den Quellen bis zu den Mündungen, aber überall anders geſungen. Mag es denn jeder ſingen wie er will; wie es der Handwerksburſch gab, kommt die Ballade am meiſten zu ihrem Rechte.

Digitized by Google

Weil keiner unter uns allen hier
Der das nit auch gethan!

Die Geſellſchaft hatte mit großem Wohlgefallen das Lied bis zu Ende angehört. Nur Herr von Achtelhalter unterbrach noch verſchiedentlich den Geſang des Pfälzers, freilich diesmal wider Willen. Er war eingeſchlafen und ſank, des ſüßen Weines voll, von der Lehne des Seſſels mit geſpreizten Beinen langſam abwärts unter den Tiſch. In zwei Stößen bezeichnete er die verſchiedene Lage die er erſt halb hängend, dann platt am Boden liegend einnahm, während er mit knurrigen Worten um ſich brummend weiter ſchlief. Nun er das Lied nach dem er geſchrieen, erlangt hatte, war er unfähig geworden es zu genießen. Möchte es ſeinem Volke und allen Völkern nicht ſo mit der Freiheit gehen nach der ſie rufen!

Er ſchläft! ſagte Herr Mumm, in gedehntem Tone Mephiſtopheles parodirend wie dieſer ſich über den eingeſchlafenen Fauſt herüberbückt. Wurſt wider Wurſt, Herr von Achtelhalter! — Vorig Jahr hat er mir mit ſeinem Ungar zugeſetzt, dieſer Weingüchter an der Donau; heuer büßt er für ſeinen Unglauben an Vater Rhein.

Iſt der werthe Mann ein Reiſender in Wein? fragt' ich.

Er macht in Wein, wie ſie in Leipzig ſagen, erwiederte Herr Mumm. Er iſt eine ausgepichte Natur, ein feuerfeſter Trinker, und doch hat er mir im Duell auf Wein erliegen müſſen. Das Rheinland nimmt's noch allezeit auf mit Ungarn. Wenn er aufwacht, — Sie ſind Zeugen, meine Herren, — dann will ich ihn auslachen. —

Die Weinprobe hatte alſo ihren Zweck gehabt, und wir Andern waren blos die Secundanten beim Duell geweſen.

Unſer Dampfſchiff hielt in Bingen. Der Perſonenwechſel war dort wieder ſehr lebhaft. Auch der Tiſchlergeſell aus der Oberpfalz verließ uns; mehrere ſeiner Genoſſen griffen ebenfalls zu ihren Ränzeln und ſprangen in den Nachen der ſie an's Land bringen ſollte. Der wortkarge und geſangreiche Franke gab auch beim Abſchied ein Lied zum Beſten als Herr Mumm ihm die Hand bot. Es war das bekannte Handwerksburſchenlied das in ſeiner komiſchen Treuherzigkeit den Rhein mehr feiert als manche ſtolze Ode die ihm geſungen iſt.

Es iſt eine harte Nuß
Daß ich vom Rheine ſcheiden muß!

ſang der luſtige Menſch mit ſchmetternder Stimme in's Gebrauſe der Dampfräder die von neuem mit voller Kraft zu arbeiten begannen. — Wie hab' ich immer dieſe wandernden Handwerksburſchen, dieſe Arbeiter, dieſe Proletarier beneidet! Nicht weil ihnen die Zukunft Europa's gehört, — das iſt ſo eine von den utopiſchen Gedankenqualereien unſerer müßigen Abſtraction, — ſondern weil ihnen in ihrer culturloſen Heiterkeit die Welt ſo frei und offen daliegt. Dieſe Handwercker feiern auf der Wanderſchaft ihre Studentenjahre, während der junge Gelehrte auf der Hochſchule kaum noch ſingen darf: Ein freies Leben führen wir! Das Wandern hält Leib und Seele friſch und der Verkehr in vieler Herren Ländern macht gewandt und klug. Über das Inſtitut der Polizei ſtellt keiner von ihnen, wenn er ſich nicht einbildet ein Communiſt zu ſein, metaphyſiſche Betrachtungen an; wer fleißig iſt, braucht nicht zu fechten, nicht zu betteln, und wer wenig Bedürfniſſe hat, dem gehört auch ohne Communismus die Welt.

Ich hab' mein Sach auf nichts geſtellt, juchhe!
Drum iſt ſo wohl mir in der Welt, juchhe!

So klang es noch von Bingen zu uns herüber, als die wandernden Geſellen lauteten. Sie ſchwenkten die Hüte, ſie riefen das Juchhe ſchmetternd hinaus in die Luft.

Wie die flotten Burſche das köſtliche Goethiſche Lied genießen, ohne von Goethe ein Wort zu wiſſen! dacht' ich ſtill für mich. Das iſt auch ein Rheinweinlied, nur daß es die Deutſchen ſo ſelten beim Weine ſingen! In Goethe's Dichtungen athmet ächter Rheinweingeiſt. So ein Fauſt ſchmeckt wie alter, ſchwerer, ein Jahrhundert lang abgelagerter Markobrunner. Und jene kleinen Lieder die ihm von früh bis ſpät in's hohe Alter leichtbeſchwingt und flügelſchnell aus dem frohen Herzen fliegen, das ſind die kleinen angenehmeren weicheren Rebſorten die hier und da an den grünen Bergabhängen im wehenden Luftzug unter der lachenden Sonne gedeihen. Süße Heiterkeit duftet ihre Blume, trauter Frohſinn und eine jubelnde Luſt, die Welt in ihrer ganzen Schönheit zu fühlen, durchſtrömt uns mit ſolchem Trank. Der Menſch im Rheinland iſt einmal ſehr fromm, tief und ſtark geweſen; da hat er ſich jene Dome gebaut, die gen Himmel ragen und an denen unſer Gedanke kaum noch in die Höhe klettert. Jetzt ſcheint die Welle des rheiniſchen Bluts leichter zu fließen; der Charakter des Rheinländers von heute iſt ſprudelnder Frohſinn, — vielleicht auch Leichtſinn? — Ja, da liegt's. Und ob dereinſt noch Stürme kommen mögen, wenn wir den Drang des Ernſtes abgeſchüttelt?

Ich verſank in eine Hamletſchwermuth und brütete ſo hin. — Vielleicht war das auch nur eine Wirkung des Hochheimers den uns Herr Mumm credenzt.

Digitized by Google

Moloch.

Eine Tragödie von **Friedrich Hebbel.**

Erſte Scene.

(Wald und Meer. Im Walde der Moloch.)

Hieram.

Ich hab' das Schiff, das uns durch's Weltmeer trug,
In Brand geſteckt. Thät'ſt Du, was ich gebot?

Rhamnit.

Sieh hin!

Hieram.

Durch wilder Eichen krauſes Laub
Blickt ſtarr und ehern mich der Moloch an.
Mir däucht, hier ſteht er beſſer als er je
Noch in Karthago's ſtolzen Mauern ſtand!

Rhamnit.

Karthago!

Hieram.

Willſt Du weinen? Weine nicht!
Das that der Römer Scipio für Dich!
Das Feuer hatte ſeinen Dienſt gethan,
Nun hätt' er's gerne ausgeweint, damit
Kein Funke übrig bleibe für ſein Rom!
Der Moloch glüht noch nicht!

Rhamnit.

Er thut es bald!

Wo aber iſt das Opfer?

Hieram.

Schon bereit!

Rhamnit.

Du ſprichſt in Räthſeln.

Hieram.

Iſt's zum erſten Mal?

Rhamnit.

Nein, doch man wird es müde mit der Zeit!

Hieram.

Du haſt mich nie befragt.

Rhamnit.

So frag' ich jetzt.

Hieram.

Dir wird die Antwort werden die Du willſt.

Rhamnit.

So ſprich, was ſinnſt Du?

Hieram.

Wer ich bin, nicht erſt?

Rhamnit.

Das weiß ich.

Hieram.

Weißt Du?

Rhamnit.

Ja, Du biſt der Greis,
Von dem es heißt, daß er nicht ſterben kann —

Hieram.

Daß er nicht ſterben kann, bevor er Rom
In Flammen ſtehen, wie Karthago, ſah!
Das glaub' ich ſelbſt! Die Rache lebt in mir:
Wie ſollt' ich ſterben, eh die Rache ſtirbt,
Und eh ſie ſatt iſt, ſtirbt die Rache nicht!

Rhamnit.

Mit Haaren, ſilberweiß, doch lang und voll,
Mit Zügen, die der Grimm verſteinert hat,
So ſah ich ſchon, da ich noch Knabe war,
Dich auf dem Markt, ſo ſeh' ich Dich noch heut.
Wir Kinder ſtarrten Dich mit Schaudern an.
Die älter'n flüſterten den jüngern zu:
Der hat an Remas Pforten mit gekloft!
Und wenn der Wind in Deinen Locken ſich
Verfing und ſie bewegte, war es uns,
Als ob wir etwas Wunderbares ſäh'n.
Doch, als ich hörte, daß Dich einſt ein Wurm
Geſtochen, ohne daß Du es bemerkt,
Da kam's mir vor, als müßte es ſo ſein!

Hieram.

Du weißt mit alle dem nicht, wer ich bin!

Rhamnit.

Du biſt ein Unterfeldherr Hannibals!

Hieram.

Ich bin ſein Bruder, bin Hamilcar's Sohn!

Rhamnit.

Der biſt Du nicht! Denn Hamilcar's Geſchlecht,
Das kenn' ich wie die Finger meiner Hand.

Hieram.

Vernimm! Er hat im fernen Spanien
Mit einer Königstochter mich gezeugt,
Die er gewaltſam für ſein Lager warb;
Sie aber, eh ſie meiner noch genas,
Iſt wieder zu den Ihrigen entflohn,
Und erſt, als ſie im Sterben lag und viel
Vom Hamilcar im Traum des Fiebers ſprach,
Hat ihre Dienerin es mir entdeckt.
Da eilt' ich nach Karthago, trat in's Heer
Des Hannibal —

Rhamnit.

Und wie empfing er Dich?

Hieram.

Wie Jeder, welcher kam mit einem Schwert,
Und fragte, gegen wen zu kämpfen ſei!

Rhamnit.

So ſagteſt Du ihm nicht —

Hieram.

Ich ſagt' ihm Nichts!
Die Arme über ſeine Bruſt gekreuzt,
Mich überfliegend mit dem flücht'gen Blick,

Digitized by Google

Den keine Narbe noch zum Weilen zwang,
Stand er vor mir und ſprach: es geht nach Rom,
Und wenn Du Etwas dort zu ſuchen haſt,
Ein Weib, ein Haus, ein Königreich vielleicht,
So folge mir, ich geh' den nächſten Weg!
Ich aber ſchwur mir zu: ich ſag's erſt dann,
Daß ich der Sohn von ſeinem Vater bin,
Wenn er zu wünſchen anfängt, daß ich's ſei,
Und ſollte er mir ſeine Arme auch
Erſt öffnen, wenn ich Romas Thor geſprengt
Und in den Brand das Capitol geſteckt!
Wir kamen nicht nach Rom, und keine That,
Die ich vollbrachte, zwang den hohen Neid
Ihm ab, durch den ein Halbgott anerkennt.
Drum hat er nie erfahren, wer ich bin;
Nicht einmal, als er ſeines Bruders Kopf,
Den ihm der Römer Hohn wie einen Ball
In's Lager warf, begraben ließ, und ich
Dem Sclaven, der ihn fortttrug, ihn entriß.
Ich küßte ihn, er ſah mich an und ſchwieg.

Rhamnit.

Er war —

Hieram.

Nichts mehr von ihm! Gedenk' ich ſein,
So haſſ' ich dieſes Rom nicht mehr wie ſonſt.
Er hatt' ihm auf den Nacken ſchon den Fuß
Geſetzt, und rief: nun reicht mir ſchnell mein Schwert!
Karthago aber brach es ihm entzwei
Und hieb den ſtarken Rächerarm ihm ab.

Rhamnit.

Karthago hat gebüßt.

Hieram.

Es hat gebüßt!
O, faßt es denn ein menſchliches Gehirn?
Die reiche, große, königliche Stadt,
Die zu beleuchten froh die Sonne ſchien,
Und die zu tragen ſtolz die Erde war,
Iſt nun nicht ſo viel mehr, wie dieſer Klang,
Der, einſt ihr Name, Deinem Mund entſchwebt!
Nur noch auf Deinen Lippen feiert ſie
Ein kümmerliches Auferſteh'n, Du bauſt
Sie aus dem Alphabete wieder auf
Und gibſt für jeden Thurm, der ſie geſchmückt,
Ihr kaum ein Zeichen! Moloch, werde roth!

Rhamnit.

Du ſchmähſt den Gott, und rettetest ihn doch,
Als ich, der Oberprieſter, übermannt
Von all dem Weh, dem er nicht ſteuerte,
Verzweifelnd gegen ihn die Art erhob!
(Er ſinkt vor dem Moloch nieder.)
Vergib den Frevel, Ewig-Schweigender!
Erwäge daß ich eine Mutter ſah,
Die in des Wahnſinns Raſerei ihr Kind
Mit eignen Händen in die Flammen warf,
Und dann, als hätt' ein Römer es gethan,
Das Haar ſich raufte und die Bruſt zerſchlug,
Bis endlich ſie ein Haus zerſchmetterte.

Hieram.

Steh auf!

Rhamnit.

Sprichſt Du für ihn?

Hieram.

Ich kann's nicht ſehn!

Rhamnit.

Du kannſt nicht ſeh'n, daß man vor ihm ſich beugt,
Und haſt ihn doch vor meiner Art beſchützt,
Haſt aus Karthago's Gluthen ihn entführt
Und ihn durch's weite Meer hieher gebracht?
Das faſſ' ich nicht! Ich aber flehe ihn
Nicht blos um Tilgung meiner Sünden an,
Ich dank' ihm auch daß er in Sturm und Fluth,
So wenig wir's verdienten, uns beſchirmt,
Denn ohne ihn wär' unſre Ruß von Holz
In jener böſen Nacht, — Du wirſt, wie ich,
Sie nie vergeſſen, — doch gewiß zerſchellt!

Hieram.

Das glaub' ich auch. Er wiegt an tauſend Pfund,
Und die ſind viel auf einem kleinen Schiff,
Das zwiſchen Felſen hin und wieder treibt
Und ſcheitern muß, wenn ihm der Ballaſt fehlt.

Rhamnit.

Iſt dies das Opfer das Du bringen willſt?

Hieram.

Sei ſicher, Freund, Du ſchmähſt mein Opfer nicht!
Dein Gott will Menſchenblut, und ſei gewiß,
Er dürſtet nicht umſonſt, ich geb' es ihm!

Rhamnit.

Dein eignes?

Hieram.

Nein!

Rhamnit.

Woher denn nimmſt Du Blut?

Hieram.

Ich bin in dieſem Walde nicht allein!

Rhamnit.

Auch ich bin da!

Hieram.

Ja!

Rhamnit.

Ja?

Hieram.

Und Andre mehr.
Du ſahſt ſie.

Rhamnit.

Von der Höhle aus, die uns
Verbarg. Doch Rieſen ſind es. Hoch und lang,
Wie um die Abendzeit mein Schatten iſt.
Sie reißen Bäume aus der Erde aus
Wie Knaben Kräuter, und wie ſonſt der Menſch
Im Wald an Löwen hinſchleicht, ſchleichen hier

Digitized by Google

Die zott'gen Löwen, die Du Bären nennſt,
Am Menſchen ſich vorbei, am ſchlafenden
Segar, und blicken froh, wenn's ihnen glückt.

Hieram.

Nicht wahr, es wird dem Römer ſchlecht ergeh'n,
Wenn ihn der Deutſche heimſucht!

Rhamnit.

Schlechter nicht,
Wie Dir auf Deiner Opfer-Jagd, wenn Du
Sie bei den Deutſchen anzuſtellen denkſt.

Hieram.

Der Moloch will nicht glüh'n!

Rhamnit.

So ſchilt nicht mich,
Denn treu, wie ſtets, hab' ich den Dienſt verſeh'n.
Schilt nur das Holz, es wird hier in der Luft
So naß, wie anderwärts im Waſſer kaum.
O, welch ein Land! Aus ew'gen Nebeln quält
Die matte Sonne mühſam ſich hervor,
Und ſieht ſo Schreckliches daß ſie's verdrießt,
Die Nacht verſcheucht zu haben die es barg.
Und wenn ſie auch, aus Mitleid oder Stolz,
Der, was er einmal anfing, enden will,
Am Himmel dann verweilt, ſo iſt's umſonſt;
Die Erde dankt ihr keinen Liebesblick.
Da thut ſich keine Blume auf, und trinkt
Ihr Licht und kocht es ſtill zur Farbe aus,
Da quillt aus keinem Baum ein Blüthenknopf,
Dem ihre Gluth die Frucht entlocken kann,
Nur ernſtes, dunkles Grün, das kaum vom Gras
Des Stamms ſich unterſcheidet, den es kränzt,
Ein Vogel, dumm und häßlich, der's beſingt,
Und rauhe Winde, die ich loben muß,
Weil ſie's ſo lange ſchütteln bis es fällt!

Hieram.

Ich ſeh', das Land wo Deine Väter ſich
Den edlen Bernſtein holten, reizt Dich nicht,
Und dennoch ſtehſt Du es zur Sommerzeit.
Was ſagteſt Du, wenn Du's im Winter ſah'ſt!
Da wird das Waſſer feſt wie Stein, Du kannſt
Dein Haus darauf erbauen, ja, daraus;
Da wird der Nebeldunſt des Meeres zu Schnee,
Zu weißem Staub, der in der Luft ſich ballt
Und endlos fallend Wald und Thal bedeckt,
Und Stürme, ſtark genug, die Erde ſelbſt
Aus ihrer Bahn zu ſchleudern, blaſen drein
Und thürmen heulend ihn zu Bergen auf!

Rhamnit.

Und dies iſt unſer Ziel?

Hieram.

Je ſchrecklicher
Das Land iſt, um ſo eher wird's der Menſch
Der es bewohnt, verlaſſen, wenn man ihm
Von einem Paradies die Kunde bringt,
Das er durch ſeine Fauſt erobern kann.
Ja, Thule rächt Karthago einſt an Rom!

Rhamnit.

Durch Bären oder Menſchen, ſag's mir an!
Sie wiſſen Beide wohl von Rom gleichviel
Und ſchulden an Karthago gleichen Dank.

Hieram.

Merk' auf! Dies Volk verehrt noch keinen Gott.
Doch hat der Schauer der des Menſchen Herz
In tiefer Einſamkeit beſchleicht, die Angſt
Die ſeinen Geiſt erfaßt, wenn's über ihm
In Wolken laut wird, wenn der Donner rollt
Und Blitze zucken, ihm auch hier die Bruſt
Mit ungewiſſer Ahnung einer Macht,
Der ſeine weicht und jede, längſt erfüllt,
Und dunkle Sagen, um ſo heil'ger nur
Geglaubt als Keiner ihren Urſprung kennt,
Geh'n unter ihnen um und prophezei'n,
Daß bei den Schrecken des Gewitters einſt
Ein Gott herniederſteigen und der Welt
Was ihr noch fehle bringen, oder ſie
Vertilgen werde, wenn ſie es verdient.
Wohlan, der Gott erſchien!

Rhamnit.

Der Gott erſchien?

Hieram.

Und Beides, Fluch und Segen, bringt er mit!
Für ſie den Segen, Korn und Wein und mehr;
Du weißt, dies Alles lud ich mit in's Schiff;
Für Rom den Fluch, den Fluch durch ihren Arm,
Den er bewaffnen, den er lenken wird!

Rhamnit.

Du biſt ein Barcas! (Donnerſchlag) Aber hörſt Du dies?
Und weißt Du was es für ein Zeichen iſt?

Hieram.

Ein Zeichen daß der Himmel mich nicht täuſcht.
Er hält was er verſprach. Ein Wetter kommt,
Und jetzt fängt auch der Moloch an zu glühn,
Als hätte er den Blitz, der fiel, verſchluckt.

Rhamnit.

Ich ſchweige, denn vor Deinem Geiſt entſetzt
Der meine ſich. Nur Eines ſag' mir noch.
Warum gabſt Du den Schiffern, die ſo treu
Dir dienten auf der langen Fahrt durch's Meer,
In ihrem erſten Schlaf auf feſtem Land
Den Tod zum Lohn? Ich hätte nicht geglaubt,
Daß ich der ich den Brand Karthago's ſah,
Noch ſchaudern könne. Doch ich ſchauderte,
Als ich bei'm Dämmerlicht des Mondes Dich
Erblickte wie Du ruhig Bruſt nach Bruſt,
Als ſchlügſt Du Nägel ein, mit Deinem Dolch
Durchſtießeſt, und ſo feſt und ſicher trafſt,
Daß keinem Schläfer auch zum letzten Ach
Nur noch der Odem blieb, ja, daß ſich kaum
Noch hie und da ein Auge öffnete
Und aufwärts ſtierte mit verdrehtem Stern.
Ich ſelbſt erwartete das gleiche Loos.
Mir aber ſchien's nicht bitter, denn mir war

Digitized by Google

Dies öde Land verhaßter wie der Tod,
Und ich blieb rücklings liegen, wie ich lag,
Und ſchob ſogar zur Seite mein Gewand,
Damit der Weg zum Herzen offen ſei.
Allein, ich hatte mich in Dir getäuſcht.
Du traſt zuletzt zwar auch zu mir heran,
Jedoch Du rütteltest mich auf und ſprachſt:
Die Männer hier ſind todt, wir wollen ſie
Begraben, komm! Nun hingſt Du einen Stein
An eines Jeden Hals, dann ſchleppten wir
Sie fort zum Strand und warfen ſie in's Meer.
Wozu dies Alles? Seltſam ſcheint es mir,
Wenn man ſich in die Löwenhöhle wagt
Und erſt ſein Schwert zerbricht. Du haſt's gethan!

Hieram.

Aus Himmelshöh'n erwartet dieſes Volk
Den Gott, Du hörſt es, aus Karthago nicht.
Drum mußten ſterben, die ihn hergeführt,
Denn nur der Todten halt' ich mich gewiß.

(Starker Donner. Der Blitz ſchlägt in einen Baum.)

Rhamnit.

Hei, welch ein Schlag!

Hieram.

Die höchſte Eiche raucht.
Sie iſt geſpalten!

Rhamnit.

Bis zur Wurzel, ja!

Hieram.

So fort! So fort! Dann beug' auch ich vielleicht
Das Knie noch einmal!

Einer aus dem Volk (aus dem Dickicht ſtürzend.)

O! (er ſpringt in's Gebüſch zurück.)

Hieram.

Sie nah'n! Und dies
Iſt mehr für ſie als ein geſpalt'ner Baum,
Es iſt der Anfang eines Weltgerichts!

(Der Erſte kommt mit mehrerem Volk zurück, worunter Teut, der Königsſohn. Sie machen beim Anblick des zerſtörten Baumes Zeichen des Schreckens und murmeln:)

O! O!

Hieram.

Sogleich!

Rhamnit.

Wer ſprach?

Hieram.

Vernahmſt Du's nicht?

Der Gott!

Rhamnit.

Der Gott?

Hieram (auf Rhamnit herantretend.)

Er will ſein Opfer jetzt!
Wir bringen's ihm, was meinſt Du, es iſt Zeit!

(Er erfaßt Rhamnit und durchſtößt ihn. Rhamnit fällt ſtumm zu Boden.)

Das Volk

(mit Geberden des Entſetzens, murmelnd und ſchreiend:)

Hu! ſeht!

(Ein neuer Donner rollt über ihren Häuptern.)

Hieram (aus einer ſtarren Betäubung auffahrend.)

Auch ich? (Er ſetzt ſich ſelbſt den Dolch auf die Bruſt.)

Das Volk.

Schaut! Schaut!

(Pauſe. Der Donner ſchweigt.)

Hieram.

Ich nicht? So war's
Genug an meinem Bruder? (Er ſchleudert den Dolch fort.)

Das Volk (mit Schrecken wild durch einander.)

Bruder! Horch!

Hieram.

Du ſiehſt, ich weine nicht! (Er legt Rhamnit zu Moloch's Füßen. Neuer Donner.)
Wer ſonſt? (Zu einem Weibe mit einem Kinde.)
Gib her!

(Er entreißt ihr das Kind.)

Nimm's hin! (Er legt das Kind in Molochs Arme.)

Das Weib.

(Sie ſtürzt mit wildem Schmerz hin und her bis ſie mit wahnſinnigem Lachen zu Boden ſinkt.)

Ha! Ha! Ha! Ha!

Hieram.

Hinweg mit ihr!

(Das Weib wird abgeführt. Die Teutonen bringen mit dumpfem Ausbruch des Zornes und des Schreckens auf Hieram ein.)

Hieram.

Und Ihr, zurück! Ihr ſeht ihn, Euern Gott!

Teut (zu ſeinem Volk, auf Moloch deutend.)

Kniet nieder! betet an! Er iſt der Gott!

(Er kniet vor dem Moloch nieder, alle Anderen nach ihm. Nur Hieram bleibt aufrecht ſtehen.)

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Schleswig-Holstein.

[Der geſetzliche Widerſtand.]

Geſetzlicher Widerſtand iſt ein großer Begriff. Seine Bedeutung tritt nirgends klarer hervor als in England, wo die Verfaſſung ſelbſt ihn heiligte, und ſich eben dadurch vor gewaltſamem Umſturze ſicher ſtellte. In England ſind ihm eben deshalb auch alle Mittel gegeben, wodurch er ſich auf ehrenwerthe Weiſe bethätigen kann. Anders ſteht es bei uns. Es liegt in der Natur der Sache daß die Maſſe des Volkes ſich längere Zeit an den politiſchen Fragen nur wenig betheiligt; ſind ſie aber endlich auch in dieſen Horizont eingedrungen, dann iſt es an ſich ſchon keine leichte Aufgabe der Intelligenz, die Maſſe von einzelnen Ausbrüchen des materiellen Widerſtandes zurückzuhalten, welches doch geſchehen muß, ſoll nicht durch Unterdrückung einzelner Unordnungen der politiſche Rechtsboden immer ſchwankender werden. Käme es alſo dahin daß die Volksmaſſe im dunkeln Gefühle des Rechtes von den Liberalen ſelbſt nicht mehr zu zügeln wäre: was würden dieſe thun? Sie würden, um einzelne, der Freiheit gefährliche Ausbrüche zu verhüten, vielleicht für eine Maßregel ſtimmen welche das Schickſal des Landes auf eine einzige Karte ſetzte, mit allen Chancen des Gewinnes oder Verluſtes. Nachdem es einmal ſo weit kam, muß es noch weiter gehen: entweder eine völlige Daniſirung der Herzogthümer, oder der Beginn nationaler und conſtitutioneller Selbſtändigkeit. Die Bevölkerung Schleswig-Holſteins hat das Inſtitut berathender Provinzialſtände, wie wenig es darbot, mit Feuer ergriffen. Aber das ſtändiſche Petitionsrecht iſt dem Volke jetzt geraubt. — Was ſoll nun weiter werden? Mit dieſem Schritte iſt eigentlich jede künftige ſtändiſche Verſammlung in den Herzogthümern unmöglich geworden. Neue Wahlen ſind angeordnet; das Volk wählt, weil es erkennt daß Umſtände eintreten können, wo es von Wichtigkeit iſt, tüchtige Vertreter zu haben; aber daß dieſe Vertreter zur Funktion gelangen, ſo lange die Regierung auf ihrem jetzigen Standpunkte verharrt, das glaubt es nicht. Wie die letzte ſchleswigſche, ſo würden hinfort alle ſtändiſchen Verſammlungen in den Herzogthümern auftreten. Die nächſte Folge davon wird eine Suspenſion der Geſetzgebung, oder die Promulgirung unberathener, alſo geſetzwidriger Geſetze ſein. Kann die Regierung glauben daß ſie für dieſe Gehorſam findet? Schon iſt von einzelnen Gemeinden wegen der Rechtmäßigkeit der Haus-, Land- und Kopfſteuer angefragt; es iſt von Verweigerung ungeſetzmäßiger Steuern geſprochen worden. Träte dieſer Fall ein, welche Mittel würde die Regierung dagegen anwenden? Däniſches Militär? Däniſches aus dem Königreiche? Dies dürfte die Kriſis des geſetzlichen Widerſtandes werden. — Schleswig-Holſtein hat in ſeinem geſetzlichen Kampfe gegen Ungeſetzlichkeit deutſche Sympathien gewonnen, nicht nur beim Volke, auch bei den Fürſten. Ein Beweis von Letzterem iſt der deutſche Bundesbeſchluß. Aber dieſer Beſchluß, für den wir dankbar ſind, beſtätigt mehr unſer Recht, als er die Mittel zeigt, unſer Recht zu verwirklichen. Er betrachtet den „offenen Brief" als eine noch unerfüllte Drohung, weil er die Erbfolgeordnung bei der Rechtsfrage obenan ſtellt. Er anerkennt das Petitionsrecht, er vorbehält ſich die Competenz für „eintretende Fälle"; aber er ſpricht es nicht aus, welche Fälle er darunter verſteht. Der deutſche Bund ſcheint über die hieſigen Zuſtände noch im Unklaren. Wäre er bekannt mit den Zuſtänden der Preſſe, die eine Zeit lang nicht einmal die Veröffentlichung des Bundesbeſchluſſes zuließen, bis ihn endlich der Merkur als „merkwürdiges Actenſtück" abdrucken durfte; ſähe er mit eignen Augen die täglich wachſenden Bedrängniſſe deutſcher loyaler Unterthanen unter däniſchen Übergriffen, vielleicht würde er ſich überzeugen daß die „eintretenden Fälle" der Competenz ſchon jetzt vorhanden ſeien. Da ſteht nun das ſchleswig-holſteiniſche Volk und wartet auf die thatſächlichen Folgen des Bundesbeſchluſſes, und das däniſche Volk antwortet durch Hohn, und die däniſche Regierung benutzt die unruhigen Dänen durch wiederholtes Hinweiſen auf den offenen Brief! Wober ſoll da den Bewohnern der Herzogthümer Muth und Geduld und Hoffnung beſſerer Zeiten kommen, namentlich wenn ſie ſehen daß auch die Militärverhältniſſe, welche dem Bunde durch die eigne Bundesinſpection officiell bekannt ſein müſſen, ſtets in der antinationalen Richtung verbleiben? Der Kampf für Nationalität iſt bei der Lage der Herzogthümer, Dänemark gegenüber, nur möglich durch die Gewährung einer beſondern ſelbſtändigen Verfaſſung. Das hat auch der Herzog von Auguſtenburg erkannt. Er hat es bei Motivirung ſeines Verfaſſungsantrages ausgeſprochen daß wir bei dem Verlangen danach auf dem Boden des hiſtoriſchen Rechtes wandeln, während dieſe Verfaſſung in Dänemark nur auf revolutionäre Weiſe möglich ſein würde. Dies iſt ein Fürſtenwort, welches der Herzog, ſollte die Verſehung ihn zu unſerm Regenten berufen haben, dereinſt in gutem Sinne löſen wird, auch dann, und gerade dann am ſicherſten, wenn diplomatiſche Unterhandlungen ihm neben dem ſchleswig-holſteiniſchen auch das däniſche Scepter überliefern ſollten.. Das Volk in den Herzogthümern wünſcht einen ſolchen Ausgang nicht; es ſehnt ſich im Gefühl deutſcher Nationalität und im Rückblick auf ſchmerzlich gemachte Erfahrungen nach einem eignen deutſchen Fürſten. Sollte aber in dieſem Falle, wie ſo oft, der Wunſch des Volkes hinter den künſtlichen und antinationalen Berechnungen der Diplomatie zurückſtehen müſſen: dann wird die ehrenwerthe Perſönlichkeit des Herzogs die Verfaſſungsbeſtrebungen nicht lauer machen. Das Volk läßt auch der Perſönlichkeit des jetzigen Königs Gerechtfertigkeit widerfahren; es weiß, daß die Umſtände mächtiger ſind als die Perſonen. Es bliebe nach wie vor der im Auslande reſidirende Regent; es bliebe die Rivalität der Völker; es bliebe der Conflict zwiſchen der abſoluten Regierung in Dänemark und der conſtitutionellen Berechtigung in den Herzogthümern. Darum will das Volk, jemehr die Gerüchte von einer ſolchen neuen Combination ſich verbreiten, ſchon jetzt ſich wenigſtens der Anfänge eines ſolchen conſtitutionellen Lebens verſichern, die es in die verbündete däniſch-deutſche Zukunft mithinübernimmt. Darauf geht jetzt der geſetzliche Widerſtand in Schleswig-Holſtein.

E. F.

Digitized by Google

Aus Dresden.

[Das Sänftenwesen und der Dilettantismus.]

Bevor noch der neue außerordentliche Landtag ausgeschrieben wurde um eine Eisenbahnfrage zu erledigen, hatte uns eine andere große Frage über Stein und Nichtstein beschäftigt, die Frage über Anstehung oder Fortdauer des alten Chaisenhauses auf dem Altmarkt. Unsere beiden Haupt- und Magenblätter, Anzeiger und Tageblatt, verhandelten dies gründlich; letzteres lieferte einen geschichtlichen Rückblick auf die Entwickelung des Sänftenwesens. Die Sänfte, gemeinhin Chaise von den Dresdner Deutschen genannt, gehört in der That so sehr zur behaglichen Seele unserer Haupt- und Hofstadt daß sie sich erhielt nachdem sie in München, Berlin, Düsseldorf, Hannover seit einem Jahrhundert verschwunden war. Die Sänfte ist für Dresden was für Venedig die Gondel. Berlin hat jedoch den Vorzug, die erste Stadt in Deutschland gewesen zu sein die Sänften aufbrachte. Ein 1737 in Nürnberg erschienenes, von einem reichsgräflich Seims'schen Amtsrath verfaßtes Prachtwerk gibt darüber genauen Ausweis. Die erste Sänftenordnung zu Dresden wurde 1705 erlassen nachdem in Brandenburg schen unter dem großen Kurfürsten Erlasse darüber gegeben wurden. Diese erste kurfürstlich sächsische Sänftenordnung befahl die in Kapuzinertuch gekleideten Chaisenträger nicht über den Hals zu fahren. Die Sänfte gehörte zur Zeit unserer glänzenden polnischen Wirthschaft recht eigentlich zu der Schlemmerei unserer hohen Cultur. Man hatte Reisesänften, Schlafkarrethen, mit Pferden, Maulthieren und Dromthieren bespannt, wie man die Dromedare nannte. In einer solchen, von zwei Rossen getragenen Chaise erschien hier 1733 aus Paris der Marschall von Sachsen. Sechs Jahre später wurde eine Prinzessin des Hauses, Marie Amalie, Verlobte des Königs von Neapel, in einer auf 12,000 Thlr geschätzten „Dresdener Gondel" halbwegs durch die deutschen Lande ihrem hohen Galan entgegengeführt. — Es ist der Charakter der hiesigen Menschen und der hiesigen Gesellschaft, der das Theater, in Wien ausgenommen, hier wie nirgends in Blüthe erhält. Wien hat freilich noch mehr Pietät für sein Hofburgtheater; man spielt dort canonisch und das Publikum erscheint in großem Staat. Wien kennt keinen Staat als den dort die Damen und die Dandies machen; alles aber von der dortigen Bildung ist Dandy, einige tiefsinnige Einsiedler ausgenommen die nach der Zuglust eines freieren Lebens verlangt. Diese Zuglust der wir hier nicht ganz entgehen, erhält unser Theaterleben frischer. Klagt man seit dem Neubau des großen Hauses über Einbuße in der Casse, so wird das nur ein Grund mehr zu neuer Anstrengung und Herbeiziehung der Arbeiten des jüngeren Zeitgeistes. Denn das Cassengeschäft ist auch hier die Seele der Theaterleitung geworden und der große Financier von Berlin, Hr. v. Küstner, fände hier seinen Meister, denn wir haben Theaterjahre gehabt wo der Hof nichts herzuschießen brauchte, während die Berliner Hofbühne bei einem um so viel größeren Publikum jährlich ungeheure Summen Zuschuß nöthig macht. Es ist in Dresden Styl sich zu abonniren; es ist hier sogar die gute Sitte eingeführt sich auf bestimmte Tage in der Woche seinen festen Platz zu miethen. Das Gesellschaftsleben ist hier wenig ausgebildet. Der Umgang beschränkt sich auf engere Kreise und was sich nicht zu bestimmtem Kunstzweck oder zu dilettantischen Bedürfnissen zusammenfindet, hält überhaupt nicht zusammen und bleibt für sich. Die Beamtenwelt hat wenig collegialische Gemeinschaft. Der fortgesetzte Fremdenbesuch läßt die Geselligkeit unter den Heimischen nicht recht flott werden. Um so mehr drängt alles vereinzelt oder familienweise zum Theater, oder auch wohl zu Vorlesungen und in den letzten Jahren auch zu den Concerten die Hiller in Bluthe brachte. — Man dilettirt hier mehr als anderswo in allen möglichen Künsten und die großen Schätze die hier aufgestapelt sind verführen dazu leicht. Dieser Dilettantismus der hiesigen Bildung versteigt sich auch in wissenschaftliche Fächer und wechselt sein Thema. Es gab eine Zeit wo der Somnambulismus allgemeines Interesse erregte. Amalie Klinger setzte mit ihrer Hellseherei die ganze gebildete Welt in Bewegung und Julius Neubert erläuterte in Broschüren ihr Wesen. Nach Noël kam die Phrenologie hier auf und Hofrath Carus, der königliche Leibarzt, lehrte und schrieb über Kranioskopie. Jetzt gefällt man sich als Cheirothet. Die Deutung der Hand könnte leicht zur Wissenschaft vom „Segen der menschlichen Hand", zum Handauflegen der somnambulen Frauen, zurückführen. An den Mysticismus streift auch diese dilettantische Artistik, obwohl es beim Schönthun damit bleibt und ein folgerichtiger Pietismus bei dem leichten Blut der Leute hier zu Lande nicht auftauchen wird. Man deutet die neue Heilswissenschaft von der Erkenntniß des inneren Menschen nach den Linien seiner Hand zur geselligen Unterhaltung aus; mancher der Ernst damit macht, beschäftigt sich mit der Deutung der menschlichen Hand blos um eine gute Partie zu machen. Carus, der vielgewandte, vielwissende, geistreiche Mann der seinen Bildung, ist auch hier wieder der Hohepriester des wissenschaftlichen Dilettantismus von Dresden. Seine neue Schrift „über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand" wird jetzt von denen die seine persönlichen Mittheilungen darüber kennen, um so eifriger gelesen. Nach Carus gibt es vier hervorstechende Handbildungen. Er stellt die sensible und die meterische Hand einander gegenüber. Jene ist fein, zart, mittelgroß, weich und ohne vortretende Gelenkbildung; die Finger sind an den Spitzen etwas breiter, die Nägel durchscheinend, der Daumen klein und fein. Sie fühlt die Außendinge am zartesten, ist die eigentliche weibliche Hand und ist in Frankreich und Italien auch bei Männern nicht selten. Die männliche, zum starken Fassen und Handeln befähigte Hand mit knotigen Fingern, kräftig entwickelten Ballen, großen Daumen und derber, hohler Fläche, ist die meterische; bei thatkräftigen Völkern, Engländern, Schotten, Nordamerikanern die häufigste. Die elementare Hand steht der Thierpfote am nächsten; in ihr herrscht die Mittelhand vor, die Finger sind dick, kurz, unbehelfen, der Daumen stumpf, oft zurückgebogen. Ihr entgegengesetzt ist die psychische Hand mit mäßig großer, weicher, wenig gefurchter Handfläche, zarten, ziemlich langen, konisch ausgebildeten, fein beweglichen Fingern. Diese Handform ist selten; in ihrer vollkommenen Schönheit sieht man sie an dem Tizianischen Christus mit dem Zinsgroschen. Unter Lebenden gesteht Hofrath Carus an der Gräfin Ida Hahn-Hahn die schönste „seelische" Hand gefunden zu haben. △.

Digitized by Google

[Bruno Bauer über die Contrerevolution.]

Bruno Bauer setzt seine Beiträge zur Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts bis in's 19. fort. Von seiner Darstellung der Herrschaft Napoleons geht Bd. 1 bis zum Lüneviller Frieden, Bd. 2 schildert uns „drei Jahre Contrerevolution.“ Die Rückkehr der revolutionsmüden Welt in die alten Geleise ist von Bauer vortrefflich charakterisirt; er hat hier als Theolog die reichsten Farben zu seinem Gemälde. Die Reactionen Napoleons die schon unter dem Consulat begannen, waren noch nicht genug beachtet; sie gingen aus der Sehnsucht der Welt hervor; nicht Napoleon, das ganze Zeitalter kehrte zurück, der Umschwung vom Deismus zum alten seligmachenden Glauben war allgemein, die Stimmung der Gemüther zwang den Unbezwinglichen wieder von den alten Formen eine nach der andern aus dem Staub der Zeiten hervorzusuchen. Alle Journale waren zu Anfang des neuen Jahrhunderts plötzlich im Dienste der Kirche. Eine ungeheuere Reue war über die Welt gekommen, die Überspannung der Nerven ging plötzlich in Erschlaffung über. Abbé Geoffroy wurde nicht müde im Journal des Debats das Werk der Aufklärung zu lästern, Voltaire und Rousseau für alles Leid das über Frankreich gekommen war verantwortlich zu machen. Laharpe, früher Schüler, ja Hausfreund Voltaire's, erklärte jetzt den bisher von ihm vergötterten Meister für die Quelle alles Übels. Laharpe's Reactionswuth machte die Regierung des ersten Consuls sogar ängstlich, denn diese Gläubigkeit brauchte nur noch einen Schritt weiter zu gehen, so stürzte sie sich in romantisch-royalistische Schwärmereien und rief inbrünstig die Bourbonen zurück. Wirklich trat auch Laharpe in einen Verein frommer royalistischer adeliger Damen. 1802 erhielt er Befehl sich aus Paris zu entfernen; wimmernd und seine Schriften gegen das Christenthum verdammend, starb er im nächsten Jahre auf dem Landgute der Frau von Clermont-Tonerre. Atala aber war das Buch das der Ausdruck der Epoche wurde. Diese christliche Idylle Chateaubriands erschien im Sommer 1801. Die ausgehöhlte, in sich leer und wüst gewordene Bildung der Welt fiel mit fanatischem Eifer über dies Buch her. Als sei die Cultur alles Christenthums baar und ledig geworden, stieht Chateaubriand mit seinen christlichen Gefühlen in die Wüste zu den Wilden. Ein zweifelt, aber süßlich schwelgerischer Rousseau findet er hier eine Stätte für seine Religion der Reue und Entsagung. Seine Gebete sind krankhafte Seufzer, ihn ekelt vor der That und allem Thun, und mit dem trüben Wasser seiner Thränen wird der kindliche Sinn der Naturvölker getauft; ein marklosser Priester breitet er seine weichlichen Hände über die Wilden. Atala nimmt Gift, nachdem sie das Gelübde ihrer Mutter gebrochen die sie der Entsagung und dem Himmel geweiht. Sie hat geliebt, hat gesündigt; der Erde hatte sie angehören wollen und die Erde ist nicht mehr des Herrn. Sterbend fühlt sie sich als Braut des himmlischen Bräutigams in Verzückung; nur im Gefühl der Verwesung dünkt sie sich groß. Dies der Triumph dieser Religion Chateaubriand's, dies die Quelle der Reaction des neuen Jahrhunderts. — Napoleon gab dieser Stimmung der Welt Schritt für Schritt nach, er wußte sich nicht anders sicher. Darin lag auch, wie mich dünkt, der Grund daß es ihn nicht mehr im Lande duldete; er mußte hinaus und sich und die Welt in neuen lärmenden Thaten betäuben.

[Die russische Verschwörung im J. 1826.]

In Leipzig bei Brockhaus sind Baltische Briefe erschienen, laut Vorrede des Übersetzers oder Bearbeiters aus der Feder einer vornehmen Engländerin die in die tieferen und inneren Bezüge der höheren Gesellschaft einige Blicke gethan. Es ist nicht wohl glaublich daß die Briefe einen Leipziger Schriftsteller zum Verfasser haben; oder dieser müßte denn seine eigne Arbeit im Vorworte unerhört überschätzen. Neben guten landschaftlichen Schilderungen und feinen gefälligen Beobachtungen des Lebens in Petersburg und in Esthland finden wir, angeblich nach dem mündlichen Bericht eines vornehmen Russen Oberst S., Mittheilungen über die große Verschwörung die der Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers voranging. Die junge Soldateska die aus dem europäischen Westen 1813 zurückkehrte, brachte schon Ideen nach Rußland heim die zur Opposition reif machten. In jeder Despotie wird aber jede Opposition die Form der Verschwörung annehmen. Schon 1817, heißt es in den Mittheilungen, bestand eine Gesellschaft des öffentlichen Wohles. Jedes Mitglied verpflichtete sich den zwanzigsten Theil seines Vermögens herzuschießen; doch wurden, auf gut Russisch, die gezeichneten Summen nicht eingetahlt. Blinder Gehorsam war die Bedingung des Bundes; die Freiheit mit jedem Mittel, auch mit Dolch und Gift, zu erstreben, sein Ziel. Alle Mitglieder waren Soldaten, wie in Rußland jeder Mann von Bildung einmal Soldat ist. In den Garnisonen zu Petersburg, Moskau, Tulczyn waren die Hauptsitze der Verschwörung. Namen wie Galitzin, Welchenski, Narischkin, Tolstoi, Rosen, Murawjeff, die Literaten Bulgarin, Bestuscheff-Marlinski, welcher letztere später zum Gemeinen herabgesetzt im Kaukasus umkam, hatten Theil am Bunde. Die ganze kaiserliche Familie sollte fallen; Oberst Pestel, Adjutant des Grafen Wittgenstein, zählte dreizehn provisorische Mordthaten im voraus an den Fingern auf; Fürst Trubetzkoi, derselbe über dessen Familienwehe in Sibirien sich die Gutmüthigkeit der Deutschen unlängst ereiferte, war Haupt des Petersburger Bundes und sollte an die Spitze der ganzen Verschwörung treten. Schon Kaiser Alexander hatte vom Bestehen einer solchen Mordbrüderschaft gehört, der Sache aber nicht weiter nachgeforscht in seinem Trübsinn. Unreif wie sie war, brach die Verschwörung gleich nach seinem Tode aus; in Rußland sind bekanntlich die Früchte fast immer schon faul ehe sie reif sind. Man hatte sich in Nikolaus geirrt. Man wollte die Regimenter bei seinem Erscheinen am 14. December Vivat Constantin und die Constitution! schreien lassen und hatte ihnen den unverstandenen Begriff „Constitution“ persönlich als Gemahlin Constantin's gedeutet. Zwei Obersten die den Ruf nicht anerkennen wollten, wurden ermordet, Trubetzkoi war feig, Großfürst Michael entkam und Nikolaus scheint der Mann gewesen zu sein, ihnen die Stirn zu bieten. Nach Golowin dessen Buch die Verf. der Briefe nicht zu kennen scheint, erschien Nicolaus erst nachdem der Truppenaufstand zu Ende war. Ihre Mittheilungen bestätigen nur die allgemeine Annahme von den jetzigen Kaisers Soldatenbravour die Golowin leugnet. Jedenfalls hatte die Soldatenrevolte ein schnelles Ende. Oberst Pestel wurde gehängt, 123 Verschworne verfielen in zwölf verschiedene Strafkategorien, deren letzte in Degradation auf gemeine Soldaten, jedoch mit Aussicht auf Beförderung bestand. Die Verbrecher zweiter Classe wurden nach Sibirien

Digitized by Google

zur lebenslänglichen Zwangsarbeit verdammt. Dort soll eine ganze Adelscolonie ansässig geworden sein, deren Familien sich, wie unser Buch sagt, leidlich befinden.

[Auerbach gratulirt.]

Der „Gewattersmann", der liebwerthe, kurze, stämmige, lugelrunde Mensch der sich eben wie die Kugel rund um sich selber dreht, allen braven Leuten freund ist und keinem Gotteogeschöpfe die Kehrseite zeigt, der Gewattersmann schüttelt in seinem Kalender im Norden und Süden den deutschen Brüdern die Hand und wünscht Glück zum neuen Jahr. Auerbach spricht: „Der Gewattersmann ist seit seinem ersten Ausfluge viel herumgekommen in deutschen Landen, oder besser in Einem Wort, in Deutschland. Er hat verschiedene Quellen verkostet, den Frankfurter Apfelwein, das Lichtenhainer Bier in Jena, die Leipziger Gose und das Berliner Weißbier, die sogenannte kuhle Blonde. Ist zwar keines davon sein Leibtrunk geworden, aber den Einheimischen mundet es gar wohl, und das ist die Hauptsache. Die Menschen, vor Allem aber die deutschen Menschen, sind überall gleich; sie vertreiben sich die Zeit so gut es geht mit Essen und Trinken und Sprechen, und wenn wieder eine andre Zeit kommt, werden sie sie auch vertreiben, falls sie nicht selber vertrieben werden. Das muß man aber sagen, gute Deutsche gibt's überall, und sie lassen die Hoffnung nicht fahren daß es einmal ein wirkliches Deutschland geben wird, und daß die guten Wünsche für das Vaterland nicht immer blos verbotene gute Wünsche sein werden. Wenn man bedenkt, wie viel Männer da und dort in allen Ecken und Enden des Vaterlandes sitzen und das Herz ist ihnen schwer, und viele müssen wegbleiben von dieser Erde und haben nie gesehen, wonach ihr Herz verlangt: ein freies und einiges Deutschland! — wenn man das alles bedenkt, könnte es einem recht betrübt und weich zu Muthe werden. Aber der Gewattersmann ruft sich und allen seinen Freunden zu: Hellauf! der alte Gott lebt noch! Es muß bald die Zeit kommen, wo diejenigen, die ihr Herzblut für ihre Mitmenschen, für das Vaterland, seine Ehre und Freiheit (was eins ist) hingeben möchten, nicht mehr gehetzt und verfolgt und für Schreier und Landstreicher angesehen werden. Es muß die Zeit kommen, wo diejenigen die sich freuen können ihrer Ruhe, ihrer Speise, der sie umgebenden Wärme, auch derer gedenken die jetzt ruheloß frieern und hungern, — die Zeit muß kommen, wo die Menschenfreunde mit aller Macht zum Wohle ihrer leidenden Bruder wirken können. Der Gewattersmann ist auch unter manches fremde Dach getreten und er dankt seinem Schöpfer, daß er so gewachsen ist daß er sich nirgends zu bücken hat. Da, unter Menschen von deren Dasein man früher nichts gewußt, die in sogenannten hohen und niederen Stellungen sich bewegen, da ist dem Gewattersmann oft warm um's Herz geworden und er hat auf manchen Seelengrund geschaut und erfahren, welch ein Heiligthum noch in allen Herzen ruht, und wie es nur der befreienden Kraft bedürfte, die sich selbst zusammennimmt und erhebt, um die Menschheit zu einer edeln und heiligen Genossenschaft zu machen. Hellauf! Die Zeit der thätigen Liebe naht. Hellauf, es tagt! möchte der Gewattersmann um Mitternacht zu Neujahr ausrufen. Ist auch noch Dunkel ringsum, die Sonne beginnt allbereits ihren neuen Lauf. Die Sonne der wahren Religion steigt auf. Verschlafene Eulen krächzen: die Religion ginge zu Grunde! Da ist aber gerade das Gegentheil davon wahr. Der alte Schlendrian verschwindet, da man das Heiligste gedankenlos betrieb oder es gar vergaß; ein frischer, freier Muth erwacht: die Kraft der Überzeugung. Niemand soll von seinem Glauben abwendig gemacht werden, aber Jeder soll ihn mit innerster Überzeugung bekennen, sonst ist er ein fauler Knecht, vor Gott und den Menschen. Mit Gott siegt die deutsche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der alte Gott lebt noch, er lebt neu auf in den Herzen und wird sie kräftigen und segnen!"

[Die Sklavenfrage in Frankreich und England.]

Ein französisches Blatt, Abolitioniste français, brachte eine Petition an die Kammern welche die Aufhebung der Sklaverei in Algerien fordert. Der Bey von Tunis ist nämlich der französischen Regierung mit einer solchen Maßregel vorausgegangen, und die 10,000 farbigen Sklaven unter der Botmäßigkeit der Franzosen in Afrika erfreuen sich nicht derselben guten Behandlung wie zur Zeit des Den's, ein Geständniß mit welchem die prahlerischen Bulletins, die Besitznahme Algiers sei nur im Interesse der Menschlichkeit geschehen, hart genug im Widerspruch stehen. Eine Schrift von G. de Filice sucht in Frankreich die Gemüther für die Emancipation der Sklaven zu stimmen. — England, das kalt und folgerichtig seinen materiellen Nutzen berechnende, war in der großen Sache vorangegangen, hat sich aber vielleicht von einer menschlichen Aufwallung gegen sein äußeres Interesse nur augenblicklich hinreißen lassen. Nach Lord John Russel's Äußerungen bei Gelegenheit der Zuckerfrage arbeitet man in England an einer Beschränkung der Negerbefreiung. Das Festland das über die Großartigkeit der englischen Parlamentsentschließung seiner Zeit in Bewunderung gerieth, war der Meinung England habe eingesehen, es sei im Ganzen und Großen doch vortheilhafter mit freien Menschen als mit Sklaven zu verkehren. Allein England's Wohlstand scheint auch das in Unterdrückung seufzende Indien zu seiner Bedingung zu haben, wie Irland's Unglück lange Zeit für Englands Glück eine Bedingung zu sein schien.

[Das Manifest des Herzogs von Braunschweig.]

E. Meyen lieferte im Taschenbuch von Preuß einen schon besprochenen Artikel über die ehemalige Berliner Monatsschrift. Aus dem J. 1806 macht Meyen auf die Mittheilung jenes Blattes aufmerksam daß das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig vom J. 1792 von H. Simon, ehemaligem Secretär des Herzogs von Orleans verfaßt sei, von diesem dem deutschen Kaiser und dem König von Preußen zugestellt wurde und dann erst an den Herzog von Braunschweig gelangte der es dann modificiren ließ und veröffentlichte. Also auch in diesem Drohbrief gegen die Republik Frankreich, den man für so tapfrisch deutsch hielt, war das damalige Deutschland nicht original!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1847. 9. Januar.

Inhalt: Rheinfahrt. Skizzen von F. Gustav Kühne. 2. — Eine Wallfahrt zu römischen Gräbern — Aus Bamberg. — Aus Berlin. — Toepffer's Romane in Bildern. — Tizian's Wohnhaus. — Freiligrath. — Ludwig der Vierzehnte und sein Hof.

№ 2.

Rheinfahrt. Skizzen von F. Gustav Kühne.

2.

Ein Gespräch in der Kajüte.

Am Lurleifelsen scheitert heutzutage niemandmehr. Die Macht der Schönheit in unserem Jahrhundert ist nicht mehr so sinnbethörend daß wir in ihren Anblick verloren die Felsenriffe nicht merkten und mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Wäre ein Odysseus unter uns, er brauchte sich nicht mehr an den Mast binden zu lassen wenn der Gesang einer Lorelei-Sirene ertönt. Der Staat, die Gesellschaft, der Einzelne, Alles ist Geschäftsmann, das ganze Menschenleben eine Geldwirthschaft geworden und im Interesse des profanen Nutzens sind auch im Binger Loch die Felsen weggesprengt die die Rheinfahrt behinderten. Es steigen auch keine Raubritter mehr von den Burgen herab um die Kaufherren zu zwingen ritterlich aufzutreten. Auch diese Romantik hat aufgehört, das Leben alle seine Wagnisse verloren. Die Polizei hat alles geordnet, der Staat die Raubzölle in ein friedliches Steuersystem verwandelt. Freilich nimmt der Staat soviel an Steuern als die Raubritter ehedem kaum insgesammt ertrotzten. Aber der Kaufmann weiß worau er ist und zahlt gern für das Gefühl der Sicherheit. Nur im Reiche des Gedankens gibt es noch Wegelagerer, und auch die sind im Solde des Staates und der Staat hält sie blos damit die Welt in ihren Geschäften nicht gestört wird. Der Handel ist ein friedliches Comptoirgeschäft geworden. Der Kaufmann speculirt auf die Bedürfnisse der Menschen, ist Politiker und Diplomat um die Conjuncturen zu verstehen, berechnet seine Zinsen und versichert seine Waaren; er hat kaum noch Schaden wenn ihm ein Schiff untergeht. Alles ist voraus bedacht, alles steht im Calcül schon fest, das ganze Menschenleben ist ein Comptoirgeschäft und der Staat selbst der alles ordnet und zusammenhält ist von Allen der beste Handelsmann geworden. Sonst stand jede Kraft auf ihren eignen Füßen, der Ritter war selbständig auf seiner Burg, wie der Kaufmann in den großen Städten, wie die Kirche mit ihrem seligmachenden Glauben. Die Freiheit von ehedem war etwas verwildert, aber selbst im Faustrecht galt das Princip der Ehre. Jetzt hat der Staat alle Freiheit, alle Ehre in sich aufgesogen und hat es doch nur zu einer bloßen Polizeianstalt gebracht, in der selten keiner seine Freiheit findet, wenn er nach Ehre sucht. Der materielle Nutzen ist die Seele des Weltgetriebes geworden und der Staat ist der Vormund für alle Geschäfte. Es ist bis jetzt noch eine Phrase daß die Kirche sich frei in sich selbst entwickeln soll, es war ganz in der Ordnung daß Gendarmen mit brennenden Lunten den Erzbischof von Cöln in seinen Träumen von einer Selbständigkeit der Kirche störten. Ich glaube, weil das ganze Zeitalter nur seinem Vortheil nachläuft, auch nicht recht an die Wahrheit der religiösen Bewegungen im Volke. Communismus und Socialismus wollen den Vortheil nur auf einen andern Fuß stellen; sie würden ihre neue Weltordnung auch aus der Hand des Feindes gern in Empfang nehmen und Freiheit und Ehre der Nation dem Dämon des materiellen Nutzens opfern. Man traue an der Tafel der Lustigen dem Toaste auf

Digitized by Google

deutſche Einheit nicht! Im Ernſte geht jeder ſeinem Vortheil nach und aus dem Zollverein wird kein geſammtes Deutſchland weil der Nutzen mächtiger iſt als die Ehre. Wenn es eine Macht in Europa verſtände die deutſchen Völker bei ihrem Nutzen zu packen, die Idee unſerer Einheit, weil ſie keine geiſtige Tragkraft hat, würde bald als eine leere Illuſion verſchwinden. Freut ſich doch das Rheinland daß es franzöſiſch geweſen, daß der freie deutſche Rhein ſeine Freiheiten, d. h. ſeine Vortheile den Franzoſen verdankt. Und daß das Rheinthal Recht hat, ſich ſeiner Franzoſenzeit zu freuen, iſt unter allen ſchwermüthigen Gedanken der allerſchwermüthigſte!

Die Rede des heitern, verſtändigen Herrn Mumm ſummte mir noch im Kopfe herum und ſein guter deutſcher Hochheimer gab mir nur erſt recht die Kraft dieſem Geſumme und Gebrumme meiner Gedanken nachzuhängen. Ich ſtieg in die Kajüte hinunter, um entweder ein Schläfchen zu machen oder wenigſtens mit mir allein zu ſein; auf dem Deck, unter den lärmenden deutſchen Menſchen die nicht einmal ein gemeinſames Bundeslied auffinden konnten, mochte ich nicht länger weilen.

Auf den Polſtern in der Kajüte lagen und hingen die ausgeſpreizten Söhne Albions. Zur Seite am Tiſche ſaßen die beiden jungen Franzoſen von der Pariſer Hochſchule mit dem Mann im braunen Oberrocke in ein lebhaftes Geſpräch begriffen. Sie hatten ſich alſo ſo gut wie die Engländer dem Bacchanal auf dem Deck entzogen und ſchienen nicht Deutſch genug zu wiſſen um den babyloniſchen Wirrwar dieſer deutſchen Eintracht verſtanden zu haben. Ich brauchte mich alſo über die Rede des Rheinländers vor den Franzoſen nicht zu ſchämen. Aber der Mann im braunen Rock hatte den Streit oben gehört und verſtanden; er war, wie man mir geſagt, ein Profeſſor aus Löwen, aber ein Rheinländer von Geburt. Vielleicht ließen ſich die beiden Franzoſen von dem deutſchen Belgier die querelle d'allemand nachträglich erklären.

Ich ſetzte mich an den Mitteltiſch, auf welchem Zeitungen und Bücher lagen, und blätterte. Das Geſpräch der drei Fremden nahm jedoch bald meine Aufmerkſamkeit in Beſchlag. Sie ſtritten ſich über die Parteien in Belgien; aber »deutſche Richtung,« »deutſche Romantik,« »deutſches religiöſes Gemüth« waren doch die Stichwörter in ihrer Rede. Die Franzoſen meinten Belgien verdanke ihnen ſein Daſein; der Braune aus Löwen räumte das nur für die politiſchen Formen ein, die das Volk unbeſchadet ſeines innern Gehaltes wechſeln könne wie das Rheinland auch unter der Franzoſenherrſchaft nicht aufgehört habe deutſch zu ſein. So ſei das flämiſche Element in Belgien ſtrichweiſe auf die untern Schichten des Volkes zurückgedrängt aber nicht untergegangen. Der Mann hatte alſo offenbar deutſche Sympathien; er verfocht ſie ſogar auf einem Gebiete wo ich ſie unrettbar für verloren hielt. Die acht Tage die ich kurz zuvor in Brüſſel, Antwerpen, Mecheln und Lüttich geweſen, berechtigten mich nicht ein Urtheil über Belgien zu haben; ich hatte bei dem flüchtigen Lug in's Land nur eben wahrnehmen können warum es ſich in Belgien handle. Die dortige Geiſtlichkeit haßt die franzöſiſchen Elemente, verfolgt die franzöſiſche Literatur, verflucht Voltaire und natürlich auch Sue von den Kanzeln herab, während ſie bemüht iſt die germaniſchen Keime im Volk zu pflegen, Conſcience und die flämiſche Literatur zu unterſtützen. Das ſchöne glänzende Brüſſel hatte mir mit ſeiner Durchdringung von flämiſchem und walloniſchem Blut doch nur den Eindruck von einem charakterloſen, coquetten Klein-Paris gemacht. Flandern das noch ſo deutſch iſt daß man auf der Straße die Leute vergeblich franzöſiſch anredet, erſchien mir doppelt beklagenswerth daß es unter dem belgiſchen Regiment ſeine urſprünglichen Elemente nicht pflegen kann und ſeit der Trennung von Holland das ſeine Waaren nach den überſeeiſchen Provinzen ausgeführt, einer gänzlichen Verarmung entgegengeht; vor den Schaaren brotloſer Menſchen aus Flandern hatten mehrere belgiſche Städte ihre Thore ſperren müſſen. Ich hörte ſoviel von den flämiſchen Beſtrebungen in Belgien reden, und doch ſind alle Thatſachen dort franzöſiſch, alle Errungenſchaften der Freiheit, alle Vortheile der politiſchen Formen franzöſiſch. Die Wallonen haben die Revolution fertig gebracht und die Flammänder mit ihrem ſtumpf gewordenen Phlegma können höchſtens fortwegetiren, während Frankreichs Bildung alles überflügelt und dem bewußten Theil der Nation Freiheit und Selbſtgefühl gab. Wenn die Prieſter in den Dörfern flämiſch predigen und eine flämiſche Dorfliteratur befördern, ſo werden ſie es doch nie dahin bringen daß in den Gerichtsſälen flämiſch plaidirt, in den Kammern flämiſch debattirt wird. Belgien iſt auf immer für Deutſchland eine verlorne Provinz*).

*) Ich kannte damals noch nicht Kuranda's Buch über Belgien, das jetzt auch in's Holländiſche überſetzt iſt. Kuranda läßt auch den Holländern Gerechtigkeit widerfahren. Er tadelt die hierarchiſchen Einflüſſe die den Aufſtand zu Wege brachten; er weiſt nach wie Belgien, nachdem einmal die Re-

Digitized by Google

Ich ſprach das nicht aus, am wenigſten in Gegenwart von Franzoſen; ich hätte ja mit dieſen Partei gemacht gegen einen Belgier der deutſch zu fühlen ſchien. Die beiden Pariſer Gelehrten ſtrichen bald vor ihm die Segel, erhoben ſich und verließen die Kajüte. Da es ihnen darauf ankam deutſche Romantik am Rhein zu ſtudieren, ſo waren ſie artig genug ſich als Gäſte zu fühlen und nicht gewaltſam Recht haben zu wollen. Ich ſaß dem Mann im braunen Oberrock allein gegenüber. Er war im Eifer ſeines Streites ſehr ernſt geworden, das ſchmunzelnde Lächeln war aus ſeinem Angeſicht ganz verſchwunden, jenes ſalbungsvolle Lächeln mit dem er auf dem Deck beim Streit in der Weinprobe das Wort ſprach: Meine Herren, der Glaube thut's! Über ſeinen Stand konnte mir kein Zweifel mehr ſein. Er hatte ſeinen Hut abgenommen, und wie er ſich jetzt über die Papiere in ſeiner Reiſemappe, die vor ihm lag, bückte, entdeckte ich auf ſeinem Scheitel den kleinen weißen blanken Thaler, die moderne Andeutung der geiſtlichen Tonſur.

Die Franzoſen räumen jetzt ſehr leicht das Feld, begann ich, um mit ihm anzubinden. Seitdem ſie ſich mit deutſcher Literatur beſchäftigen —

Iſt entweder nur Liebhaberei Einzelner, unterbrach mich der Mann, oder Geſchäftsſpeculation einiger Journale.

Ganz Frankreich ſchläft, ſagte ich, oder drückt ein Auge zu und läßt ſeinen König, den großen Handelsmann im Weſten, Geſchäfte machen.

Es wird die Zeit kommen, wo es erwacht! entgegnete der belgiſche Profeſſor und ſah mich durchdringend an. Iſt die Thronfolge ſicher, ſitzt die Familie feſt, ſo wird das Julikönigthum nach Thaten ſtreben mit denen alle Parteien im Innern zu gewinnen ſind. Bis jetzt fühlte es ſich ſchwach den alten fürſtlichen Häuſern gegenüber. Der Gewinn einer deutſchen Prinzeſſin hatte wenig Sympathien in Deutſchland gefunden, alſo wendete man ſich wieder zu England und ſucht den Bundesgenoſſen doch zu täuſchen wenn man Fuß in Spanien faßt. Das iſt freilich alles nur Geſchäftsſache der Familie, bis der unerſättliche Ehrgeiz der Nation erwacht und ſeine Opfer fordert.

Und dies Opfer, fragt' ich, wäre das Rheinland?

Nach Deutſchland greift jeder zu der ſich fühlt! ſagte der braune Mann aus Löwen. Deutſchland iſt die Beute für Alle. Im Norden und Süden, Oſten und Weſten lauern Alle auf einen Fetzen deutſchen Landes. Die ganze Politik Europa's iſt immer nur eine Vorbereitung zum Kriege und eine Hintertreibung des offenen Ausbruchs. Deutſche Provinzen aber würden der Preis des Sieges ſein, wie ſie unausgeſetzt das Ziel friedlicher Erwerbungen ſind. Deutſchland will ſich materiell zuſammenthun, aber England hindert den Beitritt der Norſeeküſten. Will Preußen in Deutſchland mächtig ſein, ſo fordert Rußland die Oſtſeeländer oder einen Hafen an der Norſee. Selbſt das kleine Dänemark will deutſche Provinzen däniſch machen, und Frankreich hat das Rheinland unaufhörlich im Auge!

Ich glaubte einen Geiſtlichen vor mir zu haben, und ſtaunte einen Politiker in dem Manne zu ſehen. Jedenfalls war wohl etwas Hypochondrie in ſeinen Beſorgniſſen.

Frankreich, rühmte er weiter, wird nicht offenbar Hand anlegen zu Eroberungen! Aber iſt es denn keine indirecte Schwächung Deutſchlands wenn Louis Philipp jetzt den liſtigen Diplomaten Decazes, der ſein Vertrauen beſitzt und der ſich für einen Verwandten der däniſchen Königsfamilie ausgibt, gerade zu einer Zeit nach Kopenhagen ſendet, wo ſich der König von Dänemark für ſeine Pläne auf Schleswig-Holſtein nach Hülfe unter den europäiſchen Mächten umſieht?

Ich hatte in dem belgiſchen Profeſſor offenbar einen deutſchen Patrioten vor mir und rückte ihm eifrig näher. Der Mann wurde mir plötzlich wichtig und werth. Hier, hier! rief er und ſuchte in ſeiner Mappe nach einem Zeitungsblatte. Wer Frankreichs Stimmung im Schooße der Nation kennen lernen will, leſe nicht die Blätter ſeiner Epiciers und Avocaten, leſe nicht was die Literaten in ihren Studien ſchreiben, die Staatsmänner in ihren verſchmitzten Plänen für den Augenblick aushangen; die Partei des Volkes, die Partei der Religion iſt ehrlich und verräth wie Frankreich denkt!

Er überreichte mir das Blatt des legitimen Herrn von Genoude, die neueſte Auguſtnummer der Gazette de France. Ich ſah ihn groß an. Ein belgiſcher Geiſtlicher überlieferte mir zum Beweiſe für ſeine Meinung ein legitimes Blatt. Stehen Beide nicht im Dienſte Roms? Oder werden in der katholiſchen Geiſtlichkeit wirklich die nationalen Gefühle lebendig? — Ich las den Reiſebericht eines Franzoſen in der Gazette de France. »In Belgien,« hieß es da, »glaubt man nicht in einem fremden Lande zu ſein. In Cöln und Tournai hat die franzöſiſche Monarchie angefangen; ſie muß dahin zurückkehren. Frankreich wird nicht eher

volution geſchehen war, ſich dieſe ſeine Revolution ſehr gut organiſirt habe.

Digitized by Google

zur Ruhe kommen bis die unbesiegbare Nation ihre volle Herrschaft wieder an sich gebracht hat, bis sie am Ufer des Rheins auf ihren Lorbeeren ausruhen wird.« Und weiter hin lautete es: »Der einzige definitive Friede den Frankreich je geschlossen hat, ist der pyrenäische, und die einzigen Friedensverträge deren Abschluß noch übrig ist, sind der Alpenvertrag und der Rheinvertrag. La France sur le Rhin, c'est la France au-delà du Rhin!«

Ich legte das Blatt aus der Hand und schwieg.

Das ist unsere Zukunft, wenn Deutschland schläft! sagte der belgische Professor im vollen, warmen Eifer.

Vor der Hand, sagte ich ruhig, steht Preußen als bewaffneter Trabant am Rhein.

Preußen ist nicht Deutschland, rief der Mann kopfschüttelnd, wird nie Deutschland werden.

Es ist zu beklagen, nahm ich das Wort, daß Österreich seine Hand vom Rheine zurückgezogen hat. Bis auf die kleine Besatzung die es Anstands halber in der Bundesfestung hält, hat es am Ober- und Unterrhein seine Vorposten gegen den Westen zurückgezogen und damit den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schicksal Deutschlands wenigstens nach dieser Seite hin verloren. Deutschlands Wohlfahrt ist nicht mehr ganz die seinige, es braucht nicht mehr in Freud und Leid mit Deutschland zu halten. Indem sich Östreich auf seine Hauptmassen beschränkte, hat es sich seine europäische Geltung gesichert, aber mit dem Aufgeben des deutschen Kaiserthums hat es die allgemeine Sache deutscher Nation aufgegeben.

Wohl möglich, pflichtete mein Gegner mir bei; aber wenn Östreich hinten im Osten beschäftigt sein wird, wer steht dafür daß nicht auch Preußen, sei's von den Polen oder Russen in seinen östlichen Ländern bedrängt werde! Wie steht es dann um die Wahrung deutscher Ehre und Selbständigkeit im Westen? Ich will nicht davon reden daß der Russe sich mit dem Franzosen verbinden werde; aber seinen Vortheil sucht jeder und England sieht zu.

Rechnen Sie denn, unterbrach ich ihn, neben Östreich und Preußen das übrige Deutschland für nichts?

Mein Gegner zuckte die Achseln. Ich gebe nicht viel, flüsterte er mir zu, auf die Politik so vieler durch Heirathen gebundener Kabinette. Die Politik der Staaten ist zerbrechlich, Regierungen denken oft anders als Völker. Und so lange es sich um Kriege zwischen Staaten und Staaten handelt, läßt sich diplomatisch verfahren. Etwas anderes ist ein Völkerkrieg, und wenn in Frankreich das Volk erwacht und fordert —

Nun dann Volk gegen Volk! sagt' ich. Dann gilt kein Preußen, kein Östreich, sodann ein gesammtes einiges Deutschland!

Ein sehr schöner Toast! lächelte der belgische Professor. Sein so rundes, gemächliches, blühendes Gesicht stand in boshaften Flammen und in seinen dunklen Augen sprühten Funken die einem verborgenen Focus entsprangen. Ich hatte mich also doch wohl in ihm geirrt; im Hinterhalt lauerten noch Gedanken bei ihm, die er verschleierte.

Sie scheinen den Gedanken der Einheit der deutschen Nation für einen frommen Wunsch zu halten? sagte ich; von Ihnen am wenigsten hätte ich Spott auf fromme Wünsche erwartet.

Ich wollte ihn mit dieser Anspielung auf seine geistliche Würde beleidigen. Er sah mich lauschend an. Was gibt Ihnen denn die Gewährschaft für einen frommen Wunsch? fragte er ruhig.

Der Glaube thut's! sagte ich und verspottete sein eignes Wort, denn er hatte sich doch selbst bei der Weinprobe als der Mann des Glaubens geberdet.

Er war verletzt und schwieg. Es that mir nun leid, denn es lag mir in der That daran zu erfahren auf welchem Boden die deutschen Sympathien dieses belgischen Theologen fußten. Ich suchte das Gespräch wieder aufzunehmen. Wem es noch eine Fabel dünkt, sagte ich, daß in Zeiten der Noth Deutschland wie Ein Mann dastehen werde, dem muß es eine Genugthuung sein daß Preußen seine gewaffnete Hand am Rhein hat. Preußen ist, wo nicht der Zionswächter unserer Volksthümlichkeit, doch der Trabant an der Pforte, der unsere Selbständigkeit bewacht!

Der Belgier sah mich von unten auf ruhig an; in seiner Miene stand wieder jenes gemüthliche, wohlgefällige, salbungsvolle Lächeln. Preußen, entgegnete er, ist wie Östreich eine Hausmacht, ein Familienstaat, kein Volksstaat. Das Hohenzollernsche Familieninstitut wird Deutschland nur schützen solange das im eignen Interesse liegt. Friedrich der Zweite war der ächteste Preußenkönig und er hat ein gesammtes Deutschland unmöglich gemacht.

Sie thun Preußen Unrecht! entgegnete ich nicht ohne strafenden Ernst. Es hat Dreizehn und Funfzehn bewiesen daß es nicht für sich, daß es für Deutschland zu fechten versteht.

Das war die That des Volkes, sagte der Braune.

Digitized by Google

In Zeiten der Noth, ſagte ich, ſind Fürſt und Volk Eins.

Wenn die Politik der Kabinette verbraucht iſt, ruft man das Volk in die Schranken und dann erſt wird ein volksthümliches Intereſſe rege!

Der Zollverein, erwiederte ich, war mitten im Frieden ein allgemein deutſcher Gedanke deſſen Ruhm Preußen gebührt. Es iſt nicht ſeine Schuld, iſt daraus noch immer kein geſammtes Deutſchland erwachſen!

Mein Gegner ſchüttelte das Haupt; er bezweifelte ob Preußen mit der Gründung des Zollvereins etwas anderes bezweckt habe als ſeine langhingedehnte Zollgrenze abzurunden. Er zuckte wieder die Achſel über die Gutmüthigkeit der Deutſchen, das als eine nationale That begrüßt zu haben. Und dieſe Gutmüthigkeit, ſagte er, hat denn doch auch, Gott ſei Dank, ihre Grenzen. Das Rheinland, das trotz der franzöſiſchen Formen im Rechtsverfahren deutſch geblieben iſt, läßt ſich ſchwerlich preußiſche Inſtitutionen aufnöthigen es ſchwört mit Hand und Herz auf den Code Napoléon.

Geſchwornengericht, ſagte ich, Öffentlichkeit und Mündlichkeit darf man auch als altes deutſches Recht in Anſpruch nehmen, das in früherer Zeit durch ein fremdes Geſetzbuch, das römiſche, verdrängt wurde.

Darf man es? fragte er liſtig und mit ſpottendem Tone. Nun dann ſehe man zu ob man dieſe Rechtsformen aus den verſchütteten, alten deutſchen Zuſtänden wiederberausgräbt! Dem Rheinländer hat ſie der Franzoſe gebracht und er läßt ſie ſich nicht nehmen. Ich ſelbſt bin von Geburt ein Rheinländer und Herr Mumm hat Recht. Man ſollte dem Rheinlande nicht die Wahl ſtellen ob es lieber den Code Napoléon oder den Zuſammenhang mit Deutſchland aufgeben wolle. Ich ſage, man ſollte es nicht verſuchen. Aber man hat ſchon die Verſuche gemacht den Code zu beſchränken, zu beſchneiden, und ſelbſt den altpreußiſchen Stock im Rechtsverfahren wieder einzuführen.

Ich ſchwieg beſchämt und wagte nicht aufzublicken. Ich fühlte zu bitter weshalb man am Rhein von Stockpreußen ſpricht. »Dat is 'n Prühß!« iſt in Cöln kein Schmeichelwort. Und doch hat das Rheinland Unrecht; es irrt ſich wenn es dem Wunſche, in den öſtlichen und weſtlichen Provinzen des Staates einen annähernden Ausgleich der Rechtsformen zu ſehen, alle Berechtigung, alle Billigkeit abſpricht. Und gebt man jetzt nicht umgekehrt damit um die freieren Formen der Gerichtsbarkeit im Oſten anzubahnen? Hat man nicht in Berlin den Verſuch dazu eröffnet? Gibt man den alten Provinzen die Vortheile des Rheinlandes, ſo wird dies ſeinen Argwohn ſchwinden laſſen, es wird im Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit einem ſtarken Ganzen den großen Gewinn begreifen der ihm ſelbſt wie ganz Deutſchland daraus erwächſt.

Ich ſah mich um; wir waren allein in der Kajüte, auch die Engländer hatten das Feld geräumt; ich mußte mir ein Wort des Vertrauens mit meinem Gegner geſtatten. Mein Herr, ſagte ich, ihm näher rückend, Sie ſind katholiſcher Geiſtlicher. Ihre Antipathie gegen Preußen, während Sie deutſch fühlen, ſtützt ſich auf Vorurtheile die veraltet und in ſich nichtig geworden ſind. Die alte Parteiung zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen muß aufhören und Preußen hat Selbſtverleugnung genug ſein altes Anrecht, die Schutzmauer des Proteſtantismus zu ſein, aufzugeben. Wir finden das um einer größeren Idee, der Idee eines auch in religiöſer Hinſicht geſammten Deutſchlands willen erträglich, erklärlich, ja wünſchenswerth, und Preußen will mehr als ſich, es will die allgemeine Wohlfahrt Deutſchlands und gibt um dieſer höheren Aufgabe willen ſeine einſeitige auf. Wer deutſch fühlt, kann auf das jetzige Preußen, auf das gegenwärtige Königthum, ſeine deutſche Zuverſicht ſtellen. Preußen hat angefangen durch und durch deutſch zu werden. Und das katholiſche Rheinland ſollte das nicht verkennen. Es ſollte mit Ehrlichkeit zwiſchen ſeiner früheren Franzoſenherrſchaft und ſeinem jetzigen Preußenthum den Vergleich mit Aufrichtigkeit anſtellen. Das jetzige Königthum iſt ſogar mittelalterlicher als Viele wünſchen, wenn es ſelbſt die ritterlichen Autonomen wieder in ihre altgermaniſchen Rechte einſetzt, die Stiftung von Majoraten befördert, —

Ein langgedehntes, gelangweiltes O! unterbrach meine Rede. Das Rheinland, ſagte der Fremde, hatte den faulen Unterſchied zwiſchen Adel und Bürgerthum längſt vergeſſen. Es gehörte ja zu den Wohlthaten der Franzoſenzeit daß der Geburtsadel nichts galt. Jetzt will man alten Sauerteig wieder umrühren und meint germaniſch zu ſein! Heutzutage gilt jeder ſoviel als er iſt, nicht ſoviel als ſeine Vorfahren waren.

Ich erröthete. Ich hatte nicht bedacht daß ein belgiſcher Prieſter nothwendig liberal iſt, wie denn Belgien ſo gut als ganz Frankreich den Begriff des Junkerthums nicht mehr kennt. Der belgiſche Katholicismus iſt umdeswillen im Lande mächtig und herrſchend weil er die Errungenſchaft eines allgemeinen, gleichberechtigten Bürgerthums anerkennt. Eben darauf fußt auch im Rheinland das liberale Bewußtſein. Ich hatte

Digitized by Google

mich in meinem Eifer verrannt; ich mußte dem Prieſter von einer andern Seite beikommen. Jeder gilt nur ſoviel als er iſt! wiederholte ich ſein Wort. Aber jeder ſoll auch nach dem was er glaubt gleiche ſtaatliche Berechtigung haben. Kann der Katholicismus von Preußen mehr verlangen als ihm jetzt geboten wird, wo von oben herab warme Sympathieen ſein altes ehrwürdiges Leben faſt wieder anfriſchen! Napoleon beſchränkte die Macht der Geiſtlichkeit über die Gewiſſen; Preußen überläßt die alte Kirche ſich ſelbſt. Zur Franzoſenzeit waren am Rheine die Proceſſionen in den Straßen unterſagt; jetzt iſt die freieſte Ausdehnung des katholiſchen Cultus geſtattet. Die Regierung erlaubt wieder den Biſchöfen den Briefwechſel mit Rom, macht keinen Gebrauch von der Controle die ſich ſelbſt altkatholiſche Staaten vorbehalten. Die evangeliſchen Unterthanen ſteuern zum katholiſchen Dienſt jährlich große Summen, der König empfängt ſelbſt einen Biſchof von Trier, ein Katholik iſt Miniſter. Preußen begünſtigt die Errichtung katholiſcher Gymnaſien und Schullehrerſeminare, es überläßt in allen Dingen der alten Kirche ihre eigene Entwickelung. Welchen Dank hat es von der Kirche? Herr Arnoldi findet in der Aufforderung zum Gebet für eine verſtorbene Prinzeſſin des königlichen Hauſes eine Anſtößigkeit, wie vor einigen Jahren Papſt Gregor den Biſchof Richarz von Augsburg tadelte daß er ſich nicht geſcheut von der verewigten Königin von Baiern, einer Proteſtantin, in katholiſchen Kirchen alſo zu ſprechen als ſei ſie, eine Ketzerin, in's ewige Leben eingegangen. Welchen Lohn erwirbt ſich von Euch ein Staat, der ſeinen Begriff von der Gleichſtellung der Bekenner des alten und neuen Chriſtenthums ſo ſtreng hält daß er die ehedem Beeinträchtigten faſt bevorzugt? Und gilt Euch das nichts daß die jetzige Majeſtät von Preußen ſo tief und warm mittelalterliche Sympathien hegt und pflegt? Gilt es dem Katholicismus nichts daß ihn die phantaſievolle Schwärmerei erfüllt die alten Denkmale Eurer mittelalterlichen Herrlichkeit wiederherzuſtellen, an die Vollendung des Cölner Doms die alte Glorie deutſcher Nation neu verjüngt anzuknüpfen und mit ihr ein Verſöhnungsfeſt alter Parteiung zu feiern, einen Völkerbund germaniſch einiger Nation zu ſtiften? Was könnt Ihr noch wollen? Was verlangt das katholiſche Deutſchland noch von Preußen? Welches Recht hat der Katholicismus noch gegen Preußen Partei zu machen?

Das boshafte Lächeln meines Gegners hatte meinen Eifer zu einer Begeiſterung angeſchürt deren ich vielleicht nicht in jedem Augenblicke fähig bin. Er war im Verlauf meiner Worte ernſt geworden, er ließ ſich den warmen Eifer gefallen, wiegte dazu ſein Haupt und blickte, beide Arme auf den Tiſch geſtützt, ruhig drein. Wie ich jetzt ſchwieg, horchte er hoch auf als erwarte er den fortgeſetzten Strom meiner Worte. Dann ſah er mich faſt gleichgültig an, als wollte er ſagen: Nun gut, aber was weiter? Auf ſeinem breiten, runden, blühenden Angeſicht ſtand mit deutlicher Schrift zu leſen: Wenn die Krone Preußen derlei thut, ſo thut ſie es weil ſie in ſich geht, thut was ſie gewiſſenhafter Weiſe nicht laſſen kann, gibt der Kirche was der Kirche iſt, dem Volke was des Volkes iſt! Ich krampfte heimlich unter dem Tiſche meine Fauſt zuſammen. Dieſer Prieſter, dachte ich in dem Augenblick, nimmt all die Zugeſtändniſſe Preußens an die alte Kirche wohl gar nur als ein Eingeſtändniß der Schwäche! Er ſprach das nicht aus, aber dieſe unerſchütterliche Anmaßung lag in ſeiner Miene wie er ſo breitſchulterig vor mir ſaß, die flachen Hände links und rechts ausbreitete und dann den geſenktem Kopf zwiſchen die Schultern nahm. Sein Mienenſpiel war wie ein offenes Buch, aber man mußte zwiſchen den Zeilen leſen.

Wenn Preußen, begann er nach einer Pauſe, wie Sie ſagen, deutſch zu werden anfängt, ſo braucht Deutſchland nicht aufzuhören deutſch zu ſein. Will Preußen deutſch werden, gut; aber Deutſchland will nundesswillen nicht preußiſch werden!

Der Mann that wirklich ſo als ſeien nur die katholiſchen Länder der Inbegriff des Deutſchthums. Er war aber ſehr ernſt, beinahe feierlich geworden; ich mußte ihm meine ganze Aufmerkſamkeit ſchenken.

Deutſchland ſchläft! ſagte er mit einem gewiſſen Pathos. Aber es weiß um alles, es ſchläft mit offenen Augen und wird, wenn die Zeit gekommen iſt, ſeine Glieder regen, auferſtehen, unter uns wandeln und ſeine alte Hoheit wiederfinden. Es läßt ſich in ſeinem traumbefangenen Zuſtande durch keinerlei Experimente irren; auch iſt die Kernkraft deutſcher Nation nie verloren gegangen.

Wo aber, warf ich dazwiſchen, ſoll man den Kern deutſcher Nation ſuchen?

Nirgend anderß als hier im Rheinland! ſagte er.

Aber das Rheinland, war meine Entgegnung, hat es nicht zu einer Staatenbildung bringen können, es hat aus dem Mittelalter nichts als die grenzenloſe Zerſtückelung der politiſchen Formen mitherübergebracht in die neuere Zeit!

Das Rheinland, wollen Sie ſagen, entgegnete

Digitized by Google

mein Prieſter, bat es nicht zu einer einzigen fürſtlichen Dynaſtie bringen können. Wohl wahr, aber ganz Deutſchlands Beruf beſteht auch nicht darin an ein einziges Fürſtenhaus zu fallen.

Sie halten, warf ich ein, Öſtreich und Preußen für bloße Familieninſtitute!

Jenſeit der böhmiſchen Berge und des thüringer Waldes hört die deutſche Geſchichte auf! ſagte mein Gegner feſt und entſchloſſen. Das Rheinland iſt der Kern, das Herz Deutſchlands, ſein Strom die Hauptpulsader aller ächt deutſchen Geſchichte, hier ſind wir einzig und allein inmitten aller germaniſchen Herrlichkeit.

Nun, unterbrach ich ihn, der Franzoſe hat uns ſeine Oſtgrenze doch ſo ziemlich nahe gerückt! Die Mitte Deutſchlands war der Rhein zu Zeiten als der Jura, der lothringiſche Landrücken und die Ardennen weſtlich unſere natürlichen Grenzmauern waren. Solange Burgund, Lothringen und Elſaß, Luxemburg, Hennegau, Brabant und Flandern dem römiſch-deutſchen Kaiſerſtabe unterworfen waren, reichten die deutſchen Gauen vom Rhein aus weſtwärts ſo weit als öſtlich bis zum Fichtelgebirge. Hinter dem Böhmerwalde begannen die ſlawiſchen Völker. Nimmt man das als Grenzgebiet, ſo war freilich der Rhein die Hauptader des deutſchen Lebens, das Rheinland Deutſchlands Herz und Mitte.

Der Mittelrhein, fuhr der Profeſſor aus Löwen fort, iſt der eigentliche Träger unſeres beſten Volksthums. Die Rheinfranken waren von je das edelſte deutſche Volk, ihr Herzog der erſte weltliche Fürſt Germaniens, wie ihr Biſchof der Primas des Reiches. Auf fränkiſchem Boden mußte das Oberhaupt des Staates, der oberſte Schirmherr der Kirche, gewählt werden, fränkiſche Erde wurde ſogar nach Aachen gebracht damit die Krönung auf geweihtem Boden vollzogen ward. Wes deutſchen Landes Sohn er war, wie ein Rheinfranke mußte der Kaiſer ſich tragen, nach fränkiſchem Rechte leben. Wie das Rheinthal die Mitte deutſchen Lebens, ſo war in dieſem wieder das goldne Mainz der Mittelpunkt. Im Erzkanzler concentrirte ſich die nationale Machtvollkommenheit, in dem rheinfränkiſchen Kurfürſten der zugleich über Straßburg, Speier und Worms ſeine Hoheitsrechte übte, den Wahlact leitete, die Kaiſer ein- und abſetzte. Als Erzbiſchof Werner den Rudolf von Habsburg ſalbte, ſprach er das Wort: Ich weihe Dich ein zum Oberhaupte, ich, fortan Dein Lehnsträger und Vaſall, aber ich habe noch mehr Kaiſer in der Taſche!

Jetzt athmete ich Luft; jetzt wußte ich wohinaus mein deutſcher Prieſter aus Belgien wollte.

Auf der Grenze von Mainz und Worms, fuhr er begeiſtert fort, ſtand der älteſte fränkiſche Königsſtuhl. Der erſte rheinfränkiſche Kaiſer, Konrad der Salier, wurde dort in jener Volksverſammlung gekürt die unſer Uhland in ſeinem Herzog Ernſt von Schwaben feiert. Bei Wiesbaden ſtand dann der zweite deutſche Königsſtuhl, und hier, im Angeſichte von Mainz, wurden der ſächſiſche Lothar wie die Hohenſtaufen Philipp und der zweite Friedrich auf den Schild gehoben. Erſt ſpäter verlegte man den Wahlplatz nach Rhenſe im Lande Trier. Mainz, der Mittelpunkt des Rheinthals, war in guter alter Zeit immer die Capitale Deutſchlands; ſelbſt der Barbaroſſa und ſeine Enkel hielten im Angeſicht der Stadt, unter den Auſpicien des Kanzlers, ihre großen Reichstage. In dieſem Rheinthale ſteht die Geſchichte Deutſchlands in ihrer Glorie verzeichnet. Wie ſich im mittleren Thale des Ganges Indiens Religion und Sitte concentrirte, ſo iſt der Rhein der gebeiligte Strom deutſchen Lebens. Mainz war das alte Haupt, Frankfurt und Aachen die Wahl- und Krönungsſtädte unſerer Kaiſer und in Speier liegen ſie begraben.

Sie liegen begraben! wiederholte ich, und werden nicht wieder auferſtehen, ſie ſchlafen ſehr feſt, denn ſie ruhen aus von ihren Kämpfen mit der Kirche. Die Sonne alſo ſtrahlte uns nicht mehr! Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten!

Was meinen Sie damit? fragte er barſch; ihm mißfiel die Parodie des alten Spruches aus Schiller.

Ich meine nur, ſagte ich ſpitz, daß es gefährlich iſt die Geiſter der Vergangenheit wieder heraufzubeſchwören; ſie werden uns unter der Hand zu Geſpenſtern. Das Rheinland iſt nicht mehr das Herz und die Mitte Deutſchlands. Wir haben im Oſten erworben was wir im Weſten eingebüßt. Möglich daß die Erwerbungen keine Entſchädigung für dieſe Einbuße ſind; aber verloren iſt verloren, vergangen iſt vergangen. Wenn Kaiſer Karl der Große in Aachen wieder aufſtünde, er würde Deutſchland nicht mehr dort, nicht mehr im heiligen Cöln, nicht mehr im goldnen Mainz ſuchen. Was hatte ſich denn Deutſchland, als der Sturm eines neuen Zeitalters über die Welt herannahte, mitherübergeſchleppt aus dem alten Jahrhundert? Was war denn aus der germaniſchen Herrlichkeit des Mittelalters hier am glorreichen deutſchen Ganges geworden? Nichts als ein ſchwelgeriſches Pfaffenthum mit der üppigen Wirthſchaft ſeiner geiſtlichen Höfe! An der geiſtigen und ſittlichen Auflöſung der geiſtlichen Sar-

Digitized by Google

danapale in Weiberröcken iſt das alte Deutſchland hier am Rhein zu Schanden geworden. Erinnerungen an das alte Germanenthum mochten freilich auch jenen Franzoſen Guſtine beſchleichen als er in Mainz einzog und ſeine Siegesbotſchaft nach Paris „aus der Mitte Deutſchlands“ datirte. Seitdem iſt Mainz, die Mitte des Reiches, zu einer bloßen Grenzfeſte herabgeſunken!

Mein Gegner war aufgeſtanden und ſchüttelte ſich als wenn er ſich plötzlich vom böſen Geiſt angepackt fühlte. Ein dunkler Zorn ſtand auf ſeinem Angeſicht. Mein Herr, ſtotterte er, Sie ſind höhniſch!

Nicht das, mein Herr! unterbrach ich ihn, ich ſuche nur Ihre Erinnerungen zu ergänzen. Über ein zukünftiges Deutſchland kann man verſchiedentlich phantaſiren, aber über die Vergangenheit darf man nicht blind noch blöde ſein. Und Sie würden ſich, mein Herr, mit Ihren Anſprüchen und Bedürfniſſen von heute auch gar nicht zurechtfinden in dem alten Gehäuſe des feudalen Germaniens. Wo wollen Sie nur Ihre belgiſchen Begriffe von einer Gleichſtellung des Bürgerthums mit dem Adel in dem hierarchiſchen Baumerk des Mittelalters unterbringen! Belgien iſt ein induſtrielles Land —

Belgien iſt eine Theokratie! ſagte er mit großtönender Emphaſe.

Ah! eine Pfaffenherrſchaft? entgegnete ich eben ſo dreiſt. Eine Pfaffenherrſchaft die das Königthum blos zuläßt und das Bürgerthum hätſchelt ſo lange es in Glaubensſachen unterdruckt? —

Er hatte ſeinen Hut haſtig aufgeſetzt und tief über die Stirn geſtülpt. Er raffte ſich zuſammen wie einer der Abſchied auf ewig nimmt. Ich glaube, ich habe mit einem Thoren geredet! ſchleuderte er heftig von ſich und ſuchte ſtürmiſch die Thür.

Und ich — glaub' ich — mit einem Hierarchen! ſagte ich leiſe. Sein flammender Zornblick traf mich noch, als er die Kajüte verließ und die Treppe hinaufſtolperte.

Ich blieb ſitzen und trank meinen rothen Asmannshäuſer weiter. Wie ich die Hand über meine heiße Stirn legte und die Augen ſchloß, trat die ſeltſame Geſtalt eines Mannes im Geiſte vor mich hin. Er trug einen Talar, ob braun, ob ſchwarz, ich weiß nicht mehr; die Falten des Gewandes ſchlugen bauſchig über ihn zuſammen und er nahm ſie vorn wie eine Tunica feſt. Der Mann hatte bald ein junges, bald ein altes Angeſicht, ſah ſchwermüthig aus und hatte doch auch ein dämoniſches Lächeln um ſeine Lippen. Auf ſeinem Haupte trug er eine räthſelhafte Kopfbedeckung; mit einer raſchen Handbewegung war ſie plötzlich umgewendet, bald roth wie eine Jakobinermütze, bald ſchwarz wie eine Kapuze, je nachdem ihr Überzug oder ihr Unterfutter zum Vorſchein kam. Görres! ſchrie ich laut und ſprang von meinem Sitze auf. Die Erſcheinung war verſchwunden; aber es war der alte Görres geweſen den ich im Geiſte geſehen, der alte Rheinländer mit dem ſanguiniſch heiteren Antlitz und dem dunklen römiſchen Herzblut im Innern. Rothes Blut, wenn es geronnen iſt, wird ja ſchwarz, wie eine Jakobinermütze ſich wenn ſie alt wird leicht in eine Kapuze verwandelt. Hatte der Profeſſor aus Löwen mir nicht erzählt, er gehe nach München? Richtig! Die Propaganda iſt auf dem Marſche. Darum alſo Räuber und Mörder! Darum Preußen- und Franzoſenhaß in Einem Athem! — Und hatte mit der belgiſche Mann nicht von ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit dem Biſchof in Lüttich, dem Herrn van Bommel, erzählt, der das Rheinland für reif hält zu einer Staatenform mit demſelben hierarchiſch-liberalen Gemiſch wie Belgien? Baiern und Belgien — und dazwiſchen das Rheinland! Es iſt richtig. Sie gehen im Lande um und ſchüren und ſchmieden, doctriniren und werben, ganz gemüthlich, ganz gelegentlich, aber in einem unerſchütterlichen, ſtillen Zuſammenhange. Für aufgeboten hat ſich die Geſellſchaft Jeſu nie gehalten; es hätte ja durch eine Bulle, nicht durch ein bloßes Breve geſchehen müſſen. Zur größern Ehre Gottes können ſie noch allerwegen wiederhergeſtellt werden. Mit Preußen ſchmollen ſie, weil man ſie dort, ſo romantiſch man iſt, doch nicht mag. Gegen Öſtreich grollen ſie, weil der Erzbiſchof von Wien ſie in ſeinem Bereich nicht duldet. Am Rhein haben ſie in Düſſeldorf, dem Sitz der romantiſchen Muſen, noch bis in die neueſte Zeit, bis 1842, ihr ſtilles Miſſionshaus gehabt. Liebes Rheinland, ſei auf deiner Hut! —

Ich ſtieg zum Deck des Schiffes hinauf. Eine Regenwolke war mit leichtem Schauer vorübergezogen, die Sonne ſtand wieder leuchtend am Himmel und wiegte ihr Bild im goldgrünen Spiegel des Stroms. Das breite Rheinthal lag in ſeiner heitern Schönheit frei und lachend vor uns. Wohl wird es mit Recht ein Paradies genannt. — Wenn nur die Schlangen im Paradieſe nicht wären! Schlangen in Schleyrock und verſtecktem Talar!

Der Profeſſor aus Löwen lief ſtürmiſch auf dem Deck umher wie ein heimlich brüllender Löwe der im Lande umgeht, ſuchend wen er verſchlinge. — Aber er verſchlang heute keinen mehr.

Digitized by Google

Eine Wallfahrt zu römiſchen Gräbern.

Von **Ernſt Willkomm.**

Faſt in der Mitte des jetzigen Rom liegt das Pantheon, der größte, prachtvollſte und verhältnißmäßig am wenigſten beſchädigte Tempel der alten weltbeherrſchenden Stadt. Auf allen ſieben Hügeln ſieht man die majeſtätiſche Kuppel dieſes architektoniſch vollendet ſchönen Baues über das Häuſermeer der Stadt emporragen. Plünderungswuth feindlicher Heerführer und Eroberer, Veränderlichkeit der Zeiten und Sitten und moderner Ungeſchmack haben auch dies großartige Monument größter Opulenz aus den Tagen römiſcher Macht vielfach ſeines herrlichſten Schmuckes beraubt. — Von M. Agrippa erbaut war es urſprünglich nicht zu einem Tempel beſtimmt, ſondern gehörte zu den Thermen des Auguſtus. Später weihte man es dem Jupiter Ultor und endlich allen Göttern. Beſtehend aus einer großen unvergleichlich ſchönen Rotunde und einem von ſechzehn coloſſalen granitenen Säulen korinthiſcher Ordnung getragenen Porticus, würde es den mächtigſten Eindruck machen, wäre nicht die Harmonie des grandioſen Baues durch geſchmackloſe Zuthaten eines neueren Baumeiſters für immer gänzlich zerſtört worden. Es hat nämlich Bernini den hypergenialen Gedanken gehabt, zu beiden Seiten des Porticus oder vielmehr auf demſelben zwei Glockenthürme in modernem Styl aufzuführen. Dadurch wird der obere Giebel des alten Tempels mehr als zur Hälfte verdeckt und wenigſtens von der Eingangsſeite, auch die Wölbung der Kuppel. Man nennt ſie mit Recht »die Eſelsohren Bernini's.« Die ehernen Statuen, welche ehedem das Frontiſpiz der Vorhalle ſchmückten und von den atheniſchen Künſtler Diogenes herrührten, ſind ebenfalls verſchwunden, desgleichen die bronzenen Thüren, ſtatt deren man ſich jetzt mit eiſernen Gittern behilft. In der Mitte der Rotunde ſtand die Statue Cäſars, in der Vorhalle jene des Agrippa. Acht Niſchen im Innern des Tempels waren für Aufſtellung von Götterſtatuen beſtimmt. Nur vier derſelben haben noch ihre urſprüngliche Form, ihre kunſtreich canellirten Säulen von Giallo antico, die übrigen vier ſind zu verſchiedenen Zeiten reſtaurirt worden und theils mit Porphyr-, theils mit Granitſäulen verziert.

Unter Kaiſer Phokas wurde das Pantheon in eine chriſtliche Kirche umgeſchaffen. Seitdem heißt es bei frommen katholiſchen Chriſten Santa Maria ad Martyres. Dieſen Namen verdient es auch in der That und Wahrheit, denn man ließ es an nichts fehlen, um ihm die ächt chriſtliche Weihe zu geben. Achtundzwanzig Fuder, ſage Fuder voll ſeltener Reliquien, alle von Märtyrern herſtammend, ließ Bonifacius IV. der dieſe Kirchenweihe leitete, in dem heidniſchen Boden vergraben und darauf den Hochaltar erbauen. Daß nach dieſem frommen Werk aller heidniſche Schmuck aus dem Innern entfernt wurde, war Sache der Nothwendigkeit, Conſequenz der Kirche, und ſo riß man denn alle Karyatiden und Statuen vollends heraus und gab ſie der Vernichtung preis. Jetzt ſieht die prachtvolle Rotunde recht nüchtern aus. Außer den erwähnten, noch wohlerhaltenen vier Niſchen iſt nur die Wölbung von den Neuerern unangetaſtet gelaſſen worden. Es würde freilich ſchwer geweſen ſein, an dieſem Meiſterwerke etwas zu verbeſſern, indeß ſtarrem Fanatismus wird bisweilen auch das Unmögliche möglich. Sie beſteht aus fünf Reihen herrlicher Caſetten und endigt mit einer runden Öffnung von 27 Fuß im Durchmeſſer. Dieſe Öffnung iſt nicht durch Glas verdeckt, ſondern in jeder Jahreszeit offen. Ein ſanfter Regen fiel melodiſch rieſelnd auf die grün angeflogenen Granitquadern nieder, als ich das Pantheon zum erſten Male beſuchte, und accompagnirte den unverſtändlichen Geſang des eben meſſeleſenden Prieſters. Es gibt Nächte, wo zur Zeit des Vollmondes die leuchtende Kugel gerade über dieſe Kuppelöffnung des Tempels reilt und dieſer Anblick, verbunden mit der magiſchen Beleuchtung der Rotunde, ſoll voll wunderbaren Zaubers ſein und einen nie mehr zu verwiſchenden Eindruck in der Seele deſſen, der ſie einmal ſah, hinterlaſſen. Ich war nicht ſo glücklich und mußte mich mit der bloßen Erzählung begnügen.

Das Pantheon iſt die Ruheſtätte von zwei der größten Maler Italiens. Rafael und Annibale Caracci liegen hier begraben. Einfache Marmorſteine, in die Mauer eingefügt, erinnern an das unvergängliche Wirken dieſer künſtleriſchen Genien. — An den Gräbern ſo göttlicher Menſchen ſtehend, befiel mich der grillenhafte Gedanke, den ganzen noch übrigen Reſt des Tages dem Beſuch namhafter Todten zu widmen und ich ſäumte keinen Augenblick ihn auszuführen.

Die Pyramide des Cajus Cestius an der Porta San Paolo iſt bekanntlich der Ort wo Engländer, deutſche Proteſtanten und Bekenner der griechiſchen Kirche, die

Digitized by Google

in Rom vom Tode übereilt werden, eine Ruheſtätte finden. Vom Pantheon bis zu dieſer Pyramide iſt es kein Spaziergang, ſondern eine Wallfahrt, auf der man, lächelt einem das Glück, mancherlei Intereſſantes erleben kann. Die nicht faſhionablen Quartiere Rom's bilden ein ſolches Gewirr ſchmahler unſauberer Gaſſen, daß es Noth thäte, man ſteckte einen Compaß ein, um ſich nicht darin zu verlaufen. Gerade beim Pantheon nimmt dieſes Gaſſenlabyrinth ſeinen Anfang, wenn man eine ſüdweſtliche Richtung einſchlägt. Meinem leidlich guten Ortsſinne vertrauend machte ich mich auf den Weg und kam auch ohne bedeutend vom geradeſten Pfade abgewichen zu ſein, an den ſchwarzen Mauerreſten des Marcellustheaters heraus. Dieſe umfangreichen und großartigen Ruinen, bis zur Höhe zweier Stockwerke noch leidlich erhalten, ſind leider wie ſo viele andere Monumente des Alterthums vom modernen Zeitgeiſt entweiht worden. Alles was dauerhaft war an dieſem unermeßlichen Gemäuer, hat man ausgebaut und zu Wohnungen eingerichtet. Eine ganze Colonie von Schreinern, Schuſtern, Schmieden, Schloſſern, Korbflechtern und andern Handwerkern hat ſich eingeniſtet unter den Bogen des ehemaligen Theaters und treibt nun auf gut Neurömiſch ihre proſaiſch-nützlichen Geſchäfte.

Das Gebäude langſam umgehend fiel mir ein daß Goethe während ſeines Aufenthaltes in Rom in der Nähe dieſes Theaters häufig eine Weinſchenke beſucht habe die ſeitdem bei den Deutſchen in beſondere Aufnahme gekommen ſei und von dem Dichterfürſten ihren Namen führe. Ich fragte alſo nach der »Goetheknipe,« ſehr begierig den Ort kennen zu lernen und da wo unſer größter Dichtergenius glückliche Stunden verlebt hatte, auch eine Fogliette zu trinken. Einer der tauſend Straßencicerone, die man überall antrifft, wo ein Paar alte Steine in Rom noch feſt übereinander liegen, ſchmutzig und zerlumpt, wie es ſich für ächte Nachkommen Sulla's ziemt, war hurtig an meiner Seite und geleitete mich wirklich in eine Oſteria, von der er behauptete, es ſei dies „la molto famosa osteria di Goethe“ — „del poeta tedesco“ ſetzte er hinzu, um zu beweiſen daß er Bildung beſitze und ſich einem wißbegierigen Fremden mit gutem Gewiſſen als Führer anbieten könne.

Gott weiß, ob ſchadenfrohe Kobolde andere Menſchen auch bisweilen auf ſo grauſame Weiſe necken und an der Naſe herumführen wie mich, am eheſten dann, wenn ich mit recht vollem Herzen, innerlich aufjauchzend vor froher Bewegung an irgend etwas mich ganz hingebe! Mein Schutzgeiſt, der ein arger Schelm ſein muß, ſcheint ein Verbrechen in ſolcher Hingabe zu erblicken, denn er ſorgt in der Regel dafür daß meine ſchönſten Freuden in's Waſſer fallen und rettungslos darin umkommen.

Juſt ſo ging es mir mit der erſehnten »Goetheknipe.« Es war ein Loch und zwar kein gewöhnliches, ſondern ein Loch, dem ich ein urdeutſches Epitheton geben könnte, wenn ich nicht gar zu deutſch zu werden fürchtete. Meiner Begeiſterung für die Weinſchenke unſeres poetiſchen Altvaters fielen auf der Stelle die Flügel aus. Ich empfand durchaus kein Bedürfniß in dieſem Raume auf ſolchen Bänken zu raſten und den Manen des Abgeſchiedenen aus den mir zur Prüfung vorgezeigten Kryſtallſchalen eine Libation darzubringen. Die menſchliche Schwachheit war ſtärker in mir als die Pietät gegen den großen Genius und den Ort wo er geweilt, getrunken, gedichtet und geliebt haben ſoll. Ich ließ einen halben Paul auf den Tiſch fallen und ſtolperte wieder hinaus um friſche Luft zu ſchöpfen, denn da unten — ſagt Schiller — war's fürchterlich!

Naiv fragte mich der halbbehoſte Cicerone, ein etwa zwölfjähriger Bengel von liſtigem Ausſehen, ob das nicht ein rechter Dichterwinkel ſei. Ich bejahte und wollte ihn verabſchieden, allein damit war dem Buben nicht gedient.

»O Signore,« ſagte er mit einer unbeſchreiblichen Handbewegung, »ich könnte Ihnen noch ſehr viel zeigen, wenn Sie mir vertrauen wollten.«

»Zum Beiſpiel, mein Lieber?«

»Da iſt hier das Ghetto — ein Paar Schritte bringen uns hin. Excellenz können da ſehr ſchöne Judenmädchen ſehen!«

An das Ghetto hatte ich noch nicht gedacht, und meine Wallfahrt zu den Todten verſchiebend, rief ich dem verdienſtluſtigen Knaben ein »Vorwärts« zu. Ein alterthümlicher Thorweg bildet den Eingang zu dem vom übrigen chriſtlichen Rom noch heutigen Tages durch hohe Mauern abgeſonderten Judenquartier. Und ſeltſam — obwohl hier wie anderwärts die italieniſche Zunge klingt, obwohl alles Übrige, Häuſer, Umgebung, Luft ganz ſo iſt, wie in andern italieniſchen Städten, läßt ſich doch nicht verkennen daß ein anderes Volk mit andern Grundſätzen hier hauſet. Die Juden Rom's, namentlich die älteren Männer und am meiſten junge Frauen und Mädchen haben ihren orientaliſchen Typus eben ſo treu ſich bewahrt, wie die Juden in Krakau und Lemberg. Auch ihr Betragen gleicht auf ein Haar dem in Deutſchland bekannten. Was im

Digitized by Google

chriſtlichen Rom nie vorkommen wird, daß irgend ein Handeltreibender den Vorübergehenden auffordert in ſein Gewölbe zu treten und zu kaufen, das kann man im Ghetto binnen wenigen Minuten unzählige Male erleben. Alles fragt freundlich und zuvorkommend was man befehle, was zu Dienſte ſtehe. „Che commanda, Signor?“ tödtet eine ſüße Stimme und an der Thür eines Hauſes ſteht emſig arbeitend ein dunkelbraunes Kind und ſchlägt ein Paar der ſchönſten Augen auf, in deren verſchleierten Tiefen unter heiterm Lächeln ewige Trauer weint. „Che è a vostro servizio, Eccellenza?“ fragt kreiſchend und minder freundlich eine grämliche Alte die auf der Thürſchwelle ſitzend abgetragene Schuhe ſäumt. Wohin man blickt, überall regen ſich hundert Hände, unermüdlich bereit zu ſchaffen, zu erwerben, um die ſchweren Steuern pünktlich bezahlen zu können, die der Humanismus des Chriſtenthums dem auserwählten, ſeit ſo langen Jahrhunderten zertretenen Volke unter dem entwürdigendſten Ceremoniell noch immer auferlegt! —

Ich kann mich nicht rühmen enthuſiaſtiſcher Verehrer der Juden zu ſein, allein was immer Gegründetes gegen ihre zähe Hartnäckigkeit in Bezug auf religiöſe Angelegenheiten geſagt werden mag, zugeben muß man doch daß der glaubensſtarke Muth gottbegeiſterter Märtyrer dazu gehörte all das Entſetzliche was man ihnen aufbürdete mit ſolcher Ausdauer und Ergebenheit ertragen zu haben. Während in Rom vielleicht ein Drittheil der chriſtlichen Bevölkerung vor Faulheit nicht weiß was beginnen, während Tauſende von Chriſtenſeelen lieber betteln oder ſich im Umkehren fremder Taſchen üben als arbeiten, müht dies kleine Häuflein verachteter Juden ſich Tag und Nacht ab, ſchafft Jung und Alt unverdroſſen, geht jedes Kind in ganzer Jacke und nicht ein einziger Bettler iſt unter ihnen zu ſehen. Möchten doch die ſtolzen Römer vom Volke Israel Ehrlichkeit und redliche Arbeitſamkeit lernen, von demſelben Volke deſſen Vorſteher am Tage der Carnevalseröffnung auf's Capitol wandern, dort vor dem erſten Senator Roms demüthig in die Kniee ſinken und flehentlich um Schutz bitten müſſen, um noch ein Jahr in der Stadt der Cäſaren bleiben zu dürfen — eine Bitte, die ihnen dadurch gewährt wird daß der Senator ſeinen Fuß auf den Nacken des Älteſten der Juden ſetzt! —

An der Seite meines geſchwätzigen Ciceronen, der hier ſehr zu Hauſe zu ſein ſchien und nicht verabſäumte mir die ſchönſten Mädchen zu zeigen deren es, wie in Rom überhaupt auch im Ghetto auffallend viele gibt, durchwanderte ich die wenigen Gaſſen. Es ſummt und rumort darin wie in einem Bienenkorbe, was den Glauben, es ſeien in dieſem kleinen Raume große Schätze aufgehäuft, wohl rechtfertigen kann. — Führer zu bekommen iſt in Italien leicht, ſie wieder loszuwerden gehört aber zu denjenigen Kunſtſtücken die nicht immer gelingen. Dies erfuhr ich an meinem wamslosen Begleiter. Er zeigte eine ſo klettenartige Anhänglichkeit an mich, daß ich ſehr gern die Geduld verloren hätte und einfach grob geworden wäre. Kleine Münze hilft in ſo kritiſchen Fällen nicht allemal, ſtoiſche Ruhe und geheuchelte Taubſtummheit führen eher zum Ziel. Vor dieſen doppelten Phalangen, die ich zu gleicher Zeit anrücken ließ, ergriff denn auch mein Cicerone, jetzt mein Plagegeiſt, die Flucht, nachdem er mir zuvor noch das Haus des Cola Rienzi, an dem nichts zu ſehen iſt, und die Cloaca maxima gezeigt, in der vermuthlich ſehr viel zu ſehen ſein mag, wenn man ſich das Vergnügen machen will hineinzukriechen. Ich fühlte keinen Beruf in mir zu ſolchen unterirdiſchen Expeditionen und entſchlüpfte in dem Momente, wo der Falkenblick des Knaben ein Paar neue Opfer ſeiner antiquariſchen Bildung entdeckt hatte.

Am Ufer der Tiber entlang, an den Mauervorſprüngen zerſtörter antiker Gebäude vorüber führt ein angenehmer Weg bis zu den Prati del popolo Romano. Aus den Fluthen des gelben Stromes ragen die grauen verwitterten Pfeiler des alten Pouſe Sublizio. Man kommt faſt an ihnen vorbei. Auf dem gegenüberliegenden Ufer des hier ziemlich breiten Flußes ſieht man die umfangreichen Gebäude des Hoſpizes von San Michele, der Aufenthaltsort einer Menge leichter Verbrecher, Betrüger und Schuldner. Es bildet die Begrenzung Trasteveré's auf dieſer dem Mittelmeer zugekehrten Seite und ſtößt unmittelbar an die Stadtmauer, die hier durch das Hafenthor einen Ausgang hat. Links zwiſchen den Erhebungen des Aventin und rechts zwiſchen breiten Ackerflächen läuft die Straße etwa noch eine halbe römiſche Miglie fort, ehe ſie das feſtungsartige Thor von San Paolo erreicht, neben welchem noch innerhalb der Stadtmauer die kleine Pyramide des Cestius ſich erhebt. Ihre weißen, die Backſteinmauern bedeckenden Marmorplatten ſind grau, hie und da ſogar ſchwarz geworden, doch vom Fuße bis zur Spitze mit Flechten und zarten friſchgrünen Schlinggewächſen vielfach überzogen. Hier nun, den Fuß der Pyramide berührend, im Angeſicht der ewigen Stadt, im Angeſicht aller Trümmer auf Aventin und Palatin und der jenſeit der Tiber ſich ſtolz aufbauenden Kuppelpracht des modernen Rom ſchlummern unſere Glau-

Digitized by Google

bensbrüder. Ein Cuſtode öffnet die Pforten der beiden Kirchhöfe, denn ſchon zwei Saatfelder hat ſich der Tod hier angelegt. Sie gleichen den ſchönſten wohlgepflegteſten Gärten. Dunkle Cypreſſen, ſchlanker Lorbeer, phantaſtiſche Cactusſtauden, freundliche Myrthe, beſcheidener Buchsbaum und üppiger Kirſchlorbeer bilden um und zwiſchen den Gräbern die anmuthigſten Boskets, und immerblühende Roſenhecken ſo friſch und voll, wie man ſie in dieſer Jahreszeit ſelbſt in Rom ſelten ſieht, faſſen die ſchmahlen Sandgänge und die Kirchhofsmauern lieblich ein.

Obwohl der Gottesacker der Proteſtanten ſehr eben liegt, zählt er doch mit zu den ſchönſten Punkten in Roms nächſter Umgebung. Man hätte den Ketzern füglich kein heimlicheres Plätzchen gönnen können als dieſe ſtille Ebene im tauſendjährigen Gottesfrieden der grauen Pyramide, dieſes Sinnbildes älteſter Prieſterweisheit.

Die Gräber, an denen ich ſtille Andacht zu halten einſam hieher gewallfahrtet war, mochte ich mir vom Cuſtode nicht zeigen laſſen, ich wollte ſie mir ſelbſt ſuchen, in der Hoffnung bei dieſem Geſchäft manch intereſſante Grabſchrift zu entdecken. Dieſe Hoffnung täuſchte mich nicht. Ich fand manchen Namen, der ſchon früher mein Ohr berührt hatte, manchen, deſſen Grabſchrift mir den Schmerz der Hinterlaſſenen vermehrte. Deutſche ruhen an der Geſtiuspyramide verhältnißmäßig am wenigſten, die meiſten Opfer hat Altengland geliefert. Unter dieſen trift man auch viele zarte Blüthen die der Tod im hoffnungsvollſten Lebensalter brach. Ich mußte lange ſuchen ehe ich den Grabſtein eines Mannes entdeckte bei deſſen Namen das Herz jedes Deutſchen mächtig ſchlägt. Ein ſchmuckloſer Stein bezeichnet die Stätte, wo Goethe's Sohn ruht. Der Stein zeigt das Porträt des Verſtorbenen im Relief und eine lateiniſche — warum nicht eine deutſche? — Inſchrift ſagt, daß hier des großen Dichters Sohn begraben liegt. Cypreſſen umflüſtern melancholiſch die ſtille Grnſt des Schlafenden, dem das Land der Verheißung zum Lande der Täuſchung geworden war. Hier wo der Alte geſchwelgt hatte in Kunſt und Natur, wo er den Angelpunkt für alle Lebenszukunft fand, wo ihm jeder Schleier gelüftet ward der ſein dichteriſches Auge noch düſter umhüllte; hier, wohin zurück ewig die Sehnſucht des Greiſes ſein Denken und Erinnern trug — hier ſtarb ihm der einzige Sohn! — Seltſame Schickſalstrümmer liegen hier dicht beiſammen. Neben Shelley's Grabſtein liegt der ſeines Freundes Hunt, der mit ihm zugleich in den empörten Wogen des Meerbuſens von Spezzia ertrank. Einige Wochen früher hatte mir ein alter Schiffer aus Livorno die Stelle gezeigt wo Lord Byron, dieſer dämoniſche Menſch mit dem weichen Herzen eines Kindes, dem todten Freunde den Scheiterhaufen ſchichten und ſeine Aſche auf den Silberſchaum der grollenden Brandung ſtreuen ließ. Nur das Herz Shelley's, des bleichen Denkers, des friedlichen Atheiſten, des Sängers zarteſter Lieder, liegt hier begraben. Viele andere Namen fand ich, deutſche, engliſche und ruſſiſche, denen lange prunkende Grabſchriften geſetzt waren, vielleicht weil ihr Leben unbedeutend verlief, nur Einen, den ich auch gern heimſuchen wollte, konnte ich nirgends entdecken, das Grab des Dichters Waiblinger. Auch der Cuſtode fand es nicht. —

Die Mittagsſtunde war längſt vorüber als ich, ein ächter ſentimentaler Deutſcher, mit Erinnerungsblättern reichlich verſehen den ſtillen Gottesacker verließ. Einmal außerhalb der Stadt, obſchon noch innerhalb ihrer Mauern, ſchritt ich durch's Thor und ſchlug den Weg nach Oſtia ein. An der Straße, von hohen Roſenbäumen maleriſch eingerahmt, lag eine ſogenannte Osteria con cucina (Weinſchenke, in der man auch zu eſſen bekommt) wie es deren an allen Landſtraßen in Menge gibt. Sie gefiel mir durch Lage und Ausſicht und ich trat ein. Der Wein war vortrefflich, weit beſſer als man ihn gewöhnlich in den ſtädtiſchen Oſterien erhält, nur durfte man nicht übertriebene Anforderungen an reinen Tiſch und ſauberes Geſchirr machen. Unter blühenden Roſenzweigen ſitzend, die ein warmer Wind bewegte, vor mir in blaugoldenem Ätherduft die Stadt, zur Linken den Baumwald des Gerüſtes, das man zum Wiederaufbau der vor längeren Jahren durch Blitzſtrahl zerſtörten Baſilika des heiligen Paulus errichtet hat, verweilte ich bis die Schatten länger wurden und der fette Nebeldunſt, welcher die Malaria erzeugt, in ſchweren blaugrauen Streifen über dem Tiberthale aufbrodelte.

Näher kommendes Kettengeklirr erregte meine Aufmerkſamkeit. Es war ein langer Zug Galeerenſclaven die bei dem erwähnten Kirchenbau zu Bandlangern verwendet werden und jetzt, von päpſtlichen Dragonern eskortirt, nach der Stadt zurückgingen. Sie waren ſehr munter, lachten und ſprachen viel und zündeten ſich, von den Dragonern unbehindert, ihre Cigarren an. Bei dieſer Gelegenheit ſtolperte ein noch ſehr jugendlich ausſehender Mann über ſeine eigene Kette und fiel. Beim Aufſtehen hörte ich ihn ganz gemüthlich ein »Kreuztauſenddonnerwetter!« fluchen.

»Ei, ei, Freund,« redete ich ihn an, »wenn das die Päpſtlichen verſtänden, würden ſie Euch vermuth-

Digitized by Google

lich den Kopf garſtig waſchen! Wie kommt Ihr in dieſe unangenehme Geſellſchaft?«

Der arme Teufel wäre vor Freude, ſeine Mutterſprache zu hören, bald nochmals gefallen. Höflichſt grüßend riß er ſeine braun und graugeſtreifte Mütze vom Kopfe, hielt ſie mir entgegen und ſagte: »Ach, lieber gnädiger Herr und Landsmann, haben Sie Mitleid mit einem Unglücklichen und ſchenken Sie mir eine Kleinigkeit!« — Ich ſah nach den zur Seite reitenden Dragonern, ſie machten aber keine Miene, den mit einem Unbekannten Sprechenden zur Ruhe verweiſen zu wollen. — »Es iſt erlaubt,« fügte der Gefangene, meine Gedanken errathend hinzu. »Können wir uns etwas erbetteln, geht es uns beſſer.«

Ich ſchenkte dem Unglücklichen einige Paul und fragte was er verbrochen habe.

»Verbrochen?« erwiederte er, »du lieber Gott, ich habe Unglück gehabt! Ich trat als Freiwilliger zu dem päpſtlichen Militär, weil es mir an Arbeit fehlte und ich ohne Unterſtützung hätte verhungern müſſen. Die harte Behandlung eines Vorgeſetzten brachte mich eines Tages in Wuth, ich vergriff mich an ihm und dafür zogen ſie mir dieſe Jacke an.«

»Wie lange ſeid Ihr verurtheilt?«

»Blos auf zehn Jahre. Vier hab' ich bereits überſtanden, bleiben noch ſechs Reſt, die ich mit Gottes Hülfe wohl auch ertragen werde.«

»Und was gedenkt Ihr dann zu thun?«

»Ich bettle mich zurück nach Deutſchland oder gehe unter die Jeſuiten, damit ich Reiſegeld bekomme.«

»Seid Ihr Katholik?«

»Ja, gnäd'ger Herr.«

»Und woher des Landes?«

»Vom Rhein. — O der Rhein iſt doch ſchöner als die Tiber!«

Ein Dragoner ſprengte heran und warf dem Gefangenen einen ſtrengen Blick zu, worauf dieſer ſtumm grüßend wieder in die Reihen ſeiner Kettengenoſſen zurücktrat. —

Die ſchnell hereinbrechende Dämmerung war der Nacht gewichen als ich die belebten Straßen Roms wieder betrat. Hier ſollte ich noch ein ächt römiſches ſchauerliches Nachtbild ſehen. Aus einer engen krummen Straße hörte ich dumpfes Gemurmel, unterbrochen von monoton plärrenden geſangähnlichen Tönen. Fakeln wurden in der Ferne ſichtbar, dann bleich leuchtende Flämmchen unzähliger Lichter. — Man trug eine Leiche, ein junges reiches Mädchen, wie mir geſagt wurde, zu Grabe; wenigſtens fünf- bis ſechshundert Ordensbrüder aller Farben begleiteten die Verſtorbene. Solche Grabgeleite haben des Nachts etwas ſchauerlich Geſpenſtiſches, da Alles was dem geiſtlichen Stande angehört, mit Ausnahme des fungirenden Prieſters, die Todtenkappe trägt. Es ſind dies bei Einigen weiße, bei Andern ſchwarze, auch graue Kappen, die über Kopf und Geſicht geſtülpt werden, unter dem Kinn in langem Zipfel endigen und blos für Mund und Augen runde Öffnungen haben. Ich konnte bemerken daß die Schwarzbekappten meiſtentheils lange weiße oder doch hellfarbige, die Weißbekappten dagegen dunkle oder ſchwarze Kutten trugen. Die Weißen führten den Zug an, die Schwarzen ſchloſſen ihn. Zwiſchen Beiden drängten ſich Maſſen von Mönchen aus allen möglichen Orden. Das lautloſe Schlürfen dieſer Todtenbrüder, ihr monotones dumpfes Lallen lateiniſcher Gebete, die wie Zauberformeln klangen, das ſcheue Zurückweichen des Volkes, das ſich gläubig bekreuzte, endlich der häßliche trogartige Sarg, der nur von vier Männern getragen wurde und mir gerade wie ein Mumienkaſten mit ſchwarzem Tuch behangen vorkam: dies Alles gab ein Enſemble, vor dem mich ein Grauſen anwandelte. Dabei ſchritt die ganze unheimliche Geſellſchaft mit einer Haſt vorwärts als fürchte Einer den Andern oder als ſuche man ſich der Verſtorbenen ſobald wie möglich zu entledigen. Ich dankte Gott als der Zug an mir vorüber war, der tiefblaue Himmel wieder über mir glänzte und das heitere Geräuſch des Lebens die Töne des Todes übertäubte.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Bamberg.

[Ehrenrettung Behr's.]

Das Heft der Europa vom 21. November v. J. enthält einen Artikel aus Bamberg, der eine Entgegnung als nothwendig erſcheinen läßt. Wer mit dem Entwicklungsgange des ſtaatlichen Lebens in Baiern näher bekannt iſt, der wird, welcher politiſchen Partei er auch angehören mag, dem vormaligen Bürgermeiſter Behr das Zeugniß geben müſſen daß gerade er einer jener ſeltenen, ſtarren, conſequenten Perſönlichkeiten iſt, die in unwandelbarer Überzeugungstreue, im Glücke wie im Unglücke feſthalten an dem was ſie einmal für Recht und der Sache der Menſchheit für förderlich erkannt haben. Ein Gedanke zieht ſich gleichmäßig durch das ganze Leben Behr's; auf dem Katheder, wie auf der ſtändiſchen Tribune,

Digitized by Google

in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen wie in ſeinem muni-cipalen Wirkungskreiſe gab derſelbe Gedanke den Impuls zu ſeinen Handlungen, der Gedanke des ſtaatsbürgerlichen Fortſchritts. Wir verweiſen deshalb auf ſein der Öffentlichkeit angehöriges Leben, auf ſeine Wirkſamkeit als Lehrer vom Jahre 1846 bis 1819, auf ſeine parlamentäre Energie, die er in der Ständeverſammlung des Jahres 1819 entwickelt, auf ſeine Zurückweiſung vom Lehrſache und auf ſeine mehr denn zehnjährige Thätigkeit in Mitten der Gemeinde Würzburg. Behr war jederzeit ein abgeſagter Feind jener halt- und grundſatzloſen Politik welche die Überzeugung wie eine Waare zu Markte trägt und heutigen Tages, wir müſſen es leider offen bekennen, in Baiern zu einer förmlichen Erwerbsquelle geworden iſt. Der ganze Verlauf des Behr'ſchen Lebens zeugt für die Unabhängigkeit ſeines Charakters, zeugt dafür daß ihm der Glaube an ſeine Grundſätze mehr galt als Gunſt und Gnade. Sind die Grundſätze und Anſichten Behr's in einer gewiſſen Periode mit dem Wünſchen und Wollen eines jugendlichen Fürſten, der übrigens unſeres Wiſſens den combinirten Ideen der Gleichheit und Freiheit, dem Wahlſpruche des franzöſiſchen Nationalconvents nie beſonders hold war, in manchen Punkten zuſammengetroffen, ſo war, wenn ihm hiebei ein Blick der Gnade gewährt wurde, Behr zuverläſſig nicht der Suchende. Wir müſſen deshalb die Behauptung als habe Behr nach einem Miniſterium geſtrebt und wegen Nichtgewährung ſeines Wunſches auf dem Conſtitutionsfeſte zu Gaibach zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen ſich verleiten laſſen, im Intereſſe der Wahrheit für eine grobe Unwahrheit erklären. Die übrigen in dem bemerkten Artikel gegen Behr enthaltenen Anſchuldigungsgründe hat der Einſender, wie es ſcheint, abſichtlich blos andeutungsweiſe gegeben, um bei Unkundigen dem Argwohn und den Vermuthungen den möglichſt freien Spielraum zu gewähren. Aber auch dieſe Verdächtigungsverſuche ſind erfolglos, denn die Anſicht daß derjenige ein ſchweres Stück Arbeit zu beſtehen habe, der Behr nach Kenntnißnahme ſeiner mit Beſchlag belegten Papiere reinſprechen wolle, wird durch das gegen Behr ergangene Straferkenntniß ſelbſt widerlegt. Die Verurtheilung Behr's gründet ſich nämlich blos auf zwei Momente, auf ſeine bei dem Gaibacher Feſte gehaltene Rede und auf eine im Jahre 1831 unter dem Titel „Erinnerungen an die baieriſche Ständeverſammlung" erſchienene Broſchüre; die bei Behr mit Beſchlag belegten Papiere haben auf deſſen Verurtheilung nicht influirt. Daß Behr ferner in die bürgermeiſterliche Würde nicht wieder eingeſetzt wurde, iſt nicht blos der Stadt Würzburg, ſondern Jedem klar, da nach den Beſtimmungen des baieriſchen Strafgeſetzbuches auch der Gemeindebeamte in Folge eines ihn wegen Verbrechens verurtheilenden Erkenntniſſes ſeiner Stelle und ſeines Gehaltes verluſtig wird. Deſſenungeachtet hat die Stadt Würzburg, auf deren Zeugniß fraglicher Artikel ein beſonderes Gewicht legt, ihrem vormaligen Bürgermeiſter in Anerkennung ſeiner Verdienſte vor einigen Jahren ein jährliches Gehalt von 600 Fl. ausgeworfen. Durch das bisher Geſagte ſoll aber keineswegs der Nachweis der gegentheiligen Meinung durch concrete Thatſachen abgeſchnitten werden. Gegner des bloßen Autoritätsglaubens im Bereich der Politik wie im Leben überhaupt, ſind wir weit entfernt, für Männer die wir achten, das Vorrecht der Unantaſtbarkeit zu beanſpruchen. Nur geſtatte man uns eine Anſchuldigung die gewiſſermaßen mit einem Vorrath concreter Thatſachen coquettirend an die Stelle eines factiſchen Nachweiſes eine blos ſubjective, durch Nichts begründete Meinung ſtellt, rückſichtslos mit dem ihr gebührenden Prädicate zu bezeichnen. — Wenn endlich der Einſender des oft bemerkten Artikels eine Parallele zwiſchen Behr und Jordan im Namen der von ihm leider ſelbſt mißbrauchten Wahrheit abweiſen zu müſſen glaubt, ſo wollen wir in dieſer Beziehung ſeinem Belieben keine Schranke ſetzen, wir unſerer Seits ſtellen es jedem Einzelnen anheim, ob er nach ſeinem Rechtsgefühle in dem Verfahren gegen Behr eine ähnlichkeit mit der Procedur gegen Jordan finden oder die öffentliche Meinung für verpflichtet halten will die gegen Behr geübte Strafjuſtiz unbedingt zu genehmigen. Sollte der Correſpondent der Europa dieſe Entgegnung für nicht erſchöpfend erachten, ſo wolle derſelbe wohl erwägen daß es unter gewiſſen Verhältniſſen leichter iſt, die Ehre eines wegen politiſcher Verbrechen Verurtheilten zu verdächtigen als ſie vor dem Forum einer halben, verkümmerten Öffentlichkeit zu vertheidigen, beſonders wenn die dermalige Lage den Angegriffenen eine gewiſſe Zurückhaltung mit den Vertheidigungsgründen gebietet. Übrigens ſind auch wir vollkommen damit einverſtanden daß bloße abſtracte Lamentationen zu nichts führen, am allerwenigſten auf dem Felde des praktiſchen Völkerlebens, welches, wenn Mißſtände vorliegen, nicht Lamentationen und Jeremiaden, ſondern practiſche Thätigkeit zu ihrer Abhilfe verlangt. +.

Aus Berlin.

[A. v. Sternberg und ſeine Judennovelle.]

Frankfurt a. M. hat unter den deutſchen Städten die Juden am längſten gehechtet und dieſe haben ſich an der Stadt dermaßen gerächt daß, wie ein witziger jüdiſcher Schriftſteller ſagt, ganz Frankfurt ein Jude geworden iſt. Berlin hat unter allen deutſchen Städten die Juden am meiſten gehegt und gepflegt, und man behauptet dieſe Stadt ſei nicht weniger vom Geiſte des Judenthums inficirt. Das will uns wenigſtens Hr. v. Sternberg in ſeiner Novelle: die Juden, in der dreijährigen Penelope glauben machen. Unter der Reſidenz B. können wir nur Berlin verſtehen wo der halb ruſſiſche Salonnovelliſt ja ſchon ſeit langem ſeinen Aufenthalt hat und bereits in ſeinem Roman „Diana" manche unſerer Zuſtände und Perſonen in das Bereich ſeiner ſchmutzigen Auffaſſungen, ſeiner leichtfertigen Satyre zog. Ich erinnere an die erbärmlichen Dienſtbotenwirthſchaften die er in dieſem Buche ſchildert, an die Jämmerlichkeit ſeiner fletſtrickenden Miniſter die er für preußiſche ausgab, an die Nichtswürdigkeit ſeiner blaſirten Gardelieutenants und Junker die er, Rußland mit Deutſchland verwechſelnd, aus Petersburg nach Berlin verpflanzte. Seine Satyre gegen weichliche Verwahrloſung der Ariſtokratenwelt iſt nur da treffend wo der Schilderung offenbare Selbſtkenntniß zu Grunde liegt. Daß ein Autor ſich mit der allgemeinen Welt verwechſelt, iſt nicht ſo unerhört und ſelten. Diesmal aber hat er, derſelbe der täglich hier bei einer geiſtvollen Jüdin Thee trinkt, das Judenthum in der erniedrigendſten Weiſe aufgefaßt und ſeinen ganzen blaſirten und hochblutigen Groll in einer Judennovelle ausgeſchüttet. Sie iſt in ihrer Erfindungsloſigkeit faſt nur

Digitized by Google

Aufſatz und Converſation über den Gegenſtand, aber ſie ſcheint eine Philippica zu ſein die er längſt auf dem Herzen hatte, falls Hr. v. Sternberg, mit Permiſſion zu ſagen, ein Herz hat. Hr. v. Sternberg will in ſeinem Judenhaß gründlich ſein; er kritiſirt die Geſchichten des alten Teſtamentes, die Erzählung wie Jakob den Eſau betrügt, wie Joſeph ſeine Brüder in Verdacht bringt Silberzeug eingeſteckt zu haben, wie David Saul's Krone ſich erſchleicht und ſich eines ehrlichen Mannes Frau zueignet; in der ganzen Entwickelung des Volkes Israel ſieht er heuchleriſche Schmeichelei, ſchmutzige Liſt, feige Schmach und ehrloſe Schande bei ſo viel unverwüſtlichem Dünkel ſich für ein auserwähltes Ruſtzeug Gottes zu halten. In der Judith welche Liebe heuchelt bevor ſie mordet, ſieht er die nationale Ehrloſigkeit auf ihrem Gipfel. Gegen Heine den er als Genie bewundert, hegt er zugleich den tiefſten Abſcheu. In unſerer modernen Entwickelung erkennt er den Geiſt des Mammons als die einzige Gottheit der alle Welt huldigt, das ganze Zeitalter ſieht er vom jüdiſchen Wucher inficirt, alle Gebiete von den „Königen der Epoche" beſetzt, Kunſt, Wiſſenſchaft, Politik und Geſellſchaft beſchmutzt von dem unſaubern Geiſte Israels. — Man ſollte meinen, dieſer Salonnovelliſt habe mit ſeiner feinen Hand Zeit Lebens in polniſchem Schmutz herumgewühlt und dieſe Eindrücke nie wieder loswerden können, wie er ſeine ruſſiſchen Anſchauungen vom Zuſtand der Geſellſchaft auf Deutſchland zu übertragen pflegt und aller deutſchen Geſinnung baar und blank iſt. Er ſchildert in ſeiner Novelle jüdiſche Familienverhältniſſe auf der gemeinſten Stufe der Geſittung und trifft hier am meiſten fehl, denn das Judenthum hat gerade ſeinen Familienheerd zu einem ſehr feſten Altar patriarchaliſcher Reinheit erhoben; nirgends ſind die Bezüge der Liebe zwiſchen Blutsverwandten ſo ſtark, ſo moraliſch feſt und unerſchütterlich. Der Salonnovelliſt v. Sternberg iſt auch ein ſchlechter Pſycholog. Es iſt menſchlich erklärlich und gerechtfertigt daß was die Welt nicht freiwillig oder rechtsgültig gibt, entweder erliſtet oder erkroht wird. Zu dem Einen gehört Klugheit von der man, wenn ſie ſich in pfiffige Verſchmitztheit umſetzt, noch nicht ſagen kann ſie ſei unſittlich. Seid klüger und triumphirt durch beſſere Schärfe des Verſtandes! Zu dem Andern, zum Erkroßen der Vortheile die dem Juden im Staate und in der Geſellſchaft verſagt werden, gehört geiſtige, zuſammengefaßte Kraft. Dieſe am Juden zu leugnen heißt blind ſein. Weil er ſich alles mühſam erringen muß, ſo bedarf er der folgerichtigen Anſtrengung aller ſeiner Mittel. Er muß unausgeſetzt ſein Ziel in's Auge faſſen und was wir darin Egoismus nennen, iſt am Juden oft nur dieſe geiſtige und ſittliche Energie, Stetigkeit und unerbittliche Ausdauer. Daß ſich, hat er etwas erreicht, ein ſtärkeres Selbſtgefühl bei ihm einſchleicht, iſt erklärlich genug. Man kann gegen einen gewiſſen feilen Egoismus des modernen Zeitalters der das ganze Leben in eine Börſe, in eine Anſtalt für den Wucher verwandelt, empört ſein; aber iſt es erlaubt, das alte Teſtament, dieſe Grundſäule des Chriſtenthums ſelber, uns als den Quell einer Verwahrloſung des Judenthume hinzuſtellen? Wenn es wahr iſt daß der Jude ſolange kriecht bis er an ſein Ziel kommt, ſolange ſchmeichelt bis er erreicht hat was er will, ſolange zudringlich demüthig iſt bis er frech ſein darf, ſo fragt ſich, wer die Schuld davon trägt. Der Vortheil iſt das einzige Princip das der Chriſt dem Juden nicht vorenthält. Iſt es nicht komiſch, die Juden des Mangels an Patriotismus zu bezüchtigen, wenn man ihnen jedes Vaterland ſtreitig macht? Iſt es nicht begreiflich daß der zur Intrigue greift der keine Rechte hat? Jedes Volk iſt unter der Knechtſchaft verwahrloſt, entehrt und entadelt, der Pole unter der Knute, der Grieche unter dem Reßſchweif. Die Religion der Liebe, wie ſich das Chriſtenthum nennt, hat ſich dieſe ſeltſame Entartung in Schimpf und Schmach ſelbſt herangezogen. Das, nicht das alte Teſtament, iſt das Motiv eines Unglücks das Deutſchland in ſeinem Schooße birgt, nicht tilgen und nicht ſühnen kann. — Ich las dieſe Novelle des Hrn. v. Sternberg zu derſelben Zeit als Sie uns aus Ihren Papieren in der Europa die Schilderung eines Juden aus dem vorigen Jahrhundert brachten, der an Spinoza, an Moſes Mendelsſohn, an Leſſings Nathan erinnernd, in ſeiner edlen Natur das von den Chriſten ſeiner Zeit getrübte Chriſtenthum wieder rein und ſchön in ſich entdeckt. Die Figur Ihres Rabbi Elieſer ſcheint geſchichtlich zu ſein; mich dünkt, ein Jude dieſes Namens war ein Vorläufer jener myſtiſchen Magnetiſeure wie ſie das vorige Jahrhundert lieferte. Mag die Darſtellung Ihres edlen, reinen Juden dem Sternbergiſchen Fanatismus das Gegengewicht halten! Ohnedies hat ja der ariſtokratiſche Novelliſt noch Ehrlichkeit genug, einen Spinoza, einen Mendelsohn und ſelbſt Börne als Ausnahmen gelten zu laſſen. Sind denn im Chriſtenthum die edlen Naturen nicht auch bloße Ausnahmen? — Hr. v. Sternberg gehört nicht zu den Ausnahmen. Z.

[Toepffer's Romane in Bildern.]

Der im vorigen Sommer zu Genf verſtorbene R. Toepffer war in Frankreich durch ſeine Voyages en zig-zag ein beliebter Schriftſteller, unter uns iſt er durch ſeine Genfer Novellen die uns Zſchocke deutſch gab, bekannt geworden. Toepffer's beſtes Organ aber war weniger die Feder als der Stift; er hat ſeine eigenthümlichſten ſatyriſch-komiſchen Novellen in Reihen von Radirungen ausgeführt die ſchon Goethe im ſechſten Heft von Kunſt und Alterthum pries und die kürzlich an dem Tübinger Äſthetiker Viſcher in den Jahrbüchern der Gegenwart einen philoſophiſchen Kritiker voll Bewunderung fanden. Wenn die Münchner in ihren fliegenden Blättern ſich in Maſſe zuſammenthun, um außerhalb des Gebietes der Cenſurſcheere ihre ſatyriſchen Einfälle zur Welt zu bringen, ſo haben wir an Toepffer ganz ſolo einen Hogarth deſſen Zeichnungen an Holbeins Todtentänze erinnern. Er nimmt es mit jenem als Charakterzeichner, mit dieſem in der Caricatur auf. Von den eleganten Caricaturſtein Frankreichs unterſcheidet er ſich weſentlich durch ſeine harmloſe deutſche Gutmüthigkeit. Uns liegen in fünfter Auflage fünf Hefte vor die uns verſchiedentliche Narrheiten der modernen Bildungswelt auf das ergötzlichſte entwickeln und in ihrem pſychologiſchen Verlauf charakteriſiren. Bald zeigt er uns wie in Monſieur Crepin den bornirten Familienvater der in der Erziehung ſeiner Heerde Kinder alle Leiden der modernen Thorheit beſteht; bald ſehen wir in der Geſchichte des Doctor Feſtus den Stubengelehrten der um jeden Preis eine inſtruktive Reiſe durchſetzt, bald den Tangenichts Albert der die ganze Stufenfolge des Lumpenlebens durchmacht, bald den geckenhaften Kleinſtädter Monſieur

Digitized by Google

Jabot der in der Residenz sich zum Lion der Gesellschaft aufschwingen will; bald, wie im Heft des Menstenr Pensil, treibt der Wirbelwind des Humors mit der ganzen Welt sein Spiel. — Wir empfehlen die unerschöpfliche Laune dieses Genfer Aristophanes in Bildern; seine Federzeichnungen erschienen in Genf bei Keßmann, in Leipzig bei Hermann, mit französischem und deutschem Texte.

[Tizian's Wohnhaus.]

Mistreß Jamefon (in ihrem kürzlich in London erschienenen Art and Literature) will die Entdeckung gemacht haben daß Tizian nicht im Palast Barberigo gewohnt habe und gestorben sei. Alle Reisenden besuchen bekanntlich dies ehedem einem Freunde des großen Malers gehörige Haus in welchem man eine Reihe von Bildern des Meisters aus allen seinen Epochen findet und die redselige Dienerschaft die Stellen zeigt wo Tizian malte und starb. Auf dem Campo Rotto steht nach Anna Jamefon's Versicherung das jetzt in eine schmutzige Schenke verwandelte Haus in welchem Vecellio da Cadore funfzig Jahre, alſo die Hälfte seines langen Lebens, gewohnt, gemalt, gelebt und geliebt, mit Aretine und Sanfovino, mit Bembo und Bernardo Taſſo gebechert, und mit jenen ſchönen Venezianerinnen geſcherzt und gelacht die er in ihren Reizen unſterblich machte. Die jetzige Trattorie brüstet ſich noch mit des Malers Namen; dilettevole giardino di Messer Tiziano nennen ſie auch den kleinen anſtoßenden Garten deſſen Mauern noch einige wenige Spuren von Freskofarben tragen. — Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" theilte einen Auszug aus dem neuen Buche der Mrs. Jamefon mit.

[Freiligrath's neueſte Gedichte.]

Daß unſere Lyriker den Fürſten einen Fehdehandſchuh hinwerfen, hat ſich nun ſchon mehrfach wiederholt. Neben dieſem gewaltſamen lyriſchen Aufſchwung hat dann unſere Proſa doppelt viel zu thun Fürſten und Völkern die Wahrheit zu ſagen und die Verworrenheit der Aufregung in's Klare zu bringen. Das Bedeutendſte was die Lyrik in ihrer Oppoſitionsſtellung dieſer Art geleiſtet hat, waren Herwegh's kraftvoll gewappnete Dithyramben ob ſie ſchon oft in Declamation ausliefen und ſeine letzten Epigramme platt und ſeuril wurden. Hoffmann's Bänkelſängergedichte hatten dagegen den Vorzug daß ſie ſangbar waren, während jene ſich nur declamiren ließen. Beide aber waren in der deutſchen Entwickelung von heute epochemachend. — Freiligrath hat manchen Wandel in ſich erlebt. Die oft eilfertig zwiſchenredende Kritik hat vielleicht manches an ihm verdorben. Wie er in der Gluth tropiſcher Bilder ſeine Wüſtenlieder brachte, ſchrie ſie, er wiſſe nichts von der deutſchen Freiheit. Er hatte der Poeſie eine „höhere Zinne" über der Aufregung der Parteien ſchirmen wollen und war gegen Herwegh zu Felde gezogen. Da hieß es, er ſei reactionär, er ſei beſtochen. Das hielt Ferdinand Freiligrath nicht aus und am Rheine haben ſie ihn, wie man zu ſagen pflegt, breitgeſchlagen; Hoffmann hat beim Glaſe Wein geholfen, ſeine bisher zahme Natur gegen ſich ſelbſt aufzuhetzen. Freiligrath hatte ſogar die Schwäche einem Fürſten die von ihm ſelbſt nachgeſuchte kleine Penſion mit großem Gelärme vor die Füße zu werfen. Dieſen Lärm muß er nun lyriſch fortſetzen; in dieſer Erhitzung die an die Stelle der Begeiſterung getreten iſt, muß er nun ſeine Stimmung erhalten. Er ſingt jetzt nach der Melodie der Marſeillaiſe. Wer von uns will da mitſingen? Welcher Vaterlandsfreund dem die Heranbildung der Maſſen, die geſammte Entwickelung der Nation am Herzen liegt, kann die Oppoſitionsſtoffe mit dieſem lyriſchen Aufruhr verpuffen laſſen? — Es bleibt der Proſa dann nur um ſo mehr Arbeit übrig um unſere Entwickelung unausgeſetzt mit Ernſt und Satyre in's Auge zu faſſen. Mit dem Aufruhr dieſer lyriſchen Geiſter iſt es wie mit den Toaſten bei unſern Feſtgelagen. Man gibt ſie ſtoßweiſe von ſich und kriecht dann wieder zu Hauſe im alten Schneckengang weiter. Sonntags für ſeine Gefühle einen Bratenrock anzuziehen und Alltags im alten Schmutze weiter zu werkeln, iſt recht ſehr deutſch. Die Frömmigkeit die Sonntags betet und die Woche über Wucher treibt, iſt auch nicht die rechte. Unſere Aufregung und Erhebung muß zur Geſinnung erwachſen die das ganze Leben durchdringt und erfaßt.

[Ludwig der Vierzehnte und ſein Hof.]

Unſer kürzlich geäußerter Wunſch, auch dies Stück auf den Brettern zu ſehen um die ganze deutſche Verſailles-Literatur kennen zu lernen, iſt bald in Erfüllung gegangen. Die Leipziger Bühne hat mit dem geſchichtlichen Luſtſpiel von Zahlhaas das neue Jahr eröffnet. Ein Prolog von Robert Blum ſprach aus, wir könnten in ſolchem Spiegel der franzöſiſchen Vergangenheit zu dem Selbſtbewußtſein kommen daß unſere Gegenwart geſünder und beſſer ſei. Das Stück ſelbſt liefert ein ganzes Arſenal von ſatyriſcher Schlagkraft auf das glänzende Zeitalter Ludwigs. Es war dafür bekannt die ganze Galerie von Maitreſſen vorzuführen. Die edelſte von ihnen, die Lavallière, iſt indeſſen ſchon in's Kloſter gegangen und erſcheint nicht in Perſon. Die eine der beiden Mancini, der Nichten Mazarin's, iſt ſchon alt und weidet ſich nur noch an Erinnerungen bei denen ſie gern den Fächer vor die Augen nimmt. Die Monteſpan, noch in Blüthe, iſt als Intriguantin ſchon reif zum Falle. Die Wittwe Scarron, Françoiſe d'Aubigné, in Dienſten der Monteſpan und in der Schule der Kirche, tritt im letzten Acte als zukünftige Mainteneu im Herzen des Königs bereits ihre Herrſchaft an. Der Verfaſſer iſt in der Geſchichte von Verſailles ſehr zu Hauſe, benutze die Memoiren des Oeil de boeuf ſehr brav aus und iſt auch erfinderiſch auf dieſem Boden. Mehrere epigrammatiſche Scenen ſind ſehr tüchtig ausgearbeitet und gaben Hrn. Marr Stoff zur Charakteriſtik des lüſternen königlichen Faun. Dem Verfaſſer fehlt es aber an der Feinheit der Satyre die auf ſo ſchlüpfrigem Boden den Franzoſen nie verläßt; die deutſche kräftige Faust lieferte uns hier mehrmals baare Rehheiten. Dazu fehlt den Geſtalten die pſychologiſche Motivirung die ſich durch gehäufte geſchichtliche Züge und Anekdoten nicht erſetzen läßt, dem ganzen Stücke aber die dramatiſche Hauptſache, ein leitender, ſpannender Faden der die einzelnen Scenen organiſch zuſammenfaßt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 16. Januar.

Inhalt: Rheinfahrt. Skizzen von F. Gustav Kühne. 3. — König Trojan. Eisenfage. — Briefe aus Preußen. 1. — Aus Weimar. — Aus Hamburg. — Aus Berlin. — Dreyſchock in Leipzig. — Bank über heutige Muſik. — Thereſe in der Penelope und Urania. — Rheinfahrt.

№ 3.

Rheinfahrt. Skizzen von F. Gustav Kühne.

3.

Im Rheingau und in den »Weinbergen des Herrn.«

Schon von Lorch beginnt das Ufer des Rheingaus. Fährt man ſtromaufwärts, ſo wird von da das Thal des Stromes zwiſchen dem Niederwald und dem Hunsrück immer enger, die Felſen drängen ſich immer mehr zuſammen. Bei Asmannshauſen pflegt ein Theil der Geſellſchaft das Dampfboot zu verlaſſen um den Niederwald zu beſteigen und in Rüdesheim wieder zu Schiff zu gehen. Auch bei Bingen landet man gern, im Winkel des grünen Rheins und der braunen Nahe, um die Ruine Klopp und den langgeſtreckten Rochusberg mit der Wallfahrtskapelle zu beſteigen, von wo aus ſich uns über die nächſten Spitzen hinweg in die blauen Höhen des Nahegaus der Blick eröffnet. Iſt dieſe Ausſicht an lieblichen Schönheiten reich, ſo gewährt uns die Ruine Roſſel von ihrer Höhe einen Einblick in die ſchauerliche Enge des Felſenthals hinab das ſich der Rhein mit wildem Zorn durchbricht. An den überhangenden Felsblöcken ſitzen die Burgen wie Adlerneſter angeklebt und wo jetzt der Fuß des Wanderers zitternd taſtet, ſaß ehedem behaglich der Raubritter im Familienſchooß und lugte in das Gebrüll des Stroms zu ſeinen Füßen nach Beute. Schloß Ehrenfels nahm Zoll und der Mauſethurm, ihm gegenüber, wie die Pfalz am Rhein ein Waffenthurm und Wächterhaus, zwang die ſteuerpflichtigen Schiffe anzuhalten und ſich durchſuchen zu laſſen. Die Sage daß in jenem Thurm ein hartherziger Biſchof Korn aufgeſpeichert habe und dafür von den Mäuſen aufgefreſſen ſei, iſt längſt widerlegt. Der Mäuſethurm war ein Mausthurm (von Muſerie), wie in Mainz ein Zeughaus, in Braunſchweig ein alter Thurm des Schloſſes auch dieſen Namen führte*). Nach Niederingelheim wandert man auch gern von Bingen aus, und wär's auch nur um auf dem Hofe einer Landwirthſchaft unter dem runden Thorweg zu ſitzen wo weiland Kaiſer Karl in ſeine Burg einzog. Er hatte ſich dies Schloß erbaut um von der Laſt der Weltregierung müde im Garten Kohl zu pflanzen. Von den hundert weißgrauen Marmorſäulen dieſer Kaiſerburg iſt nur noch ein einziger dürftiger Stumpf übrig. Wenn Carolus Magnus in Aachen wiederauferſtände, er würde ſich in Niederingelheim nicht wieder anbauen, ſondern drüben am rechten Ufer, im Rheingau ſelber. Dort wächſt der Wein erſten Ranges. Der alte Herr hat ſich nicht recht auf ſeinen Vortheil verſtanden; er würde beſſer thun ſich jetzt beim Fürſten Metternich drüben auf dem Johannisberg ein Stübchen zu miethen. Der große lange Karl mit dem Reichsapfel und dem Scepter in der Hand würde heutzutage Diplomat werden müſſen, um ſich das beſte Plätzchen auf der Erde auszufinden. Nur das rechte Ufer von Biberich bis um Bingen herum und nach Lorch hinunter iſt wahres ächtes Vollblutsland für die Traube. Von Biberich bis Bingen hat der Strom einen weſtlichen Lauf und gibt ſein rechtes Geſtade der ganzen Wärme der Mittagsſonne preis, während Niederwald und Taunus die ſcharfe Nordluft von ihm fern-

*) S. Karl Simrock's Rheinland, S. 299 in Georg Wigand's maleriſchem und romantiſchem Deutſchland.

Digitized by Google

halten. Hat man das Felſenthor bei Bingen, den brauſenden Stromkeſſel mit dem geſpenſtlichen Mauſthurm hinter ſich, ſo öffnet ſich uns aufwärts der breite Spiegel des Rheins wie ein See mit ſeinen Auen und Inſeln. Die Ritterburgen hören auf, friedliche Schlöſſer wechſeln mit zahmen Klöſtern, Abteien, Probſteien; die Schluchten und Felsſpalten ſind verſchwunden und die mit hellem Rebgrün bekleideten Höhen laufen langſam und ſchmiegſam in den Fluß hinunter. Der Blick iſt wieder licht und weit geworden, die Fernen löſen ſich in Glanz und Duft. Hier iſt das Paradies, für Gott Bacchus wenigſtens; hier ſtehen die Altäre an denen Ritter und Bürger, Mönche und Bauern alle Zeit Prieſter waren und Tempelhüter, hier wo nur Ein Dienſt gilt und der liebevolle Gott ſeine weichen Arme um Alle ſchlingt. Hier auf dem ſchieferigen Boden, im Wiederſpiegel der Sonne im Strom, hier ſchmort und kocht der Weinſtock ſeine köſtlichen Beeren; hier iſt der Keller Deutſchlands, die hohe Schule der Weinpflege, das von Gott geſegnete Rheingauland. Im glücklichen Zuſammengreifen dieſer Naturbedingungen liegt das Geheimniß, wenn es ein Geheimniß ſein ſoll daß der Wein gedeiht, und unſer Öſtreicher, der Herr von Achtelhalter, hätte nicht nöthig die Chemie aufzubieten und das Verſtändniß zu eröffnen.

Ich ſah mich vergeblich nach dem werthen Rheinweinforſcher aus Öſtreich um; ſein College, Herr Mumm, hatte in einem Nachen mit ihm und dem Conrector aus Meißen das Dampfſchiff verlaſſen, während ich mit dem braunen Prieſter aus Belgien mich in der Kajüte über Deutſchlands Zukunft geſtritten. Die glücklichen Drei ſaßen vielleicht ſchon auf claſſiſchem Boden drüben in Rüdesheim, ſaßen im Schatten der heurigen Rebe und forſchten in den Schönheiten der antiken Welt und der alten Jahrgänge. Ehrlicher Achtelhalter! der Du, ganz Philoſoph, die Wahrheit im Weine ſuchſt, liebwerther Spender Mumm! der Du bei all Deiner Heiterkeit die Geiſter aus der Tiefe und das Alterthum kennſt, und Du, edler Lateiner! der Du ſo gründlich und ſo praktiſch Deinem Wiſſensdurſte am Rheine nachläufſt, lebt alle drei wohl, ich ſeh Euch für dies Mal nicht wieder!

Ich ſuchte den Führer des Schiffes auf, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon auf einer frühern Fahrt gemacht hatte. Er war ein Mann von vieler Bildung und vielem Wiſſen. Anfänglich Kaufmann, hatte ihn mehrmals Unglück betroffen. Nach ſeinem letzten Bankerott war er Schiffer geworden und führte nun die Waaren anderer Leute beſſer als die ſeinigen. Ich ſtieg zu ihm auf die Leiter hinauf.

Wir werden heuer ein gutes Weinjahr haben! ſagte ich ihm.

Wird die Hitze nicht allzu trocken, war ſeine Antwort, ſo ſteht ein Gewächs zu erwarten das ſeinesgleichen ſucht. — Es iſt freilich mißlich, ſetzte er hinzu, die Jahrgänge mit einander zu vergleichen; jeder hat ſeine Eigenthümlichkeit.

Überall wo man hinblickt, ſagt' ich, ſcheint die Rebe ſehr üppig zu ſtehen.

Die Überfülle der Frucht, erwiederte der Kenntnißreiche, iſt nicht ſelten der höchſten Reife hinderlich; die Menge ſchadet oft der Güte. Jahrgang Vierunddreißig z. B. gab nicht viel, aber Fäſſer von der allerfeinſten Sorte. Der Zweiunddreißiger war dagegen reichlicher und machte auch ein gutes Jahr. An Feuer und Arom wird es bei der Wärme den heurigen Weinen nicht fehlen; die Feuchtigkeit des Winters hielt lange an und gab den Stöcken eine beſondere Tragkraft. Ob aber, ſtellt ſich kein Regen ein, der Moſt ſo dick und ſchmalzig ſein wird wie Anno Zweiunddreißig, ſteht ſehr in Frage.

Auf dem Johannisberge, ſagt' ich, herbſtet man ſpäter als auf andern Strecken. Warum zieht man nicht überall die ſpäte Leſe vor?

Weil man zu Ende Octobers, lautete die Antwort, mit den Beeren auch leicht Nebelnäſſe und Regen mit auf die Kelter bringt. Es muß ja jeder ſehen wie es ihm gut däucht, und je nachdem die Lage der Berge und die Art der Rebe iſt. An der Haardt zieht man meiſtens die weicheren Rebſorten, Ruland und Traminer; die gedeihen auch bei ungünſtiger Witterung leicht beſſer als die Rieslingstraube die man hier zu Lande gern zieht. Wenn der Rheingauer um Sonnenſchein betet, iſt der Rheinheſſe oft mit Näſſe zufrieden. Ein vernünftiger Wechſel von Hitze und Regen iſt wohl für alle Welt das Gedeihlichſte. Man muß Gott einen guten Mann ſein laſſen, aber ſich auch auf die Laune der Witterung verſtehen.

Das iſt wohl, ſagte ich, überall in der Welt die beſte Politik, und die beſte Religion! — Ich verſank in den Anblick des ſchönen Wechſels den die Gegend unſeren Augen bot.

Auf Rüdesheim mit ſeinem Hinterhäuſer Gewächs ruht zunächſt wohlgefällig der Blick. Dann folgt Geiſenheim, das muntere Handelsſtädtchen, mit ſeiner neuen üppigen Kirche und ſeinem Rothenberge. Hier iſt Geiſt und Gemüth beiſammen von verſchiedenſter

Digitized by Google

Art. Fräulein Adelheid von Stolterfoth macht hier ihre Verſe und das Haus Dreſel ſein ebenfalls geiſtreiches Weingeſchäft. Der Dreſelſche Keller, zwei Stockwerk hoch voll köſtlicher Stückfäſſer, iſt eben ſo ſehenswerth als die Villa der Dichterin und vielleicht noch geſchmackvoller als ihre Geſänge. Am öſtlichen Eingange von Geiſenheim ſteht ein Landhaus das der Wanderer begrüßen ſollte. Dieſe Villa war der Lieblingsaufenthalt jenes Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der in der Religionsgeſchichte unſeres Volkes ſo denkwürdig iſt. Hier hielt der aufgeklärte Kirchenfürſt ſeine Muſeſtunden, aber ſeine Muſe gehörte dem großen Unionswerke der religiöſen Parteien. Er arbeitete hier zum weſtfäliſchen Frieden das instrumentum pacis. Dieſer Friede war in politiſcher Hinſicht nichts weniger als glorreich; aber er brachte doch einem entehrenden Kriege das langerſehnte Ende. Und Johann Philipp's Beſtrebungen zum Ausgleich der Bekenntniſſe waren damit nicht beſchloſſen. Mit ſeinem Miniſter Boineburg und dem jungen Leipziger Philoſophen Leibniz arbeitete er hier an einem Entwurf zur Union zwiſchen katholiſchen und evangeliſchen Deutſchen, einem Werke das ſich mit dem Jahre 1660 bezeichnen läßt, aber ununterbrochen bis an ſeinen Tod, dreizehn Jahre ſpäter, fortgeſetzt wurde. Johann Philipp war von ächtem Nationalſinn erfüllt; er war zugleich der Mann der in der katholiſchen Chriſtenheit die wunde Stelle herausfühlte; er war ein entſchiedener Gegner des Hildebrandt'ſchen Cölibats. Der Menſch kann kein Engel ſein! ſagte er, nicht aus Spott, ſondern in der ehrlichen Überzeugung der geſunden Vernunft. Und weil er kein Engel ſein kann, ſo ſoll der Prieſter Menſch ſein, der Menſchheit und der bürgerlichen Geſellſchaft angehören, nicht ihr gegenüberſtehen mit der Anmaßung einer höheren Natur. Wir können keine Engel ſein! ſagte Johann Philipp, der Papſt mag zuſehen wo er Engel hernimmt! — Er war auch ein heiterer Mann, weil er in ſich feſt und klar das Chriſtenthum nicht in der Weltentfremdung und Weltentzweiung ſuchte. Er liebte, ſagt man, wenn er auf ſeiner Villa bei Geiſenheim ſaß, auch den grünen Römer, aber mäßig, nicht maßweiſe, zur Erfriſchung des Geiſtes, nicht zur Übertölpelung der Sinne. Er trank gern ein Glas Wein, wie wir's gern einem Biedermann nachrühmen. Es gibt, ſoll er geſagt haben, zwiel Wein für die Meſſe, und zu wenig um Mühlen zu treiben: ergo bibamus! — Sein großes chriſtlich-nationales Unionswerk ſcheiterte an den Ränken Roms und der Erſchlaffung der Fürſten ſeiner Zeit.

Das kleine beſcheidene Haus bei Geiſenheim verdient um dieſes geſchichtlichen Werthes willen eine Gedenktafel. Der jetzige Beſitzer, ebenfalls ein Graf Schönborn zu Reinhardshauſen, will es dieſer ſeiner Bedeutung würdig wiederherſtellen. Schloß Reinhardshauſen liegt nur eine geringe Strecke nach Mainz hinauf entfernt. Es ſpiegelt ſich mit dem ſchweren altmodiſchen Dach im Rhein und man ſchifft dicht an ihm vorüber. Es beherbergt in ſeinen Sälen eine bedeutende Gemäldegalerie; man rühmt als Hauptſtück derſelben eine heilige Familie von Overbeck, durch Felſing's Stich bekannt. Man erzählte mir, der jetzige Graf der auch im Beſitze eines großen Theils vom Niederwald iſt, wolle mit ſeiner Galerie nach München überſiedeln. Der heutige Adel hält auf den kleinen zerſtreuten Sitzen nicht mehr aus und ſucht das gedrängte Leben der großen Städte. — Das Haus Schönborn verdiente ſeinen Geſchichtſchreiber. Es lieferte mehrere Biſchöfe an Bamberg und zweimal einen Erzkanzler des Reiches. Johann Philipp iſt der Stolz des Hauſes.

Auch ein Graf von Weſtfalen, in dem Lande anſäſſig deſſen Namen ſeine Familie trägt, hat hier am Rhein Beſitzungen; unter anderm gehört ihm die Au, eine Inſel mit trefflicher Schnepfenjagd, die ehedem ein Luſtort für die Anbewohner war. Die alte verſtorbene Gräfin hatte breite Wege ſchlagen laſſen auf der Au und ließ allſonntags »für die Bürgersleut Muſik aufſpiele zu dere Gelüſt.« Der jetztlebende Graf iſt meiſt in Weſtfalen; es iſt derſelbe der dem Könige in Berlin die ſo übel aufgenommene ultramontane Adreſſe der Ritterbürtigen überreichte. Der Graf von Weſtfalen reiſte ſpornſtreichs nach Hauſe mit dem Entſchluß aus Preußen auszuwandern. »Das Geſchäft ſollte die vornehme Herre bene arme Leut' überlaſſe!« ſagte mir ein alter Naſſauer den ich auf dem Deck nach dem Herrn Grafen fragte. »Die Jeſuitter mache ihm ſo viel irr'!« ſagte der alte Mann und ſenkte betrübt ſeinen elsgrauen Kopf.

Eine andere Au, die ich im Rheine ſuchte, die Lützelau auf der die Rheingauer tagten und ihre Gaudinge hielten, findet man ſeit lange nicht mehr; der Strom hat ſie verſchlungen. Aber auf einem Weidicht am naſſauer Ufer weilte mein Blick mit Trauer. Am weſtlichen Ende des Städtchens Winkel ſteht das Brentano'ſche Landhaus. Dort hat Bettina, das verzückte Kind des Rheins, mit den Wellen geplaudert, mit den Lüften gekoſ't, mit den Sternen geliebäugelt und all die berauſchende Seligkeit des Geiſtes bis zum Taumel der

Digitized by Google

Sinne in ſich geſchlürft. Und dort im Weidicht endete die edle ſanfte Günderode freiwillig ihr Leben. So nah bei einander die Hymnen der entfeſſelten Lebensluſt und der verſchleierte Trübſinn der ſich vor ſich ſelbſt und vor der Welt verkriecht! — Es ſind oft die feinſten zartеſten Seelen die ſich ſo rettungslos in ihre Gedanken einſpinnen und ſo tief verpuppen daß ihre Bande ſich erſt jenſeits löſen. Aber unter den Schmetterlingen die ſich frei und ungehindert entfalten, gibt es ja doch auch Trauermantel. Iſt dieſe Art ſehr ſelten, ſo exiſtirt ſie doch. Und warum muß der Gram ſich oft ſelbſt im Paradieſe der Erdenluſt ſein Grab ſuchen? —

Glück und Freude gibt es ſonſt hier zu Lande ſo vollauf daß der Becher überſchäumt. Öſtreich hat ſeine Hand vom Rhein zurückgezogen, aber es hat ſeinem Kanzler hier das ſchönſte Plätzchen ausgemacht; es war Öſtreichs letzte That am Rhein. Da hebt ſich gleich hinter dem Städtchen Winkel der kegelförmige Vorſprung des Gebirges glatt und nett, rund und lachend in die Höhe. Glückſeliger Johannisberg! Für jede Thräne die die Völker geweint, hängt an deinen Reben eine ſüße goldne Beere und Gott läßt ſeine Sonne ſcheinen über Gerechte und Ungerechte, über Thränen und Weinbeeren.

Gelehrte Benedictiner ließen ſich zuerſt hier nieder, denn die Gelehrſamkeit dieſer Herren war nicht blos Bücherweisheit, ſie verſtanden ſich auch auf praktiſche Zwecke. Ihr Kloſter ward zur Abtei erhoben, denn der Wein den ſie bauten war gut. In der Klauſe, am Abhange, wohnten die Johannisberger Nonnen. Im Jahre des Herrn da man 1716 ſchrieb, kam dieſer ganze Weinberg des Herrn an den Fürſtabt von Fulda. Ich mußte, während mir das unſer Schiffshauptmann erzählte, wieder an den Öſtreicher, den Herrn von Achtelhalter, denken, der mit dem ſächſiſchen Conrector und dem rheiniſchen Weinwirth vielleicht ſchon beim Küfer des Fürſten Metternich anklopfte und als guter Landsmann mit einem guten Paſſe verſehen ſich den Eingang zu den geſegneten Kellern verſchaffte um die gottſeligen Studien wieder zu eröffnen. Was die drei Männer dort tranken, war ſicherlich kein Dreimännerwein. Nicht aber aus Neid gedachte ich ihrer; ich erfuhr auf dem Schiffe das Geheimniß der Güte des Johannisberger Weines, und hätte es den edlen Forſchern gern mitgetheilt. Einer von den Fürſtäbten von Fulda die mit ihrem Krummſtab aus ſo weiter Ferne den Johannisberg regierten, hatte einmal, weil er mehr mit dem Himmel als mit der Erde beſchäftigt war, den Befehl zur Weinleſe zu geben vergeſſen. Die Trauben waren an den Stöcken beinahe ſchon faul als man endlich zur Ernte ſchritt. Und ſiehe! die faulen Trauben gaben den allerbeſten Wein! O Wunder! daß den geiſtlichen Herren ſelbſt ihre Vergeßlichkeit zum Segen gereichte! Seitdem hält man ſtets auf dem Johannisberge ſo ſpät die Leſe und ſondert auch dann noch die überreifen Beeren von den blos gewöhnlich reifen; die faulen geben noch immer den Wein erſter Sorte. Dieſe erſte und allerhöchſte Sorte von den faulen Beeren iſt der ſogenannte Kabinettswein der nur an die Keller ſouveräner Fürſten, an die Tafeln der höchſten Potentaten verabreicht wird. Der Sorten auf Johannisberg gibt es außerdem noch manche; ſie theilen ſich nach der verſchiedenen Lage des Gewächſes, wie denn das Schloß ſelbſt auf der Sonnenſeite des Berges beſſere Weine liefert als die Klauſe an der Seite und das Dorf am Fuße. Die Flaſche von der erſten Sorte mit blauem Lack koſtet an Ort und Stelle 11 Fl., mit Goldbroncelack 7½ Fl., mit Goldlack oder Silberbronce 7 Fl. Die zweite Sorte wird mit 4, 3 und 2½ Fl. bezahlt. Dieſe literargeſchichtlich wichtigen Notizen verdanke ich einem erprobten Kenner der menſchlichen Tiefen und Höhen. Der Oberberg faßt 63 Morgen Weinland; zu ihnen kommen 100 Morgen Ackerland und 1000 Morgen Waldungen. Man kann alſo als Beſitzer vom Schloß Johannisberg auch Ackersmann und Jäger ſein, falls man im Boden der Völker nicht mehr ackern und jagen will. Die Weinernte beläuft ſich durchſchnittlich auf 25 Stückfaß; jedes zu 1300 Flaſchen gerechnet, macht einen jährlichen Ertrag von 23 bis 24,000 Fl. Und ein gutes Jahr leiſtet, wie man mir ſagt, das Doppelte.

Wie war's doch mit dem Jahrgang Elf, werther Herr? fragt' ich meinen Schiffslenker der eben wieder zu mir trat und freundlich genug war mir Rede und Antwort zu ſtehen. Ich ließ mir von ihm die Hiſtorie die ich ſchon kannte beſtätigen. — Im Jahre 1807 verſchenkte Napoleon den Johannisberg, nachdem derſelbe fünf Jahre lang an Naſſau-Oranien verfallen war, bekanntlich an einen ſeiner Marſchälle. Was Napoleon für ein Recht dazu gehabt? Ei, der Marſchall hieß Kellermann und trug ja in ſeinem Namen eine Berechtigung Beſitzer des Johannisbergs zu ſein. Hat Kaiſer Karl der Große die Pfalz ſeine Tafelproving genannt, ſo konnte doch wahrlich ein Napoleon einen Marſchall der Kellermann hieß auch zum Kellermeiſter des Johannisbergs machen! Dieſer Marſchall aber war, weil ſich Kriegszucht und Weinzucht nicht gut vertragen, ein nicht ſo guter Weinzüchter wie weiland

Digitized by Google

ein Abt oder jetzund ein Diplomat. Der Marſchall aber brauchte Geld, wollte nichts als Geld. Neue Feldzüge ſtanden bevor und dem Beſitzer des Johannisberges war es gleichviel ob ihm daheim ein gut Glas Wein heranwuchs während er in den Pyrenäen verdurſten oder in der Bereſina erſaufen mußte. Alſo ſuchte der Marſchall ſchon mitten im Sommer 1811 einen Käufer für die zukünftige Ernte. Ohne zu wiſſen ob der Wein juſt reif werden würde, zahlte der Herr Mumm aus Cöln an den franzöſiſchen Marſchall die Summe von 32,000 Fl. für die Ernte. Und der Jahrgang ward ſo übergut wie ſeit Menſchengedenken nicht. Der Herr Mumm erntete 65 Stückfaß und ließ ſich für ein einziges 11,000 Fl. zahlen. Nit wahr, das war gut? — ſagte lächelnd mein braver Schiffspatron.

Das war ſehr gut! erwiederte ich; und ſo hat ſich der Deutſche doch einmal am Feinde der ihm das Land abnahm, gerächt!

Der ſachverſtändige Pater Keller, noch einer von dene alte gelehrte Benedictiner, hatte den Unterhändler gemacht. Nit wahr, das war patriotiſch?

Das war ſehr patriotiſch von dem guten Bruder Benedictiner! ſagte ich.

Und der Herr Mumm aus Cöln hat ſich ſeitdem am Fuße des Johannisbergs das ſchöne Landhaus erbaut. Da drüben liegt's! —

Schloß Johannisberg ſelbſt ſteht lachend und glänzend da mit ſeinen weißen Mauern in Gottes herrlicher Sonne. Es iſt die Krone des Rheingaus, wie ſein Wein die Blume. Statt des ehemaligen biſchöflich Fulda'ſchen Wappens prangt nun das fürſtlich Metternichſche am Altan des Hauſes. Das Gebäude das ein Fürſtabt errichten ließ, ſieht ganz friſch und modern aus. Fürſt Metternich hat ihm die hohe ſchwere Kloſterbedeckung abgenommen und ein neues ſchlichtes Dach aufgeſetzt. Wenn ſich doch ein alter Staat eben ſo leicht durch eine neue Bedachung moderniſiren ließe! Die Grundſäulen ſtehen ja feſt; es fehlt nur — oben!

Hinter Johannisberg liegt Schloß Vollraths, den Freiherren von Greifenklau gehörig. Noch höher im Lande, tiefer in den Bergen, liegt Rauenthal mit ſeinen eben ſo ausgezeichneten Weinen deren Gewächs, vielleicht weil der Name auswärts abſchreckend klingt, meiſt unter anderer Benennung verſandt wird. Das kleine Markebrunn gibt vielleicht vielen andern Sorten die Etiquette; es hat nur 23 Morgen Weinberg, von denen 14 dem Herzog von Naſſau, die andern 9 dem Grafen von Schönborn gehören. Steinberg mit ſeinen 80 Morgen Weinland erfüllt mit ſeinem Duft und ſeiner Würze die ganze durſtige Welt; es gibt Steinberger Wein den man noch höher ſchätzt und verkauft als die erſte Sorte vom Johannisberg. Und wer dort wallfahrten will von einem Bacchusaltar zum andern, der darf Kloſter Eberbach nicht verſchmähen, denn dort iſt die Wiege der Weincultur im Rheingau. Das Kloſter iſt längſt aufgehoben; einige Gebäude ſind zu einer Beſſerungsanſtalt, andere zu einem Irrenhauſe verwendet. Vor der Abtei ſteht aber noch eine kleine Kapelle mit dem Steine, Bernhardsruhe genannt, wo der Heilige ſich niederließ, ſeine Hände faltete, eine Viſion hatte und das große Wort ſprach: Hier iſt's gut ſein, hier wollen wir Hütten bauen! Die Viſion war eines Heiligenſcheines wohl werth und mancher fromme Ciſtercienſer hatte ſeitdem, um es ſeinem Meiſter nachzuthun, eben ſo gottgefällige Eingebungen. Die Welt iſt undankbar und vergeßlich; es denkt niemand mehr an die guten fleißigen Kloſterbrüder, wenn ihn der Geiſt des Eberbachers und Erbachers erfüllt alſo daß er in allerlei Zungen redet. Man ſpricht ſogar immer nur von den Schlemmereien der Mönche, von den faulen Bäuchen in den Klöſtern. Die Ciſtercienſer der Abtei Eberbach ſchürzten das Gewand auf, griffen Tag aus Tag ein zur Hacke und Schaufel und verdienten ſich ihr gut Glas Wein im Schweiße ihres Angeſichts. Sie brachten den Weinbau in Flor, hatten ihre eigne Schiffahrt auf dem Rhein und hielten in Cöln ihre großen Geſchäftsführer. Der Bauernkrieg verdarb ihnen den ganzen Segen ihres Fleißes; die groben Flegel ſoffen ihnen auf der Wachholderhaide 80 Stück Wein aus und zerſchlugen nachher die Fäſſer. Seitdem iſt das ganze Geſchäft ſehr weltlich geworden, der Herzog von Naſſau betreibt es. Bei alle dem, ſagt der Rheingauer, iſt der Segen der Natur unverwüſtlich, und bei alle dem, wenn du die Kirche zu Eberbach betreten willſt, lege dein Schuh ab, denn die Stätte iſt noch heilig! Mutter Natur hat da ihre ſchönſten Koſtbarkeiten beiſammen. In dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht, und iſt ein Menſch gefallen, hält der ebenfalls taumelnde Bruder ihn zurück. Welch ein würziger Duft von Myrrhen und Ambra durchſtrömt die Kirche! Wo früher Altäre ſtanden, liegen jetzt die coloſſalen Schraubenkeltern, Zuber und Bütten, die Kirche iſt in einen Keller verwandelt und die ſchöne Säulenhalle der Sakriſtei birgt den herzoglichen Kabinettswein. Alle Jahre im Herbſte iſt hier für Kenner und Freunde, für Gönner und Kunden, für die Frankfurter und Mainzer Weinhändler und für den geſammten Rheingau ein ſolenner Freu-

Digitized by Google

dentag. Zur Zeit des Abſtichs wird die Ernte faßweis verſteigert, der Kabinettswein flaſchenweis. Für alle Fremde iſt offene Tafel, denn man meint, wer gut trinkt, der kauft auch gut.

Laſſen Sie uns das, ſagt' ich, dem geiſtlichen Herrn da unten, dem Mann mit den dunklen Augen und im braunen Oberrock, verheimlichen! Er möchte Anſtoß daran nehmen, er möchte ſchreien: Gott, was iſt die Welt — verweltlicht, dieſelbe Welt die ehedem des Herrn war!

Bei uns hat niemand ein Arg dabei, ſagte der Schiffshauptmann, wenn's im Kloſter Eberbach munter zugeht! Wir fürchten die Geiſtlichkeit nicht mehr. Die Erde iſt überall, auch in den Händen der Bauern, des Herrn, und die Luft im Rheingau macht frei!

Er verließ mich und ich ſtieg die Treppe ebenfalls hinunter ſobald der Profeſſor aus Löwen Miene machte ſich uns zu nähern. Ich miſchte mich unter die Leute der zweiten Claſſe auf dem Vordertheile des Schiffes; ich wollte der vornehmen Doctrin entgehen und Luft vom Rheingau athmen. Die Menſchen von der zweiten und dritten Claſſe haben ihre Weisheit auf der flachen Hand. Ich wollte mir bei ihnen Raths erholen über den Stand des Volkes. — Es waren mehrere Rheingauer unter ihnen. Ihre friſchen Geſichter verriethen ſie; nicht weniger ihre halb lotterhafte, halb keck zugeſpitzte Mundart. —

Der Rheingau iſt ein eigenthümlich verſchanztes Land; es verdiente wahrlich auch ſeinen Auerbach. — Die Leute hatten an ihrer natürlichen Schutzwehr nicht genug, ſie ſchufen ſich mit dem Gebück, wie ſie's nennen, noch ringsherum eine künſtliche, waldvicht gewordene Hecke die jeden Eindringling zurückhält. Wie hinter einer chineſiſchen Mauer hielten ſie ſich hinter dieſen Gräben und Gebegen; im dreißigjährigen Kriege ſtanden mehrmals Heere vor dieſen Waldhecken ſtill. Sie waren allezeit ein ſtörriſches Völkchen, dieſe Winzer und Weinbauern. Einige Ritterfamilien hielten ſich zu ihnen; eigentliches Bürgerthum wollte nicht recht im Rheingau gedeihen. Früher hatte das Land ſeine eigenen Rheingrafen bevor es die Erzbiſchöfe von Mainz an ſich brachten. Die Rheingauer huldigten dem geiſtlichen Herrn von Mainz, aber er mußte zu ihnen kommen und ihnen zuvor in Ellfeld oder Eltvill (alta villa) ihre Gerechtſame beſtätigen. Sie gaben ihm keinen Zins; er hatte blos ſeinen geiſtlichen Kammerforſt. Die Rheingauer waren niemanden hörig; noch heute, obſchon blos im leichteren, ſanguiniſchen Sinne, gilt hier das alte Sprüchwort: die Luft im Rheingau macht frei! Jedermann der nur einen rauchenden Heerd im Lande hatte, oder nur ſoviel Boden ſein nannte um einen dreibeinigen Seſſel darauf zu ſtellen, durfte auf ihren Landtagen mit rathen und thaten. Dieſe Gaudinge hielten ſie auf jener Inſel im Rhein. Zum Kriege ſtellten ſie dem geiſtlichen Herrn von Mainz ihre Truppenzahl, hatten aber für dieſe ihre eigene Kriegsverfaſſung und wählten ſich ſelbſt die Hauptleute. Und ſoviel Selbſtändigkeit erhielten ſich dieſe Bauern des Rheingaus bis zum Bauernkriege. Von der Religionsfreiheit die Luther verkündigt, hatten ſie nicht viel wiſſen wollen; ſie verſtanden ſein Wort nun ſehr grob im Sinne des Thomas Münzer. Die Parteinahme für die Sache der aufwieglerischen, plündernden und verwüſtenden Bauernhorden brach ihrer Freiheit den Hals; es ſcheint, Gott Bacchus und ſeine Prieſter und Diener ſollen entweder über alle Parteien erhaben ſein oder es mit allen halten. Die Erzbiſchöfe von Mainz behandelten die Rheingauer von nun an wie Knechte; ſie verloren gemach alle ihre Rechte; nach Auflöſung des Erzſtiftes kamen ſie an das Haus Naſſau, das ein Nachkomme des alten Rheingrafen iſt. Es hat ſich ſeitdem im Rheingau mehr Bürgerthum entwickelt, der Handel blüht und die Naturerzeugniſſe des Landes werden künſtlicher als ſonſt gepflegt. Aber der Bauer iſt der vorherrſchende Stand geblieben und der Geiſtliche meint hier immer noch die Gemüther knechten zu können. Das mag nicht ſelten gelingen. Seit Ronge's Beſuch im Rheingau haben die Bauern ein Scheltwort mehr. Wenn auf der Viehtrift ein Stier die Planke niederreißt, oder ein Bube falſches Gehege betritt, dann heißt es: Na warte, du Ronge! Es klingt wie bei uns: du Range! und mag wohl auf Eines hinauslaufen. Bei alle dem iſt in Rüdesheim eine deutſchkatholiſche Gemeinde gegründet und die Regierung iſt klug genug die Leute ſich ſelbſt zurechtfinden zu laſſen. Naſſau hat ſeine Verfaſſung, alſo zwiſchen Regierung und Ständen ſeine Streitigkeiten, an denen der Unterthan ſeine Rechte kennen und wahren lernt. Der vorige Herzog ließ ſich von einer Ständeverſammlung die über ſeine Zumuthung empört halb auseinanderlief, die Domänen des Landes zuſprechen. Außer der Civilliſte belaufen ſich dieſe Einkünfte auf anderthalb Millionen. Der verſtorbene Herzog ließ ſie ſich von dem Reſt der funfzehn Abgeordneten die noch beiſammen geblieben, rechtlich zuerkennen.

Und bei alle dem vivat unſer weltlich Herrſcherhaus! ſagte auf dem Schiff ein fröhlicher Alter mit ſchneeweißem Haar aber blühendem Antlitz, dem der

Digitized by Google

Wein die Adern friſch erhalten. Er hatte lange in Frankfurt gelebt und dort ſeine Hantierung betrieben; ſeine Mundart ſchien in etwas zu frankfurtern. Bei alle dem, ſagte er, iſt's gut daß wir's geiſtliche Regiement los worde ſind!

I kann das nit behaupte! ſagte ein Anderer. Unter'm Krummſtab, hat mir mein Großohm 'ſagt, war gut wohne! Wir zahle jetzt die ſechsfache Steuer und werde nit mehr ſo leicht ſelig ſproche. So ein geiſtlicher Herr regierte mit dem Becher in der Hand und ließ Gott e' gute Mann ſein. Es iſt auch nit mehr ſo arg mit der Verfinſterung der Leut'!

Ah was! Mainz iſt noch alle Tag' voll vom falſche Pfaffethum! rief der heitere Alte faſt zornig. Da iſt der Herr Rüffel, der hat ſchon ſo oft e' Rüffel kriegt von dene großherzogliche Miniſter in Darmſtadt und bei alle dem ſcharwerkt er gege Licht und Aufklärunge. E' Pfaff macht oft das klareſte Waſſer trüb. In Gießе habe ſe'n abſetzt von wege verſchiedene Wuthausbrüche gege die Proteſtante. Aber bei alle dem hat er im ganze Land für das Trierſche Hemd gewirkt. In Mainz, da is e' Blättel, der Katholik heißt's. Himjope heißt ſich der's ſchreibe thut. Iſt auch e' geiſtlicher Herr. Wie er neulich in Mainz predigt, hat Gott's Kreuzdonnerblitz in die Thürm' 'nei'ſchlage. Alles wollt' aufſpringe und hinlaufe, nit blos aus Furcht die Thürm' möchte z'ſammeſtürze, ſondern um zu löſche; man hat doch nit für umſonſt ſeine beid'-Händ'! Nai, was thut der Pfaff'? Laßt uns bete! hat er 'ſagt, der Pfaff. Die Thürm' brannte lichterloh und der geiſtliche Herr ſtatt zum Löſche zu commandire, hat nieder'kniet und 'bet!

Nai, ſagte der Andere, es iſt nit ſo bees mit dene geiſtliche Herre! I kenn den Herr Himjope ganz gut, und 's iſt kei Arg in ihm. Wie der Herr Chownitz aus Ulm nach Mainz komme iſt, derſelbe der erſt zu dene Deutſchkatholike über'laufe und dann zu dene Altkatholiſche zurück'laufe iſt, da hat der Herr Himjope dem arme verlaufene Menſche e' Bruderkuß 'gebe.

Ja und da hat's Stank' gebe weit und breit! ſagte ein junger übermüthiger Burſch.

O daß dich über die Judaſſe im Land! rief der Alte ſchmerzlich und kraute ſich mit der Hand im greiſen Haar.

Da habe ſe, fuhr der Jüngere tobend fort, wieder eine neue Dienſt aufbracht mit dene heilige Fallentin (Valentin)!

Nun ja, ſagte der Fromme, der Fallentin iſt gut gege die fallende Sucht und hat ſeine Name rechtſchaffe und in der That.

O ja doch, der Fallentin heilt von allerlei Weh! ſchrie der Alte zu mir gewendet. Eine Glock' an ſeiner Kapell' muß man juſt mit dene Glieder läute an dene man Schmerze hat. Hat man's in dene Zähne, muß man mit dene Zähne den Strang zehe und ſo fort!

Iſt auch nit ganz ohne! brummte der Begütiger dazwiſchen. Wer Zahnreiße 'habt hat, weiß davon zu ſage! Der Zahnreißer von Profeſſion hat mir an die ſechs Zähn' heraus'zoge und 's hat nit helfe wolle. Dann that i zum Schäfer in die Berg' gehe. Der hat mir's Maul halb zerdroſche mit allerlei ſchlechte Kurzweil. Wie ich den Strang beim heilige Fallentin hab' in's Maul nomme, ſind mir alle Sinne vergange, aber da war's gut! —

Ich mochte den Streit der guten Leute nicht ſchlichten; aber ich erſchraf als ich bedachte, wie viel noch immer am Volk geſündigt wird! —

Wie ich mich umwandte, ſtand der belgiſche Hierarch, der Profeſſor aus Löwen, hinter mir; er hatte den Streit der Leute mit angehört. Er ſah mich verlegen an. »Der Glaube thut's!« ſagte ich leiſe vor mich hin. Er kniff die Augen ein und drehte mir den Rücken zu; ich war ja ein Thor, nicht mehr an das Mittelalter zu glauben!

Wie ich an den Rand des Schiffes trat, ſtieg Mainz mit ſeinen Kuppeln vor uns auf, das goldne Mainz, das ehemalige Herz Deutſchlands, der Sitz ſeines oberſten Prieſters der die Kaiſer ein- und abſetzte, die Welt ſelig ſprach oder verfluchte, den Leuten Zahnweh heilte oder machte.

Digitized by Google

König Trojan.

Elfensage.

„Was blickst du, mein König, so scheu dich um?
Wie starrst du hinaus in die Nacht?
Es liegt ja noch Alles so still und stumm,
Die Sterne halten noch Wacht!

Was fährst du, mein Buhle, so hastig auf?
Es war nicht der Vögel Gesang.
Vom Felsrand quillet des Brunnens Lauf,
Sein Rieseln das macht dir bang.

O, scheust du dich, mein Buhle traut,
Vor dem wonnigen, sonnigen Licht?
Und liebst nicht der Lerche melodischen Laut,
Rothgoldene Wipfel nicht?"

„„Die Morgenröthe, das ist mein Tod,
Ich bin ja König der Nacht —
Es hat das leuchtende Morgenroth
Uns Allen Verderben gebracht:

Mein Vater starb an dem blauen Meer,
Drauf Rosen der Morgen goß,
Meinen Urahn trugen sie kalt daher,
Als der Strahl um die Bergwand floß:

Wir Alle sterben am Sonnenlicht —
Geh, winde den Todtenkranz
Oder halte, mein Liebchen, mich länger nicht —
Weh, schaust du des Ostens Glanz?""

Auf sprang der König: „„O Gott, mein Schloß,
Das finstre, wie liegt es so weit!
Errette mich du, windschnelles Roß,
Auf, überhole die Zeit!""

Der König riß sich von Liebchens Brust,
Es bleichte der letzte Stern,
Jetzt hebt sich die Sonne mit flammender Lust,
Sein Schloß — wie ferne, wie fern!

Der König sprengt' in den düsteren Fluß,
Er sprengt' in's dämmernde Thal,
Frisch wob sich der leuchtende Rosenguß
Um der Kuppen feuriges Mal.

Und tiefer kam das belebende Licht:
„O, tummle dich, tummle dich, Roß!"
Wohl flog das Rößlein und wankte nicht —
Bleich ward der Elfengenoß:

„Das ist der erste, der letzte Strahl,
Der je meine Scheitel gesengt!
Verfluch dich Gott, du schlimmes Thal!"
Vom Roß der König hängt.

Noch wenig Schritte, da sinkt Trojan,
Der mächtige Fürst, in's Moos —
Ein tiefer Seufzer — dann ist's gethan!
Der Zwerge Leid ward groß,

Es ward gar groß der Zwerge Leid
Um den stillen, bleichen Mann,
Indeß in vollster Herrlichkeit
Der Glanz die Welt durchrann.

A. Kaufmann *).

Briefe aus Preußen**).

1.

[Der deutsche Bund und ein deutsches Parlament.]

Zu Frankfurt in der Eschenheimer Gasse haben wir Deutschen den immerwährenden Sitz unserer Diplomatie. Wir nennen das mit Erlaubniß der auswärtigen europäischen Großmächte den deutschen Bund. Das heißt: unsere Fürsten haben unter einander ein Bündniß geschlossen, sich gegenseitig, falls auswärtige Beziehungen nicht als gebieterische Nothwendigkeiten dazwischentreten, ihre Rechte zu sichern. Sie schicken ihre Vertrauten nach Frankfurt, vermitteln dort ihre Familienangelegenheiten und schlichten etwaige streitige Meinungen in Erbschaftssachen. Freilich bedingt auch die Ruhe der Völker das Interesse der Höfe und insofern wird auch auf die Ruhe Deutschlands in der Eschenheimer Gasse Bedacht genommen. Die Wohlfahrt Deutschlands, seine materielle Blüthe in Handel und Wandel, liegt nicht unmittelbar innerhalb der Aufgaben unserer Diplomatie zu Frankfurt. Jeder deutsche Staat hat sich kraft und

*) In Gottfried Kinkel's Jahrbuche: „Vom Rhein. Essen, 1847" ist die Schlußstrophe dieses Gedichtes nach der hier mitgetheilten Wendung zu verbessern. Zu diesem Behuf und mit der Bitte an die geneigten Leser, diese Verbesserung selbst vornehmen, übersandte uns der Verfasser, Hr. Dr. Alexander Kaufmann in Bonn, zu nochmaligem Abdruck sein Gedicht. D. Herausg.

**) Wir eröffnen hiermit diese Mittheilungen aus derselben Feder der wir schon frühere verdanken, in einer neuen Folge. D. Herausg.

Digitized by Google

in Folge ſeiner Souveränität die Quellen ſeines leiblichen Wohlergehens ſelbſt zu graben. Können dieſe Quellen nicht anders gedeihen als wenn ſie ihre Gewäſſer naturgemäß zu einem großen Geſammtſtrom vereinigen, ſo geht das unſere Diplomatie zu Frankfurt nichts an. Der deutſche Zollverein hat ſich neben dem deutſchen Bunde und ohne ſein Wirken geſtaltet, und Preußen hat den Vorſitz in dieſer Geſammtheit die einen Theil unſeres Vaterlandes in ſeinem Wohlergehen umfaßt. Das geiſtige Wohlergehen Deutſchlands nimmt ſich der Bund zu Herzen ſobald hier und da eine Erſcheinung auftaucht die den Anſchein haben dürfte das Intereſſe der Höfe zu beeinträchtigen. Zu einer Geſammtmaßregel über das Univerſitätsweſen, über die Preſſe, über die religiöſen Bewegungen kommt es jedoch nicht leicht weil in all den Dingen jeder deutſche Staat Herr auf ſeinem Boden iſt. Die deutſche Eiferſucht iſt weit mächtiger als die deutſche Bruderliebe. Und geſetzt auch, man wollte ſich vereinigen in Handhabung der geiſtigen Angelegenheiten, ſo würde ſich das große Schisma ergeben daß der eine deutſche Staat wirklich aufgeklärter iſt als der andere. Brächte man man aber das Licht der Aufklärung in dem einen mit der Finſterniß in dem andern näher zuſammen und wollte man Tag und Nacht zuſammenrühren, ſo gäbe das eine gewiſſe verlorne Dämmerung die wirklich gräulich wäre und mit deren Zwielicht weder dem einen deutſchen Staate der von der Aufklärung lebt, noch dem andern der ſich in der Finſterniß wohlfühlt, gedient ſein könnte. Es bleibt in der That nur das Intereſſe der Fürſtenhäuſer als ſpecieller Inhalt für die Berathungen und Beſchlüſſe unſeres Bundes übrig. Dies Intereſſe ſoll vertreten werden, und hätten wir nicht die Diplomaten die es in Obacht nähmen, die Völker ſelber würden es wahren und verfechten. Das Wohl unſerer Fürſten iſt in der Stellung der deutſchen Staaten dem Auslande gegenüber bedingt. Deutſchland braucht Feſtungen gegen Frankreich. Schon im Pariſer Frieden wurden Ulm, Raſtadt, Ingolſtadt zu deutſchen Bundesfeſten erklärt. Mit den franzöſiſchen Contributionsgeldern ſollten dieſe Städte verſchanzt und verbollwerkt werden; allein die Gelder blieben auf Zinſen liegen und erſt als Hr. Thiers in Paris eine Stimme erhob die bis an den Rhein Bewegungen hervorrief, erſt fünfundzwanzig Jahre nach der Beſchlußnahme hat man die Bauten betrieben. Was nicht unmittelbar das Familienwohl der Höfe berührt, wird in Frankfurt ſehr langſam erwogen, noch langſamer ausgeführt. Unmittelbar allerdings berührt das fürſtliche Familienintereſſe jeder ſtreitige Handel der in einzelnen deutſchen Bundesſtaaten zwiſchen Fürſt und Volk ſich erhebt. Es exiſtirt ſeit 1834 ein Bundesſchiedsgericht das über Störungen ſolcher Art entſcheidet. Von den 17 Stimmen des engeren Rathes unſerer Bundesregierung ernennt jede auf drei Jahre einen rechtskundigen und einen geſchäftlich bewährten Mann von Fach zu dieſem Gerichte. Es gab Fälle genug die der Bund zu ſchlichten hatte. Gleich 1817 waren Differenzen zwiſchen dem Kurfürſten von Heſſen und einem ſeiner Domänenkäufer auszugleichen. Der ſouveräne Herr von Heſſen-Caſſel nahm ſeiner Zeit den Beſchluß des Bundes höchſt mißfällig auf. Das hat den Bund vielleicht eingeſchüchtert, denn er will und darf nicht die ſelbſtändige Machtvollkommenheit irgend eines deutſchen Herrſchers beeinträchtigen. Auch ein Fürſt von Reuß-Greiz oder Schleiz oder Lobenſtein-Ebersdorf, auch ein Fürſt von Liechtenſtein der in Vaduz über drittehalb Meilen im Geviert gebietet, hat kraft ſeiner Machtvollkommenheit das Recht auf ſeine Unabhängigkeit in innern Angelegenheiten zu pochen. Nur in großen Dingen, in Sachen allgemeiner Noth, würde ihn der Wille der Mächtigen mitbeſtimmen und fortreißen. Rechtsſtreitigkeiten zwiſchen Fürſten und Ständen gelten aber dem hohen deutſchen Bunde vielleicht nur für locale Kleinigkeiten. Der Kurfürſt von Heſſen nahm, wie geſagt, die Einmiſchung des Bundes in ſeine Privatangelegenheiten ſehr mißfällig auf. Und er dürfte unter deutſchen Fürſten nicht der Einzige ſein der einen Rechtsſtreit mit den Ständen und Vertretern ſeines Landes für Privatſache hält. Ob dem ſo ſei, iſt für die Diplomaten zu Frankfurt ein ſehr kitzlicher Punkt. Wären ſie Staatsmänner, ſo würden ſie ſolche Punkte entſchieden erledigen; da ſie aber nur als Diener ihrer Höfe auftreten, ſo wird ihre Einſicht in die Enge getrieben. Als demnach das Land Holſtein ſchon 1822 für Wiederherſtellung der Stände die der Fürſt angeblich verſprochen, Hülfe in Frankfurt ſuchte, gab der Bund ſo wenig wie ſpäter in der hannoverſchen Verfaſſungsfrage eine zwingende Entſcheidung. Anders war es in der Streitfrage des Herzogs Karl von Braunſchweig mit ſeinen Ständen und mit König Georg von England; hier war fürſtliches Familienintereſſe im Spiel, hier war man ſogar nahe daran eine deutſche Executionsarmee auf die Beine zu bringen wie in den alten guten Tagen ewiger Zänkereien zwiſchen dem Reichskammergericht und dem ſouveränen deutſchen Hochadel. In Sachen Schleswig-Holſteins hat ſich der deutſche Bund der Erbfolgeordnung in den Herzogthümern angenommen, weitere Entſchließungen aber ſich

Digitized by Google

vorbehalten, als wäre ein Fall der Noth noch gar nicht da, der Nothſtand jener deutſchen Länder noch nicht ſchreiend genug.

Ich erinnere an das alles weil wir Deutſchen ſo wenig von unſerm Bunde wiſſen. Wir wiſſen ſo blutwenig von dem was er thut, daß es uns ſchwer halten würde alles das aufzuzählen was er nicht thut. Daß wir deutſchen Männer ſo wenig vom deutſchen Bunde wiſſen, kann uns niemand verdenken, da der Bund ſo wenig von Deutſchland weiß. Im engern Rathe des Bundes wird beſchloſſen was reif zur Abſtimmung im Plenum iſt; im vollen Rathe aber findet keine Debatte, keine Erörterung ſtatt, jeder Geſandte gibt ſeines Hofes Stimme und iſt der leibloſe Willensträger ſeines Fürſten. Was jede deutſche Regierung daheim, ſei's mit ihren Ständen, ſei's in ihren Organen offen und ohne Hehl verhandelt, das wird in Frankfurt erſt wieder zum Cabinettsgeheimniß, verſchwindet dort im Labyrinth der diplomatiſchen Kreuz- und Querzüge, verliert ſich in den ägyptiſchen Katakomben der Eſchenheimer Gaſſe. Wie dort die Stimmen zu Stande kommen, darüber liegt ein Schleier der undurchdringlich bleibt; daß überhaupt Abſtimmungen dort noch möglich, iſt dem eifrigſten Vaterlandsfreunde ein Räthſel. Der engere Rath der Bundesregierung zählt 17 Stimmen, die 11 größeren und mittleren deutſchen Staaten haben je eine Stimme; Öſtreich gilt da ſo viel nur wie Darmſtadt, Preußen nicht mehr als Kurheſſen. In die 6 übrigen Stimmen müſſen ſich die kleinen Staaten theilen. Daß die ſächſiſchen Häuſer Erneſtiniſcher Linie daſſelbe Intereſſe, mithin dieſelbe Meinung haben, iſt naturgemäß; daß die beiden Mecklenburg ſich einigen zu ihrer Geſammtſtimme, iſt erklärlich. Braunſchweig aber muß ſich ſchon mit Naſſau vertragen und im Fall jenes preußiſch, dieſes öſtreichiſch fühlte, bekämen beide Herzogthümer mit ihrer je halben Stimme nur ſchwer eine ganze heraus. Oldenburg hat die Aufgabe ſich mit drei anhaltiſchen und zwei ſchwarzburgiſchen Cabinetten zu vereinigen, um eine Stimme beim Bunde zu haben. Schwer iſt es auch daß ſich die drei freien Städte mit Frankfurt, das ganz andere Intereſſen hat, zuſammenthun und einſtimmig ſind, um überhaupt ſtimmfähig zu ſein. Waldeck und die beiden Lippe gehen wohl leicht mit einander Hand in Hand, aber ſie müſſen ſich mit drei reußiſchen Fürſten in Einvernehmen ſetzen, müſſen ſich mit zwei hohenzollernſchen Herrſchern ſammt dem fürſtlichen Herrn von Liechtenſtein in ihren Anſichten vereinbaren um ihre Curiatſtimme beim Bunde herauszubekommen. Es ſind ihrer neun Fürſten die ſich zu dieſer ſechzehnten Stimme zu vereinigen haben. Die Länder dieſer regierenden Herren liegen im Nordweſten, im Südweſten und im Oſten Deutſchlands zerſtreut, ſind nach der Religion ihrer Bewohner, nach der Natur ihrer Bedürfniſſe himmelweit von einander verſchieden. Haben ſie zuſammen einen Geſandten am Bunde, ſo müßte dies ein unerhörter diplomatiſcher Odyſſeus ſein, wär' er in ſtreitigen Fällen im Stande die neun Meinungen ſeiner neun hohen Auftraggeber in eine einzige zu verwandeln. Man mißnehme mich nicht wenn ich die Höfe von Waldeck, Detmold, Schaumburg, Greiz, Schleiz, Eberdorf, Hechingen, Siegmaringen und Vaduz für höchſt gemüthliche patriarchaliſche Landedelſitze halte wo man entweder gern auf die Jagd geht oder meinetwegen auch Muſik macht und vielleicht ſogar alle Künſte, ſammt Bildung und Humanität im Schooße eines vergnüglichen Friedens anmuthig hegt und pflegt. Ich will auch herzlich gern annehmen daß jedes dieſer Fürſtenthümer ſein richtiges Contingent liefert, die drei Reuße ihr wackeres Schützencorps ſtellen, Vaduz unter ſeinen 55 Grenadieren gute Mannszucht hält, die Hofwache in Hechingen und Siegmaringen ganz hübſch Parade macht. Ich räume freudig ein daß die Cultur unſers Jahrhunderts nunmehro allerwegen ſoweit vorgerückt iſt daß kein deutſcher Fürſt wie weiland bei der Reichsarmee geſchehen ſeine Soldaten ohne Hoſen in's Feld ſtellt. Aber man denke ſich das Vaterland in Gefahr, den Feind vor den Thoren, die Franzoſen am Rhein, wie denn in unſeren Tagen wenigſtens bei Genf ein ganz anſehnliches Corps in blutrothen Hoſen beiſammen iſt. Kommt es in Frankfurt zu einem Plenum, ſo hat Liechtenſtein-Vaduz eine ganze, volle Stimme wo Öſtreich, wo Preußen je nur vier Stimmen haben. Vier gegen Eins gewettet, ſcheint mir das verhältniß unmäßig. Man rücke ſich die Nothwendigkeit entſchiedener Maßnahmen in's Auge und frage ſich ob Preußen auf die Beſchlußnahme des Bundes, auf die Einſtimmung von Liechtenſtein-Vaduz und das Gutachten der vielen kleinen Höfe warten könne und dürfe um Deutſchland zu ſchützen. Öſtreich würde ſich entſchließen, Preußen würde handeln und die mittleren deutſchen Staaten würden nicht zurückbleiben. Aber wo bliebe da der Bund? — Er bliebe eben zurück, die Bundesſtimmen würden nachträglich eingeholt oder auch nicht, Deutſchland wäre gerettet auch ohne den Bund.

Aber in Friedensſachen könnte der Bund doch ein allgemeines Deutſchland zur Erſcheinung bringen, in Handel und Wandel die materielle Einheit wie die gei-

Digitized by Google

ſtige anbahnen und in Ausführung bringen! Er kann es nicht; der Zollverein iſt ohne ihn und außerhalb aller Bundesbeſchlüſſe ins Leben getreten. Was bleibt dem Bunde nun noch übrig, will er mehr als die Erbfolgeordnung und die Familienſachen der fürſtlichen Häuſer in Pflege nehmen? Es iſt ganz gut daß die deutſchen Fürſten alle unter einander Vettern ſind und ſich Couſins nennen. Aber die deutſchen Völker möchten gern unter einander Brüder ſein, und Brüder ſtehen ſich näher als Vettern! — Was, frag' ich, bleibt dem Bunde noch übrig? — Der deutſche Bund zu Frankfurt könnte ein Areopag deutſcher Staatsmänner ſein wie Preußen ſeinen Staatsrath, jede Regierung ihr Conſeil hat! Iſt das Concil der deutſchen Diplomaten ein ſolches Collegium? — Wer wollte zweifeln daß die Verſammlung der deutſchen Geſandten in Frankfurt ausgezeichnete, einſichtsvolle, kenntnißreiche, in den Schickſalen der Staaten und Völker gewiegte und gewitzigte Köpfe zählt! Aber wer dort Sitz und Stimme hat, bringt blos die Meinung ſeines Hofes zur Sprache; ſeinen Sitz hat er, ſeine Stimme gibt er, aber ſeine Einſicht behält er für ſich. Es wird im Plenum des Bundes nichts berathen, nichts erörtert, jeder gibt ſtumm und ſtill ſein Votum ab. Stimmen kann man zählen, aber Meinungen wollen gewogen ſein. Es ſind nur Diplomaten die dort verhandeln, keine Staatsmänner die kraft ihrer Überzeugungen laut und offen um den Preis der Wahrheit kämpfen. Der deutſche Bund iſt kein Areopag, Deutſchland hat kein Parlament.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Weimar.

[Wiſſenſchaftliche Vereine in alter und neuer Zeit.]

Seit dem 19. November hat hier ein Verein von funfzehn Männern eine Reihe von allgemeinfaßlichen Vorträgen für einen mäßigen Eintritt eröffnet deſſen Ertrag zur Hälfte für das Herderdenkmal, zur andern Hälfte zur Unterſtützung unbemittelter Gewerbtreibender beſtimmt iſt. Nach hieſigem Maßſtabe werden dieſe Vorleſungen ſehr zahlreich beſucht. Jeden Monat ſollen ihrer zwei im hieſigen Stadthauſe gehalten werden. Die Wiſſenſchaft tritt damit auch in unſerer Stadt in eine wirkſame Verbindung mit den mittleren Schichten der Geſellſchaft. Dieſen Zweck des Vereins knüpfte die Eröffnungsrede an verwandte Beſtrebungen der Gegenwart wie an Erſcheinungen der Vergangenheit. Der Redner, Hofrath Schöll, gab unter anderm eine Parallele zwiſchen Sonſt und Jetzt. „Die Individuen, ſagte er unter anderm, haben es nicht mehr wie in der Epoche der Genialität mit ſich ſelber zu thun, wo ſich die Welt für die Einzelnen zum Phantaſieideal oder zum philoſophiſchen Syſtem zuſammenſchloß. Der fortſchreitende Zeitgeiſt hat den Gedanken in eine unabweisliche Beziehung auf die Mitte des Lebens, den Einzelnen in ein offneres Verhältniß zur Geſellſchaft gerückt. Es iſt nicht zufällig daß wir jetzt allerwärts Geſellſchaften und Vereine, freiwillige Verſammlungen und offene Verhandlungen entſtehen und ſich vervielfältigen ſehen. Es ſpricht ſich darin von Seiten des Einzelnen das Bekenntniß aus daß ihm ſein Wiſſen, ſein Streben, ſein Können als Privatgut und Privatſchickſal nicht genüge, daß er es als Theil des Allgemeinen, und nicht blos eines gedachten, ſondern des wirklichen und lebendigen Allgemeinen verwerthen und berichtigen, ergänzen und befeſtigen müſſe. Es ſpricht ſich darin im Ganzen die Beſtimmung aus daß das Nöthige und das Würdige durch die Gemeinſchaft kommen, das wahre Gute Gemeingut werden ſoll. — Nach dieſem Geſetz hat unſere Zeit praktiſche Vereine geſtiftet in welchen der Einzelne den Schutz und Vortheil findet, den er in früheren Perioden weder in ſeinen noch in ſeines Zeitalters Mitteln fand. Nach dieſem Geſetz mehren ſich die Verſammlungen von zunächſt theoretiſchem Abſehen, durch welche Männer von gleicher Wiſſenſchaft und gleicher Berufsart ſich als Glieder eines Baues fühlen und ſich perſönlich als ſolche verbinden wollen. Und es wird dieſer Zug zur Gemeinſchaft nicht darauf beſchränkt bleiben die zerſtreuten Genoſſen eines Fachs unter ſich zu verbinden, ſondern dieſe Kreiſe ſelbſt werden mit dem was ſie eigen haben und vermögen ſich wieder öffnen gegen die größere Gemeinſchaft. Die Wiſſenſchaften ſelbſt empfinden ſchon eine gebietende Richtung auf das Wahrhaftwirkliche, das Allgemeinmenſchliche, das Gemeinnützige. Sichtbar treten in unſerer Zeit diejenigen Wiſſenſchaften zurück die über todten Stoffen und vergangenen Formen der lebendigen Menſchheit vergeſſen: die antiquariſche Gelehrſamkeit, die ſcholaſtiſche Dogmatik, die ſyllenſtechende Philologie; ſichtbar die voran die den Geſetzen des Wirklichen und des Menſchlichen nachgehen: Naturwiſſenſchaften und politiſche Geſchichtſchreibung. Die Chymie die noch im vorigen Jahrhundert in die Phantaſmen der Goldmacherei verwickelt war, iſt jetzt zum befruchtenden Quell für Induſtrie und Agricultur geworden. Die Phyſiologie ſchwärmt nicht mehr vom Nervengeiſt, ſondern erforſcht den Organismus im Zuſammenhang ſeiner wirklichen Functionen. Geographie und Reiſebeſchreibung, früherhin großentheils für die bloße Neugier beſchäftigt, verknüpfen ſich immer gründlicher der Culturgeſchichte und der Statiſtik, um zurückzuwirken auf den Geſellſchaftsverſtand, auf Begriffe des Völkerrechts, auf Einſichten in Zoll- und Handelsverhältniſſe und alle Bedingungen der Erhaltungsthätigkeit menſchlicher Gemeinſchaften auf dem Boden der Wirklichkeit. Das Recht wird nicht mehr blos in den Decreten römiſcher Kaiſer oder in abſtracten Philoſophemen, die

Digitized by Google

Verwaltung nicht allein am heimiſch üblichen Schematismus oder in den Träumen goldner Spiegel ſtudirt, ſondern man fragt das gemeinſam Nothwendige, das Menſchenmögliche und Praktiſche den Lehren der Geſchichte, den Inſtitutionen verſchiedener Völker und ihrer Vergleichung mit dem Beſten ſelber ab. Die Hiſtorie die ſich zu Anfang unſeres Jahrhunderts noch mit Verliebe in eingebildeten Ungeſchichten irdiſcher Sonnen- und Mondkinder bewegte, greift jetzt mit Verliebe europäiſche Verläufe auf, die ſie als Proceſſe und Löſungen ſocialer Aufgaben entwickeln kann. Kurz, nicht wenig deutet darauf hin daß unſere Periode von Idealiſtik, Romantik und Bücherkram auf Natur, Humanität und energiſche Wirklichkeit, von Phantaſie und abſtracter Vernunft auf Verſtand und Willen zurückkommen will, und daß von nun an die Wiſenſchaften weniger im Verſchluß der Bücherſtube und Gelehrtenzünfte Menſchen für ſich verbrauchen als vielmehr ſich für die Menſchen brauchen laſſen ſollen. — Indem nun ſo die gelehrte Bildung anfängt ſich mehr und mehr als eine Sache der ganzen Geſellſchaft anzuſehen, ſieht auch die Geſellſchaft in immer weiterem Umfange die Bildung als ihre Sache an. Man kann bemerken daß in unſern Tagen der Glanz der Hochſchulen ſich gemindert hat, dafür aber techniſche, Real- und Volksſchulen ſich gemehrt und gebeſſert haben und weitere Fortſchritte verheißen. Die allgemeinen Literaturzeitungen der Univerſitäten friſten ſich mühſam hin, während gemeinverſtändliche Zeitſchriften und Handbücher, mit früheren philanthropiſchen Verſuchen verglichen, an Gehalt und Wirkung zunehmen. Es werden der Gelehrten mehr, die menſchlich ſchreiben, und blos praktiſchgebildete Männer thun es in Folgerichtigkeit der Gedanken und Gewandtheit des Ausdrucks den Studirten gleich. In dieſen Zeichen eines mannichfaltigen Entgegenkommens zwiſchen den idealen Beſtrebungen und dem Gemeinſinne gehören denn auch die freiwilligen Vereinigungen zu Vorträgen, welche ohne ſtrengwiſſenſchaftliche Form und ohne fachmäßige Tendenz Kenntniſſe, Erfahrungen, Anſichten im Sinne gegenſeitiger Belehrung und Erwärmung vor freiwillig verſammelten Kreiſen darbringen. Sie ſind bereits zu einer Sitte unſerer Zeit geworden. Wäre uns das Beiſpiel nicht in der nächſten Nähe gegeben geweſen: wir hätten es rings von Deutſchland und jenſeit Deutſchlands uns holen können. In der trübſten Zeit als Deutſchland bereits Stürmen preisgegeben war, die durch ein ganzes Geſchlecht wüthen ſollten, am Vorabend des dreißigjährigen Krieges ward in Weimar der erſte deutſche Freiverein für allgemeine Bildung hier im Schloſſe von einer Trauergeſellſchaft geſtiftet. Von einer Trauergeſellſchaft; denn was damals zwei Fürſten von Anhalt hieher zu den jungen Herzögen geführt hatte, war der Tod der Herzogin Mutter, Johann's Wittwe, Dorothea Maria, der ſorgſamen Erzieherin ihrer acht früh vaterloſen Söhne, dieſer bildungsfreundlichen Fürſtin, die ſich fortwährend unterrichtet, und zur Verbeſſerung des Landesunterrichts bei Lehrern und durch ihr Teſtament gewirkt hatte. In der Wehmuth über ihren Verluſt ſuchten die Hinterbliebenen durch Unterhaltungen in ihrem Sinne ſich aufzurichten. Der Hofmeiſter von Teutleben brachte das Sinken des deutſchen Geiſtes und die Hingebung an fremdartige Einflüſſe, die ſchon in der Verwilderung der Sprache ſich kundgebe, zur Verſtellung; und dem zu ſteuern, ſtifteten die Verſammelten die älteſte der deutſchen Sprachgeſellſchaften, die für Reinheit der Rede und Würde der Geſinnung wirkend ſich möglichſt nützlich machen und von ihrem Sinnbilde, der vielfach nutzbare Palme, ſich Palmenorden benennen ſelle. Ludwig von Anhalt ward zum Haupt erwählt, die drei älteſten der herzoglichen Brüder, Johann Ernſt, Friedrich und Wilhelm, bildeten mit fünf andern Mitgliedern den erſten Beſtand, ſpäter traten auch Albrecht, Johann Friedrich und Ernſt und der junge Held Bernhard ein. Dieſe Geſellſchaft mehrte ſich raſch mitten in den Erſchütterungen des Krieges, den ſie unter ihrem erſten Haupt überdauerte. Bei ſeinem Tode, nach 33 Jahren, zählte ſie mehrere hundert Mitglieder. Dann ward Herzog Wilhelm von Weimar Oberhaupt und nahm in 11 Jahren 262 neue Genoſſen auf. Ihm folgte, nach einer Zwiſchenzeit zu Weimar erwählt, der Adminiſtrator von Magdeburg Herzog Auguſt von Sachſen, der in 22 Jahren noch 101 Mitglieder aufnahm. Dieſer Palmenorden der alſo durch den größten Theil des ſiebzehnten Jahrhunderts beſtand, hat ſchon dadurch daß in dieſer rauhen und kriegswilden Zeit ſo viele Fürſten als ſeine Mitglieder Sprachkunde, Literatur und Dichtung für eine ihnen angelegene Sache erklärten, zur Friſtung und Hebung derſelben gewirkt. Im Beſonderen theilten ſich die Mitglieder bei Feſten mündlich und in ſchriftlichen Sendungen Gedichte und Abhandlungen mit, hielten Reden und veröffentlichten ſolche, machten einander aufmerkſam auf erſcheinende Talente und neue Leiſtungen, gaben Poeme und Überſetzungen, erbauliche und wiſſenſchaftliche Schriften unter ihren Geſellſchaftsnamen heraus. Sie ermunterten durch Aufnahme in ihren angeſehenen Orden, um die ſich Bernehme in Süd und Nord, auch deutſchkundige Ausländer bewarben, die Dichter und Gelehrten ihrer Zeit und förderten Einzelne derſelben durch Geſchenke oder durch Unterſtützung zur Herausgabe ihrer Werke. — So hat alſo Weimar in Deutſchland das erſte Beiſpiel einer Gemeinſchaft im freien Intereſſe der Bildung gegeben. Und im nächſtfolgenden, dem letztvergangenen Jahrhundert, wieder in einer Periode da Deutſchland ſchweren Zerwürfniſſen und Niederlagen entgegenging, ſollten zur Erhaltung des edleren Selbſtgefühls der Nation, wie es hernach ſich bewährte, vor allem jener freithätige Kreis und jene erhebenden geiſtigen Schöpfungen beitragen, deren Ausgangspunkt wieder Weimar war. Es war nicht die Akademie Friedrichs des Großen mit ihren franzöſiſchen Mitgliedern und franzöſiſchen Vorträgen, was die Gemeinform des deutſchen Geiſtes heben und verklären konnte, nicht die Anleitung zu Sprach- und Versbeſſerung, die ſich darin dieſer König ſelber den deutſchen Schriftſtellern zu geben herablieſ; ſein redlichſter Verwunderer kann ſie nicht ohne Lächeln leſen. Es war, der das vor allen leiſtete, ein Kreis, der ohne zunftmäßige Verbindung und ohne vorgeſchriebene Aufgaben nur geſellig und gaſtlich, hier durch fürſtliche Unterſtützung verknüpft, von dem großen Sinne des verewigten Großherzogs zugleich getragen und gehalten, und zugleich in ſeiner Thätigkeit nach verſchiedenen Richtungen frei entlaſſen wurde. Ich erinnere beſonders an jenen Abendverein, der im letzten Zehend des vorigen Jahrhunderts jeden erſten Freitag im Monat im Palais der Herzogin Mutter ſtattfand und den Hof mit den geiſtig thätigen Männern Weimars und Jenas verſammelte. Da laſen Herder über wahre Unſterblichkeit für die Nachwelt, Knebel über Wehlwellen, Bode aus dem Ethiker Montaigne, Voigt über rechtswiſſenſchaftliche Gegenſtände, Goethe über

Digitized by Google

äſthetiſche und optiſche, Lenz, Batſch und Bertuch über naturwiſſenſchaftliche, über ärztliche Hufeland, und über Gegenſtände der Kunſt und der Archäologie H. Meyer und Böttiger. Und hieran ſchloſſen ſich bekanntlich in Goethe's, ſpäter in Beigt's Hauſe ähnliche Cirkel und wechſelnde Vorleſungen an. -- Um ſo weniger bedarf es einer Verſtändigung, wenn wir an eine hier ſo heimiſche und mehrfach bethätigte Richtung in ganz verwandtem und vielleicht erweiterndem Sinne auch uns mit den kleinen Gaben, wie wir ſie eben zur Hand haben, anzuſchließen verſuchen."

Aus Hamburg, d. 3. Januar.

[Theater, Humor, Verfaſſung und Freihafen.]

Zum Beſten unſerer Wilhelmi die hoffentlich auch über Oſtern hinaus die Unſerige bleiben wird, ging geſtern Gutzkow's Uriel Acoſta zum erſten Mal in Scene und erlebte durch die Energie ſeines Inhalts, durch den Schwung ſeines ideell und materiell reichen Stoffes wie durch das Spiel Baiſen's und der Wilhelmi einen entſchieden glücklichen Erfolg. Beide Darſteller wurden wiederholt gerufen, Baiſen ſogar während der Scene. Mag das dem auf Hamburg grollenden Verfaſſer bekunden daß wir nicht gegen ihn und ſein Streben eingenommen ſind. Seine Schule der Reichen die hier Fiasco gemacht, während ſie in Wien guten Erfolg hatte, verkannten wir auch nicht in ihrem genialen Entwurf und Anlauf, nur ſind wir Männer des praktiſchen Lebens außer Schuld wenn wir die Ausführung dieſes Stückes unpraktiſch, ja ſogar kindiſch fanden, unſere Gelbbrezen nicht bei Gutzkow in die Schule gehen wollten und kränkliche Grillenhaftigkeit dem geſunden Blick unſeres Naturells widerſtrebt. Unſere Judenantipathie hat uns eben ſo wenig abgehalten uns dem kräftigen Eindruck des Uriel Acoſta hinzugeben. Über den Kunſtwerth des Stückes mögen Äſthetiker urtheilen die hier fetten, am wenigſten wohl unter unſern Theaterrecenſenten zu finden ſind. — Von Opern hatten wir Balfe's Gitana deren Text dem Ballett Giſelle entlehnt, deren Muſik ein Gemiſch von Franzöſiſch und Italieniſch iſt. Mit Konradin Kreutzer's Hochländerin hat das Stadttheater kein Glück machen können. Deſto mehr die Thalia mit dem Grafen von Monte Chriſto den Carlſchmidt nach dem Monſtre-Roman von Dumas zuſammengearbeitet hat. Der kleine, ebenfalls nach dem Franzöſiſchen bearbeitete Vaudevilleſcherz von Friedrich „Ein Stündchen in der Schule" erlebte vielleicht ſchon die zwanzigſte Aufführung. Seltſam! In Paris und London iſt die Preſſe frei und das Theater hat Cenſur. In Hamburg iſt die Preſſe gefneckelt und das Theater cenſurlos. Friedrich's Kindereramen in der Schulſtube gibt Veranlaſſung zu ſpaßhaften Ausfällen auf ſtädtiſche Zuſtände und Welthändel, auf Krakau, die ſpaniſche Heirath und die preußiſche Verfaſſungsfrage. Der Beifall iſt ein Sturm zu nennen. Politiſche Witze ſind dem Hamburger nicht blos zur Verdauung werth und lieb, er hat auch einen kräftigen Appetit danach und ſein körniger Humor gibt darin John Bull und dem merry old England nichts nach. Zugleich iſt der Hamburger in moraliſcher und ſocialer Beziehung keineswegs vom Ceremoniell und vom Vorurtheil ſo geknechtet wie der Engländer. Der Handel macht hier nicht blos den Blick des Auges und den Verſtand frei, ſondern auch das Herz friſch. — Bei alle dem fehlt noch viel daß unſer Blick der nach außen hin frei und geſund iſt, ſich mit eben ſo viel Offenheit und Aufklärung nach innen wendete. Sollte man es glauben daß eine Handelsexpedition nicht über die Begriffe eines engen und philiſterhaften Staatshaushaltes hinauskommen könnte? Der Handel macht unſern Reichthum, unſern Stolz, unſern Ruhm, und eine kleine „erbgeſeſſene" Bürgerſchaft beantwortet noch immer alle Fragen der Geſetzgebung. Ein gewiſſes Quantum Grundbeſitz allein befähigt an der Lenkung des Staatshaushaltes Theil zu haben; aller ſonſtiger Beſitz, alle ſonſtige Intelligenz bleibt davon ausgeſchloſſen. Das kaufmänniſche Talent macht Hamburge Glück und Größe, aber der Pfahlbürger macht hier den Staat. Der Brand, das Unglück, iſt zur Umgeſtaltung unſerer alten Verfaſſung nicht benutzt, ſo ſchwer wir damals die Mißverhältniſſe alter drückender Formen und Gebräuche fühlten. Nur wenig fehlte damals und wir hätten die reichen Juden nach Altona auswandern laſſen. Die Noth zwang zu einigen wenigen Zugeſtändniſſen, aber es war nur ein Nothbehelf. Auch liegt der Schaden tiefer, er ſteckt nicht im Judenhaß, er ſteckt im Philiſterthum der Pfahlbürgerei. Inzwiſchen iſt unſer Verfaſſungsweſen in der Kriſis. Vielleicht ſchlägt ſie uns zum Heil aus, damit Hamburg beim Fortſchritt der Zeiten nichts einbüßt. Offenbar iſt Hamburg, ſichert man ihm ſeinen Freihafen, auch geneigter zum Anſchluß an den deutſchen Zollverein, geneigter jedenfalls als das habgierige Hannover und das kleinherzige Dänemark. Wenigſtens hat Hamburg im Laufe des letzten Jahres von neuem erkannt welche Freundſchaft dieſe königlichen Nachbarn hegen. Hamburg hat in den Jahren 1845 und 1846 eine Summe von 800,000 Thlrn. darauf verwendet um in der Elbe durch Baggern und Ufserbauten ein ſicheres Fahrwaſſer herzuſtellen. Es war eigentlich Dänemarks Sache den Blankeneſer Sand zu beſeitigen. Statt deſſen kam uns aus Kopenhagen der Beſcheid, man ſolle ſich für die däniſcherſeits gegebene Erlaubniß dazu noch bedanken. Hannover iſt weniger indolent, als vielmehr geizig. Hannover ſchätzt ſeinen Stader Elbzoll auf 200,000 Thlr. und gibt für ſein Zollperſonal und eine nothdürftige Herſtellung der Fahrbahn etwa 10,000 Thlr. aus. Bei ſo viel Bauvreté baut es ſich aber zu Harburg einen Hafen erſten Ranges, von einem Umfang als wollte man lauter Oſtindienfahrer aufnehmen. Eine halbe Stunde vor dem Hafen aber bleibt ein Zweimaſter von 400 Tonnen ſitzen. Heißt das geſunde Politik treiben? — Vom Gedanken eines Freihafens wird Hamburg, kommt die Zollanſchlußfrage wieder in Anregung, nie abgehen. Man kann nicht ermeſſen welcher Zweig des Handels ohnedies theilweiſe eine Einbuße erleiden würde. Liverpool herrſcht in Baumwolle, London und Amſterdam in Colonialwaaren, wie Havre und Marſeille in Ölen und Früchten. Hamburg, als das größte Emporium der germaniſchen und ſkandinaviſchen Länder, verſorgt von ſeinem Markt aus Dänemark und die ganze ſkandinaviſche Halbinſel mit den wichtigſten überſeeiſchen Artikeln. Würden Kopenhagen, Kiel und Stockholm uns in Folge eines rückſichtsloſen Anſchluſſes überflügeln? Das nicht; nicht von dieſen Seiten drohte uns Gefahr. Aber London würde unſere Geſchäfte ganz an ſich ziehen, wenn Hamburg aufhörte Freihafen zu ſein. +.

Digitized by Google

Aus Berlin, d. 2. Januar.

[Das philosophische Berlin.]

Über die Entstehung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" hatte Eduard Gans in seinen „Rückblicken" gewisse geistreiche Beweggründe aufgestellt. Auch war die Aufmerksamkeit mit der man das Blatt bei seinem Beginn im Cotta'schen Verlage begrüßte, eine ungewöhnliche. Ein Verein gelehrter Männer der sich durch ganz Deutschland verzweigte, hatte seinen Mittelpunkt in Berlin gefunden und die damals herrschende Philosophie gab der Hoffnung Raum, sie werde in dieser Concentration die praktischen, historischen und exacten Wissenschaften zu einer Gemeinsamkeit des Forschens gewinnen, bei der auch die Gegner der Hegelschen Philosophie zu Worte kämen. Wie denn in der That Eduard Gans in den Sitzungen der Berliner Gesellschaft den Grundsatz geltend machte daß selbst von seinem hochangesehenen Gegner Savigny Beiträge willkommene Aufnahme finden sollten. Die Hegelsche Dialektik ist großartig genug den Widerstreit der Ansichten als nothwendig anzuerkennen, weil sie sich zutraut alle Gegensätze zu überwinden. Bei alle dem konnte es nicht fehlen daß die Ausschließlichkeit der Hegelschen Schule sich gleichwohl im Blatte geltend machte. Aber nicht dies war es was an den Jahrbüchern mißfiel; das wissenschaftliche deutsche Publikum hätte ein Journal von tüchtiger Haltung auch in dieser geschlossenen Consequenz eines bestimmten Philosophems fortgesetzt mit Freuden begrüßt, wäre der Plan der bei der Gründung vorlag wirklich ausgeführt worden. Man erwartete von der Berliner Societät die sich wöchentlich zur Redaction des Blattes versammelte, eine übersichtlich zusammenfassende Kritik der wissenschaftlichen Erscheinungen. Daß dies vom Hegelschen Standpunkte aus geschah, war natürlich, gab es doch damals keinen andern hervorstechenden Höhepunkt des philosophischen Bewußtseins. Aber man erwartete Übersichten, man verlangte ein Blatt das der planlosen Zerstreutheit der alten Literaturzeitungen gegenüber Halt, Folgerichtigkeit und entschiedenen Zusammenhang in die gelehrte deutsche Kritik brachte. Ein solches verlangte man um so mehr als es verheißen war. Statt dessen verfielen die Berliner Jahrbücher alsbald in basselbe aufgelöste Wesen einer zufälligen Sammelei doctrinärer Abhandlungen, die alten Herren der Wissenschaft arbeiteten jeder nach seinem Fachbedürfniß, die jüngern ästhetisch und polemisch gearteten Kräfte wußte man eben auch nur für diese und jene einzelne Bücherscheinung, nicht einmal für ganze Zweige eines Faches zu beschäftigen, die Redaction ermangelte alles Talentes die Beiträge zu bearbeiten und summarische Überblicke zu liefern. Die große Bedeutsamkeit vieler einzelnen Gaben leugnete niemand; es erschienen Arbeiten von Autoritäten ersten Ranges in Deutschland, aber man gab kein Journal, man gab aneinandergeheftete Broschüren, und die collegialische Redaction beschränkte sich auf negatives Wirken; die gelehrten Deutschen bewiesen von neuem daß sie keine Zeitschrift schreiben, d. h. die Wissenschaft mit dem Leben nicht vermitteln können. Eben so plötzlich als es gestiegen war, sank das Interesse des Publikums, sobald der ursprüngliche Plan des Blattes unausgeführt blieb. Die Jahrbücher gingen in einen Berliner Verlag über und man nahm sie blos für ein Hegelsches Organ, dem sich auch Gelehrte anschlossen die sich jener Philosophie gegenüber auf neutralem Boden fühlten; die ursprünglichen 800 Abonnenten waren bald auf die Hälfte zurückgeführt und Gans mit seiner Dialektik tröstete die Societät daß ihr Wirken ihrer Natur nach ein intensives, kein extensives sei. Den Charakter eines Hegelschen Organs, den sie eine Reihe von Jahren behaupteten, verloren die Jahrbücher aber ebenfalls, als Schelling nach Berlin kam und der bis dahin herrschenden Philosophie alle Gunst von oben entzogen ward. Hegel und Gans waren todt, Marheineke stand noch da als ein Fels an den sich niemand wagte, als ein Hort des Altheglianismus der mit den ausgreifenden Richtungen der Neuhegelianer Strauß und Bauer noch immer Vermittelungen anbahnte. Aber das „Centrum der Speculation," vom Zeitgeist längst unterwühlt, wurde von der Politik des neuen Ministeriums aus den Angeln gehoben. Nach der linken Seite konnte es sich nicht wenden, dazu fehlten die Talente; also machte man eine Schwenkung nach der Rechten und der nominelle Redacteur, v. Henning, ging, zum Theil auch um die ministerielle Unterstützung dem Organ zu erhalten, plötzlich zu Schelling und zur Fahne der absolut christlichen Philosophie über. Schelling hat in Berlin seine Philosophie der Offenbarung wesentlich rationell zu machen gesucht um die Herrschaft der kritischen Geister an sich zu bringen, allein es ist darauf kein neuer Lebensstrom geworden; die Epoche Hegels war ein solcher Strom in den sich die Geister dort getauscht. Am wenigsten konnte aus der Amalgamirung der Jahrbücher mit dem Schellingianismus ein neues schlagkräftiges Journal entstehen. — Barnhagen von Ense gab uns jetzt im Schlußwort zum siebenten Bande seiner Denkwürdigkeiten einen Hinweis daß die unwürdige Art der Censurhandhabung schon 1839 den Entschluß hervorrief die Zeitung aufzugeben. Darüber erschreckt, hatte man Abhülfe versprochen; allein sie wurde nicht gewährt. Es bleibt staunenswürdig daß hochgestellte Staatsmänner, Beamte und Gelehrte ersten Ranges welche das Blatt schrieben aus diesem Beweggrund zu solcher Entschließung gebracht werden mußten. Sie wurde Anstands halber nicht ausgeführt, obschon Barnhagen, der sorgsame Vermittler der Philosophie mit der Publicistik und der schönschreiberischen Literatur, sich förmlich von dem Blatte losfagte. Es regelirt noch, wie in Deutschland soviele Blätter und Vereine, die nicht mehr leben, doch auch nicht sterben können.

Der philosophische Sinn der in Berlin tiefere Wurzeln als irgendwo hat, die Hegelsche Richtung die verdrängt, nach vielen Seiten hin ausgeartet, aber nicht in sich ertödtet ist, hat sich seit Anfang 1843 einen neuen Verein gestiftet. Professor Michelet, der zeitige Secretär, gab in einer hiesigen politischen Zeitung über Haltung und Wirksamkeit dieser Gesellschaft Aufschluß. Die Fortbildung der speculativen Philosophie zur Erfassung der Fragen der Zeit, zur Ergründung der drängendsten Bedürfnisse unserer Entwickelung, ist im Allgemeinen Zweck dieses Vereins. Wir wissen nicht wie weit Themata wie sie noch kurz vor seinem Tode Marheineke durch Aphorismen über Staat und Sitte, Hr. Moritz Veit durch einen Aufsatz über Gesellschaft und Staat angeregt, innerhalb dieser Gesellschaft zur Reife gediehen sein mögen. Der Verein war Jahre lang ein geschlossener Klub dessen philosophische Debatte eine mündliche, oder wenigstens der Veröffentlichung durch den Druck entzogen blieb. Allerdings hat noch nicht jeder Verein der über gewisse Stoffe debattirt und eine Schule

Digitized by Google

zur Heranbildung von Kräften abgibt, auch ſchon die Berechtigung für die Öffentlichkeit. Daß die dort mündlich und ſchriftlich verhandelten Themata eine Fortbildung der Hegel'ſchen Lehre von ihren Centralſätzen aus anbahnen, leidet keinen Zweifel; aber erſt die entſprechenden Talente geben uns die Gewähr ſchaft daß dieſe Verhandlungen allgemein fördernd und in die Bedürfniſſe der Gegenwart eingreifend werden. Der lebhaft und andauernd geführte Streit über Immanenz und Transſcendenz iſt in den Verſammlungen des Vereins nicht zu Ende, nicht zum Abſchluß gebracht und die Mitglieder haben ihn auf ſich beruhen laſſen. In dieſem Streitpunkte liegt aber die ganze Möglichkeit einer Fortbildung des Hegel'ſchen Syſtems deſſen Immanenz mit der Schellingſchen Transſcendenz bis jetzt noch im unüberwundenen Widerſpruch ſteht. Göſchel's Theſen über Perſönlichkeit und Individualität, Gabler's Aufſatz über das Verhältniß der geſchichtlichen Entwicklung zum Abſoluten, Aleris Schmidt's Verſuch die Bedeutung und Macht des Individuums in der Geſchichte nachzuweiſen, gehören ſämmtlich zu dem großen, noch unerledigten Streit deſſen Debatte füglich mit Vorſicht unſerer Öffentlichkeit übergeben werden ſollte. Von Michelet's Buche „Epidhanie der ewigen Perſönlichkeit des Geiſtes" iſt der erſte Theil unter dem Titel: „über die Perſönlichkeit des Abſoluten" erſchienen. Deſſen zweiter Theil wird den hiſtoriſchen Chriſtus und das neue Chriſtenthum erläutern und ſomit vom Centrum des Hegel'ſchen Syſtems aus die Strauß-Bauerſchen Richtungen kritiſiren. Seit einiger Zeit hat ſich die Berliner Geſellſchaft an den von Noack, einem auswärtigen Mitgliede, geleiteten Jahrbüchern für ſpeculative Philoſophie (Darmſtadt, bei Leske) betheiligt. ⊙.

Aus Berlin, d. 5. Januar.

[Unſere Theaterwelt.]

Seitdem Giacomo Meyerbeer uns verlaſſen hat, ſind endlich die mit künſtlicher Claque unterſtützten Aufführungen des Michaelbeerſchen, brüderlich mit Muſik ausgeſtatteten Struenſee beendet. Es ſchien für den geiſtreichen Maeſtro Familienehrenſache das längſt beſeitigte, ſehr ſchwache Stück des Verſtorbenen proceßlich zu retten und ihm durch unzählige Freibillette mehrere Aufführungen zu ſichern. Hr. v. Küſtner hat die Caſſe vor Augen und machte volle Häuſer. Dem Maeſtro kam es theuer zu ſtehen; allein er iſt ſo generös daß er bei ſeinem Abgang ſogar 1000 Thlr. an die königliche Kapelle austheilen ließ. Man erinnert ſich wie früher in Italien ehrgeizige Mitglieder ſeiner Familie an dem Orte wo eine Oper von ihm gegeben werden ſollte, zwei Monate voraus erſchienen um — die Oper einzuleiten. Wirthſchaft, Horatio, leidige Wirthſchaft! Das Gedackene vom Leichenſchmauſe gibt noch Schüſſeln zu unſeren Freudenfeſten! — Hr. v. Küſtner hat es ſich nach Meyerbeer's Abgang nicht angelegen ſein laſſen dem lebenden Dichter eines lebendigen Struenſee nachträglich zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Struenſee rühmt man als Laube's beſtes Stück; allein ein zweiter Struenſee lag nicht im Intereſſe der Caſſe. Ehe hier nicht durch ein zweites Theater mit der königlichen Bühne concurrirt wird, iſt an kein Heil zu denken! Man hat Laube's Karlsſchüler vergezogen; man wollte doch hinter Dresden und München nicht allzu ſehr zurückbleiben. Was Heinrich Laube und das Berliner Publikum betrifft, ſo ſind Beide eigentlich in einem geſpannten Verhältniß mit einander. Die Bernſteinherr hatte uns mit ihren gewagten Geſchmacksſeigkeiten in Unwillen verſetzt. Ein beſonnener Kopf erklärte ſich dies Stück mit der Vermuthung, der heitere Autor habe den Volkston für das Drama ſuchen wollen und fehlgegriffen. Rococo fand hier ein unruhiges, naſeſrümpfendes Publikum. Das mußten wir denn auch von der Partei des Verfaſſers in öffentlichen Blättern leſen. Allein das Publikum war nicht unruhiger als das Stück geſchrieben iſt, man ſpielte es nicht zerſtreuter als es componirt iſt. Haſt, Unruhe, Zerſtreutheit bezeichnen auch die drei erſten Acte von Gottſched und Gellert; die zwei letzten, ernſter gehaltenen Acte wurden dem Verfaſſer durch den Cenſurſtrich verkümmert. Endlich aber ſind uns nun über Cenſur und alle Chicanen hinweg Schiller's Manen heraufbeſchworen und unſer Publikum, das kritiſche Berliner Publikum, hat Stand gehalten, hat ſich feſſeln und ſtellenweiſe hinreißen laſſen. Es war ſogar ſo wenig kritiſch daß es den vielverletzten Autor ſchon nach dem dritten Acte rief, obſchon uns erſt der vierte bewies daß er ſich von der Macht ſeines Gegenſtandes tragen ließ um wenigſtens den Conflict zwiſchen Dichter und Fürſten als ein für unſere Tage wie für immer wichtiges Thema mit ſpannendem Intereſſe herauszuſtellen. Dieſen vierten Act fand ſelbſt der doctrinäre Philoſoph Hr. Roetſcher in der Sperneriſchen Zeitung „principiell bedeutend"*). Für das Publikum iſt es dieſe wichtige Frage des Tages, ſind es Schiller's Manen welche eine zwingende Kraft übten. Die Manen des Dichters, ſag' ich, nicht ſeine Geſtalt, denn dieſe iſt wohl weniger in Laube's Schöpfung zur würdigen Erſcheinung gebracht. Laube's Schiller iſt nicht der Prophet und Hoheprieſter unſeres Volkes, auch nicht der himmelſtürmende Genius der die Räuber ſchuf; er iſt das Talent das an ſeiner Carrière verzweifelt und in der Verzweiflung einem tyranniſchen und bornirten Fürſten gegenüber einige Wahrheiten ſagt die kräftig und warm gefühlt ſind und mit Recht hinreißende Wirkung machen. Laube's Sprache iſt hier keck, entſchieden und eindringlich; ſie läßt uns das leſe Durcheinander der drei erſten Acte vergeſſen. Hr. Hendrichs und Hr. Döring waren in ihrem Zuſammentreffen ſehr ruhmlich, obſchon es jenem an individueller Charakteriſirung ſeiner Figur, dieſem an Würde fehlte. Frau Greelinger entwickelte uns als Gräfin Hohenheim die ganze Macht ihres ergreifenden Spiels. — Da Laube mit Schiller für unſere Bretter einen glücklichen Wurf gethan hat, ſo wollen wir nur hoffen daß Frau Birchpfeiffer uns nicht einen Leſſing, einen Goethe liefert! △.

*) Das erſte Heft der Grenzboten vom neuen Jahre hat den Leſern dieſen vierten Act von Laube's Drama mitgetheilt. D. Herausg.

[Dreyſchock in Leipzig.]

Das Virtuoſencoucertweſen hat wohl eigentlich ſeine Blüthe hinter ſich. Entweder iſt es als Mode vorbei, oder man hat eingeſehen daß es mit den glänzenden Technikern vor lauter Vorbereitungen zur Muſik nicht recht zur Muſik kommt. — Bei alle dem hat Alexander Dreyſchock durch die bewundernswürdige Energie ſeiner Künſtlerſchaft unter ſtürmiſchem

Digitized by Google

Applaus in Leipzig concertirt. Dieſer ſlaviſche Böhme ſucht in der Muskelkraft, aber auch in der Beherrſchung der Mittel Seinesgleichen. Er gilt ſicher jetzt für den erſten Tonbildner auf dem Flügel. Seine Eigenthümlichkeit beſteht in dem raſchen Anſchlag und in dem Hervorſchnellen des Tones ſo daß er wie ein Glöckchen erklingt. Früher war auf dieſe Virtuoſität eine feiner Compoſitionen, die Campanella, gegründet. Er ſpielt jetzt andere, Rhapſodien genannt, die weniger technische Spielerei und mehr muſikaliſchen Inhalt haben. In ſeiner Inquiétude, wie er das eine Stück nennt, verſuchte er ſich nicht ohne Glück in der Charaktermalerei. Weniger gefiel ſeine Ouverture die einige kecke Griffe, aber ſonſt weder Erfindung noch Zuſammenhang zu verrathen ſchien. Iſt ſomit Dreyſchock als Componiſt noch immer eine fragliche Größe, (Dreyſchock iſt noch ein Mann in den Zwanzigern), ſo ſteht er in der Technik nicht blos als vollendeter Meiſter, ſondern als ein Kraftgenie ſondergleichen da. Er ſpielte zum Schluß mit der linken Hand den öſtreichiſchen Nationalhymnus. Wegen dieſer beiſpiellosen Virtuoſität in der linken Hand hat man Dreyſchock den Pianiſten mit zwei rechten Händen genannt.

[Banck über heutige Muſik.]

Karl Banck lieferte aus Rom in den Auguſt- und Novemberheften der Schwegler'ſchen Jahrbücher der Gegenwart Betrachtungen über den Stand der Muſik in Deutſchland und Italien. Er findet in Deutſchland die muſikaliſche Kritik im ſchreienden Gegenſatz mit dem was für den Augenblick die Menge faßt und hinreißt. „Der Deutſche, ſagt er unter anderm, bei dem der Eindruck des Stofflichen, des ſchönen Klanges, nicht ſinnlich ausgebildet und klar genug iſt um die Reflexion zu beherrſchen, und die verſtändige Einſicht doch zu langſam um ſich mit dem Sinneseindruck im Gleichmaß zu verbinden und raſch und entſchieden in Beifall oder Tadel ſich kundzugeben, hat ein ſchwankendes, unentſchiedenes, zufälliges, oft träges Urtheil dem wirklichen Kunſtwerke gegenüber, ſolange nicht Gewohnheit, Erziehung oder viel Geſchrei ihm ſeine Richtung vorgeſchrieben haben. Er erfaßt das Größte und Beſte im Zeitlauf der Generationen, bubilt aber als Individuum in der Gegenwart einſtweilen mit dem Gewöhnlichen.“ — Iſt es in der dichteriſchen Production anders?

[Thereſe in der Penelope und Urania.]

Unter dieſem Namen hat ſeit Jahren eine Dame für die flüchtige Geſellſchaftsliteratur novelliſtiſche Skizzen, Reiſebetrachtungen und Tagebuchbemerkungen beigeſteuert. Die diesjährige Penelope bringt ihr Bildniß und nennt ſie in dem begleitenden Artikel öffentlich die Tochter des ruſſiſchen Geſandten v. Struve in Hamburg und Gattin des ruſſiſchen Staatsraths v. Bacheracht. Was außerdem noch ruſſiſch an Frau Thereſe ſein mag, verſchweigt der Artikel der Penelope, macht uns aber die Mittheilung daß dieſelbe anfänglich franzöſiſch ſchrieb und außer kleinen Aufſätzen für Pariſer Feuilletons den dreibändigen Paalzow'ſchen Roman St. Roche in dieſe Sprache überſetzte. Ihr erſtes deutſches Buch, ihre Briefe aus dem Süden, waren Auszüge aus Briefen die zur Veröffentlichung nicht beſtimmt ſchienen. Auch ihre übrigen Arbeiten tragen den Charakter von Geſtändniſſen an Freunde oder an ſich ſelbſt. Wir ſind es ſchon gewohnt daß die Damen nicht blos ihre einſamen Tagebuchsblätter, ſondern auch ihre Plauderein am Theetiſch zur Literatur machen; die Flüchtigkeit in Abfaſſung ſolcher Bücher iſt vielleicht nur eben ſo groß als die Flüchtigkeit der Lectüre in unſern Salons und Boudoirs; denn auf dieſe ſtützt ſich jene. Die Kritik hat ſich mit dieſem literariſchen Dilettantismus nur zu befaſſen wenn es darauf ankommt die Geſellſchaftswelt danach zu ermeſſen oder zuzuſehen wie eine edle feingebildete Natur ſich in den geiſtigen Intereſſen der Zeit zurechtfindet, ſich an ihnen entwickelt. Feine Bildung, geſellſchaftliche Grazie, zarte Empfänglichkeit für Eindrücke der Natur und der Kunſt, ſind in Frau Thereſe nicht zu verkennen und ein warmblütiger Pulsſchlag der auch ſchmerzliche Zuckungen verräth, wird durch den Tact ihres Schönheitsgefühls geregelt. Ihren Betrachtungen fehlt es freilich nicht an Weitſchweifigkeiten, aber es fehlt ihnen auch jene genialthuende Coquetterie die ſich mit ihren beſten Empfindungen zu Seiltänzereien verſteht. Weniger originell als die Gräfin Ida, hat ſie doch mehr Harmonie in ſich ſelbſt. Ihren Novellen fehlt es an Erfindung und Geſtaltung; ihre Bekenntniſſe weiblicher Seelen ſind weniger ſchwungvoll, aber wohlthuender als die heißen Ergüſſe der Hahn-Hahn'ſchen Empfindungen. — „Interlaken“, die neueſte Novellenſkizze von Thereſe in der diesjährigen Urania, iſt durchaus ſchwach und matt. Dagegen ſpricht uns in ihrem „Paris und die Alpenwelt“, dem neueſten Reiſebuch, ein freundlicher Geiſt an, der findet auch in Paris viel Natürliches und in den Alpen ein Schauſpiel raffinirter Ränke. Ihre Reiſe ging durch Böhmen über Salzburg und Tirol. Böhmen hat ihr nicht behagt. Sie klagt dort über ſchwermüthig niederdrückende Menotonie und nennt Böhmen ein Land des Spleens, ein Land voll dunkler Waldungen mit harzigem Geruch, ein Land in dem man mit halbgeöffneten Augen und Ohren, in ſich gekehrten Gedanken kaum aufzublicken wage. Deſto freundlicher ſind ihre Landſchaftsbilder von Salzburg. Ihre Beobachtungen in Paris ſind voll anziehender Feinheiten, ob ſie ſchon nichts Neues bieten. Sie rühmt an den Franzoſen die Harmonie ihres Geſammtlebens; die Maſſe iſt ihr in Frankreich mit Recht bedeutender als der Einzelne. Ihre Parallele zwiſchen Guizot und Thiers hätte füglich dem Geplauder am Theetiſche aufbewahrt bleiben können.

[Rheinfahrt.]

Unter dieſem Titel unſerer Skizzen ſtoßen wir mit dem ſchönen Gedicht gleiches Namens von Wolfgang Müller zuſammen, von dem wir unſern Leſern ein Bruchſtück mitgetheilt. Die Geſänge dieſes rheiniſchen Dichters die den deutſchen Strom feiern ſind in Frankfurt erſchienen. Der Vers macht die Proſa nicht überflüſſig; beide mögen ſich ergänzen. Unſer Poet fährt ſtromab, unſere Proſa geht ſtromauf, jener feiert, dieſe ſchildert, jener ſtreut duftige Blumen, dieſe muß zu den Roſen auch die Dornen bringen. Der deutſche Leſer kann beides gebrauchen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 23. Januar.

Inhalt: Der Namenstag. Novelle von Nikolaus Pawlow. — Briefe aus Preußen. 2. — Aus München. — Uriel Acoſta auf der Leipziger Bühne. — L. Steub's drei Sommer in Tirol. — Graf Henckel von Donnersmark.

№ 4.

Der Namenstag.

Novelle von Nikolaus Pawlow *).

Deutſch von Dr. **Wilhelm Wolffohn.**

Ich machte einmal die Bekanntſchaft einer Familie, welche das Schickſal früh vom Schauplatz abgerufen hat. Der Tod ereilte ſie an verſchiedenen Enden Rußlands, und ihr Andenken iſt vielleicht nur in meinem Herzen zurückgeblieben. Den Mann raffte die Cholera in Beſſarabien hin, die Frau ſtarb an der Auszehrung in einem Dorfe des Gouvernements Saratow, und der unmündige Sohn folgte ſehr bald ſeinen Eltern, in den Armen einer Orenburger Gutsbeſitzerin. Ich will meine verſtorbenen Bekannten nicht nennen: an ihre Namen knüpft ſich kein der Menſchheit erwieſener Dienſt, keine ihr vererbte Idee. Sie gingen vorüber wie gewöhnliche Menſchen; ſie waren und ſind nicht mehr — das iſt die Geſchichte ihres Daſeins.

Aber die Vorſehung, welche der Natur eine ſo bunte, ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit verliehen, hat jedes Weſen mit einem beſondern Zuge bezeichnet: darum iſt der Menſch überall gleicher Aufmerkſamkeit werth, darum treffen wir in dem Leben eines Jeden, was er immer geweſen ſei, und wie er ſeine Zeit zugebracht habe, irgend ein Gefühl, ein Wort, oder ein Ereigniß worüber der zur Betrachtung geneigte Kopf nachdenklich wird. Sehet hin auf den friedlichſten Erdbewohner, auf den Geringſten der Menſchen: in ihm findet der forſchende Geiſt nicht weniger Nahrung wie in jenem, welchen die Wogen des Lebens Angeſichts der ganzen Welt von Land zu Lande tragen, den ſie entweder auf den Gipfel unſterblichen Glückes heben, oder in den Abgrund unſterblichen Elends ſchleudern. Ein ſtarker Charakter äußert ſich oft im engen Kreiſe, unter dem Dache der Familie: der launenhafte Zufall wählt bisweilen ein unſcheinbares Opfer, und ſeine belehrenden Schläge fallen ohne Zeugen, mitten in's häusliche Stillleben, wie der Blitz einen Wanderer trifft, welchen der Sturm auf menſchenleerer Steppe überraſcht.

N. war ein Mann von dreißig Jahren, als er mir das erſte Mal begegnete. Er hatte ſich eben verheirathet. Es iſt ſchwer, faſt unmöglich, mit Worten jenen Glücksrauſch wiederzugeben, welcher damals ſein Haupt umnebelte. Die Frau war ihm Freund und Geliebte und Lebensziel — und kurz, alles was uns feſſelt, was die Augen erfreut und die Seele hinreißt. Jung, heiter, anmuthig hatte auch ſie, wie es ſchien, alle ihre Wünſche an den einen Mann geheftet und ſich ihm mit Innigkeit hingegeben. Sein heller Verſtand, ſeine feine Lebensart gefiel mir, und ich ſuchte ihm näher zu kommen. In Stunden des Entzückens iſt der Menſch mit Allen zufrieden, und ſchließt Jeden an ſein warmes Herz. N. war gern mit mir zuſammen, und wir wurden, wie man zu ſagen pflegt, gute Freunde. Ich ging oft zu ihm, und ergötzte mich nicht ohne etwas Neid an dem Bilde häuslichen Glückes. Mann und Frau

*) In Jordan's ſlawiſchen Jahrbüchern gab Dr. Wolffohn eine Charakteriſtik dieſes merkwürdigen ruſſiſchen Dichters und eine Kritik ſeiner ſämmtlichen Schriften.

D. Herausg.

Digitized by Google

waren wie für einander geſchaffen, lebten in einander. Beide hatten auf ihr Theil Geiſt, Liebenswürdigkeit, unabhängige Verhältniſſe überkommen. Wenn ich ſie anſah, dachte ich: das iſt ungeheuchelte Zuneigung, das herzliche Liebkoſungen, das ungekünſtelte Freude! Ich erinnere mich, daß ich in jener Zeit mir nur Eines wünſchte: eine Frau wie die meines Freundes; ich weiß, daß ich damals eine ſolche weder mit der ſicherſten Ausſicht auf die Unſterblichkeit meines Namens noch mit einem Generalsrange vertauſcht hätte. N. erzählte mir alle Umſtände ſeiner Verheirathung: wie er im Saratow'ſchen Gouvernement ein Mädchen kennen gelernt, die Tochter aufgeklärter Eltern, wie er ſich verliebt und gefallen habe, wie er der Gegenſtand ihrer erſten Liebe, der erſten Entzückungen ihres jugendlichen Herzens geweſen, das vom Treiben der Reſidenz unberührt war. N. ſprach mir unaufhörlich von ſeinem Vornehmen, aus dem Dienſte zu treten, und ſich auf dem Lande mit ſeiner Frau und ſeinen Büchern niederzulaſſen. Das war ſein Lieblingsgedanke; er hielt eine ſolche Lebensweiſe für die allerruhigſte und angenehmſte. Um endlich dies Vorhaben zur Ausführung zu bringen, begab er ſich auf kurze Zeit nach Petersburg, wo er noch mancherlei Angelegenheiten ordnen wollte; die Frau aber fuhr mit ihrer Tante nach dem Dorfe, das er zu ſeinem künftigen Aufenthaltsorte gewählt hatte. Wir ſchieden, ich ſah ihn anderthalb Jahre nicht, und glaubte ihn nie wieder zu ſehen.

Einmal ſaß ich im Theater und erwartete mit Ungeduld das Ende der Vorſtellung: ich gähnte, und blickte ziellos nach allen Seiten, da trat in eine Loge ein Mann, deſſen Geſicht mir auffiel: bekannte Züge . . . ich ſah hin . . . das war N. Er hatte ſich in ein weitläuftiges Geſpräch mit einer Dame eingelaſſen, und ich bemühte mich lange vergeblich, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken. Zuletzt bemerkte er mich doch, und kam herunter. Mit welchem Vergnügen, mit welcher Neugier ſtürzte ich ihm entgegen! Er war ſichtlich erfreut über mich: aber gelaſſen, wie ein geſetzter Mann ſich freut. Es verſteht ſich daß ich ihm eine Menge Fragen vorlegte; er antwortete einſilbig, daß er vor drei Tagen ganz nach Moskau überſiedelt, daß man auf dem Lande unmöglich bleiben könne, ſchon die Nachbarn quälten Einen todt. Ich fragte ihn nach der Frau, er ließ ſich aber nicht viel über ſie aus. Man denke ſich mein Erſtaunen. Wir verabredeten daß ich den andern Tag bei ihm ſpeiſe, und trennten uns. Er eilte in dieſelbe Loge zurück, einer bekannten Schönheit den Hof zu machen. In ſeinem Gange bemerkte ich eine Veränderung: er hinkte ein wenig.

Wieder kam ich nun in dieſes Haus, das mich einmal veranlaßt hatte, von häuslichem Leben, einer trauten Gattin, vom Einklang zweier Herzen zu träumen, wieder trat ich in dieſen Tempel, den einſt die hellen Strahlen der Freude erleuchteten, wo jeder Laut der mein Ohr traf, der Nachhall einer bezaubernden Liebe geweſen. Ich fand Alles wie zuvor: dieſelben Teppiche, dieſelben Blumen, dieſelbe Bronze; die Hausfrau empfing mich wie ſonſt — aber die ſchönſte Roſe hatte bereits ihre Frühlingsfriſche verloren; ihre Blicke waren trübe, ihre Schritte langſam, ihre rothen Wangen gebleicht. Der Vorhang ging auf, und die beiden Gatten ſpielten vor mir den zweiten Act ihres Lebens. Da ſah ich keine Gleichheit mehr zwiſchen ihnen, ſie hatten ſchon verlernt gegenſeitig ihre Gedanken zu errathen, ihren Wünſchen zuvorzukommen; da erinnerte der Mann mit jedem Worte, mit jedem Blicke, daß er das Haupt des Weibes ſei. Eine unerbittliche Gleichgültigkeit gegen ſie äußerte ſich in ſeinem ganzen Benehmen, in tauſend Kleinigkeiten, und ich überzeugte mich, daß es in der Natur keinen Moſchus gebe, welcher das Leben der ſterbenden Liebe verlängerte, keine Brennglaſer die das erkaltete Herz des Mannes wieder entzünden könnten. Im Umgange mit ſeiner Frau beobachtete N. gewiſſenhaft alle äußern Vorſchriften des Weltanſtandes: aber wie ſetzte er ſie moraliſch herab! Sie mochte ſagen was ſie wollte, er hatte überall etwas einzuwenden. Seine Einwendungen waren artig, aber hinter dieſer Artigkeit barg ſich faſt jedesmal ein beißender Spott. Wollte die Frau ein neues Kleid haben, wollte ſie in eine Abendgeſellſchaft, ſo war der Mann nicht dagegen, aber mit einer bewundernswerthen Beredtſamkeit zog er gegen weibliche Eitelkeit, gegen weiblichen Unverſtand zu Felde. Mengte ſich die Frau in's Geſpräch, ſo fing er an Betrachtungen über Schicklichkeit, über Klugheit anzuſtellen, und bewies höflich aber ſchonungslos, daß es ſich für Frauen gar nicht ſchicke mitzureden, daß ſie über nichts vernünftig ſprechen könnten. Wie oft ſcherzte ſie ſich über ſeine Ausfälle hinweg, und ſchien mir verſichern zu wollen, es ſei ihm das nicht Ernſt, er ſei noch immer der Alte und liebe ſie noch wie ſonſt! . . . . Ein Kennzeichen des Schwachen, dachte ich, wenn er mit dem Starken ringt.

Mit einem Worte, alle Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit, alle Tugenden, die ihrem Geſchlechte ſo gut ſtehen, konnten das Vergangene nicht mehr zurückrufen.

Digitized by Google

Eine ſo auffallende Umwandlung, ob ich gleich in ihr den natürlichen Gang einer leidenſchaftlichen Liebe ſah, erregte doch meine Neugier im höchſten Grade. Je näher ich N. kam, deſto aufrichtiger wurde er gegen mich; doch berührte er in unſern Geſprächen nie ſeine Frau, als wäre ſie gar nicht vorhanden. Er winkte, und als ich ihn nach der Urſache fragte, antwortete er: »Eine Kugel« . . . und weiter nichts.

Eine geraume Zeit nach ſeiner Ankunft in Moskau geſchah es einmal daß wir Beide uns tief in die Nacht hineinſprachen. Die Rede kam auf das ſchöne Geſchlecht. Er erhitzte ſich, was ſelten der Fall war, die Worte ſtrömten ihm von den Lippen, und ſein Geſicht drückte Unwillen aus. Ich ſehe noch ſein bitteres Lächeln, mit dem er mir ſagte: »Nur ein Kleingeiſt oder ein Unerfahrener kann wahrhaftes Glück von einem Weibe erwarten; ein Weib muß zu augenblicklichen Ergötzen dienen: wer ſie aber mit andern Augen anſieht, wer in ihr ein reines, erhabenes Weſen zu finden glaubt, der irrt ſich kläglich. Sie iſt ſo ſchwach geſchaffen, daß ihre Kraft nicht ausreicht, das ganze Leben in Einem Gefühle und Einer Richtung zu verharren. Sie iſt immer unter fremdem Einfluß, und wie ſoll man ſich auf Den verlaſſen, der keine Selbſtändigkeit hat? Ein Weib liebt leidenſchaftlich und iſt doch im Stande einen Andern zu heirathen, denn Großmutter und Mutter und Tante können ſie überreden. Ein Weib iſt klug, aber nie geradſinnig. Sie will immer glänzen, verdunkeln. Ein Weib iſt zärtlich, gut — aber zum Überdruſſe. Sie iſt ſiebzehn Jahre alt — munter, blühend; man ſollte glauben, all ihr Sinnen ſei unſchuldsvoll wie eine Kindesſeele, das ſei ein reiner Engel, kaum zur Erde herabgeflattert, die ihm noch nicht die weißen Flügel habe beſchmutzen können: aber das ſiebzehnjährige Kind iſt ſchon verliebt, weiß ſeine Liebe ſchon zu verbergen, und kann ohne Erröthen Dem ewige Treue ſchwören, den es nicht liebt. O, ich bin in der Hinſicht ganz enttäuſcht. . . . Weiber, Trüffeln und Champagner — das iſt mir einerlei!«

Mit dieſen Worten öffnete er ein Fach im Schreibtiſch, zog ein kleines Heft heraus, reichte es mir und fügte lächelnd hinzu:

»Da, lieb, dir kann's zu Statten kommen; hier hat einer meiner Freunde ein gar ſeltſames Ereigniß beſchrieben.«

Ich habe das Manuſcript aufbewahrt, das ich von N. erhalten. Hier iſt es.

Wer durch Räſan gereiſt iſt, kennt gewiß den Stephan Nikitiſch, iſt gewiß bei ihm abgeſtiegen, und hat gehört wie er mit ſeinem Madeira prahlt. Ich erinnere mich noch lebhaft an jenen regneriſchen Herbſt, an jene finſtere Nacht, in welcher kein einziger Stern am Himmel ſchien, und die Poſtpferde mich kaum an die Thüre des Räſanſchen Gaſthofes bringen konnten. Ich war ein Märtyrer meiner Ungeduld! Ich hätte die Jahreszeit ändern, die Wege verbeſſern, ich hätte ein Zauberer werden mögen, um nur recht ſchnell in die Arme meines angebeteten Weibes zu fliegen. Welche Mühe gab ich mir, ja unverzüglich weiter zu fahren, wie feſt widerſtand ich allen Verſuchungen des Stephan Nikitiſch, der mir verſicherte, er habe Beefſteaks und Cotelettes und Madeira aus Petersburg. Aber auf der Station fehlte es an Pferden. Ich befahl, welche zu miethen, ungeachtet die Fuhrleute und Diener betheuerten, daß man hinter Räſan nicht fortkommen könne, und ich zu Nacht bleiben müſſe. Dieſe Vorſtellungen wirkten wenig auf mich, aber ich war gezwungen zu warten. Ich beſtellte Abendeſſen und dachte an das Ende meiner Fahrt.

Es vergingen kaum zehn Minuten als ſich in dem anſtoßenden Zimmer Töne einer Guitarre und einer Mannesſtimme hören ließen. Ach, welche Stimme! Leidenſchaftlich für Muſik, wie ich bin, wagte ich mich nicht zu rühren, damit mir ja keine Note entginge. Jemand ſang zuerſt einige Strophen aus der Ballade:

„Warum, warum zerriſſet Ihr
Der Herzen Bund?“

Darauf:

„Erloſchen iſt das Tageslicht . . .“

Die Nacht, meine Liebesträumereien, meine melancholiſche Stimmung — alles das rief in mir den Gedanken hervor, daß dieſe hellen, gluthvollen Töne einem von ſchwerem Kummer gepreßten Herzen entſtrömten. Ich ſchlich leiſe an die Thür, um den Unbekannten durch's Schlüſſelloch zu beobachten, und das gelang mir. Er ſaß auf'ſ Sopha hingeſtreckt, die großen blauen Augen an die Decke geheftet; langes braunes Haar fiel ihm unordentlich über die breite Stirn, die eine große Narbe hatte, wie es ſchien, die Spur eines Säbelhiebes; er trug den rechten Arm in der Binde, im linken hielt er die Guitarre. Er hatte einen Militärrock an; im Knopfloch hing das Georgenkreuz.

Man erräth leicht daß ich die Bekanntſchaft des intereſſanten Offiziers zu machen wünſchte. Auf meine Frage, wer es ſei, ſagte man mir: der durchreiſende Stabsrottmeiſter S. (Der Familienname war aus

Digitized by Google

einem Vornamen gebildet*)). Ich ließ ihn um Erlaubniß bitten, ihn zu beſuchen, er kam mir aber zuvor und erſchien ſelbſt. Es war ein Mann von mittlerem Alter, hohem Wuchs und ſtattlicher Haltung. Seine Geſichtsfarbe trug die rauhen Spuren von Unwetter und Hitze, aber die Züge waren ausdrucksvoll. Vor mir ſtand kein Dutzendmenſch. Ich begrüßte ihn recht von Herzen, mit der ganzen Fülle der Empfindung, die mir ſein Geſang eingeflößt; er drückte mir die Hand mit ſichtlichen Vergnügen. Aber gleich Anfangs kam mir vor daß er nicht ſehr geſprächig ſei, und daß ſeiner Zunge weltliche Geläufigkeit fehle. Da die Mittheilungen Reiſender gewöhnlich mit Antworten auf die Fragen »woher? wohin?« beginnen, ſo erfuhr ich daß er aus der activen Armee komme, und ſich in Tambow, Saratow und einigen andern Städten aufhalten müſſe. Wir hatten denſelben Weg zu fahren, obgleich nicht weit; wir kamen überein, zuſammen abzureiſen, und er willigte gern, einen Abſtecher in mein Dorf zu machen, wohin ich zum Namenstage meiner Gattin eilte. O, wie wird ſie ſich freuen, dachte ich, über einen ſolchen Gaſt . . . ſie, die Sängerin in tiefſter Seele! . . . Wir ſetzten uns zum Abendeſſen; ich ließ zwei Flaſchen guten Weins aus meinem Wagen holen, und Stephan Nikitich that ſeinen Champagner dazu. Unſere Phantaſie entzündete ſich, die Zunge ward freier. Der wunderſame Unbekannte umſtrickte meine Seele durch ſeine hinreiſſende Stimme, ſein männliches Äußere, durch die Kriegsabenteuer, deren kurze Geſchichte ich auf ſeinem weißen Kreuze, an der zerhauenen Stirn und dem verbundenen Arme las. Er ſprach von Muſik und Krieg; ſeine Augen glänzten von Begeiſterung, Glas auf Glas wurde geleert. Ich bemerkte daß mein ſchmeichelhafter, freundlicher Empfang mächtig auf ihn gewirkt hatte; er ward heiterer. Das ſchrieb ich damals der Herzensgüte zu; jetzt würde ich mir eine ſolche Heiterkeit einfacher erklären — aus befriedigter Eigenliebe. Damals war ich jung, glücklich!

In den Reden des Offiziers zeigte ſich nichts von Prahlſucht, aber ſeine kühnen Ausdrücke verriethen ein ungebändigtes Gefühl. Er ſah drein, wie ein unerſchrockener Nachbar des Todes, und ſein flammender Blick hätte die unzugänglichſte Schöne erſchüttern können. Da war alles durcheinandergewirrt: Leben und Tod und Muſik und Bajonette. Als es mir einfiel, ihn nach ruſſiſcher Weiſe zu fragen: »Iſt nicht der und der Namensvetter Ihr Verwandter?« erwiederte er mit boshaftem Lächeln: »Meine Verwandten kennen Sie nicht — und ſie ſchieren Sie auch den Teufel!« Es verſteht ſich, daß ich nach einer ſolchen Antwort ſeine ſämmtlichen Verwandten in Ruhe ließ. Aber der Wein hatte nun auch mir die Zunge gelöſt. Die Zaubermacht des Champagners verſetzt uns immer zu den Gegenſtänden unſerer Zärtlichkeit. Wie das Geſpräch von Muſik und Krieg aufrauſchte, kam ich mit meinem Herzensglück dazwiſchen, mit häuslichem Leben, mit dem geliebten Weibe. Ich hatte aber nicht ſobald einige Worte von den Entzückungen ehelicher Liebe vorgebracht, als das Geſicht des Fremden ein trübes Sinnen umwölkte. Er ſchlug mit dem Glaſe auf den Tiſch und fing an unruhig im Zimmer auf und abzugehen.

— »Was iſt Ihnen?« fragte ich.

»Ach, erinnern Sie mich nicht an Liebe, an Frauen« verſetzte er — »ich habe auch geliebt . . . . ja« . . . .

Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner breiten Bruſt, und er ſchwieg. Die Neugier ſtachelte mich. Ich will mich nicht darüber auslaſſen, welche Kunſtgriffe ich anwandte, ihn zum Reden zu bringen, und noch bis heutigen Tag weiß ich nicht, was die Urſache ſeiner Offenherzigkeit war. Habe ich ihm Vertrauen eingeflößt, oder verrieth der Wein das Geheimniß, oder verhehlte er es darum nicht, weil er Niemand fürchtete?

Er rief: »Champagner!« — ergriff das ungeleerte Glas, warf ſich auf's Sopha, und indem er mit der linken Hand ſeinen ſchönen Schnurrbart drehte, begann er etwa folgendermaßen zu erzählen:

»Als ich zur Welt kam, hätte nicht eine redſelige Zigeunerin zu prophezeien gewagt, daß dieſer Rock auf meinen Schultern, dieſes Kreuz auf meiner Bruſt ruhen würde. Wärterinnen haben meine Kindheit nicht gepflegt, mir keine Wiegenlieder geſungen, und meine Mutter erſchrak nicht, wenn ich darfuß auf die ſchmutzige Straße lief. Nicht dieſer Wein (hier zitterte das Glas in ſeiner Hand) war beſtimmt mir den Kopf zu erheitern, und wäre ich meinem Schickſale gefolgt, ſo ſäße ich nicht mit Ihnen zu Tiſche.

Für Kupfergeld lehrte man mich leſen und ſchreiben; aber ich lernte fleißig, denn eine leidenſchaftliche Geſangluſt bemächtigte ſich meiner von früher Kindheit an, und der Rang eines Kirchenſängers ward das

*) Es iſt dies eine feine Anſpielung, die im Verlaufe der Geſchichte dem deutſchen Leſer verſtändlich ſein wird, wenn ich ihm bemerke daß eine ſolche Bildung von Familiennamen beſonders bei Leibeignen häufig vorkommt. Um ſich's leicht zu machen, wählten dieſe am liebſten ein Patronymikon wie: Stepanow, Semenew, Petrow und ähnliche. Anm. d. Überſ.

Digitized by Google

Ziel meiner Ehrliebe. Ich verſäumte keinen einzigen Gottesdienſt in der Pfarrkirche, trat gravitätiſch mit dem Lichte voran bei Leichenbegängniſſen, ſchmetterte heller als alle Andern im Volkschor, und brummte laut Gebete beim Schluß der Meſſe. Nicht lange ließ man mich unter dieſen beſcheidenen Genüſſen aufwachſen: man nahm mich weg von der Pfarrkirche, von Vater und Mutter. Das iſt lange her: aber noch jetzt dringen mir Thränen in die Augen, wenn mir zufällig ſo recht in den Sinn kommt, wie ich damals geweint habe.

An einem Tage — es war der Stern meines Lebens, meine zweite Geburt, das Zeichen des Decorationswechſels — an einem Tage beſah man mir Lippen und Zähne; aus dieſer Schau entnahm man, daß ich zur Flöte geſchaffen ſei, und that mich fort, das Flötenſpiel zu erlernen. Ich weinte, aber da war keine Seele, in der mein wehrloſer Schmerz einen Wiederhall gefunden hätte; Keiner drückte den Knaben an die warme Bruſt, und bemühte ſich mit Liebkoſungen ihm die Thränen abzutrocknen. Man wollte mich zu einer Puppe aufputzen für die lüſterne Langeweile, für den üppigen Müßiggang — aber die Muſik hat ihren Zögling gerettet! Ihr danke ich alles; ſie hat das Band zerriſſen zwiſchen dem Augenblicke meiner Geburt und den Jahren meines Lebens; ſie hat mir das Herz eines Weibes zugewendet, das mir unzugänglich geweſen wäre, wie die Felſen des Kaukaſus dem Koſakenpferde.

Es iſt wahr, faſt hätte auch die Muſik meinen Kopf in ein verſtimmtes Inſtrument verwandelt, meine Gedanken in falſche Noten; aber am Rande des Verderbens, an der Grenze menſchlicher Verzweiflung hat ſie mir Tröſtungen gereicht, die keinem Kummer und Niemandes Willkür unterliegen. Ich ſtand in der letzten Reihe der Menſchen — und ſang, ich irrte umher, flüchtig, ohne Obdach — und ſang — ich ſchluckte hartes Brot — und ſang .... O, ſo lange noch eine Saite, noch ein Laut die Luft erſchüttert, kann nur eine Hälfte meines Weſens leiden, aber die andere wird immer genießen! Gezwungen begann ich das Flötenſpiel zu lernen: bald aber trieb ich es leidenſchaftlich und meine muſikaliſchen Fähigkeiten entwickelten ſich. Viele Jahre vergingen; da wurde ich nach und nach mit berühmten Künſtlern in Moskau bekannt, gab die Flöte auf, machte große Fortſchritte auf der Violine und im Klavierſpiel; zuletzt beſchäftigte ich mich ausſchließlich mit dem Geſange.

Die Muſikliebhaber hielten mein Talent hoch, luden mich zu Quartetten ein, ließen mich ſingen, aber in ihren Augen war ich eben nur ein Muſikant, ein Sänger, oder beſſer geſagt, eine Maſchine, die da ſpielt und ſingt, der man während des Spieles das Geſicht zuwendet, und nachher den Rücken kehrt. Man lobte mich, aber dieſes Lob klang ſo gnädig, man bewunderte mich, und zum Zeichen hohen Beifalls klopfte man mir auf die Schulter; man nannte mich ein Genie, aber ſo gleichgültig, ſo ruhig, daß es augenſcheinlich war, wie Niemand ſich an meine Stelle wünſchte, wie jeder dachte: »du biſt ein Genie, aber was thut das zur Sache?« man hob mich in den Himmel, aber ſo aufrichtig, ſo beleidigend, wie der Menſch alles erhebt, was er nicht beneidet, wie er großmüthig in Entzücken geräth über den Niedrigergeſtellten.

Ich fing an Unterricht zu geben, und damit verdiente ich mir Geld. Der Zufall führte mich einem jungen Manne zu, welcher den Andern durchaus unähnlich war. Ein Enthuſiaſt für Muſik, ein glühender Verehrer der Kunſt, ſtellte er den Vorzug des Talentes faſt höher als alle anderen Vorzüge; mich, den Ausgeſtoßenen aus der Zahl der Menſchen, die ſich nennen laſſen, mich, den Muſikanten, ſetzte er bei Tiſche neben irgend einen Collegienrath! Ich geſtehe, daß ſein Benehmen mir Anfangs ſonderbar vorkam; ich war ſo etwas noch nicht gewohnt. Er fragte nicht wer ich war, woher; er behandelte mich wie alle Anderen, und das machte mich oft erröthen. — Mir war's ſo neu, ſo unbequem, wenn er mit mir in Anweſenheit Vieler ein Geſpräch anknüpfte, oder mir einen Platz anbot.... Glauben Sie nur, nicht den Muth zu haben ſich zu ſetzen, nicht zu wiſſen wie und wo man ſich ſetzt, das iſt das peinlichſte Gefühl! Dafür laſſe ich jetzt meine damaligen Leiden an dem erſten Beſten aus, der mir in den Wurf kommt. Begreifen Sie wohl das Vergnügen, auf ein höfliches Wort grob zu antworten, kaum mit dem Kopfe zu nicken, wenn man ehrerbietig vor Ihnen den Hut zieht, und ſich nachläſſig in den Seſſel hinzulehnen Angeſichts eines wohlanſtändigen Reichen, eines feinen Herrchens?

Der junge Mann, mein Wohlthäter, liebte mich wie ſeines Gleichen, wie einen Freund. Die ganze Zeit, die ich frei hatte, brachte ich bei ihm zu. Er verſchaffte mir die Mittel mein Talent zu vervollkommnen, veranlaßte mich Bücher zu leſen, lehrte mich ſprechen wie ein Menſch, ohne zu erröthen, ohne zu glauben, ich verdiene die Ehre nicht, daß man mit mir ſich unterhalte. Mit einem Worte, er ſchuf mich um, er wuſch den Roſt ab von meinem Verſtande, von meiner Seele.

Digitized by Google

Ich griff mit Heißhunger nach den Büchern: ſie befriedigten meine Wißbegier, aber ſie beleidigten mich zugleich; ſie ſprachen mir nur von Andern, nie von mir ſelbſt. Ich ſah in ihnen Gemälde aller Sitten, aller Leidenſchaften, aller Geſtalten, alles deſſen, was athmet und ſich bewegt — nur mich traf ich nirgends! Ich war ein Weſen, ausgeſchloſſen aus der Bücher-correſpondenz der Menſchen, ein reizloſes, unwichtiges, das keinen Gedanken eingiebt, von dem ſich nichts ſagen läßt, deſſen man nicht einmal erwähnen darf. . . . Ich war ärger als ein erſchlagener Soldat, als eine zugeſtopfte Kanone, als ein zerbrochenes Bajonett oder eine geſprungene Saite . . . .

Jeder hat ein Jahr, einen Tag, an welchem das Schickſal das Entſcheidungsurtheil über ſein ganzes Leben ausſpricht, und entweder den warmen Glauben an leichtſinnige Hoffnungen verhöhnt, oder ſie in einem lebendigen Bilde verwirklicht, ſei es in Geſtalt eines Weibes oder in Goldſäcken. In dem Leben eines Jeden gibt es, wie im Fieber, eine Kriſe, einen zwölften Tag — ein häuslich Waterloo . . . . Auch ich hatte ein ſolches Jahr, einen ſolchen Tag.

Der Mann von dem ich abhing, überſiedelte in eine Provinz, mit der Abſicht dort auf ſeinem Gute die Wirthſchaft zu verbeſſern, und die Einkünfte zu vermehren. In derſelben Provinz, in demſelben Kreiſe befand ſich auch das Dorf meines Wohlthäters. Aus nachbarlicher Gefälligkeit wurde mir erlaubt, bei ihm zu bleiben; ich genoß ſchon einige Freiheit.

Wir eilten hin längs des ſteilen Wolgaufers, und muſikaliſche Pläne durchſchwärmten unſere Köpfe. Aber ich weiß nicht, warum meine Gedanken ſich verdüſterten, und die Klänge heimathlicher Lieder meinem Herzen näher, verſtändlicher wurden als ſelbſt der unſterbliche Mozart . . . .

Mein Kunſtgenoſſe hatte viele Dorfnachbarn; er machte mich mit einigen bekannt, pries meine Begabung, und ſo kam ich bald zu hohen Ehren bei denjenigen, die nicht wußten, was ſie mit den Fingern und der Stimme ihrer Töchter anfangen ſollten, und bei denen das Klavier wie ein todtes Capital da ſtand. Als fremder aus Moskau angekommener Muſikus wurde ich Lehrer auf den Dörfern. Hier, ich geſtehe es, erwies man mir mehr Achtung als in der Reſidenz, aber gewiß nur weil mein Beſchützer Niemandem meine Geſchichte erzählte, und es überhaupt dieſer Aufſchlüſſe nicht bedurfte. Dazu gab mir ſchon ſein Benehmen gegen mich ein großes Gewicht. Alles ging gut, einförmig.

Eines Tages lud man mich auf ein benachbartes Dorf zu einer ehrwürdigen alten Dame ein, um ein gewiſſes Fräulein, das eben angekommen war, zu accompagniren. Ich war etwas unwohl und hatte keine Luſt. Aber man redete mir zu, verſicherte mir, daß wenn ich's ablehnte, ich das Feſt verderben würde. Es war der Namenstag der Alten, und ihre Enkelin ſollte unbedingt vor einer bunten Verſammlung ſingen.

Die Wichtigkeit des Umſtandes bewog mich. Ich bezwang mein Unwohlſein, zog meine beſten Kleider an, und fuhr hin. Sie müſſen wiſſen, daß ich ſchon ziemlich dreiſt vor einer zahlreichen Verſammlung im Salon erſcheinen konnte. Wenn ich ſage »ziemlich dreiſt,« ſo iſt das ſo viel, daß ich nicht mehr auf den Zehen ſchlich, daß ich ſchon mit dem ganzen Fuße auftrat, und meine Beine ſich nicht verwickelten, obgleich ſie noch nicht jene reizende Freiheit hatten, mit der ich ſie jetzt übereinanderlege, unterſchlage, mit der ich jetzt ſcharre, ſtampfe. . . . Ich konnte ſchon in Gegenwart Vieler aus einem Ende des Zimmers in das andere gehen und laut antworten; immer aber war ich ruhiger, wenn ich mich an irgend eine Ecke hielt. — —

Wie heiter ging die Sonne an jenem Tage auf! O, jetzt erſt fühle ich wie gut ich ihn im Sinne behalten habe! . . . . Er iſt hier, ganz hier (dabei ſchlug ſich der Offizier mit ſtarker Hand an die Stirn). Mir iſt, als erinnere ich mich noch an jede Welle der Wolga, an jedes Blümchen, an jedes Geſicht, jeden Ton, an alles, was ich damals erblickt und gehört. Ich könnte Ihnen dieſen Tag mit derſelben ermüdenden Genauigkeit ſchildern, mit demſelben erdrückenden Aufzählen von Worten und Umſtänden, mit welchem die jungen Weiber ihre geſtrigen Unterhaltungen und Toiletten beſchreiben und die alten ihre Träume.

Es war ein heller, wunderſchöner Tag, wie es wenige unter unſerm Himmel gibt! . . .

Ich fuhr längs der Bergſeite der Wolga hin. Von den Sonnenſtrahlen geſtreift wallte ſie friedlich zwiſchen ihren ungleichen Ufern. Ruhig floß ſie dahin, wie ein ſchwaches Bächlein. Hie und da ſpielten auf ihr Bauernknaben in ihren Kähnen . . . . nirgends eine Woge, nirgends eine raſche Strömung . . . . O wie ergötzte ich mich an unſerer Wolga! Ein kühles Lüftchen umwehte mich. Etwas Duftiges war in der Atmoſphäre, etwas Zauberhaftes auf dieſer Waſſerfläche, auf dieſem Meere von Grün längs der Wieſenſeite. Die Natur mochte wohl auch ihren Namenstag feiern, wie die Gutsbeſitzerin, zu der ich eilte. In jenem Augenblicke war ich mehr Menſch,

Digitized by Google

war mehr Muſiker als jemals. Ich wollte ſingen, ich empfand Begeiſterung . . . . Aber nicht lange regte dieſes Emporwallen innerer Gluth mein Talent auf. Endlich kam ich da an, wo ich der allgemeinen Regel nach ſo viele ſchwerhörige, unempfängliche Seelen treffen mußte, wo ich wahrſcheinlich vom Allegro in's Andante, vom Adagio in's Allegro ſpringen und mein Spiel der quiekenden Stimme irgend eines Dorffräuleins bald langſam nachſchleifen, bald über Hals und Kopf nachjagen ſollte. Das qualvolle Amt eines Lehrers hatte mir Gleichmuth und Engelsgeduld beigebracht, und geſenkten Hauptes machte ich mich ſchon auf eine harte Prüfung gefaßt. — Vor mir rollte eine ſechsſpännige Caleche der Treppe zu; ich wollte ihr nach, aber auf der Terraſſe vor dem Hauſe ſtanden Gäſte, und ich hatte nicht Seelenkraft genug zu einer ſo kühnen That. Bei ſolchen Gelegenheiten rief in mir etwas zu meinem größten Verdruſſe: »du und eine Caleche — das iſt himmelweit weit von einander!« Ich verlor den Muth, ließ meinen Wagen an der Ringmauer, und ſchlich unbemerkt in's Haus. Im Vorſaale ging die Noth erſt an. Man mußte mich melden, und ich ſollte nun allein eintreten. Sie können ſich denken, was in meinem Herzen vorging; aber wohl oder übel, ich mußte mich entſchließen. Lange machte ich mir das Haar zurecht, ſchüttelte den Staub ab, endlich trat ich ein — es verſteht ſich, etwas von der Seite und mich an die Wand haltend. Zum Glück ermuthigte mich das Bild das ſich mir zeigte.

Eine Menge Dorfnachbarn und Nachbarinnen hatten ſich da verſammelt; aber eine gewiſſe originelle Unordnung herrſchte in dieſer Schaar. Eine Unordnung in allem, in den Kleidern, in den Stellungen und Geſichtern. Das freie, ſorgloſe Feldleben, mit ſeiner Wildheit, ſeiner Nachläſſigkeit, ſeiner Willkür, ſpiegelte ſich in dieſer Geſellſchaft. Hie und da ſchimmerte weibliche Ziererei durch, hie und da blickte ein Geſicht hervor, das wie aus den Wolken gefallen war. Dort ein gedrehter Schnurrbart, da ein ungekämmter Kopf, hier eine Weſte, mit Goldkettchen umſchlungen, dort ein ungeplättetes Kleid, aber gleich daneben auch eine Haube aus Moskau von der Schmiedebrücke, gleich daneben eine ſchmuckanliegende Taille und prächtig friſirtes Haar. Ich dachte: da brauch' ich nicht ängſtlich zu ſein — und trat zur Wirthin.

Eine ziemlich gebrechliche Alte ſaß im Lehnſtuhl, die Füße auf einen Schemel legend; vor ihr lag ein in Canevas geſticktes Kiſſen, welches ſie den neben ihr ſitzenden Damen zeigte, während ein unverkennbares Gefühl von Stolz, mit Zufriedenheit gepaart, von Zeit zu Zeit ihr Lächeln, ihre erloſchenen Augen beſeelte. — »Das hat mir Alexandrine geſchenkt« — wiederholte ſie, und wandte ſich würdevoll bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

Ich hatte mich bereits dreimal vor ihr verneigt, und wahrſcheinlich hätte ich dies wegen des Kiſſens noch eine geraume Weile fortgeſetzt, wenn nicht ein junges Mädchen, das ich in der Verlegenheit nicht einmal ordentlich anſah, ſie leiſe geſtoßen und ihr etwas in's Ohr geflüſtert hätte, vermuthlich über mich: denn ſie drehte ſich ſofort um (und mit ihr die ganze ehrenwerthe Verſammlung), erhob ſich vom Seſſel und ſagte: — »Ah, das ſind Sie, Verehrteſter! Danke beſtens daß Sie ſich herbemüht haben. Wladimir Semenowitſch hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie ſollen ein großer Muſikus ſein. Zu mir iſt meine Enkelin zu Beſuche gekommen, die auch muſikaliſch iſt. Saſchenka*), komm doch her!« . . .

Und die, welche Saſchenka heißen mußte, trat näher. Wahrlich, mir ſtand der Sinn nicht nach Saſchenka: Aller Augen waren auf mich gerichtet, und ich brannte wie im Feuer. Indeſſen blickte ich furchtſam auf die Enkelin — und mein Herz flüſterte mir: ſie muß gut ſingen!

— »Ich ſtelle Ihnen meine Enkelin vor,« ſprach die Alte weiter. »Das iſt einmal eine leidenſchaftliche Muſikliebhaberin! . . . Bitte, beſuchen Sie mich öfter: Sie werden mit ihr ſingen; ſie darf ja nicht vergeſſen, was ſie gelernt. Aber wo iſt Wladimir Semenowitſch? warum kam er nicht mit Ihnen?«

»Geſchäfte haben ihn in die Stadt gerufen« erwiederte ich: »er wird vielleicht heute Abend noch zurück ſein.«

— »Der böſe Menſch!« verſetzte ſie: »hat mich Alte ganz vergeſſen! Dafür muß ich ihn auszanken. Sie kann er nicht genug loben. Wollen Sie nicht, Verehrteſter, das Geſchenk anſehen, das mir heute Alexandrine beſchert?« — hier ſtreckte ſie mir beide Hände entgegen mit dem unausſtehlichen Kiſſen.

— Wirſt du mich bald loslaſſen, dachte ich, und unterdeß ſah ich unverwandt hin, und verneigte mich ungeſchickt, und bewegte die Lippen, gleichſam als lobte ich das unſchätzbare Geſchenk. Endlich hatte die Alte genug und ſagte: »bitte, gefälligſt Platz zu nehmen;« ihre Gäſte hörten auf, mich vom Kopf bis zu den

*) Diminutivum von Alexandrina.

Digitized by Google

Füßen zu meſſen, weil Jemand anders gekommen war; ich trat vom Schauplatz ab, und athmete auf.

Als der Krampf der Schüchternheit in mir nachließ, erinnerte ich mich gleich meines erſten Blickes auf Alexandrine und ihres erſten Eindrucks auf mich.

»Sie muß gut ſingen!« das war Alles, was ſich mir in ihr ankündigte. Im natürlichen Lauf meiner muſikaliſchen Gedanken begann ich aus einer Ecke des Zimmers dieſes Weſen zu beobachten, das gut ſingen mußte.

Ich will Ihnen nicht ſagen, daß ſie mir *gefiel*, ich kann das nicht ſagen; mit dem Worte *gefallen* hängt der Gedanke an Gleichheit zuſammen: Alexandrine aber ſtand mir ſo fern im bürgerlichen Leben, daß ich es nicht einmal ſo bald inne geworden wäre, wenn ſie mir wirklich gefallen hätte. Nein, dieſes Gefühl konnte bei ihrem erſten Begegnen meiner Seele nicht nahe kommen, welche die Erniedrigung ſo ängſtlich gemacht hatte. Ich blickte auf ſie, wie auf ein Bild das nicht käuflich iſt, das man nicht erſteben kann, wie auf Noten, von denen ich die zauberiſche Harmonie ihrer Töne ablas — ich blickte auf ſie nicht wie ein Menſch, ſondern wie ein Muſikant. Indeſſen betrachtete ich dieſe blauen von einem eigenthümlich träumeriſchen Leben erfüllten Augen, dieſe Wangen, die eine zarte Frühlingsröthe umſpielte, und die maleriſche Unordnung ihrer blonden Haare, die leichte Haltung, das raſche Füßchen. Sie hatte ein weißes Kleid an, im blauen Gürtel ſtak ein Blumenſtrauß. Sie lief immer wieder zur Großmutter hin, weil dieſe ſie unaufhörlich rief.

Wäre ich damals geweſen was ich jetzt bin, ſo hätte ich auf dem Geſichte Alexandrinens, in ihrem Gange, ihren Reden jene Einfalt eines unerfahrenen Herzens geleſen, das rein iſt, wie der Schnee auf den Gipfeln der Elborus, jenen Muth der Unſchuld, die den morgenden Tag nicht fürchtet, weil ſie nicht weiß, was ſie fürchten ſoll, jene Wärme eine Seele, die nicht ermattet iſt von Liebe, noch von Kummer, noch von Freude .... Dies hätte ſich mir offenbart, wenn ich das geweſen wäre, was ich jetzt bin — aber nein, damals drückte ich mir alles dies anders aus. Ich dachte nur: »wie *gut* muß ſie ſein!«

Während ich die junge Sängerin betrachtete, rückte meine Hand unwillkürlich an der Halsbinde, oder, wie wir auf ruſſiſch ſagen, ich ſuchte mich unwillkürlich ſchön zu machen. Errathe Einer die Urſache menſchlicher Bewegungen! Die Alte fing wieder mit mir über etwas zu ſprechen an, aber ihrem Redefluß unterbrach der Liqueur und der laute Ruf: »Das Eſſen iſt aufgetragen!«

Bei Tiſche wäre ich wie in der Wüſte da geſeſſen, weil ich Niemand kannte, wenn ich nicht zum Nachbar einen gewiſſen Muſikliebhaber bekommen hätte. Er quälte mich halb todt mit ſeiner muſikaliſchen Geſchichte: wie er die Violine und das Cello erlernt, wie er ſich aus ſeinem Geſinde ein Orcheſter zuſammengeſetzt, wieviel ihm das gekoſtet, wie ihm das H moll-Concert gefalle, das er einſtudire, zuletzt lud er mich zu ſich ein. Es war langweilig ihn zu hören, aber ich hatte doch bei Tiſche an ihm wenigſtens eine Stütze. Denn immer zu ſchweigen im Kreiſe Unbekannter war mir eben ſo peinlich, wie laut vor Allen zu ſprechen.

Ich aß beſcheiden, fern von der Wirthin, an einer demüthigenden Ecke der Tafel, und in Folge eines beſondern Unterſcheidungsſinnes der Diener wurde mir jede Speiſe zuletzt gereicht; daher geſchah es daß von einer Menge Krebſe mir nur ein einziger zukam, Spargel aber, Salat und Erdbeerpaſtete ſah ich nur in ehrerbietiger Entfernung. Aber alle dieſe geringfügigen Umſtände vermochten meine Empfindlichkeit nicht zu reizen; ihr ſtand eine beſſere, ernſtere Probe bevor. Nicht weit von mir ſaß ein Herr, Schweigen auf den den Lippen, Melancholie im Geſichte, hager und von höchſt ſentimentalem Ausſehen. Gegen das Ende der Mahlzeit löſte ſich erſt ſeine Zunge, und er fing an über den Tiſch weg ſich mit Jemandem zu unterhalten. Ich wandte darauf nicht die geringſte Aufmerkſamkeit, da mich mein Nachbar ganz in Beſchlag genommen hatte, als auf einmal mein Herz erbebte, mein Geſicht erglühte und meine Augen an dieſem hagern empfindſamen Manne wie angeheftet blieben. Mein feines Gehör hatte ſeine Worte aufgefangen:

— »Ich habe heute ein gutes Geſchäft gemacht, habe zwei Muſikanten verkauft zu tauſend Rubel das Stück.«

Mein Nachbar raunte mir in's Ohr: »Da ſieht man gleich, daß es kein Muſikkenner iſt; ich nehme für keinen von den meinigen zwei tauſend Rubel.«

Sie begreifen wie mir zu Muthe war, was ich hätte thun mögen — aber das war eine andere Zeit! Jetzt würde ich Keinem rathen in meiner Gegenwart ſich über die häuslichen Angelegenheiten ſeines Orcheſters auszulaſſen; damals aber konnte ich nur er-

Digitized by Google

röthen, erzittern, und mit dem Schmerze tief verletzten Gefühls nach der andern Ecke des Tiſches hinüberſehen, dahin, zu der lieben Alexandrine, gleichſam um in ihren guten, menſchenfreundlichen Zügen Schutz zu finden gegen die Beleidigung, um mich zu tröſten, mich zu verſöhnen mit den Menſchen, nachdem ich ihrem edeln Geſichte anſah: ſie wird das nicht ſagen, ſie wird keinen Muſikanten verkaufen! Ja, das war ſo.«

(Schluß in der nächſten Nummer.)

Briefe aus Preußen.

2.

[Der deutſche Bund und ein deutſches Parlament.]

Deutſchland hat kein Parlament! Das war neulich meiner langen Rede kurzer, aber inhaltsſchwerer Sinn. Und auf dieſen Inhalt ſteuern jetzt von mehreren Seiten ſelbſt Männer hin die Zeit Lebens mehr Diplomat als Staatsmann waren. Zwiſchen beiden iſt ein Unterſchied. Der Diplomat vertritt die Intereſſen ſeines Hofes, der Staatsmann die Intereſſen ſeiner Nation. Jener hängt von der Perſönlichkeit ſeines Fürſten ab, dieſer tritt für die Perſon des Herrſchers nur ein wo Fürſt und Volk daſſelbe wollen. Dieſer handelt nach Grundſätzen die im Wohl ſeines Landes wurzeln; jener agirt nach mißlichen Umſtänden die er zwingende Nothwendigkeiten nennt und erkennt nichts Feſtes an als was nicht zu ändern ſteht, den fait accompli. Öſtreich hat unter ſeinen Staatsmännern mehrere gewandte Diplomaten. Preußen hatte unter ſeinen Diplomaten einige Staatsmänner aufzuweiſen, zieht man ſie aber ſtreng vor Gericht, vielleicht nur einen wahrhaften, in ſich feſten und vollendeten, den man, als er ſich bei der Stiftung des deutſchen Bundes zum Geſandten anbot, nicht mehr brauchbar fand. Dieſer Eine war Stein. Hätte ſich der deutſche Bund zu einem Parlament geſtaltet, wir würden damit auch eine Schule für Staatsmänner gewonnen haben, und ein Oberhaus, zu dem die Fürſten entweder ſelbſt oder ihre Stellvertreter ſich einfänden. Zu einem Oberhauſe gehört freilich auch ein Unterhaus wie Juſtus Möſer ſchon neben dem Regensburger Reichstag ein ſolches wollte und forderte. Greift der Zollverein dereinſt über alle deutſchen Lande, ſo ergibt ſich uns, ſchon zur Schlichtung der Wirren im Handel und Wandel, die Nöthigung zu einer deutſchen Kammer der Gemeinen. — Dies ſind unſere patriotiſchen Phantaſien von heute. —

Und dieſe frommen Wünſche lagen uns vor dreißig Jahren ſchon ſehr nahe, obwohl ihnen die Nöthigungen von heute fehlten, und erſt Nöthigungen, meiſtens materiell zwingende, bringen in der politiſchen Geſtaltung der Völker die ſchlummernden Kräfte zur Erſcheinung, drängen den Inhalt zur Form. An jene frommen Wünſche erinnert Varnhagen im ſiebenten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten, in denen er aus dem Jahre 1815 nach dem Wiener Congreß ſeinen Aufenthalt in Paris und Frankfurt am Main erzählt*). Varnhagen v. Enſe war, nachdem er ruſſiſcher, dann öſtreichiſcher Officier geweſen, in die Staatskanzelei des Fürſten Hardenberg getreten. Varnhagen war damals auch Journaliſt, und ſeine publiciſtiſche Feder war diplomatiſch genug um Wünſche und Beſtrebungen preußiſcher Staatsmänner zum Ausdruck zu bringen. Er führt uns jetzt aus jener Zeit Artikel vor, die den damaligen Patriotismus bekunden der ein Parlament für Deutſchland wollte. Der deutſche Bund wurde, wie Varnhagen ſagt, zu einem gewöhnlichen diplomatiſchen Bündniß wie ſie in auswärtigen Verhältniſſen die Politik auch zwiſchen den fremdeſten Staaten ſchließen kann, und man fühlte daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein anderes Bindemittel beſtehen müſſe, damit nicht blos in den Regierungen, ſondern auch bis ins Volk hinein die Vereinigung lebendig werde. »Jedermann, ſchrieb Varnhagen 1816, kennt die Umſtände die bei Abfaſſung der Bundesacte obwalteten, und wird es daher mit der ſyſtematiſchen Ordnung und Vollſtändigkeit derſelben nicht ſo genau nehmen; aber der Geiſt der den dreizehnten Artikel derſelben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieſer merkwürdige Artikel der in der Bundesacte jetzt eine auffallende Erſcheinung macht und mit den übrigen Artikeln ſo wenig gemein hat daß er wie aus einem ganz andern Syſtem von Grundſätzen herrührend und hierher gleichſam nur verſchlagen ſteht,

*) Das Jahr 1810 ſchildert Varnhagen v. Enſe von Prag, Weſtfalen, Wien und Paris aus; die Jahre 1815 und 1816 von Berlin, Paris und Frankfurt aus.

D. Herausg.

Digitized by Google

dieſer Artikel zeigt in ſeiner jetzigen Iſolirung gleichwohl das Gebiet von Grundſätzen aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgeſtaltete künftige Bundesacte ganz und gar hergeleitet ſein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch ſchon der Keim dieſer Erkenntniß durch die höchſten Staatsmänner ſelbſt mit weiſer Hand ausgeſtreut worden, ſagen wir es heraus daß es mit dem deutſchen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann als bis, wie jetzt die Abgeſandten der deutſchen Fürſten und freien Städte ſich mit den Inſtructionen der Regierungen zum Bundestage verſammeln, eben ſo auch die Abgeordneten der deutſchen Völker als höchſte Reichsſtände des gemeinſamen Vaterlandes mit den Inſtructionen der Stände ſich zu einem großen Landtage verſammeln und mit jener Verſammlung gemeinſchaftlich das Vaterland berathen. Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen das zugleich ein Volksband iſt, und alle Verſuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperſchaft des geſammten deutſchen Volkes treffen, dann werden die Deutſchen erſt wahrhaft verbunden ſein und eine Einheit bilden die weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte, den jetzigen Fürſtenrechten gefährlich zu ſein, gerade deren ſicherſte Befeſtigung werden muß.«

Der Gedanke eines deutſchen Parlaments erregte damals Aufſehen. Gneiſenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte, bis dahin ſei noch ein weiter Weg und diejenigen die den Anfang des jetzigen Bundestages ſähen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben. Eine in Leipzig 1816 erſchienene Schrift: »Vom deutſchen Nationalſinn« verſuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und ſprach in den Deutſchen Staatsanzeigen dawider, und Gentz, der gern ſein Stichwort vom »bewaffneten Jacobinismus« im Munde führte, berührte die Sache in einem ſpäteren gegen Lindner gerichteten Rundſchreiben. Bignon in ſeinem Buche „Les cabinets et les peuples“ erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch ſeine Geſinnung wie durch ſeine Schickſale die lebhafteſte Theilnahme anſprechender Schriftſteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu ſeinem Schaden — den Gegenſtand nachdrücklich aufgenommen und Droyſen erinnert in ſeinem Werk über die Freiheitskriege an Juſtus Möſer's Forderung eines Unterhauſes neben dem fürſtlichen Oberhauſe zu Regensburg.

Varnhagen deutet ungefähr darauf hin wie Preußen um die Initiative gebracht wurde, der deutſchen Nation damals die erſehnte Stellung nach außen, den gehofften Zuſammenhalt nach innen zu geben. Tiefere Blicke in dies deutſche Zerwürfniß eröffnet uns Karl Hagen, Profeſſor der Geſchichte in Heidelberg, in der zweiten Abtheilung ſeiner Entwickelung »der öffentlichen Meinung in Deutſchland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beſchlüſſen?« Im vorigen Jahrgange des Raumerſchen hiſtoriſchen Taſchenbuches ſchilderte Hagen die allgemeine Stimmung des deutſchen Volkes zur Zeit der Kriege gegen Frankreich; jetzt *) gibt er uns ein Bild unſerer geſcheiterten Hoffnungen in Folge des zweiten Pariſer Friedens, der uns die früheren deutſchen Provinzen nicht wiedererwerben, unter den Völkern Europa's und die verlorne politiſche Stellung als eine ſtaatliche Geſammtheit nicht wieder einnehmen ließ. Öſtreich hatte ſich ſchon auf dem Wiener Congreß auf die Conſolidirung ſeiner Ländermaſſe beſchränkt, in den Friedensverhandlungen zu Paris ſich mit einer paſſiven Haltung begnügt. Die deutſche Begeiſterung die ſich laut genug für das alte Kaiſerhaus ausgeſprochen, hatte ſich mit noch ſtärkerer Hinneigung auf Preußen gerichtet. Preußen hatte ſchon auf dem Congreß die freiſinnigſten Vorſchläge gemacht, ſeine Heere hatten im Vereine mit den engliſchen Truppen faſt allein im zweiten Freiheitskriege den Kampf beendet, in den Pariſer Verhandlungen hatte Preußen vorzugsweiſe die Ehre und Wohlfahrt der deutſchen Nation im Auge gehabt, der öffentlichen Meinung ſchon mit dem Cabinettsbefehl vom Mai 1815 welcher dem Volke, und zwar in kürzeſter Friſt, eine Verfaſſung verhieß, die größten und erſten Zugeſtändniſſe gemacht. Preußen ſtand, als ſeine ſiegreichen Krieger aus Frankreich zurückkehrten, auf dem Gipfel der öffentlichen Meinung; laut und entſchieden war die Forderung, die Erwartung, es werde an die Stelle eines Beſchützers des aufgelöſten Rheinbundes treten, während Öſtreich zur erledigten Rolle eines Königs von Italien berufen und befähigt ſchien. — Wer die Geſchichte der deutſchen Eintracht, d. h. eine Geſchichte der Sehnſucht des deutſchen Volkes nach politiſcher Einigkeit, ſchreibt, hat uns das verſtrickte Gewebe unſerer endloſen Zwieträchtigkeiten zu entwirren. Und dieſe Aufgabe hat Hagen für jene entſcheidenden Wendepunkte gelöſt. — Schon hinter dem Rücken

*) Der achte Jahrgang der neuen Folge des Taſchenbuchs bringt außerdem den Schluß des Artikels über Wilhelm v. Grumbach von Johannes Voigt, eine Schilderung Benvenuto Cellini's in ſeinen letzten Lebenstagen von Alfred Reumont. Über zwei andere Artikel werden wir noch beſonders berichten. D. Herausg.

Digitized by Google

unſerer ſiegreichen Heere begann in unſerem Schooße der Same der Eiferſucht aufzuſchießen, das Gift der Verdächtigung die Pulsadern unſeres beſten Wollens zu durchdringen; Heimtücke iſt das Wort für das man in jeder andern Sprache vergebens nach dem entſprechenden Ausdruck ſucht. Preußen hegt in ſeinem eignen Buſen die Saat des Argwohns. Weil das preußiſche Cabinett es fühlt daß ſein Heil mit der Aufklärung Hand in Hand ging, gibt es um ſo leichter den Einflüſterungen offnes Ohr und wird irre an dem Fortſchritt den es ſelber angebahnt. Deshalb in der preußiſchen Politik der Widerſtreit noch unausgeſöhnter Gegenſätze, für deren feindliche Pole nur das Bewußtſein der entſchiedenen preußiſchen Nationalkraft die feſte Achſe bildet. — Sobald die Thaten der Begeiſterung geſchehen waren, tauchte auch ſchon in trüben büreaukratiſchen Sümpfen die Furcht auf, das Volk werde den Staat machen wollen und dieſer in ſeinen alten Formen dem Andrang von unten auf nicht Stand halten können. Der König ſelber war es wie immer ſo auch damals der die Begeiſterung zum Fortſchritt für ſich aufgerufen; die urſprünglich ehrliche, gewiſſenhafte, aber engherzige Sorge der Büreaukratie war es die den Geiſt des Fortſchrittes beargwöhnte. Die Begeiſterung des Volkes die den Kampf gegen Napoleon zu einem Nationalkriege gemacht hatte, mußte als ſchuldiger Gehorſam bezeichnet werden, damit die Liebe um ihre ſtürmiſche Kraft, der Geiſt um ſeine Schwingen kam. Dies war der Wendepunkt in den Stimmungen der Zeit, die Schrift von Schmalz das Signal zur Retirade, ein würtembergiſcher Orden das erſte Document daß ſolche Verdächtigung des nationalen Aufſchwungs in Deutſchland willkommen ſchien. Es fehlt unter uns auch nie daß die Begeiſterung ſich hitzig überläuft und ſich um ihr Ziel bringt. In den erdichteten Briefen der ſogenannten »Sächſiſchen Actenſtücke« ward Preußen eine Stellung zugewieſen auf der jeden wohldenkenden Patrioten ſchwindelte. Der Gedanke einer Vertretung Deutſchlands durch Preußen konnte nicht beſſer parodirt werden als wenn man Berlin als den Sitz des neuen deutſchen Kaiſerreiches und als den Centralpunkt Europa's feierte. Dadurch riß man Preußen aus ſeinen Angeln, entblätterte man die Knoſpe deutſcher Hoffnungen, hetzte man den Gedanken an eine Vertretung deutſcher Einheit zu Tode. Auf die Denunciation des Tugendbundes durch die »Schmalzgeſellen« erfolgte deſſen Aufhebung und Luden ſprach in ſeiner »Nemeſis« das Wort, die Schrift des Geheimenrathes habe Preußen mehr Niederlagen bereitet als es Siege mit ſeinen kriegeriſchen Helden errungen. Der deutſche Bund trat mit dem Argwohn gegen preußiſche Übergriffe zuſammen und Preußen gab ſich alle mögliche Mühe dieſen Argwohn zu widerlegen. Der rheiniſche Merkur ward unterdrückt, die Männer der nationalen Partei wie Niebuhr, Gruner, Stein, Gneiſenau, auch York und Blücher, traten aus dem Vordergrunde zurück, der friſche Geiſt der Freiheitskriege wurde von den Polizeimeiſtern auf Flaſchen gezogen, als Spiritus beigeſetzt oder gemach in Stubenluft abgedämpft. Nachdem es gelungen, Preußen an ſich ſelbſt und ſeinem Beruf irre zu machen, nachdem es gelungen ſchien die deutſchen Hoffnungen ſchon in ihrem Keime zu tödten, waren Baiern und Würtemberg nur um ſo geſchäftiger die nationale Stimmung ſich zuzuwenden. Die »Allemannia,« das Organ des baieriſchen Miniſters Grafen Montgelas, hatte Anfangs in das heiſere Gekrächs der Schmalziaden eingeſtimmt und pflanzte plötzlich die nationale Fahne des Deutſchthums auf. Baiern und Würtemberg gaben, was Preußen nicht mehr zu thun wagte, ihren Völkern eine Verfaſſung, der rheiniſche Flüchtling Görres erhielt nach München und ſogar nach Stuttgart eine Berufung. Deutſchland war an Preußen irre geworden, und wußte nicht mehr aus noch ein; das deutſche Feuer verkroch ſich in die Höhlen der Burſchenſchaften und glimmte rathlos, richtungslos unter der Decke hin. Die Mordthat eines Schwärmers nahm man dann als den Ausbruch der verkohlenden Gluth und die ſonſt uneinigen Gewalthaber waren darin einig in dem Verbrechen die Ausartung des Nationalſinns ihrer Völker zu ſtrafen. Preußen ging ſogar voran in den Maßnahmen gegen eine Verſchwörung der deutſchen Jugend die den Beſorgten höchſtens möglich, argwöhniſchen Finſterlingen aber willkommen ſchien.

So kam es daß ſelbſt in Folge der begeiſterten Freiheitskriege aus Deutſchlands feſter politiſcher Geſtaltung nichts wurde!

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus München, im Januar.

[Musik und neue Bauten — Bier und alte Poesie.]

Wenn der Mime Bavius noch Freunde in Leipzig hat, so wird denselben schon die betrübte Kunde zugegangen sein auf welche Weise sein Spiel hier wirksam wurde. Ich weiß nicht war es eine Unvorsichtigkeit oder ein ungeschickter Eifer; als Mohr im Fiesko hatte Hr. Bavius das Unglück in der Scene wo er sich seinem Helden hinterrücks mit dem Dolche nähert, Hrn. Ditt dergestalt an der Schulter zu verwunden daß derselbe zu Boden stürzte und, ob die Wunde schon nicht gefährlich war, das Weiterspiel unmöglich wurde. — Jenny Lind feiert nun in Wien ihre Triumphe; wir stecken jetzt in der Aufregung für oder gegen eine Tänzerin, eine Aufregung die dem Polizeipräsidenten, wie man sagt, sein Amt kostete. Unser Lind-Enthusiasmus war nichts weniger als gelinde; aber er war herzlich und eben so auserlesen in den Äußerungen. Die Bescheerung die man ihr zum Fest mit einem prächtigen Weihnachtsbaume im Odeon bereitete, war doch noch nicht in deutschen Landen vorgekommen. Daß sich hundert verzuckte Dandies wie toll vor den Wagen einer Sängerin spannen, ist doch läppisch gegen diese Art, sie wie ein gemuthfelig Kind zu nehmen und ihr zur Weihnacht zu bescheeren. Man hat in dieser Art der Feier bei Jenny Lind auch nicht fehlgegriffen; sie ist ein harmles poetisch Naturkind, obschon sie bei dem ecquelten Enthusiasmus der deutschen Menschen schon anfängt sich als Naturkind mit ihren Launen zu gefallen. — München will durchaus auch in der Musik stoiren; es ist als könne unser Genius, selbst wenn er zu Biere gegangen ist, nicht schlafen, bleibt in Sachen der Kunst noch ein Lorbeer zu pflücken. Nicht blos der deutsche Lind-Enthusiasmus an andern Orten, schon die Kunde vom Aufblühen einer Musikschule in Leipzig ließ uns keine Ruhe; wir müssen nun auch unser Conservatorium haben. Hauser, früher Opernsänger in Breslau und Leipzig, weniger als Componist, mehr durch seine musikalische Intelligenz bekannt, jetzt in Deutschland der stärkste Lind-Enthusiast, ist schon seit längerer Zeit hier und wird, zweifelsohne auch für die neue Musikschule verwendet werden. Auch andere bedeutende Lehrer sind unter Lachner's Leitung gewonnen, Meldungen und Bewerbungen von Zöglingen sind zahlreich und die Anstalt scheint eine vielversprechende zu werden. Zu bedauern bleibt nur daß sich, sowie etwas in Deutschland aufkommt, gleich zu viele Städte darauf werfen, die Kräfte sich dadurch zersplittern. Da uns Deutschen die allgemeine deutsche Hauptstadt fehlt, so fehlt uns auch in der Kunst die Concentrirung der Kräfte. — Inzwischen thut München Alles um allgemeine deutsche Hauptstadt zu werden. Die großen Hallen, die Kaisersäle, die monumentalen Räume zum Sitze eines deutschen Kaisers sind bald fertig. Freilich haben unsere Protestanten vor der Monstranz nicht knieen wollen, gegen die Participialconstructionen sträubt sich auch noch manche ehrliche deutsche Seele und Luther fand nicht einmal als Sprachlehrer und Prosastylist eine Stelle in der Walhalla. Es bleibt uns hier für künftige Zeiten noch manches vorbehalten um allgemein deutsch zu werden, und vor der Hand sind die Bauten zu den Empfangsfeierlichkeiten eines deutschen Kaisers noch immer nicht ganz vollendet. Ein Redner im englischen Parlamente hatte ganz Recht wenn er behauptete, es geschehe in München mehr für die Kunst als in ganz Britannien, das drei Königreiche umfaßt und auswärts über soviel Millionen gebietet als Baiern über Tausende. Jedenfalls ist das künstlerische München bereits eine Vorschule zu Italien. Die Arbeitsamkeit unseres Mediciischen Zeitalters unter König Ludwig ist staunenswerth und wenn der französische Architekt Luffon in seinen Souvenirs d'un voyage à Munich das Aufschießen Münchens von einer Residenz dritten Ranges zu einer Residenz ersten Ranges als ein Wunder nennt, so hat er ganz Recht. Nicht allein der Kunstsinn des Königs, auch seine Ökonomie in Benutzung der Kräfte und Mittel ist staunenswerth. Bald wird München als Kaiserstadt äußerlich fertig sein, und dann fehlt uns zu den köstlichen Räumen und Formen nur noch — der Inhalt. Zu den goldenen und marmornen Bildsäulen der Todten müssen dann noch die lebendigen Menschen kommen die das Leben der Gegenwart in die hehlen glänzenden Räume bringen, soll München mehr werden als blos eine ägyptische Königsstadt. Der Schwedenkönig Gustav Adolf hat seiner Zeit ein schnödes Wort über München gesprochen; München kam ihm „wie ein goldner Sattel auf einem dürren Pferde" vor. Man muß unser eher zu dicke als zu dünnes Naturell kennen, unser Gelebrezen, unsere Bierschreten und Zwanzigmäßer in den Bierkellungen beim Pschorr und beim Knorr am Marsfelde, um den Vergleich mit einem dürren Pferde unstatthaft für uns zu finden. Aber am goldnen Sattel zum künftigen Ritt arbeiten wir noch immer vor der Hand. Unsere Feldherrnhalle mit Tilly und Wrede steht fertig da, unsere Befreiungshalle bei Kelheim desgleichen. Man hat sich über die Wahl des Platzes für die letztere verwundert. König Ludwig wünschte, sagen Einige zur Erklärung, dies schöne Denkmal in der Nähe seines Lieblingswerks, des Ludwigskanals, zu haben. Ein zweiter Grund ist noch triftiger; er beruhet die Ökonomie. Man hatte hier ganz bei der Hand die großen erglebigen Kalkfelsenbrüche; auf einer andern Stelle hätte der Bau den Kostenbetrag ansehnlich überstiegen. Die große Rotunde mit Kuppelwölbung ist technisch wahrhaft bewundernswürdig; kein Stück Holz wurde darauf verwandt, sie besteht ganz aus Eisen, Kupfer, Granit und besagtem Kalkstein. Die 34 colossalen, 10 Fuß hohen Siegesgöttinnen auf dem Stylobat, von denen je zwei sich die Hände reichen, sind nach Schwanthaler's Modellen aus weißem Marmor. Auf der Vorderseite der Schilde die sie tragen, und in den Marmortafeln der Mauerfelder des Achteck's stehen die Namen der siegreichen Feldherren. — In München selbst wird an der baierischen Ruhmeshalle auf der Anhöhe der Theresienwiese nach Klenze's Entwurf wieder gearbeitet werden sobald die Jahreszeit es erlaubt. Hier wird man nach dem königlichen Willen des Gründers 200 Porträtbüsten berühmter Baiern beisammen finden; 48 derische Säulen werden diese offene, 65 Fuß hohe, 230 Fuß lange Halle tragen. Salzburger Marmor wird die Hauptfacade verkleiden, die vier baierischen Provinzen, Baiern und Pfalz, Franken und Schwaben,

Digitized by Google

werden in den beiden Giebelfeldern ihre Stelle finden, Metopen und Wände theils in Victorienfiguren, theils in Allegorien mit Bezug auf Religion, Staat, Kunst und Wissenschaft ihre 88 Reliefverzierungen erhalten. Eine Schwanthalersche Bavaria, in der Linken den Ruhmeskranz, in der Rechten das Schwert, neben sich den baierischen Löwen, wird 54 Fuß hoch, auf einem Postamente von 27 Fuß, an den Flügelenden der Halle sich in Erz erheben. Bis zum Jahre 1850 soll das Ganze vollendet sein. —

Von nicht geringerem Kunstinteresse ist die Wiederherstellung und Ausschmückung des Domes zu Speier. Es werden noch sieben Jahre nöthig sein um dies Werk zu vollenden. Gärtner leitet die Architektur, Schraudolph, durch seine Malereien in der Allerheiligenkapelle und der Bonifaciuskirche bekannt, führt die Fresken in Speier aus. Bereits sind die Deckengewölbe des großen Stiftschores ausgemalt, der Goldgrund gelegt und mit Ornamenten ausgestattet. Mit nächstem Frühjahr beginnen die Arbeiten in der Kuppel. Das Leben der Jungfrau Maria ist der Inhalt der Kuppelmalereien, während der südliche Chor dem h. Stephan, der nördliche jenem h. Bernhard geweiht ist der bekanntlich im Dome den zweiten Kreuzzug predigte. Der ehrwürdige Bau der alten byzantinischen Kathedrale zu Speier wird verjüngt dastehen im neuen Glanze und es wird also dafür gesorgt sein daß wir unsere zukünftigen deutschen Kaiser auch begraben können. Speier ist ja die alte Gräberstadt der römisch-deutschen Imperatoren und Schutzvögte Roms. —

In zwischen sitzen wir hier in der Altstadt Münchens, das ehedem Mönchen hieß, ganz gemach und trinken in den Bierfestungen unser Bier, und preisen den patriarchalisch vormundschaftlichen Eifer unserer Politik die sich dahin erstreckt daß uns unser „flüssiges Brot" wohlfeil erhalten bleibt. Auch unsere alten Lieder singen wir nach wie vor, die weder byzantinisch, noch hellenisch, noch römisch sind. Es finden sich noch immer Talente die sie uns auffrischen und aus den Bergen herunterbringen. Franz v. Kobell hat das Verdienst uns die Schnodahüpfln und Sangsprüchln theils im alten Sinne neu zu dichten, theils die alten aus dem Gebirge im Lande zu verbreiten. Ein neues Heft solcher Lieder mit Bildern von Pocci ist kürzlich einzeln erschienen und erquickt uns weiblich. Diese finden sich mit ihrem Text Illustrationen ungesucht zusammen, während die liegenden Blätter sich ihren Text aus allen Ecken und Enden der Welt ziemlich consus zusammenholen. Pocci zeichnet zwei Liebende die im Getreide sitzen und sich küssen und dazu gibt Kobell aus dem Verrath seiner Lieder unter andern folgende:

Es is nix so trauri'
Und nix so betrübt,
Als wie wann fi' a' Krautkopf
In a' Rose verliebt.

Und es is nix so trauri'
Und nix so weit g'fei't, (gefehlt)
Als wie wann fi' a' Pudl
In a' Katzl verlei't! (verleilt, verliebt.)

Und a' Busi in Ehrn,
Dees ko' niema'd verwehrn!

I' denk' allewei dro',
Zang' ma' 's Troadschneidn o;
Da lon i' ja 's Busi
Gar redli' begehrn,
Denn Gottlob unser Troad (Getraide)
Dees is g'steckt voller Ährn.

Drei Busei'n hast ma' gebn,
Ho' di gar so schö bitt'.
Geh gib mir dees viert' aa,
Du brauchst es ja nit:

O du taufe'dschön's Kind,
Wann i' di' haben kunnt',
Nacha hätt' i'n Himmi
Ruf Erd'n herunt'!

Und da waar ma' nie bang
Vor kean Wetter und Reng', (Regen)
Denn die müßt'n all' furt,
Bal d' grad lachest a' wen'g!

Ich denke auch norddeutschen Lesern einen Genuß zu verschaffen wenn ich auf diese Lieder verweise. Sie vertreten die beste Seite unseres Naturells. In einer Gruppe von Jäger und Hirtin vor dem Häuschen auf der Alm finden sich die Verse:

Denkt koa' Jaager an d' Jagd,
Hat'n d' Lieb' amal' packt,
Und koa' Sennerin an d' Kal'm.
A so gehts auf der Alm!

Und a' Jaager sicht gnat,
Aber d' Lieb' macht 'n blind,
Und da fangt dir den größten
A' floa'a Diendl g'schwind!

Und 's Herz is a' Rech (Reh)
Und der Aegwahn a' Hund,
Der jagt's oft zun d' erbarma
Und reißt's an diem wund.

Und 's Herz is a' Bach,
Und a' Goldfischl d' Lieb',
Und dees arbet' gar lief
Und macht's Wasser oft trüb.

Die Geschicht' von an Liedl
Is kurz und is lang,
Und bal' 's 's Wandern a' fangt,
Macht's an' g'fahrlinga Gang.

Schan der Jagabua dicht' 's
Und der Schullehra richt's,
Und na' Rotn' grad gnua
Schreibt der Cantor dazua.

Und d'rauf werd der Fund
Bei der Stadtmusi' fund
Und die richt's no'mal rund
Und die richt's nacha g' Grund!

Ein betrübter Bursche mit der Miene eines Düsseldorfers sitzt trauernd im Walde und denkt an sein Lieb.

In Wald bin i g'sessn
Und 's Herz war ma' schwaar,

Digitized by Google

Und ho' 'denkt, wann i' grad
Bo' der Welt wegga waar,
Und dees muathwilli' Liſei
Dees macht mi ſo trüb,
Und i kunnt's glei' vertreiß'n
Und ho's do' ſo lieb!

Oder ein feiſter Kerl ſitzt zwiſchen Weinreben vor dem Nektar und ſingt. Baiern hat in der That auch ſeine Weinlieder!

Der Menſch hat an Geiß,
Hat der Schullehra g'ſagt!
Und der Wei', der hat aar oan,
Dees hon i' b'erfragt!

Und hal' die zwoa ſtreita,
So hat's ſchon an' Scheí',
Es thaat der von Wei'
Oft der ſtirkeri ſei'.

Und woltern oa ſinga
Und dicht'n beim Bier,
Und aus Dankbarkeit lobn ſ'
'N Wein na' dafür.

Dei' Krügl dees ſollt'
A' Kapelln halt ſei'!
Nacha waarſt du wohl frumm,
Schaugſt ja gar ſo gern 'nei'.

Was thäats denn dees Gwaltsloch
Im' Felſ'n nei' hau'n?
Mir müß'n an' Keller
Für 'n Oaſtoler (Einſiedler) bau'n!

Der Wein aber macht ſelig; der Burſche ſitzt im Purpurmantel mit Krone und Scepter und phantaſirt:

Und waar i' a' Kini (König)
Mit Scepter und Kro',
I' fanget 's Regiern
Gar ſchneidi' (muthig) glei' o'!

Und i' thaat glei' mei' Cilli
Im's Gſchloß nei' regiern,
Und die müßt mir als Königin
'S Hausweſn führn!

Bald aber finden wir tanzende Gruppen mit Muſik.

Schö' tanza, fluag tanza,
Dees hat ſcho' ſei' Sach,
Freili' tanzt der Bär aa,
Aber 's is halt banach!

A' Hochzet ohni Muſi'
Is a' Lieb ohni Freud',
Und dees is a' guat's Fuada (Futter)
Für d' Langweiligkeit!

Und a' Lieb' ohni Freud'
Is a' Wag'n ohni Rad,
Is a' Baam ohni Blad,
Is a' Bild ohni Gnad.

In folgenden Strophen haben wir die ganze Seligkeit des Bergländers.

An ſchweder Stern
Sollt' a' ſchö's Diendl ſei',
Na' wollt' i', es fallet
Der Himmi glei' ei'!

Im' Berg will i' lieber
An' Dachkatzl ſei'
Als im' Land a' Kameel!
Auf dees laß' i' mi' ei'!

Wir Baiern von der Ebene ſingen das mit hellen Kehlen mit, denn der Gebirgsmenſch hat auch ein Herz für den baieriſchen Löwen und fühlt für die baieriſchen Farben. Kobell läßt ihn wenigſtens ſingen:

Der boariſchi Löb (Löwe)
Hat a' ſakriſch's Gebiß,
Und hat wölterni Zähn',
Schau, wie alt er aa is!

Und der'n wollt' traazn,
Der kaam ſchlecht dave',
Und es wiſſn's wohl oa,
Wie er 's Reiß'n guat ko'.

Die baieriſchen Farben ſind wohl nie beſſer beſungen als in folgendem:

'N Himmi ſei' Blau
Is a' gar a' ſchön's G'ſchau!
Und voraus g'fallt ma' halt,
Daß er boariſch is g'malt!
Denn hellblau is boariſch,
Soll's bleib'n alleweil,
Wie's die Alt'n gern g'habt hamm,
Wir bleib'n aa' dabei.
Und, der uns an' anderni
Farb' wollt' verſchreiben,
Dem wurn ma mit Stutzn
Seini Pemſl (Pinſel) vertreibn! △.

[Uriel Acoſta auf der Leipziger Bühne.]

Wir haben den 16. Januar als einen wichtigen Theaterabend zu bezeichnen. Gutzkow's Uriel Acoſta ging zum erſten Mal in Leipzig über die Bühne und wurde mit lautem, nicht ſelten mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen. Jedenfalls haben wir in dieſem Stücke die gewichtvollſte Schöpfung Gutzkow's zu begrüßen. Der ſarkaſtiſche Scharfſinn dieſes Dichters iſt hier auf ſein ihm eigenſtes Thema gekommen, auf die Irren und Wirren des von ſeinem Gottgedanken erfüllten, gegen eine Welt voll hartem Aberglauben aufgereizten Zweiflers. Hatte das Zeitalter die „Zweiflerin Wally“ als eine verfehlte und übereilte Geburt verworfen, verfolgt, ſo muß ſie doch als eine aus Gutzkows Naturell entſprungene gewichtige Geſtalt bezeichnet werden. Dies Element hat ſich in ihm geläutert, iſt ihm gleichſam geſchichtlich geworden und fühlt ſich jetzt immer noch der Welt gegenüber, aber doch ohne peinlich dieſe Welt zu ſchmähen die doch wenigſtens groß und ſtark genug iſt den Zweifel in ſich zu gebären, wollte ſie ihn auch in ihren Vertretern von ſich ſcheiden. Der Jude Acoſta ſteht mit der Entdeckung eines neuen Gedankens dem Volke Israel gegenüber wie Galiläi dem Kardinalscollegium mit der ganzen Hartnäckigkeit ſeines Satzes: Und ſie bewegt ſich doch! Aber

Digitized by Google

in dieſem Helden Gutzkow's wird was wir die liebenswürdige Schwäche des Menſchen nennen rege. Den Prieſtern ſetzt er die ganze Unwandelbarkeit ſeines feſten Sinnes entgegen; aber die blinde Mutter kann ohne die Sühne des Verfluchten nicht ſterben, die Geliebte, die er ſich zur neuen Religion ſeines Gedankenlebens herangebildet hat, wird an der Gültigkeit ſeiner Liebe, an der Achtheit ſeines Herzens irre. Dies trifft den Menſchen im ſonſt unerbittlichen Denker und er beſchließt ſein Buch und ſeine Glaubensſätze als Irrthümer zu widerrufen, um die Seinigen nicht länger dem Fluch und der Verachtung der Welt preiszugeben. Gutzkow hat Kraft genug uns zu zwingen dieſe Entſchließung ſeines Helden nicht blos als menſchlich erklärlich, ſondern auch als eine liebenswürdige Schwäche zu nehmen. Bei alle dem geſchieht dieſe Zumuthung nicht ohne Gewaltſamkeit über die uns aber die Leidenſchaft der Bewegung hinwegreißt, da Uriel in einer Raſerei der Empfindung ſich zum Widerruf entſchließt. Geſtehen wir es gleich hier mitten in unſerer Auffaſſung des Stückes: etwas weniger grübelnde Philoſophem und etwas mehr lebendige Blutwärme hätte dieſer Tragödie um einen Schritt weiter aus der Abſtraction zur concreten Wirklichkeit verholfen. Aber Gutzkow's Figuren ſind hier voll zwingender Leidenſchaft, der Jambus hebt uns auf den Kothurn und es erſoßt uns mit aller Gewalt daß wir hier die Geiſter in ihren Gegenſätzen einen großartigen Wettſtreit mit einander fechten ſehen. Die erhitzte Leidenſchaft mit der hier gekämpft wird, hat zugleich in dem orientaliſchen Feuer des Judenthums, in dem ſich der ganze Conflict erzeugt, ſeine tiefe Berechtigung. — Gehen wir näher auf das Stück ein, um es wenigſtens in ſeinen Gipfelpunkten anzudeuten. Es iſt hier mehr geboten als bloße Compoſition eines Intriguenſpiels das ſich in der äußern Stellung der Figuren und in der trügeriſchen Eitelkeit des zwiſchenlaufenden Zufalls bedingen mag. Es kann hier von der Conſtruction eines Inhalts die Rede ſein der uns aus dem Naturell der Handelnden und aus den Nöthigungen eines geiſtig lebendigen Gedankenſtoffes erwächſt. — Uriels Geliebte iſt nach der Sitte ihres Volkes ſchon früh einem Menſchen angelobt deſſen gemeine Sinnesart nur durch die Leidenſchaftlichkeit ſeines Blutes erträglich wird. Bei deſſen Rückkehr nach Amſterdam entſchließt ſich Uriel die Stadt zu verlaſſen; er gehört der Wiſſenſchaft an, den Verläufer Spinoza's zieht es nach den deutſchen Landen. Aber die Rabbiner ſitzen zu Gericht über ein Buch von ihm in welchem er das Volk und den Gott Israel's geläſtert haben ſoll. Dies zwingt ihn zu bleiben. Auf dem Verlobungsfeſte ſeiner Geliebten mit Ben Jochai erfolgt der Verdammungsſpruch der Thora über ihn. Um den Spruch zu entkräften, hat de Silva, der milde Arzt, einen Aufſchluß über Acoſta's chriſtliche Abkunft aus Portugal gegeben; das Buch, lautete ſein Urtheil, hat kein Jude geſchrieben. Dieſe Löſung aus Mitleid und Mitgefühl verwirft Uriel; er ſchildert ſeine Jugend in Portugal wo er mit den Seinigen nur unter dem Hinblick auf Inquiſition und Scheiterhaufen zum Chriſtenthum gezwungen wurde; er bekennt ſich als Juden und der Bannfluch über ihn iſt gültig. Während aber alles von dem Ausgeſtoßenen zurückſcheut, tritt Judith, die Braut Jochai's, zu ihm und erklärt ihn für den Freund ihres Herzens, für den Helden ihrer Liebe. Der Vater ſtört dies Bündniß nicht das ſich hier ſo plötzlich der Welt verräth; Ben Jochai ſchwört Rache; aber im vollen Strom der Empfindung triumphiren die Liebenden die ſich mitten unter dem Fluch der Welt zu einander finden. — Damit ſchließt der zweite Act. Es erwächſt uns die Sorge, dieſer Gipfelpunkt der Tragödie ſei zu früh eingetreten; wir beſorgen, es ſei jetzt keine Steigerung mehr möglich. In der That hat ſich, wie es uns ſchien, der Stoff überſtürzt, der geiſtige Gehalt hat den materiellen überholt und die Intrigue des rachedürſtigen Jochai, deren Fäden ſchon früher ausgeſtellt werden konnten um den Vater Judiths zu ſtürzen und ſein Leben von ſeiner Hand, Judith von ſich abhängig zu machen, läuft im dritten Acte etwas ſchlaff neben den Conflicten der geiſtigen Aufregung her. Der alte Manaſſe iſt als Kaufmann geſtürzt, Jochai der ihn ſtürzte kann ihn auch halten, und Judith iſt das Opfer, während Uriel, von ihr und den Leiden der blinden Mutter überwältigt, ſich bereits der Scham des Widerrufs und der Schmach der Kirchenſtrafen unterwarf. Der Autor überraſcht uns mit neuen Gipfelpunkten. Ein ſolcher war ſchon im dritten Acte Uriel's Entſchluß zum Martyrthum der Wahrheit, bevor er um der Mutter, um der Geliebten willen ſich beugt und erniedrigt. Die Verhörſcene im vierten Acte bringt uns mit einem merkwürdigen Religionsdisput zwiſchen dem Zweifler und der Orthodoxie die vortrefflich gehaltene Figur des alten Rabbi Ben Akiba, die auch einzeln genommen ihre eigenthümliche Geltung und Wirkſamkeit behauptet. Das Schauſpiel des Zweiflers in ſeiner Verzweiflung, in ſeiner Reue über den Entſchluß bereuen zu wollen, der Kampf des Denkers der um ſeiner menſchlichen Schwäche willen das Heiligthum ſeiner Überzeugungen verletzen will, iſt im vierten Acte mit der ganzen zweiſchneidigen Schärfe dieſer Widerſprüche an Acoſta vor uns entfaltet. Die tragiſche Wendung des Stückes erlebt dann noch ihre äußerſte Spitze darin daß Acoſta die ſchmachvolle Demüthigung über ſich ergehen läßt während ihm jede Verheißung des Lohnes für ſoviel Duldung ſchon entzogen iſt. Die Mutter ſtarb ſchon zuvor, die Geliebte iſt ſchon von neuem Jochai's Verlobte. Eine wilde Verwirrung der Sinne bricht über Acoſta herein. Gutzkow's Kraft iſt ausgehalten genug, nach ſoviel Aufruhr auch noch den letzten Act bedeutſam hinzuſtellen. Zerſtört und vor ſich ſelbſt gedemüthigt, ein Spott der verhöhnenden Gewalten die das Menſchenleben durchwühlen, tritt Uriel, den Knaben Spinoza an der Hand, im Garten der Villa Manaſſe's auf. Judith iſt ihm verloren; er ſieht ſie an Jochai's Seite am Altar. Aber er weiß nicht daß die Treue des Weibes ausreicht um nicht gegen ſich ſelbſt unwahr zu werden. Des Vaters Rettung war der Preis des Opfers das ſie bringt; Gift ſoll ſie dann befreien von der Schmach des Bündniſſes. Sterbend bekennt ſie ſich noch zu dem erſchütterten Geliebten deſſen Lebensgeheimt mit dem ihrigen bricht. Ein Piſtolenſchuß hinter der Scene endigt ſein Leben und das verſammelte Judenthum ſteht ohne Gewinn neben zwei edlen Opfern wilder Leidenſchaften. — Etwas mehr Ruhe, etwas mehr Zuſammenhalt und Verknüpfung der geiſtigen Elemente mit dem Materiellen des Stoffes, und wir hätten ein großartiges Kunſtwerk vor uns, ein Kunſtwerk nach welchem dies erbitterte Zeitalter verlangt, ohne zu wiſſen daß deſſen Geburt bei ſoviel Groll der Erbitterung vielleicht unmöglich iſt. — Das Stück wurde mit Eifer geſpielt; doch will Gutzkow's Sprache mit dem Scharfſinn ihrer Antitheſen von

Digitized by Google

unſern Schauſpielern erſt mehrmals ſorgfältig eingeübt und wiederholt in Pflege genommen werden.

[2. Steub's drei Sommer in Tirol.]

Wer Ludwig Steub's Bilder aus Griechenland kennt, mit ihm das theſſaliſche Tempe durchwandelte, von den Zinnen des Parthenons niederſchaute und unter den Oliven des Kephiſos ſich lagerte, wird ihm auch gern als einem geweihten Prieſter der Natur und ſichern Alpenſteiger in die Höhen des luſtigen Tirols folgen. Des „luſtigen" Tirols! Bei den Bauern in abgelegenen Schenken oder wenn es auf die Almen zur Mahd geht, oder nach Ulten, dem kurzweiligſten der hundert Babel die nicht blos für Kurgäſte ſind, ſondern zur Erfriſchung für Krank und Geſund, Alt und Jung, da hat der jetzt hereingebrochene rigoriſtiſche Pietismus das alte luſtige Tirol noch nicht zur Mythe von ehedem gemacht. Aber im Allgemeinen fängt man an es eben ſo mühſam zu ſuchen wie das luſtige alte England unter den jetzigen Briten. Neben den großen Naturſchauſpielen, neben toſenden Sturzbächen und himmelhohen Zinnen läßt ſich die Luſtigkeit der Menſchen auch allenfalls entdecken. Aber Steub iſt ſo ſehr eingegangen in das Naturleben der tiroler Berge daß ſeine Wehmuth über den Wandel der alten Sitte uns faſt mit überſchleicht. Die Schnaderhüpfel, dieſe Kinder der Laune beim Tanz, beim Goſſelgehen und beim Anſenkleln, ſind nur noch im Zillerthal, im Puſterthal und im Thal des untern Inn zu Hauſe. Steub hofft, die alten Rhapſoden würden ſicher im baieriſchen Gebirg, in der Zachenau, in Lenggries und am Schleierſee von feinen Muckern und Trappiſten verjagt. Das alte Athletenthum Tirols iſt dahin, die Wettkämpfe der Roßler, Hagmaier und Hadler ſind außergewöhnlich geworden, die Schwegelmuſik verſtummt. Die Engländer die die Schweiz überſchwemmen, ſind an Tirol unſchuldig; die alte Sitte ſtirbt hier in ſich ſelbſt ab. Ich weiß nicht: iſt das Jahr 1809 vielleicht ein Wendepunkt Tirols geweſen und haben die Helden an den tiroler Thermopylen die alte Sitte mit in's Grab genommen? — Im Wirthshauſe am Sand blättert man im Gedenkbuch und findet noch immer vom 30. Januar 1835 Erzherzog Johanns handſchriftlichen Hinweis auf den „Blutzeugen von Tirol, den treuen edlen Mann voll Einfalt, Redlichkeit und ſeltner Uneigennützigkeit, welcher ſein biederes Land ſo ſchön vertrat." Es wäre begreiflich wenn in der Heimath Hofers und Speckbacher's die alte Luſtigkeit für einige Zeit ſchlafen gegangen wäre. Steub legt aber für die tauſendjährige heitere Volksfitte eine tapfere Lanze ein gegen den Jeſuitismus im Lande, welcher der alten Luſtigkeit den Krieg erklärt hat.

[Graf Henckel von Donnersmark.]

Wir haben in kurzer Zeit mehrere Denkwürdigkeiten von deutſchen Kriegsmännern erhalten, Wanderungen eines alten Soldaten vom General von Rahden, ein Tagebuch vom General von Wachholz, Denkwürdigkeiten die ein Major Brizke aus den Überlieferungen des Reitergenerals von Sohr veröffentlichte. Jetzt erhielten wir „Erinnerungen aus meinem Leben" ebenfalls von einem kühnen Reitergeneral, dem in der Nähe von Deſſau auf ſeinem Gute lebenden Grafen Henckel von Donnersmark. Vom Yorkſchen Corps iſt Graf Henckel der Einzige der zur Feder gegriffen; wir haben an ihm alſo weſentlich einen Geſchichtſchreiber des für Preußen und den deutſchen Befreiungskrieg ſo wichtigen Yorkſchen Heerhaufens. Die Henckels ſind durch und durch eine Soldatenfamilie, unſer Autobiograph ein Soldatenkind, zu Potsdam geboren. Er trat ſchon früh genug in Dienſt um uns den Zuſtand der Armee in den neunziger Jahren und ihre Wiederherſtellung im J. 1807 als Augenzeuge zu ſchildern. Er ſchreibt naiv und ſchlicht, aber doch beſonnen im Urtheil, feſt und ſicher in der Kritik der Sachen, im Ausdruck, wo er von Entſcheidung iſt, gewählt. So erhalten wir denn nach Eindrücken des Jünglings eine Schilderung des Prinzen Heinrich in Reinsberg, des altgewordenen Gallemanen aus der Zeit Friedrichs. Er trug ſich in ſeinem Alter ganz noch nach der franzöſiſchen Mode der achtziger Jahre, erſchien ſtets in ſeidenen Beinkleidern und gepuderter Lockenperrücke, ſprach nur deutſch wenn die Rede auf den ſiebenjährigen Krieg kam, oder wenn er jemanden die „Wahrheit ſagte," und gefiel ſich in glänzenden Feſtivitäten nach dem Geſchmack von Verſailles. — Graf Henckel war ſechs Jahre lang Flügeladjutant des verſtorbenen Königs von Preußen. Als ſolcher wurde er nach Paris geſchickt um dem Kaiſer zur Vermählung mit Marie Louiſe Glück zu wünſchen. Napoleon's Gunſt erlangte Graf Henckel nicht, noch ſuchte er ſie. Er war ſogar ſehr wortkarg und enthielt ſich aller Theilnahme auf den Hoffeſten. Dies fiel dergeſtalt auf daß der Kaiſer ihn fragte warum er nicht tanze. Der Flügeladjutant des Königs von Preußen entſchuldigte ſich mit den Worten er könne nicht à la française tanzen. Darauf ſpuckte Napoleon dicht neben ihm aus. — Yorck, der alte Jegrimm, wie ihn ſeine Soldaten nannten, iſt der Held in Henckel's Memoiren; ſie liefern uns vom Jahre 1812 an ungeſucht die Geſchichte des Yorkſchen Corps. Den Zuſtand der preußiſchen Armee von damals erfahren wir aus ſehr naiven Briefen die Graf Henckel an den König ſchrieb. Die Soldaten waren Sanseculotte, d. h. im wahren Sinne des Wortes und deutſch verſtanden, die Officiere wenigſtens ohne Sohlen an den Stiefeln; der Sold blieb aus. „Aber der Geiſt im gemeinen Mann, heißt es, iſt vortrefflich. Gott gebe Ew. Majeſtät 300,000 Mann und Sie erobern die Welt." An der Katzbach hat denn auch unſer Reitergeneral mit ſeinen Weſtpreußen und Lithauern wacker eingehauen. Seine Hauptaffäre hatte er bei Freiburg während des Übergangs über die Unſtrut. Durch raſchen Überfall befreite er 4000 Gefangene aus den Händen des Feindes. Dieſe That machte ihn populär für immer. Man umringte ihn, küßte ihn, riß ihn faſt vom Pferde und York ſelbſt hatte die Mütze abgenommen und geſagt: Meine Herren, wir müſſen dem Henckel ein Hoch bringen! Später überrumpelte Graf Henckel mit ſeinen Schwadronen Trier. Er ſchildert dann auch die fürchterlichen Strapazen in der Champagne. 1821 nahm er den Abſchied und lebt ſeitdem auf dem Lande. Doch ſteht man die ehrwürdige blühende Heldengeſtalt des Greiſes auch mitunter am Hofe in Deſſau, in Leipzig zur Zeit der Meſſe und in Weimar bei ſeiner Schweſter, der Mutter der Schwiegertochter Goethe's.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 30. Januar.

Inhalt: Gedichte, von Karl Beck. — Der Namenstag. Novelle von Nikolaus Pawlow. (Beschluß.) — Die allemannische Muse auf dem kirchlich-politischen Felde. — Aus Wien, Berlin, München und Würzburg. — Deutsche Neujahrswünsche.

№ 5.

Gedichte, von Karl Beck.

1.

Der Leibeigene.

Ein russischer Knecht mit grauem Haar
Ward seiner Bande ledig.
Er ließ der Brüder unselige Schaar,
Nach Danzig zog er, dem deutschen Venedig.

Er küßt den Boden mit süßem Gelüst
Und weint und betet und betet,
Nie hat er die Mutter so heiß geküßt
Die längst als Engel im Himmel lebet.

Er spricht: „Du Deutscher, du hast es erzielt,
Wie bist du wohlgemuthet!
Wirst nicht verkauft, wirst nicht verspielt,
Wirst nicht wie wir zu Tode geknutet;"

„Darfst lieben und wählen unverzagt
Was auch dein Herz begehrt,
Und hast, wenn dich ein Dränger plagt,
Ein Schwert, zu Gottes größerer Ehre."

Ihn dünket frei das deutsche Reich,
— Er kommt von russischen Steppen —
So scheint dem Auge der Sonne gleich
Ein Stümpfchen Licht auf finsteren Treppen.

Und als er schritt zum Thor hinein,
Kam spähend ein Knabe gegangen,
Feil bot er die farbigen Vögellein,
Die hin und wieder im Käfig sprangen.

Hin warf der Russe das Silberstück,
Rasch schloß er auf das Bauer,
Dank scholl ihm aus den Lüften zurück,
Und rührte sein Herz mit kirchlichem Schauer.

„Fliegt, fliegt!" so rief er, „ihr seid ja frei,
Doch wißt, ihr kindlichen Sänger:
Ein kurzer Schmerz ist des Jägers Blei,
Ein langer das Garn der Vogelfänger!"

Den Käfig brach er mit Manneskraft,
Dumpf murmelnd: „Auf der Erden
Soll dieser gleich jedwede Haft
Von unseren Enkeln zertrümmert werden!"

2.

Ein Morgen.

Bescheiden fragt ein Sternlein hie und da
Ob's ihm gegönnt ein Veilchen noch zu scheinen?
Der Morgen ist mit seinen Schauern nah,
Schon kam er an auf jenen Felsgesteinen —
Denn ihnen gönnt ein Gott gerecht und mild
Sein himmlisch Licht vor allen von den Seinen,
Denn zum Erbarmen sind sie wüst und wild!
Da mag kein Schlänglein sich behäbig sonnen,
Da weint und jubelt nicht ein Menschenbild;
Da springt vom Lager nicht ein junger Brennen,
Stromsüchtig stürmt er nicht in's Feld hinaus;
Da bringt die Rebe nicht in Mutterwonnen
Die blonden Enkel in das öde Haus;
Doch geht nach Scherart von ihrem Herde
Das Licht mit seinen Bundestafeln aus,
Und offenbaret sie der weiten Erde.

Die Rose badet schon und säuget traut
Ihr jüngstgebornes Kind an süßen Brüsten;
Das Veilchen hat sich in den Reiz verschaut,
Und fällt sie an mit ungezähmten Lüsten;

Digitized by Google

Ins Neſt der Schwalbe ſchießt das friſche Licht,
Sie flattert aus und jauchzt aus frommer Kehle,
Dann weiht ſie ſchweigend ſich der Mutterpflicht,
Der kleinen Wirthſchaft die beſorgte Seele.
An liebgewordne Häuslichkeit gekettet,
Beneidet ſie die zarte Schweſter nie,
Das Sonntagskind mit heiterer Phantaſie,
Die Lerche, die im Gold der Saat ſich bettet,
Die aus des Lebens quälriſchem Drang
Sich raſch und gern in ihren Himmel rettet,
Den Tag verlebt mit Scherz und Liederklang,
Ein Kind verbleibt ihr ganzes Leben lang.

Noch hat der Tag die Unſchuld nicht verloren!
Da ſpringt die Magd vom Lager auf und reißt
Halb ſchlummernd noch die Riegel von den Thoren,
Und grollt dem Himmel, der ſie dienen heißt;
Der Köter jagt den Hof entlang und bellt,
Den Sperling ſcheucht er fort und ſcheucht die Tauben,
Die am verſtreuten Korn gelaſſen klauben —
So kommt der Groll, ſo die Gewalt zur Welt!
So büßt ſein Paradies der Morgen ein!
Groll und Gewalt — nun naht der Tod alsbalde:
Dort wandert ſchon der Jägerburſch zum Walde,
Der Vogel fällt und knickt ein Blümelein.

Der Namenstag.

Novelle von Nikolaus Pawlow.

Deutſch von Dr. **Wilhelm Wolffſohn.**

(Beſchluß.)

Dem Offizier kamen Thränen in die Augen; er erhob ſich, ging im Zimmer auf und ab, darauf füllte er die Gläſer aus der dritten Flaſche Champagner und fuhr fort:

»Die Tafel ging zu Ende wie gewöhnlich: man aß ſich ſatt, lärmte ſich müde, und ſtand auf. Lange konnte ich mich nicht faſſen nach jenen harten Worten. Ich verlor mich unwillkürlich in Sinnen, fand nirgends Platz, und der hagere Mann ſcherwenzelte immer in meiner Nähe, ja, als er hörte, daß ich Muſiker ſei, eilte er ſogar auf mich zu, um ſich mit mir zu unterhalten.

In dieſer trüben Stimmung kam über mich die Stunde der Muſik. Alles ſchwärmte auseinander nach verſchiedenen Seiten. Ich ſtand allein auf der Terraſſe, vor welcher ein großes Rundtheil mit einer vollſtändigen Blumenſammlung beſetzt war. In der Ferne erſchollen die Lieder der betrunkenen Bauern, die ebenfalls am Namensfeſte ihrer Herrin geſchmauſt hatten. Die Sonne ſenkte ſich. Ich war ganz vertieft in Gedanken an mein Loos, als auf einmal Alexandrine vor mir erſchien.

— »Ich weiß nicht warum« ſagte ſie, »meine Großmutter will durchaus haben, daß ich ſinge. Wollen Sie nicht gefälligſt nachſehen, was ich wählen ſoll? Ich ſinge nie vor Leuten, und bin ſo ängſtlich . . . .«

Ihre Stimme, ihre Worte erfriſchten meine Phantaſie; ich trat an's Klavier: aber noch waren wir nicht einig, was ſie ſingen ſolle, noch hatten wir keinen Verſuch machen können, als die Großmutter herangewankt kam, hinter ihr die Damen, und darauf verſammelten ſich faſt Alle. Mein Tiſchnachbar, als Kenner, ſetzte ſich hinter meinen Stuhl, und der hagere Mann, wie eine Gottesſtrafe, mir gerade vor's Geſicht. Aber jetzt war er nicht mehr im Stande mich zu beleidigen; wir hatten nichts mehr mit einander gemein. Meine Finger berührten die Taſten, meine Seele ſchwang ſich in eine andere Welt, wo wir uns nicht begegnen konnten.

Alexandrine ſtand neben mir in ſichtlicher Bangigkeit. Unruhig hob ſich ihre Bruſt, weiß wie eine Taube im Sonnenſchein. O, als nach einigen Accorden dieſer Bruſt die erſten Töne entquollen, noch zitternd, furchtſam — wahrlich, da wären mir die Finger faſt erſtarrt, die Noten entſchwanden mir . . . . ich drehte mich zu ihr um . . . . Wiſſen Sie, was Contralto iſt, dieſe Verbindung von Stärke und Weichheit, von Kraft und Zartheit, von Üppigkeit und Mannheit, dieſe Verbindung, deren Mangel im Sopran ſo fühlbar iſt? Wiſſen Sie, was blaue Augen und ſechzehn Jahre ſind . . . dieſer glänzendſte Moment des weiblichen Lebens, dieſer ſchönſte, bezaubernd volle Accord des Schöpfers, ein Accord in welchem Himmel und Erde zuſammenklingt, und wie man ihn weder bei Haydn noch bei Mozart findet! . . . Alexandrine hatte einen reinen Contralt — zwar noch nicht ausgebildet genug, aber ſie war ſechzehn Jahre alt, aber ſie hatte blaue Augen. Ihre Stimme wurde immer ſicherer, immer kühner, und mein Herz bebte vor Entzücken! . . . .

Digitized by Google

Sie ſchwieg. Rings umher erſcholl es von albernen, eingelernten Ausrufungen; Alles lobte, ich allein vermochte kein Wort zu ſagen. Die Großmutter küßte ihre Enkelin, und wandte ſich gleich zu mir mit der Frage:

»Wie finden Sie, Verehrteſter, ſingt ſie gut, meine Kleine?«

— »Vortrefflich,« erwiederte ich, und ärgerte mich über mich ſelbſt wegen der kalten Antwort.

»Jetzt iſt die Reihe an Ihnen« fuhr die Alte fort, und bemerkte natürlich wiederholt, daß ihr Wladimir Semenowitſch viel von mir erzählt habe. Alexandrine ſtatterte umher, ohne die geringſte Aufmerkſamkeit auf mich zu wenden. Nie regte ſich in mir ſo viel Eigenliebe, wie in jenem Augenblicke! . . . Unbemerkt, ſchweigend dazuſitzen, während Alles ringsherum ohne Zuſammenhang, ohne Sinn plauderte, und ſie ſich nicht einmal dachte, daß ich allein ſie empfunden hatte! Sie dahin zu bringen, daß auch ſie mich anſehen, mich hören mußte — dieſer ehrgeizige Gedanke griff in alle Saiten meines Herzens. Meine Schüchternheit verſchwand: für mich war Keiner mehr da, weder die Großmutter, noch der Nachbar und der hagere Mann und dieſer ganze ſinnloſe Hauſe. Vor mir ſtand das Klavier und Alexandrine. Ich weiß nicht, wie ich geſungen; aber ſie trat immer näher an mich heran, ſie hörte auf nach den Seiten zu ſehen, ihre Augen hafteten an dem Sänger. O, um die Seele zu umſtricken, braucht mnn nicht zu ſprechen, braucht nicht ſprechen zu können — man muß ſingen! Worte ſind Verſtand, Töne ſind Seele; Worte ſind beſchränkt wie der Verſtand, nur Töne ſind ſchrankenlos wie die Seele. Ich will Ihnen nicht all das Gerede wiedererzählen, womit die lebenloſen Lippen meiner Zuhörer in mich einſtürmten. Ich beachtete ſie nicht, ich hörte ſie nicht. Alexandrine wurde nachdenklich; ſchon weidete ich mich an dem Eindrucke, der aus der Geſammtheit aller meiner Seelenvermögen hervorging: aber mein Triumph währte nicht lange. Ich träumte, daß ich ihr gleich ſei, daß wir im Reiche der Kunſt lebten . . . . ich vergaß, wer ich war! . . . . Da trat ſie auf einmal ſchüchtern zu mir, und einige Worte, die ſie leiſe ſprach, brachten mich ſo zu mir ſelbſt, daß ich erröthete, vom Stuhle aufſtand, und wieder die Großmutter und den Nachbar und den hagern Mann erblickte. Alexandrine hatte mir etwas auf franzöſiſch geſagt: ſie dachte nicht, daß man gut ſingen und doch dieſe Sprache nicht verſtehen könne, ſie glaubte, daß ich in ihren Begriffen erzogen ſei, und daß die Gleichheit des Talentes uns auch in allem ausgliche — aber ſie hatte ſich geirrt, und mir das Herz zerriſſen. Ich erinnere mich nicht, wie ich mit der verſuchten Phraſe fertig wurde. Wladimir Semenowitſch kam, der Geſang ward wiederholt, mir wurde leichter. Alexandrine ſprach nun ruſſiſch mit mir, ſprach viel, ſprach ſüß. Als ich mit meinem Wohlthäter mich zum Wegfahren anſchickte, führte mich die Großmutter bei Seite, erneuete die Aufforderung, daß ich ihrer Enkelin Unterricht geben ſolle, und ſchob mir einiges Geld in die Hand. Ich nahm es nicht. Alexandrine rief mich auch, aber Gottlob, ſie gab mir kein Geld. Wir fuhren nach Hauſe. Der Contrait, die blauen Augen und die franzöſiſche Sprache kamen mir nicht aus dem Sinne. Der Mond beſchien die Wolga, aber die Knaben ſpielten nicht mehr auf ihr, und der Wind bewegte ſie ſtürmiſch.

Es iſt lächerlich! — gleich den andern Tag machte ich mich an's franzöſiſche A B C: Wladimir Semenowitſch ward mein Lehrer. Was habe ich nicht für Qualen ausgeſtanden! Meine Zunge war verhärtet von den Jahren; vergebend bemühte ich mich, ihre Hartnäckigkeit zu brechen; ſie behielt den Charakter der erſten Erziehung. Dafür, ich kann es Ihnen verſichern, hat aber auch Niemand die Franzoſen mehr verflucht als ich.

Wie ſoll ich Ihnen meine wunderbare Geſchichte zu Ende erzählen? Wie ſoll ich Ihnen ihre Reden, ihre Blicke, ihre Liebe wiedergeben, die mein Herz veredelte, und in mir einen rachedurſtigen Unwillen, ein nicht zu dämpfendes Murren hervorrief? Die Liebe zeigte mir deutlicher als alle Betrachtung, daß unter mir Keiner ſtand, und über mir ſo Viele! . . . . Sie errathen leicht, wie oft ich Alexandrinen ſah. Ihr Haus glich einer vollſtändigen Einſiedelei: die Großmutter und ſie. Oft blieben wir allein. Wir ſangen, und da ſangen ſich unſere Herzen aneinander!

Damals entſtellte dieſe Narbe noch nicht meine Stirn, und mein Geſicht war noch nicht von der ſüdlichen Sonne verbrannt. Ich war jünger. Sie können ſich nicht denken, mit welcher kindlichen Freude ſie mir entgegen lief, wenn ich kam, in welchem Feuer ihre Augen glänzten, wenn ich ſang.

Ach, wahre Neigung zur Kunſt muß man auf dem Lande ſuchen, in dörflicher Abgeſchiedenheit, wo Üppigkeit und Tand das Gefühl nicht erſticken, wo unter ſchmuckloſem Kleide ein friſches Herz ſchlägt. Wenn Sie wiſſen wollen, ob Sie gut ſingen, ob in Ihnen der heilige Funke des Talentes glimmt, ſo müſſen Sie

Digitized by Google

nicht in der Residenz ſingen, es muß Sie ein ſechzehnjähriges Mädchen mit blonden Locken hören.

Allein mit Alexandrinen war ich nicht mehr ängſtlich, ſprach kühn; ein thörichtes Gefühl, als wäre ich ihr gleich, betäubte in mir jede Mahnung an mein Verhältniß. O, es war die Welt der Muſik, die Welt der Leidenſchaft! Wenn ich aber Alexandrinen verließ, ſah ich mich in der wirklichen, und maß im Geiſte die unermeßliche Kluft zwiſchen uns.

Da konnte ſich keine Hoffnung mehr regen, da half mir nicht mehr die menſchliche Leichtgläubigkeit. Kein noch ſo träumeriſcher Sinn konnte ein Luſtſchloß bauen, in welchem wir uns beide gefunden hätten, Arm in Arm. Drückender Gedanke! Indeſſen ſann ich ſchon jetzt, das Joch des Schickſals von mir abzuwerfen. Ich wußte, daß Alexandrine nicht die meinige ſein könne, aber ich konnte nicht leben ohne ſie, aber ich wäre der unglücklichſte der Menſchen geweſen, hätte ſie mich nicht geliebt, und ich glaube, ich würde Den ermordet haben, der uns getrennt hätte. Die Tage vergingen. Ich kann es nicht ausdrücken, was ich damals durchdacht und durchgefühlt. Ich beeilte mich zu leben: für mich gab es keine Zukunft. Längſt erriethen wir, daß wir uns liebten, aber wir ſprachen es nicht aus, als hätte eine Ahnung uns beide zurückgehalten, als hätten wir vorausgeſehen, daß das Wort »ich liebe« ſchrecklich ſein würde, daß mit ihm Vorurtheile, Verbrechen, Tod entgegentreten. Es war ein Ziel, das ich nicht zu erreichen wünſchte; nachher blieb mir nichts. Ich konnte meinen Liebestraum nicht verwirklichen, nun ſo wollte ich immerfort träumen, in's Unendliche dieſen ſchwankenden Zuſtand zweier Herzen ausdehnen, und keine Entwickelung dieſes bezaubernden Dramas hervorrufen. Aber wie hält man ſich in den Grenzen der Vernunft zurück, wie ſagt man ſich: Du gehſt nicht weiter?

Oft, wie das zu geſchehen pflegt, gaben wir einander Andeutungen über unſer Geheimniß. So ſtand ich einmal hinter Alexandrinen, als ſie ihrer Mutter »Rußlan und Ludmilla«*) vorlas. Den Vers: »Ich liebe dich nicht, Schäfer,« ſprach ſie mit Nachdruck, während ſie mit dem Finger das Wörtchen »nicht« zuhielt, und mich verſtohlen anblickte. Solcher Andeutungen gab es von beiden Seiten viele, endlich kam es zu einer Erklärung.

Einmal begab ich mich des Abends hin. Wir waren im Saale, und ſchickten uns an zu muſiciren. Die Alte beſchäftigte ſich in einem entfernten Zimmer mit der Patience. Alexandrinens Augen waren verweint, und ehe ich noch fragen konnte, warum, ſagte ſie traurig:

— »Denken Sie nur, ich ſoll die Großmutter verlaſſen, wir müſſen uns trennen.«

Ich erinnere mich nicht, was ich ihr antwortete; ich weiß nur, daß meine Wangen glühten, daß ich mit beiden Händen ihre zitternde Hand hielt, auf die meine hellen Thränen fielen, auf der meine Küſſe brannten. Sie entzog die Hand, während ihre Lippen einen Eid ſprachen, daß ſie Niemand lieben würde als mich, daß ſie nur mich und keinen Andern heirathen wolle.

— »Was ſagten Sie? wem haben Sie geſchworen?« rief ich — und das Blut ſtockte in meinen Adern, Nebel umhüllte meine Augen. — »Ach, Sie ſind nicht für mich geſchaffen, Sie haben einen andern Weg vor ſich. Für Sie iſt Liebe da, und Glück und Blumen und Frühling und die ganze Gotteswelt; wie können Sie an mich denken? Wer bin ich? woher?«

Alexandrine zerfloß in Thränen; furchtſam, mit geſenktem Blicke flüſterte ſie Betheuerungen, welche die reinſte, uneigennützigſte Leidenſchaft athmeten, in denen jeder Laut Empfindung war, tiefe wahrhafte Empfindung. O, wie war ſie ſchön, wie war ich ſtolz in dieſem Augenblicke! ... Ich ſah ein neues Leben vor mir, eine neue Welt! ... Zum erſten Male ſchwieg die Verzweiflung in meinem ſtürmenden Herzen, zum erſten Male hörte die Vernunft auf, mich zu martern. Ohne Angſt, mit der ganzen Leichtgläubigkeit der Liebe, mit aller Sinnloſigkeit der Hoffnung ſprach ich zuletzt mein Urtheil aus:

— »Wiſſen Sie, wen Sie vor ſich ſehen, wiſſen Sie, wer vor Ihnen ſteht, wiſſen Sie, wem Sie Treue geſchworen haben? ... Ich bin ein Leibeigener.«

Ich hatte es kühn ausgeſprochen, und erſchrak. Ich fühlte auf einmal, daß wir einander nicht mehr gleich waren, und ließ ihre Hand los.

Nicht ſo ſchnell ſtürzte ich vom Pferde, als ein Perſerſäbel meinen Scheitel traf, wie mein Alexandrina erbleichte und mir auf den Arm fiel. Auf dieſem Arm, den eine Türkenkugel gezeichnet, hat ſie gelegen! ... Zartes Geſchöpf! Ein einzig Wort warf ſie um! Ich brauchte nur mich zu nennen, um die glühendſte Liebe zu erſchrecken. ... Werden Sie es glauben? ohne Mitleid fiel mein erſter Blick auf ihre gebrochenen Augen, auf ihr todtenblaſſes Geſicht. ... Eine tiefe Verachtung der weiblichen Schwäche erkältete

*) Ein Gedicht Puſchkins.

Digitized by Google

mein Herz. Ich hatte ja nur ein Wort geſagt, ich war ja noch immer derſelbe! ... Wo waren nun jene berauſchten Blicke, jene roſigen Wangen, jenes erſte Frühlingsleben, jener helle Glanz der Schönheit und Jugend? Die Ohnmacht beleidigte mich und die Liebe.

Aber kaum war dieſer Gedanke in mir aufgeſtiegen, als ich mich beſann, daß auf meinem Arm die liebe, gute, gefühlvolle Alexandrine lag, der Engel, der meine Seele erleuchtet mit einer reinen Flamme, die Quelle der edelſten Regungen meines Herzens, mein einziger Gedanke, mein Adel, meine Ehre, mein Ruhm! ...

Ich preßte ſie krampfhaft in meine Arme, ich küßte ſie — ſie erwachte nicht einmal von dieſem Kuſſe. Auf meinen Ruf eilten Diener herbei und die Großmutter.«

(Der Offizier ſtellte das geleerte Glas hin, ſtützte den linken Ellbogen auf's Knie, legte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenklich. Um uns her ſchlief Alles. Er ſaß ſchweigend einige Minuten. Darauf fing er, ohne ſeine Stellung zu ändern, weiter zu erzählen an):

— »Was iſt dir? Du biſt verſtört? Du weißt wohl ſchon?« ſagte mir Wladimir Semenowitſch, als ich zu ihm in's Zimmer trat.

»Was denn? ich weiß nichts« erwiederte ich.

»Ich komme ſo eben von deinem Herrn« fuhr Wladimir Semenowitſch fort. »Ich habe ihm zuletzt zehntauſend Rubel für dich angeboten. Er ſagte, jetzt würde er's mit Vergnügen nehmen, aber es ſei ihm unmöglich. Wie ich erfahren habe, kann er darum nicht, weil er das Dorf, dem du zugeſchrieben biſt, und dich ſelbſt verſpielt hat. Aber verzweifle nicht; ich denke, wir werden ſchon Mittel finden, mit deinem neuen Herrn fertig zu werden, obgleich er, wie ich gehört habe, ein harter Menſch ſein ſoll. Wo willſt du hin?«

»Ich gehe auf mein Zimmer ſchlafen. ...«

Ich trat hinaus, ich ging, ohne zu wiſſen wohin. Mein ganzes Blut ſtieg mir zu Kopfe, eine Ewigkeit von Leiden drängte ſich in die Eine Nacht zuſammen — o wahrlich, ich habe damals meinen Leidenskelch entrichtet für dieſe und jene Welt! Welche ſchreckliche Bilder ſchwebten vor meinen Augen! Eine Stimme raunte mir in's, Ohr von Tod, von Rache.... Bald ſchien mir's ich ſehe das Hochzeitsmahl, bei welchem Alexandrine neben dem Bräutigam ſitze, und ich, ich ſtehe hinter ihrem Stuhl mit dem Teller in der Hand, und der Bräutigam befiehlt mir: »Peter, gib Waſſer her!« Bald ſchien es mir (hier lachte der Offizier auf, aber ſeine Lippen bebten, man ſah es, im Fieber des Zornes), als erblickte ich meinen Herrn am Spieltiſch, auf welchem Haufen Goldes und Karten liegen, wie er bleich, mit wirrem Haar, die Fünf hinhält und ruft: »Zugeſchlagen! alles geht drauf, nehmen Sie auch den Peter .... ich habe ihn um kein Geld loslaſſen wollen, aber ſei's, zugeſchlagen. ...« und die Fünf fällt auf die rechte Seite.«

Dieſe widerwärtigen Geſichte verfolgten mich, wie ich längs der breiten Wolga hinging. Sie wogte zu meinen Füßen. Ich erinnere mich, daß ich an ihrem ſteilen Ufer daſtand, ich blickte hinunter in den Abgrund, ich maß die Entfernung zwiſchen Leben und Tod — ich erinnere mich, daß ich mich auf einmal in dem Schlafzimmer meines Herrn fand. .. Das Lämpchen brannte vor den Heilgenbildern, und die erſten Strahlen der Morgenröthe drangen durch die geſchloſſenen Läden. In meiner Hand war ein Raſirmeſſer. Ich trat beherzt an's Bett, mit dem Muthe eines Mörders zog ich den Vorhang zurück... aber — ich rede Ihnen die Wahrheit — meine Hand ſank noch früher als ich bemerkte, daß Niemand im Bette war. Ja, ich hätte nicht die Kraft gehabt zu einer ſolchen That. Jedenfalls aber bin ich der Vorſehung Dank ſchuldig, daß er nicht zu Hauſe geſchlafen. Er ſpielte noch — und verſpielte ſein Letztes. Schade, daß ich ihm nicht mehr begegnen kann! Wahrſcheinlich hat er geahnt, daß er auf der Erde ſich nirgends vor mir würde bergen können, und barg ſich drei Ellen unter der Erde. Gott verzeihe ihm! ... Er hat wohl gethan, daß er mich auf die Karte geſetzt.

Ich ſtand am Bette, alle meine Glieder bebten, ein kalter Schweiß troff mir vom Geſicht, und meine Zunge wiederholte kaum hörbar: »Böſewicht, Mörder! « .... Krank an Leib und Seele warf ich mich vor den Heiligenbildern hin, aber ich vermochte nicht zu beten — ich hatte keinen einzigen klaren Gedanken, kein einziges faßliches Gefühl. Alles wirrte ſich durcheinander: Liebeswahnſinn und Haß und Demüthigung und Stolz und Paradies und Hölle. — Da lag ich, und blickte ſtarr auf das Crucifix, und ſuchte mich zu erinnern, was es bedeute. Mein Herz pochte ſo laut, daß ich erſchrak: mir war's als käme Jemand. Entſetzt ſprang ich auf, verſteckte das Raſirmeſſer, und eilte aus dem Schlafzimmer, wie Hamlet, welchen der Schatten des Vaters verfolgt. Im Vorſaal brannte das Licht herab, und der Diener, mein College, welcher den Herrn erwartete, ſchlief feſt. Jetzt kam ich

Digitized by Google

zur Beſinnung und begab mich nach Hauſe, konnte mich aber nicht mehr beruhigen. Eine Änderung meiner Verhältniſſe war mir Nothwendigkeit geworden, die Luft, ohne die ich nicht athmen konnte. Sibirien, Hunger, Kälte, die Bergwerke Nertſchinſk's — alles dies zählte ich mir an den Fingern ab in der einen Nacht, und zog den Schluß, daß mir dort wohler ſein würde. Am andern Tag entloh ich, zog einen Kittel an, ließ das Haar herabhängen und den Bart wachſen. Ich wollte nach Art der ruſſiſchen Flüchtlinge mich bis nach Odeſſa durchſchlagen, und wenn ich aufgegriffen würde, mich für Einen ausgeben, der ſich der Heimath nicht erinnert. Das Ziel meiner Flucht war: entweder unter das Militär zu kommen, oder durch meine eigne Hand zu ſterben. — Wenn ich mich als Soldaten dachte, ſo erglänzte mir irgend ein Strahl von Hoffnung, und gleich erſchien mir Alexandrine mit ihrem Lächeln. Zu Hauſe ließ ich einen Brief, daß ich mich in die Wolga geſtürzt. Alles kommt auf den Entſchluß an — ich entſchloß mich, und mir ward leichter.

Da ich die Wege nicht ordentlich kannte, und von den Schlupfwinkeln, in welchen gaſtfreie Wirthe die waghalſigen Geſellen Rußlands beherbergen, nicht die geringſte Kunde hatte, irrte ich umher wie Kain. Die nackte herbſtliche Erde war oft mein Bett, und vertrocknetes Brod meine Nahrung. Aber auf der äußerſten Stufe der Erniedrigung und der Armuth, Aug' in Auge mit dem Leben, von welchem das Schickſal mir alle verführeriſchen Hüllen abſtreifte, das es mir ohne allen Aufputz in häßlicher Nacktheit zeigte — o da hatte ich meine feierlichen Momente!

Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Bekannte, kurz, der allein ſteht auf der Erde, nur mit der Erinnerung an eine gewiſſe Stimme, an ein gewiſſes Weib! Denken Sie ſich, wie dieſer Menſch auf der unabſehbaren Steppe dahin geht, zu dem mit Millionen Sternen beſäeten Himmel emporblickt und ſingt: ich ſang, was ſie geſungen hatte.

Und nun denken Sie ſich die Kreispolizei, das Kreisgericht, das dumpfe Gefängniß der Kreisſtadt, ſtellen Sie ſich gebrandmarkte Geſichter vor, und ſolche, die zum Brandmal beſtimmt, geſchaffen ſind: das waren meine Richter, meine Wohnung und meine Genoſſen.

Man griff mich auf als Paßloſen und führte mich zum Polizeicommiſſär. Der faßte mich, bevor noch das Verhör anging, am Kragen und holte aus. Aber Gott rettete uns beide. Der Wächter der Ordnung und des Geſetzes wollte wahrſcheinlich nur die Sache gehörig anfangen, und mich nur ſchrecken nicht ſchlagen: ich aber ſah ſchon den Augenblick, wo der unbeſtechliche Richter mit den Füßen nach oben an den Spiegel fliegt.

»Ich erinnere mich meiner Verwandten nicht; ich weiß nicht wie ich heiße, ich weiß nicht, wie man die Städte und Dörfer nennt, durch die ich kam, und in denen ich mich aufhielt, ich kenne Niemand, ich weiß nichts« — das antwortete ich dem Polizeicommiſſär und auf dem Kreisgerichte, während ich meine Stimme zu mildern und eine Miene von Unterwürfigkeit anzunehmen ſuchte. Man machte mir den Prozeß als einem Heimathvergeſſenen, und der Prozeß währte lange. Endlich ſchlug die Stunde meiner Erlöſung. Alles in der Welt nimmt ein Ende, ſo endigte auch meine Angelegenheit. Ich ward verurtheilt unter's Militär geſteckt zu werden, und kam in eines der Arreſtantenregimenter. Womit ſoll ich mein damaliges Entzücken vergleichen? . . Ein Vogel, der am Feſte der Verkündigung aus dem Käfig entlaſſen wird, ein Verbrecher, der unter dem Henkerbeile begnadigt wird, könnten Ihnen einen Begriff von dem Gefühle geben, mit welchem ich den grauen Rock*) anzog! . . . Keinem erſchien das Soldatenleben in ſo reizenden Farben! Ich athmete frei, ich blickte kühn, mich ſchreckte nicht mehr die herrſchaftliche Laune, ich war nicht mehr ein Diener der Menſchen, ſondern des Todes: ich wußte, daß der ſein Opfer nicht herausgiebt. Damals entſpann ſich der perſiſche Krieg. Ich fiel natürlich unter meinen Kameraden auf. Meine Stimme, mein muſikaliſches Talent gewann Theilnahme. Ich vertraute mein Geheimniß einem guten Obern, und kam in die active Armee. Endlich breitete ſich auch vor mir eine Zukunft aus: das Schlachtfeld, die Bajonette! . . . Mehr als einmal küßte ich meine Soldatenuniform und benetzte ſie mit Thränen. . . O, ich werde ihr dankbar ſein, bis meine Augen Erde bedeckt! Die beſchwerlichen Feldzüge, die brennende Sonnenhitze, alle Strapazen des Krieges erſtickten meine Seelenkräfte nicht, nahmen mir weder Muth noch Hoffnung. Keinen Augenblick murrte ich gegen mein neues Loos; vielmehr ich war vor Freude darüber außer mir, es hatte mich zum Menſchen gemacht! Wie ein Kind wiederholte ich mir: Du biſt Soldat! und mein Herz ſchlug froh, und ich lächelte keck, wenn ich meines Herrn gedachte. Mit welchem Beben der Begeiſterung ſah ich

*) Soldatenrock.

Digitized by Google

zum erſten Male jenes Feld, wo die Menſchen ohne Wahl fallen, wie's eben kommt, wo Lebensverachtung alle menſchliche Bevorzugung aufhebt, und Den am höchſten ſtellen kann, der am niedrigſten ſtand! .... Mit welcher verzweifelten Entſchloſſenheit ſtürzte ich mich voran, als ich zum erſten Male den wilden Ruf des Todes und des Sieges hörte! »Die Flinte in den Arm, vorwärts, marſch!« Ich mußte an irgend Jemand meine ganze Vergangenheit rächen. In jedem Perſer ſah ich meinen Herrn und eine Staffel zur Hand Alexandrinens.

Nach jener Schlacht, in welcher wir unter einem Hagel feindlicher Kugeln über die Brücke im Sturme ſchritten, und das Lied ſangen: »Über die Brücke, die Brücke hin,«*) erhielt ich die erſte Belohnung, das Georgenkreuz für Soldaten. Es wurde mir auf die einſtimmige Erklärung meiner Kameraden zuerkannt.«

Der Offizier ſchloß ſeine Erzählung, aber er fügte noch halblaut hinzu, indem er ſich auf das Sopha zurücklehnte, und die Augen zudrückte: »ob ſie wohl ihren Eid gehalten hat?« Die Talglichter waren längſt gewechſelt worden, die vierte Flaſche Champagner geleert, und die Pferde ſtanden in Bereitſchaft. Ich geſtehe, ich ärgerte mich, daß ich mich beeilt hatte ihn zu mir einzuladen . . . Er kam mir ſchrecklich vor, und ich empfand eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn, ohne mir den Grund erklären zu können. Aber nun war nichts zu thun. Auf dem Wege ſuchte ich von ihm zu erfahren, wer ſein ehemaliger Herr geweſen, wer Wladimir Semenowitſch ſei und Alexandrine? ich ſagte, es ſei möglich, daß ich ihm Auskunft über ſie geben könnte. Er wollte aber Niemand nennen. Er meinte, Alexandrine könne ihn leicht vergeſſen haben, warum alſo den Ruf eines jungen Mädchens beflecken, die ſelbſt nicht gewußt, was ſie that, die wahrſcheinlich ihren guten Namen ſich erhalten, wenn ſie auch einen Eid gebrochen!«

So geſprächig er beim Wein geweſen war, ſo ſchweigſam wurde er nachher, und ſchlief den ganzen Weg. Wir kamen den Abend vor dem Namensfeſte meiner Frau ſpät an. Man ſagte mir, daß ſie unwohl und ſchon zu Bette ſei. Ich verging vor Ungeduld, ſie nach der langen Trennung wiederzuſehen, konnte mich aber nicht entſchließen ſie zu wecken: es gab kein Glück, das ich nicht geopfert hätte für ihre Geſundheit, für einen Augenblick ihrer Ruhe.

Wie freute ſie ſich über mich den andern Tag! Es röthete ſich ihr blaſſes Geſicht, ihre ſchwachen Augen bewegten ſich raſch. Ich verkündigte ihr, daß ich einen Gaſt mitgebracht, ſie konnte ihn aber nicht empfangen, und nicht einmal mit uns zu Tiſche gehen, verſprach jedoch gegen das Ende der Tafel hereinzukommen, wenn es ihre Kräfte erlauben ſollten.

Zu uns hatten ſich viele Nachbarn verſammelt, die mit großer Ehrerbietung meinen Offizier anſahen. Wie hübſch war er in ſeiner Uniform! Welches männliche Äußere! welch ſtattliches Weſen! welcher Ausdruck in ſeinen Zügen! Das ſchöne Haar, die Wunden, die breite Bruſt, die mit Kreuzen behängt war — alles zog die Aufmerkſamkeit an, regte die Einbildungskraft auf. Doch war er vom Räſanſchen Gaſthofe her noch ſichtlich angegriffen, denn er blieb Anfangs ſehr nachdenklich. Über Tiſche waren wir ziemlich laut, obgleich meine Nachbarn nicht den Muth hatten ſich recht gehen zu laſſen in Anweſenheit des prächtigen Offiziers. Zuletzt wurde auch er luſtig; das Feſt belebte ſich immer mehr, und ich ließ meiner Frau ſagen, daß wir ihre Geſundheit trinken.

Eben ging bei Tiſche die ungebundenſte Fröhlichkeit los, als die Thüre ihres Zimmers ſich öffnete, und ſie erſchien, noch matt, ſchwach. Alle erhoben ſich. Ich trat zu ihr, um ihr den Offizier vorzuſtellen; als ich aber die Hand ausſtreckend mich zu ihm umwandte mit den Worten: »Hier iſt meine Frau. . . .« ſtand er wie verſteinert, rührte ſich nicht vom Platze, und ſeine Augen ſtarrten ſie an. . . . Rings herum riefen Alle: »Wir haben die Ehre, Ihnen zu gratuliren, Alexandra Dmitrijewna, zu dem Tage Ihres Schutzengels!«*). . . .

Sie that einige Schritte zu dem Offizier, kaum aber hatte ſie begonnen: »ich freue mich ſehr, daß . . .« als ſie fürchterlich erblaßte, näher zu ihm hintrat, ohne jedoch weiter ſprechen zu können, wankte, ſich auf meinen Arm ſtützte, und mir zuflüſterte: »Mein Guter, mir iſt übel.« Der Offizier rührte ſich nicht, öffnete den Mund nicht, und ſah unverwandt auf meine Frau. Ich führte ſie weg. Als ſie auf ihr Bett ſank, wiederholte ſie noch mit brechender Stimme: Ich hätte nicht hineingehen ſollen — ich bin noch ſo ſchwach!« Ich glaube, ich warf ihr einen vielſagenden Blick zu.

Als ich in den Speiſeſaal zurückkehrte, betäubten

*) Ein Volkslied. Hier wird ein hiſtoriſches Factum erwähnt. Anm. d. Überſ.

*) Heiligen.

Digitized by Google

mich Alle mit Fragen: »wie befindet ſich Alexandra Dmitrijewna? wie iſt's ihr? es ſcheint, ſie hätte nicht hereinkommen ſollen.« Ich dachte wahrlich nicht an's Antworten. Er ſtand noch immer da, noch immer derſelbe, ſchrecklich wie der Schatten im Macbeth! . . . Er wandte noch immer den ſtarren Blick nicht von der Thüre, durch welche meine Frau gegangen war. Endlich bogen ſich ſeine Knie, wie von ſelbſt, er ſetzte ſich, ließ das Glas aus der Hand los, und biß ſich in die Lippen.

Todesſtille währte bis zu Ende der Tafel fort.

Darauf verneigte ſich mein Reiſegefährte ſchweigend und verſchwand. — Die, welche ihm Treue geſchworen, Die, welche er geküßt. . . .

(An dieſer Stelle konnte man im Manuſcript mehrere Worte nicht leſen: ſie waren mit Dinte beſpritzt, wie es ſchien, weil die Feder hier auf's Papier gefallen war.)

Ich ſah einmal — wie ſie heimlich weinte . . . mir . . . wurde enge mit ihm unter einer Sonne . . . wir trafen uns . . . . ſtürzten beide. Er ſtand nicht wieder auf, ich hinke.

Die allemanniſche Muſe

auf dem kirchlich-politiſchen Felde.

Von **Hermann Kurz.**

Hebel hat ſich bekanntlich nichts um die Politik bekümmert und ſeinen Ehrenplatz in der erſten Kammer zu Karlsruhe ziemlich ſchweigſam inne gehabt. Noch weiter war ſeine Poeſie von dieſem Gebiete entfernt. Sie athmet durchaus idylliſchen Frieden, und will wie es in der »Sonntagsfrühe« heißt, weder von einem »Hüſt« noch von einem »Hott« etwas wiſſen. Abgeſehen hievon werfen ihr ſtrengere Richter vor: ſie ſchwebe zu viel in einer allgemeinen ſentimental-idealiſchen Region, wie denn auch genaue Kenner des Allemanniſchen mit der Behandlung der Sprache, die ſie aus verſchiedenen örtlichen Mundarten gemiſcht, verwiſcht und verallgemeinert nennen, nicht ganz zufrieden ſein wollen. Es läßt ſich denken daß eine neue Richtung mit einem ſo eigenthümlichen Gegenſatze gegen Literatur und Salon etwas ſchüchtern auftrat. Der Dichter mochte ſich faſt unwillkürlich gedrungen fühlen, die Naivität der Gattung die er einführte nicht in ihrer ganzen Schroffheit zum Vorſchein kommen zu laſſen, ſondern durch einen gewiſſen Schliff dem vorhandenen Geſchmack mundgerecht zu machen; ein ähnlicher Inſtinkt mochte ihn geleitet haben, ſich eine Art von allemanniſcher Schriftſprache zu bilden, analog dem Schriftdeutſchen, welches aus verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt iſt und ebenfalls nirgends in dieſer Weiſe geſprochen wird. Die Erfahrung lehrt, daß der Salon, oder richtiger geſagt, der moderne Geſchmack für eine ſolche naive Richtung gerade durch das was ihm daran homogen, was alſo innerhalb derſelben eigentlich unwahr iſt, zunächſt empfänglich gemacht wird, worauf dann die reineren Elemente erſt Wurzel ſchlagen und den nachhaltigen Beifall begründen. Wer wollte auch leugnen daß die reineren Elemente, die ächt naiven Partieen, bei Hebel in reicher Fülle vorhanden ſind!

Iſt nun aber eine ſolche Richtung einmal eingebürgert, dann werden die Nachfolger ſich genöthigt ſehen mit der Behandlung der Zuſtände, der Sitten und der Mundart ſich immer mehr dem Beſtimmten und Realen zuzuwenden, und mit der Beſchränkung wird die Meiſterſchaft wachſen. Dieſe Palme gebührt denn nun auch dem glücklichſten Nachfolger Hebel's, Kobell, der in zwei andern Idiomen die Dialektpoeſie nach Inhalt und Sprache auf den Gipfel vollendeter Wahrheit emporgehoben hat. Auch Kobell hält ſich fern von der Politik, obgleich ihm die eine der beiden Mundarten, in denen er dichtet, volle Gelegenheit dazu böte; aber jedenfalls iſt die Dialektpoeſie, ſobald ſie die bezeichnete Stufe der Entwicklung erreicht hat, zugleich vor jener Schmiede angekommen, aus welcher ſich die politiſchen Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts ihre beſten Klingen geholt haben.

Der ſogenannte »Petitionsſturm« im Großherzogthum Baden iſt eine überwundene Phaſe in der Geſchichte unſerer Tage und liegt nun ſchon weit rückwärts in unſerer Erinnerung. Es iſt bekannt daß bald nachdem der Abgeordnete Zittel ſeinen Antrag auf Religionsfreiheit begründet hatte, eine beträchtliche Anzahl

Digitized by Google

Petitionen von verschiedenen Theilen des Landes, namentlich vom obern Schwarzwalde in Karlsruhe einliefen, welche sich gegen Zittel aussprachen. Näher auf dieselben einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die heftigste von ihnen kam aus der alten Grafschaft Hauenstein, welche oberhalb Basel's an den Rhein stößt und von alten Zeiten her als ein Heerd politischer Selbständigkeit gleicher Weise wie als die Heimath des glaubensstarken Eifers namhaft ist. Diese Petition ging von den Gemeinden Dogern und Birndorf aus und erregte großes Aufsehen, da sie nicht wie die andern an die Kammer, sondern an die Regierung gerichtet war, und alsbaldige Auflösung des Landtags begehrte. Während sie überall besprochen wurde, kam in der oberrheinischen Zeitung die zu Freiburg erscheint, ein Bauerngespräch, das diese Petition mit den Schlaglichtern der politischen Satyre beleuchtete. Der Dichter — denn ich wüßte nicht welchen andern Namen ich dem Verfasser geben sollte — hat sich mit größter Strenge an die hauensteinische Mundart gehalten, welche von den oberwäldischen Mundarten die eigenthümlichste und folgerichtigste oder vielmehr welche eben die alte allemannische Sprache selbst in ihrer ganzen Reinheit ist. Außerdem behandelt er seinen Gegenstand so, daß man durchaus Hebel, nur in einer andern Zeit und auf anderm Boden, zu erkennen glaubt. Das Gespräch stand aber in der oberrheinischen Zeitung nicht so vollständig wie ich es hier mittheile, sondern nur zur ersten Hälfte ungefähr. Kaum war diese erschienen so erfolgte die wirkliche Auflösung der Kammer. Diese benutzte nun der Schalk um unmittelbar ein zweites Gespräch anzuknüpfen oder vielmehr um das erste zu vervollständigen, das nun als Ganzes auf einem Flugblättchen gedruckt, plötzlich und, wie man sagt, nicht ohne Wirkung auf die Wahlen, die Runde im Hauensteinischen und dem benachbarten Oberlande machte. Dies die unumgängliche historische Einleitung zu dem Gespräch, von welchem ich endlich mit vieler Mühe ein Exemplar aufgetrieben habe. Lustig ist die nachträgliche Betrachtung daß der Schluß desselben so vollständig in Erfüllung ging; denn wie bekannt sind zum letzten Landtage mit wenigen Ausnahmen die alten Deputirten wieder gewählt worden. Auch Waldshut, die eine Wahlstadt des Hauensteins, schickte der linken Kammerseite ihren alten Genossen wieder, während das Amt Seckingen den einzigen Vertreter der »Religioh,« den Abgeordneten Buß, gesendet hat. Die Verhältnisse mit welchen dies zusammenhängt, sind in den politischen Blättern erörtert worden; hier genüge es, aus der verlaufenden Fluth polemischer Flugschriften ein bedeutendes und merkwürdiges Sprachdenkmal gerettet zu haben.

Der schwarze Landsturm und die Landstände.

Gespräche
in
hauensteinischer Mundart.

Michel. Mi armi Seel, 's isch, wie=n i der säg.

Frider. Un vo Dogere, saisch?

Michel. Vo Dogere=n un vo Birdorf.

Frider. Hä, se hol mi de — Au no vo de Dogemere, wo sust allwol no di Gschydneste gsy sin!

Michel. Ebe drum sin's damol au wider die Gschydneste gsy.

Frider. Cha sy, Michel. Aber, wenn di recht verstauda ha, se häsch gsait, 's stüendi i der Pedizioh no mehnder, as vo de Ronglere*), daß me nüt vo=n ene wüsse well.

Michel. I der Gschrift ha=n i's it glese, wie de walsch, daß i Gschrybes it sölli guet lese cha. Aber druckt ha=n i's derno glese=n i der Zittig, wo=n amme **)=n eusen Pfarer überchut. Dai stohts sölli schö, num'e weng lang. I ha's schier it zwunge.

Frider. 'S wird der halt di recht Brülle gfehlt ha. Mit minere würsch bald demit ferig gsy. Aber wie hätti denn derno ghaiße witer?

Michel. De Großherzog söll di Depedirte z'Karlisrueh furtjage; si welle 's Land verrothe=n un ensi Religioh —

Frider. De wursch gschyd sy! 'S stoht gwüß anderst, Michel, de häsch es lätz verstande.

Michel. Mi armi Seel, 's isch wie=n i der säg. Di Depedirte welle die Katholische lutterisch aber heidnisch mache. Si welle ha, daß mir mit de Jude=n und Poldnächtigere***)=n in ai Gbilche goh sörte —

Frider. Wie saisch? Mit de Poldnächtiger?

Michel. Jo, da seige=n au so mainaidig' Chätzer. Un de Zittel si's Zeiches, dä seig no erger as de Marti Lutter, un di Kaisinische baig' es it so gottsvergesse trybe, as di Düschkatholische.

Frider. Los, Michel — I ha=n au i der Zitig vo de Düschkatholische glese, aber dergattigs nüt. Nüm' bychte welle si, un daß d' Pfaffe hü-

*) Rongianer.
**) allemal.
***) Polytechniker.

Digitized by Google

rothe ſötte — da ſeig All's. Un lueg, Michel, de waiſch —

Michel. Hä frylig. Wenns num' da wär un ſuſt nüt! Aber euſe Herr*) iſch der z' ſölli uf's verbotst — 's mue no öbbis anders a der Sach ſy, un drum han i mi au underſchrybe.

Frider. Derno iſch grad ain' mehner gſy.

Michel. Un du wurſch au it ha welle de Bſunder ſpile.

Frider. Welleweg**), Michel, ſo n e Gſchrift underſchrub i mir Lebtig***) nie. Do ſteckt öbbis dehinder, wie de ſaiſch, wo euſer als it verſtoht, un wa me n it verſtoht, Michel, da mue me ſy loh, ſuſt chönnt's eim aifter†) noh —

Michel. Aber da iſch doch mi armi Seel güet z' verſtönd, wemme n is euſe Glaube näh will.

Frider. Din Glaube cha der Niemes näh, Michel, un's wur††) en au Niemes welle. Aber ander Lüt hän au ihre Glaube, un wenn ſi deby n e chriſtli Läde füehre, ſe ſin's Chriſte wie mir, un vilycht no frömderi, wem me's gnau bſchauti.

Michel. Jo, jo, Frider. 'S ſchynt mer ſchier gar, me chönnt di au zume Depedirte gi Karlsruey bruuche. De wurſch dini feuf Guldi au it verachte, un chönntſch e groß Muul ha un goh Schulde n uſs Land heiſſe labe.

Frider. Wie 's ain verſtoht, aſe ſchwätzt er. Wärſch emol bunde gſy un hetſch die Heere ſelber gſeh und ghört, derno wurſch kai ſo Zügs meh underſchrybe. Wa häſch denn au denkt, Michel? De Großherzog ſöll di Depedirte furtjage, as öb er gi Dogere müeßti goh frdge, wa n er z' thüend haig! 'S iſch e Wunder, daß die gſchydne Dogemer it aisgangs ſelber abe ſtn un hän's usenand gjagt. I hett ene Ehr devo gunnt.

Michel. Wa n ene du gunnſch, were ſi it ſölli gehre, abarti ſider au en Rongler wore biſch. De würſch öbbe jetz i dim Gewerb en beſſere Schick ha, as früehner.

Frider. Und wenn i emol nüt meh ha, ſe legemer euſe Sach z'ſämme, dernoh haißts: Nolle vo Nolle goht uf. Häſch mi verſtande, Michel?

Michel. Hä, de würſch doch it höh†††) ſy?

*) Herr, d. h. hier Pfarrer.
**) Jedenfalls.
***) meiner Lebtag.
†) etwa.
††) wird.
†††) empfindlich.

Frider. Da it. Aber i ha gmaint ghe, i haig en Ma vor mer, wo n au wüß wa n er ſchwätz un thüeg un underſchrybi —

Michel. Jetz chönntſch mi fange goh loh. Wa n i underſchribe ha, iſch e Gottsname n underſchribe. 'S wird au it ſo gfährli ſy.

Frider. Hä, 's iſch nüt, as daß de di Depedirte us enand z'jage gehrſch, un waiſch it emol, wa ſi verſchuldt hän.

Michel. So? Hät it ain vonene gſait, nun Zähtel ſeige Zittliſch gſtimt? Dä hät doch's Muul e weng z' wyt ufgriſſe.

Frider. Närrſch, er wird di Gſchydneſte gmaint gha ha, un derig*) gits it gar meng.

Michel. Se biſch doch du ain devo. I wünſch der Glück dezue, de chaſch es bruuche.

Frider. Un du chaſch mer — Aber lueg, dai chunnt de Lagi vo Schache. Wa wird dä Krus wüſſe?

Lagi. Grüezgott bi nand!

Michel. Grüezgott, Lagi.

Lagi. Wie gohts, Michel? Wa häſch wider mit dim Nochber, hä?

Frider. Vo de Dütſchkatholiſche häm mer's.

Lagi. Wie mer ibildt ha. Loſet ihr Zwee, i will euem Stritt e n End mache. I bi der Mainig, er wüſſet all' bred nüt. Wenn ihr in aſe mengere Chilche ume chäme, wie n ih, ſe wure n er ſcho lang gmerkt ha, wo's uſe will mit euſere Religioh. 'S git en Thail Heere, wo n allwyl nüt predige, as vo n euſem Herget, vo der chriſtliche Nächſtelibi un vo der Luget un derigs Zügs. Da iſch bigott grad wie lutteriſch — un me ghört gar nüt meh vom hailige Zant Fridli, vo de Frohfaſte, vo der Muetergottis z' Aſigſe**), vom Todtmis***), un vom Kalfariberg z' Waldzet†), wa n au no recht katholiſch iſch. Aber da chunnt no vo dere Zit her, wo ain emol hät welle Biſchef ſy, wo me n aber it agnoh††) hät. Er haig au d' Meß dütſch wellen n iführe —

Michel. Hä, öbbe n au ſell noh!

Lagi. Wie der ſäg. I ha 's z' Choſtez ſelber ghört, wo n i —

Frider. Daß de lügſch —

Lagi. 'S wär juſt 'serſtmol it. Aber los num', wo n i z' Choſtez gſy bi —

*) dergleichen.
**) Einſiedeln.
***) Todtmoos.
†) Waldshut.
††) angenommen.

Digitized by Google

Frider. Un bisch dir Lebtig no nie übers Fahrhuus ue cho*)!

Lagi. Sell isch' aithue! D' Meß hän si halt dütsch welle lese, un lutterisch predige. Aber 's chömme jetzanne**) wider ander Heere, wo 's au wider recht maine, vo Zant Peter. Un so isch i der Ordnig. D' Religioh mue me ha, sell isch scho so. Wa wott me sust mit de Pfareie=n afange, un mit de Heere? Aber num' aini, wie sie amme früehner gsy isch. Do hät's aim au no wohl deby were möge, me hät brav Fyrtig gha un it vill z' thüend. Me hät halt am Sunntig de Rosechranz bettet, un wenn dä emol agfange=n isch, se goht er der vo=n em selber.

Michel. De bisch un blybsch halt de Lagi.

Lagi. De häsch recht — dütschkatholisch wur i emol nüm', so wenig as du, Michel. Isch it wohr?

Michel. Welleweg.

Lagi. Aber lueg emol dai, wie de Botte-Seppli de Nai***) abe wuslet: dä mue wider öbbis ha, wo=n e freut. — Wa bringsch Neus, Seppli?

Seppli. Löm=mi num' z'erst e weng verschnuufe.

Lagi. 'S isch wie=n i gsait ha, de hät öbbis.

Seppli. Allweg ha=n i öbbis, un wüsset er wa? D'Landständ z'Karlsruch sin verlöbt!

Michel. Verlöbt saisch? Si hän doch di ebig Rueih it übercho?

Seppli. Frylig, frylig. Z' Seckige=n im Chnopf †) isch es für gewüß gsait wore. Jetzanne hän si de Drät —

Michel. Da chost mi au=n e Schöppli meh vo's Adlerwirths Chaistemer. Alse††)=n isch bigott recht. Siehsch jetzanne, Frider, daß d'Birdorfer un Dogemer di Gschydste gsy sin?

Frider. Uf wie lang, säg mer?

Lagi. Und siehsch jetz, Frider, daß d' Lüt im Land au no Religioh hän —

Frider. De würsch doch it glaube, d' Religioh seig Schuld, alder us luter Religioh haig me's furtgjagt?

Michel. Wege wa denn sust?

Frider. Wege wa? Häsch it selber gsait, 's gäb mengmol Sache, wo=n öbbis anders dehinder seig un wo=n it jederi Chue verstüendi. Drum öbbe häsch gfrögt, wege wa? I wott ders us enand seze=n, aber —

Lagi. Jo, loß es lieber sy. Jetzanne müe mer halt wider früsch wehle.

Frider. Un uf da chunnts justament jetzt a.

Michel. Willsgott, se chömme mer z'lest emol Depedirte über, wie 's recht isch.

Frider. Wie mer scho=n emol gha hän, mainsch, Anno Feufezwänzgi?

Lagi. Wo gsait haige, si welle d'Verfassig verchause.

Michel. Nai, derig it! Aber e Stuck zäh alder zwölf vo=n eusere Heere, wo=n au no di recht Religioh hän, un au im Stand sin, 's Muul defür ufz'thüend.

Frider. Jo, schick num' e Hüsti Pfaffe=n abe gi Karlsrueh, 's würd derno goh wie im Himmel —

Lagi. Alder i der Hell. De Frider hät gottstrofmi recht. Da wur en fubere Ruchstag gä.

Michel. Wa möchtsch denn du fürig*)?

Lagi. Rechtschaffe Lüt, gstudiertni un wo=n it gstudiert sin, aber num' vo kaim Thail z' vil, abarti it z' vil vo=n euse=n Amtlüte, denn die blose bigott all z' sämme=n i=n ai Loch. Un derno au it z' vil Pfaffe; die wure Zügs uf Bah**) bringe, daß aim gruuſti. 'S hät jo verwiche schon=n ain vo de=n Ablaß-Zättlene=n agfange, un da isch doch gottstrofmi —

Frider. Öbbis für di alte Wyber, witt säge. Drum wur sis***) verlahne, daß me=n e weng gnau i Karte luegti, wenn 's wider a 's Wehle goht.

Michel. Willsgott, se gits doch kai bluetig' Chöpf deby —

Lagi. Ah wah — bluetig' Chöpf! I main, me mach da Ding am beste —

Frider. Wem=me grad di Alte wider wehlti —

Lagi. Wie=n i ha säge welle. Denn 's chunnt schier nie öbbis Bessers noh.

Frider. Drum se blybe mer by eusem Alte!

*) hinausgekommen.
**) jetzunder.
***) Nain.
†) Wirthshaus zum Knopf.
††) Alſo, ſo.

*) Was für? welcher Art?
**) auf die Bahn.
***) ſich's.

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, d. 17. Januar.

[Verlagsverbot, Odillon Barot, der Palatin, Cenſoren, wiſſenſchaftliche Literatur, Flotow, Lind, Schumann, Journaliſtik, Armuth und Verbrechen.]

Das neue Jahr brachte uns drei Verlagsverbote. Hoffmann und Campe, Guſtav Mayer und Keil heißen die geächteten Firmen. Das allerhöchſte Decret, womit dieſe Maßregel der betreffenden Polizeicenſurhofſtelle eröffnet wurde enthält eine weitläufige Erörterung über die Nothwendigkeit des neuen literariſchen Bannes. Ich kenne dieſes wichtige Actenſtück nicht, wünſchte aber daß es veröffentlicht würde, da hierbei nicht blos die zum ſtummen Gehorſam verpflichteten Behörden ſondern auch die öffentliche Meinung zu berückſichtigen wäre. Leider haben die deutſchen Rechtsweiſen die Verlagsverbote noch nicht unter ihre Lupe geſtellt, durch die ſie ſonſt das Kleinſte und Unbedeutendſte bis in die ſpäte Geſpenſterſtunde betrachten, um es gewiſſenhaft in Rechtsatome aufzulöſen. Außer der geiſtvollen Broſchüre des Heidelberger Docenten H. Oppenheim iſt über dieſen wichtigen Gegenſtand, ſo viel ich weiß, nichts geſchrieben worden, und doch berührt er ſo viele Rechtsverhältniſſe, ſo viele Intereſſen! — Odillon Barot, das bekannte Oppoſitionsmitglied der franzöſiſchen zweiten Kammer, hat Wien auf ſeiner Rückreiſe aus dem Orient flüchtig berührt. Er wollte ſich hier auch nicht einen kurzen Aufenthalt gönnen, ſondern eilte raſtlos weiter, um bei Eröffnung der Kammern um keinen Augenblick zu ſpät zu kommen. Er wies das Anerbieten des franzöſiſchen Geſandten zurück, ihn dem Staatskanzler vorzuſtellen, und zeigte natürlich über die Krakauer Angelegenheit eine ſehr gereizte Stimmung. — Über dieſe Angelegenheit verfaßt Herr Jarcke eine Staatsſchrift. Wir wünſchen dem Verfaſſer Schwingen ſtatt Krücken, Geiſt ſtatt Blaſirtheit, ſchlagende Gründe ſtatt ſeichter Phraſen und eine lebendige, verſöhnende Darſtellung der großen Staatsfrage. — Die Einverleibung Krakau's in das öſtreichiſche Zollgebiet, von der man noch vor einigen Tagen mit großer Beſtimmtheit ſprach, iſt jetzt, wie ich höre, ſiſtirt worden. —

Die Erzherzogin Hildegarde wurde am 3. Mai von einem Erzherzog entbunden, dagegen lief geſtern die Trauernachricht ein daß der greiſe Palatin ſeinen langwierigen Leiden erlegen ſei. Dieſer im Sturme erprobte Staatsmann erlebte nicht die Feier ſeines Jubiläums das mit großem Gepränge vor ſich gehen ſollte. Sein Sohn, der Erzherzog Stephan, war auf die Nachricht von der Lebensgefahr des geliebten Vaters raſch von Prag aufgebrochen, traf aber trotz der größten Beſchleunigung der Reiſe erſt zwölf Stunden nach ſeinem Hinſcheiden in Peſth ein. — Die große Frage iſt nun: Wer wird Palatin? Der Poſten iſt der ſchwierigſte im hohen öſtreichiſchen Staatsdienſt, denn auf dieſem Poſten galt es Stürme zu beſchwören durch friedliche Mittel, hier bricht kein Befehl raſche Bahnen, hier gelten auch Winke und Wünſche nicht. — Die große Spannung in welcher die Erledigung von drei Cenſorſtellen einen ganzen Schwarm von Bittſtellern lange Zeit erhalten hatte, iſt nun gelöſt. Johann Gabriel Seidel, der gemüthliche Poet, hat durch ſeine langjährigen, ſehr getreuen und mehr als eifrigen Dienſte auf dem Gebiete der Büchervepelei endlich das große Loos erobert, vom Aushelfscenſor zum wirklichen Cenſor vorzurücken. Herr Johann von Gobinger, Profeſſor des ungariſchen Rechtes, erhielt die zweite, ein Poſtbeamter die dritte erledigte Stelle. Die Herren Weidmann, Becher, Straube, Aug. Schilling, Ebersberg und noch viele Andere trauern in Sack und Aſche daß ſie mit ihren wohlmeinlichſten Geſuchen keinen Sitz unter den literariſch-polizeilichen Areopagiten erlangen konnten. Das projectirte Cenſurcollegium, das noch immer nicht in's Leben getreten, läßt dieſen Unglücklichen noch einen Funken Hoffnung; denn obgleich keiner derſelben den leitenden Faden im Labyrinthe ſo vieler ſich kreuzenden und widerſprechenden Cenſurverordnungen fände, obgleich es außer den Reviſionsbeamten nur Wenige gibt, die ſich auf dieſem Barikadengebiete orientiren können, ſo will doch jeder Cenſurcollegialrath, oder Cenſurcollegiumsaſſiſtent, oder noch ein längerer Titelträger werden. Möchte doch dieſes wahrhaft anwiderude Buhlen und Angeln endlich durch Eröffnung des ſo oft beſprochenen Inſtituts beendet werden! —

Auf dem Gebiete der Literatur zieht es einige friſche Lebensregungen. Eine merkwürdige Erſcheinung bildet das Werk: Wiſſenſchaftliche Rechtfertigung der Trinitätslehre von J. Zugvigl. — Merkwürdig ſage ich, weil unſere Theologen an den großen literariſchen Kämpfen der Theologen aller Confeſſionen faſt gar keinen thätigen Antheil nehmen, und der Kampf für das geiſtige Gut auf würdige Weiſe nur mit den Waffen des Geiſtes geführt werden kann. Der Verfaſſer ſcheint wohl gerüſtet und ſtreitet mit gewandter Dialektik. — Die reichen und ſchön ausgeſtatteten „Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters," deren erſten Band Dr. Eduard Melly veröffentlichte, ſind eine ſehr dankenswerthe Gabe, da man jetzt den Werth der Siegel für Kunſtgeſchichte und Alterthum gehörig würdigt. Zur Herausgabe der folgenden Bände hat ſich der Verfaſſer mit dem k. k. geh. Archivofficial Friedrich Firnhaber vereinigt, und es iſt ihnen die Benutzung der reichhaltigen Fundgruben des geh. Staatsarchivs auf liberale Weiſe geſtattet worden. Das dem erſten Bande beigegebene Urkundenbuch enthält größtentheils noch nicht herausgegebene Actenſtücke, die auch die übrigen Bände begleiten ſollen. — Das bereits im verfloſſenen Jahre begonnene periodiſche Prachtwerk: „Baudenkmale des Mittelalters im Erzherzogthume Öſtreich," das die Architekten Leop. Ernſt und Leopold Oeſcher herausgeben, entreißt viele intereſſante Überreſte mittelalterlicher Baukunſt der unverdienten Vergeſſenheit. Bis jetzt erſchienen zwei Hefte, jedes mit ſechs Lithographien ausgeſtattet. Die niederöſtreichiſchen Stände nahmen die Widmung dieſes ſchönen ſehr intereſſanten Werkes mit dem Doppelverſprechen an, es durch thätige Theilnahme und Wegbahnung zu den reichen Quellen zu unterſtützen. Der erklärende Text wird von Dr. Melly u. A. geliefert. — Siegmund Engländer bereitet die Herausgabe einer Monatsſchrift vor, die, wie ich höre, von tüchtigen Kräften unterſtützt werden wird. — Das Burgtheater hat uns als Neuigkeit die

Digitized by Google

Einfalt vom Lande geboten, und damit den unerquicklichen Beweis geliefert daß man ſolche Stücke auf den Vorſtadtbühnen, wo ſie bereits altersgrau geworden, beſſer ſpielt als hier. Mad. Koberwein entfaltete in der Titelrolle keine ländliche Einfalt, ſondern ländliche Unbeholfenheit. — Laube's Karlſchüler ſind nach langen Debatten angenommen. Das bekannte Gedicht: die Fürſtengruft, das in dem Stücke vorgeleſen wird, veranlaßte Schwierigkeiten, die, wie man hört, damit überwunden wurden daß man das Gedicht in „die Dogengruft" umtaufte. Die armen Dogen! Kaum hat ihnen Otto Prechtler in ſeinem Falconiere alle Ehre abgeſchnitten, ſo macht man ſchon ein zweites Attentat auf ſie, indem man alle gegen ſchlechte Fürſten geſchleuderten Poetenblitze gegen ſie wendet. — Im Kärnthnerthor ſahen wir Flotows zweiaktige romantiſche Oper „der Förſter." Text von Bärmann nach dem franzöſiſchen Original l'ame en peine. Der Componiſt, der an dieſem Abend wie bei den Wiederholungen ſelbſt dirigierte, ward vom Publikum ſehr freundlich begrüßt, und nach dem erſten Akte wiederholt gerufen. Im zweiten regte ſich eine ſtarke Oppoſition bei mäßigerem Beifalle. Die Oper enthält viele ſchöne Nummern, die aber nicht in Betracht kommen, weil die Muſik einen ganz andern Charakter hat als ſie haben ſoll. Die leichten, gaukelnden Weiſen die an und für ſich beſtechen, paſſen nicht für die Romantik der Handlung, in der das Überſinnliche eine ſo große Rolle ſpielt. Man wird nicht ergriffen, nicht gefaßt von den Schauern einer andern unbegreiflichen Welt. Unrecht hat man, dem Textbuche, wie gewöhnlich, den größten Theil des Schickſals der Oper aufzubürden. Hat Hr. Bärmann auch ziemlich monotone, hin und wieder ſtarre Verſe geliefert, ſo war es an dem Componiſten ihn auf dieſe Mängel aufmerkſam zu machen. Man weiß ja daß die Textverfaſſer, die nie das Glück einer Oper erhebt, während man ſie für ihr Mißgeſchick ſo raſch verantwortlich macht, ſich um kümmerlichen Lohn ganz den Wünſchen der Herren Componiſten von Auf anſchmiegen müſſen. Ich ſage dies im Allgemeinen, weil mir die ewigen Anklagen gegen die Verfaſſer der undankbaren Textbücher großentheils ungerecht erſcheinen, und endlich einmal eine Entwaffnung verdienen. Der Componiſt wählt ein Buch, weil es ſeiner Individualität, weil es der Richtung ſeines Talentes zuſagt, oder er veranlaßt einen Dichter ihm einen Text zu ſchreiben, deſſen Charakter er vorzeichnet. In jedem Falle hat der Tondichter freie Wahl, er kann auch den Text ändern und umſchmelzen laſſen, denn die armen Verfaſſer ſchmiegen ſich ſeinen Wünſchen an. Hieraus folgt daß der Componiſt die verfehlte Wahl eines Textes, der ihn anregte, und die Beibehaltung unwirkſamer lähmender Grundlagen ſelbſt verantworten muß. — Bei dieſer Oper fehlte nicht der Text, der dem Tonmeiſter ſehr wirkſame Stellen bot, ſondern die Verwechslung des Grundtons der Muſik, die außer der Bühne durch ihren ſchönen Melodienfluß ſehr viel Beifall in einzelnen Nummern finden wird. Am erſten Abend waren die Sänger nicht ganz ſicher in ihren Partien, wie es bei erſten Vorſtellungen gewöhnlich der Fall iſt. Ausgezeichnet war Dem. Zerr als Adrienne. Neben ihr nennen wir vorzüglich Hrn. Leithner (Franz). Die Herren Reichart und Formes hatten wirkſame Momente. Die Maſchinerie dieſes Hoftheaters verdient eine ſtrenge Rüge. Sie gab zu vielen Störungen Anlaß. Wenn der irrende Geiſt verſchwinden ſollte, hielt ihn regelmäßig das ungelenke Geſchiebe der Büſche und Sträucher am luſtigen Kleide zurück, und als er zuletzt ſich mit dem trauernden Gelichten in die Wolken erhob oder erheben ſollte, empfahl man ihm in der Stille doch lieber einen Zeiſelwagen ſtatt dieſes elenden Zugwerks zu nehmen. Einmal ſenkte ſich die Gardine noch vor dem Actſchluß. — Roſſini's Semiramis, die ſeit neun Jahren nicht gegeben wurde, ging auf derſelben Bühne neu in Scene. Man hatte ſie bedeutend gekürzt, und den Part des Tenors ſo übermäßig bald ihm kaum einige Töne übrig blieben. Die Damen Haſſelt und Schwarz, die Herren Deärler und Hölzel gaben ſich ſehr viele Mühe, konnten aber der Oper nur einzelne Erfolge erringen. — Im Theater an der Wien tötet die ſchwediſche Nachtigall in der Regimentstochter. Sie erntet großen Beifall, allein die Wahl dieſer Rolle hat den Strahlenkranz der Idealität, den ihre enthuſiaſtiſchen Verehrer um ihr Haupt ſchimmern ſahen, doch etwas getrübt. Sie wird noch in der Lucia, Nachtwandlerin und Norma auftreten. Das Feldlager wird wohl dieſen Monat nicht dargeſtellt werden. Fräulein Lind ſang auch in dem letzten Concerte der Frau Schumann. Dieſe liebenswürdige Künſtlerin hat ein großes Verbrechen begangen, das einige unſerer Journaliſten in gewaltige Aufregung verſetzte. Denken Sie nur, Frau Schumann unterließ es, zwei Redacteurs zu ihrem letzten Concerte Freikarten, wie zu den früheren zu ſenden. Darüber gibt es nun Kriegserklärungen, Donnern und Toben gegen die Virtuoſen, die frühee doch die leeren Spalten ſo mancher Journale auf willkommene Weiſe anfüllen halfen. Ein Redacteur, dem die Virtuoſen ſchon manchen dankenswerthen Dienſt in ſeinen Akademien ꝛc. erwieſen, fordert alle ſeine Collegen auf, gegen dieſe Geig-, Hack- und Blasmenageen ein Kartell abzuſchließen, auf daß man ſie in Zukunft ganz ignorire. Ich will die Ausfälle nicht wiederholen, die man ſich bei dieſer Gelegenheit gegen eine geachtete Künſtlerin erlaubt und die das gebildete Publikum tief verletzen. — In einer Stadt, wo die Virtuoſen zum Beſten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten ſo viel wirkten, wo man keinen großen Künſtler vorüberziehen läßt, der nicht für die Armen ſpielen oder ſingen müßte, ſollte die Cenſur, damit ſie doch etwas nütze, einen ſolchen öffentlichen Angriff nicht dulden. — Wie man aus guter Quelle hört, wird ein neues Geſetz über literariſches Eigenthum und das Verhältniß der dramatiſchen Dichter zu den Bühnendirectionen nächſtens an's Licht treten. So dankenswerth auch dieſes legislative Streben iſt, ſo muß man doch bemerken daß jeder Schutz des geiſtigen Eigenthumes ganz illuſoriſch iſt ſo lange man Verlagsverbote duldet. — Die vielen Selbſtmorde und Selbſtmordverſuche ſind eine ſehr traurige Erſcheinung, und deuten an daß der Nothſtand ſich immer höher ſteigert. Größtentheils iſt es Rohrungsloſigkeit, was zu dieſem Entſchluſſe der Verzweiflung treibt. Dem Drange der Noth zu ſteuern, hat die grauen Schweſtern und den israelitiſchen Frauenverein zur Unterſtützung bedürftiger Glaubensgenoſſen veranlaßt, gemeinſchaftlich eine Redoute zu veranſtalten, deren Ertrag zur Hälfte den grauen Schweſtern, zur Hälfte den israelitiſchen Armen zufließen ſoll. Wir begrüßen mit Freuden dieſe ſchöne Vereinigung. Rothſchild hat ſich thätig darüber gefreut, indem er 400 Gulden C.-M. zeichnete. — Im Irrenhauſe erſchlug ein Irrer einen andern mit einer Kehlheimer Platte die er aus dem Boden riß. Der Mann ſcheint die Gefahr in der er

Digitized by Google

schwebt, genau zu kennen, wenigstens bezgt er allen an ihn gerichteten Fragen über die Motive seiner That — man erwähnt daß er in lichten Zwischenräumen den Mord verübt — mit großer Vorsicht aus. Auch Weglegung von Kindern kommt mehrfach vor. — Gestern traten Eifele und Beiseie auch im Leopoldstädter Theater zum Besten des Komikers Scholz auf. Sie waren mit wenig Witz ausgestattet.

Aus Berlin, im Januar.

[Carneval und Finanznoth; Bürgergesellschaft, Handwerkervereein und Vorlesungen.]

Die Garcia singt, die Cerritto tanzt: Carneval, was willst du mehr? Jene hat besonders als Desdemona, obschon das Haus bei den erhöhten Preisen des Hrn. v. Küstner nicht allzu voll war, diese besonders als Esmeralda mit der Ziege Triumphe gefeiert. An Tanz und Musik ist auch sonst an allen Ecken und Enden Berlins ein Überfluß; es fehlt auch nicht an Diners, Soupers, und was die Schmausereien anbelangt, so gibt das sonst durch seine magere Kost und seine hungerigen Thee's verschrieene Berlin jetzt Hamburg nichts nach. Ich weiß nicht, essen wir jetzt so stark aus Verzweiflung oder aus Prahlerei? Man fängt sogar jetzt in Berlin an nicht mehr essen, sondern speisen zu sagen. Früher war der Unterschied streng; in Berlin aß man, in Wien speiste man, in Hamburg schmauste man, obschon das letzte Wort für die letzte Stadt nicht der terminus technicus, sondern nur der Sache nach richtig ist. — Der steigende materielle Luxus unserer Residenz hat vielleicht Hrn. v Küstner das Motiv geboten, in diesem Sinne hinter dem Zeitgeist nicht zurückzubleiben und die Preise zu erhöhen. Oder war es vielleicht eine tiefere Staatsmaxime, ein Mittel die ärmeren Classen vom Theater abzuhalten, nur die Vornehmigkeit im Tempel Apollo's zu versammeln und uns ihm eine Reunion der blasirten Langenweile zu machen? Dann wäre es das größte Verbrechen an der Geschmacksrichtung des Theaterpublikums, den befähigten Köpfen, dem Mittelschlag zwischen Reich und Arm, der der eigentliche Träger frischer Bildung ist, den Theaterbesuch zu erschweren. Es war aber nichts von alle dem was den Chevalier v. Küstner zu der Maßregel trieb. Trotz der Vergrößerung des Theaterpublikums, die sich bei dem Conflux von Menschen durch die Eisenbahnen erklärlich macht, trotz dieser Vergrößerung des Publikums ergab sich Ende December ein Deficit von 10,000 Thlrn. in einer Casse der so unerhörte Summen aus der königlichen Börse oder aus Staatsmitteln zufließen. Wo liegt der Grund? In übereilten, ohne Kenntniß der Verhältnisse unternommenen Reformen. Ein Abonnement mag für Privatbühnen als Nothbehelf gut sein, wie denn Hr. v. Küstner als Principal einer kleineren Schauspielertruppe ganz an seinem Platze wäre. Ein Abonnement war für Berlin ganz gegen die gesunde Vernunft, gegen allen Vortheil für die Casse. Die 80 bis 90 abonnirten Parkettplätze darf man hoffen jeden Abend für den vollen Preis zu verkaufen, ist das Theater nur halbweg leidlich und von Interesse. Abonnirt bringen diese Parkettplätze jetzt täglich eine empfindliche Einbuße, die die Casse dem großen Financier zu verdanken hat. Diese Einbuße sollte nun durch erhöhte Besteuerung der einzeln zu verkaufenden Plätze gedeckt werden. Und diese Finanzspeculation hat sich als eine falsche ergeben; man ist in einer Zeit wo das Nothdürftigste im Preise steigt, erbittert gegen diese Maßregel, die hohen Preise dringen keinen Segen, und erregen Mißvergnügen gegen die ganze Theaterwirthschaft. Auch hat Hr. v. Küstner seine Speculation schon wieder fallen lassen. Die Einziehung der reservirten Plätze hat auch nur zur Folge daß wer nicht männliche Dienstboten zu schicken hat, gar kein Billett bekommen kann, falls die Nachfrage stark ist. — Um an Kleinliches Großes zu knüpfen, geh' ich von Hrn. v. Küstner's Finanznoth auf das Kriegsministerium über. Finanzen hier, Finanzen da! Die Welt dreht sich um diese Angel. Man erwartet die Veröffentlichung des Hauptfinanzetats und fürchtet daß die Verwaltung des Staates sich ebenfalls in eine bange Höhe gesteigert hat. Namentlich soll, wie man sich zuraunt, wegen der Theuerung der Lebensmittel für Mann und Pferd der Etat des Kriegsministeriums um zwei Millionen höher sein als sonst. Während desselben verschulden die gedrückten Gewerbs- und Geldverhältnisse eine Verminderung der Einnahmequellen, namentlich in der indirecten Verwaltung. — Das Brot in der Residenz ist immer kleiner geworden, aber es hat nicht an hülfreicher Thätigkeit gefehlt der Noth entgegenzuarbeiten. Anfangs hatte der Brotbäckereiverein für die Armen mit den Bäckern seine Noth. Diese wurden klagbar, meinten, sie müßten zu Grunde gehen. Wenn man für die Armen bäckt, so bäckt man die Bäcker arm! Diese können aber einmal herhalten; ihre offenkundig ausgesprochene Anmaßung, sie könnten mit zehn Procent Gewinn nicht bestehen, war doch zu stark. Der Kaufmann hält es für einen besondern Segen wenn er fünf Procent erhält, der Fabrikant nennt fünf Procent ein gutes Geschäft, der Gutsbesitzer murrt nicht wenn er drei gewinnt, und die Herren Bäcker klagen mit zehn Procent zu Grunde gehen zu müssen! — Unser Brotbäckereiverein ist in erfreulicher Thätigkeit. Graf Ernst von Schlippenbach, Rittmeister bei den Gardehusaren, der Vorstand dieses Vereins, gab neulich in öffentlichen Blättern die Mittheilung daß jetzt eine Zahl von 30,000 Menschen täglich das wohlfeile Brot erhält. Nicht ganz klar ist mir der Modus nach welchem es vertheilt wird. In Elberfeld hat sich ein gleicher Verein gebildet, der die zwanzigste Steuerstufe als die Befähigung zu dieser Gunst annimmt. (In Elberfeld umfaßt diese zwanzigste Steuerstufe vielleicht den dritten Theil der dortigen Bevölkerung. Man gibt dort das Brot um 2½ Sgr. unter dem Taxpreise, ein Maß Suppe für einen halben Sgr.) Der Steuerzettel ist das beste testimonium paupertatis. — Die Stiftung einer Bürgergesellschaft hat bei uns nicht glücken wollen. Nach den Statuten, deren Entwurf von Seite der Obrigkeit nicht genehmigt wurde, sollte jedem Mitgliede gestattet sein über Gegenstände von bürgerlichem und gesellschaftlichem Interesse Vorträge zu halten. Auf politische und religiöse Verhandlungen hatte man verzichten wollen. Allein wo ist heutzutage für Politik die Grenze? Man kann nicht mehr ruhig einen Teller Suppe essen, ohne daß einem politische Fragen über Sein und Nichtsein, oft recht harte Bissen, eingebrockt würden. Und wo ist der Religion, ich will sagen der religiösen Debatte, die Marke zu stellen? Die religiösen Interessen sind aus dem dogmatischen Bereiche esotrischer Gottesgelahrtheit getreten, bürgerliche Angelegenheiten geworden, wie die Politik nicht mehr das Geheimniß der Kabinette, sondern Sache der Gesellschaft ist. Man kann also von bürgerlichen und gesell-

Digitized by Google

ſchaftlichen Intereſſen religiöſe und politiſche Fragen gar nicht fernhalten. Der Entwurf der Statuten der Bürgergeſellſchaft lähmte an dieſer unrichtigen Logik und ward Grund zum Widerſpruch gegen die Exiſtenz eines ſolchen Vereins, der damit anfing, entweder wirklich unklar zu ſein oder ſich unklar zu zeigen. — Der Handwerkerverein regt ſich brav und tüchtig. Dann und wann kommen Unordnungen vor welche beweiſen daß man noch nicht aus den erſten Anfängen heraus iſt. Einige ſkandalſüchtiger Übermuth der ſich im Zettelkaſten des Vereinslocals laut machte, mußte neulich vom Vorſtand in den Verſammlungen gerügt werden. Zu dem aus achtzehn Mitgliedern beſtehenden Lehrercollegium des Handwerkervereins hat ſich Dr. Hermes geſellt; es iſt mir nicht bekannt für welches Fach. Kernbach trägt populäre Medicin vor, Schmidt erläutert Rechtslehren, Schomburgk und Cnetius erzählen die Geſchichte der Entdeckungen. Für die Erlernung des Franzöſiſchen hat ſich kein Schüler im Verein gefunden. — In der Singakademie wo ſich das feine und intelligente Berlin zu wiſſenſchaftlichen Vorträgen verſammelt, ſprach Profeſſor Dieterici über Auswanderungen, ein Thema das jeden Patrioten mit Schmerz erfüllen muß. Die neunzig heſſiſchen Landwirthe die ſtatt über See nach Rothfließ in Oſtpreußen wanderten, ſich dort anbauten und ſich wohlbefinden, haben noch nicht genug Nachfolger gehabt. Deutſchland verliert noch immer jährlich an 70,000 brave, tüchtige Menſchen, meiſt Arbeiter und Ackerbürger die daran verzweifeln auf der heimiſchen Scholle zu beſtehen. Gegen den jährlichen Zuſchuß von 300,000 Seelen deſſen ſich die Bevölkerung Deutſchlands zu erfreuen hat, iſt die Einbuße nach Zahlen genommen nicht allzu ſtark, allein es bleibt betrübt wenn die Noth auch nur Wenige zwingt dem Vaterlande Ade zu ſagen; der Schritt iſt immer hart und es fehlt unter uns nicht an Steppen die der fleißigen Hände bedürftig ſind. War unſere Mark Brandenburg, mit Ausnahme weniger Oaſen, nicht in alter Zeit auch ein Land aus dem man hätte ſchier auswandern müſſen, wenn nicht ein anderes Band dageweſen wäre, das anhielt den kargen Boden zu bearbeiten? — Ein anderer Vortrag in der Singakademie war vom Privatdocenten Dr. Troſchel. Er ſprach über das Leben der Fiſche. Hr. Troſchel muß kein Berliner ſein, ſonſt wäre er dem Ritzel nicht widerſtanden auf die fiſchartige Stummheit unſeres cenſurverhängten Zeitalters Anſpielungen zu machen. Übrigens erklärte der Vortragende die Stummheit durchaus nicht als zur Charakteriſtik der Fiſche gehörig. Einige, ſagte er, ſtöhnen, andere grunzen. Sehr gemüthlich ſchilderte Dr. Troſchel das Familienleben und die ſocialen Zuſtände der kaltherzigen Bewohner der feuchten Tiefen. — Ein nur geringes, aber auserwähltes Publikum verſammelt ſich um Dr. Mertens der nach einem vorher ausgegebenen Programm über das Syſtem der Weltgeſchichte Vorträge über monumentale Bauwerke hält. Hr. Mertens will damit nicht Archäologie, ſondern eine Monumentalgeſchichte der Menſchheit geben. Es iſt nicht zu leugnen daß ſich das Mittelalter ganz und gar an ſeinen Bauſchöpfungen charakteriſiren läßt. Dieſe Monumentalgeſchichte ſetzt der Vortragende der Documentalgeſchichte gegenüber. Dieſe aber muß in Epochen wo die Literatur das Gepräge und den Ausdruck der Zeit gibt, von überwiegendem Gewicht ſein. Mertens beherrſcht mit ſeiner Anſchauungsweiſe nur Zeitalter welche bauten. Ägypten läßt ſich ganz in ſeinen Bauten begreifen, Hellas würde ſchon Einbuße erleiden, hätten wir blos ſeine Tempel, nicht ſeinen Homer und Sophokles. Moderne Epochen haben ſeit der Reformation oft nur Literatur zum Ausdruck ihres Charakters; heutzutage baut nicht der Zeitgeiſt, nicht das Volk, nur der Dilettantismus; ein nachgeborenes Geſchlecht kann uns nicht nach unſeren Bauten meſſen wollen. — Mit großem Beifall bei hervorbrechenden Stellen die die tüchtige Geſinnung des Mannes verriethen, hat Dr. Prutz ſeine literariſchen Vorträge eröffnet. Man iſt begierig wie ſich Prutz zu den Parteien der Zeit ſtellen, oder ob er die neueſte Zeit in ihren Richtungen vielleicht nur flüchtig andeuten wird. Prutz hat bekanntlich mit ſeiner Geſchichte der Journaliſtik, von welcher ein Band erſchien, ein Werk von großem Fleiß geliefert, das ihm das Vertrauen erzeugt, er werde die Documentalgeſchichte des modernen Geiſtes richtig ſchildern. Dieſe Vorleſungen ſind ihrem Geiſte und ihrer Richtung nach denen des Hrn. Mertens gewiſſermaßen entgegengeſetzt, indem ſie die Geſchichte unſerer Entwicklung an den literariſchen Documenten erläutern. ✝.

Aus München, d. 14. Januar.

[Nachträgliches zu den Kunſtbauten, fliegende Blätter, oberbairiſche Lieder.]

Meinem Briefe von vorgeſtern fehlte der Schlußpunkt und ich gebe ihn nachträglich. Zählte ich Ihnen einmal alle die Neubauten auf, die München's Glanz machen und machen werden, ſo durfte ich unſeres großen Siegesthores nicht vergeſſen das unſer Stolz und unſere Zierde ſein wird. Mit nächſtem Herbſt hofft man es zu vollenden und mit ihm der palaſtreichen Ludwigsſtraße die in monumentaler Hinſicht ihresgleichen in Deutſchland ſucht, den Abſchluß zu geben. Zu unſerem Kunſtleben gehört auch für Sie die Mittheilung daß Schnorr der ſeiner nächſten Heimath jetzt wiedergegeben wurde, und doch nicht fortgeht ganz und gar entzogen iſt. Er wird in nächſtem Frühjahr auf eine Zeit lang zu uns zurückkehren um die Gemälde der Nibelungenſäle im Königsbau zu vollenden. In den großen Hallen dieſes königlichen Feſtgebäudes iſt es jetzt zur Carnevalszeit keineswegs ſo ganz leer wie ich Ihnen ſchrieb daß zu unſern glänzenden Bauten uns in München am Ende die Menſchen fehlen würden. Die Geſtalten die ſich in den Prachtſälen verſammeln, ſind freilich ſehr modern; Hofdälle führen ſie zuſammen. Bei Georg Franz hierſelbſt erſcheint das romantiſche Baiern. Im neueſten, dem vierzigſten Heft dieſes Werkes das uns die maleriſchen Natur- und Kunſtſchönheiten aller Provinzen des Landes vorführt, finden Sie einen Stahlſtich vom Thronſaal des Königsbaues neben Bildern von Würzburg und von einigen andern mehr abgelegenen Punkten Baierns. Hoffentlich erhalten wir, da das Werk umfangreich genug wird, ſämmtliche monumentale Schöpfungen Münchens in dieſen Sammlungen zur Anſchau. — Auf der geſtrigen Maskerade in unſerem Odeon erſchienen plötzlich zum großen Ergötzen der Geſellſchaft aus den fliegenden Blättern drei ſtehende Figuren, Doctor Eiſele mit ſeinem landjunkerlichen Baron Beiſele und der Staatsſchämerthoidarius. Letzterer hat bekanntlich in einem der neueſten fliegenden Blätter im Arkenfangliedſtyl förmlich und in Kraft Rechtens gegen die Profanation ſeiner oberthoheitlichen Beamtenperſon Proteſt eingelegt. — Dieſe unſere fliegenden Blätter fliegen jetzt in alle

Digitized by Google

Welt und bekunden ihr unſern artiſtiſchen Humor. Die Vorſteher der Anſtalt aus der ſie hervorgehen Braun und Schneider, haben in den erſten Jahren viel zugeſetzt. Jetzt erſtreuen ſie ſich bei mehr als 10, 000 Abnehmern einer Deckung der früheren Einbuße. Möchten die Beſitzer ihre Zeit wahrnehmen, denn Michel, Anfangs ſchwer zu gewinnen, iſt auch raſch wieder wandelbar, und unſere Humorquellen möchten verſiegen, da der Geſichtskreis unſerer Künſtler nicht weit genug iſt um unerſchöpflich genannt zu werden. Sobald in Deutſchland die Satyre ſchlagend wird, ſchlagt auch die Cenſur zu. Für jetzt hat man ſelbſt von oben her über die Satyre auf die Trierer Rockfahrt gelächelt; Trier ſtand im Blatte mit umgekehrten Lettern. Den ſpinnirenden Spitzl der die Herrn Eiſele und Beiſele in der Geſtalt ihres eignen Schattens belauert, hat ſich Wien ſchon verbeten. Da ich Ihnen einmal von Franz v. Kobells Schnodahüpfln und Sangſprüchln ſchrieb, darf ich auch nicht einer von Hermann Marggraff geſammelten, wenigſtens für uns kennlich genug mit H. M. als Herausgeber bezeichneten kleinen Hefte oberbaieriſcher Volksliöder vergeſſen. Ich beſchränke mich darauf Ihnen folgendes daraus mitzutheilen.

D' Sendrin beim Nachtgebet.

Wenn ſo d' Sunn' ſchö ſtaad da abaſchleicht
Und da Nebi drauf an' Tag verſcheucht,
Steigt mei Herz no mal zum Himmi auf
Und zu dem der ſchafft an Sunnalauf.

Lieber Himmi, bitt' di inuigli,
Daß i lang, recht lang ſo g'ſund no bi',
Laß mi fröhli ſei auf dera Welt,
Laß a Freud mi hab'n an Wald und Feld.

B' hüt die Schaf', die Geaſ' und aa mei Kua,
Woaßt ja ſelm daß i ſ' braucha thua.
Gib ihn' 's Gras damit ſ' 'n Hunga ſtill'n,
Z' frieden ſoll'n's ja ſei', dees is dei Will'n!

Für an G'wiſſn bitt i d'ſunders no,
Brauch's nit z' ſagen, du woaßt ja ſo davo,
Laß'n aa recht fröhli ſei' und wohl,
'Is ja der mi glückli macha ſoll.

Endli laß uns alli mitanand
Ruhi' ſchlafa heunt in deiner Hand,
Gib uns daß ma' nach der guat'n Nua
Wieder friſch aufſtenga morg'n frua!

Der Herausgeber hat jedem Liede auch die Singweiſe in Noten beigefügt. Nach einem flüchtigen Blick zu ſchließen ſind ſie mit Sorgfalt wiedergegeben. △.

Aus Würzburg.

[In Sachen Behr's.]

In der Nummer vom 21. Novbr. 1846 der „Europa" fanden wir einen Artikel welcher ſich zur Aufgabe ſetzte den dermalen in Bamberg domicilirenden vormaligen Bürgermeiſter Behr aus Würzburg durch den Vorwurf zu kränken, als habe er einſtens zu Denen gehört, welche die Illuſionen eines jugendlichen Fürſten von Freiheit und Gleichheit gepflegt, und als hätten getäuſchte Hoffnungen auf Beförderung das Motiv zu leidenſchaftlichen Ausbrüchen gebildet, denen die Anklage auf Hochverrath gefolgt ſei. Die Redaction der „Europa" ſprach zugleich in einer Note ihr Bedauern aus daß man aus Baiern immer nur über das Mäcenat der Kunſtherrlichkeiten, nichts oder wenig über Wohl und Weh der lebendigen Menſchenwelt höre. Wir könnten getroſt dem beſſeren Gefühle der hieſigen Leſer des Blattes die Beurtheilung jener grundloſen Vorwürfe und das Urtheil über den Verfaſſer jenes Artikels überlaſſen, der, obgleich vielleicht ſchuldbewußt, dennoch einem Unglücklichen ſelbſt die Ruheſtätte mißgönnt die ihm des Schickſals Härte noch belaſſen hat; aber unſere Pflicht iſt es die kecke Aufforderung zu beantworten, mit welcher der Verfaſſer die Stadt Würzburg zum Zeugen darüber anruft daß der Inhalt der mit Beſchlag belegten Papiere Behr's Schuld offenkundig darlege. Dieſe Papiere und deren Inhalt ſind, was dem Verfaſſer jenes Artikels wohl bekannt ſein muß, ein Gerichtsgeheimniß; die Stadt Würzburg kann daher aus eigener Ueberzeugung kein Verdammungsurtheil über einen Mann fällen deſſen Verdienſte um die Wiſſenſchaft wie um die Intereſſen ſeiner Mitbürger dieſe zu ehrender Anerkennung wie auch in der Ferne zu bleibendem Danke verpflichten. — Möge Oeffentlichkeit der Rechtspflege endlich einmal jeden Zweifel über die rechtlichen Grundlagen von Schuldausſprüchen beſeitigen!

Mehrere Würzburger.

[Deutſche Neujahrswünſche.]

Mehrere unſerer politiſchen Blätter gaben beim Wechſel des Jahres Rückblicke auf das vergangene; einige knüpften daran Ausſichten und Hinblicke auf die nächſte Zukunft. Mit beſonderer Umſicht und Feſtigkeit ſprachen ſich Brüggemann in der Kölniſchen, Andree in der Bremer Zeitung aus. Kurz und bündig knüpfte Karl Mathy in Mannheim an ſeine „Rundſchau" Neujahrswünſche für Deutſchland. Er wünſchte uns eine nationale einheitliche Politik die unſere Rechte nach außen kräftig vertrete, die Freiheit im Innern ſchirme; Einheit des Rechtes, Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Verfahren, damit das Volk das Recht nicht blos höre, ſondern auch (durch Geſchworene) ſelbſt finden lerne; Ausbildung des Zollvereins, ſowohl räumlich durch Beitritt der Nordſeeküſte, als innerlich durch angemeſſenen Schutz der induſtriellen Thätigkeit. Er wünſcht uns ferner Befreiung der Flußſchiffahrt von läſtigen Zöllen und Sperren an den Mündungen, völlige Freiheit im innern Verkehr, eine nationale Handelspolitik und Schiffahrtsgeſetzgebung, ein gemeinſames Handels- und Wechſelrecht und eine gemeinſame Poſt. Er wünſcht ferner Sicherung friſcher Quellen leiblich wie geiſtig, Ausgleich der Mißverhältniſſe zwiſchen Capital und Arbeit, damit das Elend das nicht in der Natur, ſondern in verkehrten Einrichtungen liegt, ſchwände; Allen aber Ausdauer und Gemeinſinn, um nicht an den Hinderniſſen zu ſcheitern.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 6. Februar.

Inhalt: Miſſionär und Proſelyt. Aus einem Roman von F. Guſtav Kühne. — Alfred Meißner's Zigka. — B. Auerbach's Zehn Jahre. — Moritz Hartmann's neuere Gedichte. — Uhland's dramatiſche Dichtungen. — Die Sachſen in Siebenbürgen. — Hofrath Bereis. — Dr. Wirth.

№ 6.

Miſſionär und Proſelyt.

Aus einem Roman von F. Guſtav Kühne.

(Tagebuch eines Schülers der Geſellſchaft Jeſu.)

1755.

Cardinal Rezzonico ſteht an der Spitze der Propaganda die ihre Boten in alle Welt ſendet, um die Heiden zu bekehren und die Ketzer von ihren Irrwegen zurückzuführen. Er iſt der Geſellſchaft Jeſu ſehr zugethan und gilt für einen Freund des Generalvicars Pater Lorenzo. Schon daraus vielleicht erklärt ſich daß zwiſchen der Propaganda und dem oberſten Haupt der Kirche ein Zerwürfniß obwaltet. Auch die andern Cardinäle welche zur Congregation für die Verbreitung des Glaubens gehören, ſind den Vätern des heiligen Loyola günſtig. Nach den Statuten der Propaganda ſollte der Papſt wöchentlich einer Sitzung der Congregation beiwohnen. Papſt Benedict läßt ſich durch einen Vicar vertreten.

Gleich nach der heiligen Woche hatte Monſignore die Gnade, mir den Tag in der Woche zu bezeichnen, wo er auf ſeiner Villa zu empfangen pflegt. Ich traf nicht recht die übliche Stunde und langte auf dem Landſitze des Kirchenfürſten früher an als man dort Beſuche erwartet. Eminenz, hieß es, ſei noch nicht aus der Stadt zurückgekehrt. Man wies mich auf den Garten an und ich wandelte durch die reizenden Gehege bis zu den Weinbergen hin, welche die Villa umkränzen. Als die Sonne ſich neigte, ſtand ich unter einem phantaſtiſchen Bacchustempel und überblickte die Pracht des Wohllebens, das der Kardinal auch in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit um ſich breitet. Was haſt du, mein karges Piemont, mit deinen Pinien und deinem ſchwarzgrünen Gehölz gegen die Zaubereien zu bieten, mit denen hier die Geiſtlichkeit die Reize aller Zonen um ſich zu verſammeln weiß! Der Garten ſchien im kleinen Umfang den Charakter aller Himmelsſtriche dicht neben einander zu vereinigen. Aus dem grauen Schatten eines Ölwaldes tauchte eine Meierei auf mit Wohnhäuſern nach Schweizerart. Von einem Felſen blickte eine gothiſche Ruine herab mit eckigen Mauern und künſtlich zerſtörten Thürmen. Aber auch dieſe Trümmer ſchienen belebt und wohnlich eingerichtet. Das Ufer am See drüben bot den Überblick eines neapolitaniſchen Fiſcherdorfes; Netze ſtanden dort ausgebreitet und einige Mädchen in entſprechender Tracht ſchaukelten ſich in einem Boote. Aus dem Verſteck ſeltſamer tropiſcher Gewächſe ragte mit ſeinen geſchweiften Spitzen und Glockenthürmchen ein chineſiſcher Pavillon hervor. Monſignore wollte vielleicht alle dieſe fernen Himmelsſtriche, die für den Glauben gewonnen werden ſollten, jeden Tag ſeines Lebens gegenwärtig vor Augen haben. Er überſah dann gleichſam zum Spiel von ſeiner Villa aus die ganze Welt.

Als ich am Ende eines Laubganges aus dem Gebüſch trat, das ſeine Zweige über mich wölbte, ſah ich mich plötzlich wieder an den Eingang verſetzt der auf eine Terraſſe zur Villa zurückführte. Ich ſtand betroffen ſtill. Unter der Pergola auf ſeidenem Polſter, wie ein Paſcha auf ſeinem Divan, ſaß der Cardinal. Drei junge Damen ſtanden und ruhten ihm zur Seite. Nach

Digitized by Google

ihrer Tracht zu ſchließen, waren ſie die Bewohnerinnen der verſchiedenen Partien des Gartens. Die eine von ihnen, chineſiſch gekleidet, mochte zu dem Thurm mit den Glocken gehören. Die zweite, mit Strohhut und Bändern, war das Schweizer Milchmädchen aus der Meierei. Die dritte, eine hohe, ſtolze, dunkle Geſtalt, trug ein Barett und ein geſchlitztes Kleid nach der Art der Burgfrauen aus alter Zeit. Der Cardinal hatte ſich alſo dieſen Park nach dem Geſchmack verſchiedener Zeiten und Länder auch bevölkert. Er ſelbſt war noch halb und halb im amtlichen Koſtüm, in geſtickten Schuhen und Strümpfen. Die Chineſin hatte ihm den Mantel abgenommen, die Schweizerin zog ihm ſo eben die Ringe ab, die er über den Handſchuhen trug. Die Dame im germaniſchen Ritterkleide ſtand abgewendet am Geländer der Pergola, den Kopf in die Hand geſtützt; ſie ſchien an dem Geplauder der Gefährtinnen, die ſcherzend und neckend den alten Herrn zu erheitern ſuchten, nicht Theil zu nehmen.

Die Gruppe war mit ſich ſelbſt zu ſehr beſchäftigt, um mich im erſten Augenblick zu bemerken. Ich wollte eilig in's Gebüſch zurücktreten, als die kleine Schweizerin ſich nach dem Geräuſch umwandte und aufſprang. Heiliger Joſeph! rief ſie laut wie von Entſetzen ergriffen, der Miſſionär der rußigen Waldenſer*)! Dann ſchlug ſie lachend die Hände über ihr Geſicht und verſteckte ſich mit lautem Gekicher in das Boskett der Pergola.

Monſignore hatte ſich erhoben und trat mir entgegen. Ah, Graf Giuſeppe La Torre! ſagte er, mich bewillkommnend, bevor ich Worte fand, meinen zudringlichen Eintritt zu entſchuldigen.

Cardinal Rezzonico war ein hoher Funfziger, aber ohne merkliche Spuren des vorgerückten Alters, eine gefällige, würdevolle Geſtalt, mit behaglichem Antlitz und nicht ohne jene vornehme Haltung, der es zugleich bequem iſt auch wohlwollend und leutſelig zu ſein. — Seht, Ihr loſen Kinder! ſagte er, zu den Damen gewendet, wir verplaudern hier die Zeit und meine werthen Gäſte ſind ſchon angelangt.

Die Chineſin war mit dem Mantel des Prälaten davongeeilt und nur die gothiſche Dame ſtand neben ihm, als er mich mit einer gnädigen Handbewegung mit den Seinigen bekannt machen wollte. Signora Carlotta, meine Nichte! ſagte der Cardinal, dieſe nöthigend, mir gegenüber Stand zu halten. Sie ſchien ernſter, ernſter als die beiden luſtigen Kreaturen, deren lachende Stimmen den Weingang hinunter verhalten. Ich ſah die Dame argwöhniſch an. Das Zeitalter der Nepoten, dachte ich ſtill für mich, iſt vorüber, aber Nichten ſcheinen noch zum rechtmäßigen Haushalt der Kirchenfürſten zu gehören! — Es lag jedoch in dem Verhalten des Cardinals ſo viel väterliches Wohlwollen, ein Gemiſch von Oberhoheit und Güte daß es frevelhaft geweſen wäre die Beziehungen der Damen zu ihm ſich auf andere Weiſe zu deuten. —

Monſignore war freundlich genug, von meinen Studien und meiner Lebensweiſe Kenntniß zu nehmen; er fragte nach meinem Vater, ſprach von deſſen hohem Werth, von den Schickſalsfügungen meines Hauſes mit theilnehmender Wärme. Auch Euſebio, meinen alten Lehrer in Genua, kannte er ſehr genau und rühmte des Mannes verſöhnliche Milde, die, wie er ſagte, in Zeiten, wo der Kirche Gefahr drohe, oft wirkſamer ſei, als die aſcetiſche Strenge, die den Himmel nicht anders gewinnen zu können glaube, als wenn ſie die Erde, den Schauplatz menſchlicher Leiden und Freuden, verächtlich von ſich ſtoße. In allen dieſen Äußerungen lag durchaus nichts, was mir ſeine enge Verbindung mit dem Generalvicar meines Ordens erklärte. Er ſprach mir die Hoffnung aus daß meine Jugend die Stürme beſtehen würde, die mich bedrohten; der mächtige Arm der Geſellſchaft werde mich ſchützen und mein Eifer für das Reich Gottes ſei ihm eine Bürgſchaft daß ich mit meinen Gedanken mich niemals allzuweit in jene Wüſten verirren werde, in denen der klügelnde Verſtand ſeine unfruchtbare Stätte aufgeſchlagen, um das Herz mit allen ſeinen Empfindungen verſchmachten zu laſſen. Die Kirche Gottes darf auf Euch zählen! ſagte er mit dem gewinnenden Ton ſeiner Stimme, während er ſeine Hand auf meine Schultern legte. Aus ſeinen Augen ſprach ſoviel Herzensgüte daß ich alle unwilligen Gedanken, die in mir aufgeſtiegen waren, verſcheuchte. Ich wußte freilich damals nicht daß es eine gewiſſe Höflichkeit des Herzens gibt, die der feine Verſtand des Weltmannes recht gut mit ſeinen Plänen und Zwecken zu verbinden weiß. Die Herrſchſucht dieſes Prieſters, der mit der Sicherheit ſeiner gefälligen Lebensformen zu beſtechen verſtand, war nicht ſo abſchreckender Art, wie ſie mir nackt und dürr und mit allen Schrecken rückſichtsloſer Härte, mit allem Trotz eines übermüthigen und plumpen Selbſtvertrauens in Pater Lorenzo Ricci erſchienen war. Mit der Virtuoſität des Diplomaten verband

*) Die Heimath des Erzählenden iſt in Piemont das Thal von La Torre, in welchem heimliche Waldenſer leben. Ein waldenſiſch Mädchen, Mormena, hatte ſich aus Liebe zu Giuſeppe zum römiſchen Glauben bekannt.

Digitized by Google

Cardinal Rezzonico, derſelbe, der ſpäter als Clemens XIII. den Stuhl Petri beſtieg, den ſchönen Glückſeligkeitstrieb eines Friedensfürſten. Er hätte vielleicht als weltlicher Herrſcher ſegensreich gewirkt. Daß er ſpäter ganz und gar Lorenzo's Werkzeug wurde, beweiſt wohl nur die Schwäche des guten Herzens, das aus Furcht vor Kampf und Zwieſpalt um jeden Preis mit der entſchiedenen Gewalt Frieden ſchließt. Um mir ein beſonderes Zeichen ſeines Wohlwollens zu geben, geſtattete er mir den Beſuch in den geheimen Sälen der Congregation zur Verbreitung des Glaubens. Ihr findet dort, ſagte er, die ganze Reihe der germaniſchen Fürſten welche in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrten. — Ich hoffe, ſagte der Cardinal, daß Ihr eine Miſſionsreiſe nach dem deutſchen Norden nicht abweiſen werdet, wenn ſie ſich ſonſt mit Euern Plänen verträgt. Ihr werdet noch heute einen etwas ſeltſam gearteten Bruder Eurer Geſellſchaft kennen lernen, deſſen deutſcher, etwas plumper Humor einen guten Gegenſatz zu Eurer ſtillen, ſinnigen Natur machen könnte. Die friſche Derbheit des Pater Broccardo mit Eurer Geiſtesbeſchaffenheit verſchmolzen, müßte unter allen Umſtänden das Muſterſtück eines Miſſionärs an den kleinen deutſchen Höfen abgeben!

Der Cardinal verließ mit dieſen Worten die Pergola, mich zum weitern Verkehr der Dame Carlotta überweiſend, die aufmerkſam unſerer Unterhaltung beigewohnt hatte. Sie iſt ein Mitglied Eures Ordens! flüſterte mir der Prälat lächelnd zu, indem ich ihm einige Schritte bis zur Terraſſe das Geleit gab und mich verbeugte.

Eine Schülerin Loyola's? wiederholte ich mir im Stillen nicht ohne Anreiz zum Spott, indem ich ihr phantaſtiſches Ritterroſtüm muſterte. Signora, ſagte ich, auf der Villa St. Eminenz ſcheint die Carnevalszeit noch nicht vorüber zu ſein?

In dem Augenblicke ſprang die Schweizerin mit fliegenden Bändern die Terraſſe zu uns herauf, kehrte jedoch eilig wieder um als ſie den Cardinal nicht mehr in der Pergola traf. Carlotta ſah mich mit ihren dunkeln Augen furchtſam und fragend an, ob ich den dreiſten Scherz des kleinen Wildfangs bei meiner erſten Begrüßung überhört haben könnte.

Die Donna Svizzera, ſagte ich, auf den kleinen Flüchtling deutend, ſcheint von meinen Köhlern in den Bergen Piemont's gehört zu haben?

Carlotta war ſichtlich befangen und entſchuldigte den Übermuth der Schweſter, die der ungezogene Liebling des Cardinals ſei.

Ich habe nicht ahnen können, fuhr ich fort, daß ich für ſo zarte Lippen ein Gegenſtand des Geplauders geworden bin. Das Ketzerthum der Waldenſer in den Bergen iſt vielleicht in Rom ein Popanz, mit dem man die Kinder ſchreckt. Es ſcheint hier lächerlich zu ſein ſich zu einer Miſſion unter dem armen Volk in den Höhlen und Schluchten Piemont's zu entſchließen. Der Ruß meiner Köhler in den Bergen, gegen die Schminke der vornehmen Welt im allerchriſtlichen Rom gehalten, iſt wenigſtens ächt, und wenn man ſie ſich mit Widderfellen bekleidet denkt, ſo thut man ganz wohl, ihnen kein anderes Coſtüm zuzumuthen als das ihnen angemeſſene.

Nehmt den Scherz nicht ſo tief und ſchwer! flüſterte Signora Carlotta, meine Hand ergreifend, die ſie jedoch gleich wieder fahren ließ, als ertappte ſie ſich ſelbſt auf dieſer allzu raſchen Vertraulichkeit. Sie ſenkte ihr Haupt, als wollte ſie mir die Bewegung, die in ihr vorging, verbergen. — Es iſt ſo viel Lüge in der Welt, fuhr ſie fort mit beklommener Stimme, daß man nicht weiß wo man anfangen ſoll zu ſtrafen, wenn ſchon der loſe Übermuth eines Kindes Euch verletzen kann!

Wie ſie ſich aufrichtete, zog eine dunkle Röthe über ihr Geſicht. Ich trat erſchrocken zurück und betrachtete nicht ohne Überraſchung die zitternde Haſt, die ſich in Carlotta's Zügen ausſprach. In ihrem dunkeln, unruhig flammenden Auge lag ein Schmerz, dem es Mühe machte ſich zu verheimlichen. Die Friſche der erſten Mädchenjugend war aus dieſen ſcharf hervortretenden Zügen ihres Angeſichts entwichen. Man war ungewiß, ob man eine Tochter Roms vor ſich ſah; die dunklere Olivenfarbe ihrer Wangen erinnerte faſt an das Morgenland. Das goldene Diadem, das ihre hohe Stirn umzog, gab ihr faſt das Gepräge einer Fürſtin des Orients, die auf den Trümmern ihres Glückes den verſchwundenen Glanz früherer Tage betrauert und doch zu ſtolz iſt dieſem Schmerz Worte zu leihen. Der leiſe röthliche Schimmer in ihrem lichtbraunen Haar machte ſie zu einer Geſtalt, wie ſie Tizian liebte und malte. — Ich ſah ſie noch immer mißtrauiſch an und in ihren Blicken die ſie langſam zu mir erhob, lag das Eingeſtändniß: mein Unwille gegen die Welt ſei gerecht.

Ich kenne die Geſchichte Eures Lebens, Graf La Torre, ſagte ſie mit verhaltener Stimme und mit einer zitternden Demuth des Herzens, als ſuche ſie ſich ein Recht zu erwerben, mit den Schmerzen und Geheimniſſen meines Schickſals in Verkehr zu treten. Ich

Digitized by Google

weiß, wie verloren dieſe Welt iſt in Eitelkeit und Sünde, ſagte ſie, ihre Bewegung unterdrückend. Der Stolz dieſer Prieſter, die Gottes Regiment auf Erden führen, müßte erſt all ſeinen Prunk von ſich thun und in Demuth auftreten, um ein gottgeweihtes Leben in ſeiner Wahrheit und Reinheit zu begreifen. Ich kenne dieſe gleißneriſche Lüge, die gern Alles überdecken und ausgleichen möchte, weil ſie zu ohnmächtig iſt, um die Schmerzen der Welt auf ſich zu nehmen.

Ihr ſprecht nicht vom Cardinal? unterbrach ich den leidenſchaftlichen Zorn des Mädchens.

Der Cardinal iſt väterlich gütig und liebevoll, ſagte Carlotta, ſich ſelbſt vergeſſend.

Väterlich gütig? wiederholte ich und erröthete doch vor dem Gedanken, ihr zu ihrer Beſchämung ein ſchwelgendes Eingeſtändniß abnöthigen zu wollen. — Signora, fuhr ich fort, ſind das Eure Schweſtern, die Damen in der bunten Faſchingstracht?

Der Cardinal liebt dieſe harmloſen Scherze, ſagte ſie mit lächelnder Miene ausweichend und ſich auf die Würde beſinnend, mit der ſie gewohnt war, im Hauſe des fürſtlichen Herrn, der für ihren Oheim galt, die Ehrendame zu machen.

Nach meinem Gefühl, ſagt' ich unbeholfen und ehrlich genug, widerſtreitet es mit der Hoheit eines römiſchen Kirchenfürſten, dieſen Geſchmack von Verſailles aus der Schule der Pompadour nachzuahmen!

Sie ſah mich ſchmerzlich und durchdringend an. Es iſt nicht die ſchwerſte Sünde, die wir begehen, ſagte ſie mit banger Stimme, nicht die ſchmerzlichſte Lüge zu der ich verdammt bin.

Lüge, Signora? fragt' ich, ſie ungewiß anblickend. Ich wußte nicht ob dies Wort ihr Verhältniß zum Cardinal treffen ſollte. Welche andere Lüge konnte ſie meinen? — Ihr Verhältniß zur Geſellſchaft Jeſu? — Der Cardinal hatte mir lächelnd zugeflüſtert, ſie ſei dem Orden affiliirt!

Sie ſtand, das ſchöne düſtere Haupt zur Seite geneigt, ganz in ſich verloren und verſunken. — Dieſe Prieſter, fuhr ſie fort, wiſſen für Alles eine Sühne. Eine Lüge deckt dann die andere; aber das Herz duldet vor ſich ſelber keine Täuſchung, die innere Stimme des Gewiſſens, iſt ſie einmal erwacht, läßt ſich nicht betäuben.

Ich hatte ihre Hand ergriffen und blickte mitleidig in ihr dunkles, räthſelvolles Auge. Ich war erſchrokken, in dieſer Umgebung, in dem leichtſinnigen Glanz dieſer prunkenden Welt einen geheimnißreichen Edelſtein zu finden, der vielleicht nur im Dunkel der nächtlichen Stille ſeine leuchtende Kraft verrieth. Wie voll von Trauer mußte ein Herz ſein das ſo ſchnell überfloß! Sie ſchämte ſich der Thränen nicht die über ihre Wangen rollten. — Armes Mädchen! flüſterte ich leiſe für mich hin. —

Hütet Euch vor dieſen heiligen Männern in Rom! ſagte ſie, mich verworren anblickend. Man ehrt Euch nur um Euch zu einem willenloſen Werkzeuge zu machen. Man verhandelt mit dem heiligen Vater über die Seligſprechung der waldenſiſchen Maria.

Ich weiß, ſagte ich. Mein frommer Vater hat nicht eher Ruhe als bis die Kirche mit dieſer Feier ihm den letzten Zweifel nimmt daß ein Weſen über welches ſchon hienieden die Engel Gottes ihren Fittig breiteten, in den Frieden des Herrn eingegangen iſt. Sie müſſen das Leben erſt todt vor ſich ſehen, ehe ſie an ſeine Herrlichkeit glauben. Unſer Chriſtenthum iſt nur ein Todtendienſt. Und ſelbſt den Segen der lächelnden Unſchuld verwandeln ſie ſich in einen Fluch. Ihre Forderungen ſind weder Geſetze der Natur, noch Gebote einer liebevollen Gottheit, ſondern ein Machwerk der dumpfen Furcht und einer tückiſchen Hinterliſt, die ſich um alle Güter des heiligen Menſchenlebens betrügt!

Dies Wort ſchien aus ihrer Seele geſprochen, ſchien ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Ihre Schwermuth verwandelte ſich raſch in eine freudige Zuverſicht. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter; ihr Auge ſchien meinen Blick zu ſuchen. — Graf LaTorre, ſagte ſie zögernd, war Eure Ehe mit dem waldenſiſchen Mädchen eine rechtmäßige?

Vor Gott und Menſchen rechtmäßig!

Sie ſchlug ihren Blick zu Boden. — Graf Giuſeppe, ſagte ſie erröthend, man geht damit um, Eure Ehe mit der Waldenſerin aufzulöſen, ſie als ungültig zu beſeitigen.

Wie! rief ich mit dem ganzen Zorn meiner empörten Seele, wer wagt ſolch ruchloſes Werk?

Schweigt, verrathet mich nicht! flüſterte ſie ängſtlich und trat raſch in den dichten Laubgang. Der Cardinal ſtieg in Begleitung mehrerer Herren die Terraſſe herauf. Ich wollte ihr folgen, aber ich bezwang mich und blieb. — Ich muß dieſe Herrſchaft ränkevoller Prieſter, die ſich einbilden das Reich Gottes auf Erden vorzuſtellen, bis auf den Grund erſchöpfen. Dieſer Kelch, wie es ſcheint, ſoll nicht an mir vorübergehen!

Inzwiſchen bedurfte ich doch einiger Augenblicke mich zu ſammeln. Ich ſtieg auf der entgegengeſetzten

Digitized by Google

Seite die Terraſſe hinauf, die einen weiten Überblick auf die Landſchaft bot. In den Niederungen lagerten ſich die Schatten des Abends, während die ſcheidende Sonne ihren Heiligenſchein um die Häupter der braunen Gebirge wob. — Die Kirche gefällt ſich in den Abendſchatten und in den Dämmerungen, die ſich über das ſcheidende Leben breiten. Und die todte Mormona wollen ſie nun zu einer römiſchen Heiligen machen. Ja wohl bedarf die Kirche der Wunder und die blöde Gewiſſensangſt der Menſchen will im Dunkeln nachholen, was im lichten Glanz des lebendigen Tages verſäumt wurde. Ich könnte Euch das heilige Spiel laſſen. Aber Ihr wollt ſie mir zugleich entziehen, mit die Geſtalt entreißen die ſich mir ergab, mir für die Ewigkeit angehört. Iſt es ſo gemeint? Welche unnütze Grauſamkeit habt Ihr wieder zuſammengeklügelt? Wohlan, ich will ſehen, wozu das führen ſoll!

Wie ich wieder unter die Pergola trat, hatten ſich die neuangekommenen Gäſte um den Cardinal verſammelt. Es waren außer mehreren weltlichen Würdenträgern der römiſchen Curie auch einige Geiſtliche in verſchiedener Ordenstracht beiſammen; der jüngere Theil der Geſellſchaft hatte ſich mit den Damen im Garten zerſtreut. Der Generalvicar, Pater Lorenzo, ſtand mit dem Cardinal in eifrigem Geſpräch begriffen zur Seite. Mit geſenktem Haupt, die Hände auf dem Rücken zuſammengeſchlagen, ſchritt die kleine Geſtalt eines mir noch fremden geiſtlichen Herrn im Weingang ſinnend auf und ab. Er ſchien die Geſellſchaft eher zu meiden als zu ſuchen, ſtand bald an dieſem Strauche, bald an jener Pflanze ſtill, ihren Wuchs betrachtend und verrieth offenbar mehr die Luſt zu botaniſiren als an der Unterhaltung der Andern Theil zu nehmen. Er mochte einige Funfzig zählen; ſein blaſſes, ſchmahles, ruhiges und ernſtes Geſicht verrieth den Gelehrten, der die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen ſucht und pflegt. Er konnte mein neuer Gefährte nicht ſein, den ich hier begrüßen ſollte. Er trug das Gewand der Franciscaner; man nannte ihn in Rom nur den braunen Profeſſor.

Pater Lorenzo winkte mich zu ſich heran, nachdem ich die Pergola betreten und die Herren begrüßt hatte. Die Eminenz, ſagte er, hat Euch den Zutritt zu den Sälen der Propaganda geſtattet. Euer Studium der nordiſchen Sprache wird Euch zum Dienſt in den germaniſchen Ländern befähigen und es hängt nur von Eurem eignen Entſchluß ab, auf irgend einer Station unſeres Ordens in Deutſchland den dortigen Zuſtand der Welt kennen zu lernen.

Ich bin daran gewöhnt, entgegnete ich, jeden ſolcher Entſchlüſſe die in mein Leben eingreifen, mit dem Manne in Berathung zu ziehen, der als der Lehrer meiner Jugend, als bewährter Freund mein Vertrauen beſitzt.

Ihr meint Pater Euſebio? fragte Lorenzo.

Ich bin mit ihm um ſo mehr in Verbindung geblieben, war meine Entgegnung, als ihn mir der Orden zu meinem Oberen gab. — Ich fragte zugleich nach Briefen aus Genua. Wiederholt hatte ich an Euſebio geſchrieben, ihm die Eindrücke geſchildert, die Rom bisher auf mich ausgeübt; ich hatte noch auf keinen meiner Briefe eine Antwort erhalten.

Lorenzo ſah mich gleichgültig an, ohne es für nöthig zu halten ſich auf meine Vorſtellung einzulaſſen. Der ehrenwerthe Rector des Collegiums zu Genua, fuhr er ruhig fort, der weiſe Leiter Eurer jugendlichen Gefühle, der Euch dem Schutze des Ordens übergab, wird Euch wenig von Nutzen ſein können, wo es gilt den wirklichen Stand der Mutterkirche und ihre drängenden Bedürfniſſe kennen zu lernen. Wenigſtens weiß Pater Euſebio nichts von Deutſchland, nichts von unſeren dortigen Zuſtänden. Ihr ſeid, Graf La Torre, ſo eifrig mit den Schriften Martin Luthers, des weiland ſächſiſchen Auguſtiners, beſchäftigt, daß Euch ein deutſcher Gefährte lieb ſein wird. Einen ſolchen werden wir Euch in dem vielverdienten Pater Broccardo zuweiſen der in dieſen Tagen von einer Miſſion aus Indien zurückgekehrt iſt. Wir haben gerade dieſen wackern Kämpen und Streiter Gottes für Euch ausgewählt, weil er Alles beſitzt, was Euch abgeht: praktiſchen Blick, tapfere Zuverſicht und die raſche Faſſungskraft, die mit ſtarker Hand den eingelnen vorliegenden Fall wahrnimmt und benutzt. Ihm fehlt die Feinheit der Doctrin, aber ſeine gewiſſermaßen handwerksmäßige Dorbheit kann als Ergänzung dienen zu dem höheren Grad der Bildung den Ihr ſelbſt beſitzet. Ihr ſeid in Euren Überzeugungen weit genug um einzuſehen daß das Chriſtenthum von heute dem ſcheuen Karthäuſerthum und der finſteren Mönchsregel der Dominicaner entwachſen iſt. Euer ſkeptiſcher Geiſt iſt fähig genug die äußerſten Endſpitzen der Dinge zu ergründen, aber zu dieſem Reiz an der Forſchung hat ſich bei Euch noch nicht die friſche Luſt zum Wirken geſellt. Der würdige Bruder Broccardo, der ſeine Tüchtigkeit für die gute Sache auf verſchiedenen Punkten unſeres Reiches auf Erden, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen und Völkern bewährt hat, kann recht eigentlich als ein Beiſpiel dienen, wie man friſchen

Digitized by Google

Muthes Hand an's Werk legt. Er iſt kein Kopfhänger, kein Finſterling, kein Tertdreher, Caſuiſt und Clauſulant. Dieſer muntere Arbeiter im Weinberge des Herrn iſt weder gelehrt noch gehört er zu den idealen Köpfen, die ſich die Welt nach der Phantaſie geſtalten möchten. Ein ſolcher Gefährte thut Euch noth. Er wird Euch mit ſeinem jovialen Weſen vielleicht eine Zeitlang abſtoßend erſcheinen, aber wo es ihm fehlt, um ein ganzer Schüler Loyola's zu ſein, da werdet Ihr ſelbſt mit Eurer beſſeren Einſicht nachhelfen. Auch ſollt Ihr ihm nicht ſtreng untergeordnet ſein, Ihr braucht ihn blos als Euern Genoſſen anzuſehen. Nach den Geſetzen unſeres Ordens ſteht, wie Ihr wißt, Jedem ein Socius zur Seite.

Der Cardinal führte bereits, während Lorenzo noch ſprach, den neuangekommenen Gaſt an der Hand herbei. Das freundliche Wohlwollen in den Zügen Monſignore's hatte faſt den Anſtrich einer ſchmunzelnden Laune, als er den Fremdling den Anweſenden vorſtellte. — Unſer germaniſcher Bruder, kürzlich aus Weſtindien zurückgekehrt! ſagte er mit einem Gemiſch von Schalkheit und Herablaſſung.

Eine unterſetzte, breitſchultrige Geſtalt ſtand in ihrer behaglichen Fülle vor uns. Die Beſchwerden der Reiſe ſchienen den Mann nicht angefochten zu haben; Arbeit und Seelſorge hatten ſein leibliches Wohl nichts weniger als beeinträchtigt. In den kleinen Augen kündigte ſich eine liſtige Verſchlagenheit an; die aufgeworfenen Lippen ließen allerdings darauf ſchließen daß er, wie der Generalvicar ſagte, nicht zu den idealen Köpfen gehörte. Bei alle dem ſprach ſich in dem runden, vollwangigen Geſicht eine gutmüthige Offenheit der Seele und ſoviel Biederkeit des Herzens aus, daß man den Glauben an Arg bei ihm gern fahren ließ. Er nannte mich Bruder College und ſchüttelte mir wacker die Hand, wie ich mit ihm bekannt gemacht wurde. Das mangelhafte Italieniſch das er ſprach vertauſchte er bald mit einem ſchlechten Küchenlatein, bald mit einem fabelhaften Franzöſiſch, bald mit einem Kauderwälſch nordiſcher Barbarei. Er war überall zu Hauſe geweſen, ſchien wenigſtens von allen Zonen der Welt einen Fetzen an ſich gebracht und mit ſeiner vegetabilen Natur verſchmolzen zu haben. Es war der erſte deutſche Mann der mir im Leben begegnete, und ich bekam allerdings durch ihn von den vielfach verzweigten Völkerſtämmen germaniſcher Nation nur einen ſehr einſeitigen Begriff.

Wir ließen uns theilweiſe an den verſchiedenen kleinen Tiſchen zum Nachtimbiß, nieder und der Falerner aus dem Keller des Cardinals entband nach und nach manche geſeſſelte Zunge, während die bunten Lampen im Laubwerk der Pergola brannten und dann und wann von der untern Terraſſe herauf das muntere Geſpräch der jüngeren Geſellſchaft erſcholl. Der deutſche Bruder ſchlürfte den dunklen Rebenſaft in der That mit einem ſichtlichen Behagen, die Art und Weiſe wie dieſer Arbeiter im Weinberge des Herrn ſich auch in den Weinſorten des Cardinals bewandert zeigte, die eigenthümliche Methode wie er mit geſpitzten Lippen und gekräuſelter Zunge die Flüſſigkeit prüfte und ihren Duft einſog, erregte eine allgemeine Heiterkeit. Ich hatte neben ihm Platz nehmen und mit ihm auf gut deutſch anſtoßen müſſen. Seine Traulichkeit erhöhte ſich mit jedem Zug aus dem Becher; ſie kam jedoch auch der ganzen Geſellſchaft zu gute, da er für Alle ein Gegenſtand der Wißbegierde war. Seine Beredtſamkeit war alsbald im beſten Strome. Er erzählte von den Abenteuern ſeiner letzten Reiſe, von ſeinen »Geſchäften« in Angelegenheiten der heiligen Kirche. Ein geiſtlicher Bruder dieſer Art war mir durchaus neu; ich ſtaunte ihn mit großen Augen an. Faſt vergaß ich bei ſeiner Munterkeit die ſchwere Bürde die meine Seele belaſtete. Ja, ja, ehrenwerther Bruder und Gefährte, ſagte er in ſeiner gemüthlichen Laune ſich zu mir wendend, nun ſie uns in Paraguay die Hände gebunden und das Spiel verdorben haben, geh ich wieder in mein Deutſchland zurück. Da gibt es noch viel zu thun, da laufen die Leute heerdenweiſe in der Angſt ihrer Seele herum, ringen die Hände und bitten uns um Gotteswillen ſie ſelig zu machen.

Er gab in dieſer Weiſe zum großen Ergötzen der Anweſenden ein Stück von jenem barocken Humor zum Beſten der in Deutſchland zu Hauſe ſein ſoll. Selbſt der ſtillaufhorchende »braune Profeſſor« verzog zum Lächeln ſeine Miene. Ei, ei, Pater Burkhart, ſagte er ſpöttiſch, meint Ihr fromme Seelen heerdenweiſe für das Reich Gottes gewinnen zu können? Da denkt Ihr wohl an die Zeiten des Kaiſers Carolus Magnus, der weiland eine eigenthümliche Manier hatte, die heidniſchen Sachſen zu taufen. Ihr wißt doch wie, guter, ehrenwerther Streiter Chriſti?

Nun die Manier war nicht ganz ſchlecht! eiferte Burkhart, — ſo klang und lautete ſein eigenthümlicher barbariſcher Name, den wir uns auf unſre eigne Hand in Broccardo verbeſſerten, — Kaiſer Carolus ſeiner Zeit trieb ſie heerdenweiſe in die Elbe. Die Taufe ging wie auf Commando vor ſich und wer nicht untertuckte — Kopf ab! Da tauchten Alle unter und

Digitized by Google

wurden Christen. Man war damals in Sachen des Heils noch nicht so übellaunig und scrupulös. Ihr Herren Hochgelehrten denkt immer, man müsse jede einzelne Seele ganz still für sich behandeln und an ihr so lange herumarbeiten und handtieren, bis sie reif und mürbe wird. Es waren schöne Zeiten als man die großen Haufen so in Bausch und Bogen bekehrte, wie denn, glaubt mir's nur, ein einzelnes Schaf schlimmer zu hüten ist als eine Heerde. Wenn man sie schockweise aufnimmt, dann hält Einer am Andern fest und der Gemeingeist ist wie ein Kitt der Alle bindet. Ja, zieht nur Eure gelehrten Stirnrunzeln! In Rußland hab' ich's selbst gesehen, da hinten in Galizien und Beßarabien, wie gut sich das Geschäft in Reih und Glied abmachen läßt. Sind da eine Masse wilder Heiden zusammengekoppelt, so werden sie einexercirt, in Reih und Glied gestellt. Kopf hoch, Kopf nieder! wird commandirt, und dann läuft der Priester mit dem Taufbecken die Reihen auf und ab und benetzt sie strichweise wie bei uns in den Schenken die Bauern auch gleich in Masse rasirt werden. Die erste Reihe heidnischer Kerle wird Peter getauft. Peter, Peter, Peter! ruft der Priester und betupft rasch Jeden mit den Fingerspitzen. Die zweite Reihe vor! lautet das Commando; Paul, Paul, Paul! und ein dreißig Burschе sind als Peter und als Paul der Gnade des Herrn überliefert.

Der deutsche Bruder lachte ohne spotten zu wollen mit seinem breiten Gesicht so gutmüthig daß es zweifelhaft blieb ob er Ernst oder Spaß machte. Man konnte dem Erzähler nicht gram sein, so sehr er ohne es zu wollen, eine heilige Handlung herabwürdigte. Nur der braune Professor warf ein ernstes Wort unter die lachenden Stimmen; auf seinem blassen, feinen Gesichte malte sich nicht der Zorn des stürmischen Eifers, nicht die Strafe für den beleidigten Glauben, wohl aber der Spott über täppische Rohheit und Barbarei. Und das nennt Ihr Christenbekehrung zur größern Ehre Gottes? sagte er mit seinem ruhigen, aber durchdringenden Scharfsinn. In der Art und Weise wie er das Stichwort, das die Schüler Loyola's im Munde führen, zu betonen wußte, lag eine zu ernste Anklage, um überhört zu werden. Pater Lorenzo, der die ganze Zeit über unter der Pergola gleichgültig auf und abgeschritten war und an der Unterhaltung nur geringen Antheil genommen zu haben schien, blieb plötzlich vor uns stehen und richtete seinen kalten durchbohrenden Blick auf den Franciscaner. Unser Bruder Broccardo, sagte er, der Euch so mißfällt mit seiner etwas übermäßig heitern Laune, trug früher die braune Kutte. Er war Bettelmönch und seine Kapuzinaden schmecken vielleicht noch etwas nach der früheren Brüderschaft, der er angehörte!

Ihr irrt Euch, sehr ehrwürdiger Vater, erwiederte der braune Professor, wenn Ihr meint, diese Art und Weise Christen zu machen ließe sich bei den Franciscaner lernen!

Der Cardinal behütete den Streit, der plötzlich auszubrechen drohte. Pater Broccardo, sagte er, läßt hierin ganz, wie mir scheint, seine eigene Natur walten, die einmal so gottvergnügt ist kein Arg dabei zu denken. An seiner Eigenthümlichkeit, dünkt mich, sind die Orden des heiligen Loyola und des heiligen Franciscus gleich sehr unschuldig. Nehmen wir einen Scherz nicht so streng, werthe Herren!

Der deutsche Bruder ließ sich auch nichts weniger als irre machen und schien den ernsten Wink, den ihm jetzt der Generalvicar gab, nicht zu verstehen. Es sei dem gelehrten Herrn eingeräumt, begann er von neuem, daß nach solcher Christenbekehrung im Großen und Ganzen dann hinterher am Einzelnen Unterricht und Seelsorge das Beste noch hinzuthun muß. Auf die Arbeit im Groben folgt dann noch eine heilsame Nachhülfe und Ausbesserung im Einzelnen, es ist als wenn einer Metall gießt und hinterher dann noch mit der Feile die Hand anlegt. Habe selbst einmal einen Haufen Kerle dahinten im gräulichen Kosakenlande, nachdem sie die Generaltaufe bestanden, speciell bearbeiten helfen. Die Hauptsache war aber wirklich geleistet und wenn die Burschе Gut und Böse noch nicht fein zu unterscheiden wußten so lag das an der thierischen Lebensweise dahinten in den Wäldern der Baschkiren. Halten zu Gnaden, sehr ehrwürdige und gelehrte Herren! Ich meine, das Christenthum sei nicht blos Eigenthum der Erleuchteten, der Einsichtigen und vom Himmel Bevorzugten, sondern auch Sache des armen gemeinen Volkes, das die subtileren Wahrheiten unseres heiligen Glaubens nie verstehen wird und dennoch Theil haben soll und muß an der allgemeinen Gnade. Der Herr läßt regnen und seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, und ein armer dummer Tölpel muß auch Christi Bekenner sein können. Einem solchen aber kommt man nur bei mit allgemeinen groben Handgriffen und Zeichen; deshalb tauft man ihn in Masse ohne viel Federlesens zu machen und ohne darauf zu warten bis ihm ein besonderes Licht aufgeht!

Sehr wahr! sagte der Cardinal, froh, dem anstößigen Streite eine gute Wendung abgewinnen zu können; das Christenthum soll den Völkern, auch unver-

Digitized by Google

ſtanden, zur Sitte und zur Gewohnheit werden. Der Miſſionär darf nicht immer auf die klare Einſicht und vollendete Überzeugung des Proſelyten warten. Auch wer nur an den Formen der Kirche Theil nimmt, hat ſchon Theil an deren Segnungen. Wie wollten wir ſonſt die Kindertaufe rechtfertigen? Schon den lallenden Säugling nehmen wir auf in die Gemeinſchaft der Gläubigen, in der Zuverſicht, daß kaum erwachte Leben werde zum Bewußtſein der chriſtlichen Wahrheiten mälig heranreifen.

Der braune Profeſſor war in der That damit zum Stillſchweigen gebracht. Überhaupt, lieber Freund, fuhr der Cardinal zu ihm gewendet fort, laßt uns die Sachen die und der deutſche Bruder aus dem Schatzkäſtlein ſeiner vielleicht etwas mährchenhaften Erlebniſſe mittheilt, nicht allzuſtreng nehmen! Wir ſitzen hier in heiterer Stunde zum vergnüglichen Austauſch und zur Erquickung beiſammen; wir halten hier kein Concil. Der gute Broccardo hat, wie ich höre, noch manche ergötzliche Bekehrungsgeſchichte im Reiſeſack, wir wollen ſie cum grano salis entgegennehmen und ihm nicht gram ſein, wenn er nach Art der Reiſenden ſeine Begebenheiten in Abenteuer verwandelt.

Durchaus keine Mährchen, Eminenz! ſagte Burkhart ſchmunzelnd und mit ernſthaft komiſcher Geberde die Glaubwürdigkeit ſeiner Erzählungen betheuernd, während einige von den geiſtlichen Herren aufſtanden und die Pergola verließen. Gott hat mich gewürdigt, begann Burkhart ſeine Erzählung, einen indiſchen Kaziken unſerer heiligen Kirche zuzuwenden, der bei den Gebeinen ſeiner Väter wie bei ſeinen eigenen es verſchworen hatte, Chriſt zu werden. Ich dachte, wo Gewalt nicht möglich iſt, hilft Liſt! — Unſern der mexikaniſchen Grenze lag der Wohnſitz dieſes Indianerhäuptlings. Dann und wann waren einige unſerer Leute an ſeinem ländlichen Hofſager erſchienen, um Tauſchhandel zu treiben. Dies war überhaupt das einzige Band zwiſchen uns und ihm, nachdem er jede Predigt verlacht, jede Ermahnung, ſich zum einzig wahren Gott zu bekennen, verſpottet hatte; jeder Drohung vor ewigen Höllenſtrafen, jeder Verheißung paradieſiſcher Freuden widerſtand er hartnäckig. Er war dabei ein ſo luſtiger Teufel, als nur je in einer Rothhaut ſteckte; wie denn der Teufel nicht immer ſchwarz, mitunter auch farbig auftritt. Mein beſagter Kazike führte mit ſeinen Weibern und Sklaven ein ganz heiteres Leben und es war ſchwer ihn beizukommen, denn der Kerl ſaß in ſeinem Glücke und Wohlbehagen ſo feſt daß es eine wahre Schande war. Bei alle dem verlor ich nicht den Muth. Ich knüpfte vor allen Dingen die geſchäftliche Verbindung unter uns von neuem an und ging als Handelsmann mit tauſend ſchönen Sächelchen für die Weiber beladen, in's Hoflager des indiſchen Häuptlings. Die kleinen Bedürfniſſe der Kultur, dacht' ich, müſſen ihn feſſeln, ſeine Bekehrung läßt ſich dann wohl nebenbei betreiben! Die Weiber hatte ich bald im Sacke. So ein Frauenzimmergemüth auch hinter einer kupferfarbigen Außenſeite iſt weich wie Wachs und nimmt jeden Gegenſtand der Anbetung willig auf. Bei den indiſchen Weibern kam mir freilich auch zu ſtatten, daß ich ihnen ſagen konnte, ſie würden als Chriſtinnen aufhören, dem Manne ſklaviſch unterthan zu ſein. Denn darin ſind doch wohl die Gelehrten alle einig daß die Weiber bei uns zu ihrem Rechte kommen; mitunter, däucht mir, mehr als billig. Aber Streit beiſeite! Die kaziſiſche Hoheit hatte freilich ein ganzes Serail von Weibern und da mußt' ich denn jeder einzeln unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geloben, ſie würde im chriſtlichen Zuſtande ihres Herrn und Fürſten einzig rechtmäßiges Weib werden. Ich mußte freilich fürchten, von den Weibern zerfratzt zu werden, wenn es heraus kam daß ich jeder die ſouveräne Rechtmäßigkeit verſprochen hatte. Indeſſen dacht' ich, kommt Zeit, kommt Rath! Dem luſtigen Teufel von Kaziken wußte ich nicht anders beizukommen als durch eine Wette, die ich ihm vorſchlug. Ich ſagte ihm, den Auserwählten gäbe es die Mutter Gottes ohne Mühe im Traume, die Wahrheit werde ihn einmal bei Nacht überſchleichen und er werde eines Morgens als leibhafter Chriſt aufſtehen. Er lachte und ſagte: Topp, guter Freund, eine Tonne Goldes, wenn Du gewinnſt; die Naſe ab, wenn Du verlierſt! — Recht ſchlimm war es daß der heidniſche Kerl ſo wenig von ſeinen eignen Göttern hielt. Wenn man den gefräßigen Ungeheuern täglich ihr Futter vorwirft, ſagte er, ſo ſind ſie ſtill und kümmern ſich um nichts. So trieb er ſeinen Feuerdienſt, ſpottete über ſeine Götzen, die lediglich ihm ſelber ihren Unterhalt verdankten und hatte keine Ahnung von den großen wohlthuenden Kräften der Natur, die er doch für ſeine Götter hielt. Bei andern Indianerſtämmen konnte man doch eingehen auf ihre Vorſtellungen, konnte ihnen begreiflich machen, daß das Chriſtenthum ihre wohlthuenden Gottheiten nicht verwerflich finde, wohl aber ihnen erſt die rechten Namen beilege. Man kann den Sonnenanbetern ſagen, die Sonne ſei im Grunde nichts anderes als der chriſtliche Gott Vater; den Feueranbetern kann man begreiflich machen, es gebe auch ein geheimes, unſichtbares

Digitized by Google

Feuer, das sei der warme Lebenshauch der Welt, den wir Christen als den heiligen Geist verehrten; und denen, die zum blauen Sternenhimmel beten kann man sagen, dieser Himmel sei nichts anderes als der blaue, silbergestickte Mantel der Jungfrau Maria. Verzeihen Eminenz! ich meine nur so ungefähr und im Allgemeinen. Wenn man den Leuten auf diese Weise ganz gemüthlich und ohne Zwang die Gegenstände ihrer Anbetung unwandelt und vertauscht, kann man die ganze heidnische Welt unter Einen Hut bringen und christlich machen. Aber mein Kazike, dieser spottsüchtige und in der That beinahe ganz gottloseKerl glaubte nur an böse Kräfte, und auf den Teufel, steh' mir Gott bei! kann man Keinen taufen. Dieser eingefleischte lustige Teufel hatte nicht einmal Furcht vor seinen Göttern, er hielt sich selbst für eine Art von Gottheit, weil die Menschen ihm Tribut brachten und weil er ihrer so viele hinschlachten konnte als er wollte. Inzwischen mußte die Wette gewonnen werden, oder meine Nase war verloren. Seine Weiber waren alle gewonnen, denn jede glaubte im Stillen sie würde seine einzige rechtmäßige Gattin sein, wenn ich ihn zum Christen machte. Darauf hin hatte ich jede einzeln getauft und jede hatte bei den Strafen des ewigen Gerichts Stillschweigen gelobt. Eines Nachts schlich ich mich zu ihm und taufte ihn während er schlief, in Gegenwart aller seiner Weiber und Kinder. Ich machte die Sache möglichst rasch ab und dachte, wenn man schlafende Kinder unwissend aufnimmt in den Schooß des Herrn, so könne man auch den schlafenden und unwissenden Flegel von Kaziken taufen. Die Ceremonie war eben zu Ende als er erwachte. Ich sagte ihm ich hätte meine Wette gewonnen, der heilige Geist sei über ihn gekommen und er sei über Nacht ein Christ geworden. Er meinte, er habe nichts gemerkt. Ich sagte ihm, das sei eben das Wunder und er sei nicht der Einzige dem es im Schlafe bescheert worden; die Kinder die wir tauften würden auch Christen ohne daß sie's merkten. Er lachte und sagte, das sei sehr bequem. Ich ließ dann die Weiber sämmtlich abtreten, führte jede einzeln vor sein Bett, seine Lieblingssklavin zuerst und traute sie ihm christlich an, die Erste an die rechte Hand, die zwölf Andern an die linke. Mich dünkt, das ist auch schon vorgekommen, wenn auch nicht so in Masse, und die gelehrten und gestrengen Herren wollen gütigst ein Auge zudrücken, wenn sich das Christenthum unter den wilden Völkern ländlich sittlich einrichtet und sich sozusagen nach der Decke streckt. Mein Kazike lachte und meinte, man könne es sich gefallen lassen ein Christ zu werden, wenn man weiter nichts davon spürte; er wisse freilich nicht was das Christenthum dabei gewinne. Eine Tonne Goldes! sagte ich, und meine Nase, die in Gefahr war! — Er machte ein finsteres Gesicht, aber bezahlte mir meine Tonne Goldes. Ich habe sie richtig nach Rom geschickt. Natürlich habe ich mich bald aus dem Staube gemacht, denn die Weiber bestürmten mich und schrieen, ich hätte sie betrogen, denn ihr Herr und König wolle nichts davon wissen, seine Nebenweiber abzuschaffen. Ich nahm dann wieder jede einzeln in's Gebet und vertröstete sie auf den Himmel, wo es rechtlich und christlich zugehen werde. Ein alter gedienter Bruder meines Ordens blieb am Hofe des Kaziken zurück und liest den Weibern die Messe. Dies, meine Herren, ist der Stand des Christenthums an der merikanischen Grenze. Man wird sagen, es stehe dort nicht zum Besten mit ihm, es sei nicht viel damit gewonnen, aber wir zählen doch ein christliches Reich mehr auf in unsern Tabellen. Gott ist groß, er mag sehen wie da weiter zu helfen ist. Ich habe wenigstens die Bahn gebrochen. Ich trinke auf das Wohl meines Kaziken ein Glas Lacrimä!

Eine allgemeine Lustigkeit folgte den Worten des deutschen Bruders; Einige von der Gesellschaft lachten laut und riefen: Das ist eine wahre Kapuzinergeschichte! — Der Cardinal und Pater Lorenzo hatten mitten in der Erzählung die Pergola verlassen. Der braune Professor hatte sich mit seinem Sessel hinter das Spalier gerückt; seine forschenden Blicke musterten aus dem Versteck hervor bald diesen bald jenen der Anwesenden. Ich für meinen Theil konnte dem Frater Germanicus nicht gram sein, aber es bestel mich schwer und heiß, wenn ich bedachte, in welchen Händen mitunter das Reich Gottes auf Erden sei und welche Händler und Fälscher in den Vorhallen seines Tempels ihre Tische aufschlagen. Wie würde der Herr, dacht' ich still für mich, die Geißel schwingen müssen, wenn er wiederkehrte und den Schauplatz seines Wirkens von neuem betreten wollte!

Ich schreckte plötzlich auf als mich Burkhart beim Namen rief. Ja, ja, mein lieber Graf La Torre, sagte er, Ihr wollt nicht mit mir anstoßen, Ihr traut dem Frieden nicht und meint wahrscheinlich es sei uns mit dem Kaziken und seinen Weibern wenig geholfen. Aber kommt nur mit mir nach Deutschland, da ist noch mancher Kazike der auf uns wartet, und Christen zu verbessern thut noch mehr noth als Heiden zu bekehren!

Ich kann Euch nicht in Eurem Thun beistehen! sagte ich ruhig. Nur die innerlich Hülfsbedürftigen sind

Digitized by Google

zu unterſtützen, nur den ſoll man retten wollen, der wirklich in Noth iſt und ein Bedürfniß fühlt nach den Segnungen der Kirche.

O, o, ſagte der Alte, bei den Deutſchländern iſt immer Noth! Dort kommen ſie uns von ſelbſt in's Garn gelaufen, oder beißen flugs an, wie man ihnen nur die Angelrutde hinhält. Man muß es freilich auch da ländlich ſittlich anfangen. Es gibt nämlich, kann ich Euch ſagen, eine unſagliche Maſſe von Deutſchländern; alle Naſe lang ſtößt man da unter ganz verſchiedenen Sitten und Gebräuchen auf ein anderes Volk, das ſich auch zur großen germaniſchen Familie zählt. Habe lange mit dem Pater Guarini am polniſch-ſächſiſchen Hofe gehauſt. Da mußte man ſchon den gebildeten Schöngeiſt ſpielen und es mit den Weibern halten, wollte man Geſchäfte machen. Anderwärts ſitzt man mit Bürgern und Bauern ganz gemüthlich zu Biere und wartet bis ſich einem plötzlich eine lebensmüde Seele an den Hals wirft. Nicht weit von meinem Schwabenlande, wo ich her bin, gibt es eine recht ſegensreiche deutſche Gegend. Da war es, von wo einer unſerer Patres nach Rom ſchrieb: Kommt ſchnell her, Kinder, das Land iſt gut, das Volk iſt dumm, Alles wird unſer ſein!

Wie der Alte unter dem Gelächter der Andern ſeine eigne Nation ſo preisgab, mußte ich unwillkürlich an Petrus denken, der ſeinen Herrn verrieth. Ich ſtand auf und ſagte: Mein ehrenwerther Pater, ich beneide Euch nicht um Eure Triumphe in der Verbreitung unſerer heiligen Religion, noch geize ich nach ſo glänzenden Erfolgen —

Nun, nun, ich weiß ſchon, unterbrach er mich, Ihr treibt die Sache ganz im Stillen. Habt da einen närriſchen Jungen von Waldenſer bei Euch! Der Burſche lief mir heut in den Weg als ich Euch in Eurer Wohnung aufſuchte. Wie weit ſeid Ihr denn mit ihm?

Aller Blicke ruhten auf mir. Ich hatte die Sache zum Ernſt zurückgewendet und trug nun ſelbſt die Schuld daß ich über Pirrho Rede ſtehen mußte. Mein werther Pater, ſagte ich, unter Bekehrung verſtehe ich eine langſame, gründliche Erziehung. Der ganze Menſch muß zur Wahrheit heranreifen und die Wahrheit iſt ein Samenkorn, das den ganzen Winter in der Erde überdauert. Die Gewalt der Dominicaner iſt eben ſo ſchnöde als die Überliſtung in der umgekehrten Art zu werben und zu gewinnen. Eure Erfahrungen unter den Wilden bei Seite! Ich maße mir als Neuling nicht an, Euch meiſtern zu wollen. In einem Punkte ſeid Ihr ſogar klug und gerecht. Ihr ſagt, es thäte gut, den Indianern ihre Religionsbegriffe in's Chriſtliche zu überſetzen, ihnen die Sonne als Gott Vater zu erklären, der Alles hervorruft, den großen Geiſt, zu dem ſie beten, ihnen als den heiligen Geiſt der Kirche, den Himmel ihnen als den blauen Sternenmantel der Mutter Gottes zu deuten. Sagt mir aber doch in Eurer Weisheit, wie Ihr einem ſogenannten ketzeriſchen Chriſten beikommen wollt? Er glaubt an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden; er glaubt ſogar an den Sohn, der menſchliche Geſtalt angenommen, um die Kreatur zu erlöſen; er glaubt ſelbſt, der Bibel getreu, an eine allgemeine unſichtbare Kirche, zu der die ganze Welt berufen iſt, wenn ſie die Thorheit der Menſchen überwindet und Gott wahrhaft ſucht. Die Irrthümer des ketzeriſchen Chriſten liegen ganz wo anders. Er hält ſich für berechtigt, auch vom Kelche zu trinken, weil Chriſtus ſelbſt ihn den Seinigen reichte. Vierzehn Jahrhunderte hindurch hat auch der römiſche Laie vom Blut des Herrn getrunken, da erſt entzog man ihm was Chriſtus gab. Wie wollt Ihr ihn widerlegen, wenn er ſich auf das Wort Gottes beruft?

Eine tödtliche Stille lag über der Verſammlung; ich ſah blaſſe Geſichter, begegnete erſchrockenen Mienen. Wer ſagt das? hörte ich eine grollende Stimme aus dem Hintergrunde, Ihr oder der Ketzer den Ihr bekehren wollt?

Er ſagt noch mehr, fuhr ich fort, der irrende Ketzer, der es aber ernſt nimmt mit ſeinen Zweifeln, weil ihm der Glaube heilig iſt. Gottes Athem durchdringt das Weltall; alſo iſt auch die Natur nicht verworfen, denn der Hauch ſeines Mundes belebt ſie. Die Kirche ſollte die Stimme der Natur im Menſchen nicht verdammen und unterdrücken, ſondern regeln, leiten, beſeligen und heiligen. Warum iſt aber der gottgeweihte Prieſter mitten im Schooß des Lebens gehindert, als Menſch zu fühlen? Die Ehe iſt ein Sacrament, ſie heiligt die Stimme der Natur im Menſchen. Warum iſt der Prieſter von den Segnungen dieſes Sacraments ausgeſchloſſen? Ich frage, der Ketzer fragt, und er beruft ſich auf das Wort Gottes! —

Die Verſammlung war von ihren Sitzen aufgeſprungen und ſtürmte durch einander. Einige ſtarrten mich ſprachlos an, in Andern machte ſich der Zorn in wilden Geberden Luft. Um Gott, mein Sohn, Ihr rüttelt an den Grundſäulen der Kirche! flüſterte ein Greis, der zu mir heranſchwankte und zitternd den Arm auf meine Schultern legte. — Er iſt zum Ketzer

Digitized by Google

reif! rief die grollende Stimme im Hintergrunde, das heilige Amt hat Recht ihn anzuklagen, er stößt die Dogmen der Kirche um! — Die Mehrzahl brach auf, um den Platz zu verlassen; ein dumpfes Gemurmel von Verwünschungen stürmte durcheinander; ich glaubte mich plötzlich unter lauter Dominicanern.

Haltet, ehrenwerthe Herren und Männer! rief der braune Professor, der plötzlich aus seinem Versteck hinter Weinranken hervortrat. Ich bitte um Gehör, sagte er, sich mit Würde und feinem Anstand verneigend. Der Aufruhr der Stürmenden war beschwichtigt und der Franciscaner, sich im Kreise umblickend und Einzelne ruhig musternd, nahm das Wort. Der junge Novizi der Gesellschaft Jesu sprach, was er geäußert, als Meinungen der Ketzer aus, nicht als eigene fertige Glaubenssätze. Dies, ehrwürdige Brüder, gebe ich zu bedenken. Er hat freilich die Behauptungen der Dissidenten mit einem Feuer aufgestellt, als fühle er sich zu deren Anwalt berufen. Ich kann einen Eifer nicht schelten, der die Irrthümer des Lebens gründlich zu beleuchten strebt. Ward er doch hervorgerufen durch die tadelnswerthen Späße eines sonst als ehrenwerth bekannten Bruders. Ich bin nicht zu Pater Burkharts Richter berufen; der Orden, dem er angehört, mag über die Bekehrungsarten seines Mitglieds Rechenschaft ablegen. Was uns hier ein junger Kopf, der dem Orden noch nicht förmlich angehört, offen und ehrlich von seinen Studien verrathen hat, will mir nicht verwerflicher erscheinen als eine gänzliche Entwürdigung der Propaganda des Glaubens, wie sie sich ein Mitglied des Ordens Jesu erlaubte. Der Neuling hat freilich schwere Gedankenstöße hingeschüttet als seien sie einfach mit Ja oder Nein zu erledigen. Ich verwarne ihn zum Maß und zur Enthaltsamkeit, denn er bedenkt nicht daß die Ergebnisse seiner Forschungen noch nicht reif sind für die große Menge. Was in seinem jungen Gemüthe gährt: Jahrhunderte haben es aus dem Schooße des Lebens heraufgewälzt, Jahrhunderte werden dazu gehören, es wieder zu bewältigen und aus dem Chaos der Überlieferungen des Glaubens das ewig Gültige herauszuscheiden. Die Kirche ist einer Reform bedürftig. Das Tridentiner Concil, auf das wir uns immer berufen, hat die Rechte des Papstes und der Hierarchie festgestellt, aber das Dogma nicht erledigt. Meine ehrenwerthen Herren und Brüder, Entziehung des Kelches und Ehelosigkeit der Priester sind keine Dogmen, mit denen die Kirche Christi steigt oder fällt, sie sind nur Verordnungen der Disciplin, die ein früheres Jahrhundert für sich selbst als nöthig erachtete. Noch auf dem Tridentiner Concil trat Augustin Baumgartner, Baierns Abgesandter, als Vertheidiger der Priesterehe und des Abendmahls in beiderlei Gestalt auf. Die Kirche, meine Herren, hat seine Forderungen nicht bewilligt, aber sie hat ihn nicht verdammt. Wolle deßhalb Niemand hier über einen Neuling zu Gericht sitzen!

Der Sturm, nur auf einen Augenblick beschwichtigt, brach von neuem los. Der Graf aus Piemont, der Sohn des alten La Torre, ist beim heiligen Amt als Ketzer angeklagt! riefen einige Stimmen während man den Franciscaner bedrängte. — Ihr habt ihn nur im Namen Eurer Philosophie vertheidigt! riefen Andere; die Weltweisheit der Gelehrten ging schon oft genug Hand in Hand mit den Ketzern! Ihr habt nur als Philosoph gesprochen!

Auch als Consultor der Inquisition! sagte der braune Professor mit erhobener Stimme und mit nachdrücklicher Betonung des Wortes. — Der Unwille der Gegner verwandelte sich in ungläubiges Staunen. Wie? bestürmten ihn die Eiferer, ein Franciscaner Consultor beim heiligen Amt?

Der Mann im braunen Gewande wiederholte seine Angabe. Am nächsten Tage, sagte er mit bescheidener Ruhe, wird das Breve des heiligen Vaters Papst Benedict XIV. erscheinen und Euch diese meine Ernennung zum Rath im Ketzergericht melden. Was ich hier zu Gunsten des Grafen La Torre geäußert, sagte ich nicht blos im Namen der Philosophie, sondern im Namen des heiligen Amtes und in dem Sinne wie es nach der Ansicht und Entschließung des heiligen Vaters verwaltet werden soll und wird! —

Der Professor, ein Freund und Günstling Papst Benedicts, sah sich im Kreise ringsum und weidete sich an der Wirkung die seine Verkündigung auf die Anwesenden äußerte; Niemand wagte noch ein Wort gegen ihn zu erheben. Er faßte dann sein Gewand zusammen und verließ den Kreis. Sein Blick streifte an mir vorüber, wie er sich grüßend verneigte und die Terrasse hinunterstieg. Eine plötzliche Scheu, die mich befiel, hielt mich ab ihm zu folgen. Auch ertönte bereits von unten herauf die Stimme des Cardinals, der die auseinandergesprengten Gäste zurückzuhalten und wieder zu versammeln bemüht war. Ich eilte den Weingang hinunter; das dichte Gebüsch schlug seine Zweige über mich zusammen.

Digitized by Google

Das Bedürfniß, dem braunen Profeſſor für ſein edles Wort meinen Dank auszuſprechen, war eben ſo lebendig in mir als das Verlangen, über den Stand meiner Sache beim Inquiſitionstribunal Näheres zu erfahren. Ich konnte ihn nicht mehr erreichen; vergebens durchſuchte ich die nächſten und die entfernteren Schattengänge.

Ich war in die dunkeln Partien des Gartens gerathen und immer weiter ſchweifend, um zur Seite einen Ausgang zu ſuchen den ich nirgends fand, ward ich bald genöthigt meine Schritte zurückzulenken. Die Pergola warf den Schein ihrer Lichter durch die anſtoßenden Laubengehänge und unter den Zweigen einer breiten Platane nahm ich auf der Ruhebank Platz. Jedenfalls hätte Pater Lorenzo oder irgend einer von den geiſtlichen Herren mir noch Rede ſtehen können, wer mein Ankläger war. Ein Widerwille hielt mich zurück den Kreis jener Männer von neuem aufzuſuchen. Mein Vater ſchien alſo doch im Stande zu ſein, mich dem Gericht zu überliefern, um meinen chriſtlichen Glauben vor der Inquiſition zu rechtfertigen. Wohlan! ich werde offen ſein! Wahrheit heißt für mich, was ich fühle. Ich werde ihnen dieſe Wahrheit nicht ſchuldig bleiben und bin begierig zu erfahren was mächtiger wirkt, ihre Pfiffigkeit, mich zu widerlegen, oder ihre Grauſamkeit, mich mit Gewalt zu unterdrücken! Vielleicht feiern ſie das Feſt der Beatification Mormona's zu gleicher Zeit, wenn ſie mir in den Kerkern des heiligen Amtes einige Foltern zum Verſuch anbieten.

Ich ſaß und ſann lange Zeit unter dem breiten Laubwerk der Platane. Die ſeltſamen Verſchlingungen meines Lebens zogen in wirren Bildern an meiner Seele vorüber. Als ich mich endlich erheben und den Platz verlaſſen wollte, legte ſich eine weiche Hand um meine Schultern. Ich fuhr auf; Carlotta ſtand lauſchend hinter mir. — Signora! Ihr hier? — Ich faßte ihre zitternde, glühende Hand. Noch ehe ihr Name meinen Lippen entfuhr, weil ich in der Dämmerung noch ungewiß blieb, ob ſie es ſei, hatte ſie mich vor dem grellen Schein einer herannahenden Fackel in den Schatten des Baumes zurückgezogen. — Still, man kommt! flüſterte ſie athemlos. — Es war einer von der Dienerſchaft des Hauſes, der dicht vor uns am Stamm der Platane die bunte Lampe anzündete. Wir ſtanden dicht aneinander gedrängt hinter dem Baume, während der Diener ſein Geſchäft vollzog und weiter ging. Ich führte Carlotta, die von einer ſeltſamen Haſt ergriffen ſchien, zur Ruhebank. Ihr Buſen klopfte, ihr Athem war heiß, ihre Hand glitt taſtend an meinem Arm hin, den ich ihr zur Unterſtützung bot. Ich habe Euch dort eben belauſcht, Eure Worte in der Pergola gehört, Euern heiligen Wahrheitsdrang bewundert! ſagte ſie mit unſicherer Stimme, während ſie plötzlich wieder aufſtand, beide Hände über ihre Bruſt und eine ganze Zeit lang den Athem an ſich preßte, um für ihre ſtürmiſche Aufregung das rechte Wort zu finden. Giuſeppe La Torre! rief ſie plötzlich mit der ganzen Gluth ihrer tiefen Stimme, — Ihr ſeid ein Held. In Euern Empfindungen, in Euern Gedanken feiert die unterdrückte Wahrheit, die verſtoßene Natur ihren Triumph!

Ich ſah ſie ruhig fragend an. Ein Held, Signora? wiederholte ich langſam ihr Wort. Vielleicht wollt Ihr ſagen ein Märtyrer? Helden der Kirche können nur Märtyrer ſein. Aber dies Jahrhundert iſt zu feige, es erträgt auch keine Helden mehr die ſich dem Untergang weihen. Es ſpinnt Ränke, es kämpft und ringt nicht. Sie wagen es nicht, die Schrecken des alten Fanatismus noch aufzubieten, es ſind nur noch leere, verſpottete, verlachte Geſpenſter, die als nichtige Schatten umgehen. Sie haben nur noch Drohungen; es fehlt ihnen ſelbſt ſoviel Muth als zur Grauſamkeit gehört. Man kann in dieſem thatenloſen Jahrhundert auch nicht einmal mehr ſterben für eine heilige Überzeugung!

Der Schein der dunkelrothen Lampe, die über uns brannte, ergoß ſich über ihr Antlitz, wie ſie mich jetzt mit beiden Händen krampfhaft ergriff. Ihr Auge flammte, in ihren Zügen loderte ein ſeltſames Feuer; ich weiß nicht, lief das künſtliche blutrothe Licht der Lampe mit der plötzlichen Gluth auf ihren Wangen ineinander. Giuſeppe! rief ſie laut, Ihr werdet nicht untergehen. Ihr werdet als Sieger über dieſe Welt der Lüge und Falſchheit triumphiren!

Mich gelüſtet kaum nach Siegen, ſagte ich kummerſchwer, der Preis meiner Kämpfe liegt bei den Todten, Mormona's heilig reine Geſtalt iſt mir zerſtört für dieſe Erdenwelt. Wer kann mir das Grab öffnen und mir die Geliebte wieder lebendig machen! Ein launenhaftes Geſchick hatte mir dies Weib als Siegespreis zuerkannt, ehe ich ihn noch in Kampf und Noth erzielt, ehe ich noch würdig war, ihn zu erringen. Mein Beſitz liegt nun im Lande Jenſeits. Aber er iſt ein ewiger, ein unentreißbarer; jene unſichtbare Kette, die die Geiſter bindet, hält mein Herz an meinem Eigenthum im Himmel feſt. Die feigen Henker kommen nun freilich zuſammen und halten

Digitized by Google

Rath, wie ſie mir mein unſterblich Kleinod rauben könnten; ſie wollen es verſuchen, die Bande zu löſen, die mich mit einem ſeligen Geiſt verknüpfen. Saget Ihr nicht, Carlotta, ſie wollten meine Ehe für nichtgeſchloſſen erklären! Und warum? Vielleicht um das Schauſpiel zu erhöhen, das ſie ſich zu bereiten gedenken, wenn ſie ein einfach gutes, liebevolles Geſchöpf der Mutter Natur zu einer wunderthätigen Heiligen machen! Um ſich mit einer neuen Lüge zu ſchmeicheln, ſtoßen ſie die einfachen Geſetze der natürlichen Wahrheit um. Elende Menſchenwelt, Du heuchelſt mit jedem Schlage Deines Pulſes! Zum Mörder biſt Du zu feig, zum Dolchſtoß zittert Dir die Hand; Du haſt nur noch Deine langſam ſchleichenden Gifte, die Du hundertfach an alle Stoffe der Welt vertheilſt, ſelbſt in die Luft ſtreueſt, die die Kreatur athmet, um ein allgemeines Siechthum über die Welt zu bringen!

Ich hatte, während ich ſo ſprach, meine drohende Hand gen Himmel gehoben. Giuſeppe! rief das Mädchen mit weinender Stimme und ſtarrte mich geiſterhaft an. Ihr Zuſtand brachte mich zur Beſinnung; ich war genöthigt, mich zu vergeſſen, um auf ſie ſelbſt zu achten. Ich verſtand noch immer dieſe Aufregung nicht, ahnete nicht, wohinaus dieſe Flammen ſchlagen konnten. Signora, ſagte ich, was iſt Euch?

Sie hob gewaltſam ihre ganze Geſtalt in die Höhe. Ihr könntet mich retten! ſagte ſie. Ich gehöre nicht zu dieſen Menſchen, meine Natur erträgt nicht länger die Lüge! — Ein Strom von Thränen ſtürzte über ihr zitterndes Geſicht. Ich hielt mit beiden Armen die wankende Geſtalt. Sie hatte ihre Stirn an meine Schulter gelehnt und athmete tief und ſchwer. —

Carlotta, ſagte ich ſanft und ruhig, hab' ich Euer Geheimniß errathen? Ihr ſeid die Tochter des Mannes, für deſſen Nichte Ihr gelter. Iſt dieſe Lüge ſo drückend, ſo unverzeihlich? Beruhigt Euch, wenn das die ganze, die einzige Unwahrheit iſt, die Euch quält. Beſinnt Euch! Solltet Ihr an dieſem Tauſch des Namens ſo ſchwer tragen? — Es wäre etwas Anderes, Signora, wenn Euer Denken und Fühlen dem ganzen Kreis Eures Lebens entwachſen iſt. Darüber, Carlotta, gehet mit Euch im ſtillen Gebete zu Rathe!

Sie raffte ſich plötzlich in die Höhe und ſchüttelte ihre verworrenen Locken von der Stirn. Nein! rief ſie unter wilden Thränen, auch ſeine Tochter nicht!

Noch etwas anderes? flüſterte mir der Argwohn zu. Ich ſah ſie ſtarr an; ich drückte ihre Geſtalt von mir fort.

Hängt Euer Herz noch ſo ganz, ſagte ſie mit ſchmelzender Stimme, an dem ſeligen Geiſt der als Engel über Euch waltet?

Stören wir nicht den Frieden einer Todten! ſagte ich unwillig. Sie iſt rein geworden von aller Berührung mit der Erde und ihren Wirren!

Ich ſchüttelte meinen Mantel zurecht und ſchlug ihn über meine Schulter zuſammen, im Begriff mich zu entfernen. Sie ſchien ſich zu faſſen. Ihre Züge waren ruhiger geworden, aber der Druck ihrer Hand, mit dem ſie die meinige fahren ließ, glich einem krampfhaften Zucken. Ihre Lippe kämpfte mit dem Worte, das ſich dem Buſen zu entwinden ſtrebte. — Ihr verlaßt mich, Signor, ſagte ſie, und ich ſehe Euch dunkeln Gefahren zueilen! —

Ich ſuche die Gefahren nicht auf, Signora, aber ich werde ihnen zu begegnen wiſſen. Lebt wohl!

Wir ſcheiden nicht für immer, ſagte ſie mühſam. Vielleicht, Graf La Torre, bedürft Ihr meiner noch! Dann dürft Ihr auf mich zählen! Aber verlaßt auch Ihr mich nicht, wenn ich in Noth bin und nach Hülfe rufe!

Ein plötzlich losgelaſſener Schmerz lief wild durch ihre ganze Geſtalt. Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht und ſtürzte wie ein geſcheuchtes Reh in's Dickicht zurück.

Vom Ende des Laubganges her näherten ſich Fakeln nnd rufende Stimmen. Ich eilte fort, den Ausgang zu gewinnen.

Briefwechſel und Tagebuch.

[Alfred Meißner's Ziska.]

Man ſchreibt uns aus Prag von dem gewaltigen Eindruck den Meißner's Dichtung hervorgerufen. Je eifriger der Drang iſt das Buch zu kennen, das ſich nach dem großen Helden Böhmens nennt, — es iſt in kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig geworden, — je hinreißender die lyriſche Gluth iſt die in Meißner's Verſen lodert, deſto größer iſt aber zugleich auch die erbitterte Aufregung die das Buch hinterläßt und die mit der Anſchuldigung endet, der größte nationale Stoff Böhmens ſei hier der Hitze des Augenblickes, der verworrenen Unklarheit einer überreizten Aufregung preisgegeben. — Wir kannten Meißner bis jetzt aus einer Sammlung kleinerer

Digitized by Google

Gedichte die er jetzt vermehrt wieder erscheinen ließ. In diesen früheren Dichtungen war viel elegischer Tiefsinn, viel weiche Klage, viel sinnige Hingebung, mehr poetische Reflexion als Gestaltung, mehr Betrachtung die sich in harmonischen Bahnen hält als Aufruhr der sich überstürzt und Inhalt und Form zerstört. Eine sanfte Elegie, eine schwärmerische Wehklage sprach sich oft in vollendeter Form in diesen Liedern und Gesängen aus; fast wollte mich bedünken dies dichterische Gemüth mit seiner Schwermuth könne leicht in Monotonie verathmen. In seinem Ziska bricht Meißner's Muse um so überraschender mit gewaltsamem Sturm einher. Er nimmt dem gramverhüllten Böhmen den Schleier vom Antlitz, er reißt mit zitternder Hand, mit laut pochendem Herzen die alten Wunden des Landes auf als sollten sie noch einmal bluten, die alten stummen Mahle plötzlich von neuem aufklaffen. Die Poesie läßt sich das Recht nicht nehmen, geronnenes Blut wieder fließen zu machen. Wir wollen ihr auch dies Recht nicht streitig machen, aber wenn der Stachel der erbitterten Begeisterung alte Narben wieder aufwühlt, so muß es mit sicherer Hand geschehen, der Aufruhr in den uns der Anblick aller Schmach versetzen soll, muß nicht unklar in der Seele dessen toben der seinem Volke eine grauenvolle Vergangenheit wieder lebendig macht, er muß die Geister die er aus den Gräbern heraufbeschwört, nicht als verworrene Gespenster umherschweifen lassen. Wer an der Gegenwart verzweifelt, weil er ihre Gestaltungen nicht übersieht, verwüste uns nicht auch die Vergangenheit deren wir Herr werden sollten! Meißner's Dichtung verwirrt uns aber das ganze große Trauerspiel Böhmens; sie schildert uns die Verwilderungen der Hussitenzeit fast mit einer hussitischen Gewaltsamkeit, sie verwechselt sich mit ihrem Stoffe und stürzt sich und versinkt aller Besonnenheit baar und lodig in ein Gewühl von Blut und Gluth, das sie weder beherrschen, noch lichten kann. — Eine wilde, stürmische Ballade vom König Wenzel, als Einzelheit ein Meisterstück in brennenden Farben, eröffnet uns die Reihe der Bilder die uns das Gemetzel der Hussitenkriege vergegenwärtigen. Von Meißner's elegischer Muse hatten wir eher eine Wanderung über die kaltgewordenen Leichenstätten Böhmens erwartet. Sie führt uns hier mitten in das Gewühl und Gewirre der heißen Leidenschaften, sie liefert uns hier mit der ganzen Gewalt großer Hingebung Volksscenen voll gegenwärtigen Lebens, voll glühender Wirklichkeit. Es ist in diesem Aufruhr der lyrischen Emphase außerordentlich viel Kraft, in diesen Bildern heben sich einzelne Gruppen leibhaft hervor zu plastischer Haltung, die Sprache hat eine stürmische Fülle, einzelne Gemälde des grauenvollen Religionskrieges sind mit himmißender Gewalt entworfen. Dann und wann taucht auch wie die Gestalt einer Nonne die den alten Glauben ruhig festhält, ein Gegensatz auf, der wenigstens den Versuch andeutet nicht immer grau in Grau, oder vielmehr blutroth in Schwarz zu malen; aber die Farben sind im Allgemeinen unklar gemischt, sie laufen dem Poeten bei so überhitztem Sturmdrang in der Pinselführung wüst und wirr durcheinander. Es fehlt dem Poeten aller Überblick, alle Durchdringung des ungeheuren Stoffes, es fehlt seiner Dichtung alle Gliederung, seinem Gemälde die richtige Vertheilung von Licht und Schatten, seiner Schilderung sogar alle richtige Scheidung der Parteien die sich doch klar genug im Hussitenkriege abzeichnen. Die Caslirtiner mit ihrer Versöhnlichkeit scheiden sich bei ihm nicht von den Taboriten mit ihrem starren, puritanischen, blutdürstenden Bibelthum; seine an sich und einzeln genommen vortreffliche Schilderung der Akamiten, die zum Hussitenthum wie die Münsterschen Wiedertäufer zum Lutherthum die Caricatur lieferten, hebt sich kaum noch als ein Gegensatz zu den andern Parteien ab; so sehr läßt alles in Gluth und Blut durcheinander, hetzt sich alles bis an die Grenze des Wahnsinns wo der Mensch aufhört und das Thier oder der Teufel beginnt. Ein Schwindel ergaßt uns bei dieser Gewalt des lyrischen Aufruhrs bis wir betäubt, verwirrt, aufschrecken und vor der Dichtung Zuflucht bei der Geschichte suchen. Mich dünkt, es steht schlecht mit der Poesie wenn sie uns vor ihr flüchten heißt, wenn wir ihr zurufen müssen: du lügst, deine Täuschungen sind quälender als die wahrhafte Wirklichkeit! — Und Ziska? Meißner hatte sein Buch Hussitenkrieg nennen können, aber er nennt es Ziska. Diese Gestalt taucht aus dem flüchtigen Gewirr seiner Dichtung nur unklar auf; der Dichter findet und gibt uns an ihr keinen Halt. Er schildert uns den großen Helden in seiner Raserei über die Entehrung der Schwester durch einen Mönch im Kloster. Dies gibt er als vorherrschendes Motiv zu einer Geißel der Menschheit. Man fragt sich eine Weile, ob er ihn nicht mit Procop verwechselte. Aber er feiert Ziska, den einäugigen Helden der auch völlig erblindet die Schlachten noch lenkt und sterbend, wie das Mährchen ging, den Befehl gab, sein Fell über eine Trommel zu spannen. Diesen Ziska kennen wir aber als einen großen Träger seiner Sache, als den bewußten Helden des blutigen Krieges, als den besonnenen Vertreter heiliger Anrechte der Menschheit und seines Volkes. Wir können uns Johann Ziska so wenig mit Procop verwechseln lassen als etwa Thomas Münzer oder Johann Bockholt von Leiden mit Martin Luther. Seinem düstern Hange zur Einsamkeit und dem Gram über das Leiden seines Volkes entzieht er sich, indem er in der Fremde auf Kriegsthaten geht, mit den deutschen Ordensbrüdern in Preußen gegen die Polen, mit den Ungarn gegen die Türken, mit den Engländern bei Azincourt gegen die Franzosen kämpft. Die Schandthat der Geistlichkeit zu Kostnitz, die Verrätherei Kaiser Sigismund's der dem edlen Märtyrer Huß das Wort brach, ruft ihn nach Böhmen zu den Brüdern zurück und jetzt bemächtigt er sich der Empörung und leitet den Aufruhr mit der ganzen Größe eines überlegenen Geistes. Ein in Schlachten bewährter Krieger greift er zum Schwert, kämpfte mit denselben Waffen die man gegen ihn führte; Blut und Verwüstung bezeichneten die Stätten seiner Streifzüge, aber er war kein blinder Fanatiker, kein mörderischer Wütherich. Er war eine Gestalt wie Wallenstein; er hielt nach Menzels Tode das Reich für verfallen und schaltete über die Krone nach freiem Ermessen. Er baute Festungen wie Tabor, er hinterließ einen Plan für die Kriegführung, er war Held und Feldherr und noch heißt der Ziskaberg nach ihm, wo er mit einem Häuflein ein großes Heer Sigismund's schlug. Er organisirte den Aufruhr, er zügelte die Revolution, er brachte Sinn in die Verwilderung, er war bis zum letzten Augenblick die Seele des religiösen Nationalkrieges. Erst als sein Haupt sich beugte, wurde der Krieg zum bewußtlosen Gewühl voll wilder Gräuel, erst nach seinem Tode begannen die Taboriten das finnlose Gemetzel bis die ermüdete Partei der Besseren vor der satanischen Wuth der Bürger keine Rettung sah als den Kaiser ins Land zurück-

Digitized by Google

zurufen. Mich dünkt, das stehe auf den Tafeln der Geschichte sehr deutlich verzeichnet, obschon die wilden Wogen der Leidenschaften alle Bilder jener Zeit unterwühlen und überstürzen. Wenn aber dem Trauerspiel der Held fehlt, fehlt ihm alle zusammenfassende Kraft und Haltung. Meißner hat uns die Gestalt seines Helden die in sich fest und klar ist, aus dem Gewirr des Volksgewühle nicht herausgearbeitet; er hat keinen Steff nicht aus dem Chaos zu einer wirklichen Welt gestalten können. Vermag die Lyrik das nur sehr schwer, weil sie bestingt wo es sich um Gestaltung handelt, so darf sie uns wenigstens mit ihrem Aufruhr die Geschichte nicht verwirren und verwildern. Dieser Zieka der Geschichte ist eine so große, starke, tiefe und gewaltige Natur, daß sich die jetzt noch keine Poetenkraft an ihn gewagt hat. Meißner hat es gewagt, und ein Wagstück beweist Kühnheit. Der Dichter sagt zum Schluß:

„Ich fühl's, mein Lied hat wie ein wildes Roß
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert!"

Mit einem wilden Ritt ist es aber nicht abgethan, um ein großes Stück Weltgeschichte, ein großes Unglück seiner Nation dichterisch zur Erscheinung zu bringen.

[B. Appert's Zehn Jahre.]

Das französische Buch: Zehn Jahre am Hofe Louis Philipp's, ist in Berlin erschienen und wird nicht verfehlen auch unter uns seine Leser zu finden. Hr. Appert, dieser ehrliche Gegner des pensylvanischen Systems in der Pönitentiarfrage unserer Zeit verdient unsere volle Beachtung. Seine Lebensgeschichte deckt uns zugleich die Beweggründe und Erfahrungen auf, die Appert zu den Überzeugungen seiner Philanthropie gebracht. In Frankreich hat der Begriff der Humanität einen Beigeschmack von Lächerlichkeit; in Deutschland liegt er mitunter in unpraktischer Sentimentalität begraben. Umsomehr thut es Noth einen Philanthropen von so tüchtiger Art kennen zu lernen. Als zehnjähriger Knabe wurde Appert, schwächlich und zart wie er war, mit der Landkutsche aufs Land nach der Normandie geschickt. Er stieß auf dieser Fahrt mit einem Trupp Galeerensklaven zusammen, lernte diese kennen und als Knabe schon begreifen, es stecke im Verbrecher mehr Unglück als Verwerfenheit. Appert gelobte sich seitdem den moralisch Verunglückten sein Leben zu widmen. Später, als Lehrer in einer militärischen Strafanstalt, nahm er freilich auch die Gelegenheit wahr einigen Sträflingen zur Flucht zu verhelfen, wenn, selbst im Fall er sie für unschuldig hielt, dem Stand der Sache weiter nicht gedient sein kann. — Appert ist trotz soviel Weichheit der Seele seinem politischen Glauben nach Napoleonist. Unter den Bourbons gehörte er zu den Mißvergnügten und trat in die Dienste des damaligen Herzogs von Orleans. Er war zehn Jahre lang Almoseniер des herzoglichen Hauses und leitete, ohne diesen Titel zu führen, die förmlich organisirte Armenpflege der Gemahlin Louis Philipp's? Wie erfahren wie diese Dame ihre ganze Existenz danach einrichtete sich den Armen zu widmen. Vielleicht ist die Frau Louis Philipp's das Gewissen ihres Gatten und übernimmt bei ihm die Function des Herzens, das immer wieder zu begütigen sucht wo das Streben des Mannes in seiner Verstandesrichtung sich ganz äußerlichen Zwecken hinzugeben scheint. Wir erfahren daß die jetzige Königin der Franzosen vier Fünftel ihrer Einnahmen, welche eine halbe Million betragen, auf Nothleidende verwendet. — Man weiß nicht wodurch Hr. Appert in Ungnade beim Könige fiel, nachdem er solange des Herzogs Vertrauen besessen. Unser Autor spricht nur im Allgemeinen vom Unduld der Höfe. Louis Philipp schien nachdem er den Thron befestigen, die förmlich systematisirte Geschäftigkeit eines Almoseniers nicht mehr nöthig zu haben. — Wir finden im Buche auch andere Figuren am Hofe des Julikönigthums geschildert, namentlich Talleyrand in seinen letzten Jahren, de Pradt den Erzbischof von Mecheln, Vidocq das Polizeigenie und Samson den Henker. Über den Zustand der Gesellschaft in allen Classen zu Paris gibt uns Appert wichtige Aufschlüsse, überraschende über die Gaunereien des Industrierittertums. Er zählt 50 Vereine von je 20 bis 30 Mitgliedern in Paris, die es vorziehen durch raffinirte und listig motivirte Bettelei und durch seinen Betrug ziemlich glänzend zu leben, indem sie gemeinschaftlich durch Ränke den guten Willen der Begüterten ausbeuten.

[Moritz Hartmann's neuere Gedichte.]

In Leipzig bei Georg Wigand erschien von Moritz Hartmann, dessen Gedichte sich so bald einen großen Publikums erfreuten, ein Band neuer Poesien. Der Grundton in ihnen ist derselbe, Form und Ausdruck haben viel gewonnen. Ein reiches, tiefklopfendes, schmerzbeklommenes, aber kräftig pulsirendes Herzblut durchströmt die Verse dieses böhmischen Sängers. Seine Gesinnung kann sich deutsch nennen, so sehr die Wallung seines Blutes mitunter fast hussitischen Ungestüm verräth. „Am Halse Deutschlands weine dich aus!" ruft er seinem Lande zu, und den deutschen Heerd möchte er gegen den ganzen Osten schirmen. Ein Flüchtling, hat es ihn nach Frankreich und Belgien getrieben, sein Blick ist weit und offen geworden, deutsche Sehnsucht zog ihn aber bald wieder heim. — Hartmann hat nicht den Psalterton der Beckschen Begeisterung, aber er hat mehr sinnliche Kraft die objective Welt zu erfassen; er neigt zur Ballade, fehlt ihm auch hier noch die plastische Herausbildung der Stoffe. Er hat auch nicht Beck's Musik, weder dessen melodische Grazie, noch dessen elegische Kindlichkeit. Hartmann's Töne sind rauher, aber voll markiger Kraft, er hat mehr Blut, mehr Weltlust und Lebensstrieb, um sich in den Erscheinungen der verworrenen Welt sicheren Blickes zurechtzufinden. Mancher greifte Mißklang in seinen Versen verräth ein slavisches Ohr das nicht germanisch durchgebildet ist. Der Gram des Flüchtlings, die Klage des Geächteten, der Groll gegen Welt und Schicksal geben seiner Dichtung am meisten ihre Berechtigung, er mag diesen Gram, diese Klage, diesen Groll im eignen oder seines Volkes Namen zum Ausspruch bringen. Diesen Grundton haben nicht blos seine böhmischen Gesänge, auch sein „Diarium eines Mönches", sein „Ost und West", sein „Hüter ist die Nacht bald hin." In den „Stadtidyllen" zeigt er, mit wieviel Geist und Gewandtheit seine Lyrik sich selbst ganz moderner Situationen zur Schilderung bemächtigen kann.

[Uhland's dramatische Dichtungen.]

Ein neuer Abdruck der beiden Dramen welche Ludwig Uhland schrieb, macht es zur Pflicht an diese Dichtungen zu

Digitized by Google

erinnern. Nicht um gegen unſere Bühnen den Vorwurf zu erneuern dieſe Dichtungen von den Brettern verwieſen zu haben, obſchon in neueſter Zeit die Mannheimer Bühne unter Düringer's Leitung den Verſuch wiederholt hat ſie in Scene zu ſetzen, und bei Veranlaſſung irgend eines Nationalfeſtes, wo uns weniger die Neu- und Unterhaltungsgier zuſammentreibt, es ſtets eine würdige Feier ſein müßte, die ſanfte Pracht der Uhland'ſchen Sprache von unſern Brettern herab zu hören. Beiden Dramen fehlt nicht allein die theatraliſche Intrigue, es fehlt ihnen auch die dramatiſche Spannkraft und Gliederung. Das vermiſſen wir aber auch an Goethe's Taſſo, an Schiller's Piccolomini, anderer Gebilde beider Meiſter nicht zu gedenken über die ſich in techniſcher Beziehung ſtreiten läßt. Die Conſtruction der Dramen Uhland's können wir beſeitigen, aber nicht ſeine Geſtalten, denn ſie haben inneres tiefes Leben, ſie ſind in ihrer treuherzigen Wärme und Kraft die Träger unſeres Deutſchthums, der Ausdruck unſerer beſten Eigenthümlichkeiten. Dieſer Herzog Ernſt mit ſeinem Werner von Kiburg, zwei Schwabenherzen in verſchiedenen Außerungen, dieſer Ludwig von Baiern mit ſeinem Friedrich von Öſtreich ſind menſchlich ſchöne, ſind nationale Wahrheiten, ſind claſſiſche Geſtalten in der Ruhmeshalle unſeres Volkes. Nirgends iſt die ſtille nachhaltige Kraft, die ſittlich einfache Männerwürde, der hartnäckige Trotz aus verſchämter Redlichkeit, wie ſie dem was wir deutſch im alten Sinne nennen innewohnt, klarer, körniger und mit der ganzen rührenden Größe der ſimplen Wahrhaftigkeit zur Erſcheinung gebracht. Es iſt in beiden Stücken das Lied von der Freundſchaft zweier Männerherzen in Action geſetzt; beide Dramen ſind gleichſam dramatiſirte Balladen. Auf dem Boden dieſes Themas, wo ſich zwei Männer über den Zwieſpalt des in Leidenſchaften aller Art gebundenen Lebens die Hände reichen, könnte auch ein wirkliches Drama mit lebendigen Gegenſätzen und zuſammengedrungten Conflicten erwachſen. Beide Schöpfungen Uhlands nehmen auch einen Anlauf dazu, in den erſten Acten gipfelt ſich der Streit; im Verlauf ſind ſie aber ganz epiſch und nur eine lyriſche Intention hält die auseinanderfallende, äußerlich gebliebene Handlung mühſam zuſammen. — Dieſe Dramen Uhlands ſind ſchon dreißig Jahre alt. Im Feuer des nationalen Aufſchwungs gegen den Feind im Weſten wurden ſie gedichtet. Sie wollten den Deutſchen von damals zeigen wie man in alter Zeit aus germaniſcher Treue, aus liebevoller Hörigkeit und gemeinſamem Bruderſinn einen deutſchen Thron, einen deutſchen Völkerbund errichtete. Als unſere ſiegreichen Heere damals aus Frankreich zurückkehrten, traten in Frankfurt die Diplomaten zuſammen. Der Zuruf der befreiten Völker, die laute Mahnung der Patrioten wurde überhört; Uhlands Dramen gingen, wie man zu ſagen pflegt, ſpurlos vorüber. Bringt man ſie heute auf die Scene, ſo heißt es mit eben ſo erbärmlichem Ausdruck: ſie machen nichts! So ſollte man ſie wenigſtens der heranwachſenden Jugend, dem Blut unſeres zukünftigen Deutſchthums, einimpfen!

[Die Sachſen in Siebenbürgen.]

Der Geh. Juſtizrath Reigebauer, preußiſcher Miniſterreſident in Klauſenburg, erzählte bei ſeinem kürzlichen Aufenthalt in Leipzig von der jetzigen Stellung der Sachſen in Siebenbürgen zu den Walachen. Der Sachſenboden macht in Siebenbürgen frei. Der Sachſe hat vollſtändige Freiheit der Perſon, Freiheit von allen Feudallaſten, Freiheit im Gemeindeweſen, während auf ungariſchem Boden der feudale Druck der Gutsunterthänigkeit laſtet. Der freie Sachſenboden macht auch die Walachen frei die ſich auf ihm niederlaſſen. Das wilde Blut der Walachen ſcheint ſich aber darein nicht finden zu können; die Freiheit erwächſt ihnen zur Ausgelaſſenheit. Der Zwieſpalt iſt auch religiös verbanden. Die Sachſen ſind Lutheraner, während die Walachen ſich zur griechiſch-unirten Kirche bekennen, die Ungarn aber meiſt Calviniſten ſind. Der Streit wird jetzt dort auch literariſch. Hermannſtadt und Klauſenburg haben ohnedies ihre deutſchen Zeitungen.

[Hofrath Beireis.]

Goethe und Friedrich Auguſt Wolf ſind bekanntlich einmal eigens nach Helmſtädt gereiſt um den merkwürdigen Hofrath Beireis kennen zu lernen. Dies Original eines deutſchen Profeſſors hat in H. Lichtenſtein ſeinen Darſteller gefunden; deſſen in der Singakademie zu Berlin gehaltener Vortrag über Beireis und das Univerſitätsweſen des vorigen Jahrhunderts iſt im Raumerſchen Taſchenbuch mitgetheilt. Beireis war ein Polyhiſter eines Ranges; doch dehnte ſich ſein univerſelles Virtuoſenthum auch auf ritterliche Künſte aus; er rühmte ſich noch ſpät ſeiner Fechtkunſte aus der jenaiſchen Studienzeit. Er gefiel ſich auch im Schein eines Orientaliſten, er fühlte ſich geſchmeichelt wenn man ihm auch den Beſitz geheimer magiſcher Kenntniſſe zuſchrieb. Eitelkeit war der Grundzug ſeines Weſens; aber eine menſchenfreundliche Dienſtfertigkeit à la Böttiger machte ihn liebenswürdig. Zu ſeinen komiſchen Eigenheiten gehörte ſein Widerwille gegen die Kartoffel, der er die Verdummung der untern Claſſen zuſchrieb. Er ſtarb 1809 im 80. Lebensjahre, kurz vor der Aufhebung der weſtfäliſch gewordenen Univerſität Helmſtädt.

[Dr. Wirth.]

Wir leſen in fränkiſch-baieriſchen Blättern, das Verbannungsdecret welches den Dr. Wirth von ſeiner Heimath ausgeſchloſſen, ſei jetzt aufgehoben worden. Wir bezweifeln faſt ob Wirth noch von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen gedenkt. Man lieſt inzwiſchen in allen deutſchen Landen ſeine allgemeine Geſchichte der Deutſchen, die ſo eben in zweiter Auflage erſchienen iſt. Wir haben an Wirth einen Geſchichtſchreiber dem wir die Bezeichnungen: ehrlich, klug, feſt und ſicher geben dürfen. Wirth ſucht was er für wahr und recht hält, nicht hinter einer gefünſtelten Objectivität der Thatſachen zu verſtecken, noch drängt er umgekehrt eine herausgedürſtete coquette Subjectivität in den Vordrund. Wirth ſucht die Thatſachen ruhig aus den Quellen zu erläutern. Natürlich iſt er kein Geſchichtſchreiber für Dynaſtien und Höfe. Auch gefällt er ſich nicht in Kriegs- und Schlachtenbildern. Er hat dauernd und mit Liebe nichts als das Volk vor Augen, die ungezählte Maſſe der Millionen ſteht immer rings um den Schauplatz ſeiner Begebenheiten geſchaart, und die Helden die ſich vor dieſem Hintergrunde bewegen und entwickeln, mißt Wirth jedesmal nach dem Grade in welchem ſie der Nation oder nur ſich ſelber gedient.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 13. Februar.

Inhalt: Die Proselyten deutscher Fürstenhäuser aus dem vorigen Jahrhundert. — Bunte Bilder aus Wien. — König Trojan. Serbische Heldensage von Ulko Horn. — Wilhelm Marr und die Freiheit der deutschen Presse. — Vom Rhein. — Aus Berlin und Weimar. — Freitag's Valentine ꝛc.

№ 7.

Die Proselyten deutscher Fürstenhäuser

aus dem vorigen Jahrhundert.

(Nach italienischen Familienpapieren.)

Auf den Brief des Generalvicars war uns der Eintritt zu den Sälen der Propaganda gestattet. Wir schritten durch die alten hochgewölbten Räume des Hauses, durch weite Hallen und schmahle Gänge; wir standen endlich vor der Sala intima, in welcher die Mutterkirche die verlorenen und wiedergefundenen Schafe ihrer Heerde in Bildnissen aufbewahrt. Pater Burkhart machte den Cicerone. Der Foliant, den er unter dem Arme trug, enthielt das Register über die Bekehrungsgeschichte der Proselyten; in der andern Hand führte er einen alten römischen Staatskalender mit sich. Der Custode, der uns Anfangs geleiten wollte, erschien sich bei der Beleſenheit und Beredsamkeit des deutschen Bruders bald als überflüssig.

Die Sala intima bestand nach ihrer damaligen Einrichtung in einer Reihenfolge von Zimmern; die Galerie der Bilder war nach der Jahresfolge geordnet. Im ersten Gemach, getrennt von den übrigen, als nicht ganz zugehörig zur Reihe der germanischen Fürsten, hing das Porträt jener schwedischen Königin Christine, die freilich mit ihrem angeborenen Glauben auch die angeerbte Krone niederlegte und als planlose Abenteurerin in der Welt umherschweifte, ohne der Kirche einen großen Gewinn zu bringen. Wer sich von seinem Volke, von dessen Sitten und Gewohnheiten trennt, macht auch die Religion, der er huldigen möchte, von seinem Bedürfnisse abhängig. Er hat ein Recht dazu, aber die Geschichte zählt ihn zu den eigenwilligen Sonderlingen; der Zusammenhang mit einem großen Ganzen trägt ihn nicht. Mit seinem Volke übergehen, mit Tausenden zusammen einem neuen Glauben huldigen zu dem ein Zeitalter herangereift, das dünkt mich groß und göttlich. — Aus Christinens Zügen sprach mehr launenhafte Grille als jene Schwärmerei des Herzens die den Glanz der Welt abthut, um in der Stille ihren Gott zu suchen. — Seltenes Schicksal! erläuterte Burkhart, die Tochter des großen Schneekönigs der die deutschen Ketzer gegen die heilige Kirche zu Felde führte, mußte zur römischen Fahne schwören! Seit jenem dreißigjährigen Bruderkriege sind die Deutschen gegen uns waffenlos geworden. Bei dem letzten Kriege zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen Süden ist wenig Religion im Spiele. Der König der Borussen — hier unser Staatskalender nennt ihn noch immer den Marchese von Brandenburg — führte zwar gegen Kaiser und Reich einen verteufelten Krieg und ist, so zu sagen und mit Respect zu melden, der eingefleischte Teufel selber, aber es kam ihm blos auf ein Stück Land an, das sie ihm denn auch in zwei Friedenstractaten zugesprochen haben. Er traut freilich dem Frieden nicht und hat wohl Recht dazu, und so wird denn wohl die Schlägerei unter den Deutschen bald wieder losgehen. Mit diesem preußischen Fritzen ist nicht gut spaßen, und in den trüben naßkalten und sonst sehr trockenen Ländern dieses brandenburger Marchese nicht viel zu brudern. Wenn der letzte in Gott ruhende heilige Vater ein Bisthum von Havelberg an seinen jüngsten Neffen

Digitized by Google

vergeben hatte, ſo war das nicht ſo viel werth als wenn ich einem ſechs Dreier ſchenke, und zwar in einem Lande wo die Dreier nichts gelten! —

Wir ſtanden in einem prachtvollen Saale, wo in ziemlich dichtgedrängter Reihe die deutſchen Converti-ten des ſiebzehnten Jahrhunderts beiſammen waren. Auch ein Markgraf von Brandenburg, Chriſtian Wil-helm, aus noch älterer Zeit, fand ſich unter ihnen; dicht neben ihm Johann Friedrich, Herzog von Braun-ſchweig-Lüneburg; Wolfgang Wilhem von der Pfalz aus der Linie Neuburg; Chriſtian Ludwig von Meck-lenburg-Schwerin; einige Fürſten aus dem Hauſe Hohenlohe-Schillingsfürſt. Eine Reichsgräfin Giu-ſtina aus dieſem Geſchlechte konnte wohl erſt unter den Bildern des folgenden Jahrhunderts zu ſuchen ſein.

Hier habt Ihr, ſagte Burkhart, den ſächſiſchen Friedrich Auguſt, der im öſtreichiſchen Baden über-trat. Wir ſind nicht immer ſo glücklich einem Bekehr-ten auch eine Krone in Ausſicht zu ſtellen, wie dieſem, den nach der polniſchen Krone gelüſtete. Hier ſeht Ihr einige Königskronen und Herzogshüte in partibus in-fidelium!

Alle dieſe Fürſten und Herren waren in vollem Koſtüm und mit dem Schmuck der Inſignien aller ihrer Würden dargeſtellt. Über manchem hing, ich weiß nicht ob als ſein guter Engel oder als ſein böſer Dä-mon, das Bild deſſen der die Seele des Neubekehrten zu gewinnen wußte. Auf den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Caſſel ſah ſtolz und drohend der Kapuziner Valerius Magnus hernieder. Über einem ſchwarz ver-hüllten Rahmen lächelte frohlockend der Jeſuit Schmel-zer. — Ja ſeht! ſagte Burkhart, es hält oft ſchwer, einen zu kriegen, oft aber noch ſchwerer einen feſtzu-halten, auch wenn man ihn glücklich erwiſcht hat. Dieſer Schmelzer ſchmolz Euch alle Metalle in Gold um, er machte das ſtärkſte Eiſen weich. Bei alle dem ſteht er hier über einem treuloſen Neophyten der bald wieder linksum machte! —

Die mit ſchwarzen Schleiern verhüllten Bilder be-zeichneten ſolche, die zu ihrem angeſtammten Glauben wieder zurückgekehrt waren. Ihre Zahl war jedoch ge-ring und die Reihe derer die der römiſchen Kirche treu geblieben, dehnte ſich vor meinen Blicken immer weiter aus. Einen Herzog Chriſtian Ulrich von Wür-temberg-Öls, der, nach der Angabe des Katalogs, im Jahre 1723 bei ſeinem Aufenthalte in Rom über-getreten war, führte der Cardinal Salerno an der Hand; ein Prinz Friedrich von der Pfalz erſchien an der Seite des Paters Seedorf. — Iſt ganz friſch ge-wonnen! ſagte Burkhart mit vertraulichem Augenblin-zeln; ſeht nur nach der Jahreszahl: 1746.

Mit Friedrich Auguſt und der Jahreszahl 1697 war die Reihe der Bekehrten des ſiebzehnten Jahrhun-derts geſchloſſen und wir ſtanden ſchon im dritten Saale unter den Proſelyten des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig eröffnete hier mit dem Jahre 1710 den Reigen. Außer dem Herzoge von Würtemberg-Öls trafen wir auch noch einen zweiten Würtemberger, Karl Alexander, der als regierender Fürſt von Würtemberg-Stuttgart im Ver-zeichniß ſtand; er war 1712 in Venedig als Prinz übergetreten. In ſeinem unglücklich brütenden Auge lag ein Tiefſinn, der vom verworrenen Gewühl des Lebens befangen, keinen andern Ausgang finden zu können ſchien. — Einige von den gemüthlichen ger-maniſchen Fürſten, ſagte Burkhart, treiben Muſik, Alchymie und Phantaſterei aller Art. Wer in dieſe Gebiete auch nur mit einem Fuße tritt, den haben wir ſchon ziemlich ſicher und halten ihn am Rockſchooß feſt. Die Holſteiner und die Heſſen ſuchen in der Regel nach dem Stein der Weiſen. Man muß die Leute gewähren laſſen und ihnen nachher, wenn ſie in kläglicher Ver-wirrung gerathen, begreiflich machen, der ächte Stein der Weiſen ſei der Schooß unſerer heiligen Kirche. Die Holſteiner ſind herrliche Kerle, haben ſtarke, ſteife Knochen, aber biegſame Herzen. Hier habt Ihr gleich ein Paar von dieſen wehmüthigen Barbaren aus dem hohen Norden. Die Heſſen gehen blind drein; ſie hei-ßen eben auch die blinden Heſſen. Heſſen-Caſſel, Hes-ſen-Darmſtadt, Heſſen-Rheinfels, faſt alle Heſſen ſind unſer. Kur-Pfalz iſt unſer, Kur-Sachſen iſt unſer, — Alles wird unſer ſein!

Burkhart riß Augen und Mund ſo weit auf, als wollte er die geſammten deutſchen Länder verſchlingen. — Sachſen macht uns viel Freude, aber auch viel Sorge! fuhr er in ſeiner prahleriſchen Redſeligkeit fort. Freilich iſt das Land der Heerd des großen luthe-riſchen Ketzerthums; allein ich lobe mir bei alle dem die Sachſen, es ſind gewandte, graziöſe, fügſame, nette Leute. Im vorigen Saale habt Ihr Chriſtian Auguſt von Sachſen-Zeitz geſehen. Er war ein nachgeborener junger Prinz aus einer Nebenlinie. Als er 1689 über-trat, verſprach er dem Papſte ganz Sachſen, ſtieg in Gnaden, ward endlich Cardinal und hatte als kaiſer-licher Commiſſär ſeinen Sitz in Regensburg. Mit Hülfe des obgedachten Schmelzer ging er auch daran, ſeinen Bruder Moritz Wilhelm zu bekehren, und ſiehe, es gelang! Dieſer trat mit ſeiner Gemahlin, einer

Digitized by Google

brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Amalie zu uns über und communicirte katholiſch am Hofe ſeines Vetters zu Dresden. Es geſchah ſelbiges, wie im Katalogo vermeldet, im Jahre 1717. Allein ſchon im nächſten Jahre bekam er mit ſeiner brandenburgiſchen Frau Gewiſſensbiſſe. Sie ließen den Profeſſor Franke aus Halle kommen und dieſer neidiſche Böſewicht entzog uns das Ehepaar ſammt Kindern und Kindeskindern nebſt Herzogshut und allem Zubehör. Darum habt Ihr den ſchwarzen Schleier über dem Bilde geſehen, das unter Pater Schmelzer hängt. Ja, ſo geht es uns mitunter. Wie gewonnen, ſo zerronnen! Auch ein Prinz von Holſtein-Sonderburg, Ernſt Auguſt hieß er, iſt nur drei Jahre lang unſer Freund geweſen. Was ſollen wir thun? Wir nehmen Flor und trauern ſchmerzlich über verlorene gute Freunde. Dann und wann wird uns das Leben recht ſauer gemacht. — Hier ſeht Ihr den zweiten ſächſiſchen König von Polen; in Sachſen hieß er Friedrich Auguſt der Zweite, in Polen Auguſt der Dritte. Er iſt hier als junger Menſch, als Kurprinz dargeſtellt. Auf dem goldenen Rahmen ſeines Bildes leſ't Ihr die Jahreszahl 1712 —1717. Die Bekehrung war alſo langjährig geweſen. Sein königlicher Vater war nämlich nur für ſeine Perſon übergetreten, die Damen ſeines Hauſes waren proteſtantiſch geblieben und die königliche Mutter hütete den jungen Prinzen wie ihren Augapfel. Da mußten wir denn nun freilich auf Umwegen zum Ziele kommen. Wir mußten erſt den Hofmeiſter des Prinzen gewinnen und dem jungen hoffnungsvollen Fürſten, als er auf Reiſen ging, um die Welt zu ſehen, einen geſchickten Pater als Secretär unterſchieben. Das war glorreichen Angedenkens der Pater Kopper, der verkleidet im Gefolge des Prinzen war und ſich Wedernoy nannte. Dieſer las dem neugewonnenen Hofmeiſter ſchon immer heimlich die Meſſe. Die ſorgſame Frau Mutter des Prinzen bekam Wind davon und ſchrieb dem Sohne, er ſolle ſich vor den verkappten Jeſuiten in ſeinem Gefolge in Acht nehmen. Aber, denkt Euch, der Prinz war nicht im Stande, den heimlichen Seelenfänger zu entdecken; er hatte keine Ahnung davon, daß er an der Hand eines Gehülfen des heiligen Loyola über die Alpen zog. Hier dieſſeits der Alpen gab es nun für ein junges friſches Gemüth tauſend ſchöne Wunder und Legenden, anderer Schönheiten nicht zu gedenken, die ſich in Venedig auch ſein erlauchter Herr Vater, der große ſächſiſche Herkules, hatte wohlgefallen laſſen. In Bologna ward die Frucht reif, Salerno war auch behülflich und der deutſche Prinz legte in die Hände des Cardinals Caſſoni heimlich ſein Glaubensbekenntniß ab. Erſt einige Jahre ſpäter trat er in Wien öffentlich in den Schooß der Kirche über. — Ja, ja, der Weddernoy war ein Wetterkerl, war Euch ſo ſanft und ſtill wie ein Mäuschen, niemand dachte bei ihm, wie man zu ſagen pflegt, an einen Wolf in Schafskleidern. Man muß auch, wenn man ſtille Netze ausſtellt, gar nicht ſo ausſehen, als wolle man Vögel fangen!

Pater Burkhart ſah mit ſeinem weiten Maule in der That nicht danach aus, als könnte ihm jemand in's Garn laufen. — Ich blieb vor dem Bilde der deutſchen Reichsgräfin aus dem Hauſe Hohenlohe ſtehen, deren Züge mich wunderbar feſſelten. Tiefblaues Auge, lichtbraunes Haar und ein eigenthümlicher Zug geheimen Wehes hatten an und für ſich ſchon ihren eigenthümlichen Zauber für mich, aber mehr als das mochte es die Beziehung zum Boden meiner Heimath ſein, was mich beim Anſchauen dieſes Antlitzes in heimliche Bewegung ſetzte. Mein Vater hatte zweifelsohne das Porträt für die Propaganda anfertigen laſſen, denn er hatte mit dem Gewinn dieſer Seele zu triumphiren gedacht. Der Platz darüber war leer, es hatte ſich alſo Niemand dazu bekennen mögen, ihr Miſſionär und Seelſorger geweſen zu ſein. Ich wußte zur Genüge, daß die Frau dem Glauben ihres Hauſes überhaupt nicht abwendig gemacht worden war. Bei alle dem fehlte dem Bilde der Trauerflor, und die Reichsgräfin Giuſtina galt alſo in der Geſchichte der Congregation zur Verbreitung des Glaubens für eine Bekehrte.

Dieſe deutſche Donna ſcheint Eindruck auf Euch zu machen! ſagte Burkhart lächelnd. Er wußte jedoch nichts vom wahren Sachverhalt. — Sehr begreiflich, erwiederte ich ihm; ſchon als Knabe las ich auf unſerer Villa Coſta den Namen dieſer unglücklichen Fürſtin auf dem Denkſtein den man ihr dicht am Ufer ſetzte.

Wenn wir nach Deutſchland ziehen, Signor, ſagte der Alte, dann wollen wir die Hohenlohe's beſuchen. Es iſt ein vielverzweigtes, blühendes Geſchlecht in Schwaben und Franken, für uns äußerſt ergiebig. Stammen auch eigentlich aus wälſchen Landen. Alta Fiamma haben die Hohenlohe's in alter Zeit gehießen und brennen faſt alle lichterloh für die heilige Kirche!

Die Jahreszahl auf dem Rahmen des Bildes lautete 1736. Dicht daneben, vielleicht zufällig und doch bedeutungsvoll, hing das Porträt jenes Friedrich von der Pfalz, mit welchem die Reihe der Proſelyten des achtzehnten Jahrhunderts vorläufig ſchloß. 1746 war

Digitized by Google

als Jahreszahl für dieſen letzten Gewinn der römiſchen Kirche bezeichnet. Ohne daß ich es wollte und wußte prägten ſich mir die Züge dieſes Mannes feſt genug ein; ſein braunes Auge verrieth einen dichteriſchen Träumer, wie ſie der deutſche Norden, ſagt man, oft genug liefert. Der deutſche Katholicismus, ſo dachte ich mir, muß ganz anderer Art ſein als der anderer Völker; er hat nichts mit dem ſpaniſchen Fanatismus gemein, das Ränkeſpiel italieniſcher Prieſter iſt ihm fremd, er geht Hand in Hand mit der Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft. Das wenigſtens ſagte mir das gutmüthig ſchwärmeriſche Auge dieſes Friedrich von der Pfalz.

Der Sohn dieſes deutſchen Fürſten, Prinz Emil, ſagte Burkhart, ſteht leider auf dem Punkte, öffentlich zum Lutherthum zurückzukehren. Die Stände ſeines Landes wollen keinen katholiſchen Herrn.

Die Völker ſind überhaupt wohl nicht zugleich mit ihren Fürſten gewonnen? fragt' ich.

Soviel an uns liegt, ſagte Burkhart ſehr ehrlich und offen, vereiden wir die Fürſten darauf, nach und nach uns auch die Völker zuzuführen. So war zum Beiſpiel die Markgrafſchaft Baden reformirt und ſeit dem Übertritt des Prinzen aus der Linie Baden-Baden gelang es den Bemühungen des Cardinals Caraffa, wie dieſer in ſeiner Germania sacra restaurata ſelbſt erzählt, einen guten Theil des badiſchen Volkes wieder römiſch zu machen. Allein, weiß der Himmel, das Zeitalter wird ſchlau und paßt verzweifelt auf! Schon als die Prinzen von Braunſchweig und Würtemberg, jener Ulrich und jener Karl Alexander, die wir als Prinzen gewonnen hatten, ihr Regiment antreten wollten, mußten ſie den Ständen ihres Landes die nöthigen Reverſalien ausſtellen, nach denen das ſogenannte evangeliſche Chriſtenthum unangetaſtet bliebe. Friedrich Auguſt von Sachſen gab nach dem Übertritte ſeines Kurprinzen freiwillig ein gedrucktes Patent, daß die Lehre Luthers in ſeinen Landen nicht beeinträchtigt werden ſolle. In Stuttgart und Caſſel haben die bösartigen Stände ſogar darauf gedrungen daß der evangeliſche Glaube eine Bedingung zur Nachfolge im Regiment ſei. Das iſt denn doch, um wenig zu ſagen, ſehr dreiſt!

Wenn die evangeliſchen Chriſten einig ſind, ſagte ich, ſo wird Rom ihnen nichts anhaben können!

Ja, da hapert's eben! eiferte Burkhart. Dieſe proteſtirenden Secten ſind ſich untereinander ſpinnefeind. Als ich in Dresden hauſte, hatten es die Reformirten in Sachſen noch nicht zu einem öffentlichen Gotteshauſe bringen können. In Leipzig, der ſchmucken Lindenſtadt, wo alle Jahre große Völkermeſſe iſt, da hatten ſie vom König Auguſt, obſchon der katholiſch geworden war, die Erlaubniß erhalten, ſich niederzulaſſen und ihre Nothdurft, ich meine ihre religiöſe Nothdurft, zu verrichten. Eine Stube in Auerbachs Hofe, wo ehedem im Keller der Teufel auf dem Weinfaß zum Fenſter hinausritt, ward den Reformirten zu ihrer Verrichtung überlaſſen. Aber die lutheriſche Geiſtlichkeit und der lutheriſche Pöbel der guten Stadt Lipsia ruhten nicht, bis ihnen für ihren Gottesdienſt dieſer Ort wieder entriſſen wurde, und da laufen ſie nun blank herum und wiſſen nicht wo ſie unterducken ſollen. Ja, man muß das in den lieben Deutſchländern ſelbſt erlebt und mitgemacht haben! Die Lutheraner halten die Reformirten für Ketzer; dieſe verketzern wieder die Herrnhuter, die Herrnhuter ſchließen wieder die Andern von der ewigen Seligkeit aus, und ſo geht es bis in die aſchgraue Unendlichkeit fort, Alles liegt ſich dort in den Haaren, macht ſich Himmel und Erde ſtreitig und Jeder überliefert den Andern mit Haut und Haaren dem Gott ſei bei uns!

Guter Freund, ſagt' ich zum Vater, dann haben wir keinen Grund über unſere Stärke zu triumphiren! Nur die Schwäche des Feindes ſcheint uns einige Siege bereitet zu haben!

Bunte Bilder aus Wien.

Von **Johannes Nordmann.**

1.

„Carne vale!“ ruft der Italiener, wenn er an die Zeit denkt die der Biſchof Teleſphorus von Rom in der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch ein Kirchengeſetz von allem Fleiſche emancipirte, und wirft ſich mit dieſem Ausruf, um den hungerigen, ſpindeldürren Gedanken loszuwerden, in den Strom der tollſten Ausgelaſſenheit, indem die Wogen der Luſt hoch

Digitized by Google

über ſeinen Kopf zuſammenſchlagen. Er feiert in ſeinem buntſcheckigen Carneval auf dem claſſiſchen Boden die heidniſchen Saturnalien in chriſtlicher Geſtalt; hiernach mag der arg Geknechtete wie dort der Sklave für eine kurze Zeit ſtatt der Handſchellen die Schellenkappe auf dem Kopfe tragen. Die mittelalterlichen Faſtnachtſpiele und unſer Faſching ſind nur der matte Abklatſch jener tollen Freudentage, die einen ergötzlichen Austauſch der Geſchlechter und Stände bewerkſtelligen, über den Jung und Alt den Kopf verliert, um dem mächtigen Gelüſte des Herzens zu Willen ſein zu können.

»Immer dreht ſich am Heerde der Spieß!« — Dieſer Ausſpruch Schiller's paßt vollkommen auf den Haushalt des öffentlichen Lebens in Wien; da iſt jahraus, jahrein Carneval, der ſich nur noch in der für die Luſt gewiſſermaßen privilegirten Zeit zur möglich größten Lebendigkeit ſteigert. Bälle und Feſtlichkeiten, die früher zu wiederholten Ausnahmen geworden, werden nun zur regelloſeſten Regel, die durch mehrere Wochen ſo toll ihre Schellen durcheinanderſchüttelt daß niemand an eine Ordnung in ſeinen Gedanken gehen mag, und in dem allgemeinen Wirbel mit fortgeriſſen der allernächſten Stunde einen duftigen Blumenſtrauß in die offene Bruſt ſteckt. Rieſengroße Anſchlaggettel, die alle Straßenecken bis an die erſten Stockwerke der Häuſer bedecken, ſind die Flaggen der Luſt, und auf ihre Lectüre allein beſchränkt ſich in den Faſchingstagen das von der letzten und vorletzten Nacht noch ſchlummermüde Auge des Vorübergehenden. Hundert Säle werden am Tage reingefegt und mit bunten Drapperien ausgeſchlagen, durch welche zur Nacht die wilde Jagd der Tauſenden im bacchanaliſchen Taumel hinraſt, daß wie von ſturmgewühlten Bäumen der Blüthenſchmuck von den Köpfen der Prieſterinnen des Tanzes fortfliegt und ihre losgegangenen Locken wie Erinnyenſchlangen auf den heißglühenden Nacken fallen. Die Kunſt des Tanzes wird hier ſchon zum ermüdenden Handwerk, die Harmonie zerfährt in tauſend ſchreiende Diſſonanzen, die in wilder Verſchlingung nimmer die verſöhnende künſtleriſche Löſung finden. Das einzige Maß iſt der überhetzteſte Dreivierteltakt der Walzermelodien, die wie losgebundene Schellenkränze unter die verſchlungenen Paare geſchleudert werden. So kann man es in den erſten Tanzſälen Wiens finden, die nicht mehr, wie dies noch vor einigen Jahren der Fall war, von der feinen Geſellſchaft des reichen Mittelſtandes beſucht, ſondern jenen luſtigen Leuten preisgegeben werden die am Tage mit Elle und Brenneiſen, und mit Beſen und Nähnadel handtiren. Die feinere Geſellſchaft hat ihre geſchloſſenen Bälle, auf denen mehr Maß und Zucht gehalten wird als in jenen öffentlichen Luſtlagern zu denen ſich Jeder und Jede unaufhaltſam drängt. Die Ariſtokratie hinwieder hat ihre Privatbälle von denen fern gehalten wird was nicht ſo und ſo viel Ahnen herzuzählen und ſeinem ehrlichen Namen kein wappengeſchmücktes Wort vorzuſetzen weiß. Der glänzendſte unter den geſchloſſenen Bällen iſt der Juriſtenball. Darum wird auch dem Studioſen des Pandectenrechtes ſchon ein Paar Monate früher in den bürgerlichen Familien manches liebenswürdige Zugeſtändniß gemacht, um ſich ſeine Gunſt und mit dieſer den Eintritt zu dieſem Balle zu erringen.

Wir wollen nun eine jubel- und walzerſelige Nacht in einem öffentlichen Ballſaale mitmachen. In den Straßen die wir durchwandern müſſen, rollen haſtig die Fiakerwagen hin, die ihren buntgeſchmückten Inhalt von Tänzern und Tänzerinnen als Tribut, den die Luſt unwiderſtehlich fordert, dem goldbetreßten Portier an der Pforte ihres Tempels ausliefern. Sind erſt einige mit Teppichen belegte Treppen erſtiegen, ſo iſt auch der Himmel erſtürmt: der von tauſend Lichtern erhellte Saal, durch den die vom Tarantelſtich der Walzermelodien behafteten Tänzer hinfegen wie vom Wirbelwind ergriffene Herbſtblätter, die ſich jagen und gejagt werden. Von einem graziöſen Anſchmiegen und Verſchlingen der Tanzenden iſt hier auch nicht die leiſeſte Spur; ſie faſſen ſich und laſſen ſich nicht wieder los, bis der letzte Athemzug verbraucht iſt: — das iſt das ganze Geheimniß des Walzers, wie er hier zumeiſt geraſ't wird. Der Ladendiener der den ganzen Tag über mit ſeiner Zunge leere Worte gedrechſen um fadenſcheinige Waaren für ächte Stoffe auszubieten, iſt der Mann ſolcher Nächte. Die Lorgnette in die Augenwinkel gedrückt, durchſchleift er am Arm des Stubenmädchens das dumm und ſelig zu ſeinen abgetragenen Witzen lächelt, den weiten Saal und muſtert mit Kennerblicken die Toiletten und Vorzüge der Anweſenden. Er ſtellt ſeine Tänzerin nun dem Grafen Y. mit dem ſchöngekreiſelten Bart vor, und ich erkenne in dem Herrn Grafen meinen Barbier von heute Morgen der mir mit ſeiner Ungeſchicklichkeit die Backen blutig geſchunden. Modiſtinnen die einen ganzen falſchen Frühling auf ihrem Kopfe balanciren, beklagen ſich gegen ihre Begleiter, deren einziges Geſchick es iſt das Pflaſter der Stadt platt zu treten, über die ſchlechtgewählte Geſellſchaft, wenn ihnen eine Ballſchönheit mit vom Küchenfeuer hochgeröthete Arme begegnet. Dieſe aber

Digitized by Google

grollt in ihren Gedanken mit dem Handſchuhmacher, da ihr die Nähte an allen Enden ſpringen.

Von ſolchen Leuten wird die Kunſt des Tanzes im Schweiße ihres Angeſichtes ausgeführt. Der Walzer ſei ihnen preisgegeben, ſie mögen ihn um ſein nothdürftiges Renomee bringen und ſich ſchwindelnd im Kreiſe drehen, um das Geheimniß des Perpetuum mobile ausfindig zu machen! — ſie beſcheiden ſich aber nicht mit dieſem ſchwindſüchtigen Hammel und wagen ſich überdies noch an den Contre, dieſe getanzte Liebeserklärung. Die Bewegung der Füße ſoll bei dieſem Tanze gleichſam die melodramatiſche Begleitung zu dem Mienenſpiel abgeben: ich aber habe nie verſtehen können was in dieſem Mienenſpiel zu leſen war, und aus den Füßen bin ich nun vollends gar nicht klug geworden.

Ich weiß den Hitzgrad eines ſolchen Ballſaales nicht genau zu beſtimmen, ich weiß nur daß dadurch die heißeſten Julitage um ihren Kredit gebracht werden können. Ich will auch nicht Alles was hier duftet für eitel Parfüm halten, und rathe denen die für den geſunden Gebrauch ruſſiſcher Dunſtbäder ſchwärmen, einen ſtundenlangen Aufenthalt in einem ſolchen Saale an; ſie werden ſich dann vielleicht bald zur Prießnitz'ſchen Kaltwaſſerheilmethode bekehren.

Mitternacht iſt herangebrochen, die Inſtrumente der Muſicirenden werden hingelegt, die müdgehetzten Tänzerinnen ruhen nach der wüthenden Parforcejagd aus, die Jäger verlieren ſich in den Reſtaurationsſälen. Wir wollen für einige Groſchen unſere Garderobe einlöſen und auf offener Straße wieder friſche geſunde Luft einathmen. Ha! das erquickt! — Und ich komme mir vor wie ein Gefangener, der aus den Bleikammern von Venedig ſeiner Haft entledigt über den Markusplatz ſchreitet.

2.

Tolle ungebundene Maskenfreiheit, die der ganzen bunten mitjubelnden Welt das volle Recht gibt ſich mit jedermann auf Du und Du zu ſtellen, und die Wahrheit an Freund und Feind ungeſchmählert auszuhändigen, iſt der rothe Faden der Luſt, der ſich durch den Carneval zieht. Wir wollen dem der am beſten zu jubeln und zu ſcherzen verſteht, der in die trägen und ſchläfrigen Maſſen den gährenden Sauerteig bringt, die ſchönſte Schellenkappe auf das tolle Haupt drücken, er ſoll unſer König ſein .... vive le roi! — Die Luſt iſt das Salz der Erde! »Wenn aber das Salz dumm wird,« ſprach ein Freund mit den teſtamentariſchen Worten zu mir, »womit ſollen wir ſalzen?« Das iſt es eben, wir haben das ſeelenvolle Jubeln verlernt, das durch alle Schranken bricht, mit der Thüre in's Haus fällt und über Tiſche und Bänke ſpringt; die Schellenkappe, von der wir die Schellen abgetrennt, ſieht wie jede andere Schlafmütze aus; die Luſt iſt nicht mehr luſtig, ſie gähnt und langweilt ſich und Andere. Ich trieb mich oft auf Maskenbällen herum um die Luſt aufzuſuchen, und fand ſie nicht; ich ſah jeder Maske mit leichter Mühe in das welke Herz hinein, das für die Freude verdorben oder abgeſtorben war. Zu der einen ſprach ich: deine Suppe war heute verſalzen und darum biſt du verdrießlich! zu der andern: deine Freundin hat eine ſchönere Schleife am Kleide und darum biſt du ärgerlich! zu einer dritten: ein Laſſe hat dir ſein windiges Wort nicht gehalten und darum biſt du verſtimmt wie dein Klavier, das du unabläſſig mit deiner Talentloſigkeit quälſt! und ſo fort zu einer vierten und fünften, und ich habe immer den empfindlichen Nerv der Langweiligkeit getroffen, die mit wenigen nothdürftigen und abgenützten Phraſen durch den hellerleuchteten Saal ſchlich.

Wer den Maskenbällen die alljährlich in Wien in den beiden Redoutenſälen abgehalten werden, nachrühmen wollte: ſie wären luſtig und lebendig, der hat gewiß nie das Schwarzbrot ſeines Lebens mit dem Salz der Luſt genoſſen. Einen Ball nehme ich aus: nämlich die Faſchingdienſtagredoute. Hier geht es toll und freudig her, hier glättet der mürriſche Ernſt ſeine Stirnrunzeln und der Scherz ſchwenkt die flatternden Fahnen über tauſend Köpfe. Die ganze Geſellſchaft iſt ein großer Queckſilberklumpen, der in tauſend Kügelchen zerfährt, die ſich hier zu luſtigen Gruppen zuſammenballen und dort wieder zerreißen und zerſtieben. Die Männer haben ſich in Wien von Jahr zu Jahr mehr und mehr von den Masken emancipirt, ſie haben das Feld nun vollends den Frauen geräumt und finden es viel bequemer im gewöhnlichen Ballanzug um ſich herum das losgelaſſene Heer der Frauenmasken im raſtlos bewegten Wirbel ſich drehen zu laſſen. Es iſt dies eine allzu bequeme Unſitte geworden, welche die volle Luſt jedenfalls beeinträchtigt und die durch die verlornen Poſten einiger männlichen Masken nicht im kleinſten aufgehoben wird.

Der erſte Eintritt in den lichterfunkelnden, reichgeſchmückten Saal, durch den die leichtbeſchwingten Saitentöne ſich wirbeln, wirkt ſchon bezaubernd und

Digitized by Google

ſtimmt das traurigſte Herz zur Luſt um. Einige Masken muſtern ſich am Eingang, flüſtern ſich unverſtändliche Worte zu, kichern und lachen, und du meinſt all dieſes gelte dir, und bereiteſt dich ſtandhaft vor auf den Moment, in dem dir das ganze Regiſter deiner älteſten und jüngſten Sünden herabgeleſen wird. Denn heute iſt der Tag des Gerichtes, und die Jungen der Weiber drücken hinab und ſchnellen empor die Wage, auf der deine Sünden gewogen werden.

Die üblichſte Maske iſt der Domino; er macht am meiſten unkenntlich und iſt ſchnell gewechſelt um mit einer Farbenmetamorphoſe die Neugier auf den höchſtmöglichen Hitzgrad zu bringen. Zur Linken und Rechten rauſchen die Domino's und ſchleudern ihre Worte wie ſpitze Pfeile in die Schaar der Männer, die gegenſeitig haltloſe Vermuthungen austauſchen und Racheplane ſchmieden, die eben nicht grauſamer und blutiger Art ſind. Hier werden die Vorhänge der verſteckteſten Familienverhältniſſe auseinandergeſchlagen und die Gardinen von allen Liebesgeheimniſſen gelüftet. Man kann da in einer Stunde durch Zufall mehr erfahren als man in Jahr und Tag mit der größten Mühe an Erkundigungen als Gewinn eingezogen. Aber auch das eigne Leben wird dir im Farbenprisma der ſcheinbar unbekannteſten Masken von deinen Jugendjahren vorgeführt, die Schleier fallen von deiner eigenen Vergangenheit; was du ſelber kaum mehr gewußt, wird dir durch das Wort aus einem fremden Munde in das Gedächtniß gerufen. Du glaubſt dich an die ſchwarze Tafel eines Vehmgerichtes, wo der vermummte Richter dein Urtheil ſprechen ſoll, oder auch in die blutdürſtige Inquiſitionszeit zurückverſetzt, in welcher Buch gehalten wurde über die Schickſale jedes Einzelnen der einmal ein lautes Wort ſprach, dem Kopf und Herz am rechten Flecke ſaßen. Fürchte dich nicht! Jede große Stadt leidet eben auch an dem Erbübel der kleinen Städte: an der Geheimnißkrämerei, die man mit einem derberen Ausdrucke und bezeichnender Klatſchſucht taufen mag. Dieſe Zigeunermutter hier deutet dir aus den Lineamenten deiner Hand daß du mit deiner letzten und vorletzten Liebe Unglück gehabt und daß du von deiner jüngſten Liebe, die blaue Augen und blonde Haare hat, erſt heute im Zorn gegangen. Dieſes Blumenmädchen erzählt dir daß die Alpenroſe die du von deinen Reiſen brieflich ſchönen Händen zugemittelt, geſtern in den Kehricht geworfen ward. Eine Königin der Nacht weiß daß du halbe Nächte am Schreibtiſch ſitzeſt, und eine Amazone erzürnt dich dadurch daß ſie von Tag und Stunde berichtet, da du vom Pferd geſtürzt. Jene Odaliske verräth dir daß du den Orient bereiſen willſt, bis zu dieſem Augenblick aber nicht das dazu nöthige Geld haſt, und dieſer blaue Domino daß du am liebſten Braunkohl mit Maronen ſpeiſeſt. Du biſt wie ein gehetztes Wild und bemühſt dich vergebens den Kern aus all dieſen Schaalen zu löſen, du verfolgſt und wirſt verfolgt, du bohrſt deine Blicke wie gezückte Dolche in die funkelnden Augen der Masken und befühlſt ihre Hände, um die Erinnyen kennen zu lernen, die du als ein umgekehrter Oreſtes unabläſſig aufſuchſt in dem wogenden Gedränge.

Die Converſation der Faſchingdienſtagredoute iſt im Allgemeinen eine geiſtreiche, da ſie von den gebildetſten Ständen Wiens beſucht wird. Die Wienerinnen haben überdies eine bewegliche Elaſticität des Geiſtes und einen geſunden, immer ſchlagfertigen Witz, der ſich hier auf die glänzendſte und ergötzlichſte Weiſe geltend machen kann. Alle Sprachen rauſchen ineinander und dazwiſchen hinein die Ballmelodien der zwei Muſikbanden, die abwechſelnd im großen und kleinen Saale erklingen — das iſt ein wildbewegtes Treiben, alle Gallerien wimmeln von Ab- und Zugehenden, das iſt eine tolle Wirthſchaft, an der man für einige Stunden ſo recht ſeine helle Freude erleben kann. Mit dem zwölften Stundenſchlage verſtummt die Muſik, die Geſellſchaft lichtet ſich in etwas — dann aber beginnt erſt die Zeit der Glücklichen, für die manches Stelldichein verabredet wird; gegen drei Uhr iſt der ganze Spuk vorüber und der Carneval hat ein Ende.

Digitized by Google

König Trojan.

Serbiſche Heldenſage von **Uffo Horn**.

1.

Im Tempel war es ſtille, früh am Tage.
Die alten Bäume rauſchten nicht, ſie ließen
Vom Glanz des Morgens dunkelroth durchſchimmert
Die Zweige hängen, ſo wie Augenlider
Auf eines Schläfers heißer Wange ruhn.
Nur hie und da erwacht ein Vögelein
Und putzt noch mit dem Schnabel ſein Gefieder
Eh' es den Tag begrüßt mit ſeinem Lied.
Jetzt öffnet das Gehöft, worin die Jungfrauen
In ſtiller Eintracht wohnen, die dem Dienſt
Der Liebesgöttin Lada ſich geweiht,
Die jüngſte aus der Schaar, und tritt heraus.
Von ſüßen Träumen ſcheint ſie noch befangen,
Ihr Schritt iſt ſchleppend — halbgeſchloſſen noch
Das ſchöne Aug' — denn gerne ſchläft die Unſchuld.
Sie ſegt die Schwelle; in den nahen Born
Der tief und ſtill auf ſeiner blanken Bruſt
Ihr Bildniß ſpiegelt, taucht ſie jetzt den Eimer. —
Horch, weiße Jungfrau! — horch, was rauſcht im Buſch? —
Es iſt Trojan, der königliche Held.
Sie ſenkt den Blick zur Erd' — ſo flattert auch
Am Boden ängſtlich die geſcheuchte Taube,
Wenn auf ſie los der Königsfalke ſchießt; —
Die ſtarken Arme ſchlingt um ſie Trojan. —

„Vom Tempel weich! — die ſtrenge Göttin zürnt!"

„„Entweiht der Liebe Dienſt der Liebe Tempel?
O laß dich, Mila, weiße Schöne! küſſen
In dieſer kühlen friſchen Morgenſtund'!
Wie hold die Blumen ihren Kelch erſchließen,
So reiche du den roſenrothen Mund!
Und habe Bruſt und Ohr, du holde Spröde,
Im Wellenſchaumbe der verliebten Rede!""

„O flieh! die Göttin deren Haus wir hüten,
Begehrt von uns daß unentweiht und rein
Sowie der Myrthe ſilberweiße Blüthen
Die Prieſterjungfrau'n die ihr dienen ſei'n!
Und mit des Perun tauſendfält'gen Blitzen
Wird ſie dich ſtrafen und den Tempel ſchützen!"

Doch feſter ſchließt er ſie in ſeinen Arm
Und ſtreicht das goldgekrauſte reiche Haar
Von Stirn und Bruſt, daß voll des weichen Reizes
Sein Auge ſich erfreue und ſein Herz.
Trojan! wie ſchön biſt du! Dein brauner Bogen
Iſt härter nicht als wie dein ſtarker Arm,
Dein ehrner Schild nicht tönend wolbiger
Als deine Bruſt, und deiner Krone Glanz
Nicht flammender, wenn drin die Sonne brennt
Als deines Auges Gluth, in Mila's Anblick
Auflodernd wie ein Feuer im Gebirg.

Wie reigend liegt ihm Mila in den Armen —
Hülflos und willenlos in Lieb' und Angſt
Zur Göttin flehend mit gebrochnem Blick!
Es wogt ihr Buſen gegen ſeine Bruſt,
Zwei weiße Wellen an den rothen Fels.
Es miſcht ihr Goldhaar ſich mit ſeinen Locken
Den nächtigſchwarzen, wie ein Sonnenſtrahl
Lichträndert das tiefdunkele Gewölk.
Sein Auge ſpiegelt in dem ihren ſich
Wie ſich die Sonne in dem blauen See.
O warum ſollte wo ſich Reize finden
So reich und ſchön, nicht nun der Beiden Leib
Den duftgen Kranz von Myrthenreiſe winden
Mit gnäd'ger Hand Lada das Götterweib?
Sie aber zürnt, weil an des Tempels Schwelle
Trojan die Roſe, die ihr heilig, bricht.
Doch wer bedenkt im Glücke das Gebot:
Entweihe nicht der Liebe Dienſt, den reinen,
Soll göttlich ſie uns Irdiſchen erſcheinen!

In eine Wolke hüllt die Göttin ſich
Und ſchwebt hernieder unter Donnerlauten
Daß Beide aufwärts und ihr hehres Antlitz —
So mild und gnädig ſonſt — im Zorne ſchaun.

„Wer hieß dich Raſender, ſo ſpricht ſie tönend,
Der Liebe Dienſt den heiligen entweih'n?
Die Sonne ſchändet ihn, der lichte Tag.
Der Liebe Zeit iſt nur die ſüße Nacht
Und ihre Fackel iſt der Mondenglanz!
Du ſollſt den Tag nicht fürder ſehn — nimm Abſchied
Von ihm auf ewig, denn der Strahl der Sonne
Schmilzt dich in Dunſt, wenn er dich je berührt!"

Trojan fährt auf — und fühlt in allen Gliedern
So heißen Schmerz, als wollt' in eitel Rauch
Sein Mark ſich löſen. Mila will er einmal
Noch drücken an ſein Herz — die Kraft entweicht
Aus ſeinem Arm und ſeine Lippen gleiten
Von ihrem Nacken ab. Da zieht ſie ihn
Zum Walde hin in alter Eichen Schatten
Und hilft dem Helden mühſam auf das Roß.
Das edle Thier ahnt des Gebieters Noth
Es braust dahin den kühlen Wald entlang,
Die ſonnenlichten Wieſen ſcheu vermeidend
Bis zu der Pforte ſeiner Königsburg.
Dort hält er ſtill, noch einmal möchte er
Zum letzten Male in die Sonne ſchauen.
Doch trifft ihr Strahl ihn wie ein glühend Schwert
Und ſtöhnend läßt er ſich vom Roſſe gleiten
Und ſchleppt ſich mühſam zu der Halle hin
Die unzugänglich iſt dem Tagesblick,
Die nur der Fackeln Brand flüſternd erleuchtet,
Und ſinkt zum Tode matt in tiefen Schlaf!

Digitized by Google

2.

Die Nacht bricht ein. Der König ſpringt empor,
Die alte Kraft belebt die ſteifen Glieder,
Er dehnt ſich, tritt mit feſtem Fuße auf.
Als hätt' er nie ſo böſen Traum geträumt,
Eilt er empor die ergegoßnen Stufen
Der Königsfeſte von Kragujewacz.
„Mein Roß!" — Es ſchartt mit dem gekrümmten Huf
Und wiehert fröhlich in die dunkle Luft
Wie ſonſten in den ſonnenhellen Morgen.
Zum Tempel Lada's geht der wilde Weg.
Die Stunde ſchmilzt zu wenigen Minuten,
Die Ungeduld ſie pocht in ſeiner Bruſt,
Sie murmelt auf den ſchwarzbebuſchten Lippen,
Sie zuckt im Arm und im beſpornten Fuß.
Schon ſteigt der Tempel mit dem goldnen Dach,
Dem rundgewölbten, aus dem Eichenwald.
Zur Seite blitzt der Bach, die Sterne glimmen
Und ſüße Kühle weht den Reiter an.
Der denkt des Fluches nicht der ihn getroffen:
So iſt ſein Weſen Lieb', ſein Athem Sehnſucht,
Und Mila's Bild iſt ſeinem Aug' die Welt.
Er pocht an's Thor. — Die Jungfrau tritt heraus
Und in die Arme ſinken ſtumm ſich Beide.
Es rauſchen vom thauſeuchten Wind gerührt
Mitleidig rings die hundertjähr'gen Eichen,
Denn es gibt nichts im Reiche der Natur,
Das fühllos bliebe wenn die Liebe weint!

„Um mich, um mich, mußt du die Sonne meiden!"

„„Dich lauſcht' ich, weiße Schöne, um ſie ein!
Was frag' ich, Mila, nach des Tages Freuden,
Darf ich doch Nachts in deiner Nähe ſein!
Und wenn im Lenz die Tage ſich verlängen,
So kommt der Herbſt und wird den Sommer drängen!""

„Du Held! der aufgewachſen unter Siegen!
Ein unnütz Spielzeug das der Roſt verzehrt,
Wird fürderhin in deiner Halle liegen
Dein ehrner Helm und dein gekrümmtes Schwert,
Und nimmer kann mit Feindesblute färben
Die Donau mehr der ſchönſte Held der Serben!"

„„Mit meinem Schatten zwing' ich ſie am Tag! —
O Glück, daß mir noch Kraft genug geblieben
Zu Nacht der Serben ſchönſte Maid zu lieben!""

Hab' Mitleid, Nacht, du Mutter der Gedanken!
Der weißen Schönheit gönne nicht, o Nacht!
Spann' aus den Mantel, wehr dem Morgenroth!
So kurz, ſo kurz ſind Stunden für die Liebe
Und nichts verſchwindet ſchneller als die Zeit!

„Blick auf, Trojan! die Sterne werden blaß!"

„„O küß' mich, Mila, ohne Unterlaß!
Schling' um den Hals mir deine Arme lind,
Noch weht ſo kühl uns an der nächt'ge Wind!""

„Der Morgenthau perlt von dem Blüthenſtrauch!"

„„Aus meinen Augen perlen Thränen auch!""

„Entflieh! es ſäumt der Oſten ſich ſo weiß!"

„„Mehr als die Sonn' iſt meine Liebe heiß!
O küß mich, Mila, ohne Ende küſſe
Die holde Lippe mich, die honigſüße.
Was Tag, was Sonne! Hier in Maiennächten
Bin ich geborgen vor des Fluches Mächten.
Schützt mich, ihr Eichen, mit dem ſchwarzen Laub,
Umfang' mich, Dunkel, mag es draußen tagen!
Mein Roß iſt ſchnell und wie der leichte Staub
Im Sturme fliegt, will ich von hinnen jagen.
Noch einen Augenblick, noch einen Kuß
Und dann zu Roß, wenn ich denn ſcheiden muß!""

„Weh uns, mein Held! es iſt zu ſpät, zu ſpät!"

„„Hat mir der Wind die Kräfte weggeweht?
Was iſt? Mein Arm, mein Fuß — hinfäll'ger Leib!""

Es kommt ein jähes Zittern über ihn,
Sein Aug' wird trüb und ſeine Seele bang
Und mit dem erſten Schritte ſinkt er um.

„„Ja, es iſt Tag. Ich fühl's an meiner Schwäche.
Verbirg mich, Mila, vor dem Sonnenſtrahl:
Er tödtet mich!""

Sie breitet über ihn
Den dunklen Mantel, zieht verzweiflungsvoll
Sein krummes Schwert und mit der ganzen Kraft,
Die ſelbſt dem Schwachen zuſtrömt wenn er liebt,
Hant ſie von Bäumen rings die ſchatt'gen Zweige
Und thürmt ſie über dem Geliebten auf.
Wie ſpäht ſie ängſtlich, ob dem Auge ſichtbar
Ein winz'ger Theil des Heldenleibes ſei!
Sie eilt zum Brunnen, ſchöpft den Eimer voll,
Beſprengt der Zweige ſchirmend Dach und blickt
Ringsum der Eichen ſchwarzbebuſchte Kronen
Verzweifelnd an: — „Sind ſie auch dicht genug?"

Aufgeht die Sonn', ein Morgen, ſchön wie geſtern,
So klar, ſo rein, und Alles jubelt auf;
Nur Mila nicht, die ſich in Angſt verzehrt.
Der Tempel glüht, der Bach erſcheint ihr roth;
Durch das verſchlungne Laub wie goldne Frucht
Blitzt Sonnenlicht; es zittert auf den Stämmen.
Weh! iſt kein Schatten dicht genug dafür?
Es windet ſich wie eine Schlange, fliegt
Wie ein Goldadler, ſpringt ſo wie die Eichkatz'
Von Aſt zu Aſt — und immer näher kommt's,
Schon fiel es wie ein glüh'nder Tropfen auf
Den Bau von Zweigen — wie Demanten ſprüht
Der Thau daran im nächſten Augenblick!
„Trojan! antworte mir — doch nein! ſchweig ſtill,
Dein Odem könnte an den Zweigen rühren!"
Die aber rauchen ſchon und immer mehr
Als wäre drunter eine Gluth entzündet.
Der Brodem wallt empor, ſchon hüllt er ein
Der Bäume Kronen und die Sonne ſpielet
Im tauſendfarb'gen Lichterglanz darein.

Digitized by Google

Entſetzt blickt Mila dieſes Zeichen an.
Ein leiſes Stöhnen glaubt ſie zu vernehmen,
Denn ſtumm verſcheidet auch der Stärkſte nicht
Und freudig ſterben Helden nur im Siege.
Halb ſinnlos ſtürzt ſie auf die Zweige hin,
Wühlt mit den Händen, tiefer, immer tiefer,
Vergeſſend, daß ſie ſelbſt dem Todesſtrahl
Die Fährte zeigt und deſto ſicherer tödtet.
Es iſt als griffe ſie in helle Gluth:
Doch ohne Macht ſind äußerliche Flammen
Brennt unſer Herz in Todesſchmerz zuſammen!
Nun faßt ſie ſeinen Mantel — er iſt leer.
Im Mittag ſteht das rächende Geſtirn.
Sie ſinkt ohnmächtig hin und immer ſchwächer
Wird Rauch und Licht, das Farbenſpiel verblaßt
Und wie der kühle Abend ihre Wangen
Mit ſeinem Hauch berühret, erwacht auch ſie.
Und kaum erwacht, das Dunkel kaum gewahrend
Das ſie umfängt, ſpringt ſie empor und reißt
Die Zweige weg, und wühlt und wühlt auf's Neue
Bis ſie den Mantel faßt, der heiß und feucht
Aus ihren jäh erſtarrten Händen fällt.
Wo Held Trojan ſich vor der Sonne barg,
Da liegt ein Wamms, gebräunt, und wie verſengt
Die goldnen Haken die ſein Fuß getragen,
Die goldne Kette die den Hals geſchmückt.
Und er iſt fort, verſchwunden ohne Spur,
Denn es zerſchmolz den Helden ſeines Volkes
Trojan den Starken Lada's Zorn in Rauch
Und jagte ihn von dannen mit den Winden.

Nach ſeinem Helden fragt das Volk der Serben.
Sein Roß kehrt ohne ihn zur Königsburg
Und führt geſenkten Haupts die treuen Männer
Zum heil'gen Hain, zu Lada's Tempel hin.
Da ſitzt die Jungfrau unter einer Eiche,
Verdorrte Zweige rings um ſie geſtreut,
Das Haar gelöſt, die Wangen geiſterbleich,
Ein heil'ger Wahnſinn ſpricht aus ihren Blicken —
Denn nie mehr ſprach ein Wort der kalte Mund.
Ein Mantel hängt, ein Schwert, ein goldner Schmuck
An einem Aſte über ihrem Haupt.
Doch neben ihr da ſproßt ein ſchlanker Strauch
Und treibt viel blaue wunderſame Blüthen.
Fremd iſt am Oſter dieſer Blume Pracht,
Sie iſt entſproſſen über eine Nacht.
Blauveilchen ſind's die nicht am Tag gedeihen
Und nur zu Nacht den reichen Duft verſtreuen.
Drum hält das Volk ſie für geheiligt auch
Und glaubt, auf jedem Nachtviolenſtrauch
Begrüß' der todte König ſeine Treuen!

Dresden, 1847.

Wilhelm Marr und die Freiheit der deutſchen Preſſe.

Man ſchreibt uns aus Berlin, auf unſere Anfrage welchen Antheil man der Schrift von Wilhelm Marr ſchenke, daß dies Buch ſelbſt in Sphären geleſen werde in denen man ſich ſonſt nur durch Berichterſtatter von dem Stand der literariſchen Dingen in Kenntniß ſetzen läßt. Unſere höchſten Perſonen regieren ſelten nach eignem Juſtiz; der Camarilla und Bureaukratie bleibt es in der Regel vorbehalten deren Urtheile hervorzurufen und der Vortrag über eine Sache entſcheidet über dieſe. Nur in ſeltenen Fällen durchbricht der Blick eines Fürſten die künſtliche Nebelwolke die auf dieſe Weiſe zwiſchen Thron und Volk ſinnverwirrend und betäubend aufdampft. Man weiß daß in Sachen der Gedichte Karl Beck's die in Berlin bereits verdammt zu ſein ſchienen, der König endlich die Verſe dieſes Poeten ſelbſt las und den der Bureaukratie wohl unerwarteten Ausſpruch that, er billige die Richtung dieſes Dichters nicht, aber das Talent ſei zu bedeutend um es zu unterdrücken! Dies war, wo nicht für ganz Preußen, doch für Berlin das entſcheidende Wort um dieſe Gedichte ſogar populär zu machen; ſeitdem wenigſtens datiren ihre fortgeſetzten Auflagen. Die bureaukratiſche altpreußiſche Partei gewöhnt ſich jetzt mälig daran Unterſchiede zu machen, Nüancen anzuerkennen, nach friſchem Judiz den concreten Fall zu faſſen; ſeit dem neuen Regiment iſt der alte formelle Schematismus durchbrochen. Als Hr. von Falkenſtein in Sachſen das Anfangs mit Beſchlag belegte Buch von Max Stirner: »der Einzige und ſein Eigenthum« freigab, ſtaunte man in Preußen, ſah aber bald ein daß die Richtung des abſtracten philoſophiſchen Fanatismus nicht beſſer als durch das Extrem der eignen nackten Tollheit, die Verirrung der philoſophiſchen Speculation nicht beſſer als durch ſich ſelbſt und durch ihre äußerſten Conſequenzen widerlegt werden könne. Wird man nicht endlich zu der Einſicht kommen daß die gänzliche Freilaſſung des öffentlichen Wortes zur beſten Organiſation der Preſſe führt? — Findet eine Richtung in ihrer Folgerichtigkeit die Grenze des blanken Wahnſinns, ſo hört mit der plötzlichen Ernüchterung alle Täuſchung auf, die Richtung ſelbſt wird vor ihrem Ziele zurückſchrecken, ſich beſinnen und ihren Lauf aus dem Mittelpunkt der Sachen von neuem beginnen. Wilhelm Marr's Bloßſtellungen der Partei einer radicalen Pro-

Digitized by Google

paganda haben außer ihrer unverſchämten Ehrlichkeit noch das Eigenthümliche amuſant zu ſein. Ja, man lieſt ſie in höheren Kreiſen mit einem gewiſſen Genuß. Ein miniſterieller Geheimerath, der wie weiland Gentz ſich an Heine delectirt und Börne in den Pfuhl des Abgrunds verdammt, ſieht in Marx's grenzenloſer Naivität für die uns das geeignete Wort der Bezeichnung noch fehlt, ſogar eine Eſpèce von Genialität. Es iſt in der That mehr als der Stachel der Eitelkeit der dazu trieb ſeine eigne und jede Partei auf dieſe Weiſe preiszugeben. Mitten in einer rauſchenden Balnacht überſchleicht und plötzlich das Gefühl einer heilen Nüchternheit; wer dieſem Gefühl nachhängt, ſieht ſich mitten im Maskenfeſt plötzlich von fahlen Geſpenſtern umringt. Dieſe plötzliche Ernüchterung muß Marx beſchlichen haben und die Verzweiflung an allem Erfolg, der Bankerott an allen Illuſionen gab ihm kalt und gleichgültig die Feder in die Hand. Dieſe Verzweiflung an der Sache liegt aber in der Sache ſelbſt, in jeder Richtung die ſich vom Boden gegebener Naturbedingungen, vom Schooß des concreten Zuſammenhangs geſchichtlicher und nationaler Nothwendigkeiten löſt und in der leeren Wüſte der Abſtraction ſich plötzlich der Menſchenwelt kraß gegenüber ſieht. Auf ſolchem Punkte angelangt, gibt es für das Bewußtſein um nicht wahnſinnig zu werden, entweder eine gelegentliche Rückkehr zu irgend einer Illuſion, oder jene Naivität der Selbſtverſpottung die ſich und alles an den Pranger ſtellt, an den Pranger der Schmach oder an den Pranger des Lächerlichen. Hier wird dann alles Parodie und Caricatur, um ſo greller je mehr ſich das Selbſtbewußtſein aus einem gewiſſen gedankenvollen Zuſammenhang auf die nackte Spitze eines nüchternen Dunkels hinarbeitete. »Solange der Menſch,« heißt es bei Marx, »noch mit einer Faſer am Himmel hängt: kein Heil auf Erden.« Aber was er Heil nennt, wäre ja doch ein neuer Himmel für die Menſchen, und eines dieſſeitigen bedürfen ſie ja doch, ſelbſt wenn man ihnen den jenſeitigen genommen! — »Das transſcendente Gottesbewußtſein,« ſagt er, »iſt der Grundſtein der ganzen wurmſtichigen Geſellſchaft.« Aber was und der Communismus in ſeiner Glückſeligkeitstheorie vorſpiegelt, iſt ja doch noch weit transſcendenter, entlegener und abſtracter als das Bewußtſein eines wirklichen Gottes deſſen ein frommes Herz in ſtiller Stunde faſt leibhaftig inne wird. Und wenn Ihr den Egoismus des Ichs aller ſeiner Illuſionen entkleidet, wenn Ihr den Einzelnen und Einzigen ganz auf ſich, ſein Eigenthum und ſein Futter zurückführet und verthieret, ſo bleibt Euch noch immer das Thier mit ſeinem Anſpruch auf Glück in der Befriedigung ſeines Triebes. Steigert ihm dieſen Trieb, verfeinert ihm die Genußſucht, ſo beginnt ſchon wieder im Geſchöpf die menſchliche Regung, und ſobald der Menſch ſich als Menſch fühlt, wird er ſich ſchon wieder von ſelbſt und ungeſucht zu dem Genuß der höchſten Güter, zum Beſitz der Heiligthümer des Geiſtes zurückfinden! — »Der Menſch hat Gott nicht nöthig, Gott hat die Menſchen nöthig, denn Gott iſt nur etwas wenn ihn der Menſch denkt.« Das gehört ſo zu den Hyperconſequenzen und wahnſinnig gewordenen Caricaturen des Hegelſchen Gedankens. Nach Hegel findet Gott ſeine höchſte Feier allerdings im reinen Gemüth des Menſchen, ganz übereinſtimmend mit dem Ausſpruche eines unſerer Dichter, Klopſtocks: »Schön iſt Gottes Gedanke in der Natur, ſchöner noch, wenn ihn der Menſch noch einmal denkt.« — »Die Propaganda,« ſagt Marx »konnte nichts beſſeres thun als an der Auflöſung der Welt zu arbeiten. Die Negation war alſo unſer Princip.« Die Negation wird ſich die Philoſophie ſolange ſie Kritik iſt nicht nehmen laſſen; ſelbſt nach Ariſtoteles beginnt das Philoſophiren mit dem Zweifeln an Allem. Es fragt ſich nur womit ſie aufhört und ob ſie Mittel und Zweck verwechſeln kann! — »Verwichtung aller herrſchenden Begriffe von Religion, Staat, Kirche, Geſellſchaft, Familie war unſere Abſicht.« Wir glaubten bisher an der grenzenloſen Verwirrung aller dieſer Begriffe zu arbeiten; dieſe entſchiedene Erklärung der radicalen Abſtractionspartei thut vielleicht gut auf daß wir uns beſtimmter nach den Poſitionen des Menſchenlebens umſehen! — Ich habe, ſagt Marx, in ſchlafloſen Nächten oft der darüber nachgedacht, welches der Hebel wäre um die Völker in Bewegung zu ſetzen. Ich fand es und erſchrak; der Hebel iſt die Verzweiflung, die Verzweiflung an Allem. Dies iſt der Ausſpruch den ein Geheimerath, wie man mir ſchreibt, wegen ſeiner offenen Ehrlichkeit vorzugsweiſe genial findet. Und für dieſe Maxime der Propaganda hat der große Dölcke das Wort gefunden: Troſtloſigkeitstheorie. Wir werden einer gewiſſen Partei in Norddeutſchland eine Freude machen, indem wir dieſe Marx'ſche Naivität als Bornirtheit bezeichnen; Herr Jaunus-Huber der ſich komiſcher Weiſe zwei Geſichter vorhält und doch nur Eines hat, wird das benutzen, mit Fingern auf allen Fortſchritt hinweiſen und ausrufen: Da ſeht Ihr's, der Marx iſt der einzig Ehrliche unter ihnen, er entlarvt ſie alle weil er ihre Stichwörter verräth! — Es iſt damit keiner Partei Stichwort

Digitized by Google

verrathen, keiner Partei, ſo verhüllt und in ſich unklar auch manche ſein mögen, die Maske gelüpft. Daß Deutſchland an ſeinen Schwachheiten, an ſeinen Inconſequenzen, an ſeinem Mangel an Vertrauen zu ſich ſelbſt verzweifele, das will eine Partei und wollen mehrere, ſo verſchieden ſonſt ihre Richtungen ſind. Alle und jede Oppoſition gegen unſere Thorheiten als Verbrechen zu ſtempeln, iſt aber unter den deutſchen Thorheiten die größte und die deutſcheſte. Marr's Buch kann hellſam wirken, wenn die Parteien jetzt aufhorchen und ſich und ihre Ziele ſchärfer, aber auch vorurtheilsloſer in's Auge faſſen. Die Regierungen ſind ſelbſt Partei und ſie müſſen endlich anfangen die Oppoſitionsparteien zu ſondern, ſie müſſen aufhören diejenigen zu beargwöhnen die an der Entwicklung des Vaterlandes arbeiten, negativ ſind um zur Poſition zu kommen, nicht die Negation ſich zum Ziel ſtecken. Wem aber die Entwicklung Deutſchlands das Ziel iſt, dem iſt damit auch das Maß gegeben; was national iſt, findet in ſich ſelbſt den leitenden Gedanken der die Sache behütet und ſie nicht einem aus der Luft gegriffenen Dunſte opfert. Der nationale Gedanke allein hat Boden unter den Füßen, kann allein in Religion und Politik, in Kunſt und Wiſſenſchaft vor einer wüſten und planloſen Verkümmerung des organiſchen Fortſchritts retten. Der nationale Gedanke eines Volkes hat ſeine geſchichtlichen und natürlichen Bedingungen, hat in ſich ſelbſt inſtinctartig den ſicherſten Regulator für jeden Übergriff der Leidenſchaft, jede Abſchweifung der Speculation. Dem deutſchen Gedankenleben hatte im vorigen Jahrhunderte der Kosmopolitismus ſeinen Stempel aufgedrückt; dieſe Aufgaben ſind erledigt. Der deutſche Geiſt hat ſich in der Conſtruction abſtracter Welten abgemüdet ohne der Nation zur Exiſtenz zu verhelfen, ohne auch nur die ſittliche Baſis für ihr Daſein feſtzuſtellen. Rufen wir die weltweit zerſtreuten und verlornen Geiſter zur Beſinnung auf ſich ſelbſt, zur Geſtaltung deſſen zurück was noth thut, das Nächſte iſt und die Tiefen des Lebens nicht blos in ſich trägt ſondern zur concreten Wirklichkeit zwingt. Der Boden aber auf dem dieſe Verkörperung der Elemente des Geiſtes möglich wird, iſt der Boden unſerer politiſchen und ſocialen Entwikkelung als Nation. — Wird man das jetzt einſehen lernen, ſo hat das Marr'ſche Buch wider Willen ſeine gute Wirkung gemacht. Man hatte in Deutſchland, als wir uns nach den Befreiungskriegen fühlen lernten, damit angefangen die Wortführer der vaterländiſchen Begeiſterung als bloße Partei zu nehmen, ſie zu verfolgen, ſie aufzuheben. Nach der Zeit dieſes teutoniſchen Patriotismus entwickelte ſich in Deutſchland der Liberalismus. Er trug unverkennbar die franzöſiſche Schule an ſeiner Stirn. Man hielt auch ihn für ein Verbrechen und untergrub ſeine Entwicklung. Dies erklärt die Erbitterung einer ultraliberalen Richtung, und die Verfolgung dieſer führte die aufgeweckten Köpfe zum Radicalismus der wieder deutſche Sympathien in ſich zu pflegen begann. Da hätte man gern ſchon die Liberalen zu Freunden gehabt, als der Radicalismus mit ſeiner philoſophiſchen Spürkraft die Grundmauern des religiöſen Herkommens durchwühlte. Der Communismus abſtrahirt nun von aller Religion, aller Philoſophie, aller Politik, aller Geſtaltung eines Vaterlandes; er beſchäftigt ſich lediglich mit der Armuth und dem Verbrechen; er will die unterſte Baſis des Daſeins organiſiren, und indem er den Einzelnen zu ſeinem Naturzuſtande zurückruft um nach ſeinem Bedürfniß die Welt zu geſtalten, leugnet er alle geſchichtliche Berechtigung, alle nationalen Nöthigungen. Nach Wilhelm Marr gilt dieſer Propaganda ein Georg Fein als ein verächtlicher Teutone, wird ein Ihſtein zum »liberalen Geſchmeiß« gezählt. Erinnert dieſer verzweifelte Widerſtreit zwiſchen all dieſen Nüancen der Oppoſition mit der Partei der Regierenden nicht an die Geſchichte jener cumäiſchen Sibylle die dem Könige Tarquinius ihre neun Bücher für einen Preis anbot der demſelben zu hoch däuchte, dann drei davon verbrannte und denſelben Preis forderte, nach abermaliger Zurückweiſung noch drei vernichtete, bis Tarquin ſich endlich in den Beſitz dieſer Bücher ſetzte deren ſibylliniſche Weisheit der Senat in Zeiten der Gefahr zu Rathe zog? Die ſibylliniſche Weisheit iſt ein Geheimniß für Rom geblieben; dies Geheimniß heißt für alle Zeiten Vertrauen zur Sache des Volkes und derer die aus Inſtinct deſſen Stimmführer und Anwalte ſind. Ob ſich dieſe als Partei ſondern, und die Wahrheit zerſplittern, ob ſie von der geheimen Weisheit nur ein Quentchen im Beſitz haben, gilt gleichviel, auch das Quentchen guten Willens iſt in Zeiten der Noth von Werth. Wenn der europäiſche Oſten und Weſten uns im Herzen Europa's gelegene Deutſche in vereinter Kraft mit Krieg überzieht, müßt Ihr ja doch das Volk aufrufen und könnt deſſen Stimmführer nicht entbehren! Warum ſie verdächtigen und beargwöhnen ſolange man ſie nicht braucht? Warum der Nation verſagen was ſie ohnedies thatſächlich ſchon gewonnen? Warum der Preſſe nicht die letzte Lüftung ihrer Schwingen gönnen? Nachdem Max Stirner, nachdem Wilhelm Marr geſpro-

Digitized by Google

chen, nachdem Heinzen ſeine Broſchüren herumſchleudert, ſind es nur noch die Männer des Maßes und der Beſonnenheit die der Preßzwang hindert das Wort zu nehmen und hier helfend, da tadelnd in das Werden der Dinge, in die Heranbildung eines geſammten Deutſchlands einzugreifen. Nachdem der baaren Zügelloſigkeit das Wort gegönnt wurde, iſt es nur noch Sache des Anſtandes auch den Ehrenmännern die in Deutſchland ſchweigen das freie Wort zu geſtatten. Sie ſchweigen aber ſolange als ſich die ſchamloſe Ausgelaſſenheit auf dem Vorgrunde tummelt. Dieſer läßt man das Spiel weil man weiß ſie werde ſich in ihren Conſequenzen von ſelber zu Grunde richten. Zu Grunde gerichtet aber wird alleweegen fattſam. Es thut noth daß die Ehrenhaften aufbauen und in's aufgelöſte Leben Sinn und Zuſammenhalt bringen.

Briefwechſel und Tagebuch.

Vom Rhein, im Januar.

[Die Literatur am Rhein und ihre Jahrbücher.]

Die Politik am Rhein hat ihre örtlichen Intereſſen, in Mainz nimmt der Landtagskampf die Gemüther in Anſpruch, in Köln ſind es noch die Spannungen zwiſchen Bürgerthum und Soldateska welche die Köpfe beſchäftigen. In beiden Städten iſt das Gemeindeleben rege geworden; hier wie dort hat Andree ſeiner Zeit für ſtädtiſches und für deutſches Ehrgefühl redlich gewirkt, und Brüggemann knüpft noch in einem höhren Sinne das politiſche Intereſſe an die großen deutſchen und europäiſchen Fragen der Zeit. Die leitenden Artikel der Kölniſchen Zeitung ſind für den Rheinländer jetzt die bedeutendſte Lectüre; das Feuilleton lieſt man vielleicht überall in Deutſchland mehr als bei uns. Dies iſt ein ſehr wunder Fleck in unſerem Verhalten, dieſer Mangel an literariſchem Intereſſe. Wir haben zwar unſere Hochſchule Bonn, aber das Rheinland iſt an ihrer Blüthe nur durch den muntern friſchen Lebensſinn betheiligt den es der dortigen Univerſität verleiht. Das Rheinland für ſich hätte es zu keinem wiſſenſchaftlichen Blüthenpunkt gebracht, wie es durch ſich ſelbſt auch zu keiner ſtaatlichen Form gekommen iſt. Wir verdanken den Flor Bonns der Krone Preußen, unſern Arndt, unſern Dahlmann wie auch die Wiederbelebung des Kölner Dombaues ſpeciell dem Hochſinn des jetzigen Königs. Wir haben zwar auch unſern Simrock, und verdanken auch den der Krone Preußen, freilich in etwas umgekehrtem Sinne. Der weiland Kammergerichtsreferendar Karl Simrock wurde 1830 in Berlin aus dem Staatsdienſt entlaſſen, weil er in einem ziemlich unſchuldigen Liede die drei franzöſiſchen Farben beſang. Inſofern verdanken wir es der Regierung Preußens daß dieſer Dichter ſeiner Heimath und ganz ſeiner Muße wiedergegeben wurde, die er ſeitdem mit ſo viel Fleiß und Innigkeit den großen Heldenliedern des deutſchen Mittelalters widmete. Simrock iſt einer der bedeutendſten Kenner und Wiederherſteller unſerer alten Dichtungen, ſeine Arbeiten gehören ganz Deutſchland an und dem geſammten Publikum der Nation wird es erfreulich ſein in Gottfried Kinkel's neuem Jahrbuch „Vom Rhein" Simrock's Bild, ſeine neueſte Dichtung im Sinne der alten Sagen und von des Herausgebers Feder ſeinen Lebensabriß zu finden. Simrock lebt in Bonn, theils in der Stadt, theils auf ſeinem Gute. Der fortgeſetzte Staatsdienſt hätte ihm ſeine Muße, vielleicht auch ſeine Muſe verkümmert; wie Mazerath verſtummt iſt. Simrock's gelehrte und gründliche Schilderung der Rheinländer, im romantiſchen Deutſchland von Georg Wigand in Leipzig, erſcheint in der neuen Herausgabe dieſes Werkes von neuem. Wir haben auch eine lyriſche Schilderung des Rheinthals von Wolfgang Müller erhalten; dieſe poetiſche „Rheinfahrt" verdient im Beſitz jedes Reiſenden zu ſein der unſere Geſtade beſucht. Vielleicht veranſtaltet Dr. Löwenthal's Buchhandlung in Frankfurt (Firma: J. Rütten) bald eine zweite, eine illuſtrirte Ausgabe. Wolfgang Müller iſt aneidender Arzt in Düſſeldorf. Es fehlt uns nicht an begabten Sängern; Deutſchland kennt ſie vielleicht mehr als das Rheinland. Deren Gaben zu ſammeln und ſie als einen Ausdruck des geiſtigen Lebens am Rhein jährlich zuſammenzufaſſen, war immerfort ein Lieblingswunſch unſerer Poeten, ein Verſuch der ſich nicht immer der verdienten Theilnahme im Publikum erfreute, aber doch von neuem aufgenommen wurde. Freiligrath, Matzerath und Simrock vereinigten ſich zuerſt zur Herausgabe eines Rheiniſchen Jahrbuchs; ſeine beiden Bände im J. 1840 und 1841 entbehrten vielleicht der Betheiligung an dem was Deutſchland in ſeinem innerſten Herzen bewegt, denn wenn unſere Muſe ſich auf den romantiſchen Burgen Neſter baut oder im verſchwiegenen Walde als Nachtigall flötet, ſo ſichert ſie ſich wohl vor dem Lärm der rauſchenden Locomotiven der Zeit, findet aber nicht mehr Pilgrimme genug die zu ihr wallfahrten. Levin Schücking nahm im vorigen Jahre den Gedanken wieder auf, das Rheinland in einem Album zu vertreten. Schücking iſt wie Freiligrath Weſtfale. Sie ſind Beide in ihrem Naturell vielleicht ſo verſchieden wie das katholiſche Münſterland mit ſeiner etwas verblichenen Romantik und die proteſtantiſche Gunerſtraße mit ihren Senfenſchmieden. Weſtfalen thut gut ſich immerfort an's Rheinland zu drängen, mit ihm zuſammenzuhalten, denn beide in ihren grundverſchiedenen Naturen die ſich abſtoßen weil ſie ſich ergänzen, machen zuſammen ein vortreffliches Stück Deutſchland. Das Rheiniſche Jahrbuch unter Schücking ſah ſich auch im ganzen Deutſchland nach Kräften und Theilnehmern um; aus Öſtreich lieferten Anaſtaſius Grün Gedichte, Bauernfeld ſeine ergötzliche Reichsverſammlung der Thiere. Varnhagen gab ein Bruchſtück ſeiner Denkwürdigkeiten, Gutzkow ein Geſpräch über Theaterſchulen, in welchem er die vortreffliche Anſicht aufſtellte daß nicht Schulen, wo

Digitized by Google

man lehrt und lernt, ſondern praktiſche Improviſationen den ſchöpferiſchen, ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden Schauſpieler machen. Guſtav Pfarrius in Köln gab das Ende des Hauſes der Wild- und Rheingrafen von Dhaun, ein Bruchſtück von Denkwürdigkeiten deren weiteren Verlauf dieſer uns ſonſt als Lyriker bekannte Verfaſſer noch bisher ſchuldig blieb. Auguſt Wilhelm Schlegel's Bildniß zierte das Titelblatt des Jahrbuchs, ſeine ſchnöden Reliquien in denen er Schiller's geweihte Geſtalt als ſchwächlichen Wagner zum Fauſt-Goethe ſchmähte, entſtellten das Album. Zwölf ausgezeichnete Bilder aus dem Leben Karls des Erſten von England und des Belgiers Lord Strafford de Begaertis, nach Zeichnungen von de Keyſer, machten das Jahrbuch zu einer glänzenden Gabe für den Prunktiſch im Geſellſchaftszimmer. — In Eſſen bei Bädeker iſt jetzt mit ganz auserleſener Ausſtattung ein neues Jahrbuch „Vom Rhein" erſchienen. Die Dondorf'ſche lithographiſche Anſtalt in Frankfurt lieferte dazu in drei ausgezeichneten Steindrücken Düſſeldorfer Bilder von Karl Hübner (dem Königsberger, als Maler der ſchleſiſchen Weber bekannt), von J. G. Meyer (aus Bremen) und von Belthaſt (aus Herdecke in Weſtfalen, als Maler der Maria Stuart in deutſchen Kunſtausſtellungen vielfach gefeiert). In der Lithographie eines Deckengemäldes aus dem dreizehnten Jahrhundert liefert das Album auch eine Schöpfung aus der alten Kunſtblüthe am Rhein. Gottfried Kinkel in Bonn iſt diesmal der Herausgeber und wir begrüßen in ihm, der uns bisher nur als Lyriker bekannt war, einen Meiſter auf dem Felde der Dorfgeſchichten. Es iſt „Margret, eine Geſchichte vom Lande", die wir in ihrer Kraft der Malerei ländlicher, naturwahrer Geſtalten dem Beſten gleichſtellen was Auerbach aus dem Schwabenlande, Stifter aus Öſtreich in der Dorfnovelle leiſteten. Dieſe einfache Geſchichte eines gefallenen verlaſſenen Mädchens das mit dem Hohn der Menſchen und mit der rohen Gewalt der Beſtien in der Wildniß zu kämpfen hat, hebt ſich für uns zu der Höhe einer ſittlich ergreifenden, poetiſch feſſelnden Tragödie. Die Scene wo Margret, um dem kranken Kinde Rettung zu holen, in der Winternacht durch den ſchneebedeckten Wald ſtürmt, die Spuren der Wölfin entdeckt und von allen Schrecken gepeinigt zur Heldin erwächſt, iſt in der Novelliſtik von heute ein Muſterſtück der Darſtellung. Auch von Johanna Kinkel, als frühere Frau Mathieu durch ſinnige Liedercompoſitionen in der muſikaliſchen Welt hier gekannt, hat ſich das Jahrbuch einer zarten und gedankenvollen Schöpfung in deutſcher Proſa zu erfreuen. Die Dichterin ſchildert mit der ganzen Metaphyſik einer ſcharfſinnigen Beobachtung des Naturlebens den „Lebenslauf eines Johanniswürmchens." Eine ganze Welt voll menſchlicher Beziehung, voller Gegenſätze in Kampf und Angſt und Luſt, enthüllt uns das kleine Gemälde aus dem Leben der Inſekten. Doch fehlt ihm die Entfaltung; die Kürze der Charakteriſtik iſt faſt epigrammatiſch und wir machten uns in den Kreiſen dieſer kleinen Geſchöpfe gern epiſch heimiſch. Den Kämpfen der abſolutiſtiſchen Kreuzſinne mit der demokratiſch brummenden Hummel hätten wir gern noch länger zugeſchaut. Die Dichterin hatte nicht zu fürchten daß dies ſinnige Spiel der Phantaſie, wurde es länger feſtgehalten, ihren Reiz einbüßen konnte. Daß das Johanniswürmchen nur wenn es ſich in Liebe hingibt leuchtet, ſcheint die Verfaſſerin der lieblichen Inſektennovelle auch nicht zu wiſſen; wir geben ihr, die ſonſt ſo viel feines Verſtändniß für die Naturwelt hat, dieſen Beitrag zur Inſektenkunde. — An Novelliſtik finden wir ſonſt noch das Bruchſtück aus einem Theaterroman von Roderich Benedix, nicht ſo witzig und derb wie die via comica in des Luſtſpieldichters Poſſen erwarten ließ; von Günzer in Koblenz „eine harmloſe Geſchichte", ebenfalls Bruchſtück eines Lebensromans das uns die Erziehung des jugendlichen Helden in kirchlich-religiöſen Spielen ſchildert. Harmloſigkeiten ſind aber nur in ihrer Sinnigkeit, in ihrer Beziehung zum Ernſt des Menſchenlebens, wichtig genug, und Günzer ſetzt die Bedeutung ſeines Helden voraus um uns für ſeine Kinderſpiele zu intereſſiren. Die Novelle „die Ahnfrau", von Schücking's Frau, Louiſe v. G., einer Verwandten des Stuttgarter Intendanten, Hrn. von Gall, ſchildert die Liebe eines alten ariſtokratiſchen Herrn zu einem fabelhaft in ſein Schloß wie hereingeſchneiten jungen Mädchens, iſt reich an feinen Blicken und Wendungen, führt aber, wie es Frauen begegnet, die Stellung der beiden Figuren zu keinem entſcheidenden Conflict. — Kunſt und Literatur ſind im neuen Jahrbuch auch durch Kritik und Charakteriſtik vertreten. Karl Schnaaſe, Galeriedirector in Düſſeldorf, der Verfaſſer der werthvollen „niederländiſchen Briefe", ſchildert die Kirche zu Ramersdorf bei Bonn; Profeſſor Löbell gibt Bruchſtücke eines Aufſatzes über Wilhelm Schlegel, Schücking eine Charakteriſtik ſeiner dichteriſchen Landsmännin Annette von Droſte zu Hülshoff auf Rüſchhaus bei Münſter. Zu einer reichhaltigen Galerie lyriſcher Dichtungen finden wir die Sänger der Rheinlande und Weſtfalens neben manchen Poeten aus anderen Gegenden Deutſchlands im Jahrbuch verſammelt. Der Leſer mag hier in dieſer Ausſtellung ſich ſelbſt Führer und Cicerone ſein. Die glänzende Ausſtattung des Albums macht es geeignet in jedem Geſellſchaftszimmer deutſcher Familien ſeinen Platz zu finden. Wir entdecken auf den Prunktiſchen unſerer Frauen noch immer viel engliſche und franzöſiſche Illuſtrationen mit übertrieben raffinirten und gequälten Stahlſtichen die entweder an coquette Ziererei oder an Caricatur ſtreifen. Unſere Taſchenbücher ſind dort faſt verdrängt; einige haben ſich aller Zierrathen begeben um noch zu concurriren. Kaulbach's Reinecke Fuchs, des Grafen Mailath Iris und das Jahrbuch vom Rhein verdienen vor den ausländiſchen Nebenbuhlern jedenfalls den Vorrang, ziehen wir auch nur den Geſchmack zu Rathe. ✕.

Aus Berlin, d. 6. Februar.

[Der Vereinigte Landtag.]

Der Verfaſſer Ihrer „Briefe aus Preußen" *) hat ſich als ein wohlunterrichteter bewährt; die Verfaſſung Preußens, will man die Organiſirung allgemeiner Reichsſtände ſo nennen, lag ſeit lange fertig und unterſiegelt im königlichen Pulte. Die Beweggründe zur Berufung der Stände der Provinzen zu einem allgemeinen Landtage ſind finanzielle. Dies war der Punkt den der Verfaſſer jener Briefe als das punctum saliens bezeichnet hat. Das königliche „Patent die ſtändiſchen Ein-

*) S. die Lieferungen der Europa vom 24. October und vom 21. November 1846 D. Herausg.

Digitized by Google

richtungen betreffend" legt dies auch frei und unverholen an den Tag. Die Allgemeine Preußische Zeitung die uns am gestrigen Tage einige Erläuterungen darüber beibringt, rügt es jedoch als eine zwiefache Thorheit, entweder von allgemeiner Finanznoth oder von Anhäufung ungeheurer Schätze in Preußen zu sprechen. Wir glauben weder an das eine, noch an das andere Gerücht. Die Wahrheit, sagt Hr. v. Raumer, liegt in der Mitte. Wir glauben daß weder Finanznoth, noch ein angehäufter Schatz da ist, aber wir sind überzeugt daß die Bedürfnisse der Verwaltung des Staates gestiegen sind, der Schatz in sechs Friedensjahren geleert ist. Als 1830 bei den drohenden Unruhen im Westen und Osten, bei den Revolutionen in Frankreich und Polen unsere Armee mobil gemacht werden mußte, war eine Summe von 16 Millionen nöthig. Der Schatz hatte sie, er hatte wenigstens über 20 Millionen zu verfügen. Preußen besitzt nicht diese materiellen Hülfsquellen in einer reichen Bevölkerung wie Östreich; Preußen braucht einen gefüllten Schatz. Wir wagen nicht die Frage vorzulegen, wie es jetzt damit stände, müßten wir unser Heer plötzlich auf Kriegsfuß stellen. Der Finanzetat wird den allgemeinen Ständen vorgelegt werden und wir preisen die Offenherzigkeit unseres Fürsten der damit seiner Nation einen Beweis von Vertrauen liefert. Vertrauen denn gegen Vertrauen! Die Stände werden mit gleicher Offenherzigkeit ihre Stimmen erheben. Wir unsererseits vertrauen vorzugsweise den Provinzen Rheinland, Schlesien, Ost- und Westpreußen. Das königliche Patent nennt sich nicht Constitution, nicht Verfassung, aber der Sache nach hat jetzt Preußen seine Verfassung, der königliche Wille ruft 600 Vertreter der Nation zu einem „Vereinigten Landtage" zusammen und diese sind dem Wesen nach Reichsstände, ist gleich dieser Name nicht ausgesprochen. Das Steuerbewilligungsrecht schließt das Steuerverweigerungsrecht in sich, die Rechnungsablage bedingt stillschweigend die Verantwortlichkeit der Minister vor der Nation. Das Petitionsrecht ist bewilligt in innern Angelegenheiten Preußens. Man wird aber auch die Fälle bedenken müssen, wo die äußere Politik des Staates die innere Wohlfahrt in sich faßt. Ohne Zuziehung dieser allgemeinen Stände des Reiches wird keine neue Anleihe, keine neue Steuer erhoben werden dürfen; sollte in Zeiten des Krieges oder augenblicklichen Nothstandes eine außerordentliche Maßregel nöthig werden, so muß dem nächsten Landtag darüber Rechenschaft abgelegt werden. Der ständische Ausschuß, den wahrscheinlich der Fürst selbst ernennt, wird in außerordentlichen Fällen zu Rathe gezogen, ist aber jeder Zeit den allgemeinen Ständen verantwortlich. Man hat oft die Ansicht ausgesprochen, jede Verfassung sei werthlos, solange sie eine papierne bleibe und nicht in Saft und Blut der Nation übergehe. Nun, unsere Verfassung wird den Ständen wenigstens in den Geldbeutel übergehen, und der Kostenpunkt ist in Dingen dieser Welt der wesentliche geworden, der norvus rerum. Unsere Romantik hat dies offen ausgesprochen. Bei soviel Offenheit vermissen wir nur noch Eines, das Zugeständniß der Öffentlichkeit der Verhandlungen des allgemeinen Landtages. Wir glauben daß man auch darin dem starken, freudigen Ehrgefühle der Nation vertrauen darf. ✝.

Aus Weimar.

[Goethe's Nachlaß.]

Von Schätzen aus dem alten Leben Weimars haben wir jetzt zuvörderst Goethe's Briefwechsel mit der Frau von Stein zu gewärtigen, mit jener Frau die dem Dichter vielleicht näher stand als jede andere. Es gab eine Zeit für ihn wo er ihr täglich schrieb, auf Reisen mit ihr ausführlich brieflich verkehrte, denn diese Frau besaß in der Blüthe seines Mannesalters sein volles Vertrauen, sie war ihm, nach seinem eigenen Geständniß, Alles, Mutter und Kind, Braut und Schwester. Die Papiere waren bisher in den Händen der Frau von Altenstein in Berlin, einer Nichte des verstorbenen preußischen Ministers von Altenstein. — Außerdem steht noch zu erwarten die Herausgabe von Goethe's Briefwechsel mit Knebel, sein ernster und gewichtiger Briefaustausch mit dem Grafen Reinhart. Des Dichters starke naturwissenschaftliche Correspondenz dürfte in Auszügen willkommen sein. In zwei Jahren feiert Deutschland das hundertjährige Geburtsfest Goethe's. Vielleicht wird zu dieser Feier manches aus seinem Nachlaß fertig vorbereitet. ✝.

[Freitag's Valentine auf der Leipziger Bühne.]

Von Dr. Gustav Freitag in Breslau, uns bisher in Sachen der Literatur wenig bekannt, wurde vor mehreren Jahren „Ritter Kurt's Brautfahrt" auf dem Burgtheater zu Wien aufgeführt, ein Lustspiel welchem in Berlin bei der Preisvertheilung vom Grafen Redern das Accessit zuerkannt wurde ohne daß dem Verfasser dieser Preis bis jetzt ausgezahlt oder von der jetzigen Berliner Intendanz der Verpflichtung das Stück zur Darstellung zu bringen, nachgekommen ist. Es mag nach so langer Zeit dem Dichter selbst nicht mehr daran gelegen sein diese altgewordene Gabe dem Publikum noch heute zu bieten, zumal es jetzt mit neuem Anlauf und ganz frischer Kraft eine Schöpfung lieferte die von größerer Reife zeugt, in vieler Beziehung den Stempel einer außerordentlich glücklichen Begabung für das Lustspiel an sich trägt. Der Dichter nennt sein Stück Schauspiel und der Ernst zu welchem er einen auf dem Boden des Lustspiels leicht und scherzend entworfenen Conflict steigert, gibt der freien, gewandten und graziösen Dichtung allerdings diesen Charakter. Es steht für das Stück zu befürchten daß die Hofbühnen es ausschließen, so harmlos und aller aufgeregten Debatte des Tages entfernt der Dichter sein Thema auch gehalten hat. Es kann für eine deutsche Residenz im Grunde keinesweges beleidigend sein wenn der junge Fürst im Stücke, von den Reizen einer früh unabhängig gewordenen, geistvollen jungen Baronin gefesselt, um deren Huld wirbt und deren Besitz gleichviel unter welcher Form begehrenswerth findet, während die eine Partei seines Hofes im Bunde mit den Agenten des Hauses dies begünstigt, die andere seine ebenbürtige Vermählung wünscht aber lässig betreibt. Valentine ist der Name der Donna, die frei und selbständig sich gegen den Reiz des Lebens in keinem Augenblick verschließt, und der Fürst, unlängst aus England zurückgekehrt, nimmt zur Feier der Baronin die Sitte

Digitized by Google

jenes engliſchen Feſttags wahr an welchem jedem Ritter eine Valentine zugeſellt wird. Zufall und Loos beſtimmen die Paare, aber der Fürſt hat die Zuſage der Baronin zu einer heimlichen Veranſtaltung die ſie ihm als Gefährtin zuführt. Vier Wochen dauert die Verpflichtung des Valentinsritters ſich ganz ſeiner Dame zu widmen, und der junge Herrſcher hofft zuverſichtlich Valentinens Hingebung zu gewinnen, von der er weiß daß ſie bisher mit Männerherzen nur leicht geſpielt. Eine böswillige Camarilla triumphirt bereits, Valentinens Fall gilt bereits für wahrſcheinlich, und die orthodoxen Freunde des Landes und Volkes trauern. Aber in der Geſtalt eines Fremden erwächſt ein Retter der Frauenwürde. Georg, unter falſchem Namen auftretend, iſt der Neffe des Miniſters der vor funfzehn Jahren den Sohn ſeines Bruders politiſcher Jugendträume wegen landflüchtig werden ließ und ihn der Strenge des Geſetzes preisgab. Georg iſt in Amerika zum Manne gereift; er iſt heimlich zurückgekehrt, hat in Valentinen eine edle Natur erkannt und beſchließt ihr beſſeres Selbſt zu retten. Georg hat im Lande der Bürgerfreiheit den Weltverbeſſerungstrieb des Burſchenſchaftlers nicht verlernt; die Leidenſchaft treibt ihn jetzt um ſo feuriger ſich in Valentinens Leben zu drängen. Sie ſelbſt hat ihn als einen Künſtler von Geiſt kennen gelernt und empfiehlt ihn zu den Veranſtaltungen der Hoffeſte. So gewinnt er Spielraum um die Intrigue der Höflinge zu kreuzen und ſtatt des Fürſten Valentinens Ritter zu werden. Mit der Überlegenheit eines ſittlichen höheren Bewußtſeins ruft er ihr Gewiſſen gegen die Reize der Selbſttäuſchung auf. Sie iſt über die Dreiſtigkeit des Mentors empört; aber er trifft ihr Inneres. Hinter der Coquetterie ihres Spiels mit dem Fürſten ſteckte eine Gleichgültigkeit der Seele; ihr Haß gegen den fremden Aufdringling der ihr mit dem ganzen Stolz zugleich die ganze Liebe eines Mannes darbringt, iſt ſchon ein Verbote ihrer Neigung zu ihm. Dieſer Kampf der weiblichen Eitelkeit mit dem wahren Bedürfniß nach Liebe, dieſer Wechſelſturm von Ehrgeiz, Stolz, Beſchämung und Rachegefühl iſt vom Dichter in der Geſtalt der Heldin vortrefflich gezeichnet. Sie hat den dreiſten Valentinsritter vom Hofe entfernt, aber iſt mit ſich in Unfrieden, während er als der Wächter ihrer Ehre ſie heimlich umgibt. Der Fürſt benutzt, während die Dienerinnen der Baronin beſtochen ſind, die Nachtſtunde ihr Zimmer zu erſteigen. Sie entläßt ihn beleidigt. Er zieht ſich voll Reue über ſeine Dringlichkeit wieder zurück, aber ſeine Sklaven vergeſſen die Strickleiter vom Balcon zu löſen. Georg meldet ihr dies auf einem Zettel den ein Steinwurf in ihr Zimmer befördert. Dieſe Sorge für ihren Ruf regt ſie von neuem auf, ſie beſcheidet ihn auf derſelben Leiter zu ſich. Unter den Vorwürfen mit denen ſie ihn beſtürmt zittert ſchon die Heftigkeit ihres Gefühls für ihn. Das Geräuſch eines neuen nächtlichen Beſuches vom Balcon her ſchreckt Beide auf. Ein Diebesgeſindel ſteigt ein, deſſen humoriſtiſche Geſtalten ſchalkhaft neckend ſchon vom Anfang an das leichte buntbewegte Leben auf dem fürſtlichen Landſitz in ſeiner romantiſchen Sorgloſigkeit als eigenthümliche Genſtige ſteigern. Georg's Fauſt wirft die Eindringenden nieder, aber ſeines Dieners vorſchnelle Hülfe führt die Schergen der öffentlichen Sicherheit mit Perſonen vom Hofe herbei, und um die Ehre ſeiner Dame zu retten, deren Ruf vernichtet iſt wenn man ihn vor den Räubern in ihrem Zimmer gefunden, gibt er ſich den Anſchein zum Geſindel zu gehören und läßt ſich als Dieb ertappen. Die Verhöre beginnen; der Fürſt leitet ſie ſelbſt, um ſeinen eigenen nächtlichen Beſuch zu decken. Georg wird verurtheilt, aber der Miniſter erfährt wer der räthſelhafte Fremde iſt. — Der Stoff leidet hier etwas an Länge, mit ſoviel Geſchick und Geiſt er auch behandelt wird; der Verfaſſer dehnt die Spannung durch die ſonſt ſehr glückliche Charakteriſtik in der Stellung der Figuren zu einander allzu weit aus. Valentine erträgt das Opfer nicht das Georg ihrer Ehre bringen will; ihr weiblicher Stolz zwingt ſie zu einem Gegenopfer und ſie macht dem Herzog in Gegenwart ſeines Hofes das Geſtändniß mit welchem ihr jedes weitere Verhältniß in der Welt der Etiquette unmöglich wird. Opfer gegen Opfer legen Mann und Weib einander gegenüber in die Wagſchaale, und zwei hochherzige Kämpfer die um den Preis der gegenſeitigen Achtung mit einander gerungen, beſiegeln mit Heldenmuth den Bund ihrer Liebe. — Dies ſind die leiſe angedeuteten Züge des vortrefflichen Dramas das mit der ſeltenen Naivität friſcher Urſprünglichkeit angelegt, mit eben ſo ſeltener Sauberkeit, Feinheit und Liebenswürdigkeit ausgearbeitet iſt. Frln. Unzelmann hatte mit allen Vorzügen ihres innigen und zarten Spiels hier volle Gelegenheit das Bild dieſer weiblichen Natur zu entfalten. Eine Doſis Humor zu dem gehalteren, oft beinahe allzu ſtreng geſeſſelten Ernſt des Hrn. Wagner würde dieſen Schauſpieler zu einem der glücklichſten Darſteller in ſeinem Fache machen. Von friſchem Humor ſprudelt im Stücke die Figur des ſchalkhaften Gaunerß Benjamin der von Profeſſion Spitzbube, in den Dienſten Georgs plötzlich mit Leidenſchaft für ein ehrliches Leben ſchwärmt, aber doch häufige Rückfälle erlebt und in moraliſcher Auffegung ſich ſchwermüthig nach der Zeit zurückſehnt wo er „in aller Gemüthsruhe mauſen" konnte. Hr. Marr gab uns mit Virtuoſität dieſe ergötzliche Geſtalt. Der Dichter hatte den Proben in Leipzig ſelbſt beigewohnt. Die Aufnahme ſeines Stückes war keine überlaute, aber eine durchaus freundliche. Wir können der deutſchen Bühne Glück wünſchen zu dem ungeſchminkten, heiteren und feinen Talent Guſtav Freitag's.

[Baltiſche Briefe.]

Die in Leipzig bei Brockhaus erſchienenen baltiſchen Briefe haben eine Miß Ribby zur Verfaſſerin. Ein aus England kommender Reiſender der mehrere Jahre in London gelebt, erzählt uns daß Miß Ribby ſich längere Zeit in Eſthland bei einer Schweſter aufhielt und dort den Stoff zu ihren artigen Schilderungen ſammelte. Sie iſt ſonſt durch einen Aufſatz über deutſche Frauen bekannt, der in einem der engliſchen Reviews erſchien. Sie zog darin gegen unſere Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz ſcharf zu Felde. Gleichwohl iſt ſie ſelbſt eine durch Eigenthümlichkeit ſehr hervorſtechende Dame die in der Londoner Geſellſchaft eine Zeit lang die lioness war.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 20. Februar.

Inhalt: Ganganelli und Papſt Benedict XIV. Aus Kühne's Roman. — Die Auswanderer. — Öſtreich's poetiſche Schwingen und Federn. — Aus Berlin. — Laube's Karlsſchüler auf der Leipziger Bühne.

№ 8.

Ganganelli und Papſt Benedict XIV.

Aus Kühne's Roman.

Mein Vater in Rom! Der Gedanke bedrängte mich jetzt mit aller Macht. — Und er kommt nicht zu mir, ſendet nicht nach mir! Er ruft erſt den Richter auf, ſeinen Spruch über mich zu fällen!

An der Seite Burkharts, der auf der Treppe meiner harrte, ſchritt ich ſchweigend durch die lärmenden Straßen der Stadt nach dem Profeßhauſe zum »großen Jeſus« zurück. Ich ſandte Diener aus nach dem Strande, um zu erfahren wann und mit welchem Schiff mein Vater angekommen ſei. Der Hafen war noch geſperrt; er mußte den Landweg genommen haben. Ich erkundigte mich an den Thoren der Stadt, an den Orten wo er ſonſt abzuſteigen pflegte nach der Ankunft des alten Grafen Albertino La Torre. Vergeblich; es wurde mir klar daß mein Vater ſich mir entziehen, mich nicht eher wiederſehen wollte als bis der Spruch des geiſtlichen Gerichts über mich entſchieden.

Am nächſten Morgen erhielt ich vom Pater Giovannantonio die Weiſung, mich in der Abendſtunde bei ihm einzuſtellen. Burkhart war in der That ſeit dem geſtrigen Tage mein ſteter Gefährte. Sein Zimmer ſtieß an das meinige und da der Vorſaal gemeinſchaftlich war, ſo konnte ich, wollte er ſeine Aufſicht ſtreng führen, ohne ſein Mitwiſſen weder Beſuch empfangen, noch das Haus verlaſſen; er ſchien mir förmlich als Wache zugeſellt zu ſein. Noch unſchlüſſig ſtand ich vor ſeiner Thür. Ein ſeltſamer, langgezogener Schmerzenslaut ſchlug an mein Ohr; es war als wenn ein Sterbender röchelte. Erſchrocken riß ich die Thür auf: der gemüthliche deutſche Bruder lag, alle Viere von ſich geſtreckt, wie ein Gekreuzigter am Boden und ſchnarchte als wollte er das Echo im Gewölbe wecken. Mit dieſem Wächter ließ ſich alſo auskommen; ich trat unbehindert meinen Weg an.

Giovannantonio wohnte in einem Seitengäßchen, das mit ſeinem Gerüll alter baufälliger Häuſer an ein Nebengebäude des Vatican ſtieß. Ein Diener führte mich ſofort durch mehrere ſaubere, einfache Zimmer in den Bücherſaal. Ein kleines Kabinett daneben ſtand offen; dies war der Raum, wo der merkwürdige Mann ſeine Buchdruckerei hatte. Der braune Profeſſor liebte dieſe Kunſt, die ſeine Nebenſtunden füllte. Das iſt die einzige wahre »ſchwarze Kunſt,« ſoll er einmal geſagt haben, aber dieſe ſchwarze Kunſt iſt kein Werk des Teufels, ſondern des guten Geiſtes! Giovannantonio ſtand in der kleinen durchſchwärzten Kammer mit abgeworfenem Oberkleide am Fenſter vor dem Setzkaſten. Ein Blatt Papier war vor ihm aufgeſteckt, auf welchem er, mit dem Brillenglaſe bewaffnet, emſig Buchſtaben für Buchſtaben mit den Augen verfolgte, während die geſchickte Hand in dem Alphabetkaſten hin und her greifend, die richtige Letter raſch und ſicher herausfand.

Er hatte meinen Gruß unerwiedert gelaſſen; ich blieb auf der Schwelle ſtehen. In der Mitte des Zimmers regierte ein berußter Diener den Preßbengel. Dieſen brachte jetzt der Meiſter ſelbſt in Thätigkeit und die geſetzten, eingeſchienten und mit Schwärze bedeckten Lettern ſtanden alsbald fertig da auf dem Papier. Es war deutſch, mit gothiſchen Buchſtaben gedruckt.

Digitized by Google

Der Profeſſor bot mir jetzt freundlich einen guten Abend und reichte mir, zufrieden mit ſeinem Werk, ein Blatt. Es waren zwei deutſche Verſe mit ungeſchickten, langgeſtreckten Gliedern. Ich las die ſibylliniſchen Worte:

„Iſt Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir, ſo bleibſt Du ewig doch verloren.“

O, mein Gott! dacht' ich, trifft uns das nicht Alle, Rom zumal? Rom läßt den Herrn geboren werden und ſterben; niemand aber ſtirbt mit ihm, niemand ſteht mit ihm wieder auf. Es hält Keiner mehr Einkehr in ſich ſelbſt, die innere Stimme iſt verſtummt, es iſt alles hergebrachtes Außending geworden und die Geheimniſſe der Religion pflanzen ſich fort wie ein altes gewohntes Kindermährchen, das die Ammen zur Beſchwichtigung der jungen Brut weiter erzählen, das zu widerlegen ſich niemand die Mühe nimmt, an das aber auch niemand mehr im Ernſte glaubt!

Giovannantonio hatte ſeinen Anzug geordnet, während die Diener die Geräthſchaften beſeitigten. — Behaltet das Blatt! ſagte er, als ich noch immer mein Auge auf die zwei Zeilen heftete. Dieſe Verſe ſind von dem deutſchen Poeten Johann Scheffler, Angelus Sileſius zubenamt, einem Manne aus eben dem Schleſien das jetzt der Boruſſenkönig dem alten Hauſe Öſterreich entriſſen hat. Sonſt zogen in Germanien die Völker ihres Glaubens wegen den Harniſch an; jetzt laſſen ſie ſich nur zur Vergrößerung der Macht ihrer Fürſten zur Schlachtbank führen. Ich weiß nicht was ſchlimmer iſt. Der Poet Sileſius lebte zur Zeit des großen dreißigjährigen Glaubenskampfes; er war ein lutheriſcher Chriſt geweſen und trat zur Mutterkirche über.

Alſo kann man, ſagt' ich, römiſch-katholiſcher Chriſt ſein und ſich zu der Wahrheit dieſer Verſe bekennen?

Giovannantanio ſah mich forſchend an; ich weiß nicht, durchſchnitt mein Wort zu gewaltſam den Zuſammenhang ſeiner Gedanken. — Wir brauchen, ſagte er, die Richtigkeit des Sinnes, der in dieſem Verſe liegt, nicht abzuläugnen. Bei dem äußerlichen Thun der Frömmigkeit ſetzen wir ja die Erhebung des Gemüthes voraus, oder ſuchen ſie durch Symbol und äußerliche Übung zu erwecken. Der Streitpunkt der Kirche mit dem lutheriſchen Chriſtenthum liegt auch nicht auf dieſem Boden, vielmehr in der Frage, wie man ſich mit Gott verſöhnen könne, ob lediglich durch den Glauben, wie der Auguſtiner behauptete, oder auch durch gute Werke. Und mich dünkt, die Billigkeit liegt auf unſerer Seite, denn auch das gute Werk, das ich in frommer Abſicht thue, muß Gott wohlgefällig ſein. Will man das Heil blos in der Feſtſtellung der Lehre ſuchen, ſo werden wir den Katheder-ſtreit nie los und es iſt ſchlimm, wenn das Chriſtenthum eine bloße Beute der Gelehrten wird. Den Völkern kann man vieles einräumen, denn vieles in der Religion iſt ja Uſus geworden, nationale Sitte und Gewohnheit!

Wir waren in den Büchersaal getreten, Giovannantonio ſuchte einen Band aus der Reihe der Folianten hervor und ſchlug ihn mir auf. Ich wünſchte, ſagte er, Ihr läſet vom deutſchen Philoſophen Leibniz eine lateiniſche Schrift, worin er, neben manchen zufälligen Irrthümern, denn doch für die Transſubſtantiation einen Beweis liefert, der — salva venia! — einer Apologie der katholiſchen Lehre ſehr nahe kommt. Und dieſer Philoſoph war Proteſtant geweſen und geblieben. Zu ſeiner Zeit war die große Arbeit einer Annäherung, Verſöhnung und Ausgleichung der getrennten Gemeinden Chriſti ſehr ſchön im Gange. Es war um's Jahr 1660, als Johann Philipp von Schönborn, Kurfürſt von Mainz, unter Beiſtimmung derer von Köln, Trier und der Pfalz zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen den Plan einer Vereinigung entwarf und betrieb. Man wollte dieſen katholiſchen Reformern im Norden die Meſſe in deutſcher Sprache und die Prieſterehe geſtatten.

Arbeitet man jenſeits der Alpen uns wirklich in die Hände? fragt' ich.

Laßt Euch, ſagte Giovannantonio, durch den burlesken Poſſenreißer, den man Euch zum Gefährten gibt, an dem großen Miſſionswerk in Deutſchland nicht irre machen! Dieſer wunderliche Schüler des heiligen Loyola betreibt ſein Geſchäft, wie er's nennt, in einer Weiſe als käm' es darauf an, dem frivolen Hofe einer Pompadour Anekdoten zu liefern.

Ich kann es mir nicht denken, fiel ich ein, daß eine große Nation ſich nur zu einer Provinz von Rom, ſich nur für eine Beute herrſchſüchtiger Abſichten hergeben ſollte!

Mag ſein, fuhr Giovannantonio fort, indem er ſich den Anſchein gab mein Wort zu überhören; mag ſein daß es hinter den Alpen ſolcher närriſchen Käuze viele gibt, denen jeder Funke der Nationalehre fehlt. Aber es lebt in dieſem nordiſchen Volke ein ſehr tiefer, wunderbarer Drang nach den Geheimniſſen des Lebens. Bei uns in Italien iſt die Religion zu einer bloßen Sache des Nationalſtolzes geworden; in Frankreich

Digitized by Google

erliegt ſie der Eitelkeit des frechen Witzes, bei den Germanen iſt die Religion noch eine Sehnſucht nach dem Ewigen. Ich habe in der Geſchichte und in den Büchern dieſer Deutſchen geforſcht und bin erſtaunt, zu ſehen, wie allezeit eine tiefe Inbrunſt und Liebe in ihnen lebendig war, wie ſie immer einem großen Ideale nachrangen, ſelbſt auf die Gefahr hin, darüber ihr irdiſches Wohl zu verlieren. Wenn jemals der Gedanke einer allgemeinen Kirche Chriſti in der Menſchheit wieder zu verwirklichen iſt, ſo haben dieſe Söhne des Nordens den Beruf, ihn von neuem zu retten und auszuführen. Freilich ſind ſie es geweſen, bei denen ſich die Begeiſterung für das Höchſte auch am ſtärkſten in ihr Gegentheil verkehrte und der Hang zur Forſchung von Grund aus die Tiefen des Lebens durchwühlte. Immer aber waren ſie es, bei denen das Feuer der Religion, wo es nicht mehr als leuchtende Säule voranwandelte, doch unter der Kohle fortglühte, da der Glaube bei ihnen auf dem Roſt der Unterſuchung ſeine Probe beſtehen mußte. Und hat nicht ſelbſt jener Martin Luther, der ein Weib nahm und das Menſchliche im Menſchen heiligte, an das Wunder der Wandelung geglaubt? Sprach er nicht das Wort: Dieſes iſt der Leib des Herrn! Mich dünkt, dieſe Kraft der Forſchung, die den deutſchen Denkern eigen iſt, müſſe ſich immer wieder zum Mittelpunkt der Wahrheit zurückfinden. Eine neue Kirche hat jener Luther weder ſtiften wollen noch können. Daß ſich die Anhänger der gereinigten Lehre zu einer geſchloſſenen Secte zuſammenthaten, die ohnedies wieder vielfach in ſich zerbröckelt, geſchah wohl nur aus Noth und im Drange des Augenblicks. Dieſer Auguſtinermönch hat zu ſeiner Zeit das dumpfe Gewölbe des alten Kirchengebäudes ſtark gelüftet. Er hat die Scheinheiligen und die Wucherer mit der Knute ſeiner Rede aus dem Tempel gegeißelt, er war der große Stallfeger Chriſti auf Erden und ſeine Herkulesarbeit muß der katholiſchen Welt noch zu gute kommen. Wenn der erſte Nothbehelf vorüber iſt, werden wir uns mit ſeinen Anhängern verſtändigen können!

Ich ſaß und lauſchte auf des weiſen Mannes Rede, während ich die Blätter des Buches, das er mir gereicht, durch meine Finger gleiten ließ. Er fuhr fort: In dieſem Leibniz, der an norddeutſchen Höfen Prinzen und Grafen, Cavalieren und Damen ſeine Weisheit lehrte: welch ein ſchöner Drang war in ihm, die zerſpaltene Welt wieder zum Bewußtſein der Eintracht zu bringen! Welch ein Reich voll Glück in ſeinem Gottesſtaate, welch ein ſchöner Glaube an die von Ewigkeit her geſetzte Harmonie zwiſchen Gott und Natur, Seele und Leib! Hier wird nichts geknechtet, um gewaltſam den Frieden zu erzwingen. Hier hat das Spiel der natürlichen Begierden ſeine Freiheit und der Geiſt fügt und ſchmiegt ſich an ſeinen Körper, um eine beſeelte Welt hervorzurufen. Welch ein Triumph, wenn Glaube und Vernunft ſich wieder als gleichberechtigte Geſchwiſter kennen lernten und liebten! Ich habe ſolche Beſtrebungen deutſcher Denker immer nur mit Ehrfurcht und Rührung betrachten können. Und ein ganzes Volk in ſolcher Arbeit zu finden, welch ein Schauſpiel, dacht' ich mir, muß das ſein! Seitdem ich das erkannt, hat mich immer eine Sehnſucht erfaßt nach dem Lande jenſeit der Alpen. Freilich kamen mir dann immer wieder ſolche burleske Tölpel, wie Pater Burkhart, in die Hände, und es ſcheint daß auch ſolche Pflanzen im Lande der Germanen national ſind! —

Wie die Glocke an der Uhr des Vaticans ſchlug, brach der gelehrte Mann ſein Geſpräch ab, rief ſeinen Diener und ließ ſeinen Anzug ſauber ordnen, auch den meinigen muſtern und ergänzen. Dieſer Mann mit dem vorurtheilsfreien Geiſt war zugleich der Mann der Ordnung und der Pünktlichkeit. In ſeinem Hausrath ſchien Alles ſyſtematiſch zu ſein, und ſo ſah er auch auf Form und Etiquette, als es eine Audienz beim Oberhaupt der Kirche galt, ob er ſchon nicht nöthig hatte vor der allerhöchſten Perſon, die ihn Freund und lieber Bruder nannte, in abſonderlichem Feierkleide zu erſcheinen.

Später habe ich in deutſchen Landen von dem Gerücht gehört, nach welchem Giovanni Antonio Vincenzo Ganganelli, wie ſein voller Name war, von deutſcher Geburt geweſen ſein ſollte. Er habe, hieß es in Deutſchland, urſprünglich Johann Gottfried Lange geheißen, ſei zu Lauban im ſchleſiſchen Lande geboren, in Breslau Buchdrucker geweſen, dann nach Italien gegangen, hier verſchollen und mit wälſchem Namen als Profeſſor in einem Minoritenkloſter aufgetreten. Ich konnte mir nach den perſönlichen Eigenſchaften des ſpäteren Kirchenfürſten die Entſtehung dieſes Gerüchtes wohl erklären, aber es doch zugleich als falſch nachweiſen. Papſt Benedict's Freund war der Sohn eines Arztes Ganganelli aus der Gegend von Rimini. Lieber Sohn eines Arztes! ſoll der heilige Vater einmal geſagt haben, ich wollte Du wäreſt ſelber ein Medicus und wüßteſt gründlich die Schäden im geiſtlichen Regiment zu heilen! Ein ander Mal ſchalt er ihn einen Quackſalber, der nur oberflächliche Schutzmittel kenne. — Ich weiß nicht ob es mehr als ein bloßes Palliativ war, als Giovannantonio von den mancherlei

Digitized by Google

Grundübeln und Gebrechen der Kirche Chriſti nur den Orden Loyola's beſeitigte.

Da ſtand ich denn vor dem Sterblichen, der an Chriſti Statt die Menſchheit leiten und behüten ſoll, vor dem allerhöchſten Richter, vor deſſen Machtſpruch — ehedem! — Kaiſer und Könige zitterten, vor dem Nachfolger Petri, der den Schlüſſel zum Himmel, aber nicht mehr den zur Erde in Händen hält. Es war »der gute Alte,« wie ihn die Römer nannten. Er hatte ſich ſelbſt dieſen Namen gegeben. Als die Cardinäle im Conclave uneinig waren, hatte Benedict geſagt: Wenn Ihr einen regierenden Herrn wollt, ſo wählt Den da oder Dieſen; wenn die Kirche Gottes einen Diplomaten braucht, ſo nehmt Jenen; wollt Ihr einen gutmüthigen Alten, dann wählt mich! Es geſchah und der gute Alte war denn doch inſoweit ein regierender Herr als er ein ſtrenger und ſparſamer Verwalter der ſchamlos vergeudeten Kirchenſchätze wurde. Es war auch genug politiſche Einſicht in ihm, um ſich den gebrechlichen Zuſtand der Kirche nicht zu verheimlichen. Die Fürſten und Völker zitterten nicht mehr vor dem Bannſtrahl des Vatican; nur durch Mäßigung und Nachgiebigkeit ließ ſich das Anſehen der geiſtlichen Macht noch behaupten. Oder war es mehr als Diplomatie, war es Überzeugung von der Nothwendigkeit der chriſtlichen Liebe und Anerkennung der erſten Grundbedingung des Chriſtenthums, wenn Benedict ſich gegen die Andersgläubigen freundlich und duldſam erwies? Dann freilich blieb es zu bedauern daß der Herrſcher in ihm fehlte, der die Einſicht des Gelehrten und die Überzeugungen des guten Herzens durch Machtgebote zu Geſetzen erheben und in der alten Kirche das Syſtem des Haſſes, das Syſtem der Ausſchließlichkeit, ſtürzen mußte.

Es war ein weites, geräumiges Gemach in das mich Giovannantonio führte. Die ganze Umgebung ließ auf einfache Bedürfniſſe ſchließen. Ein Paar Kerzen ſtanden auf dem Tiſche, grüne Gardinen verhüllten die Fenſter, ein gleicher Vorhang trennte das Zimmer von einem Seitenkabinett. Wie ich eintrat, bewegten ſich noch die Falten deſſelben; es waren vielleicht in dem Augenblicke erſt Perſonen entlaſſen worden. Ein hoher gepolſterter Räderſtuhl faßte die Geſtalt des Kirchenfürſten. Die Füße des alten Herrn waren in weiche Decken gehüllt; er ſchien von Zeit zu Zeit leidend, obwohl er nie klagte und ſeinen hohen Dienſt nur ſelten unterbrach. Man ſah es ihm nicht mehr an daß er ehedem zu Paris in den bureaux d'esprit geglänzt und den aufgeklärten Schöngeiſt gemacht hatte. Sein blaſſes Antlitz war tief gefurcht. Die Mundwinkel hingen ſchwer herab, als hätten die Lippen des Mannes Enttäuſchungen mancher Art gekoſtet und das Gefühl der Unzulänglichkeit des menſchlichen Witzes erprobt. Sein gutmüthiges Lächeln war nicht ohne Beigeſchmack von Bitterkeit. Es ſchien als wäre dieſe Milde nur ein Nothbehelf. Seine Stirn war heiter und hell und in dem freundlichen Auge leuchtete der Stern eines guten Geiſtes, dem nur die Kraft fehlte, um in der Freiheit des Glaubens die einzige Rettung für die Kirche Chriſti zu ſehen.

Es war keine förmliche Audienz zu der ich vor Benedict berufen wurde. Er ſaß in ſeinem Hauskleide vor mir; in ſeinem Wohnzimmer wollte er über mich richten und einen Streit ſchlichten, der Denen, die ſich um mein Wohl kümmerten, ſo verhängnißvoll ſchien. Mein Fürſprecher, der braune Profeſſor, ſtand ihm zur Seite; ſie wechſelten Blicke mit einander die ein altes trauliches Verſtändniß unter ihnen verriethen. Ich war auf den Teppich getreten, beugte dicht vor ihm das Knie und war auf Giovannantonio's Wink bereit die übliche Huldigung darzubringen. Papſt Benedict ließ es nur halb zu, indem er die Hand auf meinen Scheitel, dann auf meine Wange legte und mich bedeutete aufzuſtehen. Ruhig und erwartungsvoll ſtand ich da und blickte in das ſtillbewegte Angeſicht des alten Herrn.

Du haſt uns mancherlei Sorge gemacht, Graf Giuſeppe La Torre, ſagte der heilige Vater mit leiſer, tiefer Stimme. Bald waren es dunkle Schickſalswolken die ſich über Deinem Haupte zuſammenzogen, bald brachen aus Deinem eignen Herzen ſprühende Funken hervor die wie Irrlichter vor Dir hertanzten. Du haſt über die Religion nachgedacht, und da iſt es denn begreiflich daß der Zweifel Deinen unbewußten Glauben erſchütterte. Iſt doch, wie Ariſtoteles ſagt, der Zweifel der Anfang des Denkens. Das wußten die Heiden; wir aber wiſſen daß er auch das Ende iſt, daß man mit dem Glauben abſchließen muß, will man nicht den ewigen Kreislauf des menſchlichen Verſtandes immer wieder vergeblich beginnen!

Ich war, als ich mich erhoben, einen Schritt zurückgetreten und mußte mich anſtrengen, ihn zu hören. Er winkte mich jetzt näher zu ſich heran und wie ich mich vor ihm beugte, berührte er mit der Hand meine Schulter. Mein Sohn! ſagte er mit einer gewinnenden Freundlichkeit, wir haben die Geſchichte Deines

Digitized by Google

jungen Lebens vernommen. Aus Liebe zu Dir ward ein waldenſiſches Mädchen römiſche Chriſtin. Nun, gelt! aus Liebe zu ihr biſt Du wohl Deinerſeits ein wenig waldenſiſch geworden, nicht? Das iſt wohl ſo bei dem Austauſch der Herzen leicht möglich, wie? — Nun, ſei nur ruhig, der gelehrte Profeſſor der Seelenkunde ſoll uns den Fall näher unterſuchen und erläutern!

Giovannantonio, den er bei dieſen Worten lächelnd anblickte, ſchlug ſeine Augen nieder, ſobald er ſah daß ich vor den Worten des Papſtes leiſe erröthete. Es war aber nicht Scham, es war Unwille was mir das Blut in die Wangen trieb. Was wißt Ihr Prieſter davon, dacht' ich ſtill für mich, wie zwei Seelen ſich an einander verlieren und in gedoppelter Kraft gemeinſam ihr Leben weiterführen! Daß ein Menſch dem mein Herz gehört auch meine Gedanken in ſich aufnimmt, mit ſeinen Gefühlen auch ſein Denken und Sinnen auf mich wieder übergeht, das iſt Euch weiſen Männern in Eurer einſamen Verlorenheit ein verſchloſſenes Heiligthum! Euch iſt wohl auch die Zeugung und Fortpflanzung der Gedanken verſagt, denn in Euch ſteht die Menſchheit ſtill!

Es war gut daß ich für das was mich bewegte, nicht zur Stelle das Wort fand; meine Audienz wäre dann ſchnell zu Ende geweſen, und es empörte mich wenn ich dachte daß die Dominicaner über mich triumphiren ſollten. Vater Benedict weidete ſich an den verſtohlenen Blicken die Giovannantonio mit mir tauſchte. Dann fuhr er ernſt und ruhig fort: Am Grabe der Geſtorbenen iſt ein Wunder geſchehen. Ein Hirt, ſeit Jahren gelähmt, ſtand im Gebet plötzlich auf und wandelte. Man hat uns das in aller Form Rechtens, mit prieſterlicher und ärztlicher Beglaubigung berichtet und wir haben auf Grund deſſen beſchloſſen die waldenſiſche Maria ſelig zu ſprechen. Zur förmlichen Canoniſation, wie Ihr das in einer meiner Schriften finden könnt, gehören mindeſtens zwei Wunder. Ich bin bereit, die Geſtorbene vorläufig zu beatificiren. Da ſchreibt man mir aber plötzlich aus Deiner Heimath, der Hirt am welchem kraft ſeines Glaubens das Wunder der plötzlichen Heilung geſchehen, ſei gar kein katholiſcher Chriſt, ſei ein Waldenſer geweſen!

Das alſo der Grund, dacht' ich bei mir, weshalb mein Vater von neuem Groll gegen mich hegt! Man hat dem Hirten ſein Geheimniß entlockt; das war mir jetzt deutlich. O, Dominicaner, wackere Spürhunde!

Jener Hirt ſtarb vor kurzem, fuhr der Papſt fort. Als der Kaplan Eures Hauſes ihm im letzten Augenblick vom Brote des Herrn reichte, verlangte der Sterbende auch vom Kelch. Der Kaplan entſetzte ſich darob; der Hirt aber geſtand ihm, es ſei das ſeine Gewohnheit im Leben geweſen; dann und wann habe er immer wieder ein Gelüſt nach dem Blute des Heilandes gehabt und der neue geiſtliche Herr, der junge Graf aus dem Schloſſe, habe ihm ja ſchon in der Waldkapelle die Sünde vergeben. So ſtarb der alte Menſch höchſt kindlich, aber auch höchſt ſündhaft!

Ich war von dieſer Mittheilung überraſcht und erſchreckt; ich fühlte daß mein Vater Grund genug zur Anklage gegen mich hatte.

Wenn die waldenſiſche Maria Wunder thun will, fuhr Papſt Benedict fort mit erhobener Stimme, ſo ſollte die Bekehrung des Ketzerd ihr erſtes Werk ſein. Wir ſollen Gutes thun an aller Welt, zuvörderſt aber an des Glaubens Genoſſen! Und wenn Ihr Abſolution ertheilen wollt, mein junger Sohn, ſo macht Euch erſt fähig, die Sacramente zu erkennen. Leget zuvor die Gelübde ab, wollt Ihr binden und löſen! — Inzwiſchen wollen wir nicht ſo ſcharfe Abrechnung halten; die Heiligen haben einen überfließenden Schatz an Gnade. Hier ſteht mein gelehrter Freund, den ich zum Procurator der Maria Valdenſis ernannt habe. Die Feierlichkeit iſt angeſetzt und wir wollen das Feſt in der Hoffnung begehen, das Reich Gottes werde ſich mehren und gedeihen unter Gläubigen wie Ungläubigen. Selig ſei die Todte! Du aber, mein Sohn, den die Dominicaner angeklagt haben, ein Freidenker zu ſein, zeige zum wenigſten ob Du Philoſoph genug biſt den Satz: Menſch, erkenne Dich ſelbſt! zu begreifen. Sprich! laß hören was Du zur Entſchuldigung, zur Erläuterung Deines Verhaltens weißt!

Ich ſchwieg einen Augenblick um mich zu ſammeln. Dann fühlt' ich den Muth kein Hehl aus dem was ich dachte zu machen. — Ich bekenne mich zu dem was man mir als Schuld anrechnet, ſagte ich ohne Scheu. Ich habe den Hirten getröſtet über ſein waldenſiſches Gelüſt nach dem Kelch. Ich bin auch noch jetzt des Glaubens, die Kirche Gottes werde nicht untergehen, wenn man den Laien das Abendmahl reicht, wie es Chriſtus mit den Seinen theilte. Soll ich ausziehen die Völker zu bekehren, ſo kann ich nicht damit beginnen ſie zu verdammen, weil ſie ausüben was ſo viele Jahrhunderte hindurch im Schooß der Mutterkirche ſelber ein geheiligter Uſus war!

Benedict ſah mich lange ſchweigend an. War er um eine Antwort verlegen oder nahm er nur aus Gewohnheit zu dem weiſen Lächeln ſeine Zuflucht? Das

Digitized by Google

Alter will mit diesem Lächeln sagen daß es den Eifer des Gegners für jugendliche Übereilung nimmt. — Ich weiß, was Dich so sicher macht! sagte Benedict mit dem Kopfe nickend. Der gelehrte Franciscaner hier hat Dir schon das Cölibat als eine bloße Sache der Disciplin eingeräumt und es aus der Reihe der Dogmen fortdisputirt! Lassen wir das! Die Dominicaner haben Dich nicht blos dessen angeklagt, sie haben Dich — höre wohl auf! — der großen Todsünde bezüchtigt, Du zweifelstest an der Berechtigung des Bischofs von Rom-Haupt der Christenheit und Statthalter Christi zu sein! — Du siehst, Kind, wie mißlich Du meine Lage machst; ich soll über Dich richten und Du erkennst mich gar nicht als Richter an. Man sagt mir, Du seiest bibelfest. Nun wohlan, zeige mir, wo die Bibel unsere Tradition, auf welche sich Petri Nachfolge stützt, widerlegt!

Der Professor wollte für mich das Wort nehmen, aber Benedict winkte ihm mit der Hand, mich gewähren zu lassen.

Ich habe in der Schrift nicht finden können, sagte ich, daß Petrus von seinem Primate spricht.

Fehlt es am förmlichen Ausspruch, entgegnete Benedict, so handelt es sich um die Sache. Laß hören! Hast Du in der Schrift gefunden daß Petrus Gemeinden stiftete?

Gewiß, war meine Antwort; in Jerusalem, in Antiochien.

Und überließ er diese Gemeinden sich selbst?

Nicht das, sagte ich, er besuchte sie oft, er schrieb an sie, denn er war ja ihr Lehrer; er schlichtete auch ihre Streitigkeiten.

Das heißt also, sagte Benedict, er war ihr Haupt, ihr Bischof, nicht?

Ich konnte das nicht leugnen. — Aber Petrus schrieb zuletzt von Babylon, nicht von Rom aus an die Gemeinden Kleinasiens! warf ich ein.

Nun, sagte Benedict, und wenn d i e s Babylon, von dem aus er seine Heerden leitete, R o m wäre? Nennt nicht schon die Apokalypse das heidnische Rom ein zweites Babylon?

Ich stand geschlagen da; auf diesen Handstreich der Beweisführung war ich nicht gefaßt. Der geschulte Disputator triumphirte lächelnd. — Ei, ei, mein Sohn, fuhr er ernst fort, eine bloße Gegenvermuthung wirft Dich schon aus dem Sattel? Ich will Dich nicht an Christi Wort gemahnen, der auf Petrus hinweisend sprach: Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen! Das Christenthum muß nicht immer blos auf die persönlichen Aussprüche Christi zurückgeführt werden. Erst nach Christi Tode fanden sich die Forderungen und Bedürfnisse ein die eine Kirche nöthig machten; erst mit den Aposteln stellt sich im Raum der Wirklichkeit das Christenthum fest. Und neben dem neuen Testamente sind uns auch die Überlieferungen heilig. — Höre mich an und laß mich reden! Petrus stand der Gemeinde in Jerusalem vor, ging dann nach Antiochien, wo er sieben Jahre lang Bischof war, kam dann nach Rom und stiftete hier ebenfalls Gemeinden, bis Kaiser Claudius die Christen und Juden vertrieb. Dann besuchte er wieder die Brüder in Kleinasien, kehrte von da nach Rom zurück und machte von hier seine Reisen nach Gallien, Britannien, Spanien und Afrika. Überall stiftete er Gemeinden und sie erkannten in ihm ihr Haupt. Fasse nun die Gemeinden zusammen, mein Sohn, und Du hast die Kirche. Wie diese innerlich Eins ist, so bedarf sie für den sinnlichen Menschen auch eines sichtbaren Zusammenhalts und Rom ist ein geschichtlich gegebener, ist ein natürlicher Mittelpunkt. Bevor Petrus mit Paulus zusammen den Märtyrertod erlitt, setzte er hier in der Stadt der sieben Hügel den Linus als Erben des Primates ein. Mit dieser Nachfolge Petri und Statthalterschaft Gottes erhielt die Kirche ihren Schlußstein. Deinen Studien, mein Sohn, bleibe es überlassen, ob es geschichtlich nachweisbar daß Petrus fünfundzwanzig Jahre lang Bischof in Rom gewesen. Es bedarf aber der Beweise für unsere Axiome nicht. Dies Institut eines obersten Bischofs müßten wir erfinden, hätten wir es nicht. O, sie werden kommen, die Skeptiker und Deisten, und auch Christi geschichtliches Dasein bezweifeln! Aber wahrlich, ich sage Euch! wir müßten auch diesen Christus erfinden, hätten wir ihn nicht. Da wir nun aber Alles haben, dessen wir bedürfen, so sehe ich nicht ein warum wir uns ärmer stellen sollen als wir sind. Anderen, die da versuchten eine Kirche Christi zu bauen, hat entweder der Grund, oder der Eckstein, oder die Kuppel auf dem Thurme gefehlt, oder sie suchen noch immer vergeblich nach einem Schlußstein, und dieser Stein, nach welchem sie vergeblich suchen, wird allezeit ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses bleiben. Wir aber haben ihn gefunden, uns ist er gegeben, wir setzen ihn ein und unser hochgewölbter Bau ist fertig.

Ja wohl, dacht' ich still für mich, das Gewölbe ist fertig, die Katakomben sind geschlossen, um das lebendige Dasein als Mumie beizusetzen. Der frische Lufthauch des Lebens dringt nicht ein in diesen Höhlenbau und der letzte Seufzer der Menschenbrust wird

Digitized by Google

zwiſchen dumpfen Mauern erſtickt. Chriſtus müßte erſt wieder auferſtehen und Eure finſtern Gewölbe ſprengen! — Ich glaube an eine allgemeine unſichtbare Kirche, an eine Gemeinſchaft freier Geiſter, die ſich zu Chriſto bekennen, weil er die Quelle des Lebens iſt. In Eurer Kirche liegt ſein Leib begraben; ſein lebendiger Geiſt wandelt nicht unter Euch.

Das waren meine Gedanken während der Worte des Papſtes. Der weiſe Mann hatte ſeine Rechnung ſo ſicher geſchloſſen, ſein Syſtem ſo feſt und fertig hingeſtellt und der Glaube an die Unumſtößlichkeit ſeines folgerechten Gebäudes ſpiegelte ſich in ſeinem zufriedenen Angeſicht. Ich ſah ihn ſtumm an und preßte meine Lippen aneinander. Die Jugend hat dem Alter nichts zu bieten, da ſie ihm nicht den Pulsſchlag des Lebens verjüngen kann.

Wir nehmen ſein Schweigen, ſagte der Papſt zu ſeinem Freunde, für das Eingeſtändniß ſeiner ſündhaften Gedanken! Nicht? — Giovannantonio bückte ſein Haupt zum Zeichen daß er damit einverſtanden. Benedict blickte nach dem Vorhang hinter ſich und gab dem Profeſſor einen Wink. Dieſer bedeutete mich, von neuem vor dem Stellvertreter Chriſti hinzukniecen. Wie der Papſt die Hände ſegnend über mich ausſtreckte, hörte ich das Flüſtern ſeiner betenden Stimme. Als ich mich erhob, war die Gardine, die das anſtoßende Kabinett verhüllte, zurückgeſchlagen; mein Vater, ein Zeuge des ganzen Verhörs, ſtand vor uns. Benedict winkte ihm mit freundlicher Geberde. Und ſo ſeid denn verſöhnt, Vater und Sohn! ſprach der Greis, indem er ſich erhob und die Hände über uns breitete. Mein Vater war auf den Teppich getreten und hatte ſein Knie gebeugt. — Friede kehre zurück in Euer Haus, ſagte Benedict, und der Geiſt der Berge weiche von Euch für immerdar! — Zu meinem Vater wendete er ſich noch mit beſonderer Huld. Zu ihm hintretend und die Hand auf ſeine Schulter legend, ſprach er die Worte des Propheten: Eine gelinde Antwort ſtillet den Zorn, aber ein hartes Wort reget Grimm an!

Mein Vater ſchien wie verwandelt. Nicht das Unglück, nicht die Schläge des Schickſals, Benedict's Sanftmuth hatte ſeinen ſtarren Sinn bezwungen; ich fühlte als er mich umarmte und küßte, die Thräne, die über ſein Angeſicht rann. — Ich habe die Sünde von ihm genommen, ſagte Benedict mit bewegter Stimme zu meinem Vater. Eine Strafe, eine Buße ſei ihm nicht auferlegt. Er hat der Kirche Gottes eine liebe, freundliche Seele zugewendet; mag er binnen Jahr und Tag mir Rede ſtehen über ſein weiteres frommes Thun und Wirken. Er wird arbeitſam ſein im Weinberge des Herrn und in guten Thaten für das Reich Gottes Buße thun für ſeine ſündhaften Gedanken!

Somit waren wir entlaſſen, nachdem wir ihm die welke Hand geküßt. Ganganelli winkte mir heiter und freundlich zu als er uns die Thür öffnete durch die er uns in den anſtoßenden Saal entließ.

Vater und Sohn ſchritten ſchweigend durch die weite Halle hin. Es drängte mich, jetzt Alles zu lichten, was ſich drohend über mir zuſammenzog. Mein Vater ſelbſt ſchien geneigt, noch Alles zu erledigen, was ſich als Zwieſpalt bei uns eingedrängt hatte; er ſtand ſtill als ich ihn fragend anſah. Mein Vater, ſagt' ich, ich habe das gelehrte Buch unſeres oberſten Seelenhirten, das von der Beatification handelt, eifrig durchforſcht. Ich habe nicht finden können daß man erſt die heiligſten Rechte der geſtorbenen Mormona verletzen müſſe, um ſie ſelig ſprechen zu können. Wer geht damit um, das Band zu löſen das mich an ſie feſſelt? Wer wagt es die Rechtmäßigkeit meines ehelichen Bundes zu bezweifeln?

Er war ſcheu und betroffen, wie ich ihn ſo zur Rede ſtellte. Ich ſah ihn argwöhniſch an; hinter dieſer Scheu lauerte ein verhängnißvoller Plan. Mein Sohn, flüſterte er, zum Wohl unſerer Seelen, zum Heil unſeres Hauſes ſind wir der Kirche ein Opfer ſchuldig.

Iſt es der Opfer noch nicht genug? rief ich. Iſt die Kirche ſo unerſättlich? Iſt nicht das heiligſte, reinſte, ſüßeſte Leben ihr dargebracht? Welches Opfer ſoll noch fallen? Oder iſt es dem Dominicaner nicht recht daß ich den Orden Jeſu angehöre?

Das Wohl des Hauſes, mein Sohn, wird es nöthig machen daß Du Dich — von neuem — vermählſt!

Es fehlt dem Hauſe nicht der junge Sproſſe, entgegnete ich ruhig. Mormona's Sohn iſt der rechtmäßige Erbe der Grafen La Torre.

Auch der Erbe unſeres Fluches! murmelte mein Vater dumpf vor ſich hin; der alte Wahn ſchlug wieder mit dunklen Flammen aus dem finſtern Blick ſeines Auges. Maria iſt geſühnt, ſagte er, Du biſt begnadigt, aber in dem Knaben Saverio tobt und ſprudelt das waldenſiſche Blut weiter fort. Den Knaben müſſen wir der Kirche weihen, damit der Geiſt der Berge nicht fortwuchert von Geſchlecht zu Geſchlecht. Zugleich, mein Sohn, erwächſt Dir daraus die Pflicht, Dir eine Lebensgefährtin zu wählen, unſerm Hauſe ein ebenbürtiges, altkatholiſches Blut zuzuwenden.

Nimmermehr! rief ich laut; mein ganzer Stolz

Digitized by Google

empörte ſich gegen die tyranniſche Willkür. Mein Vater ergriff krampfhaft meinen Arm; ſein Auge ſtierte mich finſter an. Ich werde Dich bitten, mein Sohn, mir Gehör zu geben! ſagte er mit ſtehender Geberde und doch mit durchdringendem Blick. — Ich entriß ihm ſchweigend meine Hand. — Es iſt das erſte Mal, fuhr er fort, daß ich Dich bitte, — bitte, wo ich befehlen könnte!

Eure Befehle, mein Vater, reichen nicht ſo weit und Eure Wünſche wachſen auf dem Boden eines Aberglaubens, den ich nicht theile. Mormona's Sohn iſt der rechtmäßige Erbe des Hauſes; nur mir ſteht es zu, über ihn zu verfügen.

Ich werde Dich zu zwingen wiſſen! rief der Alte mit der ganzen Grauſamkeit ſeines Zornes.

Wo wollt Ihr vor Gott und vor Menſchen das Recht dazu finden? fragte ich dreiſt und ſicher. — So ſtanden wir uns Aug' in Auge, Stirn gegen Stirn drohend gegenüber.

In demſelben Augenblicke öffnete ſich hinter uns die Thür; der heilige Vater war über die Schwelle getreten und ſah uns ernſt und ſtill an. — Iſt der Zwieſpalt ſchon wieder rege, der Haß ſchon wieder entflammt? — Das ſtand auf ſeiner Stirn zu leſen, wie er uns mit wehmüthigen und vorwurfsvollen Blicken maß. Wir waren beſchämt auseinandergetreten. »Was man mit den Freunden der Kirche und mit ihren Feinden ſeine Noth hat!« flüſterte er, uns hörbar genug, ſeinem Begleiter zu. An Gonganelli's Arm ſchwankte er langſam an uns vorüber und verſchwand durch die nächſte Thür. Wir hatten erſchrocken unſer Haupt gebeugt; mein Vater war vor dem zürnenden Benedict niedergekniet. Er raffte ſich jetzt auf, legte zitternd ſeine Hände auf meine Schulter und ſah mich mit der ganzen Troſtloſigkeit ſeiner Verzweiflung durchdringend an. Wirſt Du dem letzten Willen eines Sterbenden gehorchen? ſagte er mit bebender Stimme.

Nimmermehr! rief ich, ſein Wille iſt der Wille eines Dominicaners. Ich will den Fluch des Hauſes beenden, denn dieſer Fluch iſt nur Euer Wahn!

Ich eilte fort. Mein Vater wankte unter Begleitung ſeines Gefolges, das im nächſten Vorzimmer verſammelt war, zum Vatican hinaus.

Die Auswanderer.

„In a free country!“

Ein Wagenzug ſchwankt durch die Stadt hinaus,
Neugierig angeſchaut von tauſend Blicken,
Die Fenſter öffnen ſich in jedem Haus,
Doch wer's geſehn der kehret kalt den Rücken.
Die Räder tragen keine prächt'gen Waaren,
Nichts für die Dampfbahn die ſie dort erbaun,
Nichts was ſie gern begaffen und beſchaun, —
Nur Menſchen ſind's, die aus den Thoren fahren.

Sie kauern ſtill zuſammen auf der Streu
Und wenden kaum den kalten Blick zur Seite,
Gleichgült'gen Augen ziehen ſie vorbei
Und Keiner fragt, was dieſe Fahrt bedeute.
Alltäglich iſt das Schauſpiel in den Gaſſen,
Und neue Züge ſchaut ein neues Jahr,
Sie wandern aus, wie ſchon ſo manche Schaar,
Das Vaterland für immer zu verlaſſen.

Das Leinendeck ſchützt vor dem Sonnenſtrahl,
Vor Wind und Wetter wird der Himmel ſchützen,
Sie ſind bereit, vollendet iſt die Wahl,
Und doch — wie ſinnend ſie die Häupter ſtützen!
Auf ihrer Habe ruhen ſie vereinet,
Die Alten und die Jungen alleſammt,
Kein Auge hat die Hoffnung freudentflammt,
Das eine ſchauet ernſt, das andre weinet.

Was treibt ſie fort von ihrer Väter Heerd?
Sind ihre Felder ohne Frucht geblieben,
Hat ihre Hütte Flammennoth zerſtört,
Hat ſie des Krieges blutig Schwert vertrieben?
Trägt doch der Wald für manche neue Hütte
Der Eichen viel, ſtehn doch in alter Pracht
Die Felder rings und ew'ger Friede lacht
Nach langem Kampfe in der Völker Mitte!

Sie treibt das Elend und der Armen Fluch.
Die gold'nen Saaten, die ſie hoffend ſäten,
Die jungen Halme, die ihr Acker trug,
Des gnäd'gen Herren Wild hat ſie zertreten.
Sie litten lange ſtill und unverdroſſen,
Bis einmal ſie verzweifelnd ſich erfrecht
Ein Thier zu tödten, heil'ger als ihr Recht!
Die Kinder ziehn, der Vater iſt — erſchoſſen.

Und jene Gruppe? — Aus dem dumpfen Bau,
Wo tauſend Hände nur für eine ringen,
Kommt ſie gezogen, in dem fremden Gau
Für beſſern Lohn ihr Leben zu verdingen.
Der mächt'ge Herr kann ſorgenlos verpraſſen,
Was ihm geſchaffen dieſer Armen Hand,
Die Armen ſelber wandern aus dem Land,
Der Herr iſt reich genug, der Sklav entlaſſen.

Digitized by Google

Und dort die Männer mit dem ſtarren Blick?
Sie ſind verbannt von ihren grünen Bergen,
Aus einem Kerker kehren ſie zurück,
Dem Strafgericht entflohn und ſeinen Schergen.
Schau, wie entſetzt noch ihre Lippen beben!
Die Unglückſel'gen haben ſich empört
Und wandern jetzt, um nicht am eignen Heerd
Verhungernd ſich ein Leichentuch zu weben.

Wohlan, die Schiffe harren in der See,
Sie werden keine todten Laſten tragen.
Die Glocke ruft zur Fahrt; noch ein Ade —
Und dann hinweg, die Stunde hat geſchlagen!
In dichten Schaaren ſtehn ſie an dem Strande.
Du trotzig Meer wirſt ihrer Dich erbarmen,
Des Greiſes hier, den Enkel an der Hand,
Des Weibes dort, den Säugling auf den Armen!

Die Perlen nicht die Deine Woge trägt,
Denkt dieſer Schiffer Hoffnung zu erringen,
Die Schätze nicht, die Deine Tiefe hegt,
Will dieſe Menge an das Ufer bringen.
Die Rechte nicht der Völker zu verhöhnen,
Die Du beſchirmſt, treibt ſchnöde Luſt ſie fort,
Der Wellen Brauſen wird von ihrem Bord
Kanonendonner nimmer übertönen.

Nicht was die Jugend in die Ferne zieht,
Beſtimmt die Greiſe noch, die Fahrt zu wagen,
Nicht was im Herzen jener Männer glüht,
Erfüllt auch dieſes Weibes dumpfe Klagen.
Kein Paradies iſt ihres Strebens Ziel,
Auch drüben muß der Menſch im Schweiß erwerben,
Dem ſchwarzen Loos entführet ſie der Kiel,
Daß nicht daheim ſie heimathlos verderben.

So manche Thräne träufelte herab,
Als ſie des Vaterlandes Boden ließen,
So manche Hütte und ſo manches Grab,
Das ſie geliebt, ſah ihre Zähren fließen.

Und wenn die fremden Küſten erſt erſcheinen,
Wird dann ein Auge öd' und trocken ſein?
Der Himmel muß ſich jener Thränen freun,
Der erſten Freudenthränen die ſie weinen!

Mit naſſem Blick, dem Meere zugewandt,
Steht ein Verlaßner an der Küſte zitternd,
Die dunklen Wogen thürmen ſich am Strand
Und murmeln dumpf, am ſteilen Ufer ſplitternd.
Er horcht, als brächten ihm die Wogen Kunde,
Und doch verſteht er ihre Sprache nicht,
Ob Well' auf Welle ſich am Ufer bricht,
Die kalte Fluth ſtillt keine Herzenswunde.

Was murmelt Ihr? ſo ruft er wild hinab,
Wollt ſchmeichelnd Ihr um neue Opfer werben?
Erzählet Ihr von meines Bruders Grab,
Von meines Freundes traurigem Verderben?
Sind in erſehnten Häfen ſie gelandet,
Birgt ſie des neuen Vaterlandes Schooß,
Sind ſie gerettet oder rettungslos
Am Fels, dem unerbittlichen, geſtrandet?

Was murmelt Ihr Gewäſſer dumpf und bang,
Wie Millionen Todtenglocken läuten,
O anders lautet des Triumphes Klang,
Aus dieſen Tönen iſt kein Sieg zu deuten.
Wie Grabgeſang tönts in des Lauſchers Ohren,
Der einſam klaget an des Meeres Strand:
Verloren ewig für das Vaterland
Sind ewiglich ſie auch für mich verloren?

Was murmelt Ihr? — Und wiederum erſchallt
Die ahnungsvolle Frage ſeinem Munde,
Ob auch im Wellenbrauſen ſie verhallt,
Er horcht, als brächten ihm die Wogen Kunde.
Das wunde Herz mit Schrecken zu belaſten,
Durchbricht der Mond der Wolken dunkles Heer.
Er ſchaut entſetzt — an's Ufer wirft das Meer
Aufziſchend eines Schiffs zerbrochne Maſten.

Heidelberg. **Emil Edel.**

Oſtreich's poetiſche Schwingen und Federn.

Ein ſehr guter Gedanke, in der dichteriſchen Literatur einer Nation die Schwingen und die Federn zu ſonder'n! Manchem iſt die Muſe bekanntlich nach Schiller die hehre Göttin, manchem die Kuh die ihn mit Butter verſorgt. Schwingen tragen himmelan; eine Feder fliegt nnd flattert auch wohl mitunter, wenn ſie — federleicht, wenn ſie ein Spiel des Windes iſt. Schwingen hat der Adler. Eine Feder kann ebenfalls vom Fittich des Aars ſtammen wenn man ihn rupfte; es gibt aber allerlei Geflügel unter, tief unter der Sonne. Es gibt Schwanenfedern, und mit ſolchem Bruchſtück vom Gefieder des Apollovogels iſt ſchon mancher gute einſame Todesgedanke in's Buch des Lebens eingetragen. Es gibt ferner Rabenfedern, und man ſoll auch deren ſatyriſches Gekritzel nicht verachten! Am weiteſten verbreitet ſind aber Gänſefedern, und mit ſolchen Kielen ſchreibt zumeiſt die große Menge. Viele greifen jetzt auch nach Stahlfedern, dieſer neuen Erfindung der

Digitized by Google

Induſtrie. Zur Stahlfeder gehört eine charakterloſe Hand und recht glattes Papier, auf dem man eilig und flüchtig wie auf Eiſenbahnen hinfährt. Die Männer des Bureaus und des Comptoirs führen ſie gern, unter den Schriftſtellern vielleicht auch die eilfertigen Fabrikanten. Wer gern einen ſtarken Grundſtrich macht, bleibt lieber beim Gänſefügel. Manchen hat wohl ſchon die Furcht angewandelt, ob von dem dummen Geſchöpf das ihm das Inſtrument zum Ausdruck ſeiner Gedanken liefert, nicht ein gewiſſer Seelenathemzug auf ihn übergehe. Andere ficht das nicht an, ſie rudern unerſchrocken mit dem Kiele weiter; Praktiſche denken wohl gar an den Gänſebraten dem ihre Gänſefederführung entgegenarbeitet. Es gibt magnetiſche Sympathien zwiſchen Geiſt und Natur, es gibt eine Seelenwanderung für die menſchlichen Gedanken, und was von der Gans kommt, geſellt ſich oft gern zu einem literariſchen Gänſerich und bleibt in der Familie. — Doch Scherz bei Seite! In Schwingen und Federn theilt ein ſcharfſinniger kritiſcher Kopf die dichteriſchen Organe Öſtreich's, und wenn er auch nicht jedem in's Angeſicht ſagt: du biſt Adlerſchwinge, du biſt Gänſekiel, ſo läuft doch dieſer ernſte Spruch: du dienſt dem Gott in dir, und du dem Fleiſch der Welt! durch ſein ganzes Buch. Man könnte faſt vom Verfaſſer ſagen, er ſelbſt führe mehr als eine Feder; wenigſtens hat er auf der einen Seite Phantaſie und Schwung, auf der andern Verſtand und Scharfſinn genug um ſich aus dieſen guten Federn rechts und links zwei Flügel zu binden.

Fehlerhaft iſt freilich vieles in ſeinen Ausſprüchen, manche ſeiner Anſichten ſind herausfordernd. Rechten muß man mit ihm gleich über das erſte Wort das er ſpricht. Er nennt ſein Buch auf dem Titel: Wien's poetiſche Schwingen und Federn. Was hat Nikolaus Lenau den er als den Hohenprieſter deutſcher Poeſie in Öſtreich feiert, mit Wien gemein? — Er hat etwas von Wien an ſich; aber in ganz anderm Sinne als es der Verfaſſer des Buches meint. — Ungariſches Blut pulſt in Lenau's Adern. Nach dem Orient hätt' er wallfahren, ſich in Opiumsdüften berauſchen, oder mit dem Zigeuner wandern können um auf Miſchka's Geige die zerbrochene Sehnſucht nach verlorenen Paradieſen, nach einem ewig fernen Völkerfrühling auszutönen. Aber ſein Herz ſchlug deutſch und ſo gehört dem geſammten Deutſchland die berauſchende Muſik ſeiner Seele. Ein Prieſter der Natur iſt er uns geworden, der ächte »Sohn der Wildniß« gegen Halm's täppiſchen Naturburſchen, den ein coquettes Stubenmadl ködert. Ein wahrer Sohn der großen heiligen Mutter Natur iſt uns Lenau, deren bange Sorgen, deren geheimſtes Weh er keuſch und tief und ſtill belauſcht. Wenn etwas deutſch, ſo ſind es Lenau's Lyraklänge, ſeine Klage um Heiligthümer die er für verloren hält, der Zauber ſeines Mitgefühls mit der Creatur die nach Erlöſung ſeufzt, ſein melodiſcher Schmerz über das in Feſſeln der Nothwendigkeit gebundene All der Welt. Meint er Wien unter dieſer nach Erlöſung ſeufzenden Welt, deren ſtöhnenden Schmerz ſeine Lieder athmen? Wien, das keine Ketten kennt als Roſenketten der Freude, nicht Feſſeln, ſondern Schellen trägt! Oder verſteht er Öſtreich unter dem All der Welt deſſen ſchmerzenvolle Laſt er wie ein Atlas auf ſich nimmt? Er hat Zizka befungen, Polen beweint, Italien beklagt. Sonſt wüßt' ich nicht was in Öſtreich auf untergegangenes Leben deutete, und an jenem Völkerunglück trägt Öſtreich keine Schuld. Jede untergegangene Völkerfreiheit hat Lenau beſungen, jeder Hügel iſt ihm heilig wo ein hingeſunkenes Leben, ohne die Decke ſprengen zu können, nach einem Auferſtehungstage ringt. Für alles was im dämmernden Abendſcheine, ſei es als ſchauriger Dämon oder als ſüßer lockender Traum ſchwebend umgeht, hat ſein großes Herz gefühlt, und die Zwieſprache zwiſchen Geiſt und Natur in allen Momenten wo beide ahnungsvoll prophetiſch ihr Wechſelbündniß ſchließen, iſt in ſeinen Verſen laut geworden. Die Natur iſt in ſeinen Liedern zum Selbſtbewußtſein geworden und der Geiſt, in ihre Schauern verſinkend, mit ihren Reizen buhlend, wird in ſeinen Klängen wieder zur ſanft verdämmernden Natur und ſucht in ihrem Schooß den Frieden und die Freiheit die er in der Menſchenwelt nicht fand. Wenn etwas deutſch, ſo ſind es dieſe Töne Lenau's die uns die Natur da draußen und die Natur in uns zu einer ſchwermuthsvollen Muſik des Gedankens vergeiſtigen. Die freudeberauſchte Kaiſerſtadt wo der Gram nichts gilt, bat dieſen Sänger nie gefeſſelt. Er ſprang von Ungarn über Wien hinweg auf deutſchen Boden. Er eilte ſogar über Deutſchland hinweg nach der neuen Welt Amerika. Dies war ein Verſuch zur Flucht der ihm mißglückte. Den Gedanken der Freiheit den er über's Meer mitbinübernahm, fand er dort nicht verwirklicht. Das iſt aber die geſuchte moderne Völkerfreiheit, in Amerika iſt jeder frei, religiös jede Secte mit ihrem Glauben, politiſch jeder Einzelne mit ſeinem Wollen; dort iſt das Individuum völlig losgebunden von allem Herkommen, jeder in den noch ungeſtalteten Stoffen des Lebens Herr ſeines Schickſals, dort iſt der Menſch ganz auf ſich geſtellt und hat mit den Mächten der ganz friſchen und rohen Natur das Bündniß ganz von neuem ſich eröffnet. Das iſt das er-

Digitized by Google

ſehnte Paradies der Freiheit, aber freilich kein Utopien, kein Arkadien, ſondern eine friſche geſunde Wildniß die der Menſch zu einer Welt zu geſtalten hat aus freier Fauſt und mit friſchen Sinnen. Das iſt die aller Feſſeln des Herkommens entblößte Freiheit der Völker, das iſt die Zukunft die der Poet herbeiſehnt, dort tritt ihm der Gedanke leibhaft entgegen und — vor ſeiner harten Wirklichkeit ſchreckt er zurück, eilt ſtracks nach Deutſchland zurück und iſt ſtumm über das was er dort geſchaut. Alſo der Traum der Freiheit iſt es was die Saiten ſeiner Leier ſpannt, nicht ihre Verwirklichung. Das iſt freilich wieder ſehr deutſch, wenigſtens ein Theil unſerer Deutſchheit, ein Stück unſerer Romantik, es iſt jene dämmernde Traumſeligkeitsluſt die es in der Philoſophie zu keiner Erkenntniß, in der Religion zu keiner individuellen Freiheit, in der Politik zu keiner That bringen kann. Lenau hätte, ſagt Ihr, aufhören müſſen Poet zu ſein, hätte er in Nordamerika Fuß gefaßt, wär' er nicht eilends zurückgekehrt in's Land der Träume! Dann weiß ich freilich nicht ob Eure Poeſie nicht überhaupt aufhören wird, wenn das was ſie will und beſingt und erſehnt, lebendig vor uns tritt als ſtarke, geſunde, wahrhaftige aber nüchterne Wirklichkeit. Ihr nennt das Materialismus, dieſe baare blanke Realität der nordamerikaniſchen Freiheit. Lieber Himmel! da habt Ihr Euch nur einen neuen Popanz gemacht um in Euren weichen üppigen Sehnſuchtstraum zurückzukriechen. Es gibt keine andere Freiheit, jede andere iſt eine Illuſion. Die Freiheit die mehr als Traum ſein will, iſt entweder bis an die Zähne in Eiſen gewappnet, oder ſie iſt, will ſie Wirklichkeit ſein, nicht denkbar als Hand in Hand mit jener Werkelthätigkeit die mit friſchen Sinnen um ſich greift, um im Schweiße ihres Angeſichts das Leben von unten auf aus den Urelementen zu geſtalten. Die Freiheit iſt eine Arbeit, und Ihr wollt ſie auf dem üppigen Pfühl Eurer Träume genießen; ſie iſt ein harter Dienſt, und Ihr wollt Euch ſchwelgeriſch auf ihrem Flaum betten! Und inſofern habt Ihr wirklich Theil an Wien, Ihr tragt es vergeiſtigt in Euch, dies »Capua der Geiſter« ſeid Ihr ſelbſt! Scheltet nicht auf die genußluſtige Kaiſerſtadt, in Euren Schöpfungen führt Ihr das geiſtige Seitenſtück dazu auf, im Gehirn Eurer edelſten Köpfe niſtet derſelbe berauſchende Glückſeligkeitstrieb und Eure Freiheitsſänger ſind weit weniger Söhne der Freiheit als deren Sybariten. Nichts verkehrter als wenn ein Dichter Öſtreichs ſeine eigne Welt aufgibt, ſeine eigne Mutter ſchmäht; er verdankt ihr ſeinen Werth und ſeine Schwächen, ſein Alles, zumal ſeine Schmerzen, die Quelle ſeiner Dichtung. Er ſchmäht freilich auch nur wie man aus verſteckter Liebe grollt. Und ſo ſollte dieſe Mutter auch nicht ihre Söhne verkennen denn die Leidtragenden unter ihnen ſind ihre beſten. Den Söhnen ſelbſt aber müſſen wir zurufen: Tragt mit der Mutter Luſt und Leid, und ſagt Euch, wenn Todesſchmerzen über ſie verhängt ſind, dann am wenigſten von ihr los!

In dieſem Sinne nimmt es der Verfaſſer unſeres Buches nicht, wenn er die öſtreichiſchen Dichter ſämmtlich als Kinder Wiens bezeichnet. Nach ſeinem Sinne iſt es ein Irrthum oder ein Verbrechen ſich nicht loszuſagen, und der Titel der uns blos Wien's Schwingen und Federn verkündet, iſt ein Verſehen. Nach ſeiner Meinung hat der Ungar Karl Beck, den er ſcharfem Tadel unterwirft, ſo wenig Theil an Wien als der Böhme Moritz Hartmann, dem der Verfaſſer viel Neigung zuwendet, während Alfred Meißner auch ſchon ohne ſeine ſtarkmuthigen, heißblutigen Geſänge vom Huſſitenkriege mit dem elegiſchen Tiefſinn ſeiner lyriſchen Gedichte bei der Kritik mindeſtens eben ſo ſchwer in's Gewicht fallen ſollte. Ungarn und Böhmen gehören allerdings ſo ſehr zu Öſtreich und zum Mittelpunkt des großen Staatenvereins daß wir beides für den Kern deſſen halten was wir Öſtreichiſch nennen. Was an Lenau und Beck ungariſch, was an den böhmiſchen Sängern böhmiſch zu ſein ſcheint, iſt doch vollſtändig ein Typus des öſtreichiſchen Deutſchlands; von beiden Seiten ſind es nur friſche Kräfte die dieſen Typus ausprägen helfen.

An Beck rügt unſer Verfaſſer was er an Lenau überſieht und was von den Schmetterlingsflügeln der öſtreichiſchen Muſe faſt nicht fortzuwiſchen iſt ohne ihre Schwingen zu verletzen. »Karl Beck denkt in Bildern!« ſagte von dieſem Poeten das ſtaunende Berlin, das lieber in abſtracten Begriffen denkt. Im Bilde hat Beck ſeine Logik, ſoweit die Bilderſprache das Weſen der Sache treffen, ordnen und zur Erſcheinung zu bringen vermag. Deutſchland hat aber eine Poeſie die weder in Bildern, noch in Begriffen, ſondern in Geſtalten denkt. Das thut ſeit Leſſing die deutſche claſſiſche Poeſie, die ſich in Goethe gipfelte; die ganze Entwicklung der älteren deutſchen Muſe hat es zu dieſem Triumph freier poetiſcher Geſtaltenkraft gebracht. Die geſammte öſtreichiſche Literatur hat aber von dieſer Plaſtik unſeres dichteriſchen Gedankenlebens keine Ahnung; ſelbſt das kleinſte Goethiſche Lied hat wie die ſelbſtändig und frei daſtehende Arbeit der Sculptur eine Geſtaltung in ſich, zu der es weder die Lenau'ſche noch die Beck'ſche Muſik gebracht hat. Man ſoll der Muſik in der Poeſie ihr

Digitized by Google

ſchönes Recht gewähren, aber wer uns die ganze Gruppe der öſtreichiſchen Poeten vorführt um deren Geltung im deutſchen Leben zu bezeichnen, von dem verlangen wir daß er auf deutſchem Boden ſteht, auf einem Boden den der Pflugſchaar Leſſings durchfurchte und auf dem die Gebilde Goethe's als Saat aufkeimten. Öſtreichs Poeſie iſt bei der Heranbildung der deutſchen Muſe an den claſſiſchen Geſtalten der helleniſchen Welt ganz unbetheiligt geblieben. Das trifft den Nerv der poetiſchen Welt Öſtreichs. Für Öſtreich iſt in alter Zeit kein Luther dageweſen. Das ließe ſich verſchmerzen oder ausgleichen durch die nachgeborene Cultur des vorigen Jahrhunderts. Aber für die öſtreichiſche Gedankenwelt hat es auch keinen Kant, für die öſtreichiſche Poeſie keinen Leſſing gegeben. Alle kritiſchen Durchgangsproceſſe, alle Pflege der Proſa, alle Herausgeburt einer feſten, klaren Ideenwelt iſt der Literatur Öſtreichs verſagt geblieben. Muſik erſetzt den öſtreichiſchen Dichtern die plaſtiſche Form, der Duft die Geſtalt, die Bilderſprache das ſicher treffende Wort der logiſchen Entſcheidung. Nun klagt Ihr zwar, man habe Euch die Betheiligung am deutſchen Gedankenleben verkümmert. Ich komme dann auf mein altes Wort zurück: Eh' Ihr Reformen verlangt, reformirt Euch ſelber! Den Inhalt Eures Denkens und Fühlens an Leſſings einfacher Kraft, an Goethe's helleniſcher Grazie heranzubilden, iſt Euch nie verſagt geweſen.

Unſer Verfaſſer, er nennt ſich Hieronymus Lorm, iſt ein ſcharfſinniger Kopf mit überraſchender Schlagkraft guter Blicke und tiefer Griffe, und doch widerfährt es ihm, an dem einen Poeten zu rügen was er an dem andern feiert; er überſieht den geheimen Verband der Nothwendigkeit zwiſchen der Schwäche und der Stärke ſei's einer Nation, ſei's einer einzelnen dichteriſchen Natur derſelben. Lenau und Beck machen beide in ihren Verſen Janitſchaarenlärm, berauſchen ſich in Muſik, ſtürzen ſich in ein Gewühl von Bildern, als wenn ihre Phantaſie ſich von Opiumdüften nährte. Sie ſind ſich darin bis zum Verwechſeln ähnlich; man könnte ganze Partieen aus der Dichtung des Einen in die des Andern hinübernehmen und der Klang und Duft ihrer rauſchenden und üppig duftenden Sprache würde ineinanderfließen. Ich will, weil es ſich bei Hieronymus Lorm auch um kritiſchen Nachweis handelt, von dem ausgelaſſenen Bilderdienſt den Beide treiben, ein Beiſpiel wählen. Beck ſchildert in ſeinem »Janko« das Leben in der ungariſchen Schenke mit dem ganzen Schwung und Wirbelwind ſeines hinreißenden Rhythmus. Die Zigeunerbande ſpielt auf, die Sporen klirren, die Tänzer ſchwirren, die Becher ſchäumen, die Pfeife dampft, — und durch den Rauch fährt der Bogen des »fiedelnden Zigeunerkhans« — »wie durch die Thale ſeines Nebels vereinſt die Lanze Oſſians.« Aus dem Schlachtgewühle Oſſianiſcher Nebelgeiſter ſoll alſo eine Lanzenſpitze oben hinausragen, und dieſer Lanzenſpitze gleicht der Geigenbogen des Strauß oder Lanner unter der Zigeunerbande! Um das Shakſpeare'ſche Kühnheit zu nennen, fehlt nur der Witz in dem es gemeint iſt, ein Shakſpeare'ſcher Narr treibt mit ſolcher Dachſtetterei der Einfälle ſein tolles Spiel und raffinirte Kurzweil. — Und Lenau ſinnbildert nicht ſelten noch verworrener und gequälter. In den »Albigenſern« hält ein Ritter eine Anrede an ſein Schwert das im Frieden roſtet. Mein guter Degen! ſagt er, du ruhſt im Winkel wie »der Hecht im Dürren,« d. h. im Trocknen. Aber du »Eiſenfiſch« ſollſt bald vor Freude »ſchwimmen,« ſollſt »im rothen Fluſſe luſtig tanzen,« im Blute nämlich. Die melancholiſche Spielerei mit Bildern verläuft ſich oft ganz in Geſchmackloſigkeiten. Der Krieg, ſingt Lenau, rennt ſchnaubend durch das Land, »die blutig rothe Pfütze;« — »er hat den Himmel ſich auf's Haupt geſetzt wie eine Scharlachmütze.« In ſolchem Taumel wankt mitunter die Phantaſie dieſes Dichters einher, in ſolches Handgemenge von Metaphern, in ſolche Bilderſchlacht geräth die Poeſie wenn ihr das geſtaltende Wort fehlt. Es gibt Maler die die Farben häufen weil ſie nicht zeichnen können. Solche Maler ſind die Dichter Öſtreichs, gleichviel ob ſie aus Ungarn oder aus Böhmen ſtammen. Reich an Farben ſind ſie wie ſonſt keine Sänger Deutſchlands; aber die Zeichnung muß man ihnen abſprechen, denkt man nur einen Augenblick an Uhland's einfache Geſtaltungskraft in der Ballade. Und die Ballade, zwiſchen Lyrik und Drama, zwiſchen Muſik und Plaſtik mitten inne, iſt um deswillen die höchſte Blüthe der lyriſchen Poeſie weil ſich in ihr wie im Basrelief ſchon halb freiſtehende Figuren von der Platte abheben und ſelbſtändige Haltung gewinnen, auch wo die Sangweiſe der Sprache das Gedicht noch ganz in der Sphäre des Liedes hält. An die gediegene, feſte, ſichere und leichte Geſtaltung der Goethe'ſchen Balladenform will ich gar nicht erinnern; in ihr iſt — zum Gegenſatz zu aller öſtreichiſchen Lyrik — bei aller Muſik der Empfindung plaſtiſche Vollendung. Hieronymus Lorm fordert den höchſten Maßſtab den deutſche Kritik anzulegen vermag; er iſt deſſen gewärtig und zu ſolchem fehlt ihm ſelbſt nur der deutſche Boden, denn ſeine ſcharfſinnigſten Gedanken die ſich eine freie Selbſtändigkeit erobern, fußen doch noch im hei-

Digitized by Google

miſchen, deſſen Staub er von ſeinen Füßen ſchütteln möchte. Iſt er ſelbſt Dichter? Unzweifelhaft, ein Dichter der Lenau'ſchen Richtung im edelſten Sinne des Wortes. Seine Proſa beweiſt uns daß er es mit Bewußtſein iſt, daß ſein Kopf darum weiß wenn ſein Gefühl ſchwelgt. Seine Proſa iſt kräftig, ſtark, innig und ſelbſtbewußt. An ſolcher Proſa fehlt es Öſtreich. Bei alle dem fehlt es dem Verfaſſer auch in der kritiſchen Darlegung nicht ganz an der alten heimiſchen Sitte des Silberdienſtes. Sollen wir ein Beiſpiel aufdecken? Irgendwo ſagt er in der vortrefflichen Charakteriſtik Lenau's, dieſer Dichter ſei wie Fauſt der in das Meer alles Wiſſens tauche um auf dem tiefſten, letzten Grunde — nun, was? — zu finden, — Perlen? das wäre gewöhnlich; — Quellen, geheime Quellen? — aber das hieße das Gleichniß feſthalten, — ſein Fauſt taucht in das Meer alles Wiſſens um auf dem tiefſten, letzten Grunde — »den Knoten zu finden in welchem ſich alle Fäden des Daſeins zuſammenſchlingen.« Man kann mit der beſten Taucherglocke auf dem Grunde des Meeres keinen Knoten, keine Fäden finden. In der Gartenkunſt pfropft man Birnen auf Pflaumen, aber die Öſtreicher wuchern förmlich in den Treibhäuſern ihrer Sprache mit dieſer Gartenkunſt die bei ihnen keine Kunſt mehr iſt, ſondern ein Wildwachs ihrer üppigen Phantaſie. Der Verfaſſer rügt das mit Recht und gibt uns ſehr ergötzliche Proben aus Dichtern zweiten Schlages die ſogar abſtracte und concrete Begriffe ſinnlos durcheinanderwirren. Es iſt der Ritter Levitſchnigg in deſſen »Weſt-Öſtlich« das Unkraut der Bilderſprache und Gleichnißrednerei fabelhaft aufſchießt, alſo daß er, um auch bildlich zu ſprechen, Ananas auf Kartoffeln und Kartoffeln auf Ananas pfropft. Das kleine argumentum ad hominem aus ſeiner eignen, kraftvollen, die Sache treffenden Proſa mag uns Hieronymus Lorm verzeihen. Wir wollten ihm damit nur andeuten daß niemand die Schelle ſeines heimiſchen Bodens los wird. Hieronymus Lorm fordert nämlich die Dichter Öſtreichs förmlich zur Auswanderung auf, er predigt einen Abſenteismus eigner Art. »Uno et blieb in Öſtreich!« iſt in der vortrefflichen Schilderung Grillparzer's ſein Refrain. Der Verfaſſer irre ſich nicht! Wer nicht mit ſeinem Volke duldet, iſt auch nicht berechtigt an ſeiner Glorie Theil zu haben. Und nach Deutſchland ſollen ſie auswandern? Aber in Deutſchland ſelbſt gab es eine Zeit wo es sauve qui peut! hieß. Es galt nicht mehr der alte Sang: An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an! und in Paris ſind ſie planlos verwildert, die ſich für freier hielten als der Boden war, der ſie trug. Und wenn Ihr auch in Paris die Freiheit die Ihr ſucht nicht findet? Dann müßt Ihr hinüber nach der neuen Welt, und da habt Ihr ja ſchon eingeſtanden, Lenau, der Sänger der Freiheit, habe umkehren müſſen wenn er dort nicht ſcheitern ſollte. Ach, wer ſcheitern ſoll, in weſſen Herzen der Ocean der weltweiten Freiheit ſich an den Klippen der Wirklichkeit brechen ſoll, der ſcheitert überall, und hat er zu wählen, doch noch lieber am heimiſchen Strande. Es finden ſich da noch einige mitleidige Brüder die den zerſchmetterten Leib beſtatten und ſeiner Seele ein de profundis ſingen.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin.

[Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung.]

Die Literatur über Berlin die fortwährend im Steigen iſt, hat ſich um ein ſehr ernſtes, hat ſich um ein Buch vermehrt das vielleicht ein gewichtiges genannt werden kann. Ich meine „Berlin in ſeiner neueſten Zeit und Entwicklung“, wie Friedrich Saß ſeine Arbeit nennt. Saß, der Lübecker, ein literariſcher Arbeiter mit wiſſenſchaftlicher Grundlage, ein Schriftſteller von jener Geſinnungsart die ſich als eine deutſche fühlt, hat ſich durch jahrelangen Aufenthalt ein Recht erworben, Berlin ſoweit es in ſeinen Geſichtskreis trat zu ſchildern. Seit Jahr und Tag leſen wir in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung ſeine fleißig zuſammengetragenen, aus einem gewiſſen Mittelpunkte herausgearbeiteten Berichte, die ſoviel Umſicht, ſoviel Kenntniß, ſoviel ehrlichen Willen und eine Tüchtigkeit der Geſinnung verrathen die faſt an Liebe und Hingebung für die Sache grenzt. (Seine Chiffer in jener Zeitung iſt das parentheſirte Kreuz.) Saß, Anfangs praktiſcher Mediciner in Travemünde, dem Hafen- und Badeort ſeiner heimiſchen Stadt, in der Hegelſchen Philoſophie geſchult, in journaliſtiſchen Arbeiten, Schilderungen und Kritiken mannichfach geübt, hat einen gewiſſen Kern in ſeiner Natur und Intelligenz der nicht ganz verbraucht und abgenutzt werden kann. Läuft er Gefahr bei allzu weiter Ausdehnung ſeiner Kenntnißnahme, wie es eine ſyſtematiſche Correſpondenzführung für politiſche Blätter mit ſich bringt, ſeine Anſichten zu verſchleppen oder abzuſchwächen, mit der Ausdehnung ſeiner Intereſſen deren tiefere Begründung aufzugeben, ſo wird er ſich doch bei gedachter wiſſenſchaftlich logiſcher Grundlage nicht verflachen. Alle Mittheilungen ſeiner Feder gehen von einem Mittelpunkt ſeiner Überzeugungen aus und haben das Verdienſtliche, niemals der Perſon eine Sache zu opfern. Umgekehrt der Sache wegen die Perſönlichkeiten über die Klinge ſpringen zu laſſen, davor bewahrt ihn vielleicht eine gewiſſe Gutmüthigkeit. Saß iſt kein Satyriker, ihm fehlt aller Humor, er arbeitet ſtets fleißig und emſig

Digitized by Google

im Dienſte der Sache. Und dieſe Sache heißt Ergründung der Nothſtände der Welt. Es wird aus keiner Stadt ſoviel correſpondirt, es laufen nirgends ſoviel Federn von dem Abhub der täglichen Tafel des Augenblickes, die Beſchäftigung aus einem großen Orte alle Journale mit Neuigkeiten und Räſonnement zu verſorgen iſt nirgends ſo Sache des Broteſeirens geworden, nirgends alſo wird auch zugleich ſoviel durch die Preſſe gelogen als in Berlin. Es iſt deshalb nicht unnütz, auf einen der Berichterſtatter zu verweiſen bei dem die Wahrhaftigkeit wenigſtens im guten Willen liegt, der die Weltverhältniſſe nicht in das Prokuſtesbett ſeiner perſönlichen Sympathien und Antipathien zwingt und dem es wie geſagt um die Sache zu thun iſt. Wir könnten unter den Vielen die von hier aus Deutſchland an allen Ecken und Enden mit Berichten verſehen, einen weit geniater ausgeſtatteten Schriftſteller namhaft machen, der weit pikanter, weit intenſiver, ſeiner und witziger über Berlin zu ſchreiben weiß, und der ſelbſt wo er beſſere Einſichten hat und das Spiel der Parteien tiefer durchſchaut, uns doch mehr amüſirt als um Credit einflößt. Er opfert ebenfalls die Perſonen der Sache, aber die Sache iſt bei ihm nichts als die eigne Perſon. Es gehört freilich viel Talent dazu in ſich einen Mittelpunkt zu ſehen und die Welt ſich nach den Geſetzen dieſer ſeiner humoriſtiſchen Ichheit zu conſtruiren. Friedrich Saß dagegen hat das Erbtheil von der Altheglelſchen Schule, ſich im Dienſt einer Sache zu fühlen, ſeine eigne Perſon nur als Mittel zur Erkenntniß der Welt zu wiſſen und ſeine ſubjective Kenntnißnahme nicht anders als zur Nutznießung und Förderung der Allgemeinheit zur Mittheilung zu bringen. Hrn. Saß mag es auffällig ſein daß wir ſelbſt ihn gleichſam perſönlich erſt vernehmen, während wir an ihm löblich finden daß es ſich bei ihm nicht um ſeine ſubjective Perſon handelt. Er mag daran einen Beweis ſehen daß wir auf ſeine Thätigkeit Werth legen. Seine hohe Achtung für Berlins Bedeutſamkeit zwingt uns dieſen Gegenbeweis von Achtung ab. Das Organ aber müſſen wir jedenfalls erſt ungefähr kennen bevor wir ſeine Functionen in ihren Wirkungen, ſeine Arbeit in ihren Ergebniſſen beurtheilen können. Man hat Friedrich Saß als einen Socialiſten aus der communiſtiſchen Schule bezeichnet. Wir legen darauf kein Gewicht; in Deutſchland muß jeder ſeinen Mann ſtehen und während wir jedem das Recht und ſogar die Aufgabe zuſprechen Socialiſt zu ſein, erkennen wir keine Partei, keine geſchloſſene Clique dieſer Art an. Parteien ſind mit folgerechter Haltung, mit Organiſation der Mittel und Zwecke, nur auf engliſchem und franzöſiſchem Boden möglich. In Deutſchland hat jeder für ſich vor Gott und der Öffentlichkeit einzuſtehen; wenigſtens der Schriftſteller; der Beamte mag ſo lange es geht ſeinen Grundſatz in die geheimen Schubfächer ſeines Bureaus, ſeine Perſon hinter die Bollwerke der Staatsmaſchine oder gar der Bajonette zurückziehen. Um jedoch Friedrich Saß in ſeinem Verhalten zu einer ſogenannten Communiſtenpartei gleich zuwiderderſt zu verhören, ſtehe hier was er ſelbſt darüber äußert. Es ſchließt ſich das an ſeine Kritik des Liberalismus. Dieſer gilt den jungen Köpfen für veraltet, denn er hat, wie dieſe ſagen, ſich nie damit befaßt die Lage der Geſellſchaft gründlich zu unterſuchen, die Grundquellen der Armuth zu erforſchen, indem er der Meinung war durch eine neue Art von Verwaltungsſyſtem die große Frage des Nothſtandes zwiſchen Armuth und Reichthum zu erledigen. Der Liberalismus, ſagt Saß, muß an der Armuthsfrage ſeine Unfähigkeit beweiſen; er kennt den Conflict nicht deſſen Löſung es gilt; die Entwicklung des Princips der freien Concurrenz iſt ihm nicht deutlich geworden, da er es immer nur ökonomiſch oder politiſch, nie ſocial betrachtete. Der Liberalismus, ſagt Saß, läßt die Grundurſachen der Noth welche eben in der Concurrenz beſtehn, auf ſich beruhen und will doch gegen dieſe Noth wirken. Dieſer Inconſequenz beſchuldigt er unſere liberalen Bürger, unſere liberalen Gelbariſtokraten, unſere liberalen Induſtriellen mit ihren Spar- und Prämiencaſſenvorſchlägen. Je dringender nun die ſociale Frage, deſto mehr habe der ſogenannte Communismus auch in Berlin Anhänger und Apoſtel gefunden. Ihr wahrſter Ausdruck ſei der Ausſpruch des Baſtard Faulcombridge in Shakſpeare's Drama:

> Gut, weil ich noch ein Bettler, will ich ſchelten
> Und ſagen, Reichthum ſei die einz'ge Sünde;
> Und bin ich reich, ſpricht meine Zungen frei:
> Kein Laſter geb' es außer Bettelei!

Dies, ſagt Saß, ſei der Standpunkt unſeres tagtäglichen Lebens, die Maxime in der Maſſe. Die aber für das Recht der Maſſe ſtreitenden Kräfte in Berlin ſtünden mit der Maſſe ſelbſt gar nicht in Verbindung, die Literatur des Communismus ſtehe außerhalb der Geſellſchaft, auch der unterſten. Dies die Angabe in unſerem Buche. Mit dieſer Stellung „außerhalb" läuft die Literatur des Communismus allerdings nicht Gefahr polizeiwidrig zu werden, allein ſie bleibt dadurch auch wirkungslos; ſie debattirt theoretiſch und läßt der Regierung den Einfluß auf das Volk den dieſelbe in Preußen principiell handhabt und nie aus der Hand geben wird. „Der Communismus, ſagt Friedrich Saß, kann jetzt nichts anderes thun als die Welt kritiſiren, als die Unzulänglichkeit der beſtehenden Zuſtände nachweiſen. Wo er praktiſch werden wollte, gab er ſich immer auf. (!) Wo er Religion wurde, und ein communiſtiſches Gebäude dogmatiſch conſtruirte, wie vielfach in Frankreich, da wurde er abgeſchmackt. Damit wollen wir nicht geſagt haben daß es dem wachſenden Pauperismus gegenüber genug ſei, die Hände in den Schooß zu legen und die bekannten Schlagworte: Abſchaffung des Geldes, Gütergemeinſchaft, Organiſation der Arbeit, abſolute Gleichheit, ausgußſen und ſich in eine blinde Ideologie zu verrennen, im Gegentheil, der Communismus kann eben darin eine höhere Praxis beweiſen daß er in ſteter Beziehung auf das Princip welches er bekämpft, mit kritiſcher Schärfe die alten Hüllen löſt welche die Geſellſchaft beengen und dem Wachsthum der neuen Fruchtknoten behülflich iſt welche ſich anſetzen wollen." Der Verfaſſer bleibt uns den nähern Aufſchluß ſchuldig was er unter den alten Hüllen die die Geſellſchaft beengen verſteht, welches die neuen Fruchtknoten ſind die ſich anſetzen wollen. Den Trieb zur Aſſociation hindert die Regierung nicht wo er ſich auf vernunftgemäßem Boden entwickelt, aber ſie muß da vernunftſchaftlich einſchreiten wo eine Ideologie voller Chimäre ſich der Köpfe bemächtigen will, wo ſich Klubbs geſtalten wollen deren einzige Tendenz es iſt ſich in allgemeinen aufwiegleriſchen Gedanken in's Blaue hinein zu gefallen, zu erhitzen, zu berauſchen. Doch hören wir weiter unſern Berichterſtatter über den Communismus. „Über Berlin hinausblickend, ſagt er, wußten wir nur Weitling zu nennen der in ſeinen „Garantieen" den Verſuch wagte den Communismus zu organiſiren, aber doch weiter nichts that als daß er von allen politiſchen und

Digitized by Google

religiöſen Syſtemen einige Lappen entlehnte. (!) Unſere meiſten Communiſten ſind entweder Peſſimiſten (!) oder Ideologen, und weder dieſe noch jene können dem mächtig geſchloſſenen Principe welches ihnen gegenüberſteht die Zähne zerbrechen, noch überhaupt die innere Entwickelung des Communismus fördern.“ Daß die Regierung, ſelbſt wenn man ſie als Partei nimmt, dem Volke gegenüber die Zähne zeigt, iſt neu, in Preußen neu wo die Erziehung des Volkes ſeit Friedrich dem Großen vom Throne und von den Maximen der Regierung ausging. „Ehe der Communismus die Welt organiſiren kann, ſagt Saß, muß er ſich erſt ſelbſt zu organiſiren wiſſen, und wenn dieſes bis jetzt noch nicht geſchehen, ſo muß allerdings bedacht werden daß dieſe Bewegung noch viel zu neu iſt als daß man eine vollſtändige Kryſtalliſation von ihr mit Recht erwarten könne. Der Communismus, wie er ſich in Deutſchland, ſowohl am Rhein wie in Berlin entwickelt, hat an Klarheit und Kritik vieles vor derſelben Bewegung in Frankreich voraus. Er iſt nicht wie dieſe peſſimiſtiſch, oder ideologiſch religiös, er conſtruirt nicht, er prüft ſich vielmehr an der Kritik der geſellſchaftlichen Verhältniſſe oder er ſammelt den factiſchen Beſtand derſelben, er radotirt nicht, wie Blanc, er träumt nicht, wie Gabet, und kann man ihm einen Vorwurf machen ſo iſt es der, noch allzu häufig nach der philoſophiſchen Schule zu ſchmecken. Unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern dieſer Entwicklung iſt Proudhon auf ihn von dem allergrößten Einfluß geweſen. Bruno Bauer war es der in der Charlottenburger Literaturzeitung der „Maſſe“ die „Gattung“ gegenüberſtellte und damit den Communismus kritiſirte. Seine „Kritik“ erhob ſich ſo hoch daß ſie anfing unmenſchlich zu werden. (!) Ebenſo kritiſirte Stirner den Communismus von dem Standpunkte des „Einzigen“ aus. Es wurde ihm von Heß in der Broſchüre „die letzten Philoſophen“, wenn auch nicht auf die allerglücklichſte Weiſe, geantwortet, indem Heß es nur zu einer neuen Kategorie, zu der Kategorie des „Füreinanderſeins“ brachte. Allen dialektiſchen Spitzfindigkeiten und Extravaganzen gegenüber hat der Communismus eine tiefe Wahrheit und eine vielleicht noch größere Zukunft.“ — Die ſchwächliche Vertröſtung auf die Zukunft wollen wir dem Autor laſſen, obſchon ſie uns bei einem Manne ſeiner Partei und ſeines Charakters Wunder nimmt. Die Jünger von der Hegelſchen Linken halten es ja eben für eine bloße Schwäche auf eine Zukunft zu blicken, es ſei dieſe eine jenſeitige oder diesſeitige; der Moment erledigt ja die Ewigkeit nach ihrem Gutachten. In Preußen handelt es ſich aber für Gegenwart und Zukunft um ganz andere Dinge. Der Kampf zwiſchen orthodoxen und liberalen Elementen iſt bei uns auf politiſchem, religiöſem und geſellſchaftlichem Boden ein hiſtoriſcher geworden. Aus dieſem Kampf können wir nicht herausſpringen, wir müſſen ihn anſechten, wir haben an ihm unſere Vergangenheit, unſere Gegenwart, unſere Zukunft. Dieſe ſtreitenden Elemente des Rationalismus und der Orthodoxie haben ſich verſchiedentlich gemiſcht, gegliedert, verbunden, abgeſtoßen; die rechte Organiſation eines Staatslebens iſt daraus noch nicht gefunden, aber ſie muß gefunden werden. Mit Friedrich dem Großen war der Rationalismus in der Religion und im Denken mit der abſoluten Königsherrſchaft verbrüdert. Auf jedes Extrem folgt ſein Niederſchlag. Es war nur eine krankhafte Reaction aus der Vernächterung des Gefühlslebens zum Poſitivismus, die ſich mit dem Namen Wöllner bezeichnet. Unter Friedrich Wilhelm dem Dritten aber begann eine geſunde Gliederung des modernen Staatsbewußtſeins. Die abſolute Monarchie war damals in ſtaatlichen Dingen rationell, in kirchlichen wurde ſie orthodox, blieb aber mit dieſer Orthodoxie ein einſeitiges, auf die Autorität der weltlichen Gewalt geſtütztes Lutherthum. Was wir jetzt altpreußiſch nennen, beſteht in der Miſchung dieſer Elemente. Das deutſche Element, das Element der verfaſſungsmäßigen Staatsordnung mit gleicher Berechtigung in confeſſioneller Hinſicht, mit Gleichſtellung des Katholicismus und Förderung des nationalen, allgemein deutſchen Bewußtſeins, datirt in Preußen mit dem jetzigen Regiment. In dieſen Bahnen bewegen wir uns und in dieſen Kreiſen haben wir unſere Ziele. Was äußerlich derſelben liegt, kann die müßige Geſchäftigkeit abſtract denkender oder ſchwärmender Köpfe für den Augenblick wichtig machen, weil ſie mit der Stimmung der Maſſe leichteres Spiel hat als der welcher den Staat und das geſammte Volksleben organiſch aus ſich ſelbſt geſtalten hilft, kann aber nur als vorübergehende Krankheit gültig ſein. Krankhafte Symptome in der Stimmung eines Zeitalters ſind allerdings nicht für gleichgültig zu erachten, am wenigſten, will man ſie nicht wichtig und übergreifend machen, ſind ſie mit Leidenſchaft zu bekämpfen. Sie wollen ſich ſo gut ausleben wie jede phyſiſche Krankheit im Organismus des Körpers; lindernd, heilend ſoll man ſie pflegen und auf die Geſundheit des Ganzen vertrauend, die ſie zu ihren Functionen ſogar für ſich ſelber heilſam benutzen muß. Die Übergezogenheit deſſen der Ihnen dieſe Zeilen ſchreibt, beruhen auf der Nothwendigkeit einer verfaſſungsmäßigen Gliederung des Staates deſſen Abſolutismus nur ein vormundſchaftlicher Nothbehelf iſt. Die altpreußiſchen Elemente werden ſich zu dieſer Gliederung verſtehen und daran wird auch die Einſicht erwachſen daß man der öffentlichen Meinung in der Preſſe die Mündigkeit und die Selbſtregierung überlaſſen muß. Jeder Druck rächt ſich durch Gegendruck; jede Oppoſition im Staate muß ſich entwickeln dürfen. Damit hab' ich das Intereſſe geſchert das uns auch der Socialismus, auch der Communismus einflößt, ſogar die Wichtigkeit des Buches von Saß eingeräumt. — Dies Buch zerfällt in ſieben Abtheilungen. Die erſte ſchildert uns die räumliche Criſtenz Berlins, die Wohnungen, die Familienhäuſer im Voigtlande, die Speculation der Wirthe, die geheimen Zufluchtſtätten des Elends, die Schlafſtellenwirthſchaft, die Kneipen der Proletarier, die Berliner Griſetten und Stiefelputzer, den Bauſchwindel, die brutale Handhabung der Miethscontracte und was dahin einſchlägt. Der zweite Abſchnitt charakteriſirt uns die Conditoreien und ihre Gäſte; der Verfaſſer ſchematiſirt ſie förmlich nach den Parteien in der Bevölkerung. Im vierten Artikel nimmt er dieſe Parteiungen deren Stichwörter und Nuancen er ſehr gut kennt, noch einmal auf, nachdem er uns im dritten Abſchnitt in die öffentlichen Luſtbarkeiten der untern Claſſen, in die Mystères de Berlin und die Orgien des Volkes eingeweiht hat. Man ſieht aus alle dem daß es dem Verfaſſer darauf ankommt, die Criſtenz einer Stadt wie Berlin von unten auf kennen zu lernen. Der Socialismus thut das aus Princip; will er doch auch den Staat von unten auf bauen. Das Geſpräch über den Zuſtand der Bühne führt uns ſchon an die Grenze ſeiner Maxime das Leben aufzufaſſen; die Bühne iſt ein Inſtitut das von oben her ſeine Beſtimmungen erhält. Und hier ſteht der Socialismus überhaupt an der Grenze die er ſich ſelbſt zieht. Er vergißt zumal an Preußen daß dies ein

Digitized by Google

Staat iſt der von oben her gegründet, geregelt, gefördert und ausgebaut wurde und im weitern Verlauf ſeiner Entwicklung dieſe hiſtoriſche Entſtehungsweiſe vielleicht weniger als jeder andere fahren laſſen wird. Der ſechste Artikel über Arbeit und Lohn gibt uns ſchätzbare Aufſchlüſſe über den Zuſammenhang der Arbeiter mit dem Fabrikweſen, wichtige Blicke in die Zuſtände des Proletariats, während der letzte Abſchnitt der die Überſchrift: „In der Geſellſchaft" führt, wieder die Selbſtbeſchränkung des Autors aufdeckt der ſich nie heimiſch machte unter den höheren Claſſen. Einige richtige Anſchauungen über das ſittliche Verhalten der „Geſellſchaft" kann ſich auch der Bediente der das Schlüſſelloch als oeil de boeuf benutzt, verſchaffen. Wer aber nicht innerhalb der Geſellſchaft ſelber war, wird nie die Triebfedern des Ganzen überblicken können. Hier iſt die Schwäche des Buches; oder vielmehr hier hört es auf. Es thäte ein zweites Buch über Berlin Noth, das uns dieſe Stadt in ihrem geſchichtlichen Werden aufzeigte. Berlin iſt wie Preußen von oben her gebaut. Nachdem es groß geworden, kann man wohl die Grundlagen eines Baues dieſer Art in Zweifel ziehen, bedenklich finden, aber ihre Entſtehungsart nicht ablengnen. — Nachdem ich den Standpunkt des Verfaſſers zu ſeinem Stoffe angedeutet, iſt es vielleicht von Intereſſe, wenn ich in einer ſpäteren Mittheilung auf Einzelnheiten in ſeinen Schilderungen zurückkomme. ++.

[Laube's Karlsſchüler auf der Leipziger Bühne.]

„Durch die Liebe Götter — Menſchen! Menſchen durch die Liebe Göttern gleich!" Mit dieſem Machtſpruch Schiller's aus ſeiner Sturm- und Drangperiode wird Laube's Stück eröffnet. Die Gräfin Franziska hat ein gedrucktes Gedicht in der Hand das ſie an ſich gerichtet wähnt, das aber Laura beſingt. Gleich darauf hören wir eine alte Kaffeeſchweſter den Ausſpruch thun, junge Mädchen würden ja nur groß um den Männern die Köpfe zu verrücken, und wir gleiten auch ſchnell genug vom Rothurn auf den Soccus herunter, auf dem uns der Verfaſſer haben will. Drei Acte Poſſenſpiel iſt faſt zuviel um ein ernſtes Thema, bei dem es ſich um nichts weniger als um Schiller's Kopf handelt, durch den Gegenſatz zu einer kleinlich erbärmlichen Wirklichkeit zu heben. Von des jugendlichen Titanen Sturm und Drang ſehen wir des geweſenen Karlsſchülers verzweiflung an ſeiner Carrière, ſeine Verzweiflung daß ihm Iffland in Mannheim, dem er die Räuber geſchickt, nicht die Hand bietet zum Dramaturgen, ſein Vergagen an ſich und ſeinem Beruf weil die Frauen ihm nicht ernſtlich wohlwollen, Laura ihn nicht zu lieben ſcheint, während die Karlsſchüler im nächtlichen Convivium ſein Räuberlied ſingen und wider Willen Scenen aus ſeinem Stück ziemlich matt parodiren. Die Größe des Dichters wird vorausgeſetzt, ſein Dämon bricht nur dann und wann in einem wirklich Schillerſchen Spruch hindurch der ſchmetternd ins Parterre fällt und zu donnerndem Jubel hinreißt. Laube führt uns den Jüngling Schiller nicht in ſeinen Beziehungen zum elterlichen Hauſe vor; er ließ ſich auch die Figur jenes Muſtres Steeicher entgehen und zog es des muntern Gegenſatzes wegen vor, dem ernſten Helden den Maler Anton Koch, der aus der Karlsſchule nach Rom floh, an die Seite zu ſtellen. Laube zeigt uns den Dichter in ſeinen Nöthen am Stuttgarter Hofe, wo er heimlich liebt, heimlich Gedichte macht, den Claviqo ſpielen und als Feldſcheer die Grenadiere des Herzogs kuriren muß. Im Herzog Karl wird uns einer jener kleinen deutſchen Dynaſten geſchildert die en miniature einen Ludwig den Vierzehnten ſpielen; kleine Kammer- und Weiberintriguen verſehen uns ganz in die Antichambrewelt eines Ducdez-Verſailles; ſtatt der Baſtille haben wir den Hohenasperg. Auch der Despot Karl wird vorausgeſetzt; Schranzen, Laquaien, junge und alte Damen kreuzen ungeniert ſeinen Willen, und es wird ihm ſauer genug das nächtliche Gelag ſeiner Karlsſchüler zu belauſchen, um ein Exemplar der gedruckten Räuber zu erhalten. Dies iſt der Angelpunkt um den ſich die Intrigue des Stückes dreht; erſt als der Herzog das Buch erhalten und geleſen, erſt mit dem vierten Act beginnt der ernſte Conflict des Schauſpiels. Der ganze buntſcheckige Trödel der erſten drei Acte erdrückt nicht blos die Geſtalt des Dichters, ſondern auch die des Herzogs; als Charakter- und Sittenſchilderung ſind Figuren wie der frömmelnde Kerkermeiſter, der Sergeant und der Hundejunge ziemlich dürftig, als Vorſpiel zu unerquicklich, als Gegenſatz zu Schiller zu unwürdig. Wollte Laube eine Poſſe ſchreiben? Dann bedauern wir daß er die Geſtalt des großen Dichters in ſein burleskes Bild hineinſtellte. Aber freilich wäre das Stück mit jeder andern Dichterfigur unvollſtändig, und wenn ſpäter Schiller als Gefangener ohne Perrücke, mit langem, rothblondem Haar, mit flatterndem Buſenkreiſ, die Hand im Buſen, ganz wie wir ſein Bild kennen, poträtgetreuer wie eine Geſtalt aus dem Wachsfigurenkabinett, vor und hintritt, ſo geht durch's Publikum ein Hallob voll überraſchter Freude und Rührung. Das packt ſchon hinreichend. Warum erſt drei Acte lang die kleine poſſierliche Wirthſchaft? Fürchtete Laube zu langweilen! Dieſe Furcht wäre ein Mangel an Vertrauen zum Kern ſeines Stoffes, und in der That, wenn die alte Frau Rieger den armen hungernden und frierenden Karlsſchülern eine Kaffeelanne zuträgt, wenn im Geſpräche zwiſchen Schiller und dem Herzog der Donner rollt damit der Eine oder der Andere gelegentlich den Himmel in ſeinem Zorn anrufen kann, ſo wittern wir eine ganz bedauerliche Effectſucht mit gemeinen Mitteln. Hier iſt dann nicht mehr Scribe, hier iſt baare, blaue Birchpfeifereei. Wir waren bisher der Meinung, Laube beſitze ſolcher Mittel nicht. Jedenfalls bedurfte ihrer Schiller's Geſtalt nicht. — Auf dieſes Zwiegeſpräch zwiſchen Schiller und dem Herzog, nach der vorangegangenen Scene wo dieſem die Gräfin ihr Bundniß zu löſen droht, wenn er als Fürſt die Stimme Gottes im Dichter erſticken wolle, auf dieſe Entwicklung des Poeten neben dem Tyrannen iſt das Stück begründet und wir bezeichnen dieſen von unwürdigem Beiwerk befreiten vierten Act als ſehr gelungen und als wirkſam im beſſern Sinne. Daß der Conflict zwiſchen Herzog Karl und Schiller gegen die Geſchichte bis zu einem todtverdenden geſteigert wurde, iſt eine Freiheit die wir dem ſchaffenden Dichter als ein Recht zuerkennen müſſen. Was ideelle Wahrheit hat, braucht in der Dichtung nicht hiſtoriſch richtig zu ſein.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 27. Februar.

Inhalt: Sociale Betrachtungen aus einem Pariser Tagebuch. 1. — Skizzen deutscher Städte, von F. Gustav Kühne. 1. Das goldne Mainz. — Aus Wien, Berlin und Breslau. — Aus einem Briefe Fr. Hebbel's. — Friedrichs des Großen Werke. — Aufgabe für eine deutsche Schriftstellerversammlung.

№ 9.

Sociale Betrachtungen aus einem Pariser Tagebuch.

Von **Heinrich Bernhard Oppenheim.**

1.

„Si l'on me répond, que la société est tellement constituée que chaque homme gagne à servir les autres, je répliquerai que cela serait fort bien, s'il ne gagnait encore plus à leur nuire."

J. J. Rousseau.

Als ich in Paris ankam, hatte der Actienschwindel alle Welt ergriffen. Es war im Februar 1845. Die Adjudication der Eisenbahnen, die Rentenconversion, welche zum so und sovielten Male mit leicht zu prophezeihendem, schlimmem Erfolge in der Deputirtenkammer vorgeschlagen war, die Darü'sche Proposition in der Pairkammer zur Beschränkung des Actienschwindels beschäftigten Alles, und füllten die Salongespräche, für welche Eugen Sue's »Ewiger Jude« gerade außer Mode gekommen war, mit Coursen und Börsenhändeln, die etwas später kaum von dem Interesse für Thiers' neues Werk über die Geschichte des Consulats abgelöst werden konnten. Thiers' Glück dabei war daß sein Auftreten mit einer allgemeinen baisse zusammentraf. Denn in Paris absorbirt immer ein Interesse alle übrigen. — Aber im Februar und März war die Börse sehr übermüthig. Mein Banquier, bei dem ich manchmal zu Tische war, hatte es gar fein Hehl daß das „systèmes" auf seinen Genossen beruhe und sehr blühend sei; er warf dabei mit Zahlen um sich, die einen armen deutschen Privatdocenten, der ohnedies in Paris täglich mehrere Zuhörer verzehrte, schwindeln machen konnten. — Zwei Monate später wurde der Übermuth etwas gedämpft, und die Hand des Herrn lastete schwer auf ihnen als es mit den ersten Einzahlungen in einigen südlichen Städten nicht recht gehen wollte. — In Paris herrscht immer nur Ein Interesse vor, man hatte schon geklagt daß der Carneval diesmal still und traurig gewesen; nun, für uns Fremde war er betäubend genug. Aber die politisirenden Gruppen in den Kaffeehäusern waren verschwunden; die tièdres représentations waren verhältnißmäßig nicht sehr besucht; die Politik schien in allem Ernste abgestorben. — Die Börse herrscht. So viel ist gewiß, diese Regierung wird weder die Rente convertiren, noch das Actienwesen beschränken. Louis Philipp stützt sich nicht blos auf Geldmänner als auf die Pfeiler des Friedens à tout prix, er gehört selbst zu ihnen, speculirt, macht Geld, ist Geldmann. Prinzen, Minister, Alles ist bei den Eisenbahnen betheiligt, hommes de lettres, Grisetten und Lorettes speculiren. Ein junger collaborateur der aus dem Bureau der Démocratie pacifique verschwunden war, fand sich an der Barre der Agents de Change wieder. Olinde Rodrigues, der Jude der St. Simon die brechenden Augen zugedrückt, St. Simons Ideen zuerst propagirt hat, jetzt ist er Wechselmäkler. Ja, das Geld herrscht in Paris wie Paris in Frankreich oder vielmehr wie Paris durch seinen Geist und die compacte Macht seiner öffentlichen Meinung in der ganzen Welt herrscht. Zwar meinte Börne im edelsten demokratischen Sinne daß Paris der bloße Hut von Frankreich sei, den das Land eines heißen Tages abnehmen könne. Richtiger aber, wenn

Digitized by Google

gleich weniger tröſtlich, nennt Heine Paris den Kopf von Frankreich. Und in dieſem Kopfe vibrirt jede Muskel jetzt den Metallen entgegen. Wie der Deutſche in ſeiner Einfalt nach Titeln und Ämtchen jagt bei denen er Hungers ſterben kann, ſo der Franzoſe nach Renten. Der kluge Pariſer weiß daß Geld Freiheit bedeutet, daß es Genuß ohne Arbeit, Lohn ohne Mühe iſt, daß der Beſitz von keiner Gunſt oder Ungunſt abhängig iſt. Und die tauſend Lebensgenüſſe, welche lockend, verführend, täglich in Paris unſere Augen verwirren — dieſe Genüſſe von einigen Auserwählten in verſchwenderiſcher Haſt verſchlungen reizen, ja betäuben ſo viel andere, die in der weitläufigen Hauptſtadt mit doppelten Mühen und bei hundertfacher Concurrenz der Befriedigung gemeiner Bedürfniſſe nachjagen müſſen, und das auf einem Boden wo zuerſt für die Gleichheit aller Menſchen Blut gefloſſen, wo einſt der Kohlenbrenner dem Biſchof und dem Herzog gar eindringlich ſeinen Hochmuth verwieſen, wo jeder Paſtaſterſtein durch erhebende Reminiscenzen zu individueller Freiheit auffordert! — Da iſt das Geld freilich nur Mittel, und das unterſcheidet die gierige Habſucht vom Geiz; aber es wäre leicht ein glänzendes Capitel zu ſchreiben über Frankreichs Verfall.

Man müßte anfangen wie Jugurtha zu Rom: »O käufliche Stadt, die verloren wäre, wenn ſich ein Käufer fände!« Dann könnte man alle die Muſter von Käuflichkeit unter Weibern und Staatsbeamten aufzählen, daß Thiers' Börſenſpiel ihn durchaus nicht »unmöglich« gemacht hat, daß die vornehmſten wie die geringſten Weiber für ihre Hingebung entſprechende Opfer verlangen, ſo daß uneigennützige Liebe in Paris zu den baubväterlichen Provinzialtraditionen gehört und faſt ſogar von den Bühnen verſchwindet, um Ehebruchs- oder Eheverſöhnungsſcenen Platz zu machen. Ja wohl verfällt Frankreich, dieſes Frankreich! Aber aus ſeinen Trümmern erſteht ein neues Frankreich, deſſen Keime unter den Ruinen gar deutlich ſprießen, deſſen Zähne ſchon durchbrechen. Dauerhafte Inſtitutionen bewähren nicht immer die Lebenskraft eines Volkes; im Gegentheile wird England z. B., das Volk des Staats κατ' ἐξοχήν, an ſeinen Inſtitutionen untergehen, es beſinnt ſich nur noch, ob es dran verfaulen oder erſticken ſoll. Die beſchleunigte Kriſis in Frankreich ſpricht gerade für die gute Conſtitution dieſes Volkes. An ſeine Übel, die wir alle noch durchmachen werden (?), knüpft der Fortſchritt an. Das Actienweſen entwickelt den Aſſociationstrieb und den ſocialiſtiſchen Gemeingeiſt. In die Lücken des Volkslebens, wo ſich bei uns die mittelalterliche Gemeinde- und die conſervative Corporationsfreiheit mit impertinentem Particularismus aufgeſtellt hat, iſt der Communismus eingedrungen, die Unauflöslichkeit der franzöſiſchen Ehe hat dem Socialismus Bahn gebrochen. Denn welcher denkende Menſch unterwirft ſich der Moral ſolcher Feſſeln?! — Auch die Ähnlichkeit hat Paris mit dem Rom der Kaiſerzeit, daß das Concubinat die förmliche Ehe ordentlich überwuchert. Zwar bieten die Beſitzer heirathsfähiger Töchter den Jünglingen heutzutage ſtärkere Prämien als dazumal die Lex Papia Poppaea und ihre Schweſtern, die L. L. Juliae. Aber was hilft's viel? — Während ein geiſtig freier und vom Mangel nicht gebändigter Mann die abſolut unauflösliche Ehe ſcheut, iſt das unauflösliche Concubinat in Paris vielfach zu einer Art von Ehrenpunkt geworden, gerade wie man ſolche Schulden die nicht eingeklagt werden können, für Ehrenſchulden erklärt. Und noch eine fernere Ähnlichkeit haben Paris und Rom, daß das gemeine Volk, wie dort dem Meſſias, ſo hier den Radicalreformen ſich vertrauend zuwendet, während die Gebildeten und Feinen, das heißt zuletzt die Beſitzenden, an keine Zukunft glauben und höhniſch lächelnd die Achſeln zucken: »Laßt nur die alten Götter, wir haben ja doch nie an ſie geglaubt! Mag der große Pan für das Volk lärmen, Jupiter weiter donnern, und das Volk gläubig gehorchen!« — Aber das Volk gehorcht nicht mehr, alle ſocialen Traditionen liegen am Tode; ſogar der Deputirtenkammer, die bisher die Seele der öffentlichen Meinung in Frankreich geweſen, gebt es nunmehr wie den Univerſitäten in Deutſchland, die auch ihre Herrſchaft verlieren. In beiden iſt keine wahre Vertretung der Capacitäten, kein wahrer Sieg des Genies; kleinliche Intrigue und Egoismus haben in beiden den Ernſt des Gedankens verdrängt. Sie haben ſich überlebt, und wo ein Körper fault, erblickt man leicht die Würmer. Beide haben ein ultramontanes Daſein und rücken den nationalen Bedürfniſſen nicht recht auf den Leib. Wir werden unſerer Gelehrſamkeit eben ſo wenig unſer Heil verdanken, als Frankreich ſeiner Politik. Allerdings iſt es ein Zeichen des Fortſchritts daß bei beiden dem jungen Zeitgeiſt der neueſten Weltanſchauung bedeutende Conceſſionen gemacht werden. Es iſt ein Zeichen des Fortſchritts, ſage ich, nämlich für dieſe Weltanſchauung, aber nicht für jene Inſtitute. So dringt die radicale Oppoſition in Lebru Rollin auf ſeine Enquête über die Lage der arbeitenden Claſſen, während ſie bisher in der Wahlreform das einzige Arcanum erblickt; ſo

Digitized by Google

miſchen ſich unſere Univerſitätsmänner, freilich mit Vor-, Rück- und Umſicht, in die Zeit- und Tagesfragen. Aber wie ungeſchickt nehmen ſich beide dabei aus! — Die conſtitutionelle Kammeropoſition ſteht in Paris dem Conſervatismus und dem Königthum viel näher als der ſocialen Partei. Ja es gibt dort eigentlich nur noch zwei lebendige Parteien, die eine heißt Geld, die andere heißt Zukunft. In jener fließt die dynaſtiſche Linke zuſammen mit den Emiſſären des Hofes, Liadières, Fulchiron, Bugeaud ꝛc. (Napoleoniſten und Legitimiſten bedeuten ohnedies nichts mehr!), auf der andern Seite ſteht der Proletarier im Bunde mit dem Genie.

Ich beſuchte manchmal einen Gelehrten der für die rechte Hand Odilon-Barrot's gilt und demſelben in national-ökonomiſchen und juriſtiſchen Fragen bedeutend dienen ſoll. Eines Tages wurde ich daſelbſt einem ehrwürdigen Graukopf vorgeſtellt, einem Manne von verblaßter Kleidung, aber dennoch ſehr behaglichen Manieren. Es war Monſieur Vincard der Erſte, ein Gewerbsmann der erſt ſeit wenigen Jahren im eigenen Atelier Ellen und Maße verfertigt, der damals in ſeinen Mußeſtunden an der kurz darauf erſchienenen »Geſchichte der Arbeit« ſchrieb. Das Geſpräch glich einer Unterhaltung. Vincard gehört zu den Redacteurs der »Union,« des Arbeiterjournals, deſſen Unternehmer demſelben an ihrem täglichen Erwerb anſehnliche pekuniäre Opfer gebracht haben. Die Unterhaltung drehte ſich um einige neue Maßregeln der Regierung, die neu eingeführten livrets (Handwerksburſchenbücher) und die conseils des Prudhommes. Die Regierung hatte eingeſehen daß etwas geſchehen müſſe, aber das Ganze gemahnte mich an »den gefeſſelten Fortſchritt und den vorwärtsgetriebenen Rückſchritt.« Ordnung ohne Freiheit ſcheint leicht, iſt aber in der That nicht denkbar. Und iſt das Zufriedenheit wenn die Klagen der Bedrückten ungehört und ſpurlos verhallen? — Die Controle der livrets gibt die Untergebenen einer neu aufkommenden Art von Zunftzwang ihrer Brotherren preis; die conseils des Prudhommes, wie Vincard ſagt, „c'est l'ignorance qui s'addresse à l'egoisme pour des renseignements!“ Die Streitigkeiten zwiſchen Meiſtern und Geſellen werden hier von Collegien entſchieden an deren Wahl die Geſellen der verſchiedenen Gewerke keinen Antheil nehmen, nur noch die ouvriers patentés und die chefs d'atelier welche natürlich auf der Seite der Stärkeren ſtehen. — Als ich einmal den Sitzungen dieſer ſachverſtändigen Collegien im Juſtizpalaſte beiwohnen wollte, fand ich daß ſie nicht öffentlich ſind, mit Ausnahme der Donnerſtagsſitzungen, in welchen nur die arrêts verleſen werden die natürlich alsbald auch gedruckt erſcheinen. Es iſt auch ſonſt mit der Öffentlichkeit in Paris eine eigene Sache, die Räume entſprechen dem Publikum nicht; z. B. in der Deputirtenkammer können abgeſehen von den Einlaßkarten zu den abgeſperrten Galerien nur dreißig Zuhörer Platz finden. Die wahre Öffentlichkeit beruht alſo auf der Preſſe, auf dem Druck der Verhandlungen. Aber was nicht öffentlich verhandelt wird, kommt auch nicht in die Journale. — In Bezug auf alle ſolche Mißſtände ſchien der Mann der loyalen Oppoſition ganz einverſtanden mit dem ehrlichen fabricant d'aunes, er gab zu daß die Regierung in ſolchen Fragen vielleicht gut geſinnt, jedenfalls aber übel berathen und von falſchen Freunden geängſtigt und ſcheu gemacht ſei. Nach einigen Tagen war ich erſtaunt, denſelben Gelehrten unter vier Augen mit einem deutſchen confrater in jure ganz anders reden zu hören, wobei er namentlich das urgirte daß die Regierung in den Conceſſionen an eine ſo gefährliche Partei gar nicht weiter gehen dürfe. Erinnert nicht dieſes Benehmen ſehr deutlich an die Verheißungen des liberalen Frankreichs zu Gunſten Polens?! —

Überhaupt imponirt die franzöſiſche Kammeropoſition ſehr wenig durch moraliſche Größe. Rotüriers die ſeit geſtern ihr Glück an der Börſe gemacht, ſprechen heute gegen Actienſchwindel; man verwundert ſich förmlich daß bei der Frage, ob die Eiſenbahnen vom Staat oder von Compagnien gebaut werden ſollten, etwelche Deputirte von der Partei des National den unverſchämten Anerbietungen Rothſchild's Widerſtand geleiſtet haben. Die diplomatiſirende Oppoſition geſteht daß ſie den »kleinen Contrigueur,« Thiers, von dem ſie doch ſchon mehrmals angeführt worden, nicht entbehren kann; immer vertheidigt ſie ihn, obzwar mit bitterer Miene, und ſchließt ſich nothgedrungen ihm an. Einige wackere und unabhängige Männer, wie Arago, dem ſoviel Einfluß zu wünſchen wäre als er moraliſche Überzeugungen beſitzt, und Lamartine, der ſo viel Tiefe des politiſchen Gedankens haben ſollte als er glänzende Beredſamkeit aufzuweiſen hat, ſind die ganze Minorität in dieſer Beziehung. In dieſer Kammer kommen freilich die wichtigſten ſocialen Fragen niemals vor. Gibt es zum Beiſpiel etwas Scheuslicheres als das franzöſiſche Recrutirungsſyſtem, wo der Reiche ſich ſicher loskauft und der Ärmere gleichſam mit dem Satan um ſeine arme Seele »Halme zieht?!« Die reichen Leute ſchaffen das nicht ab.

Digitized by Google

Gilt ja doch auch nach demſelben franzöſiſchem Rechte Armuth und Heimathloſigkeit für Verbrechen. Ferner: der Unterricht der Hochſchulen iſt in ganz Frankreich unentgeldlich, während der Volksunterricht ſchweres Geld koſtet, und ſchlecht dazu iſt. Freilich iſt jener für die Vermögenden, dieſer für die Dürftigen. Freilich koſten die Univerſitätsprüfungen deſto mehr, aber wem? Nur demjenigen der einen Stand, ein Gewerbe ergreifen muß, nicht dem eleganten jungen Mann qui fait son droit um mehr Chancen zur Deputirtenwahl oder zur Pairsernennung in ſich zu vereinigen. — Und welche Rohheiten, welche Barbareien beherbergt noch heute das franzöſiſche Staatsrecht! — Noch gar oft ſah man den Pranger beſetzt, der doch gewiß zu den unſinnigſten Strafarten gehört, da er jedem vernünftigen Zweck der Strafe direct entgegenwirkt; denn dieſe heilloſe Öffentlichkeit der Strafe ſtraft den Chrloſen am wenigſten und erſtickt in dem Beſſerungsfähigen den letzten Keim der Ehre. Freilich iſt eine ſolche Ausſtellung am pilori ein ſehr wohlfeiles Volksvergnügen, und das gilt hier viel! Eine große Pöbelmaſſe die wie jede ſchreiend panem et circenses verlangt, wird leichter durch circenses hinzuhalten ſein, als ſie durch panem beſiegt werden kann. — Zu den hauptſächlichſten Zerſtreuungsmitteln des Pöbels gehört denn auch der Krieg in Africa. Er führt nicht blos die ruinirten Lions und andere unreine Säfte der Geſellſchaft ab; er beſchäftigt auch die Phantaſie mit nationaler Größe und hat gewiß ſchon manche Emeute verhindert. Denn politiſche Bewegungen gehen eben ſo ſehr aus Thatendrang hervor als aus Freiheitstrieb. Wie wird aber auch Algier ausgebeutet! Am erſten Mai, dem Namenstage des Königs, ſah das Volk die Schlacht am Isly auf den elyſäiſchen Feldern unentgeldlich; es hört ſie jeden Abend in gewiſſen Volkstheatern preiſen; tapis francs und hôtels heißen danach, die beliebteſten Tänzerinnen der bastringues (Tanzböden) werden Magador oder Pomaré genannt. Man begegnet der Schlacht am Isly oder der Beſchießung von Tanger faſt ſo oft als dem überall hingeklecksten Bildniß des Königs. Die nationale Ruhmſucht ſtirbt freilich ſo raſch nicht aus; im cirque bewunderte und beklatſchte das Volk noch den ganzen letzten Winter hindurch in mehreren hundert Aufführungen mit der erneſten Rührung „l'empire“, das heißt: Napoleon's Heldenthaten, wie er mit etwa ſieben Statiſten zu Pferde die ganze preußiſche Armee auseinanderſprengt und verſchiedene höchſt ergreifende Exempel eines wahrhaft bürgerlichen Edelſinns ablegt. Einen Arbeiter in ſchmutzigem Kittel ſah ich vor Freude weinen. Freilich iſt dabei nicht zu vergeſſen daß nur derjenige Theil der niedrigſten Volksclaſſen die Theater beſucht, welcher ſich ſatt zu eſſen pflegt. Es heißt nicht blos „post nummos virtus!“ ſondern auch: „post ventrem patria!“ Oder überhaupt: Erſt muß der Körper befriedigt ſein ehe der Geiſt und die Begeiſterung ihre Rechte geltend machen können. — Im Allgemeinen ſucht Louis Philipp die Ruhmſucht durch die Prachtliebe zu verdrängen. Keine Regierung hat mehr gebaut, mehr malen und bildhauen laſſen. Aber der Geiſt der Schönheit gehorcht ihm nur wo die Pracht dem Ruhme dient, wie bei dem Triumphbogen an der barrière de l'etoile, der wahrhaft gelungen iſt. Und dieſer Triumphbogen verherrlicht doch wahrlich Napoleon mehr als Philipp I. Alle dieſen kleinen Mittelchen der Herrſchaft laufen hinaus auf das Budget, die Civilliſte, die fonds secrets. Es iſt wahr daß die polite bourgeoisie dieſes Régime hält, aber die banque herrſcht darin. Der epicier iſt ſelten reich genug zum Wähler oder zum Wählbaren. Auch die gloire nationale ſitzt nicht in den Kammern, ſie wird darin weder geſucht noch vertreten; dennoch, ehe das Budget des Kriegsminiſteriums debattirt wird, muß gewöhnlich erſt eine kleine Niederlage aus Algier gemeldet werden, damit die Geſetzgeber zu jedem Opfer bereit ſeien. So gerne vielleicht dieſes Gouvernement ſeinen koſtſpieligen Ruhm in Algier wieder aufgäbe, wenn es könnte, da bei dieſem Kriege weder räumlich noch zeitlich Ziel oder Grenze abzuſehen iſt, ſo weiß man doch recht gut daß unter Afrika's glühender Sonne die Löwen groß gezogen werden, denen dereinſt der Krieg am Rhein ein bloßes Kinderſpiel ſein wird. Zwar fand ein preußiſcher Leutenant meiner Bekanntſchaft, der in Paris Auſtern, Straßen und Truppen ſtudirte, die zurückgekehrten chasseurs d'Afrique höchſt ſchlecht einexercirt. Dieſe eingeteufelten Soldaten die wie die Katzen klettern, wie die Kameele hungern und dürſten können, und Tagemärſche machen wie Dromedare, würden wahrſcheinlich vor dem »größten preußiſchen Feldherrn der Jetztzeit« wegen manches ausgelaſſenen Uniformknopfs ſchlecht beſtehen. Derſelbe junge Officier vermißte bei den franzöſiſchen Truppen das »trauliche Du« und jenen ſichtbaren Ausdruck der Subordination, der in deutſchen Heeren Wunder thun ſoll. — Hingegen ſind die Franzoſen zum Theil geborne Soldaten, und die unfreiwilligen ſchlagen ſich faſt gerade ſo gut wie die Freiwilligen, wiewohl das unbedingt gleiche Avancement (»daß jeder Recrut den Marſchallsſtab im Torniſter trage«) in

dieſen halben Friedenszeiten auch nur cum grano salis zu verſtehen iſt. Die Herrſchaft der Capacitäten findet überall ihre Hinderniſſe, wo ſie nicht von oben ausgeht.

Bei dem gegenwärtigen franzöſiſchen Recrutirungsſyſteme der ganzen Richtung der Geiſter verſteht es ſich von ſelbſt daß nicht Alles begeiſtert der Trommel und Trompete nachläuft. Unſer Nachbar der auf einen Theil des Quartiers bedeutenden Einfluß ausübt, hat vernünftige und *humane* Anſichten hierüber. Er gehört wirklich mit vielen Genoſſen ſeines niederen Standes zu einer humanitären Schule. Er fand das eine curioſe und etwas aufdringliche Art zu civiliſiren in Algier, er meinte daß in Frankreich ſelbſt, namentlich im Süden, noch genug zu civiliſiren ſei und auf billigere, erſprießlichere und verdienſtvollere Weiſe. Die Razzia's fand er wenig verſchieden von den ſchädlichſten Speculationen der Börſenmänner, und überhaupt glaubte er, Frankreich habe in Algier weder mehr Recht, noch befolge es eine menſchlichere Politik als Rußland gegen die Bergvölker des Kaukaſus, die Tſcherkeſſen und Tſchetſchenzen. —

Was die franzöſiſche Politik manchmal zu kriegeriſchen Extravaganzen verleitet haben mag, iſt wohl der nationale Neid und Haß gegen England. Es gibt Franzoſen, die einen Engländer eben ſo kaltblütig umbrächten, als ſie einen Haſen auf der Jagd erſchießen. — Eine intereſſante Preisaufgabe wäre eine Vergleichung der Coloniſationsſyſteme der europäiſchen Seemächte, und welches unter denſelben der Menſchheit am meiſten genützt habe. Vielleicht hat Frankreich, trotz der Unſtetigkeit ſeiner Grundſätze hierüber, vielfach beſſere Abſichten verfolgt als England, gewirkt aber hat die brittiſche Politik mehr für die Kultur, zum Beiſpiel mittelbar in Nordamerika. — Ich für mein Theil billige von ganzer Seele die Politik der Königin Tamatave auf Madagaskar, welche die proteſtantiſchen Miſſionäre braten und die katholiſchen Bekehrer röſten läßt. Einem ſolchen Verfahren gegenüber ſind die Kabinette von St. James und den Tuillerien ganz einig.

Skizzen deutſcher Städte, von F. Guſtav Kühne.

1.

Das goldne Mainz.

You know, — hm, hm! ſtotterte ein Engländer der auf dem Deck mir gegenüber ſaß, möcht' ich wohl gern wiſſen weshalb Mainz das goldne heißt!

Es hieß ſo, war meine Entgegnung, in alter Zeit als man Straßburg das ſilberne, Köln das eiſerne nannte.

You know, Köln hieß auch das heilige! ſagte der Sohn Albions halb fragend. Möcht' ich wohl wiſſen weshalb das heilige!

Vielleicht wegen der heiligen drei Könige, ſagt' ich, deren Gebeine Kaiſer Barbaroſſa aus Mailand dorthin geſandt.

Ah! glaubt' ich wegen der Keuſchheit der Sitten! ſagte der Britte. Mein Vetter in Edinburgh, Sir John Philpot Blabberton Esquire, der ſchon dreimal die große Tour gemacht, ſchrieb mir in mein Stizzenbuch: Köln, heilig, — keuſche Sitten! —

Der Mann hielt mir ſein ſchwarzgebundenes, goldbeſchnittenes Notizenheft hin; der ſchottiſche Vetter hatte ihm mit großmächtigen Lettern die Keuſchheit Kölns als Merkwürdigkeit empfohlen. Ich hatte es vielleicht mit einem Puritaner aus den Hochlanden zu thun und durfte nicht ſpotten.

Wohl möglich, ſagt' ich, daß Köln ſich in alter Zeit durch eine gewiſſe Ehrbarkeit den Namen erwarb, zumal dem üppigen, ſchwelgeriſchen Mainz gegenüber, das ſchon um vieles ſüdlicher iſt, und deſſen ſchmeichleriſche Luft man ſogar eine goldne nannte. Deutſcher Norden und deutſcher Süden liegen oft nur wenige Meilen weit auseinander, bieten ſich oft auf ſchmahler Grenzſcheide die Stirn. Köln war früher ernſter, thatkräftiger, kriegeriſcher als Mainz; jenes hatte ein Bürgerthum das mit ſeinen Biſchöfen in ewigem Streit lebte, während Mainz ſich ſchon von früh als ein behaglicher Sitz eines hohen geiſtlichen Herrn geſtaltete. In der Architektur beider Städte hat ſich gothiſcher und romaniſcher Geiſt entſchieden feſtgehalten, Köln hat den erhabenſten Dom im germaniſchen Styl, Mainz die ſchönſte byzantiniſche Kathedrale. Beinamen aber wie heilig, oder eiſern und golden, haben nur Gültigkeit für gewiſſe Zeiten; ſie entſtanden als die Städte als Individuen und Nebenbuhler ihre Charaktere ent-

Digitized by Google

ſchieden herausbildeten, wie in Italien Rom das ewige, Venedig das herrſchende, Mailand das große, Bologna das behaglich feiſte, Florenz vorzugsweiſe das ſchöne hieß.

Der Vetter des Hrn. Blabberton in Schottland dankte für die Notizen, ging bei Seite und ſchrieb eifrig in ſeinem Skizzenbuch weiter. Es war ihm zum Unterſchied gegen ſeine Landsleute durchaus darum zu thun mit Nutzen die große Tour zu machen. Nach einem Schriftſteller ſah er nicht aus, doch auch nicht nach einem der aus Müßiggang reiſt. —

Ich mußte an Ulrich von Hutten denken der Mainz gern das goldne nannte, weil ihm hier das Dichten ſo gut von ſtatten ging, weil er ſich, ein Flüchtling der nirgends Ruhe gehabt, hier allein wohlgefiel, die Luft ihn hier ſo üppig und goldig anwehete, der Wein ihn hier funkelnder als irgendwo ſonſt anlachte. Wenn ich's nur ſehe, dies Mainz, ſagte er, wird mir ſchon friſcher und wohler im Herzen! Und zur goldnen Luft, zum goldnen Weine gehört auch die Gunſt der Frauen. Webt die Liebe nicht einen goldnen Verklärungsſchein um's arme ſterbliche Haupt? Und wo ein Frauenlob gehaust, jener glückliche Prälat der die Frauen nicht lieben durfte und ſie voll Entſagung doch als Sterne am Firmament des Lebens gefeiert, alſo daß ſie ihn wie er todt war ſelbſteigen zur Gruft trugen, ſein Grab mit Blumen bekränzten und es mit ſoviel Wein begoſſen daß die ganze Kirche in Thränen und Rebenſaft ſchwamm, — wo ein prieſterlicher Frauenlob gelebt und verſchwiegen geliebt, da mußte doch wohl ein ritterlicher Dichter für ſein heißes Blut Erhörung finden! Erſcheint dem Dichter im Glück der Liebe alles goldig weil ſie ihm alles in ihr Licht taucht, ſo hat er auch das Recht das Leben in dieſe Farbe zu kleiden. Mainz war das goldne weil ein Dichter in ihm ſich wohlgefühlt. Und Ulrich von Hutten fand hier mehr als Frauengunſt. Die Liebe iſt ja dem Dichter auch nur die Fee die ihm die Schwingen löſt, nicht ſeine Gottheit. Der »Aufwecker deutſcher Nation,« wie Ulrich ſich ſelbſt genannt, fühlte ſich hier zuerſt in einer »aufgeweckten« Welt die nicht blos zum Sinnengenuß, auch zur Freiheit des Geiſtes die Schranken offen hielt. Gegen Nacht und Aberglauben zog Hutten zu Felde, Papſtgewalt und Pfaffengräuel hießen ihm die Ungeheuer der Welt, gegen Dunkelmänner und Finſterlinge zog er das ſcharfe Schwert ſeiner Rede. Tief zwiſchen rauhen Bergen auf dem Schloſſe Stackelberg hatte er ſeine Heimath gehabt, in dem mönchiſchen Fulda hatte er ſtudieren ſollen und war fortgelaufen. Nach langen Wanderungen in Deutſchland und Italien hatte ſein ritterliches Herz, ſein ſchwungreicher Geiſt ſich manche Freunde, manchen hohen Gönner gewonnen; zur ſelben Zeit als Luther ſeine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, krönte Kaiſer Max den Hutten zum kaiſerlichen Dichter. Aber dieſer Freiheitsſänger konnte im Dienſt eines Herrn keine Verſe machen; wandern war wieder ſein Heil. Nur am glänzenden Hofe des kunſtliebenden Erzkanzlers ſchien er eine Welt zu finden wie er ſie wollte. Die Künſte gehen mit der Aufklärung Hand in Hand ſolange die Sonne eines Zeitalters im Steigen iſt; ſie buhlen mit der Knechtſchaft und lullen ſich in weiche Schlemmerei, hat das Zeitalter ſeinen Schatten hinter ſich. Der Hof des Kurfürſten Albert ſchien Hutten ein Schauplatz für das neue Werden des Jahrhunderts. Er fand in Mainz als Sänger und Ritter ſeine Geltung; er wollte aber auch hier nichts anderes ſein als ein Mann der Freiheit. Am Tiſche des Kurfürſten, ob er ſchon nur als Gaſt ſeinen Platz einnahm, erhob er ſich, pries das goldne Mainz, feierte die geiſtliche Capitale des deutſchen Volkes, aber rief zugleich ſeinen erlauchten Wirth zum Schutze des Auguſtiner Mönches auf, welcher der deutſchen, in Nacht begrabenen Welt eine Leuchte angezündet die über Rom hinaus gen Himmel flammte. Ein ruheloſer Kämpfer für Licht und Freiheit, konnte freilich auch in Mainz ſeines Bleibens nicht lange ſein. Er wanderte und wanderte, ward überall flüchtig, verkroch ſich wieder in die heimiſchen Berge und fand dort beim ritterlichen Franz von Sickingen ein Aſyl. Die Ebernburg hieß eine Herberge der Gerechtigkeit. Dort errichtete Ulrich ſeine Preſſe, dort ſchrieb er und druckte es ſelbſt, und ſchleuderte aus dem ſtillen Verſteck alle jene Pfeile in das verworrene Gewühl der Menſchenwelt. Als er auch dort keine Ruhe mehr hatte, ging er nach der Schweiz, zog ſich auf die Inſel Ufnau im Züricher See zurück und ſtarb ſiechen Körpers, aber unermüdeten Geiſtes. Ich hab's gewagt, jacta est alea! war ſein letzter Ruf. Und dieſer Ruf verhallte nicht anders als mit tauſendfachem Echo im ganzen großen Vaterlande. — Die Literatur von heute hat ſich mehrfach wieder mit Hutten beſchäftigt, Heinrich Koenig, ſein halber Landsmann in Fulda, wies in ſeinen »Stationen« auf ihn hin, Auguſt Bürck, der Kenner unſerer romantiſchen mittelalterlichen Dichtungen, gab neuerdings eine Lebensbeſchreibung von ihm. Einen gleichen Verein von Ritterlichkeit und Freiheitsſinn hat unſere Zeit nicht aufzuweiſen. Unſere Freiheitsſänger ſind nicht Cavaliere genug um unſern

Digitized by Google

Fürſten Stand zu halten, und unſere Cavaliere die die Feder führen, haben für den Freiheitsdrang der Welt eine hohle Bruſt. Dieſe ſind entweder Dandies oder Artiſten, wenn's hoch kommt, Sonderlinge; und jene denen das Wort der Begeiſterung gegeben iſt, fürchten ſich am Hofe Höflinge zu werden, ſchmeicheln ſich lieber mit dem Wahn Männer des Volkes zu ſein und trauen ſich nicht zu oder wiſſen es nicht daß es vor allem Noth thut den Fürſten inmitten ihrer eignen Welt die Wahrheit zu ſagen. Mit Ulrich Hutten haben ſie höchſtens die zerriſſene Ruheloſigkeit ihrer planloſen Wanderluſt gemein. Sie laufen dann am liebſten nach Paris oder über's Meer und ſchleudern, ſtatt mit dem Volke getreu auszudauern, ſtoßweiſe ihren Groll der ganzen Nation in's Angeſicht. —

Das iſt ein ganz confuſes Exemplar von reiſendem Engländer! redete mich ein Mann aus Berlin an, der mir unter dem Titel eines Geheimenrathes namhaft gemacht war. Er konnte unter dieſer Titulatur noch alles Mögliche ſein, ein ſubalterner Beamter, ein Schreiber den man mit ſolcher Rangerhöhung los ſein wollte, ein inhaltsleerer Hofrath, ein nichtsbeſagender Commercienrath, oder auch ein Mann der Juſtiz, den man einmal um Rath gefragt und dem man zu dem eingeknüpften Bändchen auch noch die Schamſchürze des Geheimen vorgehängt. Ich konnte ihm nichts weiter abmerken als daß er ein Berliner war, d. h. ein Mann von hellem Verſtande und von nüchterner Einbildung. — Der Menſch, der fragt einem ein Loch in den Leib! ſagte er und wies lachend auf den Engländer der auch ihn ſchon wiederholt mit Fragen angezapft hatte und jetzt im Winkel kauerte um ſein Notizenbuch, auf's Knie geſtemmt, zu bereichern. Er thut ſo verzweifelt naive Fragen! klagte der Mann aus Berlin.

So iſt dieſer Gentleman, entgegnete ich, einmal eine Ausnahme unter Seinesgleichen; er will mit Nutzen reiſen.

O that fellow is not very much like a gentleman, that's a fop! ſagte der Geheimerath ſehr hart und trocken.

Vielleicht iſt er gar kein Engländer! war meine Entgegnung. Es fehlt ihm das Aplomb des Selbſtgefühls, die gleichgültige Sicherheit, die kalte indifferente Höflichkeit und jenes große nationale Selbſtgefühl ſich überall für geprellt zu halten!

Er lebt karg und ſchlecht genug, meinte der Geheimerath, er iſt vielleicht ein Schotte.

Oder ein Amerikaner, ſagte ich; ich hörte mehrmals von ihm den Ausdruck: mächtig groß, mächtig ſchön! An dieſem mighty erkennt man den Bruder Jonathan.

Ich vermuthe, er iſt ein Herrnhuter, einer von den mähriſchen Brüdern in Neuwied! flüſterte mir mein Reiſegefährte zu. Wenigſtens hat er dort zwei Jahre lang in einer Penſion gehauſt und Deutſch gelernt.

Nun, ſagt' ich, für einen Herrnhuter kümmert er ſich genug um die Welt und für einen Engländer hat er genug Deutſch ſich angeeignet. Er ſpricht ganz leidlich; bis auf das W mit dem ſich der uerthe Gentleman quält.

Ja und das iſt auch das einzige Noble an ihm! ſagte der Berliner. Die Herren Engländer ſind coquetter als wir glauben; die Ausſprache des W nach unſerer Weiſe halten ſie für pöbelhaft.

Ja und des is nu ſo des Schickſalsvolle, ſagte ich, meinem Berliner Geheimenrath nachäffend, deß jeder etwas Staub von Hauſe mit ſich herumſchleppt! —

Unſer, gleichviel ob ſchottiſcher oder amerikaniſcher Engländer von der Brüdergemeinde ſtand mit aufgehobenem Stift und Notizenbuch ſchon wieder vor uns. Uas iſt uohl Schinderhannes? fragte er mit ehrbarem Ernſt. Der Berliner drehte ſich auf dem Abſatz herum; als »jebildeter« Mann wollte er doch dem Fremden nicht gerade in's Angeſicht lachen.

Das iſt auch eine von den geſchichtlichen Merkwürdigkeiten des goldnen Mainz, ſagt' ich, vielleicht die letzte; im J. 1803 ward hier der Räuberhauptmann Schinderhannes, der deutſche Rinaldo Rinaldini, hingerichtet.

Ah! ſehr merkwürdig! ſagte Mr. Blabberton mit dankender Kopfbewegung, aber noch nicht uohl die letzte hiſtoriſche Merkwürdigkeit! Hier im Buche meines ſehr ehrenuerthen Vetters in Edinburgh ſteht noch eine mit der Jahreszahl 1819; aber ich verſtehe nicht genug um das Monſtrum zu ſprechen. Ich habe die Tour ſchon früher gemacht, aber Sir Edward Philpot Blabberton hat mir aufgetragen ſie noch einmal mit mehr Nutzen zu machen!

Der Gentleman hatte mir das Heft gereicht und ich las allerdings als geſchichtliche Denkwürdigkeit ein Monſtrum verzeichnet. Im Buche ſtand: 1819 im goldnen Mainz Bundescentraluntersuchungscommiſſion, wegen geheimer Unterſuchung geheimer Volksverſchwörungen in Deutſchland. — Uas iſt das uohl? fragte Mr. Blabberton, bitte!

Ich biß unwillkürlich auf die Lippe; ich ſchämte mich darüber einem Engländer Rede ſtehen zu müſſen. — Es iſt recht traurig, vielleicht ſogar boshaft, ſagte

Digitized by Google

ich, daß Ihr Vetter in Edinburgh Sie anhält so gründlich in Deutschland zu reisen! In gedachtem Jahre, bald nach den Befreiungskriegen, hatte man hier in Mainz einen Ausschuß niedergesetzt um gewissen jugendlichen Verirrungen auf die Spur zu kommen.

Was für Aufschluß, bitte, kann ich Sir Edward geben darüber?

Aufschluß? seufzte ich und zuckte die Achseln. Die Commission hat neun Jahre gesessen und geforscht, — nun sie hat eben geforscht.

Ja, aber was waren die Erfolge?

Erfolge? Man hat viele scheinbar Verdächtige bei Seite geschafft, viele wieder entlassen, viele eine Zeitlang behalten. Der Erfolg war eben daß eine nicht geringe Anzahl junger thatkräftiger Männer durch die lange Haft leiblich zerstört oder geistig abgewelkt unter uns umwandelten.

Aber was waren die Nothwendigkeiten dazu? fragte der Engländer.

Nöthigungen? sagte ich, — Argwohn!

Sand's und Löning's Thaten waren doch wohl Nöthigungen genug um einzuschreiten! brach der Geheimerath, der sich wieder zu uns gesellt hatte, eifrig dazwischen; er verrieth sich plötzlich als Jurist von der Schule des seligen Herrn von Ischoppe.

Sand und Löning? entgegnete ich ruhig, sie waren doch wohl nur ein Vorwand! Durfte man die gesammte deutsche akademische Jugend für die Tollheit einzelner Schwärmer verantwortlich machen?

Schwärmer! unterbrach mich Mr. Blabberton. War wohl Räuberhauptmann Schinderhannes auch Schwärmer? Was ist Schwärmerei?

Ich unterdrückte die heitere Stimmung die der Engländer wider Willen in das trübe Thema brachte. Schwärmerei, sagt' ich ihm, ist eine Cardinaleigenschaft des deutschen Naturells. Sie schleicht sich meist in die edelsten Regungen deutscher Köpfe.

Wollten die jungen Leute vielleicht mit dem Kopf durch die Wand?

Sie wußten überhaupt nicht was sie wollten! nahm ich das Wort gegen den Geheimenrath, der mit breiter Brust und Stirn vor uns stand und den Bureaukraten herauskehrte. Man wird gut thun, sagte ich, sich den Tugendbund, die Burschenschaften, den Jünglingsbund, aus der Stimmung der damaligen Zeit, aus Gehalt und Richtung der ganzen gesellschaftlichen Bildungsstufe, nicht aus einzelnen verkehrten Erscheinungen zu erklären. Was war natürlicher als daß sich an die Thatsache der Freiheit Deutschlands die wir uns mit vereinten Kräften nach außen hin errungen hatten, der Gedanke einer deutschen Gesammtheit und Einheit nach innen anknüpfte? Der Muth der hohen Herren kroch aber, sobald der Feind daniederlag, in die alten Familiennester zurück, der Wiener Congreß ging vom Gedanken der nationalen Eintracht und Einheit wieder auf die selbständige Trennung der deutschen Staaten über. Daß jene Ideen von der aufgeregten Jugend die zum Theil mitgefochten hatte, festgehalten wurde, daß der Traum von nationaler Einheit der keine Wirklichkeit fand sich in den Gemüthern fortspann, daß sich zu diesem Traum auch die Einbildung gesellte, jener Gedanke den die Politik der Höfe aufgegeben, werde sich auch ohne diese Politik verwirklichen lassen: das wird, däucht mir, bei der damals herrschenden Idealitätsphilosophie erklärlich. Nach Träumen die Welt gestalten wollen, ist ja überhaupt sehr deutsch. Und eben so deutsch ist daß die Polizei solche Träume stört, solche Schwärmer elend nüchtern macht. Die Philosophie Fichte's hatte der deutschen Jugend einen Schwung gegeben; dieser Schwung saß in den Gemüthern fest und wußte nicht aus noch ein, ließ die Geister im Stich und führte das Zeitalter nicht bis zu dem Punkt sich zu einer neuen gesunden Gestaltung der wirklichen Welt zu entschließen. Die jugendlichen Köpfe verfielen auf Sonderbarkeiten; sie entwarfen Pläne wie Hirngespinnste und suchten die fehlende Sicherheit mit ganz äußerlichen Kleinigkeiten und lächerlichem Beiwerk zu verdecken. Aber ihre Pläne waren offen, waren nicht verschwörerisch, nicht verbrecherisch. Erst nach den Karlsbader Beschlüssen, erst als man hinter der Ermordung Kotzebue's und einigen politischen Schriften ein zusammenhängendes Gewebe witterte, zogen sich die Bestrebungen und Ansichten der Burschenschaften und Turner in den Schleier des Geheimnisses zurück. Dieser Schleier reizte viele; jetzt erst ward der Andrang stark und der Opfer wurden dann um so mehr, obschon es meist unschuldige und unwissende Opfer waren die dem Argwohn der Mächtigen fielen. Man kann jetzt klar darüber sprechen, denn man denkt jetzt auch oben klar darüber. Es ist als sicher anzunehmen daß es bis 1822 keine geheimen politischen Verbindungen in Deutschland gab; selbst der sogenannte Jünglingsbund war schon in sich nichtig, als man 1824 und 1825 gegen dessen Mitglieder mit langwieriger Untersuchungshaft und Strafe einschritt.

Der Geheimerath aus Berlin hatte die Nase gerümpft, die Stirn gerunzelt, mit beiden Händen im Busen und in den Taschen herumgewühlt. Aber er un-

Digitized by Google

terdrückte den Aufruhr ſeiner bureaukratiſchen Empfindungen; ſein Geſicht war wieder kalt und glatt und ſeine gereinigte Oberhoheit nahm zu jenem weiſen Lächeln ihre Zuflucht das ſo oft den Hochgeſtellten in Dingen dieſer Welt aushelfen muß. — Aber, mein Lieber, ſagte er gleichſam wohlmeinend, Sie vergeſſen ganz die Propaganda welche die Burſchenſchaften unter dem Volke gemacht, mündlich und durch aufregende Schriften!

Aufregende Schriften? wiederholte ich. Iſt keine Aufregung in der Maſſe vorhanden, ſo wird man die Aufregung durch literariſchen Ausbruch weit eher los! Iſt keine Aufregung vorhanden, ſo ſind die Schriften ohnmächtig. Und Propaganda unter dem Volke? Die Burſchenſchaften waren viel zu ausſchließlich um auf die Menge Einfluß zu üben. Es bezeichnet ſie hinlänglich daß ſie ſich als Kaſte geſtalteten und ſich damit aller Mittel zum populären Wirken beraubten. So kurz nach den Befreiungskriegen in welchen der Edelmann mit dem Bauer Hand in Hand gefochten, trat man in Kaſten zuſammen! Es konnte bei den Burſchenſchaften von Propaganda, von Umtrieben und gebeimer Verbreitung gewiſſer Ideen wohl nicht die Rede ſein.

Ja, aber eben dieſe gewiſſen Ideen, mein Herr! ſagte der Gebeimerath ſehr ſpitz und gereizt.

Nun, fuhr ich fort, dieſe Ideen? Die burſchenſchaftlichen Vereine ſuchten ſich dergeblich über ein gemeinſchaftliches politiſches oder patriotiſches Glaubensbekenntniß zu verſtändigen. Sie waren nur im Allgemeinen, im Ganzen und Großen gegen die politiſche Iſolirung der deutſchen Völkerſtämme gerichtet. Das ſteht feſt, und wenn das als Verbrechen feſtſteht, ſo iſt der Toaſt eines edlen Erzherzogs von Öſtreich, den er in Köln erhob — ſo demagogiſch wie möglich!

Die Schiffsglocke die eben unſere Landung verkündete, verſchlang mit ihrem gellenden Ton mein letztes Wort. Ich ſchrie es dem Gebeimenrath noch einmal in's Ohr. Er maß mich von Kopf zu Füßen mit jenem bureaukratiſchen Hoheitsblick der ſo übermenſchlich und ſo unbeſchreiblich iſt. Ich empfeble mich! ſagte er empfindlich und drebte mir mit einer kurzen Verbengung den Rücken zu. — Kein Öſtreich, kein Preußen, ſondern ein einiges Deutſchland! Das iſt kein Verbrechen mehr! flüſterte ich ihm lachend zu. — Entſchuldigen Sie! erwiederte er zornig und machte ſich mit dem Ellbogen Raum. — Es bedurfte keiner Entſchuldigung; ich war ſelber froh daß wir Land hatten. Mr. Blabberton aber ſtand mit offenem Munde noch vor uns. Sehr eine merkwürdige Geſchichte das, dieſe underbare deutſche Geſchichte! ſagte er wie außer ſich. — Ja wohl, Lieber! ſehr merkwürdig, ſehr wunderbar! Schreiben Sie das in ihr Denkbuch über Deutſchland! Bundescentralunterſuchungscommiſſion!

Ja, aber es iſt mir nur noch ſehr mächtig unklar, — ſagte der amerikaniſche Engländer, weßhalb und warum — Mir auch, mir auch! rief ich und griff nach meinem Reiſeſack. — Ich war bald am Ufer und fand harrende Freunde.

Man ſollte Mainz das rothe, nicht mehr das goldne nennen. Nicht blos weil an ſeiner goldnen Vergangenheit manches unächt war, und unächtes Gold, wenn es alt und verbraucht iſt, leicht in's Röthliche ſchimmert. Es iſt der rothe Sandſtein aus den Brüchen des Frankenlandes, der den Städten am untern Main ſein eigenthümliches Gepräge gibt. Gleich vorn am Ufer das Ordenshaus der deutſchen Ritter, in welchem Napoleon wohnte, und die ganze Reihe üppiger Paläſte das Geſtade entlang prangt in dieſem leuchtenden rothen Glanz. Nicht minder der Dom.

Man nennt die Bauart der Kathedrale von Mainz byzantiniſch. Sie gehört zu den älteſten chriſtlichen Denkmalen deren Structur ſich aus dem Sinne des Zeitalters vor den Kreuzzügen erklärt. Schon an die Mutter Conſtantins knüpft ſich der Sache nach dieſer Bauſtyl, an jene Helena die am Rheine Kirchen ſtiftete um die Bekehrung des oberſten Herrn der Welt auch in den deutſchen Provinzen zu manifeſtiren. Karl der Große baute den Münſter zu Aachen, Ludwig der Fromme den Saalhof zu Frankfurt in dieſem an den Orient erinnernden Styl. Eigentlich byzantiniſch aber iſt im Abendlande nur der heilige Marcus in Venedig und zwei Kirchen in Ravenna und San Vitale. Byzanz ward freilich mit ſeinen ſchweren, abgeſchloſſenen Kuppeln und Rundbogen Muſter für ein niedergedrücktes, dumpf hingekauertes, in ſich betäubtes Chriſtenthum. Allein in Rom hatte man ſchon die Baſilikenform für den chriſtlichen Tempelbau erwählt. Die Baſiliken, öffentliche Gebäude für die Rechtspflege, waren für den neuen Gottesdienſt tauglich befunden. Die doppelte Säulenreihe dieſer Häuſer im Innern machte ſehr paßlich die Abgrenzung des Schiffes und der Abſeiten, die halbrunde Tribunalniſche in der die Bildniſſe der Kaiſer ſtanden, war leicht in die Form des Altars zu verwandeln, die verhältnißmäßig kleinen Fenſter zwiſchen ſchweren Pfeilern und ſtarken Mauern

Digitized by Google

waren einem düſteren Chriſtenthum willkommen um die Helle des Tages von draußen abzudämpfen und den Sonnenſchein des Himmels durch die künſtliche Beleuchtung des hierarchiſchen Kerzenlichtes zu verſcheuchen. Das Mittelſchiff dieſer Gebäude war urſprünglich mit Balkenwerk gedeckt wie jetzt Ziebland in München ſeine Baſilika ganz und gar im alten Styl erbaute, wo der Dachſtuhl offen über uns liegt, Malerei und Vergoldung die Balken verzieren. Statt dieſer Holzdecken gab man dann ſpäter den Schiffen ſteinerne Gewölbe zur Bedeckung. Mit dieſen Gewölben näherte ſich die Baſilika dem byzantiniſchen Rundbogenſtyl und dem Kuppelbau. Aber man brauchte im neunten und zehnten Jahrhundert immer größere Kirchen, die Gewölbe erhielten immer weitere Spannung; das Bedürfniß führte zu neuen Nöthigungen. Man ſah ein daß der reine Halbkreis für weitgeſprengte, ſtarkbelaſtete Gurtbogen nicht genug Sicherheit bot; die Widerlagen konnten weichen, die Wölbſteine ſich verſchieben, es war ſogar das Einſtürzen des Gewölbes zu fürchten. Dies ward Grund daß die Baumeiſter in den Rundbogenſtyl das Element des Spitzbogens aufnahmen, indem ſie den Scheitel des Halbkreiſes, Anfangs unmerklich, dann immer entſchiedener, ſpitz in die Höhe laufen ließen. Dagegen ſträubte ſich zu Anfang die Geiſtlichkeit; es war als wenn dieſe ahneten daß die himmelanſtrebenden Hände des germaniſchen Spitzbogens das niederdrückende Gewölbe ihres alten dumpfen Syſtems lüften und wie Fragezeichen ſich bis in die Wolken heben würden. Die empiriſche Nöthigung war aber zwingender als die Orthodoxie der Prieſter und ſo drängte ſich denn allmälig der neue chriſtliche Styl, der Styl der Kreuzzüge, in die byzantiniſchen Kuppelbauten der Kirchen. Dieſer Spitzbogenſtyl gilt auch uns jetzt noch ein Gefängniß für den freien Geiſt, der Schwingen fordert um Gott im blauen Äther, in der Kuppel der Unendlichkeit zu ſuchen. Aber es war eine Neuerung, dieſer gothiſche Styl, wie wir ihn fälſchlich nennen, da er der germaniſche heißen muß. Er ſtreckte die Hände betend gen Himmel, ſchloß ſie oben leiſe an den Spitzen, aber drückte ſie nicht mehr rund zuſammen. Er ſchielte nicht trüb und bang durch gedrückte Bogenfenſter, er riß die Augen weit auf um die Welt zu erfaſſen, und ſein forſchender Geiſt erhob wie Fauſt ſeine Stirn bis gen Himmel, ein betender Titane, dem nichts verſchloſſen ſein ſoll, ſelbſt nicht die Höhen der Gottheit. So geſtaltete ſich dieſer Styl im Schiff, im Seitengang, im Thurm. Iſt das germaniſch, ſo heiße der Styl der germaniſche! Was man aber byzantiniſch am Rhein nannte, darüber iſt man jetzt überein gekommen es romaniſch zu nennen, denn der Rundbogenſtyl der Kirchen am Rhein trägt weit mehr Elemente vom römiſchen Baſilikenbau an ſich. — Germaniſch und romaniſch! So ſcheidet ſich ja überhaupt unſer tiefſtes Weſen das wir nach beiden Seiten hin als deutſch gelten laſſen müſſen; es ſcheidet ſich nach Nord und nach Süd, wie Philoſophie und Poeſie, Proteſtantismus und katholiſcher Glaube; unſere ganze nationale Entwicklung theilt ſich mit dieſem Gegenſatz. Das Lutherthum hatte zur Zeit als es aufkam, in der That etwas von jenem Fauſt der gegen die höchſten Höhen der Welt ſeine Stirn erhebt und den verlorengegangenen Gott in der reinen Erbebung des Gedankens ſucht. Der Cultus der alten Kirche aber hat noch immer viel vom romaniſchen Styl mit engem Fenſterbau und ſchwerer Kuppelbedachung. Iſt es nöthig den Gegenſatz feſtzuhalten, den Gegenſatz zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus, zwiſchen Philoſophie und Poeſie, ſo laſſe man nur die Zwieträchtigkeit fahren die hüben und drüben keine Nöthigung anerkennen mag, und arbeite daran daß Nord- und Süddeutſchland ſich über die Gegenſätze hinaus die Hände reichen. Gegenſätze die ſich ausgelebt und bis an ihr Endziel ſich durchgebildet haben, müſſen ſich zu einem höheren Dritten zuſammenſchließen. Das iſt eine Aufgabe des nationalen Deutſchlands. Der entgegengeſetzten Pole bedarf die Achſe, aber um die Achſe, nicht um die Pole handelt es ſich zum Beſtande, und die Achſe iſt das Gefühl der Zuſammengehörigkeit unſeres Nationalbewußtſeins.

Es iſt merkwürdig wie auch der Rhein ſolche Achſe bildet zur Verbindung des Nieder- und Oberdeutſchen. Die Mundart der Provinzen iſt umbeswillen ſo bedeutungsvoll, weil ſie den treueſten Abdruck der geiſtigen Verfaſſung der Stämme gibt. Ganz am Unterrhein ſpricht man ein Deutſch das uns faſt an das platte Holland gemahnt. Zwiſchen Köln und Koblenz tritt der Unterſchied feſt hervor, Königswinter gibt man als den Scheidepunkt an und von da ſtroman verlieren ſich die weichen, geſchliffenen Töne, beginnen die Kehllaute des Oberdeutſchen. Und wenn man die Richtungen der heutigen Architektur am Rhein überblickt, ſo ſieht man ſelbſt auf dieſem Gebiet, wo man doch meint, der dilettantiſche Eklekticismus der Neuzeit habe ſich ausgleichen können, den Gegenſatz feſtgehalten. Am obern Rhein wo Hübſch aus Karlsruhe, Moller aus Darmſtadt, Laſſaulx aus Koblenz die neuen Bauten leiten, wird im romaniſchen Styl gearbeitet, während Zwirner, ein Schüler Schinkels, der neue Baumeiſter des

Digitized by Google

Kölner Doms, die Structur des altdeutſchen Spitzbogens wieder in Blüthe bringt und mit ſeiner Apollonarisſkirche unweit Bonn das erſte ganz neue Werk in germaniſcher Bauart lieferte.

Der Mainzer Dom der ganz im romaniſchen Sinne entworfen wurde, hat das Eigenthümliche und den Übergang des Rundbogenſtyls zur germaniſchen Structur geſchichtlich aufzuweiſen. Ich habe ſchon angedeutet, wie ſolcher Übergang ſich als eine Nöthigung ergab, während doch ſonſt jeder Styl den andern auszuſchließen ſcheint. So ein Bau, aus dem Kopfe eines Meiſters entworfen der ganz im Dienſte ſeines Zeitalters fühlte und dachte, dauerte Jahrhunderte lang. Man kennt nicht einmal die Namen jener erſten alten Werkmeiſter die ohne ſubjectives Selbſtbewußtſein, ganz nur vom Inſtinct der Sinnesart ihrer Zeit geführt, die Pläne entwarfen. Der Charakter eines neuen Zeitalters ſchlich ſich ungeſucht in den Weiterbau ein. Heutzutage kann man ſo oder auch anders bauen wie man dilettantiſch ſeinen Studien nachgegangen iſt. Damals ging man der Nothdurft nach und ließ ſich ohne Sträuben vom Eindruck eines neuen Zeitgeiſtes beſtimmen. Deshalb mitunter der Wirrwar in alten Kirchenbauten. Die Werkleute eines neuen Geſchlechts konnten entweder nicht mehr nach dem alten Plan fortarbeiten, oder gaben ſich ohne Wahl den Neuerungen einer andern Zeitſtimmung hin. So hat ſich auch im Mainzer Dom der Spitzbogen in den Rundbogen gedrängt. Schon die Gewölbe des Mittelſchiffes verſuchen in ihren Gurten den Halbkreis zuzuſpitzen, das Kreuzgewölbe mit der Kuppel des biſchöflichen Thurmes wagt ſich noch mehr in die Höhe, wie bisher geſchloſſene Hände ſich heben und gleich den Händen des Prieſters ihre Spitzen aneinanderlegen. Der weſtliche Chor und die Seitenkapellen ſind ganz gothiſch-germaniſch. Da ſteht man nun als Sohn einer ſo ſehr klugen, ſelbſtbewußten Neuzeit und will in ſolchem Bau die durchgreifende, folgerichtige Idee eines einzelnen Styls, die individuelle Geiſtesart eines einzelnen hochbegabten Kopfes auffinden! Während das alles inſtinctartig nach dem Drang der Jahrhunderte, gleich unſeren mittelalterlichen Heldengedichten, objectiv und als Werk der Maſſen und des allgemeinen Geiſtes der dieſe beſeelte, ſich ſchuf und geſtaltete.

Auch die Schickſale muß man hinzurechnen die ſolch altes Bauwerk durchlebte. Sechsmal iſt der Mainzer Dom von der Flamme ausgebrannt. Stürme haben das Außenwerk verheert, die Blitze des Himmels die der thörichte Aberglaube bei Gewittern durch Glockenläuten zu beſänftigen meinte, haben ſich durch die Schwingung der Luft eher anlocken als fortſcheuchen laſſen den Thurm zu treffen. Oftmals wurde der Tempel in Kriegsſtürmen geplündert, von den eignen Vertheidigern gegen die anrückenden Feinde in ein Bollwerk verwandelt. Das alles brachte Verwirrung in den Weiterbau des Werkes, Neuerungen und Ergänzungen, die bloße Nothbehelfe waren. Die Schweden wollten die Kirche in die Luft ſprengen, um auf ihrer Stelle eine Sternſchanze zu errichten. Schon waren die Pfeilerecken fortgebrochen; da ritt Guſtav Adolf ſelbſt herbei, ſah das alte Gotteshaus und verſchonte es. Aber er lenkte ſein Pferd mitten hinein, ließ es aus dem Weihbecken ſaufen und ſchlug, zum Zeichen daß er es könne wenn er wolle, mit eigner Hand aus den Pilaſtern einige Stücke heraus. So ſagt die Mähr und die Leute zeigen noch heute dieſe Schwedenhiebe. Am meiſten litt der Dom, nicht als ſich Mainz den Franzoſen unter Cüſtine ergab, ſondern als es die Preußen unter Kalkreuth mit Sturm wiedereroberten. Die Wuth der Deutſchen daß die große Grenzfeſte des Reiches gefallen war, ſchien ſich an der Stadt ſelbſt Luft machen zu wollen; man weiß daß nur als Ausnahme, nur auf ausdrückliche Verwendung des Prinzen Louis von Preußen das Haus des Weltumſeglers Forſter verſchont ward. Der deutſche Patriotismus gegen die Republik hatte plötzlich einen Anſtrich von Vandalismus und ergab ſich doch in dem Feldzuge des Herzogs von Braunſchweig als ſehr machtlos. In den nachfolgenden Jahren iſt der Dom mit ſeinen 14 Altären und 20 Nebenkapellen ſehr leer und wüſt geworden. Nach dem letzten Brande 1797 war er mehrere Jahre lang ein Futtermagazin, ein Schlachthaus für die Garniſon der Republikaner. Nur ſo, indem man den Tempel nutzbar machte, entging er in der Zeit des Umſturzes der Zerſtörung. Napoleon wurde dann ſein Retter und Erhalter. Aber noch im Jahre 1813 diente er 6000 Franzoſen zur Zuflucht die ſich hinter ſeinen Mauern verbarricadirten.

So haben die Dome, dieſe parteiloſen Häuſer Gottes, dieſe Freiſtätten und Aſyle, immerfort im Aufbau wie in der Zerſtörung den Wandel der menſchlich bürgerlichen Exiſtenz mitdurchlebt, — eben ſo wie die Religionen, die Offenbarungen des Herrn, mit durch die Labyrinthe der menſchlichen Leidenſchaften und Begierden wandern mußten. Und Mainz, ſo vielgeprieſen und vielgeſchmäht faſt wie weiland Helena, war jeder Zeit ein begehrenswerther Punkt. Schon die Römer hatten den Werth des Platzes erkannt. Von den 50 Caſtellen die Druſus am Rhein erbaut, ſtand

Digitized by Google

bier das letzte und ſtärkſte, der Käſtrich. Drüben bei dem Dorfe Zahlbach ſieht man auch noch die alten Pfeilerreſte einer römiſchen Waſſerleitung, und der vielbeſprochene Eigelſtein auf einer Baſtion der Citadelle, — wie das Eigelthor in Köln, wie der Ygel bei Trier, nach dem römiſchen Adler benannt, der als Ganymed auch wohl ein Sinnbild der Unſterblichkeit ſein konnte, — gilt für des römiſchen Feldherrn Grabdenkmal. Das nächſte Fundament für Mainz war geiſtlich; nach der Zeit der verwüſtenden Vandalenzüge gründete Winfried-Bonifacius hier das Bisthum. Aber man erkennt an Mainz nur wenig dieſen geiſtlichen Urſprung; es war und blieb ein Zankapfel kriegeriſcher Parteien. Nach einer Eroberung durch Adolf von Naſſau baute es ſich immer mehr als Feſtung aus. Im dreißigjährigen Kriege ward es der Schauplatz aller Parteien. Die Schweden errichteten die Guſtavsburg, die Kaiſerlichen die es wiedereroberten, ließen die Bollwerke von italieniſchen Baumeiſtern verſtärken, was die Franzoſen doch nicht abhielt ſich abermals zu Meiſtern des Platzes zu machen. Vierzig Jahre nach dem weſtfäliſchen Frieden war Mainz ſchon wieder in ihrer Hand bis es Sachſen und Baiern zurückeroberten. Von der Revolutionszeit ſprach ich ſchon. An Cüſtine ergab ſich Mainz im October 1792 ruhig und ohne Schwertſtreich, bis es Kalkreuth im Juli des nächſten Jahres mit Sturm nahm. Deutſchland behauptete es aber nicht, ſchon 1794 ward es von den Franken eingeſchloſſen bis Clairfait es wieder mit Sturm gewann. Bei dem großen Brande der es 1797 verwüſtete, ward es von dem franzöſiſchen Heere ausgehungert und verblieb im Lüneviller Frieden den Feinden des Reiches. Nach abermaligen Blokaden in den Jahren 1813 und 1814 beſtimmte endlich der Wiener Congreß die Stadt dem Großherzogthum Darmſtadt, die Feſtung zur Bundeswarte gegen den Weſten. 8000 Mann Bundestruppen, halb Öſtreicher, halb Preußen, garniſoniren in Mainz und vertreten hier die deutſche Eintracht die ſich freilich unter den Soldaten in den Schenken wenig bewährt. Öſtreich liefert die Artillerie, Preußen das Geniecorps; Gouverneur und Commandant werden abwechſelnd von jeder Macht zu gleicher Zeit ernannt.

(Beſchluß folgt.)

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Wien, d. 17. Februar.

[Politik und J. Lind, Noth und Luxus, Bock und Panſch, Schwefeläther und Literatur.]

Wäre es nicht zweckmäßig eine Aſſecuranzanſtalt für Berichte in Zeitblättern zu errichten? Wir haben hier Aſſecuranzen für Menſchen und Vieh, gegen Schiffbrüche, Hagel- und andere Schläge, gegen Nieten in Staatslotterien; warum ſollte man nicht auch Zeitberichte für periodiſche Blätter vor Elementar- und andern Ereigniſſen ſicher ſtellen? Ich habe Ihnen am Schluſſe des Jahres ein Chronikblatt zugeſendet, wenigſtens zu einem Hundertheil ſo lang als eine Petition des engliſchen Volkes; aber Schneeſtürme, Bergſtürze und Gott weiß welche menſchliche und unmenſchliche Ereigniſſe verrannten dem harmloſen Blatte den Weg in die Leerchenſtadt, und Wien war für das belletriſtiſche „Europa" einen Monat lang gar nicht mehr auf dem Erdball! Ihre Leſer verloren dadurch eine große Bilanz der Ereigniſſe des abgewichenen Jahres, eine Erſcheinung am Himmel, und mehrere auf der Wiener Erde, während ich vergebens meine Augen anſtrengte, um in der kleinſten Perlſchrift, deren Entzifferung Ihnen ſo wenig Mühe macht, mein Heroldsamt zu erfüllen. Ich knüpfe jetzt an meinen glücklichern Bericht vom 17. Januar die Fäden des laufenden Jahres. Sprechen wir zuerſt von politiſchen Ereigniſſen die hier große Theilnahme fanden. — Krakau ward nach manchem Zögern doch in den öſtreichiſchen Zollverband aufgenommen. Die öſtreichiſche Regierung machte dabei dem preußiſchen Kabinette mehr Zugeſtändniſſe als unſer Gewerbs- und Handelsſtand einräumen wollte. Die Regierung hat alles angewendet, um jeden Mißton zu verbannen den die Harmonie zwiſchen beiden Kabinetten zu ſtören drohte, und ihre verſöhnende Politik verdient Anerkennung. — Die Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter in Ungarn ward in dieſem Lande mit großer Befriedigung, in Böhmen aber mit Trauer aufgenommen, da ſich der junge Prinz hier einer großen Popularität erfreute. — Das langerſehnte Actenſtück über die agrariſchen Verhältniſſe in den deutſchen, böhmiſchen und galiziſchen Provinzen iſt endlich erſchienen. Mögen die Millionen, die am meiſten dabei betheiligt ſind, dieſem Geſetze nur einen Theil der ungeheuern Weihrauchmaſſe ſpenden, welche gewiſſe Blätter darüber aufflammen laſſen. — Die Löſung der preußiſchen Verfaſſungsfrage hat hier mehr Aufmerkſamkeit erregt als Sie glauben. Gewiſſe Kreiſe in hohen und mittleren Regionen verſuchten ſogleich alle Künſte der Hermeneutik an dieſem wichtigen Actenſtücke. Es ward bei Tag und Nacht emſig ſtudirt, wie es eine wichtige Urkunde der Zeit verdient. Daß es in den Höhepunkten der Diplomatie Aufſehen machte, daß es überraſchte, erfuhr ich aus guter Quelle. Die Wiener Zeitung brachte das Document ohne allen Aufſchub einen Tag nach dem Eintreffen der Preußiſchen Allgemeinen. Mit Verwunderung ſieht man, wie lakoniſch, wie geheimnißvoll die uns zukommenden Blätter ſich über die Aufnahme dieſes Actenſtückes in Berlin äußern. Doch die Schleier werden

Digitized by Google

reißen, und wir werden bald die Stimmen vernehmen, denen man gespannt entgegenlauscht. — Die Aufstellung russischer Truppen an den Grenzen von Krakau hat unangenehm berührt, sehr viel Besremden aber erregte es daß die Krakauer Zeitung die russischen Truppen vor ihren Augen nicht sehen will, sie vielmehr zu Nebelphantomen u. dgl. zählt! — Ich gehe jetzt zur Musik über. Für den Palatin ward in der Kapuzinerkirche Mozarts herrliches Requiem ausgeführt. In einer andern Kirche hörten wir ein Todtenamt vom Hofvicekapellmeister Randhartinger. Die Lind hat seit meinem letzten Berichte so gewaltige Eroberungen gemacht daß der Enthusiasmus für sie den Gipfelpunkt erreichte. Sie hat in der Nachtwandlerin gesungen und neue Kränze gewonnen, die der Regimentstochter noch nicht erblühten. Auch sang die schwedische Nachtigall bei Hofe, und mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit in mehreren Concerten. Der treffliche Künstler Karl Radnitzki, der bereits mehrere Kunstwerke lieferte, gravirte auf Anregung der zahlreichen Lindenthusiasten eine Medaille. Der Revers zeigt das Porträt der Künstlerin, der Revers gibt ein lebendiges Zeugniß, bis zu welcher Höhe des Unsinns sich Leute verstehen, die taub für die ernsten Mahnungen der Zeit, kraft- und muthlos, wenn es höhere Zwecke gilt, selbst jener Begeisterung, deren sie noch fähig sind, einen verzerrten Ausdruck geben. Urtheilen Sie selbst, der Revers zeigt einen Schwan mit einem Lorbeerkranze, darüber ein Stern mit der Inschrift: Nescit occasum(!) Unterhalb die Worte: der hohen Künstlerin ihre begeisterten Verehrer. Der Künstler fühlte wohl die Fadaise dieser Inspiration der Lindenthusiasten, denn während der Revers nichts zu wünschen übrig läßt, und in lebendiger Auffassung und tadelloser Durchführung ein Meisterstück bietet, kränkeln Schwan, Lorbeer und Stern des Reverses an der schalen Übertreibung der phantasielosen Lindschwindler. Ein Exemplar der Medaille in Gold wird nächstens der Sängerin übergeben werden. Man bereitet große Heimlichkeiten zu diesem Akte. Eine Bewunderungsadresse, unterschrieben von poetischen und unpoetischen Enthusiasten, soll der schwedischen Nachtigall bei dieser Gelegenheit überreicht werden. Die Subscribenten drängen sich in athemloser Hast, in sich überstürzendem Eifer zur Theilnahme an dieser Manifestation, während man vor Kurzem für eine Adresse an die bedrängten Schleswig-Holsteiner nicht mehr als acht Unterschriften auftreiben konnte, und sie wegen dieser Armuth an ächter, pflichtmäßiger Begeisterung unterdrücken mußte! Ich schätze, ich bewundere das Talent der Lind, ich freue mich daß sie die Anklagen welche fade Recensenten ihrem Herzen auflasteten, so glänzend widerlegte, aber diese Übertreibung, diese mänadenhaften Verzückungen für eine Sängerin, während bei großen nationalen Interessen alle Spannkraft, aller Schwung und Adel der Gesinnung fehlt, entmuthigt die Seele und erfüllt sie mit gerechtem Unmuth. — Meverbeer erfreut sich neben der Lind großer Aufmerksamkeit. Der Meister ist sehr gütig, und bescheukt manchmal auch eine unbedeutende Production, die sich an ihn drängt, mit aufmunterndem Beifall. Der wackere Männergesangverein veranstaltete ihm zu Ehren eine Privatproduction, wobei auch zwei Chöre des berühmten Gastes mit gewohnter Meisterschaft vorgetragen wurden. Die Proben „der Vielfa" — diesen Namen ethielt das Feldlager in Schlesien in der censuramtlichen Umtaufe, — haben bereits begonnen. Sie fanden vor einem vollen Hause Statt. Man drängt sich dazu, man scheut kein Opfer für die Eroberung eines Platzes. Eine Gräfin soll für eine Loge in der ersten Vorstellung 100 Fl. C.-M. vergeblich geboten haben. Ich war so glücklich die k. k. Kanonen, die bei dieser Oper im verkappten Feldlager Friedrichs des Großen figurieren, unentgeldlich — vor dem Theater — zu sehen. Der Meister entfaltet bei den Proben große Strenge, sein so feines Ohr wird schwer befriedigt. — Flotow's Stradella wird im Kärnthnerthortheater unter Leitung des Componisten vorgeführt. Erl übernahm den Part des Barbarino, und gab der Oper den Reiz der Neuheit. Das Trinklied mußte dreimal wiederholt werden. Unter den Concerten war eine Wohlthätigkeitsakademie, die Saphir veranstaltete, sehr zahlreich besucht. Die Damen Lind, Neumann, Rettich, die kleine Violinspielerin Neruda, die Herren Staudigl, Dilt, Dalle Aste und Saciq wirkten mit, und Saphir gab eine Vorlesung. — Auch in einer Akademie welche der schwedische Musikdirector Berwald veranstaltete, glänzte die Lind. Herr Mertier de Fontaine, ein Virtuose auf dem Klavier, der sich in der virtuosenfeindlichen Zeit bedeutende Anerkennung erobrte, wirkte mit. Die Compositionen des Herrn Berwald fanden kein geneigtes Ohr. — Im Burgtheater ward ein neues uraltes Stück gegeben. „Die Holländer", von weiland Beck, verarbeitet von Karl Lebrun, wackelten über die Bretter, die über die Erschreinung aus der Rumpelkammer so betreten waren wie das von Langeweile gesolterte Publikum. Ihnen folgte „der Erbgraf", Lustspiel in fünf Aufzügen von Panasch. Dieser Dichter hat viel Talent und wenig oder vielmehr gar kein Glück. Panasch bewies durch seinen kräftigen, trefflich gegliederten Albein, durch seine poetische „Clemence Jsaure", das Lustspiel „die Wette", und das kleine Drama „die Christnacht" einen schönen Beruf zu dramatischen Gestaltungen. Seitdem hat er mehrere große Stücke geschrieben, die von Kennern gelobt werden, die aber an den vielzackigen Klippen der Censur scheiterten. Sein Unstern wollte es daß gerade eine zeitwidrige Arbeit wie dieser Erbgraf nach langem Ringen auf die Bühne kam. Das Stück enthält manche komische Situation, und eine schöne Sprache, dürfte jedoch zweckmäßig gekürzt und mit weniger Naivität aus der Zeit der Troubadours ausgestattet, einen bessern Erfolg haben. — In der Josephstadt übt Döbler durch seine optischen Vorstellungen eine bedeutende Anziehungskraft. Hier sahen wir ein Lustspiel: „Sie ist eifersüchtig" von Ludwig Eckart, — dem Prätendenten der Karlsschüler, möchte ich sagen, da er behauptet Laube habe ihm diesen Stoff, den er ihm bei seiner Anwesenheit in Wien, als Entwurf mittheilte, aus dem Munde oder aus dem Kopfe genommen. — Das Lustspiel, das wir sahen, liefert den Beweis daß Hr. Eckart für eine bedeutendere Arbeit noch nicht reif ist. — Ebendaselbst gab man „Jurist und Poet", Schwank von August Schilling. In der Leopoldstadt, wo Director Carl dem Lustspiele sehr viel Aufmerksamkeit widmet, rauschte ein ganzer Reigen neuer Stücke über die Scene, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen. — An der Wien wurde ein neues Stück „die Caricaturen" von Friedrich Kaiser angekündigt, das sich heim glänzenden Lichte der Theaterlampen als ein altes Product des Verfassers zu erkennen gab. Das Kind lockte mit einem frischen Taufnamen, und dem Beisatze „zum ersten Male" ausstaffirt, seiner noblen Bestimmung gemäß, das Publikum in großer Zahl herbei. Derlei Täuschungen erlaubt

Digitized by Google

man ſich hier oft genug, Directoren und Verfaſſer unternehmen ſie mit bewundernswürdiger Einſtimmigkeit, die ſonſt ſo ungemein ſittliche Cenſur hat nichts dagegen, und ſo iſt es blos das Publikum, das für ein neues Stück bezahlt und mit einem verwitterten regalirt wird. Der erſte Akt dieſes Stückes gefiel, der zweite ſchielerte. —

Die Verſuche mit Schwefeläthergämpfen werden wohl nirgends in ſo großer Anzahl und bei ſo vielfeitigen Krankheitserſcheinungen gemacht als hier. In allen Spitalern wird nach dieſer für die Menſchheit unbezahlbaren Methode operirt. Perſonen die ihre körperlichen Gebrechen lieber in ein frühes Grab nehmen als ſich den ſchmerzlichen Eingriffen der chirurgiſchen Inſtrumente ausſetzen wollten, unterwerfen ſich jetzt freudig der Einwirkung der Ätherdünſte, und werden von ihrem Übel, von der Qual des ſeelenerſchütternden Schmerzes durch einige Athemzüge befreit. Alle unſere Blätter ſind voll von Ergebniſſen dieſer göttlichen Erfindung, die ſich auf's glänzendſte bewährt. Wie wohlthatig ſie ſelbſt bei Operationen wirkt, welche längere Zeit brauchen, wie ſie gefahrliche Folgen der Unverſichtigkeit entwaffnet, möge ein Beiſpiel bewähren. Im allgemeinen Spitale das an Umfang und Bewohnerzahl eine Stadt der Kranken genannt werden kann, ward an einem Frauenzimmer eine Operation des Unterliefers vorgenommen, die gewöhnlich in Folge des gewaltigen Schmerzes tödlich wird. Mitten in der Operation brach die Säge des Operateurs, und da keine Reſerveſäge auf der Abtheilung vorhanden war (!!) verging ein beträchtender Zeitraum bis das zerbrochene Inſtrument wieder nothdürftig in Stand geſetzt war. Die Kranke hatte, Dank den Ätherdünſten, den unverantwortlichen Mangel einer Reſerveſäge nicht zu büßen. Holde Träume entrückten ihr beinahe eine Stunde lang die Einwirkung des Schmerzes, der bei ſolchen Fällen gewöhnlich den Starrkrampf herbeiführt. — Im Joſephinum hält Profeſſer Raiſil vor Damen und Herren Vorleſungen über die Ätherdünſte, wobei Verſuche an Geſunden gemacht werden. Vielleicht wird dieſe Erfindung noch andere große Folgen haben, vielleicht wird ſie ſogar die Sitten großer Operateurs mildern, weil keine Schmerzenslaute, die ſie nicht brachten dürfen, mehr an ihr Herz ſchlagen. Wie mancher große Chirurg hin und wieder mit der unbewachten Zunge tödtet, wo ſeine Hand nicht zu helfen vermag, möge ein Verfall beweiſen, der ſich vor einigen Wochen hier zutrug. In einem der hieſigen kleinern Spitäler wurde einem berühmten Operateur ein Kranker vorgeſtellt, der ein Übel im Geſicht hatte. Der Profeſſer warf einen Blick auf den Patienten und ſagte ganz laut: „da müßte man den Kopf abſchneiden!" Bald darauf ward der Kranke, der frei im Hauſe herumging, vermißt. Man forſchte, wo er hingekommen, und fand ihn endlich in einem Winkel des Hauſes entſeelt an der Wand hängen. Der hoffnungsloſe Orakelſpruch des Arztes hatte ihn zum Selbſtmord getrieben.

Schon machte der Winter Miene uns zu verlaſſen, ſchon brach der kryſtallene Panzer der Donau und ſetzte ſich in unzähligen Fragmenten in Bewegung, als ſtark eintretende Fröſte ihn wieder der falſchen Nymphe feſt um die Bruſt ſchnallten. Für unſere Armen iſt das ſehr ſchlimm. Im erſten Jahresmonat fielen zehn Selbſtmorde vor, ſieben Perſonen ſtarben nach dem Todeszettel an Erſchöpfung und Entkräftung, oder, wie ich aus guter Quelle erfahren, auch an Noth und äußerſtem Mangel. Es wird viel für die Armuth geſpendet; aber bei dem Mangel aller Öffentlichkeit, alles gemeinſamen Zuſammenwirkens verhallt mancher Nothſchrei, gehen viele gute Rathſchläge verloren, durch deren Benutzung man mit den vorhandenen großartigen Mitteln das Drei- und Vierfache zu wirken vermöchte. Ein armer Weber der in der Leopoldſtadt von Haus zu Haus wandelnd ſeine drei Kinder ausbot, war ein lebendiger Trauerſignal der herrſchenden Noth, über welche das tolle Treiben des Carnevals, der Lindenthuſiaſten, der Legen- und Sperrſitzſtürmer im bacchantiſchen Taumel hinwegbrauſt. — Der Verein der adeligen Frauen veranſtaltete wieder eine Redoute, auch fand „ein Banquierball" zu wohlthätigen Zwecken ſtatt. — Von ausgezeichneten Fremden, die unſere Hauptſtadt noch beſuchten, erwähne ich den Dichter Freiherrn von Eichendorf, Anaſtaſius Grün und den Herzog Paul von Würtemberg, der ein Reiſewerk hier zum Drucke vorbereitet. — Große Heiterkeit erregte die Art und Weiſe, wie die hiſtoriſch-politiſchen Blätter in einem der neueſten Hefte unſere Dichter Grün, Lenau, Hartmann und Meißner zu betiteln beliehen. Da es ſich hier von gottleſen Poeſen handelt, ſo reihe ich einen kleinen Vorfall als Seitenſtück hier an. Der Secretär der Concordia, eines Vereins von Schriftſtellern, wurde unlängſt vor die Schranken der Polizei beſchieden. Man ließ, hieß es hier, in der Concordia politiſche Gedichte vor: darüber wollen wir kein Wort verlieren; denn das iſt eine Krankheit der Zeit; allein man trägt auch Dichtungen vor, worin die Geiſtlichkeit angegriffen wird (!) und das wird auf's ſtrengſte verboten!

Aus Berlin, d. 16. Februar.

[Die allgemeinen Stände; Preuſſe.]

Ich habe eine Weile gewartet um mein reichsſtändiſch conſtitutionales Herz zu ſondiren und ihm die gehörige Stimmung abzulauſchen, ein Wort des Ernſtes über den 3. Februar zu ſagen. Aber ich weiß nicht woher es kommt, mit iſt ſo ſauerſüß zu Muthe daß ich ſelber zweifle, ob dieſe krankhafte Laune zurückgetretenes Conſtitutionsleiden oder verhaltener Faſchingskitzel iſt. Und ich fühl' es wohl daß dies nicht die Art iſt mit der man die nach vierundbreißig Jahren eingetretene Erfüllung einer ſo feſtbaren Verheißung begrüßen ſollte, aber wer kann gegen eingewurzelte Gewohnheiten! Faſtnacht kommt alljährlich und wenn man einige dreißig Jahre gewartet, iſt man ſo matt und überhungert daß man nach der Sättigung wirklich auerufen möchte: weiß ich doch nicht, wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll! — Ich meines Theils kann noch immer an der Form der Verfaſſung herum und kann mit dieſer Regula de tri des Herren-, Bürger- und Bauernſtandes noch nicht recht geläufig rechnen. Die Anſätze ſind aber auch ſo verſchiedenartig! Bald wird zuſammen abgeſtimmt, bald nach einzelnen Kammern, — verzeihen Sie dies unreichsſtändiſche Wort! Sodann das den Unterthanen nicht, den Ständen aber als ſolchen geſtattete Petitionsrecht! Das Alles iſt im Staatsweſen noch nicht dageweſen, und wenn man deshalb ſich des neuen Geſchenkes nicht recht ſicher erfreuen kann, ſo iſt man um ſo neugieriger auf die vom 11. April ab ſich herausſtellende Praxis *). — Unſer Staatsgebäude, das

*) Um dieſe aber handelt es ſich. Der Mißbrauch an der Sache hat aufgehört, der Terrorismus der Abſtraction die ſich der Welt ge-

Digitized by Google

nun vor kurzem dieſe neue Fortification bekommen, wurde, wie wir bald in öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen, nicht zu hören (falls wir nicht Juriſten ſind), aber zu leſen bekommen werden, auf gefährliche Weiſe bedroht. Einerſeits iſt der große Polenproceß ſeinem Abſchluſſe nahe, die Anklageſchrift faſt vollendet, und andererſeits wird der Proceß gegen eine hieſige Verzweigung der Pariſer communiſtiſchen Propaganda uns lehren, inwieweit unſer ſociales Daſein einer Revolution entgegenreife oder inwieweit nicht. Einſtweilen vernehmen wir daß der hieſige communiſtiſche Verein aus netto vier Mann beſtanden habe und das läßt ſich allenfalls ertragen. — Dr. Meyen iſt übrigens, wie ich beſtimmt weiß, auf keine Weiſe in Verbindung mit der Pariſer Propaganda; der Grund ſeiner Verhaftung iſt eine Anſchuldigung von majeſtätsbeleidigendem Excerpiren oder ſtellenweiſem Vorleſen des bekannten Heine'ſchen Weberliedes. Die Denunciation rührt, wie ſo häufig, von unnützen Redensarten in einer Kneipe her, die der Regierung oder der Polizei zu Ohren gekommen ſein ſollen. Hoffentlich wird die Sache einen nicht ſo unerfreulichen Ausgang haben, als nach der ſchnellen Verhaftung des Angeklagten ſcheinen könnte. — †.

Aus Breslau, im Februar.

[Guſtav Freytag.]

— Es gereicht uns zu einer gewiſſen Genugthuung daß einer unſerer Poeten, deſſen neueſtes Product auf hieſiger Bühne mit Beifall gegeben wurde, auch in Leipzig ſo freundlicher Anerkennung ſich zu erfreuen hatte. Von Dr. Freytag deſſen „Valentine" Sie beſprachen, iſt hier ein früheres Luſtſpiel: „die Brautfahrt oder Kaum von der Reſe" und ein Band Gedichte unter dem Titel „An Breslau" im Druck erſchienen. Des öſtreichiſchen Maximilian's Werbung um die Tochter Karls des Kühnen von Burgund macht den geſchichtlichen Inhalt jenes Stückes das den bekannten luſtigen Rath des Erzherzogs mit im Titel auffuhrt. Die heitere Anmuth dieſes Dichters finden Sie auch in ſeinen lyriſchen Gedichten die wenig bekannt geworden ſind, obſchon ſie in ihrer naiven Grazie als ſeltene Erſcheinungen begrüßt werden ſollten. Beſonders hat die ergötzliche Laune Freytags die komiſche Ballade bereichert. Manche ſeiner muntern Trinklieder ſind hier componirt; es ſprudelt in ihnen eine Anakreontiſche Jovialität. Als Decent im Gebiete altdeutſcher Poeſie mit unſern alten Sagenkreiſen vertraut, hat Freytag im Nibelungenmaße auch das Feld der Legende glücklich angebaut. Der jetzigen Lyrik und dem jetzigen Drama iſt bei ſo viel Coquetterie und geſpreiztem Schwung faſt der freie fröhliche Athem verſagt und es iſt doppelt erfreulich einen neuen Vertreter ſchleſiſcher Naivität mit Glück auftreten zu können. In der gelehrten Welt iſt Freytag durch eine Diſſertation über die dichteriſche Nonne Roswitha bekannt.

δ.

[Aus einem Briefe Friedrich Hebbel's, Wien d. 28. Januar.]

Eine Notiz in dem Frankfurter Converſationsblatt, die mir geſtern Abend im Leſeverein zu Geſicht kam, belehrt mich daß bei der Mittheilung eines Bruchſtücks aus meinem „Moloch" eine Anmerkung über die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee nicht überflüſſig geweſen wäre, die ich nur unterdrückte, weil ich ſie dafur hielt. Es iſt mir gar nicht eingefallen, durch mein Stück den Zug der Cimbern und Teutonen zu motiviren, wie dieſes Blatt conjecturirt, denn ſogenannte hiſtoriſche Dramen, die ſich nach einer der Gegenwart völlig abgeſtorbenen Vergangenheit umwenden und dem Anerſtehungswunder im Thal Joſaphat zuvorzukommen ſuchen, ſind für mich teſtimonia des grundlichſten Mißverſtehens der dramatiſchen Kunſt und ihres Zwecks. Ich will darin den Entſtehungsproceß der bis auf unſere Tage fortdauernden, wenn auch durch die Jahrhunderte beträchtlich modificirten religiöſen und politiſchen Verhältniſſe veranſchaulichen und mein Held iſt der auf dem Titel genannte. Rom und Karthago bilden nur den Hintergrund, wie zwei ſich kreuzende Schwerter, und auch die deutſchen Urzuſtände ſollen nur die einer Darſtellung die ſich nicht in's Verblaſene verlaufen will, nöthigen Farbenkörner hergeben. Im Übrigen aber werden mir die hiſtoriſchen und traditionellen Überlieferungen, die dem Nachgelebten in den Sinn kommen mögen, wenn ihm mein Stück unter die Augen geräth, ſo viel gelten als ſie dem Dichter, der das Weſen des Geſchichtsproceſſes erfaßt hat, nach meiner mit hinreichenden Beweiſen unterſtützten Entwicklung in einer Vorrede und einer kleinen Schrift gelten dürfen, nämlich Nichts. Die Kühnheit der Combinationen, die ſich auf meinem Standpunkt ergeben, mag befremden, aber er iſt mir noch nie widerlegt und nur ſelten verſtanden worden, und es handelt ſich ja eben um eine neue Form. — Ich habe die letzten drei Jahre zum größten Theil in Frankreich und Italien zugebracht, und ſtehe im Begriffe die künſtleriſchen Reſultate dieſes Aufenthalts, ſo weit ſie aus mir hervorgearbeitet ſind, zu veröffentlichen. Ich habe zunächſt ein Luſtſpiel: der Diamant, das freilich ſchon vor funf Jahren geſchrieben, jedoch erſt in Neapel bis in die letzten Kleinigkeiten vollendet wurde. Es iſt nach meinem Gefühl die eigenartigſte meiner Productionen, eine Komödie, die ſich frei von ſelbſtändig, wie die Tragödie, dem Univerſum gegenüberſtellt und den Dualismus deſſelben auf eigner Hand zu bewältigen ſucht. Dabei iſt es durchaus bühnenfähig, aber freilich ſo wenig Parodie als Sittengemälde, und darum auf einen Maßſtab angewieſen den es, der Maſſe unſerer Kritiker gegenuber, ſelbſt erſt wird erzeugen helfen müſſen. Ich habe ferner einen Band neuerer Gedichte, und darunter ein Buch Epigramme. Davon theilte ich: Liebeszauber, Frühlingsopfer, Venerabile u. ſ. w. bereits im Morgenblatt mit, muß mir aber mit künſtleriſchem Schmerz eingeſtehen daß die geringeren, die Epigramme, in denen ich neben einiger Poeſie das Specielle meiner Lebens- und Weltanſchauung mit möglichſter Ausſchließung blaſenhafter Einfälle des Moments niederzulegen ſuchte, ſie an Wirkung übertroffen werden. Ich habe endlich, um nur von dem wirklich Fertigen zu reden, hier in Wien zwei neue Trauerſpiele abgeſchloſſen; das eine: Ein Trauerſpiel in Sicilien, ganz; das zweite: Julia, bis auf die Schlußſcene. Beide natürlich in ſtrengſter Feſthaltung meiner Lebensaufgabe, den gegenwärtigen Weltzuſtand, wie er iſt und ward, darzuſtellen. Das Trauerſpiel in Sicilien veranſchaulicht die ſchrecklichſte Seite des Polizeiſtaats: daß die Werkzeuge ſich zuweilen umbiegen, und zugleich die Extreme der Beſitzfrage. Die Julia vergegenwärtigt die Stellung des

---

genüberſtellte iſt beſeitigt. Es kommt jetzt auf die bürgerliche Praxis an, und auch dieſe will erſt gelernt werden. D. Herausg.

Digitized by Google

außer der Gesellschaft geborenen Menschen, indem sie in einem der drei Hauptcharaktere den Sohn des Verbrechers vorführt, und auf der entgegengesetzten Seite stellt sie dar, wie ein verfallenes Menschenleben sich, in unaufgedrungener Anerkennung schwerer Selbstschuld, der sittlichen Idee zur unbedingten Verfügung als Sache dahingibt und das Personeneureckt schon vor dem Tode opfert. Bei Ihnen bin ich nicht der Gefahr tendenziöser Andeutungen ausgesetzt. — Verzeihen Sie diese Weitläufigkeit über mich selbst. Aber es gibt Punkte über die man sich ganz aussprechen oder schweigen muß. Sie kennen meine literarische Position, Sie wissen wie sehr gerade das in meinen Arbeiten was ich aus guten Gründen für das punctum saliens halte angefochten wird, und Sie ermessen schon aus der kurzen Charakteristik meiner nächsten Productionen daß auch diese der Mißdeutung ausgesetzt sein werden. Was man mir in ästhetischer Beziehung ab- oder zuspricht, hat mich nie angefochten, wie sich von selbst versteht, denn niemand kann seine Kräfte erhöhen, und es genügt, wenn sie nur nicht so unbedeutend sind daß die Cultivirung selbst für Anmaßung erklärt werden kann. Dagegen haben mich die unverdienten sittlichen Schmähungen, die aus totalem Mißverständniß der Zeitaufgabe überhaupt und meines sehr bewußten Verhältnisses zu ihr hervorgingen, tief verletzt, und das ist begreiflich, da hier Zurechnung stattfände. Wenn diese Schmähungen nun noch obendrein, wie es begegnete, von Leuten kamen, die das was ich thatsächlich zu leisten bestrebt bin durch Proclamationen als ihr eigenes Wünschen und Wollen angesprochen hatten, und ich auf solche Weise nach einem Gober hingerichtet wurde der vorher feierlich bei Trompetenschall für veraltet erklärt werden war, so ging das etwas weit. Es ist natürlich daß ich gleicher Unbill für die Zukunft vorzubeugen suche und die mir gebotene Gelegenheit ergreife öffentlich den Thatbestand auseinanderzusetzen.

[Friedrichs des Großen Werke.]

So sind denn nach König Friedrichs Vollendung der Histoire de mon temps und nach Beginn seiner Mémoires de Brandebourg grade hundert Jahre verstrichen und wir erhalten jetzt mit der Jahreszahl 1857 auf dem Titel des ersten Bandes die erste würdige, sorgfältige und möglichst vollständige Ausgabe der Werke des großen Königs. Ich sage möglichst vollständig, denn manches bleibt und dennoch entzogen. Der Dialog der Todten zwischen Madame de Pompadour und der Jungfrau Maria ist durch die frühern Herausgeber vernichtet worden. Friedrichs politische Testamente aus den Jahren 1752 und 1768, beide von ihm eigenhändig aufgesetzt, beide zweifelsohne bei dem Drange verhängnißvoller Augenblicke in denen sich Friedrich befand, psychologisch interessante Stücke, sind weder je veröffentlicht, noch werden sie jetzt dem Publikum übergeben werden. Eine höhere Autorität, sagt Professor Preuß, hat die Mittheilung derselben für nicht angemessen erachtet. Dagegen wird die 1758 aus dem Hauptquartier unterm 10. August an den Prinzen Heinrich gerichtete „testamentarische Bestimmung", sowie das Testament des Königs vom 8. Januar 1769 jetzt dem Drucke übergeben werden. Auch ist Hoffnung vorhanden den elf Bände starken Briefwechsel zwischen Friedrich und seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Baireuth, zu erhalten. Dagegen wird der Briefwechsel zwischen Voltaire und dem Könige nicht bereichert werden. Voltaire war bekanntlich drei Jahre lang in Potsdam anwesend. Seine Billette an Friedrich während dieses Aufenthaltes sind noch vorhanden, allein es gelang Hrn. Preuß nicht von der Familie des letzten Besitzers Aufschluß über dieselben zu erlangen. Eben so vergeblich waren die sorgfältigsten Bemühungen den Briefwechsel mit Jugendfreunden des Königs, mit Lord Baltimore, Manteuffel, Keyserlingk, mit der Landgräfin Karolina von Hessen-Darmstadt, mit der Königin Juliane von Dänemark, mit Signora Barberini, der nachherigen Frau von Cocceji, für die Sammlung ausfindig zu machen. Unter den Privatpersonen die für Zusammentreibung von Handschriften besonders Dank verdienen, werden uns eine Gräfin Itzenplitz und eine Baronin Friedländer in Berlin namhaft gemacht. Der größte Dank gebührt dem Herausgeber selbst, der zur Ergründung aller Lebensverhältnisse und geistigen Beziehungen des Königs sein eignes ganzes Leben daran gesetzt hat. Unermeßlich waren mitunter die Schwierigkeiten, den Text der königlichen Handschriften herzustellen ohne gegen objective Wahrheiten, ohne gegen subjective Treue in der Wiedergabe zu verstoßen. So offenherzig, wahrheitsliebend und gewissermaßen leutsch der König vor die öffentliche Meinung Europa's als Schriftsteller hintrat, so gewissenhaft und sorgsam er schrieb, so hat es doch nicht fehlen können daß sich Unrichtigkeiten einschlichen die er oft hartnäckig festhielt. Hier nun, in hundert kleinen Leistungen der diplomatischen Kritik, hat Preuß mit staunenswerthem Fleiße gearbeitet. Wenn er manches in der Rechtschreibung allzu ängstlich festhält, so geben wir da seiner philologischen Maxime auch billig einigen Spielraum frei. Friedrich schrieb seinen eignen Namen bis zum Juni 1737 Frederic ohne Accente; später sogar immer Fœderic. Dieser königlichen Laune hat sein Biograph nachgegeben, obschon er sonst die orthographischen Eigenthümlichkeiten seines Helden auf die Gesetze des Dictionär der Akademie zurückgeführt hat. Des Königs deutsche Orthographie würden wir bei Veröffentlichung seiner deutschen Repliken und Erlasse und nicht gern nehmen lassen, denn hier sind seine Eigenthümlichkeiten charakteristisch und geben uns einen leider entsetzenvollen Einblick in die seine französische Bildung von damals und deren gegenseitige Unwissenheit in Dingen deutscher Junge.

[Aufgabe für eine deutsche Schriftstellerversammlung.]

Eine solche stellt Dr. V. Ph. Gumposch in der Vorrede zu seiner Allgemeinen Literaturgeschichte der Deutschen, einem Leitfaden zu akademischen Vorlesungen von welchem ein erster starker Band erschien. Das Vorwort ist in München vom August des v. J. datirt und die darin angeregte Frage ist mit vertrauendem Hinblick auf die damals angesetzte allgemeine Schriftstellerversammlung erhoben. Dr Gumposch in München macht nicht allein Vorschläge zur festen Organisation eines Schriftstellervereins; er stellt einem solchen auch Aufgaben zu encyclopädischen Gesammtarbeiten. Mag die Erörterung dieser Vorschläge und Aufgaben mit der ganzen Schwere und Gewichtigkeit wie sie ein Mann der Wissenschaft in seinem Buche hier anregt, auf eine solche Versammlung, falls sie noch irgendwie stathaft, aufgespart bleiben. Es genüge hier, darauf hinzuweisen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 6. März.

Inhalt: Sociale Betrachtungen aus einem Pariser Tagebuch. 2. — Skizzen deutscher Städte, von F. Gustav Kühne. 1. Das goldne Mainz. (Beschluß.) — Neue Gedichte von Friedr. Hebbel. — Aus Prag, Venedig, aus dem Teutoburger Walde, aus Nürnberg, Bamberg und München ꝛc.

№ 10.

Sociale Betrachtungen aus einem Pariser Tagebuch.

Von **Heinrich Bernhard Oppenheim.**

2.

Ces honnêtes gens du grand monde, dont les maximes ressemblent beaucoup à celles des fripons, ces gens si doux, si modérés, qui trouvent toujours que tout va bien, parcequ'ils ont intérêt, que rien n'aille mieux, qui sont si contents de tout le monde, parcequ'ils ne se soucient de personne, qui, autour d'une bonne table, soutiennent, qu'il n'est pas vrai que le peuple ait faim, qui, le gousset bien garni, trouvent fort mauvais qu'on déclame en faveur des pauvres, qui, de leur maison bien fermée, verraient voler, piller, égorger, massacrer, tout le genre humain, sans se plaindre, attendu que Dieu les a doués d'une douceur très-méritoire à supporter les malheurs d'autrui.

J. J. Rousseau.

Je mehr ich von den Pariser Notabilitäten kennen lerne, deſto mehr beſtätigen ſich zwei Überzeugungen in mir, die eine daß es weder die wahre Charaktergröſſe, noch das wahrhaft productive Talent iſt welches heutzutage zu Ruhm und Ehre fördert; andererſeits jedoch die Überzeugung daß wir wahren Überfluß an eminenten Capacitäten beſitzen, und daß es der größte Unſinn iſt unſerer Zeit das Genie abſprechen zu wollen. Vielleicht hatte noch keine Zeit ſo viel Fähigkeiten und Kräfte beiſammen, aber es gibt Zeiten in welchen es Thorheit iſt, von den großen Geiſtern die Rettung zu erwarten, in welchen die Talente ſogar oft überflüſſig ſind. Die Talente der franzöſiſchen Revolution ſind faſt alle erſt aus den Begebenheiten aufgetaucht, die Talente unſerer Zeit zerſplittern ſich an der Verkettung der Umſtände. Die heitere Anſicht der pantheiſtiſchen Geſchichtsphiloſophie, welche in praxi leicht in den indolenteſten Fatalismus umſchlägt daß jedes Genie nothwendig ſein Ziel erreiche, findet bei dem unbefangenen Beobachter tagtäglich Widerſpruch. Wie käme es denn, daß das plötzlich auftauchende politiſche Bedürfniß meiſtens Kräfte im Überfluß vorfindet, daß hingegen Tauſende wieder auf dem Wahlplatz der Politik verbluten für eine gute Sache welche die Gerechtigkeit vielleicht krönt, die Geſchichte aber verwirft? Wiederum mag auch manche große Zeit ein kleines Geſchlecht gefunden haben. — Die Frage iſt hundertmal aufgeworfen worden, ob die bedeutenden Menſchen ihre Zeit machen, oder ob die Ereigniſſe den Menſchen erſt ihre Bedeutung verleihen. Die kurzſichtige Geſchichtsphiloſophie, welche weiter nichts iſt als eine Paraphraſe des Phantoms einer »himmliſchen Gerechtigkeit hienieden,« und weiter nichts thut als die Weisheit der Abſichten einer göttlichen Vorſehung ſo zu erklären daß ſie die Nothwendigkeit des Vergangenen aus ſeinen Reſultaten in der Gegenwart beſtimmte, als ob dieſe immer ganz vortrefflich, ja das Beſtmögliche wäre, weil ſie uns beſſer ſcheint oder iſt als die Vorzeit, — dieſe fatte und dumm zufriedene Weltanſchauung half ſich oft — den erwähnten Problemen gegenüber — mit einer ſpitzfindigen Diſtinction zwiſchen *Genie* und *Talent*, ohne in der That eines dieſer beiden je zu definiren. Sie denkt: mancher Cicero der Bierbank verkümmert, in manchem Schuſter mag ſchon ein Jacob

Digitized by Google

Böhme geſteckt haben, oder ein Scipio in dem Schloſſergeſellen, aber das ſind bloße Talente, — ein Genie, ein Napoleon, ſagt ſie, ringt ſich immer durch! — Sie ſprach das, die altkluge Weltweisheit, und man ſprach es ihr nach. Auch dieſer philoſophiſchen Weisheit wird von den Thatſachen in's Geſicht geſchlagen. Wo ſteckt der Unterſchied zwiſchen Genie und Talent? Etwa in der Qualität? — Eine jede Kraft iſt ſpecifiſch von der andern unterſchieden! — Oder in der bloßen Quantität? — Dann eben hört der Unterſchied auf, ein ſpecifiſcher zu ſein, und das Recht welches der großen Kraft zuſteht, müßte verhältnißmäßig auch der kleineren zukommen, dann wäre eben der einzige Unterſchied ſo auszudrücken: Genie iſt was ſich nothwendig durchringt; Talent — was untergeht oder untergehen kann! — Mit dieſer hinterherlaufenden Entſcheidung der Frage, dieſer Unterſcheidung a posteriori, die keine iſt, iſt denn auch jeder wahre Maßſtab hinweggenommen. Und in der That, warum ſollte man dem Zufall nicht ſein Recht laſſen? oder vielmehr ſein Unrecht! — Freilich wenn man voraus (a priori) darüber einig iſt, alles Beſtehende vortrefflich zu finden, wird man die Ungerechtigkeit des Glückes wegzuleugnen ein Intereſſe haben. — Heutzutage ſitzen lauter halbe und zweifelhafte Capacitäten am Ruder. — Und auch das ſteht feſt: Wo das Geld herrſcht, herrſcht auch das blinde Glück. Das iſt ſo wahr daß unſer auf die Spitze getriebenes Geldſyſtem ſogar in Handel und Wandel das Spiel prädominiren läßt, und daß die größten Reichthümer nur durch glückliche Chancen zuſammengerafft werden, kaum durch wohlausgerechnete Speculationen, am wenigſten durch eine geregelte, ausdauernde Thätigkeit. Und gar der welcher wirklich arbeitet, bringt es nie zu etwas! — Das ſind lauter ganz einfache Wahrheiten, und vielleicht nur deshalb überſehen, weil ſie ſo einfach ſind. — Machen wir einen ſtatiſtiſchen Überſchlag über die Nobilitäten hier in Paris (oder wo man ſonſt wolle!) und man wird finden daß die bedeutende Majorität derſelben den vornehmſten und reichſten Ständen angehört. Ein Kind aus ſolcher Klaſſe hat nur zu wollen! — Das iſt eine factiſche und ſehr gefährliche Ariſtokratie der Geburt, weil dieſelbe zugleich zur Ariſtokratie der Autorität wird und den Glauben erweckt daß die Natur den Armen nur eine halbe Seele gegeben habe. Die Ariſtokratie des Geldes hat freilich den Vorzug daß ſcheinbar leichter in ihre Reihen einzudringen ſei als in die anderen Kaſten, aber ſie hat den gemeinſamen Nachtheil mit denſelben daß ſie erblich iſt und jedes andere, jedes wahre Verdienſt überflüſſig macht, und auch den daß ſie nicht durch wahre Verdienſte erworben wird. Vergleichen wir die Hauptquartiere der irdiſchen Götter in Paris, das Faubourg St. Germain, das Faubourg St. Honoré, und die Chaussée d'Antin nebſt Rue Lafitte etc., — ſo fallen uns gewiſſe Unterſchiede gleich in die Augen. Dort der ſtolze, abgeſchloſſene Erbadel, da die höchſten Würdenträger der Staaten, und hier die Helden der Börſe. Sieht man dieſem Quartier die Geſchäftigkeit des Großhandels wohl an, ſo hat das vornehme Viertel welches von den Boulevards ab zu den champs Elysées führt, die vornehme Pracht welche den Repräſentanten von Souveränitäten wohl anſteht. Geht man von da weiter in die champs Élysées, ſo kommt man an den Wohnungen der reicheren und angeſeheneren Engländer vorbei, die ſich hier ſo zwiſchen Stadt und Land angeſiedelt haben, in das einſame und ernſte Quartier des Legitimiſtenadels, wo jedes Hôtel eine abgeſchloſſene Familienburg vorſtellt, in welcher der Geburtsadel mit allen ſeinen patriarchaliſch-religiöſen Traditionen »von Gottes Gnaden« hauſt. Die alte Weltordnung hat 1830 in Frankreich einen der ſtärkſten Siege errungen; denn ſeinen Kindern gibt's der Herr im Schlaf. Daß nämlich die zweite Revolution eines der rationellſten Völker wieder einen Erbkönig nach Geburtsrecht creiren würde, konnte in der That überraſchend erſcheinen. Mag man ſagen was man will, Louis Philipp iſt König geworden parceque Bourbon, nicht quoique, als nächſter Erbe der Vertriebenen. Der franzöſiſche Liberalismus hat ſich damals ſelber nicht weit getraut, und noch heute entdeckt man die ewige Angſt der liberalen Koryphäen vor dem Volke, auf das ſie ſich doch immer verlogener Weiſe berufen. Kein Irrthum des Auslandes iſt größer und wird raſcher vom Augenſchein widerlegt als der, daß die eigentliche Volkspartei der »großen Nation« in der Kammer vertreten ſei. Wir ſpotten ſo viel und ſo oft über die geographiſche Ignoranz der Franzoſen, welche zwar ihre 86 Departements mit allen Hauptorten, Flüſſen, Erwerbs- und Nahrungszweigen ganz genau auswendig lernen, aber die Hauptſtädte der deutſchen Staaten ſiebzehnten Ranges ſündlich verwechſeln, und doch wiſſen auch wir von ihrem innern Leben im Grunde ſehr wenig. „Les particuliers ont beau aller et venir, la philosophie ne voyage pas!“ ſagt Rouſſeau. — Freilich, die Straßen von Paris, die Tanzböden, die andern Luſtorte, Clichy, den Jardin du Luxembourg kennen wir ſchon aus den Feuilleton-Romanen, (für welche in Paris übrigens kein Menſch ſo lebhaftes

Digitized by Google

Intereſſe nimmt, als etwa der gebildete Leipziger und Berliner!), wie wir in die Schlupfwinkel der Londoner City durch Boz eingeführt ſind, — aber was wiſſen wir ſonſt noch? — In den erſten dreißiger Jahren hatte jedes deutſche Deputirtenkämmerlein ſeine Odilon-Barrot's, Mauguin's; jedes Staatlein ſeinen kleinen Polignac, die Journaliſtenverſchwörung ihren Armand Carrel ꝛc. Über dieſe Lächerlichkeit ſind wir nur dadurch hinausgekommen daß die ganze damalige Aufregung erfolglos einſchlief; aber im Verſtändniß der freien Politik haben wir keine bedeutenden, weiteren Fortſchritte gemacht. — Die franzöſiſche Oppoſition welche im Jahre der Gnade 1830 ſo plötzlich und überraſchend kühn von den Journalen ausging, iſt ſeitdem größtentheils in einem gewiſſen ungefährlichen Liberalismus umgeſchlagen, der ſelbſt auf den Katheder niſtet. „C'est du Chauvinisme!“ wie man in Paris ſagt. — Viele doctrinäre Profeſſoren, z. B. früher auch Guizot, dann Roſſi wohl am ſtärkſten, folgen dem lockenden Vorbilde des trotz ſeiner Geiſtloſigkeit bis an ſein ſeliges Lebensende als Haupt der Schule gefeierten Royer-Collard, um den dürrſten Conſtitutionalismus à la Hegel theoretiſch zu conſtruiren. Die Theilung und Mäßigung der Gewalten, die Charte-vérité, Freiheit der Perſon und des Eigenthums, der Sieg der öffentlichen Meinung ꝛc. — das Alles iſt wohl recht ſchön, und es wäre ſchon unendlich viel wenn wir es in Deutſchland nur annäherungsweiſe errungen hätten, aber für ein autonomes, politiſch ſelbſtbewußtes Volk bedürfen ſolche Phraſen, denen der enthuſiaſtiſche Student Beifall klatſcht, der näheren Beſtimmung. Die hohle Begeiſterung, der unreife jugendliche Enthuſiasmus, denen der beifallſüchtige Pariſer Profeſſor huldigt, werden freilich am leichteſten durch unbeſtimmte, aber wohltönende Redensarten geſteigert und ausgebeutelt, aber die Aufgabe des erfahrenen kälteren Mannes wäre es gerade die beſtimmte Einſicht in die objective Welt an die Stelle des blinden Gefühls treten zu laſſen. Jene ſchönen Phraſen haben ſo viel unglückliche Aber im Gefolge! Nennt ſich doch auch Thiers ein Kind der Revolution, weil er ein Kind des Volkes iſt, und derſelbe Thiers ſteht an der Wiege der Septembergeſetze, des embastillement von Paris, tritt der Wahlreform in den Weg und intriguirt à la Talleyrand! — Die Theilung der Gewalten unter dem unverantwortlichen Regenten in dem centraliſirten Staate iſt von der ſchenßlichſten Adminiſtrativwillkür begleitet, die manchmal ſogar dem Deutſchen auffällt und, was wohl noch ärger iſt, von der demüthigendſten Bevormundung der abſolut abſetzbaren Beamten. Die Freiheit des Eigenthums und die Herrſchaft der öffentlichen Meinung (abgeſehen von den perſiden Septembergeſetzen und ihrer noch perſideren Auslegung, von den Cautionen und anderem gelbariſtokratiſchen Spuk!), — ſie hängen mit einem gewaltig hohen Cenſus zuſammen, der nur eine auserwählte Kaſte an den ſtaatsbürgerlichen Rechten theilnehmen läßt. Und was ſoll die Charte-vérité, wenn ſie keine Fortbildung und Entwickelung zuläßt, wenn die Kammer nichts für das Volk thut! — Oder will der conſtitutionelle Staat etwa wie in Hegel's Rechtsphiloſophie nur ſich ſelber als letzte und höchſte Geſtaltung des praktiſchen Geiſtes?! — Das franzöſiſche Wahlgeſetz iſt übrigens in jeder Hinſicht eins der ſchlechteſten Machwerke der neueren Geſetzgebungskünſtelei. Eine vortreffliche Broſchüre, die alſo wohl nicht überſetzt werden wird, hat das ſchlagend nachgewieſen; ſie iſt von Gh. Leſſeps, dem Bruder des bekannten franzöſiſchen Conſuls in Barcelona, kürzlich erſt herausgegeben worden, und heißt: Appel au bon sens sur la loi d'élection. Der bon sens muß — nach den vorgelegten Beweiſen — nothwendig dem Herrn Leſſeps zugeben daß nach dem Geſetz von 1831 durchaus kein feſtes Princip die Wahlen beherrſcht, außer etwa dem der Willkür, daß in der Wahlkammer des Reichs weder die Majorität des Volkes, noch die der Wähler ſelbſt, nicht einmal die des Reichthums, geſchweige die der Intelligenz vertreten iſt. Von den 459 Wahlcollegien wählen 30 der unbedeutendſten jedes einen Deputirten mit durchſchnittlich 167 Stimmen, während in den 22 bedeutenſten Wahlcollegien durchſchnittlich 1346 Wähler auf einen Deputirten kommen. Auf dieſe Weiſe führt Kap. II. der erwähnten ſehr ſcharfſinnig berechneten Schrift aus, daß: „La minorité du Corps électoral nomme la majorité du Corps parlamentaire“ — Kap. III, IV und V, beweiſen dasſelbe von der Minorität der Departements; überall herrſchen die leichter zu influirenden Minoritäten vor. Das erſtaunlichſte Reſultat der Leſſeps'ſchen Forſchungen iſt aber, daß ſogar unter den Reichen die Minorität prädominirt. Nicht nur (deuxième proposition, pag. 48) daß in den einzelnen Wahlcollegien die Wähler nur den geringeren Theil des Beſitzes und des Steuerquantums darſtellen, ſo daß zum Beiſpiel 278 Deputirte (von 459 Deputirten) noch keine 200 Millionen Francs Steuern vertreten, bei einem Budget von der ſiebenfachen Größe! Sogar die Centralpunkte der Induſtrie, des Handels, der Gewerbe ſtehen hinter den

Digitized by Google

meiſten Provinzialorten zurück, nur damit keinerlei Art von unabhängiger Bildung den indirecten Einwirkungen des Miniſteriums Trotz biete. Der Welthandel ſoll verdrängt werden von der Kleinſtädterei verrotteter Marktflecken, die durch einen neuen Brunnen oder Vicinalweg zu beſtechen ſind. Darum iſt Paris verhältnißmäßig ſehr ſchlecht vertreten! — In Londéal (côtes du Nord) wählen 144 Wähler einen Deputirten, das zweite Arrondiſſement von Paris hat 2873 Wähler auf einen Deputirten. So entſteht die Volkskammer und darum verfällt ſie. — Das leitende, obgleich auch nur höchſt inconſequent befolgte Princip des Wahlgeſetzes war die Vertheilung nach Arrondiſſements, nach Localitäten welche für den Volksgeiſt gar keine und für die Verwaltung nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Deſto mehr arithmetiſche Genauigkeit müßte in der Vertheilung herrſchen! — Die principielle Oppoſition in der Kammer ſieht auch ein daß ſie, um ſtark und berechtigt zu ſein, einer Wahlreform bedarf. Damit das allgemeine Wahlrecht wirkſam ſei, dazu werden freilich wiederum entweder ſehr einfache Zuſtände, oder ein ſehr gebildetes Volk vorausgeſetzt, ſonſt iſt es ſo gefährlich als in manchen Schweizercantonen, welche dadurch die Jeſuitenherrſchaft angebahnt haben. — Oder man kommt zu dem Cirkelſchluß. Die Wahlreform ſetzt einerſeits ein gebildetes Volk voraus, und andererſeits gehen gute und Jedem zugängliche Volksſchulen ohne allgemeines Wahlrecht gar nicht durch. Aber die franzöſiſchen Zuſtände ſind, nachdem die Revolution gründlich aufgeräumt hat, ſo verwickelt gar nicht mehr, und das ganze Volk das an den Entwickelungen derſelben activen Antheil nahm, verſteht ſie faſt zur Genüge. Allerdings bleibt für Volkserziehung unendlich viel zu thun übrig. — Was eine wahrhafte Volkskammer in Frankreich noch außerdem zu thun hätte? — Wir glauben, aufrichtig geſagt, ſie würde ſich vielfach mit rein ſocialen Fragen zu beſchäftigen haben. Die liegen ſo fern gar nicht. — Zunächſt ſchon hätte ſie die Eiſenbahnen nicht von den Compagnien bauen laſſen. Dann hätte ſie an eine gewiſſe Organiſation der Arbeit gedacht. Dieſe Frage liegt in Frankreich Allen ſo ſehr am Herzen daß ſelbſt Gelehrte, wie Wolowski ſie — allerdings nur ängſtlich und vermittelnd — in ihre Vorleſungen hineinziehen. Aber dieſe vermittelnde Partei, deren Stichwort Organiſirung der Arbeit iſt, ſcheidet ſich heuer ſchon im Weſentlichſten von den eigentlich ſocialiſtiſchen Parteien. Man ſieht es ihr an, daß ſie ungern und nur gezwungen ſo weit mitgeht. Sie ſtimmt daher für eine Tantieme des Arbeiter, für induſtrielle Ateliers auf Staatskoſten, für Nationalbanken, erweiterte Sparcaſſen und Induſtriehallen, und meint mit dieſer friedlichen Löſung ungeheuer praktiſch zu ſein. Aber dieſe Löſung iſt zunächſt nur eine relative, theilweiſe, und dann wird ſie im Frieden doch nie erreicht werden. Denn die Franzoſen ſind noch weit mehr individualiſirt als wir Deutſche, die wir in unſeren alten Gemeinde- und Zunftordnungen noch manches organiſch-gegliederte Inſtitut bewahren, namentlich, was den Ackerbau betrifft, z. B. Deichordnungen, Berieſelungsgeſetze u. ſ. w. Der Franzoſe aber kennt kein engeres Band als den Staat. Daher kommt es daß ein ſo bedeutender Theil der niedrigſten Stände von Frankreich aus Communiſten beſteht. In einer nächſten Revolution würde das Eigenthum nicht mehr ſo ſcrupulös geſchont werden als 1830 aus point d'honneur geſchah, weil man eine conſtitutionelle Revolution machte, die blutige Saat Babeuf's und Cabet's wird in Frankreich noch aufgehen. — Freilich erwartet das franzöſiſche Volk, wie einſt die antiken Kulturvölker, alles vom Staate, und kennt die Abſtraction einer ſtaatloſen »Geſellſchaft« nicht, welche in deutſchen Köpfen ſpukt, und ſogar weder in St. Simon, noch in Fourier (die Beide nicht eigentlich volksthümlich ſind) ſich findet. Auch des geiſtreichen und tiefdenkenden Proudhon berüchtigter Ausſpruch daß er Anarchiſt ſei, bedeutet nur daß er im Staate an die Stelle einer Herrſchaft der Gewalten die Herrſchaft der Vernunft wolle treten ſehen, daß der Beweis gelten ſolle ſtatt des Edictes. Er denkt ſich nicht aus dem Staate heraus. Hebt er ja doch vom Eigenthum nur das Erbrecht auf, und das »Obereigenthum« (droit d'aubaine), welches durch Rente und Zins dargeſtellt wird, und allerdings der Erbe des feudalen Obereigenthums iſt; nur das nutzbare Eigenthum des Benutzenden, des Arbeitenden, wirklich Thätigen, erkennt er an. Aber es iſt ein großer Irrthum ihn für einen Communiſten zu halten, denn er ſagt mehrmals: Wie unſere alte Geſellſchaft den Schwachen durch den Starken exploitiren laſſe, ſo exploitire in dem Communismus der Schwache den Starken. Seine Hauptbeſſe aber, die er mit eminentem Scharfſinn durchführt (und in der er mit Helvetius zuſammentrifft) iſt die, daß eine jede Capacität ſo viel werth ſei als jede andere, daß alle zuſammen einander bedürften und jede Fähigkeit und jede Thätigkeit nur ein Product der ganzen Geſellſchaft mit allen ihren Vorausſetzungen ſei, ſo daß an jedem Werk nur der materielle Aufwand an Zeitverluſt und an rohem Material bezahlt werden könne.

Digitized by Google

Solche Deductionen gelten in Frankreich für praktisch, in Deutschland hieße das »Hirngespinnst,« wie unsere Philosophie wiederum in Frankreich Hirngespinnst ist.

Von den Socialisten stehen heutzutage scheinbar die Gemäßigteren an der Spitze, Louis Blanc (seine Schrift „de l'organisation du travail" hat sehr rasch die vierte Ausgabe erlebt), und die Dichter, welche die dornenlose Laufbahn erwählt haben wie Eugen Sue und Georg Sand; denn gerade für die Tendenzpoesie ist der Socialismus reif genug, aber am System, an der Construction würde sie scheitern. L. Blanc nimmt in seinem Auftreten Rücksichten, weil er an eine praktische Zukunft denkt, und, obgleich er die officiellen Wege des Ruhms verschmäht, ist er doch ehrgeizig genug, sich »möglich zu erhalten.« Er will die radicale Reform leiten und stützt sich darum auf die Majorität welche noch nicht Alles wegwirft. — In seinem äußeren Wesen, wie in seiner Carriere ist Etwas, das an Thiers erinnert. —

Denn nicht auf die nackte Praxis der Hungersnoth (wie in England) stützt sich diese welthistorische Bewegung in Frankreich, freilich auch nicht auf rechtsphilosophische Speculationen, wie in Deutschland, — sondern ganz einfach auf das Princip der französischen Revolutionen, auf das System der Gleichheit. Nach 50 Jahren voll labyrinthischer Wirren und heroischer Opfer ist es den denkenden Franzosen klar geworden daß — neben der absoluten Freiheit des Eigenthums — die Gleichheit stets nur formell, nicht materiell realisirt werden könne, daß der Jesuitismus der Unterdrückung gleich gefährlich ist, ob er sich hinter Adelsbriefen oder hinter Wechselbriefen verstecke. Und, wie gesagt, die classischen Franzosen erwarten Alles vom Staate, ihr Familiensinn ist viel schwächer als bei meinen Landleuten, die eigentlich ihre ganze Politik dem kleinen und engen Stillleben der Familie geopfert haben, so daß uns das Familienleben mit seinen Connexionen überall begegnet, bei Ständewahlen, Ministerkrisen. Ein krankes Kind kann in Deutschland einem neuen Gesetze den Durchfall bereiten. —

Einige unbenannte Tugenden der Deutschen fehlen den Franzosen, der Familiensinn, die traulich stille Gemüthlichkeit (die sehr behaglich ist, aber keine Opfer bringt), der intime Sinn für die Poesie der Speculation. Aber sie haben desto mehr benannte Tugenden, du coeur statt Gemüth, Selbstachtung statt Ironie.

Skizzen deutscher Städte, von F. Gustav Kühne.

1.

Das goldne Mainz.

(Beschluß.)

Wie ich auf der neuen Anlage, der ehemaligen Favorite der Erzbischöfe, bei Wein und Musik in guter Stimmung saß, hört' ich die Bürger viel schlechte Streiche von den östreichischen Soldaten erzählen. Während Preußen unter seinen Landeskindern den Dienst zur Ehrensache gemacht hat, schickt Östreich Italiener und Stockböhmen hieher, mitunter alte gediente Soldaten, aber auch unter der Fuchtel erzogenes Gesindel mit schwarzgebräunten Gaunergesichtern. Man erzählte mir von förmlich organisirten Räuberbanden die unter den kaiserlichen Weißröcken ihre Mitglieder hatten. Man wußte von einem Reisenden der von der Unsicherheit der nächsten Umgegend unterrichtet, in der Nacht ankommend hinter seinem schwerbepackten Wagen in Person herschritt und erst vor der östreichischen Wache den Wagen bestieg und sich nun sicher dünkte. Bei alledem kam er kofferlos im Hotel an; gerade bei der Wache, während er hielt und seine Pässe visiren ließ, hatte man ihn geplündert. Man schreibt dergleichen Entartung der Soldateska nicht dem kaiserlichen Commando, nur dem illyrischen, slowakischen und italienischen Gesindel zur Last, das Östreich zu Soldaten aber nicht zu Bürgern macht. Auch erwächst den Mainzern noch keine Vorliebe zu den Preußen wenn der gemeine Mann unter ihnen sich besser hält. Ordnung, Pflichtgefühl, Ehrgefühl ist beim preußischen Soldaten stärker; man erkennt das an, mag aber dem Dünkel der sich daraus erzeugt, nicht das Wort reden. Dem gemächlich heitern Mainzer ist der östreichische Officier weit lieber als der preußische; wo er Junkerthum wittert, fühlt er sich abgestoßen.

Nirgends ist das Philisterthum behaglicher und

Digitized by Google

jovialer als in Mainz, denn hier ſitzt es auf üppigem Boden, in lachender Luft, unter einer ſüdlichen Sonne. In München ſieht man die Zwanzigmäßer wie Pagoden mit den Schemelbeinen in die Erde wachſen, ſich auf den Tiſchen hinter den Bierkrügen wie hinter Bollwerken verſchanzen. In Mainz gibt es eben ſo breitſchultrige Zwanzigmäßer und das Mainzer Maß, die Mainzer Flaſche, ragt über alle Maße, alle Flaſchen in Deutſchland um einen Mannskopf hinweg. Das Naturell iſt hier eben ſo kräftig wie in München, das Geſchütz auf den Tiſchen eben ſo ſchwer, aber die Ladungen ſind ſpirituoſer, die Salven leichter. König Gambrinus macht denkfaul, centnerſchwer an Leib und Seele. Vater Bacchus läßt die Welt mit ihren Sorgen eben ſo gern in Stich, aber nicht aus Schwerfälligkeit, ſondern aus Leichtſinn. Vater Bacchus ſprudelt von Leben, verpufft es freilich und verdunſtet allen Inhalt der Welt, hält ſich aber friſch und fröhlich und macht zu jedem Wandel fähig und geneigt. Das Pfaffenregiment von ehedem hat den Mainzer üppig und ſchwelgeriſch gemacht, hat ihm aber nicht den Kopf und die freien Sinne benommen. Der Mainzer hat eine Munterkeit die ſich gleitet gut auf den Strümpfen hält, er hat Gegenwart des Geiſtes, er hat Witz. Der Witz iſt freilich ein Ding das nicht weit reicht, der Witz hat in der Welt nichts ſchaffen können, nur die Luft hält er rein, den Sinn hält er frei und offen für die Strömungen des Lebens. Der geſunde Mutterwitz der Mainzer hat immer nur ſo weit ausgereicht um das was mit ihnen vorging zu verlachen. Er hat ihnen weder einen feſten Gehalt noch für ſolchen Inhalt eine feſte Form gegeben. Unter einem ſtarken Regiment, in der Schule eines entſchiedenen, großen, mächtigen Gedankens, wäre der Mainzer zu einer kräftigen Exiſtenz herangereift. Ein ſolches Regiment, ein ſolcher Gedanke war der Napoleonismus. Für ihn hat der Mainzer zuletzt noch geſchwärmt, in ihm ſich zum letzten Mal getragen und gehoben gefühlt; ſein Selbſtbewußtſein wurde nicht wenig geſchmeichelt daß Napoleon dieſe Stadt zu ſeinen Lieblingsſtädten zählte. Es gibt hier noch Leute die unter dem Kaiſer in Spanien und Rußland gefochten. Ein alter Bürgersmann mit dem ich durch die Straßen ſchlenderte, zeigte mir mit einer Rührung die faſt ſo that als wenn ſie eine nationale Berechtigung hätte, das Hospice Joſephine das ſehr verdörbt und verwüſtet daſteht. An dem eiſernen Gitter vor dem Palaſt den der Chef der preußiſchen Ingenieure bewohnt, zählte er mir auch noch mit kindiſcher Freude alle die vergoldeten N auf, welche die Cenſur des deutſchen Bundes da noch überſehen hat und duldet. Der Franzoſenſinn ſtirbt mit dem alten Geſchlechte am Rheine ab; aber er ſteckte doch den Leuten bisher noch in den Gliedern, und der Patriot Karl Andree der die Mainzer Zeitung ſchrieb, war ihnen noch viel zu deutſch geweſen. Und iſt es nicht ſchmerzlich daß ein abſterbendes Geſchlecht uns Söhnen von heute immer noch auf die verwitterten Spuren eines Zeitalters hinweiſen muß, das ſobald es aufhörte Revolution der Menſchheit zu ſein für das Völkerleben aller innern Berechtigung ermangelte? Es iſt ſchmerzlich für uns, aber doch nöthig, das alte Geſchlecht zu ſchelten, denn dieſer Napoleonismus war für die guten Deutſchen doch kein Erzeugniß ihrer eignen Kraft, er ward ihnen zugetragen, von außen aufgenöthigt wenn auch innerlich bei ſoviel Leere am eignen Leben gern und freudig aufgenommen. Sie hatten doch an der großen ſtolzen Exiſtenz der franzöſiſchen Kaiſerzeit keinen ſchöpferiſchen Theil, kein Verdienſt; ſie haben ſich dieſe Form doch nicht ſelbſt erzeugen können, ſie ſind unſähig geweſen einer großen Geſammtheit für ſich und die ſtammverwandten Brüder eine Geſtalt zu geben. An der Errungenſchaft aus der Franzoſenzeit halten die Rheinländer eifrig feſt. Sind denn Geſchenke der Freiheit ſo begehrenswerth auch wenn ſie der Feind des Hauſes bringt? — Sie ſind begehrenswerth, und in deutſchen Landen wird es nicht eher heil und gut werden als bis wir das Ausland, England und Frankreich, in keinem Beſitze ſehen um deſſen Segen und Gewinn wir es beneiden dürfen. Amen! So denkt einer der auch Patriot iſt.

Aber Mainz muß in ſich gehen, es muß ſeine Quellen ſich wo anders graben als in Erinnerungen und Illuſionen von ehedem. Es kann auch nicht wieder die Reſidenz eines unabhängigen Prälaten werden, an deſſen Hofe ſich ein ſchwelgeriſcher Adel tummelte, nicht der Sitz eines hierarchiſchen Fürſten, der Kaiſer ein- und abſetzte und wie weiland Erzbiſchof Werner zu Rudolf von Habsburg ſprach: ich habe noch mehr Kaiſer in der Taſche! Mainz kann auch nicht wieder die Lieblingsſtadt eines Napoleon werden, ſchon weil ein Napoleon der die Welt nach ſeinem Dünkel geſtaltet, nicht wieder möglich iſt. Mainz muß ſich, was die äußere Geſtaltung betrifft, damit begnügen Municipalſtadt eines kleinen Großherzogthums zu ſein. Sein hierarchiſcher und ariſtokratiſcher Glanz iſt für immer dahin, Mainz muß ſich lediglich als deutſche Bürgerſtadt fühlen. Und als ſolche hat es alle Hände voll zu thun. Dem Schimmer ſeiner frühern Herrlichkeit verdankt es auch ſeine Niederlagen; es iſt unter dem

Digitized by Google

üppigen Pfaffenregiment erſchlafft wie der Spanier aus der Zeit ſeines Stolzes ſich noch immer mit dem Gefühl ſeiner Nervenabſpannung herumſchleppt. Unter dem Krummſtab war gut wohnen, d. h. gut ſchwelgen und faul ſein. Der Krummſtab hat es verſchuldet daß Mainz, dieſe glückliche Stadt, deren Lage beim Zuſammengreifen zweier Ströme ſie zum Mittelpunkt für das ganze Rhein- und das ganze Frankenland macht, von der proteſtantiſchen Emſigkeit und Thätigkeit des ſpeculativen Frankfurt ſchon ſeit Menſchengedenken überholt und überflügelt wurde. Daß man die Lage der Stadt militäriſch ausgebeutet hat um ſie weſentlich als Feſtung zu geſtalten, iſt freilich für das Aufblühen des Handels eine Störung, aber doch kein unüberſteigliches Hinderniß. Militäriſche Bollwerke werden überflüſſig oder treten immer mehr mit ihrem Bedürfniß zurück, je reicher, voller, thatkräftiger ſich das Bürgerthum mit ſeinen Bedingungen Platz macht. Darauf arbeitet das jetzige Zeitalter von allen Seiten hin. Der bürgerliche Sinn muß in Mainz wieder zum ſtarken Bewußtſein eigner innerer Quellen kommen, und wenn er ſich thatluſtig und induſtriell unternehmend auch nur als Stadtpatriotismus, nur als Nebenbuhler gegen Frankfurt entfaltet, hat er ſeine Berechtigung. Oder ſind denn dieſer kräftigen Stadt die Sehnen noch immer heimlich unterbunden, ſelbſt nachdem ein geiſtlicher Hof aufgehört hat die Selbſtthätigkeit des bürgerlichen Lebens zu untergraben? Sind noch Einflüſſe hier dauernd die man auch im neuen weltlichen Regiment benutzt um die Entwicklung der freien Regſamkeit niederzuhalten? — Man erzählt mir wie der Boden hier von neuem unterminirt ſei, wie ein Mann des Fortſchritts deſſen Geſinnung vielfach in deutſchen Landen bei patriotiſchen Feſteſſen gefeiert wurde, um deſſen Namen zum »rechten Glauben« nur noch der Schlußbuchſtabe fehlt, plötzlich über Nacht ultramontan geworden, wie der Freiherr von L., der Verfaſſer mehrerer ultramontaner Broſchüren, das Heft der Gewalt zu ſeinen Zwecken verwendet. Ich mag das nicht glauben, denn es ſetzte das ein ſchwaches Bürgerthum von Mainz, ein ohnmächtiges Gefühl der Heſſen am Rhein voraus. Iſt Wahres daran, dann deſto ſchlimmer für Euch, ſeid Ihr nicht auf der Hut. Wahret Euer Recht und habet wachſame Augen! Ihr waret trotz den Pfaffenherrn die Euch regierten, ſchon einmal als Bürger kräftig und machtvoll. Es war in alter Zeit als jener Arnold von Waldpott Eure Stadt zum Sitz des rheiniſchen Städtebundes machte. Verpuffet Euern Witz nicht in Carnevalsfeuerwerken, bedenket daß er als Klugheit auch für den Ernſt des ganzen Lebens ausreichen muß! Hat Euer eignes Regiment jetzt das Für und das Wider zum Streite aufgerufen, ſo laßt Eure Geiſteskräfte ſich im ernſten Kampf entwickeln. Sehet zu wie Ihr vor Deutſchland beſtehet, denn Deutſchland hat auch ſein Auge auf Euch gerichtet! Laſſet den Vorwurf nicht auf Euch laſten, die alte Pfaffenwirthſchaft von ehedem habe Euch erſchlafft und Ihr hättet für nichts Sinn als für das Nichts und das Schaumgold des Carnevalswitzes! —

Ich ſtand mit einem guten, ehrlichen, erfahrenen, klugen, ja ſelbſt feingebildeten und gemüthvollen Mainzer Bürger vor der Bildſäule Gutenbergs. Von jenem Arnold von Waldpott wiſſen die Mainzer nichts mehr. Man kann ihnen das nicht verdenken. Man ſoll nicht nach vermoderten Alterthümern graben um für den Vaterlandsſinn nach einem Halt zu ſuchen. Wenn die Geſchichte nicht mit ihren Wirkungen in unſere Gegenwart hereinreicht, ſo iſt ſie todt und gleichgültig geworden. Aber Gutenberg! — Wenn Sie den Mainzer im Gefühl ſeines Bürgerthums ſtolz haben wollen, ſagte mein ehrenwerther Mann, nun, hier ſteht das Denkmal ſeines Stolzes! — Ja, dieſer gute Gensfleiſch von Sorgenloch reicht mit ſeinen intriguanten Gefährten Fuſt und Schöffer freilich bis in unſere Zeit herein, er iſt ſogar ein Pfahl in unſerem Fleiſch geworden, der gute Gensfleiſch, ein rechtes Sorgenloch unſerer Drangſale.

Es hat ſich nachträglich feſtgeſtellt daß Gutenberg die Kunſt, geſchriebene Gedanken durch den Druck zu vervielfachen und die ſtillen Überzeugungen einzelner Köpfe zum demokratiſchen Gemeingut Aller zu machen, zwar nicht von ihren erſten Elementen, aber doch von den beweglichen Lettern an erfunden hat. Bis auf dies techniſch wichtige Hülfsmittel wurde die Kunſt ſchon vor dem Mainzer gewerbsmäßig betrieben, und gleichzeitig mit ihm erfanden auch Andere ſchon den Buchdruck mit beweglichen, ſogar mit metallenen Typen, ohne jedoch bis zur letzten Vollendung der Typographie durchzudringen, wie ſie in Folge einer beträchtlichen Abſtufung und der nachmaligen Eroberung der Stadt von Mainz aus ſich über die Welt verbreitete. Auch Straßburg hat dem Gutenberg eine Bildſäule errichtet, und ein Volk mit freier Preſſe hat rationell genommen mehr Recht den Gutenberg zu feiern. Aber man ſoll der guten Stadt Mainz den Werth nicht ſtreitig machen, Gutenberg den Ihrigen zu nennen; auch den Harlemern die ihren Koſter für den Erfinder der Buchdruckerkunſt halten, kann man das materielle Recht und

Digitized by Google

die Richtigkeit der geſchichtlichen Thatſache nicht einräumen. Mainz hat alſo allen Grund gehabt zu jubeln daß es einen Gutenberg hat, und daß der ein Jubiläum erlebte, war der größte Jubel. Die Mainzer haben überhaupt gejubelt daß ſie jubeln konnten. Was aber haben ſie denn, was hat Deutſchland denn jetzt von der Erfindung Gutenbergs? Die Wichtigkeit der Erfindung liegt in ihrer Benutzung, in ihren Wirkungen. Was hoffen die Mainzer von ihr, was knüpfen ſie für zukünftige Segnungen an dieſen Keim der für unſer Völkerleben noch kein voller Baum geworden? Pflegen die Mainzer dieſen Keim? Pflegen ſie irgendwie Literatur? Welchen Grad der Bildung, welchen Schwung patriotiſcher Kraft und Gediegenheit gab ihnen die Preſſe, oder gibt ſie ihnen oder wird ſie ihnen geben, wenn ſie ſie hegen und pflegen? Ich weiß wohl, bei dem großen Feuerwerke am Gutenbergsfeſt leuchtete in diamantenen Flammen ein Fiat lux! in die Nacht hinaus und in die Welt hinein. Aber iſt es denn Licht unter Euch, licht in Euern Köpfen, feuerwarm in Euern Herzen? Weiß das Bürgerthum von Mainz um Deutſchland, weiß es was noth thut, kennt es die nationalen Bedürfniſſe, die Mittel ſie zu befriedigen? Geht es mit der Preſſe hübſch Hand in Hand auf daß beide ſtark werden zur Ehre Deutſchlands? — Ich frage. Und die Antwort lautet beſchämend. Keine Stadt in der geſammten deutſchen Welt kümmert ſich weniger um deutſche Literatur als Mainz, das ſo ſtolz iſt auf die Buchdruckerkunſt. Ludwig Kaliſch, einen witzigen Kopf mit gutmüthigem Herzen, halten ſie warm, ihn tragen ſie faſt auf Händen, weil er ihnen den Esprit zu ihren Carnevalsſpäßen liefert, für ihre wohlgenährte Faſchingslaune ihnen bunte Feuerwerke abbrennt, loſe Feuerwerke deren greller verpuffender Schimmer die langen Nachtſchatten des Ernſtes nur auf Augenblicke wie Geſpenſter verſcheucht. Das glänzende Mainz, das goldne Mainz, das Mainz jenes Ulrich von Hutten, iſt ſonſt aller Poeſie, faſt auch aller literariſchen Sympathieen baar und ledig. Selbſt für ihre örtlichen Bedürfniſſe, für ſtreitige Stadtrathswahlen benutzen die Mainzer zu wenig die Erfindung ihres Gutenberg. Wozu feierten ſie alſo dieſe Erfindung? Oder iſt die Mainzer Zeitung die man allerdings am großen Feſttage auf offenem Markte feierlich druckte, ein ſo ungeheuerer Triumph der politiſchen Preſſe in Deutſchland? — Das heißt, ich frage; ich kenne die Zeitung nicht. Ich möchte in deutſchen Dingen überhaupt mehr fragen als antworten. Man fragt ſo lange man im Dunkeln tappt, man antwortet wenn es hell wird. Fragen möcht' ich überhaupt, wo ein Volk das eine gefeſſelte Preſſe hat, die Stirn bernimmt das Jubiläum dieſer Erfindung zu feiern! Es war denn auch wohl danach! Es war ein Innungsfeſt mit Anſchluß frommer Wünſche. Über Gutenberg hat man in deutſchen Landen nicht zu jubeln, ſondern ſehr traurig zu ſein. Es lief denn auch trotz leichtſinniger oder gutgemeinter Heiterkeit in Mainz Trübes genug dazwiſchen. Die Tiſchreden beim Feſte waren ſchon acht Tage vorher der Cenſur unterbreitet. Ein Pfarrer vom Lande hatte unter anderm eine Feſtrede in Jamben gemacht die eine doppelte Frankfurter Cenſur erlebte. Schon waren tauſend Exemplare abgezogen und verſchickt, da findet man in den Verſen den frevelhaften Ausruf, es würde eine Schmach ſein dies Feſt der Menſchheit zu einem bloßen Innungsfeſt herabzudrücken. Ein großer Nachbarſtaat hatte dies empörend anzüglich gefunden, hatte die Behörden zu Frankfurt in Bewegung geſetzt und dieſe freie Stadt ließ dann die verwegenen Zeilen ſtreichen. Ich beneide niemand um den Humor, bei dem es noch möglich iſt auf die höchſten Güter des Lebens die uns entzogen ſind, zu tröſten und zu bankettiren. Ich beneide niemand um dieſen Humor, oder in dieſem Humor müßte denn etwas Beigeſchmack ſein von dem freſſenden Salz der Erbitterung. Man iſt in deutſchen Landen freilich mitunter ſchon froh wenn der Hund der am Knüppel liegt, nicht wedelt. Daß er biſſig iſt, iſt doch ſehr natürlich. —

Aber Mainz iſt bei alle dem eine ſchöne Stadt. Schade daß der Wein zu gut und der Sinn zu üppig iſt. Man ſoll es mir nicht nachſagen daß ich für einen Punkt deutſchen Lebens kein Gefühl gehabt. Auf den Stephansthurm müßt Ihr ſteigen. Dort und von der neuen Anlage aus, wo des Kurfürſten Favorite ſtand, dort und da mit all den Thürmen und Kuppeln, goldig und und roth ſchimmernden Paläſten und Bauten, mit dem prachtvollen Strom und all der ſaftigen Landſchaft rings habt Ihr ein Paradies zu Euern Füßen. Keine Spur, daß ein inſichgekehrtes, ſtilles, oder auch ein heldenſtarkes Chriſtenthum mit Winfried-Bonifacius, der die Welt ſeiner Religion der Entſagung unterwerfen wollte, zuerſt auf dieſem Platze ſich niederließ! Alles war hier Genuß und Pracht. Und zu dieſem gefürſteten Prälatenthum mit all den Äbten, Stifts- und Domherren und Pfründnern aller Art geſellte ſich zu Mainz ein reicher weltlicher Adel. Es fand ſich hier jeder Zeit viel vornehme Welt zuſammen, die Schönheit der Frauen wurde nirgends mehr gefeiert. Alles war hier unter dem milden Scepter der weichen geiſtlichen

Digitized by Google

Hand üppige Natur, blühendes Leben, ſtrahlende Heiterkeit. Und der Sinnengenuß macht bis zu einem gewiſſen Grade aufgeklärt; an den kleinen geiſtlichen Höfen in Deutſchland hatte ſich der ſpottſüchtige Esprit des Voltaireſchen Jahrhunderts tiefer eingeniſtet als irgendwo. Mainz war ein Muſterort ſeiner zeitgemäßer Bildung, für geiſtigen und phyſiſchen Genuß der angenehmſte Ort von der Welt. Da war als das Jahrhundert zur Neige ging, keine Spur von einem düſtern Kirchendienſt mit Aſceſe und Kaſteiung, auch keine Spur von Gewiſſenszwang. Im Gegentheil, Emmerich Joſeph, der letzte Kurfürſt, und ſein Kanzler Benzel-Sternau hatten die Jeſuiten von allen Lehrkanzeln verdrängt. Nicht blos Georg Forſter der Weltumſegler und Sömmering der Naturforſcher wurden hieher an die Hochſchule berufen, auch Johannes Müller der ſchmeichleriſche Hofhiſtoriker mit ſoviel großen weiten Blicken und eben ſo weitem Gewiſſen, auch Arvinghello-Heinſe vertrat hier bei Hofe Kunſt und Literatur. Der Kurfürſt liebte es ſich allabends von Heinſe eines ſeiner lüſternen, gluthhauchenden Gemälde vortragen zu laſſen, Biſchöflichen Gnaden konnten Nachts ohne eine gewiſſe, Geiſt und Sinne kitzelnde Emotion gar nicht ſchlafen gehen. Das Mäcenenthum von Kunſt und Wiſſenſchaft niſtet ſo oft und ſo gern im Schooße eines epikuräiſchen Luxus, und die geiſtlichen Sardanapale in ſchleppenden Weiberröcken pflegten und hegten nicht blos den Bauch, auch den Geiſt, um alle Quellen für den Genuß auszuſchlürfen und das ganze Daſein in einen grenzenloſen Sybaritismus aufzulöſen. Wie mark- und ehrlos dieſe Welt in ſich zerbrach und zerſtob, als der Kanonendonner der Franken ertönte, das leſen wir in General Eickemeier's Lebensgeſchichte. Der Geiſt des alten freigeiſteriſchen Frankreichs hatte ſich tief in Deutſchland eingebettet und vor dem Ruf des neuen Zeitgeiſtes der Franken ſtand ganz Deutſchland mit ſchlotternden Knieen da.

Der Hof des Kurfürſten war mit dem geſammten reichen Adel der Stadt vor den Franzoſen ausgeriſſen. Die Flucht war ſo koſtſpielig und mit ſolchem Luxus betrieben daß man mit der Hälfte der Gelder die auf die Reiſegeräthſchaften verwendet wurden, die Stadt in Vertheidigungszuſtand ſetzen konnte. Seitdem hat ſich der Geburtsadel ganz und gar von hier verzogen; Mainz iſt jetzt mit ſeinen 40,000 Menſchen durchaus eine Bürgerſtadt. In den Auguſttagen, kurz zuvor eh' ich dort war, hatten neue Gemeindewahlen ſtattgefunden. Von 5600 ſtimmfähigen Bürgern hatte ſich etwas mehr als die Hälfte geſtellt. Man rühmte mir das als eine gegen ſonſt ſtarke Betheiligung am öffentlichen Wohl der Stadt; man ſagte mir, der Bürgerſinn fange an ſich zu regen und lebendiger zu werden. Öffentlichkeit der Gemeinderathſitzungen würde hier wie überall das patriotiſche Intereſſe erhöhen, dem Patriotismus erſt Triebkraft geben.

Ob wohl die träge Gleichgültigkeit des heutigen Mainzers gegen Dinge der Literatur und der Öffentlichkeit mit ſeinem Abſcheu gegen das alte Schlaraffenleben in der biſchöflichen Zeit zuſammenhängt? Das fragte ich einen zweiten Gefährten mit dem ich durch die Stadt wanderte. Mein werther Begleiter war Ludwig Kaliſch, der witzige Mann der Narrhalla. — Das glaub' ich nicht! ſagte Ludwig Kaliſch. — Der Witz weiß ſehr viel, aber glaubt an nichts.

Wir wandelten auf den großen Bleichen auf und ab. Hier drängen ſich zu beiden Seiten noch aus der glänzenden Zeit die Paläſte alter Adelshäuſer. Der Dalbergſche Hof, der Stadioniſche Hof, die Paläſte Schönborn, Erthal, Breitenbach, Wolf-Metternich geben eine Galerie von ehemaligen Sitzen der Ariſtokratie. Man könnte hier die Geſchichte deutſcher Adelshäuſer aus dem vorigen Jahrhundert ſchreiben, wenn es dem Patrioten nicht wehe thäte dieſe Epoche unſerer Entartung zu beleuchten. Tiefer hinein in die Vorzeit greifen in Mainz unter den Bauwerken nur wenige Erinnerungen. Die Stadt hat durchaus keinen mittelalterlichen Charakter; alle dieſe Prachtgebäude weiſen auf die von franzöſiſchem Geiſt erfüllte Rococozeit. Dieſer ganze ehemalige Sitz eines geiſtlichen Herrn ſieht noch immer ganz danach aus als ſei er nur zu Bacchanalen und Feſtlichkeiten beſtimmt geweſen. Und wo Mainz nicht der Zankapfel kriegführender Mächte war, gibt ſeine Geſchichte in der That auch nichts als eine Reihe von Feſtgelagen. Im J. 1792 fand hier unter Emmerich Joſeph das letzte Fürſtenbankett ſtatt. Gleich nach der letzten Krönung in Frankfurt fanden ſich der Kaiſer mit dem Könige von Preußen und vielen Fürſten hier zuſammen; der Kurfürſt machte den glänzendſten Wirth und beſchämte mit dem Luxus ſeines Hofes die weltlichen Herrſcher. Noch im Herbſt deſſelben Jahres lief er dann vor Cüſtine's flüchtigem Streifcorps mit ſeiner ganzen Staatsherrlichkeit davon.

Man kann hier Deutſchland zur Zeit der Revolution ſtudieren, und Heinrich Koenig wird uns dies Gemälde liefern. Noch lebt hier ein alter Thürmer von Sanct Stephan der zu jener Zeit ein getreues Tagebuch führte. Der Mann faßte die Ereigniſſe des Tages von ſeiner Thurmhöhe auf. Erſt vor kurzem ſtarb das alte

Digitized by Google

Weibsbild das in der Peterskirche die Göttin der Vernunft geſpielt. Ihr Sohn iſt hier ein Tiſchlergeſell, der vielleicht auch noch zu erzählen weiß. Der Mittelpunkt des Marktplatzes, auf dem Pflaſter mit einem Kreuz und einem Kreis von Steinen bezeichnet, iſt geſchichtlich und auch für heute noch denkwürdig. Hier ſtand in der Revolution der Freiheitsbaum. Der alte Dom zitterte in ſeinen Grundfeſten als man dieſen Baum dicht unter ſeinen Augen pflanzte. Und heutzutage? Nun heutzutage verſammelt man ſich hier zu den Frohnleichnamsfeſten. »Und auf derſelben Stelle,« ſagte Ludwig Kaliſch, »hat auch der Faſching ſeinen Mittelpunkt! Hier nimmt man die würdigſten Candidaten in den Schooß der alleinſeligmachenden Narrheit auf!« — Man weiß nicht ob man an ſolchen Plätzen wo ſich Ernſt und Scherz ſo grell zuſammendrängen, weinen oder lachen ſoll. —

Wie wir noch ſo daſtanden auf dem Kreuz und Kranz von Pflaſterſteinen, ſtürmte Mr. Blabberton, der halb amerikaniſche, halb ſchottiſche Gentleman, ein Päckchen unterm Arme, auf mich zu.

How do you do? Amüſirt in Mainz?

O das iſt eine mächtig ſchöne Stadt das! ſagte Mr. Blabberton. You know, — auch hab' ich nunmehr herausgebracht weßhalb Mainz das goldne heißt!

Ich war auf ſeine Erforſchungen begierig.

Sind hier viel Venezianiſche und Florentiniſche Goldarbeiter geweſen, ſagte der Eifrige; die haben hier in alter Zeit ſoviel Gold gemacht daß ganz Mainz das goldne ſeitdem heißt. Habe auch Ketten und Armbänder für Miſtreß Blabberton eingekauft, die ich mit nach Neuwied nehme!

Die italieniſchen Goldarbeiter gehörten zu dem Luxus des kurfürſtlichen Hofes. Wohl möglich daß die Bezeichnung des Beinamens für Mainz auch dieſen Anhalt hatte.

Aber wo die Bundescentraldemagogeninquiſition ihren Sitz gehabt, habt Ihr das nicht ausgefunden?

Ich habe das nicht auffinden können für Sir Edward Philpott Blabberton in Edinburgh! ſagte der gute Menſch betrübt.

Ich tröſtete ihn, es ſei auch nicht mehr wichtig; die Demagogen ſeien längſt frei.

Man hat ſie aus Gnade entlaſſen, aber nicht aus Gerechtigkeit und Rechtsſpruch! ſagte Blabberton. In England bei uns ſagt man: Be just before you are generous! In Deutſchland iſt man lieber großmüthig als gerecht. Iſt das vielleicht auch deutſche Gemüthlichkeit?

Der Engländer wird bitter! ſagte Kaliſch.

Ohne es zu wollen! ſagt' ich, und das iſt das Schlagendſte, wenn die Naivität witzig wird.

Es gefällt mir mächtig hier in der ſchönen Stadt! fuhr Mr. Blabberton fort, aber ich liebe doch mehr Neuwied. Es iſt da mehr deutſche Freiheit!

O es fehlt auch hier nicht daran? ſagte ich, in vino veritas und in der Carnevalszeit Freiheit!

In Neuwied, entgegnete der Penſionär, iſt jeder als Chriſt frei.

Warum nicht jeder als Menſch? ſagte Kaliſch.

In England, erwiederte Mr. Blabberton, iſt der Menſch frei, aber der Chriſt in Knechtſchaft.

Das wäre alſo, meinte ich, ein Unterſchied zwiſchen engliſcher und deutſcher Freiheit? Es ſtimmt nur nicht ganz zu unſerem neueſten Religionshader!

In Neuwied, eiferte Blabberton, iſt allen Anſiedlern freie Religionsübung geſtattet. And I — I am Moravian brother. Die liebe kleine ſtille gottergebene Stadt Neuwied iſt kaum hundert Jahre alt und Fürſt Alexander — der Herr ſegne ihn! — Fürſt Alexander ueiland hat das Städtchen ſo mächtig in Blüthe gebracht, ueil alle Chriſtenmenſchen dort beten können uie ihnen der Herr gebeut. Uarum, Gentlemen, — you know, I say, — uarum bereiten deutſche Fürſten nicht überall den Leuten dieſe Uohlfahrt? Deutſche Fürſten, mein' ich, uürden uohl gute Geſchäfte machen, uenn ſie zu ihrem und der Uelt Uohl die Freiheit als Capital anlegten. Ich meine die Religionsfreiheit, denn ſonſt ſind uir in England ſehr mächtig frei! —

Der gute Blabberton verließ uns um ſein Päckchen Goldarbeiten nach Hauſe zu fördern.

Wenn ein ſimpler Menſch eine Wahrheit ſagt, iſt man immer wie verdutzt. Wir ſtanden eine Weile wie verdutzt und beſahen uns noch einmal das gepflaſterte Kreuz mit dem Kreiſe wo der franzöſiſche Freiheitsbaum ſtand, wo man ſich jetzt zum Frohnleichnamsfeſte verſammelt, und wo der Faſching mit ſeinen tollen Narretheien beginnt.

Digitized by Google

Neue Gedichte von Friedrich Hebbel.

1.

Eine moderne Ballade.

Hell und glänzend ſind die Lichter,
Doch verdroſſen die Geſichter;
Herr'n und Damen im Gemiſch
Kreiſen um den grünen Tiſch.

Und im Auf- und Niederwandern
Drängt ſich Einer nach dem Andern
Zum Marquis, der für die Welt —
Das ſind wir — die Bank hier hält.

Hier geht's wie am jüngſten Tage;
Auf geheimnißvoller Waage
Wacht das Glück die Armen reich
Und die Reichen Bettlern gleich.

Dort, die ſchönſte von den Frauen,
Sie erfüllt mich faſt mit Grauen.
Wie ihr Buſen ſichtlich klopft!
Wie das ſtarre Auge tropft!

Sind das Thränen, die ſie weinte?
Ja, doch unterwegs verſteinte!
Furchen zieh'n ſie faſt im Lauf
Und der Teufel fängt ſie auf.

Von der Höllengluth beſchienen,
Werden's funkelnde Rubinen,
Blank wie Dolche, roth wie Blut,
Geben ſie zum Morden Muth.

Jenes blitzende Geſchmeide,
Ihre höchſte Augenweide,
Meinte ſo bei'm Lampenſtrahl
Eine And're einſt mit Qual.

Und wie ſollten ſie nicht rinnen,
Ihre Thränen! Zu gewinnen
Hoffte ſie ſo ängſtlich feſt,
Und verliert den letzten Reſt.

Nun, zur Leiche ſchier erblaſſend,
Steht ſie auf, den Tiſch verlaſſend;
Sieh, ein Herr tritt für ſie ein,
Der ſchon Leiche ſcheint zu ſein.

Lange ſchritt er auf und nieder,
Nahte ſich, enteilte wieder,
Ging zur Thüre, kehrte um,
Trat bei Seite, kämpfte ſtumm.

An den Platz der Dame tretend,
Wirft er, fluchend oder betend,
Eh' die Kugel wieder rollt,
Auf den Tiſch ſein letztes Gold.

Doch die rechte Hand, die raſche,
Fährt von hinten in die Taſche
Und umklammert, ahnt Ihr's wohl?
Unter'm Schnupftuch ein Piſtol.

In den Divan niederſitzend,
Auf des Tiſches Rand ſich ſtützend,
Blickt er nun in dumpfem Sinn
Starr und gläſern vor ſich hin.

Gagne! Wohl! Er läßt es ſtehen.
Nochmals. Pah! Das kann geſchehen!
Wieder. Sieh, dem lacht das Glück!
Abermals. — Marquis, Geſchick!

Und der Sieger? Unverändert
Sitzt er da, wie erzgerändert
Sind die Mienen des Geſichts.
Der will Alles oder Nichts.

Wie die Haufen Goldes ſchwellen!
Immer doppelt! Wie's im ſchnellen
Steigen zur Entſcheidung drängt!
Da! Jetzt iſt die Bank geſprengt.

Nehmt! Und geht! Das Gold iſt Euer!
Nehmt's! Nun iſt Euch Nichts zu theuer!
Gebt's Piſtol! Der blaſſe Mann,
Der Marquis, nimmt's ſicher an!

Stolze Schlöſſer, edle Rappen,
Jauchzt doch! Freunde, Diener, Knappen,
Alles iſt für Euch bereit;
Fehlt nur noch Unſterblichkeit.

„Ha, der hat's im Schlaf gewonnen,
Darum heißt's: wie Traum zerronnen!
Zeugt, Ihr Herrn, er ſchläft ja noch!
Mein blieb Alles! — Weckt ihn doch!"

Der Marquis ruft's aus und ſchüttelt
Ihn am Arm, unaufgerüttelt
Bleibt er, wird nicht blaß, nicht roth;
Iſt's ein Starrkrampf? Nein, der Tod!

2.

Roſenlied im Süden.

(In Neapel entſtanden.)

Aus den Knospen, die Euch deckten,
Süße Roſen, mein Entzücken,
Lockte Euch der heiße Süd;

Doch die Gluthen, die Euch weckten,
Drohen jetzt Euch zu erſticken,
Ach, Ihr ſeid ſchon halb verglüht;

Und dem Freunde, dem erſchreckten,
Däucht, er muß Euch eilig pflücken,
Daß Ihr nicht zu ſchnell verblüht!

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Prag, Ende Februar.

[Der Landtag und ſeine Oppoſition.]

Auf den tobenden Carneval folgt nun die feierliche Stille, in der wir dem Anſchein nach von Concerten weniger werden leiden müſſen als die früheren Jahre. Wir haben gehört daß die Faſchingdienſtagredoute, ſonſt überfüllt und brillant, leer und langweilig war, daß dagegen der vom Fürſten Rohan arangirte Ball alle anderen an Glanz und Beſuch übertraf. Der Studentenball ſoll durch viele ſchöne Coſtüme ſich ausgezeichnet haben, indeß nicht ſo luſtig und belebt wie andere Jahre geweſen ſein. Es iſt ein ſehr mißliches Wort dieſes „ſoll", aber wenn ein Referent alle Bälle mitmachen müßte, auf denen zu erſcheinen hier zum guten Ton gehört, ſo würde die Arbeit nicht viel geringer ſein als die leidige eines ſtabilen Theaterreferenten. — Mehr kann ich Ihnen von unſerm ernſthaften Leben berichten. Daß wir in großer Erwartung ſind, wer die Stelle unſeres Landeschefs, wenn auch in anderer Form, definitiv ausfüllen werde, können Sie denken: eine ſo wichtige Perſönlichkeit mehr in unſeren Verhältniſſen, neue Stellungen, neue Antipathien, vielleicht eine und die andere Ausſöhnung, das gibt bei uns faſt mehr zu denken und zu ſprechen als in England oder Frankreich ein Miniſterwechſel. Von der gänzlichen Niederlage unſerer Stände wiſſen Sie! Man hat in Wien über dieſe unerhörte Schwäche und Feigheit mit allem Rechte gebohnlächelt und ſich ſehr über die Gefährlichkeit dieſer Oppoſition beruhigt. Der Scandal iſt aber auch unerhört. Eine einzige Perſönlichkeit hat ihren Ruf aus der allgemeinen Schmach gerettet, der wackere Friedrich Deym. Baron Putzani, ebenfalls einer der geſinnungstüchtigſten Oppoſitionsmänner, der namentlich viel zum Sturze des Grafen Chotek beitrug, iſt jüngſt geſtorben. Er war eine derbe klotzige Perſönlichkeit, Landjunker in ſeinen Manieren, aber ein kluger praktiſcher Kopf, der ſeinen ſichern Weg ging und deſſen Patriotismus ein entſchiedener und furchtloſer war. In dieſem Augenblicke fällt ſein Verluſt doppelt ſchwer. Dem Vernehmen nach will auch Friedrich Deym ſich aus dem Ständeſaale zurückziehn, empört darüber daß man ihn bei der Abſtimmung über die gleiche Steuervertheilung zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen ſo ſchmählich im Stiche ließ, daß die alte Majorität die ſeine Anträge im vorigen Jahre angenommen, theils auf die Regierungsſeite überging, theils unter dem Vorwande der Jagdſtreuden ſich vom Landtage ferne hielt. Die Geſetzgebung, das Steuerbewilligungsrecht auszuüben, war von der Regierung ſelbſt gegeben, die gegen die Landesordnung die Einſetzung der Steuern ohne vorhergegangene ſtändiſche Bewilligung anordnete. Hier mußte mindeſtens durch eine Proteſtation das einzige wahrhaft brauchbare und wichtige Recht der Stände wahrgenommen werden, und die ſo bramarbaſirenden Herren und Ritter waren bei der Anbringung des allerhöchſten Mißfallens plötzlich ſtirre und furchtſam und gaben ohne Kampf das koſtbarſte ihrer Rechte auf. Das große Unglück iſt daß die Stände ſich ſtets nur als die Vertreter von Standesintereſſen, nicht aber als die des ganzen Landes, von deſſen Bevölkerung ⁹⁹⁹/₁₀₀₀ nicht vertreten ſind, betrachten und gar keine directen Pflichten gegen die unvertretene, ſo beiſpiellos große Mehrheit zu haben glauben. Übrigens iſt es nicht nur die Regierung allein die dieſem hohlen ſchlechten Treiben lächelnd zuſieht, auch die fanatiſche Czechenpartei reibt ſich vergnügt die Hände und denkt: „Mögen die Stände ſich nur ſelbſt aufreiben, deſto ſchneller kommen andere an ihre Stellen!" Daß es ſchon ſo weit iſt, daß im Volke ſelbſt die Achtung vor dem ſtändiſchen Inſtitut, wie es dermalen beſteht, ganz Null iſt, kann auch der oberflächlichſte Beobachter wahrnehmen. — Im Monat März iſt der nächſte Landtag berufen. Wir wollen ſehen, was geſchehen wird, die Scharte auszuwetzen. F.

Aus Venedig, d. 16. Februar.

[Capitain Wolf auf dem Marcusplatz.]

Capitän Wolf, der „verabſchiedete Landsknecht", iſt nach mancherlei Kreuz- und Querzügen in der Lagunenſtadt eingelaufen. Mitten unter Pierrots, Harlekine und Pantalons fand ich ihn, und fand ihn als denſelben wie er im Orient ſich unter den Kurden tummelte, in den Pyrenäen den letzten romantiſchen Helden Alfpaniens zur Seite ſtand, in Paris über das Börſenſpiel des Julikönigthums ſpottete, in London im Marinehoſpital mit wehmüthigen Rückblicken auf Deutſchland die Nationaltugend der Britten pries, ihre Helden zu ehren. Ich fand ihn ſo wieder wie Sie ihn von den Helgolander Seehundsjagden kennen. Hier wo Alles an Erinnerungen zehrt, mußte auch auf die Helgolander Fahrten die Rede kommen, auf die ſpaniſchen Abenteuer die er Ihnen in Briefen geſchildert. Er hat ſeitdem viel gelitten, und doch, wie er ſagte, alles verſchmerzt bis auf das was die Menſchheit im Ganzen und Großen trifft. Wem in folgefeſter Ordnung, in Arbeit und Dienſt, ein Tag wie der andere verſtreicht, wem ſich daheim, kaum von ſtiller Sonntagsfeier unterbrochen, Woche an Woche reiht, der merkt nicht wie ſehr ſich alles um ihn und in ihm verändert. Wer aber herumſchweift, von Zeit zu Zeit zurückkommt und außer den Pflaſterſteinen nichts mehr an ſeiner Stelle findet, der ruft gern wie ein verlorener Poſten ängſtlich ſein qui vive! in die dunkle Nacht hinaus, um zu wiſſen ob noch Freunde da ſind die antworten können. So iſt Capitän Wolf mitunter zu Muthe. Mitten in der Carnevalsluſt — das jetzige Geſchlecht tanzt mit Narrenkappe und Schellen auf den Ruinen herum — trauert ſein Herz, nicht um perſönlicher Unbill, nur um der hinſinkenden Heiligthümer der Menſchheit willen. Es iſt bald ein Jahr daß er in Krakau war. Es ſcheint mitunter ſeine Beſtimmung zu ſein dem untergehenden Leben, wo nicht die Augen zuzudrücken, ſo doch ihm noch zu guter oder böſer Letzt ins zerfallende Angeſicht zu blicken. Krakau hat für dies Mal einen ſeltſamen Faſching gehabt. Am Fuße der Jagellonenburg werden jetzt wie vor dem Dogenpalaſt dieſelben Trauergedanken wach. Capitän Wolf iſt der Mann dies zu fühlen. Iſt es nicht, ſagte er mir dieſe Nacht auf dem Marcusplatze, für den Mann der Geſchichte und der Poeſie ein trauriges Ergebniß daß nun

Digitized by Google

auch die Jagellonenburg wie der Dogenpalaſt, wie die Pyramiden, als Zeugen ehemaliger Größe nur noch der Geſchichte angehören, da die Architektur der Neuzeit nur Eiſenbahnhöfe und Fabriken zu bauen im Stande iſt! Und in mancher Menſchenbruſt — meinte Capitän Wolf — ſteht auch manches verwitterte Ritterſchloß, mancher Dom der trübſelig hinausſchaut in dieſe dampfende Induſtriewelt und dem Expropriationsgeſetz weichen muß, weil das Intereſſe des Fortſchritts derlei Bauwerk nicht duldet. Die Rothhaut muß hinter den Miſſionär, der Mann der Vorzeit, er ſei Ritter, Soldat, Geiſtlicher, muß dem Königthum Rothſchild und der ſchnöden Art weichen die ein Mark, ein Heinzen und Conſorten an die heiligen Eichen legen. Soll er ſich ſchlachten laſſen ohne das Grab ſeiner Väter zu vertheidigen? Soll alles Ererbte, Geheiligte ohne Schwertſtreich verlaſſen werden? — Das ſagte Capitän Wolf vor dem Dogenpalaſt zu Venedig. — Er geht nächſtens in das ſalzburger Hochgebirge zur Auerhahnpfalz und dann in ſeine Einſiedelei in den Karpathen zurück. Er zählt * * zu den wenigen Gerechten denen zu Liebe der Allmächtige Ninive nicht zerſtören möge! △.

Aus dem Teutoburger Walde.

[Theodor Althaus.]

Es iſt eine ſeltſame Gegend, jenes waldgekrönte Hügelland, in deſſen ſtillen Thälern vor achtzehnhundert Jahren die erſte große deutſche That verrichtet wurde. Ich meine den Teutoburger Wald. Nicht fern von jener breitgeſtreckten Höhe, auf welcher das Hermannsdenkmal ſtehen ſoll, lehnt ſich an die Forſten jener Gebirgkette das Städtchen Detmold, früher wohl nur darum genannt, weil ſich dort die Reſidenz eines Lippeſchen Fürſtenhauſes befindet, in der neuern Zeit aber viel häufiger erwähnt, weil einige Fürſten des heiligen Geiſtes der Literatur dort geboren ſind. Wunderbares Geſchick! Ob über jenen Länderſtrecken noch die Geiſter der alten Barden ſchweben und den Kindern jener Thäler mächtige Töne in die jugendlichen Seelen hauchen, jene gewaltigen Bilder vorſiegeln, welche die Poeſie, die ſie dem Vaterlande bieten, in ſich trägt? Grabbe, Ferdinand Freiligrath, Georg Werth! Drei merkwürdige Namen! In der kurzen Friſt eines Menſchenalters haben ſie die Heimath überraſcht, der Letzte durch eine noch in der Entwicklung begriffene reiche Goldmine des Geiſtes. Ein ſeltenes Kleeblatt! Zu den Dreien geſellt ſich ein Vierter. Immerhin! Wir nennen dieſe Detmolder nunmehr ein vierblättriges Kleeblatt und finden darin nach dem Volksglauben eine glückliche Deutung. Ich meine Theodor Althaus und ſein Gedicht „Eine Rheinfahrt im Auguſt.“ Er widmete das Lied den Kölnern, den Schleswig-Holſteinern und Allen, die den Rhein lieben, alſo allen Deutſchen; denn wer von ihnen liebt den Rhein nicht? Seine Arabeske erinnert in ihren vielfachen Verſchlingungen an die Ereigniſſe unſerer deutſchen Geſchichte aus den letzten ſechs Jahren und gibt ihnen mit poetiſchem Geiſte tiefere Deutungen, indem er ſie mit der Vergangenheit vergleicht, und mit der Zukunft welcher die Welt entgegengeht, verknüpft. Aber es iſt durchaus keiner jener engherzigen politiſchen Dichter welche die Conſtitution und und Preßfreiheit als den Baum des Lebens, der im Paradieſe der Zukunft blüht, mit hochklingenden Phraſen beſingen oder welche die liberalen und unliberalen Anekdoten der Tagesgeſchichte mit ſpitzigen Pointen in nüchterne Verſe bringen. Nein, er gehört zu jenen Poeten der ächten und ewigen humanen Freiheit, welche allein die Berechtigung hat und haben wird daß der Dichter ihr glühende Lieder widmet. Sie iſt ſo alt wie die Welt und doch ſo wenig gekannt. Sie iſt auch mit der Schönheit verbunden, denn ſie quillt aus dem Weſen des Menſchen. Und darum verſchmäht ſie es auch an die vorübergehenden verzerrten Ereigniſſe des Tages anzubinden. Deutſchland hat in der letzten Zeit wenige Vertreter dieſer Freiheit, und die es hat, vergißt es über dem Lärm des tagtäglichen Geſchwätzes. Althaus ſchließt ſich ihnen in edler Weiſe an.— Ich will es hier nicht unternehmen, Ihnen eine Expoſition der Hymne zu geben, die ans langen vierzeiligen Strophen beſteht und auf einen Druckbogen gedrängt iſt. Möge jeder ſelbſt leſen und prüfen! Wer meinem Rathe folgt wird eine eigenthümliche, ſchwung- und bilderreiche Sprache finden, ſo beſcheiden auch der Dichter an einer Stelle ſagt:

Ich kann kein Gold euch bringen dar, hab keins zu ſenken in den Rhein.
Ich ſchmelze wenig Geiſtesgold aus meinem armen Erzgeſtein;
Doch ſtreift wohl wie ein goldner Schein zuweilen flüchtig durch mein Lied,
Doch tönt vielleicht wie ächter Klang ein Wort, das ich euch ſelten bie't!

Noch mehr aber werden den Leſer die ſtolzen Gedanken erfreuen mit welchen der Dichter ihn aus der unerquicklichen Gegenwart, in welcher die tauſend Elemente gähren aus welchen der Wein der Freiheit und der Liebe in den heiligen Kelch der Brüderſchaft quellen ſoll, in die Zukunft führt.

Und nun verſenken ſchweigend wir im Schein der letzten Abendgluth
Den letzten Haß aus dunkelm Grund der Bruſt in deine tiefe Fluth;
Und Feuer zünden wir bei Nacht von Berg zu Bergen lohernd fort,
Die glüh'n noch ſpät in's ſtille Land der Lieb' und Freiheit Flammenwort.

Aus Nürnberg, im Februar.

[Der literariſche Verein.]

Seit dem Jahre 1840 beſteht hier ein Verein, deſſen nächſter Zweck es iſt die literariſchen Elemente unſerer Stadt mit einander zu verbinden. Die Stadt des Hans Sachs hat vorherrſchend kaufmänniſche und nächſt dieſen artiſtiſche Intereſſen, letzteres nicht blos in der fabricirenden Thätigkeit, ſondern auch im Geſchmack der Wohlhabenden die ſich an Sammlungen von Raritäten und Kunſtwerken erfreuen. Wer wollte dieſen Trieb ſchmähen, wer bezweifeln daß mit ſolchem Mäcenat, ſolchen antiquariſchen Schauſtellungen und Liebhabereien auch zum Theil Bildung gepflegt wird. Allein die ganze Bildung, der Kern der Kultur iſt weit mehr in der Literatur zu ſuchen. In ihr hat der Geiſt mehr als die Pflege von Lieblingsgedanken, in ihr hat er ſeine Aufgaben die das ganze Leben, den Umkreis unſerer Kräfte, Mittel und Zwecke

Digitized by Google

erfaſſen. Das Intereſſe an der Literatur alter wie neuer Zeit lebendig zu erhalten und dieſe Theilnahme wechſelſeitig zu ſteigern, iſt Zweck und Ziel des literariſchen Vereins. Die Zahl der Mitglieder beläuft ſich etwa auf 15. Jede Woche verſammelt man ſich im engern Verein und allmonatlich wird eine Verſammlung von größerem Umfang veranſtaltet, zu der auch Frauen geladen werden. Die Mitglieder halten hier in poetiſcher und proſaiſcher Form Vorträge die jährlich zu einem Album zuſammengeſtellt werden und hier bei Bauer und Raſpe (Julius Merz) im Druck erſcheinen. Hr. Julius Merz, Mitglied des Vereins, iſt in der literariſchen Welt ſeit langem durch ſeine Aufſätze und die Herausgabe einer früheren Monatſchrift bekannt. Dieſer Albumshefte des Vereins liegen nun mit dem neuen bereits vier vor. Der Welt wird damit nicht etwas übertrieben Neues und Auserleſenes geboten. Eine Stadt wie Leipzig die förmlich „in Literatur macht", liefert Schöpfungen die neue Richtungen anbahnen, iſt mit ihren zahlloſen Druckerpreſſen für jeden Wendepunkt literariſcher Intereſſen von überwiegendem Einfluß. Städte aber wie Nürnberg zeigen, wenn ſie ihre literariſchen Kräfte zuſammenfaſſen, womit ſich die Durchſchnittsbildung im Schooße der bürgerlichen Welt beſchäftigt, wovon dieſe ſich nährt, was ſie von alten Schätzen genießt, wie ſie die neuen Gaben ſich zum Verſtändniß bringt. Von dieſem Geſichtspunkt aus mag die allgemeinere Leſewelt in Deutſchland die Albumshefte des Nürnberger literariſchen Vereins aufnehmen. Es ſind keine ſogenannten freien Schriftſteller, keine Literaten von Fach die hier ihre Gaben zuſammenſtellen und für eine Richtung die hervortretenden Wendepunkte feſtſtellen. Es ſind Männer des bürgerlichen gelehrten Wirkens, Beamte und Lehrer deren Bildung ſich auch literariſch bekundet, die ſich hier zu einem Album vereinigen. Die luriſche Muſe beſchleicht wie zur Sonntagsfeier das Herz des Menſchen, und außer ihren Gaben iſt der Aufſatz im Album vielfach angebaut. So ſehen wir namentlich in freundlich geſelliger Form die Abhandlung ſich über Gegenſtände des Wiſſens erſtrecken; wir finden von Dr Mönnich Aufſätze über Ludwig Uhland, über den Charakter der Ophelia, über Hölderlin, über Karl Simrock's Gedichte; von Dr. M. M. Mayer und J. Merz Rückblicke auf Nürnberg's Vorzeit, von Georg Neumann einen Artikel über Rückerts Schi-King, von J. L. Hoffman Betrachtungen über die Antigone des Sophokles, über Ariſtophanes, den deutſchen Minneſang. Unſerem Hoffmann, Lehrer am hieſigen Gymnaſium, verdanken wir auch drei geiſtvolle und lehrreiche Vorträge über Hans Sachs. Sie haben ſo ausgezeichneten Werth, verrathen ſoviel Kenntniß der Dichtungen unſeres Altmeiſters, ſind ein ſolcher Ertrag von genauen Studien, daß wir uns freuen ſie nun als beſonderes Buch erſcheinen zu ſehen. Daß auch der Humor unſerem Vereine nicht fehle, mögen Ihnen die Humoresken von G. Arnold über die Wortſpiele in der deutſchen Sprache bezeugen. †.

Aus Bamberg, im Februar.

[In Sachen Behr's.]

Wir haben uns im Intereſſe der tiefverletzten Wahrheit veranlaßt gefunden den wider Behr erhobenen Anklagen entgegenzutreten, zugleich aber auch erklärt daß wir durchaus nicht gewillt ſeien den Beweis der Anſchuldigungen im Voraus abzuſchneiden. Eben ſo haben mehrere Einwohner Würzburgs die Berufung auf das Zeugniß ihrer Stadt mit gerechter Entrüſtung und mit der ſo bezeichnenden Bemerkung zurückgewieſen daß der Urheber dieſer Angriffe vielleicht ſchuldbewußt einem Unglücklichen ſelbſt die Ruheſtätte mißgönne, die ihm des Schickſals Härte noch belaſſen. Auf all' dieſes folgte bis jetzt keine Rechtfertigung der Anklage, nichts als ein ſtummes, lautloſes Schweigen. Wir täuſchen uns nicht, wenn wir in der Anklage gegen Behr, in ihrer verſteckten, hämiſchen Angriffsweiſe die Feder eines Mannes erkennen, der bei dem Unglücke Behr's betheiligt von den Ueberreſten einer traurigen Berühmtheit zehrt und über deſſen früheres Wirken die öffentliche Meinung, die gewaltigſte der Gewalten, bereits zu Gericht geſeſſen und ihr Urtheil ausgeſprochen hat. Behr iſt hochbetagt; zweiundſiebenzig Lebensjahre, und unter dieſen ſieben innerhalb der Kerkerwände verlebte, haben den Körper des ſonſt rüſtigen Mannes gebeugt, aber im Innern der morſchen Hülle lebt das erkräftigende Gefühl der Selbſtachtung und die erhebende Überzeugung daß ihm auch die Anerkennung der Beſſeren ſeines Volkes zu Theil geworden, werthvolle Güter deren Beſitz ihn den Schmerz Verlorenzubing leicht überwinden macht. Es iſt in der That oft weniger hart, von dem poſitiven Geſetze für einen Verbrecher, als von ſeinem eigenen Bewußtſein und der öffentlichen Meinung für ehr- und friedlos erklärt zu werden. †.

Aus München, im Februar.

[Lola Montez, Giſele und Briefe.]

Sennora Lola Montez iſt für uns ein geſchichtliches, ein ſtaatlich gewichtiges Ereigniß geworden; wir bezeichnen in unſern Annalen mit ihrer Erſcheinung in München eine neue Epoche. Nach einer ſtürmiſchen Staatsrathsſitzung reichte der vorläufige Miniſter des Auswärtigen, Graf von Bray, ſeine Entlaſſung ein, der Miniſter des Innern, von Abel, verlangte ſie ebenfalls und erhielt ſie. Gegenſtand der Aufregung im Staatsrath war die Indigenatsfrage der Sennora. Der Gemeinderath hatte der ſpaniſchen Dame das Bürgerrecht verweigert, das Miniſterium fühlte ſich moraliſch außer Stande dieſe Verweigerung nichtig zu machen. So ergab ſich denn das große Schisma, und ſo iſt denn dieſer Donna wider Willen gelungen woran die Oppoſition der Aufgeklärten vergeblich gearbeitet, was ſelbſt der begeiſterte Widerſtand des freimüthigen Fürſten Wrede in der Kammer der Reichsräthe zu erreichen nicht vermocht hatte. Wohin die Aufregung noch führen könne, wiſſen wir nicht; ob Lola Montez noch Gräfin wird, getrauen wir uns weder zu behaupten noch zu bezweifeln, gewiß iſt nur daß ſie nicht Bürgerin von München wird. Man ſage nicht daß ihre Erſcheinung nur ein Ereigniß in den höheren Sphären iſt; auch in's Volk ſind ihre Wirkungen gedrungen. Zeuge deß war ihre öffentliche Erklärung, keine Bittſchriften von Hülfsbedürftigen mehr annehmen zu können, da ſie mit den Verhältniſſen des Landes unbekannt ſei. Auch in Berlin, in Warſchau waren ihre Berührungen mit Gensdarmen populär genug geweſen; aber erſt hier ſollte dieſer tanzende Komet in ſeinem vollen Lichte erſcheinen. Nach allen Seiten hin brechen ſich die Strahlen dieſes Lichtes; auch unſere Journaliſtik blieb davon nicht unberührt, die Fliegenden

Digitized by Google

Blätter dunften die Wirkungen einer ſpaniſchen Fliege nicht illuſtriren. — Baron von Beiſele und ſein Hofmeiſter Giſele ſind alſo auch bei Ihnen in Leipzig erſchienen. (Laut Leipziger Tageblatt waren dieſe myſtiſchen Perſonen, ächte Zöglinge Vetter Michels, bei uns in Leipzig monduſüchtig geworden, im Gaſthof zum halben Monde eingekehrt, aber bald darauf wieder verſchwunden. Ihr Beſuch auf einem Maskenball bei uns war alſo flüchtig; wir haben nicht Carnevalsluſtigkeit genug um ſo werthen Gäſten den Weg zu bahnen. Jedoch haben wir den Dr. Giſele länblich ſittlich zum Hofrath gemacht. Dies unſerem verehrten Münchner Correſpondenten zur Nachricht.) Ich kann nur beſtätigen was der baieriſche Gilbote gemeldet, daß Giſele und Beiſele Geburten unſeres Kaulbach ſind. Es war im vergangenen Sommer als der Maler der Hunnenſchlacht, der Schöpfer der Zerſtörung Jeruſalems, der deutſche Hogarth des Narrenhauſes, ſich auf der Menterſchweige im Kreiſe jovialer Freunde befand. Es kam die Rede auf die Reiſewuth die ſeit den Eiſenbahnen unſere Kleinſtädter erfaßt hat. Kaulbach warf mit der Kohle des Cigarrenſtumpfes ſofort zwei Geſtalten an die Wand der Wirthsſtube; ein Holzſchneider der Fliegenden Blätter faßte die genialen Konturen auf und ſo wandern die liebwerthen Figuren in ihrer paradieſiſchen Unſchuld zum Ergötzen der Welt durch die deutſchen Lande. Die Bezeichnung ihrer ſchwäbiſchen Namen verdanken ſie dem Profeſſor Rudolf Marggraf. — Mit Bamberg pflegen Sie einen lebhaften Briefwechſel: mithin wird Ihnen gemeldet ſein welchen tragikomiſchen Tod der dortige Bibliothekar Jaeckel geſtorben. Man mußte des gelehrten Mannes peinliche Werthhaltung neuer Erwerbungen für die Bamberger Bibliothek kennen um dieſe ſeine Todesweiſe begreiflich zu finden. Auf ſeinen eifrigen Betrieb war dem Inſtitut durch die Gnade des Königs von Preußen eines jener koſtbaren Exemplare der Werke Friedrichs des Großen zugewendet. Jaeckel trieb damit einen beinahe frommen Kultus; er lud ein zur Schauſtellung des koſtbar gedruckten, koſtbar gebundenen Werkes. Ein liebwerther Burgerämann Bambergs — die Geſchichte darf ſeinen Namen nicht nennen! — gebildet und wißbegierig, auch etwas raritätenſüchtig wie Jaeckel, kommt und beſieht es. Vielleicht weil er kurzſichtig iſt, ſteckt er gern tiefer als üblich die Naſe in Alles, aber dieſe Naſe iſt verhängnißvoll, wenigſtens ſchnupftabackvoll. Ein Bewunderer der Werke Friedrichs des Großen kann ſich das ſchon erlauben. Allein wie er ſich über das Buch bückt, mit Jaeckel voller Bewunderung, fällt ein Tropfen jenes ätzenden Saftes, ein goldgelber, aber keine Thränenperle, gerade auf das ſchöne Titelblatt. Wie vom Donner gerührt, ſteht der Mann da. Jaeckel aber iſt für immer niedergeſchmettert. Er legt ſich krank vor Schreck nieder und iſt nach drei Tagen todt. — Entſchuldigen Sie dieſen Beitrag zur Geſchichte deutſcher Gelehrtenpietät. †.

[Alexander Simon's Prometheus.]

Aus Stuttgart erhalten wir den Proſpectus zu einem neuen Blatt für Literatur, Kunſt und Gewerbe, welches Alexander Simon unter dem Titel „Prometheus" zu gründen beznweckt. Von Simon ſind bekanntlich die Arabesken im Wielandzimmer der Großherzogin von Weimar. Wir ſahen von ihm manches charakteriſtiſche Ölbild wie die im Beſitze des Muſikalienhändlers Hofmeiſter in Leipzig. Die lyriſchen Poeſien welche Simon bei ſeinem mehrjährigen Aufenthalte in Sicilien lieferte und welche Karl Banck, ſein Reiſegefährte, ſo glücklich in Muſik ſetzte, erfreuen ſich im Salon ſehr günſtiger Aufnahme. So mannichfach auf verſchiedenen Gebieten der Künſte ausgerüſtet, hat Alexander Simon den ſeltenen Beruf zu einem umfaſſenden Organ das zu einem beſtimmten Zwecke die Gebiete der Künſte überſieht und ordnet. Volksbildung im Allgemeinen und im ſchönſten Sinne des Wortes, Volksbildung durch die Kunſt iſt die Aufgabe die ſich der Prometheus ſtellt. „Für die Sonderintereſſen der Kunſt, ſagt Simon in ſeinem Entwurfe, gab es von jeher Organe. Keines derſelben verſtand die eigentliche Aufgabe derſelben, alle betrachteten die Kunſt als etwas das etwas über oder außer dem Leben Stehendes. Für uns iſt ſie etwas viel Höheres. Die Kunſt der Gegenwart iſt nicht mehr Zweck ſondern Mittel der Geſchichte. Sie iſt nichts Excluſives, ſondern einem Andern Dienendes. Aber dieſer Dienſt iſt das Höchſte und Heiligſte, ſo hoch wie Gottesdienſt, iſt der Dienſt der Menſchheit. — Die Fragen welche die Gegenwart bewegen, ſind bisher faſt ausſchließlich im Bereich der politiſchen und Rechtswiſſenſchaften debattirt worden. Die Künſte nur blieben theilnahmlos bei dem Kampfe der Geiſter. Das beweiſt aber keineswegs daß nicht auch in ihnen Kräfte und Sympathien wohnen. Es beweiſt nur daß ſie ſchliefen. Wir müſſen ſie wecken. Wer das weite Reich der Sinnlichkeit kennt in dem ſie herrſchen, wer bedenkt wie mächtig und veredelnd ſie auf einen Theil der Natur wirken, der allen Klaſſen unſeres Geſchlechts gemeinſam iſt, der wird den Künſten die pädagogiſche Fähigkeit nicht abſprechen. Sie ſind eines der mächtigſten Elemente der Erziehung; es handelt ſich nur darum ſie richtig zu verwenden. Die Aufgabe der Blätter für Literatur, Kunſt und Gewerbe iſt es, das Volk durch die Kunſt und die Kunſt für das Volk zu bilden. Wir haben es demnach mit dem Künſtler und mit dem Volke zu thun. Wenn wir auch unter Volk hier zunächſt die niedern Klaſſen der Geſellſchaft verſtehen wollten, ſo ließe ſich doch der doppelte Zweck mit denſelben Mitteln erreichen, denn der Künſtler ſteht in ſeinem poſitiven Wiſſen wie in ſeinem Sinnenleben dem Volke viel näher als er meint. Wir nehmen aber hier das Volk in ſeinem weiteſten Begriff, ohne Rückſicht auf Bildungs- und Meinungsunterſchiede. Die Herrſchaft der Sinnlichkeit durch die Kunſt umſchlingt alle Klaſſen der Geſellſchaft. Sie ändert wohl die Form, aber nie ihre Tendenz. Sie erſcheint in den Regionen der höhern Stände nur raffinirter und geheimnißvoller als in der Hütte; aber auch mächtiger dort. Solche Dehnbarkeit und Vielſeitigkeit hat keine andere Disciplin; ſie ſollte diejenigen welche mit der Volksbildung zu thun haben, längſt aufmerkſam gemacht haben welcher Nutzen aus ihr gezogen werden könnte." — Die Thätigkeit des Blattes will eine dreifache ſein. Es will der gebildeten Welt zum Bewußtſein ihrer Genüſſe in Kunſt und Leben verhelfen. Es will dem Künſtler den Inſtinct nach welchem er ſchafft zur Überzeugung machen, ihm die Wiſſenſchaftslehre und zugleich die Praxis der Gewerbthätigkeit näher rücken. Das Blatt will drittens pädagogiſch auf die heranwachſende Welt wirken. „Die Kunſt als Erziehungselement, ſagt Simon, iſt in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht erkannt. Und hier iſt es, wo die Kunſt für die Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts in Ausbildung ſeiner innern und äußern Schönheitsformen, durch Bildung der

Digitized by Google

Organe, körperlicher und geiſtiger Gewandtheit, den edelſten Gebrauch von ihren im Götzendienſt der Wolluſt vergeudeten Kräfte machen kann. Hier werden wir mit äußerſter Strenge alle Erſcheinungen prüfen, welchen der Unterricht des Schönen im zarten Gemüth übergeben iſt. Alle Mittel und Inſtrumente der Schulbildung im Anſchauungs- und Gehörsunterricht, illuſtrirte Werke, Bilderbücher, Fibeln, Gebetbücher, Kalender, alle Arten von Volksſchriften und Muſterblättern werden wir einer ſtrengen Controle unterwerfen; denn auf dieſem Gebiete wird mit unverzeihlichem Leichtſinn gewirkt und hier bleibt dem Staate viel zu thun übrig. — Der Prometheus ſoll ein Volksbuch ſein. Er denkt dies nicht zu erreichen, dadurch daß er ſeine Sprache zu einer ſogenannten popnlären herabſtimmt und ſich in gewiſſen niedrigen Formen bewegt. Wer dem Volk helfen will, ſoll nicht zu ihm hinabſteigen, er ſoll es zu ſich empor ziehen. Wir wiſſen wohl wie gern die welche die Erhebung des Volks überhaupt nicht wünſchen, ihm die Befähigung dazu abſprechen. Wir theilen dieſe Meinung nicht. Wir müſſen und können dem Volke etwas zutrauen. Zutrauen macht ſtark. Ein Volk das Jahrhunderte lang das Unbegreifliche begriff, warum ſollte es das Begreifliche welches Vernunft oder Schönheit ihm bieten, nicht verſtehen? — Unter dem Titel: praktiſche Schönheitslehre ſoll die Kunſt in die Verrichtungen des ſocialen Lebens eingreifen, Sitten und Gebräuche und unſchöne Lebensformen veredeln. Wie der Styl der denkende Menſch, ſo iſt die äußere Erſcheinung das innere Leben. Wer ihre Wirkung kennt auf Geſchichte und Moral, der wird ſelbſt dieſen Theil der angewandten Äſthetik einer ernſten Pflege nicht unwerth halten. — Ein Organ für die Beſprechung der Kunſtintereſſen in dieſem Sinne fehlte bisher in Deutſchland. Ein Organ, das die artiſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Fragen in ſtetem Hinblick auf die Forderungen der Zeit entwickelte, iſt ein Bedürfniß der Gegenwart." — Dieſer Anzug aus dem Plan zum Prometheus mag vor der Hand genügen, das Intereſſe unſerer Leſer dafür in Anſpruch zu nehmen.

[Nordmann: Mautner.]

Zwei neue öſtreichiſche Sänger ſind mit dieſen Namen in's Feld, oder ſoll ich ſagen auf den Leipziger Markt, gerückt. Gleichviel ob der Eine ein Öſtreicher mit tiroler Blut, der Andere ein Deutſchungar, der Grundton ihrer Lyrik, in ſubjectiven Klängen wenigſtens, iſt derſelbe, ein Senfzerton des Unterdrückten, ein Schmerzenslaut der ihrer Perſon und ihrem Volke wie der Welt überhaupt gilt. Beide haben ihre Beſonderheiten; Johannes Nordmann iſt ſchwerathmiger, Eduard Mautner ſpringender, leichter und freier. Umdeswillen verliert ſich Mautner nicht ſo leicht an gramverhüllte Grübeleien die an Confuſion ſtreifen. Nordmann hat mehr Nachhaltiges in ſeiner Stimmung; der Widerſtreit zwiſchen Glauben und Denken, Bild und Gedanken, Empfinden und Erkennen macht ihn zum modernen Poeten. Ergreifend ſind Töne wie:

„Möcht' weinen daß ich frech zerſchling
Des Glaubens ſchöne Wunderbilder!"

In einer andern Selbſtbetrachtung ruft er aus: „Ein ganzer Ölberg und kein Friede!" Mit Mannskraft entreißt er ſich aber der weichen Hingebung und ſagt: „Der Mann bewährt ſich erſt im Leid!" In all dieſen Tönen klingt ächte poetiſche Stimmung an; aber ſie bleibt noch oft genug im Chaos befangen und es fehlt die lichte freie Schöpfung. Seinen brütenden Liebesliedern fehlt nicht blos die Geſtalt der Geliebten, ſondern ſogar ihre Eriſtenz; dieſen Eindruck machten ſie uns. In Wien ſind auch zwei Bände Novellen von Nordmann erſchienen; noch mehr vielleicht als dieſe geben ſeine Balladen das Zeugniß daß eine feſte klare Geſtaltenwelt in ihm ſich durchringt. Er neigt, was die letztere betrifft, mehr zur Romanze, wie ſein ſchwärmeriſch weiches „Dichterleben" aus der Welt des Orients bekundet. Je weniger er ſchon der bloßen Stimmung das Wort gibt, je mehr er die innere wie äußere Welt in Geſtalten erfaßt, deſto mehr werden ihm Balladen wie „Der Page ſpielt mit der Krone" gelingen; dieſe letztere iſt in ihrer Art ein vollendetes Gedicht. — Auch Mautner neigt zur dichteriſchen Erzählung, wie er eine Scene aus Byrons Leben in dem Gedicht „Ein Opfer" gab. Objective Stoffe ſind für die öſtreichiſchen Sänger eine Rettung um aus der verſchwimmenden Unklarheit träumeriſcher Muſik aufzutauchen. Nicht ſich vor der Welt zu flüchten, ſondern ſich in ihr zu fühlen, ſie aus ſich ſelbſt geſtalten zu helfen, iſt die Aufgabe der Poeſie welche noth thut. Sie thut der Welt und den Poeten noth. — In Mautner's Gedichten iſt ſehr viel Talent zur poetiſchen Erzählung.

[Ein franzöſiſches Luſtſpiel.]

Pariſer Blätter berichten von einem neuen Luſtſpiel von Leon Gozlan, Verfaſſer der Komödie: die linke und die rechte Hand. Das neue Stück das im Vaudeville-theater gegeben wurde, führt den Titel: Trois rois et trois dames. Es führt in drei Paaren drei verſchiedene Nuancen der Ehe vor, eine despotiſche, eine conſtitutionelle und eine republikaniſche Ehe. In der erſten beſteht der Mann und die Frau gehorcht blind. In der zweiten theilen ſich Beide unter gewiſſen feſten Bedingungen in die Herrſchaft. In der dritten thut jeder was er will, Mann und Frau ſind ungebunden. Der conſtitutionellen Ehe wird im franzöſiſchen Stücke der Vorzug gegeben; aber doch ſagt der Mann des republikaniſchen ehelichen Bündniſſes am Schluſſe: Am beſten thut wer ledig bleibt! — Frankreich, oder vielmehr Paris, ſpricht damit ſeine Moral, ſeine Theorie und ſeine Pearls aus.

[Deutſche Preßgeſetzgebung.]

Öſtreich hat jetzt die literariſchen Erzeugniſſe gegen Nachdruck geſchützt und das Eigenthumsrecht des Autors bis auf dreißig Jahre nach deſſen Tode ſeinen Erben geſichert. Dieſer Schutz Öſtreichs erſtreckt ſich auch auf die außer Öſtreich in den deutſchen Bundesſtaaten geſetzlich erſchienenen Schriften. Fällt alſo hiermit die Strafe fort die den öſtreichiſchen Schriftſteller für dieſen Fall trifft? — In Hannover haben ſich beide Ständekammern der Preſſe angenommen und den Antrag geſtellt wenigſtens die bundesgeſetzlichen Erleichterungen in Anwendung zu bringen. Dort beſteht bis heute noch nominell die Strafe von 50 Thlrn. für jede außerhalb Hannovers erſchienene Druckſchrift.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 13. März.

Inhalt: Gräfenberger Aquarelle. Von Hieronymus Lorm. — Erlebtes. Von C. L. L. Karl Vicfer v. Bonſtetten. — Sancta simplicitas. — Aus Berlin, München, Karlsruhe und Wien. — Der norddeutſche Volksſchriftenverein in Berlin.

№ 11.

Gräfenberger Aquarelle.

Von **Hieronymus Lorm.**

„— — Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begib Dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre Dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, — —
Das iſt das beſte Mittel, glaub'
Auf achtzig Jahr' Dich zu verjüngen!"

Mephiſto hat Recht. Menſch ſein heißt krank ſein, und nur das Thier iſt geſund. Es wird nur krank durch den Mißbrauch den der Menſch mit ihm treibt. Noch geſünder iſt die wildwachſende Pflanze, der kein eigenwilliger Übergriff in den natürlichen Gang ihres Wachſens und Welkens geſtattet wird. Am geſündeſten iſt der Stein. Die Seele aber iſt die ſicherſte und ſchnellſte Zerſtörerin des Körpers, und wo ſie ſich ankündigt, ſei es in den inſtinktartigen Bewegungen des Thiers, dem auch in neuerer Zeit eine gewiſſe Pſyche nicht abgeſprochen wird, oder in der beſtimmten Willenskraft des Menſchen, da hat ſie es auf die allmälige Vernichtung ihres urewigen Feindes, der Materie, abgeſehn.

Die Menſchheit war krank als Rouſſeau ſie zur Einfachheit der Natur zurückführen wollte. Der Geiſt des Jahrhunderts kam ihm auf halbem Wege entgegen, denn das Drängen nach der Materie, die in den philoſophiſchen Syſtemen des achtzehnten Jahrhunderts ihre Verherrlichung fand, war nur ein inſtinktartiges Drängen nach einem augenblicklichen Heilmittel. Das Kind haßt den Arzt, wenn die Arznei dem verhätſchelten Gaumen widerſtrebt. Völker ſind Kinder, Rouſſeau wurde verkannt, verhöhnt und verketzert. Die Natur der Völker aber, die ſich wie die des Einzelnen am Ende ſelbſt zu ihrem Rechte verhilft, ſpie das ſüße Gift der raffinirten Zuſtände gewaltſam aus, und dieſes heilſame Erbrechen, das den Gegnern radikaler Mittel noch heute ſo unwürdig und unappetitlich erſcheint, war die franzöſiſche Revolution. Allein die Menſchheit iſt unverbeſſerlich, ſie wird geſund, um neue Krankheitsſtoffe zu ſammeln. Hoffen wir daß ſie bald genug geſammelt haben wird, um eine neue Entfernung nothwendig zu finden.

Das Heilmittel welches Rouſſeau im Laboratium ſeines Geiſtes fand, ohne damit die ganze Menſchheit kuriren zu können, wendet der Rouſſeau der bloßen Materie, Prießnitz, mit glücklichem Erfolge beim einzelnen Kranken an. Er führt ihn auf die Bedürfniſſe der einfachen Natur zurück, denen niemals die Befriedigung fehlt. Da aber eine ſolche Revolution phyſiſcher Zuſtände, durch die geſunde Einfachheit des thieriſchen Lebens herbeigeführt, bei Jenen am nothwendigſten iſt, die ſich am weiteſten von der natürlichen Einfachheit entfernten, ſo bieten dieſe Kinder der raffinirteſten Civiliſation, wenn ſie ſich dem radikalen Umſturz ihrer verſeinerten Gewohnheiten fügen, ein ſeltſames Schauſpiel, aus welchem wir einige Scenen und Züge herausgreifen wollen.

Digitized by Google

1. Erſte Eindrücke.

»Leb' mit dem Vieh als Vieh!« Gib die Seele auf, wenn du nach Gräfenberg gehſt! Prießnitz, der Apoſtel der Materie, durch welche er dich erlöſen will von allen Übeln des Leibhabens, weiß daß die Seele ihr heuchleriſcher, verrätheriſcher Judas iſt. Du darfſt nicht denken; du mußt dich gläubig bekreuzigen, wenn du erfährſt daß 2 mal 2 — 5 iſt; du darfſt nicht fühlen, keine Leidenſchaften haben, eine ſchöne Herzogin darf dein Gemüth nicht zärtlicher ſtimmen als ein Gensdarm. Der Wein iſt ein Wahngebilde, das dir einmal in einem verrückten Jugendtraum erſchien, nichts wirklich Exiſtirendes. Evoe Bacche! iſt in Gräfenberg eine revolutionäre Marſeillaiſe und darf nicht laut werden, ohne daß du deine gute Conſtitution zerſtörſt. Halte es für die Erfindung eines märchenſchwangern Kopfes daß es witzigen Champagner und gediegenen Bordeaux gibt, Geiſter, die ſich deiner Seele mitleidig annehmen, und dir die Welt, einfach geſehn unerträglich machen, doppelt geſehn in Vollkommenheit zeigen. Haſt du vielleicht jemals von dem Wahn des Thoren gehört, ſo ſich »Kaffee« benamſet? Von dem Wahn daß eine braune glänzende Fluth alle Gründe deiner Seele überſchwemmen könne, daß die darin verſteckt ſchlafenden Geiſterchen erfriſcht auffſpringen und plötzlich große Schöpfungen vollbringen wollen? Glaube dieſe Sage nicht, Gräfenberger! Kaffe iſt die Frucht des Upasbaumes. Seh' ich dich Kaffee trinken, ſo habe ich das Recht dich gründlich zu verachten. Kaffeetrinken iſt Vatermord! O die menſchliche Phantaſie iſt grauſam, daß ſie ihm unmögliche Frühſtücke vorſpiegelt, beſtehend aus dem wollüſtigen Reizen von Kaffee, Rheinwein und Auſtern! Verſtopfe deine Ohren vor dieſen Sirenen, Gräfenberger Ulyſſes! Und willſt du in's friedliche Ithaka deiner Geſundheit gelangen, ſo ſteuere ſtark und muthig fort auf dem Waſſer!

Waſſer! Die Erde iſt aus dem Waſſer entſtanden und der Menſch aus der Erde. Du aber mußt zur Natur, zu deinen Urelementen zurück und willſt du nicht Erde ſpeiſen, d. h. begraben werden, ſo mußt du Waſſer trinken, d. h. leben. Waſſer! Ein nur irgend civiliſirter Magen ſchüttelt ſich, wenn du ihm nach Gräfenberger Art Waſſer zuſchickſt und ſendet es dir mit Proteſt zurück. Du darfſt aber den Bedenklichkeiten des verwöhnten Burſchen nicht nachgeben; er grollt und murrt über das Waſſer, du mußt ſein Grollen und Murren eben im Waſſer erſticken. Und da Alles aus dem Waſſer entſtanden iſt, ſo ſtrenge deine Phantaſie ein wenig an, wenn du es hinunterſchlingſt und denke, du ſchlingſt die Auſtern, die daraus entſtanden wären.

Das Waſſer nimmt aber auch ſonſt deine Thätigkeit in Anſpruch, es iſt nicht genug daß du es trinkſt, du mußt es auch verdauen. Du badeſt dich inwendig in kaltem Waſſer und für dieſe Selbſtverleugnung wird dir weder der Nachgenuß eines üppigen orientaliſchen Bades, der dich während du träge auf einem Divan ausgeſtreckt liegſt, mit einem wollüſtigen Gefühl des Wohlſeins überſtrömt, noch entſchädigen dich die civiliſirten Freuden europäiſchen Badelebens. Du haſt nur ein Geſchäft, nur einen Genuß, du mußt dir, wie man es nennt, Bewegung machen. Nicht etwa in einer Kutſche oder auf dem leichtfüßigen Reitpferd, mit höchſteigenen Füßen mußt du laufen, laufen, als wollteſt du dich zum Beruf eines Menſen Ernſt herandilden, das Waſſer in ſeiner niederdrückenden Schwere muß durch den ganzen Körper geruttelt und in alle Adern vertheilt werden. Ein kühner Waſſerfahrer läuft nicht bei jedem Sturm und wildem Wetter in den Haſen, am wenigſten in Gräfenberg, wo ſelbſt die Frauen auf die umfriedeten Räume des Gynäceum verzichten müſſen und um der Geſundheit willen emancipirt, unermüdlich gleich den Männern eine mühevolle Laufbahn verfolgen, nämlich die Bahn auf der man, Kälte und Regen ſtill verachtend, unermüdlich laufen muß. Manche ruſſiſche Fürſtin umkleidet hier die zarten, ſammetgewohnten Füßchen mit dem plebejiſchſten Product ihres Vaterlandes, mit Juchten, um in dieſen kleinen Böten raſtlos durch regengetränkte Gefilde zu ſteuern, höchſtens unter dem Schutz eines Schirms, von einem Leibeignen nachgetragen, dem die Unmöglichkeit des Begreifens aus den mamelukiſchen Augen glotzt. Das Gehen, ſonſt nur ein Mittel des Erreichens, iſt hier eine Arbeit, ein Zweck an ſich ſelbſt. Du kannſt im gewöhnlichen Leben weite Strecken ohne Ermüdung gehen, denn die Urſache die dich zum Gehen antreibt, beflügelt deine Kräfte, und das Ziel welches du in Gedanken haſt, läßt dich der Mühe des Hingelangens vergeſſen. Und gehſt du zuweilen auch ohne Ziel, promeniſt du, flaniſt du, ſo iſt es ein angenehmes Hinſchaukeln durch die Genüſſe des Weges. Aber gehen, gehen ohne Zweck, ohne Ziel, mit der wichtigen Eile eines Droſchkenpferdes, das doch nicht weiß wonach es eigentlich zu laufen hat, heißt durch die Ewigkeit rennen und erfüllt mit dem Wahn, der Menſch wäre im Grunde für ſeine Füße auf der Welt und Kopf und Herz nur verderblicher Luxus, der ſtörend eingreifen will in die hohe Nothwendigkeit des

Digitized by Google

Gehens. Für keinen Ort als für Gräfenberg paßt ſo ſehr der meiſtens ſo gedankenlos ausgeſprochene Gemeinplatz: wie geht es? Ja in der monotonen Verzweiflung des Gehens erheitert man ſich mit den ſchlechteſten Witzen, wie etwa: der Gräfenberger wäre wie der Lotosanbeter ein Verehrer des Ganges.

Nächſt der Waſſerverdauung jedoch erreicht das raſtloſe Gehen noch einen andern Zweck, der wieder ein Hauptmittel der Gräfenberger Kurmethode iſt. Man beginnt ſich allmälig ſeinen Beinen untergeordnet zu fühlen und tritt nach und nach ſeine Gedanken und Empfindungen unter die Füße; Poeſie und Leidenſchaft erſterben wie Wieſenblumen unter den ewigen Tritten. Dadurch verfällt die Seele in Lethargie und mahnt kaum mehr an ihr Vorhandenſein, der Hauptfeind der Materie wird ſomit außer Thätigkeit geſetzt, ſeine civiliſirten Forderungen ſchweigen und hindern nicht mehr die Revolutionen des Körpers und das ſelbſtthätige Schaffen der Natur, die ihn zur Befriedigung der geſündeſten Triebe hinleitet. Was die Seele wieder zur Leidenſchaft aufregen könnte und zur Herrſchaft gelangen ließe, wie etwa die Spielhölle, wird hier weder geduldet noch geſucht; man nimmt es ſehr ernſt in Gräfenberg und geht dahin nicht, wie nach Baden-Baden u. ſ. w. um ſich die Elemente vornehmer Krankheiten zu holen und dann erſt das Recht zu bekommen, einen Heilort zu beſuchen. Man ſpielt nicht, man lieſt nicht, man lebt nicht in Gräfenberg, man erarbeitet ſich erſt mühſam die Möglichkeit, die Berechtigung zum Leben.

Es gibt freilich außer dem Spiel noch Leidenſchaften, die orkanartig durch die Seele brauſen, ihre gefährlichſten Mächte aufrütteln; es gibt auch eine Poeſie die nicht geleſen zu werden braucht, die wie Frühlingswind über die feinſten Seelennerven hinſtreicht und ſie zur angenehmen Vibrirung bringt. Jene Leidenſchaft heißt ſonſt auch Liebe, dieſe Poeſie liegt im Anblick der lenzberauſchten Natur. Wie aber in Gräfenberg alle Umſtände mit den Intentionen des Waſſerarztes übereinſtimmen, damit keine Leidenſchaft, keine Poeſie in der Seele geweckt werde, wie dort der Reiz der Frauen ſowohl als der des Frühlings in ſein Gegentheil umſchlägt, ſoll aus der kleinen Schilderung meines Aufenthaltes hervorgehen.

An einem regneriſchen letzten Aprilabend kam ich in Freiwaldau an, einem Städtchen zu Füßen des Gräfenberges, der dem Kurort, einer Colonie von einigen Häuſern und Hütten, die er auf dem Rücken trägt, den Namen gibt. Schon auf der Reiſe dahin hatte ich Gelegenheit mich an der Ironie der Gebirgsnatur zu ergötzen, die das grünende Gewand des Frühlings mit einem Saume von Schnee und Eis einfaßte. Auf dem ſchmahlen Wege der ſich zwiſchen Bergen und Gruben von Schnee hinzog, rumpelte mein Wagen aufwärts, von vier Pferden gezogen und außerdem von vielen nachſchiebenden Bauernknechten begleitet, die ihn im Gleichgewicht zu erhalten ſuchten. Doch genoß ich dabei nicht das ariſtokratiſche Vergnügen, Menſchen und Pferde um meiner Bequemlichkeit willen ſich müben zu ſehen und mich paſchaartig in die Kiſſen des Wagens hingeſtreckt, von dienſtbaren Geiſtern fortbewegt zu fühlen, — ich hatte vielmehr, um unter dem alle Augenblicke drohenden Umſturz des Wagens nicht zu leiden, die demüthigende Annehmlichkeit neben meinen vier Pferden zu Fuße zu ſchreiten. Das gab eine würdige Vorbereitung auf das Gräfenberger »Bewegung machen« und ich legte auf dieſe Weiſe einen Weg der eigentlich nur acht Stunden erfordern ſollte in zwei Tagen zurück.

Der ärmliche Gaſthof in Freiwaldau bot kein Abſteigequartier, ich mußte meine auseinandergerüttelten Glieder zuſammenklauben und nach einer Privatwohnung ſuchen. Kaum hatte ich dieſelbe bezogen als ich mich auf's Bett warf und mit deutſcher Gründlichkeit in die tiefſten Tiefen des Schlafes tauchte. Der erſte Mai war angebrochen als ich erwachte. Süße Schauer überſchlichen mich bei dem Gedanken an den Mai, der unter dem Schnee der Gebirgsreiſe meiner Phantaſie ſo ferne geblieben war. Es ſchien mir als müßte ein menſchenliebender Zauberer mit Einem Schlag ſeiner Wünſchelruthe den Winter in den Frühling verwandelt haben, wie man in den bekannten optiſchen Nebelbildern eine ſtarre eisumkleidete Landſchaft plötzlich zu einem belebten grünen Haine werden ſieht. Innerlich jubelnd ſprang ich aus dem Bette und ſuchte das leichte Gewand hervor, mit welchem ich in meiner ſüdlichen Heimath den erſten Maitag immer feſtlich begrüßt hatte. Dabei ſpielten die weißen Inexpreſſibles eine hervorragende Rolle, ſo recht geſchaffen in der Sonne zu glänzen und in ihrer Unſchuldsfarbe gleich den weißen Leibern ungeirrter Dryaden und Nymphen durch Felder und Wälder zu gaukeln. Für einen momentanen Scherz der Natur hielt ich es als ich auf die Straße tretend, meine Dryaden und Nymphen in einer kalten, ſcharfen Luft zittern ſpürte. Muthig ſchritt ich weiter, den Bergweg nach Gräfenberg empor und in den Wald hinein durch welchen ſchon bemerkenswerth warm bekleidete Wanderer rüſtig der Douche zuſteuerten.

Digitized by Google

Wehe! da war kein Frühling zu ſehen! Wohl ſuchten ihn die Hecken und Bäume mit mattem Grün zu lügen, aber nur zu entſchieden widerſprachen die Winde, und der Schnee in welchem hin und wieder meine Nymphen wateten, bewies ihnen wie überflüſſig es geweſen die weiße Farbe mitgebracht zu haben. Traurig kehrte ich heim, warf unwillig grollend das trügeriſche Frühlingskoſtüm, das doch den Frühling nicht zu beſchwören vermocht hatte, in den unterſten Schrank, als ſollte ich es nie mehr gebrauchen, holte beſchämt den Winter aus meiner Garderobe hervor und fand in der behaglichen Wärme deſſelben keinen Troſt dafür daß mir aus dieſem Jahre der Frühling weggeſtohlen wurde. Ich hatte den erſten Poeſiemord Gräfenbergs kennen gelernt.

Mit wahrhafter Angſt hatte ich es vermieden gleich nach meiner Ankunft zu Prießnitz zu ſenden. Man hatte mir Schauererregendes von der Gräfenberger-Heilmethode erzählt, ich wollte die Welt noch einmal mit den gewohnten Sinnen meines alten Körpers betrachten, eh' ich mir einen neuen anſchaffte und mich dem Prieſter der Waſſermyſterien überlieferte. Allein die unangenehme Stimmung nach dem kleinen Morgenſpaziergang drängte mir das Bewußtſein auf, daß ich mit dem erſten Schritt in den Waſſertempel den Anblick der gewohnten Welt ſchon verloren und unwillkürlich von den Granatenkernen Proſerpina's gegeſſen hatte, wodurch ich ohne Rettung der Hölle der neuen Kur verfallen war. So ließ ich denn Prießnitz kommen, wozu ich die Straßenindustrie der Freiwaldauer Gamins in Bewegung ſetzte, die ſich ein einträgliches Geſchäft daraus machen, zu wiſſen in welchem Hauſe ſich Prießnitz eben aufhält, um ihn ſogleich von der Ankunft eines neuen Gaſtes unterrichten zu können.

Er trat ein im ſchlichten grauen Rock, eine feſte gedrungene Geſtalt, die Perſonificirung der Geſundheit, ein praktiſcher Beweis von der Erſprießlichkeit der Gräfenberger Lebensweiſe. Er ſchien nichts zu wiſſen von ſeiner eigenen Bedeutung. Den runden, weißen Bauernhut in der Hand, die feinen Lippen ernſt geſchloſſen und den forſchenden Blitz des Genies im Auge, imponirt er mehr durch die edle Einfachheit, die ſein ganzes Weſen charakteriſirt als durch eine gezwungene Würde, die ſich ſonſt hervorragende Erſcheinungen beizulegen ſuchen. Und dies iſt bewundernswerth an dieſem Bauer, dem nicht die Waffen der Bildung zu Gebote ſtanden gegen etwa ſich einſchleichenden Dünkel und Hochmuth. Aber er iſt ein der Natur treugebliebenes Kind; ſie belehnte ihn mit einer göttlichen Herrſchaft über eines ihrer Elemente und gab ihm ſonſt nur noch eine göttliche Menſchenliebe, die ihn dazu trieb, die Maßregeln welche er inſtinctartig trifft, ohne erlernte Wiſſenſchaft, blos von ſeinem Genie dazu geleitet, zum Segen der belebten Materie anzuwenden. In dies ſein Genie iſt ſein ganzes Weſen aufgegangen; er betrachtet es nicht wie einen errungenen Beſitz mit dem er ſich brüſten könnte, er betrachtet, er beurtheilt es gar nicht, es iſt ſeine Individualität, die kein Verdienſt daran hat geboren worden zu ſein. Er begreift die Irrwege der Menſchen nicht die zu Krankheit und Verderben führen, und fühlt ſich darum erfreut, wenn ihm Gelegenheit wird ſie unter ſeine Herrſchaft, nämlich unter die Herrſchaft der unmittelbar wirkenden Naturkräfte zu bringen. Ein Chriſtus der Materie, ein Erlöſer von den Übeln des Leibes, braucht er nicht zum Märtyrer zu werden an ſeiner Sendung, denn ſeine Lehren ſind von zu greifbaren, ſinnlichen Erfolgen begleitet um mißverſtanden werden zu können. In der Kulturgeſchichte iſt ihm ein wichtiger Raum aufbehalten und er wird den größten für die Menſchheit wirkenden Geiſtern nur inſofern untergeordnet ſein als die Materie dem Geiſt untergeordnet iſt, ohne deshalb für weniger wichtig zu gelten, da Geiſt und Materie nicht zu trennen ſind und erſt in ihrem Zuſammenhange die Welt bilden.

Ich erzählte ihm meine Krankengeſchichte, die er ruhig und ſchweigend anhörte ohne gewiſſe, gravitätiſche Zeichen des Verſtändniſſes zu geben, wie ſie Ärzte bei ſolcher Gelegenheit zur Schau zu tragen pflegen. In der That gibt ihm die Vergangenheit des Kranken und was er nicht der eigenen Anſchauung unterzog nur wenige Anhaltspunkte für die Wahl ſeiner Maßregeln, die trotzdem ſie ſich nur des kalten Waſſers als einzigen Wirkungsmittels bedienen, doch von erſtaunenswerther Mannigfaltigkeit ſind. Er muß ſelbſt prüfen, zieht aber zu dieſem Zweck nicht den gewohnten ärztlichen Krankheitsbarometer, den Puls, ſondern nur ſein eigenes geübtes Auge zu Rathe. So gebot er mir denn mich in's Coſtüm der Antike zu werfen, das leichteſte und bequemſte, bei welchem die Schneider nicht beſtehen könnten, woher es auch kommen mag daß man in dieſer Zunft die ärgſten Feinde des Heidenthums und die ergebenſten Anhänger des chriſtlichen Pietismus findet. Dieſe Ovid'ſche Metamorphoſe müſſen ſich Alle in Gräfenberg ihr Heil Suchenden gefallen laſſen, ſelbſt die Frauen. Mit Mühe gelang es, den ehrlichen naturkräftigen Prießnitz zu überzeugen daß er in dieſer Beziehung der Civiliſation, die ihm ſonſt ſo willig

Digitized by Google

zum Opfer gebracht wird, die einzige Conceſſion machen müſſe und daß der forſchende Ernſt ſeines Auges und die Heiligkeit des Zweckes keine genügende Beruhigung abgäbe für die civiliſirte Tugend, die ſich zu gut kennt um ſich durch einen andern als durch einen materiellen Schleier vor dem Unheiligen geſchützt zu glauben. Es iſt gewiß daß der einfache Prießnitz ſeinen Beruf zu innig und würdevoll auffaßt, als daß er ſeinem Auge einen für den Zweck überflüſſigen Blick geſtattet hätte, allein er mußte ſich in den Widerſtand der Prüderie fügen und ein weibliches Auge für ſeine Abſichten einüben und dienſtbar machen. Doch reicht die mündliche Mittheilung die ihm dann gemacht wird, nicht immer hin ihm vollkommene Sicherheit zu geben. Denn das Geniale an dieſem Manne iſt daß ihm der Menſchenleib gleichſam durchſichtig wird, wie dem Quellenfinder die Erde, und daß ein Blick ihn belehrt in welchem inneren Theil der Quell des Übels ſteckt. Ohne einen Begriff von der medicinischen Theorie ſich angeeignet zu haben, ohne anatomiſche Kenntniſſe, wie ſie die Schule gewährt, zu beſitzen, ja ſogar ohne jemals der Section einer Leiche beigewohnt zu haben, trägt er doch den vollſtändigen Bau des menſchlichen Körpers mit allen Knochen, Muskeln und Nervengeflechten in innerer Anſchauung und hat ſich dafür Namen gebildet, die freilich weit von der herkömmlichen wiſſenſchaftlichen Terminologie abweichen, aber durch ihre ſinnreiche Bezeichnungsart, in welcher gewöhnlich der Zweck des genannten Theiles miteinbegriffen iſt, den praktiſchen Arzt in das größte Erſtaunen ſetzen.

Nachdem er mich unterſucht, erklärte er mich zur Kur annehmen zu wollen. Mit dieſer Erklärung iſt faſt immer zugleich die Garantie der Heilung gegeben. Denn mit eiſerner Conſequenz weiß er ſolche Kranke zurück für welche er ſein Verfahren ohne Erfolg glaubt, und widerſpricht damit ſelbſt dem von ſeinen geheilten Patienten mit ſchwärmeriſcher Dankbarkeit verbreiteten Wahn daß im Waſſer ein Univerſalmittel gegen alle Krankheiten gefunden wäre. Nicht die Fürſprache der einflußreichſten Perſonen, noch ſein eignes Mitleid das ihn allen Leidenden gegenüber beſeelt, noch die größten pekuniären Zuſagen, denen er überhaupt eine nicht erheuchelte, ſondern wahrhafte Uneigennützigkeit entgegenſetzt, vermögen ihn ſeinen Grundſätzen abwendig zu machen. Dieſe zurückweiſende Feſtigkeit bewahrt er namentlich, wenn ſeine Hülfe für nervöſe Leiden oder organiſche Fehler in Anſpruch genommen wird. Es gibt jedoch verzweifelte Kranke die, nachdem ſie alle andern Heilarten vergebens verſucht, zur Waſſerkur als zum letzten Anker greifen und gleich einem Verurtheilten nicht glauben wollen daß ſie nicht mehr gerettet werden könnten. Solche pflegen ſich dann nicht ſelten in der Maske falſcher Leiden einzuſchleichen, in der Meinung daß die Anwendung des Waſſers ihren eigentlichen Leiden zu Gute kommen werde. Bald jedoch erkennen ſie an der ignorirenden Vernachläſſigung, mit der ſich Prießnitz von ihnen abwendet, wie wenig ſie ihn zu täuſchen vermochten, und es bleibt ihnen nur übrig nach dem nahen Dorf Lindewieſe zu wandern, wo ein Bauer durch Hunger zu kuriren verſucht, oder ſich an die Waſſerheilanſtalt in Freiwaldau zu wenden, die ſich hauptſächlich mit verzweifelten, von Prießnitz aufgegebenen Kranken befaßt, deren Gründer, Herr Weiß, jedoch ſeitdem nach England auswanderte um dort einem ähnlichen Unternehmen vorzuſtehen. Die unerbittliche Conſequenz mit welcher Prießnitz unheilbare Kranke zurückweiſet, wodurch er ihnen den letzten Reichthum des Unglücklichen, die Hoffnung, nimmt, könnte ihm für Grauſamkeit angerechnet werden, aber mit Unrecht. Denn von den Ärzten der Umgegend und zuweilen des ganzen Landes Anfangs heftig bekämpft und den ärgſten Mißdeutungen ausgeſetzt, hätte ein etwaiger Sterbefall unter ſeinen Patienten, welcher ſtudierten und geprüften Ärzten nicht leicht als Schuld beigemeſſen wird, ſeiner Wirkſamkeit bald für immer ein Ende machen können.

Prießnitz lud mich ein den Mittagstiſch mit ſeinen Kurgäſten in Gräfenberg zu theilen und bezeichnete mir ein ſeinen eigenen Gebäuden naheliegendes Bauernhaus, worin noch eine Wohnung für mich zu finden. Denn es iſt in Freiwaldau unbequem für den Kranken, während er in Gräfenberg alle Hülfsmittel der Kur, Badeſtuben und das herrlichſte Quellwaſſer in unmittelbarer Nähe hat. Als mich Prießnitz verließ, war ich ſchon von einem unbeſchreiblichen Gefühl der Hoffnung und des Wohlbehagens durchdrungen; ſeine wenigen, ſpartaniſch kurzen, aber eindringlichen Worte hatten mich mit der Gewißheit der Geneſung und mit hingebendſtem Vertrauen für ihn erfüllt, als hätte mich der Stab des Äskulap berührt oder als wäre ich der Göttin Hygiea ſelbſt für einen Augenblick in den Armen gelegen. Ich verbrachte den Vormittag mit dem Umziehen in die Gräfenberger Wohnung und eilte dann in den Kurſaal zum Mittagstiſche.

Die geraubte Frühlingsillusion hatte ich verſchmerzt und den zu erwartenden Schrecken der Kur ſah ich, nach der Conferenz mit Prießnitz, gefaßteren Muthes entgegen. Aber darauf war ich nicht vorbereitet daß

Digitized by Google

ich noch eine civiliſirte Illuſion würde auf dem Altar der Natur opfern müſſen. Wer denkt nicht an Verhältniſſe mit Frauen, wenn er in ein Bad reiſet? Mag er nun als unverbeſſerlicher Hageſtolz ſich von den freundlichſten Bemühungen zärtlicher Mütter umgeben denken oder von emancipirten Franzöſinnen träumen, die den ganzen Zauber ihrer Coquetterie auf dem engen Raum des Badelebens um ſo gewinnender glänzen laſſen, oder von ſehnſuchtsvoll lüſternen und doch ſtolz ſchweigenden Albionstöchtern, deren trockene Ehemänner ihr Inſelland nur deßhalb verließen, um den Continent melancholiſch zu machen. Hatte ich ſolche Träume gehegt, ſo ſollte ich ſie bald in die Flucht ſchlagen, um ſie erſt in beſſern Zeiten wieder herankommen zu laſſen.

Der Saal war faſt leer als ich eintrat; die Gäſte befanden ſich noch auf dem Rückweg von den Douchen oder waren mit ſonſtigen Kurpflichten beſchäftigt. Drei Reihen gedeckter Tiſche, lang genug um 3—400 Gäſte faſſen zu können, ließen in dem ungeheueren Saal doch noch einen Raum leer, zu kleinen gymnaſtiſchen Übungen während der Tafel beſtimmt. Was mir befremdend aufſtiel, waren dicke Kreideſtriche auf den wachsleinenen Tiſchdecken, immer eine Gränze bildend zwiſchen 5 oder 6 Couverts. Auf meine Erkundigungen nach dem Zweck wurde mir der Beſcheid, daß jede Schüſſel zwiſchen zwei ſolcher Kreideſtriche hingeſtellt wird, damit nur die dazwiſchenſitzenden Gäſte daran theilnehmen können und die etwaige Gier allzuhungeriger Patienten keinen Streit und keine Ordnungsſtörungen veranlaſſe.

Dies klang wie ein Paragraph aus den Statuten eines Gräfenberger Anticivilisationsvereins, doch ſollte ich bald die originelle Maßregel nur zu ſehr gerechtfertigt finden. Der Saal füllte ſich mit Herrn und Frauen in faſt gleicher Anzahl, deren Blicke und Bewegungen eine nicht zu unterdrückende Ungeduld wahrnehmen ließen. Aus dem Coſtüm dieſer Geſellſchaft war die Spur civiliſirter Eleganz faſt ganz verſchwunden. Die Herrn trugen meiſtens die ſtudentiſchen Kanonen an den Füßen und einen dichten, ſchützenden Rock um den Leib. Die blauen Hände, die gerötheten Geſichter, in der ganzen Erſcheinung etwas unheimlich Gefrorenes, waren die Symptome des vertrauten Umgangs mit dem kalten Waſſer. Den größten Sieg jedoch hatte die Anticivilisation Gräfenbergs bei den Damen errungen. Was im übrigen Europa weder die gründlichſten Predigten der Ärzte, noch die Furcht vor den ſchreckenſten Krankheiten, noch die Revolutionen von Jahrhunderten in Kleidern und Sitten, vermocht hatten, das war Prießnitz gelungen. Einige Damen — nicht alle, aber doch einige — hatten das Mieder verbannt. Freilich gereichte der Anblick, den ſie dann gewährten, nicht ſelten zum überzeugendſten Beweis, warum die Abſchaffung der Folter eher möglich geworden als dieſe Abſchaffung des Mieders.

Die Tiſchglocke läutete und die ganze hungrige Gemeinde ſchien ſichtbar erbaut davon. Ein allgemeines Platznehmen am Tiſche und ſehnſuchtsvolle Blicke nach der Gegend, von welcher die dienſtbaren Geiſter mit den Schüſſeln erſcheinen ſollten, ließen keinen Zweifel über die Andacht mit welcher zum Werke geſchritten werden ſollte. Allmälig umſchloſſen alle Kreideſtriche ihr Suppengefäß und die ingrimmige Gier mit welcher mancher arme Tantalus, deſſen Reich noch mit der erſehnten Gabe nicht geſegnet war, über die Kreidegränze hinüber auf den ihm nicht zugehörenden Suppentopf ſchielte, ließ mich die weiſe Vorſicht bewundern, mit welcher Prießnitz keinen Tiſch mindeſtens in eben ſo viele Staaten eingetheilt hatte als Deutſchland beſitzt, ohne doch die Einigkeit zu gefährden, die Gemeinſamkeit des Strebens und der Befriedigung. Der beſcheidene Reſpect, welchen der Deutſche vor fremden Staaten hat, bekommt hier die Glorie des Märtyrerthums.

Es war aber auch ein Appetit mit welchem hier verſchlungen wurde, deſſen Anblick die Reiſe nach Gräfenberg allein ſchon verlohnt, ein Appetit welchen ich weder theilen noch begreifen, ſondern blos anſtaunen konnte. Den ſchwerſten Gemüſen, den gewaltigſten Fleiſchvorräthen, die durch ihre Maſſivität auf ein langes Beſtehen Anſpruch hatten, war dennoch kaum ein Augenblick des Daſeins gegönnt; man ſah nicht kauen, man ſah nur verſchlingen und ich lernte zum erſten Male nicht nur mit den Wölfen heulen, auch mit den Wölfen eſſen. Die Frauen ſtanden oder viel mehr ſaßen in dieſem Vertilgungskriege den Männern wacker zur Seite; ſie vernichteten mit der ausdrücken den Kraft einer Miaſta, mit der nichts ſchonenden Wuth einer Penthesilea. Sah mancher große Biſſen hohnlächelnd auf den kleinen Mund, der ihm drohte, ſo hatte er im ſelben Augenblicke Urſache es zu bereuen. »Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!«

Meinem Gefühle jedoch raubt die Öffentlichkeit und Ungenirtheit womit die Frauen ſich dem Naturdienſt des Eſſens hier in ſo heißhungriger Wuth überlaſſen, einen Schimmer ihrer Poeſie. Nach der geraubten

Digitized by Google

Frühlingsilluſion begann auch die Illuſion vom Reiz der Frauen zu wanken. Sie ſollte bald gänzlich fallen, freilich nur für die Zeit die ich in Gräfenberg verweilte.

Die Gier des Eſſens war reichlich von der des Trinkens begleitet, aber ach! ein ganz unſchuldiges Trinken! Unaufhörlich wurden die kaum halbgeleerten Flaſchen von den Dienern wieder mit friſchem, kaltem Waſſer gefüllt, damit durch daſſelbe die Verdauung der allzuſchweren Speiſen, nur von ſolchem Hunger zu bewältigen, erleichtert würde. Trübſelig war da mancher im Weindienſt ergraute Podagriſt anzuſehn, wenn die Kupfernaſe unwillig auf das Treiben des waſſerſchlingenden Mundes ſchaute. Auch mir wurde unheimlich; die Erinnerung an lachende, rebenbekränzte Hügel geſtaltete ſich zu einem neckiſchen Märchen; und wieder glaubte ich meine Seele in allen Freuden ſchwimmend, die mit dem Leſen, dem Genuß und den Wirkungen des Weines verbunden, als müßte ich ſie zum letzten Male durchkoſten, ehe ſie mir verloren ſein ſollten.

Der Wettkampf zwiſchen Eſſen und Trinken kam erſt nach der zweiten Speiſe zu einiger Raſt; man ſtand auf, um im Saale zu promeniren. Unter den Sitzenden entwickelten ſich Geſpräche. Die lange Pauſe welche Prießnitz abſichtlich bis zum Auftragen der letzten Speiſe eintreten läßt, wurde durch Geſelligkeit abzukürzen verſucht.

Nun gewann ich auch Zeit von meinem Erſtaunen zurückzukommen und mich über die unbehaglichen Eindrücke dieſes erſten Tages in Gräfenberg zurechtzufinden. In ſolchen Stimmungen wird die Mittheilung Bedürfniß. Ich wandte mich zu meinem Tiſchnachbar, einem jungen bebrillten Mann, mit geiſtreichem Ernſt auf der Stirne, in den Mundwinkeln lauſchender Spott, mit Mühe gebändigt, um nicht alle Augenblicke hervorzubrechen, kurz, ein Muſterbild von Berliner unausſtehlicher Liebenswürdigkeit. Er war, wie ich ſpäter erfuhr, Arzt und machte hier Studien, um etwa ſelbſt irgendwo in Deutſchland eine Waſſerheilanſtalt zu gründen.

»Sie ſind ein Neuling hier,« ſagte er, »das ſehe ich an Ihrem vom Erſtaunen offen gehaltenen Munde, den Sie doch nicht wie die Andern reichlich anfüllen!«

»In der That, ich wohne dieſem Schauſpiel zum erſten Male bei und habe noch an keinem andern Badeorte dieſen alle Eleganz verleugnenden Eifer bemerkt, mit welchem man ſich hier der Stillung ſeiner Bedürfniſſe überläßt.«

»Und doch mag Sie eben dieſer unpoetiſche Anblick belehren daß die Welt heutzutage nicht ſo unpoetiſch iſt, wie man in mannigfachen Jeremiaden zu leſen bekommt! Ohne die Begeiſterung für das Wunder oder Wunderbare und den poetiſchen Glauben daran würden Sie den Bauer dort oben nicht in ſo patriarchaliſcher Würde ſitzen und vom Ruhm ſeiner Erfolge umſchmeichelt ſehen.«

»Man hat von jeher am auffallendſten und wunderbarſten dadurch gewirkt daß man nur das Einfachſte und Natürlichſte wieder zur Geltung gelangen ließ! Und wer könnte ein beſſerer Apoſtel der Naturkräfte ſein als der innig mit ihnen verſchwiſterte Bauer?«

»Und glauben Sie daß es nicht dieſelben Naturkräfte ſind, die von der Kunſt des gebildeten Arztes noch wirkſamer in Bewegung geſetzt, wenn auch dadurch für das Auge des Laien verhüllt werden? Aber in unſern unnatürlichen Verhältniſſen iſt die Kunſt alltäglich und die Naturkraft etwas Neues geworden und ſo unterſtützt ſie das Volk durch ſeinen Glauben daran, eine Unterſtützung deren ſich der gewöhnliche Arzt nicht erfreuen darf. Verbieten Sie Einem der unſerer civiliſirten Geſellſchaft angehört, den Wein, den Kaffee, die Liebe, alle aufregenden Genüſſe der Civiliſation, und er müßte ſich nicht nur unglücklich, ſondern mehr als das, lächerlich erſcheinen, wenn er Ihre Gebote ſtreng einhalten würde. Hier jedoch iſt die Entſagung alter dieſer Genüſſe fanatiſche Mode und Sie würden die Blicke der ganzen Geſellſchaft mit Verachtung auf demjenigen Ordensbruder des hieſigen Geſundheitskloſters ruhen ſehn, der die ſtrengen Gelübde deſſelben öffentlich bräche. Glauben Sie mir, Prießnitz kurirt die Meiſten negativ, indem er zerſtörende, unnatürliche Genüſſe nicht mehr walten läßt und übrigens den Patienten an die Heilkraft ſeiner eigenen Natur verweiſet, die nun nicht mehr irritirt wird!«

Die letzte Speiſe wurde aufgetragen. Sogleich waren alle verlaſſenen Sitze wieder eingenommen; doch war jetzt mehr Mäßigung in der Handhabung der Eßwerkzeuge zu bemerken, auch klang zuweilen ein Geſpräch durch das Tellergeräuſch. Ein ergrauter Pole erzählte von der letzten Revolution, von der Confiscation ſeiner Güter und brach in bittere Thränen aus, deren er ſich doch zu ſchämen ſchien, als er von ſeinen gefallenen Söhnen ſprach. Seine neben ihm ſitzende Frau zupfte ihn wiederholt wie beſchwichtigend am Ärmel, denn der öſtreichiſche Badecommiſſär ſaß gegenüber. Derſelbe warf einen aufmerkſamen Blick auf die grauen Haare des Mannes und war gleich darauf

Digitized by Google

so ganz vertieft in die Lectüre der Augsburger Allgemeinen Zeitung daß man ihm wohl ansehen konnte, wie er nichts von Allem, was um ihn her vorging, wahrnahm.

Prießnitz erhob sich und mit ihm fast die ganze Tischgesellschaft. Der unermüdliche Mann hat keine freie Stunde; während des Essens dictirt er seinem neben ihm sitzenden Secretär die Antworten auf die aus allen Theilen der Welt einlaufenden Briefe und nie wird ein Brief früher erbrochen als bis sein Vorgänger beantwortet ist. Nach Tische, bevor er auf einem seiner Engländer, die ihm von Cavalieren geschenkt wurden, die er aber eben nicht cavaliermäßig reitet, zu seinen Patienten in Freiwaldau eilt, hält er mit den Gräfenberger Gästen kleine Conferenzen, fragt und ordnet an. Er nimmt täglich mit ihnen das Frühstück, Mittagbrot und Abendmahl ein und weicht für sich selbst nicht im geringsten von der Diät seiner Kranken ab, obwohl Frühstück und Abendmahl nur aus kalter Milch die seine eigenen zahlreichen Heerden in schmackhafter Vortrefflichkeit liefern, und aus schwarzem Brote bestehen das in seinem Hause gebacken wird. Und doch wäre er reich genug sybaritische Genüsse bezahlen zu können.

Die Gäste zerstreuten sich auf den schönen das Kurhaus umgebenden Anlagen, ich schlenderte allein, das Gesehene überdenkend und neugierig auf manche Gestalten aus dieser Gesellschaft, die sich meiner Beobachtung darbieten sollten.

Erlebtes. Von E. K.

1. Karl Victor v. Bonstetten.

Wer je den alten Herrn von Bonstetten gesehen, vergißt ihn niemals wieder. An Männern seiner Art werden meist auch die leiseren Züge, die man an ihnen erlauscht, zu etwas bedeutungsvollem, fast Geschichtlichem, das sich dem Gemüth einprägt, oft nach langen Jahren als gestern Gesehenes und Erlebtes wieder vor uns steht. In den Kreisen, worin er vormals anregend und belebend waltete, ist nichts ihm Aehnliches mehr vorhanden, seitdem zumal die ganze jovial geistreiche Generation, worunter er aufgewachsen war, einem zweiten und dritten Geschlechte Platz gemacht hat. Methodismus und Sectenwesen, wovor der unbefangene Austausch und Zusammenklang verstummt, waren in den zwanziger Jahren erst in der Aussaat begriffen. Es hatte die Marmorglätte und Marmorkälte, deren sich das jetzige Aristokratenthum der westlichen Schweiz befleißigt, noch wenig oder keinen Eingang gefunden. Noch pochte und hämmerte kein politischer Radicalismus an den Thoren der Bevorrechteten und schleuderte in den Gesellschaftssaal jene Menge unbequemer und ungestümer Tagesfragen, wofür im Katechismus der haute-volée keine Antwort steht. Die Gesellschaftssitten haben sich seit dem dritten Decennium mächtig umgestaltet. Die Gesellschaft ist, hier mehr dort weniger, zur Familiencotterie entartet, aus deren Verschlusse man die Bewegungen der Neuzeit, die Ausbrüche und Fortschritte des Demos ansehen, ertragen und verschmerzen muß, ohne wirksam dagegen einschreiten zu können, seit einmal der alte Bau aus den Fugen gegangen ist. Dann und wann löst sich auch von der Bundeskette der altadeligen Geschlechter ein ungetreues Glied los und verursacht Stocken und Verwirrung. Beispielsweise Rilliet-Constant. Gern möchten sie den gewohnten Comfort, die Eleganz der Sitte, den gemächlichen Verlauf des Daseins, fern von unsauberer Berührung, anderwärts aufsuchen und wiederfinden. Aber wo in der Welt findet jetzt sich nicht Erregtheit, Überspannung, Zerstörungstrieb und Auflösungsprocess? Es ist, alles recht genau erwogen, zwischen Jura und Alpen noch am besten. Seines nationalen Stolzes entäußert sich ohnehin der vornehmste Schweizer so wenig als seiner aristokratischen Sprödigkeit.

Kommen wir zu Bonstetten. Solche Sprödigkeit und Abgeschlossenheit gegen Alles, was nicht im Rathe der Optimaten saß, überkam auch das Bonstettensche Haus, als mit des alten Herrn Tode (1832) der helle Stern erlosch, der Allen so gastfreundlich heimleuchtet, die irgend durch Verdienst, gute Sitte und Intelligenz ihm befähigt zum Eintritt schienen. In seinem Wesen lag sie nicht; sie widersprach seinem von Natur wohlwollenden und weitherzigen Charakter, seinem Bildungsgange, seinem durch vieljährigen Aufenthalt im Auslande gewonnenen Weltbürgersinne, der Höhe seines geistigen Standpunktes. Der Berner Patrizier

Digitized by Google

bekennt ſich zwar ſeit langen Zeiten zu wälſcher Bildung, Sprache und Sitte, mit frühzeitigem Abthun der unſchmucken Formen, die den Eintritt in die feine Societät verwehren, wie noch gegenwärtig ſelbſt der Akademiker davon ausgeſchloſſen bleibt, er müßte denn des wälſchen Idioms ohne Anſtoß mächtig ſein. Franzöſiſch war auch Bonſtetten's Bildung, wie er ſelbſt kein Hehl hatte. Deſſenungeachtet war ihm vom deutſchen Elemente, dem unverwüſtlichen, dem er durch Geburt angehörte, genug geblieben, um ihn mit vollem Recht den Unſern beizählen zu dürfen: die Geläufigkeit der Sprache, die unverkennbar biedere Herzlichkeit der deutſch-ſchweizeriſchen Natur, die Innigkeit, womit er an ſeinen deutſchen Freunden, an Joh. Müller, Salis, Matthiſſon und Friederike Brun oder an deren Andenken hing, oder von ihnen ſprach, wie von Zſchokke, über den er ſich in begeiſterten Lobſprüchen erging. Einen weſentlichen Nachtrag verſparen wir für die Folge. In Ferney und Genf, hier vornehmlich durch trautes Verhältniß zu Bonnet und ſein bereitwilliges Anſchließen an Alles, wo es in der gebildeten Stadt von Notabeln der Intelligenz zuſammenfloß, entſchieden ſich die Richtungen ſeines Geiſtes. Geburtsbegünſtigung, Jugend und die beweglichſte Phantaſie, mehr noch der Grad ſeiner Bildung, ſeine Beobachtungsgabe und ein Herz voll anſchmiegenden Wohlwollens machten ihn den Gebildeten beider Geſchlechter werth und willkommen. Er war nicht was die Franzoſen einen „homme d'action" nennen, ſtand daher während ſeiner dienſtlichen Verhältniſſe in Nyon und Lugano nicht auf ſeinem gehörigen Platze. Das Geſellſchaftsleben, die Beobachtung der Natur und Menſchen, die Ausſprache mit Freunden, welche den Ertrag jener Beobachtungen berichtigte, vervollſtändigte und zum ſchriftlichen Erguſſe ordnete, dieſer Erguß endlich ſelbſt, wie er in ſeinen Schriften vorliegt und den jedesmaligen Höhepunkt ſeiner geiſtigen Reife, den Kern ſeines innern Lebens bezeugt — dieſes war das Element, worin er ſeiner Natur am gemäßeſten ſich bewegte.

Kaum traute man dem alten Herrn dergleichen ſolide Neigungen zu, wenn man ihn in zahlreicher Geſellſchaft begegnete. Da tummelte er ſich unſtät den Saal auf und ab oder in den Nebenzimmern umher und hielt Niemanden länger als zwei Minuten Stich; ſelbſt am Spieltiſche war's nur eben ein Niederſetzen, um beim nächſten Abbub die Karte einem Zuſchauer abzutreten und neues Spielzeug zu ſuchen. Es war dies ſeine Weiſe Allen die geſellſchaftlichen Honneurs zu machen. Zu klagen über Mangel an Courtoiſie hatte Niemand: er war in aller Kürze eben ſo galant verbindlich, als er zerſtreut und flatterhaft ſchien. Ein Mann von Bonſtetten's Art hat das vor Andern voraus, daß er mit einer ſchlagenden Bemerkung, die auf brennbaren Stoff fällt, mehr Funken entzündet als eine gegliederte Unterhaltung Eindrücke hinter ſich läßt. Als Norm kann dieſes für die Geſellſchaft, wie ſie ſein ſoll, nicht aufgeſtellt werden, nur als Ausnahmsfall oder während des Rauſches einer Ballmuſik, welche die Gehörnerven ſpannt und die Reflexion abſtumpft. Ein Ausnahmsfall war Bonſtetten's ganze geſellſchaftliche Perſönlichkeit. War es nun der Reiz dieſer Perſönlichkeit oder war es die anerkannte Güte ſeines Weſens, unverkennbar ſelbſt dann wenn er eine Schelmerei im Schilde führte, oder der jugendliche Frohſinn ſeiner Züge unter dem altergebleichten Haar, oder das Neue, Witzige, Treffende ſeiner Bemerkungen, gekleidet in die gefälligſte Form des Weltlones — eines von dieſen war es in der Regel, was zu ihm hinzog, an ihm feſſelte. Die Damen, ältere wie junge, geizten nach einem Blick und Wort von ihm; er hatte auch für jegliche ein ſchmeichelhaftes Wort, einen beredten Blick. Es iſt ein Reiz franzöſiſcher Geſelligkeit daß die Frauen es ſind, die durch ein à propos die Initiative der Unterhaltung ergreifen, ein à propos ſo voller Huld daß ſie dem Schüchternſten Athem zur Mittheilung einhauchen, und er in ſeiner beredten Hingebung ſelbſt nicht weiß, wie und warum ihm das Eis vom Herzen ſpringt. Der Abbé Bernardin de St. Pierre wußte es, als er Madame Geoffrin, die ihn eines Abends mehr als je „charmant" fand, erwiederte: „je ne sais qu'un instrument dont vous avez bien joué." Gleiches konnte man von Bonſtetten behaupten, wenn er, um die Metapher fortzuſetzen, von Inſtrument zu Inſtrument tretend, mit Kennerhand auf jedem den vollſten Ton anſchlug. Müttern widmete er jedoch eine mehr als flüchtige Aufmerkſamkeit und Huldigung. Glitt zu ſein Auge von ihnen in gewohnter Unſtätigkeit ab, ſo blieb es deſto liebevoller auf den Kleinen ruhen, welche um die Mutter ſtanden. Mit Kindern konnte er plaudern, ſpielen, ſchätern, länger als zwei Minuten, und im Nu war das vertrauliche Verhältniß zwiſchen Alter und Jugend geknüpft. Hierin offenbarte ſich Bonſtetten's bis in's Greiſenalter kindlich gebliebene Natur, der trotz Altersfurchen und imponirender Geſtalt die Kinder leicht die Verwandtſchaft abmerkten. Seine Menſchenbeobachtung fing bei der Kindheit an und erquickte, erfriſchte, bereicherte ſich im Anſchaun jeder

Digitized by Google

neu aufblühenden Generation. Nicht einmal brauchte er hierzu aus dem Kreise seiner eignen Familie hinauszutreten, wo zwei schöne Enkel an der Seite einer so liebreizenden Schwiegertochter als Frau von Bonstetten in der That war, nicht wenig zum Schmuck und Wohlbehagen seines Alters beitragen mochten.

Ich habe versucht den Helden dieser Darstellung mir zu vergegenwärtigen, wie er mir unter den Zerstreuungen eines Ballabends in Valeyres zuerst erschien, und wie ich ihn zu finden vorbereitet war. Mag er in frühern Jahren, wo er auf Beobachtung ausging, weniger beweglich in Gesellschaft, weniger bedacht auf augenblickliche Kurzweil gewesen sein: damals, d. h. in den zwanziger Jahren, war der Kreis seiner Beobachtungen längst geschlossen, er lernte nicht mehr, sondern gab zu lernen; wie er oben geschildert, so war er damals, namentlich wo es galt auf weiter gezogene Kreise erheiternd einzuwirken. Weit anders dagegen im engern Ausschuß, im Zwiegespräch am Kamine. Hier nicht minder Lebendigkeit in Mienenspiel und Rede, aber in allem, was er vorbrachte, bemerkte, erzählte, Zusammenhang, Entwickelung, Beleg aus langer Lebenserfahrung, Resultat; dabei das artigste Berücksichtigen und Verstechen jeder Gegenrede in den Gang seines Gesprächs. Niemals hab' ich ihn, worauf nur gelehrter Dünkel oder sociale Halbbildung Anspruch macht, allein sprechen, stets auf's wohlwollendste der Gegenseitigkeit ihr Recht einräumen hören, wie es weltmännischer Tact bedingt und die französische Sprachlogik so sehr erleichtert.

Auf seinem Landgut in Valeyres an einem der Abhänge des Jura brachte er gern einige Wochen im Jahre zu, selbst im Winter, wo es ihm, gegen Genf gehalten, so gar nichts bot als ein vorübergehendes Stillleben im Cirkel der Seinen und die genußreiche Erinnerung an ehemalige Tage. Die früher Genannten waren hier verschiedene Male seine Gäste gewesen, Johannes Müller hatte hier an seiner Schweizergeschichte gearbeitet. Es war als wollte er zu Zeiten hier von den Zerstreuungen der Societät verschnaufen und sich zurecht finden, um bald mit erneuerter Regsamkeit in's gewohnte Gleis zurückzukehren. Hier war es auch, wo ich durch ihn aus Matthisson's Briefe die erste Kunde von Luise Brachmann's freiwilligem Tod erhielt. Dieses Valeyres muß nach des alten Herrn Ableben der Familie allzu einsiedlerisch und unbehaglich vorgekommen sein; meines Wissens besuchte sie es wenig mehr. Herr v. Bonstetten der Sohn war dem Vater sehr unähnlich: eine kernhafte Schweizernatur, mit kalt aristokratischen Formen überkleidet, jedoch nichts überzuckernd, wenn es darauf ankam seine Meinung rundheraus zu sagen. Schiller war ihm der rechte Mann, und zwar der ganze Schiller; Goethe'n fand er zur größern Hälfte ungenießbar. Mit gleicher Entschiedenheit schalt er, ohne Ausnahmen gelten zu lassen, die deutschen Postmeister von wegen ihrer Grobheit. Es war in der Zeit, wo ich noch nicht ähnliche Züge von postmeisterlicher Ungeschliffenheit im belobten Frankreich entgegenzuhalten vermochte. —

Ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, hatte sich Bonstetten, seinen psychologischen Studien zur Seite, an dessen raffinirt Aristippischer Lebensphilosophie herangebildet und diese, als ihr personificirter Ausdruck, herüber in das neunzehnte verpflanzt. Freilich wurde diese Philosophie schon damals etwas lax von manchen, namentlich Damen befunden, und die seitdem gesteigerte Strenge der sittlichen Ansicht dürfte manchen seiner späterhin veröffentlichten Briefe aus Italien mit einem methodistischen Anathema belegt haben, diese wenigstens einer Rüge nicht entgangen sein. Verleumdung wäre es, sollte das Gesagte irgend Hindeutung sein auf was man nur nicht offen gestehen will. Bonstetten ist eine bemerkenswerthe Erscheinung der Zeit und als solche oft genug besprochen, um keine Verdächtigung mehr fürchten zu dürfen. Man thut nicht eben wohl — und doch geschieht's so oft — die brieflichen Ergüsse eines abgeschiedenen Ehrenmannes dem Urtheile des Publikums preiszugeben, das schnell bereit ist die Improvisationen einer üppigen und, wie hier der Fall, unter Italiens Himmel überschwellenden Einbildungskraft auf Kosten seines moralischen Credits geltend zu machen. Ich schließe diese Aufzeichnung mit einem Briefe Bonstetten's an mich (d. d. Genf 24. Mai 1827), dessen Mittheilung einen Vorwurf von Indiscretion nicht besorgen läßt.

— »Der Homme du nord spricht für sich selbst. Was soll ich Ihnen aber von meinem Selbst sagen! Sie haben meine wahre Erziehung in der Minerva gesehen. Mein freies Jugendleben in Yverdun ging in den poetischen Geistesgährungen in Genf zur Vernunftfreiheit über. Bonnet öffnete die Schranken meines Geistes und Herzens durch seine Lehren und seine Freundschaft. Der philosophische Keim, den er in mir belebte, ging durch alle Perioden meines Lebens durch, und entfaltete sich nach 40 Jahren in Genf in vier philosophischen Schriften, 1) in meinen Recherches sur l'imagination, 2) in einer ungedruckten Schrift, die ich in Hyères anno 1810 schrieb; dann 3) in

Digitized by Google

meinen Etudes de l'homme*), und ist 4) in meiner Philosophie der Erfahrung, die nun in einer Übersetzung bei Cotta erscheint. Diese vier Werke sind Äste eines Stammes und Entwicklung eines Keims. Glücklich der Mann, der zu beobachten liebt. Die Öde, die man im Leben zu finden glaubt, kommt aus unserer Seele. Wer am Sehen und Beobachten seine Freude findet, dem ist das ganze Leben eine blumenreiche Unenolichkeit. Wahre Philosophie ist eine verallgemeinte Botanik, wo man an allem Interesse findet. Eine zu abstracte Philosophie wird unfruchtbar. Alles Denken kann sich in eine Art Algebra auflösen. Was aber wäre aus der Mechanik, aus der Astronomie geworden, wenn sie, geschieden von allem Concreten, sich in a und b aufgelöst hätten? Eben so muß die rationelle Philosophie der Wirklichkeit nie unsichtbar bleiben: man muß den wahren Menschen im abstracten, nicht den abstracten im wahren sehen.«

»Das epimythion meiner Lebensfabel ist: daß der Geist nicht altert. Nichts berührt ihn als sein Ich. Nebel, die uns umdunkeln, sind uns fremde. Je mehr der Mensch sich entwickelt, je besser und heller wird es in ihm. So wird der Glaube an Unsterblichkeit immer heller, und wahre Gotteskunde entsteht beim besseren Menschen wie eine Blume der Zukunft, die nicht in diesem Leben zu reifen bestimmt ist. Da haben Sie die Biographie meines denkenden Wesens.«

»Meine Kinder leben, wie Sie wissen, im Winter in Genf, im Sommer in Valeyres, wo sie morgen hinreisen werden. Ich lebe da wo meine Gedanken gedeihen. Wäre Deutschland mir südlich, wie es mir nördlich ist, wie gern lebte ich mit Ihnen!« —

*) 1821. Deutsch in 2 Bänden, Stuttg. 1828. — L'homme du midi et l'homme du nord, 1824, übers. von Gleich. Leipz. 1825.

Sancta simplicitas.

Als überzeugungstreu der Böhme
Im glühen Scheiterhaufen stand,
Der glaubensfreien Seele Ströme
Aushauchend in den wilden Brand,
Da trat ein altes Weib zum Kreise,
Voll thöricht blödem Kirchenhaß,
Ein Scheit noch bringend — Gott zum Preise!
Doch lächelnd sprach im Tod der Weise:
Sancta simplicitas!

Aus jener dunkeln Zeit Gestuhe
Da stieg ein hell'rer Tag empor,
Und aus des Martyr's heilgem Blute
Erwuchs ein heil'ger Martyrchor.
Sie tragen zu der Freiheit Ehre
Ihr edles Kreuz ohn' Unterlaß,
Gerechtigkeit ist ihre Wehre,
Sie rufen bei der Knechtschaft Lehre:
Sancta simplicitas!

Doch ob das Weib auch längst gestorben,
Rings wuchert seine Enkelschaar,
Im engen Geist getrübt, verdorben,
Der Wahrheit bloß, der Freiheit baar.
Ob sie die düstre Kutte trage,
Mit Gold sich blähe, gierig, blaß,
Ob sie mit stolzem Scepter schlage,
In jede Herrschaft tönt die Klage:
Sancta simplicitas!

Ist auch verleid't der Scheiterhaufen,
Er glüht in ihren Geistern fort,
Es trifft anstatt der Ketzertaufe
Manch blutiges Verwüstungswort.
Ach, heimathflüchtig streift der Freie,
Das Herz umdumpft, das Auge naß,
Ihm gibt der Kerker früh die Weihe,
Doch nur daß doppelt laut er schreie:
Sancta simplicitas!

Der Feige mag dareb erschrecken,
Dreht Fluch und Kette, Thurm und Bann;
Frei in die Zukunft sich zu strecken
Sinnt hoffnungsvoll der rechte Mann.
Er achtet nimmer ird'sche Güter —
Wie leicht zerspringen Glück und Glas! —
Dem Irrthum ruft der Wahrheit Brüter,
Der Knechtschaft ruft der Freiheit Hüter:
Sancta simplicitas!

O laßt uns treu und unerschrecken
Zusammenstehn im künft'gen Kampf,
Und triefen blutig auch die Locken,
Zuckt auch das Herz im Todeskampf!
Wie fromme Priester laßt uns sterben
Der Liebe treu, unheld dem Haß,
Daß um das Banner unsre Erben
Auf's Neu gen alle Falschheit werben:
Sancta simplicitas!

Wolfgang Müller.

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Berlin.

[Saß als Cicerone in den Conditorien, Glasbrenner als Prophet, Sternberg als Kuhrer in den Salons.]

Jeder Autor schildert uns die Welt, je nachdem die Brille durch die er sieht geschliffen ist. Friedrich Saß führt uns in seinem Buche über „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung" in die Verbrecherspelunken der Proletarier und in die Knelpen wo das Volk bei dem Mangel an großen organisirten öffentlichen Belustigungen seine Orgien feiert. Die Basis der Gesellschaft, wie er die untersten Klassen nennt, ist zum Gegenstand seiner Studien geworden, und so hat er sich viel mit den Verhältnissen der Arbeiter zu den Fabrikherren beschäftigt, trägt uns fleißig Listen zusammen über das Mißverhältniß zwischen steigendem Reichthum und steigender Armuth und gibt uns — wir meinen hypochondrische — Aufschlüsse über die Zukunft. Der Grundmangel in seiner Betrachtungsweise liegt darin daß er Berlin's Vergangenheit nicht kennt. Er schildert uns das seltsame Gewühl der Richtungen und Gestalten der Gegenwart als einen chaotisch verworrenen Haufen für dessen Gliederung er keinen Rath weiß. Er weiß nicht wie Berlin, wie Preußen geworden; deshalb kann er uns auch keine richtigen Aufschlüsse in die Zukunft eröffnen. Diese läßt sich nicht ohne Kenntniß der Vergangenheit muthmaßen, und die Gegenwart bleibt ein unverständenes Gewebut von Nothwendigkeiten, die diese Kritik für frivole Zufälligkeiten hält. — Jeder Autor, falls er mit Fleiß und Neigung arbeitet, hat aber auch das Recht, zu verlangen daß wir ihm auf seinen Wegen folgen. Kann er uns nur zeigen was er gesehen, so müssen wir ihm auch für einleitige Auffchlüsse dankbar sein. Die beste Dankbarkeit ist die willige Aufmerksamkeit mit der wir auf ihn hören. — Friedrich Saß ist uns in seinen Sphären ein getreuer Führer, nur vielleicht ein allzu speculativer Cicerone der zu schnell aus einem concreten Einzelfall allgemeine Schlußfolgerungen macht. Wir müssen manchmal seinem Übereifer etwas zugute halten. Folgen wir ihm zunächst in die Conditoreien die er einen Mittelpunkt des Mittelpunktes der Intelligenz, das Surrogat eines freien öffentlichen Lebens nennt. Es sind ihrer viele, und Saß schematisirt sie förmlich nach Richtungen, Sphären und Parteien der Gesellschaft. Die Conditoreien von d'Heureuse und von Courtin sind Sammelplätze des Bürgerthums, namentlich findet man in der letzteren, in der City Berlins gelegenen, den Banquier und den Kaufmann. Bei Josty in der Stechbahn sammelt sich militärisches Publikum. Courtin liegt an der Post, Josty unfern der Parade. Jener hat die Neuigkeiten, den Stand der Effecten, die abreisenden und durchfliegenden Reisenden bei der Hand; bei Josty, in dessen Lokal die lebensgroßen Bilder der beiden Könige, des letztverstorbenen und des jetzt regierenden, in ganzer Gestalt hangen, sammelt sich die alte und junge Soldateska gegen Mittag. In der Conditorei der City sind die Course das Thema, hier in der Stechbahn ist außer den Angelegenheiten des Commando's das Befinden der Allerhöchsten Herrschaften und der Vollblutkaracen das Capitel der Unterhaltung. Dort wird geführt, hier wird mit Devotion und doch im schnarrenden Schnurrbartston gesprochen; dort sitzt man im Lehnstuhl oder kauert sich in Gruppen zusammen, hier steht man aufrecht und schwenkt die Chocoladentasse mit soldatischer Grazie; dort ist viel Judenthum untergemischt, hier ist das allerchristlichste Soldatenthum beisammen in welchem die alten Herren von 1813 allmälig absterben. Saß wirft auf diese Ecken sehr günstigen Blick, weil er für die Momente der preußischen Vergangenheit einen Sinn hat. Er führt uns dann nach den Linden in die Granierssche Conditorei, den Sammelplatz und die Walhalla der Garderielieutenants, der stetten adeligen Soldatenjugend die über Pferde und Tänzerinnen debattirt. Das Dandythum und die Industrieritter erscheinen hier oft Hand in Hand. In der Conditorei von Spargnapani unter den Linden ist die ältere Bureaukratie das Hauptpublikum. Saß charakterisirt uns in einzelnen, sympathetisch zusammengesetzten Gruppen die romantisirende und die nüchtern-protestantische Bureaukratie, ihren beiderseitigen Haß und Fanatismus gegen die „schlechte Presse." Die Stehels'sche Conditorei in der Nähe des Schauspielhauses ist dann der Sammelpunkt der Journalistik und Publicistik. Die „rothe Stube" mit ihren literarischen Elementen und Personen öffnet sich uns, wir sehen hier als Habitués die Herren Meyen, Buhl, jenen in diesem Augenblicke nicht da er eingesteckt ist, diesen sobald er von der Festung Magdeburg zurückgekehrt sein wird. Nur flüchtig eilt der Verfasser an andern Gestalten vorüber wie Rutenberg, der zur Zeit der Rheinischen Zeitung in Deutschland genannt wurde, Max Stirner dem Verfasser des „Einzigen" der bürgerlich und menschlich ein Ur Schmidt ist. Theodor Mügge der gewandte Novellist, Klein, ein Ungar wie Karl Beck, sind ebenfalls mitunter Figuren in der rothen Stube. Bei Dr. Klein und seinen genialen Würfen im Drama, seinen fanatischen Philosophemen im Aufsatz, seinen excentrischen Blicken und Griffen in der Kritik, hätte der Verfasser länger verweilen sollen. Grotische Pflanzen auf üppigem Boden verdienen besondere Beachtung; Klein erscheint uns nach allem was wir von ihm lasen und hörten, wie ein Cactus der gern auf dem Sande wächst und doch soviel üppige Farbenpracht entwickelt, als wenn ihn dieser nackte Boden aus Widerspruchsgeist dazu stachelte. Oder ist es ein Gemisch von Blasirtheit des Geistes und Schwärmerei der Phantasie was diesen Autor zu einer ungewöhnlichen Erscheinung unter uns macht? Der Fanatismus seiner von Phantasie und Witz beinahe fressenden Kritik hat mitunter verfangende, aber auch leuchtende Blitze. Das Autodafé der Ironie das er an verkehrten Schöpfungen der Gegenwart anstellt, hat mitunter schreckhafte Zurüstungen; vor den blutigen Neckereien und Streichen dieses witzig phantastischen Gnomen erliegt vielleicht auch die Schöpfung der einfachen Schönheit und der Geist jener behaglichen Ruhe der in Frieden und Freude schafft, ein Geist der den eignen Productionen Klein's fehlt. — —

Der Mangel an öffentlichem Leben gibt unserer Residenz, wie Saß wenigstens behauptet, ihre Mysterien. Er bedenkt nicht daß London und Paris mit ihren großen öffentlichen Institutionen sie in weit größerem Maße besitzen. Saß führt uns in das Kolosseum, in die Krell'sche Vergnügungsanstalt (Etablissement sagt der Berliner), in das Friedrich-Wilhelmstädti-

Digitized by Google

ſche Caſino, in das neue Koloſſeum, in die Friedrichſtädtiſche Halle, in die Villa Bella. Er läßt uns Blicke thun in die Kleiderverwiethungsanſtalten, in die raffinirten Verbereitungen zu Maskenbällen, in deren Orgien und Schlemmereien. Falſche Spieler und Taſchendiebe werden uns mit ihren Handgriffen vorgeführt, die Proſtitution enthüllt, „der Onkel" geſchildert, die Lebensgeſchichte einer Huldа erzählt. Schade daß dem Autor die Feder eines Boz-Dickens fehlt; er gibt uns mit all dieſen Enthüllungen doch nur eine Beiſpielſammlung zur Nutzanwendung für eine Theorie die ſich darauf ſtützt, aber doch damit noch nicht recht ſicher auf den Füßen ſteht. Seine Beleuchtung der Moralität in den mittleren Schichten der Geſellſchaft, ſeine Schilderung des Verhältniſſes zwiſchen Arbeit und Lohn, Armuth und Verbrechen, wollen wir ein ander Mal in ernſte Unterſuchung nehmen. Alle Sphären der Geſellſchaft die darüber hinausgehen iſt er uns in ſeiner Schilderung ſchuldig geblieben. Was Wiſſenſchaft und Kunſt leiſten, was der Staat von oben her Großes anregt und verſucht, findet in ſeinem Buche keine Stelle, oder verſchwindet als eitle Blaſe auf den Wogen des Meeres wie er uns die Geſellſchaft ſchildert. Oben, ſagt er, iſt alles glatt und ſcheinbar regelmäßig, nach unten ſtürzt alles um ſo wilder und unregelmäßiger durch einander; außen Uniformität, innen Auflöſung: will er alſo ſagen. Er beweiſt damit nur daß er den bindenden Faden nicht ſieht, die Stützen nicht kennt die hier in dieſer Welt ſtark genug ſind die Schichten des Geſellſchaftskörpers zu tragen. Die ſpeculative Theorie deſtruirt, der Witz deſtruirt oder ſieht nur Deſtructionen; das haben beide gemein und beide ſind wider Willen dienlich dem concreten Leben zu ſeinen Poſitionen zu verhelfen. Die Form für das concrete Leben müſſen wir Staat nennen, er iſt die bewußte Gliederung der Geſellſchaft. Hat er mit hiſtoriſchen Hinderniſſen zu kämpfen, ſo gehört auch dieſer Kampf zu ſeiner Entwickelung. Todt aber iſt der Staat hier ſo wenig als der Geſellſchaftskörper; uns dünkt, er arbeitet jetzt ernſtlicher als je daran ſich den Inhalt der bürgerlichen Geſellſchaft zu eigen zu machen, nicht um ihn zu bewältigen und zu knechten, ſondern um ihm zur rechten Entwickelung und bewußten Entfaltung ſeiner Elemente zu verhelfen. Es gab hier eine Zeit wo der Mechanismus des Polizeiſtaates die bürgerliche Welt zu unterdrücken Miene machte, es war die altpreußiſche Zeit. Der Übergang zur neuen kann nicht ſprunzweiſe geſchehen. Die Abſtraction die dieſe zähe radicale Entwickelung will, wird aufhören und gefährlich zu dünken, ſowie der Witz aufhören wird mit ſeinen Neckereien uns bis zur Beleidigung zu treffen.

An Witz iſt das durch ſeinen Witz verſchrieene Berlin recht arm geworden. Mag das vom Ernſt unſerer Entwickelung zeugen. Neben dem Hegeliſchen Philoſophen war ehedem der Eckenſteher in Berlin die hervorſtechendſte Perſon. Jener ſtand gleichſam auf dem Kothurn, dieſer auf dem Soccus unſeres Gedankenlebens. Jener iſt vor dem geiſtreichen Pietiſten zurückgetreten, dieſer iſt vor den verbeſſerten Droſchken und Omnibus gewichen. Die Eckenſchelterliteratur iſt ausgewandert; Adolf Glasbrenner ſitzt ſchon ſeit Jahren in einer Mecklenburg-Strelitzer Selbſtverbannung, reißt aber nach wie vor Berliner Witze. Der Witz iſt nur in Blüthe wo der Fortſchritt gehemmt iſt. Iſt dieſer in Fluß, wird der Schalk bankerott. Einen ſolchen Bankerott ſehen wir in Glasbrenner's Schleswig-Holſteiniſchen Nebelbildern. Alt-Deutſchland in ſeiner Majeſtät wird als König Lear zu dieſem Narren zu ſprechen verſucht: Du, wo iſt die Peitſche? In deutſchen Landen iſt aber noch anderwärts viel aufzuräumen, viel Starres flüſſig zu machen. Da wo das Leben ſtockt, gehört der Witz hin. Glasbrenner hat in ſeinem Volkskalender Prophezeiungen auf Deutſchland gebracht. Heben wir einige davon heraus. Das laufende Jahr hatte der Schalk mit der Prophezeiung eröffnet daß der hohe deutſche Bund wieder ſeine Ferien eröffnen werde. Neben Hermann dem Cheruſker im Teutoburger Walde prophezeit Glasbrenner die Errichtung einer Statue des deutſchen Michel. Für das laufende Carnevalsfeſt in Köln hatte er einen Narren mit 39 Lappen angelagt. Wir wiſſen nicht, ob dieſe Verkündigung eingetroffen; Baron Beiſele und Dr. Eiſele waren laut humoriſtiſchem Thorzettel in der Kölniſchen Zeitung zum Carneval am Rhein angelangt. Schleswig-Holſtein, heißt es in einer ſchmerzlichen Prophezeiung, wird noch mehr umſchlungen werden. Bei der Verkündigung eines allgemeinen Schützenfeſtes in Deutſchland heißt es, in mehreren Kammern werde doch noch viel alter Schmutz liegen bleiben. Hr. v. Rothſchild wird im März dieſes Jahres im Muſeum zu Frankfurt das ſchöne Volkslied ſingen: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! Dreihundert elende Auswanderer betteln am Rhein. Das Betteln wird aber bei hundert Thaler Geld- oder zweijähriger Feſtungsſtrafe verboten werden. Ein Bettler der in einem vornehmen Hauſe „Wir Menſchen ſind ja alle Brüder!" ſingt, wird irgendwo irgendwann hinausgeworfen. Dagegen werden die deutſchen Gelehrten beſchließen die Noth der Gegenwart unter dem allgemeinen Titel „die Kartoffelfrage" zuſammenzufaſſen; ſie haben plötzlich an einem Tage eingeſehen und werden wiſſenſchaftlich darlegen daß Hunger wirklich wehethut. 718 Gymnaſiallehrer, heißt es auch nach dieſen Wetterprophezeiungen, werden nach der Türkei auswandern, weil die Philologenverſammlung ſich für Beſchränkung des Lateinſchreibens und Sprechens in den Schulen erklärte. Die Germaniſten in Lübeck werden für allgemeine Preßfreiheit ſtimmen, wovon ſeiner Zeit ſogleich Notiz genommen werden wird: im Protokolle. Bremen und Hamburg erklären an einem ſchönen Maitage, der Antrag der Auswanderer ſei ſo ſtark daß ſie in den nächſten vier Wochen niemand nach der neuen Welt befördern könnten. Die Nordamerikaniſchen Staaten laſſen Deutſchland durch ihren Botſchafter um Überſendung einiger Adeligen erſuchen um beſſeres Blut zu machen. Schon für Januar prophezeite Jacus Glasbrenner die Gründung eines deutſchen Geſellenvereines „für ſittliche Bildung der höheren Stände." Glasbrenner iſt damit ein falſcher Prophet geworden und ſo wird denn auch wohl dieſer Geſellenverein für ſittliche Bildung der höheren Stände im Laufe des Sommers ſeine 300 Vernehmen nicht gehoffert haben. Die Politiker empfinden nach Glasbrenner zeitweiſe einen heftigen Schmerz in ihren Hühneraugen. Es fallen in der That einige Dreiſtigkeiten in Deutſchland vor. Die Heſſen-Homburger denken ihrem Landgrafen an daß ſie jetzt ziemlich reif ſeien. Dagegen erklären ſich die **ſchen Landſtände für Beibehaltung der Cenſur. Unſer Schalksnarr ſetzt auf dieſen Tag eine unſichtbare Sonnenfinſterniß an. In Oldenburg wird die Verfaſſung verweigert, dagegen eine neue Tragödie von Julius Moſen aufgeführt werden. In Königsberg wird ſich ein Geiſt ſehen laſſen, — in Kaſſel nicht. Die Regierung zu ** bietet eines Tages 10 Thlr.

Digitized by Google

für jeden Kopf, kriegt aber keinen. Die Bremer- und Weser-Zeitung ſind mitten im Laufe dieſes Jahres noch immer ſo frech zu exiſtiren. Als merkwürdig wird mitten im heißen Sommer der Tag bezeichnet wo kein einziger Schriftſteller ausgewieſen worden wird. Dr. Martin Luther wird im Juli aus einem Fenſter der Wahlalla gucken und das Lied ſingen: Ein' veſte Burg iſt unſer Gelt! Ein ander Mal, ſpäter im Jahre, bewegt ſich die Bildſäule Luther's in Wittenberg; ſie hält beide Hände vor die Augen. Kant's Kritik der reinen Vernunft werden ſich die Deutſchen bei Weber in Leipzig nach Zeichnungen von Hofemann illuſtriren laſſen, um ſie genießlich zu finden. Der Dame Birchpfeiffer wird auf dem Pegaſus des Berliner Schauſpielhauſes eine Bildſäule errichtet werden. Für den 14. October wird man eine glänzende Erinnerungsfeier an die Schlacht bei Leipzig halten in welcher das deutſche Volk ſeine jetzige Freiheit erkämpfte. Tages darauf aber bemerkt man auf dem Riedeltal der Hermannsſäule bei Detmold eine Thräne von Eiſen. Ebenfalls für Monat October wird in Irland ein neues Blutbad prophezeit; die engliſche Ariſtokratie wird dabei ihre Hände in — Unſchuld waſchen. Irgendwo in deutſchen Landen wird Öffentlichkeit und Mündlichkeit bei allen — Verſteigerungen eingeführt. In Frankreich wird einmal ein ſo mächtiges Erdbeben ausbrechen daß einige deutſche Gegenden wanken. Die Johannisberger Weintrauben wollen im Herbſt wegen Mangel an Licht und Wärme nicht reif werden. Der deutſche Michel aber läßt ſich eine Kanne Bier geben und ſingt: O wie wohl iſt mir am Abend! — Was der Berliner Jecus witzig und aberwitzig prophezeite, wird der deutſche Ernſt entweder widerlegen oder erfüllen, je nachdem es ihm ſein beſſerer Genius und ein guter Gott gebietet!

Der ernſte Saß wandert ſchwerfinnig durch die Arbeitsſäle und die Spelunken der Proletarier. Der kleine blonde Adolf ſteht trippelnd an der Ecke der Straßen und ſpottet über alles und jedes. Lange Zeit hat uns niemand eine Wanderung durch die Ateliers der Berliner Künſtler geliefert; eben ſo wenig ſchilderte uns jemand ſeit Jahren einen Beſuch in den Hörſälen unſerer Hochſchule. Und die Berliner Salons? Findet ſich keine Feder uns die Chronik der höheren Geſellſchaft zu ſchreiben? — A. v. Sternberg hat ſich wieder in dies Gebiet gewagt. Geſellen wir Einſeitigkeiten zu Einſeitigkeiten um der Vervollſtändigung in der Literatur über Berlin näher zu rücken. Leipzig iſt auch für dieſen Autor der Platz, von dem aus ſeine Arbeiten ins Publikum nach Berlin gehen. Von ſeinem glänzend ausgeſtatteten „Tutu" ſind bereits ſechs Hefte erſchienen. Zu dieſem ſatyriſch ſeinſollenden Märchen Sternbergs hat wiederum Le Sage die Pathetenſtelle angenommen. Als der Ruf des Studenten in dem Laboratorium des weiſen Meiſters den berüchtigten „hinkenden Teufel" aus ſeinem Gefängniß von Glas befreite, gab er zugleich einer großen Anzahl kleiner geſchwätziger Geiſter die Freiheit, die im Bierwar der Zeiterſcheinungen, beim Ernſt der religiöſen Debatten, beim Klange der hochtönenden politiſchen Phraſen des Tages die Peitſchinellrollen übernahmen. Unter den contes bleus und in der bibliothèque des fées findet ſich auch die Erzählung eines Engels der die weinende Eva aus dem Paradieſe jagen mußte. Voll Mitgefühl mit den armen Menſchengeſchöpfen kehrt er auf die Erde zurück, erſcheint einem Studenten Nachts bei der einſamen Lampe und wandert mit dieſem durch die glänzende Menſchenwelt, durch die Säle der Bornehmen, durch die Antichambres des Hofes, durch die Garderobezimmer der Theatergöttinnen. Das Schreiben eines Romantikers an den Freiherrn Berzelius in Stockholm eröffnet die Geſchichte; es ſpricht mit grogiöſem Humor die Klage aus daß die Induſtrie die ſich auf die neuen Entdeckungen der Naturwiſſenſchaften ſtützt, alle Poeſie auf Erden vertriebe. Jeder Schulknabe wiſſe jetzt daß Irrlichter nicht mehr herumirrende Seelen, ſondern Phosphorflämmchen ſind. Was fangen wir, ruft der zimperliche Romantiker aus, mit einer Welt an die nicht mehr durch Wunder, ſondern durch Chlorkalk und Säure regiert wird? Zimperlich wie ſentimentale und neckiſche Kammerjoſen ſchreiben und reden alle Geſtalten Sternbergs, und ſo nimmt es uns auch nicht Wunder wenn der Student an der Seite des wehklagenden Engels ſich in den Salons Berlins ziemlich frauenzimmerhaft geberdet. Berlin iſt nämlich der Schauplatz auf dem ſich beide tummeln. Der Stoff dieſer „phantaſtiſchen Epiſoden und Ercurſionen" iſt ſehr dünn, die Satyre ſchwach; ſie erhebt ſich nicht. der die elegante Moquerei in der dieſer Schrift-ſteller unſere Salonwelt behandelt. Flüchtig tauchen hie und da einige Porträts von Zeitgenoſſen auf, wie Raupach, der in einen ſtummen Geldſack verwandelte Dichter, die drei Damen unſeres Parnaß, Gräfin Hahn, Frau Paalzow und Bettina die ſich in einem Boudoir neben einander poſtiren und ein Romanthema „wie Hans die Grete liebt", jede nach ihrer Weiſe, ausſpinnen. Für dies Thema hat jede ihre ganz verſchiedenen Maximen. Nach dem Entwurf der Gräfin Hahn iſt Gretchen verheirathet und hat einen dummen Mann. Hans iſt auch nicht ſehr geſcheidt, aber er iſt Hans der Liebhaber, Hans der „Seducteur", Hans der ſuperb reitet, gute Toilette macht, magniſique ſchießt und ſich auf Schulden, Duelle und Tänzerinnen verſteht. Gretchen muß dieſen Hans bekommen und ſie bekommt ihn. Nach der Verfaſſerin von Godwie Caſtle ſteckt Gretchen in irgend einem alten Schloſſe, einem chateau d'Espagne, iſt ein ſeudales Geſchöpf und kleidet ſich in Brokat. Hans iſt ein Marquis mit ſehr langem feudalen Titel. Irgend eine alte Familien-Confuſion hat die beiden Schlöſſer von Hans und Gretchen in einander verwickelt. Da ſind dann Documente herbeizubringen; alte Wandſchränke, geheime Fachwerke im Getäfel werden erbrochen. Tugendhafte Grafen und unſchuldige Kinder ſpielen die rührenden Rollen. Die Sache macht ſich, Hans kriegt Gretchen, wenn auch mit romantiſchen Hinderniſſen. Bettina das Kind faßt das Thema ganz anders. Nach ihrem Gefühl iſt es entwürdigend nichts als eine fingirte Geſchichte zu ſchreiben. Sie macht ſich ſelbſt zum Gretchen, macht einen großen Mann zu ihrem Hans und ſchwärmt für ihn als Kind. Ein Romanfaden wird nicht geſponnen, daſür erhält der Leſer auch eitele Wahrheit, Hans kriegt Gretchen nicht. Die Erſte der drei Dichterinnen macht aus der Geſchichte zwei Bändchen, die Zweite drei dicke Bände, die Dritte einen Band. Die Erſte nennt ihr Werk ſchiechtweg „Hane", die Zweite „Zehn-Caſtle", die Dritte gibt ihm den Titel: „Dies Buch gehört Hans." Die Parodie dieſer drei Manieren unſerer Damenromanliteratur iſt glücklich genug, obſchon wir die ſchnöde Geringſchätzung der dritten Dame ſcivol nennen müſſen. Dieſe Frivolität der Sternberg'ſchen Satyre, ein Gemiſch von Leichtfertigkeit und Geſinnungsloſigkeit, erregt aber noch mehr unſern entſchiedenen Unwillen wenn uns in einer Scene bei Hofe der greiſe Phantaſus, der neben Alexander v. Humboldt vor dem Könige erſcheint, einem ganz gewiſſenloſen und knaben-

Digitized by Google

haften Gespött preisgegeben wird. Die Illustration liefert zu dem Texte jedesmal die leibhaften Figuren der in Rede stehenden, in der Erzählung nur angedeuteten Personen. Diese Illustrationen, angeblich von Sylvan, an sich sehr glücklich und geistvoll, sind von Sternberg selbst. Er führt den Stift weit sicherer als die Feder. Man sieht ihn hier im Salon bei seiner Schwerhörigkeit sich oft der Conversation entziehen, irgend ein stilles unbelauschtes Plätzchen suchen und sein Skizzenbuch hervorziehen, in das sein graziöser Griffel sich die Porträts der Gesellschaft einträgt. — Diese leichte lose Waare ist nun die Schöpfung unserer Salonwelt. Hr. v. Sternberg vertritt jetzt literarisch die höhere Gesellschaft in Berlin. ††.

Aus München, am 2. März*).

[Die Lola-Unruhen.]

Gestern machte ich wegen des gelinderen Wetters gegen Gewohnheit einen Ausflug nach Schwabing. Auf dem Universitätsplatze zog mich die Bewegung der Studierenden an, und ein Anschlag auf dem schwarzen Brett zeigte daß ihnen Umzüge, Demonstrationen aller Art verboten worden. Auf dem Heimwege sah ich eine ziemlich große aus Studierenden und andern Menschen zusammengesetzte Masse in der Theresienstraße, welche vor dem Hause der Lola lärmte und pfiff. Der Unfug hat, wie ich gehört, in die Nacht hinein gedauert. Die Hauptheldenthaten des rohen Haufens bestanden wie gewöhnlich in Zertrümmerung von Laternen und Fensterscheiben, auch solchen der Residenz. — So weit ich sehe und rathe haben bei dem Ereignisse verschiedene Ursachen gewirkt. Der Winter ist ziemlich kalt, die Preise der Lebensmittel stehen ziemlich hoch. Dabei lebt hier ein altbaierischer, trunksüchtiger und gefräßiger Pöbel. Was der Norddeutsche in drei Tagen verzehrt, ist hier in Einem Tage verschlungen. Bei der Erweiterung der Stadt hat sich der Schwarm gemehrt und in der Stadt und nächsten Umgebung angesiedelt. Dieser Pöbel, seit dem Bierlärm mit Aufläufen näher bekannt und damals nicht mit Kartätschen heimgeschickt, ergriff die Gelegenheit. Zu ihm gesellte sich eine mäßige Anzahl Studierender, weil man dem Lehramte des Professors der Philologie Lassaulx ein Ende gemacht und auch die Quiescirung der Professoren Görres, Phillips, Moy:c. in Aussicht steht. Dieser Lassaulx hat eine Demonstration für das Ministerium Abel beabsichtigt. Und dieses hat seine Entlassung erhalten. Man hat auf handschriftlichem Wege ein Memorandum der vorigen Minister und wie ich höre auch ein Schreiben des Papstes und hiesigen Erzbischofes zu Brandbriefen für die öffentliche Meinung benutzt. Zu all diesem kommen ohne Zweifel auch noch die Unsichtbaren, welche bei solchen Gelegenheiten in allen Ländern unter lärmende Schusterbuben und anderes Gesindel Geld vertheilen und über welche kaum der unterrichtete Polizeibeamte klar wird, geschweige der Bewohner einer Studierstube. — Jahre lang habe ich an kein Blatt auch nur ein Wort über politische Dinge geschrieben. Heute bin ich verleitet, gegen Grundsatz zu handeln, verleitet durch innere Empörung. Ich habe Sie ersucht meinen Eintritt in den Literatenverein zu vermitteln. Wer weiß, ob unter den jungen Leuten, welche jetzt lärmten und ihre Zukunft auf's Spiel setzten, nicht einer mit der Zeit die Hülfe des Vereins ansprecht. Und wie nichtssagend ist die Veranlassung zu der Ausschweifung. Lassaulx ist Ihnen vielleicht noch vom Kölner Ereigniß her im Andenken, wo er, wenn ich nicht irre, so ultramontan schrieb daß man seine Schrift sogar bei uns verbot. Außerdem hat er einige kleine archäologische Schriften verfaßt. Für was sind alle hier die Studierenden eingetreten, für den Ultramontanismus, oder für den europäischen Ruf des Mannes? Das Erste ist nicht glaublich und das Zweite ist unmöglich. Es hat bei den jungen Leuten wohl ein edlerer Beweggrund gewaltet: das Mitleid. Dieses ist schön überall, hier aber nur durch die Güte eines Monarchen zu entschuldigen, der als Kunstgönner, als Verfechter deutscher Sache ein so edles Gemüth bethätigt hat. Ich klage niemand des Aufruhrs an, ich will nicht ausgesprochen wissen daß die ersten und obersten Schritte in Rücksicht auf eine baldige Thronfolge geschehen, daß ultramontane Weltliche und Geistliche das Memorandum und Anderes verschleppt, daß Geistliche durch Adels Sturz erbittert da und dort eine kleine Kehle angeblasen, daß gar Lehrer sich aufreizende Worte entwischen lassen, daß sich der kleinere Theil der Studierenden dem Aufruhr gleichgestellt ꝛc. Man ist nicht berechtigt, solche Sachen ohne Beweis aufzubürden. Ich sage blos daß es eine mittelalterliche Niederträchtigkeit ist, von rein persönlichen Sachen eines Monarchen Verwand zu Demonstrationen, geschweige zu Aufläufen herzunehmen. Ich sage blos daß niemand berechtigt ist, die öffentliche Ordnung zu stören, weil ihm an diesem oder jenem Hohen etwas mißfällt. Die erste Ursache davon ist die, weil das unzwerlässige subjective Urtheil meist nur Halbunterrichteter bei objectiven Verhältnissen unstatthaft bleibt. Auf dem kirchlichen Gebiete hat man oft genug an den Ausspruch gemahnt: Höret auf ihre Worte und achtet nicht auf ihre Werke! Daran hat man sich seit den Zeiten der deutschen Kaiser freilich selten genug erinnert. Die zweite Ursache ist die, weil die sittliche Verurtheilung Lebender nur Sache schlechter Menschen ist. Dem Gesagten zufolge habe ich kein Recht, auf einen wirklichen Fall einzugehen. Ich kann nichts thun als vom intelligenten wie vom ethischen Standpunkt diese Sittenrichter verachten.

Die Politik ist in Wahrheit, wie Goethe sagt, ein trübes Element, welches man sich gern vom Leibe hält. Über sie zu schreiben soll mich nicht so schnell wieder etwas bewegen. Gleichwohl wünsche ich sehr daß der Literatenverein ein politisches Blatt gründen möchte, welches einen andern Weg einschlägt als die meisten, und langsam den Weg zur Verbindung zwischen den Beherrschern der Völker und Geister anbahnt. Ich finde an der Opposition der Tagespresse besonders vier Arten von Mängeln. Die erste rührt von den Leidenschaften der Schreibenden her. Da oder dort fühlt sich einer gedrückt, gekränkt und will sich nun durch Agitation rächen. Diese Art von Opposition macht ein persönliches Übel zu einem allgemeinen. Mit Übem kann Übles nicht aufgewogen und verbessert werden. Die zweite Art entsteht daraus daß sich die Jugend gern auf Seite der Opposition wirft. Der Mensch ist so beschaffen daß er bis auf einen Grad Aufregung und geistige Berauschung liebt. Eine solche Aufregung, einen solchen Kitzel führt nun jede Gefahr mit sich. Der jungere Mensch findet

*) Nicht von unserem bisherigen Münchner Berichterstatter. Zugleich machen wir die geneigten Leser darauf aufmerksam daß sich der Verfasser dieser Mittheilung genannt hat und mithin seine Angaben und Ansichten selbst vertritt. Er ist der Verfasser der deutschen Literaturgeschichte deren wir kürzlich Erwähnung gethan. D. Herausg.

Digitized by Google

einen gewissen Grad von Gefahr angenehm und da es keine Riesen mehr zu bekämpfen, keine Drachen mehr zu tödten gibt, so ist das Vergnügen am wohlfeilsten zu haben, wenn man das Außerordentliche wagt, dem Censor mit Halbwahrem und oberflächlich Erwogenem vor Augen zu treten, oder gar eine Schrift über zwanzig Bogen zu schreiben. O Heldenmuth seiner gleichen, O dies academieux voll der Wonnen! Es ist dies eine sehr lächerliche und nutzlose Seite der Opposition. Achtungswürdiger, aber auch mit großen Mängeln verknüpft erscheint die Opposition derjenigen Männer welche um der Consequenz willen, oder aus Angewöhnung widersprechen. Sie sind meist geschichtlich zu dem geworden, was sie vorstellen. Zusauchzen der Menge, Verbitterung durch Angriffe ꝛc. haben sie stereotyp gemacht. Bei dieser Schwerbeweglichkeit ist aber weniger Nutzen und Wahrheit zu erwarten. Eine vierte Art von Mängeln entspringt endlich aus der Haft und den utopischen Träumen, in welchen Manche Alles auf einen Schlag vorzüglich, subjectiv himmlisch finden möchten. Der einfachste Apfelbaum braucht zur Erzeugung seiner Frucht ein volles Jahr. Und politische Institutionen sollen über Nacht reifen? Diese Hastigen, diese Idealisten sind in der Regel ungereift und haben nicht selten eine große Anlage zum Terrorismus des Guten. Möchte es dem Verein gelingen ein Blatt zu gründen, welches alle diese Mängel vermiede, ein Blatt sicher und leidenschaftslos, ewig jung im felsenfesten Vertrauen über die Generationen hinweg. Schließt Euch zusammen wie jene heilige Schaar, und wo der Beamte und Priester des Dankes vergessen sollte, da reiht Ihr, Männer der Literatur, Euch um die Throne, denn die Throne bedürfen gegen Priester und Bureaukraten des Schutzes, Viele aber unter Euch haben in Kümmernissen jene schreckliche Ironie gegen die Welt, jene Universalität des Geistes, jene große Seele erworben welche nicht Lohn bedarf um die großen Verhältnisse des Staates heilig zu achten. Alle seid Ihr weit eher als Priester und Aristokraten zu Erziehern der Nation und zu Propheten der neuen Welt berufen.

Dr. **Gumposch.**

Aus Karlsruhe, d. 1. März.

[Der Theaterbrand.]

Wenn auf französischen Eisenbahnen ein Unglück geschieht das zahlreiche Menschenopfer hinrafft, so loben wir solide Deutsche gegen den französischen Leichtsinn. Möglich daß die Deutschen in großen Handarbeiten, in Anwendung physischer Kräfte zuverlässiger sind. Aber wo es sich um feinere Einsicht, um Verständniß und Berechnung höherer technischer Genialität handelt, erweist sich der deutsche Hülfsarbeiter vielleicht noch weniger brauchbar als bei den Franzosen der gemeine Mann. Als der Theatertiener gestern halb sechs Uhr in die Hofloge trat um das Licht anzuzünden, setzte sich die Luft in Flammen. Der Hahn der Gaströhre — so erzählt man sich — war offen geblieben, der Vorhang der Loge geschlossen gewesen. Man schrob sofort den Hauptzahn zu, wodurch das ganze Haus in Dunkel gesetzt wurde; aber die Entzündung der Luft war allgemein, das höchst leicht und leichtfertig gebaute Haus stand alsbald in vollen Flammen. Außer den abonnirten Plätzen und dem Parterre waren zur ersten Wiederholung des „artesischen Brunnens" alle Zuschauer bereits versammelt, das Gewühl der Hinausstürzenden war auf den engen Gängen eben so mörderisch als die Flamme. Das Haus liegt in Asche; bis heute Nachmittag sollen auf der Polizei 105 Menschen als Vermißte angegeben sein. Aus dem rauchenden Aschenhaufen zieht man die halbverbrannten Todten, die meisten unkenntlich, heraus. Hunderte sprangen aus den Fenstern des zweiten Ranges hinunter, ein Wachposten auf der obersten Galerie hat sich, von Rang zu Rang springend, sein Gewehr von sich werfend, unbegreiflicherweise durch's Parterre gerettet; seine zwei Gefährten auf demselben Posten verbrannten. Man hat Leichen gefunden die sich in der Todesangst fest umklammert hielten und so verbrannten. Mehrere Kinder, eine ganze Familie die aus der Nachbarschaft zum artesischen Brunnen kam, sind der Flamme zum Opfer dargebracht. Vom Theater ist ein Theil der Garderobe und der Bibliothek gerettet. — Möchte das eine Lehre sein, unsere Arbeiter und unseren Beamten von der Gefährlichkeit der Elemente schärfer zu unterrichten, die unsere neuen Erfindungen ihren Händen überliefern!

•

Aus Wien, Ende Februar.

[Lind und Meyerbeer.]

— Lind und Meyerbeer haben uns in nicht gelinde Wuth versetzt. Zur ersten Aufführung der Vielka gingen Frauenzimmer schon um halb zehn Uhr Morgens in's Theater, aßen dort zu Mittag und blieben alse, bis halb Elf Abends, dreizehn Stunden auf ihren Plätzen. Ein Sperrsitz wurde von 4 bis zu 100 Fl. C.-M. von Speculanten in die Höhe getrieben und verkauft. Grund das nicht an Wahnsinn? Der Anblick eines solchen Publikums war mir fast merkwürdiger als der Erfolg der Oper. Frln. Lind hat übrigens Thränen vergessen die Rolle übernommen zu haben; sie ist ihr zu schwierig, zu strapaziös, und sie hat sich zu schonen.

+.

[Der norddeutsche Volksschriftenverein in Berlin.]

„Ihr Reichen und Vielvermögenden in den Städten", lautet die Ansprache des Vereins zur Verbreitung weltlicher Volksschriften, „Ihr großen und kleinen Fabrikherren, wir klopfen bei Euch an; scheuet für das Gelingen eines nothwendigen guten Werkes nicht das Kleine das wohl oft für weniger Gutes hingegeben wird; tretet zu uns und bietet die Geistesnahrung Euern Dienstleuten und Arbeitern. Ihr legt ein Capital an, das Euch einmal hundertfältige Zinsen bringen wird!" Bibel und Gesangbuch sind hinlänglich verbreitet, aber sie thun es nicht allein. Weltliche Schriften thun noth, schon um unter'm Volk auf dem Lande den Rinaldo Rinaldini zu verdrängen. Das Directorium des norddeutschen Volksschriftenvereins besteht gegenwärtig aus dem Buchhändler Dr. Ruppius, dem Lehrer Mücke, dem Kriegsrath Lösk in Berlin und dem Professer Gerodorf in Altenburg. Von Ruppius erschien ein erstes Bändchen „ernsthafter und kurzweiliger Geschichten", von Mücke „Schuster Muller", von Richard Schneider „der Kessath Rückle"; von Albert Fränckel ist angekündigt: „Moorvipel, eine Lebensgeschichte." Zur Vertretung seiner Grundsätze und zur Beurtheilung aller neuen volksliterarischen Erscheinungen gibt der Verein eine Vierteljahrsschrift: „Organ für das gesammte deutsche Volksschriftwesen" heraus, bearbeitet von Gerodorf und Ruppius.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 20. März.

Inhalt: Gräfenberger Aquarelle. Von Hieronymus Lorm. 2. und 3. — Das Märchen im Blanchywalde. Von Moritz Hartmann. — Briefe aus Preußen. 3. — Aus Paris und Berlin. — Diogenes, von Ihana Gräfin H. H. — Schiller und Fichte. — Eine Entgegnung.

№ 12.

Gräfenberger Aquarelle.

Von **Hieronymus Lorm.**

2. Der ungariſche Baron.

Man geht nicht zum Vergnügen nach Gräfenberg und erwartet auch dort keines. Es gehört faſt ein heroiſcher Entſchluß zu dieſer Reiſe, der entweder der Verzweiflung oder einer Art philoſophiſcher Entſagung der vornehmen Weltfreuden abgezwungen wird. Erblickt man dort zum erſten Male einen ſchon längſt im Stillen verehrten Mann, einen bedeutenden Menſchen der Gegenwart, ſo kann man ſich nicht wie an andern Badeorten dem ſchmeichelnden Gefühl überlaſſen, daß auch er von ſeiner Höhe einmal zu unſern kleinlichen Freuden und jämmerlichen Zerſtreuungen herabgeſtiegen. Vielmehr bietet ſich der traurige Gedanke ihn ernſtlich krank zu wiſſen, denn, wie bemerkt, man geht nicht zum Vergnügen nach Gräfenberg.

Dieſe Betrachtung drängte ſich mir auf, als ich auf den Anlagen, von Freunden und Verehrern umringt, den edlen Schwanthaler erblickte. Ein langjähriges Gichtleiden entnahm ſeiner Hand für kurze Zeit den Meißel und preßte den Knotenſtock hinein, mit deſſen Hülfe er jetzt dort mühſelig wanderte. Der ſo vielen Geſtalten die unerſchütterlichen ehernen Beine gegeben, auf welchen ſie ſeine und ihre Unſterblichkeit tragen, konnte ſich jetzt kaum ſelbſt auf den wankenden Beinen erhalten. Der ernſte, hagere Mann mit dem bleichen Geſicht, dem der Schnurrbart ſo wohl ſteht, ſchien recht mißmuthig darüber, daß die Natur weniger Meiſterſchaft darin entwickelte als er, einem erhabenen Kunſtgenius den entſprechenden kraftbefreiten Formenleib zu geben. Möge die Kraft des Waſſers freundlich nachgeholfen haben!

Als ich den Bergweg der zu Freiwaldau hinabführt, gemächlich hinwandelte, jedem freundlichen Fußpfad Gehör gebend, der mich in die Irre lockte um mir hier ein kleines Bauerngehöft, dort eine fröhlich ſproſſende Wieſe zu zeigen, vernahm ich plötzlich hinter aufgeſpannter, trocknender Wäſche ein helles Kichern, ſo herzhaft und glückſelig wie es nur aus der Bruſt einer unverdorbenen Bauerndirne dringen kann. Um nichts hätte ich durch meine Erſcheinung in die Urſache dieſer Fröhlichkeit eine Störung bringen mögen; von der großen Wäſche verborgen ſchlich ich pflichtig weiter bis zu einem kleinen Hügel, deſſen Gipfel mir eine Ausſicht in den wäſchenumzäunten Raum gewährte. Eine ſtämmige, ſchöne Dirne häkelte getrocknete Tücher von der Schnur und langte die naſſen aus einem zu ihren Füßen ſtehenden Korbe. Neben dieſem auf dem Graſe ſaß rauchend und lachend ein kleiner, ziemlich beleibter Mann, eifrig damit beſchäftigt dem Mädchen behülflich zu ſein. Die großen dunkeln Augen — obwohl ſie leidend ſchienen, — der dichte Schnurrbart, der mit Schnüren beſetzte Rock verriethen den Ungar. Es war Baron W., einer der früheſten und verehrteſten Führer der ungariſchen Oppoſition, ein edler Kämpfer für die Rechte des Volkes. Seine unbefangene Beſchäftigung mit dem hübſchen Bauernmädchen, die Beliebtheit, in der er, wie ich ſpäter bemerkte, bei allen armen Einwohnern des Ortchens ſtand, waren

Digitized by Google

die äußern Symptome dafür daß dieſes edelmännische Herz einen geſundbſchlagenden Puls für das Volk hat.

Die Schickſale, die ihn nach Gräfenberg verſchlugen, waren traurig und herzzerreißend. Einige Zeit vor dem Tode des Kaiſers Franz kam er als ſiebenbürgiſcher Abgeordneter nach Wien, um dem Kaiſer ſeine Wünſche und gerechten Forderungen an's Herz zu legen und über viele Mißbräuche welche die Regierung duldete, ja ſchützte, Klage zu führen. In der Audienz welche er darüber mit dem Monarchen hatte, exciterte ſich dieſer ſo ſehr daß er ſich ein Fieber zuzog, welches man im Volke für die erſte Veranlaſſung zu der Krankheit hielt die ihn aufs Todtenbette warf. Wie dem auch ſein mag, Baron W. wurde auf die Feſtung Ofen gebracht und mehrere Jahre dort gefangen gehalten. Während dieſer traurigen Zeit wurde ſein Sehvermögen ſo leidend daß man ihm zum Zweck einer durchgreifenden Augenkur bedingungsweiſe Freiheit geſtatten mußte. Unter Huſarenbedeckung wurde er nach Gräfenberg transportirt, wo Prießnitz erklärte daß die Kur ſehr zweifelhaft ſei, jedenfalls aber einige Jahre in Anſpruch nehmen dürfte. Da es nicht wohl anging ihm während ſo langer Zeit Wächter und Schergen an die Seite zu geben und zudem bei einer Heilart, die in freier Leibesbewegung ihre Stütze findet, ſo wurde er auf Ehrenwort frei gelaſſen, und blieb ſo lange in Gräfenberg bis ihm eine allgemeine Amneſtie die Rückkehr in das Vaterland geſtattete.

Als ich jetzt den liebenswürdigen Märtyrer bewunderte, wie ihm nach ſo vielen ernſten politiſchen Kämpfen, nach ſo vielen gemüthsverdüſternden Leiden die daraus hervorzingen, noch unbefangene Heiterkeit genug in der Seele geblieben, um ſich mit dem Volke, nicht in herablaſſender Oſtentation, ſondern in wahrer Herzenseinfalt vergnügen zu können, — kam mir ein Abenteuer in Erinnerung, zu welchem ich oft den Namen des Helden geſucht hatte, und jetzt, ob mit Recht oder Unrecht, an dem Baron W. geſunden zu haben glaubte. Der Zorn des Kaiſers in der denkwürdigen Unterredung, die den Baron auf die Feſtung brachte, ſchien mir durch jenes Abenteuer ſchon im voraus motivirt zu ſein.

Der Kaiſer hatte Ungarn beſucht, vielleicht um durch ſeine perſönliche Erſcheinung der Liebe für das »angeſtammte Herrſcherhaus« einen perſönlichen Anhaltspunkt zu geben oder die Erinnerung an die patriotiſche Zeit wieder zu wecken, als Maria Thereſia auf dem Landtage in Preßburg erſchienen war, um ihren kleinen Sohn, den nachmaligen Kaiſer Joſeph auf dem Arme, die edelſten Magyaren zur Aufopferung für ihr Haus und ihre gerechte Sache zu entflammen. Die reichſten Edelmänner des Landes bewirtheten den Kaiſer, führten ihn in ihren Beſitzungen herum und gaben ihm jeden Maßſtab zur Beurtheilung ungariſcher Zuſtände an die Hand. Es war bei einem jener Ebelleute, als der Kaiſer nach eingenommenem Diner eine Spazierfahrt zu machen wünſchte. Zu dieſem Zwecke ſtand ein leichter, offener Wagen vor dem Schloſſe, mit ſechs regungslos ſtehenden Hengſten beſpannt. Der Kaiſer ſtieg in den Wagen, der ungariſche Baron ſetzte ſich ihm zur Seite und ergriff ſelbſt die Zügel, um die Pferde zu lenken. Die Peitſche ſchwingend und mit eigenthümlichen Rufen ſpornte er die Pferde an, immer wilder wurde ihr Lauf über die weite Haide, ſo daß die lagernden Roßhirten vergnügt nachſahen, der Kaiſer aber ſich einer gewiſſen Angſt nicht erwehren konnte. In raſender Schnelligkeit flogen ſie hin, der Kaiſer ſtand erſchrocken im Wagen auf, wurde aber von der Bewegung deſſelben wieder auf ſeinen Sitz geſchleudert. Da er nun dem Baron die ſchlaffen Zügel aus der Hand reißen wollte, ſtand auch dieſer auf und warf, da die ſechs Hengſte eben am wildeſten fortſtürmten, die Zügel weit weg aus dem Wagen, daß ſie im Sand der Haide nachſchleppten. Zugleich wurde einer jener in Ungarn zahlreichen, ſchilfbewachſenen und tiefen Teiche ſichtbar, auf welchen die Pferde unaufhaltſam losſtürzten, ſo daß keine Möglichkeit ſchien, ſie zum Stehen zu bringen, eh ſie das Waſſer erreichten. Nun wollte der Kaiſer aus dem Wagen ſpringen, der Baron jedoch, ruhig ſitzend, hielt ihn zurück und im Augenblicke als die Pferde an den Rand des Ufers gelangt waren, ließ er einen ſcharfen Pfiff laut werden — und plötzlich ſtanden die Pferde regungslos ſtill, wie aus Erz gegoſſen. »Sehen Ew. Majeſtät!« ſagte der Baron zum Kaiſer, der ſich den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchte, »ſo ſollten Sie es mit uns Ungarn halten: die vollſte Freiheit, ohne Zügel, und auf Einen Pfiff würden wir Ihnen ſtehen!«

---

3. Morgenſtunden.

Die Gräfenberger Morgenſtunde hat Waſſer im Munde! Das ſollte ich erfahren. Nachdem der Abend im Kurſaal mit dem Leſen ſchlechter Wiener Journale, — die Breslauer Zeitung, ſo vielen Anweſenden aus dem nahen preußiſchen Schleſien ein Bedürfniß, war verboten, — mit Anhören dilettantiſcher Klavierproductionen ſo gut oder ſo ſchlecht als möglich war ver-

Digitized by Google

bracht worden, entfernte ſich Prießnitz gegen zehn Uhr und gab dadurch ſeinen Gäſten das Zeichen, die nach den anſtrengenden Kurpflichten des Tages um ſo nothwendigere Ruhe zu ſuchen. An dieſem Tage noch in edler Freiheit von allen Waſſerexercitien herumſchwärmend, empfand ich kein ſo gewaltiges Bedürfniß nach dem Schlummer und in meine enge Bauernſtube tretend, rüſtete ich mich zum ſtädtiſchen Genuſſe des langen Wachens. Zwar legte ich mich zu Bette, doch hatte ich früher einen dreibeinigen Stuhl zur Würde eines Leſepultes und Leuchterträgers erhoben und Immermann's »Epigonen« aus dem Felleiſen gezogen. Tief verſenkt in die Abenteuer des Philbelienen, in die lieblichen Bilder des Buches hatte ich doch Bewußtſein übrig für den ſtolzen Gedanken, der Kultur, die alle Welt, nur nicht in Gräfenberg beleckt, durch mein nächtliches Leſen einen Sieg hier gerettet zu haben. Kein Laut war zu hören in der einſamen Stille als das Picken des Holzwurms deſſen Eintönigkeit an das Einſchlafen zu mahnen ſchien, und wäre ich einen Tag länger hier geweſen, ich hätte mir dieſe Predigt wohl zu Gemüthe geführt. Ich las aber ketzeriſch weiter. Manchmal warf ich einen Blick durch mein Zimmer. Das große Waſchbecken auf dem Tiſche, der einzige Bedarf für welchen in Gräfenberg geſorgt ſchien, blickte wie drohend auf mich und dehnte ſich rieſenhaft, allumfaſſend aus; eine Fratze, auf den Balken der Zimmerdecke mit Kalk hingepinſelt, vielleicht von einem luſtigen Kauz, der dadurch an die ſonſtige Abweſenheit aller Tünche mahnen wollte, ſchielte teufliſch grinſend auf mich nieder und wäre ich nur einen Tag länger in Gräfenberg geweſen, ich hätte dieſes Grinſen verſtanden. Ich las aber weiter. Endlich waren die Lichter herabgebrannt, ich warf mich herum und ſchloß die Augen —

Allein ich öffnete ſie in demſelben Augenblick wieder. Es war mir nämlich nur wie ein Augenblick erſchienen daß ich geſchlummert. Morgendämmerung, es mochte vier Uhr ſein, erfüllte das Gemach, der Badediener ſtand zu den Füßen meines Bettes und zog mir ſehr ungenirt und phlegmatiſch die Decke vom frierenden Leibe. Meine Vorſtellungen dagegen fruchteten nichts, der Mann war von Prießnitz inſtruirt worden und kannte ſeine Pflicht. Die Augen gewaltſam offen haltend, mußte ich mein Lager verlaſſen, doch ward mir die tröſtliche Verſicherung daß ich es in wenigen Minuten wieder werde einnehmen dürfen. Die Tücke die hinter dieſem Troſt lauerte, ahnte meine unſchuldige Seele nicht. Zur paradieſiſchen Toilette Adams genöthigt, ſah ich neugierig den Manipulationen des Dieners zu. Er holte ein zu kleinem Umfang zuſammengerolltes Tuch unter der Schürze hervor und ſtreifte damit, wie zufällig, meine warme Bruſt. Ich bebte wie von einer Viper berührt, das Tuch war in eiskaltes Waſſer getaucht und dann ausgewunden worden. Nun rollte er es auseinander und breitete es ſtraff über das Bett, worauf er mir gebot mich ſo geduldig wie ein Heiliger auf den Roſt, auf dieſes entgegengeſetzte Extrem eines Scheiterhaufens, auf die ſtarr-kalte Fläche zu legen. Bald lag ich auch wirklich mit dem Rücken darauf, die Arme feſt an die Seiten geſtemmt und obwohl zähneklappernd und nicht begreifend daß man die Hölle mit Flammen darſtellt, in die ich mich jetzt ſo gern geſtürzt hätte, war ich doch froh daß meine Bruſt und der ganze vordere Körper von der Berührung mit dem eiskalten Tuche verſchont blieb. Ich hatte mich zu früh gefreut. Der Diener ſchlug jetzt die Enden des Tuches feſt über mir zuſammen daß ich darin, ohne mich regen zu können, eingewindelt lag wie ein Kind; nur der Kopf blieb frei, der ganze Leib wurde vom unbehaglichen Gefühl äußerſter Kälte durchdrungen. Nun raffte der Diener alle Decken, Kiſſen, Kleider deren er habhaft werden konnte zuſammen und warf ſie auf mich; auch meine Miethsfrau ſchleppte deren herbei, ſo daß ich bald unter einem bis zur Decke aufgegipfelten Berge lag. Zugleich wurde das Fenſter geöffnet und mir aus einem Waſſerkruge alle fünf Minuten zu trinken gegeben.

Allmälig begann ich mich behaglich zu fühlen, erſehnte Wärme durchrieſelte mich, ich transpirirte, und der Schlummer der vor der Kälte entſetzt geflohen war, legte ſich mit verdoppelter Schwere auf meine Augenlider. Doch auch dieſe Befriedigung ſollte mir verſagt bleiben. So oft ich die Augen ſchloß, rüttelte mich der Badediener wach, da der Schlaf der nöthigen Transpiration Eintrag thut. Ich verwünſchte Gräfenberg in Dante's unterſte Hölle, wo es doch wenigſtens warm iſt.

Warm ſollte mir aber auch hier werden. Bald floß es von mir in wahrhaften Strömen und zufrieden lächelte mein Cerberus, als er bemerkte daß dem Stubenboden eine kleine Überſchwemmung drohe. Alle Poren des Leibes ſchienen mir zu Waſſerſchlünden erweitert, aus welchen ſich unerſchöpfliche Quellen ergoſſen. Dabei athmete ich fortwährend die friſche Luft die durch das offene Fenſter drang, und trank Waſſer das ich für aufgelöſtes Eis hielt. Die Transpiration wurde da-

Digitized by Google

durch nur in's Unglaubliche verſtärkt. Aus einer Eishöhle war ich in einen Backofen gerathen.

Die Extreme berühren ſich; aus dem Backofen mußte ich wieder in die Eishöhle. Prießnitz trat ein, unterſuchte meinen Zuſtand und auf einen Wink von ihm riß der Badediener den ganzen Berg von Decken und Kiſſen aus dem Bette, zog mir das Tuch ab in welchem ich feſt eingewindelt gelegen, warf mir einen ſogenannten »Kotzen« um den triefenden, brennend heißen Leib und geleitete mich in den Vorhof, wo eine große Badewanne, mit kaltem Waſſer bis zum Rande gefüllt, meiner harrte. Bei der Zumuthung des Dieners meine heißen Glieder in dieſe kalte Fluth zu tauchen, ſah ich ungläubig auf Prießnitz, deſſen Lächeln mich jedoch dazu ermunterte. Trotzdem ich mir eine Figur aus geſchmolzenem Metall erſchien, ſtieg ich in's Waſſer und verwunderte mich ſehr nicht den gewiſſen ziſchenden Laut zu vernehmen der die Vermählung von Feuer und Waſſer ankündigt. Der erſte Eindruck war ein abſchreckender; als ich jedoch nach wenigen Minuten das Bad verlaſſen und mich auf Prießnitzens Gebot mit größter Schnelligkeit angekleidet hatte, durchdrang mich ein ſo unbeſchreibliches Gefühl von Wohlſein als wäre ich eben friſch und ſtark aus dem Mutterleib gekommen, um mich ſogleich mit ausgebildeten, aber noch unverdorbenen Sinnen der ſchönen Welt zu erfreuen. Als wären alle meine Gebrechen weggeſchwemmt und mir in Feuer und Waſſer ein neuer Leib geſchmiedet worden, ſog ich mit ſeliger Empfindung die Luft ein und glaubte ein bisher nicht gekanntes, ſüßes Element in ihr zu entdecken, und durch meine himmliſche Seligkeit drang als einzige irdiſche Mahnung der gewaltigſte, unermeßlichſte Hunger. Allein ich mußte ihn noch durch eine Stunde „Bewegungmachen" und Waſſertrinken ſchärfen und als ich mich endlich zum Frühſtück ſetzen durfte, ſegnete ich aus vollem Herzen und leerem Magen den Nektar, ſo Milch, und den Lukulliſchen Kuchen, ſo ſchwarzes Brot benamſet iſt. Deſſelbigen Mittags theilte und begriff ich den Appetit über welchen ich mich Tags vorher ſo unverſchämt gewundert hatte, und als die Nacht angebrochen, verzichtete ich freiwillig auf den cultivirten Genuß des ſpäten Wachens und erfreute mich eines Schlafes, wie ich ihn ſeit meinem letzten in der Wiege nicht genoſſen hatte.

Das Märchen im Blanskywalde.

Von **Moritz Hartmann.**

Im Böhmerland der Blanskywald
Iſt wie die älteſte Sage düſter —
Wenn hie und da ein Blättlein ſchallt,
Das gibt ein ſchauerlich Geflüſter.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern;
Das Blättlein das im Winde fliegt,
Scheint nur zu ſeinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der holde Vogelſang
In Büſchen tief und in den Gipfeln
Und nicht der träumeriſche Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug' des frommen Reh's
Das dich begrüßt auf dunkler Halde,
Du könnteſt dich des tröſten Wehs
Entſchlagen nicht in dieſem Walde.

Denn auch der Quell der traulich ſpricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauſcht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch
Die ihn gebeugten Haupts umſtehen
Wie Jungfrau'n, die mit naſſem Aug'
Auf einen Kranken niederſehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskywald,
Als hätten ſelbſt die Einſamkeiten
Die milde, heilſame Gewalt
Längſt eingebüßt für alle Zeiten.

So traurig und düſter und noch viel trauriger und düſterer als es das Lied ſagen kann, war es vor hundert Jahren im Blanskywalde, jener ungeheuren, waldbewachſenen Strecke die ſich viele Meilen weit hinzieht, über Berge und Thäler mitten durch das ſchöne grüne Böhmen. Damals gab es viele Stellen die von der mordenden Art noch nicht gelichtet waren. Die uralten Bäume ſtarben wie Menſchen, vom Zufall in einem mitternächtigen Wetter gebrochen, vom Blitze zerſplittert, oder vom Alter unterwühlt. Sie ſtürzten, und tauſend Blumen und wilde Kräuter wucherten aus ihren Leibern hervor, bis auch ſie von den nachfallen-

Digitized by Google

den Blättern des Herbſtes begraben wurden. Auf den Felſenkanten die ſich hier und da aus dem Dunkel des Waldes erheben, wohnten zu jener Zeit noch die Adler und rieſigen Geier, und zur Winterszeit durchheulten ihn ganze Heerden von Wölfen die ſich aus den Gebirgen hierher verirrten. Die Hirſche und Rehe die dazumal noch nicht blos in umfriedeten Wäldern wohnten, weideten auf den Wieſen die den düſtern Wald wie glückliche Inſeln in der Wildniß oft genug durchſchnitten. Die ſchweigende Einſamkeit wurde noch nicht von ſo vielen Dörfern wie heutzutage geſtört; nur einzelne Köhlerhütten, die nach vollbrachter Arbeit im Herbſte wieder abgebrochen oder dem langſamen Verfalle preisgegeben wurden, Eiſenhämmer und die Wohnungen der Jäger beherbergte der endloſe Wald. In einer dieſer Jägerwohnungen die am Eingange einer Waldſtrecke am Fuße eines Hügels lag und ſich durch das ſechszehnendige Hirſchgeweih auf ihrem Dache ſchon von fern als ſolche ankündigte, wohnte vor hundert Jahren ein alter, zerfetzter Veteran. Wie er einſt auf die heidniſchen Türken Jagd gemacht und die chriſtlichen Grenzen Öſtreichs unter dem edlen Prinzen Eugen beſchützte, ſo wollte er hier Bären und Wölfe bekriegen und das Revier ſeines Herrn und Kaiſers vor dem Heidenvolke der Raubſchützen bewahren. Aber es ging nicht lange ſo. Oft mitten in der Wildniß brach eine Wunde auf, die vor Jahren ein damascener Degen oder das geſeite Blei irgend eines Ungläubigen geſchlagen hatte, oder überfiel ihn, ſchrecklicher als Bären und Wölfe, das Zipperlein, das er ſich aus den dumpfen und kalten Nächten Hungaria's mit heimgebracht hatte. Jetzt lag er zu Hauſe, in dem hohen und großgeblümten Lehnſtuhle mit verbundenen Armen und Beinen und ſchrie und fluchte bei jeder Bewegung auf die Türken, auf die Heiden, betrachtete wehmüthig ſeine Büchſen die thatenlos an den Wänden hingen, oder ſang, wenn er guten Muthes war, mit alter zitternder Stimme ſein:

Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wieder kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad.

Der alte Förſter wäre verloren geweſen und Wild und Wilddiebe hätten im Revier ſeines Herrn und Kaiſers eine tolle Wirthſchaft geführt, wenn ihm nicht das Schickſal einen Helfer, oder beſſer eine Helferin beigegeben hätte, die ihn aller Sorgen enthob und für ihn alle Jägerpflichten erfüllte. Es war ſeine ſechzehnjährige Tochter Nani. Sie war ſchön und ſtark und ſchlank und der beſte Schütze auf dreißig Meilen in der Runde. Beim heiligen Johann von Nepomuk! ſagen noch heute die Leute im Blanskywald, es muß ein herrlicher Anblick geweſen ſein, wenn ſie mit dem erſten Morgenſtrahl aus dem Jägerhauſe trat, den braunen Spitzhut auf dem Kopfe, in den hohen Schnürſtiefelchen, im kurzen, grünverbrämten Rocke, die Jagdtaſche an der Seite und die Büchſe auf der Schulter, dem Walde zuſchritt und, erſt ſpät am Abend oder gar erſt beim Mondenſchein in ihre Wohnung zurückkehrte. Der braun und weiß gefleckte Hund ſprang luſtig an ihr auf und leckte ihr die Hände; aber die Hirſche und Rehe verkrochen ſich und wie die Leute erzählen, die Vöglein in der Luft verſtummten. Denn ſo ſchön auch die Nani war, ſo lag doch etwas auf ihrem Geſichte was Thier und Menſchen erſchreckte, denn es war etwas Ungewohntes auf einem Mädchenangeſichte. Es war als ob der düſtere, ernſte Schatten des Waldes mit all ſeinen Geheimniſſen auf ihrem Geſichte für alle Zeiten ſtehen geblieben wäre. Sie lächelte faſt eben ſo ſelten als der Strahl der Sonne durch den Blanskywald dringt. Wie ſollte es auch anders ſein! ſagten die Leute; ſechzehn Jahre alt, im Walde aufgewachſen, ſo viel Blut fließen gemacht und ſei es auch nur das Blut von Thieren! Und man weiß wie viele Zauber im Walde wohnen die das Menſchenherz elend machen, wenn ihm nicht eine Rinde darüber gewachſen, wie über den Baum!

Vielleicht war Nani wirklich elend, aber ſie wußte es nicht. Ihr war wohl, wenn ſie in die Stille des Waldes trat, und einſam nur, wenn ſie unter Menſchen kam. Ihr war wohl, wo Andern bange geweſen wäre, wenn der Wind wie ein unſichtbarer Geiſt über die Bäume ging und dieſe ihre Wipfel neigten, wenn die Tropfen aus den Blättern und Nadeln weinend niederfielen, wenn ſie der Eule in's Neſt ſchaute, auch wenn ein ſtolzer Sechzehnender oder ein unſchuldiges Reh mit gebrochenem Auge zu ihr aufſchaute und zu ihren Füßen verendete. Sie ſprach nicht viel; faſt nur mit ihrem Hunde Paris, wenn ſie zuſammen ein ſchönes Stück Wild erlegt hatten. Zu Hauſe ließ ſie ſich ſchweigend von ihrem Vater Schlachten und Kriegszüge und vom Prinzen Eugen vorerzählen und warf nur manchmal ein Wörtlein darein vom Walde oder vom Wilde, oder ſie murmelte: Warum bin ich kein Mann? — Dann lispelte ſie leiſe hinzu: Ich will es ſein, ich bin es! —

Aber ſeit einiger Zeit war Nani's Ruhe und Waldeinſamkeit auf eine ſonderbare Art geſtört. So oft ſie in den Wald trat, wurde ſie aus dem andern Reviere

Digitized by Google

herüber mit Waldhorntönen begrüßt, die ihr auf wunderbare Weise ins Herz drangen. Es waren zwar nur alte Weisen die das Horn blies, aber ſie erſchienen ihr doch neu und fremd und es war ihr als ob etwas Ungewohntes, wovon ſie noch nie gehört, daraus hervorklänge. Es klang nach der Weiſe der kleinen Lieder:

Auf der grünen Wieſe
Gehn Hirſch und Reh zur Weide,
Es hütet ſie ein Jägerlein
Im grünen Jägerkleide.

Oder: Auf der Prager Brücke
Wächſt ein Rosmarin,
Kein Menſch begießet ihn
Er wächſt doch immer fort.

Ich werde dahin gehn
Und werde ihn begießen,
Und wenn er grün wird ſprießen,
Werd' ich mein Liebchen holen.

Wie oft hatte ſie dieſe Weiſen ſelbſt geſungen, aber nie hatten ſie ihr Herz ſo wunderbar traurig ergriffen, als jetzt, da ſie aus dem fremden Reviere durch die Waldnacht zu ihr herüberklangen, ſo lockend, ſo ſehnſüchtig! Unwillkürlich ging ſie eines Tages dem Schalle nach bis ſie an den Graben kam, der ihr Revier von dem fremden trennte. Hier hielt ſie an, denn ein alter Bann lag auf der Grenze dieſer Reviere und kein Jäger durfte ſie in Waffen und ohne Erlaubniß des andern Jägers überſchreiten. Alte Streitigkeiten die viel Blut gekoſtet hatten, waren die Urſache dieſes Bannes, der von beiden Seiten wie ein böſer Zauber geſcheut wurde. Nani warf ihre Büchſe in's Moos, vergaß an's Wild und an die Wilddiebe zu denken, lehnte ſich an einen Baumſtamm und horchte hinüber nach den Hornklängen. Zu den Weiſen die da drüben klangen, ſprach ſie leiſe die Worte; es waren Liebesworte. Verwundert blickte Paris zu ſeiner Herrin auf, denn ihr Geſicht kam ihm heute ganz anders vor. — Nani wußte ſehr wohl woher die Töne kamen, hatte ſie doch den ſchönen, blondhaarigen Jägerburſchen ſchon oft jenſeits des gebannten Grabens, die Büchſe auf der Schulter, ganz nahe an ſich vorüberziehen ſehen. Er ſchmückte ſtets den Hut mit Gemsbart, oder ſchoß in die Luft, als ob es eine Freudenſalve ſein ſollte, oder ſtieß in's Horn und ließ liebliche Melodien erklingen. Oft wenn ſie über die Wieſen ging, ſah ſie ihn plötzlich auf einem Hügel des jenſeitigen Reviers ſtehen, wie er ſein Tuch flattern ließ. Nani lauſchte lange, aber wie die Hornklänge immer näher und näher kamen, faßte ſie ihre Büchſe und floh eiligen Schrittes davon. Wie ein Seufzer verklang das Lied hinter ihr.

Es war ſpät geworden und der Mond ſchien durch die Zweige. Nani ſtellte ſich hinter einen Baum und wartete auf den Auerhahn. Sie war an Waldnächte gewöhnt — doch war ihr noch nie ſo zu Muthe geweſen wie heute. Wie die und da ein Käuzchen krächzte, ein Vöglein aus dem Traume ſprach, die Blätter ſich im nächtlichen Winde bewegten, — ſie glaubte ſie alle zu verſtehen. Es kam ihr vor als wäre der Anſtand auf den Auerhahn nur eine Ausrede, um eine Nacht ganz allein im Walde zuzubringen und wachend zu träumen. Manchmal war ihr als hörte ſie die gewiſſen Waldhornklänge. Da lachte der Auerhahn — Nani ſchoß, während ſie das Waldhorn zu hören meinte und fehlte. Das war ihr ſchon lange nicht geſchehen und mürriſch trat ſie in das Jägerhaus.

Der Vater wunderte ſich ſehr als er ſie ohne Beute ſah. Doch ſchwieg er darüber und ſagte: Ich habe vom jungen Jäger aus dem Nachbarrevier einen Brief bekommen; er will dich zum Weibe! — Damit ich ihm die Jagdtaſche ſticke, während er im Walde pirſcht, nicht wahr? lachte Nani und ſetzte hinzu: Für ſich allein wollen ſie die hohe Waldluſt, ihr Weib ſoll zu Hauſe hocken und für ſie kochen und ihre Kinder füttern. Ich bin ein Schütze wie einer, und den Wald laſſe ich nicht! Nichts da von einer Heirath! —

Doch ſtand ſie noch ſelben Tages wieder lauſchend an demſelben Baume. Sie merkte es nicht daß die Waldhornklänge immer näher und näher kamen und plötzlich vor ihr verſtummten.

Darf ich hinüber? frug eine Männerſtimme. Der Jäger ſtand drüben und war zum Sprunge bereit; ſeine Büchſe hatte er in's Gras geworfen.

Nani fuhr erſchrocken auf, faßte die Büchſe und auf den Jäger zielend rief ſie mit zorniger Stimme: Zurück oder ich ſchieße!

Schieß zu, ſchöne Naninka! Keinen ſchöneren Tod wünſche ich mir! rief er — und ſchon ſprang er über den Graben und lag zu ihren Füßen, die er mit beiden Armen umſchlang. Paris mußte wohl erkannt haben, daß das kein feindlicher Überfall eines Wilddiebes war und vertheidigte ſeine Herrin nicht, ſondern ſprang freundlich wedelnd um die Beiden und leckte bald Nani, bald dem Jäger die Hände.

Nani ſtand lange regungslos und ſtarrte mit finſterem Auge auf den Jäger nieder, während er flehend zu ihr aufblickte. Endlich faßte ſie ſich, riß ſich los und floh mit wilden Schritten in den Wald hinein, während der Hund ſich noch lange nicht von dem ſchönen

Digitized by Google

Jäger trennen konnte, der der Fliehenden mit thränenden Augen nachblickte.

Nani war ſchon weit den Hügel hinabgeeilt, als ſie hinter ſich die Weiſe zu den Worten hörte:

Möchte gern nicht weinen,
Und mein Herz nicht plagen,
Aber ſagt ihr guten Leute,
Wer nicht möchte klagen!

Sie eilte immer tiefer in den Wald und ſchoß nach rechts und links, wo ſich immer ein Wild oder ein Vogel zeigte, aber immer vergebens. Ihre Hand zitterte, vor ihren Augen flimmerte es in unbeſtimmten Umriſſen und ihre weitberühmte Kunſt war von ihr gewichen. Verzweifelnd eilte ſie unaufhörlich weiter, keuchend der Hund Paris hinter ihr, und ſie merkte nicht daß es immer ſpäter und ſpäter wurde, und daß es ſchon Mitternacht war als ſie auf der Halde ankam, die man die weiße Halde nannte, wegen der vielen weißen Waldblumen, die ſie im Sommer bedeckten. Der Mond ſchien ſo ruhig herab und hüllte auch die dunkeln Tannen und Fichten, die die weiße Halde umſtanden, in ein ſchimmerndes Weiß. Hier wurde es Nani wohler zu Muthe, und matt und müde ſtreckte ſie ſich in's Gras um auszuruhen. Aber welch ſonderbarer Zauber begann jetzt den Wald ringsum zu beleben! Als wäre es roſige Morgenſtunde und nicht Mitternacht, kamen die Vögel von allen Seiten geflogen und ließen ſich auf den Zweigen ringsum ſchaukelnd nieder und begannen zu ſprechen und Nani verſtand jedes ihrer Worte.

Der Auerhahn ſprach:

Wohl uns daß Liebe deine Hand
Mit unſichtbarem Zauber band!
Nicht fürcht' ich mehr die Todeswunde
In meiner ſüßen Liebesſtunde.

Nun kann ich vor der Morgenſonne
Hinzieh'n zu meiner Liebeswonne,
Wo mir mein Weib entgegenlacht —
Heil, Liebe, dir und deiner Macht!

Die Taube ſprach:

Und wehe that, o glaube!
Das Todesblei der Taube,
Das mordend ausgeſandt
So ſüße Mädchenhand!

Sie iſt gemacht zum Koſen,
Sie pflücke rothe Roſen
Für ihres Liebſten Hut —
O Mädchen, bleibe gut! —

Die Lerche ſprach:

O bleibe gut, du Holde,
Und laß im Morgengolde
Mich zu den Wolken ſchwingen
Und Liebeslieder ſingen.

So ſüße wie mit Schmerzen
Du jetzt in deinem Herzen
Mußt ſelig mit dir tragen —
O laß von deinen Plagen! —

Der Falke rief:

Als wilder Falke ſchwing' ich
Mich zu dem Himmel auf,
Mit wilder Stimme ſing' ich
Und ruf's zu den Sternen hinauf:

Der Liebe Heil, der Liebe,
Sie hebet mein Gefieder,
Die Liebe, ach die Liebe,
Sie gibt uns das Leben wieder!

Und alle Vögel des Waldes fielen ein in die Worte des Falken und wiederholten im Chor: Die Liebe, ach die Liebe!

Nani, die bis jetzt vom Schrecken gelähmt im Graſe gelegen und dem unheimlichen Zauber zuſah und zuhörte, ſprang jetzt auf und lief wie von Geſpenſtern getrieben weit fort von der weißen Halde und immer weiter bis der Chor der Vögel: Die Liebe, ach die Liebe! hinter ihr verhallte. Erſt auf der Halde die man des hohen üppigen Graſes wegen die grüne nannte, machte ſie Halt. Aber da begann der Zauber wieder, nur in anderer Geſtalt. Aus den Büſchen und Gräſern traten Hirſch und Reh, Häſelein, Kaninchen und allerlei vierfüßiges Gethier des Waldes hervor und auf den Zweigen ſammelten ſich die Eichhörnchen. Die Hirſche und Rehe, Haſen und Kaninchen ſtellten ſich um ſie im Kreiſe. Sie ſahen traurig aus und neigten ihre Köpfe zu Boden. Auch ſie begannen zu ſprechen, jedes nach ſeiner Art.

Der Hirſch ſagte: Dich rühren die Thränen meiner Augen nicht, im üppigen Glücke meiner Freiheit tödtet du mich! Ach mein Geſchlecht iſt dazu verdammt, gehetzt, gejagt und grauſam gemordet zu werden, aber nicht von Jungfrauenhand. Sieh, andere Jungfrauen gehen durch den Wald und liebkoſen uns und ſammeln ſüße Kräuter und bringen Brot und zu nähren. Du bringſt uns den Tod! Aber anders als ſonſt blickt jetzt dein Auge. Du biſt nicht mehr grauſam, das Blei verſagt dir zu tödten, und das iſt die Liebe!

Es ſprach das Reh: Du haſt die Mutter getödtet dem Kinde und haſt das Kind heranwachſen laſſen um

Digitized by Google

es auch zu tödten! Du weißt nicht wie es iſt, Mutter zu ſein! Du hätteſt es nicht gethan. Denke nicht daran, wenn du einſt Mutter biſt, wie wir blutend flohen zur verborgenſten Quelle des Waldes um unſere Wunden zu waſchen und zu ſterben. Jetzt iſt Barmherzigkeit eingezogen in deine Bruſt, denn du liebſt!

Der Haſe und das Kaninchen ſprachen: Wir lebten auf ewiger Flucht vor dir und kein Buſch konnte uns ſchützen vor deinem tödtlichen Blei. Nun biſt du gut geworden, ein Mägdlein wie andere. Wir ſegnen die Liebe in deinem Herzen!

Das Eichhörnchen ſprach: Ich werde wieder luſtig ſpringen können von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum; ich werde mich freuen des Sonnenſcheins und den Wald ſegnen der mich geboren. Heil der Liebe in deinem Herzen, die deine harte Seele erweicht hat, daß du nicht verfolgſt die fröhlichen Thiere des Waldes. Heil der Liebe in deinem Herzen!

Und alle riefen im Chore nach: Heil der Liebe in deinem Herzen, Heil der Liebe!

Nani war wie im Traume, aber ſie wußte nicht ob es ein böſer Traum war oder ein guter. Mit Gewalt raffte ſie ſich zuſammen und eilte flüchtigen Schrittes wie von Geſpenſtern verfolgt von dannen, weiter, immer weiter, bis ſie auf die Halde kam die man die ſchwarze nannte, des dunklen Grundes wegen, der von einem Waldbrande herkommen ſollte, oder auch von der Aſche die die böſen Weiber in geweihten Nächten hier ausſtreuten, wenn ſie mit den unheimlichen Geiſtern im Walde Zuſammenkunft hielten. Aber ärger als aller Zauber war, was ſie hier erwartete. Denn plötzlich kamen die Raubſchützen aus den Gebüſchen hervor, umringten lachend die Jägerin die ſie ſonſt fürchteten, und ſangen mit höhniſchem Tone ununterbrochen fort:

Des Schützen Aug' ſei fein und ſcharf
Und ſeine Hand muß ſicher ſein,
Und ſüße, weiche Liebe darf
Ihm nicht in's Herz hinein!
Denn Liebe machet feucht die Augen
Und zitternde Hände mögen nicht taugen!

So ſangend verfolgten ſie Nani durch den Wald, indem ſie ſie umringten und ihren höhniſchen Geſang mit lautem Gelächter und ſchmetternden Waldhornklängen begleiteten. Große Thränen des Zornes traten in ihre Augen und wie von Verzweiflung gejagt ſprang ſie über Büſche und Hecken tief hinein in den dichteſten Wald bis das Gelächter weit hinter ihr verſcholl. Weinend und händeringend warf ſie ſich in's Moos und verhüllte die Augen, um, wenn etwa ein neuer Zauber beginnen ſollte, ihn nicht zu ſehen.

Da hörte ſie ein leiſes, heiſeres Kichern neben ſich. Hi, hi, hi, junges Blut, warum ſo verzweifelt? Ei, ei, ſtarke Nani, ſtolze Jägerin, wer wird es ſich vom Zauber des Waldes und von der Liebe ſo arg anthun laſſen! Still, kleine Nani! Du warſt immer gut gegen mich, dieweil mich die Andern ſtießen und als böſe Hexe ausſchreien. Du haſt mir erlaubt im Walde die Wurzeln auszuroden, Reiſig zu ſammeln und Streu für meine Ziege, und Erdbeeren zu pflücken. Komm, ich will dir helfen! Den Keim der Liebe will ich in deinem Herzen tödten daß du wieder ſcharf blickeſt wie der wilde Falke und die Büchſe hältſt wie der beſte Schütze des Waldes. Denn die Liebe macht die Augen feucht und die Arme zitternd und bebend. Komm, kleine Nani, ich will dir helfen, daß du gefeit ſeiſt für alle Zukunft! —

Die ſo zu ihr ſprach, war die alte Barka aus dem Dorfe, ein kleines uraltes Weiblein das man für eine Hexe hielt. Sie nahm Nani bei der Hand und führte ſie bergauf, bergab, in ein tiefes, felsumſchloſſenes Thal, das von dunklem Schweigen bedeckt war. Kaum daß man das Rauſchen der Tannen die auf dem Felſen ringsumher ſtanden, in ſeinem Grunde hörte. Die alte Barka ſchlug mit ihrer Krücke an den Felſen daß eine dicke Schicht wie morſches Gemäuer niederrollte. Aus dem weißen Geſteine das jetzt ſichtbar wurde, ſprangen nahe bei einander drei helle, ſilberne Quellen mit lieblichem Gemurmel hervor. Sie hüpften hinab in's Thal, wo ſie ſich in einen ſchönen klaren Bach vereinigten und mit Geplätſcher, leuchtend im Mondenlichte, weiterliefen. Nani war es als hörte ſie ſüße Kinderſtimmen aus dem Bach und aus den Quellen ihren Namen rufen.

»Jetzt ſchieße in die erſte Quelle, dann in die zweite, dann in die dritte, wenn du ewig frei und jung und ſchön bleiben willſt! Du brauchſt auch nicht erſt zu laden!« — Nani legte an, aber ihr Hund Paris ſprang heulend an ihr hinauf und zerrte an ihrem Ärmel als ob er ſie verhindern wollte an dem Ungeheuern das ſie zu begehen Willens war. Die Alte ſchlug ihn mit ihrer Krücke auf den Kopf daß er zuſammenſank und ſich ächzend zu den Füßen ſeiner Herrin krümmte. — Schieß zu! rief ſie, oder dich wird der Zauber und der Hohn der Menſchen und Thiere ewig verfolgen! Deine rothen Wangen werden fahl und blaß werden, deine Augen werden verglühen wie Sumpflicht, dein Haar wird grau und todt wie Flachs und dein ſtolzer

Digitized by Google

Leib wird zuſammenbrechen wie ein morſcher Baum. Der Schuß befreit dich von der Liebe des Jägers und von allen Qualen des Mutterſeins!

Der Schuß ging los, ein Schrei, wie der Todesſchrei eines Kindes durchdrang die Nacht und der Quell, der eben wie Silber leuchtete und ſo lieblich murmelte, quoll roth wie das Blut aus einer Wunde und klang ſo hohl und dumpf wie das Lallen eines Sterbenden. — Noch einmal ſprang der Hund Paris auf und umſprang mit Geheul ſeine Herrin. Aber Nani wie bewußtlos ſchoß noch zweimal. Jedesmal erſcholl der Sterbeſchrei und alle drei Quellen floſſen jetzt roth wie Blut aus dem Felſen. Fort war das liebliche Murmeln, tonlos dumpf floſſen die Quellen und der Bach dahin. — Jetzt iſt dein Leib gefeit! ſprach die Alte. Jeder Keim des Lebens und der Liebe iſt in dir getödtet, jetzt geh hin! —

Als Nani heim kam beim Morgengrauen, lag ihr Vater, der alte Förſter, im Sterben. Weh mir! rief er ihr entgegen, wo biſt du ſo lange geblieben in dieſer böſen Nacht? Mir war's als ob ein dreifacher Schuß durch mein Herz dränge — das haſt du mir gethan. Alle meine Wunden brachen auf!

Als Nani der Leiche ihres Vaters zur Kirche und zum Kirchhofe folgte, da ging der junge Jäger vom andern Revier neben ihr. — Weh dir, Nani! liſpelte er ihr in's Ohr, ſiehſt du nicht daß die Steine vor dir ſich aufthun wie Wunden und bluten, und daß das Gras hinter dir verdorrt? Nur ich ſehe es, weil ich dich liebe. Weh dir, Nani! — Ich gehe in den Krieg gegen die Ungläubigen und will für den heiligen Glauben kämpfen um für dich zu büßen! —

Als ſie an die Kirche kam, ſchlug die ſchwarze Thür vor ihr von ſelbſt zu, die heiligen Bilder zwiſchen den Säulen kehrten ſich um mit den Geſichtern zur Wand, und als ſie der Pfarrer mit dem geweihten Waſſer beſprengte, da fielen die Tropfen von ihr ab wie Blutstropfen.

Und als der neue Förſter kam und ſie die Wohnung verlaſſen mußte, bat ſie ihn daß er ihr erlaube im Walde zu wohnen. Und ſie zog ihre Jägerkleider aus, legte ein hartes Gewand an und ging in den Wald zu den drei blutigen Quellen und baute ſich dort eine Hütte aus Moos und altem Holze und wohnte daſelbſt. Alltäglich, des Morgens früh und des Abends ſpät, betete ſie vor den Quellen und bat ſie um Verzeihung daß ſie ſie, die Ungebornen, getödtet hatte. Denn ſie wußte ſehr wohl daß es ihre Kinder waren, die ſie einſt hatte gebären ſollen. Und in jeder heiligen Nacht und an jedem Oſtermorgen und immer wenn ein Jahr um war nach jener böſen Nacht, hörte ſie die drei Quellen weinen gleich drei Kindern. Oft auch ſah ſie über den drei Quellen drei Lichtlein ſchweben. Da pflegte ſie ſich hinzuwerfen auf's Geſtein und zu beten und zu weinen, oder ſie verzweifelte an der Gnade Gottes und gab alle Hoffnung künftiger Vergebung auf. Sie verfluchte ihres Leibes Schönheit die nicht von ihr weichen wollte und in ſo üppiger Blüthe ſtand wie vor jener Nacht im Walde, da die Thiere zu ihr ſprachen und das alte Weib ſie zum Böſen führte. Nur in ihrem Herzen fühlte ſie ſich altern und merkte wie ihre Kräfte ſchwanden trotz der äußern Blüthe ihres Leibes.

Aber die Kenntniß der Kräuter, Pflanzen und Blumen und der ihnen inwohnenden Kräfte, die ſie in ihrem Waldleben gelernt, benutzte ſie zur Bereitung heilender Balſame für Verwundete und wohlthuender Getränke für allerlei Kranke. Dieſe trug ſie dann in die Häuſer der Hülfsbedürftigen und mit den Salben und Balſamen zog ſie in den Schluchten des Gebirges umher, um zu helfen wo irgend ein Wanderer auf den gefährlichen Wegen ihrer bedurften. Der Name der wilden Jägerin wurde immer mehr vergeſſen und man nannte Nani nunmehr nur noch die gute Frau im Walde oder auch die heilige Waldfrau, und wo der Hund Paris ſich zeigte, da wußte man auch daß Hülfe für die Kranken und Verwundeten nicht mehr fern ſei.

So waren ſieben volle Jahre verſtrichen und die Nacht kam, die ſiebente ſeit jener unheilvollen. Die Quellen weinten trauriger als ſonſt und jammervoller — aber noch trauriger und jammervoller lag Nani vor ihnen und betete und ſchlug die Bruſt. Siehe, da kam ein Mann in Soldatentracht matt und müde den Berg herabgekrochen. Er blutete aus vielen Wunden und ſank kraftlos vor Nani's Füßen nieder. Heilige Frau! ſprach er mit geſchloſſenen Augen, ſie rühmen deine geweihte Kunſt. Sieh, ob du meine Wunden, die ich im heiligen Kampfe erhielt und die ob altem Leide in dieſem Walde aufbrachen, wieder ſchließen kannſt! — Nani blickte ihm in's Antlitz und erkannte beim Lichte des Mondes das gramgebleichte Geſicht des Mannes, der ſie einſt geliebt hatte. Sie trug ihn mit Schmerzen hin zu den Quellen, um ſeine Wunden zu waſchen, aber wie ſie die Hand in die Wellen ſtreckte um das barmherzige Werk zu vollbringen, ſieh, da wurden dieſe kryſtallklar wie ſonſt, das dumpfe, traurige Klagen

Digitized by Google

hörte auf und die Quellen rieſelten mit lieblichem Gemurmel dahin. Nani erkannte daß ihre Erlöſung gekommen war. Mit ausgeſtreckten Armen ſank ſie an den Geliebten hin, der verklärt lächelte, ſich erhob und mit ihr in Einem Kuſſe verſchied. — An den Quellen ſieht man heute zwei Gräber.

Briefe aus Preußen.

3.

[Der Volkswohlſtand, Beſteuerung, Verhältniß zwiſchen Arm und Reich.]

Eine Änderung des Wahlgeſetzes, eine Ausdehnung der Befähigung zum Landſtande, hab' ich für das weſentlich dringendſte in unſeren Verhältniſſen gehalten. Ohne eine ſolche treten nun die Provinzialſtände zu allgemeinen, zu Reichsſtänden zuſammen. Hoffen wir daß der Staat mit dieſem Collegium, mit dieſer Zuſammenſtellung von Volksvertretern, ſich nicht die Hände zum Fortſchritt bindet. Nicht auf die Form, auf die Art wie der Sinn eines Zeitalters ſie auffaßt, kommt es in Dingen der Wohlfahrt für Nationen an. Die Majeſtät hat nicht die volle Form für Nationalvertretung gewährt, aber Ihr hoher humaner Sinn geſtattet daß die allgemeinen Landſtände zu der Vollkraft dieſes Bewußtſeins heranwachſen. — Betrachten wir nach wie vor was von ſtaatlichen Dingen in unſeren Geſichtskreis fällt.

»Der Volkswohlſtand im preußiſchen Staate« iſt der Titel eines Buches vom Director des ſtatiſtiſchen Büreaus in Berlin, Profeſſor Dieterici, eines Buches das uns mit Zahlen von unſerem blühenden Zuſtand überzeugen möchte. Zahlen aber trügen; der tabellariſche Calcül iſt mit ſeinem Facit ſo wenig richtig wie etwa in Rußland die Angabe der Heeresmaſſen und Regimenter die auf dem Papier ſtehen. Die preußiſche Monarchie zählt jetzt 5080 Geviertmeilen mit 15 und einer halben Million Einwohnern, während ſie vor dem Tilſiter Frieden 5610 Meilen mit 10 Millionen Seelen umfaßte. Damals erwarb die Nation an Verzehrungsobjecten, Fabrikartikeln und Einkauf vom Auslande jährlich eine Summe von der etwa 14 Thlr. auf den Kopf kam. Bei dem Stande der jetzigen Thätigkeit im Erwerbe kommen jährlich 24 Thlr. durchſchnittlich auf den Kopf. Der Mehrbetrag an Gütergenuß ſtände alſo ſeit damals im Verhältniß von 5 zu 3. »Jedenfalls,« ſagt Hr. Dieterici, »ein außerordentliches Reſultat!« »Man vergegenwärtige ſich nur« ſagt er, was es heißt wenn der gemeine Mann in Leben und Wohlſtand von 3 zu 5 ſteigt, wenn eine Familie ihren Hausetat von 300 auf 500 ſteigern kann und dieſes Verhältniß durch die ganze Nation geht!« — Dieſe Art, den Wohlſtand der Nation zu berechnen, beruht auf ſehr naiven Trugſchlüſſen. Davon abgeſehen daß es zweckwidrig iſt, uns vorzuführen wieviel vom allgemeinen Erwerb durchſchnittlich auf den Kopf komme, ſo fragt ſich vorerſt ob das Steigen der Erwerbsſummen in Verhältniß ſteht mit dem Steigen der Arbeit und Anſtrengung. Sodann fragt ſich: wer der Erwerbende, wer der Genießende iſt. Wie, wenn ſich ſeitdem die ganze Thätigkeit des Menſchengeſchlechts auf einen Fuß geſtellt hätte auf welchem der Arbeiter darbt und nur der Capitaliſt genießt? Wie, wenn der allgemeine Zuſtand ſo beſchaffen wäre daß nur das Geld Geld macht, die Arbeit aber, ſei's der Hände, ſei's des Kopfes, daneben verzweifelt? Dieſe Frage, ich weiß es, ſtellt der Communismus. Es fällt mir nicht ein ſein Utopien von einer Gütertheilung, Gemeinſchaft des Beſitzes und Aufhebung alles Thätigkeitstriebes im Menſchen, in Erwägung zu ziehen. Wer auf keinen Herbſt für ſich rechnen kann, ſäet auch nicht mehr im Frühling. Der Communismus ſchneidet der Menſchheit die beſten Nerven zur Thätigkeit durch, lähmt ihr alle Spannkraft zum Thun und Arbeiten, wenn er die natürliche Erwerbsluſt des Menſchen im Zuſammenhange mit ſeinem Familienſinn aufheben will. Den communiſtiſchen Volkswirthſchaftern fehlt alle Menſchenkenntniß. Allein wer da forſcht und ſucht, deſſen Forſchen und Prüfen um die Erkenntniß zu finden, müſſen wir achten und uns zu eigen machen, ſchon um uns nicht im Wahne eines ewigen ſüßen Friedens von der Wachſamkeit eines neuen Geſchlechts überflügeln zu laſſen. Jedenfalls iſt unſere ſtatiſtiſche Buchführung dem ſpeculativ philoſophiſchen Communismus gegenüber unzureichend. Was Hr. Dieterici uns vorführt, beweiſt mitnichten den ſteigenden Wohlſtand; er müßte uns denn zugleich nachweiſen daß die Vertheilung zwiſchen Arbeit und Genuß richtig ſei, zwiſchen beiden bei erhöhter Triebkraft der Nation das Mißverhältniß ſich

Digitized by Google

nicht greller und ſchärfer herausbilde. Hier hat die Statiſtik ihre Aufgaben. Sie unterſuche ob unſere Volks- und Staatswirthſchaft auf richtigen Füßen ſteht, ſie ſuche die Frage zu beantworten ob der Arbeiter dem Capitaliſten vom Erwerbe nicht zu viel abträgt, ob jener nicht im Gegentheile wie in England immer mehr verarmt, während dieſer immer mehr in Blüthe kommt, ſo daß der Mittelſtand vergeblich dazwiſchen ſteht, auch beim raſcheſten Umſatz aller Mittel und Kräfte der Abſtand immer mehr ſich verfeſtet und Armuth und Reichthum ſich endlich als zwei unüberwindliche Geſpenſter gräßlich in die Augen ſtarren, ſich unerbittlich bis zur Verzweiflung die Stirn bieten. Ich ſage, die Statiſtik ſollte uns das erörtern. Sie thut es aber nicht, ſie reitet uns in Parade ihr Jahlenexempel vor und ſtaunt über die ſteigende Wohlfahrt der Nation. Kann ſie uns jenen großen, ſchweren Mißſtand zwiſchen den arbeitenden Kräften und den Geldkräften nicht erläutern, kann ſie blos mit Zahlen rechnen, blos in Zahlen denken und fühlen, ſo gibt es doch immer noch andere Fragen für ſie zu beantworten. Eine Hauptfrage iſt, ob das was der Staat von der Nation erhebt im richtigen Verhältniß zu dem ſtehe was die Nation erwirbt und erübrigt. Die Frage: ſind die Steuern in Preußen mitten im Schooße des langen Friedens nicht zu hoch? dieſe Frage berührt Sein und Nichtſein, gehört weſentlich zu einer Unterſuchung über den Volkswohlſtand. Bleiben auch wir bei Jahlen, auf dem Boden des Hr. Dieterici. Durch den Tilſiter Frieden war der Staat auf 2780 Meilen im Geviert und auf fünfthalb Millionen Seelen zurückgeführt. Dieſe fünfthalb Millionen Menſchen mußten an Kriegslaſten und Verpflegung von 100,000 Mann feindlicher Truppen jährlich 30 bis 40 Millionen Thlr. mehr als früher aufbringen. Die Felder lagen unbeſtellt, der Viehſtand auf dem Lande war hier und da ganz vernichtet, die Capitalien waren aufgezehrt oder auswärts verloren, der Handel durch das Continentalſyſtem gelähmt, faſt alle Erwerbsquellen der Nation erſchöpft. Wir bewundern die Maßnahmen der erfinderiſchen Verwaltung die es möglich machten bei ſolchem äußern Verfall der Nation deren innere Thätigkeit zu beleben, zu erhöhen. Es iſt Thatſache, das Volk leiſtete Ungeheures. Die Regierung forderte übermäßig und die Nation leiſtete bis 1816 freiwillig noch mehr. Nur bei ſo vereinter Anſtrengung von Regierung und Volk war der Staat wiederherzuſtellen. Er wurde glänzend wiederhergeſtellt, allein Preußen blieb in allen ſeinen Verhältniſſen auf dem Kriegsfuße. Soviel auch von 1807 bis 1812 die Geſetzgebung thätig geweſen war, das Abgabenweſen des Staates blieb bis 1817 ungeordnet und ſteht noch in vielen Dingen auf dem Punkte unerhörter Leiſtungen wie ſie nur bei einem unaufhörlichen Kriegsſtande erklärlich werden. Man mißverſtehe mich nicht, man ſuche in meinen Worten keinen Hochverrath. Unſer Hof, unſere königliche Familie bezieht verhältnißmäßig weniger vom Lande als es irgend ſonſt wo nach einer Civilliſte üblich. Das preußiſche Hausgeſetz ſchreibt ſich noch vom ſparſamen erſten Friedrich Wilhelm her, für ſich und das geſammte Haus bezieht die Majeſtät vom Lande die geringe Summe von 1,200,000 Thlrn. Die Beſtimmungen vom Vater Friedrichs des Großen ſind noch immer von jedem folgenden Herrſcher feſtgehalten, nur der zweite Friedrich Wilhelm, der Vater des vorigen hochſeligen Königs, brauchte mehr. Preußen hat fozuſagen das wohlfeilſte Königthum. Aber es hat den theuerſten Adminiſtrationsluxus, die Verwaltung iſt in ihren Koſten rieſenhaft angewachſen. Schon vor 25 Jahren machte General von Witzleben, der vertraute Freund und Rathgeber des letztverſtorbenen Königs, Pläne zur Vereinfachung der Verwaltung. Die Ausgaben des Staates ſind noch immer auf einem überhohen Fuße, die Finanzen ſind noch immer getrennt in den Händen von ſechs Miniſtern. Graf Alvensleben machte Einwendungen gegen den Adminiſtrationsluxus und trat ab. Flottwell wollte die Finanzen vereinigt verwalten um ſie zu vereinfachen, und legte das Portefeuille nieder. Werden die Ausgaben des Staats gemindert, dann kann auch die Laſt der Abgaben erleichtert werden. Hier liegt die Bedingung für den Volkswohlſtand, hier hat die Staatswirthſchaft uns zu belehren, ob und wie dies möglich. Die Anſtrengungen der Nation um den Staat mit ſeinen Bedürfniſſen zu befriedigen, ſind übergroß; der Wohlſtand kann nicht ſo geprieſen werden als Hr. Dieterici mit ſeiner Berechnung, wieviel jeder Kopf durchſchnittlich erwerbe, uns dies glaublich machen will. In Berlin regiert man nach den Acten; in den Provinzen aber gewinnt man die Einſicht in die Thatſachen. In Berlin hat man die Zahlen auf dem Papier; in den Provinzen aber weiß man um den Stand der Dinge. Zahlen denn gegen Zahlen! Ich ſchreibe dies zufällig aus einem Winkel der Monarchie, aus einem Städtchen an der Ruhr das ehedem zur gefürſteten Abtei Werden gehörte. Unter dem Krummſtabe zahlte hier der Bürger jährlich 6 Stüber (5 Pfennige) und räſonnirte doch noch daß er dem »Pfaffen« ſoviel abgeben mußte. Jetzt zahlt hier der

Digitized by Google

bemittelte Bürger 25 Thlr. Communalſteuern, etwa 40 Thlr. an directen Grund-, Claſſen- und Gewerbeſteuern. Der Staat hat die reichen Güter der Abtei eingezogen und die Franciscaner, mit 400 Thlrn. jährlich die Perſon, auf Penſion geſetzt. Der Staat iſt damit ſeiner hiſtoriſchen Verpflichtung nachgekommen und da Stadt und Land der Ehre theilhaftig geworden zur großen Monarchie zu gehören, ſo iſt hier wie überall derſelbe Steuerfuß gültig. Stadt und Land haben das Schickſal der Monarchie getheilt, haben die ungeheuern Anſtrengungen in Kriegszeiten mit Eifer gemacht, haben an den Segnungen des Preußenthums, an der moraliſchen, geiſtigen und phyſiſchen Belebung aller Kräfte ihren Theil, aber man frage in all den vielen neu erworbenen Landesgebieten der Monarchie nach, ob mitten im Frieden dieſer Stand der Steuerverhältniſſe den Grad unſeres Wohlbefindens nachzuweiſen vermag. Wir fragen mit Thatſachen und in Berlin antworten uns die Financiers mit Rechentabellen. Montesquieu ſagte: die Finanzmänner erhalten den Staat wie der Strick den Erhängten hält. Das iſt ein Witz der die Sache entſtellt. Aber wenn man in England den ſechſten, in Frankreich den achten, in Deutſchland dagegen erſt den zwanzigſten Mann für beſitzlos hält, ſo ſind das für Preußen ebenfalls entſtellend übertreibende Angaben. Bei unſerem Steuerſyſtem kann auch der bemittelte Bürger mit altem Aufwand von Thätigkeit leicht herunterkommen. Das Verhältniß zwiſchen Arbeiten und Erwerben iſt auch hier nicht ganz das richtige. Der Staat Preußen lebt auf einem zu großen Fuße. Damit erhalten ſich allerdings die Anſtrengungen des Bürgers in gleicher Höhe, aber vom Steigen des Wohlſtandes kann nur die Rede ſein wenn Erwerb und Genuß der Arbeit entſprechend ſind. »Die Armuth,« ſagt Hume, »iſt für Nationen nicht der Weg zur Tugend.« Aber der Reichthum auch nicht, ſondern das richtige Verhältniß zwiſchen Armuth und Reichthum. Dies Verhältniß bei dem Steigen der Bevölkerung nicht maßlos werden zu laſſen iſt die Aufgabe des Staates; das Loos der untern Claſſen zu erleichtern iſt der Weg dazu. Mit dem Steigen der Bevölkerung Berlins, mit dem Anwachſen des Reichthums in der Hauptſtadt iſt deren Wohlfahrt noch nicht bewieſen. Steigert ſich der Reichthum der Beſitzenden gegen die Armuth der Arbeitenden, ſo greift das Verbrechen um ſich. Und dies Ergebniß lieferte uns das Buch über die Diebe in Berlin, das wir dem Criminalgerichtsbeamten Zimmermann verdanken. Von den 400,000 Einwohnern der Reſidenz ſind zehn Procent Verbrecher; vor zehn Jahren nur 3⅓; alſo hat das Verbrechen um 6⅔ Procent zugenommen. Hr. Zimmermann zählt 34,000 Perſonen die mehr oder weniger gravirt ſind und in Betreff der öffentlichen Sicherheit Beſorgniſſe einflößen. Unter ihnen ſind 10,000 proſtituirte Perſonen, 10,000 Bettler, obdachloſe Herumtreiber, die heimlich Agirenden nicht gerechnet von denen die Polizei keine Kenntniß hat. Die organiſirte Geſellſchaft der Diebe in Berlin hat ihre Geſetze, Ehrengerichte, Aſſociationen, ihre ſyſtematiſche Taktik und Strategie. Sie haben ihre humoriſtiſche Sprache mit Lexikon. Sie ſind in Bezug der Aufnahme von Mitgliedern äußerſt excluſiv. Man ſollte lieber wünſchen, ſie wären inclusiv. Die Diebe in Berlin ſtehlen im Durchſchnitt ſoviel als die ſtädtiſche Armuth jährlich an Aufwand nöthig macht, 150,000 Thlr. an Werth. Ein gleiches Verhältniß kann in den Provinzen nicht ſtattfinden, aber Armuth und Reichthum gerathen überall in einen falſchen Gegenſatz zu einander, weil die Steuern den Armen drücken, den Reichen begünſtigen. Der Volkswohlſtand beſteht in dem richtigen Verhältniß beider zu einander. — Hoffen wir daß der vereinigte Landtag kein Collegium bilde das, wie ein Wort von Dahlmann andeutet, geneigt iſt den Mißſtand zu erhärten, den Beſitz zu verfeſtigen, ſtatt ihn flüſſig zu machen!

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Paris, d. 5. März.

[Thiers in ſeiner jetzigen Stellung als Journaliſt und Geſchichtſchreiber.]

Monſieur Thiers wird immer mehr möglich. Ihm ſelbſt, dem Journaliſten und Kammerredner voll Napoleoniſchen Selbſtvertrauens, iſt das längſt zur logiſchen Gewißheit geworden, ſeiner Partei iſt es eine Nothwendigkeit, Vielen iſt es wahrſcheinlich daß Thiers immer möglicher wird. Dieſer Premier vom 1. März 1840 der das Rheingelüſt zu den Principien ſeiner Geſinnung gemacht hat, weil er damit Frankreich in ſeine Hand zu bekommen glaubt, dieſer gegneriſche Mann Deutſchlands macht ſich mit Deutſchland ſoviel zu ſchaffen daß es von Belang erſcheinen darf Ihnen ſeine jetzige Stellung zu bezeichnen. Noch vor vier Wochen, in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 4. Februar, ſprach Thiers beiläufig das Wort, er rede nicht um ſich zum Nachfolger im Kabi-

Digitized by Google

nett zu machen. Zu machen? Bei Leibe nicht! Aber alle Netze ſo zu ſtellen, alle Fäden ſo zu ſchlingen, die Verlegenheiten des jetzigen Miniſteriums ſo zu benutzen daß er es werde und auch den Anſchein gewinne ſich nicht dazu aufgedrängt zu haben, es nur geworden zu ſein: das iſt der Triumph ſeiner ſtaatsmänniſchen, hiſtoriographiſchen und journaliſtiſchen Intriguen. Aus dieſen dreifachen tricoloren Fäden iſt das Netz um Frankreich gewoben. Betrachten wir wie geſchickt dieſe Faden ineinandergeſchlungen ſind. Vorarbeiten zum Ziel waren vor Eröffnung der Kammern die Aufſätze in ſeinem Organ, dem Conſtitutionnel. Thiers, ein kluger, kalter Kopf deſſen Egoismus ſelbſt die beſten Intereſſen des Vaterlandes auf dem Altar ſeiner eignen Gottheit zu opfern im Stande iſt, kennt ſehr gut den Ungeſtüm der Parteien, die Leidenſchaft der Intereſſen; er weiß daß im Gewirr der Kämpfe in Frankreich jeder Zeit auf die Dauer derjenige ſiegt der den nationalen Ehrgeiz befriedigt. Der Kampf zwiſchen den Freihändlern und den Beſchützern der nationalen Arbeit war für Thiers eben ſo gut ausgebeutet als der Streit zwiſchen der Geiſtlichkeit und der Univerſität. Thiers war plötzlich der Patron des Vereins zum Schutze der nationalen Arbeit, und der Conſtitutionnel rief für dieſe Fahne, für Thiers, die Maſſen auf. Die Maſſen für ſich zu haben um ſie wider ihren Willen knechten zu können, iſt die Methode alles Bonapartismus, mithin auch die Maxime des kleinen Napoleon der franzöſiſchen Publiciſtik. Thiers begriff plötzlich nicht wie der Miniſter des Innern den Arbeitern die Erlaubniß verſagen konnte, eine beſondere Geſellſchaft zum Schutze ihrer Intereſſen zu ſtiften, derſelbe Thiers der der Urheber der Geſetze gegen die Aſſociationen, der Urheber der Septembergeſetze war. Es geſchah dies alles nur um eine parlamentariſche Coalition populär zu machen. Das eben iſt das Beklagenswerthe in Frankreich daß hier alles Object den ſubjectiven Gelüſten des Einzelnen geopfert wird, daß es ſich hier nie um die Ideen und Zuſtände, ſondern um die Träger jener, um die Vertreter dieſer handelt. Iſt die Perſönlichkeit eine große, ſo macht ſie aus einer Republik eine Despotie wie Napoleon. Iſt ſie eine kleine, ſo macht ſie aus Frankreich ein Gewebe von Intriguen und drückt alles beſſere Gefühl ſo lange zurück bis es empört aufſteht und dann vielleicht — man weiß nicht — den Intriganten erdrückt oder auf den Schild hebt. Intrigue iſt ſo ſehr die Seele des franzöſiſchen Drama's, während die Dichter anderer Nationen Charaktere in den Vordrund dichteriſcher Gebilde ſchieben, daß es damit nur harmonirt, die Intrigue als den Nerv der franzöſiſchen Entwickelung zu ſehen. „Hier wo Alles erkrochen wird, ſagte weiland Börne, wo Bettlerpfennig bis zur Krone!“ Die individuelle Freiheit iſt im Franzoſen ſo ſtark ausgebildet daß er mit der größten Naivität zugibt wie die Perſon ſich alles erlaubt, alles zum Gelingen ausbeutet, alles nur zum Spiel der gereizten Kräfte Einzelner macht. Deutſchland iſt überall das Gegenſtück zu Frankreich. Das deutſche Individuum opfert ſeine Sache, ſeinen Charakter den Zuſtänden, iſt leicht ein Knecht der Objecte und der freie Wille geht darauf. Es muß ſchon arg kommen, wenn in Deutſchland ein Miniſterium wie jetzt in München abdankt, weil ſeine individuellen Überzeugungen Schiffbruch leiden. Deutſche Miniſter ſind furchtbar zäh und ſchlagen die entgegengeſetzteſte Richtung ein um — zum Beſten der Sache, wie ſie ſagen — ſich ſelbſt zu erhalten. Ländlich ſittlich! Bleiben wir bei Monſieur Thiers. Seine parlamentariſchen und ſeine ſchriftſtelleriſchen Reden geben uns Deutſchen viel zu denken. Er will, wie er ſagt, nicht Miniſter werden. Frankreich will auch keine Propaganda mehr machen, wie er am 4. Februar behauptete. Allein, ſagte er, Frankreichs Miſſion iſt es nun einmal die Unabhängigkeit der Völker zu ſchirmen. Frankreich hat Propaganda gemacht, hat erobert, ſagt Thiers, und Europa gab ihm damals ein Recht dazu. Heute denkt es nicht mehr daran, ſagt Thiers, der Mann mit dem Rheingelüſt. Ein Gott könnte ihm für Frankreich die Univerſalmenarchie anbieten, und er nähme ſie nicht! Der Bonapartismus von heute will ſich alſo erſt Frankreichs verſichern, und die Bollwerke von Paris gelten nicht den Preußen und Koſaken, Deutſchen und Baſchkiren, ſondern den Proletariern und Revolutionären, denſelben Proletariern deren Arbeit Thiers ſchützt, denſelben Söhnen der Revolution deren Bruder er ſich nennt. Frankreich iſt vereinzelt, ſagte Thiers, es muß ſich nach einem Verbündeten umſehen gegen Europa. Wo iſt dieſer Verbündete? Nur da wo gleiche Gefühle gelten. Und es gibt eine Nation, die wie wir fühlt, ſagte Thiers, es ſind die Engländer die das Miniſterium Guizot der Nation von Frankreich entfernbet hat. Auch mit Hülfe engliſcher Sympathien gegen Europa will alſo Thiers Premier werden. Dies der langen Rede kurzer Sinn.

Laſſen Sie uns in Thiers' Schriftwerken nachſehen wie er dieſen Gedanken langſam begründet hat. Im fünften Bande ſeiner Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreiches war er noch ſehr kriegeriſch geſinnt; ſeine kriegeriſche Begeiſterung ſteigerte ſich bis dahin unausgeſetzt. Er ſchilderte damals die Unternehmung Napoleons gegen England mit einem Feuer als wollte er ſeine Leſer im Augenblicke gegen den alten Nebenbuhler rüſten. In dieſen Äußerungen des Patrioticismus ſteckte ein gewiſſer bornirter Schwindel. So verſicherte er im fünften Bande (p. 176. 177) Englands Widerſtand wäre ein unmöglicher geweſen, hätte Napoleon ſeine Plane zur Landung in England ausgeführt. „Die Grenadiere (eine Schaar von 8000 Mann welche Junot organiſirte) wollte Napoleon zuerſt auf die engliſchen Geſtade werfen. Wenn er ſie anfab, verdoppelte ſich ſeine Zuverſicht und er zweifelte nicht mehr das Scepter über alle Länder und Meere in London zu erobern.“ Dieſen Eifer des Helden theilt ſein Geſchichtſchreiber in einem Grade der bis in's Kindiſche ſteigt. „Was hätten die Engländer gemacht!“, ruft er aus, „wenn ſie auch ein zweimal ſo zahlreiches Heer gehabt hätten, gegen dieſe 150,000 Franzoſen, dieſe vollendeten Krieger die Napoleon jenſeit des Canals aufſtellen konnte!“ Hätte können, wenn er gekonnt hätte! möchte man ſagen. Die Übergänge die Thiers ſeinen Helden von der Republik zur Monarchie machen läßt, ſind eben ſo bezeichnend für den Bonapartismus von heute der ſeine Streitkräfte zum Journalkampf und zu Kammerdebatten um ſich verſammelt. Die Verſchwörungsgeſchichte von George Cadoual, ſagt Thiers, verſetzte Napoleon in eine Art von Wuth, aber — ſie gab ihm den Gedanken, erblicher Kaiſer zu werden. Den erſten Conſul drängte es förmlich zur Krönung. Der Krönungsact iſt im fünften Bande des Buches ein theatraliſches Effectſtück franzöſiſcher Künſte. Es war die Frage, ob der Papſt dem Candidaten der Krone geſtatten würde, in der Kirche ſchon im fertigen Koſtüm des Kaiſers aufzutreten, den Mantel um die Schultern, den Lorbeer um

Digitized by Google

die Stirn. Napoleon ſagte, das werde ſich ſchon finden! Der Moment mußte ihm ſtets alles bringen; es war ſeine Art ſich nicht vorher beſtimmt zu erklären. Die Krone wurde ihm alſo auf dem Kiſſen vorgetragen. Pius ſalbte den Degen, ſalbte die Stirn des Helden. Napoleons Blicke folgten aufmerkſam jeder Handbewegung des Papſtes. Wie dieſer nach der Krone greifen wollte, nahm er ſie ihm raſch fort, „mit Entſchiedenheit, ſagt Thiers, wenn auch nicht mit Heftigkeit", und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf. Der Papſt, lebte in ihm ein gleich ſtarkes Selbſtgefühl der kirchlichen Oberbehrlichkeit, hätte die Krönung unterbrechen müſſen, wie er ſie nicht begonnen haben würde, falls die franzöſiſchen Unterhändler ihn nicht getäuſcht. Aber er vollzog die weitere Ceremonie und mit dieſem kecken Handſtreich Napoleons war er nichts als ein bloßer Kaplan des weltlichen Herrſchers. Zu ſolchem Handſtreich gehört Gegenwart des Geiſtes, und ſie iſt es die den Franzoſen in den Welthändeln bisher das Übergewicht gab; nicht weil ſie die Träger einer großen, heiligen Sache geweſen, ſondern weil ſie keck den Augenblick zu faſſen wußten, ſind ſie Welteroberer geweſen.

Thiers' Geſchichtswerke ſind ſachlich angeführte Parlamentsreden, hiſtoriſch entwickelte Journalaufſätze. Der fünfte Band diente ſeiner damaligen Stellung; der jetzt erſchienene ſoll ihm ſeine Stellung von heute gründen. Ulm, Trafalgar, Auſterlitz, der Rheinbund ſind die Hauptmomente im ſechſten Bande. Zunächſt wird uns die große Armee vom J. 1805 zur Schau geſtellt. Der Geſchichtſchreiber des Kaiſers erinnert jedoch den Geſchichtſchreiber der Revolution an einen gewiſſen Unterſchied zwiſchen der Armee von damals und von früher. Die Soldaten von 1792 kämpften aus Vaterlandsliebe, denn Frankreich war von Europa bedroht. Die Soldaten von 1805 kämpften aus Ehrgeiz. Wo jene ſtürmiſch und heiß, in der Begeiſterung für eine große Sache feurig, durch die überwältigende Macht der Überzeugungen ſiegreich; waren dieſe kalt, prachtvoll, ſtolz, wegwerfend, beleidigend. Daß darin der Keim des Schickſals für die Heere ſelbſt lag, geſteht ſich Thiers nicht ein; er müßte ſonſt die ganze Idee des Napoleoniſchen Kaiſerreichs verwerflich finden. Die Schlacht von Trafalgar gab ihm die Nothigung einen Sieg Englands zu feiern. Er genügt zunächſt auch hier als Franzoſe den Franzoſen. Der Heroismus der franzöſiſchen Truppen wird glänzend gefeiert, jedes nationale Schiff erhält in meiſterhafter Darſtellung gleichſam ſein Epos. Der Diplomat zeigt ſich aber ſofort darin daß er durchblicken läßt, nur von Engländern, und nur zur See könne Frankreich beſiegt werden. Die entente cordiale wird auf dieſe Weiſe mit England möglich, der Premier Thiers wird wahrſcheinlich. Eine Lobrede auf William Pitt, die erſte und einzige die ein Franzoſe auf dieſen Mann Englands hielt, iſt ergreifend; ſie kann ihr Ziel nicht verfehlen. Nur mit England kann Frankreich gemeine Sache machen, nur England iſt eines Bündniſſes würdig, es gibt keine civiliſirte Nation außer dieſen beiden. So wird der Knalleffect motivirt und Frankreich jubelt. Der europäiſchen Welt gegenüber vereinigt, kann es Hand in Hand mit England in Ehren beſtehen! Rauſchender Beifall von allen Seiten. Selbſt die Quitzotiſten neigen ſtumm und verſchämt ihr Haupt; das Gefühl, ihre Sache nicht beſſer gefährt zu haben, drückt ſie nieder; Thiers triumphirt. Das übrige Ausland kann man nun über die Klinge ſpringen laſſen, und dies ſtachelt auch den geheimſten franzöſiſchen Ehrgeiz der ſich gegen England noch in ſeiner Höhle ſtill hielt und nicht Beute genug für ſich in dieſer Verbrüderung ſah. Deutſchland wird nicht geradezu ſchmähe behandelt; es wäre unklug ſich unnütz Feinde zu machen; es wird vielmehr von Thiers mancher gelegentlichen Gunſt gewürdigt. „Zwiſchen Preußen und Frankreich, hatte er ſchon Band V. p. 9 geſagt, gibt es einen furchtbaren Beweggrund zur Eiferſucht, dieſer liegt in den Rheinprovinzen." Gegen Öſtreich das er bekanntlich zu den nordiſchen Mächten rechnet, nimmt er in Bezug auf Italien den Mund ſo voll wie je ein franzöſiſches Bülletin. Nach ſeiner Politik war es ein großer Fehler daß Frankreich die alten nebenbuhleriſchen Verhältniſſe zwiſchen Preußen und Öſtreich in Deutſchland änderte; dieſe alten Zuſtände dienten dazu, ſagt er, den Haber unter den deutſchen Stämmen zu verewigen; man durfte die Kaiſerwürde nicht abſchaffen in Deutſchland, denn ſie war der Gegenſtand des Neides für Preußen! Dieſes etwas zu heben, aber nicht viel, jenes einigermaßen zu ſchwächen, wäre die richtige Politik für uns geweſen, ſagt Thiers; aber wir dachten größer, wir wollten Deutſchland verbeſſern und handelten gegen unſer Intereſſe, indem wir Preußen dergeſtalt drückten daß uns dort der Heerd der Empörung gegen uns erwuchs. Bravo! rufen wir Deutſchen, ſeien wir Öſtreicher, ſeien wir Preußen, bravo, Thiers! wir ahnten, jetzt wiſſen wir wohin Euch Euer Inſtinct hätte führen ſollen, falls Ihr ihm nicht ungetreu geworden! Statt deſſen, ſähet der Geſchichtſchreiber Frankreichs in ſeinem nationalen Bekenntniß fort, ſtatt deſſen haben wir Deutſchlands Zuſtände weſentlich verbeſſert, und zum Danke dafür hat es eine tiefe Erbitterung gegen uns gehegt und den Zeitpunkt benutzt, unſere Heere die auf dem Rückzuge begriffen waren, durch Maſſen zu erdrücken und rückſichtslos anzufallen. Mit dieſer niederträchtigen Anſicht faßt er die endliche Erhebung des lange gekränkten Nationalgefühls der deutſchen Völker auf. —

Band 7 wird uns die Befreiungskriege gegen Frankreich ſchildern. In welchem Sinne, läßt ſich hiernach ermeſſen. Doch wird ſich das auch wieder nach der dermaligen Stellung des Autors zu ſeinen Parteien modificiren. Preußen beginnt mit der Einberufung ſeiner Stände den Franzoſen zu imponiren. Das leidet ſo wenig einen Zweifel daß ich Sie nicht auf die Journalanſpielungen Frankreichs erſt zu verweiſen brauche. Kann man Preußen mit Öſtreich entzweien, ſo kommt es den Franzoſen auch nicht darauf an, Preußen einiges hinzuwerfen was es ſödern könnte, einige Brocken Lob, einige Verſuche, mit ihm anzubinden. Freilich würde damit die Erwerbung der Rheinprovinzen abermals in weitere Ferne gerückt; allein in der Schweiz und Italien ließe ſich dann um ſo beſſer gegen Öſtreich agiren. Divide et impera! iſt nun einmal der Wahlſpruch des Bonapartismus und der Bonapartismus iſt der entſchiedenſte Ausdruck der franzöſiſchen Nationalität. —

Geſtehe ſich Deutſchland ſeine Schwächen ein! Nicht ohne deren Überwachern war es möglich daß Frankreich es ſolange knechtete. Nicht die deutſchen Lumpe, unſere edelſten Männer tragen das Gepräge unſerer Nationalſchwächen oft ganz harmlos auf der Stirn. Müſſen wir nicht in Bd. 6 zu unſerer Beſchämung den Brief des Reichskanzlers Dalberg leſen, den er, den Cardinal Feſch ſich zum Coadjutor erbittend, an Napoleon ſchrieb, dieſem die Miſſion zuertheilend, den Deutſchen zu werden was ihnen ehedem Karl der Große war! Welche Berechtigung uns gering zu achten lag für Napoleon in ſolcher

Digitized by Google

ſcheinbar idealen und im Grunde doch hundedemüthigen Auffaſſung der geſchichtlichen Ereigniſſe! — Warten wir nun ab wie Hr. Thiers unſere Befreiungskriege ſchildert und wie unſ terdeſſen die Welt — und mit ihm dieſer Geſchichtſchreiber — ſich drecht!

S.

Aus Berlin, d. 12. März.

[Die Theatertantième.]

Die Verkündigung der „Deutſchen Zeitung" des Bibliothekars Petz zum erſten April war ein vorzeitiger Aprilſcherz unſerer Berliner Briefſteller. Selbſt der ſonſt ſo wohl unterrichtete, mit M bezeichnete Correſpondent der Allgemeinen Zeitung war auf das Gerücht eingegangen und hatte Satyre genug der Zeitung die Prognoſe zu ſtellen, ſie werde ja nun wohl in Folge des 3. Februar die conſtitutionelle Fahne aufpflanzen, während ſie ſich mit dem 1. Januar noch ganz royaliſtiſch gebärdet hätte. Wir können den Mittheilungen dieſes Correſpondenten in anderen Sphären bereitwillig Glauben ſchenken, auch in Sachen des Theaters wo er — wir wiſſen nicht durch welche Vermittelung und Verbindung — aus der Quelle zu ſchöpfen ſcheint. Die Zeit der Tantième die Hr. v. Küſtner in's Leben gerufen war mit dem 10. März abgelaufen und es galt deren Erneuerung, falls einmal der Leiter der königlichen Bühne die Sache der Autoren zur ſeinigen gemacht hatte. Die pecuniäre Betheiligung des Dichters an den Erfolgen ſeiner Arbeit iſt da ein natürliches Verhältniß, wo Dichter und Publikum auf geſundem, ungeſtörtem Fuße zu einander ſtehen, wie in Frankreich. Anders in Deutſchland, wo noch immerfort die Dichtung mit der Maſſe zu vermitteln iſt, und meiſt nur das oberflächliche Talent ſogleich unmittelbaren Zugang zum Publikum findet. Mit der Einführung der Tantième bei unſerem Hoftheater verknüpfte ſich der Schein, die Schöpfungen der nationalen Dichter zu begünſtigen. Es war nur ein Schein; es iſt damit nicht einmal eine Concurrenz des ächten Dichtwerkes mit dem Erzeugniß der fabrikmäßigen Routine hervorgerufen, Hebbel und Moſen traten nicht mit der Birchpfeiffer in die Schranken, und nur der Fabrikant der um jeden Preis nach Effect haſcht, genießt den Vortheil wo das poetiſche Talent ausgeſchloſſen bleibt, wenn es nicht um die Gunſt der Mode buhlt. Von Hebbel wurde unter Küſtner kein Stück gegeben, während Graf Redern die Judith in Scene ſetzen ließ. Moſen hat noch mit keinem ſeiner Stücke unſere Bühne betreten; Raupach iſt nur von der Birchpfeiffer abgelöſt. Es hat ſich herausgeſtellt daß der Caſſe Nachtheil durch die Tantième erwuchs, daß ſie jährlich 4370 Thlr. zahlte, während ſie ſonſt an Dichter und Componiſten nur 2800 Thlr. verausgabte, alſo eine Summe von 1500 Thlrn. durch wiederholte Vorführung lediglicher Effectſtücke wieder eingebracht werden mußte. Sonſt erhielt der Dichter deſſen Werk einer Darſtellung auf dem königlichen Theater zu Berlin gewürdigt wurde, die volle Summe von 50 Friedrichd'or. Ergab ſich daß das Stück — es wird dies durch Fehler wie durch Vorzüge oder ſonſtige Gunſt des Augenblicks möglich — ſich auf den Brettern erhielt, ſo bekam der Autor, wie dies Dr. Laube bei ſeinem Monaldeschi dem Grafen Redern bezeugen kann, noch eine Gratification. Jetzt ſtellt ſich das Verhältniß anders. Iſt die Dichtung von in ſich feſter, ſicherer, aber ruhiger Würde, ſo erlebt ſie drei Aufführungen und der Dichter erhält einen Antheil von 50 Thlrn. während der Routinier der die Muſe zur gefallſüchtigen Dirne macht, mit ſeinem Stücke in kurzem Zeitraum 1000 Thlr. zu gewinnen im Stande iſt. Da die Direction nur gibt was Effect macht, ſo gilt es: Erfolge um jeden Preis! und nach den neueſten Offenbarungen des dichteriſchen Genius von heute iſt ja der Erfolg das Gottesgericht. Danach ſtellt ſich nun dieſe angebliche Unterſtützung der dichteriſchen Production. Wir fragen, ob es eines königlichen Inſtitutes würdig iſt auf dieſe Weiſe die Kunſt zu befördern. Madame Birch nahm für die Marquiſe von Villette in drittehalb Jahren 1200 Thlr. ein. Danach ſtellen ſich auch in anderer Weiſe die Honorare der Autoren. Guzkow erhielt für das Urbild des Tartüffe 1100 Thlr., während ſein dreizehntet November ihm nur 70 Thlr. brachte. Dieſer November ſteht nicht in dieſem Abſtande vom Urbilde, das Stück würde aber auch nur 70 Thlr. eingetragen haben, wäre es ein ruhiges Meiſterwerk von der Hand Goethe's, ein Werk das nicht dem Augenblick knechtiſch dient. Rellſtab erhielt für das Buch zum Feldlager 900 Thlr. als Drittheil deſſen was die Caſſe für die Oper gezahlt hätte, während Raupach für den Text zu Agnes von Hohenſtaufen nur 100 Ducaten erhielt. Für Meyerbeer würde ſich der Antheil auf 3000 Thlr. geſtellt haben, hätte der Maeſtro in Anbetracht der 27,000 Thlr. welche die Ausſtattung ſeiner Oper erforderte, nicht darauf verzichtet. Meyerbeer will nur den Ruhm und kann dieſen allenfalls mit Geld aufwiegen. Der oben bezeichnete Correſpondent der Allgemeinen Zeitung hat Meyerbeer's ſchiefe Stellung zur Öffentlichkeit ſchon öfter ſehr richtig beurtheilt. Daß der Maeſtro mit ſeinem Werke jetzt förmlich „hauſiren" gehe, war ein Ausdruck der als unwürdig vermieden werden konnte. △.

[Diogena, von Iduna Gräfin H. H.]

Comteſſe Ida hat an der Gräfin Iduna ihre Meiſterin gefunden. Auch dieſe iſt prädeſtinirt ewig den Rechten zu ſuchen und nicht zu finden; Diogena, das Geſchöpf ihrer Phantaſie, der Inbegriff ihres illuſtren Weſens, iſt ein candides Herz deſſen Attractionen und Appreheuſionen das ganze Fatum einer modernen excluſiven Weiblichkeit abſpiegeln. Diogena's Stammbaum reicht bis zu Diogenes hinauf, jenem Philoſophen aus der Tonne der ſeiner magniſtuen Tochter nichts als die Sehnſucht, den Rechten zu finden, und die Laterne hinterließ die ihr in ihrem Fauſtiſchen Drange leuchten ſoll. Das Myſterium dieſer Laterne iſt das Geheimniß im Wappen ihres Hauſes. Dunkel ſind die Wege der Familie in der Wildniß des Mittelalters, aber Schickſale ſind excluſiv und Zeugniſſe höherer Extraction. Schon Diogena's Mutter liebte einen brillanten Grafen deſſen faſcinirende Erſcheinung ſie eblouirte; aber er war nicht der Rechte. Diogena ſelbſt trägt dieſen Fluch des Hauſes. Sehen und lieben iſt bei ihr Eins wie bei Shakſpeare's Julia. Bonaventura ſinkt vor ihr nieder, ſie weiht ſich ihm, aber kaum iſt der Moment irreſiſtibler Emphaſe vorüber, ſo geſteht er ihr vom Ritt nach ihrem Schloſſe einen Homeriſchen Hunger bekommen zu haben, und ſie weint die Thränen des bitterſten Desappointements. Auf die inſtantane Revelation ſeiner Liebe, auf das glühendſte Developement ſeines Herzens: eine ſo ſchnelle Enttäuſchung! Er iſt nicht was er ſein ſollte, ihr Bündniß mit ihm das ſie noch ſo eben zu Evanchements gegen Gott verleitete, iſt ihr

Digitized by Google

plötzlich das gleichgültigste Evenement; sie senkt die superben Augenlider, sie sitzt maussade neben ihm und er beginnt an ihrer Seite sich zu impatientiren. Aber so ist sie nun einmal, bald mysteriös, bald miraculös, immer aber nervös. Gleichwohl wird sie die Seine; sie gehen auf Reisen, gehen in Bäder. Er liest Zeitungen, er nimmt an Politik Theil, er ist Landstand; sie findet das abominable, ihr immenses aber leeres Herz sehnt sich die Enge des Käfigs, so man Ehe nennt, zu lösen. — Der weitere Verlauf ihres Lebens führt uns sämmtliche Figuren der Hahn-Hahnschen Romane vor. Idunа's Geschick ist eine Quintessenz aller jener müßigen Conflicte die aus den eiteln Prätensionen der bevorzugten Menschenwelt entstehen. Aber Idunа geht weiter, sie fuhrt zu Ende was Ida in ihrem divinen Drang nur begonnen. Nicht die Ehe bindet sie, nicht das Kloster fesselt sie; hinaus zu den Kindern der unbefleckten neuen Welt treibt sie der grandiose Schwung ihres patschuliduftenden Naturgefühls. Eine Rothhaut muß es sein, in deren Hülle ihr der Cavalier comme il faut von Gott bestimmt ist. Aber ach! einen Haim'schen Sohn der Wildniß glaubte sie zu finden, den sie, die im Salon Adorirte, am Zwirnsfaden ihrer Attraction zu dompiren wähnt; und sieht! der Häuptling, ein Herkules übrigens mit superber Taille, trinkt Arrak und tacht über die nervösen Zuckungen der weißen Frau. Er verschmäht das Blaßgesicht und sie wirft sich in die alte Welt zurück, wo es wenigstens Sopha-kissen und Chaises-longues gibt um die Desperationen eines erhabenen Herzens sanft zu überstehen. Ein neuer Hoffnungsstrahl geht in ihrer sublimen Seele auf: China muß das Land sein wo der Rechte weilt, China, das Land der wahren Aristokraten, der kleinsten Füßchen, der sorgfältigsten Nägel, der magnifiquesten Bärte und ohne alle Spur von Liberalismus! Es ist incomprehensibel daß sie das Land der großen Mauer, das Paradies der exclusivsten Distinctionen, nicht schon längst als Ziel ihrer immensen aber leeren Seele erkannte! Sie macht einen Reiseversuch nach China. — Man weiß nur daß sie abgelegte; die Denkwürdigkeiten Diogena's brechen hier ab. Nach Jahren aber findet der Berichterstatter sie in einer Anstalt zu Paris wieder, unheilbar von dem Wahnsinn müßiger vornehmer Weiblichkeit befallen, den Rechten nicht zu finden für das prächtige Schaufenster ihrer Herzen. Ein Opfer mißverstandener Theorien der George Saud, findet sie der Verfasser wieder. — Mich dünkt, der satyrische Schalk hätte nicht so grausam mit ihr schließen sollen. Er hat auch vergessen daß Kürze, wie Polonius sagt, die Seele des Witzes ist. — Wir vermuthen A. v. Sternberg als Verfasser dieser beißenden Caricatur.

[Schiller und Fichte.]

Wenn zwei starke Köpfe aneinanderprallen, dann sprühen Funken. Ein Schauspiel solcher Art gewährt uns im Briefwechsel zwischen Schiller und Fichte das Zusammentreffen Beider bei Veranlassung eines Aufsatzes von Fichte für die „Horen" den Schiller zurückzuweisen sich gedrungen fühlte. Schiller war leicht gereizt, eben so leicht verletzend, weil ihm die Person wenig galt wo es sich um die Sache handelte. Fichte war nicht der Mann danach etwas schuldig zu bleiben. Schiller hatte Fichte'ö harten, unzugänglichen Periodenbau getadelt. Fichte antwortet, es möge Schillern überlassen bleiben seine Popularität in einen unermeßlichen Vorrath von Bildern zu setzen die er fast allenthalben statt der abstracten Begriffe gebrauche. Schiller wolle die Einbildungskraft fesseln und sie zum Denken zwingen; deshalb die ermüdende Anstrengung in der Lectüre seiner Schriften. Er feinerseits suche anders zu wirken; der Anschein von Härte in seinem Periodenbau rühre blos daher weil die Leser nicht deklamiren könnten. Schiller's Entgegnung auf diesen Angriff ist großartig. „Es gibt nichts Rohe-res", schreibt er, „als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, nicht weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist um leicht wieder aufgerichtet werden zu können. Unabhängig von dem was um mich herum gemeint und geliebkost wird, folge ich blos dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie versucht habe eine Schule zu gründen oder Jünger um mich herum zu versammeln, so hat mich diese Verfahrungsart keine Ueberwindung gekostet." — Die Dauer seines Wirkens sieht Schiller darin daß er nicht blos mit philosophischen Beweisgründen sondern ästhetisch den Leser zu fassen suche. „In meinem Vortrage", sagt er, „ist meine beständige Tendenz das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen und soviel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht blos meine Gedanken dem Andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben."

Eine Entgegnung.

Erlauben Sie mir, Ihnen für Ihre in Lob und Tadel gleich ehrende Besprechung meiner Schrift: „Wiens poetische Schwingen und Federn" (in Nr. 8 der Europa) den aufrichtigen Dank zu sagen. Es thut diesem Dankgefühle keinen Eintrag daß ich mit dem Schluß Ihres Aufsatzes nicht einverstanden sein kann. „Aber nicht mit seinem Volke buhlet, ist auch nicht berechtigt an seiner Glorie Theil zu haben." Allein wer buhlet denn fur sein Volk und mit ihm? Wer dessen Leiden aussprechend seinen Patriotismus, wenn auch ferne vom Vaterlande, durch das Arbeiten an einer besseren Zukunft des Vaterlandes bethätigt und die endliche „Glorie" herbeischaffen hilft, — oder wer im feigen und müßigen Schweigen verharrend auf ein Wunder hofft, wenn er hofft? Abgesehn davon ist der Dichtere Vaterland seine Sprache und wo sie gesprochen wird; ihm am wenigsten kommt es zu die Zersplitterung in so viele kleine Vaterländer dadurch anzuerkennen daß er sich mit Leib und Seele an seine provinzielle Heimath gebunden wähnt. Denn das deutsche Oestreich ist nur eine Provinz, eine vernachlässigte Provinz Deutschlands, und wer es dem Dichter zum Unrecht anrechnet daß er sie aufgibt um sich und dadurch auch am Ende diese Provinz für die Bildung und den Fortschritt des gesammten Deutschlands zu retten, der muß auch unsern Schiller schmähen daß er sein Vaterländchen Schwaben verlassen um ein Eigenthum und ein Stolz der ganzen Nation zu werden. In einer ähnlichen Sendung aber fühlt sich jeder Dichter berufen; der Erfolg steht freilich bei den Göttern und entscheidet nicht. Es gibt wohl Verhältnisse und Berechtigungen des Gemüthes, die manchen östreichischen Poeten einen solchen Bruch mit ihrer provinziellen Heimath unmöglich machen, allein diesen bleibt noch ein ehrenhafter Ausweg: — Schweigen, oder wenigstens nicht drucken lassen. — Dies zur Rechtfertigung des Princips, welches meine Schrift veranlaßt hat. **Hieronymus Lorm.**

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 27. März.

Inhalt: Der Weg zur neuen Kirche. Novelle von A. v. Seebach. — Ritter Scharff von Scharfenſtein, der Plagiator. Eine dramaturgiſche Epiſode von Karl Guzkow. — Aus München und Leipzig. — Robert Emmet, der Rebell von Irland. — Philippine Welſer.

№ 13.

Der Weg zur neuen Kirche.

Novelle von A. von Seebach.

Frau von Döring war von ihrem Landgute nach einer der kleinen Reſidenzſtädte Deutſchlands gekommen, um die Erbſchaft ihres Vaters zu erheben. Im eleganten Abſteigequartier hatte ſie ſich für wenig Tage ſo wohnlich als möglich eingerichtet; demungeachtet empfand ſie die ganze Erſchöpfung einer ſolchen, auf kurze Zeit berechneten, mit unzähligen Geſchäften überfüllten Exiſtenz. — Helene war eine ſchöne Frau mit blondem, ſeidenartigem Haar, ſo weich wie ihre Seele, und dieſer glich auch das blaue Auge, denn es war ſanft und ſehnend. Ihr ganzes Erſcheinen drückte Kummer aus. Ihre Wangen waren bleich, die Augen eingeſunken, der Mund ernſt zuſammengezogen. Ihre Geſtalt verrieth daß ſie bald Mutter werden ſollte; doch ihre ganze Haltung zeugte auch von einer, ihrer Seele auferlegten Bürde.

Helene war mit Rechnungen, Acten und Briefen umgeben und ſchien in dem traurigen mühſamen Geſchäft des Rechnens vertieft, als der Kammerdiener, nachdem er angeklopft hatte, hereintrat, und Röschen Schmidt meldete. Helene nickte und empfing gleich darauf ein niedliches Bürgermädchen, zu deren Erziehung ſie beigeſteuert hatte, und welcher ſie noch immer Arbeit gab, damit ſie ſich und die alte Mutter mit den Annehmlichkeiten des Lebens verſorgen könne. Das ſchöne Bürgerkind brachte nun auch wirklich einige vollendete Gegenſtände und Helene prüfte dieſelben ſorgfältig; dann öffnete ſie ein Fach um Material zur weitern Arbeit hervorzuſuchen. Röschen kniete neben der Sitzenden und half. Es war ein hübſches Bild dieſe beiden, die ernſte, ſchöne Frau und das blühende Mädchen, die Phyſiognomie der einen ein unbeſchriebenes Blatt, und die der andern voll ernſten Inhalts.

Röschen war an dieſem Tage ungewöhnlich heiter. »Ach! gnädige Frau,« ſagte ſie, »ich wollte Ihnen auch eine Neuigkeit mittheilen.«

»Eine Stadtneuigkeit?« fragte Helene mit jenem gleichgültigen Ton der ausführlichen Mittheilungen ſolcher Art Einhalt zu thun pflegt.

»Ja, eine Stadtneuigkeit iſt es auch,« verſetzte Röschen, »aber ſie geht doch ganz beſonders mich an.«

»O! wenn es Dich angeht, dann erzähle!« verſetzte Helene freundlich, indem ſie den Gegenſtand, womit ihre Hände beſchäftigt waren, in das Fach zurückfallen ließ und dem jungen Mädchen ihre ganze Aufmerkſamkeit, ihren vollen Blick zuwendete.

»Ich bin nämlich Braut!« jauchzte Röschen, indem ſie ihre Hände in freudiger Bewegung zuſammenſchlug, »und da Sie immer ſo gut für mich waren, ſo wollte ich Ihnen das auch zu allererſt ſagen.«

Helene erfaßte die Hände des Mädchens mit den ihrigen, welche zitterten, und ihre Augen nahmen einen ſtrengen fragenden Ausdruck an. »Und liebſt Du denn auch Deinen Bräutigam wirklich?« fragte ſie mit bebender Stimme.

»O ja! ich liebe ihn recht ſehr; es iſt auch ein recht hübſcher Mann und ein recht geſcheidter!«

»Hat denn die Mutter auch Erkundigungen über ihn eingezogen? Kennt Ihr ihn auch ganz genau? Wißt Ihr ſicher ob er nicht trinkt, nicht in die Wirths-

Digitized by Google

häuser geht, nicht träge bei der Arbeit iſt?« — Helene wußte ſehr wohl, daß in dem Bürgerſtand die negativen Tugenden das häusliche Glück vor allem begründen.

»Die gnädige Frau meinen gewiß, ich ſei mit einem bloßen Handwerker verſprochen, weil Sie ſo fragen!« ſagte Röschen. »O nein! mein Bräutigam iſt viel vornehmer, er iſt ein Studirter, ein Angeſtellter. Ja, er iſt Acceſſiſt bei der Regierung, nächſtens wird er Secretär, und das macht mir eben ſo viel Freude, daß ich nun die Frau eines Staatsdieners werde. Ich habe auch immer geträumt daß etwas ſehr Großes aus mir würde!« —

»Etwas Großes!« ſeufzte Helene, »was gibt es wohl größeres als glücklich ſein?«

»Aber ich werde ja auch glücklich ſein,« verſetzte Röschen; »wenn ich ein weißes Tüllhäubchen werde tragen können, wie die gnädige Frau, und Handſchuhe, und im Sommer einen Strohhut, damit man nicht ſchwarz wird!« — Sie war weiß wie eine Lilie. — »Ja dann werde ich glücklich ſein! Und wenn wir dann ein Kanapee von Mahagoni haben, ſo hübſche Tiſche und Stühle wie die gnädige Frau — —«

»Mein liebes Kind,« ſagte Helene ernſt, »Du denkſt an ſo viel Nebendinge, die eigentlich nicht zum Glück gehören. Haſt Du denn auch bedacht, was es heißt ein ganzes Leben mit einem Dir angetrauten Mann zuzubringen? Haſt Du Dich geprüft ob Du den Grad von Neigung und Vertrauen empfindeſt, ohne welchen die Ehe eine Hölle iſt, eine Hölle, welche dauert ſo lange wie das Leben. Du weißt noch nicht, liebes Kind, wie wichtig es für das Weib iſt glücklich verheirathet zu ſein, nicht nur wegen ihrer äußern Exiſtenz, nein! auch um ihrer Seele willen, um dieſer uns von Gott gegebenen Seele, die ſich emporranken kann in glücklichen Verhältniſſen, dagegen zum zwergartig verkrüppelten Weſen entartet in unglücklichen. Haſt Du denn alles das bedacht?«

Röschen ſchlug die blauen Augen verwundert nach der ſchönen Frau auf, welche mit ſo heiligem Ernſt ihr in's Gemüth ſprach. »Nein,« antwortete ſie, »an alles das habe ich nicht gedacht. Ich habe nur gemerkt daß Karl Schulz mir gut iſt, ja, und das habe ich ſchon lange gemerkt, ſchon als er noch als Student an unſerm Fenſter vorbeiging in den Ferien, mit der grünen Mütze auf der Seite und mit dem rothgefütterten Mantel der ihm ſo gut ſtand. — Heute Nachmittag kam er zur Mutter. Tauſend! wie ſchlug mir das Herz, wie war ich verlegen! Ich dachte erſt, er wollte hinauf zu den Miethsleuten der zweiten Etage, aber er fragte nach der Mutter, nahm mir die Hand, drückte ſie und blickte mich recht innig an. Dann fragt' er ob er denn auch mit der Mutter alles ſprechen könne was er wolle, ob auch über mich, und ob er meine Hand begehren könne. Ich nickte, riß mich los und lief in den Garten. Nach einer Viertelſtunde welche mir ſehr lang ſchien wurde ich gerufen; die Sache war abgemacht und die Mutter ſagte mir mit Thränen im Auge daß ich Braut ſei. Ach gnädige Frau, ich habe mir ſchon ſo lange gewünſcht Braut zu ſein! — Es iſt mir nun noch wie ein Traum daß ich es wirklich bin. Ihnen mußte ich es aber zu allererſt ſagen, deßhalb kam ich auch ſchon heute Abend hierher; der Arbeit wegen wäre ich morgen gekommen.«

»Armes Kind!« ſagte Helene feierlich, nachdem ſie einen Kuß auf Röschens Stirn gedrückt, »Gott ſegne Dich, Du gehſt ahnungslos Deinem Schickſal entgegen. Möge der Herr es gütig mit Dir machen, und nicht gar zu Herbes Dir auferlegen! Nicht ein Leben voll äußerer und innerer Entbehrungen, nicht ein Leben wie« — ſie wollte ſagen, wie das ihrige, aber ſie ſchwieg. Hatte doch das unbefangene Kind ſie ſo eben in ihrem weißen Spitzenhäubchen und auf dem Mahagonikanapee als eine Glückliche bezeichnet. Und das Glücklichſein iſt ſo reigend daß man ſelbſt die Maske deſſelben nicht gern unnöthig abwirft.

»Komm morgen wieder, mein Kind; jetzt bin ich zu bewegt um Dir die beſtimmte neue Arbeit einzurichten.«

Röschen hüpfte von dannen. Es iſt doch gar zu ſonderbar daß die Baronin von Döring ſo traurig iſt! dachte ſie — und ſo mitten im Wohlleben! — ach und einen Bedienten in Livree! — —

Helene hatte ſich in den drei letztvergangenen Jahren oft ſelbſt gefragt warum ſie denn eigentlich ſo traurig wäre; jetzt wußte ſie es ganz genau. Sie achtete und liebte ihren Gemahl nicht. Sie war die einzige Tochter reicher Eltern geweſen, und hatte den Baron Döring gern und willig geheirathet. Jetzt ſah ſie es wohl ein daß er ihr Herz weder durch ſchöne Eigenſchaften, noch durch überwiegenden Geiſt, weder durch großartige Geſinnungen, noch durch edle Thaten gewonnen hatte. Er war damals 35 Jahr alt geweſen, ein ſchöner Mann, mit der ganzen Überlegenheit der Erfahrungen der großen Welt. Er wußte ſehr gut wie man Frauen behandeln müſſe, wie die ſchlechten und wie die guten, wie die erfahrenen und wie die unerfahrenen. So hatte er auch Helenens Weſen erkannt, und auf das Liebesſehnen einer zum ernſten Denken

Digitized by Google

und Verſtandenwerden ſich neigenden Mädchenſeele ſeine Eroberungspläne gerichtet. Während er die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens durchſprach, ruhte ſein Auge auf dem ihrigen mit dem Blick der Liebe und ein electriſcher Strahl durchzuckte ſie. Er hatte mit ſeiner Hand die feine Mädchenhand berührt und ſie war erzittert, er hatte im raſchen Walzer gleichſam abſichtslos ſie näher an ſich gezogen als der Tanzmeiſter es vorſchrieb, und das unerfahrene Mädchen hatte was ſie empfand und was ſie erregte für die wahre und innige Liebe gehalten nach der ſie ſich ſehnte. Vater und Freunde warnten zwar; man ſprach von Leichtſinn und von andern Jugendfehlern des Freiers, aber Helene traute ihrem Gefühl, welches ſie »ihr eigenes Urtheil« nannte, mehr als allen Andern; ſie wollte ſelbſt ihr Schickſal machen. Vielleicht fühlte ſie ſchon damals die Kraft in ſich, das ſelbſtgewählte Schickſal, es mochte ſein wie es wollte, mit Würde zu tragen.

Dem Baron von Döring war es alſo gelungen Helene zu gewinnen und zu heirathen. Nur kurz war ihr Glück an ſeiner Seite, denn ſchon wenige Wochen nach der Hochzeit entdeckte ſie daß die ganze Komödie der Liebe nicht ihr, ſondern ihrem Vermögen gegolten habe, wovon ein Theil zur Schuldentilgung ſchwand. Sie hatte ein Kind geboren welches für die Sünden des Vaters büßen mußte und nach kurzer ſchmerzlicher Lebenszeit ſtarb. Jetzt trug ſie abermals ein Weſen unter dem Herzen, dem ſie ſchon jetzt die ganze Liebe ihrer Seele mit dem bangen Herzklopfen der Furcht und der Hoffnung zuwandte.

Röschen hatte Kinderzeug gebracht, und Frau von Döring muſterte nun ſpielend die kleinen Hemdchen und Jäckchen, während ein wehmüthiges Lächeln ihre Lippen umzog; zu Schmerz und zu Freude ſollte ſie einem Geſchöpf das Leben geben, — ach! wie vorherrſchend war aber der Schmerz! Wer ſelbſt nicht glücklich iſt hat einen beſondern Scharfblick für das Unglück Anderer. Seit einiger Zeit war es Helenen als ſei die ganze Welt nur mit Weh angefüllt. Aus der tiefen Schwermuth über ihr verſtorbenes Knäblein und über ihre verlornen Illuſionen hatte ſich in ihrem Gemüth eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen äußere Verhältniſſe entwickelt, wodurch es ihr leicht ward ſich in die Launen und den Willen ihres Gatten zu fügen. Sie verlebte den Sommer auf dem Lande, den Winter in der Stadt, aber dazwiſchen reiſte Döring viel, und Sommer und Winter gab es Gäſte und Luſtgelage. Er ward jedoch bald von Gläubigern heimgeſucht und verkaufte Grundſtücke. Sie ließ alles geſchehen; was ging es ſie an, ſie hatte damals kein Kind und den Mann liebte ſie nicht mehr. Sie bedurfte Ruhe und Frieden, und ſie war viel allein. Da folgte ſie ihrem ſtillen Denken welches ſich nach einer Seite wandte wo ſie Troſt zu finden hoffte. Es war die Religion; die Bibel war die Quelle ihrer ernſten Freuden, ihrer ſtillen Befriedigungen geworden. Helene ſchien damit ihrem Leben einen Inhalt gegeben zu haben. Frömmigkeit iſt dem Herzen was die Poeſie der Einbildungskraft; ſie entwickelt das Gefühlsvermögen. Wer nie fromm war, hatte nie ein liebendes Herz; das Herz aber iſt der wahre Mittelpunkt des Lebens und die Frömmigkeit iſt zum Leben behülflich. Frömmigkeit gibt Liebe zu Gott als dem Mächtigſten, und auch Liebe zu den Schwächſten, zu den Hülfe- und Mitleidsbedürftigen. Ohne Frömmigkeit wären Greiſe, Kranke, Gebrechliche aller Art dem Auge ein Gräuel. — Die Frömmigkeit zu der ſich Helene bekannte, war indeß nicht ſowohl eine beſtimmte Religion, als vielmehr die Seele aller Religionen. Ihre Frömmigkeit war auch kein blos paſſives Empfinden. An und über Gott denken war ihr eine Handlung, und weit entfernt ſich mit dem Kinderglauben, der ihr bei der Confirmation eingeprägt worden, zu begnügen, fühlte Helene das Bedürfniß ihrem Glauben ſozuſagen in's Auge zu ſchauen und ihn zu verſtehen. Der Geiſtliche auf ihrem Landgute hatte ihr dieſe Richtung nicht erſchwert.

Jetzt ſchlug Helene abermals die Bibel auf. Es war Abend; ſie wollte ſich erholen nach dem unter Rechnungen und unangenehmen Geſchäften verbrachten Tag. Da rollte ein Wagen vor und herein ſtürzte eine ſchöne liebliche Frau. Es war Helenens Jugendfreundin und Couſine, Bertha von S., welche mit ihr in D. aufgewachſen und ſeit einem Jahr vertheirathet war. Bertha hatte in jeder Hinſicht eine gute Partie gemacht. Vornehm, reich, ſchön, jung, brav war ihr Gemahl und auch klug, eine kräftige Stütze, ein liebender Leiter der jungen Frau in jeder Stellung ihres Lebens, und ſie konnte ſich ruhig den Regungen ihres Herzens, dem Hang ihrer Seele überlaſſen; ſie brauchte nicht viel zu denken, wozu ſie ohnehin nicht neigte. Auf einer Reiſe führte ſie ihr Weg durch ihre Geburtsſtadt und ſie erfuhr daß Helene anweſend ſei. Schnell faßte ſie den Entſchluß einen Raſttag zu halten, beſuchte die Jugendfreundin und erzählte ihr viel von Berlin, von der großen Welt und von ihrem Glücke. Ob Helene glücklich ſei, fragte ſie nicht; Bertha hielt alle Menſchen für glücklich, weil ſie ſelbſt es war.

Bald kamen ſie auf die Erinnerungen ihrer Jugend

Digitized by Google

zu ſprechen. »Weißt Du noch Helene,« ſagte Bertha halb neckend wie ein unbedachtſames Kind, »weißt Du noch wie fromm Du ſonſt warſt! Am Charfreitag zogſt Du immer ein ſchwarzes Kleid an, und von früh an folgten Deine Gedanken der Kreuzigung Chriſti. Es war an dem Tage gar nichts mit Dir anzufangen; erſt wenn die Stunde ſchlug wo der Erlöſer ausgelitten, erſt dann ſchien Dir ein Stein vom Herzen genommen.«

»O ja! das weiß ich wohl,« verſetzte Helene, »Du nanntest mich immer exaltirt und lachtest mich aus.«

»That ich das wirklich?« fragte Bertha, »das war ſehr unrecht von mir.«

»Und wie verlachte mich erſt Dein Bruder Theodor, wenn ich mein Taſchentuch verloren hatte und anſtatt es zu ſuchen zu Gott betete daß er es mich möchte finden laſſen. Wie ſchlagend bewies er mir da daß Gott mehr zu thun habe als ſich um die verlornen Taſchentücher der kleinen Mädchen zu kümmern!«

»Du wirſt wohl auch gemerkt haben daß ich in der Erinnerung an dieſe Deine Frömmigkeit Dir die Geſchichte der Heiligen zuſandte zu Deinem letzten Geburtstag! Gedankt haſt Du mir aber noch nicht.«

»O verzeih, liebe Bertha! Meine vielfachen, ſo traurigen Geſchäfte hielten mich ab Dir zu ſchreiben, denn ich hatte Dir einen langen langen Brief zugedacht und wollte Dir dann auch recht weitläuftig über Dein Geſchenk ſprechen.«

»Hatteſt Du mir eine Kritik darüber ſchreiben wollen?«

»Ja mein Herz!« verſetzte Helene, »ich fühlte bei der Gelegenheit mehr wie je das Bedürfniß ein befreundetes Weſen mit mir fortleben und die Pulsſchläge meines Geiſtes mitempfinden zu laſſen. Du kannſt Dir gar nicht denken welchen ſchmerzlichen Eindruck mir Deine heiligen Geſchichten gegeben haben, mein Herz empfand dabei die Marter welche unſer Ohr empfindet, wenn man mit einem harten Stift auf eine Schiefertafel ſchreibt. Mir iſt nichts ſo entſetzlich als das Mißverſtehen des göttlichen Willens. Gott hat uns den Körper gegeben, damit wir uns deſſelben freuen. Der Leib iſt das Werkzeug des Geiſtes; er muß friſch und lebendig ſein damit er den Geiſt nicht ſtöre, und die frommen Einſiedler geißelten ihren Leib! Gott hat uns die Freiheit gegeben um ſolche zu ſeiner Verherrlichung zu brauchen; und die Frommen kerkerten ſich ein! Ich kann unmöglich ſolche Verzerrungen der Religion gut heißen, ich denke jetzt anders von der Frömmigkeit. Als ich mein Söhnchen verlor, da ſagte ich: Gott hat es gegeben, Gott kann es nehmen! Aber nimmermehr würde ich gemeint haben Gottes Stimme zu hören wie Abraham, und glauben mein Kind ſchlachten zu müſſen. Abraham erſchien mir immer als ein armer Schwärmer, und die meiſten Euter-Heiligen wie Wahnſinnige. Wie gewiſſenlos handelte nicht die heilige Eliſabeth daß ſie ſo gutwillig ſich von der Wartburg vertreiben ließ, anſtatt für der Söhne Erbtheil zu kämpfen! Sie übergab ihre Kinder dem böſen Schwager, anſtatt ſie ſelbſt zu erziehen; ſie betete und ließ ſich geißeln, anſtatt zu handeln wie es einer Mutter geziemt. — Wie konnte das Gottes Wille ſein?«

Bertha erblaßte. — »Aber Eliſabeth galt doch immer für eine fromme Heilige, und es ſteht doch in der Bibel daß Abrahm ein frommer Mann war, und daß er Gottes Stimme hörte! Damals ſprach Gott überhaupt noch mit den Menſchen, was er jetzt nicht mehr thut. —«

»Und warum thäte er es denn jetzt nicht mehr?« fragte Helene. »Spricht er nicht zu uns aus Wolken und Meer, aus Bäumen und Blumen, aus Wind und Regen? O! wenn Du wüßteſt, Bertha, wie oft ich am Abend, wenn ich allein luſtwandele — und ich bin viel allein — ſeine Stimme vernehme, freilich nicht wie Moſes im Bilderbuche, dem eine Flamme aus dem Buſch entgegenſchlug!«

»Aber es ſteht doch in der Bibel!« rief Bertha immer ängſtlicher werdend, »glaubſt Du denn nicht Alles, was in der Bibel ſteht?«

»Ich glaube Alles was mein vernünftiges Denken mir zu glauben geſtattet.«

»Dein vernünftiges Denken?« rief Bertha. »Mein Gott, was iſt aus Deiner Frömmigkeit geworden! Du wagſt es alſo Deine Vernunft an die heilige Schrift zu legen?«

»Und warum nicht?« erwiederte Helene ſehr ruhig. »Soll ich meine Vernunft geißeln wie Deine Heiligen ihren Leib? Die Vernunft iſt ja die ſchönſte Gottesgabe, ſie zeichnet uns aus vor dem Thier. Die Vernunft iſt die heilige Kerze die unſer Herz erleuchten muß um deſſen Sehnen und Verlangen zu ergründen, auch unſer Leben, um zu erfahren in wie weit dieſes Verlangen Genüge finden darf. Durch die Vernunft lernen wir unſere ſchweren Pflichten kennen; die leichten lehrt uns das Herz und dieſe erfüllen ſich von ſelbſt.« — Helene ſeufzte tief auf. —

»Sieh!« ſagte Bertha, »Du biſt nicht glücklich und das kommt daher, weil Du Deinen Glauben nicht

Digitized by Google

bewahrt haſt. Ich fürchte Du haſt kein Chriſtenthum mehr.«

Bertha war bei dieſen Worten eine ganze Strecke von ihrer Freundin hinweggerückt, wie Jemand der Anſteckung von einer gefährlichen Krankheit fürchtet. Helene ergriff aber mit Innigkeit ihre Hand.

»Bertha!« ſagte ſie, »ſei kein Kind! Wenn ich mir das Chriſtenthum anders deute als Du, bin ich darum keine Chriſtin? Wenn ich über die göttliche Natur Chriſti anders denke, iſt mir darum ſeine Lehre weniger göttlich? Kommt der göttliche Funke ſeines Geiſtes weniger von Gott wenn Chriſtus Menſch war und nur das allgemeine Wunder der menſchlichen Entſtehung mit uns theilt? Hat Chriſtus uns nicht den Weg vorgezeichnet, welcher zu Gott führt, iſt er nicht geſtorben um ſeine Lehre zu beſiegeln? Und wenn ich dieſe Lehre befolge, brauche ich noch zu glauben daß ſein Blut mir die göttliche Gnade gewinnen müſſe, während Gottes Gnade doch auch ohne vermittelung uns zugetheilt wird! Chriſti Wandel iſt ſo groß und wunderbar daß es des außerordentlichen Wunders nicht bedarf um das Göttliche darin zu finden, und wenn ich das Abendmahl nehme zu ſeinem Gedächtniß, da durchzittert mich die Ahnung der Gottesnähe, ſelbſt wenn ich nicht mehr an die wirkliche, ſachliche Wandelung glaube.«

»Helene!« rief Bertha immer blaſſer werdend, »Du kannſt wohl auch nicht mehr beten!«

Helene ſah ſie ruhig an. »Der Begriff Gottes,« ſagte ſie, »iſt das Licht das uns durch das Leben leuchtet, das Gebet aber iſt die Nahrung dieſes Lichtes. Ohne die Welt der Religion iſt die äußere Welt nur ein troſtloſes Räthſel, denn man verſteht die Erde nur, wenn man den Himmel erkannt hat. Ja, Bertha, ich ſtrebe mit aller Kraft danach, den Himmel zu erkennen; ich ſchleudere meine Fragen und Bitten oft hinein in die Wolken und lauſche dann auf die Antwort. Warum, warum gibt es ſo viel Unglück in der Welt? Darauf kann nur Gott antworten, nicht der Menſch; deshalb muß man auch nur Gott fragen. Und ſolches Fragen iſt ein Gebet. Und wenn ich das mir auferlegte Unglück trage, wenn ich die mir von Gott verliehenen Kräfte gebrauche um es zu dulden und es zu überwinden, wenn der thränenfeuchte Blick den Himmel ſucht und nach Troſt ſeufzt, iſt das nicht auch ein Gebet?«

Bertha war gerührt. Sie ahnete daß Helene ſehr unglücklich ſei; aber es graute ihr vor dieſem ſtarken Geiſte der noch mitten im Gram nach dem Licht ſchauen, unter Thränen noch denken, während eines ſchmerzlichen Kampfes noch forſchen konnte.

»Das iſt alles ganz gut, Helene,« ſagte ſie mit bewegter Stimme, »aber Du biſt doch keine rechte Chriſtin mehr!«

Helene ſah erſchreckt auf. »Ich keine Chriſtin mehr?« fragte ſie mit zitternder Stimme. »Glaube ich denn nicht an den väterlichen Gott den uns Chriſtus gelehrt, an den liebenden Vater welcher in dieſer und in jener Welt für mich ſorgt? Liebe ich denn nicht die Menſchen wie meine Brüder? Habe ich nicht Thränen mit den Weinenden; fühle ich nicht jeden Augenblick in mir das Verſtändniß ihres Schmerzes? — O Bertha, hülle Dich nicht ſo kalt in Deinen orthodoxen Glauben. Er mag ein Königsmantel ſein; wenn er aber nicht der Mantel chriſtlicher Liebe iſt, was iſt er dann? Er mag ein Königsthron ſein, aber er iſt kein Richterſtuhl. Nein! der Gläubige hat nicht das Recht den Zweifelnden, Forſchenden, Denkenden zu verdammen. Wer noch Worte findet zu Gebeten, ſteht nicht höher als der, deſſen Thaten oder deſſen ſtille Gedanken Gebete ſind.«

Bertha war aufgeſtanden. »Helene!« rief ſie, »Du biſt eine entſetzliche Frau; gefährlich in Deinen Anſichten, gefährlich in Deinem Umgange. Wer nicht an eine Offenbarung glaubt, kann an nichts feſt und unabänderlich glauben. Wer keine Religion bekennt, entbehrt auch der Tugend. Ich bin bis jetzt mit meinem Glauben glücklich geweſen und möchte nicht darin geſtört werden. Lebe wohl! Ich ſcheide von Dir; ich kann nicht mehr mit Dir verkehren. Lieben werde ich Dich zwar immer, ich werde ſtets an unſere Jugendfreundſchaft denken; — aber von jetzt an iſt unſer Leben getrennt. Es ſei denn daß Du zurückkehrſt zu dem Glauben Deiner Kindheit. Und Du wirſt es. Ja, Du wirſt zurückkehren reuig und zerknirſcht, und wäre es auch in der Sterbeſtunde wo, überwältigt von der Sünde des Erdenlebens Du die Vermittelung von Chriſti Blut anrufen wirſt mit Inbrunſt und Überzeugung!« — Bertha zitterte, ſie umarmte Helenen, wie wenn dieſe wirklich eine Sterbende wäre; dann verließ ſie das Zimmer. Helene ſank auf das Sopha zurück; es überkam ſie ein wunderbares Weh. — Erſchien ſie ſich doch in dieſem Augenblick als eine Märtyrerin ihrer Überzeugung. »Iſt das chriſtliche Liebe?« ſagte ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie Bertha's Ausſpruch, nicht mehr mit ihr verkehren zu wollen, durchdachte. »Aber warum ſagte ich ihr auch Alles, warum war ich ſo ſtolz auf das mir erworbene Gut, daß ich es zeigen mußte!

Digitized by Google

Prahlt denn eine Frau mit ihrer Liebe, mit dem Herzen welches für sie schlägt? Ich war ein eitles, thörichtes Weib. Das beweiß daß meine Religion noch mangelhaft iſt. Es fehlt mir noch die Demuth. — Ich darf nicht ſtehen bleiben wo ich ſtehe, ich muß noch weiter denken, weiter, — immer weiter! — —«

Fünf Jahre ſpäter ſehen wir Helenen wieder in derſelben Stadt, wo wir ſie früher kennen lernten. Im einfach möblirten Zimmer des zweiten Stockes einer nicht allzubelebten Straße ſitzt ſie am Theetiſch, den eine unſcheinbare Lampe beleuchtet. Drei liebliche Kinder mit hochgeröthéten Wangen und glühenden Augen ſpielen um Roſinen und Mandeln und die Mutter leitet das Spiel.

Zwei dieſer Kinder waren Helenens Zwillingstöchter, zart und fein gebaut, von fränklicher Geſichtsfarbe; das dritte mit dicken Wangen und ſtrotzenden Anſehens gehörte der Frau Amtsſecretärin Schulz, welche ebenfalls am Theetiſch der Frau Baronin ſaß. Die Frau Secretärin trug ein weißes Häubchen und war ſehr elegant angezogen, viel eleganter als Helene, welche eine Schürze umgebunden hatte, um im Tändeln mit den Kindern das einfache Kattunkleid zu ſchonen. Röschen's Gemahl, ein ſehr braver und rechtlicher Mann, führte die Geſchäfte der Baronin, welche dafür ſeine Familie mit ſehr viel Aufmerkſamkeit behandelte und oft einlud.

»Ach gnädige Frau,« ſagte Roſa, wie dankbar bin ich Ihnen daß Sie mich Ihren ſchönen rothſammtenen Kirchenſtuhl benutzen laſſen! Ich gehe nun noch einmal ſo gern in die Kirche! Warum kommen Sie nur nie hinein?«

»Ich kann im Winter die Kirchenluft nicht vertragen,« verſetzte Helene, »ich erkälte mich immer und Du weißt wie nöthig ich meine Geſundheit brauche.«

»Ja wohl weiß ich das! Und wer brauchte denn nicht Geſundheit? — Geſtern war die Kirche recht voll, voller geputzter Leute im Sonntagsſtaat. Nein, wie der Luxus ſteigt! Man begreift's oft nicht, wo es manche Leute hernehmen, dieſe Hüte und dieſe Mäntel! Und wie Alles ſich putzt! Gewiſſe Frauen wollen durchaus die Damen ſpielen.«

»Und predigte der Pfarrer nicht ſchön?« fragte Helene mit jenem freundlichen Intereſſe welches Gebildete oft den Ungebildeten gegenüber annehmen, um ſie nicht merken zu laſſen daß ihre Gemeinplätze langweilen.

»Ja wohl predigte er ſehr ſchön! Eine Menge Leute weinten bitterlich. Er predigte von jenem Leben, wie es da ſchön ſei, und wie man da glücklich wäre. Er ſprach ſo beſtimmt wie wenn er dagewesen, und dann verſicherte er, wer glaube, der werde ſelig ſein. Du lieber Gott! man muß wohl glauben, Niemand weiß es ja beſſer und keiner hat Luſt es ſelbſt zu erfahren.«

Während die Frau Secretärin ſo erzählte und Helene emſig ſtickte, zugleich die Kinder beaufſichtigend, ſaß theilnahmlos vor ſich hinſtarrend in der Sophaecke der Baron Döring. Die wenigen Gedanken die ihm noch zu Gebote ſtanden, ſchienen in dieſem Augenblick ganz in Beſchlag genommen zu ſein von der Erinnerung an eine belebtere Zeit voller Tänze, Spiel, Reiten, Trinken und Liebeshändel. Wer hätte in dieſer traurigen verfallenen Geſtalt, welche kaum noch Mitleid erwecken konnte, wer hätte da den kühnen Freier, den anſpruchsvollen Cavalier, den gefeierten Tänzer und Geſellſchafter erkannt? Eben ſo verändert wie der Herr des Hauſes war auch Helenen's Umgebung — und ihr Charakter.

Als Helene heirathete war ſie ein demüthiges ſanftes Weib geweſen, das ſich gern in den Willen ihres Gatten fügte ſo lange ſie ihn liebte und achtete. Seinem Urtheil hatte ſtets vertraut, weil ſie ihn für einen rechtlichen, klugen Mann hielt. Später als ſie einſah daß er weder rechtlich noch klug ſei, als ſie ihn nicht mehr achten und lieben konnte, war ſie noch immer demüthig und fügſam geweſen. Zum Theil um des Friedens willen, denn Helene war eine friedliche Natur, mied ſie gern den Wortſtreit, zum Theil hatte ſich ihrer auch eine Art von Muthloſigkeit und Gleichgültigkeit bemächtigt. Wenn ihr kein Glück zu Theil werden ſollte, was brauchte ſie da noch in der Welt? Ihr lag mehr daran den Himmel zu verſtehen, als behaglich auf der Erde zu ſein. Ein bischen Erdenweh mehr oder weniger, das ſchien ihr auf Eins herauszukommen. So hatte ſie die Leitung der Einnahmen und Ausgaben ihrem Gatten ganz überlaſſen und ſeiner Vergnügungsluſt allen Spielraum freigegeben. Wie weit dieſe Verſchwendungsſucht ſein und ihr Vermögen angegriffen, hatte ſie nicht gewußt, da die auf ihres Vaters Tod und auf die zwei Drittheile ihrer Erbſchaft vertröſteten Gläubiger ſchwiegen. Als ſie die Erbſchaft nun antrat, gerade in einem Augenblick, wo ihr Mann auf einer Luſtreiſe begriffen war, vermochte ſie zum erſten Mal einen Blick in die Zerrüttung ihrer äußeren Verhältniſſe zu thun. Des Gatten Gläubiger wendeten ſich direct an die Erbin und zwar in der höchſten Eile

Digitized by Google

und mit einer für die trauernde Tochter tiefverletzenden Unzartheit. Zum erſten Mal ergriff ſie das Intereſſe für das Zeitliche mit Energie. — Das war auch begreiflich; ſie fühlte ſich Mutter und verantwortlich für eine andere Exiſtenz als für die ihrige. — Von dem Vermögen ihres Mannes war nichts mehr, von dem ihrigen nur noch ein Theil übrig. Sie, die den Reichthum bisher verachtet hatte, da ſeine Genüſſe und das Streben danach oft ſo verächtlich machen, ſie erkannte jetzt den Vortheil, nicht arm zu ſein, und wollte denſelben ihrem Kind erhalten Als der Baron v. Döring von ſeiner Reiſe zurückkehrte, fand er die ſo demüthige, nachgiebige Helene in eine gebieteriſche Frau mit entſchiedener Willenskraft umgewandelt. Jetzt, da ſie den Kampf für eine Pflicht hielt, war ſie zum Kampf gerüſtet. Daß ſie die Beſitzerin des Vermögens war, hätte in einem friedlichen Verhältniß keinen Einfluß geübt, jetzt aber ſah ſie plötzlich in dem Reichthum eine Macht, ein Scepter, einen Zügel mit welchem ſie ihre Umgebung lenkte. Zum erſten Mal vernahm der Baron v. Döring aus ihrem Munde Vorwürfe; es waren nicht leidenſchaftliche Drohungen, es waren Ergebniſſe langen Nachdenkens, kalte und ernſte Vorwürfe die ſie mit dem Ton eines feſten Willens, eines heiligen Pflichtgefühls ausſprach. Hätte ſie den Gemahl geliebt, ſo hätte vielleicht ihr Herz, ihre Stimme gezittert; aber ſie ſprach feſt und ſicher. Döring verſtand gleich daß er ſich in ſein Schickſal fügen müſſe. — Helene verkaufte das Gut das ſie ſo gern bewohnt hatte, deſſen dunkle Wälder ihr befreundet waren, ſie verkaufte Silber und Pretioſen, all den für eine beſchränkte Lage unnöthigen Luxus. Sie nahm eine kleine Wohnung in derſelben Stadt, welche ſie einſt in ihrem Wohlſtande geſehen; ſie ſchränkte ſich ein; vor ihrem Pflichtgefühl ſchwanden alle die kleinen Kränkungen ihrer Eitelkeit. Wie einfach war die ſonſt ſo reiche Einrichtung! Keine Teppiche mehr, kein Parket; nichts von allen den ſchönen Erfindungen der Mode, jenem Streben das Nützliche ſchön und das Schöne nützlich zu machen; Röschen fand nichts mehr zu beneiden an dem Schickſal der gnädigen Frau. Da war alles ſo einfach, ſo bürgerlich, wie es ſo oft bei herabgekommenen oder nie hinaufgelangten adeligen Familien der Fall iſt. Die Bedingung war größtentheils entlaſſen und der ganze Lebenszuſchnitt ſo eingerichtet daß das Nothwendige beſtritten, das Anſtändige gewährt werden konnte. Dann machte Helene ihr Teſtament um ihrem Kinde das Vermögen zu ſichern; dem Gemahl ſetzte ſie ein kleines Jahrgeld aus. Sie blickte dem Tod ſo ruhig in's Auge, ſo freudig und ſo muthig, wie die Seele welche Gott vertraut, und jenſeits zu finden hofft was ſie dieſſeits geſucht. Staunend und bewundernd blickte der Aceſſiſt Schulz auf die junge vornehme Frau, die ſo ruhig und wie es ſchien ohne Kampf von all den Herrlichkeiten ihrer Jugend ſchied, während ſeine Braut ſo ſehnſuchtsvoll danach ſtrebte. Er mußte die größte Hochachtung dieſer hochgebornen Frau zollen, die ſo vernünftig der Nothwendigkeit ſich fügte, die kein Opfer ſcheute für das Wohl ihres Kindes. Er verdoppelte ſeinen Eifer in ihren Angelegenheiten und ſie hatte an ihm eine Stütze, während Röschen ihr ſehr ergeben blieb, ſoweit Frauen ihrer Art, deren Herzen an ſo viel Nebenbingen hangen, ergeben ſein können. Nachdem alles geordnet war, gebar Frau von Döring Zwillingstöchter. Nun ward ihr Leben eine Kette von Sorgen und Freuden, eine Reihe ſtiller Entſagungen und ſüßer Belohnungen. Das äußere Daſein nahm ihr ganzes Denken in Anſpruch, das Jenſeits rückte ihr ferner. Sie wiegte ihre Kinder, pflegte und erzog ſie, ſie bildete mit den Kleinen eine Familie, zu welcher der Vater nur wie durch Zufall gehörte. Das geringe Taſchengeld, welches Helene ihm ausgeſetzt hatte, vertrank er in Branntwein, da es nicht mehr für Champagner zureichte, und als er demzufolge in Krankheit und ſpäter in eine Art von Stumpfſinn verfiel, als ihn der Schlag rührte und er geiſtig und körperlich gelähmt war, da ſorgte ſie treulich für ſeine Pflege, wie die Pflicht es ihr gebot; nie ward die äußere Rückſicht aus dem Auge gelaſſen, die dem Vater und Hausherrn gebührt. In ihrem Herzen war Helene ſehr einſam und es gab Stunden, wo ſie ſich nach einer vertrauten Seele ſehnte. Es wäre zu wünſchen geweſen daß ſie eine ſolche nicht da gefunden hätte, wo ſie ihr entgegentrat.

An dem Abend wo wir Helenen nach fünf Jahren zum erſten Mal wieder erblicken, verabſchiedete Roſamunda ſich bald und Helene ſpielte mit den Kindern auf deren heißes Verlangen weiter. Aber ſie war zerſtreut; ſie ſtrich den Gewinnſt nicht ein oder gab den Verluſt nicht heraus, und die Kleinen lachten ſie oft aus. Als die Gewinnſte alle ausgeſpielt waren, ſollte Helene noch eine Geſchichte erzählen, ein Märchen oder ſonſt etwas. Freundlich begann ſie, aber ſie vermochte die ſchon ſo oft vorgetragene Erzählung nicht zu Stande zu bringen, ihre Gedanken ſtreiften umher trotz aller Mahnungen der Kleinen, welche mit einer Grauſamkeit wie nur Kinder ſie zu hegen im Stande ſind, ſie immer wieder den verlornen Faden anzuknüpfen zwangen. Endlich ſchlug die Stunde des Schlafengehens.

Digitized by Google

Helene brachte die Kinder ſelbſt zu Bett; ſie legte ihnen die zarten Hände zuſammen und hieß ſie beten. Sie beteten für Vater und Mutter und flehten um eine gute Nacht, für den ſchönen Tag, den ſie verlebt hatten, dankend.

»Wer nur auch noch ſo beten könnte!« ſagte Helene zu ſich ſelbſt. Dann küßte ſie die Kinder und begab ſich in das Wohnzimmer, deſſen Thür ſie halb offen ließ, bis die Kleinen eingeſchlafen waren. Der Gemahl war indeß auch zu Bett gebracht worden und Helene befand ſich allein.

Ja, ſie war allein und athmete ſo frei, ſo tief auf als habe man ihr mit der Tageslaſt eine wirkliche Bürde abgenommen. Die Stunden der Einſamkeit warn ihr nach der Thätigkeit des Tages ihre Stunden der Erholung, der Erquickung. Wie bleicher Mondſchein ſenkte ſich der ernſte Strahl der Reflexion in ihre Seele, ihre Lebensaufgabe, ihr ſtilles Walten beleuchtend.

»Ich weiß es wohl,« ſagte ſie zu ſich ſelbſt, »daß unſer ganzes Streben dahin gerichtet ſein ſoll, die Stelle auszufüllen die das Schickſal uns angewieſen hat. Die ganze Schärfe unſeres Verſtandes muß darauf gerichtet ſein unſere Aufgabe zu erfaſſen, die ganze Kraft des Willens ſie zu erfüllen. Ich fand es immer Unrecht zu ſagen: ich bin zu gebildet für eine untergeordnete Stellung. Wer ſich zu gebildet fühlt iſt überbildet. Die wahre Bildung muß ſich jeder Aufgabe anpaſſen. Das war ja von jeher mein Grundſatz den ich Alt und Jung vorpredigte, auf dem Lande und in der Stadt, den Armen und den Reichen, den Vornehmen und Geringen. Und doch, wenn nach Erfüllung jeglicher Pflicht eine Frau noch Fähigkeiten in ſich fühlt, welche brach liegen, Kräfte welche nicht verlangt werden, wenn ihr Sehnen, Wünſchen, Hoffen und Denken über die zufälligen Schranken der Verhältniſſe hinausragt, wenn ſich nicht all ihr Fühlen in das Prokrusbett des ihr zu Theil gewordenen Schickſals drängen läßt, iſt das ein Unrecht oder nur ein Unglück?«

Helene ſeufzte tief. Großer Gott! dachte ſie weiter, welche Zweifel drängen ſich ſeit einiger Zeit auf meine Lippen, nachdem ſie mir das Herz zernagt haben! Sollte es wahr ſein, was Theodor mir täglich vorſagt, ſollte wirklich nicht über den Wolken jener liebende väterliche Gott wohnen, der meine Thränen ſieht und ſie zählt, der meine Seufzer vernimmt, meine Gebete erhört? Dieſer Gott zu dem ich von Kindheit an gewohnt war die Augen aufzuſchlagen, den ich noch ganz vor kurzem um Muth anflehte — und der mir Muth gab! Iſt es denn möglich daß man in der kurzen Zeit von wenigen Monaten dieſen Gott entthronen kann vom allerheiligſten Thron des Herzens? Sollte wirklich Chriſti göttliche Lehre welche dem Menſchenherzen alles gibt was ihm frommt, ſollte ſie wirklich nur für das Menſchenherz berechnet nur erfunden ſein um den Volkswahn zu beſchwichtigen, um dem menſchlichen Bedürfnis nach dem Geheimnißvollen zu genügen? Theodor ſagte es ſo, Theodor iſt davon überzeugt. Großer Gott, wie öde, wie leer liegt plötzlich das Weltall vor mir mit ſeinen unzähligen Welten, wenn dieſe Welten nicht von einem liebenden Bewußtſein gehalten werden! Wie verächtlich ſind die Freuden der Erde, wie unerträglich deren Bürde, wenn nicht die liebende väterliche Hand Gottes ſie reicht. Warum lebt man denn da noch? Warum werden Kinder geboren, warum klopfen Herzen in Freud und in Leid, wenn es nicht auf den göttlichen Befehl eines liebenden Vaters geſchieht? — Warum all die Mühſeligkeit, wenn der Menſchheit nicht ein höchſtes und erreichbares Ziel vorgeſchrieben, eine höhere Beſtimmung vorgezeichnet iſt? — Ach, es iſt ſehr troſtlos gegen die Gründe eines Philoſophen zu ſtreiten, denen man nur Gefühle entgegenſetzen kann. Es iſt entſetzlich wenn man durchdrungen von der Wahrheit und Heiligkeit eines Glaubens, nicht Gründe findet ihn zu vertheidigen. — Das kann zum Fanatismus führen; man greift nach Feuer und Schwert; oder es führt zum Unglauben!«

Helene ſchreckte bei dieſen Gedanken zuſammen, als ſtünde ſie vor einem Abgrund. Jetzt gedachte ſie der ſchlafenden Kinder; das ſchien ihr eine willkommene Zerſtreuung. Sie ordnete die Decken und beleuchtete noch einmal die geliebten Züge. Das Angeſicht eines ſchlafenden Kindes iſt von Gottes liebender Vaterhand geſtempelt. — »Die Welt iſt doch gut und ſchön!« dachte die Mutter einen Augenblick. Dann ging ſie in's Zimmer zurück und verſchloß die Thür.

Auf einem kleinen Bücherbrette lag die Bibel, Helenens ſonſt ſo treue Gefährtin. Sie hatte ſie ſeit mehreren Wochen nicht aufgeſchlagen; jetzt ſchickte ſie ſich an darin zu leſen. »Es iſt ein ſchönes großes Buch,« ſagte ſie, »aber es zerſtreut meine Zweifel nicht mehr. Menſchenhände haben es geſchrieben, Menſchengeiſter es zuſammengeſtellt, es erdacht. — O Theodor, warum haſt Du mir das gethan, warum ſachtest du die Zweifel in meiner Seele an! Sie hatte des Traurigen doch genug zu tragen; warum nahmſt du mir meinen Glauben? Was konnteſt du mir ſtatt deſſen geben?« — »Liebe! Liebe!« antwortete ihre Seele auf dieſe ſelbſtgeſtellten Fragen, indem ſie die Hand an das ungeſtüm

Digitized by Google

pochende Herz legte; »das iſt ſehr viel; ob es aber Fluch oder Segen für mich iſt, — das iſt die Frage!«

Helene weilte jetzt einige Augenblicke in horchender Stellung. Sie hörte die Hausthür gehen; es war Mitternacht. — »Jetzt kommt er nach Hauſe, nun will ich zu Bett!« dachte ſie. Trotzdem blieb ſie noch lauſchend bis ein männlicher Schritt die Treppe polternd erſtieg und ein Zimmer im obern Stock betreten hatte; über ihrem Haupte hörte ſie heftig hin und herſchreiten.

»Er ſollte doch Ruhe ſuchen!« dachte ſie, »es iſt ſchon ſpät.«

»Gute Nacht, Helene!« rief plötzlich eine männliche Stimme vor dem Fenſter. Helene öffnete daſſelbe, um dieſe gute Nacht zu erwiedern.

»Warum biſt Du noch auf?« fragte Theodor.

»Du weißt, ich gehe nie eher zu Bette, als bis Du zu Hauſe biſt.«

»Da thuſt Du ſehr Unrecht, Helene.«

»Wollen wir uns nicht gleich ſtreiten von einer Etage zur andern?« erwiederte ſie ſcherzend.

»Du haſt Recht, die Vögel könnten darüber erwachen!«

»Und die boshaften Nachbarn,« ſetzte Helene hinzu. — »Gute Nacht!« flüſterten Beide, und Helene ſchloß das Fenſter. »O ja!« ſagte ſie zu ſich ſelbſt, »er gab mir viel, ſehr viel mir Armen, denn — er liebt mich!« —

Theodor war Helenens Verwandter und Jugendgeſpiele, er war ein jüngerer Bruder Bertha's und auch jünger als Helene. Sie hatte ihn als Kind oft beaufſichtigt, ſich herablaſſend mit ihm unterhalten. Seitdem hatte er nun ſtudiert, war gereiſt und kam in ſeine Vaterſtadt zurück; eine Anſtellung rief ihn dorthin. Die Schweſter Bertha hatte zwar vor der gefährlichen ungläubigen Freundin gewarnt; er hatte dazu gelächelt und verſichert, er wolle ſich ſeine Glaubensartikel ſchon bewahren. Die Warnung hatte zur Folge daß ſein erſter Beſuch bei Helenen war, daß er ſich nicht wenig freute als er im dritten Stock des Hauſes, deſſen zweite Etage ſie bewohnte, ein für ihn paſſendes Quartier fand. Er bezog es mit wahrem Entzücken, denn er war Helenen ſehr ergeben, und hatte trotz dem leichtſinnigen grundſatzloſen Leben, welches er führte, die Eindrücke der milden freundlichen Jugendfreundſchaft nicht vergeſſen. Theodor war auch gutmüthig, er ahnete die bleiche farbloſe Exiſtenz Helenens, das Leben ohne Erinnerung hinter ihr, das Daſein ohne Liebe vor ihr; es ſchnitt ihm durch die Seele, wenn er der Hoffnungen gedachte, wozu Helene in ihrer Jugend berechtigt geweſen; das Schickſal hatte ihr keine von den roſigen Verſprechungen gelöſt. Er wollte ihr ein Troſt, eine Freude ſein, und das wurde er ihr. Bei ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit war ſein Eintritt in den monotonen Familienkreis Helenens ein bedeutendes Ereigniß; er war wie der belebende Frühling, wie eine brennende Kerze, die man in die Dämmerung bringt; die Dämmerung weicht und es iſt hell. Auch der Kinder freute ſich Theodor. Bald daraaf wurde er krank und Helene pflegte ihn; ſie pflegte ihn mit der Sicherheit der Tugend, mit der Unwiſſenheit der Unſchuld und mit jener Eigenthümlichkeit des Frauenherzens welches liebt wo es leiden ſieht. —

Während der Geneſung des jungen Mannes brachten die Beiden manche Stunde mit einander zu und Theodor hatte alle Gelegenheit der Warnungen ſeiner Schweſter zu gedenken. Bertha mußte ſehr wenig Menſchenkenntniß haben, um zu glauben daß auf ihr Verbot Theodor religiöſe Geſpräche mit Helenen vermeiden würde, im Gegentheil, ſolche waren die erſten die er ſuchte. Theodor war ein geiſtreicher junger Mann, voll glänzender Einfälle und ſprudelnden Witzes; obſchon kein Freund vom Denken und Grübeln; er hing mehr oder weniger von dem Eindruck des Momentes ab. Mit ſeiner Schweſter Bertha war er zur Kirche gegangen, weil ſolches in ihrem Kreiſe Mode war; doch theilte er keineswegs ihre Anſichten in Glaubensſachen.

Er würde ſich nie eine Religion, nie eine Philoſophie ausgedacht haben, aber er hatte Collegia über Philoſophie gehört, er hatte ſich mit Fries, Schelling und Hegel beſchäftigt. In Paris, wo er ein etwas ausſchweifendes Leben führte, war es ihm recht bequem geweſen unter der Ägide der Philoſophie den chriſtlichen perſönlichen Gott nicht anzuerkennen, welcher tadelnd auf den Sünder herabblickt. Er glaubte zwar noch an einen Gott, doch an jenen großen Überall- und -nirgends welcher aus allen Augen ſieht, mit allen Ohren hört, an jenen Gott des großen Ganzen zu dem er ſelbſt gehörte, und auch dieſer Gott verſchwamm im unklaren Nebel ſeiner Phantaſie; er hatte ihn ja nicht durch eigenes Denken errungen, ſondern ihn fix und fertig erhalten von andern Denkern. Sollte er ihn Schöpfer und Erhalter des Weltalls, einen Geiſt nennen welcher will, oder eine Kraft welche muß? War es ein blindes oder ein bewußtes Schickſal, welches eingriff in Menſchen- und Weltenleben? War jeder Zufall der Wille eines perſönlichen Gottes? Oder Natur und Gott ein blindes Einerlei? Was war dann die

Digitized by Google

Welt, was das Leben? — Er entwickelte mit dieſen Zweifeln die Räthſel des Daſeins vor Helenen und ſuchte die verſchiedenſten Löſungen vor ihr zu entfalten. Er führte ſie durch alle Irrgänge der Philoſophie, er ſtellte Begriffe auf und baute darauf eine Kette von Schlußfolgerungen, er trug das Gebäude der chriſtlichen Kirche und aller Kirchen Stein für Stein ab, er ſtieß den chriſtlichen Glauben nicht geradezu um, aber er unterwühlte ihn. Er bewies ihr täglich da Unmöglichkeiten, wo ſie bis jetzt Gewißheiten geſehen; er ſtellte ſie auf einen Schutthaufen von Irrthümern und was er ihr aufbaute, konnte ſie um ſo mehr, da er ſelbſt unſicher tappte, nur halb begreifen. Oft ſchauderte es ihr bei ſolchen Unterhaltungen als ſtünde ſie an einem Abgrund, deſſen Tiefe ſie nicht ergründen konnte; oft ſchien ihr Geiſt in Nebel gehüllt, und die Lichtſtrahlen die ihr Theodor zuſchleuderte ſchmerzten ſie wie Dolchſtiche, ſie machten ihr den Eindruck des plötzlichen Sonnenſtrahls auf ein krankes Auge. Zu dem, was er ihr als wahr nannte, konnte ſie nicht ſagen: »Nein! Nein!« Er war das einzige Weſen das ſie nächſt ihren Kindern liebte. Konnte Theodor lügen? Sie hatte ihn in ihrer Seele ſo hoch geſtellt, daß er auch kaum irren konnte. — Zuerſt hatte Theodor Helenen den alten Begriff vom gewölbten Himmel zerſtört. Das Oben wo ſie Gott mit Chriſtus zur Rechten thronend wußte, dort wo ſie einſt als ſeliger Engel exiſtiren wollte, dort hatte ja Kopernikus ſchon und ſeitdem ſo mancher andere Gelehrter eine unendliche Welt voll Sterne und Welten hingezaubert. Theodor wollte nicht nach dem Erdenleben dereinſt unter naſſen Wolken ſich herumtreiben, nicht riskiren daß ein Komet ihn wie eine dahindonnernde Locomotive überfahre; er wollte nicht verſchlagen werden in irgend ein Planenſyſtem. In Abrahams Schooß ſollte ſich nun Helene gar nicht ſetzen; das Bild war ihm viel zu widerwärtig um ihr den Glauben an eine Verwirklichung zu laſſen. Aber Theodor hatte Helenen auch ihren Gott genommen, den Gott ihrer Kindheit, den Gott ihrer Jugend, der ſie im Unglück geſtärkt, im Kummer getröſtet, dem ſie gewohnt war für ihre ſeltenen Freuden zu danken. — Was hatte das freilich jetzt zu ſagen? Helene konnte jetzt dieſen Gott entbehren, denn Theodor war der den ſie in Liebe anbetete; wozu brauchte ſie jetzt eines höhern Gottes? Sie würde ja an Theodors Seite doch nichts mehr erbeten haben; gab ihr doch Theodor alles, was ſie ſeit Jahren vergebens erfleht hatte, was ihr bis jetzt verſagt geweſen war, ein Herz voll Liebe! Ja, ſie fühlte daß er ihr mit ganzer Seele ergeben ſei. Sein Auge hing an dem ihrigen, ſein Leben drehte ſich ganz um das ihrige; er war ganz Dank für alles was ſie für ihn gethan, er war ganz Liebe, Vertrauen und Hingebung. Freilich bot die kleine Stadt, ſelbſt als er geneſen war, wenig Zerſtreuung. O! wie that Helenen dieſe in ihrer Nähe athmende Liebe ſo wohl, ihr bleiches, mattes Daſein erhielt ein Farbe — die Farbe der Freude, und immer mehr ſtrebte ihr reger Geiſt, welcher ſich bis dahin nur die Aufgaben geſtellt hatte, die Offenbarungen und die Pflichten des Lebens zu verſtehen, dem männlichen Verſtand des Freundes bis auf die ſteilen Höhen der Philoſophie zu folgen. Vom Baum der Erkenntniß fiel bald die eine bald die andere Frucht ihr zu, bald dieſe bald jene Theorie entfaltete ſich vor ihr. Wie in einer geiſtigen Turnanſtalt entwickelte ſie Kräfte; ſie erreichte nichts, aber ſie lernte klettern, ſie wußte nicht wie hoch ſie geſtiegen war; — wer konnte das ihr ſagen? — ſie wußte nur daß ſie nicht ſtillſtehen könne in ihrem Denken. Alles Denken iſt aber ein Auflehnen gegen das Beſtehende und Gedachte, es iſt eine Revolution gegen Vorurtheile und hergebrachte Gewohnheiten, ein Aufräumen der alten Rumpelkammer des Geiſtes. Aber während es antediluvianiſche Knochen zuſammenfügt und ihnen Leben einhaucht, wirft es heilige Reliquien zum Fenſter hinaus. Die Gedankenbewegung und nicht der Gedanke iſt das Hauptprincip der neuen Philoſophie. Man meint immer neue Welten zu entdecken während man die alten verſchüttet. Das Chriſtenthum ſtürzte Theodor zuerſt in Trümmern, um es unter Trümmern zu vergraben. Er bewies ihr endlich mit Feuerbach daß das Weſen des geiſtigen Gottes oder das Weſen der Natur im Jenſeits vorgeſtellt ſei. »In der Religion,« ſagte er, »macht der Menſch ſein Weſen objectiv, er macht ſein eigenes Weſen zum Gegenſtand der Anſchauung und findet darin ein fremdes; ſein Gott iſt nichts als der Menſch jenſeits der Wirklichkeit gedacht, ihm legt der Menſch die eigene Eigenſchaft bei, als Rache, Haß u. ſ. w. Daher entſtehen Fanatismus und alle andere Gräuel der Religion, die inhumane Gottheit und die aufgeopferten Menſchen. Der Gläubige ſchlachtete, verbrannte und marterte ehedem den Nebenmenſchen und verachtet ihn jetzt noch als Sünder, wenn er nicht glaubt wie er.« — »Die Chriſten,« ſagte er weiter, »haben ihren weiſen und despotiſchen Gott von den Juden geerbt, deshalb hat ſich das Chriſtenthum auch mehr als andere Religionen mit Verbrechen beſchmutzt. Er verſicherte mit Strauß: die ganze Fülle der Idee von

Digitized by Google

der Gegenwart Gottes in Chriſto ſchütte ſich niemals in das einzelne Exemplar, ſondern immer nur in der Gattung aus. Die Menſchheit nannte er die: realiſirte Gottheit — und die Gottheit? was war ſie? Hegel bezeichne ſie als den »abſoluten Geiſt,« der in jedem Menſchen wohne, und deſſen Exiſtenz Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt. « —

»Sollte dies wirklich die Gottheit ſein, die ſich alſo zerſplitterte, — oder nur ihre Fußtapfen, ihre Spuren wodurch ſie ſich vom Menſchen ahnen läßt?« dachte Helene. — Sie folgte indeß Theodor's lebhaften Vorträgen mit der Aufmerkſamkeit einer liebenden Frau. Oft verſtand ſie ihn nicht, aber immer bewunderte ſie ſeine Rede und ließ vor der ſtaunenden zitternden Frauenſeele ſich die verſchiedenſten Philoſophien und deren Ergebniſſe darthun und erklären. Bald zeigte er ihr die Gottheit als eine heilige geiſtige Flamme welche das ganze Weltall erleuchtet und erwärmt. Das geiſtige Element oder das Element des Geiſtes, des Schöpfers eigentliches Weſen, theilte ſich den Geſchöpfen mit, dem einen war es verſchwenderiſch zugemeſſen, dem andern kärglich, je nach den großen oder geringen Vollkommenheiten der Organiſation. Vor Helenens geiſtigen Augen ließ er ganze Proceſſionen von Geſchöpfen vorüber ziehen, manche wie Altarkerzen hellleuchtend, andere wie eine Öllampe beſcheiden glimmend, hoch aufflammend die denkenden Menſchen und düſter flackernd Thiere und Pflanzen. Die Eintagsfliege hatte nur ein Fünfchen erhalten, welches ſchnell erliſcht. Alles Erſchaffene hatte ſeinen Antheil am Geiſt, alles empfing ihn von der großen Geiſtesflamme der Gottheit, welche darum nicht kleiner ward, ebenſowenig als das Feuer ſich verringert an welchem man Kerzen anzündet. Aber dieſe Gottheit, dieſe Geiſtesflamme war ja das Leben, nichts weiter als das Leben, welches verliſcht wenn die Organiſation ausgebrannt, das Brennmaterial verzehrt iſt.

»Auch ich werde verlöſchen!« dachte Helene, »aber nur nicht jetzt, ſo lange meine Kinder noch nicht herangewachſen ſind, ſo lange Theodor mich noch liebt!« Von dem Augenblicke an, wo ſie die lieben Kleinen nicht in einem väterlichen Schutze Gottes hinterlaſſen konnte, wuchs ihr Herz feſt an das Erdenleben. — Ein ander Mal verſicherte Theodor Helenen daß ſie und er ſchon vor der Sündfluth dagewesen und während der Sündfluth, daß ſie noch andere Sündfluthen erleben würden, nie die Erde verließen, immer wieder von neuem auferſtänden, nur in anderer Geſtalt, in der einen ausruhend von den Beſchwerden der andern. Wie furchtbar erſchien das Helenen, ſo bittere Erfahrungen in dieſer Welt machen zu müſſen ohne ſie zu nützen. Sie hatte ein Jenſeits beſeſſen, wo ihr Vergeltung winkte, Lohn für die getragene Schickſalsbürde, und dieſes Jenſeits gab ſie hin. Was hatte das zu ſagen, wenn ſie mit Theodor im Diesſeits unterging und wieder mit ihm auferſtand; wenn nur daſſelbe Weltall ſie umfaßte, wenn ſie nur nicht von ihm getrennt ward.

So lebte Helene in der Aufregung einer Leidenſchaft, welche bei der tugendhaften, in ihrem Handeln ſo ſtrengen Frau eine Gefühlsgewalt annahm, die ihr das Glauben, Lieben und Hoffen ihrer Jugend auf Momente entbehrlich werden ließ, ohne doch in Momenten der Einſamkeit ihren ſchmerzlichen Kampf, ihr inneres Ringen, ihre Glaubensbedürftigkeit ganz aufheben zu können. —

Helene hatte in der kleinen Reſidenz, wo ſie lebte, früher den Hof beſucht. Jetzt, bei den geſchwundenen Vermögensumſtänden, mit der ihr ſo eigenthümlichen Energie, hielt ſie ſich dem Hof, wie jeglicher Geſelligkeit fern. Theodor konnte ſich den Freuden und Anſprüchen der kleinen Reſidenz nicht entziehen; ſeine Stellung brachte das mit ſich. Mit Zittern ſah nun Helene den jungen Mann in glänzender Uniform nach jenen Sphären ſich begeben, wo er ſo ſehr gefallen mußte — und Frauen fand, die ihm leicht beſſer gefallen konnten als ſie, die Alternde, Ernſte, Vielgeprüfte. Wenn er dann mit gewohnter Innigkeit zu ihr nach Hauſe kehrte, da war ſie ſo dankbar gegen Gott, d. h. ſie ſchlug noch aus alter Gewohnheit das Auge gen Himmel auf; aber ihre Dankbarkeit galt nur dem Freunde.

Theodor hatte ſchon manche Neigung erlebt, doch keine hatte ihn ſo lange beſchäftigt, wie die zu Helenen. Es lag etwas ſo Heiliges in ihrem Weſen, etwas Unnahbares, eine ſo ernſte Frauenwürde, daß der Ungeſtüme bei ihrer Berührung ſanft werden mußte, in ihrer Gegenwart alle Leidenſchaft ſchwieg. Hatte er vielleicht im Stillen gehofft, indem er ihre Religion hinwegphiloſophirte, indem er ihr den zürnenden, ſtrafenden Gott hinwegräumte, ſie würde auch die übrigen Schranken und Pflichten niederreißen? Denn wo es nur ein menſchliches Geſetz zu übertreten gilt, da meinte er, brauche nur das menſchliche Auge gemieden zu werden, da wäre nur die Strafe des Geſetzes, die der geſelligen Vorurtheile zu fürchten und zu vermeiden. Helene war aber, je mehr ſie der geoffenbarten Religion fern gerückt wurde, um ſo gewiſſenhafter geworden. Der Gott, welcher nicht ſtraft, kann auch nicht verzeihen! Sie hatte das Bedürfniß, mit ſich ſelbſt in

Digitized by Google

Frieden zu leben. Das war nur möglich indem ſie das Rechte that und über das was recht ſei, wurde ſie täglich ſtrenger und feſter. Aber ſie ward auch unglücklicher, weil ſie das was ſie für Recht erkannte, die heilige Scheu vor dem Geſetz und Herkommen, auch den Begriff von der Pflicht einer Hausfrau und Mutter in ihrem Herzen gefährdet ſah. Alles was die Tugend einer Leidenſchaft durch ſtilles Denken und Reflectiren entgegenſetzen kann, alle jene Wälle von Grundſätzen, Maximen, Redlichkeit und weiblicher Zaghaftigkeit, baute ſie langſam in ſich auf; es ward ihr nach und nach immer klarer daß ſie ſich von Theodor trennen müſſe. Das ſchrieb ſie ihm, als er eines Tages auf kurze Zeit verreiſen mußte, noch in derſelben Viertelſtunde nachdem er von ihr Abſchied genommen.

Helene war in der Stadt, wo ſie wohnte, allgemein geachtet; kein Hauch hatte je den reinen Spiegel ihres Rufes gefährdet. Aber der Heiligenſchein der öffentlichen Meinung iſt kein ſicherer Beſitz, er wird nur periodenweiſe verliehen, nicht lebenslänglich angewieſen. Über Theodor's und Helenens Verhältniß wurden Bemerkungen gemacht, von denen Beide nichts ahneten und denen ſie deshalb immer mehr Stoff gaben. Briefe verkündeten nach Berlin was die kleine Stadt von Haus zu Haus trug, und Bertha nahm mit ſchmerzlichem Triumph die Verdächtigungen auf. »Habe ich es mir doch gedacht!« ſagte Bertha, »wer keine Religion hat, hat auch keine Tugend.«

Bertha's Gatte bekleidete jetzt einen bedeutenden Poſten. Seine fromme conſervative Geſinnung hatte ihn deſſelben würdig gemacht, er konnte jetzt andere befördern und ihnen zu Stellen verhelfen. Eine Aſſeſſorsſtelle war zu vergeben; Bertha ſchlug ihren Bruder dazu vor. Das war ein Wink Gottes um Theodor zu retten, und Theodor empfing den Antrag jener von ſo Vielen gewünſchten Stelle. Helene war ohnmächtig geworden als ihr Theodor dieſen Brief mittheilte. Es war ihr geweſen als bräche ihre Exiſtenz auseinander. Eine Thränenfluth war dem Erwachen gefolgt und Theodor hatte an dieſen Thränen, an dieſer Ohnmacht erkannt wie heiß er geliebt war. »Nein, ich verlaſſe Dich nicht,« hatte er geſagt, »ich verlaſſe auch nicht den hieſigen Dienſt. Was brauche ich eine glänzende Laufbahn zu machen, wenn ich hier glücklich ſein kann!«

»Er iſt hier glücklich?« jauchzte Helene ſtill für ſich. »Aber wird er es wohl auch immer hier ſein?« fragte ſie ſich kleinlaut gleich im nächſten Augenblick. Sind wir denn glücklich? Kann es je beſſer, je anders werden zu einer wirklichen Begründung unſeres Glücks?« — Sie dachte eine ganze Nacht darüber nach, einen ganzen Tag und dann abermals eine Nacht. Darauf nahm ſie Abſchied von Theodor auf einige Tage. Er war zur Jagd auf ein benachbartes Gut eingeladen; dort, meinte ſie, habe er Zerſtreuung genug um einen traurigen Eindruck zu überwinden; dorthin ſchrieb ſie ihm einen Brief der Entſagung, von dort aus ſolle er auch Bertha ſchreiben und ihre Vorſchläge annehmen, ſeinen frühern abſchläglichen Brief widerrufen. Sie hatte ſich das Alles mit der Selbſtmarter einer edlen Seele aufgelegt und durchdacht. Theodor ſollte mehrere Tage fortbleiben; bis zu ſeiner Rückkehr hatte ſie Zeit ſich zu faſſen. Sie ging in ſein Zimmer, um dem Getümmel des häuslichen Kreiſes zu entfliehen, dort war ſie allein und ungeſtört. Das verlaſſene Gemach des Geliebten iſt für die Liebende beinah eben ſo ſchmerzlich wie ſeine Leiche; die Züge ſeines thätigen vielſeitigen Charakters; aber Alles war leer und todt. Sie weinte heftig. Da trat er plötzlich ein. Er war ſchon an demſelben Abend zurückgekehrt, als er ihren Brief erhalten, war ſofort aufgebrochen und ſtand vor der bleichen, in tiefe Seelentrauer verſunkenen Frau.

(Beſchluß folgt.)

Ritter Scharff von Scharffenſtein, der Plagiator.

Eine dramaturgiſche Epiſode von **Karl Gutzkow.**

Es mag oft vorkommen daß Bühnenvorſtände die ihnen eingeſandten Stücke von unbekannten deutſchen Dichtern nicht leſen. Meiſt aber geſchieht es doch, daß man mit eilendem Blick die erſten Scenen durchfliegt. Feſſeln dieſe, ſo lieſt man weiter, der Autor mag auch noch nie genannt, von Niemanden empfohlen worden ſein.

Anders ging es den Bühnenvorſtänden ſeit einem Jahre mit einem Dichter, Namens Herrmann Scharff von Scharffenſtein. Man kannte ihn nicht, aber er bereiſte alle Theater, in Perſon ſtellte er ſich allen Hoftheaterintendanten vor und überreichte Empfehlungsbriefe von den einflußreichſten Namen. Er verſprach überall, Stücke zu liefern „ohne liberale Tendenzen“ und eröffnete eine Reihe von Dramen die er den Bühnen in Ausſicht ſtellte, mit einer Tragödie, die unter dem Titel: „Johanna die Erſte, Königin von Neapel, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Herrmann Scharff von Scharffenſtein“ auch bereits in Düſſeldorf und Hannover gegeben und laut Zeitungsberichten mit großem Beifall aufgenommen worden iſt.

Digitized by Google

Den letzteren verdient diese Tragödie. Sie iſt kein Gedicht, kein inſpirirtes Seelengemälde, aber eine wirklich darſtellbare, praktiſche, ſcher geformte dramatiſche Combination. Es iſt Handlung und Spielaufgabe in dieſen Scenen enthalten, die nicht zu viel, nicht zu wenig geben. Wohl kann man erklären, wie ſich nunmehr ſchon viele andre deutſche Bühnen, beſonders die, welche die „Tendenzen“ nicht lieben, rüſteten, dieſe Johanna auf ihr Repertoir zu bringen.

Plötzlich verlautete von Dresden aus, dieſer Scharff hätte ſich mit fremden Federn geſchmückt; ſein Stück wäre eine franzöſiſche Ueberſetzung. Es muß dies ein bitter Schlag für einen Mann geweſen ſein, der ſeit einem Jahre auf ſeinen Original-Dichterruhm hauſiren reiſte, ein Portefeuille voll hoher Empfehlungen hatte, vor dem Düſſeldorfer und Hannöverſchen Parterre, das ihn hervorrief, ſich ehrerbietig verneigte und in vollkommenſter Sicherheit ſchon an die Unkenntlichmachung andrer franzöſiſcher Stücke ging; denn ſo läßt ſich am beſten ſeine originelle Induſtrie bezeichnen. Statt aber beſchämt, beſtürzt vom Schauplatze zu verſchwinden, gibt er eine kühne Erklärung voller Angriffe und Schmähungen gegen den, der ihn entlarvt hatte, (Siehe Voſſiſche Zeitung Nr. 51 Düſſeldorfer Zeitung vom 7. März) und bleibt bei der unerſchütterlichen Behauptung, „die unparteiiſchen Beſähigten ſollten entſcheiden, ob nicht die Tragödie „Johanna“ durch die ſorgfältig gefeilte Sprache und durch ihre ganze Form und Geſtalt ſein Eigenthum wäre.“

Da alſo dieſer verblendete Mann auf ſeiner kühnen Täuſchung des öffentlichen Vertrauens beſteht, ſo will ich den „unparteiiſchen Beſähigten“ einfach den Sachbeſtand vorlegen. Herr Scharff, Verwandter der Scharff'ſchen Familie in Frankfurt am Main, die eine bürgerliche iſt und den Herrn Scharff von Scharffenſtein anzuerkennen wenig Neigung hat, war mir bei früherer Begegnung zu ſehr als literariſcher Schwächling und impotenter Dichter und Trachter bekannt geworden, als daß ich ihm ein ſo geſchloſſenes, praktiſch bühnengerechtes Werk, wie dieſe „Johanna“ zutrauen konnte. Bei einer Stelle ſeines Manuſcriptes:

> Semiramis des Südens! Sprich, wo iſt
> Dein Gatte? Träumſt du in des Ehbruchs Bett
> Vom ſchönen Ninus? ha, du haſt umſonſt
> Verborgen dein Verbrechen in der Erde!

fiel mir der Ausdruck „Semiramis des Südens!“ auf. Semiramis des Nordens iſt Catharina II. und ſiehe da, das ganze Süjet des Stückes paßt auf die ruſſiſche Geſchichte von Peter dem Dritten und dem Prinzen Iwan. In einem Drama, das am 25. Mai 1841 zu Paris auf dem théatre français gegeben wurde, Cathérine II. par Hippolyte Romand, findet ſich denn auch wirklich:

> Sémiramis du Nord, où donc est ton époux?
> Rêves-tu de Ninus dans ta couche adultère?
> Envain as-tu caché ton crime dans la terre.

Die liſtige Spekulation des Herrn Scharff war nun die: Er ſuchte nach einer Königin die in dem Rufe ſtand, ihren Gemahl ermordet zu haben. Glücklicherweiſe für Hrn. Scharff haben das mehrere Königinnen gethan. Herr Scharff iſt der Einzige, der ſich bei den gekrönten Mörderinnen der Geſchichte zu bedanken hat. Er fand Johanna von Neapel. Neapel und das vierzehnte Jahrhundert iſt cenſurfähig und ſo ſtempelt er ſich eine Geſchichte Neapels, die ihm möglich machte den Iwan des franzöſiſchen Originals in einen Heinrich von Ungarn zu verwandeln, Beſtuſcheff in einen Orſino, den Mörder Orloff in einen Grafen Cocia, Panin in einen Johann von Caſerta, Auguſte von Holſtein in eine Conſtanze von Durazzo, Petersburg in Neapel, die Veſte Schlüſſelburg in das Caſtelnuovo, die Newa in das Meer, die Kälte in die Hitze, den Norden in den Süden. Iſt das nicht ſehr talentvoll, dieſes Falſchmünzerkunſtſtück? Wir empfehlen Herrn Scharff unſerm Giacomo Meyerbeer, wenn er das ſchleſiſche Feldlager in's Ruſſiſche übertragen laſſen will. Schade, daß die Hugenotten in Oeſtreich ſchon die Ghibellinen in Piſa geworden ſind; Herr Scharff wäre der Mann dazu den delikateſten Cenſurrückſichten mit der durchtriebenſten Schlauheit entgegenzukommen.

Die Vergleichung der nachſtehenden Fragmente die wir ohne Wahl blindlings aus beiden Stücken herausnehmen, wird den „unparteiiſchen Beſähigten“ viel Vergnügen verurſachen. Herr Scharff ſitzt auf der einen Seite, Hippolyte Romand auf der andern; Dieſer dichtet 1844 ſeine Catharine, Jener ein Jahr darauf ſeine Johanna. Was ſind die Süjets nur auch ſo ähnlich? Was kann Herr Scharff dafür, daß er immer rechts hinüberſchielt nach der Catherina und Vers für Vers gefangen liegt in den Banden des ſo ähnlichen Süjets und nichts kann, als für jeden Alexandriner einen fünffüßigen Jambus ausſpielen? Aber ſchlimm! Auch die Scenen folgen ſich, hier wie dort, die Akte ſchließen da ſo wie hier, keiner ſpricht mehr als der Andre, Cocia weiß nichts mehr und nichts weniger als was Orloff weiß, Orſino iſt ſo dumm, daß er nichts ſagt, als was er von Beſtuſcheff gehört hat. Die Welt hat ſich umgekehrt. Italiäner lernen von den Ruſſen, ſogar die Bedienten und Pagen in Italien lernen von Ruſſen; denn bei Scharff thun die Bedienten und Pagen Alles, was ſie bei Hippolyte Romand thun. Aber nicht bloß die Perſonen ſind ſo ſklaviſch, ſo unterwürfig, ſo ihrem ruſſiſchen Urſprung treu, auch der Dichter wird ruſſiſch und plaudert in ſeinen Parentheſen, in ſeinen Spielandeutungen Alles nach, was der Franzoſe nach Petersburg verlegt hat. Oeffnet ſich bei Romand eine Thür, ſo öffnet ſie ſich auch bei Scharff. Meldet ein Page bei Romand, meldet er auch bei Scharff. Auch die Dekorateure, die Lampenanzünder, alle haben daſſelbe zu thun. Dämmerung bei Romand iſt Dämmerung bei Scharff, Nacht bei Jenem iſt Nacht bei Dieſem. Kurz, man vergleiche dieſe Stücke in folgenden Proben!

Scharff von Scharffenſteins' Johanna von Neapel.

Erſter Aufzug.

Großer Saal im königlichen Palaſte. Im Hintergrunde drei Thüren, die auf eine offene Gallerie gehen. Links vom Zuſchauer die Privatgemächer der Königin. Rechts Vorzimmer der Garde.

Cathérine II. Tragédie par Hippolyte Romand.

Acte premier.

Salle du palais impérial; portes et croisées au fond, donnant sur une galérie. A gauche du spectateur les petits appartements de Cathérine. A droite l'appartement du chambellan de service Orlof.

Digitized by Google

Erster Auftritt.

Orsino. Coscia.

Wenn der Vorhang aufgeht, ist die Bühne leer. Orsino tritt durch die Mitteltüre von der Gallerie herein und geht grade auf die Thüre zu, welche zu den Vorzimmern rechts führt. Coscia erscheint in diesem Augenblick an der Thürschwelle.

Ors. Seid mir gegrüßt, Graf Coscia.

Cosc. Wie, schon auf, Graf von Orsino?

Ors. Wenn so matt man ist, wie ich, so schläft man
schlecht, doch bin ich stets
Bereit zum Dienst, in dem ich schon ergraut,
Zu welcher Stund' die Königin auch befiehlt,
Vergnügen nicht noch Ruh' hält mich zurück.

Cosc. Ein wichtiger Gegenstand vereint uns heute.

Ors. Wenn Ihr erlaubt, Graf, frag' ich Euch: Was
ist's?

Cosc. Geheimnißvoll um mich zu überraschen.

Ors. Was wir nur ahnen, wird Caserta wissen.

Cosc. (zeigt auf Caserta, der in die Gallerie eintritt.)
Seht, Graf Orsino, Euer bester Freund.

Ors. Und Euer Nebenbuhler, edler Coscia.

Cosc. Noch weniger der meinige als der Eu're.

Ors. Die Lieb' die Macht? Ich gab längst beide hin;

Doch nein, sie flohen mich in dem Pallast,
Wo Schönheit nur regieret und entscheidet.

Cosc. Ihr seid, Herr Graf, nur immer zu bescheiden.

Ors. Caserta, so wie Ihr ist zu beneiden;
Mög Euch das Spiel zu einem Ziele führen;
Doch hütet Euch vor ihm.

Cosc. Ihr irrt Euch sehr,
Casertas Abgott ist die Herrschermacht.
Nur Euer Nebenbuhler ists — habt Acht! —
u. s. w. u. s. w. den ganzen Akt bis zum Schluß.

Zweiter Aufzug.

Der Vorsaal zu Heinrichs Gefängniß im Castel Nuovo. Im Hintergrunde eine Thüre welche auf eine Gallerie mit der Aussicht auf das Meer führt. Rechts und links eiserne Thüren, die nach dem Innern der Gemächer führen.

Erster Auftritt.

Wenn der Vorhang aufgeht, ist die Thüre im Hintergrunde offen. Coscia im Costüm eines gewöhnlichen Soldaten allein.

Cosc. Noch schneller als Orsino und die Königin
Fand ich den Weg vom Schloß nach Castel Nuovo.
Gut so, da kann ich selbst die Wache halten.
Ich gab mich aus für einen der Soldaten,
Es glückte und ich bin bereit zu Allem.
Zu Allem, mag es werden, wie es will! (Nach dem Hintergrund blickend.)
Da kommt der Kommandant, mit ihm der Sohn
Des Gouverneurs, der Page bei dem Prinzen.

Zweiter Auftritt.

Fregose. Urban. (von der linken Seite kommend.)

Freg. (rauh und befehlend zu Coscia.)
Laßt uns allein.

Scène I.

Bestuschef. Orlof.

Quand la toile se lève, la scène est vide. Bestuschef entre par la porte du milieu, au fond; il se dirige vers la porte du chambellan de service, à droite. Orlof paraît sur le seuil de cette porte.

Best. Salut au Comte Orlof.

Orl. Vous êtes matinal,
Monsieur de Bestuchef.

Best. A mon âge on dort mal.
Aussi quand la Czarine à son lever m'appelle,
Ni plaisir, ni repos ne retarde mon zèle.

Orl. Quel intérêt pressant vous convoque aujourd'hui?

Best. Si Monsieur le permet, je le saurai de lui.

Orl. Vous faites le discret, afin de me surprendre.

Best. Ce que nous ignorons, Panin va nous l'apprendre.

Orl. désignant Panin qui passe dans la galerie.
Monsieur le chancelier, voici votre ennemi.

Best. Voici notre rival, Monsieur le favori.

Orl. Panin est encore moins mon rival que le vôtre.

Best. L'amour et le pouvoir? j'ai quitté l'un et l'autre,
Ou plutôt, dans un lieu où règne la beauté,
L'un et l'autre à la fois dès longtems m'ont quitté.

Orl. Pour un Feld-maréchal, c'est trop de modestie.

Best. Non, à vous, Panin, je cède la partie.

Orl. Le plaisir est mon Dieu, le pouvoir est le sien.
C'est donc votre rival encor plus que le mien.

Acte deuxième.

Appartement octogone, attenant à la prison d'Ivan. Au fond une grande porte-balcon, s'ouvrant sur une galérie qui donne sur la Newa. Autres portes à droite et à gauche, conduisant dans l'intérieur de la prison.

Scène I.

Quand la toile se lève, la porte du fond est ouverte. Orlof en costume militaire, est seul en scène.

Orlof. seul.
Plus prompt que la Czarine et que le Chancelier,
Bien me voilà de garde auprès du prisonnier
Pour un de mes soldats j'ai su me faire prendre
Et m'introduire ici, prêt à tout entreprendre.
(regardant au fond.)
Des gardes du château; voici le commandant,
Et le fils de Sombreuil, page du prétendant.

Scène II.

Vazili. Fédor, Orlof.

Vaz. (entrant du fond, à Orlof brusquement.)
Laissez-nous.

Digitized by Google

Cosc. (leise indem er sich der zweiten Thür rechts naht.)
Auch er ist ein Verräther!
Es ist mir sein Gesicht schon längst bekannt. (ab.)

Freg. (zu Urban mit sanftem Ton.)
Ist's nicht die Stunde, Urban, wo Prinz Heinrich
Besuch empfangen darf von seinen Freunden?

Urb. (auf die erste Thür rechts zeigend.)
Da ist der Prinz.

Freg. (bei Seite.)
Nur Muth! jetzt wollen wir
Sein Herz erforschen und in dem Gesang'nen
Den König wecken. (laut zu Urban auf den Prinzen zeigend.)
Wie so bleich er ist!

Urb.
Er leidet, dennoch trägt er stolz sein Schicksal,
Und keine Klag' entströmt den blassen Lippen.
u. s. w. den ganzen Akt hindurch.

Ueberschlagen wir den dritten Akt, der Wort für Wort wie alles Uebrige übersetzt ist.

Vierter Aufzug.

Zimmer im königlichen Pallaste; im Hintergrunde eine Flügelthüre, rechts und links eine einfache Thüre; durch die Mittelthür gewahrt man die Wachen an der Brüstung einer Steintreppe, welche abwärts führt.

Erster Auftritt.

Urban. Der Gouverneur.

Die Königin liebt ihn trotz jener Kälte,
Zu der sie sich gezwungen. Ja es scheint,
Als ob bei diesen vielen Hindernissen
Die Liebe nur noch wechselnd sich erstarke.
Und weil sie den Verbannten also liebt,
Vergiebt dem Prinzen sie, der sie beleidigt.
Indeß schwankt sie noch immer hin und her,
Und scheint geneigt in ihrem Zorn zu strafen.
Sie zaudert nur, bewacht ihn unterdessen
Ihm ihren Pallast als Gefängniß bietend.
Da ist er! Wird er sich entscheiden, ihr
Der Königin die Hand zu reichen? Doch
Ich frage noch, denn er liebt ja Constanze,
Und Niemand hat bis jetzt ihn noch enttäuscht;
Fregose, der ihn hütet und für ihn
Mit manchen Andern Plane schmiedet weiß nicht
Daß sie bisher nur für Constanze galt. u. s. w. u. s. w.

Dritter Auftritt.

Fregose. Heinrich.

Heinr. (Fregose an der Mittelthür gewahrend.)
Was sehe ich? Fregose?

Freg. (Auf der Thürschwelle.)
Hoheit, hier
Bin ich wie dort der Kommandant der Wache.

Heinr. Bevor die Freunde mich befreit, hab ich
Den Kerker wechseln müssen.

Freg. (näherт sich.) Muth mein Prinz
Ihr seid derselbe noch, ich ebenfalls
Und was man dort gewollt, führt hier man aus.

Heinr. Auf welche Weise?

Freg. Seid Ihr hier allein?

Heinr. Ich bins, sprich ohne Furcht.
u. s. w. u. s. w. wiederum bis zum Aktschluß.

Ori. (à part en se retirant par la seconde porte de droite.)
On dirait que cet homme est un traître.

Vaz. (à Fédor avec douceur.)
Fédor, n'est ce pas l'heure où l'on voit votre maître?

Féd. (indiquant la première porte à droite qui s'ouvre.)
Voici le Prince.

Vaz. (à part.)
Allons il faut tenter son coeur,
Et dans le prisonnier reveiller l'empereur.
(Haut à Fédor, en montrant le prince)
Il paraît sans regrets, comme sans espérance
Serait-ce l'orgueil ou de l'indifférence?

Féd. Il souffre hélas, mais calme et doux envers le sort,
Nulle plainte jamais de ses lèvres ne sort.

Acte quatrième.

Au palais impérial. Salon carré; porte battante au fond, porte simple de chaque côté. Gardes dans le corridor du fond. Huit heures du matin.

Scène I.

Fédor. Sombreuil.

Malgrès ses fiers dédains, la Czarine l'adore.
Par l'obstacle irrité, son amour croit encore.
Et fidèle au captif qui l'aime obstinément,
Elle pardonna au prince en faveur de l'amant.
Aussi prête à frapper, elle hésite, elle pleure.
Au prince elle a donné son palais pour demeure.
Comme un geolier jaloux elle veille sur lui.
Il est là. Voudra-t-il l'épouser aujourd'hui?
Pour moi, j'espère encore contre toute espérance.
Il adore Auguste, grâce à son ignorance
Nul ne peut sur ce point éclairer sa raison.
Vazili — qui le garde et conspire en son nom
Ignora qu'Auguste cache l'impératrice.

Scène III.

Vazili, Ivan.

Ivan (apperceyant Vazili à la porte du fond.)
Que vois je? Vazili?

Vaz. (sur le seuil de la porte.)
Dans ce poste d'honneur,
Je commande aux soldats qui gardent Monseigneur.

Ivan. Avant que nos amis l'aient tiré d'esclavage
Le captif a changé de prison.

Vaz. (avançant en scène.) Mais courage!
Le captif est le même et le gardier aussi:
Ce qu'on ent fait ailleurs, on peut le faire ici.

Ivan. Comment?

Vaz. Etes vous seul?

Ivan. Oui, vois... Parle sans crainte.

Digitized by Google

Fünfter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration wie im vorhergehenden Aufzuge. Kleiner viereckiger Saal; Flügelthür im Hintergrunde. Eine Thüre zur Rechten, eine zur Linken. Es iſt eilf Uhr Abends. Die Wachen an der Brüſtung der Steintreppe ſind verſchwunden.

Erſter Auftritt.

Goëcia kommt durch die Flügelthür, begegnet auf die Thüre rechts zugehend dem Grafen Orſino.

Goëc. Wie! Ihr zu dieſer Stunde hier, Herr Graf?

Orſ. Ich? ich erwartete den Grafen Goëcia.

Goëc. Zufall führt uns an Heinrichs Thür zuſammen.

Orſ. Daſſelbe Intereſſe lenkt uns beide.

Goëc. Seit langer Zeit glaubt' ich daß unſre Wege,
Sich ſtets getreunt...

Orſ. Heut' aber iſt der Eure
Der einzige Weg, den ich betreten kann.
u. ſ. w. u. ſ. w.

Fünfter und letzter Auftritt.

Johanna, Goëcia, Orſino und Gefolge. Später der Gouverneur. Zuletzt Heinrich und Urban.

Orſ. (tritt zuerſt durch die Mittelthür im Hintergrunde ein.)
Hoch lebe unſre Königin Johanna!

Goëc. (verſchließt die kleine Thüre zur Rechten durch die Heinrich abgegangen und ſtellt ſich davor.)
Sie lebe hoch! doch Tod dem Prätendenten.

Joh. (ſteigt die Stufe der hohen Treppe hinauf und ſpricht zu ihrem Gefolge.)
Gnade gewähr' ich, Freunde, den Beſiegten.
Wir wollen großmuthsvoll an ihnen handeln.
(zu Goëcia.)
Wo iſt der Prinz?

Goëc. (bleibt unbeweglich vor der Thüre.)
Man führte ihn davon.

Joh. (zum Gefolge.)
Als Sieg'rin kam' ich her, um ihn zu retten.
(zu Orſino.)
Eilt, rettet eh es ſchon zu ſpät!

Gouv. (aus dem Hintergrunde kommend.)
Mitleid! Gerechtigkeit! Königin! u. ſ. w.

Acte cinquième.

Même décoration qu'à l'acte précendent. Petit salon carré. Porte battante au fond. Une porte à gauche, deux à droite, onze heures du soir.

Scène I.

Orlof entre par la porte du fond. Il se dirige vers la porte de gauche et rencontre Bestuchef.

Orl. Monsieur le Chancelier que faites-vous ici?

Best. Mais je vous attendnis Monsieur le favori.

Orl. A la porte d'Ivan quel hasard nous rassemble?

Best. C'est au même intérêt qui nous y mène ensemble.

Orl. Dès longtems entre nous il n'est rien de commun.

Best. Mon projet et le vôtre à présent n'en font qu'un.

Scène V. et dernière.

Cathérine, Orlof, Bestuchef et suite, puis Sombreuil et enfin Ivan et Fédor.

Best. (entrant le premier par le fond.)
Vive l'impératrice?

Orl. (refermant la petite porte de droite.)
Et mort au prétendant!

Cathér. (entrant par le perron et parlant à sa suite.)
Amis, grâce aux vaincus! dans leur rêve imprudent,
Ils ont vu mon amour lâche comme leur rage,
Passons-les en grandeur de même qu'en courage
(à Orlof.)
Où est le prince?

Orl. (immobile contre la porte de droite.)
On vient de l'enlever.

Cathér. (à sa suite.)
Dans mon triomphe, ici j'accourais le sauver.
(à Bestuschef.)
Hâtons-nous, Bestuschef, mon père, mon ministre!

Sombreuil (entrant du fond.)
Clémence, Majesté!

Länger will ich die Geduld der „unparteiiſchen Beſähigten" nicht ermüden. Es gibt verſteckte Plagiate. Dies iſt ein offnes, ein unwiderlegliches. Diebſtahl an beweglichem oder unbeweglichem Eigenthum, ob mit allein ſtehenden oder beſchwerenden Umſtänden, wird von den Geſetzen verhältnißmäßig ſtreng beſtraft. Was geſchieht nun dieſem Proletarier, den auch die geiſtige Armuth zum ſchmählichſten Raube verleitete?

Briefwechſel und Tagebuch.

München, am 15. März.

[Volksk und Kunſt.]

Es iſt hier alles zur alten Ordnung zurückgekehrt. Unſer Monarch hat alle Unterſuchungen niederſchlagen laſſen, wie Sie aus öffentlichen Blättern erſehen. Solche Akte verwiſchen ſchnell den unangenehmen Eindruck widerlicher Vergangenheit. Eine freundlichere Neugier und Aufmerkſamkeit drängt ſich wieder um Theater und Kunſt. Über Pentenriedters neues Werk hat man ſich allenthalben günſtig ausgeſprochen; weniger günſtig über des jüngeren Lachners Lorelei. Es iſt aber auch jetzt die Zeit der Virtuoſen. Ein aufmerkſames, geübtes Ohr, mächtige Inſtrumente, geſchickliche muſikaliſche Studien ꝛc. haben unſerer Zeitgenoſſen zu ſammelnden, empfangenden und malenden Componiſten gemacht. Selbſt an den größten Erſcheinungen, wie Meyerbeers Hugenotten, gefällt mehr die geſchichtlich-muſikaliſche Farbe, das Studium, die Gewandtheit in der Inſtrumentirung, die Berechnung von Schatten und Licht, als die Arie, der Chor an ſich, oder gar der Charakter. Was bei Aufführung neuer Werke Manches verſchmerzen läßt, iſt jedenfalls die Humanität unſerer Intendanz. Nur an der Aufführung kann ſich der Meiſter bilden. Wie ich höre hat auch Herr Sutor, ein talentvoller, fleißiger und beſcheidener jun-

Digitized by Google

ger Componiſt ein neues Singſpiel eingereicht. Es wird gewiß ihm Ehre und dem Publikum Vergnügen machen. — — Den Abdruck meines Briefes v. 3. d. habe ich geleſen. Es mag bei Redactionen oft vorkommen daß dieſe, wo die Sache zu lang wird oder einer Verbeſſerung bedarf, abkürzen, oder auch einen erklärenden Zwiſchenſatz einſchieben. Nur ein Unvernünftiger kann aus ſolchen Geſchäftsſachen für die Redaction einen Vorwurf hernehmen. Deſſenungeachtet möchte ich einige Bemerkungen machen. Erſtens haben Sie die Worte beigeſetzt: „Denn die Throne bedürfen gegen Prieſter und Bureaukraten des Schutzes.“ Bis jetzt ſchreint mir aber der Fall ſo ſchlechtweg nicht einzutreten. Ich wollte in den geänderten Worten blos ſagen daß in einem gewiſſen Falle die Stimmführer der Preſſe und Literatur conſervativ ſein ſollten. Eine Zuſammenziehung finde ich ſodann in den Worten: „Ihr ſeid weiter als Prieſter und Ariſtokraten zu Erziehern der Nation berufen.“ Ich ſagte blos daß die Schriftſteller auch zu Erziehern der Nation berufen ſeien.“ Die Comparation (mit der Einfügung des Wortes Prieſter) hat nothwendig etwas Gehäſſiges, was ich vermieden, indem ich von der Zukunft ſprach. Und wenn Jemand nicht aus Rache oder Selbſtſucht, nicht aus Parteieifer, oder um den offenen Mund der Menge zu ſättigen, über Ereigniſſe berichtet welche ſchwerlich der Geſchichte anheimfallen, ſo kann er es nur thun, um für die Zukunft vielleicht eine Idee daran zu knüpfen. Auch das Wort „ultramontan,“ womit man hier nicht die Eigenſchaft des Katholiken als ſolchen, ſondern die abſonderliche Farbe bezeichnet, iſt, wenn ich nicht irre, einmal zu viel geſetzt*). Ich habe überhaupt das Unglück, bei lang gewogenen Worten raſch interveriert zu werden. Als ich vor Jahren Baader's Tod in der Allgemeinen Zeitung anzeigte, machten mich ein Paar eingeflickte Verſe von Novalis faſt zum förmlichen Böhmiſten. Und wer Menzels Kritik über meine Literaturgeſchichte lieſt, ſollte meinen, daß ich die Bildung ganzer Jahrhunderte als Vorurtheil und dummen Aberglauben verſchrieen. Doch ſeinem Schickſal kann Niemand entgehen, ſagt bei Heumalz der Held, welcher am Ende, trotz aller Vorſicht, von der Fliegenklappe getroffen wurde.

Dr. **Gumposch.**

Leipzig, Mitte März.

[Zur Chronik der Stadt, das Erzgebirge, das Album der Schriftſteller, Sitzung der Stadtverordneten, Limburger's Tod, Leipzig als Hochſchule für Muſik, geſchichtliche Concerte, Cuterpe, Profeſſor Lobe, Profeſſor Semler, Lithographie und Illuſtrationen.]

Die Anweſenheit zweier hier ſtudierenden Söhne regierender Fürſtenhäuſer brachte im Laufe der Winterſaiſon eine ungewöhnliche Bewegung in einige Kreiſe der Leipziger Geſellſchaft. Die Erbprinzen von Oldenburg und von Sachſen-Meiningen machten hier ihre akademiſchen Studien. Ein Beſuch ſolcher Art der auf Univerſitäten wie Berlin und München, ſelbſt wie Bonn und Heidelberg, geblieben wäre, mußte für Leipzig ein Ereigniß ſein, für die Univerſität weil der Mißcredit damit ſchwand in welchem die hieſige Hochſchule ſeit dem 12. Auguſt 1845 und dem freilich nur kurze Zeit dauernden Verbot von Seiten Baierns zu ſtehen ſchien, für die Geſellſchaft um des ungewohnten Reizes willen den einige Cirkel der Kaufmannſchaft darin zu ſuchen beſtrebt waren, einige Sterne zum Balle bei ſich leuchten zu ſehen. Ein glänzender bal en costume den der Prinz von Oldenburg in der Europäiſchen Börſenhalle als Entgegnung gab, ſetzte unſere Friſeurs in Verzweiflung, denn es ergab ſich daß nur zwei von ihnen hoffähig zu friſiren verſtanden. Dieſe zwei mußten ſich zerreißen um alle Welt zu adeniſiren, und manche Dame ließ ſich ſchon Tages zuvor ajuſtiren und verbrachte dann um den Haarputz zu ſchonen, wie weiland unſere Altvordern, die Nacht ſitzend im Stuhle. — Das bürgerliche Leipzig hat überhaupt ſeit zehn bis funfzehn Jahren nicht übel Luſt ſeine Phyſiognomie zu ändern, weil es Miene macht große Stadt zu werden. Dieſer allmälige Umſchwung datirt mit den Eiſenbahnen. Leipzig ſchien bis zum Jahre 1834 nur Eine Geſellſchaft zu bilden die ſich in Klubbs und Familiencirkel abzweigte, aber doch nur daſſelbe Gepräge trug. Der Beamte bildet noch immer keine ſtehenden Kreiſe für ſich, das Militär iſt hier ſowenig wie der Adel ein hervorſtechendes Element. Allein ſeit zehn Jahren hat ſich mehr Adel vom Lande hier angeſiedelt, hat ſich hier ein förmliches Corps von Diplomaten und Conſuln auswärtiger Mächte in Leipzig zuſammengefunden. Der Gewaufhaushall, der Ausdruck der höheren Kaufmannswelt, zu welchem ſich Titel, Rang und Ordensband nur untergeordnet zuſammenfanden, iſt jetzt ſchon im Stande ein ganzes kleines Firmament von Sternen, Orden und Bändern aufzuſtellen. Der Gelehrte hatte in Leipzig früher weit ausſchließlicher den Typus des Magiſterthums, der Muſiker ſaß mit Seinesgleichen unter den Bürgern beim Glaſe Bier. Auch in dieſen Sphären haben ſich Unterſchiede herausgebildet, je nachdem ſich der Gelehrte und Künſtler mehr zur höheren Geſellſchaft oder zur Mittelklaſſe geneigt fühlt. Nach beiden Seiten hin ſcheinen die Elemente der Stadt ſich jetzt mehr herauszuarbeiten. Wird auf der einen der Luxus bedeutender, ſo ſteigert ſich auf der andern die Triebkraft, wird dort ein mehrner Banquierten vorherrſchend der ſich mit Adel, Bureaukratie und Diplomatie auf guten Fuß ſetzt, ſo bildet ſich hier, in den mittleren Schichten der Geſellſchaft, der Bürgerſinn entſchiedener aus und ſucht in einer lebhafteren Theilnahme an der Politik der Zeit ſein Selbſtbewußtſein ſchärfer auszuprägen. Von der politiſchen Wachſamkeit der Mittelklaſſen des Leipziger Bürgerthums zeugt unter anderem der Proteſt gegen die Rechtmäßigkeit des jetzigen außerordentlichen Landtags, in deſſen Zuſammenſetzung der Argwohn Formfehler entdeckte. Mit dieſer Spaltung der Anſichten, mit dieſer nach oben und unten hin ſtärkeren Herausbildung der Geſellſchaftselemente beweiſt Leipzig bei ſeiner Bevölkerung von 60,000 Menſchen daß es den Anfang macht eine große Stadt zu werden.

Je vielſeitiger ſich jetzt die Geſellſchaft gliedert, deſto rühmlicher iſt aber noch die Eintracht aller Klaſſen in Anſtrengung von Mitteln der verſchiedenſten Art, wenn es gilt der Noth zu Hülfe zu kommen. Concerte und Bälle brachten für die Erzgebirger Sammlungen zu Stande welche hier und da für den Augenblick das Elend lindern. Mit Almoſen, mit Palliativmitteln iſt aber dem tief gewurzelten Nothſtande im Gebirge nicht abzuhelfen. Zwei große Fragen ſtehen noch unerörtert da. Iſt der ganze Erwerbszweig der Spitzenklöppeleı in unſerem Gebirge abgeſtorben, nachdem Amerika ſeinen Bedürfniſſen danach eine andere Richtung gegeben? Dann hat der Staat die Auswanderung von 30,000 Menſchen zu beför-

*) Die Einſchaltungen haben wir uns nur erlaubt um den Sinn des vom geehrten Einſender Geſagten, wie wir glauben, deutlicher herauszuſtellen. D. Herausg.

Digitized by Google

dern die bisher mit treuer Liebe am kargen Boden ihrer Heimath hingen. Eine Million ist dann nöthig, um diese Auswanderung zu unterstützen. Die andere Frage ist, ob das sächsische Gebirgswolk in seiner Thätigkeit an Brüssel und den anderen Städten Belgiens Mitbewerber gefunden hat die es im Geschmack und in der Güte der Arbeit überflügelten. Dann ist der Erwerbsquell im Gebirge nicht versiegt, bedarf aber einer Läuterung, einer Verbesserung seines Betriebes; die Arbeit ist dann hinter den Anforderungen von heute zurückgeblieben und muß neu organisirt werden. Möchte der außerordentliche Landtag diese Fragen erledigen! Vor der Hand thut es noth den zahllosen hungernden Bettlern im Gebirge auf der Stelle Arbeit zu verschaffen, selbst wenn dafür in der Gesellschaft kein Bedürfniß ist. Es haben sich Vereine gebildet die dies betreiben, und wir nennen unsern ehrenwerthen Mitbürger Karl Heile der hier an der Spitze eines solchen Vereins steht. — Einige Mitglieder des Schriftstellervereins stellen jetzt ein Album zusammen, um auch ihrerseits zur Steuer der Noth zu wirken. Eine kleine Schrift von Ferdinand Stolle in Grimma, „der Weihnachtsbaum", hatte in kurzer Zeit unter uns eine beträchtliche Summe herbeigeschafft. Das „Erzgebirgische Album" des Schriftstellervereins wird unter anderm folgende Artikel bringen, von Gerstäcker: über Auswanderungen, von Buttike: über das Volkslied, von Laube: über arme Poeten, von Willkomm: Scenen in der Lausitz, von Blum und Biedermann: Sociales, von Diezmann: Barbara Uttmann, die erste Klöpplerin im Gebirge, von Schletter: Geschichtliches über das Erzgebirge, von Göschen: Diätetisches, von Herlebsohn, Heller, Burdeus: Novellen und Skizzen, von Gerhard, Böttger, Apel, Haltaus, Nordmann: Gedichte, u. s. w. u. s. w.

In der letzten Sitzung der Stadtverordneten, der wir auf der Galerie beiwohnten, wurde die Frage erörtert ob es länger der Stadt Leipzig würdig sei vom Theater Nutzen zu ziehen, ob nicht vielmehr ein Institut zu unterstützen sei das den Anfang gemacht sich unter Dr. Schmidt eines Aufschwunges zu erfreuen. Bei Übernahme der jetzigen Pacht wurde das Privilegium abgeschafft das dem Theater während der Messe von andern Schaustellungen eine Tantième sicherte. Es wurde mit großer Mehrheit beschlossen dies Privilegium, als dem Sinne der Zeit zuwider, nicht wiederherzustellen, sondern den Stadtrath zu ersuchen der jetzigen Direction den Pacht von 1000 Thlrn. zu erlassen und ihm das Gas frei zu liefern. Diese zweite Erleichterung scheint um so mehr begründet als das helle Gaslicht es ist welches die Direction zu fortgesetzten Ausgaben für eine glänzendere Garderobe zwingt. Die Bedürfnisse des Theaters haben sich überhaupt bei den wachsenden Ansprüchen auf Eleganz von 51,000 auf 70,000 Thlr. jährlich gesteigert.

Die Musik hat in unserer Stadt so ergiebige Quellen daß ihre Gründung keiner außerordentlichen Unterstützung bedarf; sie wird hier in einer Weise gepflegt daß keine Stadt Deutschlands ein zweites Institut wie das des Gewandhauses mit gleichen Leistungen und mit gleicher Begabung von Seiten des Publikums aufzuweisen hat. Ein ehrenwerther Mitbürger hinterließ kürzlich die testamentarische Bestimmung daß Mozart's Requiem wieder aufgeführt werden solle. Limburger ist der Name des alten Herrn der sich in seiner letzten Stunde auch noch an dem Gedanken weidete, vom Thomaner Chor seine Hülle mit Gesang einsegnen, seine Seele mit einem Choral von Schicht hinübergeleiten zu lassen in die Chöre seliger Geister. Vor einigen Jahren hatte das Gewandhaus Limburger's goldene Hochzeit musikalisch gefeiert, der alte Virtuose noch mit fester Kraft dazu mitgewirkt. Mit ungeschwächter Stimme hat er in hiesigen Cirkeln funfzig Jahre lang den Leporello gesungen; sein unermüdlicher Humor setzte sich auch noch in seinem Testamente ein Denkmal. „Daß mir die Thomaner, wenn sie an meinem Sarge singen," heißt es darin, „nicht falsch einsetzen an der und der Stelle, sonst steck' ich noch einmal die Hand aus und klopfe an den Deckel! Also singt gut und nehmt Euch in Acht!" Mozart's Requiem das er sich und der Stadt auf seine Kosten verordnet hat, soll nun den Erzgebirgern zu gute kommen. Zu gleichem Zwecke wurde kürzlich Schumann's Peri aufgeführt; nächstens steht uns, ebenfalls zu wohlthätigem Zwecke, Mendelsohn's Paulus unter Leitung des Componisten bevor. Ein Cyclus von Concerten im Gewandhause führte uns eine Reihenfolge alter Meister vor. Wenn Städte wie Köln und Nürnberg Werth darauf legen den Sinn für ältere Malerei zu pflegen, so stellt sich ihnen Leipzig für die Musik zur Seite, fühlt sich aber zugleich zu einer Pflanzschule für die lebende Kunst berufen. Ein Bild von Holbein steht fertig vor uns da, bedarf nur des Verständnisses um zu Genuß gebracht zu werden. Eine Fuge von Sebastian Bach, eine Cantate von Händel, bedürfen kunstgeübter, geweihter Kräfte um erst wieder in's Leben gerufen zu werden. Die jedenfalls Talente müssen zu solchem Ensemble zusammengreifen, wie es hier im Orchester möglich wird, diese Gesammtheit Vieler muß von solchem Geiste tiefer Pietät und innigen Verständnisses beseelt werden wie Mendelsohn diese Wirkung auf die Ausübenden äußert, um ein altes verblichenes Tonbild uns wieder anzufrischen, dessen starke Einfalt, dessen rührende Erhabenheit und strenge Ehrbarkeit uns dann erst in seinem ganzen Werth wieder deutlich wird. Mit dieser Befähigung die Werke der alten strengen Schule zu handhaben, erwächst den Talenten der Ausführung zu gleicher Zeit auch die Kernkraft, die reicheren Gebilde späterer Epochen in der ganzen Fülle eines entfesselten Schwunges wiedergeben. Nur wenn wir ein Muttergottesbild von Perugino kennen, dergreifen wir die volle Macht einer Raffaelischen Madonna. In dieser Weise ist Leipzig zu einer Hochschule der Musik geworden und wir können ihm diesen Ruhm nur schmählern wollen, wenn uns von Seiten anderer Künste der Neid dazu treibt, weil auf deren Gebiet eine gleiche Consequenz der Heranbildung nicht glückt, eine gleiche Erziehung jüngerer Kraft an alter Gediegenheit nicht möglich scheint. — Das erste der drei historischen Concerte führte uns von Sebastian Bach, Händel, Pergolese, Jomelli und Gretry bis auf Gluck einen Entwickelungsgang alter Meister vor. Das zweite begann mit Emanuel Bach und Graun und führte uns mit Haydn, Cimarosa, Abt Vogler und Reichardt stufenweise zu Mozart. Das dritte gab uns mit Mehul, Weigl, Cherubini, Fesca, Weber und Beethoven eine dritte Strömung in der Kunstentwickelung, diese ebenfalls mit einem Heros abschließend der auf alter Kraft fußend eine von den Vergängenen nicht geahnte üppige Welt der Phantasie erschließt.

Wie reich Leipzig ist an musikalischer Arbeit und musikalischem Genuß, beweist nicht nur die Blüthe seiner Musikschule zu der seit dem Herbst auch Moscheles aus London berufen

Digitized by Google

wurde, beweiſt auch neben dem Gewandhauſe die Exiſtenz eines zweiten großen Concertinſtituts das in der Buchhändlerbörſe ſeine Leiſtungen gibt. Der aus Weimar herberufene Profeſſor Lobe leitet dieſe „Euterpe". Sein Beneficconcert gab uns kürzlich Veranlaſſung Bruchſtücke aus ſeinen Opern zu hören, die uns ſämmtlich fremd ſind, weil ſie von den treuloſen deutſchen Theaterbrettern beſeitigt wurden. So rettet ſich in der Muſik die Production die nicht Modefehler genug hat um populär zu werden, mitunter in den Concertſaal und findet in einem kleinern Kreiſe der das Ächte treuer bewahrt, warmen Antheil. Wir erwarteten von dieſem „Urtypus deutſcher Gründlichkeit in der Muſik" wie der Franzoſe Berlioz den deutſchen Lobe nannte, abſtracte, gelehrte Muſik, und hörten anſprechende Weiſen, klar und verſtändig feſtgehalten, aller modernen romantiſcher Gedankenconfuſion abhold, wie ſie ſich oft genug auch noch in Schumann's Peri bei viel Tiefſinn und ſchwelgeriſcher Phantaſie bekundet. Die Fürſten von Granada, der rothe Domino, die Filibuſtier ſind Opern von Lobe, aus denen uns Einzelnes vorgeführt wurde. Ihnen fügten ſich zwei Tongemälde aus Wallenſteins Tod an, von denen beſonders das Allegro, das Marens Trennung von Thekla zum Thema hat, als ein glückliches Charakterbild rühmlich hervorzuheben iſt.

Unſere Stadt die ausſchließlich ſoviel für Muſik thut, wird auch anfangen müſſen der Malerei mehr Spielraum zu gönnen. Der Sinn dafür wird hier nur in engeren Kreiſen gepflegt; unſer ſtädtiſches Muſeum für welches der verſtorbene Blümner ſich teſtamentariſch verdient gemacht, wächſt nur ſehr langſam heran. Hier müßten Mäcene wie Baron Speck von Sternburg, Hofrath Keil, Conſul Schletter, die werthvolle Sammlungen beſitzen, zum Beſten des Allgemeinen vorangehen und der Stadt zuwenden was als Familienbeſitz von eingeſchränktem Werth iſt. Man braucht nur für Köln und Frankfurt an die Namen Wallraff und Städel zu erinnern um zu wiſſen daß dieſe Städte dem Patriotismus ſolcher Männer ihre öffentlichen Reichthümer an Werken der bildenden Kunſt verdanken. —

Wir können in dieſem Bereiche der Kunſt auf Profeſſor Sattler's Kosmoramen hinweiſen, die ſeit dem vorigen Herbſt den Winter hindurch in einer Reihe von etwa ſechzig Bildern die werthvollen Schöpfungen dieſes Landſchafts- und Architekturmalers aus Salzburg und vorführten. Sie ſind der Ertrag ſeiner mehrjährigen Kunſtreiſen im Abend- und Morgenlande und bringen uns die Hauptpunkte der Welt im Stadt- und Naturleben der Völker meiſterhaft zur Schau. Von beſonderem Reize ſind die orientaliſchen Scenen, die Pyramiden mit den Karavanen und ein Wüſtenſturm. Aber auch die Maſſenwelt bietet große Momente, die der Pinſel des Künſtlers uns mit gleichem Glücke vergegenwärtigt, während er uns zugleich in ſeiner Heimath wie in Paris und London durch die Treue ſeiner Ölfarben heimiſch macht. Profeſſor Sattler geht demnächſt mit ſeinen Bildern nach Berlin.

In der Leipziger Journaliſtik hat ſich ſeit kurzem der Wiener Jocus eingeniſtet und treibt als „Kasperle im Frack" ſein luſtiges Spiel. Das illuſtrirte Monatsblatt das ebenfalls im Rengerſchen Verlag (Beſitz des Hrn. Banckwitz) erſcheint, hat ſich in ein Wochenblatt verwandelt. Wir finden hier neben Holzſchnitten auch glyphographiſche Blätter. Von dieſer Erfindung der Glyphographie ſei hier noch ſchließlich die Rede. Buchdruckzeichnung iſt die deutſche Bezeichnung für eine Kunſt welche dem Zeichner die Möglichkeit gibt ſein Werk ohne Vermittelung eines zweiten Technikers in Druck zu liefern. Mancher Holzſchneider iſt nur ein Handwerker, unter deſſen Händen das Werk des zeichnenden Künſtlers oft genug entſtellt wird. In der Glyphographie wird jeder Abdruck durch die Preſſe ein Facſimile der Handzeichnung. Der Künſtler zeichnet als Glyphograph ſeine Linien ſelbſt auf die dazu eigens hergerichtete, mit einer weichen Maſſe überzogene Kupferplatte und dieſe wird auf galvaniſchem Wege in eine Reliefplatte umgewandelt. Der Zeichner liefert das Bild auf die Platte wie er es auf das Papier bringt und kann ſogleich die Wirkung beurtheilen die ſeine Arbeit nach dem Drucke machen wird. Jeder Abdruck einer glyphographiſchen Platte iſt ſomit einer Originalhandzeichnung des Künſtlers gleich zu achten. Glyphographie nannte Edward Palmer in London die neue Kunſt, weil eben bei ihr der Zeichner ſein eigner Graveur iſt. Der faſt gleichzeitige Erfinder dieſer Kunſt iſt Hr. Volkmar Ahner in Leipzig, der Unternehmer der glyphographiſchen Anſtalt iſt Hr. v. Corvin-Wierzbitzky. Wir beſuchten nicht ſein Inſtitut, ſind aber im Beſitze eines Heftes aus welchem und das Verfahren der Technik ziemlich deutlich und zugleich in den vortrefflichen Ergebniſſen eine große Reihe von Bildern anſchaulich wird, die an Saft und Weiche nichts dem Steindruck, an Kraft und Charakterſchärfe nichts dem Stahlſtich nachgeben. Die Mannichfaltigkeit der in dieſem Hefte vorgelegten Proben iſt ſo groß als eben die Verſchiedenheit der zeichnenden Künſtler iſt; jeder von ihnen ſtellt ſich hier ganz in ſeiner Weiſe unvermittelt hin und bedarf keines Graveurs, keines Holzſchneiders. Die Landſchaft, das Porträt, Architektur und Phyſiognomik ſind hier in vielen Bildern gleich vortrefflich vorgeführt, und es nimmt uns Wunder daß die hieſigen illuſtrirten Journale z. B. die Weber'ſche Zeitung noch keinen Gebrauch von einer Erfindung machen die ihnen die Blätter um die Hälfte wohlfeiler liefert. Der Grund davon mag darin liegen daß berühmte Zeichner ſich bisher noch nicht entſchließen konnten, glyphographiſch zu arbeiten.

Ein ausgezeichnetes Werkchen hat die Firma Brockhaus und Avenarius in einer Ausgabe von Rudolf Töpffer's Genfer Novelle „die Bibliothek meines Onkels" geliefert. Die 137 Bilder ſind nach hinterlaſſenen Zeichnungen des merkwürdigen Genfers, der Romane in Bildern ſchrieb und auch umgekehrt die Werke ſeiner Feder mit ſeinem eignen Griffel begleitete. Callot's Hoffmann machte zu ſeiner Zeit nur ſchwache Verſuche die Geſtalten ſeiner Phantaſie auch mit dem Stift hinzuſtellen, von A. v. Sternberg bringt uns J. J. Weber den ſchon in unſerer Zeitung erwähnten „Tutu" mit ſehr glücklichen Cravonſtrichen von des Autors eigner Hand. Im Genfer Töpffer war der Novelliſt wie der Zeichner gleich ſehr bedeutend und mehr als Dilettant. Die Pariſer Holzſchnitte zur „Bibliothek meines Onkels" ſind fein und charakteriſtiſch. Es läßt ſich nicht ermeſſen wieviel ſeine Bilder gewonnen hätten, wäre er auch noch in glyphographiſcher Weiſe ſein eigner Graveur geweſen. Wie es ſcheint, müſſen in Deutſchland die Poeten den Bleiſtift ſelber handhaben um ihre Geſtalten illuſtrirt zu ſehen; ſonſt kommen deutſche Illuſtrationen nur franzöſiſchen Autoren zu gute, wie in der Weberſchen Buchhandlung dem „Findling" von Eugen Sue. —

Digitized by Google

[Robert Emmet, der Rebell von Irland.]

O'Connell hat die Revolution von Irland in gesetzliche Bahnen geleitet, er hat den Aufstand organisirt, er hat ihn gebändigt indem er ihn gesetzlich machte, ihn nationalisirt aber ihn auch zugleich katholisch gemacht. Im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter Voltaire's und Rousseau's, war in Irland die Opposition gegen England allgemein menschlicher, kosmopolitischer. Der Aufruhr des J. 1798 war der Inhalt meiner Schilderungen in den „Rebellen von Irland." Robert Emmet (1778 geboren) war damals Student im Trinity-College, ein Mitschüler Thomas Moores, des Dichters Moore der das Leben eines der Helden jener schmerzlichen Katastrophe, des Lord Edward Fitzgerald, schrieb. Als junger Studiose figurirt auch zu Anfang Robert Emmet in meinem Roman, während der damals ebenfalls noch sehr junge O'Connell am Schluß des Buches den Faden der Geschichte seines Volkes in die Hand nimmt. In der Voraussetzung, mein Interesse an diesen Gestalten könne auch eines für die Leser meines Blattes sein, verweise ich auf einen Artikel aus London den unlängst die Bremer Zeitung brachte. Er stützt seine Mittheilungen auf ein Buch von Dr. Madden das Robert Emmet und den Dubliner Aufstand des Jahres 1803 zum Thema hat. In Ermangelung des Buches referire ich aus diesem Artikel. Madden erzählt merkwürdige Züge aus der Jugend seines Helden, Züge von Seelenstärke und Geistesgegenwart. Als der Plan in ihm gereift war, die Freiheit Irlands vom tyrannischen England abermals einer gewaltsamen Entscheidung entgegenzuführen, ging Robert nach Paris. Es war im J. 1802 als er dort mit dem ersten Consul eine Unterredung hatte. Es erwuchs ihm aus dem Gespräch mit Bonaparte die Gewißheit daß im August des nächsten Jahres Frankreichs Krieg gegen England losbrechen werde; in diesem Monate sollten, laut des Consuls Versicherung, die Truppen der Republik an Irlands Küste landen. Der Eindruck den Napoleon auf das junge flammende Herz vom grünen Erin machte, war sonst eben kein günstiger. Er wurde von ihm an Talleyrand verwiesen mit dem er mehrere Unterredungen hatte. Besondere Theilnahme für das leidende Irland bezeigte dieser so wenig wie jener, allein Talleyrand's diplomatische Umsicht sprach sich wenigstens aus Verstandesgründen für eine unabhängige irländische Republik günstiger aus. Jedenfalls durfte Robert auf den französischen Haß gegen England rechnen und nahm den Invasionsplan für Ernst. Mit diesen Aussichten kehrte er im Herbste 1802 nach der Heimath zurück. Er fand bei den Genossen der Revolution von 1798 lebhaften Anklang. Es ward der Plan entworfen, Dublin in die Hände der Verschwornen zu bringen; der Aufstand der Grafschaften konnte dann, wie man glaubte, nicht ausbleiben. Alles war fertig verabredet; das Schloß zu Dublin sollte besetzt, die Freiheit Irlands proclamirt, die Sclaverei gleichzeitig auf allen Punkten entwaffnet, nur gegen offenbaren Widerstand Gewalt gebraucht, sonst nirgend Blut vergossen werden. Robert Emmet war ein Idealist wie Saint Just. Er hatte sich verrechnet. Der plötzlich entfesselte Sclave der so lange stumm an seiner Kette genagt hatte, entwickelte plötzlich die Gelüste der Bestie. Ein Trupp wilder Teufel fiel meuchlerisch über den edlen Oberrichter der Kings Bench, Lord Kilwarden, her. Dieser Mann, verfassungstreu, bieder, mild, hatte sogar vielen an der Empörung von 1798 Betheiligten durch die Klugheit seiner Worte die Freiheit erwirkt. Zum Lohn dafür floß jetzt sein Blut, das erste, das die reine Sache Roberts befleckte. Als dieser ihm zu Hülfe eilte, rauchten schon die Piken vom Blut des edlen Richters. In ein nahes Haus geschafft, ward der Verwundete von den Schergen der Gerechtigkeit bestürmt. Was wollt Ihr mit den Übelthätern thun? fragte Lord Kilwarden den Major der Truppen. — Die Schurken aufhängen, die mit den Waffen in der Hand im offenen Aufruhr ergriffen sind! lautete die Antwort. — Lasset niemand anders für seine Thaten büßen als nach dem ordentlichen Lauf des Gesetzes! sagte der sterbende Richter. Die Schandthat der Genossen und dieses Wort des Mannes entwaffnete die Empörer. Emmet selbst verzweifelte am Gelingen seiner reinen Sache. Als Dublin wieder in den Händen der Obrigkeit war, floh er; die Liebe zu Sarah Curran zog ihn aus dem Versteck nach der Stadt zurück. Er ward ergriffen und starb auf dem Schaffott. Die Rede vor den Richtern, in der er seine Sache vom Schmutz der verwilderten Leidenschaft reinigte, ist ein Meisterstück der Beredsamkeit seines einfach edlen Herzens. Nur die Sorge um seine Mutter zitterte krampfhaft durch seine Seele die sonst fest und stark dem Unvermeidlichen entgegenging. Sarah Curran verfiel in still hinbämmernden Wahnsinn. Thomas Moore hat sie in seinem Gedicht the broken heart besungen. — Franzosen aber waren im August 1803 nicht gelandet.

[Philippine Welser.]

Den neuen Jahrgang des Hermann'schen Taschenbuchs für die vaterländische Geschichte schmückt das Bildniß der schönen Augsburgerin Philippine Welser die einem Sohne Habsburgs, einem Sohne Kaiser Ferdinand's des Ersten, ehelich und rechtmäßig angetraut wurde. Das bürgerliche Kaufmannsgeschlecht der Welser stand den Fuggern zur Seite. Beider Häuser waren zu Augsburg die Absteigeörter der Kaiser und der Erzherzöge seit Max dem Ersten, dem sie einmal 70,000 Goldgulden, ein ander Mal 180,000 Ducaten zum Kriege vorschossen und sich zu einem Geschenk von 300,000 Ducaten an das Cardinalscollegium bereit erklärten wenn er seinen Lieblingsplan, Papst zu werden, ausführen wollte. Kaiser Karl der Fünfte hielt zu Madrid unter den deutschen Abgeordneten die Welser den ersten spanischen Granden gleich und sprach, als er den französischen Kronschatz besah: Zu Augsburg weiß Ich wir einen Leineweber, der kann alle die Herrlichkeiten gleich baar anszahlen! Von den Fuggern weiß man mehr Züge der Art. Im Don Quixote heißt es sogar: er ist reich wie ein Fugger. Ein Anton Fugger war es der dem betrübten, fränkelnden und fröstelnden Kaiser Karl den Kamin erst mit Zimmt und Mahagoni, dann mit den Schuldverschreibungen über geleistete Darlehen heizte. — Philippine Welserin war aber nebenbei und vorzüglich reich an Schönheit, Bildung, Liebreiz, Anmuth und Milde. Eine hohe junonische Gestalt mit großen blauen Augen, üppigem blonden Haar und einer so blendenden Weiße der Haut daß die Tyroler ihr noch lange nachsagten: man habe können den rothen Wein durch ihren schönen weißen Hals fließen sehen. So wird sie uns geschildert von Zeitgenossen. Über ihr Bündniß mit dem Kaisersohn, Erzherzog Ferdinand, gab es noch viel schwankende Gerüchte. Der Artikel im Taschenbuch hellt die dunkeln Punkte in ihrer Geschichte auf. Burg Bürglitz in Böhmen und Schloß Ambras bei Innspruck in Tyrol waren die Lieblingsaufenthalte des Erzherzogs mit seiner bürgerlichen Gattin. Die Ehe zwischen Beiden wurde lange Zeit geheim gehalten bis das schöne Weib sich dem Kaiser zu erkennen gab.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 3. April.

Inhalt: Der Weg zur neuen Kirche. Novelle von A. v. Seebach. (Beſchluß.) — Aus Wien, Dresden und Leipzig. — Rudolph Löwſſer. — Dingelſtedt's Jusqu'à la mer. — Friedrich Hebbel.

№ 14.

Der Weg zur neuen Kirche.

Novelle von A. von Seebach.

(Beſchluß.)

»Wie konnteſt Du mir das thun, Helene!« ſagte Theodor, »wie konnteſt Du mich von Dir ſtoßen, Du, meine Freundin, meine einzige Stütze, Du meine Schweſter, mein Polarſtern, welcher mir andeutet, wohin mein unſtetes Fahrzeug ſegeln ſoll? Ich werde untergehen ohne Dich.«

Helene ſank weinend an ſeine Bruſt.

»Das ſind Thränen der Reue,« ſagte er. »Man muß nicht handeln gegen die göttliche Stimme der Natur, die Liebe allein iſt wahr, und wer ihre Hieroglyphen recht verſteht, dem ſind ſie heilig. Liebesblick, Händedruck und Kuß iſt die Dreieinigkeit der Liebe. Die Liebe ſelbſt iſt aber eine Kirche, wo man frommer betet als in der chriſtlichen. O meine Helene! laß uns ein Allerheiligſtes aufbauen, ein Geheimniß, worin wir Hoheprieſter ſind, wohin die Welt nicht dringen kann; — laß uns glücklich ſein!«

Aber Helene wiegte verneinend das ſchöne Haupt. »Lieber Theodor,« ſagte ſie, »im Geheimniß gibt es kein Glück für uns. Deine Lehren ſind ſo bequem! Das iſt der Grund, warum ich ſie mit Mißtrauen hinnehme. Wer im Kampf unterliegt, muß erröthen vor der richtenden Welt, wer aber ohne Kampf die Bahn der Pflicht und Tugend verläßt, wie kann dieſer noch einem edlen Menſchen in die Augen ſehen?«

»Du liebſt mich nicht!« rief Theodor, »Dir liegt jedes Vorurtheil mehr am Herzen als meine Qual.«

»Sei nicht ungerecht in Deinem Vorwurfe!« verſetzte Helene ſanft, »ich liebe Dich mehr als Du mich, denn meine Liebe iſt ewig.«

»Wenn Dein Herz mich liebt, ſteht Dein Verſtand immer dabei und ſieht darein mit kalter Reflexion!«

»Das iſt eben gut, ſonſt würde ich ja nicht das Bewußtſein des Glücks aus Deiner Liebe ziehen! Theodor, Du darfſt mir weder einen Vorwurf, noch ein Verdienſt aus meinem Weſen machen; ich kann nicht anders. Ich würde untergehen in dem Gefühl Deine Achtung verloren zu haben, ich würde Augen und Gedanken nicht mehr vor Dir aufſchlagen können, ich würde fürchten, Dich zu verlieren, Dich Theodor, der Du jetzt mein Alles biſt.«

»Und Du ſchriebſt mir, ich ſolle Dich verlaſſen? Du wollteſt mich fortreiben von hier aus dem friedlichen Aſyl, welches mir Deine Freundſchaft zum Tempel geſtaltete, Deine Liebe zum Himmel umſchaffen könnte?«

»Auch wenn Du fern biſt, Theodor, ſo bleibſt Du mein Gott und meine Liebe zu Dir heiligt mein armes Leben der Prüfung. Ich werde Dir mein Herz bewahren, Theodor, — und bewahrſt Du mir das Deine, — dann — nach Jahren, wenn meine Hand frei iſt — und Dich dann noch beglücken könnte — dann bin ich Dein.«

»O dieſe Hand!« rief Theodor in der höchſten Aufregung, indem er ſie an Herz und Lippen drückte, »ſie wird noch im Greiſesalter mir den Lebenshauch der Jugend zuführen, dieſe Hand iſt das höchſte Ziel meines Strebens. Möchte es zu erreichen ſein! —«

In dieſem Augenblick wurde Theodor abgerufen; eine fremde Herrſchaft ſei im Hotel angekommen und wolle ihn ſprechen. Es war Bertha und ihr Gemahl.

Digitized by Google

Sie kamen von ihren Gütern, um nach Berlin zurückzukehren. Sie hatten den Brief des Bruders mit der abſchläglichen Antwort empfangen und wollten nun mündlich ſeine Thorheiten bekämpfen, ihm alle Vortheile eines großen Dienſtes, einer bedeutenden Laufbahn auseinanderſetzen, ihn aus den Banden reißen in welchen ſie ihn verſtrickt wußten. Letzteres lag Bertha beſonders am Herzen; ihre Seele erbebte vor der Sünde einer ungeheiligten Liebe. Sie wollte indeß erſt prüfen, wie weit die Gerüchte Glauben verdienten. Deshalb fragte ſie nach den erſten Begrüßungen wie es Helenen ginge und bat den Bruder ſie zu der alten Jugendfreundin zu begleiten. —

Helene erblaßte als Bertha zu ihr eintrat. »Sie kommt um ihn zu holen!« dachte ſie und glaubte, ihr Herz höre auf zu ſchlagen. Sie fand kein Wort der Begrüßung, nur einen ſtummen Händedruck, einen thränenvollen Blick hatte ſie zu bieten. Bertha meinte, ſie zürne ihr noch wegen des Glaubensſtreites. Helene zürnte nicht, ſie wußte kaum noch was ſie ehemals gekränkt hatte; ſie fühlte nichts als die Angſt vor dem entſcheidenden Worte, vor dem Dolchſtich, der ihr einziges Glück ihr morden ſollte. Bertha war gefaßt und ruhig, ſie wollte ja prüfen. Sie fragte viel und brachte die Freundin in ein zerſtreuendes Geſpräch. Doch wechſelte Helene im Laufe des kurzen Beſuchs ſo oft die Farbe, Theodor ſagte ſo viele ungeſchickte, unpaſſende Worte, daß Bertha und beſonders ihr Gemahl ſehr bald das ganze Verhältniß durchſchauten. Als ſie wieder in den Gaſthof zurückkamen und mit Theodor ihr Zimmer betreten hatten, ergriff ſie des Bruders Hand, führte ihn dicht an's Fenſter, blickte ihm ſtreng in die Augen und ſagte: »Theodor! Du liebſt dieſe Frau, Du ſtehſt mit ihr in einem vertrauten Freundſchaftsverhältniß!«

Theodor ſchwieg, er wußte nicht, was er auf dieſe dreiſte Frage antworten ſollte; ſie hatte ihn überraſcht. — »Graut es Dir nicht vor der Sünde, eine verheirathete Frau zu lieben?« fuhr Bertha fort. Ihr Gemahl unterbrach ſie. »Liebes Kind,« ſagte er, »für ſolche Sünden haben die Männer nun einmal kein zartes Gewiſſen! — Geh in die Kirche und bete für ihn!« flüſterte er ihr zu mit einem herzlichen Händedruck; »ich will ihn einſtweilen hier in's Gebet nehmen!« — Bertha ſchlug das fromme Auge fragend zu ihm empor; dann ging ſie.

»Nun,« ſagte der Präſident, ſich zu Theodor wendend und einen leichten Ton anſtimmend, »mein Herr Schwager liegt alſo in den Banden einer Liebe und kann nicht loskommen!«

„Läſtere nicht jenen Engel an Tugend und Entſagung!«

»Nun,« verſetzte der Präſident, »Tugend und Entſagung pflegt doch in der Regel Euch Männer bei ſolchen Verhältniſſen nicht gerade zu beglücken.«

»Ich liebe die Frau nur um ſo mehr als ich ſie hochachten muß!«

»Höre mich, lieber Bruder,« erwiderte der Schwager, »Du haſt wirklich Unrecht gegen Dich ſelbſt. In Deinem Alter iſt es für einen Cavalier natürlich ein Liebesverhältniß oder gar noch mehrere zu haben. Ich möchte Dich auch um keinen Preis dieſes Glückes berauben, aber Du biſt nicht glücklich. Das ſehe ich Dir an, das wußte ich gleich noch während unſeres heutigen Beſuchs, und wenn Du auch einmal glücklich werden ſollteſt, wenn die Frau eines Andern alle Deine Wünſche erfüllte — was hätteſt Du da gewonnen? Dieſe deutſchen tugendhaften Frauen mit ihren Ewigkeiten von Gefühlen ſind das Verderben der Männer. Erſt martern ſie Euch durch ihre Tugend, und läßt Euere Neigung nach, dann klagen ſie über Undank! Machſt Du Dir kein Gewiſſen daraus ſolche Art von Verhältniſſen anzuknüpfen, ſo biſt Du ein genarrter Thor, kommſt Du nicht an's Ziel. Lächerlich zu werden ohne Urſache, zu ſündigen ohne Triumphe gehabt zu haben, iſt doppelte Thorheit. Reizen Dich Verhältniſſe ſolcher Art, dann, mein Freund, geh' nach Paris! Hier iſt dazu kein Schauplatz!«

»Du haſt vielleicht recht,« verſetzte Theodor verlegen, »gib mir Bedenkzeit; nach einigen Tagen will ich mich entſcheiden und bei dieſer Entſcheidung alles, was Du mir da vorgeſtellt haſt, erwägen.«

»Nein, Theodor, keine Bedenkzeit! Solche Angelegenheiten müſſen raſch entſchieden ſein, — jetzt kannſt Du noch das Verhältniß zu Helenen löſen, ſpäter bindet Dich vielleicht ſchon die Rechtlichkeit und es kann geſchehen daß wenn ihr elender Mann ſtirbt, die wohlconſervirte Wittwe mit den zwei hoffnungsvollen Kindern und dem geringen Vermögen auf Deine Hand Anſpruch macht. Und weichſt Du dieſem Antrag aus, ſo iſt Helene im Stande über Deine verlorne Liebe aus Gram zu ſterben und Du gilteſt vor dem Tribunal Deines Gewiſſens für ihren Mörder.«

»Schwager!« rief Theodor, »Du biſt fürchterlich mit Deiner kalten Reflexion. Ich würde meine ganze Zukunft hingeben, wenn Helene mein ſein wollte. Und ſie wäre mein, wenn ihr Gatte nicht lebte; dieſer Idiot an Geiſt und Körper iſt das einzige Hinderniß.«

»Und Du wirſt noch einſt dieſes Hinderniß ſegnen,

Digitized by Google

lieber Theodor! Würde ſie Deine Frau, ſo wäre Dein Schickſal für immer verpfuſcht. Sie iſt älter als Du, ſie hat Kinder, ſie iſt arm, — arm! — Was iſt in jetziger Zeit mit einer armen Frau anzufangen? — Denke doch, wie Du Dich als Stiefvater ausnehmen würdeſt, oder vielmehr denke gar nicht und reiſe mit uns gleich nach Berlin ab, um das Terrain zu recognosciren! Dort kannſt Du Dich entſcheiden!«

Theodor war unſchlüſſig, der Präſident hatte einen Funken in ſeine Seele geſchleudert welcher zu glimmen begann.

»Ich muß erſt mit Helenen reden,« ſagte er, »ſie ſoll über mich entſcheiden, von ihr hängt es ab, ob ſie der Polarſtern meines Lebens bleibt, deſſen ruhig ſchönes Licht meine Seele feſſelt!«

Er nahm den Hut und ging. »In einer Stunde reiſen wir ab!« rief der Präſident ihm nach; »alſo, entſchließe Dich raſch und eile!«

Theodor eilte. Mit raſchen Schritten begab er ſich nach Helenens Wohnung und öffnete unangemeldet ihr Zimmer. Sie ſaß ruhig mitten unter den Kindern und erzählte ihnen Märchen, als Theodor bleich und verſtört eintrat. Sie ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; die ſchmerzliche Gewißheit durchzuckte ſie wie ein Blitz als er ſo vor ihr ſtand. Er kam auch zu ſo ungewöhnlicher Stunde.

»Ich muß mit Dir allein ſprechen!« ſtammelte er, über die Anweſenheit der Kinder betroffen.

Helene rief die Magd und ſchickte ſie mit den Kindern in den Garten. Während ſie den Kleinen die Hüte aufſetzte, zitterten ihre Hände heftig. So raſch dies alles geſchah, ſo ſchien es doch für Theodor eine Ewigkeit; zum erſten Male waren ihm die Kinder zuwider.

Jetzt ſtanden ſich Beide bleich und bebend gegenüber; keines fand Kraft das erſte Wort zu ſagen. »Wie wird ſie es aufnehmen, wie entſcheiden?« — dachte Theodor. — »Was wird er mir zu ſagen haben?« fragte ſich Helene; ſie wußte daß eine Trennung eingeleitet wurde, er kam ja von Bertha. Sie fürchtete dieſe Trennung zu beſchleunigen, wenn ſie das Schweigen brächte; ſie hatte die Hände gefaltet in ſtiller Reſignation. Sie fühlte daß ihre Kniee wankten; ſie lehnte ſich an den Kamin. Endlich brach Theodor das peinliche Schweigen.

»Helene!« ſagte er, »ich ſoll von Dir fort! Ich gehe nicht ſobald, ich weiß daß Du mich wahrhaft liebſt, mein ſein, mir Glück geben willſt! Ich ertrage nicht länger die Marter meines Daſeins an Deiner Seite, ich habe nie die Gewißheit Deiner Liebe, ich werde von Zweifeln geplagt, mein Leben vergeht in Qual und Sehnſucht.«

Sie ſah ihn durchdringend an; er wich ihrem Blick aus. Sie ſchwieg, während er im Zimmer haſtig auf- und abſchritt. »Entſcheide, Helene!« rief er, »entſcheide über mich!«

»Theodor,« verſetzte Helene ſanft, »wenn Dir das Jahr welches Du in meiner Nähe gelebt, ein Unglück ſchien, — dann haſt Du mich nie geliebt. Ich werde es nie vergeſſen und ſtets dankbar darauf zurückblicken, wenn ich auch plötzlich an allem Glück verarmen ſollte.«

»Du ſtößeſt mich alſo von Dir?«

»Ich werde Dich nie durch unwürdige Bande feſſeln; ich will dem, was Deine Schweſter als Dein Glück bezeichnet nicht im Wege ſtehen; deshalb reiſe — reiſe!« — Helene brach in Thränen aus. .

»Du weinſt, und könnteſt doch ſo leicht Dir und mir den Schmerz erſparen!«

»Niemals, niemals!« ſagte Helene mit erſtickter Stimme.

»So liebſt Du mich nicht!« brach Theodor heftig aus. Sie reichte ihm ſtill verklärt die Hand. Er ſah es nicht; er ſtürmte fort. —

Nach einer Stunde Wartens ließ der Präſident anſpannen; Theodor war noch nicht da und er wurde ungeduldig. »So mag er denn bleiben!« ſagte er, »er iſt alt genug um ſich ſein Schickſal ſelbſt zu bereiten, ſich ſelbſt zu ſagen was ihm frommt!« Bertha war aus der Kirche zurückgekehrt. — »Nur noch eine Viertelſtunde!« flehte ſie; ſie hatte ſo inbrünſtig für den Bruder gebetet, ſie konnte es ſich gar nicht denken daß ihr Gebet unerhört blieb. — Nach Verlauf der Viertelſtunde mußte ſie aber doch den Wagen beſteigen; der Präſident hatte Eile; ſie fuhren ab. Aber vor dem Thore wurden ſie angehalten; Theodor riß den Wagenſchlag auf und ſprang zu ihnen in den Wagen. —

Und Helene? — Eine Stunde, nachdem Theodor ſie verlaſſen hatte, fanden die Kinder ſie kniend und in Thränen gebadet. Helenens Vorſatz, würdig durch's Leben zu gehen, hatte auch nicht durch die Ausſichten auf eine ſchmerzliche Trennung erſchüttert werden können. Aber der Schmerz des Losreißens war furchtbar. Die Kinder zwangen ſie aus der Erſtarrung ihres Weh's. Am Abend ſaß ſie wieder mit ihnen am Theetiſch; in der Sophaecke lag der ſtumpfſinnige Gatte. Das Uhrwerk des äußern Daſeins ging ſeinen gewohnten Lauf und auf die zerriſſene Kette ihres innern Lebens wurde

Digitized by Google

keine Rückſicht genommen. Die Kinder jubelten und ſpielten eben ſo heiter, als wenn kein Mutterherz neben ihnen verblutete. Und doch hatten dieſe Kinder einſt unter dieſem Herzen gelegen und lagen noch ſo oft daran. Wie einſam und unverſtanden kann ſich ſelbſt eine Mutter unter ihren Kindern fühlen! An dem heutigen Abend konnte indeß Helene keine Märchen erzählen; am wenigſten das vom Drachen. Ein böſer Drache ſchien ihr das ganze Leben zu ſein, im Dienſte eines Zauberers, der die Herzen bricht und alle Blumen der Freude knickt.

Soll ich die Abendſtunden ſchildern, nachdem die Kinder zu Bette ſind? — Sie hatte die Stunden des Alleinſeins herbeigeſehnt und nun waren ſie da. Sonſt pflegte Theodor zu kommen; noch geſtern war er da geweſen und hatte ihr vorgeleſen. Oder er kam ſpäter nach Hauſe, vom Hofe oder von ſonſtiger Geſellſchaft, dann hatte ſie ſeinen Schritten gelauſcht und ſeiner gedacht als des Urquells ihrer Freuden und ihres Glücks, als des hellſten Sonnenlichtes, das ihr dunkles Leben erhellte. Und jetzt? — Troſtlos ſchlief ſie ein und als ſie erwachte, ſchien die Welt ihr öde und leer; ſie mußte erſt den Schmerz des Erwachens mehrere Tage hintereinander empfunden haben, um ſich nur einigermaßen daran zu gewöhnen; ſie wunderte ſich immer daß man nicht an der Herzensverödung ſterben könne.

Wer aber will die Tage, Monate und Jahre ſchildern, die ſich an einanderreihten, ſich über einander auftürmten wie Felſen und immer ſchwerer und ſchwerer Helenens Herz zu erdrücken drohten? — Ihr Lieblingsaufenthalt war Theodors Zimmer. Sie hatte dort immer zu räumen und zu ordnen; ſie wußte immer Entſchuldigungen für ſich, wenn ſie dort weilte. Als die Nachricht einlief, welche ſeinen Entſchluß in Berlin zu bleiben ankündigte, trat ihr Schmerz in ein neues Stadium. Bis dahin hatte ſie ein Wiederſehen noch für möglich gehalten, und wenn er wieder gekommen wäre — ihr Herz wäre vielleicht nicht mehr ſtark genug geweſen ihn zum zweiten Male fortzutreiben!

Nun packte ſie ſelbſt ſeine Habſeligkeiten ein, um ſie ihm nachzuſchicken. Seufzer und Thränen ſandte ſie mit; dieſe machten wohl ihr Herz, doch nicht die Kiſte ſchwerer, und als Theodor auspackte, ahnete er nichts von den ſtummen Boten des Schmerzes die ſie ihm geſandt.

Helene konnte ſobald nicht an Theodor ſchreiben, es war ihr ſo weh um's Herz; ſie meinte mit der Feder in offener Wunde zu wühlen, aber ſie erwartete ſtets Briefe. Der erſte war entſetzlich, ein Gemiſch von der glühendſten Liebe und härteſten Bitterkeit; ſie ward davon zermalmt. »Schreibe nicht mehr, Theodor,« ſchrieb ſie ihm; »Deine Briefe rauben mir die Kraft die ich zum Leben nöthig habe!«

Nach und nach wurden ſeine Briefe milder; er ſchien verſöhnt mit ihr, aber auch mit ſeinem Schickſal. »Wenn ich kommen ſoll, Helene,« ſchrieb er, »ſo rufe mich!« Helenen waren dieſe Worte ſüß; ſie waren ihr ein Troſt. »Wenn ich es nicht mehr ertrage, ſo rufe ich!« dachte ſie oft. Aber ſie machte von ihrem letzten Hülferuf keinen Gebrauch; ſie bekämpfte ſich ſtill. — Soll ich auch ihre troſtloſen Glaubenskämpfe ſchildern? — So lange Theodor bei ihr war, hatte ſie des väterlichen Gottes entbehren können. Jetzt wußte ſie nicht mehr wohin das Gebet ihres Herzens richten; ſie ermangelte jeglichen Troſtes. »Ich muß mit eine Stütze ſuchen,« ſagte ſie, »Theodor hat durch ſeine Lehren in mir nur eingeriſſen; aufgebaut hat er nichts, wenigſtens nichts was Troſt gibt. Ich will verſuchen ob ich etwas aufbauen kann, das mir die alte Kirche und den alten Glauben, den ich verloren habe, erſetzt!«

Helene beſchäftigte ſich mit der philoſophiſchen Literatur der Gegenwart. Die Dogmen der Religion haben Glück, Troſt und Seligkeit zum Zweck, die Unterſuchungen der Philoſophie aber die Wahrheit. Die herben Realitäten der Wahrheit finden natürlich ſchwerer Eingang im menſchlichen Herzen, als die Tröſtungen der Religion. Die Tröſtungen aber, welche keine Wahrheit und Realität ſind, ſtehen der Beſeitigung des Unglücks nur im Wege. Man kann eine Krankheit nicht heilen, indem man ſich weiß macht daß ſie nicht exiſtire!

Helene wollte all' den herben Wahrheiten der Philoſophie in's Auge ſehen, ſich muthig darauf rüſten. Sie umgab ſich deshalb mit philoſophiſchen Büchern und meinte ſich für Theodor weiter auszubilden, indem ſie der von ihm vorgezeichneten Bahn folgte. Unangenehm berührte ſie indeß Manches. Der Philoſoph behandelt das Heiligſte mit ſchonungsloſer Hand; er bezeichnet Gott, vor deſſen heiligem Namen Jahrhunderte gezittert, die Häupter aller Helden in der Geſchichte ſich gebeugt, der Philoſoph bezeichnet die allerhöchſte, allerwichtigſte Perſon als »Subſtanz«; er zerlegt und zerſetzt ſie wie im chemiſchen Proceß oder wie mit dem Scairmeſſer der Anatomie. Das durfte Helene nicht irre machen, ſie ſtudirte mit der Energie eines jungen Mannes der ſich zum Examen vorbereitet. — Hatte ſie doch auch Prüfungen zu beſtehen, und ihre Prämie für ihren Fleiß ſollte innerer Friede ſein. Vieles aber von dem was ſie erlernt und verſtanden, ſchien ihr unbrauchbar; ſie konnte ſich nur aneignen, wozu ſie eine Art von An-

Digitized by Google

ziehung fühlte. Sollte vielleicht in der geiſtigen Welt wie in der materiellen eine Art von chemiſcher Verwandtſchaft ſtattfinden zwiſchen Ideen und Charakteren? Sollten ſie ſich unter einander anziehen und abſtoßen wie Magnetpole? — Wir zeichnen Einiges von dem auf, was unter all den Gedankenmaſſen, welche über ſie einſtrömten, Helenens Eigenthum ward.

»Gott iſt nicht die äußerliche, ſondern die der Welt ſelbſt inwohnende Urſache des Weltdaſeins; in ihm iſt alles ein Act der freien Nothwendigkeit.«

»Der Anfang der Welt iſt zugleich der Anfang Gottes. Hatte Gott die Kraft in ſich, die Welt zu ſchaffen, alſo mußte er ſie ſchaffen, denn in ihm wurde jede Kraft zur That.«

Bis jetzt hatte Helene ſich Gott als über der Welt im leeren Raum ſchwebend gedacht. Er hatte ja die Welt aus Nichts geſchaffen; ſie war ihr als etwas außer Gott vorgekommen, und er überwachte ſein Werk, indem er von Zeit zu Zeit von oben hineingriff um anzuordnen oder zu zerſtören. — Das Buch, welches ihr zuerſt von Gott einen andern Begriff geben wollte, ſchlug Helene unwillig zu. Sie eilte in's Freie, in die Natur. Es war Frühling, die Sonne ſchien, und überall regten ſich Kräfte, überall war das neue Leben und Weben zu fühlen; der Gedanke daß Gott eins ſei mit ſeiner Welt, vergeiſtigte ihr die Materie und ſie wandelte einher unter dem blauen Himmel, unter den grünenden Bäumen, über den ſchwellenden Raſen wie in einem Tempel, mit dem Gefühl der reinſten Gottesverehrung. Es war ihr als habe alles Geſchaffene um ſie her im lebendigen Frühlingsregen den Auftrag, ihr den todten Buchſtaben ihrer Bücher zu erklären. Geſtärkt und überführt kehrte ſie heim.

»Gott kann nur das Vollkommene wollen und ſein Wille iſt die That. Seine That kann alſo nur etwas Vollkommenes ſein.«

Ehe Helene dieſen Satz niederſchrieb, hatte ſie lange nachgedacht. Es iſt ja nichts vollkommen, hatte ſie ſich geſagt, indem ſie das ſo mangelhafte Erdenleben, die ſo vielfach geſtörten Schickſale der Menſchen erwog. — Was iſt aber das Erdenleben und das Menſchenſchickſal im Verhältniß zum Weltall? Eben weil das Weltall vollkommen iſt, um der Vollkommenheit des Ganzen willen, muß das Einzelne unvollkommen ſein, der großen allgemeinen Nothwendigkeit muß das Intereſſe des Individuums geopfert werden. Wer dieſen Gedanken erfaſſen will, muß freilich vor allem jenen Menſchenſtolz ablegen, der Alles um ſich her als Mittel und den Menſchen allein als Zweck anſehen will; er darf nicht den Erſcheinungen um ſich her nur ſo viel Geltung beimeſſen, als ſie Beziehung zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte zu haben ſcheinen!

»Alles in der Welt iſt Mittelpunkt und Selbſtzweck zugleich.«

»Es gibt nur ein abſolut ſelbſtändiges Weſen; das iſt Gott. Geiſt und Materie, Denken und Ausdehnung im All ſind nur zwei beſondere Äußerungsarten deſſelben Weſens.«

»Gott iſt die Unendlichkeit, alle Eigenſchaften als Eins gedacht. Man erkennt ihn nur aus einzelnen Manifeſtationen, welche immer auf ihn als auf den Mittelpunkt zurückführen. Den Mittelpunkt ſelbſt aber kann Niemand erfaſſen, keine Vorſtellung vermag ihn vollkommen erſchöpfend zu bezeichnen.«

»Gottes Größe kann mit keiner andern Größe gemeſſen werden, ſelbſt die Bezeichnung ein und einzig hat einen zu menſchlichen Begriff in ſich.«

»Nichts iſt, was nicht in ihm und durch ihn iſt, alles was geſchieht thut er, alles was iſt iſt er. Es wandelt nur die Form; das Ewige, Unendliche iſt allüberall daſſelbe.«

Dieſer Begriff von Gott war der Grundſtein zu dem neuen Gebäude des geiſtigen Lebens, welches Helene aufführte, nachdem Theodor die alte Kirche ihr in Trümmer gelegt hatte. Was ihr ſonſt heilig geweſen, war in ſeinen Äußerlichkeiten zwar zerfallen, doch das wahre Moment der Idee war wieder in ihr aufgeſtanden rein und verklärt. Der Himmel mit ſeinem Hoſianna und der Belohnung für die Guten, die Hölle mit ihren Höllenſtrafen für die Böſen exiſtirte freilich nicht mehr für ſie; doch jene Erhebung des Geiſtes, wo er aus der Harmonie ſeines Selbſt übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, war das nicht der Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten? — Das Hinausgeriſſenſein aus ſich ſelbſt, nirgends einen Halt Finden, im Widerſpruch Leben mit den Geſetzen ſeiner naturgemäßen Beſtimmung, ohne das Bewußtſein Eins zu ſein mit dem All, das ſchien ihr die Hölle mit ihren Qualen. Den Himmel, d. h. jene mit der allgemeinen Harmonie übereinſtimmende Harmonie des eigenen Selbſt, ſich zu ſchaffen, war jetzt Helenens Beſtreben, und ſie arbeitete an ſich, die innere Kraft noch mehr zu erkräftigen, das Wirken nach Außen noch umfaſſender, liebender, nützlicher zu geſtalten. Sie erkannte jetzt von neuem das Streben Chriſti, die Menſchheit wieder zurückzuführen zu der urſprünglichen Freiheit ihrer Geſetze, und meinte, das ſolle auch das Streben jedes einzelnen Menſchen ſein.

Digitized by Google

»Der freie, unabhängige, erſte Menſch kannte ſeiner Natur nach den Unterſchied von Gut und Böſe nicht; er handelte nach der innern Einheit und Freiheit. Erſt durch die Geſellſchaft trat der Zwieſpalt, die Sünde, ein. Dieſe Freiheit und Selbſtändigkeit muß er ſich nun wieder erringen, ohne die Geſellſchaft aufzuheben. Im Staat wo man nach gemeinſamer Übereinſtimmung lebt, iſt man freier als in der Einſamkeit.

Wer es ſo weit gebracht hat, daß ſein einzelnes Wollen mit dem allgemeinen Vernunftgeſetz eins iſt, der hat ſich ſelber dazu beſtimmt, wozu ihn ſeine Natur durch ein unſcheinbar äußerliches Geſetz beſtimmt hat, der lebt in Gott und iſt der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig, der greift ein in die Harmonie des Weltalls.

Wer ſeine Begierden nicht zähmen und aus Achtung vor den Geſetzen bezwingen kann, der iſt zwar nicht böſe — er iſt ſogar zu entſchuldigen wegen ſeiner Schwäche, und doch kann er ſich jener Erkenntniß und Liebe Gottes die allein die wahrhaften Güter ſind, nicht erfreuen; es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe.

Auf jeder Stufe des Daſeins iſt es gegeben ſich zu fühlen und zu empfinden in dem All, und weiter von ihm getragen und gehoben zu werden. Verloren geht nichts — am wenigſten eine eroberte Vollkommenheit, ein errungene Kraft. Das Errungene bleibt immer der Lohn für das Ringen, das erkämpfte Ziel immer die Entſchädigung für den Kampf, der Preis für den Sieg.« —

»Alſo weiter und immer weiter!« ſagte Helene, »höher und immer höher ſtreben, beſſer und immer beſſer werden, im Dulden immer geduldiger, im Streben immer beharrlicher, im Hoffen immer vertrauender, im Entſagen immer muthiger; — der Siegespreis bleibt nicht aus! —«

Und was war für Helenen der Siegespreis? — Ach die Arme, ſie täuſchte ſich mit ihren Vertröſtungen. Was lag ihr denn eigentlich daran, durch die heißerſehnte Kraft, durch die errichte Vollkommenheit, nach Ablegung ihrer jetzigen Erſcheinung in eine höhere einzugehen? Ihr war ja Theodors Liebe das Höchſte und mit ihm zu harmoniren galt ihr mehr als ihre Übereinſtimmung mit der Harmonie des Weltalls; ſie hoffte Theodor zu verſtehen und von ihm verſtanden zu werden, wenn einſt ſie ihm angehören könne. —

Wunderbar erſchien es ihr nun, als Theodor in einem längſt erwarteten Briefe ſeine Lebensweiſe ſchilderte; wie er in dem frommen Kreiſe ſeiner Schweſter, um jedes Ärgerniß zu vermeiden, oft in die Kirche ging und alle Äußerlichkeiten des Cultus mitmache, während ſein Herz bei Helenen ſei und ſie in ihren Forſchungen begleite. Er habe auch das Abendmahl mit Bertha genommen, um ſie nicht zu betrüben, denn Bertha werde immer frömmer und wärmer im Glauben. Er meinte, es ſei vor allem die Pflicht eines guten Menſchen mit ſeinen Nebenmenſchen in Frieden zu leben; man müſſe mit den Wölfen heulen, mit den Frommen beten.

Helene konnte nichts dagegen ſagen, obgleich eine innere Stimme ihr ſolches Thun als Heuchelei und der edeln Menſchennatur unwürdig bezeichnen mochte. Die Worte des Abendmahls welche ihr noch aus ihrer Jugend herübertönten, »wer unwürdig iſſet und trinket, der trinket ihm ſelber das Gericht!« konnte ſie zwar hinweg philoſophiren und das Gericht der Unmirkſamkeit dieſes heiligen Actes war ja ſchon längſt über Theodor hereingebrochen, da es ihm keinen Segen mehr gab. Indeß, da ſein Herz während des Gottesdienſtes bei Helenen war, meinte ſie nicht berufen zu ſein, ihn zu tadeln; ſie hatte auch wirklich nicht Zeit ſich die Sache ſehr zu Herzen zu nehmen, denn ſie hatte viel zu thun und zu ſtudieren, da immer aus dem einen erlangten Gedanken ſich ein anderer entwickelte und Ausarbeitung und Ausbildung von ihr forderte. —

So waren denn Helenen zwei Jahre verſtrichen ohne äußere Störung, als plötzlich eine heftige Krankheit in der Stadt ausbrach und ihre beiden Kinder in Zeit von wenig Tagen hinraffte. Erſchöpft von Angſt, vernichtet von Kummer, ſtand ſie zwiſchen den beiden Leichen, ſie ſelbſt wie eine Marmorſtatue bleich und kalt. Als ſie vor Jahren ihr erſtes Knäbchen verloren, da hatte ſie Thränen und Gebete gehabt; der Pfarrer hatte geſagt, das kleine vorangegangene Weſen werde für ſie ein Bündniß mit dem Himmel ſchließen. Und ſo war es auch geweſen, ſie hatte ſich das Kind in Gottes Vaterarmen, im Engelchor ſpielend und glücklich gedacht. Ihre Zwillinge aber, wo ſollte dieſe das Mutterherz ſuchen? Wo ſollte ſie dieſe wiederfinden? In welchen Geſtalten mochten ſie im Weltall als zerſtreute Atome zerflattern? Jetzt war ihr der Tod eine Trennung auf ewig! — Das kann eine Mutter nicht überwinden. Sie hatte jetzt keine Thränen mehr; der Schmerz hatte ſich in ihrem Herzen zuſammengezogen, er lag dort wie ein Stein ſchwer und kalt. Als man die kleinen Leichen zur Beerdigung trug, da war es ihr als werde ihr ein Theil ihrer ſelbſt auf immer entzogen, ihre Seele war durchſchmerzt wie der Körper, den man amputirt hat. Jetzt ſchrieb ſie an Theodor: »Komm, oder ich ſterbe!« — Die Leere des Lebens war ihr jetzt entſetzlich;

Digitized by Google

deshalb rief ſie nach ihm. — Aber er kam nicht; er hatte Geſchäfte.

Sie hielt den Entſchuldigungsbrief lange in den Händen und verſtand ihn nicht; es war als habe ihn ein Fremder geſchrieben, denn er ſuchte ſie zu tröſten. Gott habe ihr, ſchrieb Theodor, die Wunde geſchlagen, damit andere Wunden vernarbten. — Wie war das in ſeinem Sinne möglich? Was war denn mit ſeinem Gott vorgegangen, daß dieſer wieder abſichtlich wohl und weh that? Theodor verwies ſie auf »das Jenſeits, wo die Thränen gezählt würden!« Dieſe Worte paßten doch nicht in die pantheiſtiſche Religionsanſchauung Theodor's! — Der Brief entſank ihrer Hand. Sie vergaß ihn bald, ſie war zu ſeelenkrank, zu gequält durch den Kummer, um ſich über einen Brief und deſſen Ausdrücke zu quälen. Sie hatte in der Stadt wenig Anſprache; ihre ganze Art zu denken hatte ſie von allem Umgang iſolirt. Roſamunda Schulz, welche noch immer im Beſitz des rothſammtbeſchlagenen Kirchſtuhles war, meinte, der Tod der Kinder ſei eine Strafe Gottes, weil Frau von Döring ſo lange nicht mehr in die Kirche ging. Sie wollte die ungläubig, unchriſtliche Frau nicht beſuchen. Helenen blieb niemand übrig als der ſtumpfſinnige Gatte, deſſen Pflege ſie bis dahin Fremden überlaſſen hatte, ſolange die Kinder ſie in Anſpruch nahmen. Sie überwand den Widerwillen, den die Pflege eines ungeliebten Weſens einflößen muß; ſie erkannte jetzt darin ihre einzige Pflicht, und ſie widmete ſich dieſer Aufgabe wie einer Buße. Heimlich ſeufzte ſie jetzt: »Käme doch Theodor!« Aber er kam nicht.

Endlich ſtarb der Gatte. In der Sterbeſtunde hatte er einen hellen Augenblick und bat Helenen um Verzeihung. Sie hatte ihm viel zu verzeihen, ein ganzes zerſtörtes Daſein. — Nach der Beſtattung des Baron Döring war ſie frei. Sie reiſte nach Berlin. Sie hatte Theodor ſogleich die Todesnachricht mitgetheilt, aber keine Antwort von ihm erhalten; vielleicht war er krank! Sie konnte es nicht mehr ertragen vor Sehnſucht; ſie mußte ihn wiederſehen.

Vom Hotel aus ſandte ſie gleich zu ihm und ſtand wartend am Fenſter. Wie bang ſchlug ihr das Herz nach der fünfjährigen Trennung! So viel Jahre, ſo viel Schmerzen lagen dazwiſchen! Wie oft hatte ſie ihn ſonſt erwartet eben ſo am Fenſter ſtehend wie heute. Dann pflegte er mit leichtem ſchnellem Schritt die Straße herauszukommen, heiter nach dem Fenſter ſchauend oder in die Luft, freundlich grüßend und nach Bekannten umblickend. — Jetzt kam ein Mann daher, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit langſamem bedächtigem Schritt. Er blickte auf den Boden, ſein Kopf war vorwärts gebeugt. Sollte das Theodor ſein? Unmöglich! Aber er war es doch. Er kam langſam die Treppe hinauf. Helene flog ihm entgegen; ſie lag an ſeiner Bruſt ehe er ſich beſinnen konnte; ſie zog ihn in's Zimmer, ſie blickte ihm in die Augen; er war es. Sie hatte ihn und in ihm ihre Jugend, ihr Glück, ja ihre Kinder wiedergefunden. Das iſt ja das Wunderbare in der weiblichen Liebe daß ſie den jüngern Mann als Geliebten und zugleich faſt als Sohn verehren kann! Eben darin liegt die Ewigkeit des weiblichen Gefühls, welches nicht abhängig iſt von Alter, Gebrechlichkeit und ſonſtigem Wechſel! — Helene weinte jetzt an ſeinem Halſe; es löſte ſich in ihr plötzlich das ganze ſtarre Weh der vergangenen Jahre. Theodor weinte nicht; er ſtand verlegen vor ihr und faltete die Hände, zuweilen den Blick gen Himmel richtend.

»Gottes Gnade hat Dir Schweres auferlegt!« ſagte er endlich, als Helene ihm von all ihrem Jammer erzählte. — »Gottes Gnade?« ſagte ſie, »das wäre ja ein furchtbarer Gott, wenn er auf dieſe Weiſe gnädig wäre! Theodor, ich habe den Schmerz mit Würde getragen, ich dachte an Dich und wollte ihn überleben. Gott gab mir ja auch die Kraft ihn zu überleben. Ja das war gnädig von ihm!

Theodor ſchwieg betroffen.

»Und wie erging es Dir?« fragte Helene, »Du biſt ſtärker geworden, ernſter, aber auch vornehmer. Sieh! ein Orden ſchmückt Deine Bruſt! Und das wußte ich alles nicht!«

»Der Herr ſegnete mein Beginnen!« ſagte er kleinlaut.

»O! ich habe Dich wieder, Theodor!« ſprach Helene weiter, »wüßteſt Du wie ich mich beſeligt fühle! — Glaube nicht, daß ich gekommen bin,« — ſie erröthete plötzlich, — »um Deine Frau zu werden. Nein, Theodor, ich bin zu alt für Dich — ich will nur in Deiner Nähe leben, ich will Deine Freundin ſein. — Du beſuchſt mich recht oft, täglich, nicht wahr?«

»Und die Welt?« fragte er, »was würde die Welt dazu ſagen?«

Helene lächelte ſchmerzlich. »Ich habe keine Kinder mehr, ich bin frei, ich ſtehe allein der Welt gegenüber!«

Theodor blickte unruhig nach der Uhr.

»Mußt Du ſchon fort?« fragte ſie.

»Ja,« erwiederte er froſtig.

»Wohin, Lieber?« fragte ſie ſorgſam.

»Mich rufen Geſchäfte!« verſetzte er verlegen.

Digitized by Google

Wann ſeh' ich Dich wieder, Theodor?« fragte ſie ihn mit zärtlichem Blick anſchauend.

»Morgen,« ſagte er, ihr die Hand küſſend. — Helene blickte ihm nach, wie er ſchied. — »Was wohl mit ihm vorgegangen iſt?« fragte ſie ſich, als er fort war. »Bin ich denn auch ſo verändert?« — Sie eilte nach dem Spiegel. Das hellblonde Haar umflatterte ihr ſchönes, leuchtendes Geſicht; die Freude hatte ihren bleichen Zügen einen Hauch von Jugend verliehen. — Sie war in dieſem Augenblick ſo voll von dem Gefühl wieder ein Weſen zu beſitzen das ſie lieben könne, daß ſie gar noch nicht das Bedürfniß empfand wieder geliebt zu werden.

Der Abend war für ſie zu einſam. Sie wünſchte etwas zu leſen. Der Wirth des Hotels ſchickte ihr ein Buch; es war ein frommes Werk »über den wiedererwachten Glauben.« Sie traute ihren Augen nicht: Theodor war als Verfaſſer genannt. »Dafür hat er auch den Orden erhalten!« ſagte die Wirthin, »der Herr Regierungsrath iſt ein gar frommer Mann, ſo fromm wie die Schweſter und deren Gemahl!«

Helene ſchlief die ganze Nacht nicht; ſie konnte es gar nicht begreifen, wie das möglich ſei. Er, der damals an Nichts glaubte, der ihren Gott, ihr Glauben und Hoffen ſo mächtig erſchütterte, er wäre bekehrt worden? — Geſchehen denn noch Wunder im neunzehnten Jahrhundert? dachte ſie. — »Haſt Du das geſchrieben, Theodor?« fragte Helene am andern Morgen, als er zur beſtimmten Stunde kam. Er bejahte ſtill und ſtumm.

»Und iſt das Deine Überzeugung?«

»Der Herr hat mich, den Irrenden, noch zur rechten Zeit erleuchtet; er hat mein Herz gerührt.« —

»Aber, Theodor,« verſetzte Helene, »beſinne Dich doch auf unſere Geſpräche von damals! Da fandeſt Du ja die Gläubigen ſo beſchränkt; Du verlachteſt ſie ſogar, und meinteſt, der Glaube mache ſie nur ſelig in dieſer Welt. Die Religion ſei die Theorie der Unwiſſenden, ſagteſt Du, die Vertröſtung der Unterdrückten; die Philoſophie wäre die Theorie der Unterrichteten, die Denkungsart des freien Menſchen!«

»Helene,« verſetzte Theodor verlegen und ängſtlich, »es thut mir leid daß Du ſelbſt auf dieſes Kapitel gekommen biſt; ich hätte es gern vermieden. Ich hatte gehofft all die Prüfungen, die Dir zu Theil geworden, würden auch Dich zurückführen zum Glauben, aber wie ich ſehe, beharrſt Du auf Deinen Irrwegen. Doch, — unerforſchlich ſind Gottes Pfade, — und vielleicht wirſt Du noch in Dich gehen!«

»Ach, Du armer Philoſoph!« rief Helene halb wehmüthig, halb ſpöttelnd, »wie biſt Du denn ein ſo gar frommer Chriſt geworden!«

»Mißbrauche das Wort nicht!« ſagte er mit feindlicher Strenge und Empfindſamkeit.

Sie fühlte noch immer nicht ganz welch' eine Kluft den Freund von ihr trennte. »Theodor!« rief ſie, »es gilt gleich viel welchen neuen dialektiſchen Umweg Dein Denken und Fühlen genommen, iſt nur Dein Herz daſſelbe geblieben. Mein Freund, ich will mich ſchon wieder zurecht in Dir finden!«

Sie lehnte ſich an ihn, aber er blieb ſo kalt und verſtimmt. »Theodor, liebſt Du mich nicht mehr?« flüſterte ſie leiſe.

»Doch, doch!« ſagte er peinlich gequält, »ich werde Dein Freund ſein, obſchon Du, wie meine Schweſter ſchon damals ſagte, eine gefährliche Frau biſt,«

»Willſt Du ſpotten?« fragte ſie lächelnd. »Gefährlich, ich Dir?«

»Weil Du nicht den wahren Glauben haſt!« ſagte er wie entſchuldigend.

»Wie?« ſchrie ſie auf, »nicht mehr den wahren Glauben haſt? Denſelben alten, frommen Kinderglauben, der mich ehedem erfüllte und beſeligte! Theodor, wer war es denn der dieſen Glauben mir nahm, mir ihn ſtahl durch ſophiſtiſche Künſte, mir ihn raubte mit der Gewalt des leidenſchaftlichen Gefühls? Theodor, entweder biſt Du jetzt, oder warſt Du damals ein Lügner! Entweder war Dein Denken eine Täuſchung oder iſt Dein Glauben jetzt eine Heuchelei! Arm, ſeelenarm aber bin ich durch Dich geworden!«

Helene ließ ſeine Hand fahren, ſie trat von ihm zurück, ſank erſchöpft in den Armſtuhl und bedeckte ihr Angeſicht mit beiden Händen. Sie war vernichtet, die Sinne vergingen ihr. Als ſie wieder aufblickte, war ſie allein; Theodor hatte ſich zur Thür hinausgeſchlichen.

Helene faltete die Hände und richtete das Auge gen Himmel. »Großes, unnennbares Weſen!« ſagte ſie, »biſt Du ein Gott der mit Bewußtſein dieſe Welt und ihrer Bewohner Schickſale leitet, wie kannſt Du es dulden daß um Deinetwillen und in Deinem heiligen Namen Treue und Liebe mit Füßen getreten wird? — Aber ich will nicht gegen Dich murren. Alle die Heilkräfte, welche Du in meine Seele gelegt haſt, will ich hervorrufen, um auch dieſen Schmerz zu überſtehen. Ich will Dir Ehre machen, Dir, dem Schöpfer der Menſchen. Dein Geſchöpf ſoll nicht ſchwach ſein!«

Sie erhob ſich und läutete; ſie wollte ſogleich ab-

Digitized by Google

reiſen. An der Thür fand ſie eine kleine Brieftaſche; Theodor hatte ſie verloren. Als der Kellner eintrat, hatte Helene dieſelbe geöffnet und hielt eine Verlobungskarte in der Hand: »Der Regierungsrath Theodor von S. und Fräulein Hedwig von ***. — Wer iſt das Fräulein von ***?« fragte ſie den Kellner.

»Die Tochter des Geheimenrathes,« war die Antwort.

»Deſſelben der zu den Frommen gehört?« fragte Helene. — Der Kellner bejahte ſchweigend, aber ſah ſich furchtſam um, aus Angſt belauſcht zu ſein. —

»Es geſchehen keine Wunder mehr!« ſagte Helene zu ſich ſelbſt, und ein Act ihres Lebens war geſchloſſen. — Als ſie in ihrem Herzen den Vorhang herabließ, war ſie ſchon Zuſchauerin geworden. Sie liebte Theodor nicht mehr. —

Helene war eine ſtarke Seele, ſie konnte der leeren öden Zukunft, die ſich vor ihr aufthat, in's Auge ſchauen, ſie wußte ihr ganzes vereinzeltes Schickſal voraus, ſie erbebte, aber ſie unterlag nicht. Es hätte ihr nicht an Muth gefehlt um ſich ſelbſt den Tod zu geben; aber ſie wollte nicht feig den Schmerzen entfliehen. Er iſt fromm und gläubig geworden, dachte ſie, und doch iſt ihm darum nichts heilig im Dieſſeits und im Jenſeits. Weil dem Philoſophen früher nichts heilig war, ſo zerſtörte er ſeinen und meinen Glauben, und jetzt, als Frommer, zertritt er rückſichtslos meine Liebe, mein Herz, meine Treue. Aber ſein Glaube bringt ihn Gott nicht näher, — eben, weil ihm nichts heilig iſt! — Im Grunde muß ich mich noch glücklich ſchätzen daß ich nicht an ihn gebunden bin! Ich hätte am Ende mit ihm fromm werden müſſen und wäre eine Heuchlerin geworden!

Aber Theodor war kein Heuchler; es war ihm in dieſem Augenblick wenigſtens eben ſo ernſt mit der Frömmigkeit als es ihm damals mit dem Unglauben ernſt war; die äußern Eindrücke hatten geſiegt. Auf der Univerſität unter den Philoſophen war es ihm leicht geweſen ſeinen Gott aufzugeben; nicht eigenes Nachdenken hatten ihm den Weg zu philoſophiſchen Anſchauungen gebahnt, gedankenlos hatte er die Gedanken Anderer aufgenommen und nachgeſprochen. Es war auch ſo bequem, in der Zeit der ſchäumenden Jugend vor keiner göttlichen Rüge zu zittern! Es war ſo bequem, geiſtreich zu ſcheinen mit den Anſichten Anderer und einer Frau gegenüber als Sieger zu gelten mit fremden Waffen! Eben ſo leicht war es für ihn, mit einem andern Strom zu ſchwimmen, mit einem Strome, welcher noch äußere Vortheile mit ſich führte. Auch die Frömmigkeit iſt anſteckend. Wo Alles das Auge niederſchlägt, wer kann da noch kühn um ſich ſchauen? Daher geſchieht es daß die Frömmigkeit in die Mode und aus der Mode kommen kann. Und nicht Alle ſind Heuchler, welche dieſe Mode mitmachen; wenigſtens ſind derer die ſich der Heuchelei bewußt ſind, nur wenige.

Auch der Präſident meinte kein Heuchler zu ſein, wenn er den Frommen ſpielte. Er hatte nicht viel Zeit gehabt über Religion nachzudenken und die äußere Frömmigkeit angelegt, wie man eben die Uniform anzieht, welche in der Welt gilt. — Wir ſetzen unſere Füße, wie es der Tanzmeiſter befiehlt, hatte er geſagt, wir ſubordiniren uns unſern Vorgeſetzten, huldigen den Reichen und Vornehmen; wir verkehren freundlich mit Menſchen, die wir nicht mögen, und ſind hülfreich oft da, wo wir grob ſein möchten. Alles das iſt nicht Heuchelei, ſondern eine angemeſſene Form! Die Frömmigkeit iſt eine Form welche jetzt viel gilt; was ich damit erreiche, werde ich nicht ſchlecht anwenden, die Macht nicht mißbrauchen! — So hatte der Präſident zu ſeinen vertrauten Freunden geſprochen; doch nicht zu ſeiner Frau. Bertha war wirklich fromm und es war ihr ein heiliger Ernſt mit dem Glauben. Sie hatte ſich wahrhaft um des Bruders unchriſtliche Geſinnung gegrämt und mit der ganzen Wärme eines liebenden Herzens ihn zu bekehren geſucht. Mehr als durch ihre Worte war es ihr durch ihre Thränen gelungen, ihn auf den Weg der Chriſtlichkeit zurückzuführen und ihr Beiſpiel hatte nebſt dem Zauber der Umgebung und der Gewohnheit die Bekehrung vollendet. Bertha hatte keine Kinder und lebte für die leidende Menſchheit. Dabei war ihre frühere Schroffheit gewichen; ihre Seele wandte ſich nicht mehr wie damals ab von der ungläubigen Welt, ſondern ihr zu. Sie fühlte ſich jetzt ſo ſicher und geborgen in ihrem Glauben daß ſie gern dieſes Schutzdach wie ein Himmelszelt über alle Menſchen ausgebreitet hätte, ohne jedoch die zu haſſen welche es verſchmäheten und lieber unter dem großen weiten Himmelszelt wohnen wollten. — Als ſie erfuhr daß Helene angekommen ſei, als Wittwe, als verwaiſte Mutter und als verlaſſene Geliebte; denn ihr Bruder war ja durch die Vermittelung ihres Gemahls verlobt worden; da nahm ſie Hut und Shawl und eilte zur Jugendgeſpielin. Sie trat ein als dieſe eben reiſefertig war.

Bertha's dunkles Auge ſtrahlte ſo mild unter den Thränen des Mitgefühls hervor; ihre Haltung war ſo edel, ihr Erſcheinen ſo anſpruchslos, ihr Ausdruck ſo

Digitized by Google

voll Liebe daß vor Helenens geiſtigen Augen plötzlich die Scheidewand ſo vieler Jahre niederſank und die Jugendfreundſchaft wieder in früherer Gluth erwachte. Sie, die ſo allein ſich glaubte im Moment des Wehes, ſo verlaſſen von Allen die ſie einſt geliebt, ſie ſah jetzt wieder ein liebendes Weſen vor ſich. Bertha, die Geſpielin ihrer Kindheit war es; dieſe breitete die Arme aus mit der alten Liebe, ſie zerriß den Vorhang, der ſich vor ihrer Kindheit niedergelaſſen hatte, alle ſeligen Erinnerungen jener goldenen Zeiten tauſchten ihr entgegen, und ſie ſtürzte in Bertha's Arme. Beider Herzen ſchlugen an einander, beide verſtanden ſich wieder, beide liebten ſich, die eine aus Mitgefühl, die andere aus Dankbarkeit. Es war ein Augenblick wie ſie ſelten kommen im Leben, wie nur der jüngſte Tag ſie vielleicht bringt, die Stunde wenn Alles auferſteht von den Beſchwerden des Kummers und von Irrungen des Glükkes, wo Alles ineinanderſtrömt, die Gläubigen und die Ungläubigen und die heilige Sonne der göttlichen Gnade alles ſchmilzt in Eine große Liebe, in Ein Verſtändniß. —

Helene reiſte Tag und Nacht um bald wieder in ihrer Heimath zu ſein. Warum ſie ſo eilte, wußte ſie nicht; Niemand erwartete ſie. Im Wagen hatte ſie viel Zeit zum Denken, denn ſie ſchlief nicht und alle Lebensfragen traten vor ihre Seele. »Was werde ich nun anfangen?« ſagte ſie zu ſich ſelbſt, »ich kann nicht zurückkehren zu meinem alten Glauben. Wer einmal die Gewohnheit des Denkens angenommen, der erſteigt eine Leiter deren Sproſſen brechen, wenn ſie zurückgelegt ſind; ich kann nicht mehr zurück. Iſt das nun ein Unglück, oder ein Gewinn? Iſt die Religion denn der Zweck des Lebens, oder nur ein Mittel den Zweck zu erreichen? — Religion und Philoſophie,« dachte ſie weiter, »ſind zwei Schweſtern. Sie leiten beide nach demſelben Ziele: Gott zu erkennen und zu lieben in ſeinen Werken, in ſeinem Weſen und in allen ſeinen Manifeſtationen worin er ſich bekundet. — Die Religion wäre unſtreitig die lieblichere Schweſter wenn ſie immer mit Altarkerzen leuchten wollte, nicht mit dem Feuerbrande des Fanatismus. Die Religion ſoll erleuchten und belehren. Ihr Zweck iſt, das Weſen der Menſchheit zu verherrlichen; der wahre Cultus iſt nichts anderes als die wahre Cultur der Menſchen; die ſchönſte Blüthe dieſes Cultus aber, die ſchönſte Frucht der Civiliſation, iſt die Humanität. Das Chriſtenthum trägt die Fähigkeit in ſich, dieſe Frucht zu reifen, indem es in jedem Menſchen das Bedürfniß erwecken ſoll, den Anſpruch jedes einzelnen Menſchen auf die wahrhafte menſchliche Exiſtenz zu begründen und zu erfüllen. Sollte dieſes Ziel nicht auch durch ernſtes Denken erreicht werden können? — Kann denn dem Menſchen die Offenbarung ſeiner Pflicht und ſeines Berufes nur durch ein Wunder zukommen? Hatte Gott nur den einen Weg der Offenbarung durch Chriſtum? Stehen ihm nicht tauſend, nicht Millionen Wege offen? — Ja, rief ſie, ich will ferner ſtreben Gott zu erkennen und die Menſchen in ihren Bedürfniſſen, in ihren Leiſtungen zu verſtehen, damit ich wohlthun kann. Für die Menſchen will ich leben; dann lebt auch Gott für mich. Gott will ich ehren in ſeinen Kindern, den Gottesfunken im Menſchen hervorſuchen aus dem Schmutz der Armuth und aus dem Tand der glänzenden Welt. Und wenn ein Menſch mich mit Undank kränkt, ſo will ich darum an den Andern nicht irre werden, und wenn eine Liebe gewaltſam in meinem Herzen erſtickt wird, ſo möge darum die ganze Liebe in mir nicht erſterben, denn Liebe allein iſt die wahre Religion; das Wirken der Liebe die höchſte Gottesverehrung.«

Alſo denkend gelangte ſie in ihre Heimath und hatte gleich Gelegenheit nach ihren Vorſätzen zu handeln. Roſamunda war geſtorben und deren Kind verwaiſt. Helene nahm es zu ſich, um es zu erziehen. Der Vater des Kindes, der verſtändige Mann, meinte es keinen beſſern Händen anvertrauen zu können, obgleich Helene nie in die Kirche ging. Aber Helene begnügte ſich nicht mit dieſem einen Werk der Liebe; ſie wollte allen Menſchen wohlthun, wenigſtens allen Leidenden und Trauernden die ſich ihr nahten.

Sie ſuchte nun Arme und Kranke auf, ſie erzog Kinder, pflegte und wartete die Leidenden; ſie beſuchte die Gefangenen. Sie gab Geld und Kleidungsſtücke, Fürſprache, Schuz, Arbeit und Pflege; niemand verließ ſie ohne freundliche Zuſprache. Sie hätte ſo gern für jedes Leiden einen Troſt gehabt! Aber welcher Troſt iſt ausreichend für Alle?

Einſt ſah ſie viele Menſchen verſammelt in der Straße; aus ihrer Mitte drangen Klagetöne. Ein Mann war erſchlagen worden durch einen Ziegel; dieſer Mann hatte eine Braut, welche untröſtlich ſchien, und die Leute ſuchten ſie zu tröſten. »Alles was von Gott kommt iſt gut!« ſagte der Pfarrer und Andere ſagten Aehnliches. »O!« dachte Helene, »welch ein Unterſchied liegt doch im Schmerz, wenn Gotteshand ſelbſt den Ziegel gelöſt und gelenkt hat auf das Haupt des Mannes, den ſein Wille gerade in dieſem Augenblick zu ſich rufen wollte! Wie untröſtlich wäre es, hätte

Digitized by Google

ihn der Zufall getödtet. — Ja, ja, ſelig ſind die da glauben!«

»Gott und Menſchen erkennen,« dachte Helene, »iſt das hohe Ziel unſeres Strebens, und indem wir die Menſchen erkennen, müſſen wir auch einſehen daß nicht Alle der Einſicht der Philoſophie fähig, nicht Alle zur Reſignation des Denkens reif ſind! Warum ſollte ich dem Unglücklichen mit der milden Gabe nicht auch den Troſt reichen, deſſen er bedarf?«

Im einſamen weißgetünchten Gefängniß ſaß eine Verbrecherin. »So allein!« klagte ſie, »kein Menſch denkt mein!« — »Gott iſt bei Dir!« ſagte Helene, »er zählt Deine Thränen, er vernimmt Deine Buße; Dir iſt im Himmel verziehen wenn auch nicht auf Erden.« — Die Verbrecherin athmete freier. — Vor der Thür ſagte Helene zu ſich ſelbſt. »Habe ich eine Unwahrheit geſagt? — Nein! Wer Gottes Auge in den Kerker ſcheinen läßt, gibt die ſchönſten Almoſen. Selig ſind die Gläubigen!«

In der ſtillen, öden Bodenkammer lag ein armer Taglöhner erkrankt. Ein Krug Waſſer der neben dem Bett ſtand, wurde vom mitleidigen Hausbeſitzer täglich gefüllt. Niemand erkundigte ſich weiter nach dem Leidenden; niemand pflegte ihn, kein Arzt beſuchte ihn. Helene war ihm ein Engel mit dem kühlenden Trank, der labenden Speiſe, dem weichen Pfühl, den ſie brachte. »Ich dachte ſchon, Gott und Menſchen hätten mich vergeſſen!« ſtöhnte der Kranke. — »Gott vergißt Niemand!« ſagte Helene. »Er ſchickte mich und wird Euch immer Hülfe ſchicken in der Noth!« —

»Das glaube ich auch!« ſagte der Mann, »ich dachte auch immer, die Hülfe müſſe doch noch von oben kommen!«

»Bleibe du bei dieſem Glauben!« ſagte Helene, »ich bleibe bei meinem Thun! Thue jeder wie er kann, dann werden die gläubige und die thätige Liebe gemeinſam wirken!«

Den Kindern die ſie erzog, faltete ſie die Hände zum Gebet, und erzählte ihnen von Gott, ſo wie man ihr als Kind von ihm erzählt hatte; ſie verſchmähte auch die Wunder und Legenden nicht. Das Dogma, meinte ſie, ſei das Spalier woran der junge Baum ſich ſtützen müſſe; der ſtarke Stamm kann es entbehren. Und wenn ein kranker Baum der Stütze bedarf, ſo ſoll man auch ihm dieſelbe nicht entziehen! Helene wollte Niemand aufklären, Niemand bekehren; ſie wollte nur wohlthun. Die hülfreiche Liebe ſchien ihr die höchſte Religion, und der Gott der ihr den Drang zum Forſchen und zum Denken gegeben, blickte ſie jetzt aus jedem menſchlichen Auge an, ſie ahnete ſeine Nähe in jedem klopfenden Menſchenherzen und ſie ſuchte den durch Menſchen täglich in der Menſchheit gekreuzigten Gott zu erlöſen. Dabei fand ſie denn auch ſelbſt Erlöſung von dem großen Lebensſchmerz. Es gibt auch der Erlöſungsarten ſehr viele in der Welt; ſie ſind eben ſo mannigfaltig als deren Übel.

Helene meinte jetzt das Leben zu verſtehen, die Schöpfung und deren Zuſammenhang zu begreifen, den Weg gefunden zu haben der zu Gott führt, das große Räthſel der Schöpfung gelöſt zu haben in der Liebe zu Allen. Es blieb ihr nur noch ſich die einzelnen Erſcheinungen zu deuten, und auch dieſe wurden ihr deutlich in der Liebe. Sie folgte dem Wunder der Schöpfung mit forſchender Seele; ſie war ein Theil des großen Ganzen, welches Gott mit Liebe erſchaffen hatte, und in Gottes Schutz ſtand ſie für jetzt und für alle Ewigkeit; ſie fühlte ſich ſicher und ruhig. Wenn ſie nach vollendetem Tagewerk das Freie ſuchte, die Natur belauſchte in den Äußerungen der verſchiedenen Jahreszeiten, die Hieroglyphen von Thier- und Pflanzenwelt ihrer Seele verſtändlich wurden, die im Frühling erwachenden Kräfte ihr eben ſo vertraut waren als die im Winter ſchlummernden, wenn ſie überall Leben ahnete und allem Leben ſich ſo nahe fühlte, da meinte ſie oft auch ohne Händefalten zu beten; ihr Leben, ihr Thun, ihr Fühlen und ihr Denken war ein Gebet geworden. —

Trotz dieſer Beruhigung fühlte Helene ſich allein; ſie hatte weder Eltern, noch Geſchwiſter noch hatte ſie Freunde gefunden. — Roſamundens Mann, Herr Schulz, hatte ihr ſeine Hand angeboten, die ſie ausgeſchlagen. Sie achtete ihn, aber ſie liebte ihn nicht, und wollte nicht Pflichten ſich aufbürden die ſie von den Pflichten gegen die ganze Menſchheit abziehen könnten. Helene hatte auch keine Kirche, und es gab doch Stunden, wo ſie ſich ſehnte in Gemeinſchaft mit Brüdern und Schweſtern ſich zu Gott zu erheben, an der Frömmigkeit der Andern ihre eigne Frömmigkeit anzuzünden. Aber ſie fürchtete ſich vor den hergebrachten und feſtgehaltenen Irrthümern in denen der alte Kirchenglaube aller Parteien ſich gefällt. Hier hörte ſie nur vom Bußethun und vom Auferlegen ſchwerer Strafen; mit äußeren Leiſtungen konnte der Sünder ſich loskaufen. Dort predigte man, alles menſchliche Thun ſei übel, und der blinde Glaube mache ſelig. Helene wollte nichts von dem preisgeben was ſie ſich nach langer Mühſal erworben; ſie wußte daß es nicht ausſchließlicher Glaube, nicht das Wirken und Thun

Digitized by Google

ausſchließlich ſei was zu Gott führe. Helene wußte daß man mit Beidem ſelig werden könne, daß die Liebe, ſie ſei gläubig oder thätig, den Himmel auf Erden ſchon eröffne.

Da hörte ſie wie ſich neue Gemeinden in Deutſchland bildeten, die ſich von den alten Kirchenſatzungen und ihrem Widerſtreit frei machen wollten. Helene beſuchte die Verſammlungen einer ſolchen freien Gemeinde die ihren Glauben reinigt und vereinfacht um die Kraft ihres Herzens für das thätige hülfsbedürftige Menſchenleben zu erhalten. Es war kein Tempel in welchem man zuſammenkam, nur ein gemeiner Saal, aber wo Drei in des Herrn Namen verſammelt ſind, da iſt er ja mitten unter ihnen. Helene fand da nicht ihren mit rothem Sammet beſchlagenen Kirchenſtuhl; aber ſie vermißte ihn auch nicht. Kein Glockengeläute darf dieſe Gläubigen einladen; nicht einmal die Töne der Orgel waren jener Gemeinde an welcher Helene Theil nahm, geſtattet. Es fehlte hier alle Unterſtützung der Sinne, alle Erhebung für die Phantaſie. Der Verſtand allein war mächtig unter dieſen Brüdern der freien Gemeinde und Helenens Herz war reich und mächtig genug, am Gebäude dieſer neuen Kirche mitzuarbeiten. Dieſe neue Kirche, das war wenigſtens Helenens Gedanke, ſteht mitten im Leben, mitten in der hülfebedürftigen Welt.

Briefwechſel und Tagebuch.

Wien, d. 17. März.

[Bielka, Maria de Molina, Theater, Cenſur, Krankheiten, die Jeſuiten in Prag.]

Nein es iſt Verleumdung, wenn man die Wiener Sybariten nennt! Zweifelsohne wiſſen Sie was Aelianus von den Sybariten erzählt, daß nämlich der Vertrag eines Virtuoſen ſie einſt in ſolche Hitze brachte daß ſie die Waffen ergriffen um ſich wechſelſeitig auszurotten. Wären die Wiener Sybariten, wahrlich es wandelte keine Wiener Seele mehr im roſigen Lichte, denn wir haben Sänge und Klänge gehört, viel mächtigere, viel gewaltigere als die Klänge jenes armſeligen Sybaritenkünſtlers, und die Wiener blieben ſo harmlos ruhig, ſo excluſiv gemüthlich, wie ſie nur immer die Theaterzeitung ſchildert. Seit Meyerbeer in unſere Ringmauer trat, hat kein großer Tonmeiſter Ruhe in ſeinem Grabe. Beethoven, Haydn, Mozart, Schubert u. A. erhalten muſikaliſche Hekatomben, und die aufregendſten Tonmaſſen ſchwingen ſich durch die Luft, die bereits ganz muſikaliſcher Aether geworden. Und alle dieſe Zaubereien bewirkt eine Zigeunerin, die gute liebe Bielka. Ich war ſo glücklich in der ſechſten Vorſtellung dieſer Oper ein beſcheidenes Plätzchen zu erobern. Und nun hören Sie mein beſcheidenes Urtheil, das nicht alle muſikaliſchen Größen ſtürzen will, um ihre hinſtäubenden Lorbeerkränze auf das Haupt eines Einzigen zu ſetzen der doch nur der Erbe großer Vorväter iſt. Die Bielka iſt ein großartiges, muſikaliſches Gelegenheitsgedicht. Es iſt ungereimt, ſie mit Hugenotten oder mit Robert zu vergleichen, eben weil dieſe ungebunden, in völliger Freiheit entſtanden, was bei einem Gelegenheitsgedicht nicht der Fall iſt, beſonders wenn es ſich an die deutſche Geſchichte ſchmiegt, und — doch wozu noch mehr? Die Oper iſt reich an Schönheiten, in den erſten zwei Akten ſo reich daß man ſagen könnte: Weniger wäre mehr. Die Ouverture macht eine große Wirkung, die Chöre des erſten und zweiten Aktes ebenfalls, wenn auch im letztern die Tonmaſſen ſo ſtürmiſch durcheinander wogen daß man nicht gleich die Ideen des Meiſters herausfindet, und ziemlich betäubt wird. An erfolgreichen Arien, Recitativen und Duetten fehlt es nicht. Der dritte Akt ſteht gegen die beiden erſten ſehr zurück, und zwar ſchon deshalb weil hier ſo viel geſprochen wird, und die fade Intrigue ſich meiſt in dürrer Phraſe abhaspelt. Sehr wirkſam jedoch iſt hier das Duett zwiſchen Bielka und Konrad in der neunten Scene, das ſogenannte Flötenconcert. Der Text der von Rellſtab für dieſe Bühne umgearbeitet wurde, mahnt an den Geſchmack des Geiſter- und Geſpenſtergeſchichtenfabrikanten Spieß. Die arme Bielka muß aus Ungarn in das Feldlager nach Schleſien kommen, um ſich daſelbſt zur Sühne für den Treubruch ihrer unſeligen Mutter Wanda, einer Ame en peine, in der Blüthe ihrer Jugend erſchießen zu laſſen. Das iſt ein Beneficetod, der von einer ſehr poetiſchen himmliſchen Gerechtigkeit zeigt; denn gleich nachdem Bielka unter ironiſchem Lächeln vieler Schönen in den Logen und im Parterre auf dieſe Weiſe ihr Leben verblutet hat, fährt die alte, ſündhafte Wanda, wie ihr reines Töchterlein, mit allem Glanze der Rellſtab'ſchen frommen Einbildungskraft vor den Augen des Publikums gen Himmel. Die Darſtellung, nach ſechsundzwei[illegible] Proben, unter den Augen des Meiſters, endlich vor dem großen Publikum zu Stande gebracht, zeugt von einer Pietät, die das Möglichſte leiſtet. Die Linden entzückt das Publikum, und erntet bei jeder Wiederholung friſche Kränze. Es fanden bis jetzt zehn Darſtellungen ſtatt, die ſiebente wurde auf Allerhöchſten Befehl angekündigt. Standigl (Graf von Paldorf) wirkt in ausgezeichneter Weiſe mit ſeinen herrlichen Kräften, Konrad (Hr. Ditt), die Chorführer der verſchiedenen Truppenkörper (die Herren balle Aſte, Stajit, Schütky), Dlle. Bergauer (Thereſe) trugen durch ihre Leiſtungen zum Gelingen des Ganzen redlich bei. Daſſelbe gilt von Hrn. Radl, Anführer des feindlichen Reitertrupps. Ausgezeichnet ſind die Chöre, die freilich die unerbittliche, aber gute Schule Meyerbeers mitmachten. Die Ausſtattung iſt glänzend, die verſchiedenen Evolutionen im Lager, wobei Mann und Roß figuriren, werden mit ſolcher Präciſion ausgeführt daß dabei nicht — gelacht wird, was ſonſt bei dergleichen Schaugepränge ſelbſt in der Burg der Fall iſt. Rückſichtlich der Darſtellungsweiſe des Herzogs, oder des verlappten

Digitized by Google

Friedrich erlauben Sie mir ein Wort. Die Herren Schauspieler machen es ſich zum Geſetz, Friedrich den Großen ſo darzuſtellen daß wir auf der Bühne ſtets an ſeiner Größe zweifeln. Sie machen gar keinen Unterſchied der Zeit, in welcher der Held auftritt, und ſo erſcheint er ſtets mit dem Krummſtock, mit gebeugtem Rücken, und mit ſo unliebenswürdigen Manieren daß er uns ohne Krone gewiß abſtoßen würde, und mit der Krone nicht anzieht. Ich kann das nicht billigen. Hier ſpielt das Stück wahrſcheinlich in einem der ſchleſiſchen Kriege, wo der König noch rüſtig war, wo noch keine bitter getäuſchten Hoffnungen den Adlerflug des Geiſtes, die ſtolze Haltung ſeines Körpers lähmten, wo er wie ein Antäus ſelbſt im Falle neue Schwungkraft erhielt. Warum ſtellt man ihn ſo unliebenswürdig, ſo zurückſtoßend dar? Abgeſehen aber von der Zeitrechnung, ſo muß ein groſſer König auf der Bühne in idealer Geſtalt erſcheinen, beſonders wenn man ſich wie hier ſo freudig für ihn opfern ſoll. Mich wundert daß die Schauſpieler, die großen wie die kleinen, die dieſe Rolle geben, noch nicht auf den Gedanken verfielen, ihre königliche Weſte mit gelben Schmutzflecken zu zieren, weil der Held bekanntlich ſo viel ſchnupfte! Alſo ihr Herren Schauſpieler, gebt uns den Fritz als einen König bei dem wir es ungefähr begreifen daß er die ganze Welt zur Bewunderung hinriß, aber nicht ſo, wie ihr ihn in einer Caricatur geſehen, aber wie das greiſe Alter ihn geſtaltete. Denn ihn getreu zu geben, ſeid ihr doch alle zu klein.

Die hieſigen Concerte die beinahe alle Anziehungskraft verloren hatten, erhielten durch Meyerbeer ein neues Leben. In dem Concerte, das der wackere Männergeſangverein zu einem wohlthätigen Zwecke veranſtaltete, hörten wir den Chor der Mönche aus Robert dem Teufel (hier noch nicht aufgeführt), dann „Komm" Gedicht von Heine, in Muſik geſetzt von Meyerbeer, Schuberts Nachtgeſang im Walde, und von Mendelsohn-Bartholdy Lenau's Frühlingslied, und eine Hymne an den Bacchus aus der Antigone, die eine ergreifende Wirkung macht. In einem philharmoniſchen Concerte hörten wir zum erſten Male auch Meyerbeer's Ouverture zu ſeines Bruders „Struenſee", die allgemeinen Beifall erntete. Nächſtens ſoll die Muſik zu dieſer Tragödie mit erläuternden Worten von Ludw. Aug. Frankl in einem Concerte vorgeführt werden. Zum Beſten der Schauſpieler des abgebrannten Peſther Theaters veranſtalteten Peſerny und Döbler im Joſephſtädter Theater eine Vorſtellung. Auch gaben die Hofſchauſpieler eine Akademie zu demſelben Zwecke. Ich verſchone Sie mit den übrigen Concerten, denn ich bin muſikmüde, und Sie werden denken: ſchon genug Raum für Muſik! Nur noch einige Worte zu Gunſten der göttlichen Schöpfung Haydn's, die Herr Ritter Randhartinger zur Aufführung brachte, und in welcher die Lind neben Staudigl und Erl im oratoriſchen Geſange ſo viel Jubel hervorrief als im dramatiſchen. Das Geſuch die Welfen und Ghibellinen im Hofoperntheater zu dirigiren, lehnte Meyerbeer beharrlich ab, da ihm, wie er ſagte, nach der hier vorgenommenen cenſuramtlichen Metamorphoſe der Text der Oper ganz fremd ſei. Der talentbegabte Kapellmeiſter und Componiſt Nicolai, der ſich um die Veredlung unſeres Concertweſens viel Verdienſt erwarb, verläßt ſeine Stellung im Hofoperntheater. —

Im Burgtheater ſahen wir Halm's Donna Maria de Molina, deren Stoff dem Spaniſchen des Gabriel Telleq entlehnt iſt. Man ſah dieſem Werke mit Spannung entgegen, weil der Dichter ſo lange Zeit gefeiert hatte. Donna Maria de Molina aber war ſo grauſam, die erregten Erwartungen nicht zu befriedigen. Durch vier Akte ſehen wir ſie ringen, kämpfen und ihr Herz opfern, um die Rechte ihres fünf bis ſechs Jahre alten Sohnes gegen kühne Kronprätendenten zu ſichern. Sie wird uns in dieſen vier Akten als Prototyp königlicher Weisheit vorgeſtellt, deren ſcharfblickendes Auge, deren Umſicht alle Sturmwolken zerſtreut, die ſich um das Haupt ihres Kindes zuſammenziehen. Wir glauben ſchon faſt an die Weisheit der Regentin, oder zweifeln höchſtens noch in einigen Momenten an ihr, wo ſie pſychologiſch unrichtig handelt: da findet es der Dichter für gut, das Stück nicht mit dem vierten Akte zu ſchließen, ſondern noch ein Nachſpiel anzuheften, das den mühſelig zuſammengekünſtelten Bau des Ganzen vernichtet. In dieſem Nachſpiel ſehen wir nämlich ihren Sohn, der am Schluſſe des vierten Aktes noch als Kind erſchien, um acht Jahre älter, und als König, der, zum Dank für ſo viele aufopfernde Sorgen, den Anklagen ſeiner giftigſten Feinde Gehör gibt, daß ſeine eigene liebevolle Mutter ſeinen Schatz beſtohlen, ja ihm ſelbſt nach dem Leben getrachtet habe. Damit fällt die Illuſion von der Weisheit der Donna Maria zuſammen, und man fragt ſich warum die Regentin ihren Sohn nicht wenigſtens ſo gut erzogen daß er ſich vor der offenen Verletzung aller kindlichen Pflichten verwahren könnte. Den Unwillen der Israeliten erregte der Umſtand, daß der Dichter den Abu Ezra, einen Juden, der als Arzt, Philoſoph und Aſtronom großen Ruf erwarb, und lange vor den Tagen der Donna Molina zu ſeinen Vätern verſammelt ward, aus feiſnem Grabe hervorruft, um ihn als Giftmiſcher auf der Bühne an den Pranger zu ſtellen. Chriſtliche Seelen nehmen Ärgerniß an dieſem Juden, weil er nicht, wie ſonſt ſeine dramatiſchen Glaubensgenoſſen, als pikante Würze oder als Träger eines intereſſanten Conflictes auf die Bretter gebracht wird, ſondern dafelbſt nur erſcheint um im Gegenſatze zu Shylok, Nathan, Schewa, den Iſſland'ſchen und andern Bühnenjuden, die Geduld der Zuſchauer zu ermüden. — Indeſſen muß ich den Dichter freiſprechen von dem Vorwurf, daß er blos um ſein Perſonenverzeichniß mit einem berühmten Namen zu vermehren, dieſem langweiligen Juden gerade den Namen Abn Ezra verlieh. Halm wollte vielmehr ein Wort für die Emancipation der Hebräer ſprechen, wie deutlich aus dem Ganzen hervorgeht, und folgte dem Gabriel Telleq, der mit eben ſo wenig Skrupel als Shakeſpeare ſeinen Juden brandmarkt. Auffallend iſt es daß Halm das Stück nicht nach ſpaniſchem Brauch in drei Akte zuſammenzog, denn gerade die gewaltſame Ausſtreckung in fünf Aufzüge ſchadet hier ſehr. Der erſte Akt iſt vortrefflich gearbeitet, bis auf die Scene, wo das königliche Kind auf dem Throne erſcheint, und von ſeinen Unterthanen auf die Schilde gehoben wird, um durch die Stadt getragen zu werden. Den übrigen Akten fehlt es auch nicht an einzelnen Schönheiten. Von den Perſonen hat Halm, wie gewöhnlich, nur zwei bedacht, die Königin Mutter (Mad. Rettich) und ihren taktloſen Vertheidiger (Hrn. Löwe). Die Sprache im erſten Akte iſt markig und gedrängt, ſie mahnt in den folgenden, beſonders in den Liebesſcenen, an den Sohn der Wildniß. Ich halte dieſe Arbeit für ein Studium, das Halm vor Jahren

Digitized by Google

gemacht. — Der Dichter ward nach dem dritten Akte gerufen. In den folgenden Akten zeigten sich die Spuren der Abspannung. —

Von den neuen Stücken die in den Vorstädten auftauchten, nenne ich nur Feldmann's „Mädchen vom Theater", das Beifall fand, und schon oft wiederholt wurde. Auf der Wieden, wo „Kaspar der Theringer" kläglichen Angedenkens und ähnliche abgestorbene Producte mit der Vielfalt die Runde machen, sahen wir „Heinrich den Schwarzen", romantisches Drama von Pablasek. Verdient dieses Stück auch nicht den Kranz der dem Verfasser aus olympischen Höhen zugeworfen wurde, so ist es doch als wirksames Erstlingsproduct der Aufmunterung auch von Seiten der Kritik werth, die jedes keimende Talent in Schutz nehmen muß, besonders wenn hier ein „Kaspar", dort ein „Wendelin von Höllenstein" aus der Nacht der Vergessenheit hervorgeholt werden, und an einer andern Bühne neben den privilegirten Dichtern sein anderes Talent geduldet wird. Das Publikum, gerechter als manche hiesige Kritiker, die bei andern Gelegenheiten so leicht zu Begeisterung überschäumen und Mängel bereit in Vorzüge verwandeln, nahm das Stück mit großem Antheile auf. Daselbst erschien auch „das Menschenherz" ein Phantasiegemälde von F. X. Lang. Der Verfasser hat in die Abgründe des Menschenherzens seinen Blick geworfen. Das Publikum nahm ihn das nicht übel.

Das Gesetz über das literarische und artistische Eigenthum über das schon so viel geschrieben wurde, ist ein Censurgeheimniß, oder ist, um mich deutlicher auszudrücken, den Schriftrichtern und Gedankenzöllnern bis jetzt ganz unbekannt geblieben. Sie zweifeln an dieser Angabe? Trauen Sie ihr unbedingt! Die Censoren glauben nach Kundmachung jenes Gesetzes weniger als früher an ein literarisches Eigenthum. Zahlreiche Erfahrungen bestätigen diesen Unglauben. Herr Dreihardstein z. B. behält einen Aufsatz im Umfange eines halben Druckbogens drei Wochen zurück, und zur Überschreitung der übrigen Schranken braucht er eben so viel oder noch mehr Zeit. Hr. Eitl oder Eitel, ich will dem Manne keinen Buchstaben streichen, ein anderer Bücherrichter, streicht sogar Stellen die im Jahre 1765 in Wien gebruckt wurden! An andern Beispielen fehlt es leider auch nicht. Ein durchlauchtiger Reisender gibt in ein hiesiges Blatt eine Reisefitze, und nimmt zwei österreichisch montanistische Beamte gegen eine Anklage in Schutz, die gegen sie in Ägypten über das fruchtlose Aufsuchen von unterirdischen Schätzen erhoben wird. Der Censor, Hr. Strauße, hält diese Stelle für gefährlich, und läßt sie über die Klinge springen, weil? — weil die Ägypter sich nicht unterstehen dürfen an der Unfehlbarkeit eines österreichischen Beamten zu zweifeln. — Bei einem hiesigen Buchhändler ward auf die Denunciation eines Cameralbeamten eine große Nachforschung angestellt. Man entdeckte ein verborgenes Behältniß im fabelhaften Umfange, das lauter erlaubte Bücher enthielt. An der sächsischen Gränze fand ein Schaarmützel zwischen der Finanzwache und einer Schmugglerbande statt, in welchem hundert Exemplare eines verbotenen Leipziger Journals erobert wurden. Die Sieger trauerten und meinten, für Kaffee, Zucker u. dgl. wofür eine Prämie abfällt, sei das Surrogat gar zu schlecht. Dem Lärm, der rücksichtlich der historisch politischen Blätter in so vielen Zeitungen geschlagen wird, muß ich einige Anmerkungen widmen. So viele Blätter erhalten im Laufe des Jahres ihre Todesurtheile, die ihnen den Weg nach Österreich verrennen, und Niemand verliert ein Wort darüber, seine politische Zeitung erwähnt es. Hundertmal werden Gesuche ein verbotenes Blatt beziehen zu dürfen zurückgewiesen, und die correspondirenden Zeitungsherolde beobachten ein gespensterhaftes Stillschweigen. Da wird eine Nummer, sage eine Nummer der historisch politischen Blätter, um die sich in Österreich so Wenige kümmern, strenger behandelt, und überall gibt es Lärmsignale, beredte Anerkennungszeichen, Verwunderung, Staunen, Entsetzen. Wie empfindlich doch manche Leute sind und wie unempfindlich wieder andere! Eine einzige Nummer ward verboten, und zwar mit dem höflichen außerordentlichen Beisatze, daß man sie den Abonnenten des Journals verabfolgen solle — und die empörte Partei entlt mit Entrüstung das Verbot ihres Organs aus! —

Im Vasensaal des k. k. Antikenkabinetts ist eine Statue aufgestellt die viel Gerede macht. Der Besitzer behauptet, diese Statue stelle einen Apollo vor, der vor einigen Jahren unter den Trümmern des alten Städtchens Tenea von Bauern ausgegraben wurde, und stamme aus der besten Kunstperiode des schönen Hellas. Dagegen behauptet Hr. Gitelberger von Edelberg, die Statue sei kein Apolle, sie stelle wahrscheinlich einen Eingeweihten der Isismysterien vor, und stamme aus der Hadrianischen Zeit, in welcher ägyptischer Geschmack in Italien und Griechenland vorherrschte, — eine Ansicht der sich die Kunstkenner zuwenden. — Hr. Radetzki ist jetzt mit der Medaille Meyerbeers beschäftigt; er wird bei der Ausführung ganz seiner Ansicht folgen. Seine Lindmedaille wurde von einem hiesigen Zuckerbäcker in süßen Stoffen nachgebildet, und fand viel Absatz, bis der kleine Rest confiscirt ward. Ganz ungegründet ist es daß Hr. Radetzki, wie ein vielgelesenes Blatt behauptet, in den Kaffeehäusern Subscribenten für die Lindmedaille preßte. — Ein Künstler, der mit einem ausgezeichneten Talente einen eigenthümlichen Charakter verbindet, und überdies so sehr beschäftigt ist, wie Hr. R., entschließt sich nicht zu derlei Scherzen. — Hier herrscht ein tückischer Krankheitsgenius. Das allgemeine Spital zählt 3200 Kranke, die darmherzigen Brüder veröffentlichen daß sie wegen Mangel an Raum den Leidenden nicht wie sonst unbedingte Aufnahme gewähren können. Man legt dies der unbeständigen Witterung zur Last. Bald hatten wir 10 — 12° Kälte, bald wieder Frühlingstage, wie eben jetzt.

Die Nachricht daß in Prag ein Flugblatt gegen die Jesuiten verbreitet wurde, hat hier besonders in den höhern Regionen sehr viel Aufsehen gemacht. Die Fürstin L. welche den frommen Vätern eine Residenz am Prager Viehmarkt kaufte, ist in dem Flugblatte auf eine sehr anrüchige Weise genannt. Die Böhmen werden darin erinnert daß die Jesuiten an dem Falle ihres Vaterlandes schuld waren, daß sie die Fackel der Aufklärung in Böhmen auslöschten, die Weißenberger Schlacht herbeiführten, nach derselben das Land entvölkerten ꝛc. Jetzt aus Frankreich und der Schweiz vertrieben, werfen sie ihre Blicke auf das schöne Böhmen, das seit kurzer Zeit wieder nach Licht ringt, um hier alle Verführungs- und Verhetzungspläne anzuspinnen. Wie ich höre ist der Verfasser dieser antiloyolitischen Schrift in Folge einer rasch eingeleiteten Untersuchung

Digitized by Google

bereits entdeckt. Die Lettern vertrieben die Prager Druckerei, aus der ſie hervorging. Der Verfaſſer iſt ein Juſtizjär. Da er blos die frommen Väter angriff, ſo kann man ſeine That höchſtens als ſchwere Polizeiübertretung beſtrafen. Der Eindruck, den das in böhmiſcher Sprache verfaßte Blatt in der alten Königsſtadt machte, ſoll bei der ohnehin herrſchenden Antipathie gegen die frommen Väter ſo tief und nachhaltig ſein, daß ſie in Prag, wenn ſie auch in das Weichbild der Stadt gelangen, einen ſehr ſchweren Stand haben dürften. Man hegt die Hoffnung daß die Regierung die Bitten der böhmiſchen Stände und der Bürger Prags genehmigen, und die frommen Väter von der alten Königsſtadt fern halten werde. — Von der bekannten Denkſchrift des weiland königl. baieriſchen Miniſteriums, gelangten einige Exemplare hieher, ehe öffentliche Blätter es erwähnten. Man betrachtete dieſes in der Geſchichte deutſcher Miniſterien unerhörte Actenſtück mit großem Erſtaunen.

•

Dresden, d. 26. März.

[Der Landtag, die Eiſenbahnen, v. Thielau, v. Florencourt, Gräfin Hahn.]

Der außerordentliche Landtag iſt geſchloſſen. Zu ſeinen weſentlichen Ergebniſſen gehört die Übernahme der Eiſenbahn nach Baiern von Seiten des Staates und deſſen Betheiligung an der Chemnitzer Bahn durch Ankauf eines Drittheils der Actien. Wann dieſe Bahn bis Riesa vollendet ſein werde, wiſſen die Götter, oder vielmehr die Chemnitzer die in ihrem Übermuth der Regierung gegenüber ſo herausfordernd dieſe Bahn verlangten, auf ihre Bruſt ſchlugen, auf ihre Geldſäcke pochten und ſo ſehr lärmten daß man im Augenblick nicht merkte wie hohl es in beiden Fällen klang. Es war zu erwarten daß die Regierung nach ſolchem Übermuth nicht Luſt bezeigen würde dem jetzigen Kleinmuth der Chemnitzer umfaſſender zu Hülfe zu kommen. Die Chemnitzer Actien ſtehen auf 58. — Zu den Denkwürdigkeiten des außerordentlichen Landtags gehört der Leipziger Proteſt gegen ſeine richtige Zuſammenſetzung und Herrn v. Thielau's eigenthümliche Leitung der Debatte, in Folge deren er die Präſidentſchaft niederlegte und Hr. Braun wieder eintrat. Eben ſo denkwürdig war Hrn. v. Thielau's ſchriftliche Erklärung, die Stelle des Vicepräſidenten nur gegen ſeinen Wunſch und nur in Hoffnung auf die Kürze des Landtags angetreten zu haben. Auf ſein Geſuch um Entlaſſung machte der Chef des Miniſteriums die Entgegnung daß ſo bedauerlich der Vorgang ſei, Se. Majeſtät ſich gleichwohl nicht bewogen gefunden ihn eines Amtes zu entheben zu dem ihn zugleich das Vertrauen der Kammer berufen. In der ſächſiſchen Journaliſtik hat Hr. v. Thielau in Hrn. v. Florencourt ſeinen Ritter gefunden; die kleine „Ameiſe" brachte uns dieſes Ritters Donquichotiade wonach Thielau in unſerer Politik als ein Stein daſteht, nicht als ein Stein des Anſtoßes, ſondern als ein Freiherr v. Stein, dem Preußen die Städteordnung verdankt. Die Kammerordnung verdanken wir Hrn. v. Thielau nicht. Der Ritter von Raumburg läßt ſich, wie es ſcheint, perſönlich imponiren und das Aplomb perſönlicher Haltung kann Hrn. v. Thielau nicht abgeſprochen werden. Sein Auftreten, ſeine Beredſamkeit, ſein Vortrag mit den ſcharf einſchneidenden Wendungen: „Ich frage, ich ſtelle den Fall", verräth die franzöſiſche Eloquenz die den Augenblick zu faſſen weiß, wie denn Thielau in Genf ſeine Bildungsſchule machte. Daß die Anerkennung perſönlicher Entſchiedenheit in den Maximen ſo weit führen kann, in Thielau einen Stein zu bewundern, gehört zu den neueſten Merkwürdigkeiten deutſcher Journaliſtik. Florencourt wird ſeine politiſchen Kreuz- und Querzüge im „Verfaſſungsfreunde" fortſetzen; er iſt bereits auf Probe hier um dies Blatt zu leiten. — Von Intereſſe kann Ihnen ſein zu hören, daß die Gräfin Hahn neulich in Geſellſchaft „für ihr Buch Diogena" Lobſprüche einernten mußte. War es ein Schalk, oder ein Dupirter der ihr die Autorſchaft dieſer Satyre auf ihre eignen Romane zuſchrieb, genug, Gräfin Ida wurde damit überraſcht und hat ſich entſchließen müſſen die bittere Caricatur kennen zu lernen die eine Gräfin Ida von ihr lieferte. Wir hören daß die witzige Fanny Lewald in Berlin dieſe Traveſtie der Hahn-Hahnſchen Romanmuſe ſchrieb.

Z.

Leipzig, Ende März.

[Großjährig und Eine Familie.]

Wir haben noch zum Abſchluß unſerer Winterzeit zweier Theaterabende zu gedenken. Bauernfeld's „Großjährig" und „Eine Familie" von Frau Birchpfeiffer wurden uns zu Theil. Jenes erſchien uns wichtig zur Kenntnißnahme der Wiener Zuſtände, dieſe zur Einſicht in den Stand des deutſchen Publikums im Allgemeinen. Der Luſtſpielbichter fußt in ſeiner nächſten Welt, die Wirklichkeit die ihn umgibt iſt ſein Feld. Es iſt nicht blos erklärlich, es iſt nothwendig daß die Bauernfelsſche Muſe und die Incroyables der Wiener Geſellſchaft vorführt. Der Hr. Blaſe im neuen Stück iſt die behaglich täppiſche Bornirtheit des gouvernementalen Elementes, ſein Princip des „Abwartens", ſeine Erziehungsweiſe des jungen Barons der zum Beamten dreſſirt wird und in ſeinen heiligſten wie in ſeinen nächſten Intereſſen noch unmündig gehalten wird, iſt eine treffende Satyre die jedoch zugleich durch eine Parodie des Liberalismus paralyſirt werden mußte. Der Hausfreund Schmerl im Stück, der Vertreter des liberalen Freiheitsfliegels, iſt einer jener Phraſenre wie ſie das Wiener Kaffeehausleben in Maſſe bieten mag. Nur durch dieſen Gegenſatz war in Wien eine Luſtſpielſatyre auf die Unmündigkeitserklärung der Völker möglich. Der Ernſt des Zeitalters findet es in ſeiner Hypochondrie beleidigend das Phraſenhafte des Liberalismus gegen das Phlegma der Regierungsmaximen in die Wagſchaale gelegt zu ſehen. Aber wir fühlen eine locale Wahrheit in dieſer Satyre, halten der ſchalkhaften Muſe vieles zu gut und finden es begreiflich daß leider auch die Laune des Luſtſpielbichters blaſirt iſt. Die Scene in welcher über den Zögling Familienrath gehalten wird, iſt eine ſehr ergötzliche Parodie der parlamentariſchen Debatte in welcher ſich die rechte Seite in Bornirtheit, die linke in inhaltsloſerem Widerſpruch gefällt. Daß Bauernfeld's Figuren immer etwas dünn und leer gehalten ſind, daß ſein Dialog nur durch leichte Beweglichkeit erſetzt was ihm an Fond abgeht, iſt längſt gerügt und trifft ſein „Großjährig" nicht mehr als ſeine früheren Spiele deren gefällige Gewandtheit nur um ihrer Harmloſigkeit, nicht um ihres größeren Werthes willen mehr Glück auf den deutſchen Bühnen machte. Eigentlich beleidigend und beſchämend war uns nur Bauernfeld's „deutſcher Krieger", weil hier das Übe patriotiſcher Gelüſte zu dem der Wiener Jocus ſich aufgelegt

Digitized by Google

gelegt fühlt, uns in der That an den ganzen schweren Ernst unseres nationalen Unglücks gemahnte. (Über die Familie in der nächsten Lieferung.)

[Rudolf Töpffer.]

Über diesen humoristischen Genius der in französischer Sprache ächt deutsches sinniges Gemüth entwickelte, erfahren wir aus der Feder einer Mannes der mehrere Jahre in Genf gelebt, noch manche Einzelnheiten. In seinen Caricaturen vielleicht ganz Franzose, athmen die Skizzen zur „Bibliothek meines Onkels" (in einer Ausgabe von Brockhaus und Avenarius) und die Werke seiner Feder ganz den träumerischen und doch reizend naiven müßiggängerischen Tiefsinn wie er unsern Humoristen eigen ist. Während uns sein Genfer Frau, zösisch mitunter unbequem wird, heimelt uns sein Gemüth fast traulicher in der Übersetzung entgegen. Wir erfahren daß Töpffer's Familie deutsch war und sich erst 1720 in Genf niederließ. Zschokke war es der seine Nouvelles genevoises zuerst deutsch einführte; einige sind auch von Christian Müller in Genf (dem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung für die Schweiz) im Morgenblatt übersetzt. In Frankreich war es Graf Xavier de Maistre, der Verfasser der Voyages autour de ma chambre, des L'épreuv de la cité d'Aoste u. s. w. der Töpffer einführte. Saint Beuve schrieb im Journal des Débats den Nekrolog. — Zur Malerei hatte sich Töpffer durch seinen Vater der selbst Maler war, bestimmen lassen; ein nicht völlig geheiltes Augenübel nöthigte ihn dieser Kunst zu entsagen und sie später nur als Caricaturist oder zur Illustration seiner Schriften zu betreiben. Seine erste Schrift „Traité du lavis à l'encre de Chine" enthält eine Menge seiner Kunstbemerkungen. Töpffer erhielt eine Professur der französischen Literatur an der Akademie und gründete zugleich eine Erziehungsanstalt. Die Zahl seiner Zöglinge minderte sich jedoch als er sich ganz seiner Muse, namentlich seinen Voyages en zigzac hingab und das Amt zu vernachlässigen schien. In politischer Beziehung soll er durchaus conservativ und ganz Genfer gewesen sein, hatte auch Antheil an der Redaction des conservativen Courrier suisse. Manches was er schrieb, setzt vertraute Bekanntschaft mit der Alpenwelt des Montblanc und St. Bernhard voraus, aber man braucht außer der Bibliothek nur sein „Pfarrhaus" zu lesen um ihn liebgewinnen. Sein Styl ist originell, bald tiefsinnig und schwermüthig, bald scharf und beißend wie sein Crayon der in den Gestalten des Monsieur Jabel, Crepin, Pencil u. a. die Thorheiten der Zeit geißelte. Von diesen seinen histoires en estampes berichteten wir schon früher. — Töpffer starb am 8. Juni vorigen Sommer, erst 47 Jahre alt.

[Dingelstedt's Jusqu' à la mer.]

Aus geheimer Sympathie für alles was einen schlechten Ruf hat und „äußerst deutscher" Vorliebe für alles Fremde besteigt Franz Dingelstedt in Mainz ein holländisches Dampfschiff, um seinem Ziele, Seebad Scheveningen, zuzueilen. Er hat sich nicht getäuscht; er lobt die stille, zuthunliche Begegnung die ihm auf dem Holländer zum Gegensatz zu der brüsquen Behandlung der Reisenden auf deutschen Schiffen widerfährt. Er hat keine Zeit sich um die Zustände und die Menschen am Rhein zu kümmern, auch dem Kölner Dom macht er nur eine flüchtige schuldige Visite; dagegen eifert er mit Recht stark gegen die ästhetisch coquette Undienstfertigkeit der rheinischen Kellner, gegen das ganze prahlerische, prellerische und gemüthlos unwirthliche Wirthshausleben in den ersten Gasthöfen am Rhein. Dingelstedt ist der behagliche deutsche Gentleman auf Reisen, er schildert sich uns gern im ganzen System seiner kleinen Bedürfnisse, spricht gern von Toilette und Comfort, setzt sich auch gern mit seinen Freunden, mit seiner Familie in Scene. Dabei verschwinden uns zum Theil die objectiven Gegenstände vor den Interessen des eleganten Touristen. Doch hat man das als Einleitung zu den eigentlichen Stoffen seines Buches zu nehmen. Holländisches Leben in Gegenwart und Vergangenheit wird uns in gelungenen Bildern vorgeführt, und der pessimistische Nachtwächter ist der behaglichste Optimist, um sich in Hollands bequemer, kluger und gemüthselig stiller Behaglichkeit wohlzufühlen. Land- und Seebilder wechseln in reizendem Colorit, mit der ganzen Sauberkeit der Dingelstedt'schen Pinselführung ausgeführt. Ausflüge aus dem Badeorte in's Land hinein, nach dem Haag, nach Amsterdam, führen zu geschichtlichen Erinnerungen, und die gewandte Hand des Zeichners rückt uns die Gestalten der alten Zeit Hollands in beschauliche Nähe. Die Reitergestalt Wilhelms des Schweigers und ein Besuch im Kreise der Prinzessin von Oranien, der würtembergischen Königstochter, geben die Anknüpfungen zur Geschichte des königlichen Hauses von Holland, und in raschen sichern Griffen werden uns die Scenen des Unabhängigkeitskrieges der Niederlande flüchtig. Der „liebe schöngeistige Leichtsinn" hält den Verfasser ab den Nothstand Deutschlands in den Handelsverhältnissen zu Holland zu schildern, aber der Bibliothekar ist mit den Quellen der holländischen Geschichte vertraut, um uns das Leben Wilhelms des Oraniers, den Justizmord Oldenbarneveld's und die an den Brüdern de Wit begangene Kannibalenthat lebendig vor Augen zu führen. Der jetzige Holländer mit seinem Comfort wird zu einer Lieblingsfigur für Dingelstedt, der Begriff „gemakkelyk" wird uns vom König bis auf den Bettler herab praktisch idyllisch erläutert, und vor der Vergänglichkeit unseres Touristen verschwinden die großen Fragen der Nation, die großen Nothstände der Welt; er hat fast Humor genug sie in Abrede zu stellen. Auch trägt Holland, wo der bürgerliche Fleiß die Seele der Existenz ist, wo das Phlegma des Genießens auf bürgerlichen Errungenschaften beruht, mehr wie jedes andere Land die Berechtigung in sich zum abgeschlossenen Frieden mit sich selbst. Vielleicht ist Franz Dingelstedt gerade Poet genug sich auf einige Augenblicke mit seinem Gegenstande zu verwechseln.

[Friedrich Hebbel.]

Eine Erwiederung Hebbel's auf den Angriff eines Leipzigers in der Allgemeinen Zeitung erfolgt in unserer nächsten Nummer.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 10. April.

Inhalt: Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne. 1. und 2. — Erlebtes. Von C. K. 2. und 3. — Aus Wien, Prag, München, Berlin und Leipzig. — Ein Brief von Friedrich Hebbel. — Noch ein Brief Schiller's. — Moritz Hartmann.

№ 15.

Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne.

1.

Der Kölner Dom und der Kölner Klüngel.

»Alaaf Köln!« rief der begeiſterte König, ließ ſich von dem alten Krahn auf den Thurm des Domes ziehen, griff oben nach Kelle und Mörtel und legte zum Weiterbau — wie er denkt, ſogar zur Vollendung — der alten Ruine den erſten Quaderſtein. Und alſo geſchah's in unſern Tagen am 4. September 1842. — Es war ein geſchreidter Einfall vom Baumeiſter Herrn Zwirner geweſen daß er an dem Krahn erſt neue Seile zuſammenzwirnte, denn die alten waren morſch und mürbe geworden, das Räderwerk war lange nicht geſchmiert. Hatte doch niemand mehr gedacht daß der hölzerne Hebebaum der ſeit Jahrhunderten wie ein ſchräges Fragezeichen da oben gen Himmel wies, je wieder in Gang kommen ſollte, irgend wer auf dies Fragezeichen über Weiterbau und Vollendung noch eine bejahende Antwort verſuchen würde! Es war auch gut ausgedacht daß man erſt den Kragſtein und dann den König in die Höhe wand. War die Winde ſtark genug für den ſchweren Stein, dann hielt ſie auch wohl die leibliche Perſon der Majeſtas feſt. Ein Hypochonder hätte bei alle dem ſeine Hand vor die Augen gehalten, wenn er ſo dieſen alten, dieſen mittelalterlichen Krahn einen neuen modernen König in die Höhe ziehen ſah. Es blieb ein Wagſtück, den Beherrſcher von Halbdeutſchland 200 Fuß hinaufzuwinden; denn ſoviel mißt der eine Thurm der Domruine. Ein noch größeres, ein geniales Wagſtück bleibt es für den Fürſten ſelbſt, von jener Höhe ſeine Gedanken noch beinahe zweimal höher ſteigen zu laſſen, die Vollendung der Thürme ſich als Ziel zu ſetzen. Und nicht blos das. Denn was liegt daran ob ein Thurm mehr gen Himmel weiſt, während uns die Laſt des Lebens zur Erde beugt, Millionen die den hellen Himmel ſuchen hienieden eine dunkle Hölle finden. Alaaf Köln! rief der König und meinte damit mehr noch als Köln, er meinte damit das ganze große heilige Vaterland, das Land aller Deutſchen die ſich in Gottesbegeiſterung und in Bruderliebe zu einem gemeinſamen Werk zuſammenfinden ſollten. Aus den innerſten Tiefen der germaniſchen Gemüthswelt herauf ſollte dieſe Eintracht der deutſchen Stämme für heute erwachſen, aus dem Schooß deſſen was uns ehedem groß und ſtark gemacht, ſollte uns die neue Blume des nationalen Bewußtſeins erblühen. In dieſem Sinne faßte es der König. Aus dem Mittelalter hervor ſollten wir den Neubau deutſcher Nation beginnen. Wenn es gelänge, alles das zu vollenden was von der alten Glorie zur Ruine geworden, ſo würde ein gewaltiger Gedanke, Friedrich Wilhelms Lieblingsgedanke zur Wirklichkeit werden.

Aber damit war nicht zur Eintracht, es war, wie es ſchien, weit mehr zur Zwietracht ein neuer Grundſtein gelegt in deutſchen Landen. Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche! riefen die ſich klug und weiſe dünkten. Sollen wir den alten Adam den wir ſchon halb losgeworden ſind, wieder anziehen? fragten die Bosbaften ſehr ſpitzfindig. Will Preußen aufhören Schutzmauer und Schirmvogt des Proteſtantismus zu ſein? runzelten die Ortbodoxen vom altpreußiſchen Regiment die Stirn. Haha! meinte der Rationalismus mit ſeiner nüchternen Pfiffigkeit, unſer'm Krummſtab

Digitized by Google

war gut wohnen geweſen, und mit dem Krummſtabe, hat man zugleich das weltliche Scepter in der Hand, iſt vielleicht ſehr gut regieren! — Erhebe dich, alte Ruine! hatte der König geſagt, ich will die Trümmer gebliebene Glorie der Väter vollenden! — Und es war als ob er die Gebeine der Vorfahren zur Auferſtehung rufen wollte, vielleicht nicht bedenkend daß deren Geiſter, ſtänden ſie auf und wandelten wieder, uns und ihm zu Geſpenſtern werden könnten. Ein neues Jahrhundert kann an den Gräbern des alten wohl trauern und an deſſen Schutthaufen den hingeſunkenen Glanz beweinen; aber es kann die Todten aus der Gruft nicht wieder zum Leben heraufbeſchwören. Die Todten ſchlafen gar ſo tief und feſt.

Die heiligen drei Könige,
Die liegen im deutſchen Rom,
Sie ſchlafen ſo feſt wie Wenige
Im alten Kölner Dom.

Der Krahn der knarrt ſo bleiernſchwer,
Wie einer ſich reckt und dehnt.
Die heiligen Drei die ſchnarchen ſehr,
Sie haben laut gegähnt.

Ja, ſchreie nur, guter Königsmann!
'S ſind ihrer Drei die ruh'n!
Ob Einer wohl beſſer ſchreien kann
Als Dreie ſchnarchen thun?

Die heiligen drei Könige,
Die ſchlafen im ſichern Schrein.
Alt Deutſchland ſchläft wie Wenige,
Es ſchläft ſo feſt wie Stein.

Es iſt ſo oft ſchon angeführt
Vom falſchen Morgenſchrei.
Der Krahn iſt lange nicht geſchmiert,
Drum liegt er ſchwer wie Blei!

So lautete ein Kölner Gaſſenhauer den Einer zum Feſt der neuen Grundſteinlegung dichtete. Die Kölner Buben hatten ihn nicht ſingen wollen, ſie ſangen ganz andere Lieder in den Gaſſen zu Ehren der todten drei Könige und zu Unehren des lebendigen Königs. Als wär' ich ſelbſt dieſer verkannte Sänger, brummte ich das Lied*) in meinen Bart hinein, als ich von ferne hoch über die Dächermaſſen der großen Stadt den alten Krahn auf dem Dome wie einen gekrümmten Zeigefinger ſchief in die Luft hinaus ſich ſtrecken ſah. Es wird nun bald ein Luſtrum verſtrichen ſein, ſeitdem der Preußenkönig auf der Winde den Thurm beſtieg, und wenn noch ein Jahr vorüber iſt, dann werden die Hallen der Kirche gewölbt ſein, das Schiff des Domes fertig daſtehen, und die ſechshundertjährige alte und erſte Grundſteinlegung zum Bau gefeiert werden. 1248, zur Zeit da der zweite Friedrich von Hohenſtaufen Germaniens Herrſcher war, iſt der Dom gegründet worden, und wenn 1848 die Mauern der Kirche geſchloſſen ſein werden, dann kann die große Herrlichkeit vor ſich gehen. Sieht Deutſchland kein Nationalfeſt in dieſer Feier, ſo haben die Kölner wenigſtens Grund genug zum Jubeln. Sie ſind zwanzig Jahre franzöſiſch geweſen und ihr Dom war zur Franzoſenzeit ein Futtermagazin. Sie wurden preußiſch und klagten vielfach über Zurückſetzung. Vielleicht hatten ſie Grund, denn die alte Majeſtät von Preußen hatte keinen Sinn für die Rheinländer, hielt ihre friſche, fröhliche Freiheitsluſt für galliſchen Leichtſinn, war ohne alle Sympathie für ihren katholiſchen Kultus. Da kam aber ein neuer König in Ägypten auf. Der ſprach: Ihr Männer, lieben Brüder, ich will Euerem Gott, der auch der Meine iſt weil es ja nur Einen gibt, den Tempel fertig bauen; ich will herkommen und ihm die hundert Säulen errichten im Schiff des Hauſes und drüber hin die Spitzbogen wölben alſo daß Euer Gott trocken unter Dach und Fach ſei. Siehe! es wird Euch ſelber zu großem Ruhme gereichen und ich will Euch groß und berühmt machen in deutſchen Landen, derweil Ihr doch, ehrlich geſtanden, in Eurer ſchwarzrußigen heiligen Stadt Köln etwas heruntergekommen ſeid im Laufe der Zeiten. Aus allen Gauen des deutſchen Landes aber werden ſie dann zu Eurem Gotteshauſe wallfahrten und Eure Herrlichkeit preiſen. Ihr Männer von Köln, worauf Ihr ſtolz ſeid und woran Ihr doch verzweifeltet, ich will es herſtellen und Euch den Dom zur Glorie deutſcher Kunſt und deutſcher Frömmigkeit vollenden! — Und wenn ein König ſo ſpricht, — es iſt nicht mehr wie zu Zeiten Salomo's wo Alles auf ſein Wort wie auf Orakelſpruch und Prophetenkunde lauſcht, auch nicht wie zu Zeiten der alten Könige Ägyptens die das Volk aus allen Theilen des Landes mit großen Beſen zuſammenkehren ließen auf daß alle Welt, Kinder, Weiber und Greiſe an dem neuen Katakombenbau arbeiten halfen; aber wenn ſo ein König von heute ſpricht, ſiehe! ſie kommen doch gelaufen, trommeln Vereine, ſtacheln große Reden, treiben Summen Geldes zuſammen und nennen's Begeiſterung für die Heiligthümer des Lebens, taufen ihren Eifer Glaubenseifer oder Kunſttrieb und ſchaffen und ſcharren und ſorgen, auf daß ſie vor dem Herrn, vor dem weltlichen Herrn, mit Ehren beſtehen. Manche geißeln ſich und ſagen: Ein Schuft wer zurückbleibt! In Einigen lebt

*) S. Kölner Lieder. Leipzig, Otto Wigand. 1842.

Digitized by Google

wirklich noch ein frommer, heiliger Drang, und die Prieſter ſagen: Benutzen wir das! Warm und ehrlich fühlen die Jünger und Freunde deutſcher Kunſt, denn es gilt in der That dem erhabenſten Baugedanken der chriſtlichen Jahrhunderte. Ein Prinz ſpricht ein Wort und die Freimaurer machen den Dombau zu ihrer Sache. In manchen Fürſten lebt ohnedies ſchon der Bautrieb, und ſo laufen, ſelbſt in einer Zeit wo die Nothdurft an alle Thüren klopft, große Summen Geldes zuſammen. Es iſt vielleicht gut daß es Viele gibt die auf den Wink gehorchen, heute für die erſte Tänzerin eines hohen Herren, morgen für ſeinen Gottgedanken ſchwärmen; gut für den Bau, mein' ich, denn ohne ſie käme er nicht ſo leicht zu Stande. Manche von ihnen haspeln ſich ebenfalls in den Kunſt- und Nationaleifer hinein und werben und ſtreicheln und kratzen zuſammen, und wenn es auch keine Nationalſache wird, kein Werk großer erhabener, wie durch einen Ruf Gottes ſich von ſelbſt geſtaltender Eintracht deutſcher Völker: die gute Stadt Köln am Rhein erhält ihren fertigen Dom. Welcher Stadtpatriotismus muß ſich da nicht geſchmeichelt fühlen! Wie ſollten die Kölner nicht dem zu jubeln wiſſen deſſen Illuſionen dem ganzen Deutſchland gelten, jedenfalls aber ihnen zugutekommen! — Und ſiehe da! dieſe Kölner benutzen den erſten beſten Kirmeßtrödel ihren Unwillen gegen den preußiſchen Adler loszulaſſen. Der König baut ihnen den Dom aus, und ſeinen Soldaten wollen die Gaſſenbuben die den Unfug mit den Schlüſſelbüchſen treiben, nicht gehorchen. Mummenſchanz und Carnevalströdel iſt ihnen mehr werth als die Weihe ihres Gotteshauſes, und wo ſich ein Helmträger im blauen Rock mit rothem Kragen zeigt, ſchreien die loſen Burſchen, kreiſchen die alten Weiber: dat eß en Prühß! dat eß en Prühß! — Der vorige König, ein ſtrenger Proteſtant, ließ Kanoniere mit brennenden Lunten vor den Palaſt ihres Erzbiſchofs rücken und den ſtarren Prälaten mit Huſaren transportiren der nicht trauen und ſegnen wollte wie es das Recht des Landes, das Recht der Krone und die Forderung eines humanen Chriſtenthums gebot. Der jetzige König hat alle Sympathien für die Glorie des alten Glaubens und des alten germaniſchen Lebens; er fühlt für die Herrlichkeit der Zeiten da die Stadt die heilige war, er will das verſunkene Köln wieder groß machen, — und ein kleines Handgemenge zur Steuer der Kirmeßtollheit bringt den ganzen eingefleiſchten Preußenhaß zum Vorſchein! Was wollen dieſe ehedem freien Pfahlbürger des weiland heiligen römiſchen Reiches? Welche Selbſtändigkeit träumen ſie ſich der bewaffneten Idee des Preußenthums gegenüber? Wie heißt der Dünkel der ſie beſeelt?

Es war im Auguſt des vorigen Sommers als ich in Köln war. Ich hörte auf allen Wegen und Stegen noch leidenſchaftlich reden vom Kirmeßkrawall. Die Buben hatten ſich die Freiheit, mit Schlüſſelbüchſen auf dem Markt zu ſchießen, nicht wollen nehmen laſſen; einige Soldaten hatten, als man ſie verhöhnte, ſcharf eingehauen, mehrere wehrloſe ruhige Bürger waren von Säbelhieben getroffen worden. Die Aufregung ſtieg, die bewaffnete Macht wurde zurückgezogen, die Bürger traten zu einer Garde zuſammen und bielten die Ruhe ſelbſt aufrecht. Das wurde tadelhaft befunden, denn das hieße die proviſoriſchen Gewalten, Polizei und Soldatenwache, für unnütz erklären. Soweit, meinte man, ſeien wir noch nicht. Bis zur Mündigkeit hat es der Bürger noch nicht gebracht und der Staat ſetzt ihm alſo noch ſeine Vormünder. Die gerichtlichen Folgen der gegenſeitigen Übergriffe des Pöbels und der Soldateſca waren noch nicht bekannt, die Unterſuchungen ſchwebten noch, die Aufregung war noch allgemein als ich Kölner Bürger über die Vorfälle reden hörte. Es waren gute Leute, Gevatter Schneider und Handſchuhmacher, aber kernig Volk mit dem ganzen Selbſtgefühl von Freibürgern, mit der ganzen kirſchrothen Luſtigkeit wie ſie die Rheinluft gibt.

Wie ſie erfuhren wo ich her ſei, ſtürmten ſie auf mich ein, denn ich ſagte: Geſchoſſen hat man nicht auf's Volk in Köln! —

»Met Verläuf!« rief ein breitſchultriger Goliath, »met dä Stad Köllen aam Rhing eß nit jobt ſpaßen! Meer halden dat Geſtricke und Geknäbbele (Geſtreite und Gegänke) nit uus!«

Ei, dacht' ich, Euern Erzbiſchof habt Ihr Euch ruhig abführen laſſen und die Schlüſſelbüchſenfreiheit wollt Ihr ſo tapfer vertheidigen? — Und die Blaurücke mit den rothen Kragen, ſagt' ich, ſind doch auch Landeskinder, ſind ſogar rheinländiſch Blut mit Ausnahme der Officiere!

»Gnäh!« riefen die Kölner, »meer han och dat Bataillon Donnerkiel, dee Hacketau-Brauer uns Weſtfalen! Dee ſüün uus als ov ſe allzick (alle Zeit) Sorekappes met Schnüßcher gäſſen hätt'n!« —

Das ſechzehnte Regiment in Köln, Bataillon Donnerkeil aus der Zeit der Franzoſenkriege, Hackeau-Brüder mit Nachäffung ihrer Mundart genannt, beſteht aus Weſtfalen. Sie ſind wie der ganze proteſtantiſche Theil des Weſtfalenlandes durch und durch königlich geſinnt.

Digitized by Google

Sorekappes iſt ihr Sauerkraut, die Schnüſſcher ihr Lieblingsgericht, die Schweineſchnäuzchen. Bei der Eiferſucht, bei der Spannung zwiſchen Rheinländern und Weſtphalen wäre der Conflict zwiſchen Bürgern und Soldaten leicht ein tödtlicher geworden; aber dies ſechzehnte Regiment war beim Kirchweihkrakehl zum Glück gar nicht commandirt.

»Hört enß! « rief der Goliath, »hätt'n ſe ſeſchoſſen, meer hätt'n de janze Jarniſon jemaſſahkert! «

Hoho! dacht' ich, »eß dat nu wohl jahr der Kölſche Klüngel?« — Klüngel, was haſt du »'nen frohßen Mungk,« zu deutſch: ein großes Maul! — In der That, es wird in Köln ſehr ſtark »geklüngelt.« — —

Dies geheimnißvolle Wort das ſich mit keinem andern vertauſchen läßt, weil es ein Pilz iſt der nur auf Kölniſchem Boden wächſt, dies myſtiſche Wort der heiligen Stadt verdiente daß man ſeinem Urſprung nachginge.

Wie ich vor Jahren das erſte Mal in Köln war, ſaß ich mit meinem Reiſegefährten, einem Franzoſen, in einem jener Gaſthäuſer zuſammen die am Ufer liegen. Wir hatten ein gemeinſchaftliches Zimmer und wollten gemeinſchaftlich den genius loci ſtudieren. Qu'est-ce que ça ce Klüngel? fragte der Franzoſe. Es war ein junger Pariſer Philoſoph der ſich auch gern in den Hegelſchen Kategorien zurechtgefunden hätte. — Klüngel iſt in Köln ein dunkler Begriff den jedermann braucht, ein Wort das jedermann im Munde führt und keiner zu definiren weiß. — Wir wollen einen Lohndiener fragen! ſagt' ich. — Bon, ſagte der Franzoſe, il faut tirer la sonnette! — Geſagt, gethan, er zog die Schelle. — Statt des Lohndieners kam ein Oberkellner. Nun muß man wiſſen was ein rheiniſcher Oberkellner zu beſagen hat. Ein rheiniſcher Kellner iſt ein aus engliſcher Steifheit und franzöſiſcher Eleganz zuſammengeſetztes Mixtum; vom deutſchen Elemente hat er nur die Dummheit, ſich mit den fremdländiſchen Fetzen zu brüſten. Der geklingelte Oberkellner ſtand vor uns, ſchielte in den Spiegel, ſchob ſeine gebrechſelte Figur zurecht und ſagte: Messieurs, vous avez commandé! — Der franzöſiſche Herr, ſagte ich, möchte gern wiſſen was Klüngel iſt. — Mais, mon Dieu! ſagte der Oberkellner, vous avez déja tiré la clochette! — Er wies auf den Klingelzug, der noch in Bewegung war.

Ah, c'est Klüngel, rief der Franzoſe, mais Klüngel!

Wat eß en de Köl'ſche Klüngel? erläuterte ich das Mißverſtändniß.

Der Oberkellner wurde roth vor Zorn. Mais Messieurs! ſagte er unwillig, Klüngel, ſi doux, c'est un mot plebejen. Ich werde nach dem Commiſſionär ſchikken. Qu'on faisse venir le Lohndiener!

Der erzürnte Oberdandy des Hotels verſchwand. C'est un mot problématique! ſagte der Franzoſe. Wie der Lohndiener nicht erſchien, zog er noch einmal heftig die Schelle.

Diesmal kam das Stubenmädchen. Ah c'est charmant! rief der Philoſoph aus der Schule St. Marc-Girardins. Sak Sie mir, ma chère, où est-ce que vous avez votre Klüngel?

Die Rheinnixe mit dem Stubenbeſen ſtand verblüfft, wie der feine Herr aus Paris ihre Hand ergriff und nach ihrem Klüngel fragte. Ich machte ihr Muth zu reden, und ſagte: Was heißt bei Euch der Klüngel? — Das Mädchen biß ſich in die Unterlippe, kreiſchte laut lachend auf und huſchte fort.

Der Franzoſe ſah mich groß an. C'est une chose mystique! ce Klüngel! ſagte er.

Keiner will es geſtehen, erläuterte ich, vielleicht weil es jedem an's Herz geht. Klüngel, ſagt' ich, iſt wahrſcheinlich das alter ego der Kölner, das ihnen objectiv gewordene Selbſtbewußtſein, das Andersſein ihres Fürſich das ihnen gegenſtändlich iſt und in dem ſie ſich gleichwohl erfaſſen, ſich gleichſam ertappt ſehen!

Haha! ſagte der Schüler Marc-Girardins, c'est un des problèmes de Hegel, problème infini!

Infini et indéfini, ſagt' ich. —

Der Franzoſe ſetzte dann ſeine Studien nach dem Kölniſchen Klüngel in ſeiner Weiſe praktiſch fort, ohne daß ich erfuhr wie weit er es darin brachte. —

Ich nahm mir diesmal vor, dem verſteckten genius loci ebenfalls auf den Leib zu rücken.

2.

Die Kapuze und die rothe Mütze.

»Dat frohße hellige Kölln am Rhing« ſteht auf der weiten Ebene recht breit und ſtolz da. Die Ebene iſt auch ganz dazu gemacht einer herrſchenden Capitale den weiten Raum zu gönnen, wie es denn ſcheint daß ſich auf großen Flächen am liebſten die Lebenskräfte zu einem Mittelpunkte zuſammendrängen. Und mit dieſer Concentration der Menſchen iſt die Kultur aller Lebenszweige bedingt, während das Gebirge trennt und den Einzelnen auf ſich ſelbſt hinſtellt. Die Gemeinſamkeit der Menſchen ſteigert die Bedürfniſſe, die Genüſſe,

Digitized by Google

macht erfinderiſch und treibt die geiſtigen Elemente zur Blüthe wie zur Frucht. So wird die Stadt nicht blos der Markt für das Land, auch der Heerd der Kultur, der Hort alles höheren Lebens, die Pflanzſtädte aller Seelenkräfte; ſie wird zur natürlichen Herrſcherin die über Wohl und Weh gebietet, eine Tyrannin die alles Mark des Landes inſichſaugt. Das Leben der Stadt wird mit der Steigerung der Bedürfniſſe immer künſtlicher, ihr Selbſtgefühl wird zu jenem Dünkel der ſich für den Zweck, das Land für das Mittel hält, bis ihre Kultur in ſich ſtumpf, faul und träge wird und der erfriſchten Naturkraft vom Lande bedarf, will ſie nicht in ſich verſumpfen. Iſt die Blüthe des geiſtigen Lebens gebrochen, ſo wird die Stadt zugleich zum Heerd alles geiſtigen und ſittlichen Verderbens. Der Dünkel aber bleibt mit den einmal geſteigerten Begriffen des Selbſtgefühls. Die Sitze der Bildung werden zu Sitzen des tyranniſchen Aberglaubens und der ſchwelgeriſchen Lüſternheit, und die Reiche der Erde, Länder und Völker leiden an der Verwahrloſung ihrer Hauptſtädte, wie Frankreich immer an Paris litt und die Gräuel der ſittlichen Verwüſtung, den Umſturz alles heiligen Menſchenlebens dem großen Mittelpunkt ſeiner Kultur verdankt. Preiſen wir die Mannichfaltigkeit des deutſchen Lebens daß ſich unſere Nationalblüthe nicht ſo raſch gipfelte um dann eben ſo raſch zu welken! Je mühſamer unſere Heranbildung zur Nation, deſto weniger werden wir die Beute eines jäh heranſchwellenden Localgeiſtes der die Volkskraft überholt und ausſaugt.

Zur Zeit als das Rheinthal vorzugsweiſe der Schauplatz unſerer Geſchichte war, hatte Köln ſchon bei ſeiner Lage als Mittelpunkt für den ganzen Strom, für die Schweiz und die Niederlande, vielleicht am meiſten den Beruf zu einem mittelalterlichen Capitale des germaniſchen Lebens. Der Vielſeitigkeit und der Widerſtreit unſerer Intereſſen verdanken wir es daß auch damals hier die Hauptſtadt und mit ihr vielleicht ein zweites, ein deutſches Rom, nicht fertig wurde. Daß das heilige Köln wie ein rotten borough in Trümmern liegt, iſt eine recht heilſame Lehre für die deutſche Entwickelung. —

Schon oberhalb des Stromes haben die Niederungen begonnen, die Gegend iſt flach und platt wie die Mundart der Leute. Über die ſchwarzgrauen Häuſermaſſen erſtrecken ſich die Thürme weit hinweg über's Land. Von der Landſeite bietet die alte Stadt keinen lockenden Empfang. Die vielen Windmühlen auf der Ebene gemahnen faſt an Holland, allein keine freundliche Vorſtadt mit reinlich netten Landhäuſern kommt uns entgegen. Thore mit altem Mauerwerk, morſches Gerüll von zerfallenen Häuſern, rußige Trümmer ehemaliger Paläſte, unorganiſch zwiſchen Schutthaufen durch neue Gebäude unterbrochen, drängen uns in das Gewühl des weitläufigen Köln. Man ſtolpert in engen, finſtern Kreuz- und Querſtraßen umher. Will man ſich im Labyrinth der ſchmutzigen Gaſſen zurechtfragen, ſo tönt uns mit dem Rothwelſch des gemeinen Mannes das ſeltſamſte Deutſch und die ſeltſamſte Bezeichnung der Orte entgegen. Haufen von Bettlervolk lagern an den Kirchen. Alte Weiber von fiechem, ſcheußlichem Ausſehen plärren einen litaneiartigen Singſang, und wenn du die Schaaren ſpottluſtiger zerlumpter Buben dazu nimmſt, haſt du das Gemiſch von Fanatismus und Übermuth gleich in Summa beiſammen. An den Ecken der Gaſſen lungern die Lazzaroni, die Eckenſteher, die »frohen Hannes« von Köln. Es ſind ſtarke robuſte Kerle, hochgeſtirnte, krummnaſige Köpfe mit ſtieren Augen, bäueriſch, aber bigott, kraftvoll, aber tückiſch und voll jener reichsſtädtiſchen Selbſtgenügſamkeit die zum Kölniſchen Klüngel gehört. So ſcheint es dir beim erſten Anblick wenigſtens. »Nir zu dhune?« fragt dich der breitſchulterige und doch ſchlötterichte Menſch den du in's Auge faſſeſt; er fragt es ohne Luſt zu haben zur Dienſtfertigkeit. Gehſt du auf die Frage ein, ſo iſt er freilich willig dich zu führen, aber ein Haufe Brotneider läuft mit und trödelt als Gefolge neben dir der mit allerlei Kurzweil. »Dat eß der Köl'ſche Drückes!« ſagt man dir daheim, und du haſt für dein deutſches Wörterbuch eine neue unerquickliche Bereicherung. Der Drückes iſt einzeln genommen der Druckſer, der luſtig brummende Murrkopf der lieber Poſſen treibt als arbeiten mag*). Der Drückes in Maſſe möchte alle Tage Carneval haben, und auch die Bildung ſucht zum Faſching im Hang zum Grotesken und in der abgeſchmackten Fratze ein Genüge.

Von der Waſſerſeite empfängt dich im großen ſtolzen Halbkreis die Majeſtät der alten Stadt, aber es iſt eine vermitterte ſchwarzrußige Herrlichkeit in der großen Reihe von Lagerhäuſern und Emporien. Drüben, durch eine loſe, bretterne Schiffbrücke verbunden, ſteht Deutz mit ſeinen langen grauen Feſtungswerken, Kaſernen, Militärſtällen und mit der entſprechenden großen Schnur ſoldatiſch aufgeſtellter Pappelalleen. Auch vom Ufer aus gelangſt du bald nach innen zu in ein Gedärm verſchlungener Gaſſen. Die Stadt hat

*) Drückes oder: Drickes und Drickesche, eine Abkürzung von Hendrik (Heinrich), iſt ſo gut wie Hannes und Hennesche ein Gattungsname geworden.

Digitized by Google

keinen Mittelpunkt; der Dom wäre ihr Herz und ihr Haupt, aber er iſt noch Ruine und um ihn her ein Werkelplatz weitläufiger Arbeiten. Auch das winkelig gebaute Rathhaus hat keine Bruſt, hat kein Antlitz wie es dir die belgiſchen Städte in ihren prachtvollen Stadthäuſern bieten. Die Plätze in Köln, der Heu- und der Neumarkt, ſind ohne Fronte, ohne architektoniſche Idee, ohne feſſelnden Schmuck um den ſich als einen Schwer- und Schönheitspunkt das regelloſe Gemiſch der großen Steinmaſſen gruppirte. Die Häuſer ſind hoch, ſchmahl und eingeſchwärzt, die Gaſſen finſter, ſchmutzig und nicht ſelten ſo eng daß die ſchweren breitſpurigen Karren die Rinnſteine zu ihren Geleiſen machen. Dabei durchzieht die volkreichen Straßen ein ſtechender Duft von all den Öl-, Talg- und Theermagazinen. Das ſchreckt dich nicht ab, denn du witterſt in dieſen Düften eine vielbewegte bürgerliche Thätigkeit. Und Köln iſt reich; die vielen Neubauten bezeugen daß ſein alter Reichthum wieder flüſſig wird. Seine Lage gibt ihm fortgeſetzt für die Speditionen eine ſtarke Bedeutung. Sechzig Häuſer allein ſind mit Commiſſion und Tranſito beſchäftigt. Und Köln ſpedirt nicht blos, es fabricirt auch, es macht ſeit einiger Zeit viel in Zucker. Gegen dreißig Fabriken allein liefern das Kölniſche Waſſer, das meiſt unter der Firma des Hauſes Maria Farina durch die ganze Welt ſeine Gerüche verbreitet. Köln iſt, auch nachdem ſein Stapelrecht aus dem dreizehnten Jahrhundert in ein bloßes Umladungsrecht verwandelt und endlich beſeitigt wurde, noch immer der Hauptplatz des Rheinhandels zwiſchen der deutſchen Schweiz und dem Elſaß einerſeits und den Niederlanden abwärts. Köln iſt immer in gutem Geruch geweſen, nicht blos durch ſeine Talg- und Theermagazine, nicht blos durch ſein wohlriechendes Waſſer; es hat auch die Thonpfeife erfunden und lieferte Jahrhunderte hindurch dies Inſtrument des Parfüms für ganz Holland. Auf dieſe Erfindung iſt es nicht mehr ſtolz, denn die Cigarre hat »de Flöpp an der Muhl« verdrängt. Aber Köln rühmt ſich auch das Pulver erfunden zu haben. Berthold Schwarz war ein Kölner von Geburt, theilte aber den Venezianern, nicht ſeinen Landsleuten ſeine Erfindung mit. Rubens verdankt nur dem Zufall hier ſeine Geburt und hat ſich durch ſein großes Bild in der Peterskirche, wo er getauft iſt, mit ſeiner Vaterſtadt abgefunden. In Antwerpen ward der Ritter Peter Paul das Haupt der großen Malerſchule, dort blühten die Künſte während Köln, das heilige Köln, ſeinen Dom nicht fertig baute und der Welt nur Thonpfeifen gab. In unſern Tagen als Köln ſich wieder fühlen lernte, gleich nach den Franzoſenkriegen, haben begeiſterte Alterthümler hier den Ruf einer altkölniſchen Malerſchule in die Höhe zu bringen verſucht, aber es hat dem Kölniſchen Klüngel doch nicht gelingen wollen. In Flandern feierten die Künſte zugleich mit dem üppigen Bürgerthum eine Blüthenzeit. In Köln hat das Mittelalter, obſchon es dich noch auf allen Tritten entgegenſtiert, doch keinen Gipfelpunkt der Schönheit erringen können. Es errang in ganz Deutſchland nur eine zerſtückelte, gebrochene Größe. Vielleicht weil Deutſchland noch eine Miſſion für die Zukunft hat. Dann thut es um ſo mehr noth aufzudecken wo und wie noch mittelalterliche Fetzen an unſern Kleidern herumtroddeln. Köln aber, ſo ſcheint es, war in's Mittelalter ſo ſehr verſunken daß es ſich aus den ſteifgewordenen Formen von ſelbſt nicht erlöſen konnte. Es hatte ſich gegen den Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts mit einer gewiſſen blöden Hartnäckigkeit hinter fanatiſchem Aberglauben verſchanzt, es war mit dieſen Verſchanzungen faſt zur Ruine geworden und ſchleppte ſeine alten ſteifen Glieder in die neue Zeit hinüber bis die Franzoſen kamen und das faſt ſpaniſch bigotte, faſt ägyptiſch verſchloſſene Köln mit gewaltſamer Fauſt wach rüttelten.

Georg Forſter hat uns Köln kurz vor dem franzöſiſchen Umſturz in ſeinen Anſichten vom Niederrhein vom J. 1790 geſchildert. Er nennt es das finſtere, traurige, menſchenſcheue und menſchenöde Köln. Es hat, ſchrieb er, ſoviel Thürme, Kirchen, Klöſter, Kapellen und Altäre daß die Zahl meinen Glauben überſteigt! Er hat ſie nicht gezählt, erinnert auch nicht an die mittelalterlichen Angaben die wohl zu den Prahlereien des Klüngels von ehedem gehörten, wonach Köln ſoviel Kirchen und Klöſter gehabt als Tage im Jahre. Es waren deren, wie wir aus andern Mittheilungen erſehen, über 200 geweſen. Jedenfalls wimmelte es hier von alten »Steefen« wie die Kölner ſagen, von Stiften, Abteien, Kommenden des deutſchen und malteſiſchen Ordens, von Mönchs- und Nonnenklöſtern, und zählt man die kleinen Kapellen und Kapellchen hinzu, ſo fanden die Franzoſen ihrer 150 vor. Die Bevölkerung belief ſich damals auf nicht mehr als 40,000 Menſchen, ſo daß alſo auf je 266 Seelen ein Kloſter, eine Kirche oder Kapelle kam. Gleichwohl, ſchrieb Forſter, iſt neben ſo vielen kein Plätzchen übrig wo die Chriſten die den Papſt nicht anerkennen, ihre Andacht frei verrichten dürfen! Der Magiſtrat, der den Proteſtanten die Religionsübung innerhalb der Stadt ſchon einmal bewilligt hatte, mußte damals ſeine Erlaubniß

Digitized by Google

kurz vor Forſters Zeit zurücknehmen, weil der katholiſche Pöbel mit Aufruhr, Mord und Brand gedroht. »Dieſer Pöbel,« ſagt Forſter wörtlich, »der beinahe die Hälfte der Einwohner, alſo einen Haufen von 20,000 Menſchen ausmacht, hat eine Energie die einer beſſern Leitung bedurfte um Köln wieder in einiges Anſehen zu bringen.« Forſter fand das müßige Geſchäft der Bettelei förmlich organiſirt. Bettlerhorden waren ja immer eine Miliz der Prieſter. Sie trieben im heiligen Köln ihr frommes Handwerk mit einem ſeltenen Raffinement. Alte Bettler hinterließen erblich den Ihrigen die ihnen durch Verjährung rechtlich zugehörigen, einträglichen Plätze an den Kirchthüren, oder ſchlugen ſie als Heirathsgut für ihre Töchter hoch an. In der Oſterwoche war es üblich daß auch verſchämte Arme, in ſchwarze Kittel vermummt, Flortücher über den Köpfen, haufenweiſe die Gaſſen durchzogen, niederknieten, den Roſenkranz beteten und von den Vorübergehenden um der Reinheit der heiligen Jungfrau und der Todesnoth Chriſti willen Almoſen forderten. Dieſe verſchämten Armen hießen die Kappengecken. Ihren widerlichen Aufzug ahmten die halbnackten Kinder auf den Gaſſen nach, ſchlugen die zerriſſenen Hemdchen über den Kopf und übten ſich die heilige Mummerei ein. Mit dem Aberglauben wurde Unwiſſenheit und Trägheit von der Religion unterſtützt und geheiligt, und ein Pöbel dieſer Art, von herrſchſüchtigen Prieſtern geleitet, mußte aller Kultur der Jahrhunderte trotzen. Damals erzing von der Kölniſchen Klerisei an den Kurfürſten die dringende Bitte, einem Profeſſor der Philoſophie in Bonn den Gebrauch eines Feder'ſchen Handbuchs bei ſeinen Vorleſungen zu verbieten. War das nicht noch in unſern Tagen gegen die Hermeſianer der Fall, gegen den Hermeſianismus in Bonn der nichts bezweckte als den katholiſchen Glauben auf Kantiſche Grundſätze zurückzuführen und denkgemäß zu machen? War der Erzbiſchof Droſte-Viſchering nicht in den Händen ultramontaner Mönche die gegen das Preußenthum wie gegen alle weltliche Gewalt heimlich Krieg führen? — Forſter fand zu ſeiner Zeit auch noch ein Trappiſtenkloſter in Köln. Er ſprach mit einem Mönche dieſes Ordens. Dieſer Orden hatte nämlich das Gelübde des Schweigens — ſtillſchweigend abgeſchafft, und der fromme, geiſtig abgetödtete Bruder ſchwatzte allerlei elendes Zeug zuſammen; er hatte mit dem Reden natürlich auch das Denken verlernt. Das Gelübde war beſeitigt, aber das Kloſter beſtand. Das iſt ja überhaupt der Fluch des menſchlichen Witzes. Haben ſeine Erfindungen ihre Bedeutſamkeit verloren, iſt die Seele in ihnen erſtorben, ſo bleiben noch jahrhundertelang die Rudera des Leibes ſtarr und feſt, und mit dieſem unüberwindlichen Phlegma, iſt der Spiritus verflogen, ringt ein jugendlicher Geiſt nicht ſelten einen bitteren Todeskampf.

Man hat auch aus dem Jahre 1800 eine Schilderung Kölns*). Ihr Verfaſſer zählt 83 Thürme, 24 große und kleine Thore, 11 Stifts- und 19 Pfarrkirchen, 49 Kapellen, 19 Manns- und 39 Nonnenklöſter. Von der Summe von 3000 geiſtlichen Perſonen, die er angibt, kommen alſo faſt 10 Seelen auf einen Seelſorger, die Quaesolae, devote Krankenwärterinnen**), und die Blaſſertarii eingerechnet die für einige Blaſſerte, preußiſche Groſchen, Meſſe laſen. Das Domkapitel des Erzſtiftes hatte 50 Präbenden, aber die ehrenwerthen Domherren und Capitularen waren vor den Franzoſen geflohen und hatten in ihrer Vorſorge für den Himmel die Domſchätze mitgenommen. In dem alten Plunder von reichsfreiſtädtiſchen Rechten und frommen Stiftungen die dem Bauche des Müßiggangs dienten, haben dann die Franken ſchnell genug aufgeräumt. Von den 150 Gotteshäuſern ſind jetzt nur noch 25 übrig. 50 Kirchen, 58 Kapellen ſchaffte die Republik bei Seite und zog 200 Millionen Gulden vom Kirchengut ein. Mit dieſem einfachen Gewaltſtreich brachten die Franzoſen in den Trödel der heiligen Wirthſchaft eine grenzenloſe Verwirrung der Begriffe, eine Auflöſung aller moraliſchen Bande. Manche geiſtlichen Schlepppröde ſprangen nach der Aufhebung der Klöſter plötzlich mit einem ausgelaſſenen Heißhunger in's weltliche Leben, Schaaren frommer Schweſtern die den Altar der heiligen Jungfrau verlaſſen mußten, warfen ſich plötzlich der Venus vulgivaga in die Arme. Der Hauptſtapelplatz des alten heiligen römiſchen Reiches verwandelte ſich mit einem Male in einen Schauplatz zügelloſer Verwilderung. Gegen die plötzlich entfeſſelte Emancipationswuth frommer Jungfrauen die um den Freiheitsbaum tanzten und die Jacobinermütze küßten, iſt die Doctrin unſerer cigarrenrauchenden freien Weiber nur ein eiteles Kin-

*) A. Klebe, Reiſe auf dem Rhein durch die deutſchen Staaten von Frankfurt bis zur Grenze der Bataviſchen Republik, und durch die franzöſiſchen Departemente des Donnersberges, der Rheins und der Moſel und der Roer, im Sommer und Herbſt 1800. 2 Thle. Frankfurt, 1801 u. 1802.

**) Quae solae, d. i. Betſchweſtern. Der gemeine Mann ſagt: Quiſſele. Die Conventsbewohnerinnen heißen hier: Kuvvänskaakele. Mönchsklöſter hat man noch nicht wied in Köln, aber die fünf Nonnenklöſter ſind übervoll.

derſpiel. Die Kapuze und die rothe Mütze haben vielleicht nirgends ein ſo ſeltſames Carnevalsfeſt gefeiert wie in Köln als die Republik Frankreich dem Klüngel zum erſten Mal wieder im Faſching zu klüngeln geſtattete. Als damals altes und neues Jahrhundert Stirn gegen Stirn aneinanderſtießen, hat der Witz der Kölner gewiß in grotesken Funken geſprüht und der plötzlich gottverlaſſene Drückes ſich ein weltliches Bene gethan.

Erlebtes. Von E. K.

2. Familie Boiſſier.

Wer hätte zu jener Zeit in der kleinen Valerie, die ſo harm- und anſpruchslos an uns vorüberwandelte, die jetzige Frau von Gasparin, die Gemahlin des beredten Anwaltes der proteſtantiſchen Kirche in der franzöſiſchen Deputirtenkammer, und die geiſtvolle Schriftſtellerin*) ahnen können! So fehlt es auch in unſern Tagen der Vaterſtadt der Sauſſure und der Neckar nicht an weiblichen Berühmtheiten, welche den alten Ruf derſelben im Ausland wie daheim fortpflanzen. Mit Genf iſt an Bildung keine Stadt Europa's von gleicher Größe und Bevölkerung zu vergleichen; das Arezzo des Mittelalters kann ſich mit ihm nicht meſſen; Bildung bis zu den unterſten Volksſchichten herab iſt Genfs Privilegium. Fürwahr ein bänderreiches Werk müßte entſtehen, wenn Jemand »das gelehrte Genf« biographiſch zu ſchildern unternähme. Und darin würden les doctes Genevoises ohne Zweifel einen ſehr anſehnlichen Band füllen. Die Genfer gewannen bis auf die Umwandlungen der neuern Zeit herab die Grundlage ihrer intellectuellen Bildung im collège, wie es Calvin in einfachſter Weiſe organiſirt und die Folgezeit es erhalten hatte. Sie war gegründet auf das Studium der altclaſſiſchen Sprachen, und dieſes galt auch in vielen der erſten Familien als Baſis jedes ferneren Unterrichts, wie es Madame Necker de Sauſſure von der ihrigen verſichert. Ich weiß nicht, inwieweit auch das weibliche Geſchlecht an dieſem Unterrichte Antheil nahm. Denn wenn in neuerer Zeit die Gattin eines Genfer Profeſſors Anmerkungen zum Homer ſchrieb und ihre lateiniſchen Gedichte herauszugeben beabſichtigte, ſo war dies eine Italienerin, Mad. Ferrucci, jetzt in Piſa. Die eine Genferin aber, die ſich mir durch Bildung dieſer Art bemerkbar machte, und die mit Sachkenntniß von griechiſcher und römiſcher Literatur ſprach, Mad. Ch., will ich nicht als Beweisgebend für ihre Mitbürgerinnen geltend machen.

Unweit der Bonſtettenſchen Villa in Valeyres lag das beſcheidene Landhaus der Boiſſiers von Genf, von ihnen gleichfalls einen Theil des Jahres über bewohnt. Sie beſaßen noch ein zweites, am See gelegenes, eine halbe Stunde von der Stadt. Die gaſtfreundliche Aufnahme auf beiden verdankte ich theilweiſe meinem Freunde Vallette, damals Lehrer von Boiſſier's zwei Kindern, Valerien und ihrem Bruder, gegenwärtig Prediger an der lutheriſchen Kirche in Paris und Kaplan der Herzogin von Orleans. Der treffliche junge Mann vereinigte in ſich alles was Vertrauen einflößt, Achtung und Liebe gewinnt, Anſpruch auf Dank erwirbt. Des Italieniſchen mächtig, lange bevor er als proteſtantiſcher Prediger nach Neapel ging, theilte er mir von ſeiner Fertigkeit ſo viel mit als nöthig ſchien zu einem Spaziergang in Seume's Manier. Wir haben uns auf der Rhonebrücke getrennt und nicht wiedergeſehen. — Herrn Boiſſier's entſchiedene Liebhaberei war die Muſik. Er beſuchte, ſo oft er in Valeyres ſich aufhielt, regelmäßig unſere Violinquartette in der Stadt und manipulirte dabei ſein Cello mit aller Kunſtfertigkeit. Tieferen Kunſtſinn beſaß ſeine Gattin, als Pianiſtin und Sängerin, ſelbſt als Componiſtin. Sie war eine der liebenswürdigſten Frauen die ich im Leben geſehen. Der Reſpect welchen die imponirende Haltung ihrer junoniſchen Geſtalt forderte, löſte ſich vor dem Wohlthun ihres Blickes und Wortes in vertrauensvolle Hingebung auf. Es ahnete mir nicht daß dieſe kräftige Geſtalt ſo frühzeitig eine Beute des Grabes, daß ihre betagte Mutter die Überlebende ſein würde. Von dieſer Mutter ſoll ausführlicher die Rede ſein.

Madame Butini hatte mit leidenſchaftlichem Eifer Deutſch zu lernen im Alter von 50 Jahren unternommen. Bonſtetten war ihr erſter Lehrmeiſter geweſen. Nach der Regel mediam in rem hatte er nach kurzem Anfange zu Ygurd und Fauſt gerathen, und die

*) Verfaſſerin von: Le mariage au point de vue chrétien. Par Mad. la Comtesse Agénor de Gasparin. 2de édit. Par. 1844. 3voll, und Allons faire fortune à Paris 2de éd. 1846. Beide auch deutſch überſetzt. Neuer iſt Un livre pour les femmes mariées. Ouvrage populaire. Par. 1846.

Digitized by Google

unverdroſſene Schülerin ſich wacker daran gemacht die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe zu bewältigen. Dies war gelungen und mißlungen, wie die vorgelegten Überſetzungsproben auswieſen, je nachdem man letztere nach der Befähigung der Überſetzerin oder nach dem Maße ihrer Sprachkenntniß abſchätzte. Eine andere Stufenleiter war jedenfalls anzuempfehlen; ſie ſelbſt war bedenklich geworden, und Bonſtetten's Credit fing an zu wanken. Daß jedoch Werke, wie namentlich der Fauſt, nach meiner Vorausſetzung ſich nicht und nie mit romaniſchem Geſchmack vertrügen, gab die verſtändige Genferin auf keinerlei Weiſe zu, nachdem ſie bereits genug davon gekoſtet. Und ſie hatte Recht, wie wohl jetzt erwieſen. Es bedurfte für die Franzoſen nur der Überwindung eines alten Vorurtheils nebſt einer Doſis guten Willens, ſich mit unſerer Literatur zu befreunden; nur dieſer Befreundung, um ihren Werth zu erkennen und hoch anzuſchlagen; nur dieſer Anerkennung, um auch nach ihren verſchloßneren Schätzen zu verlangen. Seit die Völker ſich mehr und mehr einander genähert haben; ſeit die romaniſche Schule den claſſiſchen Autoritätsglauben erſchütterte, iſt dieſe Rückwirkung Deutſchlands auf Frankreich eingetreten. Jean Paul, der formloſe Jean Paul ſogar iſt auf franzöſiſchen Boden verpflanzt, und ſeine Fülle und Tiefe, wenn nicht vollgültig erkannt, doch mitten unter den Dornen der Darſtellung herausgefühlt und oft bewundert. Damals war es anders. Die Staël hatt nur erſt Bahn gebrochen. Noch galt Shakeſpeare, wie ihn Ducis nach Frankreich gebracht, als ein poetiſch Ungeheuer. Noch meinte man in der Überſetzung eines deutſchen Dichterwerkes Klänge aus einer entlegenen Welt zu vernehmen, während der phantaſtiſche Byron ſchon längſt die Rundreiſe durch das Leſepublikum machte, ohne gleiche Eindrücke zu hinterlaſſen. Überſetzungen der Alten ſelbſt, hörte ich verſichern, klängen für ein franzöſiſches Ohr heimathlicher als deutſche Auffaſſungsweiſe. Schiller allein durfte ſich einer bereits traditionell gewordenen Anerkennung rühmen. Tell und Johanna von Orleans ſchmeichelten dem nationalen Stolze; durch letztere wurde zugleich das crime antinational, wie Mercier die Pucelle nannte, geſühnt. In den Augen der Frauen verklärte ihn die ſchöne Ritterlichkeit, womit er ihnen huldigte, und man weiß ja, welchen Einfluß im Gebiete der Literatur die weibliche Elite Frankreichs auf der Männer Urtheil ausübt. Hierzu kam, um die Empfehlung vollwichtig zu machen, Schiller's Sprache, trotz ihres ſentimentalen Pathos frei von deutſcher Überſchwenglichkeit und den Silbergehalt ſeiner Begeiſterung ſinn- und wortgetreuer in der franzöſiſchen Übertragung abſpiegelnd, als irgend ein anderer unſerer Dichter. So waren es denn namentlich die genannten Dramen, die, mit einem Vocabular unter dem Texte verſehen und beim Unterricht in Inſtituten und Familien benutzt, dem Studium des Deutſchen mehr und mehr Eingang verſchafften.

Es iſt dies Studium gegenwärtig in den franzöſiſchſchweizeriſchen Schulen ſo gut als obligatoriſch geworden, und die Töchter guter Häuſer verſchieben es nicht mehr bis zum funfzigſten Altersjahre. Die nähere Bekanntſchaft mit dem Deutſchen hat ſogar, im Munde der Jugend und der minder Gebildeten wenigſtens, einige mißliche Folgen gehabt, hat am Genferſee, wo ſich Franzöſiſch und Deutſch ſo nahe berühren, eine nicht geringe Zahl von Germanismen eingeſchwärzt. Dies veranlaßte im J. 1838 den Profeſſor Porchat in Lauſanne gegen den unſeligen Einfluß der deutſchen Sprache (l'influence allemande, la plus fâcheuse peut-être que puisse éprouver notre langage) auf die jungfräuliche Reinheit der franzöſiſchen von der Kirchenkanzel herab eine ſcharfe Philippica zu erlaſſen. Sie war indeß, um mit den Theologen zu reden, ein opus supererogationis, weil die franzöſiſche Sprache durch die Eiferſucht des nationalen Stolzes, der in ihr ſein unſchätzbarſtes Capital, ein Kleinod, ein Heiligthum erblickt, hinlänglich vor den benachtheiligenden Einflüſſen fremder Idiome verwahrt bleibt. Iſt es bei dieſer Gelegenheit erlaubt eine Parallele zu ziehen, ſo fällt ſie ſehr zu unſern Ungunſten aus. Keine Nation läßt ſich mit gleicher Selbſtverleugnung gleich lammfromm den Schmuggel gefallen, der mit ihrem Sprachcapitale getrieben wird, als die deutſche. Kein Cherub ſteht an der Pforte, der den Eindringlingen wehre, kein Gärtner im Innern, die Ausläufer zu verſchneiden. Einem deutſchen Magen bekommt das pikante Neudeutſch des Verſtorbenen und der Reiſendin vortrefflich. Dann und wann läßt ſich zwar auch diesſeits eine Philippica gegen den Sprachunfug vernehmen; aber wo und wann hallt ſie nachhaltig in dem Nationalgefühle unſerer Tagsſchriftſteller wider? Die Augsburgerin brachte Anfangs 1846 dieſen Gegenſtand in mehreren Artikeln zur Sprache. Darin wurden die deutſchen Sprachſünden anerkannt und zugeſtanden. Auch Barnhagen von Enſe gab ſein Wort dazu. Dennoch ſchreibt, überſetzt und druckt ſie ſeitdem wie zuvor: »gefolgt von,« »dies wurde widerſprochen« u. ſ. w.*).

*) Nicht weniger anſtößig klingt der Gallicismus: „er ſprach mir, dir, ihm.“ Einen artigen Abhub von dergleichen

Digitized by Google

Wahr iſt, die obige Expectoration liegt ziemlich weit über die Grenzmark hinaus, welche dieſem Aufſatz ſeine Überſchrift angewieſen hat. Kehren wir demnach zu Madame Butini zurück, jedoch nur um durch ſie Anlaß zu einem zweiten Excurſe zu erhalten. Die Unterhaltung blieb nicht auf das deutſche Sprachgebiet beſchränkt. Es ließ ſich auch Franzöſiſch bei der Dame lernen, manches an feinen Sprachbemerkungen aufgreifen, worüber die grammaire des grammaires flüchtig hingleitet*). Wir kamen auf Bonſtetten's franzöſiſche Diction zu ſprechen. Es war ſein homme du midi et du nord angekündigt. Sehr befremdlich ſchien mir damals daß ſie in ſeiner Sprache den unmittelbaren, unvermiſcht reinen Abdruck des franzöſiſchen Geiſtes, die franzöſiſche Muttermilch vermißte, dagegen manches Anerlernte und Erworbene daran auszuſetzen fand. Jedoch hat ſchon Marmontel hierüber in den Memoiren mit aller Grazie ſeines Styls viel Treffendes geſagt. Alſo auch Bonſtetten, deſſen deutſche, bruchſtückartige Vorbildung ſo früh, in den Jahren leichteſter Aneignung, in das einſchmeichelnde Element des franzöſiſchen Idioms verfloß, hatte ſich des deutſchen Beigeſchmacks nicht völlig zu entäußern vermocht. Der Fall verdient gewißlich alle Beachtung. Frau von Staël rieth den Polinnen ab franzöſiſche Verſe zu machen, trotz aller Meiſterſchaft über die Sprache, die ſie ihnen zugeſtand. Sie würde ihres Freundes A. W. Schlegel Epigramme mit ihrer ſchärfſten kritiſchen Scheere zerſchnitten haben. Müßte ja auch Schlegel's Proſa noch ſo manche Läuterungsprobe beſtehen, bevor franzöſiſche Zungen ſie mundrecht und ſchmackhaft befänden. Darüber ſind wohl alle Kenner des feinern Sprachgebrauches einverſtanden, und die Revue des deux mondes iſt ſehr höflich daß ſie den Gehalt von Schlegel's franzöſiſchen Schriften ohne Verhältniß mehr nach Stoff als Form abwägend hervorhebt.

Es iſt hier nicht der Ort die reichen Bildungselemente welche die franzöſiſche Sprache unläugbar beſitzt, im Einzelnen namhaft zu machen, noch auch, was nicht ſchwer fallen ſollte, darzulegen, was des Franzoſen entbuſiaſtiſchen Stolz und ſpröde Unluſt zu Erlernung anderer Sprachen in etwas rechtfertigen, was ihr noch immer fortdauerndes Einwirken auf Geſtaltung unſerer ſocialen Kultur erklären, was, in dem Maße als bei längerem Verkehre ſich ihre geheimen Reize, Schattirungen, Schlagwörter und Schlaggedanken vor ihm enthüllen, auch den unbefangenen Patrioten zu ihren Gunſten umſtimmen und beſtechen, was ihr alſo bis zu einem gewiſſen Grade zum Empfehlungsbriefe an uns dienen kann und muß. Schrieb doch der kerndeutſche Herder im J. 1769 von Paris: „je voudrais avoir abandonné au diable tous mes fragments et toutes mes inconbrations critiques, plutôt que d'avoir négligé une langue dont l'ignorance est une barbarie achevée dans notre siècle.“ Hier ganz abgeſehen von den Hunderten, für welche um des ſteigenden Geſchäftsverkehrs mit dem weſtlichen Nachbar willen die Kenntniß ſeiner Sprache entweder unentbehrlich oder wenigſtens ſehr vortheilhaft iſt; von den Vielen abgeſehen, denen von vorn herein ein ſchnell erworbenes Maß von Fertigkeit erwünſchter iſt als eine problematiſche Virtuoſität. Wenn aber die Tagesrichtung und der Modelurus darauf ausgehen das Franzöſiſche in unſern Schulen, Familien und Clubs einzubürgern, wie Buchhändler, verkäufliche Überſetzerfedern und der Heißhunger des Publikums es bereits mit jedem Mittelmäßigen der franzöſiſchen Literatur gethan haben, ſo iſt Folgendes in ernſte Erwägung zu ziehen.

Einmal behält die delicateſte der Sprachen ihr Schwieriges auch für denjenigen, der im Lande ſelbſt und lang genug gelebt hat, um ohne Verſtöße im mündlichen wie ſchriftlichen Ausdruck über ſie zu gebieten. Geiſtreich kann Niemand in banalen und trivialen Phraſen ſein. Dieſe Gefahr aber läuft der wirklich geiſtreiche Fremdling: für weniger in der Meinung zu

---

chen deutſchen Extravaganzen theilt der wackere C. F. Nolh in Mayers Pädag. Revue (1845, Märzheft) mit. Wir ſprechen ſogar den Franzoſen entſchieden Ungereimtes nach, ohne daß es unſere Philologen und Styliſten auffiechen, trinken ſtatt des reinen Quellwaſſers getrübten Abſalt. So ſagen ſie trophées, wir ihnen friſchweg nach Trophäen ſtatt Trophäen. Denn τρόπαιον iſt bei den Griechen ein Siegeszeichen, τροφεῖον aber bedeutet Ammenlohn, Koſt- und Ziehgeld. Nachtiger haben wir Bosporus (von πόρος Waſſerſtraße, Furt) aufgenommen, die Franzoſen ſagen bosphore, was eine Rindviehfurcht heißt. E. K.

*) Damit kann indeß recht wohl beſtehen, wenn eine Genferin und Waadtländerin von ſich ſagt und ſchreibt: je me suis dite, je me suis faite là une idée, elle s'est plue. Sprechen wird ſie freilich nicht, wie zu Zeiten die liebe Jugend im Canton Baud: il s'est en allé. Aber vor dem Subjonctif in — assions, — assiez iſt dort zu Lande die Scheu ſo allgemein, daß, um kein Lächeln zu erwecken, beide Geſchlechter unbedenklich falſch, d. h. ſo conſtruiren werden: je vaudrais que vous commenciez, wo nicht lieber que vous fussiez un commencement. Denn das Umſteuern des Auffälligen durch leichte Wendung iſt ein Hauptmerkmal im savoir parler des fein Gebildeten. Wie behutſam weicht er nicht einer Menge von männlichen Plurials der Adjective in — al aus, ſagt z. B. wohl combat naval, ſtatt combats navaux aber batailles navales. E. K.

Digitized by Google

erſcheinen als er iſt. Goethe hat darin vollkommen Recht. Es macht das leicht verletzbare Sprachgefühl den Franzoſen auch zu einem ſtrengern Richter als man glaubt. Um ſo weniger bilde man ſich ein, ſo mitten unter den Einwirkungen der diametriſch unterſchiedenen Mutterſprache, ein mehr als approximatives Halbfranzöſiſch zu erzielen, durchwirkt und verbrämt mit Socialismen aller Art, und wovon die Franzoſen ſelbſt mit mitleidigem Achſelzucken oder unheimlichem Lächeln ſich erzählen. Müſſen ſolches ja ſich Die ſogar gefallen laſſen, welche in devoter Dienſtbefliſſenheit ihre in ſauberem Franzöſiſch gedrechſelten Werklein ſich nicht entblöden irgend einem Großwürdenträger dieſer Nation zu dediciren. Dies eben führt noch zur Beleuchtung eines zweiten, des nationalen Geſichtspunktes. Trotz alles deſſen, was in Frankreich neuerdings für deutſche Sprache und Literatur geſchieht, iſt noch lange nicht vollſtändige Gegenſeitigkeit eingetreten, und wird es niemals bis zu dem Grade, daß jenſeits der Vogeſen und Ardennen deutſche Sprache als conditio sine qua non für franzöſiſche Bildung betrachtet werden ſollte. Die Haſt dagegen, die Befangenheit, die Selbſtzurückſetzung und ſcheinbare Anerkennung fremder Überlegenheit, womit wir Franzöſiſch treiben, kann nur dazu dienen die Franzoſen in ihrer Eingenommenheit von ſich zu beſtärken, uns ſelbſt in dem Gefühl und Verhältniß der Abhängigkeit zu erhalten. Verwerflich iſt dies an ſich, gefährlich inſonderheit auch darum, weil durch das Fortbeſtehen von dergleichen Götzendienſt unſerer nationalen Geiſtesrichtung eine fremdartige, ſie von ihrem geraden Ziel ablenkende Gemüthsrichtung aufgedrungen, der deutſchen Sprache durch die franzöſiſche eine Menge Neues und ſelten Rechtes beigemiſcht wird. Da dieſer Punkt jedoch ſchon oben berührt, wenigſtens angedeutet worden iſt, ſo ſchließen wir dieſen Excurs, um ſeiner patriotiſch polemiſchen Tendenz nicht ihre Spitze zu benehmen.

---

3. Madame Chiandi.

Die Frauen, iſt bemerkt worden, erhalten ſich den nationalen Grundtypus unvermiſchter als die Männer. Am heutigen Römer, wie er in Frack und Filzhut durch die Straßen wandelt, erinnert nichts an die Abkunft von einem Heldengeſchlecht; die Römerinnen von Genzano und Sonnino machen ſie begreiflich, begreiflich das Schauſpiel einer Corſofahrt Sonntags um vier Uhr. Wenn alsdann die lange Wagenreihe ſich gemeſſenen Schrittes durch die Straße hinbewegt und bei jedem Halte, den ſie macht, der Cavaliero, den rechten Fuß im Wagentritt, ein feuriges Geſpräch anknüpft, oder die Schönen, das Haupt erhoben, in ausdrucksvollſter Pantomime ſich mit den Bekannten im vierten und fünften Stock der Paläſte rechts und links des Corſo unterhalten, ſo iſt's, vom hohen Trottoir des café nuovo oder ſonſt betrachtet, ein Anblick, ſo eigenthümlich zauberiſch, daß nach ihm der Mailänder Corſo und die strada Balbi in Genua nur eine ſchöne Muſterkarte ohne originelles Gepräge bleiben. Viel thut freilich auch der Ort, das Meiſte jedoch bei ſolchem Zauber thut die Zauberkraft der weiblichen Schönheit in ihrer — darf ich ſagen? irdiſchen Vollendung. Hierin gebührt der Römerin die Palme vor allen ihren Mitſchweſtern auf der Halbinſel. Sodann iſt ja auch, nach Ausſage gewiſſer Phyſiologen, der Nacken einer Römerin um ein Gelenke ärmer oder kürzer, als derjenige anderer Frauen, was ſie denn nöthigt das Haupt höher emporzurichten, und ihrer Phyſiognomie den gebieteriſchen Ausdruck ſelbſtbewußten Stolzes verleiht. »Wer hätte auch,« ſagt mein Gewährsmann Santo Domingo, »in „Rom wie es iſt", mehr Recht als eine Römerin die Naſe hoch zu tragen?«

Nun, ſolches war es, was nach vielen Jahren Madame Chiandi, die ſchöne Samiotin — keine Römerin alſo! — mit wieder in Erinnerung brachte. So geſtaltet mochten jene Hellenentöchter ſein, deren Abbilder ich bald als Dianengeſtalten unter den Antiken des Vaticans und Museo borbonico bewundert, bald auf den halb erblichenen Bildern in Portici als Iphigenia erkannt hatte. Indeſſen waren dies nur lebloſe Bilder, worein die Phantaſie Bewegung denken oder fühlen mußte. Hier aber blühte aus Wuchs, Haltung, Antlitz und reizendem Ebenmaß aller Formen eine Beredtſamkeit hervor, vor welcher jeder moderne Demoſthenes die ſeinige vergäße. Da müßte Ibrahim kein Türke geweſen ſein!

Als nämlich Ibrahim Paſcha Ausgangs 1845 in Marſeille war, wurde ihm zu Ehren, erzählte uns die Augsburger Allgemeine, ein Ball veranſtaltet, woſelbſt er ſich, auf einer Ottomane zwiſchen zwei Damen ſitzend, die mit Geläufigkeit arabiſch ſprachen, nicht wenig zu gefallen ſchien. Die Damen werden uns nicht genannt. Ich darf ſie wohl verrathen, ohne Gefahr dereinſt von dem Correſpondenten eines Falſi bezüchtiget zu werden. In Marſeille ſind meines Wiſſens nur zwei Damen, die Arabiſch verſtehen, und die eine dieſer Damen ſtand ſchon früherhin bei dem Fürſtenſohn in hoher Gunſt, was keineswegs zu dem Glauben an

Digitized by Google

ein engeres Verhältniß zwischen ihnen verleiten und berechtigen soll. Madame Chiandi also gewiß, wahrscheinlich auch ihre Schwester waren die zwei Huldinnen, mit welchen auf dem Marseiller Ball der Pascha die frühere Bekanntschaft erneuerte. Letztere ist die Gattin des ehemaligen preußischen Consuls in Alexandrien, des Herrn Roquerbe von Genf, dessen G. H. Schubert als Bewillkommnenden gedenkt, als er auf seiner morgenländischen Reise zu Alexandrien an's Land stieg. Wie wir in einige Verbindung kamen, gehört hier nicht zur Sache. Ich habe nur von ihrer Schwester, der schönen Wittwe Chiandi, zu sprechen. Wer hat die reizende Griechin nicht in Genf gesehen oder gekannt? Und doch!

Es ist ein Fehler des Alters, an jedes Schöne das Winkelmaß pedantischer Kritik zu legen und daran die menschlichen Gebrechen aufzuspähen. Mad. Chiandi war katholisch bis zur Bigotterie. Ihrem Schwager lag sie sammt der Schwester so lange an, bis er seine protestantisch aufgewachsenen Kinder der katholischen Kirche zuführen ließ. An den Freiburger Jesuiten hing sie mit inbrünstiger Verehrung. Wir Andre waren in ihren Augen Ketzer und Verlorne. »Sind Sie katholisch?« war bei der ersten Bekanntschaft ihre angelegentliche Frage. — »So gehören Sie also der hiesigen Kirche an?« — Zweimal Nein. — »Ist denn Ihre Luther'sche Kirche so trostlos unerbaulich, schmucklos, voller Staub, wie hier zu Land die Kirchen. Nicht einmal eine Orgel?« — Nichts weniger. Unsre Kirchen sind geschmückt mit Altären und Bildern; Orgel, Liturgie und schöner Gesang tragen wesentlich zur Erbauung der Gemeine bei. — »Das ist schön. Ich möchte wohl eine luther'sche Kirche sehen! Was lehrt denn Ihre Kirche von der gebenedeiten Jungfrau?« — Auch für uns ist sie als Mutter des Weltheilandes ein Gegenstand der Verehrung, wenn auch nicht göttlicher Anbetung, und oftmals wird sie an ihren Festen von unsern Kanzeln als Muster der schönsten Tugenden gepriesen. — »Anbetung also nicht? Nun, es ist noch immer besser als hier. Aber katholisch, nein katholisch sind Sie nicht!«

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, d. 24. März.

[Bauernfeld's neue Lustspiele.]

Gestern schritten zum Venedig der Regie zwei neue Lustspiele von Bauernfeld: „Unterthänig" und „der Ritter aus dem Stegreif" über die Bretter des Hofburgtheaters. Abermals ein Versuch dem armen, einfältigen Volk, das bei gewissen Phrasen glaubt applaudiren zu müssen, auf die wohlfeilste Art ein jubelndes Halloh zu entlocken. Es wäre jedoch an der Zeit über diese Sache mit dem östreichischen Herrn Bauernfeld ein ernstes deutsches Wort zu sprechen. Einerseits hat die dramatische Kunst eine heiligere Aufgabe als die Inscenesetzung der Augsburger Allgemeinen Zeitung, andererseits sind die politischen Fragen, welche sich Herr Bauernfeld nicht entblödet zu Beifallshebeln herabzuwürdigen, der Nation zu wichtig, als daß sie ohne Entrüstung sehen könnte wie man sich in Östreich, wo jede andere Discussion darüber verpönt ist, eine Komödie daraus macht, im niedersten Sinne. Das Genie — selbst wenn es Bauernfeld besäße — macht den Aristophanes noch nicht, sondern erst das Volk, dem Aristophanes angehörte. — Der schlechte Tabak und das fatale Bier der Kneipe duftet aus diesem „Unterthänig", das und eine englische Wittwe zeigt, die ihre Rettung von der Ungebeuligkeit eines betrunkenen Matrosen einem jungen Deutschen verdankt, der im Begriffe steht in Texas eine Auswanderungscolonie zu organisiren. Man liebt sich schnell, heirathet sich noch schneller und trifft Anstalten zur Abreise nach Texas. Allein im zweiten Akte, vierzehn Tage nach der Hochzeit, besinnt sich die Frau, will sich scheiden lassen u. s. w. Der Hausdoctor tritt als Vermittler ein, dichtet dem Ehepaar gegenseitig bedeutendes Kranksein an und es gelingt ihm damit die blos eingenickte Liebe zu erwecken, in der temüthigen Frau aber noch dazu die Überzeugung, die Liebe müsse eine demüthige und das Weib dem Manne unterthänig sein. An diesem dürren Holze hängen die abgedroschensten Zeitungsphrasen über Auswanderung ꝛc. Dieser farblose Schund wird nur noch vom „Ritter aus dem Stegreif" übertroffen, welcher das Problem, wie ein einaktiges Lustspiel Langeweile für 100 Akte enthalten kann, sehr gut löset.

Die Muse Bauernfeld's hat manchen blindverliebten halbnärrischen Romeo in Östreich, der da während nach Nacht herrscht, eine Lerche zu hören glaubt und ein über das andere Mal: vortrefflich! außerordentlich! ruft. Auch wird ein deutsches Blatt, das östreichische Interessen zu vertreten den Anschein hat, wahrscheinlich wieder wie bei „Großjährig" in bestochener Eitelkeit eine Ursache finden, dem Verfasser von „Unterthänig" eine Lobeshymne anzustimmen. Zuversichtlich jedoch läßt sich darauf vertrauen daß Herr Bauernfeld diesen Irrweg bald verlassen und ein Gebiet betreten wird, das entweder seinem dramatischen Talente oder dem Ausdruck seiner Gesinnung entsprießlicher sein wird. Solch Zwittertreiben ist weder vom dramatischen noch vom politischen Standpunkt aus zu billigen; es ist nur eine Huldigung dargebracht dem Geschmacke des großen Haufens.

++*).

*) Es ist rein zufällig daß diese Mittheilung mit dem unten folgenden Briefe Hebbel's aus Wien dasselbe Datum hat. Nur um dem unter uns so fertig ausgebildeten Hange

Digitized by Google

Aus Prag, Ende März.

[Auswanderung der Schriftsteller, die Landstände, Papst Pius, die Jesuiten.]

Die deutsche Literatur nimmt nach allen Seiten hin die Flucht. Bald wird außer den Redacteuren unserer Journale sich kein Schriftsteller deutscher Zunge mehr hier befinden. Dieser Tage ist Friedrich Bach, Doctor der Medicin, eines unserer besten Talente, nach Ungarn abgereist, um dort zu bleiben. Bach war Utraquist. Er schrieb auch böhmisch, aber die immer kümmerlicher und vereinsamter werdende Position eines deutschen Literaten in dem czechisch reactionären Prag genügte auch diesem anspruchslosesten aller unserer heimischen Poeten nicht mehr, und da er von deutscher Schrift nicht lassen wollte, zog er vor das Vaterland zu räumen, um nicht in das Gedränge der Parteien zu gerathen. Wohin soll das aber führen? Warum gibt Alles den Kampf auf, ehe er noch wirklich begonnen hat? Ist der deutsche Theil des Volkes wirklich so schwach an Zahl und Bildung, daß ihn seine Stimmführer ohne auch nur den Versuch des Widerstandes zu wagen, verlassen und aufgeben? Die Hoffnung der Deutschböhmen ist bereits vielfach bitter getäuscht worden —, kein einziges der aus ihrer Mitte hervorgegangenen Talente, mit einziger Ausnahme Schuselka's — der aber durch seine deutschkatholischen Bestrebungen in Böhmen selbst Vertrauen und Einfluß verbüßt, hat ein entscheidenes Wort für ihre Sache gesprochen. Wir brauchten wahrhaftig eine Einwanderung deutscher Literaten, um unsern Gegnern die Spitze bieten zu können!

Über unsere politische Zukunft hängt noch ein offizielles Geheimniß. Es wird aber wohl beim Alten bleiben und nur in der Person des Landeschefs eine Änderung eintreten. Unsere Landstände sind in großer Verlegenheit was sie eigentlich thun sollen, um den täglich zahlreicher und lauter auf sie eindringenden Anforderungen des Volkes, andererseits ihren eigenen Interessen und dann wieder den Wünschen der Regierung zu genügen. Die Meisten wünschen, man hätte gar nicht angefangen Oppesition zu machen und wahrscheinlich wird diese nach und nach wieder aus dem Ständesaale verschwinden. Wie sehr verliert das Institut beim Volke! Wie bitter schaut man auf die beblechten und gestickten Scharlachröcke, die in vergoldeten Wagen auf den alten Hradschin hinauffahren, wo jeder Stein sie an ihre großen Versahren erinnern muß, nur um ihr Andenken zu entweihen! Wenn die Regierung sie beseitigte: für diese landständische Verfassung würde sich aus dem Volke selbst keine Stimme, keine Hand erheben!

Papst Pius IX. hat dem verdienstvollen Erbauer der Nasselsäule und des Blindenstiftes, dem auch als Literaten durch Herausgabe des patriotischen Jahrbuches „Libussa" in weitern Kreisen bekannten Kreiscommissär P. A. Klar, den Orden Gregors des Großen verliehen. Diese Auszeichnung und Belohnung eines Verdienstes, das dem hellen Auge des Kirchenfürsten auch im fernen Lande nicht entgangen war, hat hier vielen Beifall gefunden. — Die Petition gegen die Jesuiten nimmt ihren Fortgang; aber man zweifelt daß sie besondern Erfolg haben werde. δ.

Aus München, Anfang April.

[Baiern und die deutsche Presse.]

— Was für ein Ergebniß uns aus der Montez-Adelschen Katastrophe erwachsen sei? — Ich denke ein zweifaches. Baiern hat mit diesem Ereigniß aufgehört ein deutsches China zu sein. Ein solches drohte es unter dem Ministerium Abel zu werden. Je mehr man hier alles abwies was die Folgerichtigkeit eines aristokratisch-ultramontanen Regierungsprincips störte, je mehr man hier systematisch in Vergessenheit zu bringen suchte daß zu Baiern auch Franken gehört, der Staat unter seinen vier Millionen Einwohnern auch anderthalb Millionen Protestanten zählt, je mehr die verzweifelten Hoffnungen der Patrioten die dies fühlten, sich lediglich mit dem Gedanken an eine doch immer noch unsichere Zukunft begnügten; deste mehr waren für uns im allerseits bewegten großen deutschen Vaterlande die Sympathien abgestorben. Die Bethätigung des Kunstsinnes, einzelne nationale Äußerungen eines ursprünglich guten aber schwachen und vergärteten Herzens konnten keine Entschädigung sein, wo es galt die Wirklichkeit der Nationalwohlfahrt zu gestalten. Bleibt diese aus, ist die Kunst nur ein Nothbehelf. Die deutsche Presse hat es uns bewiesen daß wir mit der Wendung der Dinge wieder eingerückt sind in den gesammten Verband deutscher Nation. Die freche Sprache des Memorandums hat hinlänglich gezeigt bis zu welcher Verwegenheit das ultramontane Einschüchterungssystem es schon gebracht hatte. Seine Veröffentlichung, wie in Berlin die Mittheilung einer Adresse der Akademie, bethätigte es zur Genüge daß in Deutschland Geheimnisse nicht mehr möglich sind, daß der erwachte Geist der Öffentlichkeit sie nicht mehr duldet, mögen sie Kabinettsgeheimnisse oder Huldigungen sein die das Auge der Sonne nicht zu sehen bestimmt waren. Das Auge der Sonne nennen wir aber die Betheiligung Aller an Allem was auch im Verborgenen die Zustände Deutschlands betrifft. Die deutsche Presse hat uns einige schmerzliche Beschämungen nicht ersparen mögen. Besser aber, solche wird uns in deutscher Zunge, als aus dem Munde englischer und französischer Organe. „Baiern wird fort und fort ein Wall und Schirm der katholischen Kirche bleiben soweit die Kirche dieses Schirmes bedarf", verlautete es in der Allgemeinen Zeitung; sie fügte jedoch hinzu: „aber der Souverän wird auch nicht vergessen daß das Land anderthalb Millionen Protestanten in sich begreift." Darin liegt für uns das Eingeständniß daß dies unter dem Ministerium Abel so lange Zeit in Vergessenheit

---

zur Verdächtigung und Verkleinerung zu begegnen, sei hier im Voraus die Erklärung gegeben daß weder diese strenge Polemik gegen Bauernfeld, noch irgend eine unserer Wiener Mittheilungen von Hebbel herrührt. Friedrich Hebbel pflegt sich zu seinen Ansichten selbst zu bekennen, und so hatten wir denn auch bei der großartigen Ehrlichkeit seines Naturells keinen Anstand genommen seine Mittheilungen über sich selbst der Öffentlichkeit eigenwörtlich zu übergeben, nicht ahnend daß dies im böswilligen Sinne Anstoß erregen konnte. — Einem anderen unserer Mitarbeiter ist von mehreren Seiten aus Österreich unser Artikel über „Wien's poetische Federn und Schwingen" zur Last gelegt worden. Ich glaubte nicht nöthig zu haben meine Chiffre einem Artikel unterzufügen in welchem ich die Behauptung nachzuweisen suchte daß der gesammten österreichischen Entwickelung die Elemente eines Leising und eines Kant fehlen. Diese meine Ansicht ist das Ergebniß anhaltender und mit Liebe gepflegter Beschäftigung mit den Erzeugnissen deutscher Poeten aus Österich. — Es versteht sich aber wohl von selbst daß Artikel die weder an der Stirn ein Datum, noch zur Überschrift ein Zeichen tragen, lediglich von mir herrühren.

D. Herausg.

Digitized by Google

gerathen konnte. „Weder die Klagen der Protestanten, noch die Beschwerden der Stände", sagte der Hamburger Unparteiische-Correspondent, „konnten dies Ministerium erschüttern, die spanische Grimasse hat es mit ihrer Peitsche in die Luft gesprengt; die Baiern sollten, statt sie mit Steinen zu werfen, ihr ein Vivat bringen!" Die Frivolität die in diesem Hohne liegt, hat so viel Verletzendes daß die Röthe der Scham, dünkt mich, auf die Presse zurückfallen muß. Uns ist das Ereigniß zu schmerzlich als daß wir die Erlösung von langer Schmach mit solchem Schnaps feiern könnten. Die Freiburger und die Kölnische Zeitung erwarben sich das Verdienst, unsere Wirren ernst und sicher, streng und doch mild beleuchtet zu haben. Unsere gesetzliche, durch die Verfassung verbürgte Entwickelung war unter Abel zurückgedrängt, Dieu et mon plaisir! war das Stichwort geworden, das System der Erdrückungen durch Vacanzen war förmlich organisirt, die Macht der Einschüchterung war so allgemein daß in den Kammern sich vielleicht seit dem edlen Fürsten v. Wrede keine Stimme mehr erheben hätte um das Recht der Controle in Anspruch zu nehmen. Nach unserer Verfassung ist der Minister verantwortlich. Abel aber war unverantwortlich geworden. Welche Sprache er sich selbst gegen den Somerain erlaubte, sah auf Artikel die uns Geistlichkeit stützend, beweist das Memorandum. Die Episode ist als der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge in Baiern zu nehmen, die Constitution muß wieder anfangen eine Wahrheit zu werden. Dies das zweite Ergebniß der Montez-Abelschen Katastrophe. Unser nächster Landtag wird dies den Brüdern im deutschen Vaterlande beweisen. △.

Aus Berlin.

[Der Landtag.]

Jacobi aus Königsberg, Simon aus Breslau, die Agitatoren, wie die Berliner sie nennen, rücken ebenfalls zum Landtag heran. Ein poetischer Schalk machte das Distichen:

Hättet Ihr jetzt den Muth der vielgeschmähten Franzosen,
Würdre zum Marsfeld bald werden das Köpnicker Feld.

Die Sitzungen der Stände können unmöglich warm und feurig werden, da blos aller acht Tage eine Plenarsitzung gehalten wird. Zwischenzeit genug zum Abkühlen. Die übrige Zeit wird im Stillen in den Commissionen und Bureaux gearbeitet werden. — (Je weniger Oeffentlation, desto mehr wirkliche Arbeit für Land und Volk! Der Berliner Geist der Oeffentation wird sich vielleicht begnügen für 10,000 Thlr. im Opernhause zu Tisch zu sitzen.) ✕.

Leipzig, d. 3. April.

[Mendelssohn's Paulus und die Birchpfeiffer'sche Komödie.]

Der Charfreitagabend brachte uns Mendelssohn's Paulus, in Ermangelung seines Elias der vorerst nur in England Boden finden zu können scheint. Die erleuchteten Hallen der Paulaner Kirche waren für das edle Tonwerk die würdige Stätte. — Muß sich vielleicht überhaupt der ächte Kunstgenuß wieder in die Kirche flüchten? — Man hat es so oft bedauert daß Mendelssohn keine Oper schreibt. Gesetzt, er hätte den Beruf dazu; sind denn die Ohren des Zeitalters, ist der täglich von neuem herabgewürdigte Tempel der Musen noch dazu berufen ein keusches, edles und tiefes Kunstwerk aufzunehmen? Halte es ihm die humberrüssingerige Fabrication die das Theater beherrscht, nicht zum Verbrechen gemacht daß seine Musik Sophokleische Gestalten begleitete, statt den Text eines deutschen Scribe zu illustriren? In der Oper verfällt die Musik wie die Poesie im Schauspiel dem Modegelust und hat nur durch die Künste frivoler Leichtfertigkeit auf den Brettern eine Existenz zu erringen. Im Oratorium bleibt die Musik unentweiht, von der Corruption der Bretterwelt unangefochten.

Auf diesen Brettern die nach Schiller die Welt bedeuten und nun noch gut genug sind seine große, geheiligte Gestalt höchst „wirkungsvoll" figuriren zu lassen, auf diesen Brettern war die Birchpfeiffersche „Familie" für den guten Geschmack die neueste Demüthigung. „Guter Geschmack!" Wie unpraktisch das klingt. „Die Bretter sind geschäftig, sie wollen viel Stoff, der große Strauß enmagen nimmt auch das Unverdauliche zu sich, wenn er nur satt wird! Nur wirkungsvoll, nur Erfolg! Der Erfolg ist Gottes Urtheil!" — Wir erlebten in Deutschland mit dieser „Familie", an welchem ästhetischen liederlichen Gräuel sich noch die Menge weidet. Und dieser weibliche Kotzebue nimmt seine Zeit wahr, versteht sich also auf die Zeit und ist zeitgemäß. Solange noch das Gesindel jener edlen Canaille Rinaldo Rinaldini in der Brust unseres Volkes nachgilterte, sah Charlotte Birchpfeiffer den deutschen Bretern jene Hinke's, jene blutrünstigen, aber wehmüthigen und reuevoll seligen Freveln echte die dem deutschen Gemüth so wonnevolle Schauer erweckten. Classisch war die Birch nie, wollte es nie sein, — immer nur romantisch. Und ihre Muse buhlte um Romantik mit allen Geistern aller Nationen. Den Franzosen blieb sie nichts schuldig, sie weidete genug französisches Wild aus. Victor Hugo ward hergerichtet und trauchirt, „der Glöckner von Notredame" ward für alle Kulissenreißerei ein Arsenal schlechter Waffenstücke, für das Plaisir des rohen Haufens eine Fundgrube schauerveller Exzötlichkeit. Und die Muse dieser Dichterin blieb, wie gesagt, nicht zurück hinter dem Zeitgeist. We ein Genius auftauchte, ward er schnell beim Kragen genommen. Bulwer war en vogue; „Nacht und Morgen" wurde abgeschehen, drei dicke Romanbände in ein Stück gepreßt. Nur Masse! nur Stoff! nur hineingestopft was das Zeug hält, Preßwurst ist beliebt! Wie die Frau Paalzow auftam, der sentimentale deutsche Roman wieder historisch wurde, war die Birch auch wieder deutsch; Thomas Thynnau ward eingeschlachtet. Aber die naive Fredrike Bremer machte plötzlich Glück; rasch wurde das ländliche Stillleben als neues Gewürz benutzt und die prächtige Gestalt der schwedischen chère-mère stand in „Mutter und Sohn" auf den Brettern. Warum sollten die deutschen Bretter nicht auch wieder idyllisch sein? — Aber der neue deutsche Kotzebue war auch original; er brachte „die Marquise von Villette." D. h. er hatte soviel eigne Routine, hatte in den Memoiren von Versailles soviel eigne Studien gemacht, daß er dies Stück dem Scribe gegenüber und ihm zum Trotz mit Fug und Recht ein Originalstück nennen durfte. Es war so was man sagt ein gut Stück Fleisch; es war sogar ein gesundes Stück und vor allem ein gutes Bühnenstück. Die Gewandtheit des französischen Intriguenspiels war hier mit deutscher Gutmüthigkeit versetzt; an einer gewissen robusten Kraft war ja überhaupt bei der Birch nicht zu zweifeln gewesen. Hier hatte es die Routine zur Virtuosität gebracht. Und auch dies Stück entwaffnete nicht den Neidhammel Kritik gegen die schöpferische Muse dieser Charlotte? Sollte sie von der Kritik immer so hingeschlachtet werden, wie sie selbst die Romane

Digitized by Google

hinſchlachtete? Erſtand ihr kein Rächer, kein Retter? — Er erſtand ihr in unſeren Reihen. Dieſer Rächer und Retter legte eine Lanze für ſie ein. Er fand es unrecht ſoviel tüchtige Technik zu mißachten, er fand es unheilvoll daß die Kritik die Erfolge der Poeten ſtörte. Sie ſtört ſie nicht; aber ſie ſtand wie ein Wald von Lanzenſpitzen feſt. Tod der tyranniſchen Kritik! rief der Ritter von der Runde, es lebe die ſchöpferiſche Kraft, es lebe die Freiheit der productiven Genies, d. h. es lebe die Freiheit der Fabrikanten! Er war Winkelried genug und griff in den Wald der kritiſchen Lanzenſpitzen. Er ſetzte dieſe Lanzenſpitzen an ſeine eigene Bruſt und ſprach der productiven Birch das Wort. Er durchbohrte ſich nicht, er wollte der Birch keine Gaſſe bahnen; er fiel auch nicht, aber er rückte auch ſeinen boshaften Kritiker aus dem Wege. Er hatte ihr aus freier Überzeugung geholdigt, die Marquiſe von Billette für techniſch gut, alſo für vortrefflich erklärt. Es war ehrlich von ihm, es war ſogar brav. Wie ſie nun aber ſelbſt ankam, von Berlin nach Leipzig zog, und ihren langen Küchenzettel dramatiſch eingeſchlachteter Romane entwickelte, wandte er doch ſein Antlitz ab, verhüllte ſich ſtumm und ging raſch in die Bäder. — Die Muſe der Frau Birch konnte in Leipzig kein Terrain gewinnen. Auch „die Familie“ mit der bürgerlichen Wehmuth blieb ohne Theilnahme, ſelbſt die Brauerswittwe mit ihrer Polemik gegen den falſchen Adel blieb gegen Berechnung wirkungslos. Man wird das beklagen und ſagen: es ſeien zuviel Kritiker in Leipzig. O nein, unſere meiſten Kritiker ſind Bediente des Erfolgs, Handlanger im „Geſchäft das geht.“ Die Wahrheit iſt: es ſind zu wenig Epiciers in Leipzig, es fehlt uns der große Schwarm gutdotirter Bürgersleute vom Mittelſchlage, wie ihn Hamburg hat. Nur das Nachſpiel der „Familie“ wo die Baronin einen Jungen gekriegt hat, war in Leipzig von Wirkung; es erregte ein Halloh von allgemeiner Heiterkeit. — Auch dieſe „Familie“ iſt Original. Doch das thut nichts zur Sache: auch der „Sammetſchuh“ mit dem Nachteulengeſpenſterflug aus Ahnſtan und Schuld war ehedem ein Original, ein Original der Frau Birch mit bitterböſen ſpaniſchen Perſen. Oder ſpukt etwas von Eugen Sue in dieſen ſchändlichen Verbrechern der „Familie“? Es ſind Kerle darin die wir prügeln möchten, nachdem ſie uns den Poſſen geſpielt uns in Spannung zu ſetzen. Man wird abergläubiſch, man wird argwöhniſch. Iſt dieſer Gottfried Wohrmann nicht ganz ſo ein Wehrwolf wie der Advocat in den Myſterien? Doch nein, nicht ſo kraß, nicht ſo ſchreckhaft iſt dies Scheuſal, aber doch grasgrün entſetzlich genug um ſicher zu ſein daß der ehrliche Bürger über ſeine Beſtrafung jauchzt. Nein, die Familie iſt Original. Der Marquis im Stücke, der der Frau ſeines Freundes ganz einfach nüchtern ſagt er wolle ſie mit Gewalt verführen, dieſer Marquis, ſo grob wie ein deutſcher Hausknecht, kann nirgends entlehnt ſein. Er iſt nur Franzoſe weil er vom „ſittenloſen Franzoſenthum“ genug an ſich haben muß daß die deutſche Tugend wohlfeil triumphirt. Auf den Triumph der Tugend aber kommt hier alles an. Der deutſche Baron Eduard iſt eigentlich ein edler Kerl, allein er iſt in den Händen des Franzoſen. Baron Eduard liebt ſein Weib, allein er hält es für guten Ton, ſich und ſeine Famile an einer Tänzerin zu ruiniren. Und ſiehe! wir betreten plötzlich das Boudoir dieſer Tänzerin. Alles ladet hier zur Üppigkeit ein. Aber die Erwartung wird nur gereizt um — getäuſcht zu werden. Die Tugend iſt auch hier ſtandhaft; ſelbſt dieſe verführeriſche Prieſterin Terpſichore's iſt eine gute Haut. Es wurde außerordentlich fein angelegt daß die Gattin die Scene belauſchen muß wo Eduard ſtandhaft iſt; von Rührung über den edlen ſchlechten Kerl überwältigt, fallen ſich Gräfin und Tänzerin um den Hals. Da muß — falle wir nicht lachen — auch unſer Gemüth zum Durchbruch kommen, und in der That, die Flamme eines tugendhaften Aufruhrs ſchlägt über unſern Verſtand zum Dache hinaus. Wer nicht lacht, fühlt ſich vor Rührung nichtswürdig unter Waſſer geſetzt. Wir lachen aber nicht. Wir ſitzen unter gerührten Leuten, wir ſitzen im Schooß des Volkes, wir nehmen mit Schrecken wahr, an welchem Kartoffelſchnaps ſich noch immer die Menge erwärmt. — Aber mein Gott! es geht ja doch ſehr ſittlich zu im Stücke! — Sittlich, aber betäubend dumm. Es iſt ein ſchreckliches Wort, das kleine ſtumme Wort „dumm.“ Aber es iſt nichts als dumm, anzunehmen daß edle Menſchen ſo ſchurkiſch und Schurken ſo ſehr edle Menſchen ſind. In Hamburg, in Berlin, in Dresden hat der Bürger in Familie gewinnt bei dem Stück. Und das Stück hat ſeinen Kern. Dieſer Kern ſteckt im Mittelpunkte der Familie, in der Brauerswittwe. Dieſe Frau Brunn iſt Original; nur die boshafte Verleumdung ſagt, ſie ſei eine zweite Generalin der ſchwediſchen Bremer. Die Frau Brunn hat eine biderbe Hartnäckigkeit in Geſittung und Geſinnung, eine unerbittliche Rechtſchaffenheit im Strafen und Belohnen, wie ſie unſer Bürgermann an familie ſich wünſcht. Es iſt dies ein gut Stück vom baieriſchen Naturell das in Charlotte Birchpfeifer ſteckt. Ihre Polemik gegen gemachten Adel und cocquettes Vornehmthun, ihre Empörung gegen den heuchleriſchen Firniß der Bildung theilt die deutſche Menge, nicht blos das Philiſterthum, auch jeder wackere Bürgerſinn. Hier iſt die Feſte wo wir ſterblich ſind, und an dieſer Feſte hält uns dieſe Muſe feſt. Dieſe Muſe weiß immer wo uns der Schuh drückt; d. h. ſie ſtreichelt uns wo wir Elſterangen haben. Die Frau Brunn hat ungerathene Söhne. Der Eine iſt der Gottfried Wöhrmann, der ſchändliche Geldmenſch; der andere Zweig der Familie iſt unter den Adel gegangen. Unſere Rechtſchaffenheit nimmt platterdings für die Muſe Partei die in der Geſtalt der braven Brauerswittwe nach beiden Seiten hin gegen den Zeitgeiſt eifert. Wir ſind ganz Hingebung und folgen blindlings wie betrunken. Die Frau Brunn hat den rechten Fleck getroffen, ihre Polemik trifft unſer undeutſches Weſen, unſere falſche Erziehung; ſie eifert gegen Schelling und Hegel, ſie eifert ſelbſt gegen die „nackten Beine der Ariſtokratenkinder“, die wirklich leibhaft ſtrumpflos vor uns ſtehen. Schreckhafte Ausgeburten unſerer verirrten Bildung! Die Würmer, die der Großmutter zu gratuliren kamen, fangen an franzöſiſch zu plärren. Großer Gott! das bringt unſer ganzes Nationalgefühl in Aufwallung. Dieſe Charlotte verdiente beim Hermannsfeſt in Detmold auf dem Seile zu tanzen oder in Arminś wilde Haut geſteckt zu werden.

Wo will das noch mit dieſer Dichterin hinaus? — Wohinaus? — Sie wird nächſtens die Sache der Proletarier zu der ihrigen machen. Arm in Arm mit dem hungernden Arbeiter wird ſie uns von den Brettern zeigen auf welcher nichtswürdigen Baſis die ganze moderne Geſellſchaft beruht. Sie wird uns beweiſen, in welcher Miſere die ganze Bildung unſeres Zeitalters ſteckt. Das bewies ſie uns immer ſchon. Aber es nahm uns längſt Wunder daß die „Mutter aus dem Volke“ ihr nicht zu neuen Ablegern verhalf. Mein Gott! dieſe Dich-

Digitized by Google

terin muß ihre Zeit wahrnehmen! Von jedem Gericht tiſcht ſie ja immer den Abhub unſerer Tagestafel auf. Bez hat ſie ſchon unangebeutet gelaſſen. Was will ſie noch? Was bleibt ihr noch? Als die edlen Canaillen romantiſch waren und in Wäldern ſtecken, ſtellte ſie ihre Freiknechte. Die Zeit iſt um. Sie wird, ſie muß jetzt mit Proletariern die deutſche Bretterwelt bevölkern.

[Ein Brief von Friedrich Hebbel.]

Ein heftiger Angriff auf mich, den die vorgeſtrige Allgemeine Zeitung in Anlaß des von Ihnen mitgetheilten Auszugs aus einem Briefe von mir enthielt, nöthigt mich zu dieſer Zuſchrift. Ich hatte jenen Brief nur für Sie geſchrieben, nicht für die Öffentlichkeit beſtimmt; ich wollte Ihnen in Folge Ihrer freundlichen Aufforderung, das Publikum durch Ihr Journal vom Stand meiner Arbeiten zu unterrichten, Materialien zu einer etwanigen kurzen Anzeige den von mir zu erwartenden nächſten Productionen für Ihr „Tagebuch“ liefern und mußte dabei doch über die nackte Angabe der Titel hinausgehen; ich wollte aber nicht perſönlich hervortreten. Ich ſprach dies auch aus; an der Stelle meines Briefes, wo die Europa das Wort „öffentlich“ eingeſchaltet hat, muß ſich im Original ein Zwiſchenſatz, der die ganze Auseinanderſetzung direct an Sie adreſſirte, befinden. Sie fanden es angemeſſen, meinen Brief, wie er war, zu extrahiren und drucken zu laſſen; unſtreitig weil Sie glaubten, daß man es im Allgemeinen nicht ungern und nicht ohne Nutzen unmittelbar vom Autor ſelbſt höre, was er wolle, und weil Ihnen die einzelnen Ausnahmen, die in einer ſimplen Erklärung über Abſichten und Zwecke eine die Gegenrede ausſchließende Verſicherung des Vollbringens und Erreichthabens erblicken, hiebei nicht in Betracht zu kommen ſchienen. Es verhält ſich aber in unſerm Deutſchland vielleicht umgekehrt und jedenfalls iſt dieſe Darſtellung des Sachverhältniſſes nothwendig geworden. Um Mittheilung und Beſtätigung derſelben in Ihrem Blatt muß ich Sie daher erſuchen. Einigen Bemerkungen zu dem Artikel in der Allg. Zeitung vergönnen Sie in billiger Erwägung der Veranlaſſung deſſelben wohl auch den Raum. Der Verfaſſer dieſes Artikels erlaubt ſich, meinen Ausſpruch über das Verhältniß der Geſchichte zum hiſtoriſchen Drama ſo hinzuſtellen, als ob ich ihn über die Geſchichte an ſich gethan hätte. Iſt das ehrlich? Er behauptet, ich ſei wohl hin und wieder getadelt worden, aber mir ſeien keine ſittlichen Schmähungen widerfahren. Iſt das wahr? Er findet in dem Satz daß meine Komödie ſich frei und ſelbſtändig, wie die Tragödie, dem Univerſum gegenüber ſtelle, u. ſ. w. eine ungeheure Phraſe. Kann das Jemand, der auch nur die nothdürftigſte philoſophiſche Bildung beſitzt! Schwebt nicht, uns weiß dies nicht jeder Gebildete, ſeit lange die Frage ob, ob ein Luſtſpiel, das ſich nicht als Parodie an die geſchloſſene Tragödie oder als Sittengemälde an eine Hauptſtadt, als den Centralpunkt des nationalen Lebens, anlehnt, exiſtiren könne? Liegt alſo in der kurzen Charakteriſtik des meinigen etwas Anderes als ein Fingerzeig, daß ich die Löſung dieſer Frage verſucht habe? Er zerreißt meinen Brief zu Fetzen, knüpft an die aus dem Zuſammenhang geriſſenen einzelnen Äußerungen deſſelben ſchnöde Betrachtungen, und unterdrückt diejenige, die jeden Billigdenkenden mit den übrigen ausgeſöhnt haben würde, die doch gewiß nicht unbeſcheidene Äußerung über das Maß der mir nach meinem Gefühl verliehene Kraft. Iſt das nicht ſo, als ob er meine Vorderſätze angeführt und den Nachſatz, der ſie näher beſtimmt und einſchränkt, willkürlich und beträglich abgeſchnitten hätte? Wie iſt nun ein Anonymus zu bezeichnen, der, wie ich nachwies, den relativen Ausſpruch eines Autors in einen generellen verwandelt; der die offenkundigen Facta, die dieſem Autor nicht blos das Recht geben, ſondern die Verpflichtung auflegen, ſich über einen hart angefochtenen Punkt ſeiner Dichtungen zu verantworten, ableugnet; der entweder keine philoſophiſche und äſthetiſche Bildung beſitzt oder, was noch ſchlimmer wäre, ſich die Miene gibt als ob er keine beſäße, damit er den Autor nicht zu verſtehen braucht, wo das Nichtverſtehen zu einem trivialen Spaß führt; und der endlich aus einem Brief, den er für unſer geleſenſtes politiſches Blatt — welches ſich hoffentlich in dieſem Fall an das audiatur et altera pars in ſeiner Deviſe erinnern wird — extrahirt, diejenige Stelle, durch die alle übrigen erſt das rechte Licht erhalten, wegläßt? Übrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß ich, wenn ich meinen Brief, der Form nach, auch nicht für die Öffentlichkeit beſtimmte, mich doch zu dem richtig verſtandenen Inhalt deſſelben in jedem Sinne bekenne.

Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Wien, d. 24. März. **Friedrich Hebbel.**

[Noch ein Brief Schiller's.]

Der Nürnberger Correſpondent brachte unlängſt einen Brief Schiller's an den Maler Reinhart in Rom, aus dem J. 1803. Die grobe Beilelung mit „Hör' Er mal!“ war darin auffallend, wird aber durch den folgenden Commentar erklärlich. Zu Anfang der Achtziger des vorigen Jahrhunderts fand ſich in Gohlis bei Leipzig, wo Schiller das Lied an die Freude dichtete und den Carlos entwarf, ein Kreis von Männern zuſammen zu denen außer dem Dichter und dem Maler Reinhart der Buchhändler Göſchen, der Theaterdichter Jünger, die Schauſpieler Reinecke und Huber, der Arzt Albrecht nebſt ſeiner als Schauſpielerin damals gefeierten Gattin, und einige Andere, zuſammen zehn bis zwölf an der Zahl, gehörten. Zur Steuer der krankhaften ſentimentalen Stimmung die in jener Zeit über Deutſchland hereingebrochen war, waren die Mitglieder dieſes Klubs übereingekommen ſich Er zu nennen. Dieſen claſſiſchen Beigeſchmack von Grobheit behielten ſie bis an's Ende unter ſich bei. — Bezeichnend iſt in jenem Brief auch Schiller's Äußerung, in Italien ſei für den Poeten nichts zu holen. An den claſſiſchen Form- und Geſtaltungsſinn den ſich Goethe dort ſtärkte, erweiterte und verfeinerte, dachte Schiller nicht.

[Moritz Hartmann.]

Moritz Hartmann hat einen Cyclus Gedichte vollendet, unter dem Titel: Krakau. Die alte Burg der alten Jagellonen ſcheint wie der Palaſt der Dogen zu Venedig an Elegieen von deutſchen Dichtern ihren Tribut zu fordern.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 17. April.

Inhalt: Ein Abend in Innsbruck. Von M. B. Lindau. — Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne. 3., 4. und 5. — Aus Berlin, Hamburg, Stuttgart und Leipzig.

№ 16.

Ein Abend in Innsbruck.

Von **M. B. Lindau.**

»Was man nicht alles leſen muß!« rief mir mein Freund entgegen, als ich nach einem afrikaniſch heißen Tage — es war im Mittſommer 1846 — matt und müde in ſein Zimmer trat. »Da iſt ein deutſcher Touriſt über die Alpen geflogen, hat einen flüchtigen Blick in unſere Stadt geworfen und ſchreibt nun ganz keck in's Morgenblatt: Innsbruck ſei nichts als eine ächt deutſche Bauernſtadt ohne alles Intereſſe. Selbſt Maximilians Denkmal, eines der ſchönſten in Deutſchland, macht keinen Eindruck auf ihn, nur Hofer's Standbild und der Buchhändler Wagner, „der eine proſaiſche Überſetzung des Dante verlegt hat", ſind die einzigen Merkwürdigkeiten, die er fand. Eine ächt deutſche Bauernſtadt! Wenn er noch geſagt hätte, eine ächte tyroler Bauernſtadt, das wäre noch etwas, denn jeder tyroler Bauer iſt in meinen Augen ein Edelmann! Aber eine ächt deutſche, ſo eine Stadt, wie es deren in der ſpießbürgerlichen Heimath zu Dutzenden geben mag, die ihre Kirmeß und ihren Viehmarkt haben, das iſt zuviel, das mag ihm Gott verzeihen — ich kann es nicht!«

Er warf das neueſte Morgenblatt, worin er geleſen hatte, auf den Boden und trat zornig vor mich hin: »Und was wirſt Du ſchreiben, wenn Du nach Hauſe kommſt? — denn ſchreiben müßt Ihr doch einmal alle!«

»Vor acht Tagen, einen Tag nach meiner Ankunft, ſetzte ich mich nieder und ſchrieb mit großer Entſchiedenheit in mein Tagebuch; Innsbruck iſt eine ächt öſtreichiſche Soldatenſtadt. Man kann auf zwei Menſchen einen Soldaten rechnen und auf je fünf Rücken das Haſelrohr eines Korporals.«

»Schreibt was Ihr wollt, Ihr verknöcherten Philiſterſeelen! Ein Dritter kommt und nennt Innsbruck ein Jeſuitenneſt, weil er einige Jeſuiten ſah. — Du bleibſt doch was du biſt, mein Bagdad der Alpen, meine Königin des Inn!«

Er war an das offene Fenſter getreten und breitete wie ſegnend ſeine Arme nach der Stadt, die von den Rieſenſchatten der Alpen umwacht, mit ihren Kuppeln und Thürmen in einem Halbdunkel, wie es nur die Alpenthäler haben, ruhig und majeſtätiſch vor unſeren Blicken lag.

»Ich habe das Blatt aus meinem Tagebuch herausgeriſſen!« ſprach ich nach einer Pauſe, indem ich meine Hand auf ſeine Schulter legte.

»Haſt Du das gethan?« erwiderte er milder, ohne ſeinen Blick von dem reizenden Bilde abzuwenden. »Und was haſt Du dafür hineingeſchrieben?«

»Nichts — ich will warten bis ich Abſchied nehme, und dann —«

»Und dann?« fragte mein Freund ſich umwendend und legte beide Hände auf meine Schultern.

»Dann werde ich vielleicht mit derſelben Begeiſterung davon ſprechen wie Du — werde es die ſchönſte Perle in „Deutſchlands hellſchimmernder Krone« nennen!«

Mein Freund umarmte mich und drückte mir meine ſächſiſche Mütze auf den Scheitel, während er ſelbſt nach ſeinem bequaſteten Slavonier griff. »Nun hinaus

Digitized by Google

ehe es Nacht wird!« rief er freudig und zog mich die Stiegen hinab.

»Aber, Liebster!« protestirte ich, »ich komme eben erſt von der Alp über Ambras, habe an der Bruſt der Natur die Milch der Poeſie und bei der kleinen Reſi die Milch einer Ziege getrunken. Ich bin matt und müde. Hab' Erbarmen und laß mich ausruhen!«

Was half's, ich mußte mit. Wir gingen aus der Vorſtadt Hötting über die alte Brücke und waren bald auf der breiten Straße der Neuſtadt die mit der Rennbahn Innsbruck's Corſo bildet. Nach ächt italieniſcher Sitte drängte ſich hier nach Sonnenuntergang ein lebendiges Gemiſch von Spaziergängern, Damen, Stutzer, Officiere, Studenten, Soldaten, Landleute, Bürger, Italiener, Deutſche und Engländer, und inmitten dieſer bunten Bewegung erhob ſich die erleuchtete Säule der heiligen Anna mit ihren Engelchen und geöffneten Schreinen und andächtigen Betern davor. Vor Andreï's Café am oberen Ende der Straße, der Wache gegenüber, wo unter grünen Bäumen eine Geſellſchaft von Officieren ihre Wiener Pfeifen ſchmauchte, war der Sammelplatz junger Männer, von Studenten und Malern, Einheimiſchen und Reiſenden, in lebhaftem Geſpräch. Dort vor jenem Gaſthaus entwindet ſich dem fabelhaften Bauche eines Stellwagens ein endloſes Band der buntſchecigſten Reiſegeſellſchaft, Frauen mit Schachteln, Mönche, kecke tyroler Burſchen, ſpitzhütige Bäuerinnen in kurzen Röcken, Engländer mit knotigen Bergſtöcken und ihrem unzertrennlichen Guide-book unter'm Arme, Künſtler mit ihren Mappen, Soldaten und Kinder, dieſer und jener erwartet von bewillkommnenden Freunden und Verwandten und fortgeführt in das Gedränge, andere mit beſorgter Stimme nach ihrem Gepäck verlangend, und wieder andere ſich ſchüttelnd und aufblähend als wären ſie aus einem Zwangsſtuhl befreit, in der erleuchteten Hausflur verſchwindend, von dem Geläute der Gaſtglocke und dem Duft einer lockenden Küche begrüßt. Aus jenem Fenſter mit den nur halb geöffneten Jalouſien ertönt die Muſik eines Pianofortes und einer vollen weiblichen Stimme, und jener ſchlanke Mann mit dem intereſſanten Barte und dem ſpitzen italieniſchen Kopf, der einen ſo ſüdlichen Blick hinauf ſendet, ſcheint mehr zu wiſſen von dieſer deutſchen Sirene. An dem Hauſe dort hält eine kleine Karavane von Herren und Damen, von einem Bergausflug heimkehrend, und beſchließt, ſchwatzend, lachend und Abſchied nehmend, eine neue Partie für den nächſten Tag. Denn das Wölkchen ſchwärmt für ſeine Berge. Dort erſchallt ein munteres Poſthorn und ein ſchwerbepackter vierſpänniger Reiſewagen von jenſeit des Brenners lenkt in das ſtattliche Hôtel d'Autriche. Da auf der Mitte der Straße ſchreitet mit bedächtigem Schritt ein Paar Eſel mit leeren Körben behangen vom Markte heimwärts nach ihrem Alpendörfchen, voran zwei Almerinnen, die Arme behaglich über den kernigen Buſen gekreuzt, mit ſcharfen Augen, gewöhnt die Fernen einer Alpenausſicht zu meſſen, keck kreinſchauend in das ſtädtiſche Gewühl — junge kräftige Geſtalten mit faſt männlichen Zügen, mit den geſchmackloſen, aber auf dieſen Köpfen, auf dieſem ſtrotzenden, ſchwarzen Zopfgeflecht dennoch ſo maleriſchen ſpitzigen Hüten, in kurzen weiten Röcken und bis an die Knöchel reichenden Strumpfhoſen und mit dauerhaften Schnürſtiefeln an den nackten Füßen — ein Paar ächte Töchter Nordtyrols. Ihnen begegnet ein junger Burſche, mittelgroß, breitſchulterig, blond und blauäugig, ein ächter Repräſentant des unvermiſchten deutſchen Elements, das den Nordtyroler, hauptſächlich den Unterinnthaler von dem deutſchen Südtyroler unterſcheidet, der in ſeinem Gepräge halb verwälſcht, von einer üppigeren Natur verwöhnt, nicht mehr die kräftige, an dieſer Markſcheide der Nationalität um ſo ſchärfer hervortretende ächt deutſche Lebendigkeit und Ausdauer zeigt, womit ſein nördlicher Landsmann eine weniger geſegnete Natur ſich dienſtbar macht. Der Bua ſchwenkt grüßend den mit Geisbart und Federn geſchmückten Hut, ſchließt ſich ihnen an und ſchlägt coquettirend die ſchwarze Sammetjacke zurück, um ſeine Daumen in die Armlöcher der bunten Weſte zu ſchieben und mit den Fingern auf der breiten Bruſt zu trommeln. Wie er ſchreitet und ſich hebt und dreht, wie er den Kopf wirft, bald hinauf ſchaut zu ſeinen Bergen, die in den leichten Schleier der erſten Dämmerung gehüllt, wie Rieſen über die Köpfe der Häuſer lugen, bald den Blick verſenkt in »des Dienerl's dunkele Augala.« Und in all' dieſes rege bunte Leben, dieſes Schwatzen und Lachen, dieſes Flüſtern und Kichern, dieſes Begegnen und Grüßen, dieſes Schauen und Suchen, dieſes geſchwätzige und ſtumme Geſtehen und Verſtehen webt dann und wann aus den geöffneten Kirchthüren ein myſtiſcher Weihrauchduft wie eine dumpfe Mahnung zu ernſter Ruhe und dann wieder von den Alpen herab ein kräftiger balſamiſcher Hauch wie ein Aufruf zu freier geſunder Lebendigkeit!

Ein Triumphbogen trennt die Neuſtadt von der Vorſtadt und dem Prämonſtratenſerſtift Wilten, dem Veldidena der Römer, ihrer bedeutendſten Niederlaſſung in Nordtyrol, nachdem das freie Rhätien durch

Digitized by Google

Druſus und Tiberius gefallen war. Hier angelangt, wollte ich wieder umkehren. Ich wäre gern noch einmal durch die belebte Straße gewandert; aber mein Freund zog mich weiter, und den Berg Iſel vor uns, wo Hofer ſeine Schlachten lieferte, ahnete ich was er im Sinne hatte, und folgte ihm geduldig. Bald rauſchte uns der Waſſerfall der Sill entgegen, die hinter einigen maleriſchen Häuschen aus ihrem engen, ſchluchtenreichen, düſterbewaldeten und hier und da mit einer romantiſchen Hütte geſchmückten Thale unterhalb der italieniſchen Straße brauſend und luſtig in die breite Thalebene des Inn ſpringt. Wir ſtiegen an einem freundlichen Gartenhaus, den grünen Bergvorſprung auf welchem über Bäumen das Fähnlein der Schießſtatt und das ziemlich vollendete neue Schießhaus ſteht, zur Linken laſſend, zu einer Höhe empor, wo an einem Wege, der von der neuen italieniſchen Straße ſich abſcheidet und zu dem hiſtoriſchen Berg Iſel führt, ein hohes hölzernes Crucifix ſich erhebt, wie gewöhnlich abſchreckend gemalt und mit einem braunen Dächlein geſchützt. Hier gibt es einen Punkt, der ohne Mühe zu erklimmen, eine reizende Ausſicht über die Stadt, ihre Umgebung und auf die gegenüberſtehenden Höttinger Alpenwände gewährt. Wir lagerten uns auf den weichen Raſen und unſere Blicke gingen auf Wanderſchaft. Jenſeit des Inn, gen Norden, ſchweiften ſie über die grauen von unzähligen Rinnſalen zerriſſenen Zinnen der Höttinger Alpen, die von dem geſchiedenen Licht des Tages noch röthlich übergoſſen in den dunkelblauen Abendhimmel ragten, während unter ihnen, wo ſchon tiefere Schatten lagen, hier und da ein weißes Wölkchen, aus der Tiefe emporſteigend, noch einen Schimmer des Tages ſtahl. Auf den Mittelbergen mit ihren Alpenweiden lag ſchon die Ruhe der Nacht, weiter oben von dem aufflackernden Licht einſamer Almenhütten, tiefer unten von der lebendigeren Beleuchtung zerſtreuter Dörfer begrüßt. Zur Linken im Thale hinauf, da wo mächtige Felswände es verſperren, ſah man den Inn noch im Lichte funkeln; im nächſten Augenblick verſchwand er wieder in den dunklen Schatten der Berge, um bald wieder deſto ungeſtümer ſich geberdend, als hätte er mit jenen Schatten gekämpft, hervorzuquellen, und es ſelbſt nicht verſchmähend, ſich hier und da mit den Lichtchen der Hütten und Dörfchen zu ſchmücken. Wir miſchen uns in den luſtigen Tanz der grauen Nebelgeſtalten auf ſeinen Wellen, ziehen durch die Brücke, auf welcher ein Licht nach dem andern erwacht, ſchauen rechts und links zu den erleuchteten Häuſern empor, und nachdem wir auch die ſtattliche Kettenbrücke hinter uns gelaſſen, hinauf zu den bewaldeten Vorgebirgen, wo links aus dunklem Hain die Giebel der Weiherburg hervorſchauen und das Hurrah zechender Jäger Maximilian's herüberſchallt, rechts hinauf zu den grauen Mauern von Ambras, auf deſſen Zinnen ein ruheloſer Schatten, ein bleiches ſchönes Weib, die weißen Arme ausbreitet gen Scarbia (Scharnitz), wo der Weg nach Auguſta Vindelicorum geht, ziehen weiter bis zu dem weißlichen Salzberg, wo uns die winkenden Lichter des alten Hall empfangen, und immer weiter in das glückliche Unterinnthal, wo uns der Jodler begrüßt und der luſtige Tanz, den man jenſeit des Brenner begraben hat. Hinter uns nach Süden erhebt über den bewaldeten anſteigenden Vordergrund über die umnachteten Schluchten des Sillthales, ein rieſiger Kegel ſeine ſilbernen Zinnen und ſtrahlt von dem feurigen Abſchiedskuß des Tages erglüht wie ein Nordlicht in die unten herrſchende Nacht. Und unter uns die Stadt ſelbſt mit ihren durch tauſend Lichter bezeichneten, zerſtreuten Straßen und Vorſtädten an die Ufer und die Berge ſich ſchmiegend, während aus den dunklen Maisfeldern, die ſie umgeben, kleine weiße Kapellchen wie ausgefallene Perlen eines Roſenkranzes ſchimmern. Welche heilige Ruhe über dieſem großartigen und doch ſo lieblichen Naturbilde! Aus der Stadt dringt kein Laut herauf, nur von den Höhen hinter uns ertönt das ferne und unterbrochene Läuten eines Kuhglöckchens, ganz ſo melancholiſch, ſo melodiſch und ſüß wie es vor den Ohren der fernen Alpenkinder klingen mag, wenn ſie mit unnennbarem Heimweh der vaterländiſchen Berge gedenken. Auch dieſes verſtummte und es folgte ein Augenblick tiefer Ruhe, — als hätten die greiſen Häupter der Alpen ihr Gebet geſprochen, — ein feierlicher Augenblick, ganz geſchaffen zur Vorbereitung auf die Andacht, wozu in der nächſten Minute, erſt das Glöcklein einer Dorfkirche, dann ein zweites, dann die Kirchen der Stadt alle frommen Seelen ermahnten. Chriſtus am Ölberge! war der Gedanke der und anwandelte. Von dieſem Gefühle durchdrungen entblößten wir unſere Häupter. Mein Freund ſah ſtill und ernſt in die Nacht hinaus. Wenn auch kein beſtimmtes Gebet über meine Lippen kam, ſo zog doch durch meine Seele ein feierliches Gedicht voll Weh und Wonne, das Hohelied der Andacht, für das die Menſchenlippe keine Laute hat. — —

Es war völlig Nacht geworden; ſelbſt der ſchimmernde Kogel hatte ſeine Nachtkappe über ſein Silberhaupt gezogen und war ſchlafen gegangen. Da und dort erloſch bereits das einſame Licht eines müden

Digitized by Google

Häuslers; aus dem Thale ſtiegen rieſige Nebelgeſtalten auf ihrem feuchten Bette vor unſeren Blicken empor und bedeckten das Thal und die Berge mit ihrem geheimnißvollen Mantel. Wir erhoben uns, und die Arme verſchlingend wanderten wir thalwärts. —

Indem ich fern von den Alpen dieſes niederſchreibe, ergreift die Erinnerung an jenen Abend mein Herz. Ich höre das lockende Glöcklein am Berge, ſehe die fromme Almerin die mit ihrem Lichtchen zum Schreine ſchleicht, und fühle all das ſehnſüchtige Weh, als wär' ich in den Bergen geboren. — —

„Ich muß Dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit Du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt!“ —

So ſprach mein Freund und wir traten in's Kaffeehaus der Neuſtadt. Wir drängten uns durch die Zuſchauer an den Billards, durch dicke Wolken kaiſerlichen Knaſters, in ein hinteres Zimmer wo uns an einem Tiſche vertraute Geſichter begrüßten. Die Kellnerin, mit der Hand in der mittelalterlichen Gürteltaſche ſpielend, trat mit dem gewöhnlichen »Was ſchaffens?« an uns heran. Nachdem wir die nöthigen Erquickungen verlangt, nahmen wir Platz, gemüthlich zuſammenrückend. Es waren vier bis fünf Künſtler, aus Nord und Süd vom Zufall hier zuſammengeführt. — »Da ſind ſie endlich, die Schwärmer!« rief mein Bruder, der zum erſten Mal ſeit fünfundzwanzig Jahren aus der ewigen Roma wieder auf deutſchen Boden verſetzt war. »Laufen ſich matt und müde in der feuchten Nachtluft, während hier die dampfenden Gläſer winken! — Doch nun weiter!« wendete er ſich zu einem jungen Mann mit krauſem deutſchblondem Barte, der erſt heute über den Brenner gekommen, ein Blatt der Gazetta di Venezia in der Hand, mit der Geberde und der Beredſamkeit eines Improviſatore einen Bericht von dem römiſchen Jubel commentirte. Ich will nicht wiederholen was durch hundert Berichte bekannt iſt, doch als er die faſt wilde Begeiſterung ſchilderte, womit Rom, Einheimiſche und Fremde, die Öffnung der Kerker, die Amneſtie für politiſche Verbrecher begrüßte, als er die ſtürmiſchen Evviva! wiederholte, da hoben auch wir unſere Gläſer, und ſo fand der Jubel, womit die ewige Stadt eine neue Aera feierte, in dieſer deutſchen Oſteria ein Echo, zwar nicht ſo vollſtimmig, aber um ſo aufrichtiger.

Das lebhafte Geſpräch drehte ſich noch lange um römiſche Angelegenheiten. Merkwürdig — dieſe kleine Geſellſchaft beſtand aus den Söhnen verſchiedener Nationen, aber in den Fragen derjenigen welche ſchon ſeit längerer Zeit von Rom entfernt waren, und in den Antworten und Erzählungen jener die erſt kürzlich herüber gekommen, welche Theilnahme, welche Innigkeit, welches trauliche Begegnen der Erinnerungen und Ideen, als gälte es eine gemeinſame unvergeßliche Heimath. Ich fühlte in meiner Sofaecke bei meiner ſchlechten Cigarre die mich an deutſche Schlagbäume und Monopole erinnerte, recht warm und recht wehmüthig das Weltbürgerthum der Kunſt in der ewigen Metropolis. Welche leibliche Heimath das Schickſal dieſen bevorzugten Lieblingen der Grazien auch angewieſen hat — ihre Seelen ſind Bürger von Rom.

»Indem ich dieſen gepreßten Engländer dort höre, der in breitem Franzöſiſch einem öſtreichiſchen Ingenieur die unbedeutenden Schwierigkeiten einer Eiſenbahn über die Alpen beweiſt, dort das laute Wortgefecht jener Gruppe junger Italiener und Italieniſch ſprechender Deutſchen, dort die Wiener mit ihrem gemüthlichen Deutſch, Dich hier mit Deinem ſächſiſchen Jargon, den dort mit ſeinem r-loſen Preußiſch, — indem ich dieſes lebendige Gedränge ſehe, jenen dicken ſchweren Dampf, der an der Decke und um die Lampen wirbelt!« — ſo ſprach mein Bruder mit einem Anflug von Sehnſucht — »dann könnte ich mir faſt einbilden, ich ſäße in unſerem Babel, dem Café greco in der Via Condotti, als müßte ich mein „Bolleca!“ rufen und das „Momentino!“ des Kellners hören.«

»Nur jener glatte blutjunge Lieutenant mit dem orangefarbigen Kragen,« hielt ich ihm entgegen, »der mit nicht verachtenswerther Courage ſein Belagerungstalent an der kräftigen Kellnerin verſucht, möchte Dich erinnern daß Du kaiſerlichen Boden unter den Füßen haſt!«

»Eiferſucht!« lachte mein Freund. »Willſt Du nicht jeden Morgen der erſte ſein, der hier ſeinen Kaffee trinkt? Und —«

Er wurde in ſeiner boshaften Rede durch einen lauten Ausruf unſeres Improviſators unterbrochen, der eifrig in der »Augsburgerin« geblättert hatte.

»Ah, da ſind wir ja in Gefahr unſeren königlichen Jäger der Campagna zu verlieren!« rief er. »Sollte mir leid thun, der wackere Schütze! Ich glaube er ſitzt ſicherer und behaglicherer auf ſeinem Eſel als auf dem Throne am Tajo.«

»Wie? Wem?« fragte ein Anderer in deſſen Bart ſchon einzelne graue Haare ſchimmerten und der nach einer mehr als zehnjährigen Entfernung, von einer ewig jugendlichen Sehnſucht getrieben, wieder auf dem Wege nach dem Süden war.

Digitized by Google

»Nun unſeren Dom Miguel!« entgegnete der Blonde; »er hat nach dieſer Nachricht nicht wenig Hoffnung, die Flinte mit dem Scepter und ſein ſchmahles Gnadengeld und den Ertrag eines gelegentlichen Wildprethandels wieder mit den Einkünften einer Krone zu vertauſchen; ja er ſoll ſogar ſchon unterwegs ſein!«

»Wildprethandel? Unmöglich!«

»Nun ja, was iſt Arges dabei! Er iſt leidenſchaftlicher Jäger, ſchießt mehr als er braucht und verkauft daher den Überreſt; warum ſollte er das nicht thun? Die Civilliſte die er ſeinen jetzigen vierbeinigen Cortes erpreßt, indem er ihnen die Flinte auf den Pelz brennt, iſt mitzunehmen!«

»Und dennoch bin ich ihm gut in ſeinem Unglück, dem ſchönen ſtattlichen Manne, mag die Geſchichte von ihm ſagen was ſie will!« ſprach mein Bruder. »Wenn er die Taſche voll Geld hat, ſtreut er es aus mit königlicher Großmuth, und dann trabt er auf ſeinem Eſel wieder gemüthlich und zufrieden in die Campagna hinaus, wo er allen Jägern mit kameradſchaftlicher Freundlichkeit begegnet. Ich ſelbſt habe ihn dort zum erſten Mal geſehen, ohne zu wiſſen wer er war, aber indem ich mit ihm ſprach, ahnete ich wen ich vor mir hatte. Ich hab' ihm dann noch lange nachgeſchaut. In meiner Phantaſie wurde die Campagna zum Park von Cintra und es war mir, als müßte er ſein ſilbernes Hüfthorn an die Lippen ſetzen, um ſein ſtolzes Gefolge herbeizurufen. Es iſt etwas Königliches in der Art wie er ſelbſt ſeinen Eſel reitet und vom Sattel herab ſein Wild erlegt.«

»Aber niemand würde das Wiedererſtehen des gefallenen Fürſten freudiger begrüßen als unſer Freund L., Seiner Majeſtät wohlbeſtallter Hofmaler!«

»Hofmaler!« riefen ich und Andere.

»Die Sache iſt ganz einfach,« hob der Sprecher wieder an. »Unſer Freund bewarb ſich um die Gunſt, ihn zu malen. Sein Geſicht iſt intereſſant genug und verdient einen geſchickten Pinſel. Dom Miguel ſaß, und das Bild erhielt ſeinen Beifall. Aber lieber Freund, ſprach der König zum Maler, wie ſoll ich Sie bezahlen? Sie wiſſen, ich habe kein Geld. Ich kann Ihnen nur einen Orden geben — oder Sie zu meinem Hofmaler ernennen. Wählen Sie! — Ein Orden? dachte der Maler. Pah! Ich bitte um die Ehre, mich Eurer Majeſtät Hofmaler nennen zu dürfen. — Wohlan, ſo berechnen Sie von heute an ihren Gehalt zu 500 Scudi. Wenn ich wieder zu meinem Rechte und zu meiner Krone gelange, ſoll er Ihnen ausgezahlt werden! — Unſer Freund hat übrigens keine üble Wahl gethan. Dom Miguel hat Freunde und Gönner und dieſe laſſen ſeinen Hofmaler nicht unbeſchäftigt *).«

Unter dieſen und anderen Geſprächen war faſt Mitternacht herangekommen. Das Kaffeehaus hatte ſich geleert; auch wir traten endlich auf die Straße hinaus.

»Morgen in aller Frühe treffen wir uns zu einer Wanderung durch die Stadt! Es gibt noch ſo manches was Ihr nicht geſehen habt oder was Ihr zum zweiten Mal ſehen könnt, wenn ich Euer Cicerone bin!« ſprach unſer Freund, der uns bis an das nahe Hotel d'Autriche begleitet hatte. — »Und Du —« fügte er für mich hinzu — »merke Dir dieſen Abend, erſt dort oben« — er deutete hinauf zum Berge Iſel — »und dann hier im Café unter dieſen glücklichen Zugvögeln der Erde!«

Ich drückte ihm dankbar die Hand und bald ritt ich im Traume mit einem König durch die Campagna.

*) Der Name des Malers iſt mir entfallen, aber das Erzählte iſt mir als Thatſache verbürgt worden.

Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne.

3.

Die Kölner Mundart und das Kölner Henneschen.

Nach römiſchen Alterthümern darf man hier nicht ſuchen; ſie ſind in der Colonia Agrippina ſeltener als auf andern Punkten am Rhein, welche die claſſiſche Bezeichnung nicht ſo ſtolz auf der Stirn tragen. Der Druſenſtraße kann man es nicht ſtreitig machen ehedem platea Drusi geweſen zu ſein. Von der Hahnpforte ſagten mir hieſige Alterthümler, ſie verdanke ihren Namen nicht dem galliſchen Hahn, ſondern dem alten Janus der Römer, die Ehrenpforte rühre nicht von deutſcher Ehre, ſondern von der Göttin Hera-Juno her. Die Griechenpforte nennen ſie die »Kreechpoz.« Ein gelehrter Thümler behauptet ſteif und feſt, die Bipsgaſſe die freilich auch Bopsgaſſe heißt, leite ihren Urſprung von Marcus Vipſanius Agrippa her. Was iſt mir Hekuba daß ich um ſie ſoll weinen! Das germaniſche Mittelalter hat das Antike hier ganz überwuchert. Auch ſind

Digitized by Google

die römiſchen Bezeichnungen im Munde der Leute ſchon früh verdorben. Wer will die Maatpforte für eine porta Martis halten, da die Kölner Maat für Markt ſprechen? Durch das Paphenthor (porta Paphia) mag die paphiſche Frau Venus oft genug ihren Einzug gehalten haben, kann aber eben ſo leicht nach verdorbenen Pfaffen ſich nennen die freilich den Dienſt jener heidniſchen Göttin nicht ganz in Köln vertilgten. Aus dem lacus Mummius haben ſie eine Mummersſaache gemacht, wie denn auch dem ganzen heiligen Mittelalter eine ſumpfige Laache wurde. Je weniger man hier antike Studien treiben kann, deſto mehr bereichert man ſich in ſeiner Kenntniß chriſtlich römiſcher Heiligen. Aber man hat auch hierbei mit dem Dialekt der Kölner zu kämpfen.

Iſt der Rhein die Straße zwiſchen der Schweiz und Holland, was Wunder wenn am beiderſeitigen Ufer Sprachſetzen von der Schweiz und Holland hangen blieben, Ober- und Niederdeutſch in den rheiniſchen Mundarten ſich verſchmo'zen, hier das Eine, dort das Andere mehr, je nach der Lage und Verbindung der Ortſchaften, obſchon man Königswinter mit dem Siebengebirge als allgemeine Grenzſcheide zwiſchen Nord und Süd feſthalten kann. Viele Schweizer Laute hört man den ganzen Rhein hinunter bis nach Holland zu. Unterhalb Mainz verlieren ſich die Kehllaute, oberhalb Mainz beginnen ſchon die ziſchenden ſch. Der Rheinpfälzer näſelt das n am Schluß der Wörter wie der Franke, der die Sonne die Sunnh nennt; oder er läßt das n fort und ſchwäbelt: er iſch komme, hat mir 'ſch gebe. Das Kölner jet für etwas wird oberhalb Mainz ſchon von dem ebbes verdrängt, oder dem eppas, wie die werthen Sachſenhäuſer bei Frankfurt belieben. In den Dörfern des Elſaß kannſt Du die Predigt vom Säemann alſo vernehmen: »Guck, 'ſ iſch amol a Saymann g'ſin, der iſch 'nuus gange zu ſaye. Und derweilſt er g'ſayt hat, iſch ebbes verwohn an den Wäg g'ſalle, doa ſinn de Vejel kumme, un hän'ſ uffg'freſſe*)!« — Das g'ſin ähnelt dem Schweizeriſchen g'ſy, für: geweſen. In der Pfalz drängt ſich verdorbenes Franzöſiſch mit ſeinen Naſenlauten dazwiſchen, und neben Ausdrücken wie Paſſetangh (passe-le-temps) klingen dann kerndeutſche Flüche wie: Krieg' du die Kränk'! um ſo poſſierlicher. Hat man doch von der pfälziſchen Mundart eine Grammatik, deren Verfaſſer das Zeitwort »Hopfen zupfen« als Paradigma abbeugen läßt. Ich hoppezoppe, du hoppezoppeſt u. ſ. w. beginnt die conjugatio verbi, und zum befehlenden Modus nimmt man den beliebten Fluch zu Hülfe: Krieg' du die Kränk' und hoppezoppe! Kaiſer Napoleon wußte dieſe fluchenden Pfälzer in ſeinem Heere ſehr wohl zu ſchätzen und rief bei Leipzig, mit dem Fuße ſtampfend: Les Kränkkrieger en-avant! Die Kränkkrieger aus der Pfalz waren aber ſchon zu den Brüdern übergegangen und dem Kaiſer blieb nur die Kränke.

Am Kölniſchen Niederrhein herrſcht das Platt vor, das uns an unſern Stiefbruder Mynheer gemahnt. Aber auch Weſtfalen liefert zur Mundart des Rheins dort ſeine liebenswürdigen Beiträge. Preußen hält gern getreue Kinder aus Weſtfalen am Rhein in Garniſon, und die »Hacketau-Brauer« in Köln, allezeit »praht« (parat), haben mit ihrem ſtarkherzigen Phlegma auch wohl ihr weſtfäliſches Flickwort als dort eingeſchmuggelt, ein Wörtchen das ſo überflüſſig und doch ſo charakteriſtiſch iſt wie das halt der Öſtreicher. Die Kölner weiche Mundart mit den platten Mitlautern hat eine eigenthümliche Scheu vor allen r und t. Ihre Erde iſt Ähd, ihr Herz klingt ſpitz wie Häz, ihre Wurzeln ſind Wozel, ihre Dornen Döner. Die Kölner eſſen Keeſch, ſtatt Kirſchen, Fröhch ſtatt Früchte. Und die »Köl'ſche Jongen,« zu denen ſich auch die Alten zählen, ſind auf ihr Deutſch ſo »verſtock« (verſtockt) wie die Braunſchweiger die weil ſie mit den Hannoveranern und Nordſeeküſtenländern das ſt fein ſprechen, ſich im Beſitze des »rainſten Daitſche« dünken. —

Es dunkelte bereits als ich von meinen Wanderungen und Alterthumsſtudien müde, in den verſchlungenen Gaſſen den Weg nicht mehr allein zu finden glaubte. Auch lag mir nicht daran im coquetten und ſteifen Hotel zu Nacht zu ſpeiſen; wie Shakſpeare's Prinz Heinz nach Dünnbier, hatt' ich ein Gelüſt nach einer ſtillen unterirdiſchen Höhle wo man ſein »Dröppchen«

*) In Kölner Mundart lautet „dat Evanjiljum vom heilige Marcus, Kapitel vier, Veeſch drei bis nüng" etwa folgender Weiſe: „Höt zo! ſüch: An demſelwe Daach jing Jeſes uns dem Huus un ſette ſich aanet Meer. Un et verſammelten ſich vill Lück zu imm, ſu, dat hä en et Schiff treat un ſoaß, un all de Lück ſchtond aanet Meer. Un hä ſchpreach zu inne allerhand durch Jleichniſſe un ſachte: Süch, et jing ä Siemann uus ze ſeen. Un de hä ſete, fehl jet od den Meech. Da kamen de Vöjjel un freßen et od. Jet fehl en et Stennige wo et nit vill Ähd hatt un jing dahl od, derüm dat et keene deefe Ähd hatt. Als äwer de Sonn objing, verweil' et, un weil et keene Wezel hatt, wudd et döhr. Jet feehl unger de Döner, un de Döner wohßen od un erſchteckten et, un et braat jahr keen Frohch. Un jet fehl od e jeht Land un dreg Fröhch, menches hunnertfeltig, menches ſechzigfeltig, menches drießigfeltig. Un hä ſachte ze inne: Wä Ohren hät ze höre, dä höre!"

Digitized by Google

mit Gemüth ſchlürft. Ich denke, es war an der »Bierwindenecke« wo allerlei luſtiges Geſindel, das der Ecke vielleicht den Namen gab, zu flattern pflegt. Ich erſah mir aus dem Haufen groſſer Hänſe einen hübſchen flotten Burſchen zum Führer. Es war ein ächtes Kölner »Henneschen.« Im Henneschentheater wo ſie die goldne Hochzeit des Beſtevaters, den Eckenſteher Hannes im Verhör und ähnlichen Kurzweil ſpielen, ſieht man kaum ein beſſeres Exemplar vom Kölſchen Drücks im Kleinen. Dieſe Jungen an der Ecke ſind hiſtoriſch in Köln. Als Köln noch finſter und dunkel war, ich meine, als es für ſeine engen Gaſſen noch keine Laternen hatte, ſtanden die Burſchen Abends mit Fackeln für den Dienſt der Fremden bereit, um ſie in all die Spelunken zu führen an denen das heilige Köln zu heidniſchen Ergötzlichkeiten ſo reich war. Ich nahm den Jungen in Lohn und er trabte »flöck genohg« (flink genug) neben mir her. Auf meine Frage was ſein Geſchäft ſei, ſagte er: »Nu ich bin ja Päckelchesträger!« — »Päckelchesträger iſt was wir Magdeburger einen Sackföhrer, wir Deutſche einen Sackträger nennen. — Du biſt doch noch zu jung dazu! ſagt' ich ihm, willſt Du nichts lernen? — »Enä,« war die Antwort, »Daachlöhner will ich wähden. Un de Lück ze amüſire!« ſetzte er hinzu. — Ich hatte Mühe ihm begreiflich zu machen daß mein Sinn nach all den Herrlichkeiten die er mir aufzählte, nicht ſtand. Leider traf ich kein Henneschentheater, das groſſe Theater, der Tempel Schiller's mit den Birchpfeifereien von heute, war ebenfalls geſchloſſen; mich verlangte nach nichts als nach einer gemüthlichen Kneipe. »Do daför wähden ich wahl ſorge!« ſagte der Junge. — Wo man ein einfaches Abendbrot bekommt! — »Morzapper!« rief Henneschen und jubelte laut. Es ergab ſich daß »ſeike Frau Moh,« (ſeine Frau Mutter) einen Weinſchank hielt, die Frau Herzig an der Joſephſtraßenecke unfern von der Schnurgaſſe wo ehedem die heilige Mutter Gottes eine Kirche hatte. »Meer hann Wing (Wien) uns alle Zone! rühmte der Burſch, en Bleicherteche ze föhr Silberjroſchen dat Quartchen, un Böckemme (Bückinge), Brohdwoosch, Lefferwoosch, Blootwoosch; un alles wozo 'nen Minſch äcks (nur) Ammelung (Verlangen) hät. Dat drockene Couvertchen loß fünf Jroſchen!« — Eß et wiet, mien Junge? fragt' ich. — »O jahr nich wiet, mie leew Herreche,« war die Antwort, »meer ſinn hie bahl ahnet Elend!«

Das »Elend,« wie das Stadtviertel heißt, dehnte ſich aber doch weit genug hin. Der Burſch war redſelig und »aandöhnlich« (zuthunlich) genug und erzählte mir ſeine Streiche vom letzten Kirmeßkrakehl. Er war einer von »de rächte Henneſcher gewäs dä met Trumme, Fleute und Lawumme,« wie er eine Art von Tamburin nannte, auf dem Markt gelärmt und mit den Schlüſſelbüchſen gefeuert. »O Jäs Marie, ſinn meer da geck gewäs!« rief der Junge ganz ausgelaſſen. »Do hätt eer end dat Mötzegeſchwänke un Schreien un Gebälke ſinn un höre ſolle!«

Hat es keine Prügel geſetzt? fragt' ich den Buben.

»Tackermoht!« rief er, »ich bin och ke-Häzbrenner (Herzbrenner, Memme), ävver meer mahten us op de Lappen, wammer de Pratullje ſaen, un ich war de Gezte dä ſich durch de Koth jemabt üvver der Nüümaat!«

Hat es zu Hauſe Strafe gegeben? fragt' ich.

»Vam mie Vah?« (von meinem Vater) ſagte der Junge traurig. »Mie Vah hann ſe eingeſteck un hä is noch nit los!«

Hat er mit revoltirt?

»Hä hätt mem Ooßepiſſel (mit einem Ochſenziemer) dem eine Prühß den Röckſtranf ſchwatz un bloh geſchoht (ſchwarz und blau gefcheuert)! O dä Prühß ſinn ſu grippig un finnig!«

Grippig und finnig ſoll gewiß boshaft heißen. Der Vater alſo eingeſteckt und der Junge entwiſcht! Es ſchien, ich ſollte hinter einige Kölniſche Familiengeheimniſſe kommen.

4.

Die Frau Häzig im Elend.

Bei der ehemaligen Mutter Gottes auf der Schnurgaſſe im Elend wimmelte es von Gäſten. Weil der Ort doch ehedem ein geweihter geweſen, hing nicht blos am Pfoſten der Thür ein Marienbild, ſondern war auch der mittlere Pfeiler der die Decke des gewölbten Saales trug, zu einer Art von Altar hergerichtet und mit Tüchern, Borden und Schnitzwerk »beſtiwvelt,« d. h. ausgeſchmückt. Henneschen, der mich durch das Gedränge der Leute führte, machte hier ſeinen Knix, dort ſeine Reverenz und hatte weiter kein Arg dabei, wie er ſah daß ich ihm nicht Beſcheid darin that. Der Junge hatte Lebensart und Eitelkeit genug, mich ſeiner »Frau Moh« vorzuſtellen; ich folgte ihm in's kleine hintere Zimmer, wo die Frau Häzig, von einem höheren Sitze aus, als dame du comptoir das Schankgeſchäft leitete, durch die offene Thür die Bewirthung der Gäſte im Saal überwachte. Es wurde mir bald klar warum

Digitized by Google

die rüſtige Frau ſtrend ihre Herrſchaft führte und aus der Ferne Diener und Mägde durch Blick und Zuruf lenkte. Ihre Füße ruhten auf einem Schemel und im vertieften Schooß hielt ſie leicht überdeckt einen Säugling am Buſen. Henneschen machte mich in ſeiner Weiſe mit ihr bekannt. Sie konnte den Jungen nicht verläugnen; Mutter und Sohn trugen die ächten Kennzeichen der Kölner Menſchheit zur Schau, die hochgeſtirnten, krummnaſigen Köpfe mit dunkeln Blicken und ſcharfen Augenbrauen. Nur der weiche Singſang der naiven, liſtigen Mundart milderte die ſtrenge Härte im Weſen der Frau. Wie ſie ſo daſaß in ihrem natürlichen Mutterberuf, das einſchlafende Knäblein im Arme, und der große Bube ſich über den Kleinen bückte, war faſt das lebende Bild einer heiligen Familie fertig. Nur war das Bild in's Platte überſetzt wie es die Niederländer malten. Der Joſeph in der Gruppe fehlte dazu; der »Pitter Juſſep« ſaß als Revolutionär in der Haft. »Sette Se ſich nedder!« ſagte die Frau. — »Eß et en Prüßß?« flüſterte ſie dem Hannes zu, der es zu bejahen ſchien. Ich ließ die keineswegs ſchmeichelhafte Bezeichnung, den Leuten für einen Preußen zu gelten, gut ſein und dachte nur ſtill für mich wie ſchlimm es ſei wenn Preußen nach dreißigjährigem Beſitze der Rheinlande es noch nicht dahin gebracht hat daß die Kölner ſich ſelbſt als Preußen fühlen. Wie dem Italiener Engländer und Ketzer ein gleichgeltender Begriff iſt, ſo verſtehen die Kölner unter Prüßß den Proteſtanten und den Soldaten; das eigene Landeskind das dienen muß iſt nur ſolange Prüßß als es die Uniform und die »Zaldatenbotz« (die Soldatenhoſe) trägt, hernach iſt es wieder »'nen Köl'ſche Jung.« Eben ſo wenig mag unter dem Volk der Begriff eines Deutſchthums lebendig ſein. Es fehlt in dieſen katholiſchen Ländern noch ſehr an der Schulbildung um dem Gefühl irgend einer andern großen Gemeinſchaft als der kirchlichen entgegenzureifen. Der alte Wahlſpruch Kölns:

„Un ſall et föhß, ov ſall et foor,
Bliew neor beim dütſche Rich!“

iſt wohl mit dem alten Reich beſeitigt.

Ich ſagte zur Frau Hätzig, ihr Henneschen hätte mir vom Kirmeßausruhr erzählt. »O, dat ſinn gecke Dahge gewäs!« ſagte ſie, war aber doch verſtändig genug mir beizupflichten das derlei nicht blos als ein Spiel für Gecken zu nehmen ſei. »Wenn de Faaſtezick (Faſtenzeit) eraan fütt (herankommt),« ſagte die Frau, »ſahl et wedder loſjehn met Ravolt un Oprohr, o du mie Jeß Marie! Uf Weiberfaſtnacht im Winter ſahl et wedder loſjehn!« eiferte ſie noch halb ſcherzend, »äwwer dat Henneschen ſahl mie nich wedder unter dee Gerißbiener, daför wähhen ich wahl ſorge! Meer kann en löſtige Broder ſinn, wie et frödderhin wahr, äwwer Eer frohße Gecke von heute, Eer meint wahl jahr Eer könnt' allein durch Kölle trecke! Et eß een Döppchen eſu (ſo) klein, et paß 'n Deckelchen drop!«

Henneschen vertheidigte ſich; die Andern hätten ihn »ahnjeſteef« (angeſtiftet) und ihn ausgezankt wenn er nicht mitgemacht.

»O dat Schängjen (Schimpfen) moß meer joht verdragen könn!« ſagte die Frau. »Un wat vun meer 'nen Eſſel ſprich, dat acht' ich nit!«

Die Frau war in der That verſtändig, und wie ich ſagte, die Bürger, nicht die Buben, hätten gegen die Obrigkeit ihre Rechte ausgufechten, rief ſie: »Dat eß janz rechtig, meer darf nit tegen 'nen glöhende Backoffen jappen! Se dann et jleich em Anfang joo bunk (bunt) gemaht, un mer fällt nit met der Döhr en et Huus!«

Das war nun ſo die praktiſche Weisheit der Frau Hätzig im Elend. — Und Ihr Mann, der Pitter Juſſep? fragt' ich, als der Bube ſich entfernt hatte.

»O mie Mann,« ſagte die Frau, »hä eß 'nen dröglichen (verträglichen), hätzenſjohden Mann; 'ne johde Klöpp, wie mer ſähd. Äwwer hä komm met maſlig (mit jedermann) jern in Tixretack (Disput). Zwor bin ich och nit op de Muhl jefallen un nemmen och keen Blatt vör der Munk, meer künne ſu zemlich ſage, meer ſinn Speck un Schwaht (Schwarte) vun eenem Aht (Art). Ich hatt Leid un Mörden (Mühe) inn zo tuſchen (beſchwichtigen) un zo halde. Ich ſag imm, Geck, loß Geck elans (vorbei)! Äwwer da ſinn dä Giefelmühler (Lachmäuler), Klaafbröder (Plauderbrüder) un Uuzvüggele (Spaßvögel), der' Köllen bahl (bald) eſu vill hät. Hä kunnt ſinger Neuſcherigkeet pladderdings nit Hähr wäre un da eß hä himmelopen de Kurzöhſchetteht halver. Ich ſag: wä en't Geſtrüch jeiht, dä bliew aan den Dön hange! O hellige vehzehn Nuhthälfer (vierzehn Nothhelfer)! noo ſett hä feſt! Un en de ſelwen Nahch (Nacht) eß dä kle Klatterjöhnche op de Welt jekoumen!«

Das »Klatterjöhnche,« der kleine Balg den ſie an der Bruſt hielt, war aufgewacht, während ſie mir ihre Lebensphiloſophie entwickelte. Der kräftige Bube ſchrie nach Nahrung. Sie ſchwenkte das Kind auf ihren Armen in die Höhe und hielt es mir lachend entgegen. So traurig die Geſchichte ihrer letztvergangenen Tage war, ſo lebendig blieb ihr geſunder Humor.

Digitized by Google

„Hopp Marjänche, hopp Marjänche!
Loß dat Pöppchen danze!
'nen johden Mann, 'nen abj'gen Mann,
'nen Mann vun Kumplesanze! —
Drückchen, drückchen, stör dich an nicks
Un schmeer ding Scheb met Kiewicks!"

So sang sie lustig auf den Buben ein, und legte ihn dann, wie das Lied ihn nicht beschwichtigte, von neuem zurecht um ihn zu stillen. Halb brummend sprach sie über ihn gebeugt:

„Mie liew Dierche,
Hänn ich e Bierche,
E' kriechst och det Stätzche.
Schmeckt äwwer det Stätzche
So juht as det Bierche,
Kriechst ooch le Spierche!

Ich zog mich in das Gastzimmer zurück, labte mich an Lefferwoosch mit Schlooht, wie sie den Salat nennen, und trank meinen Schoppen Bleichert. Dann scharrte ich die Zeitungen zusammen die auf den Tischen zerstreut lagen, und suchte mich in den rheinischen Journalen zurechtzufinden um zu erfahren wie sich auf diesem, nicht immer sichern und zuverlässigen Boden die Welt ausnimmt. —

5.

Die Journalistik am Rhein.

Die preußische Rheinprovinz hat eine stärkere politische Presse als irgend eine Provinz der Monarchie. Während die Provinzen Sachsen und Schlesien je nur zwei, beide Preußen zusammen nur drei, Westfalen, Pommern, Posen je nur ein Blatt führen, hat Köln allein ihrer zwei, die Rheinprovinz zusammen ihrer zehn. Aachen, Elberfeld, Barmen, Düsseldorf, Trier haben jedes eine große politische Zeitung, und außer dem Niederrheinischen Correspondenten erscheinen in Koblenz die Rhein- und Moselzeitung, in Essen Politische Nachrichten. Je mehr man den Versuch machte die öffentliche Gerichtsbarkeit in den Rheinlanden zu schmählern, desto mehr stieg das Bedürfniß nach öffentlichen Organen der periodischen Presse. Die gewaltsamen Todes gestorbene Rheinische Zeitung die zugleich für die junge radicale Philosophie Berlins ein Tummelplatz wurde, war ein Symptom vom rheinischen Heißhunger nach Öffentlichkeit. Auch die Regierung selbst empfindet hier zum Gegengewicht das Bedürfniß eines Organes. Der Beobachter des Herrn Brecht kann wohl nicht für ein solches gelten, obschon man dies Privatunternehmen gern unterstützt. Hr. Brecht war in der Zeit des allgemeinen Argwohns gegen jugendlich germanische Stimmungen, in der Zeit der überreizten hypochondrischen Verdächtigungen, als Oberlehrer in Kreuznach abgesetzt, hatte sich nach Bremen gewendet und war auch dort in seinen Unternehmungen gehindert, ging dann nach Frankfurt und gründete dort ein Pensionat das man rühmte. Man sah später das Unrecht seiner erlittenen Unbill ein und gab ihm zur Entschädigung nebst Professur und Gehalt die Concession zu einer Zeitung am Rhein, die wohl nur auf eigne Hand nun auch ihrerseits ein Gewebe von Verdächtigungen anzettelt. Die »lösligen Bröder« zu Köln haben sich nicht wenig ergötzt an einer Mystification die sich gerade in den Augusttagen ein Schalk in der Rheinischen Zeitung erlaubte. Folgendes Inserat gegen die Censurscheere in Köln, das der Censor der Kölnischen gestrichen, nahm Professor Brecht arglos in sein Blatt auf. »Messer, Scheeren und andere Stahlwaaren aus den vorzüglichsten Fabriken Deutschlands, den englischen an Güte vollkommen gleich, sind bei den Unterzeichneten stets vorrätig. Besonders zu empfehlen sind grobe C.-Scheeren die in England nicht gefertigt werden und als deutsches Fabrikat einzig dastehen. Die besten Sorten sind aus der bekannten Fabrik von Wendt und Zelle, und können als von vorzüglich schneidender Qualität sehr empfohlen werden.

Gebrüder Remuar,
Engrosgeschäft, Zeughausstraße."

In jenen Tagen war der Regierungsrath Brüggemann, ein aufgeklärter, geistvoller Bureaukrat, aus Berlin am Rhein gewesen um mit den katholischen Aristokraten die Gründung einer neuen Zeitung zu bereden. Nicht blos der Bischof von Trier, auch der jetzige Erzbischof von Köln, Herr von Geißel, ein einflußreicher Prälat, wünscht ein Blatt das die Interessen des Katholicismus mit den Interessen der Regierung zu vermitteln habe. Herr Brüggemann hatte gesagt: Sehr wohl, aber man schaffe Geld; 30,000 Thlr. sind dazu nöthig! Ich hörte, wie es an's Zahlen gehen sollte, da hätten sich die Aristokraten des Geldes und der Geburt langsam zurückgezogen; manche sogar gemeint, der Staat müsse ein katholisches Blatt dieser Art unterstützen, wie denn ultramontane Blätter am Rhein nicht selten dreist genug sind über die Staatskassen einer doch immer noch vorherrschend protestantischen Monarchie zu ihren Gunsten Controle zu üben. Nach der Meinung Anderer seien in den Principien, nicht in der Geldfrage Scrupel erhoben. Der Erzbischof von Geißel, sagte mir ein stolzer Herr von Köln, brauche nur ein

Digitized by Google

Wort gegen den Adel fallen zu laſſen und ein Fürſtenberg allein ſchieße die Summe von 10,000 Thlrn. her. Inzwiſchen war doch Regierungsrath Brüggemann wieder abgereiſt ohne die Zeitung zu Stande gebracht, auch ohne einen Ausſchuß zur weiteren Betreibung der Sache hinterlaſſen zu haben. — Man täuſche ſich nicht über den Katholicismus am Rhein! Trotz der heiligen Rockfahrten nach Trier wird es der Partei der Finſterlinge unter den Prieſtern nicht mehr gelingen eine Bewegung zum Beſten der Hierarchie hervorzurufen. Wo der Rheinländer ultramontan zu ſein ſcheint, geſchieht es nur aus Hang zum Widerſpruch, und geſchieht nur ſolange der Staat Miene macht ihm gewiſſe politiſche Errungenſchaften zu ſchmählern die das Rheinland vor den Oſtprovinzen des Reiches voraus hat. Freilich hat der Rheinländer ſich dieſe nicht ſelbſt errungen, er hat ſie ſich von Frankreich bringen laſſen, aber ich glaube, er wird ſie feſtzuhalten wiſſen. Der Katholicismus iſt nur ſeine nationale Sitte, hinter deren Formen er ſich nur dann ſo hartnäckig verſchanzt, wenn der Fortſchritt im Ganzen und Großen ihn nicht erfaßt und dem ganzen Jahrhundert die Bahn öffnet. Die Religion in der Religion, die Moral im Glauben theilen wir Alle mit Allen, denn ſie iſt Sache der Bildung, und die Bildung hat ſich ſelbſt in der Poeſie des mittelalterlichen Chriſtenthums als in einem deutſchen Gemeingut heimiſch gemacht. »Man täuſche ſich nicht über den Katholicismus des Rheinlandes!« ſagte mir ein ſtiller, berechnender, unterrichteter Mann. »Jedes Blatt hat hier nur ſoviel Geltung als es die politiſchen und ſocialen Rechte der Rheinlande vertritt. Und dieſe Geltung gewinnt das Blatt jeglicher Glaubensrichtung. Hat doch die Elberfelder Zeitung, ſobald Dr. Rave ihre Leitung übernahm, in kurzer Zeit ihre Auflage verdoppelt. Selbſt das katholiſche Münſterland,« meinte der Mann, »darf man nicht für einen Herd der Hierarchie halten! Herr Coppenrath iſt freilich dort mit ſeinem ultra-katholiſchen Merkur ein reicher Mann geworden, aber nur weil das Blatt das einzige in Weſtfalen iſt. Wer die Stimmung der Leute dort kennt, darf der Meinung ſein daß mit einer aufgeklärten katholiſchen Zeitung ſelbſt im Münſterlande daſſelbe Geſchäft zu machen war.«

Geſchäftsſache alſo! Geſchäft und immer Geſchäft! Die Regierung denkt anders; ſie hat Richtungen im Auge. Aber Preußen kann es zu keinem Regierungsorgane bringen ſolange es keinen Premierminiſter hat. Nur ein ſolcher der ſämmtlichen Zweigen der Verwaltung die entſchiedene Haltung gibt, kann der Nation frei und offen ſeine Richtung bekennen, kann darlegen was wie Regierung will, ihre Beweggründe durch ein Organ der Preſſe erläutern laſſen. Jetzt wird dem Volke die Methode nicht deutlich, weil das miniſterielle Syſtem in ſich ſelbſt nicht fertig iſt. Herr Kühne in Berlin will Handelsfreiheit, Hr. von Rönne will Schutzzölle; Hr. Rother will das Geld theuer, der Finanzminiſter will es wohlfeil machen. Die Miniſterien würden einem Regierungsblatte Noten ertheilen die ſich widerſprächen; ein Regierungsblatt würde nur möglich ſein wenn ein Premier die Maximen zum Syſtem mit entſchiedener Richtung feſtſtellte.

Das bedeutendſte Blatt in den Rheinlanden iſt die Kölniſche Zeitung. Man nennt ſie eine katholiſche Zeitung, aber ſie trägt keine kirchliche Farbe; ſich ſelbſt nennt ſie ein Oppoſitionsblatt. Sie exiſtirt bereits 33 Jahre. Sie beſchäftigt jetzt 80 Perſonen, hat drei mit Dampf betriebene doppelte Druckmaſchinen, liefert jährlich 500 Bogen des größten Folio's, hält Staffetten wo die Poſten ausbleiben und zahlt jährlich dem Staat 25,000 Thlr. an Stempelgebühren und Poſtprovision. Köln's Lage im Weſten macht die Kölniſche Zeitung für ganz Deutſchland nothwendig; man ſchätzt ihre Auflage auf 10,000 Exemplare. Mit Dr. Andree's Zurücktritt von der Redaction gab man Beſorgniſſen Raum wegen ihrer confeſſionellen Haltung. Dieſe Beſorgniſſe beſtätigten ſich nicht; Dr. K. H. Brüggemann hält die allgemeine, ſittlich politiſche Heranbildung der Nation im Auge; Deutſchland in ſeiner Entwickelung zum nationalen Bewußtſein! iſt das Motto des Blattes. Die Münchner politiſchen Blätter, die Rhein- und Moſelzeitung ſammt dem Merkur im Münſterlande eiferten gegen die Berufung Brüggemanns, obſchon Herr Joſeph Dümont, der Beſitzer des Blattes, abſichtlich und ſeiner eigenen Sympathie gemäß in Brüggemann wie in Levin Schücking Männer katholiſchen Bekenntniſſes zur Leitung ſeines Inſtituts erwählte. Jene Blätter eiferten gegen Brüggemann den ſie einen »Vorſänger der Berliner Lichtfreunde« nannten; Görres, der alte Kölner in München, rief: die Kirche am Rhein ſei in Gefahr! Der Borromäusverein in Köln fürchtete eine Detatholiſirung der Rheinlande und drohte mit einem Gegenblatt. Wer die Entwickelung der Deutſchen zur Nation vor Augen hat, ſchreitet um den Fanatismus nach beiden Seiten hin unbekümmert ſeinem Ziele entgegen. Es fällt mir nicht ein die Perſon Brüggemann's die mir gänzlich unbekannt iſt, feiern zu wollen. Ich will hiermit blos die Haltung, nicht die Leiſtungen Deſſen bezeichnen der ein ſo wichtiges Organ

Digitized by Google

der öffentlichen Meinung in Deutſchland zu leiten befugt iſt. Auf die Haltung des Mannes kommt es jetzt weſentlich an in deutſchen Dingen, und in einer Zeit in welcher ſich mehr als je die Talente als zerbrechlich erweiſen, muß um ſo mehr der Charakter und die Geſinnung, mit der nationale Richtungen vertreten werden, in's Gewicht fallen. —

Brüggemann faßte als Publiciſt die Entwickelung Preußens ſeit 1806 ſcharf und genau in's Auge. Seiner Schrift: »Preußens Beruf in der deutſchen Staatsentwickelung und die nächſten Bedingungen zu ſeiner Erfüllung« folgte eine zweite über den deutſchen Zollverein und das Schutzſyſtem. Sie war ein Verſuch zur Verſtändigung der beiden gegneriſchen Anſichten, ein Vorſchlag zum Ausgleich der Intereſſen zum Beſten des Ganzen. In ſeiner Beurtheilung eines nationalen Syſtems unſerer politiſchen Ökonomie und Freiheit erwies er ſich im Allgemeinen als ein Gegner Liſt's, erklärte ſich für Handelsfreiheit, gab aber die Heilſamkeit gewiſſer »Ermunterungszölle« zu, wohl in der Anſicht daß Deutſchlands Gewerbthätigkeit noch im Anfange begriffen ſei, daß wir erſt haben müßten womit wir handelten, um frei zu handeln, daß deutſche Induſtrie erſt aufathmen und zu Kräften kommen müſſe, um wie der Engländer allgemeine Freiheit des Handels feſtzuſtellen. — Brüggemanns Richtung liegt in der Kölniſchen Zeitung mehr aus einander als in ſeinen Schriften, aber läßt ſich klar genug nach dieſen zuſammenfaſſen. Brüggemann und Gleichgeſinnte verlangen zur Fortbildung privatrechtlicher Freiheit Aufhebung aller natürlichen und künſtlichen (privilegirten) Hinderniſſe im freien Verkehr, Abſchaffung der Servituten, der Zunftrechte, der herrſchaftlichen Gerichtsbarkeit, Herſtellung freier Selbſtregierung in Land- und Stadtgemeinde, Emancipation derſelben von der Bureaukratie. Sie verlangen zur Fortbildung der ſtaatsrechtlichen Freiheit Berechtigung jedes activen Staatsbürgers zur Vertretung, aber Anerkennung der ſtändiſchen Unterſchiede der Geſellſchaft. Brüggemann und Genoſſen erzielen Gewährſchaften der perſönlichen Freiheit des Bürgers, Gewährſchaften der nationalen Einheit Deutſchlands, und beides in ſchrittweiſer Vervollkommnung der vorhandenen, geſchichtlich gewordenen Zuſtände. Brüggemann als Preuße verlangt namentlich die Verwirklichung der Organiſationsideen Preußens aus den Jahren 1808 bis 1812. Städteordnung, Volksſchule, allgemeine Wehrpflicht ſind die Säulen dieſes Preußenthums. Dieſen Grundſäulen fehlt der Weiterbau, geſchweige die Vollendung des Staatsgebäudes. Die Städteordnung muß ein freies, ſelbſtbewußtes Bürgerthum hinſtellen; die Volksſchule muß durch die Kraft rationeller Bildung die ſchlaffe Verlorenheit mittelalterlicher Überbleibſel in der Sitte wie im Glauben und Denken der Maſſen beſeitigen; die allgemeine Wehrpflicht muß die Überzeugung geben daß der Staat mit ſeinem Schwerpunkt im Bürgerthum beruht. Im Ausbau dieſer drei Elemente liegt für die Zukunft Deutſchlands Nationalwohlfahrt.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 8. April.

[Die Literatur über die Verfaſſungsfrage, Heinrich Simon und Baron Bülow-Cummerow.]

Aller Augen ſind jetzt auf Preußen gerichtet, überall in Deutſchland hat man ſich zum preußiſchen Landtag gerüſtet. Die Literatur über die Verfaſſungsfrage iſt vielleicht intereſſanter und wichtiger geworden als es die Ergebniſſe unſerer erſten Reichsverſammlung ſein werden. Wir haben die Männer der Regierung gehört, in Heinrich Simon den Demokraten und Advocaten, in Bülow-Cummerow den Conſervativen und Ariſtokraten. Die Literatur mit ihren Debatten würde noch bedeutender ſein, müßte ſie ſich nicht, um das Wort frei zu haben, zu zwanzig Bogen entſchließen und der Geiſt nicht anders als in ſolcher Corpulenz zur Erſcheinung kommen. Suchen wir uns, während der Landtag in Berlin ſeine Sitzungen beginnt, in dieſen Vorarbeiten zum politiſchen Leben Preußens zurechtzufinden. Vielleicht bleibt die eigentliche Arbeit der Stände noch ſehr hinter dem zurück was dieſe Vorarbeit, die Literatur, dazu angeregt.

In Simon's Schrift tritt uns der Geiſt einer ſittlichen Energie, leuchtet uns der klare Blick des unerſchütterlich rückſichtsloſen, aber nüchternen Verſtandes entgegen. So würde Kant im ſpeciellen Falle geſchrieben, Börne, wenn er deutſch gefühlt hätte, geſchrieben haben. Simon's Schrift iſt die folgerichtige Erweiterung der Vier Fragen des Königsberger Jacobi. Vor dieſer einfach ruhigen, aber unerbittlichen Strenge ſinken ſelbſt die Illuſionen des pflichterfüllten geſchichtlichen Bewußtſeins zuſammen. Der Patriotismus entkleidet ſich hier aller freiwilligen oder gebotenen Selbſttäuſchungen, faßt die moraliſchen Nothwendigkeiten feſt in's Auge, täuſcht ſich aber über die Möglichkeiten und über den Erfolg. Simon hält das Patent vom 3. Februar für einen bloßen Entwurf. Die allgemeinen Stände ſind allerdings ohne Zuſtimmung der Provinzialſtände aufgerufen; und ſelbſt nach der Wiener Schlußacte

Digitized by Google

kann eine Verfassungsänderung nur verfassungsmäßig in's Leben treten. Nach preußischem Gesetz mußte diesem Erlaß eine Berathung im Staatsrath vorhergehen; die allgemeinen Stände sind aber nur unter den Mitgliedern der königlichen Hauses, nur unter den Mitgliedern der Ministerien berathen. Daß der König in seiner Person sich von den Sympathien des Zeitgeistes getragen fühlt, indem er seine Entschließung endlich an den Tag legte, darauf gibt der Avocat wenig, der sich als ein Anwalt der Rechte des Volkes hinstellt und auf die verbrieften Zusagen seit 1815 rechtlich fußt. Er deckte auf daß das Volk mehr zu erwarten berechtigt war, und er spricht dies als ein moralisches Recht an. Aber er bleibt uns den Nachweis schuldig daß diese moralisch berechtigten Erwartungen auch schon politische Forderungen sein können. Weil sie das nicht sind, weil die Form dafür fehlt, die Erwartungen zu Forderungen zu machen, fehlt, dünkt mich, auch der Grund und Boden für diese Erwartungen. Moralische Gewährschaften liegen weit mehr im guten Willen des Königs, weit mehr in der Reife des Bewußtseins unter den Vertretern der Nation die sein Entschluß zusammenberuft. Politische Rechte und Forderungen lassen sich erst erwerben, langsam durch gemeinsames Verständigen. Und zu dieser Arbeit gehört wieder die allmälige Herausbildung der gesammten Nation. —

Simon legt dar daß Preußen ohne getheilte Zusagen zu verletzen, nicht länger zögern durfte Reichsstände zusammenzuberufen, denn es seien bereits Anleihen gemacht, von den 12 Millionen welche die Seehandlung aufgenommen, seien nur 6 auf Straßenbau verwendet, der Nachweis über die andere Hälfte habe nicht stattgefunden. Simon erläutert ferner daß der Erlaß vom 3. Februar hinter den durch königliches Wort verbürgten Zusagen zurückgeblieben. Nach dem Patent darf die Krone im Kriege, aber auch Behufs eines Krieges Anleihen machen; nur mitten im Frieden soll eine Anleihe nur mit Genehmigung der Stände möglich sein. Mitten im Frieden aber, sagt Simon, wird ein wohlgeordneter Staat nie borgen! Simon weist nach daß die Stände von den 60 Millionen der Staatseinkünfte nur über 11 Millionen als Beirath Sitz und Stimme haben sollen, da sich der Staat über die Domänen die freie Verfügung vorbehält, Domänen von 10 Millionen jährlicher Einkünfte, die das Patent plötzlich für Krongut, statt für Staatsgut erklärt. Simon knüpft an diese höchst wichtigen Aufschlüsse die er der Nation gibt, die Nöthigung, der Landtag solle sich für incompetent erklären und sein Veto einlegen gegen diese Constitution. Er weist aber nicht nach worauf sich das Recht der Vertreter stützen könne, mehr oder anderes zu fordern. Erwartungen sind eben keine Forderungen, jene sind moralischer diese politischer Natur. Simon vermißt das Petitionsrecht, er vermißt die Aufhebung der Censur; dies, meint er, würde Vertrauen erwecken und einen freien Verkehr zwischen König und Volk möglich machen. Er vergißt dabei nur Eins. Mit der Gestattung der freien Petition, mit der Aufhebung der Censur wäre die Mündigkeit der Nation ausgesprochen. Diese will das Patent aber nicht anerkennen; diese Mündigkeit will überhaupt errungen, nicht verliehen sein. Ist sie thatsächlich da, fällt die Form dafür wie die reife Frucht vom Baume. Dadurch daß wir die Form der Reichsstände annehmen, wie man sie uns bietet, verzichten wir nicht auf die moralischen Rechtsansprüche, legen wir nur stillschweigend das Zeugniß ab daß wir hoffen auf diesem Boden und auf diesem Wege Rechtens die Erwartungen des Zeitalters zu politischen Rechten der Nation zu gestalten. Annehmen! heißt also nach unserer Überzeugung die Losung, aber behutsam jeden Fußbreit erkämpfen! Für die moralische Berechtigung die uns Simon klar und deutlich aufdeckt, fehlt uns aller Boden der politischen Forderung.

So sprach Schlesien. Hören wir nun Pommern. Baron Bülow-Cumerow ist um vieles unklarer, befangener, unfreier. Sein moralischer Gesichtskreis dreht sich blos um einen geordneten Staatshaushalt und die Controle einer Elite der Nation. Sein Staat ist ein Conglomerat von Rechten. Nach Simon ist der Staat das Ausgeprägte des allgemein menschlichen Vernunftrechtes. Dieser Vernunftstaat steht aber blos moralisch da, während Bülow-Cummerow nur geschichtliche Bevorrechtigungen wieder aufnimmt und erweitern will. Jener fordert viel und will lieber nichts als wenig; dieser fordert wenig, erlangt aber um so mehr. Bülow-Cummerow ist einseitig, aber was er fordert, steht auf praktischen Möglichkeiten. Der Conservative, dünkt mich, überflügelt hier praktisch den Democraten, der Aristokrat den Advocaten des Volkes. Bülow-Cummerow nimmt die octroyirte Verfassung willig und dankbar an, aber er verlangt jährliche Berufung der Reichsstände, regelmäßige Rechnungsablage, Mitwirkung bei allen Anleihen, auch im Kriege, Aufhebung des Verbotes von Petitionen an die Stände und der Zweidrittelmehrheit um sie an die höchste Stelle zu bringen. Er verlangt ferner für die erste Kammer neben dem großen Güterbesitze die Geistlichkeit, die Männer der Hochschulen und die Bürgermeister der zwölf ersten Städte des Reiches. Er macht endlich den klugen und brauchbaren Vorschlag, die Provinzialstände in bloßen Kreisständen herabzusetzen, damit die Vertretung und Berathung nicht gekreuzt werde, ungestört dem allgemeinen Landtag verbleibe.

Heinrich Simon und Baron Bülow-Cummerow! Dies sind im Augenblick für ganz Preußen die Männer der Zeit. In Frankreich würden sich mit diesem Feldgeschrei die Parteien organisiren, mit Stichwörtern aus den Schriften Beider würde in allen Gesellschaften, Cirkeln und Klubbs der Vorkampf geführt werden. Keiner von den Landtagsabgeordneten wird ohne Kenntniß der Ansichten beider Heerführer im weißen Saal zu Berlin erscheinen, aber an eine Gliederung der Parteien, an eine geordnete Waffenführung in beiden Lagern, selbst an ein Übereinkommen der Meinungsgenossen unter sich, wird unter uns für jetzt noch nicht zu denken sein. ++.

Aus Hamburg, d. 5. April.

[Hamburg auf dem Isolirschemel; Hamburger Frauen; Schuelfla.]

Mitte Mai wird die Eisenbahn von Hannover bis Harburg dem Publikum eröffnet sein. Hamburg kann dann südöstlich über Berlin, südwestlich über Hannover und von da später nach dem Rhein, mitten hinein in's deutsche Binnenland seine Arme strecken. Das Verhältniß wird freilich ein umgekehrtes sein, Deutschland wird nach uns die Hände ausstrecken — und wir werden sie ihm höchstens schütteln wenn man sie uns bietet. So steht der Hamburger die Sache an, er fühlt daß er ein Bedürfniß für die Welt ist, und indem der Handel der Welt dient, scheint bei deren Bedürftigkeit der Diener dem Herrn

Digitized by Google

über den Kopf gewachſen zu ſein. Ein vortrefflicher Aufſatz in der Allgemeinen Zeitung*) hat es kürzlich entwickelt wie ſecundär Hamburg das Binnenland in Bezug auf ſeine Küſte anſieht. Hamburg ſagt: Erſt komm' ich, dann komm' ich noch einmal, und dann wollen wir ſehen wie ſich Deutſchland zu uns findet! Dieſe Anſicht liegt in der Lage der Dinge; man kann ſie nicht preiſen, aber man muß ſie für geſund und natürlich halten. Hamburg will ein Schiffahrtsgeſetz unter deutſcher Flagge zum Schutze ſeiner Rhederei; es will dieſen Schutz, d. h. es will erlauben daß man ihm dieſen Schutz gewähre. Zum Anſchluß an den Zollverein fühlt es ſich dabei noch keineswegs geneigt: oder Preußen müßte denn von den Zollüberſchüſſen des Vereins den Seegebieten einen glänzenden Erſatz für die Einbuße geben. Die Einbuße ſteht wenigſtens für Hamburg im Falle eines Anſchluſſes feſt. Der Kaufmann ſagt: das Geſchäft iſt mein Vaterland! Der Senator weiß nach wie das weiland römiſche Reich Hambueg ganz preisgegeben hatte, Hamburg Jahrhunderte lang mit ſeinem Wohl und Weh ganz auf ſich gewieſen war. Beide zuſammen ſagen: wer verbürgt uns die Einigkeit der Deutſchen? Wer ſichert uns Preußens deutſche Haltung zwiſchen Rußland und Frankreich? Der Handel iſt ein Element das vielleicht alle anderen Zuſtände, Bedürfniſſe und Sympathien überdauert! So ſpricht eine Gemeinde zu einem Staat, Hamburg zur Nation. Der Artikel in der Allgemeinen Zeitung der dieſen Widerſtreit in den Berechtigungen einer Stadt und eines Staates aufdeckt, ſpricht ſeinen Unwillen über dieſe Vermeſſenheit aus, kann aber den robuſten Egoismus in dieſen Hamburger Anſichten nicht widerlegen. Vor der Hand wenigſtens iſt er nicht zu widerlegen. Es frägt ſich nur ob die deutſche Entwickelung nicht Mittel und Wege ausfinden werde, ſich andere Küſtenpunkte dienſtbar und Hamburg mit der Zeit für Deutſchland überflüſſig zu machen. Der Kaufmann rechnet für die Gegenwart; der Staatsmann für die Zukunft. Preußen iſt für die Gegenwart oft genug ſchlecht berathen geweſen, hat ſich aber immer einen großen Blick für die Zukunft offen erhalten; es handelte oft für dieſe, während es jene drangab. Um den Rhein und die Oder zu den großen Straßen für das innere Deutſchland nach der See umzugeſtalten, und ſomit den Verkehr der Elbe zu umgehen, dazu gehört freilich mindeſtens ein halbes Jahrhundert. Behalten wir dann dem nächſten Geſchlecht vor, wozu ſich das gegenwärtige in Hamburg abgeneigt zeigt! Hamburg kann ſich nicht gewöhnen ſich als den Theil eines nationalen Ganzen anzuſehen; es hält ſich noch für unumgänglich nöthig und für ſelbſtändig. Der Anſchluß würde allerdings auf einige Zeit eine gänzliche Umwandlung des Handelsſyſtems veranlaſſen, und es hat hier niemand den Muth zu glauben daß Hamburg gewinnen müſſe wenn es mit Urſache würde zu einem höhern Entwickelung des geſammten deutſchen Handelslebens. Erwarten wir alſo europäiſche Conflicte die eine Nothwendigkeit inſtinctſchließen. Aller Fortſchritt geht von materiellen Nöthigungen aus.

Unſere Nebenbuhlerin Bremen iſt ſo glücklich, ſelten öffentlich genannt zu werden. Bremen iſt aber im Stillen weit thätiger, hat weit mehr eigne Schiffahrt als Hamburg. Die beſte Hausfrau iſt die, ſagt man, von der am wenigſten geſprochen wird. Was die Frauen betrifft, ſo haben wir hier in Hamburg ſchon eine ganze Reihe öffentlich genannter Weiblichkeiten. Die Frau von Georg Schirges hatte eine Adreſſe an die Frauen Schleswig-Holſteins erlaſſen, welche von der Frau des Advocaten Claußen in Kiel, der als Oldhauſens Vertheidiger bekannt iſt, beantwortet wurde. Von Eliza Sloman kennt man einen Band zarter, ſinniger Gedichte; es ſteht ein Roman von ihr zu erwarten. Sie iſt die Tochter des Schiffsherrn und Rhederś der die Spazierfahrt um die Welt offerirte, die Frau des Dr. François Wille. Auch Amalie Sieveking iſt jetzt von Journalen in die Öffentlichkeit gezogen, während das Wirken dieſer Frau, ganz dem Wohlthun und den großen Anſtalten Hamburgs in dieſem Sinne gewidmet, doch gern im Stillen verblieben wäre. Frau Theereſe v. Bacharacht iſt eine belletriſtiſche Berühmtheit geworden; Hamburg hat aber ſo wenig Recht auf ſie als auf Frau Louiſe Aſton, die an der Gaſttafel Cigarren taucht und im Alſterhotel Herrenſoir'een gibt. Berlin pflegt ſolche forcirte Pflanzen zu treiben. Mag dieſe Dame, die in der beſten Blüthe ihrer Jahre ſteht, entweder der Welt in einem literariſchen Werke zeigen, wieviel Geiſt hinter dieſen bloßen Marimen und Manieren ſteckt, oder hier wo die müßige ſchöngeiſtige Coquetterie wenig zu ſein ſcheint. In Hamburg's geſunder Luft iſt ſchon mancher angehende verſchrobene Idealiſt geheilt.

Von Franz Schuſelka wurde ein Sendſchreiben an Julius Rupp veröffentlicht. „Ich erkläre Ihnen gleich im Voraus, hieß es darin, daß ich für eine ganz andere Sache ſtrebe als Sie!" Wenn die Herren Sectirer die auch die Secte wieder ſectiren und ſeciren, und doch lieber aufdecken was gemeinſam noththäte. In den bei Brockhaus in Leipzig erſchienenen „Geſchichtsbildern aus Schleswig-Holſtein" hat uns der fleißige Schuſelka für unſere Landſchaft hier ein recht tüchtiges deutſches Leſebuch für Haus- und Schulgebrauch zuſammengeſtellt. △.

*) Die Allgemeine Zeitung brachte in mehreren Abſchnitten Betrachtungen in Bezug auf den im Druck erſchienenen Commiſſionsbericht über Hamburg's Verhältniß zum Zollverein. D. Herausgeber.

Aus Stuttgart, d. 3. April.

[Zuſtand der Bühne.]

Der Baumeiſter unſeres neuen Theaters ſcheint förmlich darauf ſtudiert zu haben wie der meiſte Zugwind herzuſtellen ſei. Die Gänge im Theater ſind eng, die Logen unbequem; aber der Raum des Hauſes iſt ſonſt ſchön und würdig. Die Leiſtungen des Theaters werden erſetzen müſſen, was in mancher Beziehung mangelhaft geblieben. Den vereinigten Bemühungen des Intendanten Hrn. v. Gall, des Dramaturgen Hrn. Dingelſtedt und des Regiſſeurs Hrn. Grunert muß es gelingen nach und nach unſer Theater geiſtig bedeutend zu machen. Inſofern Hr. v. Gall das Beſte intendirte, war er die jetzt ein wirkſamer Intendant; auszuführen was er bezweckte, wird ſeine fortgeſetzte Aufgabe ſein. Der größte Mangel in unſerem Perſonal iſt der noch fehlende Erſatz für Frln. Stubenrauch. Es lag nicht in Hrn. v. Gall's Macht, eine erſte Liebhaberin zu ſchaffen. Im Mai kam er; im Auguſt ſollte ſchon eine ſolche hergeſtellt ſein. Seine Reiſen waren fruchtlos. An größeren Bühnen ſind die Talente entweder überhaupt ſelten oder ſchwer zu gewinnen. Kleinere Theater muß man im Winter beſuchen; im Sommer ſpielen ſie nicht.

Digitized by Google

So kam es daß uns manche bedeutende Neuigkeit bis jetzt entzogen blieb. Frln. Bayer aus Dresden wird uns Freytag's Valentine bringen. Hebbel's Maria Magdalene, Gutzkow's Uriel Acosta, einige Stücke von Mosen, das talentvolle Drama Strassord eines jungen Dichters (Baron v. Wangenheim) u. s. w. lassen noch auf sich warten bis unser Ensemble sich des neuen Zuwachses erfreut. Frau Deffoir spielt Anstandsdamen. Hr. Feodor Löwe hat sich im Heldenfache tüchtig emporgearbeitet; seine Darstellungen haben Klarheit, Wärme, wohlthuende Sicherheit. Neben ihm wirkt Hr. Angstii in anerkennenswerther Weise. Neben Hrn. Moritz erhalten wir aus Leipzig an Meixner noch ein frisches Talent. Den Winter über war unser Repertoir allerdings lückenhaft. Bei alle dem kann eine Saison in der wir einen Grunert als Nathan, Macbeth, Philipp im Don Carlos, Franz Moor, Mephistopheles, Mazinelli, Mulei Hassan, Talbot, Ranzau, Gellert u. s. w. sahen, nicht unbedeutend, wenn auch nicht vollständig genannt werden. Der Sommernachtstraum ist jetzt das Nachste das uns bevorsteht. In Folge einer Einladung von Seiten mehrerer Professoren der Universität las Hr. Grunert in Tübingen den Nathan und wird dort zum Besten wohlthätiger Anstalten mit einigen Werken der neuesten Zeit seine Vorlesungen fortsetzen. ++.

Leipzig, d. 5. April.

[Mosen's Don Johann von Östreich.]

Der Ostersonntag brachte uns Julius Mosen's Johann von Östreich. Wir müssen dies Stück zu des Dichters besten Arbeiten zählen, dürfen es vielleicht seine geistvollste dramatische Schöpfung nennen. Den Bastard Kaiser Karl des Fünften, diesen Sohn der Natur mit dem ganzen Aufschwung seiner Kraftentwickelung zum Helden, in den Händen der Kirche und als einen Spielball der Politik untergehen zu sehen, ist jedenfalls ein großartiges Thema. Mosen hat diesen Kampf des Heroismus mit einem in Finsterniß und Tücke untergehenden Zeitalter tief durchfühlt, groß aufgefaßt. Wenn der Denker und der Lyriker vereint — beides ist Mosen in starker Potenz — auch schon den dramatischen Dichter machten: das deutsche Theater hätte an ihm die gesuchte, noch unbekannte Größe gefunden. Allein der Segen dieser dreifachen Vereinigung scheint diesem Zeitalter noch versagt zu sein; die unsterblichen und wohlweisen Götter haben die Gaben zertheilt und zerstreut; unsere Denker von heute sind selten Dichter, unsere Dichter keine technischen Virtuosen auf den Brettern, und unsere bretternen Techniker keine Poeten. Mosen gibt uns von seinem großen Stoff mehr die Dialektik der gedanklichen Gegensätze als die Sache selber, er gibt uns, darf ich sagen, das Skelett des Thieres und nicht zugleich dessen Fleisch. Dies Skelett seiner Tragödie ist freilich kein bloßer knöcherner Gliederbau. Wer hätte mehr Schwung und Phantasie als Mosen! Er gibt uns auch die Sehnen die diesen Organismus verbinden, selbst die Adern deckt er uns auf, in denen stürmisches Blut pulsirt, selbst das Nervengeflecht wird uns deutlich sichtbar. Aber es fehlt seinen dramatischen Dichtungen das Materielle das er vielleicht stolz verschmäht, trotzig verwirft, und das doch so wesentlich ist, soll sich eine dichterische Schöpfung als wirklich lebendiges Geschöpf gebahren. Mosen setzt den Stoff voraus, statt ihn zu schaffen; er rückt ihn sich mit der eigensinnigen Willkür des Ideologen zurecht, statt ihn vor unseren Augen sich selbst entwickeln zu lassen; seine Figuren gestalten ihn nicht freiwillig aus sich heraus, sie stehen nicht in dem Stoffe, sondern außer ihm, entweder daneben wenn sie scharfe Epigramme machen, oder über ihm wenn sie ideal über sich und ihre Weltstellung in lyrischen Ausbruch gerathen. Die steife Phrase, auch wenn sie die Eingebung des schönsten dichterischen Tiefsinns ist, reicht aber nicht se weit als eine einfache concrete Erledigung des Sachgehaltes. Diesen ganzen Inhalt des Johann von Östreich mit seinem hohen Kothurngang könnte und eine lediglich sachkundige Fabrikarbeiterin wie die Frau Birch and dem hohen Versstyl in die Prosa übersetzen und es würde uns dann erst — es ist schauderhaft zu sagen! — ein faßliches Stück geliefert das menschenmöglich wäre. Einer von unsern Fabrikanten würde bei solcher Prosaisirung gewiß ganz gemeine Motive mit zu Hülfe nehmen um uns das Schicksal dieses kaiserlichen Bastard sohnes am Hofe des königlichen Bruders zu erklärlichen, aber er würde uns selbst mit schlechten Mitteln und Handgriffen mehr mitten in die Sache führen, wir würden mehr in menschlichen Möglichkeiten Fuß fassen können, entginge uns auch der große Weltzusammenhang der Figuren und das geheime Triebwerk des Geistes der dies Spiel zwischen Menschen zu einem Act der Weltgeschichte macht. In Mosens Stücken sehen wir zuviel von diesem Triebwerk, zuviel die geistige Federkraft die die Räder des Menschenlebens in Bewegung setzt. Soviel sah Homerische Einfalt und kernige Naturkraft in Mosens Gestalten laut wird, so sehr sind sie doch selbstbewußte, um ihre Stellung zu Gott, Welt und Zeitalter wissende und in ihrem stolzen Wissen höchst dunkelhafte Philosophen. In Mosens Otto dem Dritten tritt der Kaiser durch's Thor von Rom und bricht in den Monolog aus:

Ich bin der Atlas dieser Welt! u. s. w.

Er entwickelt dann umfassend sein Bewußtsein über seinen Beruf, ohne daß wir sachlich erfahren was ihn dermalen nach Rom getrieben. So erscheinen uns diese Mosenschen Menschen alleseit wie Dii ex machina. Sie warten auch gar nicht den passenden Augenblick zum Erscheinen ab, sie bedürfen keiner Einleitung, sie stoßen allenfalls mit dem Fußtritt eine Öffnung durch die Wand, treten dicht vor die Lampen und sprechen kraftgeschwollen über die Idee ihres Daseins. Und oft wissen wir nicht einmal wie sie just durch diese Thür gekommen sind. In der That, da verstehen sich unsere männlichen und weiblichen Birchpfeiffer, unsere französischen und deutschen Fabrikanten besser darauf ihre Figuren vorzubereiten und einzuführen! Und so wird es erklärlich daß über alle ideale Sophokleische Erhabenheit unsere aufgeschminkten Conlissenvirtuosen triumphiren. Ich will damit gar nicht verlangen daß Mosen dem Ceremoniell, der Etiquette mehr Zugeständnisse machen, die theatralischen Forderungen mehr berücksichtigen solle. Nicht das theatralische, das dramatische Element vermisse ich in ihm. In seinen Stücken ist sogar ein höchst sichtbares und gewaltsames Haschen nach Operneffecten, die er als Surrogat für die fehlende dramatische Wirkung zu Hülfe ruft. Mosen benutzt das Materielle vom dichterischen Stoff nur eben so weit um das Ideelle desselben durch seine Figuren an den Mann zu bringen. Alle Erfindung ist bei ihm nur dazu da um seine Gestalten in diejenige Situation zu rücken wo sie reflectirend oder lyrisch ihre Seele ausathmen können. Daß

Digitized by Google

ſie nur athmen und fühlen wie Moſen ſelber athmet und fühlt, iſt natürlich. Auch an Shakſpeare's Helden iſt jeder Zoll Shakſpeare ſelbſt, Leben von ſeinem Geiſt, Tropfen von ſeinem Blut. Aber dieſer Shakſpeariſchen Helden haben nicht immerfort den Spiegel in der Hand um dieſe Selbſtſchau zu treiben. Und wie wir die Figuren in einen Conflict mit einander gerathen laſſen ohne ſie abſichtlich ſelbſt auf dieſen Punkt zu ſtellen, darin ſind die Franzoſen noch immer die Meiſter. Von Alexander Dumas gibt es ebenfalls einen Juan von Oſtreich. Soviel ich von dieſer Komödie weiß, trifft der König Philipp mit ſeinem Halbbruder in der Neigung zu einem Mädchen zuſammen. Ich will das gar nicht als eine beſondere Erfindung preiſen, zwei feindliche Brüder ſich ſo begegnen zu laſſen, allein es iſt doch damit ein menſchlich begreifliches Motiv gegeben für einen Vernichtungskampf zweier Naturen. Bei Moſen fehlt aber jeder concrete, jeder perſönliche und aus der Sache hervorſpringende Beweggrund zum tödtlichen Haſſe. Andeutungen, Hinweiſe darauf genügen nicht; eine ſolche Baſis zum tragiſchen Conflict, ein ſolcher erſter Act zur Tragödie im Leben zweier Menſchen will erlebt, fertig als Ereigniß entwickelt ſein. Eiferſucht auf den Ruhm des Bruders, Verdächtigung ſeines Freiheitsſinnes ſind auch nur Abſtractionen die uns erſt zu Erlebniſſen würden wenn dieſe Elemente in Philipp's Natur dem Bruder gegenüber Stirn gegen Stirn zur Erſcheinung kämen. Moſen's Philipp kommt aber nur ein einziges Mal im Hintergrund, im innern Gemach zum Vorſchein; er läßt ſich den Sieg von Lepanto berichten und als der ſtürmiſche Held gewaffnet in die Scene ſtürzt um den Bericht ſelbſt zu liefern, ſteht Philipp auf, ſagt: Gott allein gebührt die Ehre! und verſchwindet. Dieſe geheimnißvolle geſpenſtiſche Haltung der Majeſtät iſt eigenthümlich genug; wie wirkſtern, indem wir den bigotten König nur in ſeinen Wirkungen fühlen, etwas von einem politiſchen Dalai Lama. So hat es Moſen gemeint und das für ſehr wirkſam gehalten. Allein es entgeht uns bei dieſen Myſtères de Madrid die dramatiſche Wirkſamkeit im Verhalten zweier Brüder zu einander, von denen der Eine die Krone, der Andere den lebendigen Geiſt des Vaters geerbt. Johann kämpft immer nur gegen die Ordonnanzen des finſtern Herrſchers den er ſeinen Bruder nennen muß, er kämpft gegen die Abſtractionen eines Königthume ſtatt gegen einen wirklichen König. Dieſe Ordonnanzen kreuzt nur die Macht der Kirche, die in Johann ein tückiſches Werkzeug ihrer Plane ſieht. Die Kirche hat an einem Cardinallegaten ihren Vertreter, der ein überall- und nirgends ebenfalls eine geſpenſtiſche Wirkung von der Allmacht der Hierarchie machen ſoll, aber eben auch nur als ein Bedienter des Papſtes ohne individuelle Verbindung mit Johann bleibt, ſo geſchäftig er auch dieſen umgibt, ſo oft er auch verſichert, Johann ſei in den Händen der Kirche. Wir ſind geſpannt zu erfahren was eigentlich die Kirche mit Johann vorhat. Allein dies iſt keine Spannung wie ſie das Drama geben ſoll. Wir verlangen vom Drama in eine Spannung verſetzt zu ſein die uns den Reiz gibt zu erfahren wie ſich in dieſem oder jenem Conflict die betreffende Perſon ſelbſt entwickelt, nicht was mit ihr geſchieht. Beſteht aber der Fortgang im Stücke nur in einer epiſchen Folgereihe von verſchiedenen Situationen in die der Held nach einander verſetzt wird, ſo fehlt dem Drama der dramatiſche Halt, ſeiner Bauart die organiſche Gliederung. Moſen nimmt ſeine Geſtalten von vorn herein als fertige an, die Feindſchaft der Brüder iſt fertig da, ihr Verhalten zu einander präeſtinirt. Alle Präeſtination hebt aber den freien Entwickelungsgang ſo der einzelnen Perſon, wie des ganzen Drama auf. Im Schickſal beider feindlicher Brüder ändert ſich nichts, ihrer Feindſchaft fehlt alle Wendung und Steigerung weil ſie aller perſönlichen Motivirung ermangelt. Die Kirche miſcht ihre Intrigue zwiſchen Beide, gibt aber dem feſtſam hin und her gezerrten Stoffe weder Einheit und Zuſammenhang, noch dramatiſchen Halt und Gang. Johann wird durch die Fürſorge der Hierarchie Generaliſſimus, um den Sieg bei Lepante zu kämpfen; er wird Generalſtatthalter der Niederlande trotz dem die Höflinge Philipps es hintertreiben. Was erſehen wir daraus? Daß die Kirche mächtiger iſt als der Staat. Die Kirche beſtimmt ihm die Krone der Stuart und untergräbt ſein perſönliches Verhältniß zu Maria Mendoza, während die Politik ihm auch in den Niederlanden ſeine Laufbahn als Sieger verkümmert. Wie er die bluttränkte Krone der ſchottiſchen Maria verſchmäht, läßt ihn die Kirche fallen und die Inquiſition in Geſtalt eines ſchwarzbraunen Henkers ſtreckt ſofort die Hand nach ihm aus, nachdem ſchon ſein Freund Escovedo dieſer Gewalt verfallen. Es ſind lauter Situationen in denen und der Held gezeigt wird; und der Reichthum derſelben, die Fülle von Beziehungen die auf den Helden einbringen, macht die letzten beiden Acte zu außerordentlich vollen, kräftigen Gemälden die der ganze Farbenſchmelz der Moſenſchen Sprache, der ganze Prunk ſeiner Gefühle, die ganze epigrammatiſche Schlagkraft ſeiner Gedanken mit all ihrem Glanz ausſchmücken. Moſen gibt uns überhaupt dramatiſche Bilder, aber kein organiſch zuſammenhängendes Drama. Ein Bild iſt noch nicht einmal eine Scene, denn dieſe hat eine hiſtoriſche Stufenfolge von Entwicklungen, während das Bild, auch wenn es ein lebendes Bild iſt, uns feſte Figuren nur in verſchiedener Stellung zu einander zeigt. Ein Drama aber iſt ein Organismus von Scenen, von denen die eine aus der andern wie aus dem Samen die Pflanze, aus dem Stengel Knoſpe und Blume natürlich hervorſprießt. Moſen's Stück iſt in den einzelnen Bildern, namentlich auch in den Volksſcenen, außerordentlich reich an Leben und Bewegung. Daß uns gleichwohl bei ſoviel Aufgebot an Geiſt, an Kraft des Gedankens, an Fülle des Gefühls, keine dramatiſche Spannung in Athem hält, liegt an der ihm eigenen Conſtruction ſeines Gedichtes, an der Art wie er ſich zum Stoffe und die Figuren zu ihrem Inhalt ſtellt. Selbſt wo uns eine ſeiner Figuren durch die ergreifende Wahrheit der Charakteriſtik überraſcht und entzückt, betrachten wir ſie doch nur als eine feſte Geſtalt im Bilde, da wir nichts mit ihr erleben, ihre dramatiſche Geneſis uns entzogen bleibt. Eine ſolche, bei alle dem höchſt bedeutende Figur iſt im Stücke der Freund Johanns, Escovedo. Mich dünkt, dieſer vom Gram über Spanien zerſtörte Geiſt, der gegen die Lücke eines verſunkenen Jahrhunderts nichts als den Stachel des Epigrammes hat, keinen Wunſch mehr hegt als im Freunde für das erſchlaffte Zeitalter den Mann der That heranzuziehen, mich dünkt, dieſer Escovedo ſei nichts anderes denn ein getreues Spiegelbild Moſens. Dem lyriſchen Dichter iſt hier ſeine eigene Natur objectiv geworden. Ein Hauch der alten helleniſchen Welt lebt in dieſem ſtolzen Spanier, aber er findet kein Werkzeug, das er mit dieſem Athemzug der Freiheit beſeelen könnte, und krank und gebrochen, ſchwankt er, ein Schatten ſeiner ſelbſt, in Nacht-

Digitized by Google

wandler mit Visionen, in dieser versunkenen Welt herum. In zwei Scenen mit Johann strömt dieser überwache Mensch seine Seele aus und wenn uns hier der Sonderling für seine Geschenkpläne begeistert, sind wir zuletzt erschüttert bei der Erzählung von seinem Fall unter dem Beil der Inquisition. Diese Figur allein schon gibt dem Mosenschen Stücke einen eigenthümlichen Werth. Aber wieviel Fond an Geist wird hier erst nöthig aufzuwenden um wirksam zu werden, wo Andere mit so gewöhnlichen Mitteln viel leichter wirken! Selbst unsere kleinen literarischen Handlanger für die Bühne haben oft mehr dramatischen Tic als unser tiefsinniger Mosen.

„An meinem Hirn beginnt 'ne hohe Jagd,
Und die Gedankenhunde schlagen an!“

sagt irgendwo dieser Cocevebe von sich selbst. Mit diesem Ausspruch bezeichnet sich vielleicht Mosen's ganze Poesie; wir blikken bei ihm den Gestalten immer zu sehr blos in's Gehirn, während wir sie leibhaftig in der Fülle des lebendigen Lebens sehen wollen. —

Hr. Marr gab diese Gestalt des Cocevebe. Wir können auch andere Darsteller, namentlich Hrn. Wagner und Hrn. Guttmann, lobend erwähnen, die ganze Darstellung als eine meistens ganz gelungene bezeichnen. Der Fleiß und Eifer des Leipziger Schauspiels steht unter den deutschen Bühnen jetzt beinahe oben an.

Leipzig, d. 10. April.

[Zur Literatur über den preußischen Landtag.]

In der Literatur über das Verfassungspatent ist vorzüglich die Provinz Schlesien produktiv. Der schnelle, leichtbewegte Sinn des Schlesiers findet sofort das Wort; auch der Rheinländer findet es in der parlamentarischen Debatte, aber nicht so leicht, mit Ausnahme Hansemann's von Aachen, den literarischen Ausdruck. Schlesien und Rheinland müssen wir als die wesentlich constitutionsfähigen Provinzen des Reiches bezeichnen, während Ostpreußen in der Freiheit der nationalen Gesinnung keineswegs nachsteht. Berlin mit seinen zahllosen Federn hat sich mit Anzügen und mit der Kritik der Landtagsliteratur begnügt; eine beamtliche Widerlegung der Schrift Simon's ungerechnet die weder für schlagfräftig, noch auf amtlichem Standpunkt für folgerecht gelten kann, da sie gegen ein Buch ficht das verboten ist und den Gesetzen verfällt. — Zweifelsohne ist die in Leipzig bei G. Wigand erschienene kleine Schrift „der Herrenstand gegenüber dem niederen Adel“ von einer schlesischen Feder. Der schalkhafte Ton verräth den Schlesier. Der Verfasser gibt sich fast den Anstrich des bekannten genialen Verfechtens der gern hohen und niedern Adel scheidet, nur jenen für Vollblut hält und diesen verpellet daß er antischambrieren muß um in seiner Pauvreté gegen den begüterten und talentvollen Bürgerstand nicht ganz zurückzubleiben. Diese Schrift welche die politische Nichtigkeit des modernen kleinen Adels nachweist, ist jedenfalls trotz seiner Werthhaltung des höheren Adels bürgerlicher Herkunft. Übrigens wird der Landtag mit den Vorbereitungen dazu für den gesammten preußischen Adel eine Schule der Bildung werden. Aus Preußen, Pommern und der Mark hat sich bereits in Berlin Landadel zusammengefunden der nur zum Theil zum Landtag gehört. Die bessern Köpfe unter ihm schaaren sich zur Fahne Bülow-Cummerow's, sind also, obschon sie für alle Standesrechte fechten, doch für Erweiterung der Verfassung und für Vertretung der Intelligenz, obschon sie keinen Sinn haben für den eigentlichen Kern der Nation, das Bürgerthum. Das Rheinland ist in dieser Beziehung die wichtigste Provinz; es liefert die tüchtigsten, gewiegtesten, in vielfacher Schule geübten, für freie Institutionen erzogenen Vertreter des Bürgerthums. — Ebenfalls schlesischer Herkunft ist eine Schrift von Ferdinand Fischer: „Preußens Herrenbank und Wahlgesetz.“ Übereinstimmend mit den Abgeordneten des Rheinlandes ist der Verfasser gegen die von Simon geforderte Incompetenzerklärung. Er erinnert an Mirabeau's Wort: Haben wir die vorhandenen Gesetze des Vaterlandes überschritten, so geschah dies zu des Vaterlandes Besten. Aber er verlangt eine andere Zusammensetzung der Herrenbank, eine wirksamere Vertretung des Bürgerthums, ein Wahlgesetz das nicht lediglich auf dem Grundbesitz beruht. — Heinrich Simon ist laut Schlesischer Zeitung nach Breslau zurückgekehrt, um sich dort seinen Richtern zu stellen.

Einen sehr günstigen Eindruck scheint in Preußen das Religionsedict hervorgerufen zu haben. Die Humanität des königlichen Willens leuchtet zumal aus dem Nachsatz des Erlasses hervor. Die Majestät will nicht daß jemand um seiner religiösen Überzeugung willen in bürgerlichen Rechten gekränkt werde. Incensequent aber scheint das Edict insofern es nur den Dissidenten die Civilehe gestattet.

Köln's Abgeordnete sind Merkens und Camphausen, Männer von gewiegtem parlamentarischem Takt. Politische Blätter melden daß das gesammte Rheinland praktisch genug ist um die Competenz des Allgemeinen Landtags nicht in Frage zu stellen. Auch der Abgeordnete von Elberfeld, Banquier von der Heydt, stimmt in diesem Sinne für Fortentwicklung der reichsständischen Verfassung, für Aufhebung der Censur, für Erlassung eines Preßgesetzes, für vollständige Öffentlichkeit aller ständischen Verhandlungen, für eine nationale, den Interessen der Industrie entsprechende Handelspolitik, für bürgerliche und politische Gleichstellung sämmtlicher Staatsbürger ohne Rücksicht auf religiöse Bekenntniß. Der letzte Punkt berührt den Vertreter Elberfeld's um so mehr als er einer christlichen Gemeinde angehört die sich von aller Gemeinschaft mit der bestehenden evangelischen Kirche losgesagt hat und nach deren Gebrauch weder trauen, noch taufen läßt. — Aachen's Abgeordneter ist David Hansemann, ebenfalls Kaufmann, durch seine höchst verdienstliche Schrift über Eisenbahnen schon früh bekannt als dieses Interesse in Deutschland noch zu den höhmischen Dörfern gehörte. Von gleich großem Gewicht ist Hansemann's neueste Schrift über die Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer, die sich nach seiner Darlegung weder mit billigen Ansprüchen auf gerechte Steuervertheilung, noch mit den Grundsätzen einer vernunftsichtigen Politik verträgt. Die Steuer auf Mehl und Brot vermehrt die Armuth und verhindert das Zunehmen des Wohlstandes im Kern der Bevölkerung. Je niedriger die Brotpreise, desto größer das Gedeihen der Industrie, desto steigender die Wohlfahrt des Volkes. Dies David Hansemann's Glaubensbekenntniß. Zweifelsohne beschäftigt sich der Allgemeine Landtag mit der Frage über Einführung der Classensteuer. Diese begreift in sich Kopf-, Erwerbs-, Vermögens- und Luxussteuer.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 24. April.

Inhalt: Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne. 6. und 7. — Das literariſche Dachſtübchen. Von Hieronymus Lorm. — Aus Berlin und Leipzig. — Zur Literatur über den preußiſchen Landtag; Biedermann. — Abgeordnete des preußiſchen Landtags.

№ 17.

Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne.

6.

Die Kölner Heiligen.

»Hänn Se denn jahr keen Krückchen Verſtand för unſe Dombauverein?« ſagte die Frau Häßig die hinter mir ſtand und mir ſchon lange von ferne zugeſchaut wie ich mich in die politiſchen Zeitungen verlor. Es war ſpät geworden, die Gäſte hatten den Raum verlaſſen, ich ſaß faſt allein noch da und die gute Frau ſtand neben mir. Sie reichte mir jetzt das Dombaublatt; noch ganz feucht war es ſo eben aus der Druckerei gekommen. Sie putzte mir »dat Leech« und ſetzte ſich mir gegenüber, mich gutmüthig, aber befremdet anblickend. Ich betheuerte ihr mein Intereſſe an der Sache des großen Baues. Im Blatte ſtand die Berechnung der Einnahmen und Ausgaben getreulich verzeichnet.

Aus Staatsmitteln hat der König im Laufe der vier Baujahre die Summe von 200,000 Thlrn. auszahlen laſſen. Von ſämmtlichen 117 Dombauvereinen waren etwa 124,000 Thlr. eingegangen, die Kathedralſteuer von 26,000, und der Beitrag des großen baieriſchen Vereins von 48,000 Thlrn. miteingerechnet. Mit den Beiträgen der Fürſten läßt ſich die geſammte Einnahme ſeit 1842 auf beinahe eine halbe Million anſetzen. Aber die Koſten belaufen ſich auch hoch; auf den Ausbau des Nordportals waren allein faſt 100,000 Thlr. verwendet worden. Im Ganzen iſt jetzt der Eifer erlahmt, ſelbſt die Freimaurer mögen in ihren Logen nicht mehr ſammeln. Die Begeiſterung von 1842 iſt nicht mehr zu finden und wenn der Vorſitzende des Vereins in Köln die Dombauſache einen Wendepunkt in der Entwickelung unſeres Lebens nannte, indem ſich damit ein lediglich induſtrielles und materielles Zeitalter zum erſten Male wieder den Intereſſen der Religion und der höhern Kunſt zugewendet, ſo hat er wohl nicht blos den Mund etwas zu voll genommen, ſondern ſich auch hart getäuſcht. Ein gutes Zeichen für die Führung der Sache war daß bei der letzten Erneuerung der Vorſtandsmitglieder des Centralvereins zu Köln neben ſieben Katholiken die Wahl zugleich auf drei Evangeliſche fiel. Das ſagt' ich der Frau Häßig nach der Angabe des Blattes, um ihr doch die Art meines Intereſſes für ihre große Stadtſache an den Tag zu legen. Sie ſchien das gleichgültig hinzunehmen. Daß der chriſtliche Hader nicht gar ſo groß mehr ſei in der Welt, ſagt' ich ihr, bewieſen auch die zahlreichen Beiſteuern jener Fürſten die der katholiſchen Kirche nicht angehören und gleichwohl einem katholiſchen Gotteshauſe zu ſeiner Herrlichkeit verhelfen. Die Königin Victoria ſteht hier mit 3500 Thlrn. verzeichnet, ſagt' ich zur Frau Häßig, der Großherzog von Baden mit 2000 fl., die Könige von Holland und von Hannover mit je 1000.«

»Sinn dee nit och johte Chreßmenſchen?« fragte die Kölnerin mit hochgezogenen Brauen.

Ja das wohl, aber ſie ſind was Ihr Ketzer nennt!

»Un et eß keene Uutſich dabei dat ſe ſich bekehren un bekregeln wöll'n?«

Gott behüte! ſagte ich übereilt. Die Frau Häßig machte ein verſtecktes Kreuz, runzelte aber nicht weiter

Digitized by Google

ihre ſchönen buſchigen Brauen, und blieb freundlich, munter und gefällig.

»Dat hänn de jrobßen Hährſchaffen afjomaaken bei ererer ewwigen Seligkeet!« ſagte ſie wohlgemuth. »Wenn ſe bieſtöern zo unſe Duhmbau, ſe wähden dä Hährgott en Inſehn hann!«

Sie meinte alſo wirklich, Ketzer könnten ſelig werden wenn ſie römiſche Kirchen ausbauen hälfen.

»Et kann och nit feblen,« fuhr ſie mit Selbſtgefühl fort, »dat ahle Welt bieſtöert wenn et de jrobße Stad van Köllen am Rhinge ſilt!«

Aha! dacht' ich, der Klüngel regt ſich. Ich lächelte der Frau in's ſtolze Angeſicht. Ich ſagte ihr, es gebe ja viel größere Städte als Köln, ganze mächtige Reiche in denen kein katholiſcher Chriſt etwas gälte und die trotzdem ihre Herrſchaft über den ganzen Erdboden erſtreckten.

»Dat mach wahl ſtun!« erwiederte ſie trocken, »ämwer meer hänn dä villen Helligen, un bis op den hückigen (heutigen) Daag eß et dat jrobße hellige Köllen.«

Ich äußerte ich ſei nach Köln gekommen um die vielen Heiligen kennen zu lernen.

»Sir de, wat de kloog biß!« rief ſie neckend. »Morgemöy! Er ſinn wahl da hinten innet jrobße Brühßenland rech an Helligen aſjebrannt?«

Ich fragte um welches Heiligen willen ſie denn in Köln den Dom ausbauten; wenn Proteſtanten dabei hälfen, ſo geſchäh' es doch nur zu Ehren einer neuen und doch ſehr alten Heiligen, der heiligen Germania.

»O jömmig! dat muhß 'ne wonderliche Hellige ſinn!« ſagte ſie ſpottend, »dä hänn meer nit und meer hänn doch ahle! Meer hänn dä hellige Jongfrau, dä helligen Jereon, ahle Zint (Sanct) Apoſtle un anſun-deſch unſe liewe hellige Urſchel. Hee kann dat jrobße Schildren im Duhm beſihn!«

Sie meinte das ſorgfältig mit einem Vorhang geſchützte, alte werthe Bild im Dom das die drei Schutzpatrone der Kirche darſtellt, die Mutter Gottes, den heiligen Gereon der mit der thebaiſchen Schaar hier den Martyrtod ſtarb, und die heilige Urſula die nach der Sage mit ihren 11,000 Jungfrauen in Köln begraben liegt. Urſula war eine ſtolze Britin die mit ſo viel Geſährtinnen den britiſchen Kriegern, welche die galliſche Küſte erobert hatten, und ſich nicht mit fremdem Blut vermiſchen wollten, von England nachgeſandt wurde um ihnen vermählt zu werden. Allein ſie wurden an die deutſche Küſte verſchlagen, geriethen an den Rhein bis nach Köln und wurden hier von den Hunnen niedergemetzelt, da ihr Geſchmack und ihr Vollblutsdünkel zu ſtark war um hunniſche Weiber zu werden. Daß ihre Jungfräulichkeit ſo hochgefeiert wurde, während ſie doch ihren britiſchen Bräutigamen nachzogen, iſt vielleicht eine ſpätere Erdichtung der römiſchen Cölibatäre. Eine Wanderung britiſcher Jungfrauen nach dem Rhein, die erſte Touriſtenſchaar aus England, mag 300 Jahre vor Chriſti Geburt zur Zeit des römiſchen Kaiſers Gratianus ſtattgefunden haben. Nur hat man ihre ungeheuere Zahl ſchon früh bezweifelt. Sancta Ursula et X. I. M. V. lautet die Urkunde. Es war eine ſchöne, kindlich beſcheidene Zeit als man am überlieferten Chriſtenthum noch nichts weiter in Zweifel zog, als die Zahl der heiligen Jungfrauen. Unſer großer Leibniz verſuchte ſich in einer ſchüchternen Conjectur der Handſchrift. X. I. M. V., war ſeine Hypotheſe, könnte Undecim Virgo, eine Geſährtin der Urſula, geweſen ſein; daß ihrer Zwei den zukünftigen Männern nachgezogen ſeien, meinte Leibniz, ſei glaublich. Weniger ſubtil waren andere Erklärer die nur XI. als Zahl gelten ließen und M. V. als Martyres Virgines verſtanden. Damit war die Anzahl der heiligen Jungfrauen wenigſtens auf Elf zurückgebracht, und mich dünkt, daran hätte man ſchon genug gehabt. Eine Taube hatte ſich auf der Stelle niedergelaſſen wo ihr Blut gefloſſen, und da baute man die Urſulakirche zu Köln. Durch eiſerne Gitter erblickt man dort einen großen Haufen von Menſchen- und vielleicht auch Pferdeknochen die für die Gebeine der 11,000 Heiligen gelten. Auch Anatomen, nicht blos Philoſophen, haben ſich angeſtrengt, hier Unterſuchungen zu machen. Man hat finden wollen daß die Schädel der engliſchen Mädchen in Sancta Ursula den Römerſchädeln ſehr ähnlich ſeien, wie ſich denn die römiſchen Begräbniſſe ganz in der Nähe befinden. Der Kopf der Urſula wird noch immer in Köln ſehr heilig gehalten, aber man wird vom Kölniſchen »Drücke« jetzt wenigſtens nicht mehr todtgeſchlagen, wenn man die Ächtheit der übrigen mit Sammet und Treſſen überzogenen Schädel bezweifelt. So iſt denn doch das Zeitalter allerwegen und alſo auch in Köln »jet« fortgeſchritten. Nur die Frau Hätzig auf der Schnurgaſſe im Elend ſaß mit ihrem Schädel noch ſtark im Mittelalter, nicht aus Schwärmerei, ſondern nur ſoweit als es zum Ruhme der »jrobßen helligen Stad van Köllen« nöthig ſchien. Das große Bild im Dom aber iſt ein ſicherer Schatz der Kölner, eine Augenweide für alle Welt. Der verſtorbene Wallraf der für Köln dieſelben Verdienſte hat wie der Bürger Städel für Frankfurt, iſt der Retter und Bewahrer

Digitized by Google

des Bildes geweſen in der Zeit der franzöſiſchen Bilderſtürmer. Kalf ſteht hieroglyphiſch auf dem Säbel des einen Standartenträgers im Gemälde, und ſo hält man Wilhelm Kalf aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts für den Maler. Es ſoll die Schule der alten Florentiner verrathen. Einige waren der Meinung, es ſei in Waſſerfarben, und von Fra Giovanni (Johann von Fieſole) weiß man daß er mitunter auch noch ohne Öl gemalt und ſeine Farben mit Eiweiß und Kräuterſaft angefeuchtet. Vielleicht hat eben ein Kölner der unter dieſem Meiſter in Rom arbeitete, das Bild für ſeine Vaterſtadt gemacht, ein braver »Kölſcher Junge« der die ganze innige, aber unbeholfene, an van Eyck erinnernde Treuherzigkeit darin zur Schau gab, ein Willem Kalf der ſonſt ſpurlos in Italien ſich verlor. Das Antlitz Maria's hat die ganze knospenhafte Mädchenfriſche; der dünne Knöchelbug der Hände, die ſperrbeinige Stellung der Männer die ganze Dürftigkeit, wie wir ſie in Bildern aus dieſer Schule kennen, die Waliraf in dem ſtädtiſchen Muſeum zuſammenſtellte.

Für die Frau Hätzig war es eine Ehrenſache mir den Reichthum Kölns an Heiligen aufzuzählen, deren Gebeine und Reliquien dieſe Stadt zu dem deutſchen Rom gemacht. Oben an im langen Regiſter ſtanden Kaſpar, Melchior, Balthaſar, die heiligen drei Mohrenkönige die nach Mailands Zerſtörung im Kölner Dom ihre Schlafkammer erhielten. Frau Hätzig bedauerte mich, nicht einige Zeit früher nach Köln gekommen zu ſein um der achttägigen Andacht zu Ehren des heiligen »Apollinärſch,« wie ſie ſagte, beizuwohnen. Ein heiliger Apollinaris fehlte mir noch in meinen ikonographiſchen Kenntniſſen die ich, nicht um das Himmelreich, ſondern um das Bereich menſchlicher Bedürftigkeiten zu verſtehen, mir ſeit Jahren ſammele. »Wofür iſt dieſer-Heilige gut?« fragt ich Frau Hätzig.

»I jömmlig! för de fahlende Stech!« ſagte ſie zuverſichtlich. In der Lazarethgeſchichte der mittelalterlichen Menſchheit war alſo Apollinaris den Kölnern was den Mainzern der heilige Falientin (Valentin) war.

An einigen Kirchthüren in entlegenen Stadttheilen fand ich auch noch zu Ehren des Sanct Aloyſius von Gonzaga vollkommenen Ablaß offerirt.

»Zint Allewieße eß 'nen meldhätzigen johten Heiligen!« verſicherte mir Frau Hätzig.

Lieber Himmel! dacht' ich, ein ſo weit hergeholter Aloyſius von Gonzaga! Wozu die liebe deutſche Menſchheit ſich auch noch um auswärtige Heilige bekümmerte! Daß ein Volk in einem kindlichen Zeitalter ſich ſeine eignen Götter macht, die Kräfte ſeines Lebens ſich in den Himmel rückt, iſt begreiflich, iſt rühmlich; aber ſich auch in der Religion wie in Allem von draußen her das Heil bringen zu laſſen, iſt troſtlos genug. Mit unſern eignen Gottheiten wären wir längſt fertig, hätte uns Rom nicht immer neue fremde Wunderthäter geſchickt, vor deren Altären unſer Volk gekniet ohne ihre Heilkräfte an ſich zu erfahren. Das Volk in Deutſchland war immer gutmüthig genug ſie ſich in ſein Deutſch zu überſetzen, aber dem Himmel konnte damit nicht gedient ſein und die Erde nicht glücklich werden. — Die Heiligennamen ſind hier gräulich verunſtaltet. Zint Klumbach, Zint Klumbach! ſchrien mir die Leute in die Ohren; ich laufe hin, den heiligen Klumbach und ſeine Kirche zu ſehen, und finde ein armſelig Tempelchen für die taubenfromme Sancta Maria Columba. — Alte Weiber in Köln ſprechen noch immer mit Verzückung von der Märgenkirche. In den kleinen verrotteten Winkelkapellen wo es ſchaurig, ſchmutzig und düſter iſt, beten ſie am liebſten; der große Tempel des wahrhaft gottvollen Chors im Dom iſt ihnen zu hell, zu hoch, zu erhaben. Die Märgenkirche gehörte zu dem wüſten Baugerümpel zu beiden Seiten des Doms, das man abriß um dieſem Luft zu machen. Sie ſtand am Abhang einer Erhöhung wo ehedem Venus Paphia ihren Altar gehabt. Sancta Maria ad gradus nannte man das Kirchlein, weil Stufen hinanführten. Daraus war dann Mariagraden und Märgen geworden. Je verkommner der Name, deſto ſchauriger lockt das Myſterium. Zint Vring heißt ihnen Sanct Severin und die heilige Gertrut iſt eine Geerdrück und ein Drückchen geworden. Je komiſcher, deſto traulicher.

»Anwer Sint Jörres eß 'nen ſcharmanten Heiligen!« ſagte Frau Hätzig.

Ach was! rief ich unwillig, der heilige Görres iſt ja längſt in München!

»Sahl dat wahl ſinn?« ſagte Frau Hätzig zweifelnd, machte aber ſchnell ein Kreuz wie ich lachte; nicht an ihren Georg, an Hrn. von Görres hatt' ich gedacht.

»Sinn Se ald gewäs en Panteljuhns?« fragte die Unermüdliche nach einer Weile.

Wieder ein Heiliger! Panteljuhns? — Sie ſuchte den Namen beſſer zu ſprechen, gab ſich Mühe zu buchſtabiren und es kam dann ein Heiliger heraus deſſen Name wie Pantalon klang. Was? rief ich, habt Ihr auch eine heilige Hoſe? Zieht Ihr die beim Carneval an?

»Wabbelehw (was beliebt)?« ſagte die Gute. —

Digitized by Google

»Gnä!« fuhr ſie fort, »dat well ich üch ſage. Dat Geckenberndchen bät fröderhin in der Faſtezick vörjedanzt und et eß da unger all de löſtige Bröder zo Grunne jejangen!«

In der That das Geckenberndchen war eine humoriſtiſche, ſpottluſtige Volksfigur das den Proceſſionen mit allerlei Grimaſſen und Kurzweil voranſchritt. Man beſchränkte dann den Spaß auf die Carnevalszeit und das Geckenberndchen verlor ſich allmälig. So hat ſich die Narrethei der Kölner immer mitten in ganz heilige Dinge gedrängt. Hätten ſie unter ihren Malern einen Teniers gehabt, er hätte ihnen das Leiden der Märtyrer in Burlesken darſtellen müſſen.

Nicht Pantalon, der heilige Pantaleon hat eine Kirche in Köln. Dort ruhen die Gebeine der griechiſchen Kaiſertochter Theophania, des zweiten Otto Gemahlin. Die Kirche wird zum evangeliſchen Gottesdienſt der Garniſon verwendet. Nach der Meinung der Frau Häßig war damit der Heilige abgeſchafft. Den Oberſten aber und Erſten aller ihrer Stadtheiligen ſcheinen die Kölner faſt vergeſſen zu haben. Es iſt der erſte Biſchof von Köln, Sanct Maternus, ein Schüler des Apoſtels Petrus, der hier das Chriſtenthum predigte und in einer Zelle der Lys- oder Lyſolphskirche begraben liegt. Er ſcheint ſo ziemlich vergeſſen zu ſein und thut keine Wunder mehr, wie Chriſtus in der Kirche von all den Heiligen verdrängt und beſeitigt wurde.

Meine Frau Häßig wußte vom Stifter des Chriſtenthums nichts als daß ihn die Muttergottes geboren, die Juden ihn gemartert und ans Kreuz geſchlagen. Dafür glaubte ſie alles was Jude hieß und das Ketzerthum, was dem gleichbedeutend war, herzlich haſſen zu müſſen. Wenn ſie die Tage an welchem jenes ſich ereignet, Chriſti Geburt und Tod, feſtlich beging, ſo war ſie ſicher, dereinſt ſelig zu werden. Heil und Segen hienieden aber erwartete ſie von den Heiligen der Stadt Köln, nicht von Chriſto. Wer ihr zu dieſem den Weg bahnen wollte, hätte ihr zuvor all die Trümmer ihres heiligen Trödels, all das Reliquiengewühl der Stadt Köln bei Seite ſchaffen müſſen.

Ich war der Herkules nicht. Ich hörte ihr zu und trank meinen Schoppen Bleichert bis mir die Augen übergingen. Henneschen lag ſchon längſt auf der Bank und ſchnarchte.

Es war ſpät geworden. Wie ich ging, nahm ſie »dat Leech« und geleitete mich bis vor die Thür. »Angenähme Rau (Ruh)! Oy Widderkiekens (auf Wiederſehn)!« ſagte ſie freundlich, machte aber doch ihr verlornes Kreuz hinter mir her.

7.

Köln in alter Zeit.

Köln hat mehr Heilige als große Männer aufzuweiſen auf die es ſtolz ſein könnte. Die Heilige hieß die Stadt aus ganz alter heidniſcher Zeit als die erſte Bevölkerung im Lande der Ubier hier den Mittelpunkt für ihren Gottesdienſt hatte, Köln vielleicht die heiligen Geräthſchaften aufbewahrte und hütete. Unter den Erzbiſchöfen weiß man dann von Otto des Großen Bruder, einem Bruno, der das Erzſtift hob und deſſen Freiheiten gründete. Ein Engelbert, der Erſte ſeines Namens, auch Martyr genannt, wird wegen ſeiner Geſetzgebung geprieſen. Unter dem Hochaltar im Dome liegt er in Marmor ausgehauen. Er ſieht nicht danach aus als hab' er ſich ſeine Heiligkeit ſauer werden laſſen. Behaglich, in prachtvollen Gewändern, wie auf ſorgloſem Polſter, liegt der gute Mann da; zwei Engel bedienen ihn rechts und links. Chriſtus trank einen bittern Kelch und weinte Blut. Ihr ſtellt ihn an allen Ecken und Enden auf in ſeiner zitternden Blöße; und Eure Prälaten ruhen ſo gemächlich in ihrem ſtolzen Pomp. Chriſtus wird in der hungernden, frierenden, bis zum Tode betrübten Menſchheit noch alle Tage gekreuzigt; die großen Herren die ſein Nachgefolge ſind, gehen üppig einher und führen in Sammet und Seide ein gottvergnügtes Leben! Da liegen im Dome neben dem nackten Jeſus von Nazareth mit der Dornenkrone auch noch andere ruhmgekrönte, gutgebettete Prälaten. In der Kapelle dort ruht ein Erzbiſchof dem man in Marmor einen Hirſch zur Seite geſellte. Der Mann war ein Jagdliebhaber und ſie gaben ihm ſein Steckenpferd mit auf die Reiſe nach dem Lande Jenſeits. Dort ein anderer der ſich gern Schlöſſer baute. Sie drückten ihm in Alabaſter ein Schlößchen in die Hand, um ihm auch für den Himmel ſein Spielzeug zu gönnen. Iſt das alles nicht ſo heidniſch, oder doch ſo kindiſch wie man den alten Gothenkönigen Schwert und Lanze in's Grab legte auf daß ſie auch im Himmel zu ihrem Plaiſir Krieg führen konnten? So kindlich ſinnlich iſt der römiſche Glaube. Er hat jeder Zeit das ganze Leben in die Kirche getragen und es dieſer zum Opfer dargebracht. Der Proteſtantismus aber trägt umgekehrt die Kirche hinaus in die Welt, in's Leben der Menſchen. Das iſt der Inbegriff und der große Gegenſatz beider Richtungen des Chriſtenthums.

Die Geſchichte Kölns weiß von keinem glorreichen Kirchenfürſten dem das Geſchlecht von heute noch einen Tribut des Dankes ſchuldig wäre. Jener Konrad von

Digitized by Google

Hochſtedten der den Grundſtein zum Dom legen ließ, war ein herrſchſüchtiger, prachtliebender, üppiger Tyrann der ſich ein Salomo ſeiner Zeit zu ſein dünkte und die freie Stadt mit Krieg überzog, weil die Patricier ſich ſeiner Willkür widerſetzten. Er wiegelte die Plebejer in der Stadt gegen ſie auf und in einem allgemeinen Aufſtand wurden die Wollenweber, die auch ſenatfähig werden wollten, maſſacrirt, deren Webſtühle, 17,000 an der Zahl, zerſtört. Konrad's Nachfolger, der zweite Engelbert, war Kölns ärgſter Feind. Gewalt und Liſt galt ihm gleich um die Bürger zu knechten, bis er endlich vertrieben ward. Eberhardt hieß der tapfere Meiſter der wider ihn die Bürger zu den Waffen rief und allem Bann und Interdict zum Trotze die Sache der Stadt führte. Seitdem mußten die Kurfürſten von Köln auf dem ſogenannten ſtillen Biſchofswege um die Stadt in ihren Hof ziehen; die krummſtabigen Herrſcher, die dann ihren Sitz in Bonn nahmen, durften geſetzlich nur Einen Tag in Köln übernachten. — Wer wollte die Kraft des Mittelalters verkennen, das Bürgerthum tadeln das ſich die Stadtfreiheit erkämpfte! Köln wurde durch die Entwickelung ſeiner bürgerlichen Kräfte in der germaniſchen Welt die erſte, wichtigſte Stadt. Zwiſchen Ungarn und Griechenland einerſeits und den Nordſeefürſtenländern anderſeits war Köln der Mittelpunkt des Handels geworden. Augsburg war die Tranſitoſtadt zwiſchen Venedig und Köln, die ſtolze Venezia richtete ſich in ihrem Münzfuße nach der deutſchen Colonia. Köln hatte 80,000 Webſtühle im Gange, und fuhr Jahrhunderte lang mit eigenen Schiffen zur See, nahm ſtarke Zölle auf dem Rhein und ertrotzte ſich das Recht die fremden Waaren auf ſeinen Fahrzeugen weiterzuführen. Die Kölner Kaufherren hatten in London ihren großen eigenen Waarenhof und legten damit zur Hanſe den Grund. Wenn Kölniſche Kaufleute zum Kaiſer an den Hof zogen, machten ihnen Junker und Edelmann Platz; es hieß: da kommen die Herren von Köln! — Das alles war kraft eines Bürgerthums möglich das ſich ſeiner Kirchenfürſten erwehrte. Allein dies Bürgerthum brachte es zu keiner in ſich ſelbſt getragenen Feſtigkeit und Haltung. Der Reichthum machte die Kölner üppig, gab ihnen aber keine Kunſt. In Köln blieb dieſer Bürgerſtolz ein ſtörriſcher Trotz, machte die Kölner nicht gewandt und ſchöpferiſch, ließ ſie nicht einmal klug und bewußt ihre innere ſtaatliche Ordnung feſtſtellen, während die belgiſchen Städte ihren Haushalt ſo einſichtsvoll und natürlich gliederten daß das Communalweſen noch jetzt bei ihnen feſter begründet ſcheint als ſelbſt die politiſche Form ihres Staates. An Bürgerkriegen war Köln ſo geſegnet wie nur je eine Stadt Italiens. Hatte Florenz ſeine Buondelmonte und Cavalcanti, ſo hatte Köln ſeine Overſtolzen und Weiſen, von denen jene es mit den Geſchlechtern, dieſe es mit den Gemeinden hielten. Patricier und Plebejer lebten in Köln laut der Chronik wie Hunde und Katzen. An dem Verfaſſer dieſer Reimchronik, am Stadtſchreiber Meiſter Godefrid Hagen, hatten die Kölner ihren Machiavelli. Es erwuchs ihnen aber aus ihren üppigen Kaufherrlichkeiten kein Geſchlecht der Medici, ein Geſchlecht das nach dem Austoben der rohen Gewalten, nach Erſchlaffung des gemeinen Weſens, die Bürgerrepublik zeitgemäß in ein bürgerliches Fürſtenthum verwandelte. Seiner Kirchenfürſten hatte ſich Köln um der Münzſtreitigkeiten willen erwehrt, aber mit dem geiſtlichen Fürſtenthum, Hand in Hand in vernunftgemäßer Ordnung mit dem Bürgerthum, hätte Köln ſich feſt in ſich ſelbſt gliedern und zum Bewußtſein über das geſammte Heil kommen müſſen, um den größeren Zuſammenhang mit der politiſchen Welt nicht gänzlich zu verlieren. In Mainz hatte ſich der Biſchof die Stadt unterworfen; das Bürgerthum ſank dort zur Schleppe des geiſtlichen Hofes herab. Köln das kräftiger und kriegeriſcher war, verjagte ſeine Erzbiſchöfe, aber ſein Bürgerthum verſchrumpfte in ſich ſelbſt, aus dem täpyiſchen Trotz ward nicht jener Stolz der zugleich klug und menſchlich iſt. In den blutigen Bürgerkriegen zwiſchen den Geſchlechtern und Gemeinden unterlag immerfort dem kaufmänniſchen Ariſtokraten der gewerbliche Plebejer. Ein Fürſt hätte das demokratiſche Element ſtützen, das Gleichgewicht in der Wagſchale halten können. Es fehlte unter ſämmtlichen Kurfürſten Kölns das Talent das dieſen Ausgleich zum Heile des Ganzen auch nur in der Ahnung verſtanden. Mitten in der Zeit der äußern Blüthe floß das Blut der Parteien ſtromweis in den Gaſſen, aber es wurde nichts ausgefochten, der Bürgerkrieg blieb ein dumpfes Gewühl, ein blödes Maſſacre. In Münſter, der furchtbar düſteren Capitale des katholiſchen Münſterlandes, ſieht man an den Thürmen die eiſernen Käfiche in denen die Wiedertäufer zu Tode gehungert wurden. Wir entſetzen uns über die fanatiſche Grauſamkeit. Aber hier in Köln fehlte es auch nicht an Käfichen, hat man ſie gleich nicht aufbewahrt zum Schrecken für die nachfolgenden Geſchlechter. Ein Graf von Jülich ſperrte den Erzbiſchof Engelbert in einen ſolchen Vogelbauer. Der Papſt wollte den Biſchof frei haben. Ei, ſagte der Jülicher, ich hab' mir da einen Vogel eingefangen der mir mein Land

Digitized by Google

verwüstet, meine Leute geschunden, einen Raubvogel, keinen Bischof hab' ich im Bauer; wer ihn haben will, komme ihn zu holen! Und Engelbert's Nachfolger nahm einen Grafen von Berg gefangen, setzte ihn zum Gegendienst gleichfalls in den Käfich, bestrich ihn mit Honig und hing ihn im Freien auf, also daß die Vögel und Fliegen kamen ihn zu peinigen. An mittelalterlicher Niedertracht hat's im gottgefälligen heiligen Köln nicht gefehlt.

Der hohe Rath der freien Stadt Köln hatte allezeit Roms Consuln vor Augen. D. h. die Bürgermeister hatten auch ihre Lictoren welche den beiden »eihrsamen, wysen un vursichtigen« regierenden Herren Fasces und weiße Stäbe vortrugen. Senatus populusque hat sich die Republik von Köln nicht zeichnen mögen; die Erzbischöfe hätten es verstehen müssen das Volk gegen den furchtbaren Druck der Väter der Stadt zu schützen. Der Senat bestand aus Bürgern von den Alten, den Patriciern. Aber das Volk, in dessen Händen die Gewerbthätigkeit war, begann schon im dreizehnten Jahrhundert sich zu fühlen. Es kam zwischen den Geschlechtern und den Gaffeln, wie hier die Zünfte hießen, schon früh zu tumultuarischen Auftritten. Mit dem J. 1396 datirte eine neue Verfassung, scheinbar eine neue Ordnung der Dinge in welcher auch Demokraten senatfähig wurden*). Die 22 Zünfte hatten im blutigen Aufruhr eine furchtbare Macht entwickelt, mehrere Rathsherren waren verjagt, einige hingerichtet. Die Gaffeln erhielten Zugeständnisse, d. h. es wurden die Privilegien in etwas erweitert. Mit dem J. 1513 erstand in Folge neuen Aufruhrs ein neues Privilegienbuch. Das ging stoßweise so fort ohne entschiedenen Ausgleich der Parteien, ohne Feststellung der Elemente des Bürgerstaates. Waren die Parteien nach beiderseitigen Wuthausbrüchen des Abschlachtens müde, so riefen sie Kaiser und Reich herbei, und kaiserliche Commissarien suchten dann unter den freien Bürgern eine Ordnung herzustellen die nichts werth war, weil die kämpfenden Theile sie sich nicht selbst gaben, und die nur so lange dauerte bis der verstockte Hochmuth der Patricier von neuem die wilde Rohheit des Pöbels in den Harnisch trieb.

Zu diesen Kämpfen zwischen dem Vollblut und Halbblut der Bürger gesellte sich in Köln natürlich auch die Glaubenswuth mit ihren Gräueln. Es ist begreiflich daß sich die Kinder Israels durch Wucher und Verrätherei verhaßt machten, zwischen den Vätern, dem Volk und dem erzbischöflichen Hofe die Spione waren. Im J. 1349 ward um des Glaubens willen ein großes Autodafé an den Juden vollzogen; 1424 wurden sie gänzlich zu den Thoren hinausgepeitscht. Aber der fromme Fanatismus erstreckte sich auch auf die christlichen Ketzer. Im J. 1618, zu gleicher Zeit als die Böhmen in Prag zum Besten des neuen Glaubens eine freilich sehr furchtbar helle Fackel anzündeten, wurden in Köln zum Gegenstück sämmtliche Protestanten, gewerbfleißige und wohlhabende Bürger, verjagt und verbannt; 1400 Häuser standen plötzlich leer, und in Mühlheim, Crefeld, Elberfeld blühten bald zum Nachtheil Kölns unter den Händen dieser Flüchtlinge Manufacturen und Fabriken.

Dies war ein Wendepunkt in der Geschichte Kölns, ein Punkt über den wir Menschen von heute auch noch zu Gericht sitzen müssen, obschon die Nemesis hinreichend thätig war ihn als verhängnißvoll und folgenreich in der Entwickelung dieser Stadt zu bezeichnen. Wir wissen von Georg Forster daß evangelische Christen auch 1790 noch kein Gotteshaus in Köln hatten, der Senat seinen Freibrief für sie aus Furcht vor dem mit Brand und Aufruhr drohenden Pöbel zurücknahm. Vier Jahre darauf ward Köln französisch, pflanzte den Freiheitsbaum mit der Jacobinermütze auf und sicherte den Protestanten die Ausübung bürgerlicher Rechte. Allein die Geflüchteten kamen nicht zurück, sie hatten eine Heimath gefunden an deren Aufblühen der Fleiß ihrer Hände sich betheiligte. Der katholische Pöbel hätte sie vielleicht auch noch zerrissen, wenn sie Miene gemacht sich eine Kirche zu bauen. Die Wenigen die sich wieder in Köln ansiedelten, hatten noch 1802 kein Gotteshaus, und gingen, wenn sie beten wollten, nach Mühlheim hinüber*).

Dies hat das heilige Köln mehr gezeichnet als die Gräuel seiner Bürgerkriege zwischen den Geschlechtern und Zünften. Nicht blos der Übermuth der Patricier, nicht blos die Habsucht und List der kaufmännischen Aristokraten, auch der Fanatismus seiner Priester; nicht blos die schlechte Politik seiner Bürger, auch die dumpfe Befangenheit eines finstern Glaubens hat Köln von seiner alten Höhe gestürzt. In diesem zwiefachen Sumpfe steckte der Trotz des verstockten Kölnischen Klüngels. Während sie sich ihrer Erzbischöfe erwehrten, ihre

*) Diese Constitution siehe in: Respublica Ubio-Agrippinensis ab urbe condita Dissertatio historica per Gerardum Ernestum Hamm, j. u. d. in alma universitate Coloniensi professorem ord. et publ. Coloniae typis 1747. p. 102.

*) Siehe Klebe's Reise auf dem Rhein. 1802.

Digitized by Google

Kirchenfürſten zum Thore hinauswieſen, verfielen die Kölner daheim um ſo ſicherer den Händen der niederen Kleriſei und ihren mönchiſchen Gevattern. Nirgendwo ſonſt hat ſich die Kapuze beim Philiſter ſo tief eingeniſtet und eingevattert. Patricier und Pfaffen theilten ſich hier brüderlich in die Herrſchaft über den Pöbel und während der Erzbiſchof in Bonn reſidiren mußte, blieb doch der päpſtliche Nuntius im heiligen Köln und wachte über die moraliſche Finſterniß. Köln iſt herunter gekommen weil es gegen den Geiſt des proteſtantiſchen Zeitalters verſtockt blieb. Es brauchte nicht den alten Glauben abzuſchwören, aber es durfte ſich nicht gegen alle Folgerungen eines neuen Zeitgeiſtes verſchließen. Man weiß von zwei Kölniſchen Erzbiſchöfen die dem Lutherthum zugeneigt waren. Ein Graf von Wied, als Kurfürſt Hermann der Fünfte, beförderte die neue Lehre, Gebhard Truchſeß von Waldburg nahm ſie ſogar an und ertheilte ſeinen Unterthanen Glaubensfreiheit. Sein Verhältniß mit der Agnes von Mansfeld iſt eine eigenthümliche Romanze in der Geſchichte von Köln. Beide Kurfürſten wurden vom Papſte abgeſetzt und in den Bann gethan; ihre Geſtalten verſchwanden ſpur- und wirkungslos. Köln ſelbſt war taub und ſtumpf auch gegen gröbere Mahnungen jenes Zeitalters, es war blind gegen die Zeichen am lichtgewordenen Himmel, ſein Glaubenseifer konnte, als ihm die Kraft zum Fanatismus ausging, nur ſtarr in ſich verknöchern. In allen Formen des Lebens, in Sitte und Gewohnheit blieb Köln hinter den Bollwerken der frommen Barbarei in ſeinem ſteifen Dünkel befangen, ſein Klüngel war zur Zeit der Reformation ein abſcheuliches Gewebe von ſatter Faulheit, verſchloſſener Kraft und unüberwindlichem Hochmuth. Colonia barbara, nicht sacra konnte Köln damals heißen, denn es blieb auf erſchreckende Weiſe in aller Kultur zurück. Die Kölner Univerſität war ein Sitz dumpfer Finſterlinge geworden. Gerade die Magistri et Doctores Colonienses waren die viri obscuri, die Dunkelmänner, gegen welche zu ſeiner Zeit Ulrich von Hutten die Geißel der Satyre richtete. Und nicht blos Hutten, auch Reuchlin und Erasmus eiferten gegen dieſes Bollwerk der Scholaſtik, ein Bollwerk das Hochſtraaten mit ſeinen Dominicanern beſetzt hielt. Scholaſtiker ſind es geweſen die in Köln geblüht, ein Duns Scotus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Petrus von Ravenna. Als es aber galt der Welt durch die Wiſſenſchaften ein Licht anzuzünden, da war die Kölner Hochſchule der ſchweigſamſte Sitz der tiefſten Barbarei. Ihr dürft nicht ſtolz ſein auf Eure Heiligen, denn ſie haben Euch treulos um Euer Heil betrogen. Wo ein heimiſches Licht in Eurer Nacht auftauchen wollte, da habt Ihr die Kapuze zum Leuchterknecht benutzt. Alles was unbequem iſt vertreiben, das war immer ein ſchlechtes Polizeiprincip. Selbſt den Polyhiſtor Cornelius Agrippa, Euer Stadtkind, deſſen Tractat über die Bettelmönche dem Lutherthum einige gute Seiten abgewann, habt Ihr damals fortgejagt. Hättet Ihr doch lieber den »Apollinärſch« vertrieben und dem »Allewieſes« der gar nicht allweiſe war, die Kerzen ausgeblaſen! Ihr habt nicht allzu viel Stadtkinder auf die Euer Klüngel hinweiſen könnte. Den Peter Paul Rubens den Euch der Zufall der Geburt zugeworfen, habt Ihr den Niederländern gegönnt, und Berthold Schwarz, der kluge Mönch, mußte für die Venezianer das Pulver erfinden. Dafür freilich konntet Ihr Euch mit Sanct Bruno begnügen, der ſeine Erfindung, den Karthäuſerorden, recht weiblich in Eurem gottſeligen Philiſterthum einniſtete!

Gutes altes heiliges Köln! Der Proteſtantismus in Deutſchland hat Dich auch in allen weltlichen Dingen überflügelt! Hamburg und Bremen nahmen Deine Hanſe in Empfang, Frankfurt hat Dich kaufmänniſch, Elberfeld Dich gewerblich zurückgedrängt. Auf, altes noch immer kräftiges, ſelbſt unter Trümmern reiches Köln, auf, bebe und rühre Dich! Ein König hat Dir und Deinem alten Ruhm die Hand geboten. Alaaf Köln!

Das literariſche Dachſtübchen.

Von **Hieronymus Lorm.**

Nicht wie dem ariſtokratiſch durchdufteten Baron von Sternberg iſt es mir vergönnt den »Büchertiſch« einer eleganten Berliner Haute-volée-Dame in Ordnung zu bringen und die parfümirten Stäubchen die dabei aufſtiegen, mit kritiſchem Munde in das Stuttgarter Morgenblatt zu blaſen. Mein Büchertiſch ſteht im mehr von Cigarrenduft als von edlerem Räucherwerk durchwölkten Zimmerchen eines letzten Stockwerkes

Digitized by Google

in Berlin. Der gute Freund genießt keine mäßige Sinecur in meinem kleinen Wohnſtaate, er iſt nicht zu unnützem Schmuck vorhanden, denn der wohlklingende Titel »Büchertiſch« iſt ihm nicht blos zur Rechtfertigung ſeines Daſeins verliehen, weil man etwa ohne ſeinen Titel nicht wüßte wozu er auf der Welt iſt, — mein Büchertiſch hat noch andere gewichtige Laſten zu tragen. Er iſt Haus-, Hof- und Staatskanzler meiner Stube, es ſteht ihm kein anderes vierbeiniges Geſchöpf helfend zur Seite und den meiſten Geſchäften muß er ſeine Dienſte widmen. Ja ſelbſt den minder hohen Rang des Stuhles muß er ſich zuweilen gefallen laſſen, wenn liebe Freunde allzu zahlreich meine allerhöchſten Gemächer beſuchen. Hat er trotz dieſen plebejiſchen Verrichtungen das Recht ſich in der Journaliſtik breit zu machen, gleich ſeinem mit ſeinem Teppichgewande verzierten Collegen, durch deſſen goldbeglänzte Bücherhallen das ſondernde Auge des Herrn Baron von Sternberg wandert? Ich glaube, wenn ſeine Füße auch weniger zierlich geſchnitzelt und gekräuſelt ſind, ſo ſtehn ſie dafür um ſo gerader und feſter, und kann er das Auge nicht durch elegant lackirte Glätte erfreuen, ſo erinnert er dafür um ſo erquicklicher an das ſchöne, freie Waldleben, dem er entnommen iſt. Die Kritik aber findet vielleicht eine gediegenere Stütze am ungehobelten Holze, das aus dem Volksboden emporgewachſen und deshalb breit und ſtark genug iſt, um Vieles zu faſſen, als an einer zu exceptionellem Gebrauch verkünſtelten Unterlage, die ſich wohl hüten muß, daß ſie unter der literariſchen Bethätigung einer ſo ſchwer drückenden, gewichtigen Zeit nicht einbreche.

Die Nacht iſt ſtill, ſie muß ſoviel der Thränen und auch ſoviel des verſtohlenen Glückes verſchweigen. In meinem dunklen Stübchen leuchtet es nur auf dem Tiſche, von einer kleinen darauf ſtehenden Lampe. Aus den Büchern, die ſie wie ein Wall umgeben, ſcheinen die Geiſter und Geiſterchen zu huſchen, froh in ihrer mitternächtlichen Befreiungsſtunde einen ſo warmen Raum und ſo traulichen Lampenſchein zu finden. Mögen ſie mir mehr Licht geben als es die trübe Lampe, mehr Wärme als es der heute zufällig nicht ungeheizte Ofen vermag.

1.

Ein Eremit in der Literatur.

Wie in der Weltgeſchichte eine untergegangene Epoche der darauf folgenden noch an Sitten, Gebräuchen, Koſtumen ein Erbe hinterläßt, das ſich immer mehr als fremdartig fühlbar macht, bis es ſich endlich gänzlich verliert, ſo ſcheint auch jede untergegangene Literaturepoche der darauf folgenden einige Talente zu übermachen, fähig, ſie noch einige Zeit lebendig zu erhalten. Freilich iſt dies Leben nur ein Scheinleben, weil es nicht mehr im allgemein herrſchenden Geiſte, nur im iſolirten Individuum ſeinen Ausdruck findet. Es gemahnt an die urweltlichen Thierſkelette, welche, wenn wir ſie auch plötzlich mit Fleiſch bekleiden und durch Blut beſeelen könnten, doch in unſerer jetzigen Welt nicht die Nahrung und Befriedigung fänden welche ihrer Organiſation zukommt, und durch welche ihre Exiſtenz bedingt iſt. Und es gibt ſolche ausgegrabene Talente, die ſich geberden als ob ſie zu unſerer Welt gehörten, wenn ſie auch als ihr Widerſpruch darin herumwandeln. Drum werden ſie nie zur Behaglichkeit des uns natürlichen, geſunden Waltens und Wirkens gelangen, ſie ſtoßen ſich wund an ſpitzen Ecken, wo unſere anders gebauten Arme ſanfte Rundungen finden. Was ihnen Duft iſt, ſteigt nicht aus unſern Blumen, was ihnen Brot iſt, wächſt nicht auf unſern Feldern.

Von allen Literaturepochen hat die romantiſche Schule als die zunächſt zurückgelegte, die meiſten Erben ihrer mondbeglänzten Schätze in unſere Zeit herübergeſchickt. Freilich ſind für Viele davon dieſe Schätze kein angebornes Erbteil, zu welchem ſie durch Naturrecht, durch das Recht ihrer Natur, gelangt wären, ſie haben ſich vielmehr erſt ſpäter von dieſen Schätzen blenden laſſen und ſich denſelben hingegeben, ſie riſſen ſich gewaltſam aus dem hellen nüchternen Heute, und eine künſtliche Theaternacht, ein ölgetränkter Papiermond genügt ihrer Illuſion, die mondbeglänzte Zaubernacht wieder herzuſtellen. Einige jedoch bringen ſchon eine Natur, die aus romantiſchen Elementen zuſammengeſetzt, mit auf die Welt, ſie brauchen ſich nicht künſtlich in die Romantik zurückzuzwingen, ſchlafwandelnd gehn ſie ſicher, vom Tage ungeſtört, auf verfallenen Burgtreppen, auf welchen wenig andere Geiſter unſerer Zeit mehr behaglich fußen könnten. Wie Gott von Voltaire, wäre die Romantik von ihnen erfunden worden, wenn ſie nicht zufällig ſchon wäre vorhanden geweſen. Eine ſolche Natur iſt Julius Moſen. Er ſchreitet einſam wie ein Schlafwandler an uns vorüber, er iſt ein Eremit in der Literatur.

Mit dieſem Ausdruck hat man freilich ſchon Beſſeres bezeichnet. Nicht blos die Überreſte untergegangener Epochen ſchreiten vereinſamt durch die Gegenwart ohne den Zweck ihres heutigen Daſeins finden zu können, auch die phrophetiſchen Herolde künftiger Ent-

Digitized by Google

wickelungen der Zeit und der Literatur bleiben halb oder gar nicht verſtandene Eremiten und erſt von ihren Gräbern pflückt man die Einſicht ihrer Bedeutung und legt erſt auf jene die lang verſagte Huldigung nieder. Allein jede Selbſtändigkeit verdient Beachtung und jede Conſequenz Verehrung. So iſt auch Julius Moſen hoch zu ſchätzen, daß er nicht mit der Heerde läuft, daß er ſein Weſen nicht gewaltſam nach demſelben widerſprechenden Richtungen drängt, weil von dort her die Sonne des heutigen Beifalls ſcheint, ſondern mit ſtillem frommen Cultus ſeinem innerſten Schöpfungsdrang Genüge thut. Für oberflächliche Blicke mögen ſich ſeine Hervorbringungen zwar an überwundene Zuſtände zu lehnen ſcheinen, der Tieferſchauende jedoch wird eine ſelbſtändige Eigenthümlichkeit darin nicht erkennen, die, nur zufällig, nur äußerlich nach ſchon verbrauchten Gewändern greift.

Julius Moſen hat kein Publikum. Unſere Zeit, die ſo viel lieſt, hat darüber die Wonne des ſtillvergnügten Leſens verloren, wie Einer, der tagüber geſchäftlich auf der Straße zu verkehren hat, keinen beſondern Genuß mehr am Spazierengehen findet. Das Leſen iſt allzuſehr anſtrengende Selbſtthätigkeit geworden, als daß es noch ein mäßiges Vergnügen ſein könnte. Jeder Leſer will jetzt kritiſch zerſetzend mindeſtens eben ſo eifrig an dem Buche gearbeiten, als der Autor ſchaffend daran gearbeitet hat. Die Thätigkeit, zu welcher unſere ſocialen, politiſchen und religiöſen Zuſtände alle Lebenskreiſe anſpornen, kann, bei dem Mangel an einem großen öffentlichen Volksleben in Deutſchland, nur in der Literatur ihren Abfluß und ihre Befriedigung, ihre Saat und ihre daraus entſproſſene Nahrung finden. Deutſchland hat jetzt nicht blos überall nur Tendenzſchriften, ſondern auch überall nur Tendenzleſer und will man dieſe Anſicht auch für das Theater gelten laſſen, ſo wird man darin eine Urſache ſeines Verfalles in Deutſchland erkennen, indem die Regierungen dem Theater, als unmittelbarer wirkend, mehr als jeder andern literariſchen Thätigkeit die Sendung verwehren, mit welcher das Publikum die Literatur von heute betraut hat. Eine freie Schöpfung der Phantaſie, in welche kein Lärm des Tages hinübergenommen, hat wohl noch in Frankreich, in England ein dankbares Publikum zu gewärtigen. Denn wo die Fragen, welche eine ganze Nation in beweglichſte Aufregung verſetzen, noch in großen Volksverſammlungen, im Parlament, in der Tagespreſſe ihren ungehemmten entſchiedenen Ausdruck finden, kann der eigentlich äſthetiſchen Literatur das Recht belaſſen werden, nur um ihrer ſelbſt willen vorhanden zu ſein und kann dieſelbe mit reiner, auf anderem Wege von den Laſten des Tages entladener Seele aufgenommen werden. In Deutſchland jedoch, ſeit das Volk angewöhnt hat ſich von ſeiner Befreiungsthätigkeit auszuruhen und gebieteriſch nach einer ganz andern Befreiungsthätigkeit verlangt, für welche ihm aber eben nur die Literatur als Spielraum vergönnt wird, iſt die Zeit des ſtillvergnügten Leſens und der ungeſtörten Freude an rein äſthetiſchen Schöpfungen vorüber. Wäre dem nicht ſo, dann hätte Julius Moſen ein großes Publikum für ſein Novellenbuch*). Er brauchte die einzelnen novelliſtiſchen Dichtungen darin nicht durch zeitgemäße Arabesken mit einander zu verbinden, oft Satyrköpfe, deren Züge dem modernen Leben abgelauſcht ſind und die in ſeine moosbewachſene, romantiſche Welt hinein ſpöttiſch flichern und kritteln.

Schon die Vorrede zu dieſen märchenhaften Novellen erſcheint ſelbſt wie eine ſolche. Sie will uns glauben machen daß wir Abdrücke der ſeltenen Moſe der Zeit zu ſehen bekommen werden, einer Zeit, welche ſich nicht in Thaten ausprägt und deshalb in das Chaos der Ewigkeit zurückſinkend, hinter der zum dünnen Gaſchleier gewordenen Wirklichkeit die Grimaſſen der Geiſterwelt erblicken läßt. Das Rococomoos unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände wäre in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und ſchön geworden. In ſolchen geſellſchaftlichen Traumzuſtänden wird das Allerhöchſte zum Märchen und das in Zeit und Raum Entfernteſte zur greifbaren Gegenwart. Der Verfaſſer, ſcheint es, täuſcht ſich oder uns, wenn er, vielleicht im Bewußtſein daß es jetzt, wie oben angedeutet, in Deutſchland an der Stimmung für rein äſthetiſche Genüſſe mangelt, ſeine Romantik mit unſerer modernen Welt ſchon durch einen ſo ſchwanken Faden verknüpft glaubt. Es mag ſein daß im ſtillen, politiſch ziemlich apathiſchen Dresden, wo dieſe Novellen während des Verfaſſers vieljährigen Aufenthaltes entſtanden, die Zeit ſich wirklich nur in Rococomoos abdrückte, deſſen wirr durch einander laufende Geflechte ſich vor dem Auge des ſonſt vom Lärm der Gegenwart nicht beheiligten Dichters zu den Bildern, Träumen und Märchen zuſammenfügten, die uns ſein Novellenbuch aufſchließt. Allein das ſtille Dresden iſt nicht die Welt und am wenigſten die Welt unſerer Zeit, welche trotzdem daß ſie von einem dreißigjährigen Frieden umhegt wird, weit entfernt iſt von dem Angeſ-

*) Bilder im Mooſe. Novellenbuch von Julius Moſen. Leipzig. Brockhaus 1846.

Digitized by Google

des Traumlebens, in welchem die Wirklichkeit zum Gaſchleier und die Geiſterwelt zur Wirklichkeit würde. Die Zeit welche ſich nicht in Thaten ausprägt, wird eben am ſchwerſten von der Wirklichkeit gedrückt und am wenigſten von der Geiſterwelt des Traumes geſtreift. Gewichtige Thaten, zu welchen ſich eine Zeit aufrafft und in welchen ſie ihren beſtimmten Ausdruck findet, flegen durch das große Princip aus dem ſie hervorgehen, über die tägliche und alltägliche Wirklichkeit und erheben ganze Völker zu dem Bewußtſein, daß der ideale Gedanke und das Ringen nach ſeiner Bethätigung noch heiliger und wichtiger iſt als der wirkliche Beſitz und das Streben nach Erhaltung deſſelben. Eine Zeit hingegen wie die unſrige, die ſich nicht in Thaten ausprägt, drückt ihr Bild um ſo gewiſſer und beſtimmter auf der ſandigen, ſteinigen, unerquicklichen Wirklichkeit ab, wie denn in der That keine Zeit ſo ſehr als die jetzige ſich mit den primitivſten Zuſtänden der Wirklichkeit, mit welchen man nach zweitauſendjähriger Arbeit im Reinen zu ſein glauben ſollte, wieder vom Grund aus neu zu beſchäftigen hat und im Pauperismus und andern Krankheiten und Wehen die Unzulänglichkeit der allerwirklichſten Inſtitutionen des Staates erkennend, an eine radicale Reform derſelben gehen muß. Eine ſolche Zeit hat dichte, ſchwere Wirklichkeit genug, um keine Geiſterwelt durchſtimmern zu laſſen und ihr ſanftes, proſaiſches, ſchweißtriefendes Arbeiten geſtaltet ſich für das darauf ruhende Auge des Dichters nicht zu den Bildern, Märchen und Träumen eines Moſen'ſchen Novellenbuches. Und wenn wir mit Julius Moſen nicht rechten können daß ſein von iſolirter Poeſie beſeeltes Auge nicht die Geſtalten und Entwickelungen ſieht, die ſich für andere Poeten aus dem Anblick unſerer Zeit ergeben, mit einem Wort, daß er kein Zeittendenzdichter iſt, ſo müſſen wir doch mit ihm rechten daß er ſeine romantiſchen Mosabrücke für Abbrücke unſerer Zeit hält oder ausgeben will.

Ein Klub luſtiger Geſellen die ſich Benedictiner nannten, hatte ſich gebildet. Er beſtand aus Künſtlern aller Art, Philoſophen und Dichtern; jeder beſtrebte ſich der Geſellſchaft irgend einen geiſtigen Genuß zu bereiten. Dieſe geiſtigen Genüſſe ſind eben die Erzählungen des Buches, mit welchen ſich bald die Schickſale der Erzähler ſelbſt verflechten, intereſſante, wunderbare, beneidenswerthe Schickſale, zu wunderbar, zu beneidenswerth für unſere nüchterne, traurige Zeit, als deren Kind ſich doch jeder dieſer modernen Benedictiner durch Anſichten, Raiſonnement, Debatten bethätigt, welche, wie ſchon erwähnt, den bindenden Faden um das Novellenbuch ſchlingen. Reißen wir dieſen Faden ab, heben wir die einzelnen Prachtſtück heraus, losgetrennt von aufgezwungenen, modernen Beziehungen, und wir bereiten uns, wenn uns die Kämpfe der Gegenwart nur Gemüthsruhe genug dazu übrig laſſen, eine ächte romantiſche Erquickung, als ob wir eine Sommerreiſe machen würden durch die ſchönſten Wald- und Flußpartien der ſchönen, deutſchen Erde.

Wir übergehen »das Königelſenſtück« und die franzöſiſche Maskenballgeſchichte, die uns anmuthen wie aufgefriſchte Gewächſe aus einem welken Literaturgärtlein, und wenden uns zum luſtig grünenden Rebenſtock »Vinetus,« welchen die Sonne der Poeſie mit Feuer, Geiſt und Humor erfüllte. Wie ehrwürdig ſitzt er, der herrliche Vinetus, im Schöfferhauſe zu Chorburg, an der langen Feſttafel, um ihn die Honoratioren des Städtchens, und feiert mit ihnen das Jubiläum ſeines funfzigſten Lebensjahres und ſeiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung. Wie blühen ſie Alle roſenroth auf in der Gluth der köſtlichſten Weine, zu deren Genuß er unermüdlich ermuntert! Aber o Wunder! er ſelbſt, der herrliche Vinetus, hat das große Kryſtallglas voll Waſſer vor ſich und ſchaut ruhig mit waſſerblauen Augen in das weinbeſeelte Treiben, denn er feiert heute zugleich das Feſt ſeiner fünfundzwanzigjährigen Entſagung und Enthaltung vom Genuſſe des Weines. Solche Tugend, ſolcher Heldenmuth, ſolche Märtyrerluſt führt nicht auf geradem Wege in ein braves weinluſtiges Herz. In der That, des Vinetus fromme Moral wuchs aus gar grauſamen Schickſalen auf, und woher kommen die grauſamſten Schickſale anders als aus den Weiberherzen und Launen, was oft daſſelbe iſt! Wie oft ſaß er als Student zu den Füßen Aloyſia's, des Weinſchenken holdſeligen Tochter! Er trank tagtäglich einige Römer Wein in der Schenke ihres Vaters, nur um ſie zu ſehn, und er wollte ſie ſo oft ſehen daß er bald ſein Geld, ſeinen Verſtand, ſeine Zukunft vertrunken hätte. Und gerade dieſe Opfer, die er nur ſeiner Liebe zu ihr brachte, machte ſie ihm zu bittern Vorwürfen. Getränkt ſchied er, um nie wieder zu kommen. Im Studium der Jurisprudenz wurde ſein Kopf immer heller und ſein Herz immer kälter, er erbielt beim Examen die rühmlichſte Cenſur und ließ ſich in Chorburg als Advocat nieder. Dort lernte er ſeinen nachmaligen Schwiegervater kennen, doch machte deſſen Tochter, obwohl ſie Ähnlichkeit mit Aloyſia hatte, noch wenig Eindruck auf ſein ganz mit Pandektentiteln vollgeſtopftes Herz. Da erbielt er eines Tages den Preiscourant der vom Vater Aloyſia's friſch

Digitized by Google

bezogenen Weine, mit der Bitte darauf zu reflectiren. Dabei lag ein Medaillon mit dem Bild der Einſtgeliebten und ein Brief mit der Nachricht von ihrem Tode. Sie hätte, ſeit er die Schenke nicht mehr beſuchte, immer mehr und mehr geſiecht, bis ſie endlich auf's Krankenlager ſank, um nicht mehr aufzuſtehn. Kurz vor ihrem Tode hat ſie daß man ihm das Medaillon mit ihrem Bild überſenden möge. Vinetus wüthete gegen ſich ſelbſt in der Raſerei des Schmerzes. Vergebens ſuchte er in der freien Natur die Laſt ſeines Herzens loszuwerden. Er kehrte wieder heim, ſein Blick fiel auf den unglücklichen Preiscourant und er mußte in ein unaufhaltſames Lachen ausbrechen, das er nicht hätte bezwingen können und wenn es ſein Leben gekoſtet hätte. Er ſchrieb an den ſpeculativen Weinhändler, der ihn denn auch mehr als nach Wunſch bediente. Selige Träume, wiederkehrendes Glück, unendliche Fröhlichkeit ſog Vinetus aus den Flaſchen und bald trauerte die ganze Umgegend darüber daß ſich der talentvolle Mann ſo rückhaltlos dem Laſter des Trunkes ergeben. Sein nachmaliger Schwiegervater glaubte es ſich ſchuldig zu ſein, mit ihm von der Sache zu reden und wußte ihn ſo auszuforſchen daß er bald Alles erfahren, ja ſogar das Bild Aloyſia's geſehen hatte. »So hatte ich, erzählte Vinetus ſeiner Tiſchgeſellſchaft, einſtmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugeſprochen, und ſchon fing mein Zimmer an ſich in ein großes, hellgeſchliffenes Weinglas zu verwandeln, um deſſen Rand herum mark- und herzerſchütternde Melodien liefern, als führ' ein Rieſenfinger oben am Glaſe ſcharf im Kreiſe herum. Da ſank auf einmal die Geſtalt Aloyſia's vor mir nieder und ſprach mit unendlich betrübtem Geſichte: Schade, ſchade um dich, daß du deinen geſunden Verſtand in Wein erſäufſt! — Erſchrocken von dieſer Anrede rief ich aus: Es geſchieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich ſo ſchlecht geworden! — Und deinetwegen, erwiederte Aloyſia's Geiſt, kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingſt dir zu erſcheinen. Vinetus, es wird der Tag kommen, wo wir Beide vor Gottes Richterſtuhl ſtehen! — Ich war zerknirſcht, ich umſchlang ihre Füße und rief: Fordere Alles von mir, ich gelobe, ich halte mein Angelöbniß! — So ſchwöre mir, entgegnete die Erſcheinung, nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken! Ich ſchwöre es dir, ſo wahr mir Gott helfe! — Amen, ſagte eine dumpfe Stimme und Alles war verſchwunden. Ich ſelbſt lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erſt um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett und ſchlief bis ſpät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Menſch ſtand ich auf und trank ſeitdem nie mehr einen Tropfen Wein.« — Als nun die Gäſte Aloyſia hoch leben ließen, ſtieß nur des Vinetus Frau, Brigitte, in alter Eiferſucht nicht mit an, ſondern rief: O Himmel, muß ich denn immer wieder von dieſem Weinſchenkenmädchen hören? Daß du es nur weißt: ich machte an jenem Abend deine Aloyſia — ich war es, die dich ermahnte, beſſer zu werden, und keinen Wein mehr zu trinken! — Du? fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weit aufgeriſſenen Augen und dieſes Du war der Schlußpunkt an dem fünfundzwanzigjährigen wäſſerigen Spaß. Mit barchantiſchem Jubel begrüßte er den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811, er trank mit ſeinen Gäſten nachdem er das Waſſerglas zerſchmettert hatte, er trank zu Hauſe, er trinkt fort und fort, jeder Tag iſt ihm eine Aloyſia, die ihm den Zaubertrank voll Wein und Entzücken bringt. Arme Brigitte!

Es ergeht uns wie Vinetus; vergebens wollen uns die Vorrede und die räſonnirenden Zwiſchenſpiele des Novellenbuches ermahnen nüchtern zu bleiben, eingedenk unſerer nüchternen Zeit, — wir erkennen bald das Falſche, das Gemachte und Gekünſtelte in dieſen Mahnungen und ſtürzen uns unaufhaltſam in den goldnen, duftigen Wein der Romantik, bis wir trunken taumelnd in ſeligem Entzücken die Geiſterwelt ihre Grimaſſen ſchneiden ſehen hinter der verdünnten Wirklichkeit. Was auf dieſer Erde Seltſames, Wunderbares gefunden wird, hier bemächtigt ſich ſeiner die Poeſie um es Euch zu erklären, zu vermenſchlichen, den alltäglichſten Zuſtänden gegenüber zu ſtellen und dadurch erſt recht ſeltſam und wunderbar erſcheinen zu laſſen. Kennt Ihr die räthſelhafte Blume Vallisneria? »Tief unten auf warmem Meeresgrunde blüht ſie auf, bis ſie die Allgewalt der Liebe fühlt und ſich von ihrer Wurzel losreißt, emporſteigt zur Oberfläche des Waſſers in das neue Element der Luft, um zur röthlichen Blume, der Geliebten, zu ſchwimmen, ſie zu lieben, und vergehend wieder zu verſinken.« Denkt Euch, dieſe Blume wäre einmal Weib geworden, gebt ihr den Namen Helena und Ihr habt den Inhalt der ſchönen Geſchichte, die Euch Moſen erzählt: »Helena Vallisneria« Die Romantik, ewig blühend in jedem Künſtlerherzen, wie verſteckt muß ſie darin duften! Denn der durchgearbeitete Nützlichkeitsboden unſerer Zeit hat keinen Raum für ſie, daß ſie als Schickſal heraustreten könnte in's wirkliche Leben. Aber der Dichter verhilft ihr dazu und läßt romantiſche Künſtlerſchickſale geſchehen, wie hier im »Ondinenbild.« Was Dichtkunſt und

Digitized by Google

Malerei in ihren begeiſterſten Stunden ſchufen iſt hier zu einem Leben geworden. Zwiſchen der »italieniſchen Novelle« und der Perle des Buches »das Heimweh« macht ſich aller Romantik zuwider der aus den letzten Conſequenzen des Jungbegelianismus hervorgegangene Traum des Doctor Docht breit, allein wenn man auch merkt daß nur ein Denker, wie etwa Ruge, ſolches träumen kann, fühlt man doch daß nur ein poetiſcher Träumer wie Moſen ſolches erdenken kann. Das »Heimweh« möchten wir für den gediegenſten Theil des Buches erklären. Hier ſind auch die proſaiſchſten Forderungen der Äſthetik, über welche Moſen ſonſt leicht geſinnt weghüpft: Wahrſcheinlichkeit und ſtrenge Charakteriſtik, zur Befriedigung gekommen. Das iſt eine ächt deutſche Geſchichte. Hätten wir etwas daran auszuſetzen, ſo wäre es daß »das Heimweh« hier die Form töchterlicher Liebe zu einem alten Vater annimmt, ohne daß es vom Dichter gehörig hervorgehoben wäre, wie dieſe Liebe eben nur ein Gewand iſt für die unbezwingbare Sehnſucht nach der Heimath. Weniger im realen Boden wurzelnd, faſt ganz märchenhaft, aber dadurch für den Leſer, der ſelbſt Dichter, noch bezaubernder, iſt »Ismael,« und man kann den Genuß an dieſem Gedichte in Proſa unmöglich kritiſch loben, womit vielleicht das höchſte kritiſche Lob ſchon ausgeſprochen iſt. Es folgt nun die wunderbare »blaue Blume« die aus einer Vermählung von morgenländiſchen und abendländiſchen Samenkörnchen entſtanden ſcheint und in ihren Knospen den Staub aus ägyptiſchen Mumienſärgen trägt, während die Stürme der neueſten Geſchichte drüber hinſtreichen. Nun finden auch die Schickſale der Erzähler mit dem Buche ſelbſt einen befriedigenden romaniſchen Abſchluß.

Wem die Zeit Zeit ließe ſolche Bücher zu leſen! Er wäre jedenfalls verſtändnißreich genug daß ihm die vielen Unwahrſcheinlichkeiten darin zu ſanften Möglichkeiten verſchwimmen würden! Wir verzeihen den franzöſiſchen Romanarbeitern die Unwahrſcheinlichkeit welche ſie nur zu ſpannenden Combinationen der proſaiſchſten Schickſale verwenden, und wollten ſie dem Dichter zum Vorwurf machen, der darauf ſeine wunderbaren Schlöſſer aufführt, die bis in den verborgenſten ſiebenten Himmel der menſchlichen Seelen ragen! Julius Moſen aber iſt ein liebenswürdiger Dichter. Möge er ſeiner Poeſie nicht Beziehungen aufzwingen, die ſie nicht hat, möge es ihm nicht zum Gram, ſondern zur tiefinnerſten Befriedigung gereichen, ein Cremit in der Literatur zu ſein.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 13. April*).

[Die Eröffnung des Landtags.]

Es ſtürmte und regnete, als der König an der Spitze ſeines Stabes zu Fuße ſich in die Domkapelle begab. Es war ein grauer, kalter Sonntagmorgen. Doch in der Bruſt des Monarchen hatten ſich die Stürme beſchwichtigt; da ruhte tiefe Entſchloſſenheit. Er ging zu Fuß wie ein rechter Soldat. Wollte er ja doch Preußen als einen Soldatenſtaat bewahren und dies in ſeiner Rede deutlich erklären. Das einfache Dahinſchreiten unterſchied ihn von dem ſtolzen Gala weſtlicher Könige; er hat nun einmal die Antipathie vor der Nachahmung conſtitutioneller Traditionen; Alles in Preußen ſoll germaniſch aus ſich ſelbſt werden. Auch die Thronrede entſtand ganz im König ohne Beirath eines Zweiten. Niemand wußte darum, ſelbſt die Miniſter nicht, nicht die königlichen Prinzen. Als der König ſie ſprach mit ſcharfer, ſtrenger Betonung, da mochte die Stände eine Erinnerung aus alter mythiſcher Heroenzeit ergreifen. Simon's Pfänkereien (?) und ſelbſt Gumercow's ſchweres Geſchütz wichen zurück vor dem Wort, das wie eine Feſtung langſam aber eiſernfeſt ſich emvordante. Wie manche ſtille Hoffnung mochte ſterben, als der König ſprach! Sie hatten in jugendlicher Vergeſſenheit ſich Vertreter des Volkes genannt und geſchichtlich falſche Parallelen gezogen: dieſer Traum iſt entſchwunden, Preußen bleibt eine abſolute Monarchie; ſo will es der König.

Die Parteien, wie ſie auch ſich ſcheiden mögen, mußte die ſeltene Energie dieſer ewig denkwürdigen Rede überraſchen. Hier iſt keine Louis-Philippiſche Beſchönigung, kein leerer Rahmen, in den die Kammer erſt zu zeichnen und zu bilden habe, keine Zweideutigkeit, kein Mißverſtändniß (?). Der König will die Monarchie bewahren, wie ſie ihm vom Vater als Erbſtück übergeben, er will und wird nichts gewähren, nichts mildern. Es iſt eine ſchöne Pietät, dieſe Achtung vor dem väterlichen Geſetz das ja doch der abſolute König ändern durfte nach Gefallen. Die Stände mögen ihren Kindern davon erzählen, wenn ſie nach Hauſe kommen.

Das Volk ſcheint kaum zu wiſſen, was vorgeht, um welche Fragen es ſich handelt. Nur in den gebildeteren Kreiſen war eine Bewegung zu bemerken. Fünfhundert Menſchen drängten ſich in der Behrenſtraße um die erſehnte Nummer der Staatszeitung. Geſtern, Montag, des Morgens, konnte man den Eindruck beurtheilen. Erwar kein freudiger. Kaufleute, Journaliſten wie ſelbſt ruhige, dem Staate näher ſtehende Männer waren traurig und blickten beſorgt in die Zukunft. Das hatte man nicht erwartet. Und glauben Sie mir, ängſtlich zumal

*) Aus der Feder eines Franzoſen. Siehe jedoch das Weitere in dem Leipziger Artikel. D. Herausgeber.

Digitized by Google

ſind die Conſervativen. Der König habe ſich, ſagen ſie, ein Pulverfaß in's Haus geſtellt und entwickele nun dieſe entſchiedene Strenge, um das Aufſpringen zu verhindern. Darum er nicht das gefährliche Element im vergeſſenen Arſenal gelaſſen! ſagen die Conſervativen.

Alles kommt jetzt auf die Haltung der Stände an. Ihre bürgerliche Stellung iſt frei, und das iſt überall eine Hauptbedingung für conſtitutionelle Wirkſamkeit. Der König wahrt was er für ſein Recht hält. Mögen die Stände ihm nachahmen, dann wird der Kampf ein glorreicher werden. Er hat das Seine gethan. Thun ſie das Ihre!

Und es ſcheint als ob ſie wollten. Graf Schwerin hat geſtern ſchon auf eine Adreſſe angetragen und die ganze Kammer, ſelbſt die Prinzen, wenn man den Prinzen Karl ausnimmt, mitbegriffen, erhob ſich für das Ja. Es iſt dies um ſo wichtiger, als eine leiſe Andeutung des Königs die Adreſſe abzulehnen ſchien. Er ſagte, ſie möchten ihm durch die That antworten. Dann erklärt ſich ja nicht gut anders die natürlich vorbereitete und verabredete Rede des Miniſters des Innern der im Namen der Stände (wo war ſein Mandat?) dem König antwortend dankte.

Die Stände haben ſich jetzt von ihrer Überraſchung erholt. Schleſien und Königsberg, die, wie es heißt, gleich abreiſen wollten, werden bleiben. Mehrere vom Herrenſtande die von Demiſſion ſprachen, haben auch wieder Muth bekommen. Ob es wahr iſt daß einige vom Hof angebotene Equipagen abgelehnt wurden, kann ich nicht verbürgen, wiewohl mir die Angabe aus ehrenvoller Quelle zukommt.

Geſtern war Feſt im Schloſſe. Die Oppoſition, ſo ſagt man, ward mit großer Aufmerkſamkeit behandelt. In einem Toaſte war von den lieben Ständen am Rhein die Rede, von ihrem feinen, parlamentariſchen Takt. „Sie ſprechen frei und entſchieden, das liebe ich!“ hat der König geſagt. Dies Feſt, erlauben Sie mir dies zu bemerken, erinnert denn doch an weſentliche Mittel und Wege. Die politiſchen Sitten wünſcht man verſchieden, doch in Leidenſchaft und Hingebung an das Menſchenliche gleichen ſich die Völker der ganzen Erde und darum ſind auch die Mittel ſie zu gewinnen dieſelben. Der Entſchluß einer warmen, offenen, ehrlichen Oppoſition gewinnt bei alle dem je mehr und mehr Bedeutung und Raum. Viele glauben ſogar an große Entſchiedenheit von Seiten der Stände, und folglich an einen noch entſchiedeneren Schritt des Königs. Perſonen, welche, von der Neugierde hieher gezogen, an eine baldige Abreiſe dachten, bleiben länger, um vielleicht mit den Ständen zugleich fortzugehen. Gebe der Himmel daß ſie ſich täuſchen!

ßß.

Leipzig, d. 16. April.

[Die preußiſche Thronrede und die deutſche Preſſe.]

„Aus der Feder eines Franzoſen“ haben wir den obigen Brief aus Berlin bezeichnet, weſern wir einen in Deutſchland Geborenen der aber zehn Jahre lang nicht blos im Nachbarlande lebte, ſondern auch in franzöſiſcher Literatur thätig war, einen Franzoſen nennen dürfen. Bildung und Studien beſtimmen die Richtung des Geiſtes, auch wenn die Liebe zum alten heimiſchen Lande geblieben. Sein deutſch geſchriebener Brief verrieth bei aller Berückſichtigung deutſcher Sympathien die fremdländiſche Anſchauungsweiſe. Engliſche und franzöſiſche Blätter werden uns ihre Anſichten über die Thronrede des 11. April auch nicht ſchuldig bleiben. Wir führten den obigen Brief unſern Leſern vor, weil deutſche Stimmen aus Berlin zurückhaltend werden. Der Verfaſſer unſerer „Briefe aus Preußen“, der jetzt in Berlin anweſend iſt, erklärt uns er werde ſchweigen, wenigſtens ſein Wort erſt reifen laſſen. Unſer △-Correſpondent ſchreibt uns nur einen Scherz aus dem Weißen Saale. Wir wollen ihn unſern Leſern nicht vorenthalten. Bei der Beſichtigung dieſes Saales einige Tage vor der Eröffnung der Verſammlung äußerte eine hochſtehende Perſon ein Bedenken über die Räumlichkeit, der Saal ſei ſo eng daß er höchſtens die Mitglieder der Herrenbank und die Ritter faſſen werde. Nun die Bürger ſollen ſich auch hier nicht breit machen! entgegnete eine noch höher ſtehende Perſon. — Unſer ††-Correſpondent iſt, wie er ſchreibt, geſchäftlich überhäuft und findet für den erſten Eindruck nicht den „journaliſtiſchen Ausdruck.“ Wir ſind genöthigt unſeren eigenen Betrachtungen über die preußiſche Thronrede Raum zu geben.

„Es iſt ein herrliches Vorrecht des königlichen Amtes, ſagte der Monarch, die Dinge jederzeit und unerſchrocken bei ihren rechten Namen zu nennen!“ Für die Krone, für die Regierung iſt die freie, unerſchrockene Sprache alſo ein Privilegium. Die Preſſe iſt nicht in dem glücklichen Fall dieſes Vorrecht zu haben. Die Preſſe möchte es auch nicht als Privilegium, ſie möchte es als ein allgemeines Recht, als ein natürliches Recht, als eine Vor- und Grundbedingung gegenſeitiger offener Verſtändigung in Anſpruch nehmen. Da dies natürliche Recht der freien Rede in Deutſchland fehlt, ſo iſt die Preſſe leicht verſucht einem königlichen Worte und der Sprache der Regierung gegenüber zu verſtummen. Wenn ſie dennoch ſpricht, ſo geſchieht es auch bei der beſten Abſicht nicht ohne Unwillen gegen das alleinſeligmachende Vorrecht, die Dinge jederzeit und unerſchrocken bei ihren rechten Namen zu nennen. Könige reden mit dem Schwerte, die Preſſe mit der Zunge. Das Verhältniß iſt ſchon an ſich ungleich, wird aber noch verhältnißloſer wenn das nackte Schwert frei aus der Scheide fliegt, die arme Zunge aber noch immer halb gebunden iſt und nur lallen kann. Lallen wir denn was wir können! Das Gefühl der Unfreiheit nimmt im beſten Falle die Luſt laut zu preiſen was in einer neuen Wendung der Dinge ſich als glorreich hinſtellt, einen Fürſten zu feiern der den Ruhm der Väter nicht abſchließt, ſondern verewigt, einen Herrſcher zu rühmen der aus ſelbſteigener Entſchließung für die Nation ein neues Zeitalter heraufführt. Dies that Friedrich Wilhelm der Vierte, Preußen dadurch mit ihm eine neue Epoche ſeiner Entwickelung, gleichviel was davon dem allgemeinen Geiſt der Zeit und ſeinen unumgänglichen Nothigungen, gleich viel was der freien Entſchließung des königlichen Willens davon beizumeſſen iſt. Auch der Monarch iſt nicht blos eine treibende, er iſt eben ſo ſehr eine getriebene Macht. Hält er ſich bei ſeinen Entſchließungen vom Geiſt Gottes getrieben, ſo iſt das nur ein anderer Ausdruck für daſſelbe wenn wir ſagen er ſei vom Geiſt der in den Geſchicken der Menſchheit waltet, erfaßt. Dem Geiſt eines neuen Zeitalters ſich mit Bewußtſein, klar und ſicher getragen zu fühlen, iſt das ſchönſte Lood jedes Staubgeborenen, um wieviel mehr nicht eines Herrſchers; es iſt ein Hochgefühl für die Begeiſterung, es iſt, einfach zu ſprechen, die Pflicht des ehrlichen Herzens, die Nöthigung des klugen Ver-

Digitized by Google

ſtandes. Friedrich Wilhelm der Vierte eröffnete ſeiner Nation ein neues Zeitalter, indem er am Huldigungstage nicht ſtill und ruhig auf dem Throne ſitzen blieb, ſondern die Stufen hinunterſchritt, die Hand nach ſeinem Volke ausſtreckte und es aufrief mit ihm unter Gottes Schutz das Geſchick Preußens zu vollführen. Das iſt das Glorreiche in ihm, dieſe Genialität des lebendigen Herzens, mit dem Volke anzubinden. Ob die Geiſter ſchon aufgewacht waren, eh er ſie erſt aufgerufen, gleichviel; ſie ſind mit ihm wach geworden. Der Fortſchritt wurde im neuen Regiment von allen Seiten angebahnt. Je verſchiedenartiger die Verſuche waren dem neuen Leben gemeſſene Bahnen zu eröffnen, deſto mehr lag der Eifer dafür am Tage, auch wo ſich ein Entſchluß mit dem andern kreuzte. Friedrich Wilhelm der Vierte hat für Preußen das hohe Verdienſt alles was im Staate Maſchine zu werden drohte, wieder in einen lebendigen Organismus verwandelt zu haben. Der alte Schematismus der Bureaukratie hörte mit ihm auf; er zwang durch Beiſpiel und Gebot die eingeſchulten Beamten zum ſelbſtändigen Denken, die ganze faſt ſtarr gewordene Einförmigkeit zwiſchen Befehlen und Gehorchen löſte ſich in freiwillige Gegenſeitigkeit, die Pflicht wurde wieder freie Entſchließung, das Selbſtbewußtſein wurde wach, nicht einen Herrn gab es mehr der befahl und Diener die ſtumm gehorchten, ein König fing an mit den Bürgern den Staat zu bauen; eine Fülle friſchen, warmen Lebens durchdrang die Adern des ganzen Staatskorpers mit des Königs begeiſtertem, die gebundenen Kräfte entfeſſelndem Wort. Dieſe Thatſache mag in ihren Beweggründen der Deutung unterliegen, ſie ſteht bei alle dem feſt, und ſolange die Geſchichte der Völker mit den Königen Hand in Hand geht, wird man dieſen Beginn einer neuen Ordnung der Dinge für Preußen an den Namen des vierten Friedrich Wilhelm knüpfen. Hat die Preſſe dies nicht eingeſtanden, nicht ſo voll und freudig es anerkannt, ſo lag das in ihrer halben Gebundenheit, mit der ſie aus ihrer ganzen Verkümmerung nicht recht zum freien Ausdruck der öffentlichen Meinung erwachſen konnte. Hätte die Preſſe trotz dem „beſchränkten Unterthanenverſtande" das Recht „die Dinge beim Namen zu nennen", ein Recht das die Majeſtät ſich und den Männern der Regierung als ein Vorrecht zuerkennt, ſie würde, ſtatt zu grollen, dem freimüthigen Tadel auch das freimüthige Lob geſellen. Gebt die Preſſe ganz frei und Ihr werdet für Euer Recht, für das Beſtehende, für das geſchichtlich zur Ehre der Nation Gewordene in allen deutſchen Landen mehr Stimmen ſich erheben ſehen als Ihr gehofft und geahnt! Die Preſſe würde, wenn ſie ehrlich frei wäre, in ihren eigenen Reihen weit ſtrengere Muſterung halten. Sie würde die Freiheit deutſcher Nation nie von der Ehre trennen. Dürfte ſie die ſtörriſche Verdumpfung die ſich hinter den Wall knechtiſcher Vorurtheil flüchtet, vor ihr Forum ziehen, ſo würde ſie auch über ihren Liberalismus ſelbſt zu Gericht ſitzen. Sie würde die hohle Frechheit der Phraſe von dem Freiſinn der Ehrenhaftigkeit zu ſondern, ſie würde einen gewiſſen Fideln, ſchwatzhaft liederlichen, luſtig betrunkenen, in ganz Deutſchland bis zur Ehrloſigkeit ausgebildeten Tabagieliberalismus von dem Liberalismus zu ſcheiden wiſſen der im Stande iſt den Staat zu lenken und das Heil der Völker zu ſchirmen. An dieſer Forderung der Parteien würde der Charakter der öffentlichen Meinung in Deutſchland ſich erſt erproben, ſich erſt feſtſtellen, ſtärken und bewähren; mit der freien Preſſe würden wir einſt eine nationale öffentliche Meinung erhalten.

Mit welcher Beſorgniß, aber auch mit welcher Theilnahme die Majeſtät von Preußen die Äußerungen der Preſſe in's Auge faßt, davon gibt die Thronrede die deutlichſten Beweiſe. Der König hat mehr Zuſtimmung von der Preſſe erwartet. „Vor allem, ſagt er, ſollte man meinen, müßte gerade die Preſſe mir in beſonderem Maße ihren Dank ſchulden, Dankbarkeit und Zufriedenheit allſeitig zu verbreiten ſuchen!" Wir antworten: für eine halbe Gabe iſt man auch nur halben Dank ſchuldig. „In einem Theile der Preſſe, heißt es in der Thronrede, iſt ein finſterer Geiſt des Verderbens, ein Geiſt der Auflockerung und frechſten Lüge, ſchmachvoll für die deutſche Treue und die preußiſche Ehre!" Wir ſchrecken auf, wir beſinnen uns. Unwillkürlich müſſen wir an einige revolutionäre Brandbriefe, an Broſchüren denken die in ſinniſchem Übermuth Umſturz predigen oder gar verkündigen. Hat dergleichen die öffentliche Meinung, die Preſſe trotz ihrer Gebundenheit, nicht mit entſchiedenem Unwillen geſtraft und vernichtet? Eine freie Preſſe würde die Frechheit nicht blos widerlegen, ſondern ſogar unmöglich machen weil mit der Geſtaltung der Freiheit der Frechheit jedes Motiv genommen wird, die Frechheit ihre moraliſche Wirkung und ſelbſt ihre Exiſtenz verliert ſobald ſich die Freiheit ernen und geſtalten kann. Die Thronrede beklagt ſich über „offenen Ungehorſam, geheime Verſchwörung, erklärten Abfall von Allem was guten Menſchen heilig iſt, über verſuchten Königsmord." Über alles dieſes aber hat das Geſetz geſprochen und das Beil des Henkers iſt, däucht mir, eine trifftige Antwort geweſen auf ein Verbrechen ſchnöder Art, das ein iſolirter Wahnſinn beging. Oder hat die Preſſe dieſen Verſuch zum Königsmord verſchuldet? — Auch der finſterſte Argwohn hat noch nicht gewagt das zu behaupten. Nicht der leiſeſte Schatten einer Schuld trifft die deutſche Preſſe bei einem Verbrechen das in Preußens Geſchichte einzig daſteht, das nur erklärlich wird durch die Annahme einer gänzlichen Verwahrloſung der öffentlichen Moralbegriffe die bei der Maſſe trotz Schule und Kirche noch möglich iſt. „Von allen Unwürdigkeiten, ſprach der König, denen ich und mein Regiment ſeit ſieben Jahren ausgeſetzt geweſen, appellire ich an mein Volk! Von allen ſchnöden Erfahrungen die mir vielleicht noch vorbehalten ſind, appellire ich im Vertrau an mein Volk!" Wohl! dieſen Ruf vernimmt das Volk, es nimmt ihn an, und die Geſchichte wird zeugen, die Zukunft wird reden, wenn die Stimme der Gegenwart nicht gehört wird. Geſchichte und Zukunft werden beſtätigen daß man auf das deutſche Volk nie vergeblich gebaut und gerechnet hat. Je mehr Fürſt und Volk ſich die Hand bieten, deſto feſter wird der Bau der Nation. Je mehr der Staat ein Gemeingut der Beſtrebung Aller wird, je mehr jeder Einzelne am Wohl des Ganzen ſich betheiligen lernt, deſto feſter und klarer wird die öffentliche Moral der Nation. Je heller der Luftkreis oben, deſto mehr verſchwinden auch die Sümpfe unten. Es iſt ſchön, auf die Liebe des Volkes zu bauen, auf den Inſtinct der Menge, auf die germaniſche Treue. Es iſt aber noch ſchöner und ſicherer, zu der Wärme des Herzens die man vorausſetzt, auch die Klarheit des Verſtandes zu geſellen, alſo daß Herz und Verſtand, Wärme und Licht Hand in Hand den Segen der heiligen Sonne geben, nicht blos warm gefühlt, auch klar begriffen werde was öffentliches Recht, öffentliche

Digitized by Google

Ehre, öffentliche Sittlichkeit ſei. Der Staat iſt nichts als der Inbegriff der öffentlichen Moralität. Das Verbrechen verſchwindet nach Maßgabe deſſen wie jener ſich betheiligt fühlt an der allgemeinen Ehre, Sitte und Sittlichkeit. Das iſt die Übergangung der Preſſe. Gibt es eine Preſſe die Unſittliches will, ſo handhabe man das Geſetz. Es iſt der Preſſe nie eingefallen zu verlangen ohne Strafe ſündigen zu dürfen. Sie behauptet ſogar zum Beſten der allgemeinen Sicherheit daß die Mittel, ihre Verſündigung zu verhindern, den Reiz zur Verſündigung ſteigern. Man klagt über ihre Verwilderung und begreift nicht daß nur der Sklav wild wird, und zwar da wo er ſich trotz der Ketten unbewacht glaubt. Man verachtet die kindiſchen und die wüthenden Ausbrüche der Preſſe, und bedenkt nicht daß man auch einen Mündigen kindiſch oder grimmig machen würde wenn man bösartig genug wäre ihn für unmündig zu halten. Die deutſche Preſſe wird ſogar zahmer werden, wenn man ſie frei macht. Mit der Zwangsbeengtheit hat Ihr der Zügelloſigkeit des Unwillens eine Thür offen gegeben, aber nicht die Freiheit anerkannt. Iſt die Preſſe frei, ſo wird ſie beſonnen ſein müſſen, wird aufhorchen lernen auf das Geſetz und auf die öffentliche Ehre. In der That, es iſt kaum noch ehrenhaft ſeine Mündigkeit zu behaupten wenn man für unmündig gilt.

Die Preſſe ſollte eigentlich ſchweigen und ruhig anſehen wie ein verſteckter, in ſich unklarer Groll in allen Klaſſen der Geſellſchaft fortwuchert. Aber ſie thut es nicht, ſie möchte auch dieſen geheimen Groll an's Tageslicht ziehen und öffentlich über ihn Gericht halten. Die Preſſe will keine Geheimniſſe; das iſt ihr Beſtreben. Sie ſtellt ſich dem Staate nur da gegenüber wo er Geheimniſſe hat. Sie will auch in der bürgerlichen Geſellſchaft den Dunſtkreis lichten, die verſteckten Sumpfe austrocknen. Sie will nichts als Öffentlichkeit, weil nur auf offenem Forum die nationale Moral ihren Platz findet, ihre Erziehung erhalten, ihre Kraft entwickeln kann. Und im Grunde will das der Staat, will das Preußen, ebenfalls. Preußen hat Aufklärung gewollt, indem es dem Volke Schulen gab; Preußen hat die Selbſtändigkeit der Bürger gewollt, indem es ihnen die Städteordnung gab; Preußen hat mit der allgemeinen Wehrpflicht die Betheiligung Aller am Staate zum Geſetz gemacht. Der Staat hat dann eine Zeit lang gezaudert ob auf dieſem Wege der Nationalbau eines Preußenthums zu vollenden ſei. Es hat ſich lange beſonnen und den Fortſchritt doch in gleicher Weiſe, wenn auch ſchwankend und zaghaft wieder aufgenommen. Die Provinzialſtände ſind der Sache nach zu Reichsſtänden erwachſen, der Staat will keine neuen Steuern erheben, will ſeinen Haushalt controliren laſſen, hat im Gerichtsverfahren Öffentlichkeit und Mündlichkeit angebahnt, hat den Diſſidenten die Civilehe geſtattet*). Das alles hat die Preſſe ſeit Jahren angeſtrebt. Hat ſie es trotzig verlangt, ſo geſchah es weil man ihr das Recht, eine Meinung zu haben, verſagte. Im Grunde aber iſt geſchehen was den Kern ihrer Forderungen ausmacht. Warum alſo zwiſchen Staat und Preſſe noch ein Geſpenſt des Argwohns feſthalten? Die Ausartungen der Preſſe geſchahen trotz ihrer Zügelungen und zum Theil weil man ſie gängelte. Für ihre Verbrechen hat man das Schwert des Geſetzes, und ihre Irrthümer ſind uns ſchädlich ſobald ihre Wahrheiten zur Wirklichkeit werden. Und dies geſchieht. Weshalb alſo noch der qualvolle Mangel an Logik der ſich faſt in gewiſſen Mißverſtändniſſen zu gefallen ſcheint?

Was wir ſonſt noch über die königliche Thronrede auf dem Herzen haben, erledigt ſich leicht. Es kommt darauf an, ſich über die Sache zu verſtändigen. Die Majeſtät hat freimüthig eingeſtanden daß „der Mangel an Einheitsquellen im ſtändiſchen Leben Preußens empfunden" ſei. Aber das ſo eben verſuchte Werk ſolle nicht gleich durch „Neulingshaft" in Frage geſtellt werden; man müſſe Zeit und Erfahrung walten laſſen. Wer wollte dem nicht beipflichten? Die Wohlfahrt der Völker iſt nicht das Facit eines Rechnenexempels, die Handhabung der Rechte will gelernt ſein, die Freiheit iſt kein Spiel, ſie iſt ein ſchwerer Dienſt den das Volk ſelbſt übernimmt. Erklärlich iſt auch in der Thronrede die Antipathie gegen das conſtitutionelle Leben Frankreichs das zu einem Ränkeſpiel ehr- und gewinnſüchtiger Parteimeinungen herabgedrückt iſt. Wir bedürfen auch nicht des Wortes „Conſtitution"; wir haben Fürſt und Stände die die Rechte des Volkes vertreten. Die Rechte des Volkes? Hier ſtoßen wir wieder auf Argwohn und Mißverſtändniß. Der König warnte vor dem „Gelüſt nach der Rolle ſogenannter Volksrepräſentanten." Verſtehen wir unter Volk eine wilde dumpfe berauſchte Menge die ſich für ſouverän dünkt, ſo ſoll und will dieſe niemand vertreten, und wenn der Rauſch zu Ende iſt, ſie erziehen und belehren. Aber die Majeſtät verſteht ſa auch das Volk nicht als Pöbel, ſondern im höhern Sinn als Nation, als nationales Ganzes. Die Majeſtät appellirte an das Volk, und der Landtagsmarſchall ſprach ganz richtig: Wir die wir hier als Vertreter aller Klaſſen des Volkes verſammelt ſind. — Meinungen ſollen die Abgeordneten nicht vertreten, ſondern Rechte, ihre Standesrechte. Wir verſtehen das ſo: der Landtag ſoll nicht ein eitles dialectiſches Schaugefecht werden, ſeine Arena auf der ſich brillante Redner auf Schlagworte tummeln. Der Ernſt der Zeit, die Noth der Gegenwart iſt zu groß um dieſer Beſorgniß Raum zu geben. Und was nun das Stück Papier betrifft? Es gibt allerdings in Deutſchland gemachte, künſtlich und willkürlich zuſammengeſetzte papierne Verfaſſungen. Das Recht im Lande ſoll nicht Recht ſein weil es auf dem Papiere ſteht, ſondern weil es Sitte iſt. Das iſt das Treffende in den Worten des Königs, wenigſtens nach ihrem Sinne. Das ſtändiſche Leben ſoll nicht ein Schema ſein, ſondern nationale Sitte. Englands Beiſpiel wird uns vorgehalten, „deſſen Verfaſſung die Jahrhunderte und eine Erbweisheit ohne Gleichen, aber kein Stück Papier gemacht haben." Wir lieben keine Vorbilder, wir wollen lieber aus eigner Haut ſündigen und uns mit eignen Hausmitteln heilen. Auch ein Hinweis auf altes deutſches Ständeweſen trügt. Die alten deutſchen Stände hatten ihren Fürſten gegenüber Rechte die ihnen ein König von Preußen bei noch ſoviel germaniſchen Sympathien für das Mittelalter nicht einräumen würde; ſie verſammelten ſich auf eigenen Betrieb, kraft eigner Machtvollkommenheit. Wir wollen uns alſo nicht in Illuſionen mißverſtehen! Und das Stück Papier? „Kein beſchriebenes Blatt, ſprach der Monarch, ſoll ſich zwiſchen Gott und das Land drängen um uns gleichſam wie eine zweite Vorſehung mit ſeinen Paragraphen zu regieren!" Wenn es kein Papier

*) Zu den Vorſchlägen der Regierung im Weißen Saale gehört auch die Aufnahme einer Summe zum Bau der oſtpreußiſchen Bahn, die Aufhebung der Mahl- und Schlacht- ſowie Einführung der Einkommenſteuer. Es ſcheint daß die Regierung den Ständen zuvorkommen will. Um ſo raſcher kann man auf die Sache eingehen.

Digitized by Google

ist, so würde vielleicht ein altes vergildtes Pergament mehr Credit haben. Aber es bedarf auch dessen nicht. Preußen hat ja das Stück Papier Schwarz auf Weiß, das Patent vom 3. Februar ist ja gedruckt als Gesetz vorhanden und existirt in dieser Weiß ein Act der Geschichte und gehören zu den Acten der preußischen Verfassung. Schwarz und Weiß sind die Farben Preußens. Schwarz und Weiß sind die Farben der Presse. Schwarz und Weiß sind gute Farben. Halten wir sie nur reinlich. Durcheinandergerührt sind sie gräulich.

[Zur Literatur über den preußischen Landtag: Biedermann.]

Simon und Bulow-Cummerow haben wir bereits beleuchtet. Naumerk stimmt meistens mit Simon. Eine Menge kleiner Broschüren die vor der Eröffnung des Landtags erschienen, sind bereits durch die königliche Thronrede und die Art wie die Geschäftsordnung festgestellt ist, erledigt. Die Praxis überholt die theoretischen Vorschläge und Meinungen; nur Bulow-Cummerow's Buch das eine zweite Auflage erlebte, scheint auf die Praxis von Einfluß und Gewicht zu sein. Aber auch ihm gegenüber hat die Regierung schon in den ersten Sitzungen die Punkte der Debatte festgestellt, ist mit ihren Propositionen den Anträgen der Abgeordneten zuvorgekommen und behält sich alle Initiative vor. Auch die Frage über das Maß der Veröffentlichung dessen was im Weißen Saal laut wird, ist erledigt. Hansemann erhob die Frage und erhielt vom Minister v. Bodelschwing eine Zusicherung die auf dem guten Willen des Monarchen beruht. Eine andere Gewährschaft gibt Preußen nicht. Biedermann hat in seiner Beleuchtung „der Aufgabe des ersten Vereinigten Landtags in Preußen" den Ständen seinen guten Rath gegeben und Vorschläge gemacht die das was Simon wollte, specialisiren. Die Preußische Allgemeine Zeitung gab die Erwiederung: das hieße die Stände zum Ungehorsam gegen die Befehle des Monarchen auffordern. So wird die Sache ländlich sittlich aufgefaßt. Fragen wir weiter auf welchem Boden Biedermann mit seinen Rathschlägen steht. Simon's Forderungen entspringen dem allgemeinen Vernunftrecht, sie sind die Kritik des Advocaten über den geschichtlichen Gang der Dinge den sich aber in Preußen der Monarch vorbehält. Biedermann ist Sachse, constitutioneller Staatsbürger. Seine Rathschläge harmoniren im Allgemeinen mit Simon's Forderungen, aber Biedermann faßt sie constitutionell ab, er sagt: so müssen sich die Stände stellen wenn es richtig constitutionell zugehen soll. Der Gang der Dinge wird ihn bereits überzeugt haben daß es gar nicht constitutionell hergehen soll, diese Form und dieser Name verworfen sind. Wer hat diesem Publicisten überhaupt gesagt daß Preußen sich nach dem Schema anderer Staaten constituiren wolle und müsse? Preußen macht sich seine eignen Formen; in der Praxis werden sich diese feststellen. Wenn die Stände, sagt Biedermann, sich nicht so stellen wie ich vorschlage, dann ist das Patent vom 3. Februar eine bloße „Scheinverfassung, ein Spiel in den Händen absolutistisch-bureaukratischen Beliebens." Das ist wohl sehr rasch gefolgert. Warten wir ab wie die Stände ihre Aufgabe in ihrer Weise fassen. Die Literatur kann mit diesen Büchern den Ereignissen nicht nachkommen; so lange wir keine Journale mit freien Meinungen haben, kommen wir hinter her und haben bei der Entwickelung der Sache das bloße Zusehen. Biedermann verlangt eine preußische Charte, er verlangt sie in allen Stücken fein und genau punctirt; nur darin sieht er eine Beruhigung für den Fortschritt in Deutschland. We nicht, sagt er, so wird „die Reaction die schon jetzt überall kühn ihr Haupt erhebt, triumphirend durch ganz Deutschland schreiten, und unsere constitutionelle Freiheit die schon jetzt nur ein Schatten ist, wird dann kaum noch der Schatten eines Schattens sein." Solchen Einfluß hat denn doch Preußen wohl in Deutschland nicht! Und in welchen Widerspruch gerathen wir, hätte Biedermann's Verzweiflung Recht? Biedermann traut dem constitutionellen deutschen Leben wenig zu. Mit welcher Zuversicht will er dann fordern daß sich auch Preußen constituionviren, in derselben Weise wie das andere Deutschland sich constituionell schematisiren solle? Wir unserrseits stellen die Forderung nicht, weil wir nicht alles über Einen Leisten schlagen wollen; wir theilen aber auch nicht die Zaghaftigkeit die in Biedermann's Worten in Bezug auf das constitutionelle Deutschland liegt. Lassen wir Preußen sich in seiner Art zurechtfinden! Es hat in seinen Einrichtungen eine Demokratie die nicht zu verwüsten ist. Es hat aber auch eine Dictatur die ihre Machtvollkommenheit nicht spalten und theilen wird. Auf beiden Elementen beruht Preußens Vergangenheit. Man muß erwarten wie sich der Widerspruch dieser Elemente löst; durch Punctationen auf einem Stück Papier wird er nicht beseitigt. Wir können es höchstens beklagen daß die Elemente dieses Preußenthums so spröde sind, aber wir müssen auch diese Sprödigkeit als eine Thatsache hinnehmen. Wären diese Elemente weich wie Wachs, dann ließe sich freilich eine ganz hübsche Constitution daraus kleben; aber ein solches Ding hielte nicht, und Biedermann selber sagt, es stehe schlecht mit der Sicherheit unserer Constitutionen.

[Abgeordnete des preußischen Landtags.]

Wir haben unsern Lesern einige rheinische Abgeordnete namhaft gemacht. Rheinische Blätter heben auch den Abgeordneten der Stadt Trier unter denen hervor die im Sinne des entschiedenen Fortschritts wirken werden. Der Name des Mannes ist Mehr. — Die Danziger Zeitung führte ihren Lesern die drei Abgeordneten ihrer Stadt vor. Dieselben gehören sämmtlich dem Kaufmannstande an. Zwei von ihnen sind im ständischen Leben noch unbewährt; der dritte, Commercien- und Admiralitätsrath Abegg, Aeltester der Kaufmannschaft und Vorsitzer des Danziger Gewerbevereins, ein Mann im besten Mannesalter, von vorsichtigem, besonnenem, ruhigem Charakter und politischer Unbescholtenheit, wird als Freund des Fortschrittes namentlich für die Einführung der Einkommensteuer und für eine Handelspolitik stimmen die sich einem möglichst freien Verkehr nähert. — Der Abgeordnete von Stettin, Medicinalassessor Ritter, wird im Namen seiner Stadt eine Denkschrift über die Mittel und Wege einreichen, um eine Schiffahrtsacte einzuführen und England gegenüber für Preußen die geeigneten Maßregeln festzustellen.

[Druckverbesserungen.]

In Nr. 15. „Erlebtes" von C. A. lies Necker st. Neckar, Mager's st. Mayer's, und S. 239. Sp. 1. Z. 7 und 8. Solöcismen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 1. Mai. | Inhalt: Küsten- und Seeleben in Mecklenburg. Von J. v. W. — Das heilige Köln. Skizze von F. Gustav Kühne. 8. — Aus Berlin und Leipzig. — Andersen. | № 18.

Küsten- und Seeleben in Mecklenburg.

Von J. v. W.

1.

Ja wahrhaftig, an unseren norddeutschen Küsten wohnen so kräftige tüchtige Seeleute, wie nur ein Land der Erde sie besitzt, obgleich bisher die königl. preußische Corvette »Amazone« unser einziges Kriegsschiff ist und unsere Flaggen (wie gerne schrieben wir Flagge) nicht des mindesten Anhaltes und Schutzes in der Ferne genießen. Man muß dies Geschlecht dem das Meer oft die Wiege und häufiger noch das Grab ist, so recht kennen, muß aus eigner Anschauung wissen welch unbezwingliche Neigung es für seinen Beruf hat, wie nur allein die wogende See sein wahres Element ausmacht, um aus vollem, innigem Herzen es beklagen zu können, daß für eine allgemeine deutsche Marine bisher noch so unendlich wenig gethan. Welche Bemannung vermöchten die hannöverschen, oldenburgischen, mecklenburgischen und preußischen Küsten denselben nicht zu liefern, wie könnte sie es darin kühn mit der ganzen Welt, selbst das stolze England nicht aufgenommen, aufnehmen.

Zwei Meilen hinter der alten Hansestadt Rostock, dem wichtigsten Handelsort Mecklenburgs, zieht sich eine mehrere Meilen lange und zwischen ¼ und 1 Meile breite Halbinsel weit in das Meer der Insel Rügen, dieser Perle der Ostsee, hinein, die offene See umgibt sie auf der einen, die sogenannte »Ribnitzer Binnensee«, ein tief in das Land einschneidender Meeresbusen, auf der andern Seite, zur Hälfte Mecklenburg, zur Hälfte Preußen angehörend, wird sie auf mecklenburgischer Seite das »Fischland«, auf preußischer aber »der Darst« genannt, die Natur hat diesen Landstrich gerade nicht besonders mit ihren Gaben begünstigt, und wer so plötzlich aus den schöneren Gegenden Süddeutschlands, z. B. von Linz oder dem Hardtgebirge, oder Berchtesgaden, dahin versetzt würde, könnte leicht bei dem Gedanken schaudern, daß hier viele Menschen ewig ihr Leben zubringen müssen. Spärliche Nadelwaldungen, deren kümmerlicher Wuchs von der Sterilität des Bodens zeugt, ziehen sich in langen Strecken, oft nur von leeren Sandstellen unterbrochen, dahin, und verleihen der Gegend etwas Einförmiges und Düsteres, hie und da nur ist dem Sandboden ein kleiner Fleck abgetrotzt und mit Hafer, Buchweizen oder Kartoffeln, alle nur von höchst dürftiger Vegetation bebaut. Magere, zottige Pferde von so kleinem, elendem Aussehen daß man in ihnen nicht die hochberühmten mecklenburgischen Rosse zu erkennen vermag, mit nicht viel besseren Kühen, oder einigen grobwolligen, schmutzigen Schafen untermischt, laufen wild auf den freien Flächen umher, gierig die wenigen dünnen Grashalme auffuchend. Ein schlechtes Loos ist diesen fischländischen Pferden zu Theil geworden, denn ist der Winter lang und streng und reicht der nicht zu große gesammelte Heuvorrath zu ihrer Erhaltung nicht aus, so müssen getrocknete und dann zerstoßene Fischgräten, Tannennadeln und Schilf und Torfgrus zur Aushülfe mit dienen. Doch sind sie trotz alle dem flink, gewandt und von fast unermüdlicher Ausdauer, daher auch für leichteren Gebrauch im ganzen Lande beliebt, wie auch 1813 die Kosaken viele ihnen abgängig gewordene Pferde durch »Fischländer« wieder ersetzten. Hohe

Digitized by Google

Dünen von ewig lockerem Triebsand, denen ein Windstoß oft eine veränderte Gestalt zu geben vermag, begrenzen den Saum des Meeres, und ihre blendend weiße Farbe contrastirt scharf mit dem dunkeln Grün desselben, hie und da wächst etwas Strandhafer mit seinen schwankenden, stets vom Winde bewegten Halmen auf denselben, und dient mehr dazu den lockeren Triebsand zu befestigen, damit er nicht auf die etwa angebauten Felder wehet, als sonst recht reellen Nutzen zu gewähren. Oft aber fehlt auch dieser ganz und in gewaltigem Wirbel hebt sich dann der Sand der Dünen in die Luft, fährt ein Windstoß brausend in dieselben. Und Wind gibt es hier auf dem schmahlen, zwischen zwei Meeren gelegenen Fischland gar viel und stark, und Gott Boreas scheint eins seiner Hauptquartiere dort aufgeschlagen zu haben. Zahllose Möven aller Art bewohnen diese Dünen und geben dem sonst öden Bild eine lebendige Staffage. Wäre das widrige, heisere Angstgeschrei dieser Vögel nicht, es wären sonst in jeder Weise schöne Thiere. Wie schneeweiß und dann wieder perl- oder isabellenfarbig ist ihr Gefieder, welche Leichtigkeit, ja selbst Eleganz liegt in ihrem wilden Herumtummeln. Gleich einem Pfeil, so schnell taucht einer in die Fluth einen armen Fisch als Beute zu erhaschen, kreischend stürzt sich der Gefährtinnen Schaar auf dieselbe, um den Raub ihr wieder zu rauben. Welche Wendungen macht nicht die Verfolgte ihrer Feindinnen Schaar zu entgehen, bald ist sie tief unter derselben und scheint fast von den Wellen verschlungen, dann wieder hoch oben über den Dünen. Und immer folgt ihr die hungernde Schaar und immer entgeht sie ihnen wieder durch neue unerwartete Wendungen. So treiben sie es ganze Stunden, ja Tage in neuer Abwechslung, nie im Fluge ermüdend, nie im Hunger gestillt, nie in der Kehle verstummt. Gar aber wenn ein Sturm im Anzug ist, wenn dunkle Wolken schon den fernen Horizont bedecken, wie verdoppelt sich dann ihre Thätigkeit, wie schreien sie dann so gellend und kreischend, als ob eine innere Angst ihnen diese Klagetöne auspreßte. Und der kleine Fischländer Bube läuft dann zu Hause und ruft: »Moder et wat weihn de Meev dee schriet so dould!« (Mutter es wird wehen, die Möve die schreiet so toll.)

Sieht man hie und da auf dem Fischlande einzelne wenige Menschen auf dem Felde mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, so werden es während der Sommermonate gewöhnlich nur Frauen sein, Männer wird man nur ausnahmsweise erblicken. Wie staunt aber der fremde Reisende, den ein äußerst seltener Zufall, Neugierde oder irgend ein Geschäft in diese entlegene Gegend verschlagen, und der bisher diesen Weg verwünschend, sich Schritt vor Schritt von den keuchenden Pferden durch den tiefen bis an die Achsen gehenden Sand schleppen ließ, biegt der Wagen um eine Ecke des Waldes und eins der sehr weit zerstreuten Dörfer liegt vor ihm; wie nimmt das Staunen noch zu, fährt er in die breite ungepflasterte Straße desselben erst ein. Kaum vermag er zu fassen wie eine solche armselige Gegend so wohnliche, zierliche Häuser hervorzubringen vermag; zwar nur ein Stockwerk hoch, und auch nicht von bedeutender Größe, ist sonst das Äußere derselben, besonders durch seine Zierlichkeit und Sauberkeit, sehr ansprechend. Das gut gehaltene Dach ist gewöhnlich von rothen Ziegelsteinen, selten nur von Stroh, stets jedoch mit einem Schornstein versehen, den man sonst nicht allzuhäufig auf den mecklenburgischen Bauernhäusern findet. Die Wände des Hauses sind von Backsteinen, und oft ganz, oft aber nur die Balken mit einer hellen Farbe angemalt, die Thüre und Fensterrahmen in denen große hellgeputzte Scheiben, oft sogar vom besten holländischen Glase schimmern, sind stets mit grüner Ölfarbe angemalt und das Beschläge daran ist so blank geputzt wie es nur auf einem Kriegsschiffe sein könnte. Gewöhnlich ist vor dem Hause, durch einen Zaun oder ein Stacket geschützt, ein kleiner sorgsam gepflegter Blumen- und Gemüsegarten mit einigen Obstbäumen. Alles ist gut erhalten, im höchsten Grade reinlich, und keine Spur von Verfall und Vernachlässigung verrathend. So ist die Mehrzahl der Häuser, natürlich etwas mehr oder weniger ansprechend, im Dorfe, und nur einzelne sind zwar größer und mit mehr Stallungen umgeben, sonst aber viel weniger gut gehalten, und auch in ihrer Bauart und Einrichtung mehr den übrigen mecklenburgischen Bauernhäusern gleichend, und in Vergleich zu den anderen wüste und ärmlich aussehend. Man wird über die Quellen fragen, die den Bewohnern es möglich machen solche Wohnungen sich zu bauen, sie so im Stand zu halten, da der früher gesehene Feldbau und der ärmliche Viehstand es doch gewiß nicht können. Die weite See ist das Ackerfeld derselben, das schnelle Schiff ihr Pflug und Spaten, ihr Alles. Hier ist fast Alles Seemann, nur ein sehr geringer Theil der Bewohner, der in den größeren aber schmutzigeren Häusern wohnt, treibt ausschließlich den Ackerbau, sonst liegt diese Sorge den Frauen und Greisen ob, und die übrigen Männer legen nur Hand mit an wenn sie vielleicht in den Wintermonaten wo das Eis die Schiffahrt hemmt, auf kurze Zeit zu Hause

Digitized by Google

ſind. Der größte Theil der Capitäne und Bemannung der 240 Seeſchiffe, welche die einzige Stadt Roſtock beſitzt, wohnt auf dem mecklenburgiſchen Antheil dieſer Halbinſel; der preußiſche liefert ein Gleiches der Stadt Stralſund. Fehlte dies »Fiſchland«, es würde ſchlecht mit der mecklenburgiſchen Schiffahrt ausſehen, die jetzt doch trotz aller ungünſtigen Verhältniſſe die auf ihr laſten, ſo weſentlich zum Wohlſtand des ganzen Landes beiträgt. Es iſt ein ganz eigenthümlicher Schlag von Menſchen, dieſe »Fiſchländer«, nur zum Dienſt auf der See geeignet, darin ſich nur auszeichnend. Kaum hat der Knabe die Schule verlaſſen, ſo will und muß er fort, weit auf das Meer, das er ſobald er nur gehen konnte, auch ſchon an der Küſte mit dem leichten Nachen befuhr, ein unwiderſtehlicher Drang zieht ihn dort hinaus, er würde auf dem Feſtlande nur verkümmern, dürfte er ihn nicht befreidigen. Was für eine traurige Rolle ſpielten dieſe armen Fiſchländer Matroſen früher, wenn das Loos ſie zwang in das Militär einzutreten, und ſie gewöhnlich wegen ihrer Größe und Stärke unter das Grenadierbataillon oder die Artillerie in Schwerin eingereiht wurden. Welche Unbeholfenheit, Tölpelhaftigkeit, Verdroſſenheit zeigten ſie nicht, wie vermochten ſie kaum ihre Gliedmaßen zu rühren, wie waren ſie oft ein Spott der dümmſten Bauernburſchen. Und doch können ſie wie die Katzen in dunkler Nacht bis auf den höchſten Maſtkorb klettern, werden wenn der Sturm das Schiff wie einen Spielball untherſchleudert, und es gleich der Tauchente vorne mit dem Kiel in die Wogen taucht, auf die äußerſte ſchwankende Spitze des »Jagers« hinausgetrieben, dort ein Segel zu reffen, werden ſich keinen Augenblick bedenken im winzigen Boot durch die hochaufthürmende Brandung zu ſteuern, wenn es gilt ein Menſchenleben zu retten. Das iſt ihre Luſt, ihr Beruf, darum wollen ſie leben und ſterben. Um dieſem Joch des Soldatenweſens zu entgehen, mieden Viele für lange, lange Jahre, ja oft für immer, das Vaterland ſo ſchwer ihnen auch ſonſt daſſelbe iſt, und dienten auf fremden Fahrzeugen, beſonders holländiſchen Oſtindienfahrern wo ſie als in jeder Weiſe ſehr zuverläſſige Matroſen geſucht und gut bezahlt wurden. Jetzt iſt wie in Preußen ſo auch in Mecklenburg, das Geſetz daß eine beſtimmte Reihe von Jahren auf einheimiſchen Schiffen gedient, vom Militärdienſt befreit, was mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde und von den beſten Erfolgen iſt. Hier holen wir uns einſt mit unſere Matroſen für unſere zukünftigen Kriegsſchiffe, und ſollte die Gefahr des Vaterlandes es fordern, werden ſie mit freudigerem Eifer und größerem Nutzen ihr Blut auf denſelben für deſſen Rettung verſpritzen, wie ſie es jemals in deſſen Landheeren vermöchten.

Man braucht nicht ſelbſt auf langen Seereiſen mit dieſen Fiſchländern geweſen zu ſein, um ihre Tüchtigkeit und Beherztheit auf dem Meere zu erkennen, man hat auch bisweilen Gelegenheit dies vom Lande aus zu beobachten. Ein ſchwerer Sturm iſt losgebrochen, tiefſchwarz ſind die Wolken des Horizonts, faſt von gleicher Farbe, am unteren Theile, nur an der Spitze ſich in weißen giſchenden Schaum zerſchellend, die hoch auf einander ſich thürmenden Wogen des Meeres, ängſtlich klopft dem Landbewohner, der vielleicht vom ſichern Hauſe dieſen Kampf der Elemente mit anſieht, das Herz bei dem Gedanken an die Tauſende, die auf wildem Ocean ihn beſtehen müſſen, und er iſt hoch erfreut nicht zur Zahl derſelben zu gehören. Da wird im Fiſchländiſchen Dorfe die Kunde laut, ein däniſcher Weſtindienfahrer ſei auf dem langen Sandriff, was ſich längs dem Fiſchlande in der See hinzieht, und ſchon manches Opfer gefordert, auf den Strand gerathen und die Mannſchaft gebe Hülfszeichen. Wie wird die ganze Bevölkerung dadurch aufgeregt, welch Leben kommt in dieſelbe. Alles was nur irgend vermag, eilt der Düne zu, nicht achtend des Sturmes Wehen und des ſie faſt blendenden aufgewirbelten Sandes. Es ſind nur wenige kräftige Seeleute, die aus Zufall oder Krankheit von der Reiſe zurückgehalten waren; im Dorf aber was nur irgend vermag, ſpringt in die kleinen Fiſcherböte dem Schiff zu Hülfe zu eilen. Selbſt alte Greiſe und kleine Buben die kaum die Hoſen angezogen, wollen ſich nicht ausſchließen, und letztere klatſchen vor Freude in die Hände, haben ſie die Erlaubniß dazu bekommen. Fehlt es an Händen, fahren ſelbſt die Frauen die eben ſo geſchickt wie die Männer die Ruder zu handhaben wiſſen, mit, um ja recht ſchnelle Hülfe zu bringen. So wagen ſie freudig ihr Leben, lenken kühn den ſchwachen Kahn durch die wilde Brandung, um ſo viel Menſchen und geht es an auch Schiffsgut, wofür ihnen nachher ein Bergelohn bezahlt wird, zu retten. Und wie gaſtfreundlich pflegen und beherbergen ſie nachher nicht die Geſcheiterten, wie ſuchen ſie den Kummer derſelben auf alle Weiſe zu mildern. Freilich es iſt ſo leicht keine Familie, in der nicht irgend ein Mitglied ſchon Schiffbruch gelitten, keine die nicht ſtündlich einer gleichen Nachricht entgegenſehen kann. Oder der harte nordiſche Winter hat die Oſtſee, ſo weit das Auge reicht, mit mächtigen, theils mit einander verbundenen, theils freiſchwimmenden Eisſchollen bedeckt, ein ſchneidender Nordwind pfeift dabei durch die Luft und

dunkle Wolken verkünden ein baldiges Schneegestöber. Da wird ein Schiff zwischen diesen Eisschollen eingefroren sichtbar, was durch Nothzeichen andeutet daß ihm der Proviant ausgegangen. Oft in strengen Wintern geschieht es in den nördlichen Meeren, daß Schiffe in große Eisfelder gerathen, darin einfrieren, und dann oft Wochen lang mit ihnen herumtreiben müssen. Unendliche Beschwerden muß dann bisweilen die Mannschaft solcher Fahrzeuge ertragen, das hartgefrorene Tauwerk zerschneidet den Matrosen, die damit umgehen müssen, die Hände, Proviant und Feuerung beginnen oft auszugehen, und man hat schon Beispiele daß sämmtliche Leute darauf vor Hunger und Kälte umgekommen sind. So wie die Matrosen im Dorfe die im Winter in großer Zahl zu Hause sind, dies sehen, bereiten sie sich vor, Hülfe zu bringen. Trotz Kälte und Sturm ziehen 20—30 junge Burschen alle einen Sack mit Kohlen, Brot, Fleisch und Rumflaschen auf den Nacken gebunden aus, um das Schiff zu erreichen. Es ist dies oft ein sehr gefährliches langwieriges Unternehmen. Mit Eissporen an den großen Wasserstiefeln die das Ausgleiten verhindern, müssen sie oft von Scholle zu Scholle springen, stets in Gefahr abzugleiten oder den Sprung zu kurz zu machen. Sind die Schollen zu weit von einander entfernt um den Sprung zu wagen, so legen sie Bretter herüber, deren sie zu diesem Zweck stets einige bei sich führen. So erreichen sie oft erst nach vielen mühevollen Stunden das Schiff, bringen der Mannschaft darauf die ersehnte Zufuhr, wofür sie blos den Preis, den sie selbst dafür bezahlt haben, sonst aber weiter keinen Vortheil nehmen, sprechen derselben Muth zu, wenn sie dessen bedarf, und treten dann getrost den Heimweg wieder an. Oft überfällt ein alles verdunkelndes Schneegestöber sie dabei, was die Gefährlichkeit des Weges, den sie dann nur vermittelst ihrer Taschencompasse zu finden vermögen, sehr erhöht. Mitunter hat es sich auch wohl schon ereignet daß die Eismasse sich unterdeß vom festen Lande trennte und die so Abgeschnittenen mehrere Tage darauf herumtrieben, bevor sie wieder die Heimath erreichen konnten, ja selbst Alle darauf erfroren sind. Alles dies wird aber die jungen Burschen des Fischlandes nie abhalten, eingefrornen Schiffen im Winter alle mögliche Hülfe zu bringen, sobald nur irgend wie eine Aussicht vorhanden, dieselben zu erreichen.

2.

Der an Jahren gereiftere, wohlhabendere und gebildetere Theil der Bewohner der fischländischen Dörfer, deren es etwa 5—6 dort gibt, führt Rostocker Schiffe als Capitäne, die jüngeren Burschen oder die auch im Alter nicht Vermögen und Kenntnisse genug haben, um diese Würde zu erlangen, dienen als Steuermann, Matrose oder Schiffsjunge auf denselben. Stets muß er aber von unten als Schiffsjunge anfangen und mehrere Jahre in solchen Stellen zubringen, bevor ein junger Mann Steuermann oder gar Capitän werden kann. Die Capitäne, ja selbst die Steuermänner und oft fast die ganze Mannschaft bis zum Jungen herab haben fast immer einen Antheil, »Part« genannt, an dem Schiffe welches sie führen, das sonst einen Kaufmann in Rostock als »Correspondent-Rheder« der den größten Antheil darin hat und die sonstigen Geldgeschäfte dafür besorgt, besitzt. In diesen Schiffsparten steckt außer dem kleinen Hause und einigen wenigen unfruchtbaren Ländereien das ganze Vermögen dieser Leute, und sie verwenden alle ihre Ersparnisse dazu, um solche zu vergrößern. Dies gibt nun sowohl dem Führer wie auch der Mannschaft eine so außerordentliche Sorgfalt um die Erhaltung des Schiffes als auch daß dasselbe ja recht viel verdient, da ihnen dies selbst Vortheil bringt. Versichert ist fast nie ein solches Schiff, was die Capitäne auch für eine Art von Feigheit halten, und in solchem Fall zu sagen pflegen »He truht sich nich up sien eegen Fööt up dee See« (Er trauet sich nicht auf seinen eigenen Füßen auf die See). Scheitert daher dasselbe, und bei der besonders im Herbst so sehr gefährlichen Schiffahrt auf der Ostsee geschieht dies nicht selten, so verliert Capitän wie oft sämmtliche Mannschaft fast ihr ganzes Vermögen. Dann zeigt sich aber der edle Charakter der »Fischländer« in vollem Lichte. Ist ihnen nur irgend bekannt daß der Capitän beim Untergang keine Schuld trug, so ruhen sie nicht eher und legen so viel zusammen, bis sie ihm wieder ein neues Schiff und darin auch einen »Part« verschafft haben. Alles dies trägt sehr viel dazu bei die Rostocker Schiffe und besonders diejenigen derselben welche »Fischländer« zum Führer haben, so allgemein beliebt in fremden Häfen zu machen und ihnen so leicht Fracht zu verschaffen, da der Verlader die Überzeugung hat daß Führer wie Mannschaft, und sehr oft dient eine ganze Verwandtschaft vom Großvater als Capitän bis zum Enkel als Schiffsjungen zusammen, schon aus eigenem Interesse Alles anwenden, um in jeder Weise ihn zufrieden zu stellen. Uns sagte noch kürzlich in einem süddeutschen Bade ein angesehener Assecuradeur aus Amsterdam, wie sie dort an der Börse vorzugsweise gern Assecuranzen auf Waaren die in von fischländischen

Digitized by Google

Capitänen geführten Schiffen verladen würden zeichneten, da ſie ſicher wären daß dieſe auf alle mögliche Weiſe dieſelben in Obhut behielten.

In der Regel kommen die meiſten Oſtſeefahrzeuge die nicht auf ſehr entfernten Reiſen ſind, für einige Wintermonate zu Hauſe und entlaſſen dann ihre Leute, um das Winterlohn zu ſparen. So kommen oft Ende October und im November 20—30 Schiffe an einem Tage im Roſtocker Hafen an, die alle ſo ſchnell wie möglich abgetakelt und am Pfal gelegt werden. Dann herrſcht auf den fiſchländiſchen Dörfern gar ein muntres, reges Leben, was ſehr von der Stille des Sommers abſticht. Die verheiratheten Capitäne und älteren Männer beſorgen ihre kleine Wirthſchaft, ſtreichen ihre Häuſer und Hausgeräthſchaften ſelbſt mit Ölfarbe an und verſammeln ſich am Abend im Wirthshauſe beim Glas Grog, um ſich die Abenteuer und Ergebniſſe der letzten Reiſen zu erzählen. Das junge Volk, was gerade nicht ſtets häusliche Arbeiten genug hat, treibt vielerlei Kurzweil, wozu beſonders auch die Jagd auf wilde Schwäne und Enten gehört, die ſich beim Froſt zahlreich an den offenen Stellen der Küſten einfinden. Sonntags ertönt ſtets die Violine um zum Tanze aufzuſpielen, was die Jugend beiderlei Geſchlechts eifrig treibt. Bisweilen wird dieſe Ruhe auch wohl unterbrochen, weil irgend ein Roſtocker Kaufmann eine günſtige Handelsconjunktur in England benutzen und mitten im Winter ein Schiff mit Korn dahin befrachten will, was dann oft mehrere Meilen weit durch das Eis durchgehauen werden muß. Froh, etwas zu verdienen und wieder in die See zu kommen, eilt die dazu beſtimmte Mannſchaft fort, obgleich die Beſchwerden und Gefahren einer ſolchen Winterreiſe doppelt groß ſind. Die Mehrzahl bricht aber erſt im März, wo die Schiffahrt wieder beginnt, auf. Zu dieſer Zeit herrſcht im Roſtocker Hafen ein gar reges Leben, denn 40—50 Schiffe werden oft zu gleicher Zeit ſegelfertig gemacht, und mit Korn oder Ballaſt beladen. Es kommen dann zum »Ribnitzer Thor« lange Reihen von mit den kleinen verkümmerten Pferden beſpannten Wagen herein, jeder von 8—12 luſtigen kräftigen Matroſen begleitet, die die Schiffskiſten derſelben herbeiführen. Jubelnd trifft man dann auf den Straßen die ganze Bemannung eines Schiffes vereint, den Steuermann an der Spitze, die vom Rathhauſe kommen, wo die Muſterung verleſen und die Namen eingezeichnet ſind. Wohin die Reiſe geht, iſt dem Matroſen ganz gleichgültig, ob das Schiff nach Konſtantinopel oder Rio de Janeiro ſegelt, oder ob er Dienſte auf einem »Grönlandfahrer« bekommt und bei Spitzbergen mit Wallroſſen und Eisbären kämpfen muß, was kümmerts ihn, wenn er nur wieder hinaus in die See kommt, und die »Heuer« (Monatsgeld), gewöhnlich 12 Thaler (= 24 Gulden) betragend, hoch iſt. Auch ein großer Theil der Schiffe, die in Roſtock nicht zur Hälfte beladen werden können, geht in Ballaſt in die hohe See und ſucht ſich erſt mühſam in fremden, beſonders ruſſiſchen Häfen Fracht und Verdienſt. Reiſen die vorzugsweiſe viel von Roſtocker Schiffen gemacht werden, ſind nach Riga, Antwerpen, Amſterdam, in das nördliche Eismeer nach Archangel, oder auch nach Konſtantinopel und von dort in das ſchwarze Meer nach Odeſſa und nach Alexandrien, weniger im Allgemeinen nach Amerika und dann beſonders nach Braſilien und Weſtindien für Hamburger Rechnung. Oft kommt es vor daß ſo ein Schiff immer von fremden zu fremden Häfen fährt und bisweilen in 4—5 Jahren nicht wieder die Heimath begrüßt. Und der kleine Bube des Capitäns, den beim Weggang noch die Mutter als Säugling auf dem Arme trug, ſpringt jetzt munter dem Vater, von dem ihm ſo viel erzählt, entgegen und weiß ſchon die Schiffsleiter flink wie eine Katze zu erklimmen, und der Braut des Steuermanns ſind in den langen Jahren die Roſen der Wangen verblüht, und die Zeit hat ihre Stirn mit Runzeln bedeckt. Aber mit gleicher Inbrunſt wird er doch die Geliebte umfaſſen und ob ihm auch des Südens feurige Töchter gewinkt, er iſt zu der Braut auf dem Fiſchlande zurückgekehrt. Treu ſind alle dieſe Fiſchländer eben ſo im Erfüllen ihres Verſprechens, wobei der Handſchlag Brief und Siegel vertritt, wie im Bunde der Liebe, und es wird nie der Fall vorkommen daß ein dortiger Burſch das einmal angelobte Mädchen böswillig verlaſſen hätte. Oft freilich kommt ſtatt des heißerſehnten Fahrzeuges die Trauerpoſt, daß es im letzten Sturm mit »Mann und Maus verloren gegangen«, und man findet in den fiſchländiſchen Dörfern gar manche junge Wittwe, manche verlobte Braut, die für das Leben den untergegangenen Geliebten in ſtiller Abgeſchiedenheit betrauert. Das iſt die Poeſie des Seelebens, in wenigen Stunden im Arm der heißen Liebe, oder im Schooß des kühlen Meeres.

Als der Großherzog von Mecklenburg vor einigen Jahren auf ſeiner größeren Reiſe im Orient auch in Konſtantinopel verweilte, ward im dortigen Hafen ſein Auge durch den Anblick der mecklenburgiſchen Flagge erfreut, die auf den Maſten zweier ſtattlichen Schiffe, von denen eins ein ſehr ſchöner Dreimaſter war, wehte. Er fuhr am Bord derſelben, unterhielt ſich lange mit

Digitized by Google

den Capitänen, beide ächte »Fiſchländer«, und erbot ſich Briefe und Grüße an ihre Frauen zu überbringen, da er doch wohl früher die Heimath wie ſie, die noch nach dem ſchwarzen Meere wollten, wieder erreichte, was denn auch von denſelben dankbar angenommen wurde. Bei ſeiner Rückkehr nach Mecklenburg hielt er auch getreulich Wort, machte gleich einen Ausflug nach dem »Fiſchland«, beſuchte die Familien der Capitäne und ſchenkte jeder einen ſilbernen Becher mit dem Datum, an dem er in Konſtantinopel bei ihren Männern am Bord geweſen war, zum Andenken.

Iſt das Äußere der Wohnungen auf dem »Fiſchlande« ſchon im hohen Grade anſprechend und gut gepflegt, ſo iſt es noch mehr das Innere. Die ſauber geweißte Diele, auf der gewöhnlich einige blank polirte Schränke ſtehen, iſt mit zierlichen holländiſchen Linken, ſtets rein gewaſchen, in bunten Muſtern belegt. Das Wohnzimmer iſt ganz wie eine Schiffscajüte, nur in vergrößerter Weiſe eingerichtet, mit vielen Wandſchränken in den Wänden, die oft ganz mit gefirnißtem Holz ausgetäfelt ſind. An der Decke hängt gewöhnlich ein gut geſchnitztes, bis auf das kleinſte Tauwerk getreues Modell des Schiffes, auf dem der Mann fährt, von dieſem in müßigen Winterſtunden zur Freude und Belehrung ausgeſchnitzt, ſonſt aber noch Kokosnüſſe, große Muſcheln, ausgetrocknete Delphine, kurz ähnliche von den Reiſen mitgebrachte Merkwürdigkeiten. Kommt man als Fremder in ſolche Capitäns Wohnung, ſo wird man auf eben ſo dringende wie gutmüthige Weiſe eingeladen, eine Taſſe Kaffee oder Thee, oder ein Gläschen Rum, wenn es kalt iſt, zu trinken, daß man es unmöglich abſchlagen kann, was auch ſehr übel genommen würde. Man bekommt dann ſo guten, ſtarken Kaffee oder ſo feinen Zucker, ſo ächten Rum, was alles der Mann von ſeinen Reiſen mitbringt, wie man es nur ſelten in einer deutſchen Binnenſtadt finden wird. Was aber ſehr überraſcht, iſt das vollſtändige Service vom feinſten engliſchen Porcellan, die kryſtallene mit Silber eingefaßte Zuckerdoſe, die ſchweren gut gearbeiteten ſilbernen Löffel. Es iſt nämlich Sitte daß jeder fiſchländiſche Seemann bei der Heimkehr im Herbſt, ſeiner Frau oder Braut irgend ein derartiges Geſchenk für den Hausſtand mitbringt, und ſo ſammelt ſich denn in den Wohnungen der wohlhabenderen Capitäne allmälig eine Menge ſolcher, oft ganz werthvoller Sachen. Sonſt ſind die »Fiſchländer« ſelbſt bis auf die gemeinen Matroſen herab in der Regel ſehr ſparſam, ordentlich, nicht zu Exceſſen geneigt, und dem Trunke nicht ſehr ergeben, Eigenſchaften die man nicht allzuhäufig an Seeleuten findet. Kommen im Roſtocker Hafen Schlägereien vor, ſo ſind es gewöhnlich geborene Roſtocker oder fremde Matroſen die dabei betheiligt ſind, ſelten »Fiſchländer«, obgleich ihrer an 1000 auf dortigen Schiffen dienen. In ihrer Kleidung unterſcheiden ſie ſich gar nicht von andern Matroſen, und auch wohlhabende Capitäne gehen am Bord in kurzer Jacke von grobem blauem Tuch und eſſen mit ihrer Mannſchaft aus gleicher Schüſſel. Eigentlich Arme gibt es unter ihnen nicht, denn wird ein Matroſe alt und ſchwach, und kann nichts mehr verdienen, hat auch vielleicht nichts erſpart, ſo nimmt die ganze Gemeinde ſich und ſeiner Familie auf das Bereitwilligſte an. Überhaupt herrſcht ein enges Zuſammenhalten unter allen »Fiſchländern«, ſie werden ſowohl in der Heimath wie Ferne ſtets bei einander zuſammen ſein, und ſich auf jede Weiſe mit Rath und That unterſtützen.

Dies das mecklenburgiſche »Fiſchland« und ſeine Bewohner. Man ſieht, trotz ſeiner Öde und Rauheit wohnen ſo glückliche, rechtſchaffene Menſchen auf demſelben wie nur auf irgend einem Punkte der Welt. Die Erde gibt ihnen wenig, deſto mehr aber das weite, unendliche Meer.

Das heilige Köln. Skizze von F. Guſtav Kühne.

8.

Der Kölner Dom.

Worauf die Kölner ſtolz ſein dürfen iſt das was ſie nicht fertig zu Stande gebracht, ihr Dom. Es war in der Zeit ſeiner höchſten Blüthe als Köln den Gedanken zu dieſem Tempel faßte. Stände er vollendet da, er wäre das höchſte, das edelſte und reinſte Bauwerk des germaniſchen Kirchenſtyls. Die Zeit der Blüthe Kölns iſt die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, das Zeitalter jenes zweiten Friedrich von Hohenſtaufen der den großen Kampf der weltlichen Majeſtät gegen den Statthalter Gottes auf die Spitze führte, der Hierarchie das weltliche Heldenthum entgegenſetzte wie Köln ſeinem oberſten Prälaten gegenüber ſein ſtarkes Bürgerthum ins Feld ſtellte. Barbaroſſa, der erſte Friedrich, hatte

Digitized by Google

noch die Städte eingeäschert. Der zweite Friedrich erkannte in den Städten das Bollwerk gegen die geistliche Gewalt; er bedurfte ihrer, und Köln war unter allen in Deutschland die mächtigste. Hätten die Fürsten mit den Städten sich enger verbrüdert, Krone und Bürgerthum die Nothwendigkeit ihres Zusammenhaltes gegen Adel und Priesterschaft schon damals fester ins Auge gefaßt: der Kampf der Hohenstaufen hätte nicht den Ausgang einer Tragödie genommen. Aber es schien erst dem protestantischen Geiste vorbehalten zu sein dem deutschen Städteleben zu seinem entschiedenen Bewußtsein zu verhelfen, leider zu spät um dem verfallenden Kaiserthum die fundamentale Stütze im Volke zu geben. Im zweiten Friedrich tauchte der Gedanke dieser Verbrüderung auf; Köln war zu seiner Zeit ein Hort des Königthums. Friedrich gab den Kölnern das Stapelrecht, das die Stadt später zur Knechtung des freien Verkehrs auf dem Rhein so trotzig und tyrannisch festhielt. Er führte den Kölnern seine dritte Gemahlin zu, Isabella von England, die dort sechs Wochen hindurch die glänzendste Feier erlebte von der die Chroniken berichtet. Zehntausend schön bewaffnete Bürger holten die Fürstin feierlich von Aachen ein, ganz Köln glich die Zeit über einem fortgesetzten Hochzeitsgelag. Ochsen auf Wagen in Schiffsgestalt, von Pferden geführt welche Purpurdecken verhüllten, zogen durch die reich geschmückten Straßen mit melodischem Getön umher, Chöre von Jungfrauen sangen Tags und Nachts vor Isabellens Fenstern Triumphlieder. Das Bürgerthum hat nie mit mehr Selbstgefühl, Pracht und Pomp dem Fürstenthum gehuldigt. Es geschah das funfzehn Jahre vor Friedrichs Tode, 1235. Um diese Zeit entwarf ein Kölner Meister den Plan zum Dom; 1248, zwei Jahre vor des großen Kaisers Hinscheiden, ward der Grundstein zum Bau gelegt. Und heutzutage ist es nun ein Preußenkönig der den Bürgern Kölns dessen Vollendung verheißt. Liesen nicht soviel Quergedanken mitdurch, wäre die Entwickelung der Zeit eine ungestörte, fühlten die gebundenen Kräfte dieses Jahrhunderts nicht auf ganz andern Punkten das Heil ihrer Erlösung, wäre es mehr als eine bloße Illusion, im Bau eines Gotteshauses den Act der Vollendung unseres nationalen Lebens zu sehen: wir könnten dies Bündniß zwischen deutschem Königthum und Bürgerthum mit hoher Freude begrüßen. —

Der Kölner Dom stellt sich uns in seinen Trümmern auch als das räumlich Größte hin was die germanische Architektur entworfen. Der Dom zu Speier mißt 60,330 Fuß im Geviert, der Straßburger Münster nur 48,000; der Kölner Dom nimmt 60,400 Fuß Flächenraum ein. Wir legen darauf wenig Gewicht. Unterliegt doch ein Gedanke der sich selbst aufgibt, leicht dem Verdachte sich übernommen zu haben; sein Können steht mit seinem Wollen in Widerspruch. Wir kannten diesen mächtigsten deutschen Bau nur als Ruine, Jahrhunderte hatten ihr Nothwerk zwischen dem fertigen Chor und den Thürmen aufgestapelt und aus dem erhabenen Torso eine gleichgültig verwilderte Rumpelkammer gemacht. Von den beiden Thürmen welche in der Höhe auf dasselbe Maß berechnet waren, welche die Kirche in ihrer Länge aufweist, ein Maß von 525 Fuß, erhebt sich der eine kaum aus den Grundmauern, der andere ragt 200 Fuß in die Luft empor. Dieser stellte sich uns mit seinem Krahn als ein Wahrzeichen hin daß über die Menschheit die sich und Gott zu Ehren dergleichen unternommen, ganz andere Zeiten herangebrochen. Manche fanden in der Ruine des Kölner Doms sogar die tiefe Bedeutung daß das Mittelalter in seinem letzten und höchsten Bauwerk eben Bruchstück geblieben, weil die Menschheit fortan ganz anderer Bauten bedürfe. Wie man an Goethe's Faust das Fragmentarische der Form auch als Nothwendigkeit für seinen Inhalt nachgewiesen, so fand man die allerhöchste mittelalterlich germanische Kirche eben als etwas Unvollendetes beziehungsvoll. Nur das Chor mit dem Allerheiligsten, der Kern des Ganzen, stand fertig da. Mit dem J. 1322, also 74 Jahre nach der Grundsteinlegung war es fertig; es ist in der That selbst für die ganze Ausdehnung eines kirchlichen Festes geräumig genug. Die hundert Hauptpfeiler im Schiff der Kirche, 52 auf der Nord-, 52 auf der Südseite, waren bisher wie ein Wald von Säulen die ein rauher Wintersturm in ihrem Wachsthum plötzlich erstarren ließ. Bis zum Gewölbe standen sie da, trugen aber nichts als den Nothbehelf des bretternen Verschlusses.

Diese Bruchstücke der großen Kathedrale in ihrem Bestande zu erhalten, hatte schon immerwährend starke Bauten nöthig gemacht. Je weniger der Bau geschlossen war, desto mehr war er dem Zahn der Zeit, der Verwüstung der Elemente blosgestellt. Das Chor, durch eine Querwand mit dürftigem Portal von dem wüst liegenden Schiff der Kirche abgeschieden, konnte für eine Kirche für sich, jedenfalls für eine Kapelle im allerhöchsten Style gelten. Allein dies Kleinod germanischer Kunst, dieses Herz des ganzen Baues, stand nicht so fest in sich gesichert als wenn ihm links und rechts die Mauern des Schiffes die Stützen boten, die eigne Tragkraft durch das Gewicht des Widerstandes eine stärkere

Digitized by Google

Gewährſchaft des Beſtandes erhielt. Das Chor mit der ſchlanken Majeſtät ſeiner Pfeiler und Wölbungen ward mit der Zeit immer zerbrechlicher; es bedurfte im Stühwerk fortwährender Erweiterungen die an ſich ſchon unaufhörlich große Bauten erheiſchten. Bedenkt man dies, ſo iſt der Gedanke die Kirche fertig zu bauen, nicht ſo ganz aus der Luft gegriffen wie es ſcheint; das Unternehmen hat auch ſeine architektoniſchen Nöthigungen.

Wie ich zu wiederholtem Male die oberſten Galerien von außen und innen beſtieg, mich auf den vorläufigen Treppen durch die Gänge und Engpäſſe hindurchwand, hab' ich mich erſt recht von der Heilſamkeit eines Fortbaues im Ganzen und Großen überzeugt. Der Bau dieſes Chors hat in der That nie ſtill geſtanden. Zur Franzoſenzeit drohte dies Heiligthum deutſcher Kunſt langſam aber ſicher dem Verfall entgegenzugehen. Das ganze Außenwerk der Strebepfeiler und Strebebäume erſcheint uns, von unten aus rings herum betrachtet, wie ein bloßer Schmuck, wie ein Kranz von zierlicher Zuthat; wie ein Spitzenkragen von Stein umgibt das Strebewerk das Chor. Aber es war mehr als Schmuck, es war ein Nothwerk zur Verſeſtigung des Innern, eine Arbeit die der Dom der Fürſorge des dritten Friedrich Wilhelm verdankt. Dieſer Ausbau wurde zur Sicherſtellung des Chors, nicht aus willkürlicher Liebhaberei unternommen. Bloße Bauliebhaberei aus dilettantiſchen Gelüſten lagen dem praktiſch-bürgerlichen Sinne des verſtorbenen Königs fern. Er hatte weder für den Katholicismus, noch für die Rheinländer Hinneigung genug, um ein Außerordentliches zu thun und den Fortbau einer römiſchen Kathedrale zu unternehmen; aber um das Chor zu erhalten wurden Summen nöthig die er jährlich verſchoß. Durch Abbrechen zu nahe liegender Gebäude ſtellte man damals die Kirche freier hin; allem Schönheitsſinn zuwider war ſie von Häuſern der gemeinen Werkelthätigkeit rings herum ganz verbaut und verdrückt. Die Erhaltung des Domchors hatte ſich die preußiſche Königsfamile ſchon ſeit dem Frieden zur Aufgabe gemacht und wie ich mit dem Küſter an den Strebepfeilern im Außenwerk herumkroch, zeigte man mir da und dort die ehedem ſchadhaften Stellen, an deren Herſtellung ſich das eine oder andere Mitglied des königlichen Hauſes beſonders betheiligt. Jetzt freilich erſt, nachdem der rieſenhafte Gedanke einer gänzlichen Vollendung der Kirche und beider Thürme dem Herrſcher Preußens nicht zu übergroß erſchien, nachdem in die Baukaſſe ſeit wenigen Jahren eine halbe Million gefloſſen, jetzt freilich iſt in den brach gelegenen Theilen des ganzen ungeheuern Gebäudes ein neues Leben erwacht. Hunderte von Arbeitern ſind vier Jahre lang unter Zwirner's Leitung thätig geweſen. Das Gerüll der todten Maſſen wurde raſch geordnet, die verſchütteten Grundmauern haben ſich aufgerichtet, der erſtorbene Säulenwald deſſen Stämme nackt und fronenlos in die Luft ſtarrten, hat in ſeinen Gliedern plötzlich neue Kraft zum Wachsthum verſpürt, der alte Titane der vergeblich gen Himmel gewolit und jahrhundertelang am Boden lag, hebt ſeine Bruſt von neuem in die Höhe. Das Nordportal ſteht mächtig da in ſeiner ſchlichten Hoheit, die 52 Pfeiler der Südſeite des Kirchenſchiffs haben ihre ſchlechte hölzerne Bedachung mit einem feſten und doch freien Gewölbe vertauſcht, die 52 Pfeiler der Nordſeite ſind herangewachſen bis zum Laubwerk der Kapitäler. Und ſchon wird an dieſen gearbeitet, jedes der hundert Säulenbänder der Kirche wird ſein eigenes Haupt, ſeinen eigenthümlichen Kopfſchmuck tragen. Hier zeigt man das Fenſter das der Kölner Dombauverein ganz allein für ſich gebaut; das andere dort verdankt der Dom dem Männergeſangverein. Jener Pfeiler wurde von den Prinzen des Hauſes Hohenzollern hergeſtellt; dieſer, mit dem Wappen und den Farben Baierns geziert, iſt ein Denkmal vom architektoniſchen Schönheitsſinne König Ludwigs. — Und das alles rief ein königliches Wort ins Leben, der Hammerſchlag des vierten Friedrich Wilhelm am 4. September 1842. —

Iſt es nicht impoſant ein König zu ſein? Und wär' es auch nur ein alter König Ägyptens auf deſſen Wink hunderttauſend Hände ſich regten um in einem großen, von niemand begriffenen, myſtiſch ungeheuerlichen Katakomben- und Pyramidenbau die verſammelte Volkskraft einzumauern! Und ein König der Neuzeit zu ſein auf deſſen Wink Millionen Hände ſich anſchicken gemeinſam einen — Tempel der Freiheit zu bauen? Es wäre ein Gedanke, weit größer, weit entzückender! — Der Freiheit freilich läßt ſich nicht ſo leicht auf den Wink der Augenbrauen eines irdiſchen Jupiters ein Haus bauen! Sie läuft in der Welt noch ſehr obdachlos, meiſt ſogar hoſenlos herum.

Ich habe einige Tage ganz und gar in der großen Bauhütte des Doms zugebracht und mich am Werkeln der Arbeiter hoch erfreut. Um wie viel raſcher baut doch unſer Zeitalter als ein früheres das blos aus Frömmigkeit baute! Nur brauchen wir Geld Geld ſtatt der Frömmigkeit. »Stecke nur Geld genug in deinen Beutel!« ſagt der Shakſpearſche Jago, der Intrigant in der Tragödie Othello. Geld iſt das Stichwort unſerer Zeit

Digitized by Google

geworden, das Herzblatt unſerer Unternehmungen, der Nerv und die Seele unſerer ganzen Lebensmaſchine. Früher hatten die Menſchen nichts als ihren Glauben, nichts als ihre heilige Zuverſicht zum Himmelreich. Ich ſage: nichts als das, und es iſt doch das Höchſte zu dem es die Menſchheit bringen konnte. Sie bauten in dieſen Kirchen Gott für ſeine Gegenwart unter uns ein Haus; er war ſonſt nirgends da als in ſolchem Schrein. Nicht Kunſttrieb, nicht äſthetiſcher Schöpferdrang war es was die Menſchen zu den großen Bauten trieb. Von Kunſt wußten ſie wenig; ein Bewußtſein hatten ſie davon nicht. Ein großer künſtleriſcher Inſtinkt war in ihnen mächtig, ihre Kunſt war weit mehr ein Handwerk, aber ihr Gedanke war von einem heiligenden Feuer beſeelt; ſie baueten um Gottes willen!

Die fromme Bauwuth der mittelalterlichen Menſchheit kannte keine Grenzen. Mitten in der Blüthenzeit für den Dom zu Köln ſtiegen unter den Händen derſelben Werkleute zahlloſe Kirchen in die Höhe. Von der äußern Galerie weiſt uns der Führer dort zur Seite auf die Minoritenkirche. Dieſe war gleichzeitig ein Werk der Arbeitsleute des Doms. In den abendlichen Feierſtunden, wenn ſie vom Dienſt des Tages am Dombau müde waren, gingen ſie hin und bauten auch noch den Franciscanern das Gotteshaus weiter, vielleicht damit ſie, falls das Gebet der Domherren nicht ausreichte, auch noch durch die Fürſorge dieſer frommen Brüder ſich den Himmel und die ewige Seligkeit ſicherten. Heute kann man alles bauen, Tempelhallen und Luſthäuſer, Eiſenbahnen und Spielhöllen, man baut Gott und dem Teufel Häuſer. Man kann heutzutage Alles, aber man kann es nur wenn man Geld hat. Die Bewunderer der alten Zeiten ſagen freilich, wir könnten nicht mehr gut bauen, wir wären in der Kunſt, in der Technik zurückgekommen. Ich kann das von einem Zeitalter nicht glauben das Tunnel und Viaducte baut und es unternimmt die Landenge von Suez zu durchſtechen. Und in der Frömmigkeit ſind wir zurückgekommen, und man ſoll nicht der Narr ſein ſich das zu verheimlichen. Nur wenn einer jetzt Geld hat, kann er etwas, und wenn er Geld hat, dann kann er alles. Wer es verſteht die Papiere in die Höhe zu treiben, nämlich die Papiere die er in Händen hat, iſt Herr über alles; Millionen Menſchen ſind dann ſeine Calibane die ihn für einen Gott erklären.

Man ſpricht von gewiſſen Geheimniſſen der architektoniſchen Kunſt des Mittelalters die uns abhanden gekommen ſeien. Man ſagt, die Werkmeiſter der alten gothiſchen Kirchen hätten ſo künſtlich zu bauen gewußt daß ſie den Schall im großen Raume nicht blos unterdrückten, ſondern ihn nach ihrem Willen an gewiſſe Stellen feſſelten und gebannt hielten. Die Flüſtergalerie in der Weſtminſterabtei zu London wird als Beiſpiel aufgeführt daß es die Architekten im Einverſtändniß mit den Mönchen zu veranſtalten gewußt, in den Kirchen das Beichtgeheimniß im entgegengeſetzten Winkel zu hören und abzufangen. Ich denke, man hat über dieſen Schallbau der alten Klöſter und Kapellen viel gefabelt. Schinkel, der große Architekt unſeres Jahrhunderts, hat freilich einmal in Berlin eine Kirche, die Werderſche, gebaut, in welcher die Kanzel ſo falſch angebracht war daß die Rede des Predigers einen vielfachen Widerſchall hatte. Die Berliner hielten es für einen Witz von Schinkel daß das Wort Gottes nur durch einen falſchen Bau der Kanzel ſein Echo und einen Nachklang unter ihnen finden ſollte. Ich dachte nicht daran mir vom Regierungsrath Zwirner, einem gefälligen Schleſier der ja ein Schüler Schinkel's iſt, über dieſen Baufehler ſeines Meiſters einen Aufſchluß zu erbitten. Es war auf der großen Bauſtätte des Doms der Schau- und Erkenntnißluſt gar ſoviel geboten.

Ein Steinmetz führte uns in der Werkſtätte ſeiner Genoſſen umher. Wir ſahen unter dem Meißel aus dem groben Stein einen jener zahlloſen kleinen Baldachine entſtehen deren zackige feine Arbeit ſich von einiger Ferne wie eine Brüſſeler Spitze ausnimmt. Es kommt hier nur darauf an, das Alte zu copiren. Mitunter mögen ſich die Steinmetzen im blumigen Schnörkelwerk der Arabesken auch eigene Erfindungen erlauben; ſie bleiben mit ihren Leiſtungen hinter der Arbeit unſerer Altvordern hoffentlich nicht zurück. Aber wie emſig und ſauber war doch dieſe deutſche Kunſt in der kleinen Einzelheit während ihr Sinn aufs Große und Koloſſale ging! Bekanntlich lieferte der Drachenfels das Material zum Dom. Auch jetzt gibt der alte Steinbruch ſeine Maſſen wieder her und ſcheint auszureichen. Wenigſtens ſind die Steine im innern Neubau aus dem Siebengebirge. Für Wetter und Regen aber eignet ſich der ſpröde Drachenſtein nicht; er blättert, wie man mir ſagte, in der Näſſe ab. Wir von heute ſind in ſolcher Erkenntniß vielleicht weiter und holen uns aus weitern Bezirken den Stoff herbei. Zu den Heiligenbildern die unter ihren Baldachinen am Außenbau zu ſtehen kommen, nimmt man Sandſtein aus Rochefort. Dieſer iſt unter dem Meißel weich und hat die Eigenthümlichkeit in der Näſſe langſam bis zur Feſtigkeit des Eiſens zu erhärten. All das Gewühl von Steinbildern,

Digitized by Google

Spitzbögen und Blenden, all das Gewimmel von Galerien, Thürmchen und Säulenknäufen an den neuen Außenſeiten des Domes ſind von dieſem franzöſiſchen Stein.

Ganz mit der lieblichen Schönheit all dieſer Einzelheiten im Ausſchmuck der Arbeiten beſchäftigt, verzißt man beinahe wie hier aus all dem bunten Mannichfaltigen eine große Einheit erwachſen ſoll, die tauſendfache Willkür im kleinen Zierrath von einem einzigen Gedanken getragen wird. Dieſe Moſaik im Bauwerk eines germaniſchen Domes wird, wie die Ausgeſtaltungen in der Dichtung des Fauſt von Goethe, von einer Grundidee zuſammengehalten und gerade am Kölner Dom deſſen Grundriß im Archive wieder aufgefunden wurde, rühmt man die Eigenthümlichkeit daß ſich auch das kleinſte zum Ganzen fügt, alle ſubjective Willkür der Nachfolger Meiſter Gerhard's ſich ſeinem Grundgedanken harmoniſch unterordnete. Der Laie der den Plan nicht kennt, hat nur das fertige Chor vor ſich, an und für ſich ſchon ein Wunderwerk Meiſter Gerhard's. Zu Gerhard's Zeit war Köln die Hauptbauhütte der von Papſt und Kaiſer beſtätigten Steinmetzenbrüderſchaft. Er ſelbſt lebte bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; die Vollendung des Chores erlebte er nicht; doch wird es wahrſcheinlich daß dieſer Kern des Baues ganz der Ausdruck ſeines Gedankens iſt. Aber im ganzen Werke will man nach der Anlage und nach den Bruchſtücken dieſelbe ſyſtematiſche Folgerichtigkeit erſehen, in jeder abgeſchloſſenen Einzelheit die Idee ſeiner Unendlichkeit wieder erkennen. In Länge, Höhe und Breite der Kirche, in den Beziehungen der Pfeiler zu ihren Gewölben, in den Verhältniſſen der Gurte zu ihren Bögen, in der Stellung der Altäre zum Tabernakel und zum Allerheiligſten, überall, verſtehen wir es richtig, tritt uns ſinnreich nach dem Salomoniſchen Weisheitsſpruch die Siebenzahl im Kölner Dom entgegen. Alles in dieſer ſteinernen Apokalypſe ſcheint wie Signatur jenes ewigen Geheimniſſes zu ſein, wie der Menſch ſich zu Gott erhebt, Gott aber Menſch wird, auf daß uns ſein ewiges Jenſeits als ein abnungsvolles Dieſſeits gegenſtändlich werde. — Laßt uns noch einen Wandel machen durch dieſen Säulen-, Pfeiler- und Pyramidenwald im Schiff der Kirche, laßt uns dann das Chor betreten, dem Allerheiligſten uns nahen, aber zuvor die Schuh abthun, denn hier, wenn irgendwo, hat ſich Göttliches im irdiſchen Stoff offenbart, ſich der menſchliche Gedanke einen Himmel erſtiegen.

Das Chor iſt bekanntlich fertig wiederhergeſtellt. Die Kunſt von heute hat ſich das Wagniß erlaubt ihn bunt zu färben. Ein Wagniß, ſag' ich. Hätte man mir früher verkündigt eine gothiſche Halle gefärbt zu ſehen, ich wäre davor erſchreckt wie vor einer verderbten modernen Übertreibung des Geſchmackes. Wir ſind von Jung an daran gewöhnt uns die alten Dome nicht anders als in dem ſchlichten Grau des Urſteins zu denken. Jetzt kam ich gerade aus Belgien zurück und die impoſante Empfindung der ſchmuckloſen, einfach erhabenen Größe der Antwerpner Kathedrale ſtand noch in meinen Gedanken als ein ächter Typus der germaniſchen Bauart feſt. Das Gefühl der Überraſchung war darum das Erſte was mich anwandelte als ich jetzt in Köln die Chorhalle in ihrem Farbenſchmuck ſah. Der graue Stein des Drachenfelſen hat ſich hier in Bronze verwandelt, die Kapitäler der Säulen haben die Farben ihrer Blumen angenommen, golden und purpurn ſtrahlen die Kelche, im Schmelz prangender Lichter leuchten uns die Kronen und Laubbüſchel der großen Pflanzenpfeiler entgegen. Und ſiehe! zum Duft, der Geſtalt angenommen hat, geſellt ſich auch die Muſik mit ihren Gebilden. Es ſind die Leib gewordenen Töne im Chor ſeliger Geiſter; in den Bogenfeldern ſchweben ſie auf und ab. Einige haben noch volle Körper und nur Einen Flügel mit dem ſie mühſam ſchweben. Aber ſie ſind ſtufenweiſe geordnet wie ja die Cherubim und Globim auch ihre Rangordnung im Himmel haben. Die Leiber ſchwinden, die Seelen werden mächtiger, auf die einflügeligen Engel folgen lichtere Geſtalten, körperloſere mit gedoppeltem, mit dreifachem, mit vielfachem Flügelpaar. Je näher dem Allerheiligſten, deſto raſcher der Schwung, deſto höher der Flügelſchlag, deſto reiner die vom Staub befreite Seele.

Dieſe Wandmalereien ſind von Steinle aus Frankfurt. Man hat bei der Wiederherſtellung des Chors hinter dem Putz der Wände alte Farben entdeckt und die verblichenen Geſtalten getreu nach den Urkunden wiedergegeben. Nicht nur die Sculptur, auch die Malerei iſt hier in den Dienſt der Architektur getreten um die ſtrenge Einfalt und Erhabenheit des Baues zu dämpfen. Dieſe Verſchwiſterung an Körper und Farbe, Architektur und Malerei will uns als der höchſte Triumph der Künſte erſcheinen. Es iſt als habe die Chorhalle erſt jetzt ihren wahren und letzten Ausdruck erhalten.

Die Sonne warf ihr Abendlicht durch die bemalten Fenſter. Dieſe ſind wir gewohnt im farbigen Schmuck zu ſehen; die Farbe nimmt dem Licht den grellen Ton. Der Glasmalerei hatten wir längſt das Recht zugeſtanden zur Schmückung der gothiſchen Kirchen. Es iſt aber nur ein Schritt weiter, und die weißgrauen Wände

Digitized by Google

beleben ſich für und mit derſelben farbigen Geſtaltenwelt, der kalte Fels nimmt Leben an, das Todte wird licht, und in Glanz und Blüthenſchimmer getaucht möchte ſelbſt der Stein warm werden, und lebendig zu uns ſprechen.

In ihrem ſanften dunklen goldbraunen Glanz ſteht jetzt die ganze Halle wie das Gebilde eines morgenländiſchen Märchens vor dir. Und das Helldunkel der gedämpften Abendſonne gibt dir erſt recht die Beleuchtung für das in Stein hingebaute Traumgeſicht. Das iſt die heiße heilige Dämmerung bei der man nicht ſagen kann ob die Seele die ſich ihr hingibt, ſchlummere oder wach ſei. Das iſt das Licht in welchem die Heiligen ihre Verzückung halten, Propheten der Kirche, Anachoreten der Wüſte die Stunde ihrer Verklärung feierten, ganz aufgelöſt in trunkener Andacht, voll Sehnſucht und Liebe ſich in den Himmel verſetzt fühlten.

Drüben im Schiff der Kirche wo die Arbeit ihr Tagewerk vollendet hat, verklingt der letzte Hammerſchlag. Der Schall einer fallenden Thür tönt von draußen noch herein in die Säulenhalle; am Hochaltar zittern die Becken leiſe nach. Du biſt allein im ſteinernen Eichenhain. Du ſtehſt und lauſchſt. Es iſt ſo ſtill, du könnteſt das Ächzen dieſer ſteinernen Bäume hören die von neuem den Schmerz des Wachſens fühlen. Wenn du hier Gott nicht gegenwärtig haſt, ſo iſt er dir niemals von außen nahe getreten. Sieh dir dieſen in Felſen gearbeiteten frommen Gedanken genau an! Heiliger Glaube hat dieſen Tempel Gottes erſonnen, felſenfeſte Zuverſicht, eine Kunſt die wie ein Trotz gegen die Elemente erſcheint, ihn auszuführen unternommen. Und du ſiehſt hier die Größe Hand in Hand mit lieblicher Kindlichkeit, Arm in Arm mit tändelnder Unſchuld und ſüßer träumeriſcher Grazie. Aus den Wipfeln dieſer Bäume knoſpet überall ein buntes Frühlingsleben. Blumen ſprießen aus der Kraft der ungeheuern Stämme deren gewölbte Zweige das Dach dieſes Kirchenhimmels tragen. Und wo die Äſte in der Spitze der Wölbungen ſich finden und umſchlingen, da bricht in Roſenform das Auge eines Engels auf. Soviel ſpielende Freundlichkeit flicht der ernſte Glaube in ſeine Zuverſicht. Blumen windet er ſich in's Haar, und wenn die bloßen Schläfe eine Dornenkrone umzieht, bedenke doch, arme Seele, daß auch irdiſche Roſen ihre Dornen haben und die Kirche jeden Tropfen Blut auf deiner Stirn in ewig blühende Roſen wandelt! Nur eine kurze Spanne Zeit, — man nennt ſie Erdenleben, — gibſt du hin und erntеſt eine ewige Wonne. Und ſchau den Tempel an! Du haſt an ihm ſchon hienieden einen Vorhof zum Himmel, und in Liebe und Güte umfängt das Reich der Seligen ſchon hier die gläubige Seele! Oder ahneſt du Schlangen unter den Blumen der heiligen Freude? Dort hinten im ſtillen Winkel ſiehſt du ſeltſam geartet ein ſteinern Bildwerk. Abtrünnige Seelen reiten auf wilden Säuen in's Thor der Hölle ein. Juden werden in der Angel gequetſcht, Ketzer von Furien geſpießt. Eine grauſame Wolluſt liegt in den Strafen irrender Seelen, wie ſie uns die guten ehrlichen Steinmetzen ihrer Zeit in Arabesken und Allegorien ausgemeißelt. Iſt denn die hohe Freude der ſeligen Geiſter nicht denkbar ohne die Gräuel wilder Leidenſchaft? Mußte denn das mittelalterliche Chriſtenthum, gleich fanatiſch im Haß wie in der Liebe, nach beiden Seiten hin die menſchliche Natur zum Ausdruck bringen? Iſt Gott immer nur ſo wie ihn die Menſchen ſich denken, und der Glaube an ihn immerdar gebunden an die Schwäche der Kreatur? —

Das Licht das von draußen durch die Scheiben bricht, wird immer bläſſer, aber die Traulichkeit im Hauſe wird um ſo ſüßer, das Gefühl der Gottesnähe nur um ſo zuverſichtlicher; für den Gläubigen gibt es keine Nacht, auch wo ihn Dunkel umfängt. Tritt nur ſeitwärts, ſuchende Seele! Im Widerſchein ewiger Wonne wie zur Gemeinſchaft mit dem Allerheiligſten einladend, lockt dich hier die ſtille Laube wo Gott ſich dir ganz erſchließt. Beachte wohl dieſe Abſtufungen im Bau des Tempels! Das Sanctuarium iſt eng und klein. Selten iſt ja unter Menſchen eine vollkommene Reinheit des Lebens. Größer iſt ſchon das Chor, der Aufenthalt der Enthaltſamen. Weiter und geräumiger noch das Schiff der Kirche wo das bunte Leben der Geſchlechter ſich einfindet, in der Welt gemiſcht, hier aber wo alles Weltliche ſchweigt, getrennt, rechts die Männer, links die Frauen. Von der ſtillen traulichen Laube in die du mit deinem Gedanken dich auf Augenblicke geflüchtet, blick' nun hinauf zu den Wölbungen, in die Wohnungen der Seligen. Die Engel ſteigen auf und feiern ihre Wandelungen zu reinen Geiſtern. Immer körperloſer wird ihr Weſen, immer flügelreicher ihr Leib, bis ſie ganz Seele ſind, ganz Flügelſchlag zum Ewigen. Dieſe Seligen ſtört nichts mehr in der Anſchauung Gottes, kein Körper und kein Erdenſtoff, ja ſie haben, ganz Luft und Geiſt, ſchon Theil an ſeinem Weſen. Alle Bewegung irdiſcher Glieder hat für ſie aufgehört, ſelbſt die Sprache in der ſich Menſchen verſtändigen, verſtummt; Muſik beginnt, die Welt löſt ſich auf in Eine tönende Wonne. Mit dem Blick nach oben, mit der Sehnſucht nach dem Ewigen biſt du hinaufgeſtiegen. Nun ſchwindet dir alle ſichtbare Welt, deine Sinne helfen dir nicht

Digitized by Google

weiter. Schließ' alſo das Auge, nur dein Ohr ſei noch wach die Geſänge der Engel zu hören. So ganz ſtummes Rauſchen, ſterblicher Menſch, ſo ganz Auflöſung und Hingebung, erfährſt du an dir das Geheimniß der Magd des Herrn, das ſüße Geheimniß der benedeiten Jungfrau die in Schmerz verloren doch ganz Seligkeit iſt alſo ſie der Herr mit ſeiner Umarmung überſchattete.

Das iſt die Spitze der katholiſchen Empfindung, die Hingebung der jungfräulichen Liebe iſt der Triumph dieſes Chriſtenthums. Maria iſt der Hort der Sehnſucht, der Act ihrer gottinnigen Gemeinſchaft, das Allerhöchſte menſchlicher Gefühle.

Wenn du aus dieſem Rauſch der Andacht erwachſt, richteſt du dich auf und blickſt verwundert auf die dir fremdgewordene Erde. Dein Auge ſieht wieder eine Menſchenwelt um ſich, deine Hand fühlt die harte Wirklichkeit. Die Weihe des Augenblicks reicht nicht aus für ein ganzes Erdenleben, du beſinnſt dich auf Zeit und Ort, auf Körper und Geſtalt. Wenn du Proteſtant biſt, wirſt du dann wiſſen daß es noch ein anderes Chriſtenthum gibt, ein Chriſtenthum das die Wirklichkeit nicht den Momenten der Erleuchtung zum Opfer bringt, ein Chriſtenthum das ſich nicht vor der Welt in die Stille flüchtet, ſondern hinauszieht in das Leben der Menſchen, in's Fleiſch der Welt ſchaffend und geſtaltend eingeht, auf daß die Erde nicht dem Himmel dargebracht werde als bloßes Rauchwerk dem Herrn, ſondern umgekehrt der Geiſt auf die Erde eingehe und die Welt mit ſeinem Athem durchdringe. Das Chriſtenthum das die Welt in die Kirche trägt, war das Eine; das Chriſtenthum das die Kirche hinaus in die Welt bringt und zur Wirklichkeit unter Menſchen macht, das Zweite. Sage dir nun ſelbſt, ſpätgeborener Sohn der Erde, welches Chriſtenthum dir und deinem Zeitalter noth thut!

Dieſer Tempel aber ſoll nicht erneuert und hergeſtellt werden, auf daß wir uns in den Rauſch der Entzückung alter Zeiten zurückverſetzen. Er ſoll auch nicht den Zwieſpalt der Bekenntniſſe im Glauben erneuern. Er ſoll, ſo ſprach ein König, das Werk des Bruderſinnes aller Deutſchen, ein Denkmal der Eintracht aller chriſtlichen Religionen werden. Es war im Jahre 1814 als Görres die Vollendung des Kölner Doms als ein Dankopfer für die Befreiung des Vaterlands forderte. Seine Mahnung verſcholl. Sulpiz Boiſſerée war es dann der alle ſeine Studien, ſein Leben faſt daran ſetzte, uns zur Erkenntniß der Structur dieſes Domes zu verhelfen. 1831 ſchloß er ſeine Geſchichte, Beſchreibung und Abbildung der Kirche die er uns ſo überlieferte wie ſie nach dem alten Plane ſich geſtaltet haben müßte. Es war der Plan zu einem Gotteshauſe das alle Dome der Chriſtenheit überflügelte, das Ergebniß alles Schönen und Erhabenen das die deutſche Kunſt erſonnen, der Schlußpunkt aller germaniſchen Herrlichkeiten des Mittelalters. Von dieſer Herrlichkeit erfüllt nahm ein König in unſeren Tagen den Hammer der Steinmetzengunft zur Hand und ſprach: Belebe dich, Ruine, werde fertig, Haus Gottes!

Es ſtände ſchlimm mit uns, wenn ſich damit der nationale Bruderſinn begnügte, die Eintracht der Bekenner des Chriſtenthums zu weiter nichts führte als zum Aufbau dieſer römiſchen Kirche! Bruderſinn und Eintracht haben auch ſonſt im Herzen des Volkes ihre Quelle, haben in der Entwickelung aller Kräfte ihre Grundmauern zu bauen angefangen. Sei uns denn der Kölner Dom ein Symbol für die Sache, wie uns ja das alte Chriſtenthum das Symbol ſtatt der Sache gab. Und in dieſem Sinne mag der 15. Auguſt 1848 die vollendeten Mauern der Kirche begrüßen, auch wenn die Thürme noch fehlen. Ein Friedrich von Hohenſtaufen war es unter dem vor ſechshundert Jahren an dieſem Tage der Grundſtein gelegt ward. Mag denn ein Friedrich Wilhelm von Hohenzollern die Vollendung der Kirche feiern!

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 21. April.

[Das Ergebniß der Adreſſe.]

Das Ergebniß der erſten acht Tage des Vereinigten Landtags liegt jetzt vor uns, der Gang der Verhandlungen über die Adreſſe iſt in der Allg. Preußiſchen Zeitung mitgetheilt. Leider iſt der Fluß der Mittheilungen in den Spalten dieſer Zeitung ſo träge wie die gute ſchwarze Spree in ihrem Sumpfbett. Der Vorſchlag des Miniſters v. Bodelſchwingh, die Rede im Auszuge zu geben, wie das ſelbſt in England im Drange der Geſchäfte geſchieht, wurde verworfen, und die ungeübten Stenographen bringen ſehr langſam ihr Werk zu Stande; die Allg. Preuß. Zeitung, das Organ des Landtags, bleibt um ſechs Tage hinter den Ereigniſſen im Weißen Saale zurück. So iſt denn das Ergebniß der Adreſſedebatten längſt bekannt, während die Reden der Abgeordneten ſich noch mühſam in der Zeitung fortſchleppen. Ich gebe Ihnen das Reſultat der Adreſſe indem ich kurz an die Entſtehungsart derſelben erinnere. Der Abgeordnete v. Beckerath (Kaufmann in Grefeld am Rhein) war bekanntlich der Referent. Wir haben an ihm einen Redner erſten Ranges, einen Mann von Muth, Kraft und Fond.

Digitized by Google

Wenn Frankreich auf uns herüberblickt, ſo mag es ſich die Rede eines Beckerath überſetzen, um von deutſcher Kammerberedſamkeit zu hören die ſich mit der franzöſiſchen an Gewanntheit meſſen darf, an Gehalt und Fond dieſe überbietet. Wir wollen uns damit nicht überheben. Hat Frankreich jetzt ſeine Stoffe erſchöpft, ſo haben wir die wir im Anfange unſeres politiſchen Lebens ſtehen, um ſo mehr Arbeit noch vor uns. Daher unſer Vertrath an Stoffen und unſer Fond! Mehrere unſerer Redner leiden ſogar an der Fülle des Stoffes ohne dafür die Form zu finden. An Kraft und Muth fehlt es uns nicht auf beiden Seiten; nur ſchleicht ſich auf der einen mitunter Verwerrenheit ein, während auf der andern nicht ſelten die Sophiſtik triumphirt. Das Ableſen ausgearbeiteter Reden hat der Landtag wiederholt entſchieden unterdrückt; gegen neue Verſuche dazu erhebt ſich gewiß gleich der Bürgermeiſter Gier aus Mühlhauſen mit ſeinem Refrain: Wenn das ſo fort geht, werden wir in acht Monaten nicht fertig! Auch der Landtagsmarſchall, Fürſt Solms-Lich, hat es eilig; ſein Refrain iſt: Ich muß dieſe Sache für erledigt halten! Der Abgeordnete Hanſemann hatte durch ſeine Einſprache auch bei der Adreßdebatte wieder das rühmliche Verdienſt daß die Diſcuſſion in Fluß blieb und gründlich erſchöpft wurde, die Verſammlung nicht durch raſches Abſchneiden der Debatte und ſchleunige Abſtimmung zur Überraſchungen bewahrt blieb. — Beckerath's Entwurf war zum Theil Dank-, zum Theil aber weſentlich auch Beſchwerdeadreſſe. Er wollte die Rechte der Verſammlung die ſich als ein Körper von Reichsſtänden anzuſehen habe, nach der beſtehenden Geſetzgebung dem Patent und der Thronrede gegenüber verwahrt wiſſen. Der königl. Commiſſar, Miniſter v. Bodelſchwingh, war als Gegenredner gewappnet genug um ihm im Intereſſe des abſoluten Herrſchers der Alles nur freiwillig gewährt, zu entgegnen. Wenn der Abgeordnete Camphauſen (von Köln) in einer etwas breit gehaltenen, aber tüchtigen Rede darauf hinweiſt daß der Staat der Begeiſterung ſeiner Bürger in der Franzoſenzeit ſein neues Daſein verdanke; ſo iſt Miniſter v. Bodelſchwingh mit der ganzen royaliſtiſchen Bollkraft der Grafſchaft Mark in Weſtfalen der Mann dazu auch auf ſeine Bruſt zu weiſen und daran zu erinnern daß auch ſein Blut in jener Zeit gefloſſen. Graf Arnim von Boitzenburg, der ehemalige Miniſter, brachte dann ſeinen Änderungsvorſchlag. Beckerath's Beſchwerdeadreſſe erſchien der großen royaliſtiſch ängſtlichen Partei des Landtags zu ſcharf. Graf Arnim wußte als conſervativer Bureaukrat zu benutzen was für eine Milderung der Ausdrücke ſprach. In der Beckerathſchen Adreſſe ſtand: Schmerzlich berühret hat uns in der Thronrede ꝛc. Fort mit dem Schmerze! ſagte Graf Arnim; wir haben nur Freude. Fort mit dem Worte: Wahrung und Verwahrung! wir zweifeln nicht daß der königliche Wille uns alles zu unſerem Heile gewähre! Mit Stolz erhob ſich in ſeiner Rede das altpreußiſche Hochbewußtſein in Wendungen wie: Europa ſieht auf uns her; ſollen wir mit einer Klage vor den Thron treten, mit einer Beſchwerde unſer politiſches Ständeleben beginnen, wir, die wir Alles den Reformen verdanken, während andere Völker durch Revolutionen ſich weiterhalfen! Die Reformen Preußens aber gingen ſtets vom Throne aus! Deshalb kein Argwohn, keine Verwahrung! — So Graf Arnim. Sehr gewandt war ſeine Meinung, es ſei weder bräuchlich, noch nöthig alles in der Adreſſe niederzulegen was der Landtag als ſeine fortlaufende Arbeit anzuſehen habe, den etwaigen Ausgleich älterer und neuer Geſetze mit dem Patent vom 3. Februar. Er verwiſchte damit die Überzeugung von der großen Wichtigkeit des Umſtands daß Preußen und Deutſchland die Stimmung des Landtags ſofort erfahre, die Adreſſe die Ausgabe habe dieſe Stimmung entſchieden an den Tag zu legen. Die Verſammlung ſchwankte jetzt; faſt hätte ſie ſchon für das Arnimſche Amendement geſtimmt. Da trat ein Retter als Vermittler auf. Der Abgeordnete v. Auerswald (aus Königsberg) wußte den Beckerathſchen Entwurf mit dem Arnimſchen Vorſchlag zur Änderung auszugleichen; nach dem Brauch unſerer weſtlichen Nachbarn würden wir ſagen, mit Auerswald habe ſich zwiſchen der Linken und Rechten eine gemäßigte Linke als rechte Mitte herausgeſtellt. Sein Vorſchlag ſchob an die Stelle einer ſcharfen Verwahrung der Rechte der Reichsſtände die Hoffnung, der König werde es auszugleichen wiſſen, falls ſich aus dem Patent Widerſprüche mit ältern Geſetzen erheben könnten. Auerswald traf die Überzeugung der Mehrheit; der abſolute Wille des Herrſchers wurde mit dieſer Wendung geſchont und der allgemeinen Meinung, dem Sinne und der Überzeugung des Zeitalters nichts vergeben. Die Auerswaldſche Adreſſe ging mit 482 Stimmen durch. Von den 107 welche dagegen ſtimmten, waren 55 Rheinländer und 40 Weſtfalen die man künftig zu der reinen Link-n zählen kann. Die Übrigen welche dagegen ſtimmten, ſind Ultraconſervative, meiſt Junker, die bei dem Amendement des Grafen Arnim verharrten. Die Prinzen des königlichen Hauſes ſtimmten mit Ausnahme des muthmaßlichen Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, für die Adreſſe im Auerswaldſchen Sinne. Aller conſervativen Deutelei gegenüber darf man hiermit den Sieg der gemäßigten Oppoſition verkündigen. Und ſie iſt in der That, ſo weit ich die Provinzen in Oſt und Weſt kenne, der Ausdruck der allgemeinen Stimmung im Königreich. Bemerkenswerth iſt daß die Adreſſe in ihrer jetzigen Abfaſſung es eigentlich ganz vermeidet eine Antwort auf die königliche Thronrede zu geben.

Neu angelangt zum Landtag iſt der Stellvertreter des Abgeordneten von Poſen, v. Cieszkowski, Verfaſſer der ausgezeichneten Hiſtoriosophie die hier vor mehreren Jahren erſchien. Cieszkowski iſt Gutsbeſitzer; er hat auf ſeinen Gütern mit Glück den Verſuch gemacht, auf ſocialiſtiſche Weiſe die Arbeiter am Gewinn der Arbeit, an der Ernte, zu betheiligen. Im hieſigen landwirthſchaftlichen Vereine theilte der noch junge Mann die Ergebniſſe davon mit.

Der Mielenz'ſche Saal, wo ſich die Abgeordneten Nachmittags zuſammenzufinden pflegen, iſt jetzt hermetiſch verſchloſſen. Es darf kein Gaſt mehr mitgebracht werden. ++.

Aus Berlin, d. 22. April.

[Die Adreſſe.]

Kaum hatte ich geſtern meinen Brief abgeſchickt, als die Zeitungen die neue königliche Unterſtützung zur Steuer der augenblicklichen Noth brachten. Die Mahlſteuer iſt im Bereich der Provinz Brandenburg bis zum 1. Auguſt aufgehoben, die Klaſſenſteuer für die unterſte Kopfſteuerſtufe ebenfalls für die Monate Mai, Juni und Juli erlaſſen. Geſetze kommen in der Welt meiſt zu ſpät. Preußen trifft das weniger als andere Staaten, Preußen war mit ſeinen Reformen oft genug vor-

Digitized by Google

ausfichtig, wenigſtens in den innern Angelegenheiten des Landes. Vielleicht beſeitigt der Erlaß auch noch jetzt die Übelſtände des Augenblicks denen ſich namentlich die Bevölkerung der Hauptſtadt bloßgeſtellt ſieht. Noch der geſtrige Tag, an welchem das Geſetz gegeben, bewies uns den Grad des Nothſtandes. Auf dem Molkenmarkt ſind mehrere Bauerwägen geplündert, auf andern Punkten die Lebensmittel gewaltſam mit Feſthaltung der gewöhnlichen Taxe gekauft, d. h. für Entrichtung eines mäßigen Preiſes genommen. Die Polizei konnte am Nachmittage der Ausräumung eines Bäckerladens nicht ſteuern. Abends lief ein heller Haufe über den Gendarmenmarkt der ähnliche Abſichten hegte, aber vom Grenadierbataillon vertrieben wurde. In der Charlottenſtraße bielten noch um Mitternacht Reiterwachen vor einer Bäckerei. Man ſpricht von zertrümmerten Scheiben in einem Palais. Der Muthwille iſt vielleicht mit im Spiele, aber die Noth iſt groß genug. — Die Allgemeine Preußiſche Zeitung brachte uns geſtern Abend endlich den Schluß der Adreßverhandlungen, mit dem Ergebniß der Annahme der Ancillonſchen Milderung, für welche 484 gegen 107 Stimmen entſchieden. War Beckerath's Rede der Glanzpunkt der Debatten, ſo gab Hanſemann in einer ruhigen, feſten Darlegung gleichſam den Kern deſſen was der Landtag will, Preußen wünſcht, Deutſchland erwartet. Hanſemann ſtellte die Alternative in der Adreßfrage dahin, ob die Verſammlung von einem lebendigen Rechtsgefühl ſich leiten laſſen, oder vom Vertrauen, von bloßer Gnade leben wolle. Die große Bewegung die dieſen Worten folgte, bewies daß ſie den entſcheidenden Punkt trafen. Großer Beifall wurde ihm gezollt als er die Nothwendigkeit nachwies daß Preußen mächtigen Nachbarn gegenüber der innern Stärkung ſeiner Kräfte bedürfe; dieſe Stärkung liege aber in der Pflege des erwachenden allgemeinen Rechtsgefühls. Daß der Drang dazu in den beiden Flügeln des Staates, in den Rhein- und in den Oſtſeeländern mächtig ſei, beweiſe nur wie lebendig auf beiden Punkten die Überzeugung herrſche daß man weder franzöſiſch noch ruſſiſch werden wolle. Eben ſoviel Anklang fand Hanſemann's Wort daß der allgemeine Landtag, ob er ſchon nicht ſo heißen ſolle, ſich der Sache nach als Verſammlung der Reichsſtände zu erachten, die Rechte einer ſolchen zu wahren habe. Bei alle dem verwarf nur eine Mehrheit von 13 Stimmen das conſervative Amendement des Grafen Arnim. Hanſemann's Rede, die den Beckerathſchen Entwurf vertheidigte, hat aber jedenfalls die große Mehrheit für die Adreſſe einer gemäßigten Oppoſition zur Folge gehabt. Hanſemann hatte dem Miniſterium gedankt daß es in parlamentariſcher Weiſe die Verantwortlichkeit für das Patent vom 3. Februar übernehmen wolle. Dieſen Dank lehnte der königliche Commiſſar v. Bodelſchwingh nicht blos ab, ſondern ſprach das Miniſterium auch frei von aller Verantwortlichkeit vor der Kammer. Gegen die Äußerung Hanſemanns, das Patent ſei ein Kind des Mißtrauens, erhob ſich der Prinz von Preußen, indem er die Räthe der Krone von dieſer Beſchuldigung frei ſprach; ſämmtliche anweſende Miniſter erhoben ſich als Zeugen und Bürgen dieſes Ausſpruche. — Daß uns dies alles die Spalten einer Zeitung bringen, mag der Welt bekunden in welchem großartigen Sinne Preußen ſein parlamentariſches Leben ſich eröffnet. Mich dünkt, in dieſem großen Styl wird ſich Preußen gegen alle Anfechtungen der Preſſe, gegen alles provinzielle Vorurtheil, gegen Scheelſucht und Übelwollen vor den Augen Deutſchlands ſeine Würde ſichern. Ich wüßte nicht daß das conſtitutionelle Deutſchland ſeit Jahren Reden wie die von Beckerath und Hanſemann aufzuweiſen hatte. ††.

Leipzig, im April.

[Brieflich aus Paris über die Franzoſen von heute und ehedem: Heine und ſein Atta Troll, deutſch und franzöſiſch; Frenchcroff's l'Allemagne moderne.]

Ein Freund der früher Jahre lang in Paris gelebt und jetzt nach längerer Zeit dahin zurückgekehret iſt, ſchreibt uns von dort. Was ihm jetzt an Paris auffällig erſcheint, iſt die Schwelgerei und der ſybaritiſche Luxus des Mittelſtandes. Sonſt war der Franzoſe der untern Stände nüchtern; er brauchte leiblich wenig und war allezeit mit dem Kopf friſch dran; er brauchte ſeine Zunge mehr zum Räſonniren als zum materiellen Gaumengelüſt. Mit Wenigem äußerlich begnügt, um innerlich den leicht bewegten Sinn immer flott zu machen, hatte er jene Grazie wie ſie Goethe an ſeiner Philine ſchildert, die wenig ſpeiſt und den Reiz der Sinne unverwüſtlich munter hält. Hegel wollte in der materiellen Begnügſamkeit des Pariſers im Verein mit ſeiner rationellen Unermüdlichkeit das Naturell des Berliners wiederfinden. Dieſe Eigenthümlichkeit droht im Charakter der Franzoſen unterzugehen; man hat in Paris angefangen engliſcher zu leben, comfortabler, üppiger, luxuriöſer. Liegt darin der Grund daß das ſonſt ſo bewegliche Zunglein an der Uhr der Zeit in Frankreich träger geht, das Ueberſchiffchen der politiſchen Discuſſion faſt ſtille ſteht? Die Wahlreform wird nicht durchgehen weil ſie den genüßlichen Wohlſtand ſtört. Das materielle Wohlbehagen des Epiciers iſt der Schwerpunkt geworden auf den die Dynaſtie mit ihrer Politik ſich ſtützt. Ehedem war der Hof ſchwelgeriſch, er vergeudete die moraliſche Kraft der Nation im lüſternen Bacchanal; nur die Etiquette zügelte dieſe Orgien. Jenem Zeitalter war abzuhelfen. Der Geiſt der Empörung in ſcharfen kritiſchen Köpfen gab dem Volke allmälig durch die Preſſe das Bewußtſein und die Kraft ſich ſelbſt fühlen zu lernen. Wenn aber der Hof ſittlich iſt und nur Geldgeſchäfte treibt, wenn die moraliſche Ausartung, die Schlemmerei und das ſatte Wohlbehagen üppiger Völkerei im Mittelſchlag niſtet: wie dann? Gegen die Orgien der Höhern gibt es endlich Revolution. Wenn aber der Epicier ſchwelgeriſch iſt, wenn das Bürgerthum in Orgien ſeine Kraft vergeudet, wenn es keine Literatur mehr gibt die ſittlich den Menſchen aus dem Verfall aufruft: was dann?

Der Salon iſt immer eine Muſterkarte der Liebhabereien im Schooß der Geſellſchaft. Der Salon der franzöſiſchen Kunſt gibt keine Madonnabilder mehr, aber auch keine hiſtoriſche Geſtalten. Die heutige Ausſtellung in Paris bringt in Maſſe ſogenanntes Stillleben. Der franzöſiſche Esprit beginnt ſich in holländiſcher Bürgerlichkeit zu gefallen; auch die vielen ſüdlichen Scenen aus dem Leben der Künſtler erinnern an niederländiſche Artung des Geſchmacks. Während alſo die Geſellſchaft verengländert, verholländert vielleicht die Kunſt? Franzöſiſche Grazie fehlt dabei nicht, aber der höhere nationale Schwung des Franzoſen. Die Griſette allein ſteht als Göttin den Künſtlern Modell. Der Banquier kauft dieſe Bilder und der Epicier gibt die Steffe und die Stimmungen dazu. Um ein Bild von Thomas Couture drängen ſich die Schaaren der Schauluſtigen. Dieſe Orgie aus der Zeit der ſittlichen

Digitized by Google

Entartung des ſchwelgeriſchen Roms iſt das Hauptſtück des Salons. Iſt das nicht auch bezeichnend? Die Bildſäulen alter Helden, Brutus, Cincinnatus, Coriolan, ſtehen ernſt aber blaß, ſchweigend und ohnmächtig, bloße Steingeſtalten, im Hintergrunde. Vorn in den willverſchlungenen Gruppen taumeln ſich wein- und wollſtrunkene Männer und Weiber; das üppige Fleiſch der Gegenwart feiert ſein zügelloſes Feſt.

Iſt das alſo das Paris wie heute? — Und in dieſem Paris iſt uns Heine untergegangen. In einer größern Zeit hätte das Deutſchthum in Paris an ihm nicht dieſen Bankerott erlebt, hätte der deutſche Genius nicht ganz hier allen Schwung der Idealität eines Rouſſeau eingebüßt. Dies Paris hat freilich ſchon lange ſeinen Pfuhl geöffnet, und auch Börne lebte und wirkte hier. Aber ſeine Natur wurde nur bitter, verlor höchſtens die Harmloſigkeit des Humors, ging uns nicht ſo gränzenlos verloren. Börne hatte etwas vom Tacitus, Heine hatte nur etwas vom Horaz in dieſem Lutetia-Paris. Ausarten mußten ſie Beide in dieſer Zuſammenhangsloſigkeit vom nationalen Geiſt. Aber Börne war eine reine, tief ſittliche Natur, die ihre Aufgabe ganz naiv und inſtinctgetreu erfaßte. Deshalb konnte er im Zwieſpalt mit der deutſchen trägen Entwickelung höchſtens in Wuth und Raſerei gerathen, wie dieſe Wuth und Raſerei ſich in ſeinen Pariſer Briefen bekundete. Dem Pfuhl der Entſittlichung hier gegenüber behielt er jeder Zeit das helle Bewußtſein unerſchütterlich feſter Kraft. Heine erſchlaffte und verſank in dieſen Pfuhl. Ein Stern der uns leuchtete, ſtand er über der Gemeinheit der Welt; aber er geſtel ſich darin ſein glänzendes Licht in der Pfütze zu ſpiegeln. Daher in ihm dieſer Widerſpruch eines doppelten Naturells. Halb ſchöpferiſcher Genius und halb zeugungsloſer Eunuch, halb gottvoller Apollino und halb blaſicrter lüſtcrner Faun und bocksfüßiger Satyr, halb Elfengeiſt und halb Harpye die ſelbſt die Tafel beſchmutzt an der ſie ſich geweidet: ſo ſteht ſeine Geſtalt vor uns, und wer ihn ſinnbildlich darſtellen wollte, müßte ihn mit dieſem Doppelleibe, oberhalb Elfe, unterhalb Harpye, abmalen. Nachdem er uns mit ſo zarter Hand wie ſie der roſenfingerigen Eos eigen, Gemälde der heißeſten Leidenſchaft geliefert, Gemälde unverdorbener Gefühle und Gedanken wie ſie uns je die Fata Morgana deutſcher Romantik hingezaubert, ſtieß ihn, wie wir zu ſagen pflegen, der Bock von hinten und die diabliſche Gemeinheit ſeines Alternaturells verſetzte uns die ſaloppen Bänkelſängereien die uns anwiderten und die nun ſchon Rococo ſind. Sein Wintermärchen deckte und den ſchmachvollen Bankerott unſeres Apollino auf. Er brauchte, um auszuarten, nicht von ſeiner Überzeugung abzufallen, denn er hatte keine Überzeugung. Für Menarchen behielt er noch den Reim: ſchnarchen, für Deutſche hat er nur den Reim: Peitſche. Wie ſich der Satyr in ihm in Schamloſigkeiten überbot, daran braucht Deutſchland kaum noch erinnert zu werden, denn mit ſeinem Buche „Heine über Börne" hat die deutſche Jugend und der Kern der Nation mit ihm gebrochen. Wenn das Salz dumm wird, dann muß man mit Pfeffer ſalzen und das dumm gewordene Salz muß dann zuerſt mit Pfeffer vertrieben werden. Wenn das Genie toll und betrunken wird wie ein Faun, dann thun ehrliche Leute wohl nüchtern zu bleiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, von dieſem Genie für bornirt geſcholten zu werden. Es iſt dabei keine Gefahr mehr, denn auch Börnen nannte Heine mit ſchlechtem Wortwitz bornirt, wie ihm Luther, Kant und jede in ſich ſelbſt gehaltene und getragene Kraft für eine nationale Bornirtheit galt. Es muß feſtdem für eine Ehre gehalten werden, nach Heine's Ausdruck bornirt zu ſein, d. h. Kraft und Sinn in einer Concentration feſtzuhalten und ſie nicht planlos zu verzettlern. Wir verſtehen unter dieſer Concentration der ſittlichen und geiſtigen Kräfte was man Charakter nennt. Den Streit zwiſchen Talent und Charakter hat Heine jetzt in ſeiner Vorrede zum Atta Troll von neuem angefacht, ein Streit der nur in einem müßigen Gehirn unausgefochten iſt. Er hat jetzt ſeinen witzig ſaloppen Tanzbär in franzöſiſcher Proſa vorgeführt. Die Vorrede dazu in der Revue des deux mondes erläutert den Franzoſen dieſen lächerlichen und überflüſſigen Streit zwiſchen Talent und Charakter als die neueſte germaniſche Starrheit. Heine nennt ſein Gedicht eine Proteſtation gegen die pledziſchen Tribunen des Tages in Deutſchland; er habe es in der Periode gedichtet wo die prétendue poésie politique unter uns geblüht, die Muſe Marketenderin bei der deutſchen Nationalität geworden ſei. In der deutſchen Vorrede zum Atta Troll ſpricht er ziemlich luſtig von den faulen Äpfeln die Deutſchland auf ihn geworfen; er habe nicht gewußt daß Deutſchland an ſolchen Früchten ſo überreich ſei. Inzwiſchen tröſtet ſich ſein unerſchütterliches Bewußtſein und ſein gottvoller Dünkel ſagt ihm, die Deutſchen hätten von je ihre großen Männer ſchlecht tractirt. Injurien die Einer deutſch vorbringt, können deutſch erwidert werden. Für das was von den Franzoſen über Deutſchland geſagt, haben wir nur die Schaar die ſich mit ſtiller Verachtung begnügt. Dies Gedicht, erzählt Heine den Franzoſen und wiederholt es im Nachwort an Varnhagen v. Enſe, ſei der letzte Sonnenſtrahl aus der romantiſchen Schule, einer Schule in der er die ſchönſte Zeit ſeiner Jugend verlebt, einer Zeit die damit endete daß er den Schulmeiſter, ce pauvre Schlegel, gepriigelt. Eine Lüge aber ſei es, ſagt er, wenn man ihm vorgeworfen daß er gegen die Ideen der Humanität geſündigt, da er für dieſe Ideen ſo viel gekämpft und gelitten. Nous rions de la caricature, et non pas du dieu. Es wäre eine ſehr müßige Arbeit Heine's vermeintlichen Atheismus zu beleuchten. Heine ſprach über ihn das furchterliche Wort: Hätte ich ihm geſagt, ſein Atheismus ſei der fortſchreitenden Menſchheit ſchädlich, dann hätte er gelacht; hätte ich ihm aber geſagt, ſein Atheismus ſei aus der Mode, dann würde er geſtutzt und ein langes bedenkliches Geſicht gemacht haben! Das trifft den Apollino Harry Heine tödtlich. Seine Muſe war eine ſchöne, glänzende Hetäre, und nun ihre Lockungen machtlos geworden ſind, blicken wir wehmüthig auf ſie hin, und erſchrecken daß ſo viel Reize in ihr untergingen. —

Der Tanzbär Atta Troll iſt trotz einiger genialen Wendungen und Sprünge ein recht lahmer Geſell. Die Proſa hätte ihn vielleicht auch im Deutſchen munterer gemacht als er auf ſpaniſchen Vierfüßen einhertrollt. Das Pathos iſt parodiſch gemeint, aber es wirkt monoton und ermüdend. Mal leuchtet es der Bär nach Heine's eignem Geſtändniß. Es fehlt nicht an bittern Epigrammen, aber Witzfunken leuchten nicht auf lange hin, ein komiſches Epos kann nicht vom Witze leben der nur blitzt; ein Gedicht will Sonne haben. Den Segen eines warmen, tiefen, klar durchdringenden Sonnenſcheins gibt aber nur der ächte Humor. Heine fragt in der franzöſiſchen Vorrede ängſtlich ob ſein Gedicht in der Proſa nichts an ſeinem parfum und an ſeiner couleur verloren habe. Einen gewiſſen ſtechenden parfum hat es in franzöſiſcher Proſa gewiß behal-

Digitized by Google

ten, an Farbe hat es nicht viel einbüßen können da es im reimlosen Trochäus ohnedies schon ziemlich blaß und eintönig iſt. Den franzöſiſchen Leſern verkündigt er in dieſem Werke einen Aufſchluß über la vie intime de la mystérieuse Allemagne. Lieber Himmel! dieſe Feltzüge gegen Jahn, Raumer und Maßmann, dieſe Satyren auf die romantiſche Schule und auf die „frommen Mehlſuppen der ſchwäbiſchen Dichter,“ ſind außerordentlich trivial und altbacken geworden. Heine's Stichwörter wollen nicht mehr paſſen, ſeine Blitze nicht mehr zünden; Börne's Wort iſt wahr geworden: Heine iſt nicht mehr Mode, ſein Atheismus iſt Rococo, ſein Hohn gegen Deutſchland ein ſchlechtes h o n mot von geſtern geworden.

Es iſt ſchlimm daß in Deutſchland, wer ehrlich ſein will, immer grob ſein muß, ſchlimm daß wir ein ſo hartes Wort ſprechen während Heine krank und leidend iſt. Das Schlimmſte bleibt immer das Unglück daß unſere Genies ſo leicht ausarteten.

Es hat niemand ſchlechter den Genius deutſcher Nation in Frankreich vertreten als Heine. Eine Zeit lang reizte die Franzoſen die romantiſche „Sehnſucht“ in Heine's Liedern. Ihr nationales Abgefühl hat es aber nie begreifen lernen wie Einer ſur ſein Volk immer nur Hohn auf der Lippe hat. Blaze, Chasles, Saint-René Taillandier, Michiels deren deutſche Studien bekannt ſind, haben ſich wenig mit Heine beſchäftigt; ſie ſuchten für deutſche Romantik ganz andere Anknüpfungspunkte im nationalen Zuſammenhang. Taillandier ſieht in Heine nichts als einen Wiedererwecker des abgelebten Voltairianismus. Er hat als Franzoſe für ſein Bedürfniß Recht. Für uns ſteht der Fall leider anders. Wir ſehen in Heine's Dichtungen den Schlußpunkt unſerer Romantik; mit ſeiner Proſa ſind wir genöthigt den Anfang eines neuen Zeitalters zu datiren. Nur müſſen wir, um die Epoche einer jungen Literatur nicht mit Ehrloſigkeit zu eröffnen, dieſem unſern beckfüßigen Apolline Börne's Spiegelbild gleich zur Seite ſtellen. Neue Epochen haben es nicht ſelten geliebt mit ſolchen Dioskuren die ſich wie Gladiatoren auf den Tod bekämpfen, zu beginnen. Einem Harry folgte ein Tacitus auf dem Fuß, gegen Voltaire's Verhöhnung der alten Zeit erhob ſich Rouſſeau mit der Verkündigung einer neuen. Zum Glück hat unſern Satyr-Apolle in unbewachten Momenten über Nacht ein guter Genius beſchlichen, und die Blicke die ſich Beide, Genius und Dichter, zugeworfen, die Kuſſe die ſie getauſcht, ſind in dieſen Nächten als Sterne am deutſchen Firmament ſtehen geblieben. Die Kreatur iſt aber mächtig geworden in Heine und der Genius iſt in Schmutz untergegangen. Die formfelige Inhaltloſigkeit mag wer jeder ſeiner Wendungen, wer jeder Ausdünſtung ſeines Gehirnes die er mit ſeinem glänzenden Gasometer abfing, in Bewunderung niederknien. Für uns hebt es ſeſt daß auch das Genie für ſeine Sünden büßen muß. Und es büßt wenn es plötzlich machtlos daſteht, wenn es wie ein kindiſcher Träumer noch mit den alten vergötterten Formen ſpielt, während dieſe Formen ein ganz anderer Inhalt überhollte. Wir ziehen dann das Genie zur Rechenſchaft, wo wir eigentlich nur ſeine falſchen Conſequenzen in der Entwickelung des Zeitalters verfolgen ſollten. Ein Formkünſtler war Heine ſelbſt noch in ſeinen ſchlechteſten Ergüſſen. Sein Buch über Börne hält er über alles hoch, es iſt der vollendetſte Ausdruck ſeiner Virtuoſität. Formell genommen gleicht dies Werk in der That einem ſchön gebauten, ſauber geglätteten Palaſt voll ſchlanker jeniſcher Säulen, es ſteht da wie aus carrariſchem Marmor gemeißelt. Schade nur daß in den glänzenden Hallen ein ſtinkender Athem weht. Es fehlt ihm blos etwas: eben ein reiner Athemzug, blos eine Kleinigkeit: Geſinnung, nichts als die lächerliche Zuthat: Charakter. — Welches Schauſpiel werden uns Heine's Memoiren liefern? Er iſt mit ihnen ſeit lange beſchäftigt. Er bekümmert ſich, wie wir hören, um franzöſiſche Autoren um ſie zu porträtiren. Möchte er, wenn er ſein Leben ſchreibt, Deutſchland aus dem Spiel laſſen und lediglich Paris ſchildern!

Aufſchlüſſe wie ſie den Franzoſen über Deutſchland noth thun, hat ihnen jetzt in ihrer eignen Sprache ein Deutſcher zu geben angefangen. Es iſt Emil Frensdorff in Brüſſel deſſen Buch De l'Allemagne moderne der Beginn zu einer glücklichen Vermittelung zu ſein ſcheint wie ſie nur der deutſchen Geſinnung im Verein mit dem franzöſiſchen Eſprit möglich wird. Dieſen Verein beſitzt Emil Frensdorff der in Paris und Straßburg ſtudierte, franzöſiſchen Geiſt ſich aneignete ohne das deutſche Gemüth eingebüßt zu haben, und ſeit Jahren ohne ſein Heimathland wiedergeſehen zu haben, an der Brüſſeler Univerſität die Entwickelungen unſerer Nation den lauſchenden Zuhörern erläutert. Er erzählt ihnen von uns nicht abenteuerliche Märchen, mit denen ſich der germaniſche Dilettantismus der Franzoſen ausſchmückt, er deutet ihnen einfach, klar und doch mit der Wärme die der Liebe eigen iſt, unſere religiöſen Wirren, unſere politiſche Poeſie von heute und hat das Verdienſt ihnen in Zſchocke und Hebel zwei Kräfte aus dem Schooß der Nation vorzuführen die dem Franzoſen bisher unbekannt blieben, weil ſie populär ſind ohne auf der Tagestafel der Debatte bei uns zu figuriren. Zſchocke ſteht im Mittelpunkt des religiöſen Deutſchlands, Hebel eröffnete uns die neue volksthümliche Literatur; Beide nährten ſich vom Mark der Nation. Sehr vortheilhaft iſt Frensdorffs Maxime, ſeine Dichter ſelbſtredend vorzuführen, dem leichten, ſchnellzüngigen Räſonnement der franzöſiſchen Germaniſten gegenüber Thatſachen und Belege zu liefern. Durch Ueberſetzungen, nicht blos durch Räſonnement ſind wir in Spaniens und Englands poetiſchen Wäldern heimiſch geworden. Der ausgezeichnete Aufſatz über Goethe's Jugend, der das Buch eröffnet, führt die Franzoſen ſogar mit der Lebendigkeit novelliſtiſcher Geſtaltenſchöpfung mitten auf den großen Wendepunkt unſerer tiefſten Entwickelung. Möchte Frensdorff auf dieſe glückliche Weiſe fortfahren, den deutſchen Genius den Franzoſen begreiflich zu machen.

[Andersen.]

Das neueſte Werk vom däniſchen Märchendichter Anderſen wird ein Rhapſodie ſein. Er hat ſeit Jahren viel zu dieſem Gedicht geleſen und aufgezeichnet; während ſeines Aufenthaltes in Griechenland hoffte er das Ganze werde ſich „in Klarheit ſammeln,“ wie er in der Schilderung ſeines Lebens ſagt. „Die Dichtung iſt noch nicht fertig, allein ich hoffe, ſie wird es zu meiner Ehre werden, denn es geht mit den Kindern des Geiſtes wie mit den irdiſchen: ſie wachſen während ſie ſchlafen.“ Die deutſche Sammlung ſeiner Schriften (Leipzig, bei Lorck) wird 25 Bändchen umfaſſen. Das Märchen ſeines Lebens iſt unſeres Wiſſen das Erſte was er deutſch ſchrieb.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 8. Mai.

Inhalt: Eine Fahrt ins Jenseits. Von J. Gegenbaur. — Das literarische Dachstübchen. Von Hieronymus Lorm. — Gedichte, von Julius Hammer. — Ein Roman in Briefen. — Aus Wien und Berlin. — Zur Literatur über den preußischen Landtag; Gervinus. — Ublich in Magdeburg. ꝛc.

№ 19.

Eine Fahrt ins Jenseits.

Von **J. Gegenbaur.**

Ins Jenseits? Je nun, aus Hessen nach Baiern. Das ist classischer Styl der Kanzleien, die gewohnt sind alles deutsche Land als Ausland zu betrachten, was über die Schlagbäume des eignen Gebietes hinausliegt. Ruge hat nicht ganz Unrecht, wenn er Angesichts eines solchen heimathlosen Vaterlandes die gegenwärtige Nationalitätsfrage vorzugsweise für eine philologische erklärt; besser freilich wäre es noch gesagt, wenn er sie, aber nur vorerst, für eine literarische oder vielmehr theoretische hielte, die noch nicht zur praktischen Erscheinung gelangt sei. Aber Unrecht hat er, wenn er glaubt daß die deutsche Einheit nur literarisch verstanden werde und man dabei nur die Einheit unserer Schriftsprache im Auge habe; denn erstens existirt schon längst diese Einheit in der Sprache, ist also keineswegs erst neu zu gründen oder aufzufinden, zum zweiten handelt es sich bei der Nationalitätsfrage, wenn auch nicht um Kaiser und Reich, doch um die Anbahnung eines gemeinsamen Volksbewußtsein, das dann später seine politische Sendung schon erfüllen wird. Erst wenn die Schranken der provinziellen Absperrung gefallen sind, Schranken die durch die Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts wo Deutsche gegen Deutsche auf's neue sich erbitterten, mächtig genug gezogen wurden, Schranken die nicht blos durch Zollbarrièren und Schlagbäume äußerlich sich geltend machten, sondern sich bereits auch in die innere Anschauungsweise eingenistet hatten; erst dann werden wir auch zu einer kräftigeren politischen Form gelangen. Nach den Befreiungskriegen war aber die damalige Einrichtung des deutschen Bundes, wie wenig diese gegenwärtig auch der Entwickelung und dem Bewußtsein genügen mag, die fast einzige mögliche Form. Nehme man die Zustände des achtzehnten Jahrhunderts! Das Reich war factisch längst aufgelöst, mit der Souveränitätserklärung der einzelnen Fürsten wurde der Kaisermantel immer mehr zu einem bloßen Schatten, die einzelnen Souveräne, abgesehen von der bereits bestehenden Stammverschiedenheit der Völker, schufen durch die entgegengesetzten Regierungsmaximen und die verschiedenen Interessen in geistiger wie materieller Beziehung gewissermaßen noch mehrere solcher Theile und Stämme in das deutsche Reich hinein; wer sich losreißen konnte von der Gesammtheit, der that es und so war am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Zustand in Deutschland eingetreten, der die Auflösung des Reichs möglich, fast möchten wir sagen, nothwendig machte. Erst durch die Drangsale eines langen Krieges und das harte Joch eines fremden Volkes mußten die sich befeindenden deutschen Stämme hindurchgehen, um zu dem Bewußtsein zu gelangen daß eine größere innigere Vereinigung ihnen noth thue. Der Wiener Congreß sollte die Aufgabe lösen, die Hände in Freundschaft vereinigen, an denen zum Theil noch das Bruderblut klebte. Er that, was er konnte inmitten der verschiedenen vereinzelten Interessen der deutschen Fürsten und der deutschen Stämme sowie zwischen den Klippen der Diplomatie, die sich es nicht versagen konnten, freudig ihre Hände in die deutsche Angelegenheit zu mischen. Wenn auch schon damals einzelne Stimmen laut wurden,

Digitized by Google

die zweckmäßige Einrichtung des Bundes tadelten, ihn inniger und feſter geſchlungen und dabei das Volksintereſſe nicht allzuſehr in den Hintergrund gedrückt ſehen wollten, ſo war doch im Allgemeinen dem öffentlichen Bewußtſein genügt und der Weg angebahnt auf dem die weitere Fortbildung möglich war. Mittlerweile iſt durch den Zollverein bereits eine theilweiſe Einigung der materiellen Intereſſen herbeigeführt, ſowie durch das Wirken der einzelnen deutſchen Kammern eine größere politiſche Thätigkeit in den Kreiſen der Geſellſchaft hervorgebracht worden. Vergleiche man den politiſchen Zuſtand unmittelbar nach den Freiheitskriegen mit unſerem gegenwärtigen. Wie war die Maſſe damals noch träg und unthätig und welche Kreiſe beſchreibt gegenwärtig die politiſche Bildung! Das nationale Streben geht auf nichts weniger hinaus als Deutſchland zu einer mächtigen, freien, durch ſich ſelbſt getragenen politiſchen Verbrüderung hinzuführen. Wir haben es nicht mit der Sprache zu thun ſondern mit der Politik. Oder ſind etwa die Wünſche eines gemeinſamen deutſchen Parlaments von Volksvertretern, die Ausſendung deutſcher Geſandten, die Errichtung einer Bundesflotte, die Erweiterung des Zollvereins, eine übereinſtimmende Geſetzgebung, blos philologiſche Exercitien, wie Ruge meint? Erſt wenn wir als Nation feſt und ſtark vereinigt daſtehen, dann können wir etwas von dem Ruge'ſchen Kosmopolitismus brauchen; vorerſt müſſen wir aber auf den eigenen Beinen ſtehen lernen, ehe wir in größere Geſellſchaft gehen können. Nationen wie Individuen müſſen erſt mit ſich ſelbſt im Reinen ſein, ehe man ſie mit andern zuſammenbringen will, wenn ſie ſich nicht lächerlich machen ſollen oder eine Rolle ſpielen müſſen, die ihre Erbärmlichkeit mit jedem Schritt und Tritt an den Tag bringt.

Doch zurück! Alſo nach Baiern? Aber nicht dahin, wo die weißgekrönten Alpenſänger in den blauen Seen ſich ſpiegeln oder die Donau als Schwabenmädchen durch die Fluren ſpringt oder der Rhein an dem alten Speier vorüberſauſt oder der Main mit ſeinen gelben Fluthen die weiße Traube auf ſeinem Ufer tränkt, — ſondern in einen kleinen Winkel eines ſtillen Gebirgslandes, das zwiſchen Thüringen, Franken und Heſſen ſich hinlagert. Das Rhöngebirge! Gott, wer weiß es nicht, daß das die Alpen Fulda's ſind, das Medina für ſeine Poeten und Literaten, die alle nach den ſteilen Höhen einmal wandern, um daſelbſt auf den Bergen den Qualm der Tiefe zu vergeſſen. Von der alten guten Zeit, wo der Krummſtab über das Buchenland noch herrſchte, bis herunter auf König und Dingelſtedt, Alle haben wenigſtens einmal ihren ſchuldigen Tribut den Berggeiſtern dargebracht. Die Ältern ſchrieben mehr wiſſenſchaftliche Reiſeſkizzen, geognoſtiſche, mineralogiſche, botaniſche Beobachtungen, indeß die Jüngeren ſich mehr an das Landſchaftliche hielten oder hinausfliefen um droben ihre Gedanken über ernſte Gegenſtände zu ſammeln oder die Schmerzen der bewegten Bruſt ausönen zu laſſen. König hielt ſeine »Pfingſtfeier« oben ganz in der Weiſe, wie es ſeiner tiefen, ernſten, ruhigen Natur eigen iſt; er ſpeculirte über den Zuſammenhang von Natur und Geiſt und ihren Wechſelbeziehungen. Dingelſtedt, reizbar und empfindſam wie er war, legte ſeine Sentimentalität in ſeinen Briefen an eine Verlorene nieder und that manch prächtigen Blick in die Landſchaft, ſprach manch treffendes Wort über den Charakter des Gebirges; immer aber war er Dingelſtedt, der mit ſeinen Gefühlen ſpielte und kokettirte und als Fuldamüder eine Miniaturausgabe der Europamüdigkeit nachahmte. Seine bewegliche Natur, die oft in Unbeſtändigkeit und krankhafte Unzufriedenheit umſchlug, trieb ihn aus Fulda, aus Heſſen; es war kein politiſches Motiv, das ihn zu dieſem Schritte leitete und ſo gern er damals auch die Maske eines politiſchen Märtyrers vorgenommen, es hätte es ihm doch Niemand geglaubt. Wer die Entſtehung ſeines Nachtwächters mit angeſehen, die Äußerungen des Poeten darüber vernommen, der würde niemals Dingelſtedt eines Abfalls gezeiht haben, den er nicht begehen konnte, weil er eben keinen feſten Charakter und keine beſtimmte Geſinnung in ſich getragen hat. Dingelſtedt's Naturell iſt durchaus lyriſch, daher ſtets bewegt und für jeden Eindruck offen, der ihm von Außen kommt; ſeine ſämmtlichen Novellen, denen gar oft die eigentliche wahre epiſche Erfindung abgeht, haben zum Theil auch blos durch ihre Lyrik, durch die lyriſche Seite, die er dem Gegenſtande abzugewinnen wußte, ihren Haupterfolg errungen. Sonderbar iſt es jedoch, daß wir von ihm, ſeit er in ſeinem neuen Berufe lebt, ſo wenig literariſche Neuigkeiten empfangen haben. Ob wohl die Hofluft die duftige Blüthe ſeiner Poeſie bereits erſtickt hat, oder ob er ſich in neuen Kreiſen zu neuen größeren Thaten ſammelt?

Alſo auch ich! Der Himmel war ſo blau, die Luft ſo rein. Das lockte hinaus zur Wanderſchaft, denn es war Pfingſten, und der Mai hatte ſeine Blüthen und Blätter ſegnend und duftend über die Bäume und die Erde ausgeſtreut. Ins Rhöngebirge! In einer langen Kette zieht es ſich von Oſten nach Süden um das Fuldathal her. Durch Hebungen in Folge der aufſteigenden

Digitized by Google

Basalt- und Phonolitmassen hat das ganze Gebirge einen eigenthümlichen Charakter erhalten. Wie eine Mauer mit Giebel, Thürmen und Kuppen umschließt es den Horizont und bietet ein höchst interessantes, mannichfach gegliedertes Profil dar; die zusammenhängenden Massen lösen sich bald auf in einzelne Bergkdpfe und Berggacken, bald schließen sie sich wieder in einen breiten festen Rücken zusammen; über den ganzen Gebirgszug hin hat die Geschichte ihre Denksteine gesetzt, die als zerfallene Warten und zertrümmerte Burgen in die Wolken ragen oder als Kirchen, Kapellen und Klöster die Linien bezeichnen, über welche die sich ausbreitende christliche Cultur ihre Wege nahm. Am klarsten und deutlichsten tritt der eigenthümliche Charakter dieses Gebirges hervor, wenn man aus dem Bergwellenmeer des thüringischen Landes herüber in das Rhöngebirge kommt; während dort Kuppe an Kuppe in weichen Wellenlinien aneinander sich reiht, ist hier alles in scharfen Ecken, spitzen Winkeln, hervorspringenden Kegeln in die Höhe getrieben; die zerrissenen, zerklüfteten Felsen ragen mit grauer Krone aus den oft kahlen, nackten Bergen hervor oder verstecken sich unter dem Stamme knorriger Eichen und Buchen. Es ist ein eigenthümliches individuelles Leben in diesen Formen, eine Bewegung, die gerade durch ihre Beschränkung einen mächtigen Reiz ausübt und aus der Ferne gesehen, dem Auge schöner erscheint als dem Nahehrangetretenen, wo die kahlen Abgänge, die weiten Hochebenen, hier und da zerrissene Felspartien zu trocken sich darstellen.

Am Pfingstsonntage, die Nonnen läuteten gerade die Nachmittagshora, stahl ich mich im Reiseroch, die kleine Reisetasche an der Seite, die das Nothwendigste, Cigarren und einige Bücher, enthielt, an den geputzten und geschmückten Leuten vorüber, die eben ihren festtäglichen Spaziergang machten und in die Gärten und Felsenkeller zum Biere eilten, den Petersberg hinauf. Die Sonne lag drückend auf dem Kalkboden; um so überraschender war es, als mir, oben auf dem Berge angelangt, eine frische Luft vom Gebirge her entgegenwehte. Von hier aus hat man einen der schönsten Fernblicke nach dem Gebirge, welches mit seinen zackigen Firsten den Gesichtskreis abschließt, und nach dem Fuldathale und der Stadt mit ihren Thürmen und Klöstern. Wie ist das Thal so freundlich und frisch, rings von Bergen umhegt! Es ist als ob die Natur dasselbe so recht mit Vorliebe behandelte und mütterlich durch Berge und Wälder umschirmt habe, um es aufzusparen für die Zukunft als Zuflucht für ein von dem Rennen und Drängen der großen Welt bewegtes Gemüth, als eine Stätte für die im Sturm des Lebens ausgesegten Menschen, ein Asyl für die Herzen, die Frieden suchen. Durch die neuen Eisenbahnprojecte wird dieser Theil des Fuldathales nun mehr in den Hintergrund der bekannten Welt gedrängt und sogar sein Hauptverkehr der durch dasselbe hin Frankfurt mit Leipzig verband, durch zwei Bahnen abgelenkt, so daß es mit allem Fleiße die Scholle pflegen muß, die ihm Nahrung und Unterhalt für die Zukunft gewähren muß.

Der Wald der jenseits Margrethenhun mich aufnahm, stand bereits im schönsten, frischesten Blätterschmuck. Ein süßer Wohlgeruch duftete von den Zweigen und das helle Laub der Birke bildete mit den dunklen Nadeln der Tanne einen prächtigen Contrast. Am Eingange dieses Waldes liegen die Armenhöfe, Wohnungen, die mit Recht diesen Namen verdienen. Auch in der Gegend von Fulda, sowie in der Stadt selbst fängt allmälig ein Proletariat sich auszubilden an; am nacktesten konnte man dies Resultat in diesem Jahre erblicken, und sicher müssen solche Erscheinungen, die im Vaterland nicht mehr vereinzelt dastehen, die Blicke der Gesammtheit zur radicalen Abhülfe auf sich lenken. Denn was wird geschehen, diese Frage drängt sich jedem auf, wenn die vorhandenen Mittel der Privaten und der Communen nicht mehr ausreichen der Noth zu steuern und wenn die Anzahl der Armen stets im Wachsen begriffen ist? Erscheinungen, wie sie in England und Frankreich als Gespenster des modernen Staatslebens zu Tage kommen, hat zwar Deutschland bis jetzt noch nicht in diesem Maße; aber das Proletariat wächst aus dem Boden hervor, tritt auf einmal als compacte Masse auf, wenn nicht vorher die rüstigen Hände Arbeit und in Folge der Arbeit Verdienste erhalten. So unbequem auch für den Staatsmann aus der alten Schule diese neue Frage erscheinen, so sehr er auch vielleicht über die Lösung derselben in Verlegenheit sein mag, da sich in seiner Erfahrung kein ähnliches Beispiel vorfindet; so muß er dennoch allmälig sich daran machen und Zustände nicht mehr ignoriren, die für die Zukunft Unheil bringen könnten.

Der Weg führte mich durch den Wald weiter in den ehemaligen fürstbischöflichen Thiergarten, eine ziemlich bedeutende Strecke von Wald und Wiesen, die rings mit einer Mauer umschlossen war. Ich sann, als ich langsam über das nun zerfallene Pflaster welches durch den Thiergarten führte, schritt, nach, welches wohl die Ursachen der allmäligen Verarmung Fulda's und

Digitized by Google

ſeiner Umgegend ſein könnten. Als das Ländchen unter dem Krummſtabe ſtand, beſaß es eine Geiſtlichkeit und einen Hof, die ihre reichlichen Einkünfte wieder im Lande verzehrten und dadurch eine für damalige Zeit nicht unbedeutende Summe in Umlauf ſetzten; zugleich war das Land ziemlich abgelegt und abgeſchloſſen, die Bewohner wenig vertraut mit der fortſchreitenden Genußſucht und dem theuren Luxus, und nicht allein ſehr mäßig und ſparſam, ſondern ſogar nach unſern Begriffen darbend und knickerig. Zwar hatte Fürſt Heinrich eine Kleiderordnung erlaſſen, was allerdings auf einen gewiſſen Luxus ſchließen läßt, allein groß war dieſer trotzdem nicht, und der alte Herr mochte mit ſeinen geiſtlichen Augen manches für Luxus halten, was vielleicht eigentlich nur Bedürfniß war. Auf dem Lande beſtanden die geſchloſſenen Güter, die immer nur im Beſitze Eines waren, welcher dann ſeine Brüder oder Schweſtern abfinden mußte. Dadurch wurde zwar allerdings der beſitzloſen Klaſſe vorgearbeitet, allein der Boden genügte Anfangs noch und durch Verheirathungen wurden dieſe apanagirten Bauern und Bäuerinnen wieder Gutsherren. Als freilich die Bevölkerung ſich immer mehr vermehrte, ſo mußte ein Überſchuß an Leuten auftreten, welche, da ſie zu Haus keine Beſchäftigung fanden, jedes Jahr auswanderten, um ſich anderwärts Arbeit zu ſuchen. Mit jedem Jahre gehen ganze Züge Fuldaer Bauern »in's Land« um bei Frankfurt und in der Wetterau Arbeit zu ſuchen, wo ſie namentlich durch ihre Grobheit als claſſiſch gelten. Mit Dreſchflegeln und Senſen, leeren ledernen Ranzen und blau und rothgeſtreiften Bündeln kommen ſie aus dem Gebirg herab in die leichtſchollige, ebene Landſchaft, wo ſie den Sommer über leichtere Arbeit und beſſern Taglohn als zu Hauſe finden und kehren im Herbſt mit gefüllten Ranzen und Bündeln wieder heim. Ferner wurde die Leinweberei ſeit uralter Zeit im Fulda'ſchen betrieben und alle Arten Leinwand vom gröbſten Packtuche bis zum kunſtreichen Damaſte verfertigt. Dieſer Erwerbszweig liegt nun faſt ganz darnieder und dadurch ſind viele Leute ohne Arbeit und ohne Brot geworden. Als nun in Folge der Kriege mit Frankreich das Fürſtbisthum aufgelöſt wurde, der Staat die Einkünfte der Geiſtlichen an ſich zog, das Land ſeinen Hofſtaat verlor, ging natürlich dadurch eine bedeutende Summe für den Umſatz verloren; und als nun gar das Land durch den Krieg aus ſeiner Iſolirung herausgeriſſen wurde, die Drangſale eines zahlreichen Durchmarſches und einer ebenſo zahlreichen Einquartierung empfand, als eine lebhafte Concurrenz von außen die innern Gewerbe, die zeither ihren Mann ernährt hatten, brach legte, und zu gleicher Zeit das Bedürfniß und der Luxus ſich ſteigerte, da wurde durch alle dieſe Umſtände der Grundſtein zu dem gegenwärtigen Zuſtand gelegt. Begreifen laſſen ſich freilich ſolche Zuſtände leichter als die Mittel an die Hand geben, wodurch ihr Beſtand vernichtet wird.

Im Thiergarten geſellte ſich ein alter Jäger zu mir, der aber die Flinte mit dem einfachen Stocke wegen ſeines vorgerückten Alters vertauſcht hatte. »Sie wollen gewiß nach Kleinſaſſen. Da wird's wieder heut und morgen viel Geſellſchaft geben; auf die Täg iſt's immer, ſeit mir's denkt, ſtark beſucht geweſen!« So redete er mich an. Um die begonnene Unterredung weiter fortzuſetzen, fragte ich ihn, wie weit es noch nach dem Dorfe wäre? »Wenn wir die Höhe da droben ſind, da liegt unten im Thal vom Wege ab das Förſterhaus, dann führt noch eine kleine Strecke bis zur Mauer des Thiergartens, wo Sie Kleinſaſſen am Fuße der Milſenburg liegen ſehen können! Ja, das waren noch Zeiten!« Dabei blickte er rings um ſich her und deutete mit ſeinem Wachholderſtabe nach einem Gebäude das links vom Wege lag. »Damals, wo da unten das Jagdſchloß des Fürſten noch ſtand, das war eine Freude Jäger zu ſein, da gings in Einem fort Piff! Paff! und auf Wagen mußte das Wild fortgeſchafft werden; heut zu Tage laufen ſie wochenlang einem Haſen nach, und nachher da gab's — die Fürſten hatten drunten am Rhein den Johannisberg und in Franken viele Wingerte!« — Hier machte er mit der Hand nach dem Munde zu eine eigne hebende Bewegung und ſah mich mit einem luſtigen Blicke an. »Sehen Sie da und da lief Alles von Hirſch und Rehen und da hab ich die Herrn aus der Stadt gar oft hingeſtellt, wenn ſie etwas ſchießen wollten, und mir manche „dicke Tonn" (Kronenthaler) verdient. Aber jetzt! Die paar Kreuzer, die man noch extra bekömmt, ſind Blutkreuzer der armen Leute, die auf die Rug' komme (Forſtbußgericht), wenn ſie ſich ein Bündelche Holz oder Bische Reiſig geholt hon. Hier iſt die Mauer! Das Herz im Leib möchte einem ſchrein, wenn man dies zerbrochene Werk mit anſieht, die Katze ſpringe jetzt drüber, wo ſonſt der ſtärkſte Hirſch zurück mußte.« — Unſere Wege trennten ſich hier. Er ſchritt Wald einwärts und ich die Höhe hinunter nach dem freundlichen Dorfe Kleinſaſſen, das ſich, ein ſtilles Kind, zu Füßen der hohen Milſenburg hinkauerte. Schon kam der Abend über die Fluren geſchritten, die Nebel ballten ſich in den Thälern und Schluchten zuſammen und legten ſich wie

Digitized by Google

gebändigte Rieſen zu Füßen der ſtolzen Bergeshäupter, die ihre wetterverbrannten Felſenſtirnen ſtolz in den Strahlen der ſinkenden Sonne badeten. Im Dorfe zogen die Mädchen und Burſchen paarweiſe mit erhitzten Geſichtern umher und aus dem Wirthshauſe tönte ein dumpfes Gebrauſe; das ganze Haus war voller Gäſte; unten in einer ganz durchräucherten Stube trieb ſich ein wildes Bauernvolk umher, kaum waren durch den Rauch die Geſichter noch zu erkennen. Der Wirth mit einer überaus freundlichen Miene führte mich eine ſchmahle enge Treppe hinauf in das obere Stock wo die »Honoratioren« ſich befänden. In den verſchiedenen Stuben ſaßen Gendarmen, königlich baieriſche, die ſteten Begleiter eines frohen Feſtes, und Beamte mit ihrem L auf den ſteifen Tuchmützen; dort jubelte eine muntere Studentenſchaar in Hemdärmeln und manch alter bärtige Mund machte Schmollis mit einem Geſichte, auf dem der erſte Flaum der Jugend blühte. Ich ſah den Wirth verwundert an; nirgends ein leeres Plätzchen, wohin man ſein Haupt legen ſollte. Nur hierher! ſagte er mit ſeiner unerſchütterlich freundlichen Miene, in den Saal, da iſt noch Platz! Ich folgte ihm willig, nachdem mir vorher noch die niedlichſte aller baieriſchen Wirthsfrauen meinen Reiſerock und Taſche abgenommen hatte. Der Saal, wir wollen die Bezeichnung des Wirths gelten laſſen, war ein mäßig großes Zimmer, deſſen Wände nach oben in eine einzige Ecke zuliefen, und dem Ganzen die Geſtalt eines Trichters gaben. Ob wohl der Baumeiſter bei dieſem Plane an das Odeon des Perikles gedacht hat, das die Geſtalt des Kopfes, wie die Satyriker ſagten, jenes großen Griechen gehabt habe, den ſie den Meerzwiebelkopf nannten! An der einen Wand klebte ein Geſtell von Holz, zu welchem hinauf eine ziemlich hohe Treppe führte; das Ganze hing wegen der ſchiefen Richtung der Mauer drohend über den Köpfen der Zechenden, es war das Orcheſter; aber leider, wie der Wirth ſagte, leer, weil es durch ganz Baiern unterſagt iſt, auf Pfingſten wegen der Frier des hohen Tages Muſik zu halten. Sonderbarer Gedanke, aus dem Kopfe eines Mönchs entſprungen! Als ob man die Feſttage durch eine reine Freude entehre, und als ob man nur in Sack und Aſche den Tag begehen dürfe, wo der Geiſt Gottes aus ſeinem Jenſeits in die Herzen der Menſchen herabſtieg! Ein Herz das in Freude ſich ausjubelt, iſt reiner, denkt und ſinnt weniger Schlimmes als eines das hinter dem Glaſe ſich ſtillſchweigend duckt und allen Leidenſchaften um ſo zugänglicher wird. Ich drückte mich in eine Ecke, wohin mir der Wirth einen Stuhl beſorgt hatte. Die Geſellſchaft war ziemlich laut; heſſiſche und baieriſche Beamten ſprachen hier über die Vorzüge ihrer Verfaſſung, namentlich bot die baieriſche Juſtiz eine Hauptzielſcheibe für den Witz der Heſſen; manch treffliche Anekdote über die durch Vereinigung der Verwaltung mit der Juſtiz herbeigeführte Alleinherrſchaft der baieriſchen Landrichter wurde erzählt. Dort ſtritten ſich Förſter und Schullehrer mit einigen Fremden über Deutſchkatholicismus; das Geſpräch war gereizt und manch herbes und hartes Wort fiel hinüber und herüber. Es iſt nun einmal das Geſchick des deutſchen Volkes daß es immer durch religiöſe Spaltungen und Trennungen unter ſich ſelbſt ſich verfeindet, ſeine politiſche Aufgabe darurch in den Hintergrund tritt und immer auch im Staatsleben Ultramontane, Rationaliſten, Pietiſten und Lichtfreunde als eigentliche Parteien ſich gegenüber treten und durch dieſen Kampf der Meinungen um religiöſe Gegenſtände die politiſche Entwickelung aufgehalten und vernachläſſigt wird, während die religiöſe Freiheit doch eigentlich nur auf dem freien Boden des Staatslebens gedeihen wird.

In dem Nebenzimmer wurde das Getöſe immer lebhafter, auch meine Nachbarn ſchienen ſich allmälig an dem baieriſchen Biere immer mehr und mehr zu begeiſtern, hie und da rauſchte ſchon wilder Geſang auf, da dachte ich an den Rückzug. Der Wirth hatte mir in einem Nebengebäude ein Zimmer bereit gehalten, ſein Bruder mußte mich dahin begleiten; es war eine lange dürre Geſtalt, welche mir mit der Laterne über einen dunkeln Hof, um einige Ecken, durch einige Winkel voranſchritt. Ein ziemlich freundliches Zimmer nahm uns auf; mein Begleiter zündete an ſeiner Laterne ein Licht an und ſchien nicht abgeneigt noch eine kleine Debatte zu eröffnen. Mein Abendbrot ſtund auf dem Tiſche. Da die Geſellſchaft eines Menſchen mir immer angenehm iſt, ſo lud ich meinen Begleiter ein, ſich nieder zu laſſen und bot ihm eine Cigarre an, welche derſelbe freundlich annahm. Während ich mein Mahl verzehrte, das beiläufig geſagt, aus ganz vorzüglichen Pfannkuchen, Fleiſch und Salat beſtand, fragte mich der Bruder des Wirths, ob ich auch zuweilen die Zeitungen läſe. Auf meine bejahende Antwort fügte er weiter hinzu, da würde ich auch wahrſcheinlich von ihm ſchon einmal etwas geleſen haben. Ich war überraſcht, geſtand aber meine Unwiſſenheit ein. »Ja, ſagte er hierauf, da iſt vor einigen Jahren auch auf Pfingſten ein Herr hier geweſen, den ich ebenſo wie Sie bei mir aufnehmen mußte, weil mein Bruder drüben keinen Platz mehr hatte; es war ein langer großer Mann,

Digitized by Google

der ſehr müd war und den einige anweſende Gymnaſiaſten als Doctor Dingelſtedt bezeichneten. Nachher hat er nun in der Zeitung geſchrieben, wie mir von Fulda einige Herrn erzählt haben, er habe bei einem Schneider logirt und das wäre ich. Ich bin aber kein Schneider ſondern ein Färber und Beſitzer einer Schnellbleiche.« Es war kühnlich von Unwillen dieſes Mannes mitanzuſehen, der ſicher wegen dieſer Ehrabſchneidung, wie er es nannte, einen fulminanten Artikel gegen Dingelſtedt geſchrieben, wenn ihm eine Zeitung zu Gebote geſtanden hätte. Ich ſuchte ihn zu beſänftigen und fragte nach dem Führer, der einſt Dingelſtedt die naive Antwort auf die Frage, ob er auch des Weges kundig ſei, gegeben hatte. »Da ſind ſie nur ſicher, ich habe ſchon mehr als einen Ochſen über die Rhön getrieben!« Der Mann war todt; er war in dem kleinen Waſſer das vor dem Wirthshauſe fließt, als er einſt »etwas angeraucht« nach Hauſe gehen wollte, ertrunken und ſeinen Hund, der auch wie ſein Herr Franz hieß, hatten die Bauern todtgeſchlagen. Von den »drei Franzen« welche die Rhönreiſe zuſammen gemacht hatten, lebte alſo blos noch der eine Franz Dingelſtedt, der aus einem kurheſſiſchen Gymnaſiallehrer indeſſen königlich würtembergiſcher Legationsrath geworden iſt. »Hätte ihm das nicht angeſehen!« ſagte mein Mann, vermuthlich um ſich wegen des Schneiders an ihm zu rächen. Er verließ mich; aus dem Wirthshauſe tönte noch der Jubel herüber und miſchte ſich in meine Träume.

Die Frühlingsſonne lachend und fröhlich ſchaute ſchon hinter den Bergen hervor als ich erwachte. Einzelne Gruppen bewegten ſich hier und da ſchon die Höhen hinauf nach der Milſenburg, bald löſten ſie ſich wieder auf in lange ſchmahle Reihen, die ſich den ſteinigen Pfad hinaufzogen und manch verſchwärmtes Geſicht blickte theilnahmlos auf die lachende Erde nieder. Pfingſten und noch dazu der Montag, der wahre Tag der Freude. Die Lerchen ſtiegen jubelnd in die Lüfte und ſchmetterten ihre Lieder und ein leichter Morgenwind trug die Geſänge der frommen Gläubigen, die in der einſamen Kapelle oben auf der Spitze des Berges verſammelt waren, als leichte leiſe Klänge in das Thal hernieder. Ich betrat nun ebenfalls den ſchmahlen Bergpfad. Steil und jäh heben ſich die Wände dieſes Berges aus der Tiefe herauf. Er gleicht einer umgeſtürzten dreiſeitigen Pyramide, das Volk nennt ihn ſeiner Form wegen die Todtenlade oder das Heufuder. Prächtige ſchattige Bäume kleben an dieſen Wänden, die wie beworfen erſcheinen mit den ſein geriſſenen Zierrathen zerſtreuter Felſen. Die Höhe des Berges beträgt über 2500 Fuß und trug einſt eine Ritterburg auf ſeiner Spitze, die aber ſchon im zwölften Jahrhundert zerſtört wurde und von der jetzt auch keine Spur mehr ſichtbar iſt. Der Weg iſt ſteil und mühſam, in einer ziemlich bedeutenden Höhe ſpringt aus dem grauen Geſtein ein Quell hervor, der ſein reines kühles Waſſer auf die heiße Felſenbruſt gießt; er führt den Namen Gangolphsbrunnen und ſteht im Rufe, die Frauen die von ihm trinken, glücklich und die Jungfrauen unglücklich zu machen. Eine Schaar blühender Bauermädchen, die im Mooſe um den Brunnen ſaßen und mit ihren Burſchen aus dem Quell tranken und dabei ſchäferten und lachten, ſchienen ſich nicht ſehr vor der Kraft des Waſſers zu fürchten. Oben am Berge waren Hunderte von Menſchen verſammelt und drängten ſich theils um die kleine ſteinerne Kapelle, theils um die Buden und Fäſſer, um hier den Körper zu ſtärken, nachdem ſie dort geiſtige Nahrung für die Seele geholt hatten. Der Verkehr zwiſchen Gott und den Bierfäſſern war ſo lebhaft, daß fortwährend Schaaren auf und niederſtrömten. An der Außenſeite der Kapelle iſt eine kleine ſteinerne Kanzel angebracht, von welcher herab ein Geiſtlicher ſeine Bergpredigt hielt; zuweilen verirrten ſich auch auf den Flügeln des Windes einzelne Worte des Redners nach der Tiefe hin, wo die Gruppen der Zechenden lagerten. Ohne dieſelben jedoch in ihrem Treiben irre zu machen. Es war ein eigener Contraſt in dieſer Pfingſtfeier, oben lagen die Gläubigen auf den Knieen und eine kleine Strecke hinunter ſaßen muntere und luſtige Geſellen auf der Erde um eine große Schüſſel, in der ſie Maitrank bereiteten. Die religiöſen Gebräuche ſind mit der Anſchauung des Volkes ſo zuſammengewachſen daß ſie mehr einem Volksfeſte denn einer kirchlichen Verrichtung ähnlich ſehen; der Genuß des Lebens wird mit der Übung der Religion in ein ſo nahes Verhältniß gebracht daß das Volk dieſe übt ohne dabei zu ermüden oder gar eine Laſt darin zu ſehen, und jenes genießt, ohne über die Grenze zu ſchreiten oder während des Genuſſes durch Gewiſſensſcrupeln ſich ſtören zu laſſen; die Freude iſt die Religion, die Wallfahrt der heitere Gang der Pflicht. Auf dem ſchräglaufenden kahlen Felſenrücken des Berges auf der höchſten Spitze ſteht ein großes ſteinernes Kreuz, das mit eiſernen Stangen an die Felſen geſchmiedet iſt; es war ein uralter Brauch auf den höchſten Spitzen der Berge Kapellen anzulegen, um daſelbſt dem Himmel näher und ungeſtörter dem Treiben und Getöſe der Thäler ſeine Andacht verrichten zu können. Es iſt derſelbe Grundgedanke der auch der germaniſchen Bauart

Digitized by Google

zu Grunde liegt, die durch ihre Thürme und Pfeiler, Spitzen und Ecken von der Erde ab und nach dem Himmel ſich aufrichtete. Der myſtiſche Eindruck dieſer ganzen Bauart wurde noch vermehrt durch die dunklen, bunten Scheiben der Fenſter, durch welche ſtets nur ein gedämpftes, durch die Farben gebrochenes Licht hindurchdringen konnte. Um das Kreuz ſtanden vorzugsweiſe Frauen und Mädchen, die daſelbſt ihre ſtille Andacht verrichteten; das Weib ſelbſt in der unterſten Schicht der Geſellſchaft hat einen weit zäheren lebendigeren Gottesglauben als der Mann, und ſchöpft aus dem Gebete eine größere innere Befriedigung als jener. In der Nähe der Kapelle, die etwas tiefer als das Kreuz liegt, ſand ich einen Mann, der in Gedanken an den Felſen gelehnt und ſtumm nach dem Kreuze blickte. Ich kannte ihn vom verfloſſenen Abend aus Kleinfaſſen, und hatte ihn mehrmals Herr Doctor nennen hören. Da ich glaubte daß er vielleicht ähnliche Betrachtungen wie ich angeſtellt habe, ſo näherte ich mich demſelben, um meine Gedanken mit ihm auszutauſchen und ſuchte in der Anrede: »Sie ſind ſehr vertieft, Herr Doctor!« den Anknüpfungspunkt zu finden. Er ſah mich mit ſeinen kleinen blauen Augen pfiffig an, um ſeinen Mund ſpielte ein eigenthümliches ſauniſches Lächeln und mit einem breiten baieriſchen Accente ſagte er zu mir: »Joa, ich mach' Woadenſtudien, hier iſt der beſte Platz!« Durch den tieferen Stand war der Glückliche allerdings im Stande ſeine Studien nicht ohne Erfolg anzuſtellen. Ich wußte nicht ob ich dieſe Geſinnung für ungeheuer naiv oder dumm lüſtern halten ſollte und wandte mich ab, um von oben einige freie Blicke in die blühende Landſchaft zu thun. Hier ſieht man ein prächtiges Bild zu ſeinen Füßen ausgebreitet, der Meißner, der Inſelsberg, Kreuzberg, Taufſtein ſtehen am Horizont ringsumher und der innere Raum iſt von prächtigen Bergzügen, Wäldern und Thälern, in denen unzählige Dörfer und Ortſchaften liegen, angefüllt, namentlich hat man nach dem Fuldathale hin einen überraſchenden Anblick. Das Volk fing ſchon an ſich zu verlaufen, weil man von oben den ganzen Blick um den Berg frei hatte, ſo gab es ein ganz freundliches Bild anzuſchauen, wie auf allen Seiten aus dem Saume des Waldes hinter Felſen und Schluchten die bewegte bunte Menge hervorquoll, in langen Reihen nach den verſchiedenſten Richtungen auseinanderlief und in die fernſten, ärmſten Hütten den Frieden und Segen des Glaubens trug. Auf dem Berge wurde es wieder ſtill, nur die Winde ſpielten in den Blättern und trieben vom fernen bläulichen Rand des Horizontes dunkle Wolken am Himmel herauf; hier und da raſchelte ein ſchwerer Regentropfen ſchon in's Gebüſch oder auf die heißen Felſenſteine und auch ich ſuchte noch vor dem vollen Ausbruch des Regens eine Wohnung zu erreichen. Mein Weg führte mich tiefer in's Gebirg nach einem einſamen Hofe zu, der in der Nähe einer hohen aus dem Boden hervorgewachſenen Felſenwand lag. Die Tropfen fielen immer ſtärker, aber der Regen war warm und beläſtigte nicht ſehr; als ich aber die Wohnung erreicht hatte, fiel ein wahrer Strom zur Erde nieder. Das Haus, das mich aufnehmen ſollte, war niedrig, der Eingang führte durch ein Thor, das mit einer Scheune überbaut war, an einem kleinen Weiher vorüber, dem ich der Beſchreibung nach als das Bubenbad erkannte. Die Sage erzählt nämlich: Ein Ritter hatte von ſeinem Weibe ſechs Mädchen ſchon erhalten, darüber war er äußerſt böſe. Sein Weib ſah mit Schrecken einer neuen Geburt entgegen; in der Angſt ihres Herzens begab ſie ſich in eine Waldkapelle und flehte um die glückliche Geburt eines Knaben, da ihr Gatte furchtbare Drohungen ausgeſtoßen hatte. Sie fühlte hier die Wehen und genas aufs neue von einem Mädchen. In wahrer Verzweiflung badete ſie das Kind in dem Waſſer des Teiches und ſiehe, als ſie das Kind wieder herausnahm, war es ein Bube. — Vor der Thüre des Hauſes lag ein langhaariger Hund an der Kette, der mir ein furchtbares Geheul entgegenſandte und ſich nicht eher beruhigte, bis der Herr des Hauſes mir die gaſtliche Thüre öffnete.

(Beſchluß folgt.)

Das literariſche Dachſtübchen.

Von **Hieronymus Lorm.**

2. Hafis.

Hammer-Purgſtall, Goethe, Rückert haben uns dieſen ſüßen Namen oft vor das Auge gebracht in Geſchichten und Abhandlungen und oft vor das Ohr in ihren Geſängen. Es blieb uns davon ein weinduftender, wie Liebe ſchmeichelnder Eindruck, eine unklare Erinnerung an Rauſch und Lebensgenuß. Daß der tiefſte Ernſt des Lebens verbunden ſein könnte mit

Digitized by Google

diesem Namen, dachten wir nicht; er hatte für uns nur Geltung in der Geschichte orientalisch erotischer Poesie. Plötzlich schlägt uns G. Fr. Daumer sein Buch: »Hafis« auf, und wir erkennen in dem, was wir für heitern, vergänglichen Scherz hielten, eine philosophische Entwickelung, hervorgegangen aus der innigsten Versenkung in die contemplative Weisheit der Derwische, Sofi's und Mystiker, aus den frömmsten Übungen orientalischer Ascetik. Eine Nachtigall hatte sich in die Gefilde ewigen Winters verirrt, sie suchte eine Befriedigung für das drängende Klopfen ihrer Brust und wußte doch nicht daß sie singen könne. Fragend und verlangend starrte sie einen grauen Himmel und eine unfruchtbare Erde an und nagte bis zur Mattigkeit an den dürren Zweigen auf denen sie saß, sie lockte keine Nahrung daraus hervor und auch keine Blüthe. Tonlos brütete sie darüber, wie nach einer Befriedigung, nach einer Seligkeit zu gelangen, die sie blos deshalb vorhanden wußte, weil ihr Drang danach vorhanden war. Die lebensfeindliche Öde aber hatte keine Antwort auf das Pochen ihres Herzens. Unmuthig schüttelte sie sich und merkte endlich daß sie Flügel hatte. Sie flog und fand den lenzgeschmückten Hain und den Gesang ihn zu preisen und in diesem Gesang die Befriedigung nach der sie geseufzt hatte. Diese Nachtigall ist Hafis. Wohl haben schon Viele von Wein und Liebe, von des Frühlings und des Weibes Reizen gesungen, aber sie folgten damit nur einer blinden Herrschaft des Gefühles, welche bald wieder vom schleudernden Verstande gestürzt wurde. Es war ein Rausch des Augenblickes, welchem die Weisheit finster grollend gegenüber stand; die Freude, der schöpfungumfassende Jubel hatte keine fortwährende Berechtigung in ihrem Leben, wie sie nur dem Ernst zukommt, denn zwischen jener Freude und diesem Ernst hatte noch keine philosophische Entwickelung eine Brücke geschlagen. Da kam Hafis mit vom Denken gebleichten Locken, mit von der Entbehrung des Höchsten gefurchten Wangen, mit der unter dem Druck schwerfälliger Bücher zitternden Hand, und es war sein Denken, das ein Ziel fand im Kranz, den er jetzt um die gebleichten Locken schlang; die Entbehrung des Höchsten wurde gestillt durch die Liebesröthe die jetzt in seine gefurchten Wangen stieg; die unbefriedigende Weisheit seiner Bücher war plötzlich sättigende Fluth geworden im Becher den seine zitternde Hand ergriff. Geist und Herz, Weisheit und Leidenschaft, die so lange auf einander widerstrebenden Wegen gingen, hatten sich am Ende an einem und demselben Ziel, am letzten Ziel ihres Dranges zusammengefunden, die Leidenschaft war trunken lallende Weisheit, die Weisheit ernst sprechende Leidenschaft geworden und eine nun durch nichts mehr zu verdunkelnde Freudensonne lächelt über dieser Vereinigung. Himmel ist nur ein schönerer Name für Erde, Himmel und Erde spiegeln sich einander ab und geben wie zwei einander gegenüberstehende Spiegel eine unendliche Kette von Seligkeit.

Wir bemühen uns so sehr den unserer Meinung nach zum Stillstand der Verwesung gelangten Orient mit abendländischer Civilisation zu durchdringen, damit er sich mitbetheiligе an der Geschichte der Zukunft und an der Aufgabe der Menschheit. Versenkt man sich jedoch in die wunderbaren und doch so natürlichen Lehren des Mohammed Schemseddin, die Sonne des Glaubens, mit dem Beinamen Hafis, so wird man bald von dem Wahn umschmeichelt, der ganze Orient wäre längst an das Ziel jener herrlichen, heitern, objectiven Weltanschauung gelangt, in der das Übel einer abstracten und negativen Denkart vollständig überwunden ist, ein Ziel, das ihm sein zweiter Mohammed schon vor 500 Jahren andeutete, als er es in sich selbst erreicht hatte. Wer weiß, welch tiefes, weltumfassendes Ich zwei Türken setzen, die sich auf die Kissen der Ottomane niederlassen, welche gründliche, nur ihnen verständliche Philosophie die Rauchwolken ausdrücken, die sie sich einander in's Gesicht blasen, eine Philosophie die längst über die europäische Civilisation und ihre Systeme hinaus und des letzten Aufschlusses aller Dinge so gewiß ist, daß sie gar keiner menschlichen oder unmenschlichen Worte mehr bedarf, gleich der Polemik unserer modernen deutschen Philosophen. Freilich, zu Ende des 14. Jahrhunderts, als Hafis lebte, war der Orient noch nicht so weit, sondern hatte wie wir armen Zurückgebliebenen seine Zeloten und Finsterlinge, seine Hoogstraten, Hengstenberge und Menzel. Diese machten dem herrlichen Frühlings- und Liebesprophеten, voll reiner, ungetrübter, göttlicher Seligkeit und Sicherheit in sich selbst das Leben so sauer als seine ihm innewohnende Süße zuließ, und griffen als sie gegenüber seiner Macht über die Gemüther ihre Ohnmacht einsahen, zu dem Kunststück, das auch unserer theologischen Weisheit nicht unbekannt ist, seine lebensfrohen Gesänge für geistliche Allegorien zu erklären, die unter der Hülle des Sinnlichen nur vom Übersinnlichen reden. Damit aber sind nur wir christliche Schafe zu täuschen. Die Eiferer versuchten sogar ihn der Ehre des Begräbnisses zu berauben. Dennoch wurde er in einer Vorstadt von Schiras bestattet,

Digitized by Google

wo der beſte Wein des Orients wächſt und wohin noch heute ſeine und ſeiner Lehren Verehrer wallfahrten.

G. Fr. Daumer hat mit der überaus glücklichen, den ganzen Reiz orientaliſcher Formen wiedergebenden Übertragung oder Nachdichtung der Hafiſiſchen Geſänge der deutſchen Literatur ein unvergängliches Geſchenk gemacht, das vielleicht Samen in ihr anſetzen wird. Wollten wir nur eine dieſer koſtbaren Perlen vor das Auge des Leſers citiren, ſo müßten ſich hundert andere von gleichem Werth über Zurückſetzung beklagen.

Nur Eines ſei uns vergönnt hier abzuſchreiben, es gibt den beſtimmteſten Ausdruck der reformatoriſchen Richtung in den Liedern des Hafis. Seite 141:

Komm, Soff, komm und laß uns aus der Heuchler
Befleckt Gewand zieh'n,
Uns über ihre freche Lügentafel
Die naſſe Hand zieh'n!

Laß oder Zelle Dunkelheit verfluchend, den Weinpokal uns
Aufſtecken als Panier und alſo jauchzend durch's weite Land
zieh'n!

Jungholde Weſen, welche ſcheu und ſchüchtern die Weune
meiden,
Laß uns herbei an einem Strick von Roſen zum Heilverband
zieh'n!

Wir wollen nichts als gute Thaten üben, laß zwiſchen ſie uns
Und nachtgeborne Fanatismen endlich die ſcharfe Wand zieh'n!

Laß uns der Liebe ſüße Fackel ſchleudern! In jede Seele
Soll ein die Luſt und aus Entbehrungstraum und Unverſtand
zieh'n!

Ganz helle von Pallaſte zu Pallaſte, von Hütte lodernd
Zu Hütte, ſoll der weltreformatoriſch entfachte Brand zieh'n!

Gedichte, von Julius Hammer.

Schweige ſtill!

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beſchleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie ſind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menſchen fern in nächſter Näh;
Und haſt du Thränen noch, ſo weine,
O weine ſatt dich ungeſehn,
Doch vor dem Aug' der Menſchen ſcheine,
Als wär dir nie ein Leid geſchehn.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So ſuch auf ſtillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für ſtarke Treu' und freie That;
Um vor dir ſelber zu beſtehen,
Trägſt du den Sieger in der Bruſt,
Doch nicht die Menſchen laß es ſehen,
Wie ſchweren Kampf du kämpfen mußt.

Iſt dir ein ſchönes Werk gelungen,
So ſei's zu neuen dir ein Ruf,
Haſt du ein neues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir ſchuf;
Wenn deine ſüßentzückte Seele
Ganz voll von heil'ger Freude iſt,
O, nicht den Neid der Menſchen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich biſt!

Verachte kühn der Selbſtſucht Streben,
Wie oft ſie dir Verfolgung ſchwur;
Vor keinem Throne ſteh mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewiſſen nur
Demüthig wirf in nächt'ger Stille
Vor deinem Gott dich auf die Knie
Und bete: „Es geſchehʼ dein Wille!"
Doch vor den Menſchen beug' dich nie!

Und wenn dir Gottes Rathſchluß ſendet
Der ſchwerſten Prüfung höchſte Pein,
Dann haſt du's, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe ſprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tauſend Stücke brechen,
Doch vor den Menſchen ſchweige ſtill!

Eine Mutter,

Ihr ſchlummernd Kind im Arme habend,
Eine junge Mutter ſaß allein;
Ihr Haupt umſpann der Frühlingsabend
Mit einem goldnen Heil'genſchein.

Sie neigt' es ſinnend zu dem Kleinen,
Nicht ahnend, daß ein Lauſcher da;
Ich zögerte ihr zu erſcheinen
Und blieb ihr ungeſehen nah.

Doch was ſie ſtill ſich ſelbſt vertraute,
Was mild aus ihrem Lächeln ſprach,
Und was in ihrer Thräne thaute,
Ich fühlt' es tief im Herzen nach.

Das feuchte Aug' emporgehoben,
Schien ſie zu fragen, wie verklärt:
„Du guter Gott im Himmel droben,
Bin ich ſo heil'gen Glückes werth?"

Das Kind, das ſie mit Schmerz geboren,
Mit ſel'ger Freude küßte ſie's,
Und hauchte leiſe: „Unverloren
Iſt noch der Erde Paradies!"

Digitized by Google

Mir war's als zöge durch mein Leben
Mit einem Mal ein lichter Strahl,
Als sei mir alle Schuld vergeben
Und mir erlassen alle Qual.

Mir war's als müßt' ich niederknien,
Anbetend vor dem Mutterglück,
Und gläubig dacht' ich an Marien,
Die uns den Himmel gab zurück.

Ein Vater.

Das war ein Vater voll Herzeleid!
Die Gattin mußt' ihm früh erblassen:
Söhne mit wildem, wüstem Trachten
Und Töchter, die ihm Schande machten,
Hat sie dem Unsel'gen hinterlassen.

Der Erste, das heißeste Blut von drei'n,
War unter die Soldaten gegangen;
Getroffen fiel er ohne Ehren
Von seiner Kameraden Gewehren —
Man hatt' ihn als Deserteur gefangen.

Der Zweite, ein hinterlist'ger Gesell
In Feigheit und Geiz und Gemeinheit verloren;
Aufspien vor ihm auf der Straße die Leute,
Und jeder wußte, was es bedeute —
Manch' falschen Eid schon hatt' er geschworen.

Der Dritt', ein hoffärtiger, kriechender Knecht,
Erschlichen hat er sich Titel und Orden;
Des Vaters sich schämend, hat er gleich Hunden,
Pfui, vor Maitressen im Staub sich gewunden
Und ist was Geheimes am Ende geworden.

Die Töchter, ha, wie sie äugeln so frech,
In prunkendem Staat sich brüsten und spreizen!
Je welker die Wangen werden, je fahler,
Je schneller sind sie dem lüsternen Zahler
Zu Willen mit ihren verderblichen Reizen.

Das war ein Vater voll Herzeleid!
Nun ist es vorbei, nun hat er Frieden;
Lang hat er zum Himmel gefleht vergebens,
Ihn zu erlösen vom Fluche des Lebens —
Ein Siebzigjähr'ger ist er verschieden.

Sterbend gestand der verlassene Greis,
Er habe leichtsinnig in jungen Jahren
Einst einer Ehe Band zerrissen — —
Und all' das hätt' er als Strafe müssen
Um ein willfährig Weib erfahren?

Mein Geschick.

Wenn ich dir in die Augen sehe,
Die Augen seltsam scheu und mild,
Mir ist's, wie in des Sees Nähe,
Der leis im Mondenlichte schwillt.

Ich weiß nicht, flüstern mir die Wellen:
O komm, o komm zu uns herab!
Ich weiß nicht, ob sie warnend schwellen:
O bleibe fern, wir sind dein Grab!

Seh' ich zu mir dich lächelnd neigen,
Preis' ich in Demuth mein Geschick:
Was meiner Seele eigenst eigen,
Du nimmst es hin mit einem Blick!

Was ich in Glück und Leid besessen,
Zieht wie ein Traumgebild von mir;
Was Leben war, hab' ich vergessen,
Seit ich lebendig bin in dir!

Und ist durch dich mir Tod gesendet,
Solch' Sterben ist ein süßes Heil;
Der Schmerz, durch den mein Leben endet,
Ist meines Lebens bestes Theil.

Versündigung.

Es glänzte die Sonne mild und licht,
Wir flohen vor ihrem Schein;
Es blühten die Rosen, wir pflückten sie nicht
Und suchten die Dornen allein.

Es grüßte uns lächelnd die holde Luft,
Wir ließen sie von uns ziehn;
Den guten Engel in unsrer Brust,
Wir überhörten ihn.

Wir waren jung, nun sind wir alt,
Wenn auch noch an Jahren nicht;
Wir glühten so heiß, nun sind wir kalt,
Zwei Schatten im Winterlicht.

Nun sind wir so arm, so bettelarm,
Uns selber ein trauriger Spott;
Wir haben uns wohl in thörichtem Harm
Versündigt an unserm Gott!

Phantom.

Als du von meinem Herzen dich gerissen,
Das zu vertrauend ach, an dir gehangen,
Hab' ich gehegt ein sündiges Verlangen:
Dich, die ich nun verloren, todt zu wissen!

Vergiftet von des Schmerzes Schlangenbissen,
Die heiß und heißer mir zum Leben drangen,
Im Innersten von tiefer Nacht umfangen,
Fühlt' ich nicht Muth, die Lebende zu missen.

Nun büß' ich schwer mein frevelndes Begehren
Und kann dem fürchterlichen Bild nicht wehren,
Das aus gebrochnen Augen zu mir spricht;

Als Leiche seh' ich dich im Sarge liegen
Und über dein erstarrtes Angesicht
Des kalten Hohnes Rachegeister fliegen.

Digitized by Google

Immer nah.

Was ich auch denken möge,
Was durch das Herz mir zöge,
Nichts drängt dein Bild von mir;
Einſam und im Gewühl
Der lauten Welt, ich fühl'
In dir mich ſtets, in dir!

Wie deine Lock' in Golde
Mit deinem Namen, o Holde,
Sich ſchmiegt an meine Hand,
So ſchmiegt der Gedank' an dich
An meine Seele ſich,
In Liebe dir verwandt!

Am Abgrund.

Vor meinem Blick am ſchroffen Felſenhang
War weit die ſonn'ge Landſchaft aufgethan;
Zu meinen Füßen in die Tiefe ſprang
Der Waldbach endend ſeine dunkle Bahn.
Ich war an ſeiner Seite lange mitten
Durch finſtrer Föhren Einſamkeit geſchritten,
Nun hielt' ich an — am Abgrund hielt ich an.

Geboren in verſtecktem Höhlenraum,
Sah Schatten nur der Wildniß ſcheuer Quell,
Mit banger Stimme fragt' er jeden Baum:
Wo ſind' ich Licht? Wo iſt es warm und hell?
Vom Farbenſegen blumiger Gefilde,
Von Himmelsbläue und von Sonnenmilde
Träumte der thränenreiche Nachtgeſell.

Nun thut er einen Blick in's weite Land,
Nun ſchaut er ſeiner Sehnſucht Schätze all',
Doch kaum, daß er, geblendet, ſie erkannt,
Da reißt es ihn hinab vom hohen Wall.
So hat mein Herz, kaum daß mit vollem Prangen
Die Sonnenwelt des Glücks ihm aufgegangen,
Die flücht'ge Luſt gebüßt mit ſchwerem Fall.

Ein Roman in Briefen.

1.

Er ſchreibt:

Jetzt, da mein Leben ſchon zerſtört, verwittert,
Iſt mir Dein Bild ein Ruheraum erſchienen,
Wie auf in Staub zerfallende Ruinen
Ein bleicher Mondesſtrahl verſöhnend zittert.

Wie oft iſt meine Seligkeit zerſplittert
An blöden Herzen ſchnell bethörter Phrynen,
Bis mir in Deinen wunderbaren Mienen
Ein Himmel ward, den Zweifel nicht verbittert.

Ich liebe Dich! — Mit ſchmerzlicher Geberde
Erheb' ich ſegnend über Dich die Hände,
Ich fühl's wie bald ich Dir entfliehen werde.

Erhörung ſteht das Wort nicht, das ich ſende,
Nur wiſſen ſollſt Du, Herrlichſte der Erde,
Daß Du der Troſt in einem Menſchenende!

2.

Sie ſchreibt:

Umhüllt vom reichſten Glanz, wie bin ich elend,
Wie ſchmerzt mein Haupt, gedrückt vom Diademe,
Indeß ich gern der Hirtin Kränze nähme,
Des Dorfes ſtillen Frieden mir erwählend.

Zur Seite geht mir, meine Thränen zählend,
Ein Mann, für den ich kaum den Haß bezähme,
Indeß ich gern zu Dir mit Schätzen käme,
Mein todtes Glück durch Deine Lieb beſeelend.

Und dennoch, laß uns muthig weiter leben,
Uns eint ein Schmerz, ob Alles ſonſt uns trennt.
Laß von der Lieb' Bewußtſein uns umweben;
Wie weit der Stern auch von der Blume brennt,
Iſt ihm der Strahl und ihr der Duft gegeben
Zum heimlichen Verkehr, den Gott nur kennt.

3.

Er ſchreibt:

Du liebſt mich! — Wunderbarer Himmelsgruß,
Es bricht die Erde unter mir zuſammen,
Ich ſchling den Arm um Dich und fühle Flammen
Nicht Seel' an Seele nur, auch Kuß an Kuß.

Ich trat vor Dir zurück mit ſcheuem Fuß
Eh' unſre Herzen in einander ſchwammen,
Doch jetzt — Du liebſt mich — nicht wirſt Du's verdammen,
Sprech' ich ihn aus den ſeligſten Entſchluß:

In Deinen Armen mich ein Gott zu wähnen,
Für ewig jedes unſtillbare Sehnen
Tief zu ertränken in der Wolluſt Thränen!

Dein Kuß, mein Dolch — ſie tilgen jede Noth.
Zum Himmel ſchiff' ich — wählend den Pilot —
Durch Deine Liebe oder meinen Tod.

4.

Sie ſchreibt:

Die kühnen Worte Deiner Liebe warfen
Ins Leben mir ein rettungsloſes Zerſtören,
Ich kann den Sturm nicht Deiner Bruſt beſchwören
Mit meines Innern ſanften Aeolsharfen.

Und nimmer könnt' mein Herz im Weh, dem ſcharfen,
Von Deinem einſam bittern Tod zu hören
Mit falſchen Troſtesworten ſich bethören
Zum Weiterleben unter hohlen Larven.

Digitized by Google

So mag die Zukunft, was ſie will, uns bringen —
Wir iſt Dein Lieben göttliches Geſchick,
Ich will nicht feig mich ſeinem Arm entringen.
Und ſteht auch künftger Gram vor meinem Blick,
Verſöhnt's der Herzen pochende Muſik,
Die, Liebesglocken gleich, zuſammenklingen.

5.

Er ſchreibt:

Als Deiner Arme ſelge Zauberkreiſe
Zu früh ſich löſten, mich, dem Erdentrücken,
Zum letzten Mal an ſeinem Himmel drückten
Und Deine Thränen floſſen ſchmerzlich leiſe —
Da ſprachſt Du dumpf in märtyrhafter Weiſe,
Indeß noch Flammen Deiner Lieb' Dich ſchmückten:
O laß die Wonnen, die uns jetzt entzücken
Das letzte Ziel ſein unſrer irdſchen Reiſe.
Es klang wie eines ſchweren Eids Symbol
Selbſt abzubrechen unſres Glückes Treppen
Wie Mahnung an den Tod, ein Lebewohl —
Ich hab' gelebt auf blüthenloſen Steppen,
Doch Bill're gibt es nichts von Pol zu Pol
Als, noch ein Glück im Arm, zum Grab ſich ſchleppen.

6.

Sie ſchreibt:

Ja bitter iſt's, in Paradieſen ſterben
Wenn noch der Wonne Kelch nicht ausgenoſſen,
Doch beſſer als vom Schickſal draus verſtoßen
Noch um ein elend Stücklein Leben werben.
O laß uns nicht ein herbſtliches Entfärben
Des Glückes ſeh'n, das blühend uns umſchloſſen,
Und nicht die Wonnen duftvoll ausgegeſſen
Jernagt ſehn voll allmäligem Verderben.
Ward Liebe die erfüllte letzte Sendung
Der Seele, ihre himmliſche Vollendung,
Dann ſchwingt ſie das Gefäß, dann ſtrömt ſie rein,
Getrübt nicht von des Seins allmäliger Schändung
In Gottes Herz; nur dem, der niedrig klein,
Gilt mehr der Becher als der goldne Wein!

7.

Er ſpricht:

Ich habe nicht gegrollt, ich kennt' nicht jammern
Als Schergen mir mein gutes Schwert entwanden,
Als meines Volks Erhebungskampf zu Schanden
Ward in Sibiriens unterirdſchen Kammern.
Schlagt Gott die Welt mit allzuſchweren Hammern,
Wer räth die Form, für welche ſie verhanden?
Und ich, der lachend ſo viel Weh beſtanden
Will weinend ein entweichend Glück umklammern.
Ich kann nicht ſterben wenn Du ſtirbſt, — nicht ſiechen,
Was meine Liebe bringt, ob ihr Geſpann
Der Freude Tauben, ob des Wehs Harpyen!
Erſt muß verlodern dieſer Bruſt Vulkan,
Du aber ſtirb, Du kannſt's, in ſüßem Frieden,
Das iſt mehr Glück als ich Dir je beſchieden!

Heinrich Landesmann.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Wien, im April.

[Hunger und Noth; Hartmann's Proceß; Nestroy's Poſſe.]

Wenn wir uns gegen den Zeitgeiſt ganz und gar verſchließen, gegen die Ideen des Jahrhunderts uns vollſtändig verſchanzt haben werden, dann wird doch noch ein Revolutionär zu unſerer Friedensſtätte Einlaß erringen. Jetzt klopft dieſer Revolutionär bei uns an Thor und Thür. Der Pauperismus und die Noth der arbeitenden Claſſen ſind dieſes Kindes Eltern. Und dies Kind iſt mächtiger als wenn es die Begeiſterung des Herzens oder die Einſicht des Kopfes geboren hätte, dieſer Revolutionär predigt die allgemein faßlichen Forderungen des Magens, dieſer unwiderſtehliche Revolutionär heißt Hunger. Wie gerne möchten wir ihn vom Cenſor ſtreichen laſſen, durch die Damnatur ihn verbieten, ihn nach kurzem Proceß auf einer Feſtung unſchädlich machen! Er läßt ſich aber nicht ſo leicht bannen, wie andere „verwerfliche Ideen der neuen Zeit" die man nicht mehr vorhanden wähnt, wenn man einmal befohlen hat daß ſie nicht ſein können. Der Hunger iſt vorhanden. Ja, Öſtreich, das fette, wohlgenährte Öſtreich, das bei allen chimäriſchen Rufen der Zeit praktiſch lächelnd auf den vollen Bauch klopfte, auch Öſtreich hat Hunger. Es beginnt leider auf die traurigſte Weiſe, ſich den neuen Zuſtänden des übrigen Europa anzuſchließen. Der Magiſtrat läßt öffentliche Arbeiten unternehmen und für arbeitsloſe Proletarier ſoll eine Rumfort'ſche Suppenanſtalt gegründet werden. Jeder ſich Meldende erhält unentgeltlich eine Portion, die wenigſtens 2½ Stunden vor dem Verhungern ſchützt. Wer nicht ſelbſt kommt, ſondern die Suppe holen läßt, erlegt dafür zwei Kreuzer.

Ein über dem Dichter von „Kelch und Schwert", Moritz Hartmann, ſchwebender Hochverrathsproceß iſt durch ein entſcheidendes Veto niedergeſchlagen worden. Neun Hofräthe haben darüber zu Rathe geſeſſen; vier waren der Meinung den Verfaſſer in Anklageſtand zu ſetzen, vier dagegen; der Präſident entſchied, indem er der letztern Hälfte beipflichtete. Man kann einen ſolchen Einzelfall nie freudig genug begrüßen und muß nur wünſchen daß bald ein Geſetz erlaſſen werde, welches überhaupt den öſtreichiſchen Schriftſteller, der ſich einmal irgend einem deutſchen Preßgeſetz unterwerfen, vor der Beamtenwillkür in ſeiner Heimath ſchützen möge.

Directer Garl unternimmt einen Umbau des Leopoldſtädter Theaters, deſſen Räume, bevor ſie eingeriſſen werden, noch ein zahlreiches Publikum anziehen durch Nestroy's neue Poſſe: „der Schutzling." Das Stück wimmelt von Inconſequenzen in Handlung und Charakterſtrik; ſein dramatiſcher Werth iſt ein höchſt untergeordneter. Allein der Dialog, voll des kernhafteſten Spaßes und der geiſtreichſten Satyre, aus welcher zuweilen das ganz ernſte Geſicht der Zeit ergreifend hervorblickt,

Digitized by Google

verbunden mit der kaustischen, tiefeinschneidenden Sprach- und Darstellungsweise des Verfassers, machte dieses Stück zu einem Fest für die Wiener, an welchem sich alle Klassen der Gesellschaft mit gleichem Genuß betheiligen. „Nur Jene, die arbeiten, sollten zu essen bekommen!“ sagt Einer in dieser Posse. „Bedenken Ew. Gnaden,“ erwiedert der Andere „wie viele Menschen dadurch brodlos würden!“ ††.

Aus Berlin, Ende April.

[Der Kartoffelaufkauf und der Landtag.]

Gesetze kommen in der Welt meist zu spät. Selbst in Preußen, wo doch die Regierung von Alters her den Fortschritt anbahnt, Reformen die Revolutionen unmöglich machen. Just an dem Tage, dessen Morgen den Erlaß der Mahlsteuer auf die nächsten drei Monate in öffentlichen Blättern brachte, war die Noth aufs Höchste gediehen. Der Hunger, im Bunde mit Übermuth und Rohheit, trieb drei Tage und Nächte lang jene wilden Schaaren zusammen die fast sämmtliche Stadttheile Berlins zu Schauplätzen wüsten Unfugs machten. Ich behalte mir die Schilderung der Scenen vor; ich melde hiermit nur die Ergebnisse. Nach der Allgem. Preuß. Zeitung die jetzt wieder die Quelle unserer Historie ist, sind über 200 Aufwiegler gefänglich eingezogen. Auf dem Molkenmarkt im Gerichtssaale wird öffentlich über sie geurtheilt. Man ist einschtig genug keine Märtyrer zu machen, keine tiefliegenden Plane zu wittern; die Urtheile fallen einfach und mild aus. Wo sich auf der Gasse zehn Übelthäter mit der Absicht einen Bäckerladen zu ruiniren zusammenfanden, hatte sich leicht ein Schwarm schaulustigen Gesindels von hundert Köpfen zusammengefunden, und als es zum Handgemenge kam, faßte man Betrunkene oder Neugierige, freche Buben oder sinnlose Schreier. Es hat noch nicht den Anschein als wolle und als könne man einen Zusammenhang in den Scenen wittern. Freilich mußte mehrmals flach eingehauen werden, ein ganzes Bataillon Grenadiere war nöthig um in der einen Nacht auf dem Gendarmenmarkt die pfeifenden und schreienden Haufen die bereits mit Pflastersteinen tafselten, auseinanderzutreiben. In engeren Stadttheilen, in der Spandauer-, in der Heiligengeiststraße, war der Tumult am lebhaftesten, das Zusammentreffen der Soldaten mit dem Pöbel am hartnäckigsten gewesen. Im Ganzen zählt man 92 verwundete Soldaten und Polizeibeamten*). Das klingt gefährlich. Hätten diese Verwundungen auf Einer Stelle stattgefunden, so könnte man eine förmliche Bataille in den Straßen annehmen. Allein diese 92 Verwundete auf Seiten des Militärs das den Steinwürfen die ruhigste Haltung entgegensetzte, vertheilen sich auf drei Tage und Nächte, auf vierzig bis funfzig Bäckerläden die in den verschiedensten Straßen die Zielscheibe des Hungers und des tollen Übermuthes waren. Dadurch schwindet die Besorgniß, um irgendwie Plan und Zusammenhang in den Angriffen auf die Bäckereien zu entdecken. Der Aufstand, will man die Scenen so nennen, war ohne Methode. Es hat sich gezeigt daß die Berliner Emeute tendenzlos war, daß es keine politische Partei gibt die eine Bewegung solcher Art organisiren könnte. Die denkenden Köpfe, die tendenziösen Männer sind nirgend mehr als hier ohne allen Zusammenhang mit dem was das Volk bewegt und was auf der Straße vorgeht. Auch der Bürger Berlins war völlig theilnahmlos bei der Pöbelaufregung. Wenn er unten seinen Laden geschlossen hatte, sah man ihn am Fenster oben, allenfalls eine Stange Weißbier in der Hand, vergnüglich das Ding abwarten, das sie Revolution nannten. Diese Gleichgültigkeit des kleinen begüterten Bürgers in Deutschland darf man nicht loben. Aber sie wird durch die Bevormundung in der die Regierung ihn hält, erklärlich. Auf diese Weise werden die Aufstände in Deutschland nicht gefährlich, wie es scheint, aber doch möglich. Und ihr Ziel ist nicht zu berechnen.

Methode, sagt' ich, war nicht im Pöbelaufstand, aber doch Sinn und Charakter. Sowie der Preis der Metze Kartoffeln auf 3 Silbergroschen herabgesetzt war, hielt sich Alles ruhig, war der Zündstoff verbraucht, der „Kartoffelaufkauf“ beendet. Der Magistrat hatte es plötzlich ermöglicht eine große Menge Kartoffeln aufzukaufen und diesen Preis zu stellen. Die Wucherer suchten diesen Preis noch um einen halben Groschen zu ermäßigen und der nächste Markttag zeigte ein friedliches Volk das seinen Bedürfnissen emsig, aber ohne Groll, nachlief. Die Regierung hätte vielleicht schon längst den Verbrauch der Kartoffeln für Brennereien beschränken sollen. Es geschah in diesen Tagen und es steht eine durchgreifende Maßregel gegen den Kartoffelschnaps zu erwarten. Honny soit qui mal y pense!

Die königliche Antwort auf die Adreße ist bekannt. Der König hat sich gefreut daß man sich dankbar gestimmt fühlte, denn er habe ja Alles aus freiem Entschluß, aus unumschränkter Machtvollkommenheit verliehen. Gebunden sei er an nichts; aber er räume ein daß das Patent „bilsam“ sei. Auch gab er sein Fürstenwort, den Allgemeinen Landtag binnen vier Jahren wieder zu berufen. Eine Minderheit der Opposition die für Beckerath's Adreße und gegen das Auerwaldsche Amendement gestimmt, bezweckt, wie es heißt, Protest dagegen einzulegen daß der Allgemeine Landtag keine Rechte habe, seine jetzige Zusammenberufung blos eine freie Gunst und Gnade sei*). Der König wird solchen Protest sammt aller Wahrung von Rechten abweisen oder ignoriren. Die Mehrheit hat sich mit der gemäßigten Adreße begnügt, hat ihre Beschwerde in die Form der Bitte und der Hoffnung gekleidet. Voilà tout. Wir haben jetzt nichts als das königliche Wort. — Ist der König selbst an sein Wort gebunden? — Ja, sofern die Erfüllung nach seinem Dafürhalten noch dem dermaligen Stande der Dinge, den Bedürfnissen des Staates den er allein vertritt, entspricht. Einen Rechtsboden haben die Reichsstände nicht errungen, seit der Adreße ist dieser Kampf aufgegeben. Der Herrscher Preußens ist nach wie vor an nichts gebunden. Er steht allerdings unter der Macht der öffentlichen Meinung. Wo diese gebietend wird, wird er aufhören Selbstherrscher zu sein. Allein nur sein guter Wille, nur seine Bildungsstufe, sein zufällig gutes Herz, das ihn drängt es mit dem Volke zu halten, seine freiwillige Klugheit dem Zeitgeist Gehör zu geben, ist für ihn treibend, zwingend und bindend. z.

*) Nur 24 sind davon wirklich verwundete.

Aus Berlin, Ende April.

[Ueiel Acosta.]

Es ist kein rechter Segen in Gutzkow's Dichtungen. Viel Kräfte, aber keine Harmonie, entweder jäher Sonnenbrand

*) Nach den neuesten Nachrichten hatten bereits 103 unterzeichnet. Beckerath, der diesen Protest für wirkungslos hält, hat sich ausgeschlossen.

Digitized by Google

oder Platzregen, kein Thau des Himmels der die durchdringende Wärme befruchtend wirken läßt. Man hat immer Gutzkow's Scharfsinn gerühmt. So gebe er Kritiken, Skizzen, Aufsätze, wie er zuletzt eine Kritik Wiens und des Metternichschen Systems brachte. In der Poesie geht der Scharfsinn fehl, wenn ihn nicht eine eben so starke Tragkraft des Herzens im Gleichgewicht hält. Im Uriel Acosta ist Gutzkow auf ein gewichtiges Thema gerathen, hat sich seine Spurkraft eine bedeutsame Gestalt ausgefunden. Es kam ihm zu Statten daß er den Stoff länger austrug als es sonst seinen Schnellgeburten zu gute kommt. Gutzkow schrieb schon vor Jahren eine Novelle dieses Inhaltes. Wenn er eine „Wally die Zweiflerin" die er jetzt von der Sammlung seiner Schriften ausschloß, wiederum gestalten wollte, so würde ein solches Geisteskind wenigstens werden was es unter des Autors Schädel, um nicht zu sagen unter seinem Herzen, werden kann. Bei all jenen angedeuteten glücklichen Grundbedingungen leidet das neue Drama an Gerrurionen über die uns der glänzende Firniß der das Ganze überzieht nicht täuscht. Es ist peinlich daß es sich in unserer jetzigen Literatur soviel um die Literatur handelt, daß sich jetzt, wie der geistvoll joviale Mundt hier einmal in der Voß'schen sagte, eine förmliche Literatenliteratur erzeugt. In Laube's Karlsschülern, in Gutzkow's Uriel handelt es sich um ein Buch, dort um ein Buch das wir sehr wohl kennen, hier um eines dessen Inhalt und nur obenhin als Oppositionsschrift gegen das orthodoxe Judenthum angedeutet wird. Solange der Staat die Bücher verfolgt, statt sie frei ihren natürlichen Wirkungen oder ihrem Nichts preiszugeben, wird die Literatur diesen krankhaften Reiz nicht aufgeben sich mit ihrem Martyrthum dem Publikum aufzudrängen. In Laube's neuem Stück wird die Spaltung zwischen Fürstenthum und Dichterthum oder vielmehr Literatenthum bis zu einer todtrohenden Spitze gesteigert, es wird da ein Schriftstellerleben mit etwas willkürlichen Schranken in die Höhe getrieben, es handelt sich um Schillers Kopf. Gutzkow läßt aus dem Schicksal eines Buches ein Trauerspiel erwachsen. Laube's Schriftsteller den er Schiller nennt, wird verrufen nicht; er entsteht. Gutzkow's Uriel widerruft um der Geliebten, um der blinden Mutter und seiner Familie willen. Dies Thema, im Helden des Gedankenlebens den Menschen in seiner Schwäche aufzudecken, ihn an seiner neu entdeckten Wahrheit irre werden zu lassen weil die liebenswürdige Weichheit menschlicher Beziehungen ihn dazu drängt, ist gewiß, abstract genommen, Inhalt einer wirklichen Tragödie. Ein Galilei der nicht äußerlich durch Zelter und Cardinalsbeschluß, sondern aus innerlichen Motiven, durch die Güte seines Herzens gedrängt, sich zum Widerruf entschließt, könnte tragisch sein. Aber diese Regung seines Herzens müßte so wahr und mächtig sein daß uns dieser tragische Conflict zwischen seinem Gedanken- und seinem Gefühlsleben Thränen erpreßte. Die Geliebte müßte den Widerruf nicht so nüchtern und launenhaft fordern, im Gegenheil ihn durch Aufopferungslust hintertreiben, während des Helden Gefühl uns wie ein plötzlich entfesselter Strom fortriße so daß der Abfall von der Wahrheit um einer tiefen Liebe willen uns glaublich würde, nicht unsern Credit verlöre. Gutzkow ist dieser fühlende Dichter nicht, um einen Widerruf des Gedankens verzeihlich finden zu lassen. Credit gewennen heißt in der Dichtung Alles gewennen! Gutzkow's Uriel hat diesen Credit bei uns nicht; die Tragödie ist in ihrem Kern unwahr, soviel Aufwand an Dialektik auch aufgeboten, so schön und trefflich ein Anlauf zu einem Trauerspiel aus dem Seelenleben eines Denkers heraus genommen wird. Uriel, in seiner Kindheit mit den Seinigen in Portugal zum Christenthum gezwungen, bekennt sich in Amsterdam, wohin seine Familie geflüchtet, zum Judenthum. Aber der Stachel seines Denkens macht ihn zum Vorgänger Spinoza's, zu einem Universalmenschen der die Religion nicht an die Volksthümlichkeit gebunden sieht. Er hat sich als Lehrmeister das junge Herz eines Mädchens erzogen und gewennen. Er entsagt ihr aber, weil sein Leben dem großen Streit der Vernunft mit dem Aberglauben der Sahungen geweiht ist; er will Amsterdam verlassen, in Deutschland, in Heidelberg sein nächstes Ziel aufsuchen. Er überläßt Judith den Gesetzen des jüdischen Familienlebens; sie ist nach dem Willen des Vaters bereits verlobt. Allein eine Schrift von ihm wird vom Sanhedrin zu Gericht gezogen und er bleibt. Ein milder Richter, sein Freund, der als Arzt auch die Irrthümer des Geistes kennt und die Wehen und die Krisen des Denkens begreift, kann das Buch nicht retten, will aber den Autor sicherstellen indem er den Rabbinen die Entdeckung macht, derselbe sei kein Jude, ein Jude habe es nicht geschrieben. Der Fluch der Rabbinen der unter Hörnerschall bereits verkündet wird, ist damit unwirksam gemacht; allein Acosta fühlt und bekennt sich als Jude, er will dem Leidensvolke angehören. Wie sich Alles von ihm wendet als dem durch den Fluch Verpesteten, hält Judith allein zu ihm. Sein hoher Sinn entschließt sich nicht zu widerrufen: er will nicht ehrlos gegen sich selber, sein Verräther an seiner Wahrheit sein. — Bis dahin ist das Drama vortrefflich, edel gehalten, wahr gefühlt, in schönen Gegensätzen bis zu diesem Wendepunkte hingeführt. Allein der Kern erweist sich im Wendepunkte hohl. „Ja, der Familiensinn liegt tief in unserem Volk!" sagt de Santos, widerholt Acosta, verflucht uns der Dichter oft genug. Statt dies abstract zu behaupten, hätte uns der Dichter es sachlich zeigen sollen. Es geschieht nur versuchsweise. Acosta's Familie wird von den Juden verfolgt, die blinde Mutter wird uns vorgeführt. Aber Judith ist willkürlich alles höheren Sinnes beraubt und sagt: Wo du nicht widerrufest, hast Du mich nie geliebt! Das ist schwächlich im Sinne der hochgearteten Judith, schwächlich in der Intention des Dichters, diese Unwürdigkeit die willkürlich den Charakter des Mädchens herabsetzt, zur Angel zu machen um welche sich das Stück dreht. Nach einigen oberflächlichen Selbsttäuschungen im Räsonnement entschließt sich Uriel zum Widerruf. Die Scene vor den Richtern beweist uns daß er es nur zum Schein und oberflächlich thut. Unterdessen ist aber die Mutter gestorben, Manassa's Glück gestürzt und Judith dem rachedürstenden Bräutigam als Opfer und Bedingung für ihren Vater gefallen. Daß Judith mitten im Gedränge es bedauert, den Geliebten zum Widerruf gedrängt zu haben, soll sie entschuldigen, kommt ihr aber als Wankelmuth und zweite Schwäche nicht mehr zu gut. Wir fühlen daß Uriel um einer Unwürdigen willen das Opfer bringen wollte; das macht uns kalt. Eben so kalt behandelt nun der Dichter selbst seinen Helden. Daß ihm der Preis seines Widerrufes entzogen wird, ist eine Ironie des Schicksals die uns schwer treffen würde, wäre der Held im Stande sie im großen Sinne zu fassen. Uriel wollte um äußerer Motive willen widerrufen; nun ihm der Lohn dafür versagt wird, widerruft er seinen Widerruf. E pure si muove! fällt er in Galilei's Spruch nachdem er uns gar nicht übergezogt, das Gegentheil zu behaup-

Digitized by Google

ten sei nothwendig oder nur glaublich gewesen. Uns dünkt, der Fehler der Dichtung liege in der Judith. Hätte sie weibliche Größe, wir würden einem wankelmüthigen Helden unsern Antheil nicht entziehen, einen Verrath an der Wahrheit um einer starken Leidenschaft willen für wahr und möglich halten. Diese Leidenschaft, diese innere Wärme des Gefühls, fehlt dem Gutzkow'schen Helden; das Pathos der Reflexion ersetzt sie nicht. Der Glanz der rhetorischen Dialektik reißt uns eine Zeit lang hin, bis wir plötzlich den Mangel dieser in sich selbst zerfallenen Dichtung fühlen. Ihr Fehler ist ein Herzensfehler. Gutzkow fühlt nicht menschlich, er fühlt das Menschliche nicht einfach wahr, nicht sittlich tief. Deshalb muß sich seine Gedankenkraft zu den kleinen Künsten einer Dialektik verstehen die nur für eine Weile hinhalten, nur ein Surrogat für das Fehlende sind. — Die hieße Kritik hat wieder sehr scharfes Geschütz gegen das Stück aufgefahren. Aber sie irrt, wenn sie auch die Anlage des Drama's verwirft, sie geht fehl, wenn sie statt den Punkt aufzufinden wo das Stück schadhaft ist, in überhitztem Räsonnement, selbst das Thema als dramatisch bezweifelt, dem Stoffe alle Möglichkeit zu einer Tragödie abspricht. Der Abfall eines Denkers von dem was er für wahr hält, ist menschlich; die Regung des Menschen im Helden so daß dieser jenem erliegt, die Creatur mächtiger als der Halbgott ist, kann tragisch sein. Wäre Uriel's Gefühl für Judith heiß und ächt, Judith selbst ein großes Weib, so wäre die Tragödie gegeben. Ich bin überzeugt daß Gutzkow's Scharfsinn es entdecken werde zu ergänzen wo sein Naturgefühl nicht ausreicht. Er beobachte die Menschennatur noch ruhiger, fester und unerbittlicher. Er hat zu wenig Glauben an den positiven Inhalt des Menschenlebens. Lessing schrieb nicht vollendete Dramen weil er mehr Dichter, sondern weil er ein besserer Beobachter des Menschen war. Er ließ dann freilich seine Gedanken reifen, seine Plane ruhig und langsam wachsen; er schüttete uns nicht jährlich ein Drama hin, er hatte nicht den Dünkel uns mit einer Grille zu tractiren die ein Kind des Augenblicks ist. Dieser Segen des Gedeihens fehlt den Schöpfungen unseres Zeitalters. Was Wunder wenn die Kritik die rasch gezimmerten Gebäude unserer Theaterdichter eben so rasch wieder zusammenbricht! — Gespielt wurde das Stück — ziemlich gut. Das ist freilich für eine Bühne ersten Ranges ein sehr zweifelhaftes Lob. Hendrichs schöne Gestalt repräsentirt gut, wenn sie jetzt freilich auch anfängt etwas zu behaglich breit sich hinzustellen. Hr. Hendrichs' hat zum brillanten Schauspieler ausgezeichnete Mittel; er declamirt gut, aber er versteht nicht immer was er declamirt. Frln. Stich erinnert in Vortrag und Auffassung immer zu ihrem Vortheil an die Schule ihrer Mutter; ist aber nicht schörferisch genug um eignes Leben zu entfalten. Hr. Döring, heißt es, habe es eigensinnig verschmäht den Akiba zu spielen, eine sehr vortheilhaft wirkende Gestalt im Stücke. Das Regiment der Intendanz scheint nicht auszureichen um die einzelnen Virtuosen zu einem glücklichen Ensemble zu vereinigen. Es fehlte den einzelnen Scenen nicht an gutem Zusammenspiel. Ihrer Zwei zusammen griffen rasch und wirksam in einander. Aber es wird daraus noch kein ganzes Spiel; es fehlt die treibende Seele einer zusammenfassenden Kraft. Hr. Heppé war ein sehr liebenswürdiger Silva. Die edle Einfachheit, die classische Haltung dieses Schauspielers macht ihn zum bedeutendsten Künstler der Berliner Bühne. Auch sein Polonius ergötzte uns in diesen Tagen von neuem. — Wir sahen zugleich Hrn. Dessoir aus Karlsruhe, als Hamlet. Dieser Schauspieler hat viel Eleganz, viel schöne Momente. Eine gute Kritik thäte ihm freilich Noth, um ihm seine Auffassung mancher Stellen im Hamlet als unrichtig nachzuweisen. Alles Virtuosenspiel ist nichtig, wenn sein leitender Geist das Ganze durchdringt. Selbst kleinere Bühnen leisten mehr wenn ein geistvoller Regisseur die Einzelnen beherrscht. △.

[Zur Literatur über den preußischen Landtag: Gervinus.]

Gervinus' kleine Schrift „die preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar" ist unter badischer Censur erschienen. Gervinus greift immer mit starker Hand in die Saiten an die er geht. Er hat eine seltene Kraft geschichtliche Materien zu behandeln, aber er macht sich aus ihnen immer erst eine Rumpelkammer, um dann aufzuräumen zu können. Wie in seinen Literaturstoffen, muß er immer erst Schutt und Trödel um sich haben, um dann zu ordnen. Um genetisch aufzubauen fehlt ihm doch die eigentliche Begabung. Er sieht auch in Preußen einen verwertenen Stoff vor sich, voll schreiender Gegensätze, voll Absolutismus und Demokratie, beides im ungeheuersten Zwiespalt, alle Schichten wüst und wirr durch einander. Er hat ganz Recht wenn er sagt, in Preußen sei nichts fertig geworden, lauter Anfänge, lauter Versuche. Aber dieser Hysteriker kann doch nicht nachweisen wie sich diese Gegensätze geschichtlich erzeugten, wie die königliche Dictatur und die Demokratie die beiden Grundpfeiler des Preußenthums wurden. Daß er seine theoretischen Vorschläge macht, wie diese Gegensätze formell zu vermitteln, daran thut er wohl. Aber er hat auch keinen Sinn für das Naturell dieses speifischen Preußenthums. Er hält die Gristenz dieses Staates für schwach, seine Organisation für sehr gebrechlich. „Es ist nicht wohl denkbar, sagt er in seiner unantastbaren Zuversicht, daß irgend einem denkenden Kopfe erst erwiesen zu werden braucht — daß Preußen keinen irgend bedeutenden Zusammenstoß erleben könne ohne ihm zu erliegen oder ohne seine Zustände fundamental zu verändern." — Wir glauben daß auch Gervinus sich über Preußen täuscht.

[Uhlich in Magdeburg.]

Wir hören daß die Untersuchung gegen Uhlich niedergeschlagen ist. Sie ging darauf hin im Glaubensbekenntniß des Manues Beweggründe zu seiner Absetzung zu finden. Eine Versetlung des commandirenden Generals von Magdeburg hat das Verfahren hintertrieben. Derselbe setzte an Allerhöchster Stelle aus einander welche stille, liese, innige Begeisterung für Uhlich in der Bevölkerung der Stadt herrsche, er schilderte wie Tausende von Magdeburgs Bürgern, unter ihnen viel begüterte und ehrenwerthe, mit ihres Predigers Absetzung sich von der bestehenden Landeskirche losjagen und mit ihrem Hirten eine freie Gemeinde bilden würden. Uhlich selbst strebt dies nicht an; er ist im Gegentheil gegen alles Seltenwerden in Deutschland und war für den Fall seiner Absetzung entschlossen nach Amerika auszuwandern. So schreibt man uns aus Magdeburg. Ein Reisender der unlängst Uhlich predigen hörte, schildert uns den Eindruck des Redners. Uhlich hat nichts womit er äußerlich wirkt. Die unansehnliche, dürftige Gestalt mit dem hagern langen Gesicht und grauem Haar kann

Digitized by Google

so wenig als sein rauhes, heiseres Organ für die Person des Mannes gewinnen. Man muß sich offenbar erst an ihn gewöhnen, um das Zurückstoßende in seiner Erscheinung zu überwinden. Es ist lediglich die tiefe, stille, schlichte Macht seiner anspruchslosen, aber unerschütterlichen Überzeugungen, die ruhige, aber sanft durchdringende, klar und einfach erleuchtende Macht seiner Meinung worin die Wirkung des Mannes auf soviel Tausende zu suchen ist. Er ist kein rednerischer Stürmer, er hat keine Bilderfreude die blendet und besticht; er kann mit dem Schwung der Phantasie keine Geister citiren wie ein Krummacher in Elberfeld; er hat nicht die Macht das Herz zu erschüttern wie ein Gerhard in Berlin. In Uhlich ist nichts lebendig als die treue Zuversicht einer ruhigen, gemessenen Überzeugung: nach seiner Weise ohne allen Aufruhr der Seele, ohne alle Gewaltanstrengung, ohne Fanatismus und Ausschließlichkeit den Himmel zu finden. Nie war der Rationalismus so sanft und anspruchslos wie in Uhlich, niemals die Festigkeit einer Überzeugung so duldsam gegen Andere, niemals die Aufklärung des Verstandes so liebevoll gegen Die welchen die alten Formen des überlieferten Glaubens noch heilig sind. Das ist es was gewinnt, ein stilles Licht der Aufklärung ohne alle Fackel deren greller Schein nur schreckt, eine Ruhe und Sicherheit die alles überwindet ohne viel Aufhebens davon zu machen, schlicht und einfach ist ohne platt zu sein, ohne dem gemeinen Mann zu schmeicheln. Nicht leicht hat der Verstand soviel Wärme gehabt, nicht leicht ist das fromme Herz zugleich auf alle kleinen, naheliegenden Verhältnisse des praktischen Lebens der Menschen von der Kanzel herab so eingegangen. Und eben so wirkt Uhlich als Mensch. Für die unteren Klassen hat er durch die Art wie er in ihre Bedürfnisse rathend, warnend und helfend eingeht, einen Zauber um den er selbst nicht weiß. Selten war jemand so populär ohne sich dessen bewußt zu sein. Und sein Christenthum begnügt sich nicht mit Rath und Lehre; thätig greift er ein wo er Leidende weiß, moralisch und praktisch ist die Hülfe die er bringt. Täglich macht er bei Kranken und Nothleidenden Besuche, oft erscheint er freiwillig mitten in der Nacht, irgend eine Gabe unter dem verhüllenden Mantel. Sein Christenthum bethätigt sich im Glauben und im Thun. In Uhlich ist ein wahrhaft apostelischer Lebenswandel.

[Germaniens Völkerstimmen.]

Von Firmenich's Völkerstimmen, der Frucht sorgfältiger Studien, langjähriger Reisen und einer begeisterten Liebe zu deutschem Volk und Land, ist bereits das 9. Heft erschienen. Firmenich verdient den Dank Aller die sich Deutsche nennen, sich als solche fühlen. Germaniens Völkerstimmen nennt er diese Sammlung der deutschen Mundarten, weil er mit Recht die Kreise deutschen Lebens weiter zieht als sich die politischen Grenzen feststellen; er muß den Elsaß und die russischen Ostseeländer, er muß die Sachsen in Siebenbürgen in sein sprachliches Volksgebiet einbegreifen. Mit den Proben der Mundarten unsres Volkes gibt er uns zugleich dessen Gesittung und Geistesart in Sprüchen, Liedern, Sagen und Legenden; seine Sammlung ist eine thatsächliche Darlegung unsers innersten Charakters wie er sich in den Wurzeln unsrer Daseins gestaltet hat, sich im Schooße der Nation noch erhält. Firmenich gibt damit gleichsam die sachlichen Belege zu dem was Jakob Grimm in seiner Grammatik entwickelte, führt uns als lebendige Gegenwart vor was Lachmann und Andere in den Schätzen unserer Vergangenheit aufgedeckt, und indem uns so die Märchen von ehedem mit der Redeweise des Volkes in unsern Tagen aneinandergereiht werden, staunen wir über den Reichthum und die vielseitige Fülle unseres Volksthumes. „Leider haben wir, sagt Firmenich im Vorwort, noch immer eine Menge verstreckter Gelehrte die für die Entzifferung einer Hieroglyphe alles was deutsch ist drangeben, für die Conjectur einer griechischen Handschrift zum Verständniß einer Partikelchens das ganze Deutschthum ruhig zu Grunde gehen ließen." Manche unserer Mundarten ist auch bereits untergegangen. Bei einigen muß man 30 bis 40 Jahre hinaufsteigen um sie noch zu entdecken; glücklicher Weise läßt sich aus der Erinnerung der Alten manches Erbstück unserer Vorväter, mancher süße Klang verschwundener Jugendtöne noch jetzt retten. Firmenich scheut keine Mühe sein Werk zu vervollständigen. — Die sieben Hefte des ersten Bandes umfaßen das alte Niedersachsen. Die Sammlung beginnt mit den Mundarten Helgolands und anderer kleinen Nordlandsinseln welche altfriesische Klänge in die deutschen mischten. Wir gehen dann von Ostfriesland, vom Lande Jever und Bremen nach Holstein, Hamburg und Mecklenburg über. Am Pommern und die Insel Rügen schließt sich die preußische Küste bis Tilsit an; auf diese folgen die Neu-, die Ucker-, die Altmark mit dem Magdeburger Lande. Braunschweig und Hannover führen uns nach Oldenburg hinunter und nach Osnabrück hinauf, wo dann Westfalen mit seinen verschiedenen Mundarten sich vor uns ausbreitet. Firmenich hat überall zu den Liedern auch Sprüche von heute, zu den alten Volksgesängen auch Lieder der Gegenwart gefellt wie sie sich der plattdütsk Mann nach seiner Weise zurechtgerückt hat oder Sprachfreunde neuhochdeutsche dichterische Schöpfungen in die alte Weise des Volkes umsetzten. So erhalten wir unter anderm in der Bremer Mundart den Goetheschen Erlkönig. In dieser Mundart klingt die Ballade ganz besonders markig und eigenthümlich naiv.

Den Baber gräfet, de rid so swind,
Jan Kenne mit sin Kind.
Un as he na Huus kümmt mit Angst un Nood,
Da was em im Arme dat Kind all doob.

Ebenso erhalten wir das Becker'sche Rheinlied in der Mundart von Wesel:

Ser föllen em niet hebben denn allzen Vaader Rhin,
So lange wee noch lewen en em noch können sehn.
Wer setten ons tazamen met Jan en alle Mann,
Denn gloi maar, wenn se kummen, wee packen alle an!

Mit den Jülichschen und Bergischen Landen ist der Übergang zum Rhein gemacht. Die niederrheinischen Mundarten sind um so reicher ausgebeutet als Firmenich, ein Kölner von Geburt, dort zu Hause ist. Der zweite Band beginnt mit Rheinbaiern, geht nach dem Odenwald und Darmstadt, nach Mainz und Frankfurt herüber den Main stroman, über die Wetterau und über Fulda hergan in den thüringer Wald. Mit Weimar schließt das zweite Heft des zweiten Bandes.

Druckfehler.

In Nr. 18. S. 287. Sp. 1. Z. 30 lies Kraft, st. Kunst. In dem Artikel aus Leipzig: häusliche Scenen, st. sinnliche; Gemälde der süßesten Leidenschaft, st. triefenden; Gemälde wunderbaren Gefühle, st. unverstehenen; germanische Narrheit, st. Starrheit; S. 291. Sp. 2. Z. 33 und 36. lies: Für das was er den Franzosen über Deutschland gesagt, haben wir nur die Schaam u. s. w. S. 292. lies: Einem Horaz folgte ein Tacitus, st. einem Harry.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 15. Mai.

Inhalt: Eine Fahrt ins Jenseits. Von J. Gegenbaur. (Beſchluß.) — Germaniens Völkerſtimmen und Vogel's Germania — Eine Waſſerfahrt — Aus München und Berlin. — Franzöſiſche und belgiſche Blätter über den Berliner Landtag. — Poeten und Schriftſteller in der preußiſchen Herrenwirthe.

№ 20.

Eine Fahrt ins Jenſeits.

Von **J. Gegenbaur.**

(Beſchluß.)

Das Innere des Hauſes war eine Idylle, aber wie alle Idyllen, etwas in der Nähe beſehen, gerade nicht in den brillanteſten Farben. Von der Hausflur konnte man in die geöffnete Küche ſehen, auf dem Heerde brannte ein helles Pfingſtfeuer, auf welchem die Hausfrau die knifternden Bohnen ſchüttelte; der duftende Geruch erfüllte das Haus. Als ich eintrat, kam ſie aus der Küche mir entgegen, indem ſie fortwährend den Kaffee rüttelte; der Rauch hatte ihr etwas die Augen angegriffen. Sie öffnete die Stube, reinigte mit ihrer Schürze obgleich nur zum Schein den Stuhl, auf den ich mich ſetzen ſollte, ſowie den Tiſch und eilte wieder in die Küche, wo ich denn bald das ſchnarrende Rad der Mühle vernahm. Die Stube in der ich mich befand, war niedrig und ganz geſchwärzt von Rauch; die Leute brennen nämlich hier in den Abendſtunden ſtatt der Talg- oder Öllichter Spähne von Holz, deren Rauch die Decken ſchwärzt und deren Kohlen die auf den Boden fallen, denſelben theils ſchwarz brennen, theils auch färben. Vor den Fenſtern ſtanden einige Blumenſtöcke, Jasminen und Rosmarin, die auf dem ſchwarzen Hintergrunde ein eigenthümlich erfriſchendes Bild gewährten. An den Wänden waren Leiſten angebracht, hinter welchen verſchiedene Inſtrumente, Meiſel, Zange, Hammer, Feile u. ſ. w. ſtaken; auf einer andern waren hölzerne Teller aufgeſtellt; den größern Raum des Zimmers nahm außer den hölzernen Stühlen und dem Tiſche, die ziemlich blank mit Sand abgerieben waren, ein großes viereckiges Himmelbett ein, welches durch einen Vorhang von geſtreiftem Leinen umhüllt war, aus dem die Eckpoſten ſchwarz und beräuchert mit einem Knopfe hervorſahen. Neben dieſem Bette ſtand ein lederner, niederer gepolſterter Lehnſeſſel mit Backen, der aber ſchon ziemlich abgenutzt war. In der Nebenſtube, worein man durch die offenſtehende Thüre ſehen konnte, war ein Webſtuhl aufgeſtellt, auf den jedoch kein Gewebe geſpannt war. Der Regen ſtrömte in vollen Güſſen auf das Fenſter hernieder, der Himmel war ganz bedeckt und ich mußte mich auf einen längern Aufenthalt einrichten. Der Alte der mir gegenüber Platz genommen hatte, war in der Tracht der Landleute dieſer Gegend gekleidet, eine blaue Jacke, kurze Leinwandhoſen bis zu den Knieen, an welche ſich ein blaugewebter Strumpf anſchloß und ſchwere Schuhe; auf dem freundlichen Kopfe trug er eine blaudurchwirkte baumwollene Mütze. Ich zündete mir eine Cigarre an und trank ein Glas Milch, was mir die Hausfrau freundlich darreichte. Ich nahm Veranlaſſung durch den Webſtuhl mich nach dem Leinenhandel zu erkundigen. »Sehr herunter gekommen!« ſagte mir der Bauer, »wer ſonſt 2 — 300 Stück auf den Raſen legte, hat jetzt kaum funfzig, und auch die muß er mit Schaden verkaufen! Da drinn der, hier wieß er auf den Webſtuhl in der Kammer, ſteht ſchon zwei Jahre ganz leer, ſeit mein Sohn nach Amerika ausgewandert iſt; Johanni werden's gerad zwei Jahre. Bei der Alten darf man nicht mehr von ihm reden, da geht ſonſt gleich das Geplärr wieder an!« Von Eurem Sohne nicht? fragte ich. Der Alte erhob ſich,

Digitized by Google

ſah zur Thüre hinaus ob Niemand in der Nähe ſei, ſchloß dieſelbe vorſichtig und ſagte, nachdem er ſich wieder in den Seſſel niedergelaſſen hatte: »Sehr, das hat eine ganz eigene Bewandtniß mit meinem Sohne! Wenn meine Frau nicht kommt, werde ich Euch die Geſchichte erzählen.« Er begann: »Wir haben zwei Kinder, von denen das älteſte, ein Mädchen, bereits längere Zeit hier in der Nachbarſchaft verheirathet iſt, das jüngſte aber, mein Sohn Karl, vor zwei Jahren nach Amerika ausgewandert iſt. Das Mädchen war ſchon ſieben Jahre alt, als meine Frau mir dieſen Sohn gebar. Bereits hatten wir auf mehr Kinder ſchon die Hoffnung aufgegeben; um ſo freudiger für uns war es daher, als wir gar einen Knaben erhielten, denn unſereins freut ſich ebenſo gut bei ſolchen Gelegenheiten als wie ein Fürſt über einen Prinzen. Der Knabe wuchs heran, wurde natürlich von ſeiner Mutter mit der größten Sorgfalt und Vorſicht gepflegt und um ſo ängſtlicher bewacht, da wir ja nur den einen Jungen hatten, welcher unſern Hof einſt bekommen ſollte. Es war ein ſehr lebendiger, friſcher, geſunder Bube, aber an Stall und Acker ſchien er wenig Freude zu haben. In den Wäldern lief er oft tagelang umher, ſo daß wir oft in ſchrecklicher Angſt um ſein Leben waren; Bäume kletterte er in die Höhe, daß einſt ſeine Mutter, die ihn hoch oben in der Spitze einer Eiche ſitzen ſah, faſt vor Schreck geſtorben wäre. Kein Vogel war in den Wäldern, deſſen Geſang er nicht nachahmen konnte. Oft machte er Morgens, wenn noch Alles ſchlief, auf ſeiner Kammer ein ſolches Geſchrei von Vögeln daß man glaubte mitten im Walde zu ſein. Seine Mutter war ſehr ſtolz auf ihn; die ſchönſten Knöpfe bekam er ſtets an ſeine Jacke und das feinſte Tuch ſchlang ſie ihm um den Hals. Beſonders war ſie für ihn beſorgt, als er Sommer und Winter ins Dorf unten in die Schule gehen mußte. Mit Geſang zog er ab und ſingend kehrte er wieder heim. Still wie im Grabe war es den Tag über in unſerm Hofe, erſt wenn er heimkehrte wurde es wieder lebendig. Im Winter, wo die Wege und Schluchten alle hier zuſchneien, war meiner Frau oft ungeheuer bang, ihn ſo allein in die Schule gehen zu laſſen. Sie wollte ihm einen Knecht mitgeben, er aber litte es nicht und ſprang jedesmal ſeldein über Schnee und Eis dem Dorfe zu. Seine Mutter ſchaute dann Abends, wenn ihr Liebling wieder heimkehren mußte, gar oft ängſtlich und beſorgt in das Thal hinunter und hatte ihm immer etwas zu eſſen aufgehoben oder etwas beſonderes bereitet. In der Schule war er immer der Erſte und weil er eine ſo ſchöne reine Stimme hatte, mußte er mit dem Lehrer die hohen Faſten allein zur Orgel ſingen; ſeine Mutter war immer ganz entzückt, wenn ſie aus der Kirche heimkam, wo ihr Bube, wie ſie meinte, Alles in Andacht durch ſeinen Geſang verſetzt hatte. So verſtrichen die erſten Jahre, der Knabe wurde immer ſchlanker und kräftiger, aber die Luſt zum Ackerbau, wozu ich ihn manchmal anzuhalten ſuchte, wurde immer ſchwächer bei ihm. Es war mir ein wahres Kreuz, aber meine Frau ſagte, es ſei ja immer noch Zeit, er ſei noch jung, und könne das ſchon ſpäter noch lernen. Da er aber auf der Schule kam, ſo dachte ich nun ernſtlich daran, ihn die Hauptfeldarbeiten mitthun zu laſſen, damit er ſpäter dem Hofe ordentlich vorſtehen lernte, weil ihm das Herumſchleichen im Walde keinen Nutzen brächte. Er gehorchte zwar, aber wie? Geſenkten Kopfes ſchritt er hinter dem Geſpann her und kein froher Laut kam mehr aus ſeiner Kehle. Als er einſtmals wieder mit ſeinem Geſpann nach Haus kam, hörte ich ihn einem Knechte ſagen: »Was ſind doch die Ochſen ſo träg und ſteif, mit dem Reh im Wald verglichen!« Der Knecht lachte und erwiederte: »Jawohl, aber mit Rehen ackert man auch kein Feld um!« Ich wußte damals nicht was ich aus dieſer Äußerung machen ſollte, ſpäter wurde mir dies aber klar. So oft der Förſter in dieſer Gegend Jagd hielt, war Karl nicht mehr zu Hauſe zu halten, er miſchte ſich unter die Treiber, zog mit denſelben über Stock und Stein, über Kluft und Berg; er war da immer ein ganz anderer, ſo ſehr er im Hauſe die Ohren hängen ließ, draußen war er lebendig wie ein Aal; wenn die Schüſſe knallten, jauchzte er laut und warf ſeine Mütze in die Luft und mit frohem Geſang folgte er der Jagd.

Jäger leben immer froh!

Das war ſein Lied am ſpäten Abend und am frühen Morgen. Der Förſter, ein zwar ſehr ſtolzer Mann aber dennoch gegen uns Leute ſehr freundlich, hatte bereits längſt den Eifer und die Luſt meines Sohnes bemerkt und als er dieſen einſt äußern hörte, wenn er an der Stelle eines Jägers geweſen wäre, ſo würde er das Reh nicht gefehlt haben, ſo ſagte er freundlich zu demſelben: »So? getraut du dir das zu? Nun das nächſte Mal komm herunter zu mir, da ſollſt du Pulver und Blei und auch eine Flinte erhalten und die Jagd mitmachen!« Faſt wäre er dem Förſter aus Freude vor die Füße gefallen. Eine Ungeduld, eine ängſtliche Haſt war über ihn gekommen daß er nirgends mehr Ruhe hatte; vom Boden lief er in den Stall, aus dem Stall in die Küche und ſo im ganzen Hauſe herum, Jeder

Digitized by Google

mußte erfahren, daß er eine Flinte bekäme und als Schütze die Jagd mitmache. Ich schüttelte nun bedenklich dazu den Kopf; ſeine Mutter aber, die ſtolz auf ihn war, freute ſich im Stillen mit, und ſagte mir immer auf alle meine Einwendungen, die ich dagegen erhob: »Laß ihm doch das Vergnügen!« Der erſehnte Tag war endlich nahe. Es war noch finſtere Nacht, da hörte ich ihn auf ſeiner Kammer ſchon herumlaufen und ſein Jägerlied leiſe vor ſich hin ſummen. Sachte ſchlich er ſich aus dem Hauſe, um uns nicht zu wecken, als eben kaum der Morgen graute. Den Tag über hörten wir die Schüſſe rings um uns her, ſeine Mutter war mehrmals auf den Boden gelaufen, um ſich in der Gegend umzuſehen, ob ſie vielleicht ihren Sohn erblicken könnte und wie ihm wohl das Jagdzeug ſtände, aber nirgends hatte ſie etwas erblickt. Als es Abend wurde fing ſie an ängſtlich zu werden! »Gott, wenn ihm nur nichts paſſirt iſt!« ſagte ſie zu mir. Ich ſuchte ſie zu beruhigen; was konnte ihm auch begegnen! Da es jedoch immer dunkler und ſpäter wurde, ſo fing auch ich an, einige Beſorgniß zu hegen. »Das ſind die Folgen von unſerer Nachſicht!« ſagte ich zu meiner Frau, die wohl hundertmal vor die Thüre lief, um nachzuſehen, ob er noch nicht komme. Immer vergebens, eine Stunde nach der andern verſchlich; ich glaubte unſere alte Uhr, die ſchon auf zehn Uhr wies, ſei mehrere Stunden zuvorgelaufen, ich eilte ſelbſt vor den Hof und eine Strecke den Weg hinab, wo er herkommen mußte. Alles war ſtill; ein kalter Wind blies über die Schneefelder, wühlte dieſelben auf, und warf mir die Stäubchen ins Geſicht; ich rief ſeinen Namen und horchte; kein Laut ließ ſich hören, nur aus der Ferne ſchallte verklingend das Bellen eines Hofhundes. Ich lauſchte angeſtrengt, da glaubte ich endlich Tritte zu hören, der Schnee krachte, doch kamen ſie von entgegengeſetzter Seite. Ich wandte mich um und meine Frau ſtand vor mir, die Angſt hatte ſie aus dem Hauſe getrieben; wir gingen gemeinſam noch eine weite Strecke vor, die Kälte blies uns ſo ſcharf ins Geſicht, daß meine Frau mit den Zähnen klapperte. Ich ſuchte ſie zum Umkehren zu bewegen, allein vergebens; ſie folgte mir. Wir ſtanden oftmals ſtill, um zu lauſchen; ich glaubte endlich Geräuſch in der Ferne zu hören, es kam näher; »ach er iſt's doch wieder nicht!« ſagte meine Frau mit verhaltenem Weinen; da klang endlich der Vers:

Jäger leben immer froh, immer froh!

deutlich an unſere Ohren; die Schritte wurden immer ſtärker, kamen immer näher. Karl! rief meine Frau mit einem Tone, der mir durch Mark und Bein ging; aber keine Antwort erfolgte, da klangs denn endlich ganz in unſerer Nähe mit heller freudiger Stimme:

verzugsweis der Jägersmann!

»Er iſt's!« rief ich; in ſeinen Gedanken vertieft war er, ohne uns zu bemerken, ganz in unſere Nähe gekommen. Wer da! rief er plötzlich aus ſeinen Träumen auffahrend. »Wir ſind's,« ſagte meine Frau, eilte auf ihn zu und fiel ihm um den Hals; »Gott, wo bleibſt du nur ſo lange, wir haben wahre Todesangſt um dich ausgeſtanden!« Er ſchien gar nicht begreifen zu können, wie man deswegen in Furcht gerathen könne. »Mutter, rief er, die Flinte, die Taſche und Alles iſt mein! Mein iſt ſie, der Förſter hat ſie mir geſchenkt!« In ſeiner Freude riß er die Flinte von der Schulter und ſein Schuß knallte weit und dröhnend ins Gebirge. Mir wurde das Ding doch ein bischen zu arg und ich fing ſchon zu zanken an, als meine Frau mich wieder beruhigte. »Seht dieſe herrliche Flinte,« fuhr jedoch mein Sohn fort, ohne ſich in ſeiner Freude ſtören zu laſſen, »der Förſter hat ſie mir geſchenkt, weil ich ihm das Leben gerettet habe.« »Wie, das Leben gerettet?« fragten wir Beide erſtaunt. »Jawohl,« erwiederte er, und wollte uns den Hergang erzählen, aber meine Frau drängte nach Haus. »Du wirſt ſchon erfroren ſein, ſagte ſie, komm mit in die warme Stube, da iſt immer noch Zeit zu erzählen.« Daſelbſt angelangt mußten wir erſt die ſchöne Flinte bewundern und die Jagdtaſche; Förſters Betty hatte ſie gehäkelt, meine Frau konnte die ſchöne Arbeit nicht genug bewundern. Als habe er Sorge um die Taſche, hütete er Alles und nahm es ſeiner Mutter, die das Gewebe mit den Fingern unterſuchen wollte, immer wieder aus den Händen; erſt ſpät erfuhren wir den Hergang. Als die Jagd bereits vorüber geweſen und die Jäger größtentheils aus einander gegangen waren, begleitete Karl den Förſter auf einem einſamen Wege durch den Wald nach ſeiner Wohnung, um daſelbſt ſein Jagdgeräth wieder abzulegen. Es fing bereits an zu dunkeln, da gab der Hund, der beiden vorangeeilt war, plötzlich einen Laut; beide ſtutzten. Karl ſah im Gebüſch hinter einem Baum ein Flintenrohr auf den Förſter gerichtet hervorragen. »Steh!« rief es aus dem Gebüſch, »nun ſollſt du mir mit dem Leben bezahlen, die ſechs Jahre, die du mich auf die Plaſſenburg gebracht haſt.« Karl hatte kaum die Lage erkannt, in welchen ſich der Förſter befand, als er in einigen gewaltigen Sätzen durch's Gebüſch geſprungen war und den hinter dem Baum verborgenen Mann um die Beine gefaßt hatte. Dieſer war durch das unerwartete Auftreten einer

Digitized by Google

fremden Perſon von ſeiner urſprünglichen Abſicht abgelenkt und hatte nicht Zeit gehabt, vorher auf den Förſter loszudrücken; Karl zog ihn auf die Erde nieder, der Schuß einer Doppelflinte knallte in die Luft und von dem Baume ſtürzten Zweige und Äſte abgeſchoſſen auf die Ringenden hernieder. Der Förſter eilte nun auch herbei, und bald waren Beide Herren des entwaffneten Wegelagerers, in dem der Förſter einen Wilddieb erkannte, der auf ſeine Anzeige hin vor ſechs Jahren auf die Feſte Plaſſenburg in Gewahrſam gebracht worden war, und ſich nun an ihm rächen wollte. Der Wilddieb wurde in das Ortsgefängniß abgeliefert und der Förſter erzählte ſeiner erſchrockenen Familie den Hergang, ſtellte ihr meinen Sohn als ſeinen Retter dar und aus lauter Freude und Dank herzten und küßten ihn Mutter und Tochter.

Das war ein verhängnißvolles Zuſammentreffen, erzählte nach einer kleinen Pauſe der Alte weiter, nachdem er vorher nachgeſehen, ob ſeine Frau nicht in der Nähe ſei. Von jenem Tage an war der Junge wie verwandelt, ſeine Kleider behagten ihm nicht mehr, ſein ſchönes blaues Wammſ mit den blanken Knöpfen kam nicht mehr aus dem Schrank heraus, er ließ uns keine Ruh bis wir ihm einen kurzen Rock von grüner Farbe machen ließen und nach und nach hatte ſeine Mutter, ohne daß ich es ſo recht gewahr geworden war, einen vollſtändigen Jäger aus ihm geſchaffen. Schmuck ſah er aus, und alle Mädchen ſchauten, wenn er Sonntags in die Kirche kam, mit verſchämten Blicken nach ihm; allein er beachtete ſie gar nicht und bekam deshalb viele ſchöne Beinamen von ihnen; der Hoffahrtmann! der Bubenbäder Forſtmeiſter! das waren die gewöhnlichen Bezeichnungen, die ſie ihm beilegten. In der Ökonomie ſah er faſt gar nichts mehr an, deſto mehr lief er aber ins Forſthaus und war der ſtete Begleiter des Förſters auf allen Jagden. Morgens wenn kaum die Sonne am Himmel ſtand, hörte ich ihn ſchon aus dem Hauſe ſchleichen, ſeinem Hunde pfeifen, den ihm der Förſter geſchenkt hatte, und oft ſah ich ihn dann den ganzen Tag nicht wieder, bis die Sterne am Himmel ſtanden. Ein Jahr mochte ſo vergangen ſein, als ich bemerkte daß er den Tag über mehr zu Hauſe blieb, aber Abends oft ſpät erſt nach Mitternacht wiederkam; er ſah oft ſehr bleich aus und war niedergeſchlagen, ſeine Mutter die dieſe Umwandlung zuerſt wahrgenommen hatte, wollte ihn mehrfach über den Grund befragen, allein er wich immer der Antwort aus. Endlich aber erhielten wir Aufſchluß. Der Pfarrer ließ mich eines Tages zu ſich beſtellen. Was kann das ſein? dachte ich ſo bei mir, während meine Frau mir meinen Sonntagsrock herunter holte. »Gewiß iſt es wegen der Jahresmeſſe für deinen Vater,« ſagte ſie; allein mir wollte das nicht einleuchten und auf dem Hinwege beſann ich mich hin und her und ſtand endlich vor der Wohnung des Pfarrers. Derſelbe war gerade im Garten beſchäftigt, er nahm mich mit ſich auf ſeine Stube und nun denken Sie ſich was es war! Mein Junge hatte eine Liebſchaft mit der Tochter des Förſters; der Pfarrer ſuchte mir vorzuſtellen daß das ein ungleiches Verhältniß ſei und daß der Förſter das nun und nimmer zugeben könnte und legte mir die Pflicht auf, den Jungen von ſeinem Vorhaben abzubringen. Der Pfarrer ſetzte dabei meinen Stand ſo herunter daß mir manchmal auch das Blut ein bischen in den Kopf ſtieg. »Wenn ihn nun aber das Mädel will?« fragte ich den Pfarrer, »die können auch noch zuſammen auf unſerem Gute fertig werden!« »Seid ihr auch ſchon von dem Hochmuthsteufel angeſteckt?« antwortete er mir und hielt mir eine ſo lange Rede daß ich wirklich froh war, als ich das Pfarrhaus im Rücken hatte. Ja, und damit ich's nicht vergeſſe, auch ſagte er mir, er ſprächе im Namen des Förſters mit mir. »Warum redet der aber nicht ſelbſt mit meinem Jungen?« fragte ich wieder. »Ob er das nicht ſchon gethan hat! Das Haus hat er ihm ſogar verboten; und der ſtellt euch an, als wüßtet ihr von allem dem noch gar nichts,« erwiederte der Pfarrer. Ich war ärgerlich als ich nach Haus kam; aber wen traf ich? Förſters Betty, Karl, meine Frau ſaßen zuſammen und hatten alle roth geweinte Augen; ich ſetzte mich zu ihnen und erfuhr nun daß Karl nicht mehr ins Jägerhaus kommen durfte, ſeit der Förſter die Liebſchaft entdeckt hatte, und daß Betty einen andern heirathen ſollte. Als ich das Elend ſo mit anſah, beſchloß ich ſelbſt zu dem Förſter zu geben und mit ihm zu reden. Aber wie empfing mich der! Faſt hätte er mich mit Hunden hinausgehetzt, als ich ihm von einer Verheirathung ſprach. »Ich werde meine Tochter dem nichtsnutzigen Tagediebe ſchon aus den Augen thun!« ſagte er zornig zu mir. »Wer hat ihn denn dazu gemacht?« erwiederte ich heftig. Ein Wort traf das andere und wir ſchieden als die heftigſten Feinde. Ich konnte keinen Troſt in mein Haus zurückbringen; mein Sohn begleitete Betty eine Strecke Wegs und kam erſt ſpät nach Haus zurück. Ich bemerkte aber des andern Tags eine gewiſſe Heiterkeit und Entſchloſſenheit an ihm; einen Plan mußte er mit ihr ausgefunden haben, denn ſie ſchienen feſt bei einander halten zu wollen. Mehrere Wochen waren ſo wieder

Digitized by Google

verſtrichen; Betty hatte zu Verwandten in der Nähe von Würzburg reiſen müſſen und mein Sohn war oft längere Zeit von Haus entfernt geweſen. Als eines Abends Alles ſchon im Hauſe ſchlafen war, trat er zu mir ein und legte mir einen Paß nach Amerika vor. »Und Betty?« fragt' ich ihn anſehend. »Die geht auch mit!« ſagte er entſchloſſen. »Ohne Paß, ohne Erlaubniß ihres Vaters?« fragte ich weiter. »Natürlich!« antwortete er. »In acht Tagen reiſen wir; Vater, du wirſt meinem Glücke nicht im Wege ſein wollen, aber die Mutter darf nichts davon erfahren, erſt bis ich euch Nachricht gebe.« Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun und war unentſchloſſen, was ich beginnen ſollte. Ich gab endlich nach, um größeres Unglück zu verhüten, und ſorgte ganz in der Stille für hinreichend Geld, ſo daß er den größten Theil ſeines Erbtheils mitnehmen konnte. Karl reiſte ab. Mehrere Wochen vergingen, ohne daß ich einige Nachricht erhalten hatte; da wurde ich vor das Landgericht geladen, die Flucht Betty's war zur Anzeige gekommen; ich ſagte aus, da ich einſah daß eine Verheimlichung nun doch nichts mehr half, Alles was ich wußte. Es ſollten öffentliche Aufforderungen erlaſſen werden, allein der Förſter ſuchte dieſes zu verhindern um den Spektakel nicht zu vergrößern, und reiſte ihnen nach, aber er kam zu ſpät, ſchon waren Beide auf einem Schiffe nach New-Orleans abgeſegelt und von Bremen erhielt ich Nachricht noch von ihnen, wo ſie uns um ihren Segen baten. Meine Frau wurde ſehr krank, erholte ſich aber nachher wieder als wir von Amerika gute Nachrichten empfingen. Mein Sohn hat ſich in der Nähe von St. Louis angekauft und lebt dort glücklich; vor einigen Wochen erhielten wir den letzten Brief, mein Sohn wünſcht nur daß ſeine Eltern bei ihm wären und an ſeinem Glücke Theil nehmen könnten. Wenn wir nicht zu alt wären, wir zögen wahrhaftig hin, denn drüben ſoll's doch weit beſſer wie bei uns ſein.«

Die Augen des Alten hatten ſich mit Thränen gefüllt, als er aus einem kleinen Wandſchränkchen mehrere Briefe hervorholte. »Sehen Sie, ſagte er, das iſt der letzte Brief, leſen Sie ihn ſelbſt.« Der Brief athmete ein warmes Freiheitsgefühl und ein kräftiges Bewußtſein eines Mannes, der aus gequetſchten Verhältniſſen ſich herausgearbeitet hat. Zu gleicher Zeit ſtand in jeder Zeile doch noch die warme Anhänglichkeit an ſein altes Vaterland. Dem Briefe lag ein Schreiben Betty's an ihren Vater inne, was wahrhaft rührend abgefaßt war, was aber der Förſter zurückgewieſen hatte, weil er von ſeiner Tochter nichts mehr im Leben hören wolle. So muß denn nun dich transatlantiſches Paar für den Verluſt deines Heimathlandes, deiner Eltern, deine eigne Liebe ſchadlos halten! Aus der Tiefe deiner Liebe mußt du dir ein neues Vaterland gründen und die keimenden Knoſpen deines neuen Lebens in Freude und Liebe pflücken! So dachte ich als ich dem Alten die Hand reichte und gerührt hinausſchritt in die vom Regen geſegnete Landſchaft. Die Tropfen hingen wie Freudethränen an dem jungen Laube und eine milde erquickende Luft wehte mir vom Wald, von den Bergen entgegen und brachte auf ſeinen Schwingen das Lied, welches jenes auswandernde Paar als Gebet zum Himmel ſandte:

Sende, Herr, uns deinen Strahl
Segnend zu dem Liebesbund;
Tränke aus des Geiſtes Qual
Unſre Seelen recht geſund;
Halte deine Vaterhände
Schirmend hoch ob unſerm Haupt;
Deinen Frieden her uns ſende,
Daß wir nie des Troſt's beraubt!

Segne du die Liebe ein,
Die ſich rettet über's Meer,
Breite deinen hellen Schein
Um ihr dunkles Leben her;
Flüchtig ging ſie von dem Strande
Ohne Hoffnung auf Beſitz;
Zehrte ſich in heißem Brande
Raſtlos auf wie Sturmesblitz.

Ohne Heimath für und für
Irrte ſie durch's Land,
Flehte wohl an manchrer Thür,
Griff nach mancher Hand:
Doch die Thüre war verſchloſſen
Und die Hand von Stein;
Abgewieſen, fortgeſtoßen —
Dieſes ſollt' ihr Schickſal ſein!

Nimm du auf in deinen Hort
Unſern treuen Liebesbund;
Leite Herr zum ſichern Port,
Segne, ſchirm' ihn alle Stund!
Herr der großen Liebesflamme,
Die in unſern Herzen glüht,
Schütz den Sprößling von dem Stamme,
Daß nicht fruchtlos er verblüht! —

Mein Weg führte mich weiter über grüne Wieſen, die aber vom Regen weich geworden waren, durch Wälder, in denen die Regentropfen von den Blättern raſſelten, nach der Steinwand und dem Teufelsſtein, Überreſten eines zerſtörten Phonolitberges, die aus einer Menge übereinander liegender zerklüfteter Felſenſtücke gebildet werden, und wie die Ruinen einer alten Burg

Digitized by Google

ausſehen. Die Sage hat an dieſes graue Geſtein mannigfach ihren weißen Zelter angebunden und die Landleute wiſſen von der Milchkammer und dem Teufel manches Stück dir zu erzählen. Dieſe Berge ſind gleichſam wie Vorpoſten ausgeſtellt vor dem Hauptrücken des Gebirges, der durch ein tiefes Thal von denſelben getrennt iſt. In dieſem Thale liegen verſchiedene Ortſchaften. Der Regen ſcheuchte mich aus der Natur hinein in das Dorf; es hieß Sieblos. Die Wirthsſtube die ich betrat war ziemlich beſucht, und aus der Geſchäftigkeit, mit der der Wirth hin und her lief, konnte man auf vornehme Gäſte ſchließen. Als ich durch den Qualm etwas hindurchſehen konnte, ſah ich Uniformen und Mützen mit Ludwig I. geziert; es ſchienen Beamte aus der Umgegend zu ſein, die wahrſcheinlich ein Dienſtgeſchäft abgemacht hatten. Solche Leute ſind für den Fremden nicht zugänglich; ich drückte mich alſo allein in die Ecke und erwartete die Nachfrage eines Gendarmen, der mich fortwährend fixirte, nach meinem Paſſe; vielleicht hielt ihn nur der Reſpect vor ſeinen Vorgeſetzten davon ab, und zum Glück für mich, denn ich beſaß keinen »Ausweis.« Die Gläſer wurden fortwährend geleert und wieder gefüllt und die Unterhaltung bewegte ſich gleichmäßig und ruhig in der breiten altbaieriſchen Mundart weiter. Bier und wieder Bier war das Thema, das variirt wurde. Endlich fragte einer aus der Geſellſchaft: »Brauer, wie viel hab' ich?« »Königlicher Landrichter, autzo eilfe!« Sat biberunt prata! dachte ich und ſchritt den ſteilen, jähen Rücken des Gebirges hinauf nach der Abtsröder Höhe; ein kleines moosartiges fettes und kräuterreiches Gras bedeckt den langgeſtreckten Gebirgsrücken, aus welchem einzelne Felſenhaufen hervorſtehen, die von manch prächtiger Gebirgsblume umblüht werden. Hier liegt der höchſte Punkt des ganzen Gebirges, die große Waſſerkuppe mit den ſich daran reihenden Gipfeln, der Pfrodskopf und die Eube. Der Abend fing ſchon zu dämmern an und die Landſchaft erſchien in dem prächtigſten Lichte; die Berge gruppirten ſich, rückten aneinander und das Auge ſchweifte von der windbewegten Höhe frei und fröhlich hinaus über die glänzenden Kuppen und Felſenzacken nach den blau duftigen Thälern. Die Schildte der Dörfer fingen lebhafter zu tauchen an und zauberten mir die lieblichſten Familienbilder in die Seele; lange ſtand ich droben, bis endlich die Kühle des Abends und die langen Schatten mahnten, ein gaſtliches Dach zu ſuchen, das ich dann auch in dem Städtchen Geroſeld, wo ein Graf Frohberg wohnt, wirklich fand. Mein nächſtes Ziel für den kommenden Tag war der Kreuzberg, der ziemlich einſam ſein waldumkränztes Haupt über die übrigen Berge erhebt, die ihn wie Vaſallen umſtehen; recht wie ein König ragt er hervor, ſeine Schultern umwallt der grüne weite Mantel des Waldes und ſeine Füße ruhen auf dem Gold der Saaten und dem Smaragd der Wieſen, indeß ſein Kopf frei iſt, geſchmückt mit dem Diamant des Kreuzes und der Krone der Leidensgeſchichte. Hier iſt die Stätte, von welcher aus die Lehre des Chriſtenthums ſich in die geſegneten Fluren Oſtfrankens verbreitete, und noch alljährig ſtrömt hier aus den Umgegenden das Volk in zahlloſen Wallfahrten zuſammen. Der erſte Eindruck des Berges iſt durch und durch romantiſch; hier auf dem kahlen einſamen Scheitel, inmitten des Waldes, wilder Schluchten und langer unbewohnter Höhen ein Kloſter mit feſtem Thurm und Mauer. Ein unheimliches Raſſeln des Windes in den kernigen, wipfelloſen Bäumen, durch welches hin die ſanften Klänge der Glocken vom Thurme tönen und die Hunde im Kloſterhofe ihre Stimme in abgebrochenen Lauten hören laſſen; oben ein vom Sturm zerriſſenes, niedergeſchmettertes Kreuz; der noch ſtehende Schaft wiegt ſich mit wildem Knarren in den Armen des Windes und ſeine vom Sturm zerriſſenen Faſern flattern wild und zerſtört um den Stamm, der von eiſernen Klammern nur mühſelig zuſammengehalten wird. Aber der Anblick und die Rundſchau von dieſem Kreuze aus, wie ausgedehnt, wie erquickend! Das Auge ſchweift ruh- und raſtlos von den ſchwarzen thüringer Bergen zu den blaudufligen Höhen des Frankenlandes, nach den waldigen Kuppen des Speſſarts und den glänzenden, faſt durchſichtigen Gebirgslinien des Taunus und Vogelsgebirges am fernen Himmelsrande; und in dieſem Gebirgsrahmen eingefaßt liegen die ſchönſten Auen, Wälder, Hunderte von Orten und Kirchthürmen.

Die Sonne ſtach ſehr heiß als ich den durch Regen erweichten Pfad hinaufſtieg. Ich hörte laut hinter mir rufen und wandte mich um. Ein alter, ziemlich zerlumpter Mann fragte mich, ob ich auf den Kreuzberg wolle? Ich bejahte es, worauf er mir erklärte, ich ſei auf dem unrichtigen Wege, er wolle mir den rechten zeigen. Ich hegte keinen Argwohn und folgte ihm eine große Strecke wieder zurück; er wies mich nun auf einen Weg der mehr oberhalb des Waldes den Berg hinanlief. Ich gab ihm ein Trinkgeld und ſchritt auf dem neuen Pfade weiter; bald jedoch gewahrte ich, daß der auf dem ich zuerſt geweſen war nach kurzer Zeit in den neuen einmündete und daß der Alte meine Unkenntniß benutzt habe, um mir ein Trinkgeld abzu-

Digitized by Google

preſſen. Als ich oben angelangt war, ſchien Alles wie ausgeſtorben; die Kloſtergebäude lagen ſchweigſam und mürriſch in dem Sonnenlichte da; keinen Laut vernahm ich, keinen Menſchen ſah ich. Ich zog die Schelle an der Kloſterpforte; vor dem hellen Klange, womit ſie durch das Gebäude hindröhnte, erſchrak ich ordentlich. Bald öffnete ein Ordensbruder mit freundlichem Geſichte die Thüre; ein kalter Zugwind ſchlug hinter ihm her mir ins Geſicht; ich bat um ein gaſtliches Dach; der Bruder entfernte ſich, um es dem Guardian zu melden und ließ mich einſtweilen allein in dem kühlen Gange; der Wind pfiff durch die langen Gänge und eine große Uhr unterbrach nur durch ihren Schlag die einförmige Stille. Bald darauf erſchien der Guardian ſelbſt, er führte mich in das Refectorium, ein großes helles Zimmer mit langen eiſernen Tafeln, an deren einer zwei Mönche ſaßen und Bier tranken. Die Abendſonne ſchien durch das Fenſter und legte auf die ſchwarzen Geſtalten einen eigenthümlichen Schein. Ein Bruder brachte mir Brot und Bier; ich bat den Guardian um ein Zimmer, um vorher mich ein bischen zu erholen, weil ich von der Hitze des Wegs ganz erſchöpft ſei. Man führte mich auf ein Eckzimmer, das eine prächtige Ausſicht hatte; ein Bett, ein Stuhl, ein Tiſch waren die einzigen Gegenſtände; rings Alles ſtill, die weißen Wände blickten bleich auf mich hernieder. Dieſe Einſamkeit fällt einem ſchwer in die Seele, nicht wohlthuend, nicht erquickend; ich war froh als ich mich etwas umgekleidet hatte, daß ich wieder die Geſellſchaft von Menſchen aufſuchen konnte. Der Guardian, der ein überaus zuvorkommender Mann war, aus der blühenden Pfalz ſtammte und früher Rechtspraktikant gewesen war, wie er mir erzählte, erbot ſich, mich auf die Höhe des Berges, da das Kloſter etwas zur Seite liegt, zu begleiten. Ich nahm es willig an; er führte mich um den Berg her, ſo daß die Wirkung um ſo überraſchender war, als man ſich auf einmal auf der Spitze des Berges befand und das reiche Panorama rings ſoweit das Auge reichte ausgebreitet ſah. Er war trefflich orientirt, kannte alle die einzelnen Punkte, die hervorſtechend waren, ſchilderte zugleich die ſchwere Pflicht und Mühe die ſie im Winter hätten und ließ dabei nicht undeutlich den Wunſch durchblicken daß er aus dieſer Einſamkeit ſich wieder hinweg ſehne in ein Kloſter der Pfalz oder Altbaierns. Als wir in das Refectorium wieder zurückkehrten, waren die Tiſche zum Abendeſſen bereit; an den obern war für die Patres gedeckt, ein Seitentiſch für die Brüder. Nach einem kurzen lateiniſchen Gebete, das durch den langen Saal hindröhnte, ſetzten wir uns. Das Eſſen war einfach aber gut. Die Brüder bekamen blos Suppe und Salat; als wir ſchon ſaßen trat noch ein Bruder ein, kniete mit ausgeſtreckten Armen auf den Boden und blieb in dieſer Stellung einige Zeit, ehe er ſich auch zu Tiſche ſetzte. Ich ſuchte in den Phyſiognomien der Mönche irgend etwas zu entdecken, Reſignation, Sentimentalität geiſtige Kämpfe oder ſonſt geheime Schmerzen der Entſagung. Nichts von allem dem; ſie aßen ihre Suppe, tranken ihr Bier, brachen ihr Brot mit einer Gleichgültigkeit und einer Ruhe, die beneidenswerth wäre, wenn ſie nicht mit Abſpannung und geiſtiger Erſchlaffung Hand in Hand ginge. Nach dem Eſſen blätterte ich in dem Album des Kloſters, es war noch nicht ſehr lange angelegt; Verſe, ſo ſchlecht wie in ähnlichen Büchern anderwärts; oft ſuchte der Nachfolger ſeinen Vorgänger zu perſiflieren; ſchlechte Witze von Studenten, ſentimentale Schwiemeleien nervenſchwacher Damen, hausbackige Phraſen baieriſcher Landrichter, die ſich für die gute Aufnahme im Kloſter bedankten, kurz ſo gute und ſchlechte Redensarten wie im Rheinſtein, wie auf dem Rößel bei Asmannshauſen, nur mit dem Unterſchied, daß dort mehr die größere Welt mit ihrem Beſuche vorſpricht.

In der Frühe des andern Morgens machte ich mich reiſefertig. Als ich aus dem kühlen Kloſtergange heraustrat, wehte mir ein prächtiger heller ſonniger Maimorgen entgegen; die Vögel ſagen in dem grünen Laube; der Weg führte mich bergab, und immer tiefer in die Niederung nach dem Thale der Sinn zu, wo der Lieblingsaufenthalt des baieriſchen Königs, Brückenau, liegt; es war noch früh, Gäſte waren nur wenige da, aber dennoch ein prächtiger Aufenthalt. Eine ſüße Beſchränkung, ohne die Seele zu drücken, ein ſtilles, behagliches Gefühl, ohne gerade einzuſchläfern, weht dir allenthalben entgegen; es hat dies ſtille Thal nichts gemein mit der troſtloſen Einſamkeit eines Kloſtergartens, es iſt eine bewegte, lebendige Einſamkeit, aus der man mit jedem Augenblick wieder friſch und frei in das Treiben der Welt treten kann, ohne von ihrer Bewegung verletzt, von ihrem Gähren und Treiben abgeſchreckt zu werden.

Als es Morgen war, blies der Poſtillon vor bekannten Thüren. Ich erwachte und war wieder in Fulda.

Digitized by Google

Germaniens Völkerſtimmen und Vogel's Germania.

Wir bringen hier Firmenichs Sammlung deutſcher Mundarten, auf die wir bereits hingewieſen, in Zuſammenhang mit einem zweiten Werke das wir eben ſo freudig begrüßen. Wir haben unſern Leſern den Weg bezeichnet den Firmenich geht. Die Nord- und Oſtſeeküſten, die Marken bis ins Magdeburger Land, die Haiden und die fruchtbaren Ebenen Hannovers bis ins Münſterland, Weſtfalen und den Niederrhein mit all dem Reichthum ſeiner vielfachen Volksmundarten brachte uns der erſte Band. Der zweite beginnt von Rheinbaiern, geht bei Mainz über den Rhein zurück nach Thüringen; ſein zweites Heft ſchließt mit Weimar ab. Firmenich wird, verfolgt er nun weiter dieſe Richtung durch Mitteldeutſchland, im Altenburgiſchen einen eigenthümlichen Volksſtamm, mithin eine eigenthümliche Mundart finden. Er wird dann über Merſeburg unſerer ſächſiſchen Landſchaft ſich nähern, die wir hier weniger eine beſondere Mundart, als vielmehr nur eine beſondere Sprechart haben, ein ſchadhaftes Hochdeutſch reden. Den unteren Volksklaſſen in den Ebenen des Königreichs Sachſen iſt der Kern der altſächſiſchen Eigenthümlichkeit, mithin auch der urſprüngliche Dialekt verloren gegangen. Wir wollen unſern untern und mittleren Ständen keine Rückkehr zum Plattdeutſchen empfehlen, da ſie das Platte aufgegeben, ihnen aber gute Schulen wünſchen zur Erſtarkung ihres verweichlichten und verwaſchenen Hochdeutſch. — Unter den oberdeutſchen Stämmen wird Firmenich die reichſte Ausbeute für ſein Buch finden, die mannigfachſten Farben und Schattirungen volksthümlicher Geſittung und Sprache zuſammentragen können. Wir hoffen daß es ihm glücke, ſich Franken, Schwaben und Öſtreich ſo zugänglich zu machen wie ihm die niederdeutſchen Mundarten zu Gebote ſtanden. Es fehlt für jene Gauen unſeres Vaterlandes, wo Firmenich weniger zu Hauſe ſein wird, nicht an Vorarbeiten, nicht an Quellen. Hebel's Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes iſt ein Eigenthum der Nation geworden. Hebel's Mundart gehört dem Winkel an, den der Rhein bei Baſel bildet. Für andere Theile Schwabens würde Auerbach, der Mann aus Nordſtetten, der beſte Sammler und Erläuterer der provinziellen Mundarten ſein. Läßt er ſie doch oft genug ſelbſtredend in ſeinen Dorfgeſchichten auftreten. Wir erinnern hier an den Artikel in unſerer Zeitſchrift, den uns Hermann Kurz in Hauenſtein'ſcher Mundart lieferte. Für Baiern hat bekanntlich Franz v. Kobel ſich große Verdienſte erworben; ſeine Gedichte ſind überall, auch in Gauen wo man ſie nicht ohne Erläuterung zu leſen weiß, mit Jubel aufgenommen. Von der oberbaieriſchen Weiſe ſind erſt kürzlich neue Schnodabüpfln und Sangſprüchln erſchienen *). Die Nürnberger Mundart hat in Grübel ihren örtlichen Hebel gefunden; in Öſtreich hat ſich vorzüglich Stelzhammer das Verdienſt erworben alte Sangesweiſen im Dialekt des Volkes uns wieder friſch und lebendig vorzuführen. Im Verein mit dieſen Männern Süddeutſchlands würde Firmenich auch die zweite Hälfte ſeiner Aufgabe leichter erfüllen. Wir ſind in Deutſchland ſo wenig gewohnt gemeinſam zu arbeiten, und doch erfordern Sammelwerke ſolcher Art ganz beſonders eine Betheiligung verſchiedener, ſich ergänzender Kräfte.

Firmenich's Völkerſtimmen führen uns ganz natürlich auf Dr. Vogel's *Germania*, ein Buch für die reifere Jugend das uns deutſches Land, deutſches Volk und deutſche Sprache in einer Auswahl von Schilderungen und ſelbſtredenden Schöpfungen vorführt. Iſt das heutige Geſchlecht beim Beginn einer neuen geſammtlichen nationalen Entwicklung noch immer mit der Vorarbeit einer Hinwegräumung provinzieller Schranken und Hinderniſſe beſchäftigt, ſtehen Preußen und Öſtreicher, Sachſen und Schwaben noch immer wie blutfremde Völker einander gegenüber, ſo thut es doppelt noth dem aufkeimenden Geſchlecht das Gefühl volksthümlicher Geſammtheit mit unvertilgbarem Stempel einzuimpfen. Uns fehlt, um vom provinziellen Haß zur nationalen Liebe überzugehen, nichts als die Kenntniß unſer ſelbſt. Und während auch das Band der Sprache in den Mundarten ein vielzerſtückeltes iſt, ſo iſt es die Sprache unſerer Denker und Dichter, die allgemeine Mundart unſerer Literatur, die uns bindet und zur Nation macht. Italien hat ſoviel Literaturen als es Provinzen beſitzt; die Provinzen ſind dort nicht blos politiſch, auch ſittlich und geiſtig zu ſelbſtändigen Exiſtenzen erwachſen. Deutſchland iſt ebenfalls an eine Vielfachheit der Stämme und Staaten verloren, aber es hat nur Eine Sprache in der ſeine Geiſter reden, nur Eine Literatur. Auch in ihr tauchte die Beſonderheit der Provinz auf, je nachdem die Triebkraft der

*) S. in Nr. 4 u. 5 der *Europa* dieſes Jahrgange die Münchner Berichte über Kobel's neue Lieder und eine Sammlung oberbaieriſcher Geſänge von H. M. (wohl Herzog Max, nicht Hermann Marggraff)

Digitized by Google

Entwickelung auf dieſem oder jenem Punkte Deutſchlands ſich als vorherrſchend ergiebig und ſchöpferiſch erwies. Schon im zwölften Jahrhundert geſtaltete ſich eine allgemeine Sprache in der unſere Dichter ſangen. Dieſe erſte allgemeine Sprache Deutſchlands klang damals vorherrſchend allemanniſch, denn das alte Allemannien mit dem Geſchlecht ſeiner Hohenſtaufen war Hauptſitz deutſcher Thatkraft, Hauptquelle deutſcher Dichtung geworden. Als ſich ſpäter unſere Entwickelung und Bildung aus dem ſüdlichen Hochlande nach Mitteldeutſchland verpflanzte, das bürgerliche Nürnberg der Heerd deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wurde, drohte die Einheit der Mutterſprache in Schrift und Wort wieder zu verſchwinden, das Fränkiſche wollte ſich nicht ganz zur allgemeinen Mundart der ſchaffenden Geiſter geſtalten. Für die Männer der Gelahrtheit hatte die lateiniſche eine willkommene Univerſalität. Luther erſt, der über die beklommene ſchwüle deutſche Welt wie ein Gewitter hereinbrach, Luther der den freien deutſchen Gedanken gegen Rom's Knechtſchaft rettete, Luther gab der Nation auch eine allgemeine Sprache wieder. Schon als bloßer Sprachmeiſter hätte er in der baieriſchen Walhalla ſeine Stelle finden müſſen. Sachſen ward mit ihm der Sitz deutſchen Denkens, deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur; die oberſächſiſche Mundart ward durch Luther die neuhochdeutſche Sprache, in der ſeitdem unſere Denker und Dichter reden. Luther ſchuf dieſe Sprache nicht; dergleichen wird und läßt ſich nicht machen. Vom Brennpunkt der innern Bewegung geht unmittelbar die geſtaltende Kraft bis in die äußerſten Umkreiſe wärmend und leuchtend über. Wie ein Gewitter, ſagt' ich, war es mit Luther über Deutſchland hergegangen; mild wie ſäuſelnder Regen, ſtark wie Donner iſt ſeine Bibelſprache, ſie iſt der Codex unſerer Geſammtbildung, die Urkunde unſeres gemeinſamen Volksthums geworden. Ging daraus keine Einheit in der Glaubensrichtung, keine Einheit in der politiſchen Form hervor, ſo kann uns das nur Andeutung ſein auf welchem Gebiet unſere Aufgaben für Gegenwart und Zukunft liegen, nachdem ſich mit der Sprache unſerer Dichter und Denker im Bereich der geiſtigen Bildung unſere Nationaleinheit feſtgeſtellt und beurkundet. Dieſe Urkunde unſerer nationalen Zuſammengehörigkeit, unſere Sprache in Schrift und Werk, gleicht nicht der Stärke unſerer Eichen. Auf altgermaniſche Feſtigkeit und Treue wol-

wir nicht pochen, die Deutſchen von heute ſind

keine Germanen mehr. Wälſche und ſlaviſche

e ſind allerſeits in unſer Blut gedrungen, das mittelalterliche Teutſchthum iſt als Miſchrace zum modernen Deutſchthum geworden. Aber dieſen verſchiedenartigen Elementen einer neuen Volksgemeinſamkeit wohnt unverwüſtlich der Drang nach einer Einheit inne die ſich zunächſt in der Sprache als eine Blüthe kundgab, als Frucht ein religiös und politiſch einiges Deutſchland erzielt. Nicht die ſtarre Kraft der Teutonen iſt dem neuen Deutſchthum noch eigen, vielmehr bezeichnet eine faſt proteiſche Bildſamkeit deſſen Charakter. Wir ſind allen fremden Einflüſſen unterlegen geweſen, und haben uns zu wunderbarer Wiedererzeugung doch immer aus Tod und Umſturz durchgerungen. Dieſe ſchmiegſame Bildungsfähigkeit iſt unſere vorherrſchende Eigenthümlichkeit geworden. Sie iſt auch unſerer Schriftſprache eigen, nicht blos indem ſie die Schätze fremder Zungen ſich einverleibte, ſondern auch indem ihre Schreibung mit der Ausſprache Schritt hielt, ihre Form und ihr Inhalt in lebendiger Entwickelung mit einander blieben, während England, Holland, Frankreich, ihre Sprechweiſe ändernd, ihre Schreibweiſe beibehielten. Bei ſoviel Empfänglichkeit nach außen hin läuft denn auch unſere Bildung wie unſere Sprache jederzeit in leicht Gefahr ihr Weſen einzubüßen, wie denn noch in unſeren Tagen die Sprache unſeres Salons die ganze univerſelle Zerſtoſſenheit, die Sprache unſeres vornehmen Romans mit der Gräfin Ida das ganze Kauderwälſch einer parfümirten Gaunerſprache zu werden drohte. In dieſer unſerer Bildſamkeit liegt unſer Glück und unſer Unglück. Während ſich Goethe aus der helleniſchen Welt die joniſche Grazie aneignete und ſie frei in ſich und in unſerer Sprachweiſe wiedergebar, wird zugleich das Lotterbett des Pariſer Boudoirs mit der ganzen blaſirten Verlorenheit einer nobilitirten Griſettenwirthſchaft wieder bei uns eingebürgert. Bei ſoviel Empfänglichkeit nach außen hin laufen wir immer Gefahr uns ſelbſt zu verlieren. Zu einem Lexikon der Akademie bringen wir es für unſere Sprache nicht. Weil ſie zu bildſam iſt, können wir ſie nicht abgrenzen. Aber damit die eignen Quellen uns nicht verſchüttet werden, thut es noth daß unſerer allgemeinen Schriftſprache der Farbenreichthum der Mundarten aller deutſchen Stämme zu gute komme, die ehrbare Kraft und Fülle unſerer Altvordern von Luther ab uns nicht entzogen und fremd werde. Gemünzt müſſen die Schätze des Volksthums werden, der gangbaren kleinen Sorten bedarf der tägliche Verkehr, mit Goldbarren läßt ſich auf dem Lebensmarkt kein Austauſch ermöglichen. Aber es ſteht mit einer Münze ſchlecht, wenn die Bergwerke verſiegen. Bergſchachten aber ſind die Kernſprüche und

Digitized by Google

Sangweisen im Munde des Volkes in allen unsern Stämmen, ein Bergwerk für uns ist die Sprache eines Luther, eines Hans Sachs.

An Firmenichs Völkerstimmen knüpfen wir hier das Buch Germania das jenes Werk gleichsam ergänzt. Liefert uns Firmenich die Sprüche und Lieder Deutschlands aus alter Zeit und aus den Mundarten der verschiedenen Stämme, so gibt uns Dr. Vogel in kurzen Abschnitten Schilderungen von diesem Lande in allen seinen Theilen, östlich und westlich, von den Hochgebirgen herab bis an unsere Dünen. Es beginnt mit dem Liede des alten Arndt und mit Luden's Charakteristik des großen weiten Vaterlandes. Die Auswahl der zunächst folgenden Skizzen einzelner Landschaften bedingte ihr sachlicher Werth. Der zweite Abschnitt schildert uns das Volk in Bildern aus seinem Leben, in Charakteristiken hervorragender Männer aus seiner Geschichte, vom Besieger der Römer im Teutoburger Walde bis herab auf den Marschall Vorwärts, den Minister Vorwärts (Stein) und den deutschen Schulmeister (Pestalozzi). Mit einleitenden Artikeln über deutsches Sprachgebiet und deutsche Mundarten von Göginger folgt dann der dritte Abschnitt der uns Musterstücke deutscher Prosa bringt. Luther's Ermahnung zum Frieden und sein Wort an die Bauernschaft eröffnet hier den Reigen, ein Brief Hutten's, ein Stück aus Zwingli's Lehrbüchlein folgen. Von Johann Agricola, Sebastian Frank und Zinegref werden uns Stellen aus ihren kostbaren Sprüchwörtersammlungen vorgeführt. Johann Fischart (genannt Mentzer) und Johann Arndt geben uns Stücke aus Gargantua und aus den Vier Büchern vom wahren Christenthum; Spener und Ulrich Megerle (Abraham a Sancta Clara) aus Predigten. In der Auswahl der Bruchstücke war der Gedanke leitend, immer auf Deutschland Bezügliches zu geben, so daß dieses deutsche Lesebuch, zum Unterschied gegen andere, nicht blos Stylproben gleichgültigen oder zerstreuten Inhalts, sondern in diesen Fragmenten eine sich ergänzende Charakteristik deutscher Art und Sitte liefert. Aus Philander von Sittewald's Gesichten finden wir einen Abschnitt »von den Reverenzen.« Er beginnt: »Kom herumb zu mir! waß? bistu ein Teutscher? Oy was hastu dann für ein närrischen Wälschen Gang, Sitten und Geberden an dir? Waß wiltu? wo wiltu hin? bistu närrisch worden? wie gehstu daher als wolestu danzen oder springen, und fochtelst mit den Händen als ein Gaukler?« Mich dünkt, dieser satyrische Sittenrichter (Moscherosch) müßte uns noch heute zu gleichen Theilen beschämen und ergötzen. Mit seiner Strafpredigt harmonirt eine Vermahnung des Leipziger Thomasius, der bekanntlich der Erste war welcher auf deutschen Katheedern deutsch redete. An das beredte Bruchstück aus einem seiner Programme schließt sich, nach inneren Bezügen genommen, eine Stelle aus Leibnizens »unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache.« Leibniz sagt hier: »Bei denen Italienern und Franzosen pflegte ich zu rühmen, wir Teutsche hätten einen sonderbaren Probierstein der Gedanken, der Anderen unbekannt; — und wann sie denn begierig gewesen etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet daß es unsere Sprache selbst sei; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte sagen lasse, das seye würklich etwas Rechtschaffenes; aber leere Worte, da nichts hinter, nehme die reine teutsche Sprache nicht an. Anizo scheinet es aber daß bei uns übel ärger geworden und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen; also daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Französisch sein Teutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wenn man so fortfähret und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verloren gehen als das Engelländische in England. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Heldensprache dergestalt durch unsre Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführet.« So sprach Leibniz im J. 1697. Ihm folgt in unserem Buche Gottsched mit einem Stück aus seiner Lob- und Gedächtnißrede auf Opitz. »In was für trübseligen Umständen, beginnt der Sermon, hat nicht endlich unser Opitz die deutsche Sprache und Dichtkunst so hoch empor gebracht? Gehen Sie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigste und hochzuverehrende Anwesende! Thun Sie doch einen Blick in die Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen Sie doch das traurige, das schreckliche Schicksal welches unser zerrüttetes Deutschland damals betroffen hat. Dasjenige welches die Quelle der menschlichen Glückseligkeit sein sollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit Feide. Die Religion selbst war der unglückselige Zapfel um welches willen sich Völker wider ihre empörten und ihr Vaterland zu einem Blutiplatze vieler erbärmlichen Trauerspiele w

zählige Städte wurden verwüſtet, unzählige Dörfer gingen in Rauch auf und die fruchtbarſten Felder wurden mit Graus und Leichen beſäet. Die deutſchen Fürſten die ſich wider den gemeinen Feind des chriſtlichen Namens hätten rüſten ſollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutſchem Boden zu Hülfe; und nordiſche Könige büßten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienſte der guten Sache, das Leben ein. Die Geſetze ſchwiegen. Die Gottesfurcht ging verloren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgeſetzt. Die Gelehrſamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Wahrheit wurden verſchloſſen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößet. Und die ſanfte Stimme der Muſen ward vor dem ängſtlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöſe der Trummeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen gar nicht mehr gehöret. — Du ſelbſt kannſt mir hier mit deinem Zeugniſſe zu Statten kommen, du ſo oft beſtürmtes, du ſo oft erobertes Leipzig! Du ſelbſt biſt oft genug ein Raub widriger Parteien und ein trauriger Schauplatz der blutigſten Schlachten und Belagerungen geweſen. Auch deine Muſen wurden dadurch oft erſchrekket und verſcheuchet. Dein ſinnreicher Sohn, der glücklichſte Nachfolger unſeres großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbaren, deine anmuthigen Fluren, wo er ſo oft durch ſeinen anmuthigen Geſang Wälder und Flüſſe bezaubert hatte, und entwich mit einer holſteiniſchen Geſandtſchaft bis an die entfernten Grenzen Aſiens wo das kaſpiſche Meer die perſiſchen Ufer benetzet. So bekam Aſtrakan und Ispahan zum erſten Male einen deutſchen Dichter zu hören, der aber allezeit den Jammer und das Elend des in ſeine Eingeweide wüthenden Deutſchlands beſeufzete. Niemand hat aber daſſelbe beſſer beſchrieben, ja ſo zu reden mit lebendigen Farben abgeſchildert als unſer patriotiſch geſinnter Opitz in ſeinem Troſtgedichte von Widerwärtigkeiten des Krieges gethan hat. Und wer hätte daſſelbe beſſer entwerfen können, da er ſelbſt, dieſen Ungewittern auszuweichen, die meiſte Zeit ſeines Lebens in Deutſchland herumirren und bald in den Niederlanden, bald im Holſteiniſchen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen einen ruhigen Aufenthalt hat ſuchen müſſen. Aller dieſer Unruhen ungeachtet, mitten unter dem Raſen der Waffen, hat unſer unermüdeter Opitz dennoch die deutſche Sprache und Dichtkunſt aus dem Staube gehoben und ſie faſt auf einmal ſehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöhet. Erhöhet hat er ſie durch ſeine reine Schreibart, die er ſoviel wie möglich von aller Vermiſchung fremder Sprachen gereinigt hat. Erhöhet hat er ſie« u. ſ. w. So der preußiſche Literaturkoryphäe, Literator omnipotens zu Leipzig. Sein Sermon könnte leicht zu einer tragikomiſchen Parallele und Nutzanwendung auf Zuſtände von heute führen. Denn gleicher Weiſe hat bis auf dieſen Tag der Deutſche jederzeit aus wüſten Wirren der bedrängten Außenwelt ſein Kleinod, ſeine Sprache, herausgerettet. Auf philologiſche Schulkünſte ſind wir deshalb nicht verwieſen; mit der Sprache die unſere Nationaleinheit beurkundet, haben wir uns vielmehr die Gewährſchaft errungen, dieſe geiſtige Einheit zur politiſchen Wirklichkeit zu verkörpern.

Auf eine Predigt von Mosheim folgen Briefe von Gellert, ein Stück aus Rabener's »Verſuch eines deutſchen Wörterbuches« und endlich Fabeln von Leſſing, eine Stelle aus ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie und ſein claſſiſches Urtheil über ſich ſelbſt. In Leſſing iſt die Sprache nicht mehr eine bloße Vorarbeit zu Stoffen, nicht mehr Nothbehelf und Programm, ſie iſt hier ganz und gar das volle Ausgepräge eines freien, heitern, ſtarken Geiſtes. — Von Juſtus Möſer erhalten wir ein Stück aus den »patriotiſchen Phantaſien« über die Nationalerziehung der alten Deutſchen. Winkelmann, Klopſtock, Wieland liefern wieder Fragmente ſelbſtändiger Geltung, während Garve mit ſeiner Abhandlung über den Charakter der deutſchen Bauern, Herder mit einem Bruchſtück aus ſeinen Abhandlungen und Briefen über ſchöne Literatur und Kunſt, über die Nachahmungsſucht der Deutſchen, wieder Vorarbeiten bringen, bis wir Goethe im Glanz ſeiner in ſich beglückten Heiterkeit über deutſche Baukunſt reden hören. Stellen aus Schiller, Kant, Johannes Müller führen uns dann auf die Neuzeit über. In dieſer Neuzeit vertreten nicht mehr einzelne hohe Geiſter die Menge, beginnt vielmehr das Volk um ſeiner ſelbſt willen und kraft eignen Triebes ſich zu bewegen. An der Pforte dieſer Neuzeit ſteht Fichte's gewappnete Geſtalt mit ſeinen »Reden an die deutſche Nation.« Es folgen dann in gedrängter Reihe die Romantiker mit ihrem Beſtreben, aus den Schätzen fremder Zeiten und Völker indirect Gewinn für die Gegenwart herbeizuziehen. Immer aber drängen ſich in der Sammlung diejenigen Geiſter hervor die unmittelbar dem deutſchen Volke ſozuſagen Herz und Nieren prüften. Von Hebel finden wir »nützliche Lehren« aus dem Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes, von Arndt brachte ſchon der erſte Abſchnitt neben anderem eine Charakteriſtik der

Digitized by Google

Friesen und der Schwaben; von Jahn erhalten wir ein Bruchstück aus den »Merken zum deutschen Volksthum«, von Niebuhr einen Aufsatz aus dem »preußischen Correspondenten« vom April 1813, von Jacobs die Anrede eines Thüringers an seine Landsleute im selben Jahre, von Tzschirner eine Feldpredigt, gehalten zu Mons am 6. April jenes Jahres nach der Einnahme von Paris. Unsere Geschichtschreiber Ranke, Raumer, Schlosser, Dahlmann sind gleich vertreten. Mit einem Bruchstück aus Gervinus' Geschichte unserer Nationalliteratur schließt das Buch. Es hat die Aufgabe gelöst, in Sprachproben zugleich die Hauptmomente unserer nationalen Entwickelung abzuspiegeln. Daß es ein Schulbuch ist, steigert nur seinen Werth. Wer die Nation verbessern will, sagte Leibniz, verbessere die Jugend!

Eine Wasserfahrt.

Auf Thal und Höhen ruht ein Gottesfriede,
Mit Sternen hat die Nacht sich angethan,
Seeüber trägt uns leicht der Fischerkahn,
Durch Wasserlilien zieht er seine Bahn,
Ich rudre fort und lausche Deinem Liede:
„Ach führt denn gar kein Weg,
Ach führt denn gar kein Steg
Mich fort, mich fort aus dieser Welt?"

Verwundert gibt ein Schwan uns das Geleite,
Stets scheucht ihn das Geräusch des Ruderfalls,
Stets lockt ihn an der Zauber Deines Schalls,
In Sehnsucht wendet er nach Dir den Hals —
O, sieh, nun schwimmt er wieder Dir zur Seite!
„Ach führt denn gar kein Weg,
Ach führt denn gar kein Steg
Mich fort aus dieser, dieser Welt?"

Ihm gleicht mein Herz, es kann Dich nimmer missen;
Mein Mund verhehlt, was Dir mein Blick erzählt;
Doch stehen muß ich Dich, — Du bist vermählt!
Wie ihn des Ruders Schlag von dannen quält,
So scheuchet mich mein schlagendes Gewissen.
„Ach führt denn gar kein Weg,
Ach führt denn gar kein Steg
Mich fort, mich fort aus dieser Welt?"

Und eine Lilie zieht Du aus den Fluthen,
Und blickst wie ich entsagend himmelwärts,
Zerpflückest Blatt für Blatt im stummen Schmerz,
Reichst Dich zu mir und deutest auf Dein Herz,
Und läßt es leise wie Dein Lied verbluten:
„Ach führt denn gar kein Weg,
Ach führt denn gar kein Steg
Uns fort aus dieser, dieser Welt?"

Karl Beck.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus München, im April.

[Die religiöse Aufgabe Baierns und Preußens und einige Mittel zu deren Lösung.]

Die bisherige Stellung Baierns und Preußens in Sachen der Religion ist bekannt genug; sie hatte bei dem Kölner Ereigniß die schroffste Gestalt angenommen. Der Süden sollte Beschützer und Verkämpfer des Katholicismus, der Norden das Schwert des Protestantismus sein. Es wurde überall ein Feind vorausgesetzt und, wo er nicht war, erdichtet, um die Gemüther zu erhitzen und im Sturm der Leidenschaften confessionale Übertreibungen durchzusetzen. Vergebens hat Preußens Monarch alles Mögliche zur Beschwichtigung gethan. Man hat darin hohnlachend Zeichen der Schwäche erblickt und führt nach wie vor die Sprache von 1837. Eine Masse bedenklicher Erscheinungen in der katholischen Polemik und Dogmatik, im katholischen Pastoral- und Kirchenrecht haben endlich den Süden ermüdet. Man wird genöthigt sein die bisherige Stellung aufzugeben. Der Katholik (Jahrg. 1825) enthält eine Ansprache des Kurfürsten Maximilian I. an König Ludwig I., welche wahrscheinlich Görres zum Verfasser hat und worin wir lesen: „Sei ein Schirmvogt und Hort des (katholischen) Glaubens, damit Baiern wieder werde, was es zuvor gewesen, ehe sie das Gegentheil ihm angelogen — ein Schild und Eckstein der deutschen Kirche!" Ich höre den Kurfürsten Max aus seinem Grabe: „Sei ein Schirmvogt und Hort jedes Frommen und Gerechten jeder Anschauung, damit Baiern wieder werde, zu was es hinaufgerungen, ehe sie ihm das Gegentheil angelegen: ein Schirm und ein Eckstein deutschen Maßes und Geistes, damit Deutschland nie mehr werde was es zu meiner Zeit gewesen: ein Schauplatz wüthender Religionskriege!" Der Vernünftige kann auf keiner Seite von Vorkämpferei, sondern nur von Verwandtschaft sprechen, weil beide Staaten eine religiös-gemischte Bevölkerung zu behandeln haben. Man kann sich nun drei Fälle der Annäherung denken: Vereinigung der Confessionen, oder Verbindung zu einer deutschen Nationalkirche, oder endlich diese Pacification. An eine Confessionsvereinigung ist nun aber nicht zu denken. Alle Mittel sind bei den Colloquien, Disputationen, Unionsschriften seit der Reformation erschöpft worden. Vergeblich hat man, wie Calixtus, Groot u. A., die gemeinsame Anschauung der ältesten Tradition, z. B. der ersten allgemeinen Concilien, oder die allgemeine Verehrung der h. Schrift als Grundlage der Unien benützen wollen; vergeblich hat man, wie Leibniz, die Arminianer u. A., weite Interpretation der Symbole als

Digitized by Google

Hülfsmittel angestrebt. Mittlerweile ist eine Unien immer unmöglicher geworden, weil Millionen Deutsche die dem Nationalismus huldigen, gar keinen Anknüpfungspunkt für die Concordienformel oder das Tridentinum bieten.

Desgleichen täuschen sich diejenigen welche von Errichtung einer deutschen Nationalkirche Abhülfe der Übelstände erwarten, denn der größte Theil widerlicher und gefährlicher Übertreibungen, welche den Ultramontanismus, fällt nicht Rom, sondern deutschen Geistlichen und Laien zur Last.

Somit bleibt nur Pacification. Sollen zu ihr Mittel gefunden werden, so müssen sie im katholischen Alterthum selbst gesucht werden, und zwar mit Vertrauen auf den größern Theil des katholischen Klerus und die deutschen Regierungen. Ein solches Mittel finde ich nun ersten in der Diöcesansynode, welche von der Synode von Trient (Sess. XXIV. c. 2. de reform.) vorgeschrieben, von Papst Benedict XIV. (De synodo dioecesana 1740, Mechlin. 1843) aufs dringendste empfohlen worden und nur in der Liederlichkeit der Bischöfe Gegner gefunden hat. An diesen Synoden werden die Regierungen ein wirksames Mittel finden, um jede Übertreibung zu dämpfen, ohne daß hiermit der orthodoxe Standpunkt auch nur einen Augenblick verlassen wäre. Durchgehen wir nämlich die Menschenklassen welche bisher den Ultramontanismus vertreten haben, so finden wir daß sich die Pfarrgeistlichkeit durchschnittlich mit Maß und Würde betragen und daß die Agitation gegen die Ohrbeichtlichkeit des Staates, wie gegen Aberglaubige eines Theils von Laien unterhalten worden, welche um Sold schrieben, um Amt und Ehre bubten, sich von der Staatsgewalt oder von protestantischen Regierungen verletzt glaubten, als Fanatiker den Verstand verloren hatten, als Redacteure vom Poltern lebten; andern Theils von ehrgeizigen Geistlichen, welche Aufsehen erregen, Stellen erlangen, sich in den Geruch der Heiligkeit setzen wollten, oder auch durch mangelhafte seelische Entwicklung zu Einseitigkeit und Extravaganzen geführt wurden. Man muß diese Erscheinungen nicht zu hart beurtheilen. In unserer Zeit strebt Alles zur Öffentlichkeit und Stimmabgabe. Es war ein zeitgemäßer Trieb welcher sich in den Blättern ultramontaner Färbung, in Conventikeln u. s. w. kundgab. Diesem Trieb kann man nun entsprechen durch Synoden welchen nach alter Satzung auch Laien (etwa die Gemeindevollmächtigten) mit entscheidenden Stimmen beiſitzen. Man wird dabei Aufreizungen und Übertreibungen abschneiden, indem die persönlichen Affecte einzelner Kleriker durch den gesunden Takt der Menge niedergehalten werden, und wird zugleich die Theilnahme des Volkes an kirchlichen Dingen so befriedigen daß es auf confessionale Blätter keinen Werth mehr legt, weil diese nur Organe einzelner Personen sind, die gegen das Gewicht einer Versammlung keine Bedeutung haben.

Außer den Diöcesansynoden, welche ein Mittel abwärts sind, gibt es noch ein Mittel aufwärts, einen deutschen Kirchenverein, welcher, durch die Synoden vertraut mit dem Geiste der Kleriker, sein Werk auf sicherer Grundlage beginnen könnte. Der Zweck desselben liese dem des Zollvereins gleich. Wie dieser die deutschen Staaten in materiellen Dingen nach innen und außen als Einheit erscheinen läßt, so müßte der Kirchenverein diejenigen deutschen Staaten, welche eine gemischte Bevölkerung haben, also vor allen Baiern und Preußen, zu gleicher Behandlung der Kultus- und Unterrichtsgegenstände vereinigen. Es ergeben sich hierbei natürlich eine Masse von Fragen: Welche Staaten sollen den Verein bilden, welche Vertretung soll stattfinden, durch welche Organe spricht sich der Verein aus, welche Vermittelung findet zwischen ihm und Rom statt, welcher Geschäftskreis, welche Kraft der Beschlüsse ist festzusetzen? An dem Verein könnten sich alle deutsche Staaten, mit Ausnahme Östreichs, betheiligen. Die Vertretung oder Stimmenzahl müßte sich offenbar nach der Stärke der confessionalen Massen richten. Als Organe könnte man die Bundesgesandten in Frankfurt benutzen. Dorthin wäre zur Vermittelung mit Rom die einzige Generalnuntiatur zu verlegen. Der Geschäftskreis würde alle bedeutenden, oder streitigen einschlägigen Fälle umfassen, also zum Theil das jus reformandi, die Bestätigung Angestellter, die Beaufsichtigung der Bildung der Geistlichen, den Erwerb und die Verwaltung des Kirchenvermögens, das jus supremi dominii, die Beherrschung der äußern Seiten des Kultus, die Zulassung päpstlicher Bullen, das Placet, die Ehegesetze, die Streitigkeiten der Religionsparteien über Gegenstände des öffentlichen Kultus, den Mißbrauch der Kirchengewalt zu leidenschaftlichen Anlässen oder Untergrabung der Staatsordnung, den recursus ab abusu, das Conversionswesen, die Herstellung gleichen Schulplanes u. s. w. Kraft müßten die mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüsse für alle Mitglieder haben und die Entscheidungen sich als Praxis zu einem gemeinsamen Kirchenrecht ansetzen.

Für Gründung eines solchen Vereins spricht auf Seiten der deutschen Staaten zu viel, als daß es hier auseinandergesetzt werden könnte. Dagegen könnte man höchstens die Wahrung der Souveränität anführen. Diese äußert sich aber aufs kräftigste eben durch den Entschluß, gemeinsam zu handeln.

Auch von kirchlicher Seite läßt sich viel für einen solchen Verein anführen. Der Katholicismus eilt in Deutschland der Auflösung entgegen. Schon Bellarmin (De ecclesia lib. IV. cap. 7.) sagt am Schlusse des 16. Jahrhunderts: „Die Kirche hat, nach übereinstimmender Ansicht Aller, auch der Häretiker, bereits gelitten. Wenn sie also in ihrem Knaben- und Jünglingsalter nicht gewachsen, wie sollte sie jetzt in ihrem Greisenalter wachsen!“ Wie es mittlerweile gegangen weiß Jedermann. Wer das gelehrte Deutschland von Meusel und Hamberger in die Hand nimmt, sieht z. B. daß Baiern in literarischer Beziehung um 1770 ein bitteres Ägypten gewesen. Noch sind kaum 70 Jahre verflossen und der Sturm der Literatur hat alle Dämme durchbrochen. Und wenn es bisher geschienen als wäre blos die höhere und gebildete Schicht dem Katholicismus entfremdet, so klagt man jetzt bereits „daß sich das Widerchristenthum der Massen zu kirchlichem Organismus rege.“ Jede Übertreibung derjenigen, welche für Rom zu streiten wähnen (zum Theil aus redlicher Überzeugung), muß sich fortan doppelt rächen. Jede Uneinigkeit deutscher Regierungen über confessionale Dinge wird den Groll gegen Rom zur Wuth steigern, denn Millionen schlagen hier zu Land den Nutzen der Confessionen so gering an daß der kleinste Schaden für die Nation ihnen im Vergleich sehr groß erscheint.

Doch man wird fast müde, Pläne zu fassen, Gedanken zu berechnen. Wie viele hat Leibniz gehegt, und wie selten, wie spät, wie blaß ist seinen Gedanken die Wirklichkeit nachgehinkt! Wie mögen ihn wohl die Schranzen und Beamten des französischen Hofes belächelt haben, als er von Eroberung Ägyptens sprach?

Digitized by Google

Ganz laſſet uns aber nicht ermüden! Wer ſich in den deutſchen Flugſchriften und Blättern der Jahre 1814, 1815, 1816 umgethan, weiß wie lebhaft damals von Religionsfreiheit, von Ertheilung des Bürgerrechts an alle Deutſche in allen deutſchen Ländern, von Verſchmähung aller Geld-, Adels- und Glaubenorechte in Bezug auf Staatslaſten, Aemter, Wählbarkeit zur Landſtandſchaft, von Abſchaffung des Wirrwarrs ausländiſcher Geſetze durch Abfaſſung eines allgemeinen deutſchen bürgerlichen und peinlichen Geſetzbuches, von Errichtung eines allgemeinen deutſchen Steuer- und Münzfußes, gemeinſamen Maßes und Gewichtes, von Aufhebung innerer Mauten, Land- und Waſſerzölle und Stapelgerechtigkeiten, von Verminderung der ſtehenden Heere, Vermehrung, Ausbildung der Landwehr, von Errichtung einer allgemeinen Poſt ohne Zwangsrechte und Gewinnſucht geſprochen wurde. Es iſt Sitte der deutſchen Preſſe, der Gegenwart vorauszueilen, ſich durch idealen Charakter zu adeln und über die Gegenwart zu erheben.

Mag ſich auch im gegenwärtigen Falle das Löbliche wiederholen und dies Wort Vielen und Einſichtigen Veranlaſſung werden, in geeigneten Organen die Sache weiter zu entwikeln. Rühmlich wäre es, wenn König Ludwig, welchem der Zollverein ſo viel verdankt, auch in höherer Beziehung auf dieſe oder jene Weiſe einen Stein zur Eintracht legte, auch noch ein anderes ſegensvolles Vermächtniß der Nachwelt hinterließe!

Z.

Aus Berlin, d. 5. Mai.

[Die Beſcholtenheitsrebatte.]

Meine Beſorgniß, mit der Adreßdebatte würde das Feuer des Principienſtreites unter unſeren Reichsſtänden verrauchen ſein, hat ſich nicht beſtätigt. Ich glaubte, die Verhandlungen würden raſch dem Materialismus anheimfallen, die Junker würden anfangen ſich breit zu machen. Bei der Frage über den Nothſtand haben ſich denn auch die Branntweinbrenner bürgerlicher und adeliger Herkunft weiblich entwikelt. Das „vielbeſcholtene" Beſcheltenheitsgeſetz hat aber wieder die ideellen Kämpfer herausgerufen. Je weniger der Rechtsboden der Reichsſtände anerkannt iſt, deſto eher viellicht miſchen ſich überall wieder von neuem die Principienfragen in ganz ſachliche Erörterungen. Dieſe Stände ſind der abſoluten Macht gegenüber ihrer Exiſtenz nicht ſicher, ſie leben nur von Gnade. Nachdem ſie blos bittweiſe an ihre Rechte erinnert, ſcheinen ſie nun Schritt für Schritt um ihr Leben zu kämpfen. Wir geben hier die Vergänge und Reden ſo wieder wie ſie die Allgem. Preuß. Zeitung ausführlich brachte; ſie iſt für uns lediglich die Quelle. Bedroht ſchien in der That die Ehre der Verſammlung durch den Entwurf des Beſcheltenheitsgeſetzes. Ein Royaliſt aus der Provinz Brandenburg ſagte zwar, es ſei der Ehre der Verſammlung zuwider ein Mitglied unter ſich zu dulden das anrüchig ſei. Es fragte ſich aber wer die Anrüchigkeit eines Mitgliedes zu beſtimmen habe. In Anklageſtand, hieß es, kann jeder Ehrenmann verſetzt werden und der Ehre der Reichsſtände läuft es zuwider ſich nach bloßem Verdacht das Urtheil über den moraliſchen und politiſchen Werth eines Mitſtandes beſtimmen zu laſſen. Montesquieu ſagte, in Monarchien ſei die Ehre die Seele des ganzen Staatskörpers. Wenn aber eine Verſammlung von 600 Vertretern der Nation nicht ſelbſt darüber zu Gericht ſitzen darf, ob ein Mitglied der Standſchaft werth iſt oder nicht, ſo liegt die Ehre nicht auf ihrer Seite oder ihr fehlt der Begriff derſelben. Beckerath und Hanſemann, die beiden Männer vom Rhein, waren es wieder die vor den Augen Deutſchlands für die Ehre der Stände eiferten; auch Aueswald und Andere erhoben in gleichem Sinne ihre Stimme. Hanſemann's Rede verdiente wörtlich die Runde durch die patriotiſchen Blätter Deutſchlands zu machen. Ein berühmter Rechtslehrer, begann er laut Allg. Pr. Ztg., jetzt an der Spitze unſerer Geſetzgebung ſtehend, habe vor mehreren Jahren ausgeſprochen, unſer Zeitalter ſei nicht geeignet zur Geſetzgebung. Der vorliegende Geſetzentwurf beſtätige ihm dies. Es ſei ein Fehler, ein ſo unbeſtimmtes Wort wie „Beſcheltenheit" in die Geſetzgebung aufzunehmen. Wenn er nun über das Verhältniß der Stände oder des Volkes zum Miniſterium einige Worte machen müſſe, ſo hoffe er, die verehrten Herren auf der Miniſterbank würden das nicht perſönlich nehmen. — Keineswegs! war die Entgegnung des Miniſters von Bodelſchwingh. — Es handle ſich ja, fuhr Hanſemann fort, nicht um Perſonen, ſondern um Grundſätze. Der Geſetzentwurf dehne den Begriff der Beſcheltenheit auf alle möglichen Fälle aus. Jeder Umſtand ganz fachlicher Art, eine Irrung, eine Steuernachläſſigkeit, ein Argwohn ſelbſt könne zu einer Unterſuchung führen, und jede Unterſuchung die man über ein Mitglied der Verſammlung verſuchsweiſe oder noch Indicien anſtelle, ziehe ſofort, wenn auch nur vorläufig, den Verluſt der ſtändiſchen Rechte nach ſich. Das ſei ſchon Strafe vor dem Urtheile. „Es iſt geſagt worden, fuhr er fort, Europa ſchaue auf die Verſammlung hin (vom Grafen Arnim). Wohlan! meine Herren, wir ſind noch lange kein engliſches Parlament. (Bewegung.) O'Connell war der Verſchwörung angeklagt. Mitten in ſeinem Proceſſe aber, nachdem er Geſchworne geſtellt, erſchien er im Parlament unter allgemeinem Zujauchzen. Man war ſtolz darauf ihn unter ſich zu ſehen, ſtolz auf die Freiheit der engliſchen Verfaſſung nach welcher ein Miniſterium nicht im Stande war dieſen Mann aus der Mitte der Volksvertreter zu entfernen!" Unter dem Beifall mehrerer Stimmen machte Hanſemann die Nutzanwendung daß es der Ehre einer Reichsverſammlung nicht entſprechе ſich nach Gutdünken eines miniſteriellen Anklageſtellers, ohne ſelbſt darüber zu entſcheiden, ein Mitglied entziehen zu laſſen.

d. 6. Mai.

[Ehrbegriff und Proteſt.]

Wer den Hrn. v. Bodelſchwingh, den alten Kriegsminiſter v. Boyen, den Freiherrn v. Vincke (Landrath von Hagen in Weſtfalen) in dieſen Tagen ſprechen gehört (wir freilich laſen blos ihre Mittheilungen in der Allgem. Preuß. Zeitung und berichten danach), hätte glauben können, lauter ſpaniſche Granden ſeien im Weißen Saale verſammelt um mit aller Grandezza und aller Subtilität des empfindſamen Ehrenmannsgefühls den Begriff der Ehre zu variiren, zu freciſiren und in allen Nüancen für ein Eliauettenbuch des Heldblutes und des Monarchismus feſtzuſtellen. Ihnen gegenüber entwickelten die bürgerlichen Herren vom Rhein ihr Bewußtſein von Recht und Ehre; in Bezug auf das Duell wurde ſogar ganz profan an das Gebot erinnert: Du ſollſt nicht tödten! Was der aufgeſteifte Ariſtokratismus aus Weſtfalen wunderlich fand; mit Moral habe die Ehre nichts zu thun. — Immer mehr ſcheint aber in der Oppoſition des Ständeſaales eine Spaltung hervorzutreten. Camphauſen und Meviſſen verſtehen ſich nicht;

Digitized by Google

die gute Sache leidet darunter. Der praktisch treffliche Meyssen brachte am ersten Tage der Discussion einen Änderungsvorschlag ein der im Gesetzentwurf aller möglichen Perfidie und Willkür die Spitze brach. Er schlug die Wendung vor: „wer zu einer entehrenden Strafe verurtheilt ist, verliert die Standschaft," ganz wie im Code Napoléon: peine afflictive et infamante. Sie ging nicht durch. Camphausens ungeschickter Amendement das die politischen Verbrecher deutlich ausnehmen wollte, fiel mit großer Mehrheit durch. Was die Abstimmung über die einzelnen Paragraphen betrifft, so hätte sich vielleicht eine noch größere Mehrheit gegen die Regierung gezeigt, hätte nicht der leidenschaftliche Freiherr Binde auf namentlichen Aufruf gedrungen. Pommern und Brandenburg sollen ängstlich geworden sein und unterdeß den Saal verlassen haben. Soviel steht nach Verwerfung einzelner Punkte des Entwurfs fest, daß von einem Gesetze das der Regierung sehr an's Herz gewachsen zu sein schien, von dem „kein Jota fortfallen sollte", wenig übrig bleiben wird.

Die Reserveerclaration der Linken haben weder Camphausen, noch Beckerath unterschrieben, obschon sie gestern erklärten daß sie die Ansicht theilten. Periodische Einberufung, Theilnahme an jedem Gesetze allgemeinen Inhalts, Theilnahme am Votum aller Schulden, auch der im Kriegsfalle gemachten; diese Punkte der Adreßdebatte nimmt der Protest wieder auf. Man ist ungewiß, ob bis jetzt 137 oder 170 unterzeichnet haben. Die Polen haben nicht mit unterzeichnet; sie wollen sich die Amnestie nicht gefährden. Man hätte sich nicht den Anschein geben sollen, sich die Angst und die Thränen der Unglücklichen zu Gunsten stimmen zu wollen. Der Censor hatte gestern noch das Imprimatur der Declaration nebst Unterschriften verweigert. Nicht genug bewundern kann man die Geschicklichkeit (?) des Marschalls. Er hat die Erklärung gern entgegengenommen, jedoch geäußert, da sie die Adreßdebatte wieder aufnähme, müsse er sie auch der Herrencurie übergeben, damit diese auch eine Commission ernenne. Nun wird die doppelte Commission der Sache wohl ein schlimmes Ende bereiten. Sie fürchten die Herren vom Rhein.

Nachschrift. Der Entwurf der Regierung kann als durchgefallen angesehen werden. Er wird jetzt freilich der Herrencurie vorgelegt die ihn wohl besser aufnimmt. Entsteht ein Conflict, so entscheidet der König bei den Abschieden.

Die Polen haben nun doch eine Petition eingebracht welche ihre Nationalitätsrechte wahren soll. Der Marschall hat sie, trotz lebhafter Reclamationen von Seiten des Rheins und Königsbergs, nicht angenommen. ††.

Aus Berlin, d. 6. Mai.

[Der Protest der Opposition der Stände, die Debatte über militärische und bürgerliche Ehre".]

In den Lebensfaden des Vereinigten Landtags traten in der vergangenen Woche zwei bedeutende Momente hervor, welche ihm die öffentliche Sympathie, die hier nicht mehr ganz frisch und unversetzt für diese Sache ist, mit erneuter Lebhaftigkeit zugeführt haben. Wir berichten nur der Wahrheit gemäß, wenn wir als den ersten dieser das Landtagsinteresse neu belebenden Momente die Überreichung der von einer Minorität von 130 Abgeordneten unterzeichneten Protesterklärung (in der Abfassung des westfälischen Landraths von Bincke, dieses entschiedenen Vorkämpfers unserer ständischen Opposition) anführen, welche dem Landtagsmarschall der Curie der drei Stände zur Veranlassung einer Beschlußnahme in der Versammlung übergeben werden. Eine eigentlich parlamentarische Form für die Geltendmachung einer solchen Minoritätserklärung mag allerdings nicht vorhanden sein, und noch weniger möchte bei einer wirklich constitutionellen Versammlung dafür eine Anknüpfung zugelassen werden können, indeß man hat uns so oft von einer gewissen Seite her wiederholt, der Vereinigte Landtag Preußens sei kein constitutioneller, sondern eben ein ständischer, daß diese seine nichtconstitutionelle Natur jetzt auch der Wahrung der ständischen Rechte, welche jene Minorität allerdings etwas ex improviso nachschleppen läßt, wohl in der Form zugutkommen darf. Der Landtagsmarschall hat deshalb auch nicht angestanden, diese Declaration anzunehmen, die man als ein nachträglich entstandenes Product der Simon'schen Kritik des preußischen Verfassungspatents bezeichnen kann. Was Simon die „verbrieften Rechte der preußischen Nation" nannte, nämlich die durch die ständischen Gesetze von 1815 und 1820 gegebenen Verheißungen und Zusicherungen, dieser alte Traumbesitz der preußischen Verfassungshoffnungen, welchen die Sophistik gewisser Staats- und Regierungskünstler für verjährt und niemals gesetzlich bestanden erklärt hat, er wird in der von der Minorität abgegebenen Erklärung als ein grundgesetzlicher behauptet und als ein solcher den in dem Patent vom 3. Februar erschienenen Scheinerfüllungen gegenübergestellt. Es ist zu bedauern daß sich diese Ansicht nicht gleich in den Adreßverhandlungen eine bedeutendere Geltung und Wirkung zu verschaffen gewußt hat. Wenn sie sich damals so bestimmt wie jetzt zu organisiren gestrebt, würde sie einen mächtigen Anklang unter den Abgeordneten aller Provinzen gefunden und jedenfalls thatsächliche Ergebnisse herbeigeführt haben, da in beiden Curien entsprechende Gesinnungen nach dieser Richtung hin mehrjährig vorhanden waren. Es hat aber die Überreichung dieser Declaration gleichwohl das Vertrauen im Volke gestärkt daß in der Versammlung das Streben lebendig geblieben, die Rechte der Stände auf ihre eigene innere Basis zu stellen, und auf die Anerkennung ihrer eigenthümlichen Rechtssphäre, in der sie auch durch selbsteigene Macht wurzeln können, hinzuweisen.

Der zweite Moment, durch den wieder eine frischere und bewegtere Luft in die preußischen Landtagsverhandlungen gekommen, ist die Debatte über das den Ständen vorgelegte Beschelthenheitsgesetz. Der politisch-tendenziöse Charakter dieses Gesetzes war in einigen Hauptbestimmungen desselben nicht zu verkennen, indem es den Verlust ständischer und politischer Rechte für eine Person nicht blos von dem die bürgerliche Ehre aufhebenden Richterspruch in Folge eines Processes, sondern auch von der Unverletztheit der besonderen Standesehre, über welche ehrengerichtlich durch die Standesgenossen einer Person entschieden werden, abhängig machen will. In der letzteren Beziehung ist es auch vornehmlich der Ausspruch der militärischen Ehrengerichte der dabei in Betracht kommt, indem, wie das neue Gesetz ausdrücklich verlangt, auch ein von seinen Standesgenossen aus dem Officierstande ausgestoßener Mann nicht mehr zur Ausübung ständischer und politischer Rechte zugelassen werden könnte. Diese Bestimmung erinnert an eine

*) Eine geistvolle Feder beleuchtet hier unsern Lesern noch einmal die schon von unserm ††-Berichterstatter besprochenen, für die Entwickelung in Preußen hochwichtigen zwei Themata. D. Herausg.

Digitized by Google

ganze Reihe trauriger Conflicte zwiſchen militäriſcher Standesehre und bürgerlicher Ehre, deren Schauplatz in den letzten Jahren namentlich die Provinz Weſtfalen und insbeſondere die Stadt Bielefeld geweſen, und die dringend dazu auffordern ſollten, das Phantom einer ſpecifiſchen Standesehre, die ſich von der allgemeinen bürgerlichen Ehre noch beſonders unterſcheiden will, nicht noch ausdrücklich zu nähren und ihm ſogar für den Staat und deſſen wichtigſte politiſche Rechte noch eine neue ausſchließliche Bedeutung beizulegen. Die ſtändiſche Debatte war darüber vornehmlich in der Sitzung vom 1. Mai im gemein anregend und erſchöpfend, und griff in die wichtigſten und eigenthümlichſten Beziehungen des preußiſchen Staatslebens ſchlagend hinüber, wie dies namentlich in den ausgezeichneten Reden der Abgeordneten Meviſſen, Hanſemann, Milde, v. Vincke, v. Beckerath, v. Saucken, zum Theil auch in der Rede des preußiſchen Abgeordneten v. Auerswald (der ſonſt wider alles Erwarten eine ſehr vermittelnde Poſition auf dem Landtag ergriffen) geſchehen iſt. Faſt alle Miniſter nahmen an dieſer merkwürdigen und beziehungsreichen Debatte Theil, und Hr. v. Savigny mußte ſich ſogar ſeinen alten, ihm ſo oft zu Gemüth geführten Ausſpruch, daß unſere Zeit keinen Beruf zur Geſetzgebung habe, mit Bezug auf das Beſcheltenheitsgeſetz, das dieſen Nichtberuf allerdings an den Tag lege, abermals verhalten laſſen. Die Rede des Kriegsminiſters von Boyen, welcher auch den geſchichtlichen Urſprung der militäriſchen Ehrengerichte beleuchtete, konnte zwar durch einzelne biederſinnige und patriotiſche Äußerungen, wie ſie in ſeiner Weiſe liegen, Anklang in der Verſammlung erwecken, aber er vermochte nicht für die Beſtimmung des Geſetzes eine günſtigere Anſicht hervorzurufen, als ſich ſchon überwiegend kundgegeben hatte. Wir müſſen es als ein erfreuliches Zeichen von der in unſern Ständen lebenden nationalen und politiſchen Geſinnungskraft begrüßen daß dieſe Abſicht des Geſetzentwurfes, auch die ſtändiſche und politiſche Ehre von der Standesehre und namentlich von der in einer reizbaren Ausnahmeſtellung ſich gefallenden Officiersehre abhängig machen zu wollen, nicht ihre Billigung und Annahme finden konnte. Die merkwürdigen Vorgänge in der Provinz Weſtfalen, welche faſt die geſellſchaftliche Ordnung einer ganzen Stadt zerſtörten, und die dort vorgekommenen ehrengerichtlichen Erkenntniſſe, durch welche Männer aus dem Officierſtande ausgeſtoßen wurden, die auch nachher noch der Ausübung aller und jeder Ehrenrechte für fähig und würdig gehalten werden mußten, fanden auch in der Landtagsdebatte mehrfachen Wiederklang, namentlich aber der Fall des Gutsbeſitzers und ehemaligen Lieutenants Johanning in Bielefeld, der wegen der berühmten Bielefelder Reſſourcengeſchichte ſeiner Lieutenantsſtelle für verluſtig erklärt wurde, nachdem ihn kurz zuvor die Stadt Bielefeld zu ihrem Landtagsabgeordneten gewählt hatte. Wegen des ihm noch mangelnden Grundbeſitzes konnte er nicht in dieſe ſtändiſche Eigenſchaft eintreten, und ſeine Wahl wird wahrſcheinlich in unſerer nächſten landſtändiſchen Periode zur Sprache kommen müſſen. Die von ihm herausgegebene „Schutzſchrift", unter dem Titel: „Vergänge zwiſchen Militär und Civil in Bielefeld. Als Beitrag zur Charakteriſtik preußiſcher Militärverhältniſſe" (Leipzig, O. Wigand, 1847) enthält die bemerkenswertheſten culturgeſchichtlichen Thatſachen, und kann die verneinende und abweiſende Stellung, welche ſich jetzt unſer Landtag gegen eine Allgemeingültigkeit militäriſcher Ehrengerichte gegeben, nur durch ein eclatantes Beiſpiel beſtätigen. Vielen mag Preußen immer noch für einen typiſchen Militärſtaat gelten, aber indem es eine neue ſtaatliche Entwickelung begonnen, muß es auch den Begriff der bürgerlichen Ehre erweiterter und größer faſſen, als in dem künſtlichen Licht einer abgeſonderten Standesehre möglich iſt. —

Unter den Petitionen, welche der Landtagsmarſchall vorweg abgewieſen und gar nicht in die Abtheilungen hat gelangen laſſen, befindet ſich auch eine zur Aufrechterhaltung der polniſchen Nationalität. Die Urſachen dieſer Ablehnung ſind begreiflich, obwohl der Gedanke traurig macht daß dieſe ſchickſalsvolle Nationalität, für die alle neueren Entwickelungen der Völker und Staaten bedeutungslos vorübergehen, jetzt entweder über oder unter aller Debatte ſteht. (*).

[Franzöſiſche und belgiſche Blätter über den Berliner Landtag.]

Hat man preußiſcher Seits in Paris Rüge erhoben über den herben Ton des Journal des Débats? Die Artikel dieſes Blattes ſind plötzlich mild geworden. Dagegen ſcheint die ſcharfe Kritik der Franzoſen über den Berliner Landtag auf das Journal la Presse übergegangen zu ſein. Hat Hr. Thomas, falls die früheren Berichte der Débats von ihm herrührten, vielleicht blos das Terrain gewechſelt ?(Thomas hat in Deutſchland wegen ſeiner Indiscretion gegen einen Preſſeſyer in Gießen wenig Credit.) — Den Pariſer Charivari würden wir für ſeine Bosheiten ſtreng zur Rechenſchaft ziehen, wenn dies die Aufgabe einer unfreien deutſchen Preſſe wäre. Der Siècle war der Meinung, die königliche Thronrede ſei halb und halb zur Begütigung Rußlands und Öſtreichs gehalten worden, pour doner la pillule à l'Autriche et à la Russie. Der Charivari bemerkte, Preußen habe dieſe beiden Staaten außerordentlich beruhigt. — Von belgiſchen Blättern hält ſich die Indépendance eine Staffette. Die Artikel des Observateur in Brüſſel ſollen von der Feder des Dr. Emil Frensdorff ſein.

[Poeten und Schriftſteller in der preußiſchen Herrencurie.]

Fürſt Lychnowski, wegen ſeiner Abenteuer in Portugal und ſeiner Schriften über Spanien bekannt, gab früher über die Beſchleunigung der ſtenographiſchen Berichte ſein Gutachten. Fürſt Lynar, Verf. des letzten Ritters von Rhodus und anderer Dramen und Gedichte, ſprach neulich das richtige Wort, in unſern Tagen ſeien Vertrauen und Öffentlichkeit ſynonyme Begriffe geworden. Es war die Rede davon den Weißen Saal für Beſuche auf den Galerien zugänglich zu machen. Graf Dyhrn, ſchleſiſcher Standesherr, Verf. eines Drama's: Konradin von Schwaben, äußerte bei derſelben Veranlaſſung, der Druck der Reden mit Namensnennung ſei nur halbe Öffentlichkeit; die Wirkung einer gehörten Rede ſei noch eine ganz andere als die einer geleſenen. — Man fühlt das Bedürfniß dem Weißen Saal Galerien zu geben.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 22. Mai.

Inhalt: Glaubenszwiſt. Novelle von Auguſt Heſſe. — Hans Chriſtian Andersen. — Aus Leipzig, Dresden, Berlin und Peſth. — Petitionen des Allgemeinen preußiſchen Landtags.

№ 21.

Glaubenszwiſt.

Novelle von **Auguſt Heſſe.**

Falſch Gebilt und Wort
Verändert Zeit und Ort.
Goethe.

1.

Im April war's, anno domini 1523, als der junge thüringiſche Graf Felix das Schloß ſeiner Väter, wie er gemeint war, auf ewige Zeiten verließ. Als er bei dem Muttergottesbilde, welches an dem, vom Schloſſe herunterführenden Hohlwege auf einer vorſpringenden, mächtigen Eichenwurzel aufgerichtet ſtand, vorbeiritt, hielt er das Roß ein wenig an und wandte noch einmal den leuchtenden Blick auf das Stammgut ſeiner Ahnen zurück. Nur die äußerſten Zinnen der Thürme wogten über den prächtigen, im erſten Sonnenglanze des Frühlingsmorgens erwachenden Eichen- und Buchenwald hinweg. Wie der Aar auf ſeinem Neſte lag es. »Grüß dich Gott im neuen und im alten Glauben!« rief Felix, mit der ſtahlbehandſchuheten Rechten hinaufwinkend, »du haſt meine Kindheit und Jugend beſchützt. Heil deinem Erbauer, den längſt der grüne Raſen deckt! Möge nie ein Stein in ſeinem Werke wanken, und wenn die Kirchen im Lande längſt zertrümmert liegen, dann ſei du noch beredter Zeuge und ſtolzes Denkmal eines vergangenen, aber lebendig zeugenden Geſchlechts!«

Er wandte ſich jetzt von hinnen, und ſein Blick fiel noch einmal auf das Marienbild am Wege. »Heilige Mutter!« ſagte er, und ein feines, ſpottendes Lächeln zog um ſeine friſchen, mit blondem, gekräuſeltem Bärtchen geſchmückten Lippen, »heilige Mutter, nimm Du die Burg in Deinen Schutz und wehre dem Feind von innen und außen, wofern nicht das blanke Beil eines ſpitzbübiſchen Bauers Dich ſchon über Nacht abhauet zu nützlichem Bedarf!« Dann gab er dem Pferde die Sporen, und leichtfüßig, tanzend faſt, trug ihn das ſchöne Thier den Bergpfad vollends hinab zur Ebene.

Indeſſen ſaß oben Graf Georg, der um wenige Jahre ältere Bruder des Davonziehenden, am Fenſter des ſüdlichen Erkers und ſtützte gedankenvoll das Haupt. Achtlos ſchweifte ſein Auge über die reizende Fernſicht die ſich jenſeits des Waldes aufthat, achtlos hinweg über die näheren Baumzüge, die lachenden Dörfer, die Hügelwellen und den ſich dazwiſchen hinſchlängelnden kleinen Fluß, den Zaubergürtel, den der jüngſte Lenz, als er dieſe Lande durchzog, losgebunden. Als Georg aber am Waldſaume den Stahlpanzer eines Reitersmanns aufblitzen ſah, öffnete er das Fenſter weit und lehnte ſich in die Morgenluft hinaus, und ſein tiefdunkles Auge wurde feucht. Kurz darauf verhüllte eine aufwirbelnde Staubwolke den Reitersmann, den ſcheidenden Bruder, und Georg ſagte leiſe in ſeinen Bart hinein: »Es wird nun ſtill ſein, ſehr ſtill auf dem Schloſſe! Das Getümmel der Welt wird nicht mehr von dieſen Mauern wiederhallen. Holder Friede, Friede des Himmels, ziehe ein!«

Im April war's, anno domini 1523, zu einer Zeit, wo die wiedererwachte Wiſſenſchaft an den heiligen Lampen der Altäre ihre Fackel angezündet und in die Nacht geſchleudert hatte. Wer kennt dieſe Zeit

Digitized by Google

nicht, die Zeit der Befreiung von dem hierarchiſchen Joche Roms, wo nicht blos der Mönch von Wittenberg, nein tauſend und abertauſend Geiſter die auf den Burgen, in den Städten und auf dem flachen Lande ſchon längſt durch die vergangenen Jahrhunderte auf das große Werk der Befreiung vorbereitet waren, ſich aufrichteten und mit Wort und Schwert hinaustraten auf die Gebiete des Kampfes, jene Zeit voll goldner Saat und Frucht zugleich, wo jedes Herz höher und feuriger ſchlug, wo ein reger Schöpfungsdrang jeden Kopf erfüllte, Thatkraft in jeder Männerfauſt zuckte? Nicht ſelbſtſüchtige Gleichgültigkeit, nicht feige Rückſichten hemmten den Drang nach Freiheit, man war noch nicht zu jener verſtändigen Berechnungsart gekommen, an welcher jedes große Werk das mit Luſt und Liebe gehegt ſein will, heutzutage zu Grunde geht. Zu allen Zeiten großer Erhebung ſchließen Herz und Kopf ein inniges Bündniß, geht das Einzelintereſſe unter in den Segnungen der Geſammtheit, und die Feſſeln der Gewohnheit, der Feindin alles Großen und Erhabenen, zerſtieben vor dem Hauche des Genius der in die Weltgeſchichte tritt.

Und da auf der Gewohnheit zumeiſt die ſüßen Freuden des Familienlebens beruhen, ſo kommt's daß in den Stürmen großer Bewegungen auch das, was in dem Leben der Familien Gewöhnung iſt, aus ſeinen Fugen tritt. Liebe und Dankbarkeit die zurückbleiben mögen, ſind an und für ſich nicht ſo mächtige Hebel daß ſie vorübergehenden Zerwürfniſſen hemmend entgegentreten könnten, und man behauptet, es gebe Zeiten wo das Feſthalten an ihnen Verrath ſein würde.

Die neue Lehre hatte auch in dem Leben der beiden thüringiſchen Grafen Epoche gemacht. Noch vor erreichter Volljährigkeit des ältern Grafen verwaiſ't, waren die Brüder in den Beſitz eines alten, aber nicht ausgedehnten Erbes gekommen. Eine Eremitenklauſe wäre den Bedürfniſſen Georgs genügend, ein Königreich voll irdiſcher Schätze den Wünſchen von Felix kaum zulänglich geweſen. Felix, von Natur mit einem lebhaften, ſanguiniſchen Temperamente begabt, durchſtrich mit jugendlich-fröhlichem Sinn die dürftigen, zum Schloſſe gehörigen Forſten, und den glücklichſten Tag ſeines Lebens nannte er den an welchem er die Spur eines auf das Jagdrevier übergetretenen Ebers und durch Zufall faſt zu gleicher Zeit in einem Winkel des Burgkellers ein unbekannt gebliebenes Lager alter franzöſiſcher Weine entdeckt hatte. Alles, was Leben heißt, liebte Felix; er tummelte als achtzehnjähriger Burſch bereits gewandter und verwegner ſein Roß als der geſchickteſte und kühnſte Reiter im ganzen Gau, ſeine Donnerbüchſe holte den Habicht im Fluge herab, und mit heißen, glühenden Wangen konnteſt Du ihn häufig im Kreiſe jugendlicher Genoſſen den tapferſten Ringern den Sieg ſtreitig machen ſehen. Aber es gab auch Zeiten, wo Felix die Stille und ihre Freundin, die dunkeläugige Waldeinſamkeit, ſuchte, zumal beim Sonnenauf- und Untergange. Da ſahſt Du ihn wohl verloren auf einer einſam vorſtrebenden Klippe des Gebirgs ſitzen, umblüht von den roſigen Gluthen des kommenden oder ſcheidenden Tags, vorwärts gelehnt das blonde Haupt und mit feuchtem, blauen Auge das lächelnde Erglühen oder ſehnſüchtige Verbluten der Schöpfung belauſchend, Du ſahſt ſeine Lippen leiſe ſich bewegen, als wollte ihnen ein Gruß, vielleicht wohl gar ein Lied entſproſſen.

Indeſſen pflegte Georg am liebſten einſam in dem höchſten Gemache des Thurmes über Büchern und Atlanten zu ſitzen. Sein ſchwarzes Gelock erſetzte ihm alsdann, ſeine klare Stirn umwallend und ihn einhüllend, den Zauber welchen die Nacht auf einſame Denker und Forſcher übt. Oder er verbrachte die Stunden des Tags im Geſpräch mit dem Kaplan der Burg, einem noch jungen, eifrigen und feurigen Prieſter. Nachts aber ſtand er auf dem Altane, der Wiſſenſchaft pflegend welche damals ſo viele Denker beſchäftigte, der Wiſſenſchaft welche aus der Conſtellation der Himmelskörper die Schickſale der Menſchen zu deuten ſich vermaß. Wenn Felix ſich gern in bunte Farben kleidete, wenn Leben und Geſundheit von ſeinen friſchen Wangen und aus ſeinen klaren Augen ſtrahlte, ſo liebte Georg das einfache, faſt prieſterliche Gewand, und ſeine Wangen waren von jener durchſichtigen Bläſſe verklärt, die das Zeichen von Nächten, durchwacht an der Seite der Muſe, ſind, ſo drückte die große und erweiterte Pupille ſeines tiefen Auges den Blick aus, der mehr nach innen als nach außen gekehrt, mehr auf Träume als auf die Wirklichkeit gerichtet iſt.

So waren die Neigungen der beiden Brüder ſchon von Jugend auf verſchieden geweſen, aber ſie hatten friedlich und geſellig nebeneinander beſtanden, bis zu dem Zeitpunkte wo das Licht der neuen Lehre über dem Erdkreiſe aufzudämmern begann. Naturen wie die des Grafen Georg pflegen nicht ſelten mit Mißtrauen an jede Neuerung zu gehen. Es iſt etwas ſo gar künſtliches um das Syſtem eines philoſophiſchen Geiſtes, und ein Haus aus einem Spiele Karten aufzubauen iſt nicht leichter als die Conſtruction eines ſolchen Gebäudes. Darum, wenn es abgeſchloſſen iſt, ſo ſind

Digitized by Google

wir nicht ſelten auch zum Abſchluſſe mit der Welt gekommen. Und wahrlich, ſehr unbequem iſt es, wenn plötzlich der Hauch eines Mundes dieſes Gebäude umbläſ't, daſſelbe von neuem auf einem andern Grunde, und von andern Plänen ausgehend wiederherzuſtellen, jeden einzelnen Satz aus der verſtäubten Kammer des Gehirns wieder hervorzukramen, auszufeilen und neu einzufügen. Graf Georg war juſt in derſelben Lage. Der neue Glaube paßte nicht in ſein Syſtem, und er wies ihn deshalb, als derſelbe ſchüchtern und leiſe zuerſt hervortrat, verächtlich und ſtolz von ſich zurück. »Das Wort des Predigers von Wittenberg,« ſagte er zu Felix und dem Burgkaplan, »wird ohne Bedeutung verhallen.«

»Das gilt mir gleich!« entgegnete Felix damals, »ich kümmere mich um Pfaffengezänk nicht.«

»Man wird den vorlauten Sprecher in die gebührenden Schranken zurückweiſen!« ſetzte Simon, der Kaplan, mit einem andächtigen Blicke gen Himmel hinzu.

Aber das Wort verhallte nicht ungehört, ein Donnerſturm trug es weithallend über die deutſche Erde. »Herr Bruder,« ſpottete Felix nunmehr, »Du biſt ein falſcher Prophet geweſen. Die Sterne ſagten Dir nicht daß ein einfacher Prieſter thätiger in die Räder der Weltgeſchichte eingreifen werde, als ſo mancher Edle der über nutzloſen Studien brütend, unthätig ſeine Zeit verbringt.«

Dieſe Bemerkung verfehlte nicht ihren bitteren Stachel in der verletzten Bruſt Georgs zurückzulaſſen. Er konnte die Bedeutſamkeit jenes Streites nicht mehr wegläugnen, was er ſo gern gethan hätte, und wenn ſchon ſeine ganze Lebens- und Denkungsweiſe ihn der neuen Lehre abhold machte, ſo wurde er derſelben um ſo feindſeliger, als nunmehr eine verletzte Eitelkeit ihn zum Kampfe gegen dieſelbe antrieb. Hartnäckig daher von vorn herein gegen jede Neuerung eingenommen, hielt er ein prüfendes Eingehen, ſich ſelbſt täuſchend, von ſich fern. In dieſer ſtolzen Verachtung beſtärkte ihn Simon, ein Mann von ſeltener ſophiſtiſcher Gelehrſamkeit, einer Gelehrſamkeit und Feinheit zugleich, wie man ſie nur in den Schülern eines gewiſſen Ordens heutzutage noch wiederfindet.

»Ich kümmre mich um Pfaffengezänk nicht!« hatte Felix geſagt. Bald aber war aus dem Gezänk eine wichtige, hochheilige Sache geworden, die reinſten und ſchönſten Intereſſen des menſchlichen Herzens wurden im Verlaufe dieſes zufälligen Streites angeregt, aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſpielte er ſich hinüber in das Leben ſelbſt, nicht mehr um Glaubensideale, um Freiheit und Knechtſchaft wurde gekämpft. Ein offenes Gemüth wie das von Felix, ein lebenswarmes Herz wie das ſeinige konnte nicht länger unthätig bleiben bei ſolchem Streite. Auf welcher Seite ſein Helmbuſch glänzte, hab' ich noch nöthig, es zu ſagen? Die jugendliche Begeiſterung des neuerwachten Freiheitsdranges riß ihn hinweg zur Partei derjenigen welche in der Lehre Luthers das Evangelium der Freiheit, der langerſehnten, erblickten. Vergebens warnte, die Anſichten Simons wiederholend, Georg vor dem Gifte des falſchen Abendmahlweines, vergebens wies er darauf hin daß gerade ſie, die Brüder, aus einem alten Geſchlechte entſproſſen, ſchon aus dieſer Rückſicht der fluthenden Strömung, welche alle die alten Privilegien des Adels und des Lehnrechts hinwegzureißen drohete, entgegendämmen müßten; — lachend, mit fröhlichem und zuverſichtlichem Jubel ſtürzte ſich Felix in den Strudel der Begebenheiten.

Georg ſah ſeinem Treiben anfänglich mit bedenklichem Kopfſchütteln zu und empfing den Bruder, wenn er Nachts vom begeiſternden Gelage der Freunde zurückkehrte, mit ernſten, würdevollen Mienen. Dann hat er, dann ſuchte er zu überreden, dann warnte er und nahm Bezug auf die Rechte welche ihm die Erſtgeburt über die Meinungen des jüngeren Bruders verliehen haben ſollte. Wenn Felix auch das ängſtliche Kopfſchütteln nicht beachtete und mit heiterem Lächeln die Philoſophien Georgs begrüßte, ſo reizte ihn doch die Überlegenheit, die Georg auf Zufälligkeiten der Natur gründen wollte. »Das ſind Anſichten, Georg«, rief er dem zürnenden Bruder entgegen, »die der verwünſchte Pfaff, der Simon, Dir aufgezwängt hat, der hinterliſtig unſre Herzen entzweien will. O, warum hörſt Du nicht auf mich und verkennſt die Segnungen welche die Zeit uns bietet!«

»Noch bin ich Herr auf meinem Grund und Boden«, verſetzte Georg und ſeine bleiche Wange flammte hoch auf.

»Ja, leider; denn wär' ich's, der Pfaffe müßte beten wie's in meinem Breviere ſteht!«

Dieſe unſeligen Worte erfüllten Georg mit Angſt und Schrecken. »Ich hätte nicht geglaubt,« ſagte er, »daß elende, eigennützige Verführer Dich ſo weit verderben würden. Dergleichen Läſterung war bis jetzt noch unerhört. Möge Gott Dir die Sünde vergeben!«

Das erglommene Feuer war Simon zu ſchüren emſig bereit. »Verwegen und vermeſſen«, ſagte er zu dem bekümmerten Georg, »ſind dieſe Neuerer, be-

Digitized by Google

ſtzloſe Abenteurer die nichts in die Schanze zu ſchlagen, aber Alles zu gewinnen haben. Vor Verwandten-, vor Brudermord, ſelbſt vor Entſetzlicherem beben ſie nicht zurück.«

Dergleichen Einflüſterungen verfehlten ihre Wirkung bei Georg nicht. Und war es denn nicht richtig, hatte die Erſtgeburt nicht das ganze Erbe des Vaters in Georgs Hände gegeben und Felix, den Nachgebornen, arm und güterlos gelaſſen? Bedauerte nicht Felix, von der Hitze der Leidenſchaft hingeriſſen, in Gegenwart Georgs, daß dem ſo ſei? Wenn Georg daher auch ſo finſteren Gedanken, als Simon in ihm hervorzurufen beabſichtigt haben mochte, Raum zu geben ſich ſcheuete, ſo ſtellte ſich doch vielleicht im Laufe der Begebenheiten die für Georg zu fürchtende Möglichkeit in Ausſicht, daß im Fall des Sieges der Gegenpartei an dem beſtehenden Rechte des Beſitzes gerüttelt, durch fremde Herrſchaft das Geſetz des Eigenthums geſtürzt werden würde. Die glückliche Behäbigkeit, die ſorgloſe Ruhe, die zeither gewaltet hatte, war fortan vernichtet. Argwohn hatte ſich da eingeniſtet wo Liebe früher gewohnt.

Es war zwiſchen den beiden Grafen bereits ſoweit gekommen daß friedliche Beſprechungen über den Gegenſtand des Zwiſtes nicht mehr ſtattfanden. Georg erblickte in dem Bruder bald nichts weiter als einen jener Abenteurer die zu jenen Zeiten nicht ſelten die allgemeine Verwirrung zu benutzen wußten, um ſich Glanz und Reichthum zu verſchaffen; er hielt das Streben der Jugend für Entartung, fröhlichen Lebensgenuß für wüſten, gotteslaſterlichen Wandel. Felix war milder zwar in ſeinen Urtheilen, aber zum mindeſten hielt er doch ſeinen Bruder für einen Schwächling, der, durch Simon verleitet und verdummt, der beſſern Erkenntniß den Eingang verwahrte, er hielt ihn für mißtrauiſch und abergläubiſch, für ſtolz endlich und anmaßend, und — warum ſoll es nicht geſagt ſein? — er rechtete wirklich mit dem Himmel, der einem Schwächling, wie Georg, eine Macht gegeben hatte, die zwar an ſich nicht bedeutend, zur Förderung der guten Sache indeß für welche Felix glühete, nicht ohne Mitentſcheidung geweſen ſein würde.

Georgs Weſen verwandelte ſich allmälig ſeinem Bruder gegenüber in finſtern Mißmuth, Felix hinwiederum trat dem Bruder trotziger und heftiger entgegen: die Gegenſätze, die böſen Seiten, die in den Charakteren der Brüder lagen, kehrten ſich von jetzt an hervorſtechend und rückſichtslos heraus. Georg vernachläſſigte ſeine Studien, Felix noch häufiger, als je, die Häuslichkeit; es verging faſt keine Nacht mehr, wo er nicht erſt kurz vor Tagesgrauen auf die Burg zurückgekehrt wäre.

Georg bemerkte argwöhniſch dieſe Lebensweiſe des Bruders; er beobachtete, daß, wenn Felix in ſpäter Mitternacht heimkehrte, ſeine Stimmung eine erhöhete und geſteigerte war; er hörte ihn dann nicht ſelten in ſeinem Gemache heftigen Schritteß auf- und abgehen, oft auch mit lauter Stimme reden; oder er gewahrte, wie Felix, keineswegs in der löblichen Abſicht, Aſtrologie zu treiben, auf den Altan hinaustrat und Stunden lang, auf das eiſerne Geländer gelehnt, in tiefen Träumereien verbrachte. Und doch war Felix, noch ehe der erſte Hahnenſchrei ertönte, wieder zu Roß und ſtürmte hinaus in die Forſten. Was begann er? Was trieb ihn?

Simon muthmaßte eine allgemeine Verſchwörung unter den güterloſen Edelen im Lande, welche beabſichtigen ſollte die Erſtgeburt im Blute zu erſticken. So wurde Georgs Aufmerkſamkeit in ſteter Spannung erhalten. Wenn Felix die Nächte außerhalb des Bettes verbrachte, ſo fand Georg in dem Bette keine Ruh, kein Schlaf kam über ſeine erhitzten Augenlider, und die beſtändige Aufregung, in welcher Geiſt und Körper der beiden Brüder ſich fortwährend befanden, machte ihre Gemüther nur noch reizbarer.

»Ich muß ſehen, was er die Nächte über treibt!« ſagte Georg eines Abends in düſterer Stimmung vor ſich hin, und folgte, in ſeinen Mantel gehüllt, den Schritten des Davoneilenden. Aber nicht zu einem Aufenthaltsorte finſterer Verſchwörer führte die verfolgte Spur. Vor den Fenſtern eines niederen, kleinen Förſterhauſes, in welches Felix eingetreten war, blieb Georg nachdenklich ſtehen. Ein dürftiger Kienſpahn erleuchtete das kleine Gemach, das trotz ſeiner Ärmlichkeit überall das Gepräge eines wohnlichen Behagens trug. Georg gewahrte, am Fenſter lauſchend, wie eine ſchlanke Mädchengeſtalt dem eintretenden Felix mehr entgegenflog als ging. Ihre Züge vermochte er nicht zu unterſcheiden, aber ihr ſchöner ſchlanker Wuchs, die Grazie ihrer Bewegungen riß ihn zu unwillkürlichem Staunen hin. Felix, der Glückliche, umarmte und küßte ſie.

Mißmuthig wandte ſich Georg wieder ab, ihn ärgerte das Glück des Bruders, und er war mit ſich ſelber über ſeine unmännliche Neugier und die getäuſchte Erwartung unzufrieden. Der kalte Märzwind pfiff und ſchnob durch die kahlen Bäume des Waldes, Wolken jagten am Himmel, und ein Fröſteln, das durch

Digitized by Google

den Körper Georgs ging und ihm, dem Ängſtlichen, das drohende Anzeichen einer nahen Krankheit ſchien, ſteigerte ſeine mißmuthige Stimmung.

»Verrathen bin ich und verkauft in meinem eignen Hauſe,« verſetzte er aufgebracht auf eine ſcheinbar aus Beſorgniß geſtellte Frage Simons, »verrathen von Denen die ich für meine beſten Freunde hielt. Ich lebe nicht lange mehr, der Wurm nagt ſchon bei lebendigem Leibe an mir. Aber ich preiſe dies Geſchick, das mich noch vor dem gänzlichem Untergange meines Hauſes ſcheiden läßt, ich werde nicht ſehen, wie mein Bruder eine elende Dirne, die Tochter eines ſeiner Sklaven zum Altare führt.«

»Ihr ſeid erhitzt, Herr Graf,« entgegnete Simon, »mein Gott, Ihr redet im Fieber! — Aber ferne ſei es von Eurem edlen Bruder, eine ſo ſchändliche Mißheirath einzugehen, er wird, er kann es nicht, es gibt für ihn ja keine Sklaven mehr.«

»Gib mir Wein, Du haſt Recht, ein Fieberſchauer durchzieht mich — die Strafe meiner Sünden, weil ich Felix für zu verworfen hielt.« — Er ſtürzte den ihm dargebotenen Becher herab und ſank erſchöpft auf die Polſter des Ruhebetts.

Simon, in die Fenſternische zurückgetreten, beobachtete ihn von hier aus eine Weile forſchend. Ein glattes Lächeln zog über die jugendlichen, aber abgemagerten Züge des Prieſters. In ſolcher Stimmung hatte er ihn noch nicht geſehen, aber dieſe Stimmung war vielleicht berechnet, ſie war günſtig, man konnte in ihr etwas unternehmen. Das Lächeln ſchwand nach einer Weile von dem Antlitze Simons wieder, und als er den zweiten Becher Weines dem Grafen reichte, hatte derſelbe bereits einem Ausdrucke von theilnehmendem Mitgefühl, von einem gewiſſen Grame Platz gemacht.

»Ach Herr,« ſagte er, »ich weiß freilich nicht, ob Ihr geneigt ſeid mir ein williges Ohr zu ſchenken, ich weiß auch nicht, ob Ihr im Stande ſeid, das was ich — das Herz drängt mich dazu — Euch ſagen muß, unerſchüttert zu ertragen. Aber ich kann Euch nicht ſo leiden ſehen, leiden um Jemand der Euch täglich, ſtündlich — — — Ihr habt Recht, wenn Ihr ſagt, Ihr wäret in Eurem eignen Hauſe verrathen und verkauft. Euer Bruder — «

»Weißt Du, Simon, wo mein Bruder jetzt weilt?« unterbrach ihn Georg mit durchbohrendem Blicke. »Nicht Anſchläge gegen den Stuhl des heiligen Vaters, nicht Verrath an dem geheiligten Haupte ſeines Bruders ſchmiedet er — nein! — — «

»Ich weiß«, verſetzte der Prieſter ruhig, »ich weiß, wo Graf Felix jetzt weilt. Ich weiß aber auch daß Euch, Herr, eine augenblickliche Verblendung die klaren und tiefdringenden Augen verſchloſſen hat. Graf Felix befindet ſich zu gegenwärtiger Stunde im Forſthauſe, das links von den Jägerſteinen, verdeckt im Walde liegt.«

Graf Georg ſtutzte einen Augenblick. Dann ſagte er ſpöttiſch: »Du biſt mir nachgegangen, Du biſt beſorgt um mich geweſen.«

»Ich dränge mich nie in ein fremdes Geheimniß,« erwiderte der Prieſter ſtolz, »aber es gibt Geheimniſſe, die ſich uns aufdrängen, in denen wir klarer ſehen als die Betheiligten. Sollte ein ſo ſchlichtes und geringes Mädchen den edlen, mit den höchſten Vorzügen des Geiſtes begabten Grafen Felix dergeſtalt feſſeln können, daß er, alle Rückſichten des Standes vergeſſend, im Hader mit ſeinem erlauchten Bruder, Monate lang das Haus ſeiner Väter meiden ſollte? Wäre eine ſolche Umwandlung durch eine einfache Dirne anders denn durch Zauberei möglich? Ach, es iſt aber auch nicht die niedere Magd allein, welche den Grafen, Euren Bruder, ſo ſehr aus den gewohnten Lebensbahnen geriſſen hat — nein, nein! Und habt Ihr nie erfahren, weſſen Kind des Waldwärters Röschen iſt, und habt Ihr nie bedacht, wohin die breite Heerſtraße führt, welche hart am Jagdhauſe vorbeizieht? Iſt Euch nie kund geworden, welches Verbrechen ſchon lange heimlich und vermummt die Lande durchſchleicht, und habt Ihr nie gehört von einem Junker Görg, der unter Eiſen und Stahl die Mönchskutte trägt und herabſteigt von der Wartburg, durch ſein verlockend Wort das leichtgläubige arme Landvolk zu bethören, zum Abfall von Gott, vom Glauben zu verführen? Ach nein, Euch kümmert das nicht, Ihr leſ't die Geheimniſſe der Sterne und ſorgt nicht um die Dinge, die hier unten auf Erden vorgehen!«

»Mönch, was ſoll das?« unterbrach ihn mit blitzendem Auge der Graf, und ſeine Rechte umklammerte den Becher krampfhaft zitternd.

»Wohlan,« ſagte Simon, mit flammender Stirn vor ſeinen Herrn tretend und das dämoniſche Feuer ſeines Auges auf ihn richtend, »ich vergeſſe mich ſelber und ſetze hintan die Lehren und Regeln der Klugheit, aber mich treibt die Heiligkeit der Sache, für die ich fechten muß. Wohlan, hier ſteh' ich und klage den Grafen Felix an des verbrecheriſchen Umgangs mit der bekannten Haidenroſe, die das Volk eine natürliche Tochter des großen Reformators nennt und die durch Ränke, durch Gift und Zauberei die Herzen der Hoch-

Digitized by Google

geſtellten zum ſchändlichen Abfall verlockt, ich klage ihn an, mit jenem Junker Görg ſelbſt heimliche Zuſammenkünfte zu halten im Forſthauſe an den Jägerſteinen; ich klage ihn an, daß er noch vermeſſenere Pläne im Hirne trägt als jener verworfene Prieſter ſelber, ich klage ihn an des Hochverraths an Kaiſer und Reich, und daß er ſinne auf den Sturz des Beſtehenden.«

»Gerechter Gott! Und Beweiſe für dieſe ſchwere Schuld?«

»Ihr mögt mit eignen Augen ſehen, wenn Ihr jetzt nochmals den Weg zum Waldwärterhäuschen nicht ſcheuet. Ihr möget ſie ſitzen ſehen am hölzernen Tiſch, im traulichen Geſpräch, den ſtahlgerüſteten Junker Görg von der Wartburg und den ſchmucken, lebendigen Felix. Ihre Wangen glühen; ſie rechten um Kirche und Staat, und die Pläne, welche die Nacht gebar, werden Tags darauf frech hinauszutreten in den hellen Sonnenſchein. Die Haidenroſe ſteht hinter ihnen und füllt die zinnernen Krüge mit Wein. Doch — fürcht ich — der Gang in ſpäter Nacht dürfte Euch in Eurer jetzigen Verfaſſung zu ſchwer und zu gefährlich werden. Darum, Ihr habt nur nöthig, den Grafen, Euren Bruder, ſelbſt zu befragen, er wird und kann die Wahrheit meiner Beſchuldigungen nicht in Abrede ſtellen. Werd' ich als Lügner erfunden, ſo biet ich mein Haupt zur Strafe, Ihr mögt alsdann mit mir verfahren, wie Ihr wollt.« — —

Den Theil der Nacht, welcher nach dieſem Geſpräche noch übrig blieb, verbrachte Graf Georg in der ſchrecklichſten Aufregung. Er ſtürzte ganz wider ſeine Gewohnheit ein Glas Weines nach dem andern hinunter, trieb endlich den Prieſter aus dem Gemache und ſchloß ſich ein. Simon, der an der Thür lauſchte, hörte ſeine Schritte im Zimmer halten und vernahm, wie er im heißen Gebete den Himmel anrief, den verirrten Bruder auf den richtigen Weg zurückzuführen und ihm ſeine Sünden zu vergeben. Dann hörte der Mönch wie die Thür aufgeſchloſſen wurde welche zu dem Altan hinausführte, von welchem aus Graf Georg die Sterne zu beobachten pflegte. Bei dem Geräuſch, welches das Öffnen dieſer Thür verurſachte, nickte der Mönch wohlgefällig mit dem Kopfe und ſchlich dann behutſam und auf den Zehen den Corridor entlang von dannen.

Mit ernſten Mienen empfing am andern Morgen Georg den eintretenden Simon. »Ich habe,« ſagt' er, »aus den Sternen geleſen daß die Eröffnungen, welche Du mir geſtern Nacht gemacht, nicht alles Grundes entbehren. Mir iſt ein ſeltſames Wunder dieſe Nacht begegnet. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt, Du wirſt ihn löblich finden.« —

Mehrere Wochen hindurch nach dieſem Vorfalle verließ Graf Georg ſein Zimmer nicht und ſprach Niemanden; Niemand außer dem Prieſter, welcher ihm ſogar das Eſſen beſorgte, durfte um ihn ſein. Felix machte einige Anſtrengungen den Bruder zu ſprechen, ward aber zu ſeinem großen Ärger durch den Mönch, ohne durchgedrungen zu ſein, ſtets zurückgewieſen. Es verlautete unter der Dienerſchaft, Graf Georg wolle in ein Kloſter gehen, zuvor aber in einem letzten Willen das Schloß mit ſeinen Zubehörungen der nächſtgelegenen Abtei vermachen.

Auch zu Felix Ohren drang dies Gerücht, und er hatte Grund genug aufs Neue Verſuche zu machen, um in die Gemächer ſeines Bruders einzudringen. Als ihm auch diesmal Simon den Eintritt ſtreitig machen wollte, packte er ihn mit feſter Hand, warf ihn, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, bei Seite und trat dann mit ſicheren ſtolzen Schritten ein in das hohe Bogengemach.

Georg, bleich und ſichtlich verfallen, kam ihm mit düſter glänzenden Augen entgegen. »Unſeliger,« ſagte er, »ſoweit biſt Du in Deinem Frevel vorgeſchritten, daß Du nun ſchon Hand an den Geweiheten des Herrn zu legen wagſt!«

»Es hat Niemand das Recht,« verſetzte Felix mit blitzendem Auge, »mich von dem Herzen meines Bruders fern zu halten.«

»Du biſt ihm längſt entfremdet,« verſetzte Georg düſter, »und die Stunde der Umkehr liegt ſchon im Schooße der Ewigkeit.«

Felix lachte hell auf. Die Friedlichkeit, mit welcher Georg ſprach, entlockte ihm unwillkürlich dies Lachen.

Georg erglühte. »Der Teufel lacht aus Dir!« ſagte er.

Felix, das Kränkende ſeines Benehmens fühlend, biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

Nach einer Pauſe, während welcher er anſcheinend gedankenlos mit den Rädern ſeiner Sporen, die Ferſen aneinanderſchlagend, geſpielt hatte, ſagte Felix wieder: »Sage mir, Georg, iſt's wahr, was ſich die Dienſtleute leiſe zuraunen, und was Dein Bruder auf dieſem Wege, auf dieſem! erfahren mußte, iſt's wahr daß Du den Panzer mit der Kutte vertauſchen und dieſe ſchöne Beſitzung der Kirche in den unerſättlichen Mund ſtecken willſt?«

Digitized by Google

»Ein Ketzer mindeſtens,« erwiederte Georg ausweichend, »ſoll einſt mein Erbe nicht ſein.«

Felix warf dem Bruder einen zornſprühenden Blick zu, aber hielt noch an ſich und ſchwieg. Wieder trat eine Pauſe ein.

»Wo verkehrſt Du die Nächte?« fragte Georg, die Stirne faltend.

»Ich kann Dir kein Recht einräumen,« entgegnete Felix, »Deine Fragen ſo gebieteriſch zu ſtellen.«

»Ich kenne Deine Wege,« verſetzte Georg, »Dein Treiben im Häuschen bei den Jägerſteinen iſt mir nicht unbekannt. Du entehrſt unſern Namen, Du ſchändeſt unſre Familie!«

»Wer, wer wagt dieſe Läſterung!« fragte Felix in leidenſchaftlicher Haſt jetzt aufſpringend und an das Schwert ſchlagend.

»Kennſt Du die Haidenroſe? Kennſt Du den Junker Görg?«

»Daß ich ſie kenne, iſt mein Stolz!«

»Und weißt wer dieſe Menſchen ſind, und kennſt ihr Verbrechen?«

Felix lachte abermals, aber in bitterm Zorne auf: »Verbrechen? Bruder, wenn Du es nicht wäreſt, der dieſen Schimpf ausſpräche, bei Gott —! Doch halt! ich muß mich faſſen. Verbrechen ſagſt Du? Ha! nie ſchlug ein edleres, ritterlicheres Herz unter dem Harniſch, als das des Doctor Martin, nie war eine Blumenknoſpe duftiger, keuſcher und ſchöner als das Haidenröschen. Fürſten mögen von dem unerſchrockenen Prediger ehrenhafte Tugend und männliche Geſinnung lernen, und die Fräulein am Hofe in Sammet und Seide bei dieſem armen Kinde erfahren was Weiblichkeit, Sanftmuth und Reinheit heißt!«

»Das iſt ein offenes, freies Bekenntniß,« ſagte Georg, wie mit einem Abweſenden verkehrend, und die Augen ruhig zur Decke des Zimmers aufſchlagend. »Er ſelbſt hat ſich überführt. Seine Schuld iſt gewiß. Höre denn, was mir der Himmel, den ich in brünſtigen Gebeten um das Heil und die Rettung Deiner Seele angefleht, höre, was der Himmel mir eingegeben: Dieſer unſelige Zwiſt, der ſchon ſeit langen Zeiten den Frieden dieſer ehrwürdigen Hallen zerſtört hat, ihm muß ein Ziel geſetzt werden. Im Lande ſtreckt die Flamme der Zwietracht ihre Doppelzungen gierig aus, in ihrem Scheine ſtehen Geſchlechter und Stämme gerüſtet einander gegenüber, der Sohn mißgönnt dem Vater den Beſitz, der Bruder dem Bruder das Erbe. Ich weiß daß ich Dir ein Dorn im Auge bin — aber noch liegt keine Felonie zwiſchen uns, noch iſt es Zeit einen Vergleich, einen ritterlichen Vergleich einzugehen. Ich kann Deine Anſichten neben den meinigen nicht dulden, ferne aber ſei es von mir, die alten durch graue Jahrhunderte geheiligten Rechte der Lehnfolge zu beugen, der Linie, welche nach mir beſitzen wird, Dir Dein Erbe zu entreißen. Ich wiederhole daß ich Deine Anſichten neben den meinigen nicht ertragen kann, ich ſetze aber auch hinzu, daß mir es unmöglich iſt den Glauben meiner Väter zu verlaſſen und Ketzer in Wort und Geſinnung zu werden. Ich frage dich deshalb, willſt Du, ein reuiger Sohn, zurückkehren in den Schooß des Glaubens, zu mir?«

»Der Pfaffe ſpricht aus Dir, ſo wohlgeordnet ſind Deine Worte!« verſetzte Felix raſch und heftig. »Iſt das Dein Vergleich?«

»Nun wohl, ich kenne Deinen Starrſinn und ſah dieſe Antwort voraus. Höre weiter. Ich fürchte Dich nicht, aber ich weiß daß die neue Lehre den Brudermord predigt, wenn durch denſelben für das Reich der Empörer ein Gewinn zu hoffen iſt. Ich fürchte Dich nicht und halte Dich nicht für durchaus ſchlecht. Aber es läßt ſich nicht vorausſehen zu welchem Ziele Dich Dein Beginnen hinführen wird, wenn das Verhältniß zwiſchen uns in dem Maße, wie es begonnen, weiter zerfällt. Dieſe Beſorgniſſe reiben mich auf, und Du auf der andern Seite wirſt in Deinen Beſtrebungen durch meinen Beſitz beengt. Der Knoten, von dem dieſe verworrenen Fäden ausgehen, und den wir zerhauen müſſen, liegt im Glauben. Ich weiß kein anderes Mittel, ihn zu durchhauen, als — das Schwert! Wohlan denn, hier liegt mein Handſchuh; ich fordere Dich, Graf Felix, zum ritterlichen Kampfe, zum Kampf mit guten und rechten Waffen, auf Leben und Tod! Vorher indeß gib mir die Hand — wir zürnen einander nicht, und laß uns als Bedingungen feſtſtellen: Fällſt Du im Kampfe, Du haſt mir nichts zu bieten, ſo biſt Du dem Himmel gerecht geworden; fall' ich, ſo ſei das Schloß, die Waldungen und Alles was dazu gehört, Dein freies Eigenthum, Du ſollſt ſchalten und walten damit nach Deinem Belieben, magſt Du es in Ketzerhände bringen, magſt Du dem alten Glauben treu bleiben.«

»Armer Bruder,« ſagte Felix ironiſch, »abenteuerlich genug iſt dieſer Plan, um mich zu reizen; indeß bedenke, wie wenig Du geübt biſt, das was Dein erfinderiſcher Kopf geträumt auszuführen. Dieſe ſchwache Hand — —«

»Gott wird entſcheiden!« unterbrach ihn mit ſtolzer Zuverſicht der ältere Bruder. »Glaube nicht daß

Digitized by Google

die Auskunft, die ich Dir an die Hand gegeben, der Einfall eines Augenblicks ſei, ſie iſt die wohldurchdachte Eingebung von Wochen, in heißem Gebete zugebracht. Simon ſchlug mir als Löſung dieſes Zwieſpalts Deine Entfernung von der Burg vor. Ich habe nicht die Macht dazu und kann auch nicht ſo grauſam, ſo feindlich gegen Dich geſinnt ſein. Auch iſt mein Verſtand nicht befangen, ich ſehe ein daß nicht jeder Plan, den mir der Prieſter gut heißt, zu meinem Heile führen dürfte. Ich bin daher der Stimme meines Herzens und der goldnen Schrift des Himmels, die nie trügt, gefolgt. Zieh, und vertheidige Dich!«

Mit dieſen Worten drang er auf den Bruder ein.

Felix konnte — das war ihm zur feſten Beſonderheit geworden — keinem noch ſo gefährlichen Wettkampfe ausweichen; er konnte kein Schwert blitzen ſehen und dann noch das ſeinige ruhig in der Scheide laſſen. Mechaniſch daher und als könnt' es nicht anders ſein, keineswegs jedoch in der Abſicht, den Bruder zu verletzen, riß er, als Georg auf ihn eindrang, ſein Schwert aus der Scheide. »Georg!« rief er, indem ſeine Augen von Kampfesluſt funkelten, »das iſt ein prächtiger Einfall. Mit Dir hab' ich mich noch nicht gemeſſen. Aber decke Deinen Kopf beſſer. Acht gegeben! Soll ich wie ein Fechtmeiſter zählen? Eins, zwei —!«

Bei drei hatte eins kräftige Legade dem Grafen Georg das Schwert aus der Hand gerungen und es klirrend hoch empor zur Decke geſchleudert.

»Biſt Du nun bekehrt?« lachte Felix fröhlichen Sinnes, indem er das Schwert des Bruders vom Boden aufhob und demſelben behändigte.

Georgs Wange nahm bei dieſen Worten Todesbläſſe an. Die Schmach, ſich überwunden zu ſehen, riß ihn zu leidenſchaftlicher Heftigkeit hin, und wenn der begonnene Kampf den Ärger bei Felix abgekühlt hatte, ſo hatte derſelbe auf der andern Seite den Grimm Georgs angefacht. »Knabe!« rief er, und ſeine Augen ſprangen, zwei beutegierige Löwen in den Augenhöhlen umher, »Knabe, nicht durch elende Fechterkünſte wirſt Du meinen Glauben erſchüttern. Auf dieſem Felde handelt es ſich um Leben und Tod. Heil und Ewigkeit hängen hier an der Spitze des Schwertes. Es gilt Dein oder mein Blut!«

»Dein Auge muß ruhiger ſein, wenn Du fechten willſt!«

»Wahre das Deine!« rief Georg, in welchem die ganze, lang verhaltene Kraft, die von den Lehren des Glaubens und der Philoſophie gebändigten Leidenſchaften entfeſſelt tobten. Er wüthete mit dem Schwerte wie ein blinder Fanatiker.

Auch Felix wurde durch ſeine immer rege Kampfesluſt in den Streit nochmals hineingezogen, aber begnügte ſich die Angriffe Georgs unſchädlich zu machen, und hoffte auf dieſe Weiſe den Bruder zu ermüden, ohne ihm zu ſchaden.

So geſchah es auch. Georgs Angriffe wurden immer kraftloſer, matter, ſeine Streiche ſchwächer. »Halt ein!« rief Felix jetzt, »halt ein! Noch iſt kein Bruderblut vergoſſen, und Gott ſei gedankt! während des Kampfes ſelbſt iſt mir ein anderes Auskunftsmittel eingefallen.«

»Simon,« fuhr er nach einer Pauſe, als Georg erſchöpft ſeine Waffe ſinken ließ, fort, »Simon hatte ſo Unrecht nicht, als er Dir anrieth mich von der Burg zu verbannen. Deine Liebe iſt von mir gewichen, Du witterſt Verrath in dem Unſchuldigſten was ich thue, und die Angſt vor Deinem Bruder zehrt Dein Leben auf. Ich will freiwillig gehen, freiwillig die Plätze meiden, die mir durch Geburt und durch Gewöhnung die liebſten auf der Erde waren. Das Glück klebt ja nicht an der Scholle, auch in fernen Landen mag es blühen. Es wird mir blühen, ſo lange das Mark meinem Arme, der Stahl meinem Degen nicht fehlt. Der Stern — fügte er bitter hinzu — der das Haus Deines Lebens feindlich bedrohte, er mag in nebelvoller Ferne untergehen, der Deinige aber, nach jenes Falle hell, klar und heiter wie ſonſt glänzen!«

Dieſe Worte, von Felix bewegt und nicht ohne Rührung geſprochen, ſchienen auf Georg Eindruck zu machen.

»Du haſt kein Urtheil der Verbannung gefällt,« fuhr Felix fort, »ich gehe aus freiem Entſchluſſe. Du botteſt mir vor unſerm Waffengange noch eben die Hand zum Zeichen daß Du mir nicht zürneſt, ich reiche ſie Dir zum Abſchiede zurück, auch ich ſcheide ohne Haß.«

Georgs Rechte zitterte, als ſie die des Bruders berührte, ſein braunes Auge ſuchte vor dem mild verſchwimmenden Blicke von Felix den Boden. Dann trat er einige Schritte zurück und beſchattete eine Weile mit der Hand die Stirn. »Felix,« ſagte er, »Dein Entſchluß, zu gehen, war vielleicht hochherziger als der meinige, der Dich zum Kampfe rief. Ich bin beſchämt und muß Dein Opfer dennoch annehmen. Mit ahnungsvollem Blicke ſeh' ich voraus in die Zukunft, es gemahnt mich, daß der Friede, zu dem unſre Herzen in dieſem Augenblicke der Rührung ſich neigen, nicht von Dauer ſein kann. Der Riß der uns trennt, liegt

Digitized by Google

in unſerm innerſten Weſen, in den heiligſten und geweihteſten Grundzügen unſeres Daſeins. Die Trennung, die längſt vorhanden iſt, ſie mag ſich auch äußerlich darſtellen. Vielleicht daß die örtliche Entfernung Dich zu der richtigen Erkenntniß leitet, und daß bei einem künftigen Wiederſehen da Einklang iſt, wo wir jetzt mißtönig auseinanderfallen.«

»Die Kraft die Du erkannt haſt, ſollſt Du nicht mehr fürchten!« Das war, was Felix dem Bruder, ihn vielleicht beſſer als er ſich ſelbſt erkennend, zuletzt entgegnete. Ihn ſchmerzte die Erkenntniß, daß da, wo er eine tiefe unheilbare Trennung bis jetzt noch nicht angenommen hatte, dieſelbe längſt vorhanden war. Er hatte nicht geglaubt, ſo weit ſchon von dem Bruderherzen entfernt zu ſtehen. Daß er dies jetzt durch Georgs Benehmen erfuhr, drückte den Stachel der Bitterkeit in ſein leicht erregbares Herz, und als ihm am andern Morgen ſein Renner geſattelt und bepackt vorgeführt wurde, konnte er es nicht über ſich gewinnen dem Bruder ein nochmaliges Lebewohl perſönlich zu ſagen.

So ſchied er in der Helle des Frühlingsmorgens ohne Gruß und Abſchiedswort von dem Stammſitze ſeiner Väter.

2.

»Es wird nun ſtill ſein, ſehr ſtill auf dem Schloſſe, das Getümmel der Welt wird nicht mehr von dieſen Mauern wiederhallen!« hatte Georg, als Felix davonzog, leiſe vor ſich hin geſagt — eine Prophezeiung, zu der es keiner gelehrten Studien bedurfte. Das ganze Heer der Jagdmeute war verſtummt, kein Horn erklang mehr in den Forſten, kein Lied beim frohen Gelag, kein Hufſchlag dröhnte mehr über den gepflaſterten Burgzwinger. Der Frühling, der draußen die Welt mit ſeinen reichſten Gaben überſchüttet hatte, an den Mauern des Schloſſes war er kalt und theilnahmlos vorübergegangen. Gähnend und mit ſchläferigem Schritte durchzog die Zeit die verwaiſ'ten Hallen. Nur das Glöckchen in der Capelle mit ſeinem eintönigen hellen Geläut erinnerte raſtlos an die Flucht der Stunden und mahnte, daß auch in thatenloſer Ruhe, in theilnahmloſem Schlummer die Sandkörner unaufhaltſam rollen, hinab in die Urne des Vergeſſens.

Eine ſolche Ruhe konnte Georg ſich unmöglich erſehnt haben; er verſuchte ſich ſo gemächlich als möglich einzurichten, aber die Gewohnheit, die feſter und tiefer ſich eingräbt in derartige Naturen, gerieth mit dieſen Neuerungen beſtändig in Widerſtreit. Fiel ihm ein Pergament in die Hände, ſo war er ſicher, irgend eine Randbemerkung von Felix in derſelben aufzufinden, und wenn er ſie nicht zufällig fand, ſo ſuchte er abſichtlich danach. Sein größter Schrecken aber war es, als er eines Tages auf den Altan hinaustretend, von welchem aus er Nachts die Sterne zu obſerviren pflegte, zufällig am Geländer ein Bändchen, welches ein goldnes Schlößlein trug, hängend fand. Es war ein Medaillon an einer Schnur von glänzenden ſchwarzen Haaren. Er betrachtete es näher, öffnete die Kapſel, und das Bild eines Mädchens, ein ſo liebes, ſchönes Bild daß er daſſelbe lange und unverwandt betrachten mußte, ſprang in ſeine Augen. Die Haarſchnur an der das Medaillon befeſtigt war, rührte offenbar von dem Mädchen ſelber her, das auf demſelben abgebildet war. Welch reiches volles rabenſchwarzes Haar, ſeitwärts glatt und eng anſchließend an die ſchönen blendendweißen Schläfe, von der Stirn rückwärts gelegt, um freier den Sitz ſinniger, zarter Gedanken hervorzuheben, hinten in einen dichten, weiten Kranz gewunden, unter welchem die Überfülle in duft'gen, kleinen Locken dem ſanft gebogenen Nacken ſich anſchmiegte! Schwarz und ſtolz die Augenbrauen, demüthig die ſeidne, lange Wimper und darunter im milden Feuer glänzend ein Paar braune, ſeelenvolle Augen, roſige Wangen und ein würziger, friſcher Mund, an welchen ſinnend ſich der Zeigefinger der reinſten, wohlgeformteſten Hand lehnte. Und über das ganze Bild ein Zauber von Jugendlichkeit, ein Duft der Seele ergoſſen, der in dem Herzen des Beſchauers eine unwillkürliche, warme Theilnahme erweckte. Es lag ein Etwas in dieſem Bildchen, das von einem ſtillen Dulden und Ergeben, einem ſchmerzlichen Verſtummen, kurz, von einer Wunde zeugte, die Zeit und Schickſal geſchlagen haben, Reinheit und Größe der Seele aber verborgen und verdeckt halten mochte. Am Rande ſtand von ungeübter Hand eingekritzelt das Wort: Haidenröschen.

Georg konnte ſich von dem Anſchauen dieſes Bildes nicht losreißen. Ein Madonnenbild hatte nie ſeinen Eindruck auf ihn verfehlt, und es kam ihm, als er plötzlich in ſeinem Anſchauen durch irgend ein Geräuſch geſtört wurde, vor, als begehe er eine Sünde, der Wehmuth, die ihn aus dieſem weltlichen Madonnenbildchen anwehte, ſich hingegeben zu haben. Aber er wagte nicht, das Bild zu vernichten und hing es vorſichtig genau an demſelben Eiſenſtabe, an welchem er es gefunden, wieder auf.

Dieſer Fund verleidete ihm den Aufenthalt auf dem

Digitized by Google

Altan, eine gewiſſe Scheu hielt ihn fortan von dieſem Platze zurück; er wagte die Sterne nicht mehr zu beobachten, und wenn er in lauen Sommernächten dieſer ſeiner alten Neigung obzuliegen ſich anſchickte, ſo kam er niemals weiter als bis an die Thür zum Altan. Er lauſchte hier, er glaubte im Windeswehen das Medaillon an das Geländer anſchlagen zu hören, ſein Herz klopfte laut und dörbar in der Bruſt — aber er wagte nicht einzutreten und den Zauber zu entfernen; kopfſchüttelnd und langſam ging er jedesmal in ſeine Gemächer zurück.

Wie weit glücklicher als ich — dieſe Bemerkung drängte ſich ihm unwillkürlich immer von neuem auf — war Felix! Kein anderer als er, hat den Namen Haidenröschen auf das Medaillon geſchrieben. Hab' ich ihm nicht durch ſtolze Geringſchätzung ein Glück zerſtört, das mir ſelbſt, wenn ich deſſen Werth gekannt hätte, begehrlich geweſen wäre? Spricht nicht auch Religion aus dieſen kindlich frommen Augen, liegt nicht eine Tugend in dieſen ſtill ergebenen Zügen, bedarf es des Schwertes im Herzen, um und das göttliche Leid zu verſinnlichen?

Die gelehrten Streitе mit Simon wurden ſeit Felix' Abreiſe ſeltner, und das war natürlich. Felix mußte genannt werden, um die Conſequenzen der Gegenrichtung zu ſchildern; die Nennung dieſes Namens war Georg anfänglich unbehaglich, dann ſogar ſchmerzlich, und insbeſondere verletzte es ihn, wenn Simon, ein gewandter Taſchenſpieler, die Perſon mit der Sache verwechſelte und die Vorwürfe von der letzteren auf Felix ablenkte. Verſprach ſich Simon von dieſer Verwechslung Vortheile, ſo beging er einen großen Rechnungsfehler, einen größeren vielleicht noch, als er die Ruhe und den Frieden, die jetzt zurückgekehrt ſeien, ſchildernd, ſelbſtgefällig darauf hinwies, wie er, Simon, es geweſen, welcher die Entfernung des Felix angerathen. Denn hier verletzte er zuvörderſt die Eitelkeit Georgs, indem er deſſen Vorſchlag, den Streit durch das Schwert zu entſcheiden, zu Gunſten ſeines eigenen Anſchlages herunterſetzte; ſodann aber auch legte er der Lobrede auf ſich eine falſche Thatſache zum Grunde: der Frieden und die Ruhe, die er vorausſetzte, waren ja leider nicht, mindeſtens nicht in dem Gemüthe Georgs vorhanden. Unbefriedigt wandte ſich daher Georg von ihm ab.

Einſame Ausflüge zu Fuß und zu Pferd in die Umgegend, die Georg ſonſt nicht geliebt hatte, beſchäftigten ihn jetzt den größten Theil des Tages. Die Einſamkeit heilt alle Wunden des Gemüths und des Denkens. Auf dieſen einſamen Gängen war es wo Georg zuerſt auf die Principien ſeines Syſtems zurückging, wo ihm eine Ahnung davon aufdämmerte daß die Grundpfeiler ſeiner Anſichten möglicherweiſe auf unterhöhltem Boden ſtehen könnten. Der friſche Hauch der Natur wehte um ſeine Stirn, und jemehr ſein inneres Seelenleben ſeit langen Jahren in Verdumpfung und todtenähnlichen Schlummer verſenkt geweſen war, umſomehr überraſchte ihn das reiche Leben in Wald und Au', das ſeine Reize vor ihm entfaltete. Es war als wenn er erſt jetzt von den Dingen um ſich her Kenntniß nähme, und wie ein Kind ſagte er ſich zuweilen verwundert vor, wenn er bei einem prächtigen, vollbelaubten Eichbaume ſtillſtand: das iſt eine Eiche. Daß die Vögel ſo gar herrlich ſangen, hatte er in ſeiner trüben Studierſtube faſt ganz vergeſſen — ſein Ohr konnte nicht ſatt werden, ihre Melodien anzuhören, und er wagte es endlich ſogar, in einer ſchwülen Mittagsſtunde ſich ſchüchtern, und nachdem er ſich durch eifriges Umherblicken überzeugt daß es Niemand gewahre, ins duftige und blumige Waldgras hinzuſtrecken. Sein ſiecher und verwelkender Körper erholte ſich allmälig in dieſer heilenden Umgebung, ein mattes Roth kehrte auf ſeine Wange zurück, und ſein Auge nahm einen beſtimmteren, feſteren Ausdruck an. Ach! wer es weiß, in welchem innigen Verbande Geiſt und Körper mit einander ſtehen, wie die Stimmungen des letzteren rückwirken auf die fröhliche oder verkümmerte Entfaltung des erſteren, wer es weiß daß der Engel des körperlichen Flügels bedarf, um ſich über den Schmutz der Erde in den reinen, klaren Himmel zu erheben, der wird den Stein auf jene düſteren, zerfallenen, empfindlichen, reizbaren und ängſtlichen Naturen ſeiner Umgebung nicht werfen können.

Am häufigſten aber fand er ſich — ohne daß er ſelber wußte wie es kam — auf den Wegen wieder, welche Felix zu wandeln gewohnt geweſen war, und auch daheim auf der Burg ſtand er nicht ſelten vor irgend einem Geräthe ſtill, wenn er ſich erinnerte daß Felix es einſtmals berührt hatte. Es überſchlich ihn dann jedesmal ein gewiſſes Gefühl der Verlaſſenheit, wie wir es um einen lieben, verſtorbenen Freund empfinden, der eine Kränkung, die wir wieder gut zu machen nicht Zeit genug hatten, mit ſich genommen. Wenn ſein Blick von den Fenſtern des Schloſſes aus die Ferne maß, ſo ſuchte er auch wohl die Stelle, die Richtung des Himmels auf, wo Felix jetzt weilen konnte. Nur die Vorzüge des Bruders noch waren es, welche jetzt in der Erinnerung des Grafen haften,

Digitized by Google

und er bat dem Geſchiedenen im Geiſte das Unrecht ab, er widerrief die herben Vorwürfe die er dem Anweſenden ſo häufig gemacht hatte.

Auf ſeinen Spaziergängen hatte er nicht ſelten auch Gelegenheit, die Geſinnungen der Menſchen die ihm zunächſt wohnten, kennen zu lernen; er konnte ſich nach einigen wenigen ſolchen Geſprächen nicht mehr verhehlen daß ihm bei ſeiner früheren Lebensweiſe ſo manches bedenkliche Anzeichen von friſcher, ſich regender Kraft im Volke entgangen ſei; er hatte bis jetzt — wovon er nunmehr die Überzeugung gewann — nicht geglaubt daß die neue Sekte bereits tiefe und bleibende Wurzel in den Herzen ſeiner nächſten Umgebung geſchlagen. Bei dem Landvolke ſelbſt hatte er bis dahin, ohne es zu wiſſen, in dem Rufe eines finſtern, menſchenfeindlichen Herrn geſtanden; man wußte daß er dem neuen, von dem Volke angenommenen Glauben abhold ſei, und man hielt ſeine Zurückgezogenheit für Zorn und Mißtrauen. Die ihm Begegnenden wichen ihm daher anfänglich finſter und ohne Gruß aus, und er war in der Folge gewiß, die Wege die er zu betreten pflegte, ſtets menſchenleer zu finden. Er machte dieſe Wahrnehmung bald und nicht ohne Schmerz. Allmälig aber gewöhnte man ſich an ſein Kommen und Gehen; der erſte freundliche und herzliche Gruß den er ſprach, trug ihm die reichſten Früchte ein. Man flüchtete nicht vom Wege, wenn er daher geritten kam, man wagte ſich enger an ihn heran, und die Herzen aller Kinder in dem, dicht am Waldesbange gelegenen Dorfe waren ihm mit einem Male zugewandt, als er eines Tages die Taſchen von den Näſcherein, die er — glücklicher Einfall! — eigends zu dieſem Behufe zu ſich geſteckt hatte, unter ihnen ausleerte. Seine Freundlichkeit wurde mit offener Herzlichkeit von Jung und Alt entgegengenommen, und ein reiches, neues Leben, Ausſichten auf eine ſegensreiche, erſprießliche Thätigkeit eröffneten ſich vor ihm. Er wurde jetzt erſt inne was es heißt, von ſeinen Untergebenen geehrt und geliebt zu ſein, und er erfuhr welche allgemeine Achtung und Liebe der heitere, gefällige Sinn ſeines Bruders dieſem überall erworben hatte.

Mit ſolchen Erfahrungen bereichert, kehrte er eines Abends ſpäter als gewöhnlich zum Schloſſe zurück. Der Mond war aufgegangen, und ſeine volle Scheibe, über den Wipfeln der Bäume am blauen Himmel ſchwebend, hätte die Wege dem einſamen Reiter zeigen können, wenn derſelbe nicht, in tiefe Gedanken verſenkt, ſich ganz den Bewegungen ſeines Thieres überlaſſen hätte. So kam es daß er aus ſeinen Grübeleien erwachend und um ſich ſchauend, plötzlich den Pfad verloren und ſich mitten im tiefſten Dickicht ſah. Er lenkte um und ſuchte den richtigen Weg wieder zu gewinnen, aber das Mondlicht, das ſelbſt in der hellſten Sommernacht trügeriſch iſt, täuſchte auch ihn, und nach Verlauf einer mühſam zurückgelegten Stunde fand ſich der Graf juſt auf derſelben Stelle wieder, von welcher er ausgegangen. Da ihm das Geſträuch den weiteren Durchgang wehrte, ſo ſtieg er vom Pferde, faßte dasſelbe am Zügel und bahnte ſich mit dem gezogenen Schwerte den Weg, immer in gerader Richtung vordringend, bis er ſich auf einer etwas gelichteten Waldſtelle, über welche ein ſparſam betretener Weg hinlief, befand. Ermüdet, wie er war, wollte er hier wieder ſein Roß beſteigen, als dieſes vor einem dunklen Gegenſtande, der ſich gerade vor ihm im Gebüſch bewegte, ſich aufbäumte und den Grafen heftig zu Boden ſchleuderte. Der Sturz raubte ihm auf einige Augenblicke die Beſinnung, und als er, noch immer auf dem Boden liegend, allmälig wieder zu ſich kam, gewahrte er, wie im Mondlichte eine weibliche Geſtalt beſorglich ſich über ihn neigte und ihm die Schläfe mit einer ſtärkenden, kühlenden Flüſſigkeit, vermuthlich aus einem nahen Quell geſchöpftem Waſſer, netzte. Magnetiſch wirkte dieſe Berührung auf ihn. Schmerzen fühlte er nicht, aber er war noch immer nicht im Stande ſich zu regen; wie in einem tiefen Traume, und doch wieder mit wachen Sinnen nahm er das was um ihn vorging wahr. Ein lieblicher Zauber ſchien ihn im Anſchauen des über ihn gebeugten Mädchens ergriffen und gefeſſelt zu haben. Er hatte dieſe Züge bereits geſehen, und ſowie der Gedanke ihn durchzuckte: das ſind die Züge welche auf dem goldnen Medaillon abgebildet, da war ſeine volle Beſinnung zurückgekehrt. Seine Hand zuckte nach dem Herzen, und ihm war als hätte er dort das Medaillon verborgen und müßte es, um zu vergleichen, hervorholen. Mit dieſer äußerlichen Bewegung war auch die Regſamkeit ſeines Körpers zurückgekehrt.

»Ein heftiger Fall,« ſagte er, leichtfüßiger als er gedacht vom Boden aufſtehend, »aber eine fröhliche Erhebung!«

»Ein Unglück führt uns oft auf den richtigen Weg zurück,« ſagte das Mädchen lächelnd, und ihre ſanfte, den Ausdruck der ganzen Seele wiedergebende Stimme drang wie ein Frühlingsathem zu Georgs Herzen — »ich war die zufällige Urſache Eures Falls, edler Herr, aber ich kann Euch auch in der Waldnacht zurechtwei-

Digitized by Google

ſen. Gott Lob, daß Ihr unbeſchädigt ſeid. Wollt Ihr mir vertrauen?«

Georg blickte ihr noch immer mit einer gewiſſen Verwunderung in's Angeſicht, das im Dämmer der Nacht blaſſer und verklärter erſchien. »Warum,« ſagte er, plötzlich ſich beſinnend und zuſammenſchauernd, »warum ſoll ich einer armſeligen Dirne mich nicht anvertrauen? Weißt Du den Weg zum Schloſſe, ſo führe mich.« Er hing den Zügel des Roſſes über den linken Arm und ſchritt neben dem lieblichen Kinde den bereits oben erwähnten Waldpfad, der ſich anfänglich in die Tiefe verſenkte, ſodann aber wieder emporſtieg, entlang.

Graf Georg, mit ſeinen Gedanken und Träumen beſchäftigt, vergaß, obwohl dieſe Träume vielleicht gegenwärtig verkörpert neben ihm wandelten, die körperliche Nähe und ſchritt in Schweigen verſenkt dahin. Die Haidenroſe wagte nicht ihn zu ſtören, und nur, als Georg plötzlich einmal fragte: wie es komme daß ſie ſo ſpät noch und allein den Wald durchſtreife? verſetzte ſie demüthig und kurz, ſie habe Kröten geſammelt für ihre kranke Mutter.

So gelangten ſie nach einer abermaligen Biegung des Weges bei den Jägerſteinen und dem, dem Grafen wohlbekannten Waldwärterhäuschen an. Röschen deutete hier mit dem ſchönen, nackten Arme den Bergpfad empor und ſagte, indem ihr freundliches Lächeln die glänzenden Perlen ihrer Zahnreihen bloslegte: »Ihr werdet den Ausweg nun ohne Schwierigkeit finden. Weiter kann ich Euch nicht geleiten; Ihr begreift, ich darf meine alte, kranke Mutter nicht länger allein laſſen.«

Noch ehe Georg ſich faſſen, ihr Dank und Lebewohl ſagen konnte, war ſie ſchnell und geräuſchlos in der Thür der Hütte verſchwunden.

Erſt beim Grauen des Morgens konnte Georg das Lager ſuchen, aber er fand den erſehnten Schlummer nicht. Die Art und Weiſe, wie er Eindrücke aufnahm war von der andrer Menſchen ganz verſchieden. Der Gedanke den er als wahr erkannte, ward bei ihm zum fixen Gedanken; ſeine Gemüthsbewegungen trugen faſt das Gepräge wahnſinniger Heftigkeit, wenn über ſeinem Äußern auch düſteres Schweigen brütete. Wo Andere Träume und Ideale in aufgeregten Stunden ſahen, da ſah er die weſenhafte Wirklichkeit, und ſo kam es daß auch jetzt die Führerin der verwichenen Nacht, nicht als ein Bild, nein körperlich, faſt ſollte man meinen ergreifbar in ſeine Traumwelt hinüberreichte.

Häufiger als je führten ihn ſeine Spaziergänge ſeit dieſem Tage den Weg entlang, den, wie er wußte, Felix ſo oft nach dem Waldwärterhäuschen eingeſchlagen hatte. Häufiger als früher aber auch blieb er mitten auf dem Wege ſtehen und lenkte nach einem heftigen, auf ſeinen Mienen ſich abſpiegelnden Seelenkampfe um und floh in entgegengeſetzter Richtung. Er entſchuldigte nicht blos Felix ſeiner nächtlichen Irrfahrten halber, er pries ihn zuweilen ſogar glücklich.

Es gab Stunden wo er ihn heiß und ſehnſuchtsvoll zurückwünſchte und dann wieder Stunden in welchen er wünſchte, Felix möchte nie wiederkehren, weil er ſonſt möglicherweiſe mahnend und vernichtend in das Reich des Verlangens hineintreten könnte, das Georg noch halb für ſündhaft, halb für natürlich hielt.

Bei den Büchern ſuchte er von neuem Troſt, aber ſie ließen ihn kalt, er warf ſie verächtlich bei Seite. Ein fortwährendes Anziehen und Abſtoßen hatte ſich ſeiner Neigungen bemächtigt, ſein Weſen war ein geſpaltenes, getrenntes geworden, aber er wagte nicht, dieſen Riß ſich zu geſtehen, ihn aufzudecken. Der Feind, den er früher in dem Bruder ſich gegenüberſtehend geglaubt hatte, ſtand ihm gegenwärtig in ihm ſelber entgegen.

Den Prieſter Simon, der ſeinem Treiben zuweilen heimlich, jedoch ohne der Aufmerkſamkeit Georgs zu entgehen, nachgeſpürt hatte, der denn auch wohl die Schlinge der Sophiſtik wieder um ihn zu werfen verſuchte, wies er finſter und herriſch zurück.

»Wer ſollte nicht an Wunder glauben,« ſagte Simon, »wenn wir ſolche Umwandlung ſehen! Der Herr, der das unbegreifliche Wunder noch täglich vor unſern Augen thut, das Saamenkorn reifen, die Pflanzen wie die Menſchen erwachſen zu machen, ein Wunder, an welchem wir blödſinnige Menſchen, ohne dasſelbe als ſolches nur einmal zu ahnen, vorübergehen, er hat dieſes Wunder in Eurem Herzen nicht ohne Grund geſchehen laſſen. Aus dem Streite der Leidenſchaft ringt ſich der Glaube hervor, der uns das höchſte Wunder in uns ſelbſt erkennen lehrt. Die Grenzlinie zwiſchen Tugend und Laſter iſt oft fein, faſt unſichtbar gezeichnet, Armuth und Verbrechen ſind oft kaum zu unterſcheiden. Darum bedarf es der größten Vorſicht, dieſe Grenzlinie nicht zu überſchreiten. Der Glaube iſt es, der uns über die eigne Kurzſichtigkeit hinweghilft, und wir müſſen auf ihn und den Rath der Freunde hören, die leidenſchaftslos, mit klaren Augen neben uns ſtehen.«

»Mehr noch aber«, verſetzte Georg, »müſſen wir unſrer eignen Kraft vertrauen, wir ſelbſt müſſen unſern

Digitized by Google

Blick klären, und das Schickſal welches uns bereits auf jene Grenzlinie geſtellt hat, wird uns helfen!«

»Gott hilft!« ſagte der Prieſter.

»Wenn wir uns ſelber helfen!« fügte Georg abweiſend, und eines alten franzöſiſchen Wahlſpruches eingedenk hinzu.

Wochen lang hatte Georg ſo in einem inneren ſteten Kampfe verbracht, er geſtand ſich, daß eine Leidenſchaft, eine große und gewaltige, ſich ſeines Weſens bemächtigt hatte. Ein Blick in die dunklen, tiefen Augen Röschens hatte genügt, in ſeinem Buſen ein heftiges, verzehrendes Feuer zu entzünden, und dieſe Leidenſchaft brach um ſo ungeſtümer hervor, als ſie die erſte und einzige in dem ganzen bisherigen Daſein Georgs geweſen war. Leidenſchaften ſind die Genien, welche die Bevorzugten unter den Menſchen durchs Leben geleiten, ſie führen zum Abgrund, oder zum Himmel, jenachdem wir ſtark genug ſind dieſe göttliche Kraft uns zu unterwerfen, oder ſchwach genug uns von ihr in Feſſeln ſchlagen zu laſſen. Ohne dieſelben iſt unſer Leben ein alltägliches und gemeines. Eine neue, bis dahin nie geahnete Welt ſchloß die Leidenſchaft der Liebe dem ihr Verfallenen auf, ſie regte, indem ſie mit jedem Gedanken ſich feſter eingrub, die innerſten Tiefen ſeiner Seele auf und verſetzte ihn in einen um ſo größeren Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, als ſie ihn, der von den beſtehenden Gegenſätzen der Geſellſchaft, weil er dem damals überlegeneren Theile derſelben angehörte, kaum eine Ahnung gehabt hatte, plötzlich die Kluft in ihrer ſchroffſten Geſtaltung aufdeckte, indem ſie ſeine Wahl auf das arme, geringe Haidenröschen richtete.

Zum feſten Widerſtande war ſeine Natur nicht gerüſtet, und wenn er in dieſem Augenblicke den Entſchluß faßte zu entſagen, ſo war derſelbe bei dem nächſten Windhauche, der vielleicht um ihre Wangen geſpielt haben konnte, wieder gebrochen.

Er nahm das Medaillon vom Altan und barg es ſcheu und verſtohlen unter ſeinem Wammſe. Wie? und war das nicht eine Verletzung an der Treue ſeines Bruders, ein widerrechtliches Aneignen fremden Beſitzes? Er wollte das Bildniß dem Röschen ausbändigen; er machte ſich zu dieſem Ende auf und trat, der hohe ſtattliche Graf, ein in die niedere Hütte des Waldwärters.

Es war ein lieblicher Sommerabend und durch die geöffneten Fenſter ſtrömten der Duft der Waldung und das Gold der Abendſonne in das kleine, wohnliche Gemach. Erröthend kam ihm das Mädchen, von ihrer einſamen Arbeit ſich erhebend, entgegen.

»Ich komme,« ſagte Georg, indem er an dem hölzernen Tiſche Platz nahm, »Dir meinen Dank für Dein freundliches Geleit in jener Nacht zu ſagen; ich glaube, ich vergaß es damals gar.«

»O, Herr,« entgegnete das Mädchen ſtockend und verlegen, und es war wieder die ſanfte, liebliche Stimme, deren Melodien ſo lange vor ſeinem Ohre nachgeklungen hatten, »der Dank — —«

»Kommt ſpät, meinſt Du?« fragte Georg ſcherzend. »Sag mir, womit ich Dir dienen kann — jede Deiner Bitten ſei erfüllt. Du ſchweigſt. Soll ich Dich bitten?«

»Wir haben keinen Wunſch mehr,« erwiderte das Röschen, »ſeitdem der Himmel der Mutter die verlorne Geſundheit wiedergeſchenkt hat.«

»Glückliches Kind!« ſagte Georg nach einer Pauſe, während welcher ſein entzücktes Auge die Reize Röschens eingeſogen hatte. »Keinen Wunſch? Auch nicht einen für den, dem dieſes Bild — —«

Mit einem leiſen Ausdruck der Überraſchung ſtreckte das ſchöne Kind den Arm nach dem Medaillon welches Georg emporhielt aus. Er betrachtete ſie eine Weile mit düſterem, leidenſchaftlichem Blick, ſich mit dem emporgehaltenen Medaillon über den eichenen Tiſch hinlehnend, ſie, die vor ihm ſtehend noch immer den Arm, während ihr Athem merklich in der Bruſt kämpfte, nach dem Kleinod ausſtreckend. Dann änderte ſie die Gebärde. »Ihr zürnt mir, hoher Herr«, ſagte ſie, demüthig das braune Auge zu Boden ſenkend, »Ihr zürnt mir daß ich den Frevel beging, den fremden Maler meine Züge aufzeichnen zu laſſen. Ich konnte den Bitten des Grafen Felix nicht widerſtehen. Ach! ich warnte und bat und habe mich lange geſträubt. Vernichtet, ich bitte, dieſes Bild!«

Graf Georg verbarg das Bild wieder im Buſen. »Ich zürne Dir nicht«, ſagte er, »aber mich ſchmerzt daß Felix dies theure Andenken ſo achtlos zurücklaſſen konnte.«

Dem Mädchen, welches dieſe Worte als Spott auffaſſen mochte, traten die Thränen ins Auge; ſie faltete in peinlicher Verwirrung die kleinen weißen Händchen.

»Er iſt Dir mehr geweſen, als Du zu geſtehen wagſt«, fuhr Georg, ohne auf die Bewegung des Mädchens zu achten, fort. »Um meiner eigenen Ruhe willen verhehle mir nichts. Sieh, ich habe die Schuld auf mich geladen, ihn vom heimathlichen Heerd zu ver-

Digitized by Google

ſtoßen, ich habe ſeinen Glauben verketzert — Du ſollſt die Binde vollends von meinen Augen nehmen, Du ſollſt die ganze Größe meines Vergehens mir enthüllen — ich will ihn zurückrufen, und wenn er am fernſten Geſtade der Erde weilte, wenn Du mir ſagſt: er war gut, ich hielt ihn meiner Liebe für werth!«

Bei dieſen Worten, abgeriſſen, heftig und im plötzlichen Ausbruch des langverhaltenen Gefühls geſprochen, zog Georg die neben ihm Stehende ſanft zu ſich hernieder, er preßte ihre Hand an ſeine Lippen und blickte ſie dann ſtill und erwartungsvoll an.

»Ich faſſe und verſtehe Euch nicht,« ſagte ſie ängſtlich, ihre Hand aus der ſeinigen windend.

»Und wenn ich auch deutlich zu Dir ſpräche,« verſetzte er, wieder in ſich ſelbſt verſinkend, »Du würdeſt mich doch nicht verſtehen. Hier, nimm dies Gold — ſetzte er nach einer Pauſe aufſtehend, bitter hinzu — es ſei mein Dank, der einzige für die Sorglichkeit, mit der Du des Gefallenen einſt Dich angenommen.«

Er legte die goldgefüllte Börſe auf den Tiſch.

Sie lächelte und war doch voller Beſorgniß. »Ein großes Unglück,« ſagte ſie, »muß Euch betroffen haben, Herr. Vielleicht daß der Schmerz um den Abſchied des Grafen Felix Euer Gemüth und Eure Sinne zu tief berührt hat. Dies Gold? — nein, nehmt es zurück, es wäre ein Verſucher in dieſer Hütte. Aber, glaubt Ihr mir Dank ſchuldig zu ſein, ſo vergönnt mir daß ich zur Linderung Eures Trübſinnes Euch von der Liebe und Ehrfurcht erzähle, mit welcher Euer Bruder, Graf Felix, ſtets an Euch gehangen hat; ich will, wenn Ihr es wünſchet, Euch davon plaudern wie Graf Felix die Bekanntſchaft dieſer dürftigen Wohnung gemacht hat.«

Sie glaubte daß irgend eine Schuld, die Georg an ſeinem abweſenden Bruder begangen, ihn belaſte. Georg durchſchaute ſie und die zarte Weiſe, mit welcher ſie die wundgeglaubte Stelle ſeines Herzens berührte und zu lindern verſuchte, rührte ihn unendlich.

»Ja!« ſagte er, und dieſe Worte ſchienen einen tieferen Sinn zu verbergen, denn ſeine Augen leuchteten als wenn er einen endlichen ſiegreichen Entſchluß gefaßt hätte, — »ja, ich will bei Dir bleiben!« —

Wie kindlich war ihre Ausdrucksweiſe, wie unbefangen ihre Worte in dem nun folgenden Frag- und Antwortſpiele! Sie erzählte ihm, wie bereits ſeit längerer Zeit ein fremder Rittersmann, ganz in blankem Stahl gewappnet, mit ihrem Vater in der Hütte heimlichen Verkehr getrieben. Sie habe von dem, was zwiſchen den beiden Männern verhandelt worden, nie ein Wort vernommen, und von ihrem Vater ſei ihr auch ſtreng verboten geweſen, die Anweſenheit des Fremden je einem Menſchen zu entdecken. Der Schloßprieſter Simon habe indeß gleichwohl, ſie wiſſe nicht auf welche Weiſe, dies Geheimniß ausgeſpähet und ihr eines Tages, wo er ſie zufällig allein vor der Hütte ſitzend getroffen, geſagt: der Fremde ſei ein großer, landflüchtiger Verbrecher, an deſſen Habhaftwerdung dem Kaiſer und Reich viel gelegen ſei. Nach dieſen Eröffnungen habe ihr der Prieſter Verſprechungen gemacht und Geſchenke geboten, wenn ſie behülflich ſein wolle daß man ſich des Fremden ohne Aufſehen bemächtigen könne. Sie habe erwidert, es ſei unmöglich daß ihr Vater mit landflüchtigen Verbrechern verkehre, und da der Mönch geſehen daß ſie ſich ſeinen Plänen nicht fügen wolle, habe er ihr die ewige Verdammniß angedroht, wofern ſie nicht ſchweigen würde. Sie glaube jedoch an dergleichen nicht und habe das Gerede des Prieſters ihrem Vater hinterbracht. Der habe hell auflachend geſagt: »Ei, Pfäffchen, im Thüringerland wachſen die Bäume nicht zu Scheiterhaufen; ſie ſollen den Waldwart eh' fangen, ehe denn ſie den Martin fangen!« Am andern Tage ſei der Fremde wieder erſchienen, friſch und fröhlich wie alle Tage. In ſeiner Geſellſchaft habe ſich der, ihr damals noch unbekannte Graf Felix befunden. Ihr Vater habe Wein beſorgen müſſen, und die drei Männer hätten die ganze Nacht in fröhlichen, lauten Geſprächen verbracht. Ihre Unterhaltung ſei Gott und Unſterblichkeit geweſen, und namentlich der erſt erwähnte fremde Ritter habe über dieſe Sachen ſo viel Neues und wunderbar Schönes zu ſagen gewußt daß ſie die ganze Nacht hindurch aufgeſeſſen und den Worten der Männer gelauſcht. »Seht, Graf,« habe der Fremde auch unter anderm einmal, ihr ſcherzhaft in die Wange kneipend, geſagt, »meint Ihr daß ſolche friſche, freie Natur in den dumpfen Mauern des Kloſters verwelken ſoll, oder nicht vielmehr geſchaffen iſt, ein biederes Männerherz dereinſt zu erquicken? Wein, Lied und Liebe wollen genoſſen ſein!« Bei dieſen Worten habe ſie, zumal da der Graf ſie ſo freundlich angeblickt, erröthen und auf ihres Vaters Geheiß ſich entfernen müſſen.

Wie ſtimmten dieſe und ähnliche Plaudereien in dem Thatſächlichen mit den Angaben Simond überein, und doch wie ganz anders klangen ſie in dem Munde Röschens! Sie waren Balſam für das getrübte Gemüth Georgs. Aus Allem leuchtete eine innige, freundliche Hinneigung des Mädchens zu dem Grafen Felix hervor; ein Gedanke daran, daß dies Verhältniß über die Grenzen der Unſchuld hinaus ſich erſtreckt hätte,

Digitized by Google

konnte bei dem unbefangenen, reinen Weſen des Kindes in Georg nicht aufſteigen. Seine Stirn erheiterte ſich ſichtlich, als Röschen nunmehr von der Ritterlichkeit Felixens, den ſchönen Liedern die er ihr geſungen, ſeiner freien, männlichen Haltung, ſeiner Freundlichkeit und ſeinem koſtbaren Waffenſchmuck, den guten und treuherzigen Augen ſeines Renners plauderte. Und als Graf Georg jetzt an ſie die Frage richtete: — »Und haſt Du ihn wirklich geliebt?« trugen ſeine Worte nicht mehr die düſtre Farbe jener Eiferſucht die bisher hin und wieder ſein Weſen verfinſtert hatte; er fragte gerührt und mit lächelndem Munde.

»Er ſchien mir ein überaus vortrefflicher Mann,« ſagte Röschen, ohne zu erröthen und mit nachdenklichen Mienen, »und ich glaube wohl daß ich das Leben für ihn gelaſſen hätte. Er hat mir auch wohl das Letztere ebenfalls verſichert, ja er bat mich die Meinigen zu verlaſſen, ihm zu folgen und ſein Weib zu ſein. Aber der Vater ſagte mit feſter Stimme: Nein, Roſe, Du bleibſt; Graf und Waldwärters Tochter, das paßt nicht zu einander. Und ſo blieb ich und folgte dem Vater, der mir immer zum Beſten gerathen, ſo viel auch Graf Felix bat und mich beſchwor, und ſo ſehr er auch durch meinen Entſchluß zu leiden ſchien.«

»Aber von Dir, was Du gelitten, ſprichſt Du nicht!« wandte Georg ein.

»Ich habe mich nicht viel beſonnen, wie mir zu Muthe war,« verſetzte ſie. »Ich ſollte Euch auch nur vom Grafen Felix erzählen.« —

Durch den Eintritt des alten Waldwärters wurde das Geſpräch unterbrochen; kurz hinter ihm folgte ſein Weib, eine Laſt dürren Holzes draußen vor der Hütte abſetzend. Ein treffliches würdiges Paar. Der Mann ein angehender Sechziger, von nicht ſehr hohem, aber ſtattlichem und kräftigem Wuchſe, ein edles und ſcharfgezeichnetes Geſicht, von krauſem Silberhaar umkränzt, Entſchloſſenheit in jeder Bewegung. Mit welcher Leichtigkeit nahm er die ſchwere Art von der Schulter und hing ſie an der Wand auf! Seine Stimme — ein friſches wohltönendes Organ. Davon zeugten die einfachen Worte: »Willkommen, Herr! Was ſteht in meinem Hauſe Euch zu Dienſten?« Die Frau in den Funfzigen; ein freundliches, faſt immer lächelndes Geſicht, das noch die Spuren der letzthin überſtandenen Krankheit aufwies. Ihr Auge, mild und klar, erinnerte an das ſeelenvolle Auge der Tochter. Sie fuhr, als ſie des unerwarteten Beſuches anſichtig ward, ſofort nach dem erſten herzlichen Gruße, und während ihr Mann mit dem Grafen ein Geſpräch anknüpfte, mit ihrer Schürze über alle Tiſche, Stühle und Schränke, ob etwa irgendwo ein verlorenes Staubkörnchen ſich aufgelegt hätte. Dann ſtellte ſie ſich zu ihrem Manne, zupfte ihm die blauleinene Jacke zurecht, und ihre lächelnde Miene ſpiegelte eine gewiſſe kindliche Freude ab, die ſie darüber empfand daß ihr Mann ſo vortrefflich mit dem vornehmen Herrn zu reden verſtände. —

Spät konnte ſich Georg erſt aus dieſem beglückenden Stillleben losreißen. Die biederherzige Geſinnung des Alten, die milde Freundlichkeit der Frau, die friſche, reizende Natürlichkeit und das ſeelenvolle, tiefe Gemüth Haidenröschens geleiteten ſeine Gedanken auf dem Heimwege. Es war ein Frieden, eine Klarheit und ein inniges Behagen über ihn gekommen, wie er ſie ſeit ſeinen Kindesjahren nicht empfunden. Wie klar und vernünftig hatte der Alte über die Welt, über die Ordnung des Geſetzes und die Befriedigung des Herzens im Glauben geſprochen! Wie wurde ſeine Lebensweisheit bekräftigt durch die That, durch die Sicherheit und Eintracht in ſeiner Familie, durch die Genügſamkeit, durch die innige Anhänglichkeit der Seinigen, die ſich in jedem Wort, in jeder Bewegung, in jedem Blicke ausſprach, durch ein gewiſſes Selbſtvertrauen auf die eigne Kraft und durch das Bewußtſein, den Anker der Hoffnung, der auf dieſem ſturmbewegten Leben nothwendig iſt, ſtets in ſich ſelber zu finden! Und dieſe Leute, und dieſen in der Ausübung bereiten Glauben wagte man als ketzeriſch zu bezeichnen? Hier mußte ein Irrthum, ein unendlich großer Irrthum obgewaltet haben. Oder war die Anſicht des alten Waldwärters, von welcher ausgehend er aus dem Herzen der Tochter die ſchönſten Keime der Liebe unerbittlich riß, nicht chriſtlich zu nennen, nicht der ſchwere Gehorſam der Tochter gegen den Vater, die demuthsvolle Entſagung, die ſoweit ſchon überwunden hatte, daß man das Schmerzliche derſelben kaum noch bemerken konnte?

Wie grell ſtand hiergegen des Prieſters Benehmen ab. Seine Pläne durchſchaute Georg nun klar und deutlich, er ſah ein, daß Simon mit gefährlicher Abſichtlichkeit ihm die Verhältniſſe verkehrt vorgeführt, ihm den Bruder zumal in einem falſchen mißfarbigen Lichte gezeigt hatte.

Nicht der Bruder, nein der Pfaffe hätte vom Schloſſe gemußt, wenn Frieden oben walten ſollte! hatte der alte Waldwärter an jenem Abende geſagt. Die Wahrheit dieſer Behauptung trat ſchlagend vor des Grafen Seele, und als er nun einmal, ſeiner gan-

Digitized by Google

zen Richtung nach, nicht umhin konnte, grundſätzlich ſeine Lebensanſichten nochmals von vorne aufzubauen, ſo fand er in dieſem Gebäude keinen Platz mehr für die Stellung Simons, wohl aber die Mittel, ſich ſchonend dem Einfluſſe deſſelben zu entziehen.

Geſegnete Einkehr, wenn das wundgeriſſene, zerſtoßene Gemüth in ſich ſelber zurückſteigt und dort von Neuem die Schätze aufgräbt, die unbekannt, verdeckt und getrübt lagen; geſegnete Einkehr, zu welcher die Leidenſchaft uns zwingt, wenn ſie am höchſten und verderblichſten wüthet, und durch welche zugleich die Kraft ſelbſt, welche uns zu ihr zwang, geklärt, beruhigt und gezügelt wird!

(Beſchluß folgt.)

Hans Chriſtian Anderſen.

Es iſt unlängſt jährig geworden daß Berthold Auerbach mit dem däniſchen Inſel- und Märchenmann, dem Dichter des »Improviſators«, zu uns ins Zimmer trat. Eine hochaufgeſchoſſene Geſtalt mit langgedehnten Gliedern ſtand vor uns. Dies Ungelenke ſeiner Bewegungen erhöhte nur noch den Eindruck ſeiner rührenden Erſcheinung, die zu denen gehört deren zerbrechlich Baugerüſt keinen langen Halt verſpricht. Eine Geſtalt von ſoviel Dimenſion und ſo wenig Materie flößt Sorge ein. Und doch täuſcht man ſich mit dieſer Sorge nicht ſelten. Nicht die Kräfte, ihre Miſchung, ihre glückliche Vereinigung gibt Halt, und ein leichtgezimmertes Schiff mit geſchickter Schwebe ſegelt ſicherer hin durch Wogengebraus als ein ſchwerfälliger Kiel dem zum Gleichgewicht das Ebenmaß fehlt. Eine Erſcheinung aber aus ganz anderer Welt ſtand in Anderſen vor uns. Das gelbe Haar gehört dem Dänen an. Die dünne Stimme mit dem ewig züngelnden Perpendikel klingt wie wenn Schilf auf der Inſel Fühnen flüſtert und ziſchelt. Die unerſchöpflich rege Fruchtbarkeit einer ſpieleriſchen Phantaſie verräth den Poeten; die überſtrömende Herzlichkeit den Mann der »von unten auf« wuchs. In den waſſerblauen Inſulaneraugen ſitzt aber noch das gewiſſe Etwas das nicht von dieſer Welt zu ſein ſcheint, ein abſchweifender Blick nach oben den ich nicht vergöttern will, deſſen mondſcheinartiges Verſchwimmen im Gegentheil wenig verſprechend ſcheint. Eines ächten Dichters Auge iſt eine tiefe, eine lohrende, aber ſtill leuchtende Sonne, kein ſchweifender Komet. Des denkenden Träumer's, des Philoſophen Blick iſt eher bohrend als flackernd. Nur der bloß fühlende Träumer hat jenes unſtete Etwas mit dem ſomnambulen Schläfer gemein. Ein gewiſſes ſchwimmendes Glück im Auge iſt mitunter nichts weiter als eine Selbſttäuſchung der Eigenliebe, die gegen alles was ſie nicht hegt und pflegt blind iſt. Das Talent das ſich eigenſinnig gegen die Welt verſchließt, hat einen Egoismus ſolcher Art oft nöthig; es iſt ſchlimm wenn ſich das Genie wie eine Treibhauspflanze gegen allen Zugwind ſchützen muß. Etwas von dieſer Kränklichkeit liegt in Anderſens Natur. Aller Argwohn aber, alle Furcht vor ſelbſtgefälliger Schwäche ſchwindet bald im Verkehr mit ihm; ein ſeltener Menſch, ein Menſch der Kind geblieben iſt, ein mitten in der Debatte der ſtreitigen Welt harmlos gebliebener, von Leidenſchaft nie getrübter Mann aus dem Monde reicht dir träumeriſch Hand und Herz. Er iſt ſo bald bei dir heimiſch daß es faſt ſcheint als ſei er aus den Wolken hereingeſchneit. Und ſo ſchnell heimiſch wird er überall, in allen Schichten der Geſellſchaft, in der Hütte wie am Throne. Den wirklichen Kindern ſchneidet er Blumen und Häuſer aus Papier, den großen Kindern lieſt er mit der rührenden Unbeholfenheit ſeines Deutſch, mit der hinreißenden Herzlichkeit ſeines naiven Selbſtgefühls ſeine Märchen vor. — Es iſt nicht der Geiſt, was die Menſchen gewinnt, ſondern die Art wie der Geiſt ſich zugänglich macht. Wer ihnen die Wahrheit nackt zeigt, den ſcheuen und fliehen oder haſſen und verfolgen ſie. Zu einem Propheten in der Wüſte würde heute niemand mehr pilgern. Wer aber in der Sophaecke ſitzt und ihnen traulich die Geheimniſſe des Himmels zu deuten weiß, dem lauſchen ſie von früh bis über Mitternacht hinaus. Muß das Genie wieder Kind werden, und Kinder vorausſetzen? Nur dann wenigſtens hegt und pflegt es die Welt mit liebevollen Armen. — Ein ſolcher verwöhnter Pfleglingiſt Anderſen; ein geſchlechtloſes Kind das in den Mond ſtarrt und von der Erde nichts kennt als nur eben den goldnen Schein der ſich um die Geſtalten breitet, und vom Menſchen nichts kennt als das Herz, — das Herz das er vorausſetzt, das er nur ſo verſteht wie er es ſich denkt und träumt.

Anderſen erzählte von ſeinen Reiſen in Oſt und Weſt. Ueberall weiß er eigentlich blos einige Herzens-

Digitized by Google

geſchichten zu deren ſüßem Kern die Welt ihm nur die Schaale zu bieten ſcheint. Er hat Frankreich und Italien geſehen, ſein reizender »Improviſator« war eine Frucht ſeines Aufenthaltes in Rom, ſein »Bazar eines Dichters« ſchilderte ſeinen Beſuch in Conſtantinopel. Und Deutſchland? Von Deutſchland erzählt er wie er hier und dort mit Liebe aufgenommen; Deutſchland lebt ihm blos in den Herzen ſeiner vielen Freunde, in den Dichtungen einiger großen Menſchen an denen ſich ſein Sinn herangebildet. Traum und Schaum iſt ihm ſonſt das ganze Daſein Deutſchlands. In nationaler, in politiſcher Hinſicht iſt Anderſen ein Stockdäne. »Iſt es nicht zum Verzweifeln, ſagte Auerbach, daß uns mit ſolcher Stocknationalität aller Schwerpunkt fehlt?« — Es war damals juſt die große Noth die Dänemark über das arme Lübeck, über die alte in Trümmer geſunkene Mutter der Hanſe, verhängte. Ein Däne ſaß nun vor uns. Wie nahm ein Däne das? »Dänemark, ſagt' ich, ſchneidet ſyſtematiſch Lübecks Lebensadern durch, nimmt ihm mit den Eiſenbahnlinien alle Möglichkeit zur Exiſtenz, unterbindet ihm die Sehnen und Nerven!« — Anderſen iſt ſehr bewandert in der Geſchichte ſeines Volkes, weit mehr als wir in der unſerigen. Er erinnerte wie früher Lübeck Dänemark geknechtet. »Wurſt wider Wurſt! ſagte er, nun geht es vice versa umgekehrt über Lübeck her!« — So heiter nimmt ein kindlich Dichtergemüth die politiſchen Wirren, es iſt im Stande auch das Fauſtrecht noch natürlich zu finden, obſchon es froh iſt nicht dieſem Fauſtrecht zu verfallen. So ein poetiſcher Mondmann nimmt das Leben wie ein Märchen, hat kein politiſches Gewiſſen und für alles nur Dank gegen Gott. Wir ſprachen unſere Empörung gegen Heine's Wintermärchen aus, das damals neu war. Auch ein Märchen! ſagten wir, ein gottverfluchtes Märchen! — Anderſen verſtand unſer Fluchen nicht; er erzählte mit entzückter Liebe von ſeiner perſönlichen Begegnung mit Heine in Paris. Daß wir mit unſeren Genies ſoviel Unglück haben, fühlt er freilich als Däne nicht. An Dänemark ſelbſt beklagt er blos die boshaften Kritiker die ihm, dem Autodidakten, die Sprachfehler aufzuzeigen nicht müde geworden, herzloſe böſe Menſchen die ihn, wie er ſagte, Zeit Lebens bis auf's Blut gepeinigt. — Lieber Gott! das iſt der einzige wunde Fleck in ihm; wo ihn ein Floh gebiſſen, das allein ſcheint nicht an ihm vernarben zu können. Im Übrigen iſt er ganz heil, dieſe Welt für ihn die beſte, dieſe Erde ein Schauplatz von Herrlichkeiten. Er kennt nur die gute Seite von Allem. Von Heine kennt Anderſen blos »den hellen poetiſchen Theil ſeiner Seele«, wie er ſagt. Das zweite Mal hatte er unſern faunifchen Apoll in Paris verheirathet gefunden. »Ich fand ihn leidend, erzählte Anderſen, aber doch herzlich gegen mich, ſo daß ich keine Scheu fühlte mich ihm zu zeigen wie ich bin. Er hatte eines Tages ſeiner Frau mein Märchen vom ſtandhaften Bleiſoldaten erzählt, und indem er ſagte daß ich der Verfaſſer dieſer Geſchichte ſei, ſtellte er mich ihr vor. Sie iſt eine lebhafte nette junge Frau. Eine Kinderſchaar von Nachbarsleuten ſpielte im Zimmer. Wir ſpielten beide mit, während der Dichter der Reiſebilder uebenan eines ſeiner letzten Gedichte für mich abſchrieb. Ich nahm kein verletzendes bitteres Lächeln an ihm wahr, ich hörte nur den Pulsſchlag eines deutſchen Herzens, welcher ewig in Liedern vernommen wird die leben müſſen!« — Hatte er denn Gardinen im Zimmer? fragte einer von uns ſpöttiſch. — Anderſen erzählte von Heine's Gardinen. Ein andrer Reiſender hatte keine Gardinen in Heine's Wohnung gefunden. Zu Dem war Heine gleich hingelaufen und hatte ihn gebeten, doch ja nicht der deutſchen Literatur zu offenbaren daß er keine Gardinen habe; er habe welche, ſie ſeien nur in der Wäſche. Einem Andern war Heine eifrig bemüht geweſen zu beweiſen daß ſeine Mutter, eine geborene v. Geldern, keine Jüdin, ſondern von Hauſe aus eine römiſche Katholikin ſei, damit er doch ja begreifen möge daß einerſeits wenigſtens chriſtlich Blut in ihm pulſire. Von Heine's kindiſcher Furcht vor einem herben Wort über ihn in deutſchen Blättern wußte Anderſen eben ſo wenig. Er wußte auch nichts von Heine's tiefen Verſündigungen gegen Börne, nichts von der hündiſchen Schmach mit der er von Paris aus ſein deutſches Volk bedeckt. Anderſen war wirklich das Kind, nur von Heine's Sehnſucht nach Deutſchland zu wiſſen. Die Wege ſind für Heine allerdings unſicher geworden, nicht politzeilicher Weiſe, ſondern weil die Sympathien für ihn erloſchen ſind. Policeilich waren damals Andere gefährdet; nach dem und jenem wurde am Rheine gefahndet. — Wir ſprachen von all dem Unglück ſolcher Mißverſtändniſſe in deutſchen Landen, von Spaltungen zwiſchen Fürſten und Volk. Ei, ſagte Anderſen, die Talente tragen die Schuld, die Talente müſſen vermitteln! — Wir zuckten die Achſeln. Wenn die Talente ehrlich ſind, ſagte einer von uns, ſo ſind ſie grob; wenn ſie fein ſind, ſind ſie nicht ehrlich! — Anderſen brach in Entzückung aus über den Kunſtſinn der deutſchen Fürſten und Fürſtinnen. Wir zählten alle die auf welche Muſik machen und componiren, Verſe machen und dichten. Viel Muſikanten und doch

Digitized by Google

wenig Muſik! Viel Muſik in Deutſchland und doch wenig Harmonie! Viel Geſchrei und wenig Wolle! — Anderſen ſchlug die Augen gen Himmel auf, lächelte traumſelig und ſagte: Wenn nur nicht die Bosheit der Kritiker wäre! — Lieber Gott! — Er las uns dann ſeine Märchen vor vom häßlichen Entlein, und vom Ball und Kreiſel, dieſelben die er kurz zuvor im Schloß zu Potsdam den Majeſtäten vorgetragen. Dieſe Märchen ſind wirklich wie dazu gemacht die Herzen in der Hütte wie im Palaſt zu erquicken. Wir freuten uns über dieſe harmloſe Kinderwelt. Wenn das ausſchließlich Poeſie iſt, dann gibt es nur noch recht wenig Poeſie in der Welt. — Anderſen hat eine kindliche Dankbarkeit für Beifall aller Art. Er hatte kein Arg zu erzählen wieviel Glück er mit ſeinen Sachen gemacht; er zeigte uns auch den rothen Adlerorden den er in Potsdam bekommen. Er ſei aber nicht eitel! fügte er hinzu, nur dankbar gegen Gott und Menſchen! — Wirklich, wenn die boshaften Kritiker nicht wären, das Glück des Dichters wäre auf Erden noch vollſtändig! Vielleicht iſt es aber doch gut daß es Kritiker gibt, d. h. Menſchen die der Welt den ſüßen Frieden ſtören.

Anderſen's rührende Geſtalt ſteht leibhaft vor mir, während ich im »Märchen ſeines Lebens« blättre. Schon zum Roman »Nur ein Geiger« hat er einen kleinen Umriß von ſich gegeben. Dieſe Bekenntniſſe ſind jetzt zu zwei Bändchen erweitert als Einleitung ſeiner geſammelten Schriften*). Hans Chriſtian Anderſen iſt 1805 auf der Inſel Fühnen geboren. Sein Vater war Schuſter, ſcheint aber auch in Holzarbeit bewandert geweſen zu ſein, denn der Sohn meldet, Papa habe ſich das Geſtell zum Ehebett aus dem Sarge eines verſtorbenen Grafen ſelber zuſammengezimmert. Seine Mutter hat der Dichter in der alten Domenica im »Improviſator« und in der Mutter des »Geigers« geſchildert. Die Miſere aus welcher Anderſen hervorwuchs, iſt hier im »Märchen ſeines Lebens« zu einer Idylle geworden. — Dieſen nordiſchen Naturen, wie auch weiland Henrik Steffens, iſt noch jedes Ding perſönlich, das ganze Leben voll wunderbarer Beziehungen auf das eigne kleine liebe Ich. Im Grunde hat nur der Humor dieſe Berechtigung, die Armſeligkeit der Welt zu ſchildern, denn der Humor zeigt ſie uns im Widerſchein der ewigen Ideen. Fromme Kindlichkeit aber hat ein Stück von dieſem Humor. Einzelne Züge wenigſtens in Anderſens Selbſtbeſpiegelung haben dieſen Werth. Der Moment als er zum erſten Mal in ſeinem Leben Stiefeln bekommt, iſt glorreich genug. Ich weiß nicht, ob der feine Burſche auf der Inſel Fühnen bis dahin baarfuß gelaufen, aber ſeine Freude iſt übergroß. Zugleich hat er den Drang dieſen Genuß aller Welt anſchaulich zu machen. Er zieht alſo die Stiefeln über die Beinkleider und läuft ſtracks in die Kirche. Es freut ihn innig wie die Stiefeln knarren, denn daran hört es die Gemeinde wie neu ſie ſind. Eine gräßliche Gewiſſensqual hat er aber daß er im Rauſch der Freude nicht beten kann; alle ſeine Gedanken ſind nicht bei Gott, ſondern bei den Stiefeln. Da rafft er ſeine Empfindungen gewaltſam empor, dankt dem Herrn für die große Gnade und bittet um Verzeihung daß er über die Gabe den Geber vergeſſen. Nach vollbrachtem Dankgebet ergibt er ſich dann wieder um ſo ungeſtörter den Eindrücken ſeiner knarrenden Stiefeln. — Vierzehn Jahre alt läuft Hans nach Kopenhagen. Er hat zu Hauſe mit Puppen Komödie ſpielen geſehen; mit ſeinem Kauderwälſch von Deutſch will er nun auf dem deutſchen Theater der Hauptſtadt ſelbſt eine Puppe ſein und Komödie ſpielen. Man ſteckt ihn in eine Theaterſingſchule; aber der Winter iſt hart, ſeine Bekleidung ſchlecht, und er verdirbt ſich die Stimme. Hans geht zum Ballett über und macht Volksſcenen auf der Bühne mit, aber ſeine lange, dünne, ſchlotterichte Figur will nicht voller werden. Sie ſind zu mager! ſagt ihm der Director, zu mager um ſie für das Schauſpiel zu verwenden! — O, ſagt Hans Chriſtian, mit 100 Reichsthalern jährlich will ich wohl fett werden! — Wir brauchen Leute von Bildung! meint der Director und jagt ihn fort. Der junge Proletarier fühlt ſchaudernhaft daß er keine Bildung hat, und dazu gukt ihm auch noch das Hemd zum Ärmel hinaus. Er fühlt ſich bei alle dem, er ſchreibt Stücke. Sie werden als unorthographiſche Schülerſachen mit Hohn zurückgewieſen. Sie ſchreiben ja Hund mit einem h! ſchreit ihn ein ernſter Dramaturg an. Nun ja, ſagt Hans Chriſtian, ich meinte ja auch einen kleinen Hund! — Einer Dame die ihm wohlwill, lieſt er ein Drama vor. Mein Gott! ſagt die Edle, dieſer Monolog in Ihrem Stücke iſt mir ſo bekannt; er iſt wohl gar von Oehlenſchläger? — Nun ja, ſagt Hans Chriſtian, er iſt auch von Oehlenſchläger; er iſt ja ſo ſchön, ich nahm ihn in mein Stück, weil ich ihn nicht beſſer machen konnte! — Der Junge verzweifelt; er hat keine Bildung, und die Welt der Bildung iſt ſo boshaft. Endlich tritt ein Mäcen auf, der ihn in eine lateiniſche Schule bringt. Nach erledigten Studien ſchreibt er gleich wieder Stücke für die Bühne. Sie werden An-

*) In 25 Bdchn.; Leipzig bei Karl Lorck.

Digitized by Google

fangs ausgezischt bis er ſich zuſammennimmt und beſſere liefert. — So hat Anderſen ſeine Laufbahn allerwärts von unten auf gemacht. Eine däniſche Penſion ſetzt ihn endlich in den Stand Geiſt und Leib beſſer in Pflege zu nehmen. Mit dieſer Entwickelung ſeiner Miſère in der Jugend hört das Intereſſe ſeiner Lebensbeſchreibung auf. Es folgt ein flüchtiger Umriß ſeiner Reiſen, eine oberflächliche, kalenderartige Buchführung über ſeinen Aufenthalt in Frankreich, Deutſchland, Italien. Anderſen gibt hier überall blos ſeine Viſitenkarte nachträglich ab und quittirt den Empfang genoſſener Gaben. Für jedes mit Freundlichkeit belegte Butterbrot hat er noch ein Dankgefühl vor der ganzen Welt. Die Dankbarkeit iſt eine recht weibliche Tugend. Der Mann, dünkt mich, fordert oder nimmt den Tribut als eine Naturnothwendigkeit und klagt nicht, wird er ihm verweigert. Anderſen iſt aber kein Mann, ſondern ein Poet und ein Kind. Große Noth macht ihm der wiederholte Vorwurf der Eitelkeit. Er kann ſich tröſten. Es gibt auch eine gewiſſe religiöſe Eitelkeit, wie ſie Steffens beſaß. Und den Dänen ſteckt die Eitelkeit im Blut. Man leſe Oehlenſchläger's Selbſtbeſpiegelungen. Anderſen muß ſich tröſten. Über Nationalſchwächen kommt keiner hinweg.

Briefwechſel und Tagebuch.

Leipzig, im Mai.

[Die Oſtermeſſe; die deutſche Preſſe.]

Mit großer Sorge waren diesmal die Fremden zur Meſſe gekommen. Der Nothſtand der faſt allgemein europäiſch geworden, hatte dieſe Beſorgniß eingeflößt. Auch haben ſich die Polen noch nicht ſo zahlreich wie ſonſt wieder eingefunden, der Brand von Bukarecht hatte zur Folge daß die Ankäufe von dort Anfangs eingeſtellt, dann wenigſtens in verkleinertem Maße vollzogen wurden. Auch der Buchhandel kam in Sorgen daher. Die Bank-witzige Wochenſchrift zeigte in einer Illuſtration den Buchhandel auf der Leipziger Meſſe — in Flor. D. h. ein Gaſtirer am kleinen grünen Börſentiſch ſitzt mit Trauerflor umwunden da, ein Zahler, ebenfalls den flitzigen Hut in Krepp gehüllt, ſteht wehmüthig vor ihm. Wenn zwei hieſige Firmen, „Hunger" und „Kummer", ſich zuſammenthäten, es gäbe eine böſe Compagnie und ein großes Herzeleid. — Doch Scherz bei Seite! Es iſt nicht zu leugnen daß wenn man Panem ruft, auch die Circenses nicht gedeihen können. Was im Buchhandel zum geiſtigen Luxus und Comfort gehört, hat gewiß Einbuße gehabt, das Bedürfniß darnach konnte nicht ſtark ſein, wenn die materielle Noth ſolche Höhe wie bisher erreichte. Die Sortimenter klagten daß von ihren Kunden im Publikum die Zahlungen theils ausgeblieben, theils kärglich eingegangen: die Zahlungsliſten der Buchhändler ſind dürftiger als ſonſt ausgefallen. Bei alle dem ſind die Beſorgniſſe vorher größer geweſen als die Sache ſich ſelbſt ergab, wie denn im Allgemeinen die politiſchen Beſorgniſſe und die politiſche Mißſtimmung in Deutſchland größer iſt als die wirkliche politiſche Noth. Weder die dichteriſche, noch die wiſſenſchaftliche Literatur war im Laufe des letzten Jahres reich ausgefallen; die publiciſtiſche Literatur kränkelt unter dem Argwohn der hohen Herren und liegt an den heimlich unterbundenen Zwangsſtricken danieder. Der Reiz an verbotener Waare iſt in der Stimmung des Publikums eine natürliche Folge, und doch ein künſtlich erzeugter Zuſtand. Schamloſe revolutionäre Brandbriefe ſind maſſenhaft verbreitet; das Wort der Beſonnenheit, der Ausdruck des ruhigen Bewußtſeins findet — keine Käufer. Das iſt der von den hohen Herren ſelbſt verſchuldete Nothſtand.

Eine Noth könnte über den Buchhandel noch von anderer Seite hereinbrechen. Ich weiß nicht, hat mir geträumt oder hab' ich in der Bierſtube ſagen hören, der deutſche Bund wolle die Freiheit der deutſchen Preſſe anerkennen und laut verkünden, werde ſich aber für das Eingeſtändniß, daß der ohnedies nur proviſoriſche Zuſtand von heute nicht länger haltbar ſei, bitter rächen. Paragraph 1. des bereits eingereichten Preßgeſetzentwurfs, ſo hab' ich geträumt oder gehört, ſtellt jedem deutſchen Bundesſtaate anheim innerhalb ſeines Bereiches die Preſſe freizugeben. Dicht neben der eingeräumten Preßfreiheit liegen aber, ſo heißt es, furchtbar viel Sprenkeln für die Dreſſeln, auch Fußangeln für Spitzbuben, Fußangeln in denen auch ehrliche Leute ſitzen bleiben, wenn ſie nicht die Stiefeln im Stiche laſſen und baarfuß weiterlaufen wollen. Und nicht blos Fußangeln, ſondern eine ganze Batterie von ſchreckhaften Selbſtſchüſſen iſt neben der proclamirten Preßfreiheit aufgeführt. Man ſagt, nicht blos der Schriftſteller und Herausgeber, auch der Verleger und der Buchdrucker, Alles was da hilft das ſchwarze Werk zu fördern, vielleicht auch der Laufburſche, nicht blos der Colporteur, Alles mit Maus und Mann werde verantwortlich für das gedruckte Wort. Wenn alſo der Buchhändler mit Gewalt einen Orden haben will, wenn der Setzer und Drucker als Familienvater ängſtlich iſt, ſo beſtürmen ſie den Schriftſteller für dieſen und jenen Ausdruck im Buche, ſtören den Philoſophen im Gange ſeiner Gedanken, vernichten dem Dichter die Eingebung der Muſe. Das Genie geräth auf dieſe Weiſe in ein Handgemenge mit den Geiſtern der ſchwarzen Tiefe, Geiſtern die oft nur wiſſen was Corpus iſt. Auf die Art könnte man die Freiheit proclamiren und ſicher ſein daß ſie durch Selbſtſchüſſe umkommt, oder in ewiger Qual nach dem vielgeſchmähten Zuſtand der Unfreiheit ſich wimmernd zurückſehnt. — Ein anderer Punkt in dem gemuthmaßten Bundesgeſetzentwurf ſoll dahin lauten daß jede Zeitſchrift von neuem ihre Conceſſion einholen und eine Geldſumme als Caution ſtellen müſſe. Das würde in der deutſchen Journaliſtenkammer ein großes Gepolter zu Wege bringen. Einige kleine gutmüthige oder ſcheelſüchtige Blätter würden ſich in Verzweiflung auf den Kopf ſtellen und aus ihren Taſchen würde nicht ſoviel herausfallen als nöthig iſt um Caution zu leiſten. Es fragt ſich

Digitized by Google

aber ob das Publicum nicht gewänne, wenn einiges Journalgewürm verendete. Der kleine Bürger verlöre manchen Spaß, denn manchem Lump würde der Spaß zu theuer sein. Vor den Blättern die ihr Leben fristeten, würde das deutsche Philisterium vielleicht mehr Achtung hegen, weil es sie — in den Händen „detirter Leute" sähe. Doch soll die Cautionssumme im Fall sie Strafe leidet, sofort wieder ergänzt werden müssen. In der That, vielleicht könnten dann nur Banquiers Journale unternehmen, und wir kämen der sonst so gefürchteten Geldmacht und Geldherrschaft um einen Schritt noch näher. — Doch sei dem wie ihm wolle; komme was kommen mag, die Zeit, sagt Macbeth, durchläuft auch noch den rauhsten Tag! Uebersehen läßt sich nur der jetzige Nothstand. Jeder Versuch ihn zu heben, wäre gut, und gut wär' es wenn der hehe Bund irgendwie einen Entschluß zu fassen — sich entschlösse.

Aus Dresden, d. 5. Mai.

[Rückblicke auf Sachsens Geschichte; Geschichtsmalerei; Washington aus der Bubise; Julius Hammer.]

In Dresden wird mit dem schönen Frühlingswetter wieder Leben. Statt des öffentlichen, das hier bekanntlich mehr Sitz als Stimme hat, macht sich wenigstens ein sehr reges Leben an „öffentlichen Orten" geltend. Der letzte Schnee von den Bergen fließt in rascheren Wegen durch die nun fast vollständig hergestellte Elbdrucke; „die Sonne duldet nichts Weißes", über Nacht ist es grün geworden in der Nähe und in der Ferne. Mit Fernröhren bewaffnet sucht das Auge des Philisters die entlegene Romantik, denn er ist ein Freund von Perspectiven; das Wörtchen „wunderschön", ein Wörtchen das hier zu Lande auf alles Mögliche, vorzugsweise aber auf Kuchen und Naturansichten angewendet wird, ist die Losung, die von Mund zu Mund geht. Auf der Terrasse haben wieder die täglichen Concerte begonnen, Tornamenti hat wieder einem „hohen Adel" und einem „verehrlichen Publikum" seine Einladung, ihn zu besuchen, im Anzeiger zukommen lassen, und auf der Stelle, wo Faustine gesessen und gezeichnet und von sich reden gemacht, sitzt jetzt ihre Verfasserin selbst und sinnt träumerisch vergangenen Zeiten nach. Dazu paßt auch kein Ort besser als die sächsische Residenz. Die Gegenwart kommt Einem hier eben so leicht unter den Händen weg, wie sich ganz Sachsen ein Stück nach dem andern hat wegkommen lassen.

Heute vor zwanzig Jahren starb Friedrich August, nachdem ihm wenige Jahre zuvor an demselben Tage sein Freund Napoleon vorangegangen war. Noch in seiner Todesstunde rief er mehrmals denselben Namen aus. Napoleon war in der That sein Freund; der Kaiser nannte ihn aus vollster Ueberzeugung le plus honnête homme, den er kennen gelernt habe. Er hatte bedeutendere Männer kennen gelernt, aber keinen hennetteren, keinen braveren Ehrenmann. Friedrich August hat das schwer büßen müssen, und mit Recht, denn seine Treue war zugleich seine Schuld, und jede Schuld hat ihre Nemesis. In Ihrem Artikel „Auf den Schlachtfeldern von Leipzig" haben Sie ihn die tragische Gestalt in jener furchtbaren Katastrophe genannt. Wenn er nach dem Siege der Verbündeten vor seiner Wohnung steht, bereit, den russischen Czaaren um ein gnädiges Schicksal anzuflehen, und dieser beim Anblick des unglücklichen Fürsten rasch das Pferd wendet, ohne seinen Gruß abzuwarten, ohne ihm Gehör zu geben, weil er mit einem Kriegsgefangenen nichts zu schaffen habe; wenn der grollende Alexander darauf der Gemahlin Friedrich August's eine kurze Audienz ertheilt und ihr auf ihre Bitte, den im Nebenzimmer harrenden König zu sprechen, die stolze, kalte Antwort gibt: Madame, je ne connais point de Roi de Saxe! — für wen entscheidet sich dann unsere tiefste Theilnahme, wer nimmt dann die poetische Sympathie gegen einen siegtrunkenen Russen in Schutz? — Beinahe zwei Jahre nach jenen Scenen kehrte Friedrich August aus der Gefangenschaft in das Stück Land zurück, das man ihm gelassen. — Wenn die darstellende Kunst nach Stoffen und Gestalten in unserer Geschichte sucht, mich dünkt, an Friedrich August hätte sie was sie sucht. Sachsen spielte seit jenen Tagen eine nur passive und gezwungene Rolle; es hatte mehr verloren als den größern Theil seines früheren Flächenraumes, es war innerlich gebrochen worden. Nur einmal noch trat es wieder selbständig mit einer That, einer innern That, auf, indem es sich eine Grundverfassung gab. Ist das kein Moment für die Kunst, so fehlt es uns doch auch nicht an äußern Thaten in der Geschichte. Liegt uns in unsern Tagen die Erinnerung an die Schlacht bei Mühlberg nicht nahe genug? Sachsen gerieth vor drei Jahrhunderten mit Johann Friedrich dem Großmüthigen in ähnliche Conflicte, hat damals ein ähnliches Schicksal erlitten, wie unter Friedrich August. Und der Nachfolger Johann Friedrich's in der Kur, Herzog Moritz, wurde der Retter der protestantischen Freiheit. Die Sammethandschuhe auszieh end, zeigte er dem unächtigen Kaiser Karl die Eisenfaust, der nolens volens den Passauer Vertrag unterzeichnen mußte. Sind wir so ganz mit unsern Gedanken zur Passivität verdammt daß eine Gestalt wie Moritz uns nicht mehr zugänglich ist?

Die jüngern sächsischen Künstler sind in der Geschichte die naivsten Ignoranten, die man sich denken kann; sie sind wahre historische Abcschüler, und doch hört man unter solchen Verhältnissen noch so oft die eben so naive Frage, woher es komme daß es bei der hiesigen Akademie mit der Historienmalerei nicht recht fortwolle! Mein Gott, wo will denn die Begeisterung für historische Gegenstände herkommen, wenn diese überhaupt außer der Grenze des Wissens liegen? Das zu beweisen, will ich ein Beispiel aus neuester Zeit anführen, das auf unsere Künstler eben kein ehrenvolles Licht wirft. Vor Jahr und Tag war nämlich von dem Kunstverein ein Preis für ein großes historisches Bild, das in dem Ständesaal aufgestellt werden sollte, ausgeschrieben und die Künstlerschaft sächsischer Nation aufgefordert worden, Skizzen einzusenden. Vor kurzem ist nun der Termin abgelaufen, aber der hoffende und harrende Kunstverein hat auch nicht einen Bleistiftstrich zugesendet erhalten. Diese Thatsache spricht, mein' ich, laut genug. Ein bereits anerkannter Künstler, der eben ein großes plastisches Werk zu beendigen im Begriff steht, äußerte, als ich ihn um Aufschub jener merkwürdigen Erscheinung bat, „die hiesigen jungern Künstler wären sehr leicht enthusiasmirt wenn es sich um Lappalien, um „Mädchen" handle, aber wenn es darauf ankäme, für etwas Bedeutendes mit tüchtigem Ernst zu glühen und sich anzuraffen, dann hätten sie keine Energie und sänken schlaff in sich zusammen." Mein Gewährsmann, eine Zierde der hiesigen Künstlerschaft, hat gewiß ganz Recht. Alle frischeren und kräftigeren Naturen müssen seinen Groll über den hier im Allgemeinen herrschenden schlaffen Sinn theilen. Die

Digitized by Google

gebotene Gelegenheit, ein hiſtoriſches Bild für den Ständeſaal zu liefern, nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, würde in jedem andern Lande als eine Ehrenſache betrachtet werden ſein. Hier aber wird man bei der nächſten Kunſtausſtellung wieder nette Genrebildchen und bibliſche Gemälde (ich ſage mit Willen nicht Gemälde aus der bibliſchen Geſchichte) ausſtellen und ſich kein graues Haar darum wachſen laſſen, daß der Kunſtverein ſich nun nach Berlin gewendet hat, um von dorther ein Bild für die ſächſiſche Deputirtenkammer zu erhalten.

Eine natürliche Ideenverbindung leitet mich auf unſer Theater, das uns kürzlich ein großes Schauſpiel unter dem vielverſprechenden Titel „Georg Waſhington“ gebracht hat. Der Verfaſſer, der ſich Julius Dornau nennt, dem Vernehmen nach ein hieſiger Officier, iſt allzu ſehr unzurechnungsfähiger Dilettant als daß er die Kritik in Anſpruch nehmen könnte. Sein Stück iſt eine Reihefolge von Scenen, die einem oder mehreren Romanen entlehnt ſind, ohne eine Spur von dramatiſchem Organismus und ohne jedwede künſtleriſche Haltung. So konnte es bei allem Aufwand von Äußerlichkeiten und in die Augen fallendem Beiwerk nicht einmal das Sonntagspublikum beſtechen; man ſieht dem Spektakel ſeine innere Hohlheit zu ſehr an. Der Gebildetere lächelt und gönnt dem Verfaſſer ſein Späßchen, das um ſo belächelnswerther wird, als es ſich hierbei um Waſhington und den nordamerikaniſchen Freiheitskampf handelu ſoll. Aber für Eins verdient Herr Julius Dornau ein ernſtes Wort. Als ſich im erſten Act alles Volk für ſeine vaterländiſche Freiheit erhebt und ſelbſt die unbärtigen Knaben der Kriegsſchule zu den Fahnen eilen, ergreift ein deutſcher Auswanderer, ein Schneider aus Schwaben, auf die jämmerlichſte Weiſe das Haſenpanier. Dieſem Jammermann ſteht nicht etwa eine würdige landesmänniſche Geſtalt gegenüber, die den deutſchen Charakter ehrenhaft verträte, ſondern er iſt hier der einzige Repräſentant der deutſchen Nation. Mit dieſer miſerabeln Schneiderſeele wagt der Verfaſſer in ſeiner frivolen Gedankenloſigkeit der ganzen Nation ins Geſicht zu ſchlagen. Er hat ſich dadurch ſelbſt am ärgſten geſchlagen und ſich in Beziehung auf den Grad ſeiner Bildung ein lautſprechendes Armuthszeugniß ausgeſtellt. Wenn Räder in ſeinem arteſiſchen Brunnen die deutſche Nationalität, der franzöſiſchen gegenüber, als eine lumpige behandelt, ſo iſt das freilich ſchon ſchlimm genug, aber Räder will doch von vornherein nichts weiter ſein als ein Hannswurſt, und mit Hannswürſten läßt ſich nicht rechten. Begegnet daſſelbe jedoch Einem, der ſich den Anſchein geben möchte als ſchlüge ſein Herz wunder wie hoch für Freiheit und vaterländiſche Selbſtändigkeit, ſo verdient er daß man ihn auf ſeine Unfähigkeit, in Sachen der Freiheit und Nationalität mitzureden, ernſtlich aufmerkſam mache und ihm den Rath gebe, vor allen Dingen erſt die Elemente der modernen Bildung ſich anzueignen. Iſt der Verfaſſer Officier, ſo hätte er wenigſtens ſeinen Kameraden eine Verlegenheit erſparen ſollen, für welche ſie ihm keinen Dank wiſſen werden.

Von Julius Hammer hat die Eureya jüngſt eine Reihe lyriſcher Gedichte gebracht, die in ihrer Innigkeit wohl das Beſte und Gelungenſte ſind was wir von dem jetzt ſeit Jahren wieder hier lebenden und hier heimiſchen Dichter kennen. Möchte Hammer eine Auswahl ſeiner lyriſchen Gedichte veranſtalten.

d. 9. Mai.

[Das Künſtlerfeſt in Meißen zu Ehren Schnorr's.]

Geſtern feierte in Meißen und in der Umgegend eine große Anzahl von Dresdner Künſtlern ein heiteres Frühlingsfeſt, das zugleich dem Profeſſor Schnorr zu Ehren — nach Münchner Sitte — veranſtaltet worden war. Etwa ſiebzig Freunde des Meiſters und der Kunſt nahmen daran Theil, unter ihnen auch die beiden Vertreter der Düſſeldorfer Richtung, Bendemann und Hübner. Auch der Bildhauer Hahnel, die Kernnatur nach dem Schnitt der alten italieniſchen Meiſter, und der bekannte Kunſtkenner v. Quandt fehlten nicht. Mit dem frühen Dampfwagenzug, den die flatternde Künſtlerfahne ſchmückte, waren alle gemeinſchaftlich von Dresden abgefahren und rückten in ſonniger Morgenſtunde in die alte Markgrafenſtadt ein, welche die Eiſenbahn glücklicherweiſe nicht berührt. Meißen muß als ein ehrwürdiges Denkmal, fern von dem modernen Treiben, in ſeinem hiſtoriſchen Winkel bei Seite liegen bleiben; das iſt ſeine Poeſie. Während des Vormittags begab ſich die Künſtlerſchaar nach dem Dom, in welchem zwei Ehoräle mit Orgelbegleitung geſungen wurden, beſuchte dann das alte herrliche Schloß und beſah ſich die leider in demſelben befindliche Porzellanfabrik. Das Bedauern, daß das Innere dieſes erhebenden Bauwerks aus früher Zeit ſo gemißbraucht und, was die Hauptſache, der Feuersgefahr auf ſo unverantwortliche Weiſe ſtündlich preisgegeben ſei, ſprach ſich allgemein aus, und man hatte wieder einmal Veranlaſſung zu der Bemerkung daß in dieſer Hinſicht in Sachſen ein ſehr larer Sinu herrſcht. Das iſt freilich wahr, ſagte Einer aus der Geſellſchaft, aber ändern wird man nichts; man wird das neue Dresdner Muſeum an den Zwinger anſtehen, und das Meißner Schloß wird eine Porzellanfabrik bleiben. Ich weiß nicht ob der Mann Recht hatte; ich referire nur. Aus der Stadt ging's nach dem ein Stündchen entfernt liegenden romantiſchen Buſchbade, wo die eigentliche Feierlichkeit gegeben wurde. Ohne Zweckeſſen geht's hier zu Lande nicht ſo leicht ab, und ſo hatte man auch diesmal eine gemeinſchaftliche Gaſtafel in einem freundlich mit Guirlanden geſchmückten Saale hergeſtellt, das Veſteck zu ſiebzehn Neugroſchen, natürlich ohne den Wein. Es hat in dieſer Zeit der drückenden Noth etwas Eigenes ſich an eine wohlbeſetzte Zweckkafel zu ſetzen, und bei einem Künſtlerfeſte iſt ſo etwas nun vollends ſehr überflüſſig. Ich darf dieſe Meinung wohl nachſprechen, da ſie von mehr als einem Künſtler ſelbſt geäußert wurde. Es hatten deshalb auch Viele die Luſt verloren ſich der Feier anzuſchließen, und wenn man ſich die Sache recht bedenkt, ſo kann man es ihnen nicht gerade verargen. Übrigens haben nicht alle Künſtler mehrere Thaler daranzuwenden, um eine gemeinſame „frohe Suite“ mitzumachen. Die Münchner, hört' ich ſagen, wiſſen das Ding leichter zu faſſen; da lebt Jeder auf ſeine eigene Fauſt, und will Einer bei einem Glaſe Bier und einem Stück Brot mit ſeinen Genoſſen luſtig ſein, ſo wehrt ihm das kein Feſt- und Zweckcomité. Bei Tafel ging es zu wie es beim Tafeln überhaupt zuzugehen pflegt; man aß und trank, man ſang und brachte Toaſte aus. Der Secretär beim Kunſtverein, Rudolph Meier, der ein hübſches Talent zu Gelegenheitsgedichten beſitzt, hatte es ſich auch diesmal nicht nehmen laſſen, für ein Paar Tafellieder zu ſorgen, von denen das zweite die romantiſche Schule in der Malerei als etwas Abgethanes belachte. Der Poet ſchließt mit den Worten:

Digitized by Google

„Nun hat ſich neuerdings die Kunſt emancipirt,
Didelbum u. ſ. w.
Und will verunſinnig ſein;
Sie ſieht daß ſie ſich lange Zeit hindurch blamirt,
Didelbum u. ſ. w.
Ja, ja, das ſieht ſie ein.
Dafür ſei Lob und Dank
Der Schönen dargebracht,
Und wird ſie wieder krank,
Dann, Freunde — gute Nacht!“

Die Düſſeldorfer mußten die Pille hinunterſchlucken. Ob man übrigens in Dresden ſchon ſo weit iſt, um ſich aufs hohe Pferd zu ſetzen, das bleibe zwiſchen zwei Fragezeichen dahingeſtellt. Die Oppoſition gegen die romantiſche Düſſeldorfer Schule iſt gewiß eine heilſame und völlig gerechtfertigte, aber bei der Maſſe der hieſigen jüngern Künſtler ſcheint ſie mir doch größtentheils nur Phraſe und Nachrederei, die auf keinem Bewußtſein beruht. Daß aber eine bewußte Oppoſition da iſt und täglich mehr Raum gewinnt, iſt nicht zu leugnen. Eine weitere Polemik kam bei Tiſche nicht vor. Der Trinkſpruch auf den Gefeierten, der von einem ſeiner Schüler den Gypsabguß eines in Thon modellirten Bechers erhielt, wurde mit begeiſtertem Beifallruf aufgenommen; er dankte mit der Verſicherung daß er während ſeines Dresdner Aufenthalts bereits bemüht geweſen ſei, auch für das ſpeciell-ſächſiſche Kunſtintereſſe zu wirken. Die Profeſſoren Hübner und Bendemann ließ man ebenfalls leben; daß man nicht auch für Hähnel ein Hoch hatte, war eine Taktloſigkeit die den unbefangenen Beobachter überraſchen mußte. Und doch hat dieſes Stillſchweigen etwas mit der Stellung Hähnels hier, wie er ſie ſich geſchaffen, ganz Übereinſtimmendes. Keiner von ſämmtlichen Künſtlern in Dresden möchte wohl auf äußere Zeichen der Anerkennung ſo wenig geben als gerade er. Er iſt darin von einer merkwürdigen Unbeſtechlichkeit. Was es heiße, ſtolz beſcheiden zu ſein, zeigt er in vollem Umfange. In Bonn, wo er ſeinen Beethoven aufgeſtellt, war er der Mittelpunkt von Huldigungen die von halb Europa auf ihn zuſammenfloſſen. Das hat aber auch keine Faſer in ihm geändert. „Ein Sonntagsmorgen in meinem Atelier, wenn mir's recht von der Hand geht, iſt mir lieber!“ ſagt er, und das iſt ſeine offenherzige Meinung. Jedem Andern an ſeiner Stelle wär' es ein Leichtes geweſen, Orden und Titel zu erhalten; aber dergleichen Dinge ſind ihm viel zu gleichgültig, um ſie ſich auch nur mit einem Worte zu verſchaffen. Das überläßt er den Virtuoſen. Er iſt durch und durch ein Mann, offen und herzlich wo er Geiſt mit Charakter verbunden findet, aber ſchneidend und bitter wo er beides vermißt. Mit der Mittelmäßigkeit macht er ſo wenig Umſtände, daß er oft geradezu grauſam gegen ſie werden kann, wenn ſie anſpruchsvoll auftritt. Innerlich immer beſchäftigt, ſteht er bei einem klaren, natürlichen Verſtande Alles aus bedeutenden Geſichtspunkten an. Was er thut und denkt und ſchafft, geht aus ſeinem ganzen Menſchen, aus einem vollwüchſigen Naturell hervor. Daß ſolch ein Menſch ſchwachnervige Geiſter abſtößt, iſt erklärlich. Er weiß das, und hat eine gewiſſe Schadenfreude daran, ſo es macht ihm mitunter Spaß, ſich für ſchlimmer gehalten zu ſehen als er iſt. Wie geſagt, er hat etwas von dem unverwüſtlichen derben Kern der alten italieniſchen Meiſter, und es ſollte mich wundern, wenn er nicht auch ſeine neunzig Jahre erreichte, falls dann bei mir noch vom Wandern die Rede ſein könnte. Jetzt iſt Hähnel etwa achtundvreißig Jahre alt. Seine Kaiſerſtatue Karls IV., die im künftigen Jahre bekanntlich in Prag aufgeſtellt wird, iſt bereits gegoſſen: er arbeitet jetzt nur noch an den Figuren des Poſtamentes, die auch ſchon zum größern Theil fertig ſind.

Um ſchließlich wieder à nos moutons zurückzukommen, ſo muß ich noch erwähnen daß man das Unghörige eines Feſteſſens in jetziger bedrängter Zeit dadurch einigermaßen in ein milderes Licht ſetzte, daß man für die armen Meißner Fabrikarbeiter (auf den Vorſchlag Hübners) ein Sammlung veranſtaltete. Nach Tiſche wurden die Meißner Schönen zu einem improviſirten Tänzchen aufgefordert, wogegen ſie ſich nicht ſträubten. Gegen Abend fuhr ein Theil der Gäſte nach Dresden zurück, ein anderer Theil übernachtete in Meißen. Schnorr geht noch im Laufe dieſes Monats nach München, um ſeine Nibelungenfresken zu beendigen. Das hieſige Maifeſt ſoll alljährlich wiederholt werden.

†.

Aus Berlin, d. 13. Mai.

[Michelet's Proceß; die Allgemeine Preußiſche Zeitung.]

Neben den Landtagsintereſſen, in welchen ſich in den letzten vier Wochen alle unſere bewegenden Lebenselemente wie in ihrem Hauptblutgefäß geſammelt hatten, treten allmälig auch wieder manche unſerer geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebensäſſe aus dem Hintergrunde hervor und machen ihr Recht geltend, in den Bewegungen und Verwickelungen des Tages mitzuzählen. Der nächſte Anlaß zu dieſer Wahrnehmung iſt aber eben kein erfreulicher, indem ich Ihnen für die bekannte Angelegenheit des Profeſſor Michelet, über welche jetzt durch einen Königlichen Kabinettsbefehl entſchieden worden, zu berichten habe. Herr Michelet war vor einiger Zeit wegen ſeines vielbeſprochenen Zeitungsartikels in der hieſigen Voſſiſchen, worin er (formell irrthümlich) dem geiſtlichen Miniſterium die „Schließung“ der franzöſiſch-reformirten Kirche in Königsberg zum Vorwurf gemacht hatte, von dieſer Behörde welche zugleich die ihm ſelbſt vorgeſetzte iſt, wegen „fahrläſſiger Amtsverletzung“ in Anklageſtand gezogen worden, indem das Miniſterium bei dieſem Artikel nicht auf den Schriftſteller, ſondern auf den Beamten zurückgehen wollte. Man iſt bei uns ſonſt in andern Fällen eben nicht ſo ſtreng gegen die Tages- und Zeitſchriftſtellerei der Beamten, und es ſind, wie jedermänniglich weiß, Profeſſorenberufungen bei der hieſigen Univerſität vorgekommen, bei denen es weniger auf das Lehramt in den Berliner Hörſälen als vielmehr auf den darauf geſpfropften publiciſtiſchen Tagesſchriftſteller abgeſehen war. Dabei war es denn freilich die tendenziöſe Wohlgefälligkeit dieſer Schriftſtellerei, auf die man rechnen mußte, eine Eigenſchaft deren ſich Herr Michelet ſchon als der übrig- und treugebliebene Haupttheſtand des Althegelianismus hier nicht rühmen konnte, und die am allerwenigſten in ſeinem Voſſiſchen Artikel über das Schickſal der Königsberger franzöſiſch-reformirten Gemeinde hervorſtach. Kein Wunder daher, daß man bei ihm auf „des Pudels Kern“, welches hier der Beamte iſt, zurückging, und denſelben für den Schriftſteller verantwortlich zu machen ſuchte. Der merkwürdige Hergang der wider Michelet geführten Unterſuchung wirft ein eigenthümliches Licht auf die hieſige Behandlung geiſtig wiſſenſchaftlicher Zeitconflicte und auf unſere Univerſitätszuſtände insbeſondere, namentlich im Verhältniß zu der hohen vorgeſetzten Unterrichtsbehörde. Der bei dem König eingegebene Antrag auf Entſetzung des Profeſſor

Digitized by Google

Michelet von seinem Lehramt bei der hiesigen Hochschule gründete sich besonders auf das abgegebene Gutachten unseres Universitätscurators Hrn. v. Ladenberg (der auch für den Hauptabfasser des den Ständen vorgelegten neuen Judengesetzes gilt) und des Universitätsrichters Lehnerdt. Dagegen hatten sämmtliche Räthe des geistlichen Ministeriums selbst ihr Votum in dieser Angelegenheit dahingegeben daß nur auf einen Beweis gegen Hrn. Michelet zu erkennen sein dürfte. Der akademische Senat der Universität aber sprach sein Gutachten auf Verurtheilung des Angeklagten zu einer Geldstrafe aus. Der Herr Minister Eichhorn stützte aber seinen Antrag auf Amtsentsetzung noch besonders auf einen Paragraphen des Allgemeinen Landrechts, welcher durch eine Kabinetsordre vom J. 1822 noch eine besondere Verstärkung erhalten, und worin die Bestimmung ausgesprochen daß alle Civil- und Militärpersonen die ausdrückliche Verpflichtung haben, nach Kräften zur allgemeinen Wohlfahrt des Staats beizutragen. Der König hat jetzt den Antrag des Ministeriums hinsichtlich Michelet's genehmigt, jedoch auf dem Gnadenwege noch besonders bestimmt daß die Amtsentsetzung gegen ihn zwar ausgesprochen, aber noch so lange in ihrer wirklichen Vollziehung suspendirt werden solle, bis der Angeklagte zum zweiten Mal eines ähnlichen Vergehens schuldig befunden worden, wo dann erst jenes Urtheil in Kraft treten werde. Hr. Michelet wird also vorläufig noch Lehrer der Berliner Universität bleiben. Unsere Regierung hat sich in neuester Zeit, wie das den Ständen vorgelegte Bescholtenheitsgesetz gezeigt, sehr „zärtlich besorgt" (ein in der ständischen Debatte darüber gebrauchter Ausdruck) für die Ehre der ständischen Vertreter und für die Unbescholtenheit aller Mitglieder der Ständeversammlung erwiesen. Man muß daraus abnehmen daß ihr künftig auch die Ehre der öffentlichen Lehrer (die nicht minder als die ständischen Vertreter eine Mission des Volksvertrauens auszuüben haben!) ebenso am Herzen liegen werde. —

Die Allgemeine Preußische Zeitung, deren officieller Charakter bisher ein öffentliches Geheimniß bei uns bildete und bei der auch in der That viel absichtlich Dunkles verwaltete, scheint jetzt zu einer neuen Stellung berufen, die sie zuerst als privilegirtes Organ der Landtagsmittheilungen ankündigte, nunmehr aber noch dadurch zu weiterer Perspective angewiesen erhalten hat daß sie, wie in diesen Tagen geschehen, ausschließlich unter das Ressort des Ministeriums des Innern gestellt worden, während sie bisher noch immer, obwohl theilweise in schwankender Beziehung, ihre Oberbehörde in dem Ministerium des Auswärtigen hatte. Zugleich ist der Geheime Rath Sulzer, ein bekannter höherer Beamter des Bodelschwingh'schen Ministeriums, der schon eine vielfache Umsicht in den Preßangelegenheiten der Zeit bewiesen (auch als Chef des in diesem Ministerium bestehenden Berichtigungsbureau's häufig genannt) jetzt zum Curator der Allgemeinen Preußischen Zeitung ernannt worden, eine Stellung welche zuletzt der aus den Zeiten des Berliner politischen Wochenblatts bekannte Obristlieutenant Schulz bekleidet hatte. Da der Minister des Innern, unter dessen Auspicien künftig diese Zeitung erscheinen soll, zugleich der Königliche Landtagscommissarius ist, so geht schon aus dieser eigenthümlichen Combination hervor daß wir hier das vorzugsweise officielle Organ für die neuen ständischen Staatsentwicklungen Preußens auch in der weiteren principiellen Bearbeitung dieser Richtung ausgebildet erhalten werden. Die Allgemeine Preußische Zeitung zählt in diesem Augenblick mehr als 7000 Abonnenten, welches fast das Doppelte der Abnehmerzahl ist, die sie vor Eröffnung des Landtags besessen. (✻).

Aus Pesth.

[Untergang der deutschen Sprache in Ungarn; das deutsche Theater.]

Aus Pesth findet man gar nichts in der Europa und Pesth liegt doch in diesem Welttheil und ist überdies, obgleich Hauptstadt Ungarns, eine ziemlich deutsche Stadt. Man spricht hier in den meisten Häusern die deutsche Sprache, hat ein deutsches Theater, drei im Orte erscheinende deutsche Zeitschriften, wird in allen Handlungen deutsch angeredet, die Straßennamen sind deutsch, und es befinden sich hier ein halbes Dutzend Buchhandlungen die mit deutschen Büchern starke Geschäfte machen. Den Magyaren ist die Existenz des deutschen Elementes in den Städten ein gewaltiger Dorn im Auge. Man kann ihnen das nicht übel nehmen, denn theils ist ihnen das deutsche Element ein fremdes, theils ist der deutsche Charakter ein zäher, langsamer, anhaltender.

Ich weiß nicht, ist es ein Glück oder Unglück für Ungarn daß die meisten Städte von Deutschen bewohnt sind? Ohne diesen Hemmschuh würde das Land jedenfalls mächtige Schritte gethan, vielleicht aber auch das Schicksal Polens erlebt haben. Die magyarische Bevölkerung ist ungestüm, thatkräftig; aber sie hat keinen Mittelstand. Nur der ungarische Edelmann hat Sitz und Stimme im Rath des Landes. Vor dem gallischen Unheil war er furchtbar, denn er konnte über seine Bauern beliebig verfügen. Seit jenen gräßlichen Scenen im Norden Ungarns fürchtet der Grundherr jede Aufregung seiner eigenen Unterthanen und ist dadurch der Regierung in die Hände gegeben. Dem ungarischen Edelmann ist es nämlich so wenig als dem polnischen um allgemeine Freiheit zu thun; er will nur keinen Herrn über sich haben. Der Liberalste unter ihnen ist hochmüthig, auf seinen Gütern oft tyrannisch, tritt aus seiner Gilde nicht heraus, bewacht förmlich seine Privilegien und schätzt im Innern seines Herzens ein gutes Reitpferd höher als den besten Menschen. Das gilt jedoch nur von den reichen Grundherrn. Die hunderttausend armen Edelleute die zu den Congregationen der Comitate strömen oder an Zeitungen mitarbeiten, sind wirklich liberal, haben Sympathien mit dem Volke, denken an Gleichheit — so lange als sie nicht bepfründet und beamtet sind.

Den eigentlichen Mittelstand bilden die deutschen Städtebewohner, aber sie zählen nur insofern sie eine Masse bilden, Geld besitzen, Handel treiben und die Städte innehaben. Dem Princip nach ist ihr Dasein als Deutsche nicht anerkannt und es wird wohl keine funfzig Jahre dauern daß die deutsche Sprache aus Ungarn verschwunden sein dürfte. Bereits ist in allen Aemtern, Schulen und Kirchen die ungarische Sprache ausschließlich eingeführt und mancher deutsche Beamte hatte seine Noth mit der Erlernung dieses Idioms, das ihm noch vor kurzem ein afiatisches, ein barbarisches schien. Selbst auf deutsche Manuscripte für Bücher und Zeitschriften wird in ungarischer Sprache die Censurbewilligung geschrieben, was sich sehr seltsam ausnimmt, und der Autor muß sich erst übersetzen lassen, ob er begnadigt oder verdammt ist.

Um die Nichtanerkennung des städtischen deutschen Elementes recht hervorzuheben, werden alle von den Magyaren in

Digitized by Google

der Hauptſtadt gegründeten Inſtitute mit dem Prädicate „national“ belegt. Da gibt es nun in Peſth ein National-Theater, ein National-Muſeum, eine National-Schwimmſchule, aus neun Zigeunern beſtehend. Das Wort „nemzeti“, national, war lange Zeit die Cocarde die man allen liberalen Unternehmungen aufſteckte, und da man es nicht blos im magyariſch brauchte, ſondern im allgemein politiſchen Sinne nahm, ſchieß ſich auch eine namhafte Anzahl der jüngern Deutſchen dieſer Richtung an, würgte an der unumgänglichen magyariſchen Sprache und trat bei der ungariſch uniformirten Bürgermiliz ein. Viele veränderten ſogar ihren deutſchen Familiennamen in einen ungariſchen, und die Firmen der Kaufmannsläden mußten magyariſirt werden, ſollten ſie nicht in der Nacht von Schwärmern zertrümmert werden. Seit die Oppoſition in Folge der galiziſchen Gräuelthaten eingeſchüchtert, und das Vertrauen zu ihrer adminiſtrativen Tüchtigkeit zerſtört worden, iſt auch der nationale Eifer erkaltet, zumal die Regierung, mit gewohnter Klugheit, durch keinen offenbaren Widerſtand die Gemüther erhitzte und reden ließ in welcher Sprache man wollte. Die Folge wird indeß lehren daß die Regierung nicht wohlgethan, ihre Einwilligung zu geben daß der Grund zur Vernichtung der deutſchen Sprache in Ungarn gelegt werde. Man hat wohl augenblicklich durch Nachgeben in dieſem Punkte manches Wichtigere gerettet, aber ſpäter wird jeder Stützpunkt verloren gehen.

Der deutſche Bürger Peſth's iſt übrigens hier wie überall kein Politiker. Er ließ ſich ergehen, was er nicht ändern konnte; er ließ die ungariſche Sprache überall einführen, in den Magiſtrat, die Juſtiz, die Polizei, welche ſämmtlich in ſeinen Händen ſind, durch ſeine Steuer erhalten werden, und wozu er die Beamten wählt; aber feſt hält er am — deutſchen ſtädtiſchen Theater! Vetter Michel am Rhein, an der Spree, der Nord- und Oſtſee, erkennt du deinen Gevatter? — Als das deutſche Theater vor einigen Wochen abbrannte, ging ganz Peſth in Sack und Aſche, es lag eine Trauer auf allen Geſichtern, wie damals als der Prophet Jonas den Untergang Ninive's ausgerufen. Es ſind nun ſeitdem drei Monate vergangen, und noch immer wird in allen Kaffee- und Gaſthäuſern, in den Sitzungen des ſtädtiſchen Magiſtrates und der Wahlbürgerſchaft und in ſämmtlichen deutſchen Zeitſchriften über die Urſachen des Brandes, über die Nothwendigkeit eines Noththeaters, und über die Dringlichkeit eines raſchen Neubaues mit eitlen Worten geſchwatzt und debattirt. Wie in Frankreich die Subjectivitäten Thiers, Guizot den allgemeinen Intereſſen den Weg vertreten, ſo gibt es auch hier eine Einzelheit, um die ſich Welfen und Ghibellinen ſtreiten. Der bisherige Theaterdirector Hr. Forſt iſt es, ohne den ſich die Einen kein Theater denken können, während die Andern ſich kein Theater mit ihm denken können. So kommt es nun zu gar keinem Gedanken, noch weniger zu einer That. Magnatiſcher Einfluß mag wohl auch im Stillen an der Hinhaltung eines interimiſtiſchen deutſchen Theaters arbeiten, theils aus einfacher Antipathie, theils um dem ungariſchen Nationaltheater kräftig emporzuhelfen. Beſonders während des Sommers käme es dem Nationaltheater recht zu gute, wenn kein deutſches Theater beſtände; denn in dieſer Zeit ſind Adel und reiche ungariſche Familien auf dem Lande und das Haus iſt dann nur durch den Bürger zu füllen, der aber dem deutſchen Theater den Vorzug gibt, wenn ihm ein ſolches zur Verfügung ſteht. Ein ſehr vernünftiger und zweckmäßiger Vorſchlag des Doctor und Ritter Guſtav Franck, ehemaligen Redacteurs der „Wiener Zeitſchrift“, und einſtigen Theaterdirectors von Peſth, iſt eben von der „Verſchönerungscommiſſion“, die in derartige Dinge drein zu reden hat, zurückgewieſen worden.

Hr. v. Franck erbat ſich nämlich den koloſſalen ſtädtiſchen Redoutenſaal mit ſeinen Nebenzimmern Behufs Errichtung eines Interimstheaters. Er wies genau nach welche Einrichtungen er treffen wolle, um Marmorwände, Verzierungen und den parquettirten Boden vor jeder Beſchädigung zu ſchützen. Er wollte das Theaterperſonal des Wiener Leopoldſtädter Theaters, welches den Sommer über neu gebaut wird, ſammt Bibliothek, Geſtümes und Decorationen dieſes Theaters mit Einwilligung des Director Carl auf der Donau herabſchwimmen laſſen. Wir hätten nun Ausſicht auf köſtliche Unterhaltung haben können. Doch die genannte Commiſſion wies ihn ab, weil der Redoutenſaal Feuer fangen könnte. Hr. v. Franck iſt nun mit ſeinem Vorſchlag bei der Regierung eingekommen. Es wird ſich nun zeigen, ob dieſe den ſtörriſchen Nacken des Magiſtrates wird beugen können.

Über das Hin- und Herſchicken der Acten werden wieder Wochen vergehen. Mittlerweile verhungern die dreihundert Mitglieder des ehemaligen deutſchen Theaters und in der Geſellſchaft greift eine furchtbare Langeweile. Wenn wir hier nicht über die geſtrige Theatervorſtellung zu ſprechen Gelegenheit haben, können wir den Mund nur öffnen zum Gähnen. +.

[Petitionen des Allgemeinen preußiſchen Landtags.]

In der letzten Woche waren es Petitionen welche von den Verhandlungen des Landtags in Berlin vorzugsweiſe unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen. Wir heben die wichtigſten unter ihnen heraus. Es hat nicht fehlen können daß auch die Freiheit der Preſſe beantragt wurde. Die betreffende Petiton war von Meviſſen abgefaßt. Ein zweiter Antrag von demſelben geht darauf hin zu erwirken daß die im J. 1824 beſchloſſene Heimlichkeit der Verhandlungen des deutſchen Bundes aufgehoben, daß überhaupt der deutſche Bund fortan „unter die ſchützende Controle des deutſchen Geiſtes geſtellt“ werde. Von Hanſemann iſt auf vollſtändige Veröffentlichung der Verhandlungen der Provinzialſtände, auf eine beſſere Organiſation der Zollvereinsverwaltung, auf die Unabhängigkeit des Richterſtandes, auf Sicherſtellung der perſönlichen Freiheit und auf Einſchränkung der Polizeigewalt angetragen worden. v. Beckerath reichte eine Petition ein um Abwendung der nachtheiligen Folgen welche aus dem holländiſch-belgiſchen Landesvertrage vom 29. Juli 1846 für das Inland erwachſen. Mohr (Abgeordneter von Trier) trug auf Einrichtung der zum Abbruch beſtimmten Berliner Domkirche zum Ständehauſe an. Dies von den Herren vom Rhein. Wir haben ſonſt noch Petitionen aus Weſtfalen und Schleſien zu erwähnen. Freiherr v. Vincke dringt auf ſpecielle Vorlage der Finanzergebniſſe für die letzten ſechs und für das laufende Jahr. Derſelbe ſtellt zugleich die Koſten der Prachtbaue in Berlin und die Summen für die Schiffbarmachung des Schuſsgrabens in der Reſidenz in Frage. Mitbe trägt auf Einführung des rheiniſchen Gerichtsverfahrens in allen Provinzen des Reiches an.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 29. Mai.

Inhalt: Glaubenszwist. Novelle von August Hesse. (Beſchluß.) — Florentiniſche und Römiſche Briefe, von Adele Schopenhauer. 1. Aus Florenz. — Aus Breslau und Berlin. — Erbprinz Karl. — Zur Literatur über die preußiſche Verfaſſung; Welcker. — Ein Wort von Friedrich Hebbel.

№ 22.

Glaubenszwiſt.

Novelle von **August Heſſe.**

(Beſchluß.)

3.

Der Hof des ritterlichen Franz I. in ſeinem Glanze, ſeiner Pracht und Verſchwendung lockte um dieſe Zeit manchen Abenteurer nach Paris oder in die Feldlager von Oberitalien. Die Hauptſtadt des Frankenreichs war es auf die auch Felix, als er die Heimath verließ, ſein Augenmerk gerichtet hatte. Glänzende Waffenthaten, ſo träumte er, ſollten ihm hier eine neue ruhmreiche Bahn eröffnen; hier erſt ſollten die Pforten des Lebens, die ihm bisher verſchloſſen, ſich öffnen. Leichten Herzens, und noch leichter an Effecten zog er Ende Mai nach mancher glücklich überſtandenen Fährlichkeit durch das Gewühl und Gewoge der Menſchen ein in die damalige Capitale der Welt.

In einen Feuerhimmel durch einen Zauberſchlag verſetzt glaubte ſich Graf Felix. Er, der früher nie über den Frieden ſeiner Burg hinausgekommen war, fand ſich plötzlich inmitten eines genußſüchtigen, lebensfrohen und auf dem Gipfelpunkte der Bildung ſtehenden Volkes. Der gute Klang ſeines Namens, ſein jugendlich ſchönes, cavaliermäßiges Äußere, ſein trefflicher überſprudelnder Geiſt führten ihn von ſelbſt ein in die höheren Kreiſe der Geſellſchaft, und da ſeine Gewandtheit im Sattel und mit der Lanze ihn in dem erſten Turniere, dem er mit verſchloſſenem Helmgitter beiwohnte, ſchon hervorthat und ſogar die Augen des Hofes auf ihn richtete, ſo konnte es nicht fehlen daß ſein Glück gemacht war.

Während bei Georg die Trennung vom Bruder die Erinnerung an denſelben lebendiger machte, ſo trat bei Felix die entgegengeſetzte Wirkung ein. Auf ſeiner Fahrt nach Frankreich hatte ihm der Schmerz um die verlaſſene Stätte ſeiner Jugend manche bittere Stunde bereitet, manche wehmüthige der Abſchied von Haidenröschen. Seitdem er ſich jedoch in den Strudel der Luſtbarkeiten und Vergnügungen der Hauptſtadt mit voller Jugendkraft geſtürzt, waren dieſe heimathlichen Bilder vor ſeiner Seele erblaßt. Wie durfte auch des Waldwärters arme Tochter unter dieſen ſtrahlenden Schönheiten des Hofes noch genannt werden! Wie dürftig und beſchränkt ſchien ihr Gemüth gegen den üppigen und begabten Geiſt, der hier den ſchönſten Korallenlippen entſprudelte! Wie eintönig, arm und trübe zeichnete ſich das Leben auf den heimathlichen Gauen gegen den Glanz, die prachtvollen Trachten, die gewandten, feinen Manieren der franzöſiſchen Ritter ab. Und ſeltſam! obwohl Graf Felix ein Neuling in dieſe Kreiſe eintrat, ſo war dies doch Niemanden bemerkbar, er ſchien ſich nie in andern Sphären bewegt, vielmehr ſeine ganze Erziehung ihn auf dieſe Geſellſchaft von Anfang an hingewieſen zu haben.

Eins ſchmerzte ihn in dieſem bewegten und anreizendem Leben zumeiſt: daß nämlich das Schickſal, welches ſeinen Körper und Geiſt zum Genuß geſchaffen zu haben ſchien, ihm die Mittel des Genuſſes in anderem Sinne nur ſpärlich zugetheilt hatte. »Sacré diable!« parlirte er bei einem feſtlichem Banquett auf gut Franzöſiſch zu dem Chevalier de Favard, »wenn ich um eine Secunde früher zur Welt gekommen wäre als mein

Digitized by Google

frommer Herr Bruder, der ganze Gau den er beherrſcht, ſollte in Gold und Silber umgeprägt werden! Wir ſind über die Zeiten hinweg, wo wir unſern Stolz auf ein feſtes, mit Gräben und Wällen geſichertes Beſitzthum gründen zu müſſen glaubten. Der bewegliche Beſitz, der zu jeder Minute ſeine Früchte uns ſpenden kann, ſoll leben — ein einfaches Haus, wie die Bourgeoiſie, aber eine adlige Geſinnung und die materielle Macht, um Jenen die Stirne bieten zu können!«

»Man ſieht's Euch an,« verſetzte der Chevalier de Favard, ohne ſein Glas zum Anſtoßen zu erheben, »Ihr ſeid daheim, wie Ihr mir auch ſelbſt einmal erzählt habt, in keine beſondre Schule gegangen. Das ſind die Grundſätze der Calviniſten, die aus Euch ſprechen. Hütet Euch, junger Freund! Die Säulen in dieſem Schloſſe haben Ohren, und Ihr wißt daß Hugenotten hier nicht geduldet werden!«

»Ihr verſteht mich falſch, Chevalier,« entgegnete Felix, dem der treffliche Wein der Champagne die Wangen höher gefärbt hatte. »Kann man mir, einem Fremden, vorwerfen, an dem Umſturze des franzöſiſchen Thrones wie die Calviniſten zu arbeiten? Will ich die alte ritterliche Tugend über den Haufen werfen? Aber iſt es denn nicht wahr daß die pfäffiſchen Lehren unſern Geiſt knechten? Soll ein guter Ritter das Kreuz und ewig das Kreuz, und nicht auch einmal die blanke Schneide ſeines Schwertes küſſen?«

»Wir ſind erleuchtet genug,« verſetzte Favard mit Andacht ſich bekreuzend, »aber das Licht mag — geb' es der Himmel! — auf den Höhen bleiben und nicht in den Schmutz der Thäler hinabſteigen.«

»Für die eine Partei,« erwiederte Felix lebhaft, »da habt Ihr Recht, wäre alsdann viel verloren, für die andere vielleicht Alles gewonnen. Nur hab ich es nicht gern, wenn man unter Partei immer nur uns, die Edlen, und als Gegenſatz das Volk, die Unfreien, auffaßt. Wir vergeſſen alsdann ein drittes Glied, die Kirche, welche uns ſowohl als dem Volke feindlich gegenüberſteht. Laßt uns vielmehr, Chevalier, den Gegenſatz zwiſchen der Kirche und den Edeln bilden. Sollte nicht eine Macht, eine weltliche Macht, ſag' ich, denkbar ſein, die, obwohl ſie das Volk von den Banden Roms losketten, daſſelbe in eine gleiche abhängige Lage zu uns bringt, wie dieſelbe gegenwärtig durch die Kirche vermittelt wird? Iſt nicht für die Freiheit der Edeln und des Volkes gleich gut geſorgt, wenn dieſe läſtige Zwiſchenherrſchaft der Kirche fällt?«

Der Chevalier de Favard war ein biederes Gemüth, ohne beſondern Witz und Verſtand, aber ſein gerader Sinn hatte ihn von Kindesbeinen an durch alle Intriguen und Aventuren des Lebens, die er nicht ſowohl ſpielte, als welche vielmehr mit ihm geſpielt wurden, ungefährdet hindurchgeführt; der Glaube war bei ihm Sache der innerſten Überzeugung geworden, und wenn um jene Zeit ein zweiter Bernhard von Clairvaux aufgeſtanden, der Chevalier wäre Schwärmer genug geweſen das Kreuz zu nehmen und nach Paläſtina zu ziehen. »Und Ihr ſcheuet Euch nicht, Herr Graf,« ſagte er, »dergleichen verdammliche Grundſätze gegen mich zu bekennen?«

Felix lachte. »Seid unbeſorgt, Chevalier,« erwiederte er, den ſchäumenden Wein hinunterſtürzend, »ich ſtöre für heute Abend die Ruhe des Reichs nicht mehr. Daheim im deutſchen Lande mögen dergleichen ehrgeizige Plane meine Bruſt geſchwellt haben; die Paar Monate in Frankreich zeigten mir daß es noch andere und allgemeiner geachtete Bahnen gibt, auf denen man ſich Verdienſte und Lorbeeren erringen kann!« —

Die ſchöne Gräfin Leoutine winkte den Chevalier, als er nach dieſem Geſpräche an ihrem Seſſel vorbeiging, mit einem leiſen, faſt unmerklichen Senken der ſeidenen Augenwimpern heran. »Ihr habt lange und angelegentlich,« flüſterte ſie, durch das Wehen des Fächers die leiſe Sprache noch dämpfend, »mit dem ſchönen deutſchen Grafen Euch unterredet. Sagt mir, welcher Dame ſeine lebhaften Blicke gelten!«

Der Chevalier, der hinter ihrem Stuhle ſtehend Plag genommen, zuckte die Achſeln. »Wir ſprachen von Kirche und Volk,« verſetzte er. »Leider iſt der Graf ein eingefleiſchter Calviniſt!«

»Ihr erſchreckt mich. Habt Ihr von dem neuen Edicte des Königs gegen dieſe Sekte gehört?«

»Ich hörte davon; es wird um den Grafen geſchehen ſein!«

»Und das ſagt Ihr ſo ruhig?«

Der Chevalier zuckte abermals, aber ſchmerzlich die Achſeln.

»Ich erwarte Euch gegen Mitternacht in meinem Kabinett!« flüſterte die Gräfin haſtig und nach einigem Beſinnen. »Er darf Frankreich nicht verlaſſen. Ihr kennt die geheime Tapetenthür!«

Das Auge des Chevalier glänzte. Er eilte, während Felix im Kartenſpiel, dem neu erfundenen, große Summen wettete, gewann und verlor und den dämoniſchen Mächten des Zufalls das abzuringen ſuchte was ihm dieſelben bei ſeiner Geburt ſchon verſagt hatten, auf der wohlbekannten, verdeckten Treppe zur Gräfin. Sie

Digitized by Google

empfing ihn mit allen Reizen, deren Schauſtellung die damalige Sitte nicht verwehrte.

»Chevalier,« ſagte ſie mit ihrem ſchönſten Lächeln, »ich habe Euch früher häufig zu meinen Füßen geſehen, ich habe Euch meiner Gunſt nicht für unwerth erachtet. Ihr ſeid ein Mann voll Treue und Geſinnung.«

»Ich bin ſtolz auf das Lob aus ſo ſchönen Lippen.«

»So ſeid auch nicht unwerth des Geheimniſſes das ich Euch jetzt entdecken werde! Ich kann und will es nicht zugeben daß der deutſche Graf ſchon jetzt die Hauptſtadt zu verlaſſen gezwungen werde. Ihr ſelbſt, und auch bereits früher mein Beichtvater, Pater Jſouard, habt mich verſichert, der Graf gehöre jener verdammlichen Sekte an, die jetzt Frankreich wie giftiges Unkraut überwuchert. Euch ſind die Maßregeln nicht unbekannt welche der Hof gegen dieſe Sektirer zu ſeiner eigenen Sicherheit ergreifen zu müſſen glaubt; Ihr ſeht ein daß unter ſolchen Umſtänden des Bleibens des Grafen Felix hier nicht mehr ſein kann, und ich muß befürchten des ſchönſten meiner Triumphe alsdann verluſtig zu gehen. Mein Herz würde zerreißen — ſetzte ſie leidenſchaftlich und mit kurzen, raſchen Athemzügen hinzu — wenn er ſcheiden müßte, ohne mir gehuldigt zu haben. Ihr begreift?«

»Ich begreife,« ſagte der Chevalier, ſich ſtolz erhebend.

Sie zog ihn ſchmeichelnd wieder zu ſich herab. »O, nicht dieſe finſtern Falten,« ſagte ſie, mit der Hand ſeine Stirne glättend, »iſt mein Herz nicht groß genug, neben dem ſeinigen auch noch Euer Bild zu tragen?«

»Mich locken dieſe Worte nicht mehr, wie früher,« ſagte der Chevalier einen Blick in den gegenüberhängenden Spiegel auf ſein bereits mit dem erſten Grau untermiſchtes Gelock werfend.

»Ich kann es nicht ertragen,« fuhr Gräfin Leontine fort, »ihn allen andern Damen des Hofes ſeine Neigung bezeugen zu ſehen. Nur an mir allein, an mir geht er anſcheinend achtlos vorüber; ich muß ihn gewinnen.«

»Kein leichter Sieg!« ſagte der Chevalier.

»Iſt Leontine nicht ſchön?« verſetzte die Gräfin. »Iſt ihrem Auge der Zauber genommen, ihrem Munde die ſüße Rede? Pfui, Chevalier! Oder muß ich nicht eher fragen, wohin iſt die Galanterie des ritterlichen Favard gekommen, der früher ſo oft dieſen Zauber, dieſe Stimme geprieſen?«

Der Chevalier bückte ſich und küßte ihre kleine Hand mit den zarten durchſichtigen Adern.

»Aber ich zähle nicht auf mich allein,« fuhr die Gräfin fort, »auch auf Euch, Ritter, hab' ich mitgerechnet. Ich bin Eures Beiſtandes gewiß, — fügte ſie liſtig und verſchlagen hinzu — es gilt ja hier zu gleicher Zeit einen verlornen Sohn zurück in den Schooß der Mutterkirche zu führen.«

Demüthig ſenkte der Ritter bei dieſen Worten ſeine Augen, und als er ſie nach einer nachdenklichen Pauſe wieder aufſchlug, ſagte er ernſthaft: »Mir ſelbſt ſind bereits früher bei Gelegenheit des Umgangs mit dem Grafen ähnliche Pläne aufgeſtiegen, und es liegt ein gewiſſes Wunder darin, wie Eure Gedanken mit den meinigen übereinſtimmen. Das Unternehmen iſt ein ſo verdienſtliches daß ich gern dazu meine Hand biete, ſei es auch auf Gefahr, mir ſelber dadurch den Weg zu Eurer Gunſt zu vertreten.«

»Und ich verſichre daß ein ſolches Opfer von Euch nicht verlangt wird.«

»Gut denn,« ſagte der Chevalier, »ich erwarte Eure Befehle.«

»Es iſt das erſte poetiſche Gemüth nicht, das durch Genuß zum Glauben zurückgeführt wäre,« verſetzte Leontine, ihre Pläne in Bezug auf Felix andeutend. »Ich bürge für die Umkehr des Grafen zur Rechtgläubigkeit und dieſe Bürgſchaft wird hinreichend ſein, durch den Pater Jſouard das Verweilen des Grafen in Paris zu ſichern. Der Graf iſt lebensfroh und genußſüchtig, man muß ſeine Leidenſchaften anſpornen und ihm, wenn er ganz dem Genuſſe hingegeben, ganz der Luſt der Welt verfallen iſt, die Mittel entziehen, ihn zur Einkehr zwingen. Man zähme die Kraft, indem man ihr die Zügel ſchießen läßt. Ihr ſeid ſein Freund; Ihr müßt den mit ihm angeknüpften Umgang eifriger fortſetzen. Lehrt ihn die Tiefen des Pariſer Lebens kennen, führt ihn von Genuß zu Genuß und dann — — wenn er den irdiſchen Gewalten ganz verfallen iſt, dann iſt es Zeit, daß ihm der Himmel die hülfreiche Hand entgegenſtrecke.«

»Und wenn ihn der Strudel verſchlingt?« warf ihr der Chevalier beſorglich ein.

»Das kann nicht ſein« —

»So wird er ihn wenigſtens zerſtoßen und zerſchellen; und was nützt Euch die gebrochene Kraft?«

»Wenn ſie gebrochen iſt, erſt dann iſt ſie heilſam.«

»Es liegt etwas Verwerfliches in dieſem Plane,« verſetzte der Ritter mit einer gewiſſen Feierlichkeit, »und ich muß Euch bekennen, Dame, daß Ihr in mir das ſchlechteſte Werkzeug dazu auserſehen habt. Wenn es darauf ankäme, den Grafen durch biederes, gerades Wort, durch meine eigne Überzeugung und mein gutes

Digitized by Google

Schwert zum Glauben zurückzuführen, ſo möchte ich wohl der geeignete Mann ſein. Aber verlangt nicht von mir daß ich durch dieſe verdammlichen Umwege ihn zum richtigen Ziele führen ſoll.«

»Auch nicht wenn die Kirche ſelbſt ein ſolches Verfahren Euch gut hieße, auch nicht wenn der fromme Vater Iſouard aus mir zu Euch geſprochen hätte?«

»Auch dann nicht,« verſetzte der Ritter nach kurzem Bedenken mit feſter Stimme. »Aber ich glaube, es wird meines Beiſtandes auch nicht bedürfen, da die eigne Naturbeſtimmung des Grafen ſchon den ſündhaften Strick der Verſuchung um ihn geworfen hat.« Hiermit verneigte er ſich.

»Ihr habt zu ſchweigen gelernt!?«

»Wie trüg' ich ſonſt die goldnen Sporen? Ich kenne mein Gelübde.« —

Der Ritter hatte Recht gehabt, wenn er bemerkte daß die eigne Natur des Grafen ihn den Lockungen der Welt überliefern würde. Die Verbindungen die Felix mit den Häuptern der ihm befreundeten religiöſen Partei früher in der That unterhalten hatte, begannen larer zu werden. Sein Streben nach Genuß von Tage zu Tage und nach jedem neuen Genuß ſtürmiſcher und verlangender erwachend, entfremdete ihn immer mehr von jenem ſittlichen Ernſte, der demjenigen welcher auf dem Gebiet des Geiſtes Thaten verrichten will, ſo ſehr erforderlich iſt. Er änderte ſeine Grundſätze nicht, aber er that auch nichts ſie aufrecht zu erhalten. Er beſchäftigte ſich weniger mit ſich ſelbſt, die Sorge für Äußerlichkeiten, für den Glanz der Erſcheinung, die ihm früher bereits manche koſtbare Augenblicke geraubt hatte, überwucherte die Stunden edlen Beſinnens, und in den Mittelpunkt des geſellſchaftlichen Lebens verſetzt, fehlte ihm, wie er ſich ſelbſt in Stunden der Erſchöpfung entſchuldigte, die nöthige Zeit für höhere Intereſſen. Er überredete ſich gleichwohl ſelbſt daß ein ſolches, im Taumel verbrachtes Leben nicht ohne Früchte für ſeinen ſittlichen Charakter ſei. Es gibt ſo manche kleine Bezüge in der Geſellſchaft, ſagte er, die unſre Geiſteskräfte feſter ſtählen als dicke Bücher, die Kunſt des Umganges iſt am Ende nicht geringer anzuſchlagen als die Künſte welche der Minſtrel die freien und ſchönen nennt. Ich will und muß das Leben in ſeinen Tiefen erfaſſen!

So eilte er von Gelag zu Gelag, von Feſt zu Feſt, und ſeine ſonſt ſo friſchen Wangen zeigten bereits nach wenig Wochen die Spuren durchſchwärmter Nächte und gaben ſeinen Mienen jenen eigenthümlichen leidenden, aber ſchönen und reizenden Ausdruck, den Wiederſchein der zu Ehren der Schönheit entzündeten Opferflamme, denjenigen blaſſen Duft, welcher in den Augen des andern Geſchlechts einen ſo unerklärlichen Zauber auszuüben pflegt. Die Männer von ernſtem, geiſtigem Streben, mit denen er früher in Verkehr geſtanden, wandten ſich mehr und mehr von ihm ab und mochten ihn wohl gar für einen Verräther an ihrer heiligen Sache halten. Allein das letztere wahrlich mit Unrecht. Er hatte nur die Waffen für jenen Kampf abgelegt, er war gleichgültiger geworden, und eine gewiſſe Eitelkeit und Überſchätzung, welche in der Regel die Folge der Triumphe iſt, deren ſich Felix gegenwärtig zu erfreuen hatte, machte ihn nicht ſelten anmaßend und verletzend, wo ein freundlicher Mahner auf die Gefahren ſolchen Lebens hindeutete.

Ein böſer Geiſt hatte die Geſtalt eines Engels angenommen und leitete den Grafen durch dieſe Labyrinthe der Weltluſt. »Wie ſchön er iſt!« hatte Gräfin Leontine am nächſten Abend beim Tanze ihrer Nachbarin leiſe zugeflüſtert. Dieſe Worte waren dem eitlen, aufmerkſamen Ohre des Grafen nicht entgangen. Er wandte ſich zu der Sprecherin zurück, und ſein Blick ſenkte ſich zum erſten Mal in den Zauber aller ihrer vollendeten Reize. Wie üppig umwallten dieſe langen, goldenen Locken den ſchneeigen, ſchöngeformten Hals, welche Gluth loderte aus dieſem tiefblauen, von der braunen Wimper beſchatteten Auge! Wie ſtolz und gebieteriſch dieſe Stirn, wie friſch und zu würzigen Küſſen geſchaffen dieſer weiche, ſpöttiſche Mund! Eine gewiſſe Überraſchung feſſelte den Grafen einige Secunden auf der Stelle wo er ſtand. Wie hatten ihm, dem Günſtling der Damenwelt, ſolche Reize ſo lange verborgen bleiben können! »Favard, lieber Favard!« rief er dieſem den er ſofort aufſuchte, leiſe zu, »wie falſch und hinterliſtig ſeid Ihr mit mir verfahren! Gräfin Leontine, vor der Ihr mich ſo oft in letzter Zeit gewarnt, ſie iſt die Krone aller Pariſer Frauen; ich muß, ich will, ich werde ſie beſitzen!«

»So ſeid Ihr verloren,« murmelte der Chevalier traurig vor ſich hin. »Kennt Ihr das Märchen von Frau Venus?«

»Ihr habt Recht,« entgegnete Felix mit leuchtenden Blicken; »ſo muß ihr Anſehen geweſen ſein; eine ſolche Gluth, wie ſie mich plötzlich bei ihrem Anblick überſtrahlt, muß die Adern derer durchſtrömt haben die mit Ungeſtüm zu dem Berge der Göttin hingezogen wurden!«

Kalt und abwehrend nahm die ſchöne Leontine anfänglich des Grafen Huldigungen auf; ein Blick aus

Digitized by Google

ihrem Auge war ihm ein neuer Hoffnungsſtrahl, als er verzweifeln zu müſſen glaubte. Herriſch und abſtoßend bald, bald gefühlvoll und hingebend, ſpielte ſie mit dem Herzen von Felix das uralte Spiel welches Männer beſtändig verlieren müſſen. Sie ließ ihn das Glück von ferne ahnen, ſie zeigte es ihm und verſchloß ihm dann wieder die Pforten; ſie bewilligte ihm nie was er forderte und gab ihm wenn er nichts mehr hoffte. Sie vergiftete die wenigen Augenblicke der Ruhe, die ihm vergönnt waren, durch die Träume von ihr. Sie demüthigte ihn durch ihre Geſchenke und verarmte ſein früher ſo reiches Herz. Felix geſtand ihr unter heißen Thränen: Jetzt erſt bin ich gewürdigt worden, zu erfahren was die Liebe iſt!

So ſchlugen die Wellen der Luſt mächtig über ſeinem Haupte zuſammen.

Leontinen's Neigung war lange geſättigt und erkaltet, während ſeine Leidenſchaft noch immer mit verzehrendem Feuer fortbrannte. Die Gräfin ſchien in Bezug auf ihn die dem Chevalier Favard geoffenbarten Pläne ganz vergeſſen zu haben, und als die Botſchaft überbracht wurde, ihr Gemahl, der in der Lombardei bis dahin gefochten, werde in den nächſten Wochen zu ihr und nach Paris zurückkehren, ſo machte dieſelbe anſcheinend einen tiefen Eindruck auf die Gräfin. Niemand durfte ihr nahen, und nur ihren Beichtvater Jſouard ſah man häufiger als je mit ihr verkehren. Felix, der haſtig und ſtürmiſch ihren Anblick begehrt hatte, wurde kalt von der Dienerſchaft zurückgewieſen. Er erfuhr den Grund des veränderten Betragens der Geliebten nicht, und mit Kopfſchütteln hörte er die Nachricht eines jungen, ihm beſonders gewogenen Pagen der Gräfin an, welcher mehrmals die Geſpräche der Gräfin mit dem Pater Jſouard belauſcht und im Laufe derſelben des Grafen Namen nennen gehört haben wollte.

»Sollte der Pater mich bei ihr verdächtigt haben?« ſagte er zu ſich ſelbſt. »Er kann es nicht; denn meine einzige Sünde iſt die Liebe zu Leontinen. Sollte die Rückkehr ihres Gemahls ſie beſorglich gemacht, ihre Neigung zu mir ihr als eine verdammliche ins Gewiſſen zurückgerufen haben? O nein! nein! Sie hat mir ja oft geſchworen, mich zu lieben und mir den Kuß nicht zu verſagen, ſelbſt wenn ſie damit das Leben ihres Gatten retten könnte!«

In dieſer qualvollen Ungewißheit war jede Zerſtreuung willkommen. Das Spiel regt den Geiſt zumeiſt an und zieht ihn von peinigenden Gedanken ab. In der Nacht, in welcher Felix ſeine letzte Habe, ſein Roß und ſeine goldene Halskette aufs Spiel ſetzte und verlor, war der doppelte Plan Leontinen's ſich des ihr langweilig gewordenen Geliebten und des Gatten mit Einem Schlage auf gute Art zu entledigen, zur Reife gediehen.

Felix konnte die Ungewißheit in der er ſeit Wochen ſchwebte, nicht länger ertragen, und wie er einſtmals bei ſeinem Bruder gewaltſam ſich Eintritt zu verſchaffen ſuchte, ſo drängte er auch eines Abends, von Wein erhitzt, die Joſen bei Seite und erzwang ſich den Zutritt in die Gemächer Leontinen's. Vor ihrem Kabinett traf er auf hartnäckigeren Widerſtand als er erwartet hatte. Ein alter, graubärtiger Mann, in unſcheinbarer, faſt ärmlicher Kleidung, von muskulöſem Körperbau, vertrat ihm in der Dunkelheit — die Dienerſchaft war mit dem Lichte davon geflohen — den Weg.

»Wohin, Eindringling?« herrſchte er dem Grafen, als dieſer an ihm vorüber wollte, zu. »Schätze ſind hier nicht zu gewinnen.«

»Ich ſuche ſie nicht,« lachte Felix bitter, indem er ungeſtüm ſich Bahn zu brechen ſtrebte.

»Ehret,« erwiederte der Andere, ihn mit kräftigem Arm zurückhaltend, »ehret das Heiligthum der Dame vom Hauſe. Das ſind die Zimmer der edlen Gräfin Leontine.«

»Hochweiſer Narr, der mich ein Heiligthum will kennen lehren, zu welchem Niemand ein größeres Recht hat als ich!«

»Es ſei denn Leontinen's Gemahl!« verſetzte der Graf Raoul de Daume.

»Auch der nicht, und wäret Ihr es ſelber, L'avare!« tobte Felix, den Spottnamen von Leontinen's Gemahl ausſprechend. »Mein iſt Leontinen's Herz! Mein der Weg zu demſelben!«

Das Klirren der entblößten Schwerter hallte in dem hohen Gemache wieder. Streich auf Streich blitzte durch die Dunkelheit. Die Thüren zu dem nebenanſtoßenden Gemache wurden haſtig aufgeriſſen. Lichtglanz ſtrömte aus demſelben. »Mein Gott! mein Gott!« rief in der entſetzlichſten Angſt eine Weiberſtimme. Leontine erſchien in der Thür.

»Zu ſpät!« ſagte Graf Raoul mit matter Stimme, kraftlos mit fallender Wehr an der Schwelle ſeines Gemachs niederſinkend.

»Es iſt geſchehen,« ſagte Felix, der an der rechten Seite heftig blutete. »Leontine ich habe Dich wieder!«

»Entſetzlicher!« rief Leontine mit unverſtelltem Schmerze auf den Gefallenen ſich ſtürzend.

»Du haſt ihren Gatten erſchlagen!« ſagte eine tiefe markerſchütternde Stimme. Die düſtre Geſtalt des Vater

Digitized by Google

Iſouard neigte ſich zu Leontinen hernieder und ſuchte ſie aufzurichten.

»Leontine — —«

»Fort, aus meinen Augen. Flieh! Flieh! Mich ſiehſt Du nicht wieder!«

Wie ſchwarze Nebel taumelte es vor Felixens Blicken. — Die tiefe Wunde in ſeiner Bruſt zehrte raſch ſeine Lebensgeiſter auf. Schwankend ſtand er, nach vorwärts gebeugt, mit ſterem, qualvollem Auge auf Leontinen ſchauend und wie flehend ſeine Linke nach ihr ausſtreckend.

Eine feſte Hand ergriff und hielt dieſen Arm. Der Chevalier de Favard war es, der ungeſehen hinter ihm ſtand. »Unſeliger,« ſagte er, »welch Verbrechen! Die Flucht, die die Verrätherin Dir antieh iſt vielleicht das Beſte, zu dem ſie Dir je gerathen. Die Zeit drängt. Schnell, ehe die Sache ruchbar wird!«

Er zerrte den Willenloſen, halb Ohnmächtigen mit ſich fort. — —

Seit dieſem Unglückstage war Felix aus den Reihen des Pariſer Hoflebens verſchwunden. Man wunderte ſich anfänglich ein wenig über ſeine Verborgenheit. Das Duell mit dem Grafen Raoul, der, eben erſt wohlbehalten aus dem Feldlager zurückgekehrt, am heimathlichen Heerde das blutige Ziel ſeines Lebens finden mußte, das galante Abenteuer mit der Gräfin Leontine gab einige Tage Stoff zu intereſſanten Geſprächen. Dann aber war Alles bald veraltet und vergeſſen. Hätte Felix gewußt daß der Ruhm, dem er nachgejagt, ſo wenig dauernd wäre, er würde vielleicht demſelben williger entſagt haben. Kein Menſch kümmerte ſich um ihn, ſelbſt die Häſcher in der damaligen Zeit nicht.

Nur der Chevalier hatte wie ein Freund für ihn geſorgt. Lange Zeit, wohl Monate lang, hatte Felix beſinnungs- und hoffnungslos an der erhaltenen Wunde darniedergelegen. Seine Geneſung ging nur langſam und Schritt vor Schritt von ſtatten. Die Ärzte prophezeieten, mit Rückſicht auf ſeine durch die verlornen Nächte beim Spiel und in der Liebe geſchwächten Kräfte, auch im günſtigſten Falle ein nur allmälig weichendes Siechthum. Alle die früheren Sünden rächten ſich jetzt an dem jungen Grafen.

Matt, mit hohlen Wangen und glanzloſen Augen lag er in einem ärmlichen Gemache der entfernteſten Vorſtadt. Sein treuer Krankenwärter Favard ſaß bekümmert ihm zur Seite. »Nein,« murmelte der Chevalier leiſe vor ſich hin, »in dieſe Hände ſoll der Unglückliche nicht auch noch fallen. Es thut Noth daß wir das Quartier wechſeln.«

Dieſe Worte bezogen ſich auf einen Beſuch, den der Ritter ſo eben mit barſchen und derben Worten von dem Bette des kranken Freundes zurückgeſcheucht hatte. Der Pater Iſouard hatte verſucht den aufgegebenen Mann den Tröſtungen der Religion zugänglich zu machen. »Nein,« wiederholte der Chevalier, halb zu dem Grafen gewandt, »und wenn es ſein muß daß Ihr das Zeitliche ſegnet, ſo will ich lieber mit eigner Hand die heiligen Sacramente Euch reichen, als daß ich dulde daß dieſer gleißneriſche Pfaff vor Euer Bette tritt. Aber es wird ſoweit nicht kommen. Ich habe zu den Heiligen um Eure Geneſung gebetet und für dieſen Fall zwölf Altarkerzen gelobt!«

»Und doch wäre mir jetzt der Troſt willkommen geweſen,« ſagte Felix, erſchöpft in die Kiſſen zurückſinkend.

In den Tagen der wachſenden Geneſung war der Chevalier der einzige Menſch den Felix zu ſehen bekam; von der übrigen Welt hatte ihn ſeine That abgeſchnitten, und wenn auch die Häſcher des Königs ſeinen Spuren nicht folgten, ſo gab es doch ſchrecklichere, im Geheimen waltende Richter, welche Felix zu fürchten hatte und vor deren Arm der Chevalier de Favard ihn in die dürftige häufig gewechſelte Wohnung der Vorſtadt gerettet hatte.

»Ich bin der Mann nicht mehr,« ſagte Felix, ſeine abgemagerte Geſtalt betrachtend, »der ich früher war; ich fühle wohl daß die geſchwundenen Kräfte allmälig zurückkehren können, aber es liegt mir etwas Drückendes, Laſtendes in den Gliedern, es überfällt mich zuweilen wie eine furchtbare Angſt.«

»Armer Graf,« ſagte Favard mitleidig, »auch ich habe dieſe Qualen einſt kennen gelernt als ich meinen Bruder im Zweikampf erſchlagen hatte.«

Felixens Züge nahmen einen faſt leichenähnlichen Ausdruck bei dieſen Worten an; die begangene That mit allen ihren Schreckniſſen mochte jetzt plötzlich von neuem vor ſein getrübtes Seelenauge treten.

»Rette mich vor mir ſelber!« ſagte er und wand die Hände in einander.

»Es liegt eine große Kraft im Gebet,« bemerkte der Ritter, den Roſenkranz vom Kruciſix über dem Bette des Freundes abhängend. »Aber das rechte Gebet, das die Heiligen erhören, iſt ſchwer; Ihr habt noch nicht Kräfte genug es zu beten. Ich ſuchte nach dem von mir verſchuldeten Tode meines Waffengefährten Troſt in der Einſamkeit des Waldes. Ich habe mich kaſteiet und mir Büßungen jeder Art auferlegt; ich bin, wenn Jener ſanft und mit lächelnder Umgebung ſchied,

Digitized by Google

eines zehnfachen Todes geſtorben. Aber der Rath des Vaters Klausner, mit dem ich betete, hat ſich trefflich an mir bewährt. Die Zeit heilt, ſagte er, und der Glaube! Mit den Jahren hab ich den nöthigen Halt wieder gewonnen; die That, die ich beging, iſt mir zur ernſten mahnenden Lehre für mein ganzes Leben geworden. Denn das iſt der Segen der ſündigen That, daß ſie den Ergriffenen reinigt und klärt. Zehntauſend Almoſen, die Ihr gebt, geben Euch nicht den feſten Platz im Himmel, der Euch ein bereuetes Verbrechen ſichert. So ſteh' ich jetzt zuverſichtlicher und bewußter im Getümmel des Lebens als je.«

Die Stimme des guten Chevalier zitterte merklich — mit ſolchem Eifer, ſolcher zuverſichtlichen Überzeugung ſprach er dieſe Worte.

»Auch ich,« ſagte er nach einer Pauſe weiter, »hatte mich einſt den Freuden dieſer Welt überantwortet und das Heil meiner Seele vergeſſen. Das waren die Zeiten des vortrefflichen Ludwig XII., der als er ſich von dem katholiſchen Ferdinand und dem heiligen Vater in Rom betrogen ſah, keinen Grund hatte durch Aufhülfe des Glaubens der Liga ſanta entgegenzukommen. Es herrſchte damals viel ärger noch als jetzt die größte Gleichgültigkeit in heiligen Dingen, und ich glaube, wenn der Heiland damals noch einmal gekreuzigt worden wäre, es hätte zu ſeiner Vertheidigung keine Hand zum Schwerte gegriffen. Es war eine feige und unthätige Freigeiſterei. In ihr bin ich zu Grunde gegangen, bis jener entſetzliche Augenblick mich mir ſelber wiedergab.«

Es lag eine unendliche Härte für Felix in dieſen Worten des Chevalier, die Letzterer aber ſelber nicht ahnte. Felix bedeckte die Augen mit der Hand.

»Erſt wenn der Menſch in ſich ſelber keinen Troſt mehr findet,« fuhr Favard fort, »erſt dann iſt er verloren und den finſtern Mächten verfallen. Geht einmal zurück, lieber Graf, auf die Jahre der Kindheit und haltet dieſes Glück gegen das Glück das Euch Euer Leben hier am Hofe bot. Ich wette, Ihr werdet einen Tauſch herzlichgern eingehen. Das Unterſcheidende von beiden liegt im frommen Kinderglauben. Glücklich allein iſt der, der durchleuchtet von den Erfahrungen des Alters, ſich dieſen Kinderglauben bewahrt hat, der jedes ehrgeizige Streben aus ſeiner Bruſt geriſſen, mäßig genießt und mäßig ſchafft.«

In dieſen und ähnlichen Geſprächen gewann Felix den Chevalier immer lieber; er fand einen Biederſinn und eine Treuherzigkeit in dieſem Manne, wie er ſie weder bei ſeinen weltlich geſinnten Freunden, noch bei denjenigen die unter ihrem Streben für freiere Glaubensrichtungen zumeiſt nur ehrgeizige Pläne bargen, angetroffen hatte. Er hatte bisher geglaubt daß ſolche Geſinnungen den Anhängern der römiſchen Kirche fremd ſein müßten — und hier trat ihm ein Mann des Glaubens im eigentlichſten Sinne des Wortes entgegen. Er fand jemehr Gefallen an dieſen Unterredungen mit dem Chevalier, je weniger irgend eine andere Abſicht des Letzteren aus derſelben hervorblickte als zu tröſten, und jemehr dieſelben in der That dazu dienten die verfinſterte und getrübte Stimmung des Kranken — wenigſtens auf Augenblicke — zu verſcheuchen.

4.

Das Feuer, welches Karlſtadt in Wittenberg und Orlamünda entzündet, war in Deutſchland zum hellen Ausbruch gekommen. Felix, der nach jahrelangem Siechthum auf fremder Erde, von der Sehnſucht nach der Heimath mächtig ergriffen, auf dem Wege nach der letzteren ſich befand, konnte die Spuren dieſes Brandes überall beobachten. Züge von ſchwärmenden Bauern, mit Feuergewehr und Hellebarde bewaffnet, von reichbeladenen Beutewagen begleitet, ritterliche Fähnlein voran, kreuzten nicht ſelten ſeinen Weg, ließen ihn aber, den bloßen, ärmlich gekleideten Ritter, unangefochten vorüberziehen. Wenn er ſich von den Scenen des Gräuels, denen er auf der Reiſe zuſchauen mußte, mit Abſcheu wegwandte, ſo ſchlug ſein krankes Herz heftiger, jenäher er der geliebten Stätte kam, wo einſt ſeine Wiege geſtanden.

Er konnte ja nun, nachdem der Rauſch ſeiner Jugend verflogen, dem Bruder, von deſſen Herzen ihn keine Schranke mehr trennte, verſöhnt die Hand reichen.

Auch ſein ſchöner Renner, den er mit Favard's Hülfe wieder ausgelöſt hatte, ſchien die Heimathsluft zu kennen. Sein Wiehern war freudiger, ſein Gang leichter als je in einem fränkiſchen Ringelrennen.

So kehrte er auf derſelben Heerſtraße, auf welcher er vor faſt zwei Jahren das Schloß verlaſſen, an einem milden Herbſttage wieder heim. Wieder umſpielte ſeine Wangen der friſche, würzige Duft der Waldung, wieder umrauſchten ihn jene Stimmen der Blätter und Zweige, die ſo oft ehemals ſeine Träume erweckt hatten. Er war jetzt abgeſtumpfter, matter — ſei es von der großen Reiſe, die er bisher zurückgelegt, ſei es von der größern des Lebens. Der warme Sonnenſchein des Nachmittags that ihm wohl, er athmete den Duft des Waldes, aber es war mehr ein körperliches Wohlbehagen,

Digitized by Google

was ihn hierbei leiſe überſchlich, als ein friſches, geiſtiges Empfinden. Es drängte ihn zum Gebet, und er ſuchte die Stelle auf, wo, wie er wußte, das Muttergottesbild am Wege ſtehen mußte. Er ſuchte vergeblich. Die knorrige Eichenwurzel ragte noch immer aus dem feſtigen Boden, aber die Prophezeiung, die Felix bei ſeinem Abſchiede ausgeſprochen, war in Erfüllung gegangen. Die Art des Bilderſturmes hatte das Standbild gefällt; die zerſchlagenen und halbverkohlten Trümmer legen auf dem zertretenen Raſen zerſtreuet umher.

Felix erröthete heftig, als er ervieth was hier geſchehen; ihm war als ſei der Frevel durch ihn veranlaßt; er bekreuzte ſich ſchnell und unwillkürlich.

Als er einige Schritte weiter geritten war, begegnete er einigen mit verroſteten Schwertern bewaffneten Bauern, die vom Schloſſe herabzukommen ſchienen. »Wo iſt das Marienbild geblieben, das dort am Wege früher ſtand?« fragte Felix dieſelben.

Sie ſtierten ihn eine Weile an. »Der Teufel hat's geholt!« verſetzte dann Einer von ihnen in ſeiner derben, kräftigen Mundart.

»Er wird den Frevler ſicher ereilen!« entgegnete Felix erbittert.

»Wir haben ihm ſchon ſo viele Junkerlein zu verſpeiſen gegeben,« antwortete der Bauer lachend, »daß ſein Magen verdorben iſt und die armen Leute noch eine gute Weil' vor ihm ſicher ſind.«

»Hund von einem Bauern!« rief Felix ergrimmt und ſprengte mit gezücktem Schwert auf den Sprecher ein.

Ein unüberlegtes, thörichtes Beginnen. Felix hatte das Maß ſeiner Kräfte überſchätzt. Die Begleiter des Bauern ſprengten Jenem zu Hülfe, in kurzer Friſt waren Felixens Kräfte erlahmt, und er ſah ſich durch die Fäuſte der Bauern vom Pferde und zu Boden geriſſen.

Während des kurzen, aber erbitterten Kampfes hatte ſich ein größerer Haufe von Köhlern und Bauern, wilde und trotzig ausſehende Geſtalten, welche ſämmtlich vom Schloſſe herabzukommen ſchienen, lärmend und tobend um die Streitenden verſammelt. Das Geſchrei und der Lärmen wuchs, als Felixens Roß, ſcheu und wild gemacht durch den dichten, um Felix und ſeine Angreifer verſammelten Kreis brach und mehrere der Bauern über den Haufen rannte, dann aber mit flüchtigem Huf den wohlbekannten Weg zum Schloſſe hinauf ſprengte.

»Reißt ihn in Stücke!« ſchrien mehrere Stimmen. »Hier an die Eiche mit ihm!« riefen andere. So ſah ſich Felix, ein Spielball der durch ſein thörichtes Beginnen hervorgerufenen Leidenſchaften, im Kreiſe hin und her geſchleudert, gezerrt und zerſtoßen. Der Bauer, den er zuerſt angegriffen, neſtelte einen Strick von ſeinem groben Wammſe los und maß mit triumphirendem, höhniſchem Blick die Höhe des nächſten Eichenaſtes am Wege. Hundert Klingen waren auf den Überwundenen gezückt.

»Halt!« rief da plötzlich ein ſtattlicher, ſchon bejahrter Mann, ſich haſtig durch die Menge drängend. »Halt, ſag ich!« wiederholte er, indem er die um Felix zunächſt Beſchäftigten kräftig zur Seite ſtieß. »Heißt das dem jüngſt noch gefaßten Beſchluſſe des Bundſchuh's gemäß handeln? Sollen wir die heilige Sache, für die wir Gut und Blut einſetzten, durch ſchwächliches, ungerechtes Handeln entweihen? Keiner wage ihn anzurühren!«

»Er iſt ein Pfaffenfreund. Nieder mit ihm!« drohten mehrere Stimmen. »Hört auf die weiße Locke nicht!«

Der Alte, der unter dieſer letzteren Bezeichnung als einer der Führer des empörten Bauernhaufens bekannt war, hatte ſich inzwiſchen, unbekümmert um das Geſchrei der Menge, dem zu Boden liegenden Felix genähert. »Wer ihn verletzt,« rief er mit drohender Stimme, in halb gebückter Stellung ſich über den Grafen lehnend und ein breites Jagdmeſſer ziehend, »den ſoll dieſe Klinge —!« Bei dieſen Worten fielen ſeine Augen grüßend auf die bleichen, entſtellten Züge des Grafen. »Gerechter Gott!« murmelte er in ſeinen Bart hinein, »wär's möglich? Graf Felix?«

Auch Felix hatte in der Stimme ſeines Beſchützers ſofort die des alten Waldwärters, ſeines ehemaligen Freundes und Genoſſen erkannt. »Ich bin verloren!« ſtöhnte er kaum hörbar.

»Noch bin ich Euer Hauptmann,« ſagte der Waldwärter mit kräftiger, gebieteriſcher Stimme zu den Umſtehenden, »noch verſteht die weiße Locke die Art zu ſchwingen und Verräther zu zügeln. Hört, was ich Euch befehle! Ich kenne das Verbrechen nicht, deſſen man dieſen elenden Mann hier zeihet; ich kenne ihn — er iſt unſer Feind nicht! Aber, wenn er gefehlt, wenn er dem Bundſchuh entgegengehandelt, einem der aufrichtigen Freunde nur ein Haar gekrümmt hat, ſo ſchwör ich, er ſoll ſeinem Richter nicht entgehen. Darum überlaßt ihn mir; ich bürge dafür daß er nicht entkommt, ich führe ihn zu dem Hauptmann, dem wir jetzt Recht und Gewalt übertragen haben.«

Ein tiefes Murmeln lief durch den verſammelten Haufen. »Nein!« ſchrie der von Felix zunächſt Beleі-

Digitized by Google

digte, noch immer den Strick in der Hand haltend, »wir haben den Herren die Gewalt nicht genommen, um ſie zurückzuſchenken; wir ſind nicht mehr leibeigen, wir ſitzen ſelbſt zu Gericht!« Andere Meinungen fielen beifällig dem Waldwart zu.

»Wir ſind nicht einig,« ertönte des Letzteren klagende Stimme wieder. »Wer zu mir und der guten Sache hält, trete heran.«

Eine ſchnelle Bewegung theilte die Menge. Die weiße Locke blieb feſt wie ein Fels vor dem zuſammengeſunkenen Felix ſtehen, und durch das Hinübertreten der ihm beifälligen Genoſſen gewann die Lage des jungen Grafen, der nun von Freunden des Waldwärters umgeben war, mehr Sicherheit.

»Ihr ſeht,« ſagte die weiße Locke wieder, »bei weitem die Meiſten von Euch ſind meiner Meinung. Kaum zehn bis funfzehn wollen die eigne Rache nicht aufgeben. — Nun erhebt Euch und folgt mir, Herr — wandte er ſich dann zu Felix — ich haſte einſtweilen für Eure Sicherheit.« Mit dieſen Worten richtete er den Zerſchlagenen auf und führte ihn, ſein Waidmeſſer noch immer entblößt in der Hand haltend, aus dem Kreiſe der Bauern hinaus. Sie duldeten es ruhig und zogen ſich allmälig zurück, die Widerſacher des Waldwärters mit finſteren, verbiſſenen Mienen.

Stumm und langſam ſchritten der Waldwärter und Graf Felix den Pfad zum Schloſſe hinauf. Des Alten großes, ſchönes Auge ruhte zuweilen mit einem gewiſſen Ausdrucke des Kummers auf der verfallenen und verkümmerten, einſt ſo edlen Geſtalt des Grafen. Er ahnte die Verwandlung, die in dieſem Innern vorgegangen war. Die gebrochene Kraft ſprach aus dem matten Gange, das ſonſt ſo wilde Auge irrte unſtät in den Augenhöhlen umher und wagte nicht, ſich frei und klar, wie ſonſt, zu dem Manne des Volkes zu erheben; die bleiche Farbe der Leidenſchaft deckte die Wangen.

Den Grafen andererſeits belaſtete der forſchende Blick des Alten, der wie Feuer herab in ſeine Seele brannte. »Sind das,« fragte er nach einer Weile, »die Früchte der Anſchläge, die wir einſt zuſammen berietben?«

»Sie ſind's,« erwiederte der Alte, ſich ſtolz emporrichtend. »Die Zwingburgen ſind gefallen, die Macht der Heuchelei iſt gebrochen, und jeder Mann iſt frei, ſobald er es will! Ihr ſeid verändert, edler Herr, Ihr ſeid krank?«

»Die Schickſale,« verſetzte Felix düſter und geheimnißreich, »bleiben verſchleiert. Ein Räthſel erzieht den Menſchen, und wir erkennen das Gute in verfinſterten Zeiten. Sage, wohin führſt Du mich?«

»Iſt Euch die Heimath ſo fremd geworden?« erwiederte der Alte. »Ich löſe das Verſprechen, das ich den Brüdern gab — ich führe Euch zu unſerm oberſten Feldhauptmann, dem Ihr zu Recht ſtehen ſollt, ich führe Euch zu meinem Eidam, zu Eurem Bruder, zum Grafen Georg!«

»Allmächtiger Gott!« ſeufzte Felix.

Und wieder gingen die Beiden eine geraume Weile ſchweigſam neben einander.

»Ja,« ſagte die weiße Locke dann wieder, »Graf Georg iſt einer der Unſrigen geworden an dem Tage, an welchem er den liſtigen Pfaffen, den Simon, mit Hunden vom Hofe hetzen ließ, nachdem dieſer der Miſchung ſchleichender Gifte überführt war. Er iſt auf der Bahn der Selbſtbefreiung bis zur Freiheit vorgeſchritten; Ihr werdet ihn kaum wieder erkennen. Er ſucht das Glück nicht mehr in den Sternen, er hat es hier auf Erden gefunden. Einem Hutten und Sickingen ſetzen wir ihn an die Seite. Die Sklaven zittern vor ihm, und die Herzen aller Freien fliegen ihm entgegen.«

»Und Röschen?« fragte Felix zitternd.

»Iſt ſein Weib,« verſetzte der Alte.

Auf Felixens Lippen zuckte eine Verwünſchung, aber er drängte ſie zurück. So langten die Beiden mit der ſinkenden Sonne am Thore der Burg an.

Es war noch juſt daſſelbe Gemach, in welchem die entzweiten Brüder vor Jahren von einander geſchieden waren, in welchem ſie jetzt einander, Stirn an Stirn, wiederum gegenüberſtanden. Noch immer ſchaueten derſelbe ſchöne Himmel zum geöffneten Fenſter herein, der Wald rauſchte und duftete draußen wie ſonſt, ja, und ſelbſt das Hausgeräth im Gemache war unverändert geblieben, noch immer fiel der Sand Korn auf Korn in dem Stundenglaſe mit den Schwingen, welche die Zeit bedeuten. Nur die Geſinnungen der Menſchen waren verändert, ſie hatten ſich im Kreiſe gedreht und waren einander nicht näher gekommen.

»Wo iſt,« ſagte Felix, das düſtre Schweigen nach der erſten Begrüßung unterbrechend, »der Frieden, die Sabathſtille geblieben, die einſt in dieſen Mauern herrſchten?«

»Ich bin verwundert,« ſagte Georg, »Dich ſo reden zu hören. Du verwünſchteſt dieſe Ruhe früher. Ich glaubte Dich erfreut wiederzuſehen, und Du ſelbſt trägſt einen Theil der Schuld mit, daß es ſich hier verändert hat. In Deiner Abweſenheit prüft' ich Deine Lebensweisheit und habe das lautere Gold derſelben erkannt.«

Digitized by Google

»Unſeliges Schickſal,« erwiederte Felix, »das Dich ſo gewiß zum Verderben führen wird, wie es Dich jetzt ſchon an die Spitze von Meuterern, an die Spitze niedriger Empörer ſtellte!«

»Nicht dieſe Sprache, Felix!« entgegnete Georg. »Bedenke daß Du ſelbſt einſt auf gleicher Laufbahn Ruhm, Ehre und Glück erwartet haſt.«

»Das Leben iſt ernſt wie eine Gewitternacht,« verſetzte Felix. »Ein Blitzſtrahl Gottes vermag dieſe Nacht zu erhellen —«

»Wenn er die nachtgewöhnten Augen nicht blendet!« unterbrach ihn Georg.

»Genug,« ſagte Felix. »Ich ſehe, ich bin noch immer ein Fremdling in dieſen Hallen, mein Gemüth iſt umdüſtert, meine Augen ſind nachtgewöhnt, wie Du ſagſt — vielleicht daß ſie der Blitzſtrahl wirklich geblendet hat. Die Hoffnung, mit der ich zurückkehrte: Deiner, wie Du früher warſt, würdig zu ſein, hat mich bitter getäuſcht. Aber die prophetiſche Stimme, die ſeit meiner Auferſtehung als treue Gefährtin in meinem Innern wohnt, ſagt mir: Dein Weg führt zum Abgrunde.«

»Du ſprichſt als Poet und nicht als Prophet,« erwiederte Georg lächelnd. »Dergleichen Stimmen zu vertrauen, iſt gefährlich, weil ſie ein Urtheil ſind ohne vorherige Prüfung. Darum prüfe erſt was wir bezwelfen. Kräftige Deine Geſundheit auf Jagden und im Feld und glaube mir, einem richtig geregelten Körper fehlt auch der klare Geiſt nicht!«

Eine gewiſſe Reizbarkeit hatte ſich des jüngeren Grafen ſeit ſeiner letzten Krankheit bemächtigt. »Du höhnſt mich, Georg,« ſagte er mit gerötheten Wangen. »Du hältſt mir die Worte, die ich ſelbſt vor Jahren wohl oft zu Dir ſprach, jetzt triumphirend entgegen. Sie haben in Deinem Munde einen andern Sinn als in dem meinigen.«

»Du verkennſt mich,« verſicherte Georg, dem Bruder die Hand hinreichend, »meine treueſte Überzeugung ſpricht aus mir. Warum müſſen wir Menſchen durch ſo manche Anſichten von einander geſchieden werden? Warum iſt ein Wort ſo oft die Brücke zwiſchen zwei Herzen, aber noch öfter der Abgrund, der dieſelben von einander reißt? Wir ſind ja Alle nicht ſo ſchlecht als wir zuweilen einander erſcheinen, und in der Wurzel des Daſeins und der Meinungen ſind wir gleich. Das Licht, das uns durchleuchtet und erwärmt bleibt im Urquell daſſelbe göttliche, nur die Brechung bewirkt oft einen andern Farbenglanz, läßt die Farben erſcheinen, die an dem Weſen der Körper ſelbſt nicht haften.«

»Du verachteſt das Wort,« entgegnete Felix, »und ſo ſetzeſt Du das Böſe mit dem Schlechten gleich. Du verwechſelſt Dich mit mir, aber eine Hölle und ein Himmel liegen zwiſchen uns.«

Die weiße Locke hatte dieſem Streite mit einem ſtillen, ruhigen Lächeln zugehört. »Das Wort entzweiet, aber Thaten binden,« ſagte er. Doch jetzt, Ihr edlen Herren, iſt's Zeit daß ich mein Verſprechen erfülle. Euch, Herr Eidam, muß ich den Bruder als Gefangenen zu Gnade und Ungnade übergeben. Thut mit ihm was Euch beliebt; legt ihm als Strafe auf, ſeinen Glauben zu beſſern. Schwerer Vergehen, ſoviel ich muthmaßen kann, wird er angeklagt werden. Ich brauche Euch nicht zu bitten, ein milder Richter zu ſein. Aber wenn Ihr ihn nicht anders zu retten wüßtet als durch die Flucht, ſo vergeßt nicht daß die Hütte des Schwiegervatters ein ſicheres Aſyl darbietet.«

Die Sonne war geſunken als die weiße Locke von den Brüdern ſchied. Schon ſchwebte der Mond am nächtlichen Himmel. Wie ſtolz und prächtig lag das Schloß in ſeinem Lichte, als der Waldwärter unterwegs ſtehen blieb und gedankenvoll zurückblickte. Rein und klar ſprangen die Erker und Zinnen hervor, und die Blenden zeichneten ſich durch tiefere Schatten auf dem heller erleuchteten Gemäuer ab. Jeder Thurm und jeder Giebel ſchnitt mit ſcharfen und beſtimmten Umriſſen in dem Azur der Luft ab. Feenartig faſt wölbte ſich der klare Dom der Herbſtnacht darüber.

Zwei Lichter flackerten durch die Fenſter des Herrenhauſes — ſie flackerten an zwei getrennten Enden, das eine im linken, das andere im rechten Flügel. Die Flammen ſollen nicht zuſammenſchlagen! mochte der Waldwärter denken, der den ängſtlich hin und her zitternden Lichterſchein bemerkte; denn er ſchüttelte nachdenklich das Haupt.

Kurze Zeit darauf war Felix abermals aus der Gegend verſchwunden.

An demſelben Tage, an welchem Graf Georg nach Monaten unter den Trümmern ſeiner Veſte männlich kämpfend fiel, ſtarb im Karthäuſerkloſter irrſinnig Graf Felix.

Digitized by Google

Florentiniſche und Römiſche Briefe,

von **Adele Schopenhauer.**

1.

Aus Florenz.

[Lebende Maler, Marini, Fereni.]

Von der neueren Kunſt und den Künſtlern in Florenz ſoll ich Ihnen erzählen? Alſo nicht von den zahlloſen Copiſten, welche in den Galerien der Uffizi und des Palaſtes Pitti die Gemälde der großen Meiſter vervielfältigen, oft travestiren, oft aber auch durch Fleiß und glückliches Gelingen wenigſtens die längere Erhaltung ihrer Compoſition und allgemeinen Farbengebung und verbürgen. Fällt doch auch das köſtlichſte Bild dem Vergehen anheim! Auch von den Schülern der ſchon 1350 von einer Geſellſchaft Künſtler begründeten Academia delle belle arti möcht' ich nicht viel reden. Es ſteht dort ziemlich wie bei uns; viel Talent, wenig Genie, viel techniſche Fertigkeit, wenig tieferes Verſtehen, wenig frei gewordene wirkliche Kenntniß.

Der Großherzog Peter Leopold vereinte 1784 all die verſchiedenen im Borgo Pinti und in der Crocetta zerſtreuten Malerſchulen, vergrößerte ſie und verlegte ſie in ein Gebäude des ehemaligen Hoſpitals St. Mathias. Seine Nachfolger bereicherten das Inſtitut mit herrlichen Sammlungen, gründeten die Bibliothek, die Galerie, und Lehranſtalten in allen Nebenzweigen der Kunſt. Ausſtellungen und Preisvertheilungen wurden eingeführt. — Das ſchöne Gebäude entſpricht ſeinem Zwecke auf das vollkommenſte. Mich erfreuten im großen, von Bogenhallen umgebenen Hofe die lieblichen Porzellanmedaillons die ihn zieren, ſie ſind von Luca della Robbia, von ſeinen Brüdern und Neffen. Im Veſtibül befinden ſich vier größere bunte Basreliefs von ihm ſelbſt.

Wenn man länger in Italien weilt, und auch in den Mittel- und kleinen Städten deſſelben der Kunſt nachzugehen beginnt, wird ſogar dem ungeübten Blicke klar, was eigentlich hier die Benennung Schulen bedeutet. Wir verwechſeln ſie mit unſern Akademien. In Italien möchten die Venezianiſchen, die Florentiner, die Römiſchen und die der Carracci zu Bologna ihnen gleichen. Die frühen, in den vielen kleinen Städten, ſprachen ſich weit nationeller aus. Da gibt es in Sculptur und Malerei eine Art des Ausdrucks gewiſſe ſich wiederholende Formen der Geſichtszüge, beſonders aber eine Färbung des Gefühls und eine Weiſe daſſelbe auszudrücken, einen Grad Wärme, Innigkeit oder Ernſt, der eben wie eine recht ächte Naturblüthe die Ausübung der Kunſt durchwächſt.

Jahrhunderte lang erhält ſie ſich in dieſer Weiſe; in Sienna fühlt der Malerlehrling ſelbſt heutzutage die Frömmigkeit inbrünſtiger als in Rom; ſolchen ſchalkhaft ſüßen Engelsgeſichtchen, ſolchen Luca-della-Robbia-Madonnen begegnet er noch im Toscaniſchen, ſie ſchlüpfen ihm in ihrer kindlichen Seligkeit durch Aug' und Pinſel ins Herz. Manchmal verſteht er ſie auch noch ohne Affectation wiederzugeben.

Die nationale Individualität der Formen iſt noch immer ſehr beſtimmt, und unter ſich verſchieden; die der kleinen Städte Bergamo, Ferrara, Modena, Reggio, Perugia, Aſſiſi wird der Kunſtfreund ebenſowenig verwechſeln als die der großen Neapolitaniſchen, Genueſer, Römer und Florentiner Schulen. Die Auffaſſung in denſelben iſt leicht erkennbar. Es verſteht ſich daß ich im Allgemeinen, und von uns Ungelahrten rede; dem Meiſterblicke ſtehen noch ganz andere Kennzeichen zu Gebote.

Als ich in Florenz die Ateliers zu beſuchen begann, fand ich freilich wenig mehr von dieſer ehemaligen Auffaſſung, indeſſen blieb die Verſchiedenheit der jetzt lebenden Römiſchen, Toscaniſchen und Neapolitaniſchen Maler auffallend groß. Da wir in Deutſchland mehr von den erſten hören, erlauben Sie mir von den übrigen zu reden. Die Florentiner Maler reiſen; es herrſcht ein deutſches Element in allem Thun und Treiben des täglichen Lebens unter ihnen vor; daher haben ſie auch manches Ausländiſche, beſonders in der Art des Colorirens angenommen.

Zuerſt nenne ich Ihnen Antonio Marini. Die Auffindung einer großen Freske des Giotto wird Ihnen bekannt ſein; man verdankt ſie ihm und einem engliſchen Reiſenden. Sie befindet ſich in der ehemaligen Kapelle des Palaſtes des Podeſta. Mittelſt der großen Porträtſammlungen durch ganz Italien iſt man im Stande geweſen auf derſelben nicht nur Dante Alighieri's jugendliches Bild, ſondern auch die Porträts einer großen Anzahl anderer geſchichtlichen Perſonen zu erkennen.

Es thut mir ſehr leid um meine günſtigen Leſerinnen daß ich hinzufügen muß: neben dem wunderſchönen Profil Dante's, deſſen weiche Züge eine wahre Apotheoſe des Geiſtes ſind, gewahrt man das blühende, etwas ſtolze Geſicht — ſeiner Frau! Denn trotz ſeiner

Digitized by Google

Liebe zur Beatrice war Dante verheirathet. Die ganze Darſtellung iſt die eines feierlich geordneten Zuges, deſſen Deutung noch nicht aufgefunden iſt; Dante trägt eine Blume in der Hand, wie dieſes bei Feſten gebräuchlich war.

Marini hat dem höchſt intereſſanten Gemälde die Gypshülle abgenommen, eine Durchzeichnung des Porträts von Dante gemacht, und ſie lithographirt; ſie iſt nicht im Kunſthandel, aber Copien derſelben findet man wohl. Dieſe Zeichnung zu ſehen, ging ich zum Künſtler, welcher zu den erſten in Florenz gezählt wird.

Leider hatte er wenig Bedeutendes in ſeinem Atelier vorräthig; er hatte kürzlich viel verkauft und arbeitet meiſt auf Beſtellung. Eine nicht vollendete Altartafel ſtand auf der Staffelei: eine Himmelfahrt Mariä. Als Compoſition zerfällt ſie in mehrere Theile; dieſer deutſche Fehler erfreute mich nicht! Dagegen waren die drei Engelsgruppen unter und neben der Madonna ſo reizend, ſo himmliſch froh, wie uns ſelten Engel darzuſtellen glückt. Das Grab iſt mit der ſchmahlen Seite uns zugewandt und wie gewöhnlich mit Blüthen ausgefüllt, welche Marini's Frau gemalt hat. Sie iſt eine tüchtige Blumenmalerin, und er wählt oft Gegenſtände in denen ihre Kunſt der ſeinen ſich anzuſchließen vermag. Unter der aufſchwebenden Maria iſt ein Kreis — ich möchte ſagen ein Bouquett ganz kleiner Engelsköpfchen von ſo ſüßer Lieblichkeit, daß man geneigt wird, ſie einem weit frühern Meiſter zuzuſchreiben. Überhaupt ſieht man der Auffaſſung dieſer Kinderengel das Studium jener alten Fresken an, die den köſtlichſten Schatz von Florenz bilden. Neben der Grabesöffnung ſtehen vier Heilige. Außer dieſem großen Gemälde hatte der Künſtler mehrere Darſtellungen der Madonna mit dem Kinde. Es waren Copien früherer Arbeiten und Farbenſkizzen, aber hier tritt ſein eigentliches Talent ans Licht und beurkundet eine Grazie der Compoſition, die an Correggio erinnert.

In demſelben Hauſe mit Marini wohnt ein anderer Maler, der bedeutendſte italieniſche Coloriſt, den ich auf dieſer Reiſe geſehen; der Marcheſe Feroni. Es iſt ſchön daß in Italien in den höheren Ständen ungewöhnliche Talente ſich der Kunſt und Wiſſenſchaft widmen. Bei ihm trafen wir es glücklich; er hatte drei vollendete Gemälde im Studio.

Das größte, eine Compoſition nach dem Decamerone des Boccaccio, iſt ein Kniefſtück von vier Figuren. Es ſtellt die Geſchichte der ſchönen Liſabetta vor, welcher die ſtolzen Brüder, die durch ſie der Familie aufgebürdete Schmach zu bergen, den Liebſten erſchlagen, und insgeheim im Walde deſſen Leiche beerdigen. Ein Traum verräth ihr ſeine Ermordung und ſein Grab. Sie ſucht daſſelbe in Geſellſchaft einer ihr ergebenen Dienerin auf, trennt des Geliebten Haupt vom Körper und begräbt daſſelbe in einen großen Blumentübel voll Baſilicum, das ſie ſonſt nur mit ihren Thränen tränkt. Die drei Brüder erſpähen auch dies traurige Geheimniß, und laſſen ihr das Blumengefäß rauben; nun bricht der ganz Verarmten das Herz, ſie ſtirbt aus Sehnſucht und Schmerz.

Der dargeſtellte Augenblick iſt der in welchem die Brüder die am blumigen Grabe des Verlorenen Weinende belauſchen. Das Colorit, ächt ſicilianiſch, ein feines Gelb, in den Männerköpfen glühend geſteigert, die Charakteriſtik den im Decamerone beſchriebenen Individualitäten treu, die Geſichtszüge, beſonders in dem von Grauen, Kummer und leidenſchaftlicher Zärtlichkeit überwobenen Antlitz des Mädchens, ganz außerordentlich. Das Farbengeheimniß der Contraſte iſt bewunderungswürdig gelöſt. Sie ſteht weinend neben der Blumenvaſe, die Brüder halb von einer Draperie verdeckt im Hintergrunde.

Ein zweites Gemälde Feroni's zeigt uns das Porträt eines alten derenartigen Weibes aus dem Volk, eine Art Wahrſagerin oder Kartendeuterin: die bunten Blätter liegen auf dem Tiſchchen vor ihr. Hier iſt nicht nur das Colorit, auch die Ausführung ſo meiſterhaft, die Fülle in Leben und Detail ſo groß daß ich dieſes Bild faſt noch höher ſtelle als das erſte. — Ein Drittes würde man im ſechzehnten Jahrhundert eine Venus benannt haben. Der reizendſte Mädchenkörper, Üppigkeit und Jungfräulichkeit vereinend, ruht auf einem Lager, deſſen rothbunte Decken bis zur Mitte deſſelben zurückgeſchlagen nur den Obertheil des Leibes, dieſen aber völlig nackt ſehen laſſen. Den Kopf aufgeſtützt auf Hand und Arm, das Geſicht mit geiſtvoll blickenden Augen aus dem Bilde herausſchauend, zur Seite gewandt — hier puſſirt das Leben in ſolcher Gewalt und Friſche daß man die Natur in höchſt möglichſter Schöne vor ſich zu ſehen glaubt.

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Breslau, im Mai.

[Ein Blick auf Schleſien in alter und neuer Zeit; Heinrich Simon.]

Der Wind fährt bisweilen noch immer kalt über die Thalebene Schleſiens, und der Landmann ſieht noch mit ernſtem Auge über den grünen Frühlingsteich den ſeine Äcker tragen. Doch iſt er guter Hoffnung, denn er hat eine Bürgſchaft für einen üppigen Sommer und für geſüllte Scheuern. „Die Erde hat voriges Jahr geblüht!“ Kennen Sie dieſen Volksglauben? Es iſt eine uralte poetiſche Vorſtellung, nach welcher im Boden ſelbſt von Zeit zu Zeit ſtille geheimnißvolle Lebenskraft thätig iſt, welche in den nächſten Jahren an der Vegetation als Stärke und Gedeihen ſichtbar wird. Ach, ſie thut uns Noth! Es iſt ein ſchweres Jahr für die drei Millionen Schleſier, welche die deutſche Scheidewand zwiſchen zwei civiliſirten Slavenſtämmen, den Böhmen und Polen, bilden. Krakau verloren; die Linneninduſtrie ſchon längſt, aber mit jedem Jahr fühlbarer verkümmert; drei Mißernten hintereinander; der Oſten wie mit ehrner Mauer verſchloſſen, der Süden und Weſten, Öſtreich und Baiern, faſt ebenſo unzugänglich: wahrlich, mein ſchönes Vaterland liegt da wie mit einem dunkeln Flor verhüllt! Eine große, lange Ebene, in der Mitte der Länge nach durch die Oder organiſirt, an der böhmiſchen Seite durch rieſige Bergmaſſen begränzt, aber dem Oſten und Süden ſo offen daß meilenlang die polniſche Grenze bis um das Jahr 1830 zweifelhaft war, — iſt Schleſien von der Natur dazu beſtimmt, die Verbindung der Deutſchen mit dem Oſten darzuſtellen, und in Handel und geiſtigem Verkehr die rührige, friſche Art ſeines Volkes dem Slaven gegenüber nachbarlich und zuthulich zu erweiſen. Noch lebt im Volke eine dunkle Erinnerung an jene goldene Zeit, wo der Oſten lange Caravanen bis in die Ringmauern Breslau's ſandte, wo der bärtige Ruſſe, ſogar der breitnaſige Tartar ihre kleinen Pferde auf dem Marktplatz hinter den beladenen Karren banden, und für ihre Ladungen von Häuten, Wachs, Talg und alle dem was ſonſt ihre Heimath dem Auslande bot, ſchleſiſche Linnen und Tuche und die Gegenſtände unſeres Handels heimführten. Da war leichter Verkehr, Waare gegen Waare, der Gewinn hundertfältig und mancher Kaufherr wurde reich, ohne ein Buch zu führen. Dies iſt freilich vorbei, und wäre vorbei auch ohne die ruſſiſche Handelspolitik, aber ebenſo wahr iſt daß die vollſtändige Entwickelung der nationalen Kraft Schleſiens nur möglich wird, wenn ſich die Straßen nach Morgen wieder mit den Mauleſeln und Kameelen unſeres Stammes beleben. — Unterdeß aber ſitzen wir nicht thatlos, im Gegentheil, es rührt und bewegt ſich überall. Hat doch der Schleſier überhaupt die ſchöne Eigenſchaft des Sanguiniſers, nicht zu ſchwarz zu ſehen, und ſich aus Allem ein Förderndes, Erfreuendes herauszufinden. Er faßt ſchnell, ſchafft leicht, aber er weiß nicht ebenſogut zu bewahren. Er hat mehr Erfindungskraft als Dauerbarkeit, mehr Sinn als Gewinnung, mehr Gemüth als Willen, mehr Laune als Witz, mehr Geſprächigkeit als Beredſamkeit. Dennoch iſt die ſchleſiſche Volksſeele eine ſehr glücklich organiſirte und ich hoffe wir werden noch erleben daß der ſchleſiſche Stamm in der Entwickelung unſeres deutſchen Volkslebens eine Hauptrolle übernimmt. Jetzt liegen wir für die Bruderſtämme immer noch „jenſeit der Berge“ und ſie wundern ſich faſt, wenn wir bei Gelegenheit zeigen daß wir auch Männer haben.

Sie wollen von Simon hören? Ich kenne ihn nicht perſönlich, aber ich kann Ihnen doch Zuverläſſiges über ihn mittheilen, denn die Kreiſe in denen wir leben, berühren ſich. Er iſt ein Sohn des hieſigen Wechſelerſyſtem Simon, aus würtiger, hochgeachteter Familie, welche mehrere bedeutende Perſönlichkeiten umfaßt. Nennen Sie nur die Namen Gräff und Simon einem preußiſchen Juriſten, der wird Ihnen erklären was bei uns eine „Juriſtenfamilie“ zu bedeuten hat. Simon war in Breslau als Stadtgerichtsrath angeſtellt, gab aber vor ungefähr einem Jahre in Folge neuer Verfügungen über die Abſetzbarkeit der richterlichen Beamten ſeine Stellung auf, weil er durch ſie die Unabhängigkeit des Richterſtandes für gefährdet, und ihr Princip als tief einſchneidend in die Entwickelung unſerer ſtaatlichen Zuſtände erkannte. Seit der Zeit hat er als Privatmann gelebt, in gutem Familienkreiſe, mit Gleichgeſinnten in Ausweahl verkehrend. Groß, ſehr ernſt, von eiſerner Energie und Zähigkeit, iſt er zugleich von liebenswürdiger Anſpruchsloſigkeit. Er beſticht nicht, aber er feſſelt, ſein Enthuſiasmus iſt tief und ohne Hitze, ſein Weſen klar, ſein Auftreten beſtimmt. Als Menſch früh gereift und durch bedeutende Gefühlsſtürme erſtarkt, als Juriſt und Beamter in Wiſſenſchaft und Praxis durchgebildet, kämpft er gegenwärtig, wie Sie aus ſeinem Buche ſelbſt erkennen mögen, den Übergang vom Juriſten zum Staatsmann durch. Verläufig iſt er, dies nebenbei, in einiger Gefahr Staatsgefangener zu werden, denn es iſt Befehl da, wegen der letzten Schrift eine Kriminaluntersuchung gegen ihn einzuleiten. Er iſt bekanntlich aus der Ferne herbeigereiſt, ſich der Unterſuchung zu ſtellen. — Sie mögen aus dieſer kurzen Notiz ſchließen daß er Einer von den wenigen Söhnen der Gotteskraft iſt, welche im Stillen durch ein ernſtes Geſchick in ſelbſteigenen Schmerzen und Kämpfen erzogen werden, um laut und öffentlich in ernſtem Geſchick, bei allgemeinen Schmerzen und Kämpfen Andere zu erziehen. P.

Aus Berlin, d. 20. Mai.

[Der preußiſche Landtag und die deutſche Preßfreiheit.]

Der Vereinigte Landtag Preußens berührt vielfach auch die Stellung und Aufgabe der Tagespreſſe, und dieſe hat einerſeits ihre ſchönſten Berechtigungen in der offenen rückhaltloſen Hingebung an die reine Nationalſache und in der freien volksthümlichen Verarbeitung der ſtändiſchen Ergebniſſe in Anſpruch zu nehmen, während ſie andererſeits auch für ſich ſelbſt gerechte Hoffnungen auf das Wirken der Stände geſetzt hat und von denſelben einen baldigen Ausſpruch über die Gewährung unbedingter Preßfreiheit als eines allgemeinen Menſchenrechts erwarten darf!

Es ſind mehrfache Petitionen um Preßfreiheit (19 an der Zahl) von den Abgeordneten verſchiedener Provinzen der Monarchie bei dem Landtag eingebracht worden, und namentlich hat ſich die Provinz Schleſien, in der ſich in den letzten Jahren politiſche Bildung und politiſches Bedürfniß außerordentlich verallgemeinert haben, durch zwei wirkſame Anträge, des

Digitized by Google

Maurermeister Tschocke aus Breslau und des Bürgermeister Hirsch aus Landsberg, in der kräftigen Anregung dieser Sache hervorgethan. Auch fällt der Antrag des gewandten schlesischen Abgeordneten Wilde auf „Verstattung des Associationsrechts mit unbeschränkter Redefreiheit" in dieselbe Kategorie des seine wichtigsten Rechte einfordernden Zeit- und Volksbewußtseins, und ist auf dem Landtag auch derselben fünften Abtheilung, welche die Angelegenheit der Presse vorzuberathen hat, zugewiesen worden. Die Rheinprovinz hat sich in dieser Sache besonders durch zwei Petitionen, des des Abgeordneten Baum, Präsidenten der Handelskammer zu Düsseldorf, und des Abgeordneten Meyissen, vertreten, die Provinz Pommern durch den Antrag des Abgeordneten Ritter aus Stettin, der damit zugleich die Aufhebung des namentlich für die Öffentlichkeit so drückend fortbestehenden Intelligenzblattzwanges verbunden hat, Westfalen durch einen Antrag des Freiherrn v. Vincke, die Provinz Sachsen durch den Bürgermeister Gier aus Mühlhausen, der in der Adreßdebatte seine Zugehörigkeit zu der äußerst conservativen Partei an den Tag legte, und jetzt durch seine Verwendung für die Sache der Preßfreiheit beweist, daß dieselbe auch in dieser Sphäre der Gesinnung und Richtung nicht mehr für die „unliebsame" (um mit einem charakteristischen Ausdruck des westfälischen Abgeordneten v. Vincke zu sprechen) gehalten wird, die sie noch vor kurzem in diesen Beziehungen zu sein schien. Aus der Provinz Brandenburg ist ein Antrag auf Preßfreiheit durch den Stadtverordneten Winkler aus Lübbenau eingebracht worden, und die drei Abgeordneten der Stadt Berlin haben die von ihnen eingereichte und durch eine besondere Denkschrift unterstützte Petition um Aufhebung der Censur und Erlaß eines Preßgesetzes für Preußen auch bei den Abtheilungsberathungen über diesen Gegenstand, die bereits stattgefunden, persönlich und mit den lebhaftesten Erklärungen ausgeführt. Besonders ist dabei eine Äußerung des Berliner Abgeordneten Schaufs sehr eindringlich und wirksam gewesen, der darauf hinwies daß es sich nicht blos um Preußen, sondern um ganz Deutschland bei den in dieser Sache zu fassenden Beschlüssen handle, und daß dieser allgemeine politische Gesichtspunkt bei der Begründung der Preßfreiheit vorzugsweise im Auge zu halten sei. —

Die Anerkennung der Rechte, welche die Presse als ein natürliches und vernünftiges Instrument des öffentlichen Bewußtseins zu fordern hat, scheint in der That jetzt einen günstigeren Moment für sich gefunden zu haben, als man nach Jahrzehnten eines gegen die Presse geführten Vernichtungs-, Abschwächungs- und Verdächtigungskrieges so rasch und so vollständig in Deutschland erwarten konnte. Die thatsächlichen Ergebnisse dieser günstigen Constellation sind freilich abzuwarten, doch erfreut man sich in schwühlen Tagen schon der bloßen Anstalten zur Zertheilung eines drückenden Gewölks, und sieht in diesem Abklärungsproceß schon die freie Herrschaft des reinen Elements als eine Gewißheit an. Diese Gewißheit hat sich in der Angelegenheit der Presse erhöht durch die entschiedenen und freimüthigen Versicherungen, welche der Herr Minister v. Canitz der fünften Landtagsabtheilung bei ihren Berathungen über die Anträge auf Preßfreiheit gegeben hat, indem er den unbedingten Willen der Staatsregierung, die Presse auf ihrem eigenen Gebiet frei zu lassen und eine unabhängige Rechtspflege für dieselbe zu begründen, erklärte, und damit zugleich die in der letzten Zeit vielverbreitete Nachricht bestätigte daß von Seiten Preußens beim deutschen Bunde der Antrag auf Aufhebung der Censur und auf Gesetzung derselben durch ein Preßstrafgesetz gestellt worden. Dieser Minister hat seit Jahren den deutschen Preßangelegenheiten seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und es scheint, wie man aus einigen gedruckten Äußerungen von ihm schließen darf, sein Bestreben vornehmlich darauf gerichtet, die Erfahrungen anderer mit freien Institutionen der Presse begabter Länder mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Verhältnisse in einen organischen Einklang zu bringen und darauf einen Zustand nationaler Preßfreiheit, wie er den allgemeinen Bedingungen des deutschen Staatslebens angemessen, zu begründen. Wie gehören zwar nicht zu denen, welche das unschätzbare Gut der Freiheit, die ein in sich unheilbarer göttlicher Begriff ist, in verschiedene Volksportionen zu zerlegen pflegen, von denen dem einen Volke seiner Natur nach nicht soviel zustehen könne als dem andern, und welche dabei zu der sublimen Unterscheidung zwischen einer inländischen und einer ausländischen Freiheit kommen, so daß wir nach dieser Seite hin bald auch einen besonderen inländischen Gott, eine besondere inländische Ehre u. s. w. bedeuten und appliciren erhalten könnten. Auch die Preßfreiheit kann bei allen Völkern eigentlich nur auf einem und demselben Menschenrechte beruhen, und ein Volk braucht davon gerade ebenso viel als das andere, vorausgesetzt daß es dieselben gesunden und wohlerhaltenen Organe hat wie das andere. Was von den physischen Verhältnissen gilt, muß hier auch von den geistigen gesagt sein, und wie die Franzosen und Engländer ihrer Natur nach nicht mehr Anwartschaft auf Licht, Luft und Sonne haben als die Deutschen, so kann auch nicht angenommen werden daß die höchste Ausbildung der Preßfreiheit bei ihnen eine naturgemäßere und berechtigtere Erscheinung sei als bei uns. Im Einzelnen aber werden die verschiedenen nationalen Formen und Einrichtungen, mit denen sich die Preßfreiheit in ihrer wirklichen Anwendung zu berühren hat, allerdings mancherlei Unterscheidungen bedingen müssen, da sonst die Freiheit der Presse, in Zustände hineingestellt die ihrem Wesen ganz und gar widersprechen, statt einer Wohlthat und Entlastung der Geister und Herzen vielmehr die größten Gefahren bereiten und den alten Zwangszustand zurückersehnen lassen würde. Denn der letztere ließ wenigstens einen Kampf zu, in dem man Mancherlei zu Gunsten der Öffentlichkeit erbeuten konnte. Jetzt aber würde eine neue Verschlossenheit der Rede eintreten, die noch dazu einen freiwilligen Anstrich hätte, wenn nämlich die Preßfreiheit unter Formen eingeführt werden sollte, unter denen jedes Wort die Sicherheit der Personen verwirken könnte und das Bestehen derjenigen Institute, die am meisten und wirksamsten der Öffentlichkeit dienen, von Verhältnissen abhängig gemacht wäre, welche den Gewohnheiten des Landes und auch seinen vorhandenen ökonomischen Möglichkeiten nicht entsprechen. Wenn sich z. B. im Gesetze der deutschen Preßfreiheit die Einführung von Cautionen befinden sollte, welche von den Herausgebern der Journale und Zeitungen als Unterpfand gegen den Mißbrauch der Presse zu erlegen wären, so würden wir behaupten müssen, daß die Einrichtung der Preßfreiheit in Deutschland nicht unter den nothwendig zu berücksichtigenden nationalen Formen, sondern nach einem ausländischen, für uns nicht passenden Maßstab geschehen. Die cautionirte freie Presse, die große Geldsummen zu ihrer Garantie zu hinterlegen hat, kann nur in den

Digitized by Google

Ländern mit einiger Sicherheit ſich bewegen, wo, begünſtigt durch die Freiheit aller öffentlichen Inſtitutionen, ſich zugleich eine ſo beſtimmte Organiſation der politiſchen Parteien gebildet hat, daß die Geldverhältniſſe der ihnen dienenden Organe nöthigenfalls auch auf dem Wege der Aſſociation geordnet werden können. In Deutſchland aber, wo der Geldmarkt der Preſſe ohnehin ſchon ein ſehr bedrängter und ſchwankender iſt, würden dadurch ſehr ſchwierige und der Freiheit des Worts hinderliche Verhältniſſe ſich bilden, die auch das Entſtehen neuer Inſtitute der Öffentlichkeit noch unmöglicher machen würden als das bisherige Conceſſionsweſen, das die Regierungen nach den ihnen beliebigen Normen ſich vorbehalten hatten. Als das günſtigſte Land für die Freiheit der Preſſe hat ſich in neueſter Zeit Belgien erwieſen, in deſſen gänzlich unbedingten Preßzuſtänden auch die Leiſtung der Cautionen unbekannt iſt. Der Katholicismus, der an der neuen Staatsſchöpfung Belgiens den entſchiedenſten Antheil genommen, hat ſich überhaupt oft gegen die Freiheit der Preſſe weniger heimlich und mißtrauiſch abgeſchloſſen als es der Proteſtantismus gethan. Die belgiſchen Preßverhältniſſe aber zeigen dabei dort das Aufgeben jedes Präventivmittels (denn als ſolches muß doch immer noch die Caution angeſehen werden) nicht größere Übertreibungen und Mißſtände herbeigeführt hat, als ſich anderswo bemerklich machen.

Die bei der preußiſchen Regierung vorherrſchende Anſicht, daß die deutſche Preßfreiheit ſich den nationalen Formen gemäß geſtalten ſolle, muß man daher zunächſt als eine durchaus günſtige und förderliche feſtzuhalten ſuchen, und es ſteht zu hoffen daß dieſe Anſicht ſich auch bei der Ausarbeitung eines deutſchen Preßſtrafgeſetzbuches geltend machen werde. Die Reform der preußiſchen Geſetzgebung hat ſich auf ihren letzten bedeutungsvollen Entwickelungsſtufen von der Ausſchließlichkeit des poſitiven und formellen Rechtsbuchſtabens abgewandt und den urſprünglich durchaus nationalen Elementen des Geſchwornengerichts zugeneigt, die auch für die Beurtheilung von Preßvergehen, bei der am allermeiſten der Buchſtabe tödtet, vorzugsweiſe angerufen werden müſſen. Auf dieſem Wege dürfte eine freie, in ihrer eigenen Rechtsſphäre geſicherte und darum auch Vertrauen verdienende Preſſe in Deutſchland hervorgehen, und es liegt nicht im Naturell des deutſchen Geiſtes, daß derſelbe da, wo er Vertrauen und Liebe gefunden, Haß und Zerſtörung zurückgeben ſollte. Die wirklich freie Preſſe wird daher auch die wahrhaft dankbare ſein, und nur die halbfreie Preſſe, die in ihren Zwitterbewegungen eigentlich nicht aus noch ein weiß, und ſich darum unaufhörlich in falſchen Poſitionen befindet, ſie kann mit Recht des Undanks bezüchtigt werden. Die freie Preſſe trägt ihren Dank durch die Würde und intenſive Kraft ihrer Entwickelung ab, indem ſie eine beſtändige Verherrlichung des wahren Geiſteslebens der Nation iſt, und mit dieſer Verherrlichung wird ſie auch auf die Stelle der königlichen Thronrede zu antworten haben, in welcher bei der Eröffnung des erſten Vereinigten Landtags Preußens der „Undank der Preſſe“ beklagt wurde. —

Die erfreulichen Eröffnungen des Herrn Staatsminiſters v. Ganiz, welche er der bezeichneten Landtagsabtheilung machte, beträfen auch das geneigte Verhältniß des Staatsoberhaupts zu den Angelegenheiten der Preſſe, die frei zu geben ſchon der beſtimmte Wille des Königs gleich bei ſeiner Thronbeſteigung geweſen. Die zu erwartenden Verhandlungen der preußiſchen Stände über die Freiheit der Preſſe ſtehen daher mehr als bei irgend einer andern Frage auf einem von vornherein günſtigen und feſten Boden, dem jedenfalls eine lebendige Frucht abzugewinnen ſein wird. Das Schickſal des preußiſchen Preßfreiheitsantrages am deutſchen Bundestage iſt freilich in ſeinen einzelnen Modalitäten noch ungewiß, obwohl ſich ſo viel bereits ergeben zu haben ſcheint, daß dieſer Antrag namentlich bei den größern deutſchen Mächten bei weitem mehr als bei einigen kleineren die auf ihren beſonderen Gebieten deshalb eigenthümliche Beſorgniſſe zu hegen ſcheinen, die lebhafteſte Unterſtützung und weitere Durcharbeitung findet. Eine neue allgemeine Grundlage für die Preßfreiheit Deutſchlands wird jedenfalls durch dieſe Bemühungen geſchaffen werden, obwohl es noch zweifelhaft bleibt in wieweit eigenthümliche Anwendungen auf jedem einzelnen Bundesgebiet nach deſſen individuellem Bedürfniß nachgelaſſen werden dürften. Sollte es aber, wofür auch einige Dispoſition da iſt, nur dahin kommen daß die Preſſe in jedem Bundesſtaat blos für die Behandlung der eigenen inneren Angelegenheiten deſſelben frei gegeben würde, in allen andern öffentlichen Beziehungen aber einer Cenſur unterworfen bliebe (wie auch in Baiern bereits ein derartiges, aber außer Gültigkeit gekommenes Geſetz für die Preſſe dieſes Staats exiſtirt): ſo dürfte dies wieder nur einen künſtlichen Zuſtand herbeiführen, der Schwankungen und Rückfälle aller Art mit ſich bringen könnte. Es würden aber auch dann jedenfalls die Bande gelöſt werden, welche die bisherige allgemeine Bundespreßgeſetzgebung für jeden einzelnen Staat verpflichtend bildete, und die deutſchen Bundesſtaaten würden das Recht der individuellen Selbſtbeſtimmung über ihre Preßangelegenheiten an ſich zurücknehmen.

Auch für den preußiſchen Staat innerhalb ſeiner eigenen Grenzen würde durch das neue Preßgeſetz zum erſten Mal ein gleichmäßiges Weſen der öffentlichen Preßzuſtände hervortreten, da die Handhabung der Cenſur in den verſchiedenen Theilen der Monarchie bisher die abweichendſten Erſcheinungen darbot, und dabei mancherlei Berückſichtigungen und Schonungen beſtimmter provinzieller Elemente unabweislich ſchienen. Die Tagesblätter einzelner Provinzen zeigen darin die merkwürdigſten Phänomene auf, indem man das was hier durchgelaſſen und dort unterdrückt wird, ſo widerſprechend halten muß, daß man unmöglich die Bedingungen eines und desſelben Staatsverbandes darin erkennen ſollte. Die jetzt bei dem Landtag zur Berathung kommenden Preßfreiheitspetitionen, welche außer ihrer allgemeinen Seite auch die verſchiedenen Eindrücke und Motive der einzelnen Provinzen an ſich tragen, geben auch von dieſen aller Präventivcenſur ungertrennlich anhaftenden Abnormitäten mehrfach Zeugniß ab. Die bevorſtehende ſtändiſche Debatte über dieſe Angelegenheit, die im Allgemeinen nur eine Unterſtützung der von der Staatsregierung bereits eingeleiteten Schritte ſein kann, läßt zugleich für die richtige Erkenntniß der bisher geübten Cenſurverwaltung und der unzweifelhaften Folgen derſelben manche lehrreiche Aufſchlüſſe erwarten. Die geſetzliche Gewährung der Preßfreiheit, welche alle Richtungen im Staat unter denſelben Bedingungen gleichmäßig zu Worte kommen läßt, wird auch für die verſchiedenen Provinzialelemente des preußiſchen Staats eine einigende und ausgleichende Macht werden, und

Digitized by Google

se erscheint die Preßfreiheit als eine nothwendige Ergänzung des Vereinigten Landtags selbst, welcher auch zur Vollendung seiner eigensten Aufgabe der freien Presse nicht entrathen kann.

Theodor Mundt.

[Erzherzog Karl.]

Am 30. April endete der Sieger von Aldenhoven, der Sieger von Aspern sein ebenso thatenreiches wie bescheiden zurückgezogenes und verzichtendes Leben. Ihm galt die Begeisterung Deutschlands zu einer Zeit wo die Gemüther noch nicht anzuathmen wagten, er schlug vergebliche Schlachten, selbst seine Siege waren fruchtlos. In Theodor Körner's Liedern lebte der Held von 1809 noch fort ohne daß er Theil nahm an der Glorie der Freiheitskämpfe Deutschlands; Nikolaus Lenau besang noch zuletzt 1843 sein Jubelfest in Wien, nachdem er längst in eine stille Abgeschiedenheit sich zurückgezogen, die gewiß nicht Theilnahmlosigkeit, nur eine zu weit getriebene Bescheidenheit war. Er schrieb in seiner Muße „Grundsätze der Strategie", und eine „Geschichte des Feldzugs von 1799", Werke von denen außer dem östreichischen Militärblatt sonst kaum eine deutsche Zeitung etwas wußte. Östreich zumal hat über seinen Helden unrühmlich geschwiegen. Levin Schücking lieferte jetzt den ausführlichsten Lebensabriß über ihn. Im Erzherzog Karl ging uns die Möglichkeit einer militärischen und politischen Größe verloren. Ich sage die Möglichkeit. Er war Statthalter der Niederlande, Generalcapitän von Böhmen gewesen; ihn hatten die Niederländer zum selbständigen Fürsten erwählen wollen, ihm ward von den Spaniern die Krone angeboten. Erzherzog Karl hatte die in der Geschichte seltene Enthaltsamkeit auf eine Königskrone zu verzichten. Dies kam Deutschland gewiß zu gute. Aber war es auch zu unserm Heil daß der gefeierte Sieger von Aspern nach der Schlacht bei Wagram alle seine Würden für immer niederlegte, am Befreiungskriege ganz antheillos blieb? War sein Eifer für die allgemeine deutsche Sache in ihm erloschen? Oder hielt ihn die Eifersucht seines Kaisers und Bruders fern? Beide Fälle sind denkbar und verdienen beleuchtet zu werden. Östreich das schweigsame hat auch darüber geschwiegen.

[Zur Literatur über die preußische Verfassung; Welcker.]

Zur Beurtheilung der preußischen Verfassungsfrage ist Karl Welcker's Artikel „Grundgesetz und Grundvertrag" aus dem Staatslexikon besonders abgedruckt und mit einem Vorworte begleitet erschienen. Ein Wort von Livius ist der Schrift vorgesetzt: „In der Zustimmung der Gehorchenden beruht die wahre, ganze Macht der Herrschaft." Welcker's Ansicht vom Staate ist bekannt; man kann sie wesentlich als die constitutionelle bezeichnen; der gegenseitige Vertrag macht nach seiner Meinung erst den wahren Staat, den Rechtsstaat. Diese Theorie des Juristen mag als solche gelten. Für Preußen stellt sich dann immer noch die Frage, wie ein geschichtlich gewordener Staat den Übergang dazu finde, ob und wie die königliche Dictatur sich entschließen wolle ihrer Machtvollkommenheit sich zu begeben. Die Ereignisse haben bereits darauf geantwortet. Die absolute Königsherrschaft begibt sich nicht ihrer Machtvollkommenheit, sie behält sich alle Initiative vor. Gleichwohl steht der königliche Wille in der „Zustimmung der Gehorchenden" das Heil des Staates. Auf dieser Spitze steht die Frage für Preußen; das Problem ist ganz eigenthümlicher Art. Der Macht des allgemeinen Zeitgeistes bleibt es überlassen wie sich dieser Widerspruch löse, wie berathende Stände durch ihre geistige Haltung formgebend auf den Herrscher, moralisch auf das Volk wirken werden. Rechtsboden kann den Allgemeinen Ständen erst der Usus geben; contractlich zuerkannt haben sie ihn nicht erhalten. Welcker gehört zu denen die eine fertige Verfassung verlangen, nur das Ziel wollen, den Weg zu diesem Ziele gering anschlagen. „Norwegen, Belgien, Baden, sagt er, erhielten auf einmal neue fertige Verfassungen. Sind sie nicht glücklicher, befriedigter, politisch reifer als wenn man sie mit bloßen Bruchstücken von Verfassungsrechten hätte hinhalten wollen?" Wir wollen das Glück, die Befriedigung, die politische Reife jener drei Länder hier nicht in Frage stellen; auch Baiern erhielt eine fertige Verfassung, Hessen-Kassel hat eine so gute daß man sie schont, in den Schrank hängt und gar nicht gebraucht; Hannover hat sie gehabt ohne fähig zu sein sie zu benutzen, zu behaupten. — Für Preußen ist der Weg, die Arbeit, die Befähigung und Erziehung der Nation zu einer Verfassung eröffnet. Und der Weg, die Arbeit, die Befähigung, die Erziehung dazu scheint uns fast wichtiger, jedenfalls nöthiger als das Ziel. Der Usus, nicht ein „Stück Papier" wird Preußens Verfassung feststellen.

[Ein Wort von Friedrich Hebbel.]

Diesmal ein gedrucktes, das Verwort zu dem neuen, im Druck erschienenen Lustspiel „der Diamant." — Man hat mich oft befragt, sagt Hebbel, warum ich mir nicht Mühe gebe meine Stücke auf die Bühne zu bringen. Zur Antwort darauf ein Märchen das ich in der Kindheit von meinem verstorbenen Vater hörte. — Ein Ritter kam an einen Palast in dem er eine verzauberte Prinzessin zu finden hoffte, und wollte hinein. An dem ersten Thor verlangte der Wächter, zwar noch etwas zaghaft und mit zitternder Stimme, er solle seine Waffen zurücklassen, sonst dürfe er nicht weiter. Er gehorchte. An dem zweiten verlangte ein Anderer, schon kecker und trotziger, er solle seine Rüstung ablegen. Er that's. An dem dritten trat ihm ein noch frecherer Gesell in den Weg und wollte ihm ohne Weiteres die Arme auf den Rücken binden. Da aber war seine Langmuth zu Ende. Wenn das so fort geht — rief er aus — so wird man drinnen von mir fordern daß ich mich mit eigener Hand erhänge, und wie ich die Prinzessin dann noch erlösen und eine tüchtige Nachkommenschaft mit ihr erzeugen soll, sehe ich nicht ein! Damit kehrte er um. — Ob er es that, um für immer abzulehen, oder blos um die Rüstung wieder anzulegen, die Waffen wieder aufzunehmen und geharnischt und gewappnet zurückzukehren, weiß ich nicht.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 5. Juni.

Inhalt: Florentiniſche und Römiſche Briefe, von Adele Schopenhauer. 2. Aus Florenz. — Franzöſiſche Philoſophie. Rouſſeau und Aimé-Martin über die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Frauen. — Die Akademie der Wiſſenſchaften in Wien. — Aus Berlin, aus dem Weimariſchen, aus Würzburg und Peſth. — Fanny Henſel. — Zur Literatur über die preuß. Verfaſſungsfrage. ꝛc.

№ 23.

Florentiniſche und Römiſche Briefe,

von **Adele Schopenhauer.**

2.

Aus Florenz.

[In den Werkſtätten der Bildhauer.]

Unleugbar ſteht die neuere Sculptur in Rom höher als in Florenz. Nehmen wir den ſo allgemein anerkannten Bartolini aus, der eben jetzt in Rom iſt um die Büſte des heiligen Vaters nach der Natur zu modelliren, ſo finden wir zwar noch ſehr gute und tüchtige Künſtler in dieſem Fach hier, allein in Rom werden mehr und großartigere Arbeiten unternommen. Die Weltſtadt iſt reich an berühmten Sculptoren aller europäiſchen Länder, mithin tritt eine günſtige Wechſelwirkung derſelben auf einander ein, der ſie beſeelende Wetteifer ruft eine größere Verſchiedenheit ihrer Leiſtungen hervor.

Meine Zeit in Florenz war ungemein beſchränkt, ich kann Ihnen daher nur ein Paar Sculptoren nennen die ich in ihren Ateliers aufgeſucht; andre Arbeiten die ich in den Straßen und Plätzen, und als Grabmäler in Kirchen ſah, zu beſchreiben, würde mich zu weit führen. Es mag manch ſchönes Talent mir unbekannt im überreichen Florenz erblühen, das aufzufinden mir ſpäter vorbehalten bleibt.

In der Academie delle belle arti bot ſich nichts erhebliches dar. Junge Franzoſen und ein Paar andere Ausländer machten ſich über einige neue Mode-Motive der Kunſt luſtig, welche jetzt in Sculptur und Malerei häufig gewählt werden und unverſtändlich ſind. Und die Italiener ſind reelle Leute: ſie wollen *das* was der Künſtler *meint* auch wirklich *ſehen*. Mir ſelbſt kam problematiſch vor daß ein einzelner kleiner Knabe der das rechte Beinchen hebt, nun gerade den David vorſtellen ſollte der Nebucadnezar's Krone zertritt!

Bei Pampeloni ſah ich eine Menge hübſcher Sachen denen das Ultimatum der Vollendung in der Ausführung mangelte. Einige der kleinen betenden Engel denen man in allen Gaſthofszimmern und auf allen Gaſſen begegnet, ſind von ihm. Die größte ſeiner eben vollendeten Arbeiten im Studio war eine büßende Magdalene; meiner Anſicht nach etwas zu naturtreu in der Auffaſſung: die welkende Bruſt und die erſchlafften Glieder der ſchönen Frau gefielen mir nicht. — Ein Basrelief, zum Grabſtein einer jungen Wöchnerin beſtimmt, zeigt uns Mutter und Kind von einem gar lieblichen Engel ſchwebend nachgezogen und fortgeführt; viele andere ſchöne Basreliefs hingen in Gyps an den Wänden, die Compoſitionen derſelben und die wirklich phantaſie- und kraftreichen Modelle zu größern Gruppen in gebranntem Thon ließen mich Thorwaldſen's ſehr verdienſtvollen Schüler im Künſtler erkennen. Eine der Marmorſtatuen welche der Großherzog in den Niſchen der Uffizj auf dem Platze aufſtellen läßt, der zum Arno führt, iſt von Pampeloni, leider vergaß ich, welche.

Santarelli wird in Florenz gleich nach Bartolini genannt. Von ihm ſind in der Kirche Santa Croce eine große Statue und die beiden Genien am Grabe der Gräfin Albani, die Alfieri's Liebe unſterblich gemacht hat.

Digitized by Google

Bartolini führte mich ſelbſt in ſein von den herrlichſten Camelien umblühtes Atelier; neben ſeinen Kunſtarbeiten gewährt ihm dieſe Blumenliebhaberei die lieblichſten Ruheſtunden. In ſeiner Werkſtatt fanden wir eine ungemein edle jungfräuliche Madonna; ſie iſt als Himmelskönigin dargeſtellt, mit den Füßen auf der Schlange ſtehend. Der auf dem Haupt durch das Haar feſtgehaltene Schleier fällt hinten in langen geraden Falten den Rücken hinab; die Statue wird gegen eine Wand zu ſtehen kommen. In einfachſter Bewegung ſind die wunderſchönen Hände gehalten; die eine faßt den Schleier. Es iſt die große Reinheit des Ausdrucks welche das Auge feſſelt, aber auch die Arbeit ſelbſt iſt vortrefflich; das Antlitz iſt herabgebeugt, weil die Madonna für einen Altar beſtimmt iſt. Die Geſichtszüge würden vollkommen ſchön zu nennen ſein, wären die Naſenflügel nicht etwas zu breit, zu aſpirirend, was ihnen das Ideale raubt.

Ein allerliebſter Amor quält mit einer goldenen Pfeilſpitze die gefangene Schmetterling-Pſyche. Einen zweiten ſahen wir nur im Gypsabguß nach einer früheren Arbeit. Er war etwas friedlicher geſinnt, aber auch recht ſchön. Dann noch eine Menge Porträtbüſten und Entwürfe; aber doch iſt es das Alles nicht, was mir den Künſtler unvergeßlich macht, ſo ſehr ich die Gaben ſeines Talents anerkenne.

Der vom Himmel mit ſo vielem Schönen Ausgeſtattete ſcheint einer von den Glücklichen, die uns auf eine edle Weiſe an die Möglichkeit irdiſchen Glücks zu erinnern beſtimmt ſind, wenn wir innerlich durch all den Außenjammer des Lebens verarmen. Neben dem Reichthum ſeines Talents hat er durch die Neigung eines Freundes, eines Engländers, der ihm all ſein Hab und Gut vermachte, auch den eines reellen großen Vermögens. Und zu dem ausgebildeten Geſchmack und dem regen Sinn für alles Schöne hat ihm eine Reihe günſtiger Zufälligkeiten den Beſitz der herrlichſten Handzeichnungen in einer Sammlung von mehr als tauſend Stück gewährt. Er hat Tizian, Giorgione, Perugino, Signorelli, die ganze römiſche Schule, den jüngeren Ghirlandajo, Rubens, van Dyk, Andrea del Sarto, Raffael, eine Menge älterer Meiſter, ſogar zwei Federzeichnungen, kecke Entwürfe Leonardo da Vinci's. Was aber im Augenblick das Hauptintereſſe des Beſchauers erweckt und faſt gewaltſam den Blick feſſelt, iſt eine ihm als ein Pietro Perugino zugekommene Zeichnung, welche aber den authentiſch anerkannten Handzeichnungen Raffaels nach eine Skizze des Urbiners iſt, und zwar der Entwurf zum St. Petrus an dem kürzlich im Refectorium eines Nonnenkloſters entdeckten Abendmahl (al fresco), das man jetzt faſt allgemein dieſem Meiſter zuſchreibt. Geſicht, Stellung, Hände, Füße, und Drapperie, Alles unleugbar denen auf dem Wandgemälde ganz ähnlich; von dem neben Petrus ſitzenden Apoſtel iſt blos die jenem zugewandte Seite gezeichnet, ebenfalls mit der auf dem Bilde völlig übereinſtimmend. Santarelli hat die Abſicht dieſe Handzeichnung der Stadt zu ſchenken, damit ſie als Beleg in dem vom Gouvernement angekauften Refectorium aufgehängt werden könne. Der Raffael ſelbſt von dem Ihnen Kundigere ſchon lange vor mir erzählt haben werden, iſt momentan den Fremden zu ſehen verſagt. Die Stadt hat das Local zu Gunſten der Freske verändert und derſelben ein ſehr ſchönes, von oben fallendes Licht gegeben.

Dupré's in ganz Oberitalien berühmten Abel zu ſehen, verhinderten mich allerlei Zufälligkeiten. Ich darf vorausſetzen daß Ihnen dieſer Name bekannt iſt, denn der Meiſter gehört zu den durch Reiſende, welche ſeine Werkſtatt ſahen, auch in Deutſchland oft genannten Künſtlern.

Einen von dem der Florentiner ganz und gar abweichenden Styl haben die Arbeiten einer Franzöſin Mlle. de Fauveau. Sie gehören, Geſchmack und Ausführung nach, weit eher der Zeit der Renaiſſance an; jedenfalls neigen ſie mehr zum ſechzehnten Jahrhundert als zur Antike. Es iſt ſehr viel über dieſe Dame geſprochen worden, Gutes und Böſes. Denn ſie — trägt eine Männercravatte und ein kleines Hemdkrägelein drüber geſchlagen, einen langen dicht zugeknöpften Tuchüberrock, der dem Reitkleide einer Engländerin gleicht, die Haare à la George Sand, ein Raffaelsbarett und ich glaube ſogar manchmal einen Männerhut und Halbſtiefelchen. — Ich war natürlich ſehr neugierig auf ihre Bekanntſchaft, geſpannt auf alle ihre Emancipationsanſichten, ich hatte alle »Weiblichkeit« die zu einer ſchonungsloſen Strenge gegen Andere »berechtigt«, in mir wachgerufen, und fand ganz etwas Anderes als ich erwartete. Es war eine franzöſiſche, durchaus harmoniſche, durchaus nicht Pariſer Erſcheinung, deren Talent und Tüchtigkeit jeden Blick, jedes Wort durchleuchteten; ſie kam mir durchaus nicht excentriſch vor, und ich vergaß ſie über ihre Werke, weil ſie nicht den mindeſten perſönlichen Anſpruch zu machen ſchien. Ich habe übrigens keine fernere Gelegenheit gehabt ſie aufzuſuchen oder ſie in geſellſchaftlichen Beziehungen näher kennen zu lernen, und ſpreche daher blos von der Künſtlerin.

Sie arbeitet gemeinſchaftlich im nämlichen Atelier

Digitized by Google

mit einem älteren Bruder; ob er einſt ihr Lehrer geweſen wußte mir Niemand zu ſagen. Ihre Marmorſculpturen ſind meiſtens klein, ſorgfältig ausgeführt, ſehr richtig in Proportion und Zeichnung. Sie erinnern an die geiſtvollen Arbeiten der verewigten Prinzeſſin Marie v. Orleans und an mittelalterliche Sachen in Elfenbein. Mlle. de Fauveau ſchneidet aber auch ganz vorzüglich gern und ſchön in Holz, und ich glaube in dieſem Zweige der Kunſt kommt ihr in unſern Tagen Niemand gleich.

In Marmor ſah ich von ihr: das Grabmal eines durch plötzlichen Tod ihren Eltern entriſſenen jungen Mädchens. Eine niſchenartige kleine Kapelle enthält das Basrelief, beides aus demſelben Block herausgearbeitet. Im Vorgrund führen einige Stufen aufwärts; auf der letzten welche eine Art Altarſtein bildet, ſteht man ein Gefäß das den Stängel einer Lilie hält, die Blüthe aber hat ein ſich trefflich vom Grund ablöſender Seraph mit einem Meſſer abgetrennt das er noch in der Rechten hält; die Linke drückt die Lilie forgſam ſchützend an ſich, als ſollte das Gewand über ſeiner Bruſt ſie vor jedem rauhen Luftzug bergen. Der Seraph hat keine Füße, ſeine mit der Blüthe aufſchwebende Geſtalt endet in Flügeln. Das Ganze, mit der es zum Bilde verbindenden Architektur, iſt ungemein lieblich.

Ein zweites Werk, auch in Marmor, iſt zum Poſtament einer Weihwaſſerſchaale beſtimmt. Eine ganz einfache Spitzbogenverzierung mit einem balconartigen Vorſprung auf welchem eine ſchöne fromme Beterin kniet. Es iſt das Porträt einer Dame, ihr ſehr ähnlich. Das Ganze ſoll in eine Familienkapelle. Ich kann mir es gar anmuthig denken, wenn Kinder und Enkel einſt die längſt Verſtorbene ſegnen die zum Gebet ihnen die Weihe gibt.

Endlich ſah ich noch eine dritte Arbeit der Künſtlerin, eine ihrer Holzſchneidereien in Nußbaum, ſehr vollendet, wohl polirt und glatt gearbeitet. Das Ganze bildet einen Spiegelrahmen, die Compoſition bezieht ſich auf den Spiegel; das Glas iſt rund. Eitelkeit iſt der böſe Feind der Gegenwart und bereitet überall Untergang. Auf der einen Seite iſt eine ſchöne Frau in mittelalterlichem Coſtüm dargeſtellt; herrlich geſchmückt beugt ſie ſich weit vor um in den Spiegel zu ſchauen; trophäenartig geordnet hängen über ihrem Haupt in einer Blätterarabeske allerlei Schmuck und Putzgegenſtände. Ihr gegenüber ſteht ein Cavalier des ſechzehnten Jahrhunderts in ſeiner maleriſchen Tracht, ebenfalls zum Spiegel herabgebogen, Ehrenzeichen, Comandoſtab und Gnadenketten bilden den Gegenſatz zur Zier der hübſchen Dame; ſeine Eitelkeit iſt dem Ehrgeiz nahe verwandt. Die Baſis des ganzen Hautreliefs macht ein ſatyrartiger Teufel welcher unten quer vor liegend ſeine beiden Opfer liſtig lachend betrachtet; um beider Füße hat er ſeine Schlingen gelegt, ein Zug — und ſie taumeln dem Abgrund zu. Aus dem bereits erwähnten Blätterwerk aber drängen ſich zahlloſe Vögel, alle die neugierigen Köpfchen dem Spiegelglas zugekehrt; man fängt ſie ja durch das eigne ſie verlockende Spiegelbild! Ganz oben ſchlägt ein ſtolzer Pfau ſein Rad als ſich noch einmal wiederhohlendes Sinnbild des Gedankens welcher dieſer reizenden Schöpfung zu Grunde liegt.

Franzöſiſche Philoſophie.

Rouſſeau und Aimé-Martin über die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Frauen.

»Die Menſchen werden immer ſein was die Frauen aus ihnen zu machen belieben; ſollen ſie groß und tugendhaft werden, ſo lehre man die Frauen was Größe und Tugend ſei!« Dieſer Satz Jean Jacques Rouſſeau's, aus dem fünften Buch ſeines Emile, ſteht an der Spitze eines ausgezeichneten, von der franzöſiſchen Akademie gekrönten Werkes das ſich die Bildung des Menſchengeſchlechts durch die Frauen und die Erziehung des Weibes zur Familienmutter zum Thema ſetzte. Der Verfaſſer, Louis Aimé-Martin, in Lyon geboren, als Herausgeber der claſſiſchen Dichtwerke ſeiner Nation bekannt, iſt ſchon ein Greis; ſein Buch iſt ſchon alt, es erſchien zuerſt im J. 1834, erlebt aber, trotzdem er keiner Moderichtung huldigt, keiner Leidenſchaft des Augenblicks fröhnt, fortgeſetzt neue Auflagen*).

*) Mir liegt die vierte enggedruckte, wohlfeile Auflage vom J. 1845 vor: Education des mères de famille ou de la civilisation du genre humain par les femmes, par L. Aimé-Martin. Eine Überſetzung von Leutbecher, mit kleinen

Digitized by Google

Rouſſeau's Werk erinnert an ein Geſpräch Napoleons mit Madame Campan. Es iſt wahr, die alten Erziehungsſyſteme taugen nichts! ſagte der Kaiſer, aber was fehlt den jungen Leuten in Frankreich um gut erzogen zu werden? — Es fehlen die Mütter! ſagte die Campan. — Napoleon ſtutzte, aber der Gedanke leuchtete ihm ein. Wohlan, Madame! ſagte er, ſo ſchaffen Sie Mütter die ihre Kinder erziehen können! — Das war eben ſo leicht geſagt, als es ſchwer auszuführen iſt. Männer lieferte dem Kaiſer die Revolution und der Krieg, aber nicht Weiber. Frauentugend gedeiht im Schooß des Friedens. Im Sturme wächſt und herrſcht der Mann; in der Windſtille die Frau; ihre Entwickelung iſt ein Erzeugniß der ruhigen Sitte. Dergleichen ſchafft ſich aber nicht, wie denn Geſetze keine Sitte machen, Dekrete keine Moral, die Macht der Könige dem Volke keine Religion dictiren kann. Suchen wir deshalb, ſagt Aimé-Martin, wollen wir ein Volk erziehen, nach einer Macht die zu allen Stunden, in jedem Augenblick wie in jedem Jahrhundert gültig iſt und Beſtand hat, eine unzerſtörbare, unermüdliche, in ihr Geſchäft verliebte Macht welche die ganze menſchliche Geſellſchaft umfaßt! Wenden wir uns an die Familie, um Hülfe für das Vaterland und für die Menſchheit zu finden! Die Familie iſt allerdings der Heerd der Sitte, und an dieſem Heerde wird eine verſchwiegene Gottheit verehrt deren Kultus Alle beherrſcht, weil er ſich ſo tief in die Seele ſchleicht, ehe irgendwelche Berechnung, irgendwelche Leidenſchaft kreugend und ſtörend einwirken kann. Am Heerd der Familie wird jene beredte Stimme laut deren Echo ſpäter ſelbſt im wildeſten Gebrüll der tobenden Welt nicht ganz verſtummt, eine Stimme die ohne daß ſie es will, lehrt und predigt und Grundſätze wie einen Inſtinct in uns pflanzt. In der Familie ſind Maximen und Überzeugungen wie das Blut erblich, und den getreueſten Mittelpunkt im Kreiſe der Familie macht die Frau des Hauſes, nicht als Dame des Salons, ſondern als Mutter der Kinder. Sie iſt die Pflegerin deſſen was Sitte iſt im Volke; die Frauen Sparta's waren noch lange nach der Entartung der Männer treue Spiegelbilder alter ſpartaniſcher Tugend. Die Frau iſt auch die beſte Trägerin unſeres moraliſchen Inſtinctes. Sie iſt die Prieſterin am veſtaliſchen Heerd, unantaſtbar heilig in ihrer rührenden, anſpruchsloſen Erhabenheit, die um ihre Anerkennung nicht buhlt, um ihren Werth kaum weiß. Die Frau iſt als Mutter für das junge Geſchlecht die beſte Lehrmeiſterin, weil ſie ihm Grundſätze ſchon mit der erſten Milch einzuflößen beginnt. Daß Männer der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der politiſchen That ihrer Mutter alles eingeſtändig verdanken möchten, erklärt ſich eben weil wir auch die höchſten und beſten Errungenſchaften im Reiche des Geiſtes gern auf den Keim in der Kindheit, alſo auf den Schooß der mütterlichen Seele zurückbeziehen. In erleuchteten Gemüthern und Talenten kommt die Liebe des Sohnes zur Mutter eben deshalb gern und oft zum Ausſpruch weil es Art dichteriſcher Naturen iſt, jeder Thatſache das Wort zu geben oder wohl gar ein Naturgeſetz aus ihr abzuleiten. In Deutſchland ſteht das, ſo lange es deutſch unter uns hergeht, ſo ſicher und feſt, iſt der Zuſammenhang der ſittlichen und geiſtigen Entwickelung mit dem Familienleben ſo anerkannt daß wir uns daran zu erinnern haben, es ſei ein Franzoſe der dies Naturgeſetz erſt von neuem entdeckt, oder von neuem anerkannt, feſtgeſtellt und gerettet ſehen möchte. L'éducation doit commencer de l'enfance! Dies iſt in Rouſſeau's Munde eine Forderung, während wir nur die Thatſache höchſtens vernunftgemäßer zu geſtalten, nicht erſt feſtzuſtellen haben. Aimé-Martin dehnt dieſe Forderung bis dahin aus daß das Weib nicht blos phyſiſch, ſondern auch ſittlich die Mutter ihrer Kinder ſei und ſein ſolle, dem Staate alſo den Bürger, der Welt den fertigen Menſchen zu überliefern habe. Dieſe Forderung wird auf franzöſiſchem Boden erhoben. Wir unſererſeits könnten in mancher Beziehung das entgegengeſetzte Bedürfniß in Erwägung ziehen. Bei uns verkümmert das jüngere Geſchlecht der Männer nicht ſelten in der Tradition der Familie, wird die ſchwüle Atmoſphäre die das Gewölbe eines trägen Himmelbettes über den Horizont der Geiſter breitet, zu wenig gelüftet. In Deutſchland wird das Herkommen der Sitte häufig genug zum Sumpf eines gemächlichen Schlendrians. Wir haben für unſere Männerwelt zu wenig öffentliche Erziehung, während in Frankreich die Entwickelung des neuen Geſchlechts zu ſehr von der heiligen Wurzel des verſchwiegenen Familienaſeins abgelöſt erſcheint. Frankreich iſt allezeit unſer Widerpart geweſen; Frankreich hat es an Müttern, uns hat es an Männern gefehlt.

Anmerkungen von Röſſelt (Breslau, ohne Angabe der Zeit) bringt mich darauf, das franzöſiſche Werk meinen Leſern vorzuführen. Schriften ſolcher Art ſollten nur ſtellenweiſe und nur zur Kenntnißnahme unſerer eigenen Zuſtände deutſch gegeben werden. Ohne Hinweis auf den Stand der deutſchen Erziehung kann dieſe Erläuterung der franzöſiſchen Methode nur halb den Zweck erreichen. Profeſſor Röſſelt's Anmerkungen beſchränken ſich faſt auf Anrufungen über das ſittenloſe Frankreich und auf den frommen Spruch des Phariſäers: Ich danke dir, Gott, daß wir Deutſche beſſer ſind als andere Leute!

Digitized by Google

Faſſen wir denn unſern Autor in ſeiner nationalen Gültigkeit auf und beſpiegeln an ſeinen Schilderungen im Gegenbilde unſere eigenen Zuſtände. Das Weib aber wieder als die Quelle der nationalen Geſittung anzuerkennen, führt ſofort zur Heilighaltung des Familienlebens, zur Heiligſtellung der Ehe. Mit der Ehe, als einer Grundſäule des ſittlichen Lebens, iſt nicht blos nach außen hin der Staat mit gewiſſen Bedingungen, auch nach innen hin die Religion, die Religion des Evangeliums, anerkannt. Die einzelne Frage, ob und wie die Frau im ganzen und vollen, alſo auch im geiſtigen Sinne Mutter ihrer Kinder ſei, greift mithin in einen Zuſammenhang der nichts weniger als eine ganze Lebensanſchauung, eine ganze Philoſophie umfaßt.

Franzöſiſche Philoſophie! Soll ſich Deutſchland jetzt mit franzöſiſcher Philoſophie beſchäftigen? — Frankreichs Politik iſt uns als ein Spiel eitler Perſönlichkeiten, als ein ſchamloſer Geldmarkt der Gewinnſucht verächtlich geworden. Dem Gedränge der Parteien dort fehlt jetzt ſogar die Sporn- und Triebkraft der Ruhmbegier; die gloire iſt blaß geworden und nicht einmal mehr Phraſe geblieben. Die geſpreizte Romantik der letzten dichteriſchen Epoche Frankreichs war uns widerwärtig geworden, und wo ſich dieſelbe in der Sphäre des Auswurfs der unterſten Klaſſen der Geſellſchaft mit neuer Kraft feſteren und tieferen Boden gewann, lieferte ſie uns mit Eugen Sue jene ſchauererregenden Gebilde, deren Mark aus dem Volksleben uns feſſelte, während deren krankhafte Fratzen aus dem eignen Atelier des Schreibenden uns zugleich anekelten. Die nackte Blöße dieſer Bilder ſchreckt und packt uns wo ſie Wahrheit und Wirklichkeit bietet, ſtößt uns aber zugleich nichtswürdig ab wo wir den Pfeffer ſchmecken mit welchem dieſe Köche für abgeſtumpfte Zungen ihre Speiſe würzen. Dieſe gekünſtelte Überpfefferung von Schüſſeln in denen wir das Elend der Verworfenen hinunterwürgen, iſt wahrlich keine Arznei für ein geſunkenes Zeitalter, dieſes Nießwurz gegen eine moraliſch aufgelöſte und tollgewordene Welt iſt ſelbſt nur ein Gift; wo aber die Literatur gegen Gifte nur Gegengifte bringt, iſt ſie ſelbſt eben auch nur ein Kind der allgemeinen Verderbniß und hat mit den Quellen der reinen Natur den caſtaliſchen Quell der Dichtung ſpurlos verloren. Gegen die Corruption der Pariſer Salonwelt und der Pariſer Salonnovelliſtik iſt mit dieſen communiſtiſchen Schilderungen aus dem Schooß des Volkes keine Reaction, keine Rückkehr zur geſunden Wahrheit und Natur gegeben.

Und die Gedanken der Philoſophen in Frankreich? Die Communiſten ſitzen ſtill da und berechnen das Elend. Sie warten ab bis die verfaulende Frucht als eine reife ihnen in den Schooß fallen ſoll. Sie ſitzen da und warten und rechnen, berechnen das Facit und kennen die Factoren des Menſchenlebens nicht. — Aber die Schulphiloſophen, die gelehrten Herren vom Katheder? — Es hat uns eine Zeitlang geſchmeichelt daß die Franzoſen deutſche Philoſophie ſtudierten; wir hörten es gern wenn man uns von Bautain und den Anhängern Kant's, von Saint-Marc Girardin und den Anhängern Hegel's erzählte. Mir für meinen Theil hat das, ehrlich geſtanden, wenig Genugthuung geben wollen; ich ſah daraus nur wie Frankreich auch auf dieſem Gebiete ſich ſelbſt verlor. Auch die Philoſophie muß eine nationale Wurzel haben, eine nationale Wahrheit ſein. Die neuere Beſchäftigung der Franzoſen mit unſerer Philoſophie und Literatur hat es noch nicht über die Phraſe hinausgebracht. Wenn ſie in der Philoſophie auf alte eigne Quellen zurückgingen, kämen ſie weit eher wieder zu ſich ſelbſt. Sind dieſer alten Quellen nur wenige, ſo ſind ſie doch ächt, getreue Naturkräfte ihres tieferen Lebens, und wenn mitten in ſoviel Verwahrloſung und Verlorenheit der Geiſter, in ſoviel ſchnöder oder gleichgültiger Politik, mitten in krankhafter Überreiztheit oder gänzlicher Erſchlaffung des Geſchmacks ein ſtiller Arbeiter zu alten verlaſſenen und verlorengegangenen Heiligthümern ſeines Nationalgeiſtes ſich unerſchrocken den Weg von ſelbſt wieder anbahnt, ſo ſollen wir, die wir uns der Unparteilichkeit rühmen, nicht dem Argwohn Gehör geben, als fehle es in Frankreich ganz und gar an ſolchen hinter der Erſcheinung wirkenden Kräfte die fern vom Lärm des Marktes mitten im Dickicht des Waldes die einfache Quelle einer alten Wahrheit uns wieder zugänglich machen. Aimé-Martin iſt in Frankreich ein ſolcher ruhiger Geiſt. Und er knüpft an die beſten Ahnen ſeines Volkes an, er ſucht das verflüchtigte Bewußtſein von heute, die wahlſcheu gewordene Coquette des heutigen frivolen Scheinlebens, wieder an die kühlen Schatten alter Metaphyſiker zu gewöhnen.

Von alten franzöſiſchen Philoſophen gilt uns immer Carteſius als der einzige Metaphyſiker von allgemein geſchichtlicher Bedeutung. Der deutſche Gedanke hat in der That mehr von Descartes Beſitz genommen als Frankreich ſelbſt. Seine Nachfolger unter den Franzoſen brachten ſeine Lehre ſofort in Verbindung mit der Mathematik, machten ſie für die Naturwiſſenſchaft empiriſch anwendbar, oder beuteten ſie zur Bekämpfung der Hierarchie und des Jeſuitismus aus, ſie

Digitized by Google

ebenfalls zur politiſchen Praxis verbrauchend. Selbſt Paſcal, der Mann des Port-Royal-des-Champs, ſchrieb ſeine Lettres Provinciales nur den Jeſuiten ins Geſicht; ſeine allgemeinen, tiefer begründeten Pensées sur la religion ſind Bruchſtücke geblieben. Fénélon und Boſſuet können nur für Kanzelredner gelten; wie denn jeder Anſchluß an eine Kirche, an ein Dogma die ſelbſtändige Forſchung des freien Gedankens eigentlich ſchon aufhebt, und wie wir ja auch unſererſeits die Kämpfer einer Kirche oder Secte, ſelbſt unſern Luther nicht zu den Philoſophen zählen. Nur Malebranche blieb von den Nachfolgern des Carteſius Philoſoph. Dieſer kleine, körperſchwache, verwachſene Pater des heiligen Oratoriums zu Paris führte faſt ein deutſches zurückgezogenes Gedankenleben. Es ſcheint daß man in Frankreich krank und zerquetſcht ſein muß um ſeine Gedanken sub specie aeterni feſtzuhalten. Es war das für den liebenswürdig feinen, tiefen, zarten Malebranche nicht möglich ohne myſtiſche Vertiefung in den heiligen Urgrund alles Lebens, der ihm freilich zugleich ein Abgrund für alle Erſcheinung und Geſtaltung war. Die Franzoſen wiſſen wenig von Malebranche's Vision en Dieu. Daß wir alle Dinge in Gott ſchauen, daß wir Theil vom Urgeiſt ſind wenn wir fühlen und denken, daß Gott le lieu des esprits iſt wie der Raum le lieu des corps, das liegt aller franzöſiſchen Entwikkelung ſo fern daß eine Düdevant-Sand zur Befriedigung ihrer theoſophiſchen Gelüſte erſt einer gewaltigen Anſtrengung, einer Zerſtörung aller hergebrachter Sitte und Gewohnheit bedarf um ſich in den Zuſammenhang ſolches Denkens zu ſetzen. Daß die Einkehr in uns zu Gott führe, iſt freilich uns Deutſchen die wir von Chriſti Milch und ſogar von den Hefen unſerer frommen Denker genährt ſind, weit geläufiger. Uns taugte weit eher eine Lehre die da nachwieſe wie aus dem frommen Abgrund der Vertiefung wieder rückwärts der Weg ans Sonnenlicht, aus der Eintracht mit Gott eine Vielheit der Welt ihm und ſeinem heiligen Naturgeſetz entſprechend zu geſtalten wäre. Das bleibt auch Nicole Malebranche nachzuweiſen ſchuldig. Es iſt keine geſtaltende Kraft in ſeinem Idealismus, die Dinge und Perſonen verhalten ſich paſſiv, wie er lehrte, Gott allein ſchrieb er die Bewegung zu; ſeine vision en Dieu war quietiſtiſch. Mit Descartes und Malebranche ſchien aber die metaphyſiſche Schöpferkraft der Franzoſen verbraucht zu ſein. Die Geſellſchaftsbildung, die formelle Civiliſation zehrte alle Denkſtoffe auf, der Witz verdrängte den Tiefſinn, das Bonmot die Unterſuchung, der kluge Egoismus die Lebensweisheit, die Empirie alle Abgezogenheit des Gedankens von der Flüchtigkeit der erſcheinenden und wechſelvollen Welt. Das achtzehnte Jahrhundert der Franzoſen nannte ſich ſelbſt das philoſophiſche, allein der Skepticismus Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's und der Encyklopädiſten ſtehen allem metaphyſiſchen Ernſt ſchnurſtracks gegenüber, Senſualismus und Materialismus führten Frankreich bis zum Atheismus ohne daß ſich die frivolen Gotteslеugner Mühe gaben Gottes Daſein rechtſchaffen und kraft ihres Denkens zu negiren. Gott leugnen kann noch Philoſophie ſein, denn ich kann der Welt den hergebrachten Gottheitsbegriff, ſobald er zum Popanz geworden, nehmen und widerlegen; aber ich muß Schöpferkraft genug im Denken haben, ihnen den neuen Gott als den wahren aufzudecken, wie der Apoſtel den Athenern, als er ihnen die alten Götterbilder ſtürzte, den »unbekannten« Gott deutete. Das achtzehnte Jahrhundert war gottlos geworden aus Mangel an Zugungskraft. Erſt mit Montesquieu faßte in Frankreich der Tiefſinn wieder Boden, wandte ſich aber ſofort mit ihm auf die Geſtaltung des Staates in ſeinem Buche vom Geiſt der Geſetze. In Rouſſeau erwachte eine Sehnſucht nach der Natur und aus dieſem ſeinen göttlich-kindlichen Inſtinct erwuchs ihm eine Reaction gegen Voltaire's Verhöhnung der mißgeformten und mißrathenen Welt Gottes. In Rouſſeau war mehr als bloße Kritik, ſein Naturdrang führte zu poſitiven Entdeckungen, und während ſein creatürlicher Menſch den Zerfallenheiten des verworrenen Lebens anheimgegeben blieb, kam der abſolute Menſch in ihm zur Subſtanz der Dinge zurück, die er Natur nannte, die aber Gott iſt, wenn wir ſie als bewußte Kraft faſſen.

Das iſt der Punkt als Anknüpfung für Aimé-Martin. Er hat etwas von der tiefſinnigen Schwärmerei des liebenswürdigen Malebranche, aber er hat ſich das freie, ſich ſelbſt beſtimmende, ſichere und feſte Bewußtſein des Carteſius erhalten der die Welt nur weil er ſie denkt und wie er ſie denkt für geiſtig berechtigt, das Sein nur für eine Schöpfung des Gedankens hielt. Rouſſeau's göttliche Entdeckung daß nur eine Rückkehr zur Natur uns von den Verbrechen der Civiliſation befreie, ſucht er zu einer Erziehungslehre, zu einer Herausbildung der Nation aus dem Schooß der Familie zu geſtalten. Hören wir, wie er über Rouſſeau's Sendung ſpricht. »Das Jahrhundert des funfzehnten Ludwig, war ein verworfenes: ein König ohne Macht, ein Adel ohne Würde, ein Klerus ohne Tugend; ſchlaffe Sitten der Regierung, untermiſcht mit gothiſchen Vorurtheilen des Mittelalters; die ganze Feudalſippſchaft

Digitized by Google

in geſtickten Kleidern; Fürſten, Herzöge, Grafen, Edelleute und Edelleutchen die aus der Verdorbenheit eine Kunſt, aus der Verſchwendung ein Verdienſt machten, Edle von Gottes Gnaden, Philoſophen von Diderot's Gnaden, Flachköpfe, Tollköpfe, welche die Encyklopädie laſen ohne ſie zu verſtehen, die nach tiefen Gedanken lungerten und ſich in die Arme des Unglaubens flüchteten, nach dem Zuſchnitte der Narrentheidungen eines Voltaire oder eines Grafen Voiſenon: dies iſt das Jahrhundert in welchem Rouſſeau auftrat. — Unter dieſer von Gold ſtrotzenden Schaar ſtand das Volk als Beobachter. Man hatte daſſelbe unten, auf der Straße, vergeſſen, und mittlerweile machte es den Zuſchauer, ſich an dem großen Schauſpiele weidend, deſſen Spieler, auf einmal ihrer Eiſenrüſtung und ihrer Feudalfahne beraubt, ihm nicht mehr von reinem Geſchlecht und nicht mehr furchtbar zu erſcheinen begannen. Unter die Laſt einer langen Knechtſchaft gebeugt, war dies Volk roh geblieben mitten im Schooße der feinen Bildung, unwiſſend im Schooße der Wiſſenſchaft, arm im Schooße des Reichthums. Man hatte es weder über ſeine Rechte, noch über ſeine Pflichten belehrt, und ſo ſtand es plötzlich ſeinen Herren wie ein Löwe ſeiner Beute gegenüber, frei in ſeiner Kraft und Wildheit. Und was ſetzte die Macht dieſen drohenden Gefahren entgegen? Wo war die Geſetzgebung zum Schutz der Bürger, wo war die evangeliſche Lehre zur Verbeſſerung der Sitten? — Die Macht dachte an nichts; ſie wirkte im Styl der Vergangenheit fort, kümmerte ſich nicht um die Zukunft, nicht um das Volk. Die Baſtille gegen den Adel gebrauchend, die Sorbonne gegen die Philoſophen hetzend, hatte ſie weder die Kraft, die mitten im Fortſchritte des Jahrhunderts roh gebliebenen Geſetze zu ändern, noch die von den Wundern des heiligen Päris dümmlich eingenommenen Lehrer in Gegenwart der Encyklopädiſten aus ihrem Schlummer zu wecken. — Ein einziger Mann dachte damals an die Zukunft des Landes, und dieſer Mann war nicht einmal in Frankreich geboren; er war der Sohn eines armen Uhrmachers zu Genf. Ein Zögling Plutarchs, ein durch das Evangelium gemäßigter Republikaner, war er durch ſein Elend dem Volke näher gebracht, durch ſeinen innern Stolz von den Großen entfernt. Betroffen von der allgemeinen Auflöſung, griff er eine jener fruchtbaren Ideen auf, an die ſich mit unſichtbaren Fäden das Schickſal der Menſchheit knüpft. Er wollte dem Vaterlande Bürger, unſern Kindern Mütter geben. Die Muttermilch ſollte die Milch der Freiheit werden. Die Wiedergeburt Frankreichs vor Augen und im Sinne, entreißt er ſeinen Zögling allen Lügen der öffentlichen Erziehung, umfaßt ſein Geiſt Alles was ein großes Volk bilden kann. Er weiß es daß die Ideen der individuellen Bildung ſich in Ideen der volksthümlichen Freiheit umgeſtalten. Während er einen Menſchen erzieht, denkt er an die Bildung eines Volkes. — Und für eine ſo große Umgeſtaltung, was ſollte die bewegende Kraft ſein? Wer inmitten der allgemeinen Erniedrigung ſollte die Seelen mit heiliger Liebe für die Wahrheit entflammen? — Es liegt im Herzen der Frau etwas Republikaniſches, etwas Freiheitgerthümliches. Dies befähigt ſie zur Aufopferung, zum Heldenmuth, und hier ſucht Rouſſeau den Hebel, hier findet er die bewegende Kraft. Er legt nicht wie ein ſtrenger Sittenlehrer traurige und läſtige Pflichten auf; er veranſtaltet ein Familienfeſt, er ſtellt der Welt zur Verehrung eine Mutter vor, die neben einer Wiege ſitzt, den Säugling auf ihrem Schooße hält und über dieſen voll Freude iſt während der zärtliche Blick des Mannes auf ihr weilt. Dies iſt das Bild voll göttlicher Macht das er der Welt vorhält, dies der Quell ſeiner Wiederherſtellung der natürlichen Ordnung. Es gibt, wie er ſagt, keine heiligere Sendung als ſich in dieſem Bilde verwirklicht. Wenn jede wieder Gattin, wieder Mutter iſt, wird jedes Kind ein Bürger werden, wie er ſich den Bürger denkt. Aus dem Schooß der Mutter muß die Freiheit der Welt erwachſen. — Seit undenklicher Zeit lehte in den Gelehrtenſchulen für Griechenland und Rom eine gedankenloſe überlieferte, zur Phraſe gewordene Bewunderung. Es war nur ein kaltes, pedantiſches Wörterſtudium, während ſich an den Dingen des Alterthums die Jugend für Heldenleben, Ruhm und Freiheit begeiſtern ſollte. Und welcher Widerwille mußte das junge Gemüth, falls es ſich mit dem Geiſt eines Freiſtaatenbürgerthums befreundet hatte, plötzlich erfaſſen, wenn es, der Schule entwachſen, in die Welt trat und ſeine Rolle in dieſer Farce übernahm! Der jugendliche Sinn hatte von Sparta und Rom getränkt, und erwachte mitten unter Tänzern, Hofſchranzen und Äbten. Alle Tugenden der alten Welt waren in der Wirklichkeit lächerlich oder Verbrechen; das Leben eines Brutus, Ariſtides, Epaminondas konnte höchſtens in ein Tollhaus führen. — Rouſſeau rief unſere Seelen aus der für uns todt oder lügenhaft gewordenen Vergangenheit in die Gegenwart zurück, aber da das Nationalleben verderbt iſt, verſammelt er uns am Heerd der Familie, dehnt das Familienfeſt zu einem Bürgerfeſte aus, an dem alle Provinzen Frankreichs ſich zuſammenfinden, und ein franzöſiſches Volk von Gottes Gnaden

Digitized by Google

der Natur Altäre baut, keuſch und fromm, einfach und ſtark.«

So ungefähr führt Aimé-Martin ſeinen Leſern Rouſſeau vor; denn wir ſprechen hier nur halb mit ſeinen, halb mit unſern eigenen Worten, um fertig auszuführen wie Rouſſeau die Wiedergeburt der Geſellſchaft vorbereitet. Dieſe Wiederherſtellung der Nation iſt für Frankreich gültig, denn dort hatte die Entartung der Staatsgeſellſchaft die Familie getödtet. Je reicher in Frankreich die Intelligenz wurde, deſto mehr verarmte dort die Sittlichkeit. Und es darf als allgemein feſt anerkannt werden daß wir die beſte Religion an unſerer Mutter haben. Aimé-Martin weiſt das an einzelnen Beiſpielen nach. »Von 69 Monarchen welche unſere Krone trugen, ſagt er, haben nur drei das Volk geliebt, und dieſe drei waren Zöglinge ihrer Mutter, der heilige Ludwig, der zwölfte Ludwig, der vierte Heinrich.« Aimé-Martin predigt keine Republik, obwohl er ſagt, es ſei ein furchtbarer Irrthum wenn die Könige noch immer von »gothiſchen Vorurtheilen« leben, noch immer ihre Macht auf den Henker ſtützen wollen. Nach Aimé-Martin iſt Rouſſeau ein vom Evangelium gemäßigter Republikaner. Er hält den König für den erſten, den wichtigſten Bürger; er will die Quellen des Nationallebens verbeſſern, nicht den großen breiten Strom des geſchichtlich Gewordenen in ſeinem Laufe ändern. Chriſtianismus iſt ſein Syſtem, der Geiſt des Evangeliums ſoll die Formen geſtalten, und dieſer Geiſt iſt nicht zerſtörender, ſondern belebender Natur. Auf Liebe will er den Staat begründen, und deshalb will er ihn aus dem Schooße der Familie reformiren, ihm einen neuen Athemzug geben. Die franzöſiſche Staatsgeſellſchaft iſt auf ein contractliches Verhältniß herabgeſetzt, in welchem die mäkelnden Parteien ihre Stellung belauern, um ſich die Vortheile zu erliſten; der Eifer für das Nationalwohl iſt in ein faſt ehrloſes Gezänk des gewinnſüchtigen Egoismus verwandelt. »Gibt es, ſagt Aimé-Martin, ein ſchreckenderes Schauſpiel als das eines thätigen und kräftigen Volkes das ſich hoffnungslos abkämpft in den ehernen Mauern des falſchen Ruhms, der Perſönlichkeit und der Eigenſucht? Dies Schauſpiel gewähren wir der Welt, weil und aller religiöſe Gedanke fehlt. Und dieſer Gedanke fehlt uns, weil die Mütter vergeſſen ihn auf die Wiege ihrer Kinder niederzulegen.« In Frankreich hat ſich die Intelligenz von der Moral getrennt; ſelbſt der oft nur ganz äußerliche nationale Ehrbegriff iſt ſchwach geworden. Um die ſittlichen und intellectuellen Seelenkräfte wieder in Harmonie zu bringen, ruft Aimé-Martin nun eben die Frauen auf. Weil ihnen die erſte Jugend des neuen Geſchlechts übergeben iſt, ſo macht er ſie verantwortlich für die Zukunft Frankreichs. Es iſt nicht zu leugnen daß die Erziehung einer Mutter Kopf und Herz nicht ſcheidet, daß ſelbſt wenn die Frau klug iſt, ihre kluge Sorge doch noch immer von der Sorge des Herzens überboten wird, während in den Händen des Gouverneurs die Intelligenz in der Erziehung ſich leichter ſelbſtändig ausbildet. Die Frauen hält aber unſer Philoſoph für berufen zu Erziehern, ihre Natur erſcheint ihm höherer Art als die der Männer. Er ſieht das ſelbſt noch in dem gegenwärtigen Zuſtande ſeiner Nation, den er für einen verwahrloſten hält. »Man beſuche unſere beliebteſten Geſellſchaftszimmer, ſagt er, man betrachte dieſe Menge von Leuten jedes Alters, wie ſie daſtehen und mit demſelben Tuche bekleidet zu ſein ſcheinen! Der Eine iſt Geldwechsler, der Andere iſt Graf, Jener Virtuos, Dieſer ein Beamter. Iſt auch die Monotonie ihres ſchwarzen Anzuges mißfällig, ſo liegt doch etwas in der Sprache, in den Manieren, wodurch ſie ſich unterſcheiden und claſſificiren. So iſt es nicht bei den Frauen. Sieht man auf die Anmuth ihrer Haltung, auf das Gefällige in ihren Bewegungen, ſo ſollte man glauben, ſie gehörten alle Einem Stande an, ſie wären alle von einerlei Herkunft, dieſelbe Unterweiſung, derſelbe Zauber, derſelbe Kunſtgeſchmack. Man hat nichts wodurch ſich die Töchter eines Notars von den Töchtern eines Hofmanns, eines Capitaliſten, eines Generals unterſcheiden. Sie bilden eine bezaubernde Gruppe um das Piano herum; man führt einen Chor von Roſſini auf, mit ſoviel Pünktlichkeit und Genauigkeit als ob ſie geſchulte italieniſche Sänger wären. Und fragt man, wer die Ausführenden ſind, ſo iſt es die Frau eines Arztes, die Frau eines franzöſiſchen Reichsſtandes, eine Gräfin, eine Künſtlerin, die Tochter eines Geldmäklers. Es trennt ſie nichts als der Unterſchied des Talentes. Man blicke einmal auf jene Dame deren Anzug ſo einfach und doch ſo geſchmackvoll die Aufmerkſamkeit einen Augenblick lang gefeſſelt hat. Es iſt eine unſerer artigſten Herzoginnen. Sehen wir ſie nicht recht liebenswürdig lächeln mit der jungen Dame die ſo eben neben ihr Platz nimmt? In der That zwei merkwürdige Damen! Die Herzogin lehrt ihre Söhne Latein und ſchreibt Romane; die Andere iſt Dichterin, ſchön, eine Corinna des Jahrhunderts; ihr Ruhm iſt ihr Adelsbrief. So iſt bei den Frauen in der guten Geſellſchaft Alles gemiſcht, Geburt, Vermögen, Titel, Stand; es gibt keinen Flecken, die Schönheit feſſelt die Blicke, das Talent bezeichnet die Plätze, die Erziehung gleicht Alles aus. —

Digitized by Google

Wenn das Leben der Frauen ſich in den Ateliers und bei den Feſten concentrirte, wenn es ſich blos darum handelte daß ſie blenden und gefallen, ſo wäre in der That das große Problem mit dieſer Erziehung in den Abendgeſellſchaften gelöſ't. Allein dieſe Stunden ſind kurz, und ihnen folgen die ſchleppend langſamen Stunden des Nachdenkens. Das innere Leben, das ſittliche Leben, die Mutterpflichten und die Pflichten der Gattin, das Alles kommt herbei, und das Alles war vergeſſen worden. Alsdann befindet man ſich in der Leere, im Schooße ſeiner Familie mit romantiſchen Leidenſchaften, mit einer zügelloſen Exaltation und mit der Langenweile, dieſer großen Zerſtörerin der Frauentugend.«

Rouſſeau wollte daß die Frauen wieder Mütter ſeien. Aimé-Martin will ſie zu Erzieherinnen der Jugend machen bis dieſe, religiös geſichert und moraliſch feſt, in das Treiben der Männerwelt tritt. Er traut den Frauen dieſe Aufgabe zu, weil ihre Intelligenz immer das Gewiſſen in Pflege nimmt, während der Mann von den Leidenſchaften des Ehrgeizes oder von Gewinnſucht getrieben wird. Aimé-Martin hält die Frauen in ihrer Bildungsfähigkeit für die beſten Lehrerinnen. Danach baut er ſein Syſtem der Schulen aus. Die Schulen, ſagt er, ſind in Frankreich überall hinter den Fortſchritten zurückgeblieben und unter dem Einfluß der Frauen ſollen ſie wieder auf eine ſittliche Pflege wirken. Namentlich will er den Volksunterricht den Händen der Frauen übergeben wiſſen; jedes Haus ſoll eine Schule ſein, und Frauen ſollen die öffentlichen Unterrichtsanſtalten auf dem Lande leiten. So erweitert er den Wirkungskreis der Frauen, bringt ſie aber nicht auf falſches Gebiet, weil die Schule die häusliche Erziehung nur fortſetzen ſoll. In Frankreich fehlt allerdings in der Erziehung aller Zuſammenhang zwiſchen Schule und Haus. Weil die Familie kein Centrum iſt, iſt die Schule zu einer klöſterlich abgeſonderten, aber doch ſehr verweltlichten Anſtalt und ein Mittel geworden um die Erziehung der Kinder loszuwerden.

Das Ergebniß dieſer Betrachtungen läuft darauf hinaus daß die Erziehung in Frankreich nur die Geſellſchaft als Ziel vor Augen hat. Nach unſerer Anſicht ſollte die Erziehung den Staat vor Augen haben und allerdings, wie Aimé-Martin will, von der Familie ausgehen. Liegt dem Mann die Geſtaltung der Welt ob, ſo iſt die Frau auf das Herz und durch das Herz auf die Religion angewieſen. Alſo hängt von den Frauen, die die Jugend leiten, mittelbar die Reform des Staates ob. »Die Religion belebt die Völker, ſagt Aimé-Martin; ſie werden vor Gott gerecht ſein ſobald ſie die Menſchen lieben, und mächtig unter den Menſchen ſobald ſie Gott lieben. Hier liegt die Miſſion der Frauen. Bei allen Völkern und bei allen Ständen außerhalb der Politik ſtehend, rein und frei von unſern getrübten Leidenſchaften, einſam im Schooße der Geſellſchaft, ſind ſie den Naturgeſetzen näher geblieben. Sie ſind weder Krieger, noch Obrigkeiten, noch Geſetzgeber; ſie ſind nichts als Gattinnen und Mütter oder ſollten es ſein. Dieſe ihre Beſchränkung hat ſie frei von unſerer Verderbniß erhalten. Möchten ſie aufhören ihr Loos zu beklagen! Sie mögen uns die Tribüne laſſen, die Geſetzgebung, die Armeen, den Krieg! Wenn ſie unſere Leidenſchaften theilten, wer ſollte die Welt von ihren Wunden heilen! Da liegt ihr Einfluß, ihr Königreich. In ihrem Schooße tragen ſie die Völker der Zukunft, in ihrer Seele das innere Schickſal dieſer Völker. Armeen braucht man um die Welt zu erobern; um ſie vor dem Untergange zu erretten, bedarf es der ſittlichen Empfindung.«

Die Akademie der Wiſſenſchaften in Wien.

Die neue Schöpfung iſt vollendet, Wien ſteht nicht mehr zurück gegen andere Städte erſten Ranges, Wien hat endlich ſeine Akademie. Viele Hoffnungen ſind damit erfüllt, mancherlei Träume und Träumereien damit beſeitigt. Die Studienhofcommiſſion kann ſich nun nicht mehr ſchmeicheln, einen Verein gelehrter Forſcher überflüſſig zu machen, die Akademie der Künſte bei St. Anna kann nun nicht mehr die überſchwängliche Anſicht hegen, eine Akademie der Wiſſenſchaften vollkommen zu erſetzen.

Die Geburtswehen der Wiener Akademie dauerten lange; ſie beginnen im Jahre 1688 und enden 1847. Sie geben der Akademie eine Geſchichte, und dürften ſchon deshalb näher bezeichnet werden.

Der Urheber des Planes war bekanntlich Leibniz, der 1688 am kaiſerlichen Hofe verweilte, und daſelbſt mit Abfaſſung von Staatsſchriften für das Reichsoberhaupt beſchäftigt war. Leibniz empfahl damals den kaiſerlichen Miniſtern blos den Plan zu einem hiſtoriſchen Collegium, der urſprünglich, wie Guhrauer in

Digitized by Google

der Biographie des großen Philosophen bemerkt, von Paullini herrührte, und an Leibniz einen eifrigen Vertreter fand. Leibniz fand mit seinem Plane Anklang; der Bischof von Neustadt überreichte dem Kaiser den Entwurf des historischen Collegiums, der Prokanzler des Reiches, Graf von Königseck, unterstützte ihn, Nesselius, Vorstand der Hofbibliothek, versprach den Akademikern die reichen Fundgruben der Hofbibliothek zugänglich zu machen. Dieser günstigen Verhältnisse ungeachtet scheiterte der beschränkte Plan an der Geldfrage. Man konnte bei der drückenden Lage der östreichischen Finanzen den künftigen Akademikern keine Besoldung gestatten. Dies reichte hin das Unternehmen zu begraben. Die deutschen Gelehrten hatten damals noch keine Lust für die gute Sache Opfer zu bringen, uneigennützig zur Förderung der Wissenschaft sich zu bemühen. Der Entwurf scheiterte also an der Gesinnungslosigkeit der gelehrten Republik. Später ließen die Kriege mit Frankreich und dem osmanischen Reiche, das man schon damals theilen wollte, den Gedanken an die Akademie nicht mehr aufkommen.

Sechsundzwanzig Jahre später kam Leibniz abermals an den kaiserlichen Hof. Überdrüssig des langweiligen untröstlichen Lebens in Hannover, wollte er den Versuch machen in Wien für den Abend seines Lebens sich ein schöneres Asyl zu gründen. Die Verhältnisse waren viel günstiger geworden. Der Kaiser Karl IV. liebte Wissenschaften und Künste; er suchte zugleich den alten, so oft vergeblich aufgenommenen Plan einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionsparteien eifriger zu fördern als seine Vorgänger. War schon dies der Gründung eines wissenschaftlichen Senats in Wien günstig, so hatte man am Hofe auch nicht ohne einige Eifersucht gesehen daß indessen in Berlin eine Akademie der Wissenschaften auf Leibnizens Anregung entstanden war. Indessen kam der Philosoph keineswegs in der bestimmten Absicht eine Akademie zu gründen, in die rauschende Hauptstadt an der Donau. Vielleicht hatte ihn die Art und Weise, wie man in Berlin seinen Entwurf ausführte, von jedem solchen Plane auch für den Süden Deutschlands zurückgeschreckt. Erst im Umgange mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, der wie Herakles nicht blos sieggekrönter Held, sondern auch Musenführer sein konnte, erst im Umgange mit diesem in Krieg und Frieden großartig wirkenden Genius kam Leibniz darauf den alten Plan wieder aufzunehmen. Nie war auch eine Zeit solchem Unternehmen günstiger. Die eifrige Liebe mit welcher der Kaiser die Wissenschaften befördern wollte, der scheinbar nahe Kirchenfriede welcher die religiösen Bedenken gegen eine Akademie niederschlug, sowie die Freundschaft Eugen's erhielten noch mehr Gewicht durch die außerordentliche Gunst die der Kaiser dem Philosophen zu Theil werden ließ. Dankbar erinnerte sich Karl daß Leibniz seine Rechte auf die spanische Krone mit der ganzen Fülle seiner geistigen Kraft und seiner reichen staatsrechtlichen Kenntniß verfochten hatte. Jetzt, wo England dem Kaiser einen Frieden aufdringen wollte, der seine Ansprüche auf die spanische Krone und die Palme so vieler Siege Eugen's und Marlboroughs vernichten mußte, jetzt war Leibniz am Wiener Hofe ein willkommener Rath des Kaisers, eine unbezahlbare Feder. Der Philosoph gewann vielen Antheil an den Staatsschriften die aus dem Kabinett des Kaisers in die Welt gingen. Das steife, spanische Ceremoniel war am Hofe plötzlich wie aus den Fugen gehoben. Zum sprachlosen Erstaunen der Hofleute durfte Leibniz, ein Fremdling, ohne zur Audienz gemeldet zu sein, in die Gemächer des Kaisers treten, ward der Philosoph, ein Protestant, zum Reichshofrath erhoben, von der Kaiserin und von der Kaiserin Mutter wie einer der Übrigen betrachtet.

So schienen alle Sterne günstig, als Leibniz, von seinem Kurfürsten wiederholt abberufen, Wien verließ und nach Hannover zurückging, wo er bald darauf einsam und verlassen starb. Ein einziger Freund — ein Jude — begleitete seinen Sarg zum Grabe. Mit ihm starb für Wien der eifrigste Vertreter der Akademie.

Indessen beschloß der Kaiser die Wissenschaften, wo nicht durch die unter den obwaltenden politischen Verhältnissen nicht leicht mögliche Akademie, so doch auf eine andere Weise mächtig zu fördern. Er drückte sein höchstes Mißfallen über die Gewaltherrschaft der östreichischen Censoren aus, versprach eine vollständige Reform des Censurwesens, löste vorläufig, um das Aufblühen der Wissenschaften zu fördern, manchen ehernen Ring von der drückenden Censurkette, befahl »verständige und gelehrte Censoren« anzustellen, gestattete zur Marktzeit die eingesührten Bücher noch vor der Prüfung der Bücherrichter auf Gefahr der Buchführer zu verabfolgen, und behandelte Preßfrevler mit einer noch jetzt Erstaunen erweckenden Milde.

Die Erleichterung der Censurfesseln wirkte mehr als je eine Akademie zu wirken vermocht hätte. Und in der That traten jetzt wieder wissenschaftliche Männer in Östreich auf. Fleißige Forschungen wurden unternommen, ein geistiges Leben strebte sich Bahn zu brechen, und fand in den Stiftern der Benedictiner wirk-

Digitized by Google

ſame Förderer. Dieſe Ergebniſſe waren ein reicher Erſatz für die Akademie, ſind aber wenigſtens zum Theil den Beſtrebungen für dieſelbe zuzuſchreiben. Hinter Leibniz blieb ein Lichtſtreif zurück, der zu einem Morgenrothe ſich ausdehnen konnte.

In den erſten dreißig Jahren der Regierung Marien Thereſiens blieb der Plan einer Akademie unangefochten im Schooße der Vergeſſenheit. Das war eben nicht zu bedauern, denn die mildere Behandlung der Geiſter hatte nach Karl's Tode einer willkürlichen, rohen Verfolgung Platz machen müſſen. Ewig mit der Jagd auf ketzeriſche Schriften beſchäftigt, verbrannte man Bücher die in ganz Deutſchland gefeiert wurden, verdoppelte man die Wächter an den Grenzen des Erbreiches wie an den Linien der Städte, erklärte man es für ein Verbrechen freigeiſterliſche Schriften zu leſen, und beſchränkte die Schreibefreiheit auf eine unnatürliche Weiſe. In Folge dieſes Verfahrens floh man in Öſtreich die Lectüre deutſcher Schriften wie eine Peſt; die deutſche Sprache verwilderte in barbariſchen Dialekten.

Der Kaiſerin entging es bei ihrem Scharfſinn nicht daß die Bildung in Öſtreich hinter Deutſchland zurückblieb. Sie faßte nach vielen großartigen, durch die Niederhaltung der Denkfreiheit aber immer fruchtloſen Verſuchen, endlich den Plan wieder auf, eine Akademie der Wiſſenſchaften zu gründen. Die Kunde davon machte in Deutſchland großes Aufſehen, und brachte die Glieder der gelehrten Republik in nicht geringe Aufregung.

Leſſing, der in Wolfenbüttel wie einſt Leibniz in Hannover einen verlorenen Poſten hatte, Leſſing, der deutſche Prometheus, ſehnte ſich von dem dürren Bücherbrett an das er geſchmiedet war nach größern Lebensverhältniſſen, nach einem fruchtbareren Aufenthalt. Der Plan der Wiener Akademie zog ihn mächtig an, ſowie man in Wien auf ihn die Blicke richtete. Der öſtreichiſche Geſandte am Berliner-Hofe machte ihm unter der Hand Anträge, die eine baldige Erlöſung von Wolfenbüttel in Ausſicht ſtellten. Indeſſen ging der ganze Akademieplan auch jetzt in Rauch, oder endete vielmehr noch kläglicher; denn am Schluſſe ſo vieler Verhandlungen begnügte man ſich, den elenden Riedl nach Wien zu rufen!

Dies abermalige Fehlſchlagen war ebenfalls kein Unglück. Ohne Denkfreiheit, die man zu geben nicht geneigt war, wäre eine Akademie ganz ohnmächtig geweſen. Ein wahres Unglück war es aber daß Leſſing nicht für Öſtreich gewonnen wurde, denn in ihm ſteckte viel mehr als eine Akademie, an ihm war keine Spur eines Zopfes, wie er damals ſo viele Akademiker ſchmückte, und noch heute ſchmückt. »Mit der Akademie iſt es nichts, ehe zwei Augen,« die der Kaiſerin, »ſich ſchließen!« ſchrieb Leſſing als er den ſchiefen Gang der Angelegenheit bemerkte.

Maria Thereſia ſtarb. Nun ſchöpfte die gelehrte Welt neue Hoffnung. In und außer Wien glaubte man, jetzt werde die Akademie nach ſo langen Wehen unverweilt ins Daſein treten. Allein Joſeph war anderer Meinung. Er hielt es für unzweckmäßig, den Dom der Bildung in ſeinem Staate vom Dache aus zu beginnen. Dem erhabenen Kaiſer lag vielmehr daran in allen Schichten der Geſellſchaft erſt Bildung zu verbreiten; das heilige Licht der Aufklärung ſollte überall ſo ſchnell zünden als ſein ſo wohlwollendes Herz, ſein ſchwungreicher Geiſt es für möglich hielt. Was hätte ihm ein Senat von Gelehrten mit Beſoldungen, Titeln, Uniformen dazu nützen können? Eine Akademie hätte weder ſo raſch wie er wollte die Vorurtheile entwaffnet, welche ſeine Unterthanen gefangen hielten, noch der troſtloſen Unduldſamkeit in Glaubensſachen die ſo lange Zeit den Aufſchwung der Wiſſenſchaften hemmte, die Spitze geboten, noch der verwilderten deutſchen Sprache zu ihrem Rechte verholfen. Ihm war es nicht um ein Paar privilegirte Denker zu thun, er wollte daß ſein Volk die ſo lange geſchloſſenen oder verblendeten Augen des Geiſtes öffne. Wie viele Jahrhunderte hätte eine Akademie gebraucht, dieſe und andere große Zwecke des Kaiſers nur zum Theil ins Werk zu ſetzen! Der Kaiſer aber brauchte rüſtige, nimmermüde Kämpfer, die ihre Banner mitten ins wogende Leben pflanzten, und rückſichtslos für das Licht ſtritten. Eine Schaar ſchüchterner Akademiker war ſeiner Aufgabe nicht gewachſen. Aus dieſen Gründen war Joſeph nicht für eine neue Akademie*). Dagegen wendete der Kaiſer ſein helles Auge auf die zur Förderung der Bildung ſo

*) In der Monarchie beſtanden übrigens ſchon Akademien, die erſt jetzt zum Leben erwachten. Die im Jahre 1693 in Laibach gegründete „Akademie der Wirkſamen" (Academia operosorum Labacensium) hatte ſeit funfzig Jahren keine Sitzung gehalten. Joſeph's Thronbeſteigung erweckte ſie aus dem langen Winterſchlafe. Am 5. April 1781 verſammelten ſich die Mitglieder wieder zum erſten Male unter dem Vorſitze des Freiherrn von Guſſich und des Directors der Akademie, Grafen von Edling. In der Schlußrede bei der Wiedereröffnung bemerkte der Redner: eine Akademie müſſe jetzt um ſo mehr gedeihen, da die Mitglieder „Freiheit im Denken und Joſeph auf dem Throne" hätten. — Die Akademie erkor den Wahlſpruch: „Mehr Schritte und weniger Worte." Nach Joſeph's Tode endete ihr Leben. Wird ſie jetzt wieder ihre Auferſtehung feiern?

Digitized by Google

überaus zahlreichen Schöpfungen Marien Theresiens, die leider unter der Acht der Denkfreiheit größtentheils nur kümmerliche Treibhauspflanzen zogen, und große Summen, wie sie kein anderer Staat für Bildungsanstalten verwendete, ohne entsprechenden Nutzen verschlangen. Hier setzte Joseph die segensreichsten Reformen durch. Er erlöste treffliche, vorwärtsstrebende Lehrer von dem Drucke dunkelmännischer Oberen, die jeden Schritt aus dem alten sumpfigen Geleise zum Verbrechen stempelten. Er setzte den Skandalen ein Ziel, die durch Tyrannisirung der Lehrer und Schüler noch in den letzten Lebensjahren Theresiens so viel Ärgerniß gaben; er führte treffliche Lehrbücher ein und sorgte für mannigfache Anregung der jugendlichen Geister. Sein größtes Werk aber bestand in dem Geschenk der Denkfreiheit. Mit diesem unschätzbaren Talisman unsterblicher Regenten gründete Joseph mitten im Volke »ein Parlament von Denkern,« das in staunenswerth kurzer Frist eine Fülle von Segen verbreitete, ein Parlament, das im Sonnenglanze der Öffentlichkeit unendlich mehr wirkte, als es Hunderten von Akademien in ihrer stillen kampfunlustigen Zurückgezogenheit möglich wäre. Der geheime Groll über den Verlust der Akademie hat manchen gehindert, die Saaten die Joseph gesäet und die so rasch Ernte versprießen, nach Verdienst zu würdigen. Andere, unfähig Josephs Großherzigkeit zu fassen, ereiferten sich in ohnmächtigem Zorn, und riefen und rufen noch jetzt, Joseph habe für Förderung der Wissenschaften Nichts gethan! Es gibt Eulen die vom Licht geblendet, wirklich vor zuviel Licht nicht sehen können.

Nach Josephs Tode tauchte der Plan einer Akademie in Wien wieder unter auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens. Die Kämpfe und die Noth der Zeit drängten jeden Gedanken der Art zurück. Jetzt sind die langen Geburtswehen vorüber. Die Akademie ist unter der gegenwärtigen Regierung ins Leben getreten. Sie ist mit wahrhaft kaiserlicher Großmuth ausgestattet worden. Möge sie zur Förderung des Lichtes trotz der noch bestehenden Beschränkung der Denkfreiheit fröhlich gedeihen!

Dr. **Adolph Wiesner.**

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 27. Mai.

[Der König und der Protest; die Hofgesellschaft; die Sache der Juden.]

Obwohl die dem Vereinigten Landtag gestellte Frist von acht Wochen in wenigen Tagen abgelaufen sein wird, so dürfen wir uns doch noch keineswegs am Ende unseres landständischen Drama's, sondern vielmehr erst recht am Eingang desselben, ja wir dürfen wohl in der nächsten Zeit noch einer sehr bedeutungsvollen Katastrophe entgegensehen. Der Protest der 138 der schon für verschollen galt, wird nämlich nachträglich noch zur Discussion kommen, indem der König selbst den ausdrücklichen Wunsch zu erkennen gegeben hat, daß bei dieser Gelegenheit die ständische Principienfrage in der Mitte der Versammlung zur Entscheidung gelange und dann in ihren bestimmt ausgesprochenen Ergebnissen vor den Thron gebracht werde. Eine Manifestation ritterlicher Offenheit und romantischen Vertrauens ist auch bei dieser Kundgebung der Königlichen Gesinnung nicht zu verkennen, die jetzt sogar die Opposition herausfordern will sich rückhaltlos auf dem verfassungsmäßigen Wege zu begründen und dadurch eine entscheidende Äußerung der ganzen Versammlung über die Rechtsbasis ihres Bestehens hervorzurufen. Die Absicht des Königs ist dabei freilich, den Ständen alsdann seinen letzten motivirten Ausspruch über die Principienfrage zugehen zu lassen, was schon durch die Thronrede unzweifelhaft genug geschehen, jetzt aber mit einem bestimmten Hinblick auf den Gang der ständischen Verhandlungen erfolgen würde. Man wartet daher mit größter Spannung den nächsten Moment unseres landständischen Lebens, indem, wie man hört, der Landtagscommissar durch eine besondere Mittheilung die Versammlung auffordern wird, jene von der Minorität abgegebene Erklärung der ständischen Rechte einer principiellen Verhandlung zu unterwerfen. Es liegt dabei in der Ansicht der höchsten Staatsgewalt, die unbedingte und ausschließliche Gültigkeit des ständischen Patents vom 3. Febr. zu behaupten und jede Berufung auf die frühere ständische Gesetzgebung von 1815 und 1820, die für erledigt angesehen werden soll, als rechtsunkräftig zurückzuweisen. Unsere ständische Oppostion wird daher nun zu zeigen haben wes Geistes Kind sie ist, ob sie blos von junkerlichen Speren zufällig aufgestachelt werden, oder ob sie in einer zusammenhängenden nationalen Gesinnung wurzelt, die dann auch ihr moralisches Gewicht an höchster Stelle nicht verfehlen wird!

Die ständischen Verhältnisse welche unser gesellschaftliches Leben in den letzten Wochen so mannigfach bedingt haben, sind auch nicht ohne Einfluß auf die Hofgesellschaft geblieben, und man hört aus dieser höchsten exclusiven Sphäre manche interessante Berichte, die, wenn wir eine so ausgebildete Presse der Fashion hätten wie die Engländer, auf die anziehendste Weise zur Öffentlichkeit gelangen würden. Es hat sich in unsern höheren Gesellschaftssphären jetzt eine förmliche linke und rechte Seite ausgebildet, welche sich mit ihren Anforderungen mannigfach kreuzt und der Etiquette viel zu schaffen machen soll. An der Spitze der linken Seite steht der Fürst Lubenwski, der vielgewandte Odysseus des Vereinigten Landtags, der in den Ländern der großen parlamentarischen Welt, durch welche ihn früher die Aventure geführt,

Digitized by Google

Manches gelernt hat, und obwohl er einſt in Spanien für den Abſolutismus gefochten, doch jetzt durch die aura popularis (eine für Preußen ganz neue Luftmiſchung!) zu einem Redner für die Volks- und Nationalſache geworden iſt, vor welcher letzteren er ſelbſt die Standesvorrechte der Herrencurie zurücktreten laſſen will. Zu ſeiner Partei ſcheint aus natürlichen Gründen die Herzogin von Sagan, die Nichte Talleyrand's, zu gehören, welche während der Zeit des Landtags am hieſigen Hofe lebt. Der linken Seite gegenüber ſieht man die Prinzeſſin Biron von Kurland, die Gattin des erlauchten Mitglieds der Herrencurie, welcher ſich in derſelben durch einen Antrag über die Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit bemerklich gemacht. Die genannte Prinzeſſin iſt die Nichte der Herzogin von Sagan, und ſcheint die Parteibeſtrebungen der rechten Seite unter ihre liebenswürdige Protection genommen zu haben. Auf dieſer Seite ſtehen auch in der hohen Damenwelt die Prinzeſſin Hohenlohe und die Prinzeſſin von Neuwied. Es ſoll dadurch eine neue Bewegung und Gruppirung in dieſe Hofgeſellſchaft gebracht worden ſein, wie man ſie in dieſen conventionellen Verhältniſſen bisher noch nicht gekannt hat.

Das neue Judengeſetz wird nun einen der nächſten Gegenſtände der ſtändiſchen Verhandlungen bilden, und obwohl namentlich in der Herrencurie manche judenfeindliche Elemente ſich geltend machen werden, ſo hofft man doch im Allgemeinen von den Ständen eine freie und kräftige Einwirkung zu Gunſten der mit einem geiſtigen Ghette bedrohten Juden. An ſämmtliche Landtagsmitglieder iſt kürzlich ein im Intereſſe der Juden in Leipzig erſchienenes Schriftchen unter dem Titel: „Das gute Recht der preußiſchen Unterthanen jüdiſchen Bekenntniſſes“ vertheilt worden, und hat durch ſeine ſchlagkräftige Beweisführung (bei der man die juriſtiſche Meiſterfeder des Stadtgerichtsraths Heinrich Simon in Breslau mit betheiligt glaubt) einen ſehr wirkſamen Eindruck auf unſere Abgeordneten gemacht. Dieſe Schrift iſt auch in der That in Breslau entſtanden, und ein Theil der Autorſchaft davon gehört auch dem dortigen Rabbiner Dr. Geiger, der ſich im Auftrage ſeiner Gemeinde kürzlich hier befand, um ebenfalls das Intereſſe der Landtagsmitglieder für dieſe Angelegenheit aufzurufen. Die Abgeordneten beklagen ſich ſonſt ſehr daß die Juden von nah und fern ſie in dieſer Sache überlaufen und mit ihrem pro domo kämpfenden Feuereifer ihrem Urtheil vorgreifen ſuchen. (✻).

Aus dem Weimariſchen, d. 14. Mai.

[Hr. v. Wydenbrugk und der Landtag.]

Das kleine Sachſen-Weimar war von ſeinem großen Fürſten Karl Auguſt einſt dazu beſtimmt geweſen die Fahne des conſtitutionellen Lebens vorauszutragen. Es entſprach ſeitdem nicht den Erwartungen dieſes Fürſten. Die bisherigen Landtage waren bedeutungslos für die Fragen der Zeit. Dies Mal hatte Eiſenach in ſeinem Vertreter v. Wydenbrugh eine glückliche Wahl getroffen. Dieſer Mann vereinigt mit der tiefſten, auf dem Boden einer klaren Welt- und Zeitanſchauung begründeten Begeiſterung für die Rechte des Volks jene Ruhe und Feſtigkeit, die ſich niemals übereilt, aber ſich auch nie zurückſchlagen läßt; er beſitzt jene Schärfe des Verſtandes die ſchnell und klar den rechten Augenblick und den rechten Punkt zu treffen weiß. Seine Reden auf dem diesjährigen Landtag athmen neben dieſer Klarheit der intellectuellen Anſchauung die Wärme und Tiefe eines Rechtsgefühls, deſſen offene Sprache, weil ſie uns neu iſt, überraſchend wirkte, und aber auch wie ein friſcher poetiſcher Hauch der Wahrheit erquickte. Wenn von ſeinen Reden wenig in deutſche Blätter überging, ſo lag die Schuld wohl nur daran daß der Landtag faſt nur ſpecielle Landesintereſſen berührte. Werth ſind Wydenbrugh's Worte gewiß in allen deutſchen Landen wiederzuhallen.

In dieſen Tagen hallten die im Frühlingsſchmuck prangenden Berge von Eiſenach vom Empfangsjubel wieder, der laut und leiſe den würdigen Abgeordneten nach der Berathung des Landtags begrüßte. Die Beſcheidenheit des Mannes hatte jede Demonſtration zurückgewieſen. Dennoch verſammelte ſich am Abend ſeiner Ankunft die Lieder-Tafel, aus zahlreichen Bürgerſöhnen beſtehend, unter ſeinem Fenſter, und brachte, begleitet von einer großen auf- und abwogenden Menſchenmaſſe, dem edlen Mann ein Ständchen mit kräftigen deutſchen Liedern, und ein begeiſtertes Hoch. Am andern Tage vereinte ein fröhliches Mahl ſeine zahlreichen Freunde aus allen Ständen. Es fehlte auch da nicht an Geſängen, Toaſten, Gedichten und Blumen, die auch von Frauenhänden geſpendet wurden. Thüringen, die Wiege der Reformation, ein Heerd der Aufklärung, ein Sitz der Geiſtesgröße ehedem, freut ſich ſeines heutigen Sohnes, der einfach, treu und wahr das rechte Wort für die Wohlfahrt des Volkes fand und es ſeinem Fürſten an's Herz legte, während er es mit hellem Verſtande den Männern der Regierung ſachlich nachwies und rechtlich begründete. Die Wartburg, ein alter Zeuge des lautgewordenen Gewiſſens, ſieht auf Wydenbrugh herab! +.

Nachſchrift des Herausgebers. Es liegen uns die gedruckten Protokolle des Weimariſchen Landtage vom März und April vor; wir müſſen unſern Leſern wenigſtens andeuten von welcher Art die Stellung iſt die Hr. v. Wydenbrugh, Advocat in Eiſenach, auf dem Landtage einnahm. Es war ſchon ſeit längerer Zeit im Lande die Rede von einem Mißverhältniß zwiſchen dem angeblich ſteigenden Ertrag des Kammervermögens zu der angeblich ſteigenden Verarmung des Landes. Die Staatslaſt, heißt es, habe ſich in 25 Friedensjahren um 250,000 Thlr., die Landesſchuld um 400,000 Thlr. gemehrt. Die geſteigerten Regierungskoſten wurden gedeckt, indem man alle Ritter-, Frei- und Gemeindegüter zur Mitleidenheit und Tragung der Grundlaſten herbeizog. Es bliebe zur Erſchwingung weiterer Erhöhungen, falls ſie nöthig würden, nur noch übrig, das Kirchengut und die milden Stiftungen zu beſteuern, während das Einkommen der geiſtlichen Stellen an ſich ſchon nur dürftig iſt. Von alle dem blieb das Kammervermögen unangefochten, blieb unbeſteuert und ohne Mitleidenheit bei den Laſten des Landes. Wydenbrugh wies nun nach daß es ein Irrthum ſei, die Kammergüter für ein Privatvermögen des Fürſten anzuſehen. Sah man ſie ſo an, ſagte er, ſo mußten ſie wenigſtens beſteuert werden. Aber man kann ſie nicht dafür nehmen, denn ihnen liegt aus alter Zeit die Verpflichtung ob zu den Regierungslaſten beizutragen. Wydenbrugh's Antrag ging nun dahin, das Kammervermögen mit dem Landesvermögen zu verſchmelzen, weil Fürſt und Volk zuſammengehören in Glück und Unglück, Freud' und Leid. Er wies dies geſchichtlich nach. Er deutete auf das Beiſpiel Sachſen-Coburgs, wo 1845 durch den Entſchluß des Herzogs die Hälfte des Domänenertrags zur Beſtreitung von Staatslaſten

Digitized by Google

überwiesen wurde, während das Land Sachsen-Meiningen sich solcher Erleichterung schon seit längerer Zeit zu erfreuen hat. Wydenbrugk schlug vor, das Anerbieten des verstorbenen Großherzogs Karl August, Kammer- und Landeskassen gemeinsam zu verwalten und dem erlauchten regierenden Hause eine Civilliste zu geben, ein Anerbieten, das die Stände des damaligen Landtages verschmähten, jetzt wieder aufzunehmen. Soviel schien nöthig zur Kenntniß Wydenbrugh's.

Aus Würzburg, im Mai.

[Das Juliusdenkmal. Theater, ein öffentlicher Angriff.]

Viel Interesse erregte hier ein Aufsatz in den Grenzboten „Würzburg und die Würzburger", der in leichten aber bezeichnenden Umrissen Stadt und Bewohner schildert. Der Verfasser, Dr. Karl Dilthei in Gießen, der kaum ein Jahr in Würzburg verlebte, bekundet ein scharfes Auge und gesundes Urtheil; nur möchte der Autor an manche Persönlichkeit einen zu strengen Maßstab gelegt haben. — Im Laufe des nächsten Monats wird die Enthüllung des Juliusdenkmals stattfinden, zu deren Feier die Behörden und die Universität Festlichkeiten veranstalten. Fürst Bischof Julius Echter von Mespelbrunn († 1617) war der Gründer des Juliusspitals und der Stifter der Universität. Die erstere Anstalt, die hinsichtlich ihres wohlthätigen Zweckes wohl einzig in ihrer Art dasteht, als medicinische Lehranstalt aber den großen Spitalern Deutschlands an die Seite gesetzt werden darf, wurde allein schon hingereicht haben seinen Namen zu verewigen. Auch die Universität, von der das Hospital ein wesentlicher Theil ist, hat noch zu Anfang dieses Jahrhunderts gezeigt daß es nicht an ihrer Einrichtung liegt, wenn sie nicht so stark besucht wird als es sich von ihrer Lage im Herzen Deutschlands erwarten ließe. König Ludwig, der mit ächt deutschem Sinne das Verdienst der Todten zu ehren strebt, hat aus eignen Mitteln in seiner Grazie Hieri zu München die Bildsäule des Fürstbischofs anfertigen lassen, nachdem er ihm schon in der Walhalla den gebührenden Platz angewiesen. Die Büste, sammt Gestell 18 Fuß hoch, ist in jeder Beziehung gelungen; nur ist der Ort den sie zieren soll, höchst ungeeignet. — Unser Theater ist nun wie gewöhnlich für die Sommermonate geschlossen. Mit den Leistungen der Oper konnte man vollkommen zufrieden sein; namentlich trug eine jugendliche Sängerin, Frl. Achilles, die hier ihre theatralische Laufbahn begann, durch ihre liebliche, klangvolle Stimme viel zur Hebung derselben bei. Das Schauspiel, das freilich durchgängig nur mittelmäßige Vertreter in seinen Reihen zählte, wollte weniger Anklang finden, obgleich uns dessen umsichtiger und thätiger Regisseur, Hr. Wohlstedt, die besten Neuigkeiten vorführte. — Ein bedauerlicher Vorgang sei hier noch erwähnt. Der Redacteur eines hiesigen Localblattes, ein junger Mann von 25 Jahren, hatte sich gegen einen Schauspieler Ausfälle erlaubt, die um so mehr reizten als Beide früher gute Bekannte gewesen. Der Schauspieler suchte sich durch Insulten zu rächen, die sich endlich bis zu Ohrfeigen auf der belebtesten Straße am hellen Mittage steigerten. Der Mißhandelte zog zur Verwunderung der Umstehenden ein Terzerol hervor, schoß auf seinen Angreifer und fehlte. Nun sitzt derselbe bereits vier Wochen in strenger Haft; und es ist noch kein Absehen wie sich die Sache gestaltet. Würde hier nicht ein Geschworenengericht eine mehrmonatliche Untersuchungshaft als Sühne gelten lassen für eine Übereilung die ein entehrender Angriff hervorlief? △.

Aus Pesth.

[Charakter der Stadt, die Sitten, die Polizei.]

Hinsichtlich der Langenweile in bürgerlichen Kreisen ist Pesth die deutscheste der deutschen Städte. In keinem der gesellschaftlichen Gitter fällt ein anregendes Wort. Und will man selbst die Kosten der Unterhaltung tragen, so ist man unverstanden. Die Zuhörer wissen nichts von der Welt, haben keinen Begriff von den Regungen eines höheren Geistes, man hört den Redner in dumpfer Bewunderung oder vielmehr Verwunderung an, hält ihn aber heimlich für einen Schwärmer, was gemeine Naturen mit Narrheit für gleichbedeutend halten.

Die Frauen sind lebhaft, unterhaltungssüchtig, haben meist schöne Augen und glänzend schwarzes Haar. Man kann sehr leicht Liaisons anknüpfen, zumal die Ehemänner wenig zu Hause sind, die Frauen vernachlässigen und sich im Spielzimmer die lange Zeit vertreiben. Die Frauen haben überdies ein weites Gewissen und sind nicht zaghaft. Der Ehemann kann zwar sehr roh werden, wenn er etwas Hatlen an der Stirn zu fühlen beginnt, aber in der Gesellschaft wird die Frau darob nicht verdammt; man erzählt die Anekdote, man lacht, und den andern Tag ist die Geschichte vergessen, um einer andern ähnlicher Art Platz zu machen. Zu einer ernsthaften Neigung sind indeß diese Frauen nicht geschaffen; man kann sie nicht idealisiren. Sie sind gutmüthige, leidenschaftliche, aber derbste Kinder. Sie kennen kein anderes Dasein als dem Ehemann oder guten Freund zu Gefallen zu leben, das Hauswesen zu besorgen und dafür als Lohn schöne Kleider und Schmuck zu erhalten, einen Fiaker so oft als möglich zur Disposition zu haben, auf Balle geführt und auf einen Sperrsitz im Theater abonnirt zu werden. Da indeß der Tag unglücklicherweise 24 Stunden hat, so wird nothgedrungen die Buchdruckerei benutzt. Die „Geheimnisse von Paris", „der ewige Jude" sind hier verschlungen worden. Ein hiesiger Buchhändler, Hr. Hartleben, läßt alle ausländischen Romane, welche die Censur passiren, übersetzen und findet guten Absatz. Aber das Werk der Muse ist diesen Kindern des Südens kein Wahrsager, der da hineinleuchtet in die Tiefen der Menschenbrust, sondern ein unterhaltend Märchen der Scheherezade, das man beim ersten Anlaß wegwirft, um wie aus einem Traum ins banale Leben zurückzukehren. Goethe, Jean Paul, Tieck, Uhland, Shakespeare, Byron sind hier nirgends anzutreffen, die neuern deutschen Dichter kennt man kaum dem Namen nach.

Wie gern möchte der deutsche Poet der verdammt ist hier zu leben, in den für sauer gehaltenen Apfel deutscher Sentimentalität beißen! Das geheimnißvoll stille deutsche Mädchen mit der keuschen Haltung und dem spröden reinen Blick ist hier nirgends anzutreffen, Verlangen und heißes Bewußtsein brennt hier aus jedem Frauenauge. Wehe dem armen Schäfer, der die sinnlichen Reize einer gefälligen Schönen verschmähte und die Seele der Geliebten verklären möchte! Er wäre zu der Höllenpein des Sisyphus verdammt, und würde überdies als ein lästiger Mensch, der nicht weiß was er will, mit einem andern minder scrupulösen Liebhaber verwechselt werden.

Digitized by Google

Wenn Frauen entweder geistig unzugänglich oder entartet sind, so trägt stets die Männerwelt die Schuld an diesem Zustand der Gesittung. Gewiß, die Frauen sind allerorten bildsam, für ein Gemüths- und Seelenleben empfänglich, und würden am Ende innige dauernde Zärtlichkeit und Verehrung jedem Sinnenrausche vorziehen. Aber der Ungar ist noch ein halber Barbar, die Formen und Gesetze der Civilisation sind ihm noch Fesseln, er möchte gerne, wie es der Bauer der in die Stadt kommt noch thut, in Hemdärmeln und weiten Unterhosen herumgehen. Karl Beck hat diese Abneigung gegen den Zwang der Gesittung in seinem „Janko“ trefflich geschildert. Der Ungar sucht bei den Frauen keine milde, trostvolle, erquickende Seele, sondern nur Reize und Befriedigung der Sinne. Die Frauen, die sich überall den herrschenden Gewohnheiten anschmiegen, haben darüber alles Selbstgefühl, alle Zartheit der Empfindung und selbst das Bedürfniß, verehrt und angebetet zu werden, verloren. Eine Doppelehe zur rechten und zur linken Hand ist hier etwas Alltägliches, und die Verderbniß so allgemein und verbreitet, wie im Verhältniß zur Bevölkerung in keiner andern Stadt. Frauen und Mädchen, denen der Gemahl oder der Vater nicht genug für das unersättliche Bedürfniß des Luxus erwerben kann, finden es gar nicht schände durch ihre sinnlichen Gaben das Einkommen zu vermehren. Vermittlerinnen dieses schändlichen Gewerbes sind leicht bei der Hand, sie existiren hier in großer Anzahl; man braucht sie auch gar nicht aufzusuchen, denn sie dringen mit verführerischen und bald angenommenen Anträgen in alle Häuser. Ein lungernder Cavalier, ein reicher Bürgerssohn wirft sein Auge auf ein Mädchen; schnurstracks wendet er sich an eine Seelenverkäuferin, und neunzigmal unter hundert Fällen realisiren sich seine Wünsche.

Die Polizei sieht diesem Treiben mit verschlossenen Augen zu. Theils hat sie ihre Interessen dabei, theile ist ihre Moral in diesen Dingen auch sehr lax. Die Polizei ist hier nicht in den Händen der Regierung, sondern eine städtische Institution. Vom politischen Gesichtspunkt ist das wohl erfreulich, aber die Verwaltung leidet darunter. Selbst der Polizeichef wird alle drei Jahre neu gewählt, wird dadurch von jedem Einfluß habenden Bürger abhängig, und wagt es nicht das Gesetz streng und umfassend auszuüben. Dafür wird gegen den Armen und den Fremden fast willkürlich verfahren. Manchmal gibt die Art wie sich die Polizei dem Bürger gegenüber ducken und winden muß, zu lächerlichen Scenen und Verordnungen Anlaß. So ist diesen Winter verboten worden das Brennholz in den Gassen vor den Häusern zu schneiden und zu spalten. Da man aber den gesetzverachtenden Bürger nicht zu bestrafen wagte, wurde durch Proclamation den Holzhauern angedroht, man werde ihnen im Übertretungsfalle den Arbeitslohn confisciren. — Einen andern Beweis von der Ohnmacht der Sicherheitsbehörde gab diesen Winter ein scandalöser Vorfall im deutschen Theater. Mehrere Feinde des Directors theilten an zweihundert Eintrittskarten für Parterre und Galerien aus unter der Bedingung die Primadonna, Mad. Mink, eine intime Freundin des Directors, auszupfeifen und mit faulen Äpfeln und Eiern zu bewerfen. Die Polizei erfährt den Plan, den die ganze Stadt bereits kennt, und läßt die angekündigte Oper absagen. Der Director, Hr. Forst, beschließt das Gewitter auf sich entladen zu lassen und tritt an demselben Abend selbst in einer Posse auf. Die Verschwornen erscheinen in der That, und kaum betritt der Director die Bühne, so beginnt ein furchtbares Pfeifen auf allen Plätzen, ein Regen von Äpfeln und faulen Eiern fliegt auf die Bühne. Die Sicherheitsbehörde regt sich nicht, nur der Stadthauptmann rennt von einem zum andern der Pfeifer, die er wohl kennt, und beschwört sie dem Scandal ein Ende zu machen. Als die Munition verschossen war, entfernt sich in der That der Feind, aber er zieht frei und mit klingendem Spiel ab wie nach einem Siege.

Bei der geringen Anzahl der bewaffneten Polizeimannschaft, der schlechten Straßenbeleuchtung, und der brutalen Rohheit der untern Volksklassen ist es ein Wunder daß Diebstähle und Mordthaten nicht viel öfter vorkommen als es der Fall ist. In der Nacht ist die Stadt gänzlich unbewacht, nur die Besitzer der Kaufmannsläden halten sich auf eigene Kosten „Gewölbwächter“, die aber nur diese Läden zu bewachen haben. In den entfernteren Straßen, wo es keine Läden gibt, kann der einsame Wanderer ohne Gefahr ermordet werden. Es kommt auch nicht gar selten vor daß man Leichname in den Straßen findet, oder daß Fremde spurlos verschwinden.

Das Hazardspiel grassirt in den meisten Kaffeehäusern trotz der strengen Verordnungen der Regierung. Nur wenn ein reicher Landjunker oder Kaufmannssohn durch falsche Spieler geplündert werden, öffnet die Behörde ein wenig die Augen, um sie Tags darauf wieder gemächlich zu schließen.

Dagegen hat man alle Energie und Schlauheit daran gesetzt, um verschiedene ausländische deutsche Zeitschriften aus den Kaffeehäusern zu verbannen. Man ließ die Besitzer der Kaffeehäuser einzeln aufs Rathhaus kommen und brachte sie halb durch Drohung und halb durch Überredung dahin einen Revers zu unterschreiben daß sie diese anrüchigen Zeitschriften nicht mehr auflegen würden.

Hätte doch die Polizei, statt das Leben zu bannen, lieber ein Mittel erdacht um nicht so oft Slovaken an den Straßen verhungert und erfroren zu finden. Die Theuerung der Lebensmittel ließ sich nämlich auch im fruchtbaren Ungarn schmerzlich fühlen. Am schlimmsten ging es den ohnehin armen slavischen Comitaten im Norden Ungarns. Schaaren hungernder Slovaken strömten Brot und Arbeit suchend in die Hauptstadt. Arbeit fanden sie bei dem heurigen strengen Winter nicht, zumal auch Industrie und Gewerbe im Stocken waren. Es wurden wohl durch Sammlungen bei der Bürgerschaft Anstalten getroffen um zweimal die Woche Brot vertheilen zu können, auch ließ der unermüdlich regsame Frauenverein zweimal die Woche warme Speisen vertheilen; allein die Woche hat sieben Tage und die Kälte hatte überdies die ganze Woche ihren verderblichen Einfluß. Da war es nun entsetzlich durch die Straßen zu gehen, oder auch nur aus der Thüre des Zimmers zu treten; denn auf allen Gassen und Treppen begegnete man gräulichen Gestalten in unmenschlichen Kleidern, vor Hunger verschmachtend und vor Kälte zitternd. In der Nacht sanken diese Elenden aufs kalte Pflaster um nie wieder aufzustehen, oder um andern Tages todtenähnlich und halb bewußtlos ihr jämmerliches Dasein noch einige Zeit hinzuschleppen. Wir hatten da ein Miniaturbild von dem Elend, das die Zeitungen aus Irland melden.

Mit dem Beginn der warmen Zeit sind diese Gräuel nun glücklich vorüber. Jetzt gibt es Beschäftigung vollauf für regsame Hände, denn hier wird den Sommer über viel gebaut. Die Bevölkerung der Stadt vermehrt sich zusehends, da die

Digitized by Google

erst vor kurzem ins Leben getretene Industrie sich stark zu heben beginnt, der Handel durch Dampfschiffe und Eisenbahnen riesige Fortschritte macht. Wer Pesth vor zehn Jahren gesehen, würde es heute nicht mehr erkennen. Die schöne Leopoldstadt, an der Donau gelegen, ist mit ihren schönen regelmäßigen Gassen und netten Häusern fast ganz seit dieser Zeit entstanden. In diesem Stadttheil und den anstoßenden Gassen wohnt der wohlhabendste Theil der Bevölkerung und darum auch die begütertsten Juden. Die Quartiere sind da am theuersten. (Beschluß folgt.)

[Fanny Hensel.]

Felix Mendelsohn's Schwester, eine Enkelin des Philosophen, Gattin des Hofmalers Hensel in Berlin, starb eines plötzlichen Todes; ein Schlag lähmte sie am Klavier. Vielleicht traf sie der Tod an derselben Stelle wo wir auch vor kurzem bei unserm Aufenthalt in Berlin ihrem kunstreichen sinnigen Spiel gelauscht. In dem großen luftigen Gartensaal ihrer Wohnung in der Leipziger Straße pflegte sie Sonntags zur matinée musicale den Kreis ihrer Freunde um sich zu versammeln. Bach und die alten Meister kamen da zu ihrem Recht. Die bronzene Büste des alten Moses Mendelssohn sah freundlich aus der Nische herab auf die große Schaar der erlesenen Welt Berlins, unter der wir die Gräfin Rost-Sonntag, Pauline Garcia, die Musiker und die Philosophen Berlins fanden. Mitten im geruchsvollen Berlin fanden sich hier stille Lauscher zusammen; der Cirkel war wie eine Gemeinde die in Musik ihre Andacht übt. Hinten wurden dann auch wohl die Flügelthüren zum Atelier des Professors geöffnet; glänzende Bilder, für die Höfe bestellt und in deren Farben prangend, ein schmeichlerisches Porträt des Königs, der Herzog Oels in allegorischer Gruppe, für das Schloß in Braunschweig bestimmt, schauten herein in die musikbewegte Gesellschaft und machten zu den schlichten Tönen aller Meister einen Gegensatz. — Von Fanny Hensel's Liedern sind viele in die Hefte ihres Bruders übergegangen.

[Zur Literatur über die preußische Verfassungsfrage: Florencourt.]

Franz v. Florencourt hat verschiedene Journalaufsätze zu einem Buch von mehr als 400 S. zusammengestellt. Er spricht sich in der Vorrede das Recht und die Befähigung ab ein Buch zu schreiben, d. h. ein Ganzes dessen einzelne Theile sich gegenseitig bedingen. Ihm fehlt vielleicht in seiner ganzen Natur die folgerechtige Haltung. Einen Journalisten nennt er sich, der sich vom Augenblick bestimmen lasse und heiß und einseitig sein Glaubensbekenntniß nach dem Momente gestalte; ein Mann der That hätte aus ihm werden müssen, kein Dogmatiker. — Man kennt den „passiven Widerstand" der Naumburger in Bezug auf ihre Landtagswahl. Florencourt gibt und dies hier im Zusammenhange. Seine Beurtheilung der Schrift eines Oestreichers (Schufelka's) über die preußische Verfassungsfrage führt dann zu einer Zusammenstellung verschiedener Aufsätze über dies Thema, in denen sich Florencourt's ganzes Naturell zum Ausspruch bringt. Naturen von so viel Erregbarkeit und Schwung sollten ihre Memoiren schreiben, denn über subjective Liebhabereien mit Personen und Ideen kommen sie nicht hinaus, ihre Anschauungen haben nur diesen relativen Werth. Die Huldigung die der Person des Königs von Preußen im Buche widerfährt, gehört zu Florencourt's merkwürdigsten und interessantesten Ueberzeugungen. Die eigenthümliche, schwungvolle Natur des Königs erlebt hier eine begeisterte Lobrede wie sie hervortragenden, Zeit ihres Lebens unbrechenbaren Charakteren sonst nur am Grabe zu Theil wird. Florencourt ist rührend wie ein Leichenbitter. Er schildert den König als den letzten absoluten Monarchen in dessen Phantasien sich die ganze Romantik des Mittelalters in ihrem reichen Farbenspiel zu einem Abendroth am Horizonte Deutschlands verklärt. Christliche Tiefe und griechische Heiterkeit seien nicht leicht in so wunderbarer Mischung erschienen. Florencourt steht aber den König zugleich in einem tragischen Conflict mit den Elementen des modernen Staatslebens. Er deutet zugleich die Nothwendigkeit an daß diese modernen Mächte den Sieg davon tragen; er dringt auf eine Verfassung auf dessen Boden der absolute Monarch verschwinde. — Wir können nicht ganz dieser Verherrlichung der königlichen Person theilen, sie bedeutsam dieß uns erscheint; wir können auch nicht in die Rechthaberei einstimmen daß es sich lediglich um Feststellung einer Charte handle. Für uns handelt es sich weder um jene Personen, noch um diesen abstracten Begriff, sondern um die concrete Herausbildung des Preußenthums. Eines freisinnigen, aber in seiner Kraft zusammengehaltenen Preußenthums bedarf Deutschland.

[Hansemann über politische Geistesträgheit.]

David Hansemann's letzte, im vorigen Jahre erschienene Schrift behandelte „die politischen Tagesfragen mit Rücksicht auf den rheinischen Landtag." Der letzte Landtagsabschied für die rheinischen Stände wies deren wichtigste politische Bitten verneinend zurück, oder vielmehr er vertagte sie auf ungewisse Ferne. Dies gab sofort dem deutschen Kleinmuth Grund in seine Lässigkeit zurückzufallen. Wozu die Landtage? hörte man selbst am Rhein sagen, wozu die ewige Sorge und Arbeit? Das bewies wie wenig die alte politische Untugend der Deutschen, die den staatlichen Verfall unserer Nation verschuldet hat, noch immer nicht aufhört. Diese Untugend läßt sich nicht anders als mit politischer Geistesträgheit bezeichnen. Hansemann redet diese Trägen also an: „Auch die Ihr während eines Vierteljahrhunderts in Bezug auf Politik die Hände in den Schooß gelegt, um das Gedeihen des Staates, um die öffentlichen Rechtsverhältnisse Euch nicht bekümmert, und nicht einmal den Muth gehabt, darauf bezügliche Wünsche und Ansichten in verständiger und bescheidener Form vor Beamten auszusprechen, Euch, die Ihr nur für die Befriedigung Eurer leiblichen Bedürfnisse gelebt habt, Euch steht es wahrlich übel an, wenn Ihr die Erfolglosigkeit patriotischer Bestrebungen bekrittelt und Euch wundert daß diese nicht gleich ihr Ziel erreichen. Nicht der Staatsregierung, sondern Euerer politischen Schwäche und Trägheit meist es bei, wenn die Zustände im Vaterlande in mancher Beziehung bedenklich sind und erhebliche Reformen erheischen. Denn die Zustände würden sich nicht wie geschehen ausgebildet haben, hättet Ihr stets zu geeigneter Zeit, anstatt zu schweigen, anständig und würdevoll geredet, und statt lobwedelnd zu reden, ernst und ehrfurchtsvoll geschwiegen."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 12. Juni.

Inhalt: Ernte und Erntefeſt in Mecklenburg. Von J. v. W. — Florentiniſche und Römiſche Briefe, von Adele Schopenhauer. 3. Aus Rom. — Ein Brief aus Berlin. — Aus Wien (zwei Briefe), aus München, Berlin und Peſth. — König René's Tochter.

№ 24.

Ernte und Erntefeſt in Mecklenburg.

Von **J. v. W.**

1.

Die Auguſtſonne hat mit ihren heißen Strahlen die ausgedehnten ſchattenloſen Ebenen hinlänglich erwärmt, die ſchweren Ähren der Weizenfelder ſenken ſich immer mehr, immer gelber wird die Farbe der Halme. Die Zeit der Ernte, die dem Landmann den ſauren Schweiß, die Müh' und Sorge des ganzen Jahres erſetzen muß, kommt immer näher und läßt ſich ſchon nach einzelnen Tagen berechnen. In den Dörfern und Gutshöfen Mecklenburgs hört man in der kühlen Abenddämmerung um dieſe Zeit ein eigenthümliches, klingendes oder pickendes Geräuſch. Auf der niederen Thürſchwelle der von Rauch geſchwärzten Wohnung, denn der Gebrauch der Schornſteine iſt in den meiſten Bauerhäuſern des Landes ein noch unbekannter Luxus, ſitzen im Hemdsärmel die Tagelöhner und Hofknechte. Vor ſich haben ſie einen kleinen Amboß im Boden befeſtigt, und bemühen ſich mit emſigen Schlägen eines vorn geſpitzten Hammers die etwaigen Scharten der großen ſchweren Kornſenſe auszuhämmern. Dies gibt das weit in den ſtillen Abend hineinklingende, den fremden Wanderer befremdende Geräuſch. Auf den Weidenzäunen welche die kleinen Kartoffelgärten der Tagelöhnerfamilien begrenzen, hängen friſchgewaſchene leinene Schürzen, Buſentücher, Hemden, Beinkleider, in blendend weißem Glanze. Lange ſchon vorher haben Tagelöhnerfrauen und Mägde, wenn ſie bei der großen herrſchaftlichen Wäſche im Schloſſe helfen mußten, heimlich etwas weiße Seife zurückgelegt und aufgeſpart um ſie ſtatt der ſonſt bei ihnen üblichen grünen Seife zur Wäſche der Ernteſchürzen und Hemden zu benutzen. Dieſe müſſen ſo weiß und rein wie nur möglich werden. Hierin einander zu übertreffen iſt der größte Ehrgeiz aller Frauen, und obgleich große Reinlichkeit ſonſt gerade nicht ein Hauptvorzug des mecklenburgiſchen Landvolks iſt, ſo muß doch bei dem erſten Anmähen des Weizens alles Leinenzeug blendend weiß ſein, will die Wäſcherin nicht das ganze Jahr mit Spott und Schande bedeckt werden. Auf ſeiner Haferliſte ſitzt der Pferdeknecht und ſchnitzelt ſorgſam an der glatten, verzierten Harke die er ſeiner Binderin geben muß. Jeder Knecht oder ledige Burſche wählt ſich ſeine Geliebte zur Binderin und muß ihr eine neue ſaubere Harke welche ſie beim Binden der Garben gebraucht, wie auch ein Paar lange rothe Bänder am Strohhut verehren. Sie hingegen ſorgt für einen Blumenſtrauß am Hut oder an der Mütze, wie für reine Wäſche des Hemdes und der langen weiten Leinwandhoſen. So will es der uralte Brauch, von dem das mecklenburgiſche Landvolk in keiner Weiſe abläßt.

In den Wirthſchaftsgemächern des Herrenhauſes, des Schloſſes, werden auch Zurüſtungen aller Art für die nahe Ernte getroffen. Die Ausgeberin mit dem ungeheuern Schlüſſelbund als getreue Adjutantin zur Seite, geht die Hausfrau prüfenden Blickes umher die verſchiedenen Vorräthe zu muſtern. Der große Hauſe der eigens hiezu gebackenen Feinbrote aus geſichtetem Roggenmehl wird gezählt und für zureichend erklärt, eine lange Reihe geräucherter Mettwürſte aus dem Rauchhauſe geholt, und hie und da eine zur Prüfung

Digitized by Google

angeſchnitten. Ein Faß Butter, vom Mai her aufbewahrt, wird angeſtochen, kräftigeres, zur Ernte gebrauetes Bier auf Fäſſer gezapft und zum Lagern ruhig im kühlen Keller hingelegt, Branntwein auf große grüne Flaſchen gezogen. Vorbereitungen ſolcher Art gibt es in Menge und die Thätigkeit der Hausfrau und Ausgeberin iſt überall in Anſpruch genommen, nicht weniger die zahlreiche Schaar der »Innenmädchen« die blos zur Hausarbeit, und der »Butendierns« die zur Feldarbeit und Beſorgung der Holländerei benutzt werden. Eine Ernte auf einem großen mecklenburgiſchen Landgute erfordert gar viel wirthſchaftliche Vorbereitungen, denn es gibt der eſſenden Mäuler gar manche und wie beim ſchweren Arbeiten, ſo leiſtet auch beim Eſſen der Mecklenburger nicht Geringes.

Der Gutsherr reitet auf dem Lieblingspferd, der ſtarken, edlen Halbblutſtute, durch die leiſe im Winde wogenden Weizenfelder. Wohlgefällig ſchweift ſein Blick über die weiten Flächen; im Geiſte berechnet er ſchon wie viele Laſt Korn ſeine Speyaune im nächſten Winter nach Roſtock fahren, wieviel tauſend Thaler ihm der dortige Handelsherr dafür zurückſenden wird. Nun, die letzten Jahre ſind nicht günſtig geweſen. Der älteſte Sohn der bei der Berliner Gardereiterei ſteht, nimmt oft die Kaſſe des Vaters in Anſpruch, und der zweite behauptet mit ſeinem Wechſel in Heidelberg auch nicht auskommen zu können, da die Kommerſche und Spritztouren nach Mannheim und Baden-Baden gar zu viel Geld koſten. Dazu kommt daß der Nachbar ein Auge auf die blonde Caroline, die älteſte Tochter, geworfen hat; Anſtehner und Hochzeitsball auch nicht umſonſt ſind. Inzwiſchen unterbricht der ſorgſame Vater dieſe ſeine Betrachtungen oft, indem er abſteigt, einzelne Ähren pflückt und ſie bedächtig zwiſchen den Fingern zerreibt um ſich von ihrer Reife zu überzeugen. Ruhig ſteht das edle Roß unterdeß, nur den ſchlanken Hals zur Erde beugend und mit den Nüſtern ſchnuppernd. Endlich ſcheint der Gutsherr die Überzeugung gewonnen zu haben, der Weizen ſei reif und das »Anmähen« könne morgen beginnen. Behaglich ſchmunzelnd reibt er ſich die Hände, ſitzt wieder auf und reitet geſtreckten Galopps dem Hofe zu die nöthigen Befehle zu ertheilen. »Goden Abend Harr!« ſagt ehrerbietig die baarfüßige blondhaarige Dorfjugend und nickt mit dem Kopfe, aber viel zu beſchäftigt iſt der Herr mit der morgenden Ernte als daß ihnen heute wie ſonſt ein freundliches »Goden Abend, Kinder!« zu Theil wird.

Die lange Conferenz mit dem Wirthſchaftsinſpector iſt beendet; noch einmal wird die Zahl der Leute die morgen zur Arbeit verwandt werden können recapitulirt, Alles erwogen, und das Anmähen auf morgen feſtgeſetzt. Wie ein Lauffeuer verbreitet ſich aus des Inſpectors Munde dieſe Nachricht über den weitläuftigen Hof durch das ganze Dorf. »Morgen wat anmeiht!« tönt es aus allen Ställen, Scheunen, Kathenhäuſern, Kellern und Küchen: »Morgen wat anmeiht!« rufen freudig die Buben im Staub der Gaſſe und ſchlagen vor Luſt einen Purzelbaum über den andern. Hei, welche Luſt, welche Regſamkeit verbreitet ſich über die ganze Dorfbevölkerung! Mit welch freudiger Geſchäftigkeit eilt Alles umher, die vielen nothwendigen Dinge noch zu beſorgen! Sollte man doch glauben es gelte morgen ein luſtiges Hochzeitsfeſt oder ein »Kindelbier« und nicht die ſchwerſte anſtrengendſte Arbeit in brennender Auguſtſonne vom beginnenden bis ſinkenden Tage. Und was haben die für feſten Lohn dienenden Knechte und Mädchen, was haben die Tagelöhner und Hofſrauen, die an beſtimmten Tagen unentgeldlich auf dem Hofe Robotleiſtungen geben und dafür Wohnung und Kartoffelland erhalten, was haben ſie davon, wenn dem Herrn die Ernte gut ausfällt? Dennoch freuen ſie ſich ſo ſehr dazu, dennoch gehen ſie mit ſo großer Luſt an die ſchwere Arbeit und achten nicht der Ströme Schweißes die ihnen bevorſtehen. Wahrlich, es iſt ein braves williges Volk, das mecklenburgiſche Landvolk, trotz dem daß es bisweilen wohl etwas ſchwerfällig und roh iſt. Schmach, doppelte Schmach den Gutsherren, die die kärgliche Lage ihrer Unterthanen auf alle Weiſe noch auszubeuten ſuchen, die harte Arbeit ihnen durch harte Worte noch drückender machen! Doch zur Ehre Mecklenburgs ſei es geſagt, obgleich ſolche erbärmliche Wichte wohl bisweilen vorhanden ſind, ja oft geachtete Stellen bekleiden, ſo iſt verhältnißmäßig ihre Zahl doch nur gering, und der bei weitem größte Theil der Gutsherren ſorgt auf alle Weiſe für ſeine nahe wie ferne Umgebung.

Am Abend kehrt biesmal die Ruhe ſpäter ein, am frühen Morgen wird es noch zeitiger auf dem Hofe und im Dorfe lebendig. Kaum graut der Tag, da lodert ſchon auf allen Heerden das Feuer um die Frühkoſt zu bereiten. Auf den großen Höfen wird dem Geſinde durch ein Brett, worauf mit hölzernen Schlägeln getrommelt wird, zu den Mahlzeiten das Zeichen gegeben. Schon vor fünf Uhr ruft jetzt die »Klapper« das Hofgeſinde zum Frühſtück das aus Milchſuppe und Kartoffeln, mit einer Fettbrühe begoſſen, beſteht. Bald darauf ſetzt der lange Zug ſämmtlicher Arbeiter ſich in Bewegung zu

Digitized by Google

dem oft eine halbe Stunde entfernten Weizenſchlage. Voran die Mäher alle mit Blumenſträußen auf der Kopfbedeckung, in blendend weißen Hemden und Beinkleidern, die blaue oder grüne Tuchweſte weit geöffnet, die kurze Jacke über den Senſenſtiel gehängt, luſtig aus kurzer Pfeife gerade nicht wohlriechenden Tabaksrauch in die friſche Morgenluft dampfend. Die Mädchen und Frauen folgen hinterher. Weiße Schürzen die bis über den vollen Buſen reichen und am Leibe und um den Hals zugebunden werden, geben dem Anzuge der Weiber ein eigentbümliches, nicht ungefälliges Anſehen. Dazu kurze Röcke von buntem, eigen gemachtem Zeuge, ein kleines Tuchleibchen das den ganzen Hemdsärmel bloß läßt, rothe Buſentücher, einen runden Strohhut mit langen wehenden rothen Bändern, unter dem das üppige blonde Haar, das durch ein kleines Band aufgebunden iſt, hervorzuquellen droht, ein Blumenſtrauß am Mieder befeſtigt, reine wollene weiße oder blaue Strümpfe, welche unter den kurzen Röcken bis halb zur kräftigen Wade hervorſcheinen, breite, ſauber geputzte Schuhe mit großen blanken Zinnſchnallen: dies iſt der gar nicht unvortheilhafte Anzug den ſie tragen. Die kurze, nach Männerart gemachte Jacke hängt an der weißen zierlichen Harke, die jede Binderin über die Schulter trägt. Mit lauten, zwar ſehr ungebildeten, aber oft ganz reinen und gar nicht unangenehmen Stimmen wird gewöhnlich ein Lied geſungen, das durch die wandernden Orions unſerer Tage, die »Leierkaſtendreher«, auf dem letzten Jahrmarkt für einen Sechsling verkauft wurde. Das weitſchallende Gejuchze der Knechte ſtimmt mit ein. Der nicht zum Mähen, ſondern zum Aufhocken der Garben beſtimmte Theil der Arbeiter beſteht aus Handwerkern, Wirthſchaftslehrlingen, Jägern, Gärtnern, allen Leuten des Gutes die mit der Senſe nicht umzugehen wiſſen. Denn während der Ernte muß Alles was nur irgend zu arbeiten vermag, Hand mit anlegen. Dieſe Gehülfen, an der zwar leichten aber doch halb ſtädtiſchen Kleidung und dem Mangel der Senſe erkennbar, folgen zur Seite. Manch Scherzwort, oft gerade nicht der feinſten Art, wird zwiſchen ihnen und den Dirnen gewechſelt, und mit lautem Gelächter von beiden Seiten aufgenommen. Kritik des Anzuges der Hocker, Erinnerung an beſtandene Liebesabenteuer gibt hinreichend Stoff zu hin- und herüberfliegenden Sticheleien. Doppelt gewichtig im Gefühl ſeiner heute noch geſteigerten Würde, ſchreitet vorn an der Spitze der Herr Inſpector, der erſte Würdenträger des Dienſtperſonals, der mit ſcharfem Auge die ganze Thätigkeit zu leiten, mit kräftigen Worten etwaige Faulheit zu rügen hat. Ein leichter Strohhut, ein buntes Halstuch, ein Sommerrock von braunem Baumwollenzeug mit großen Hornknöpfen kleidet ihn. Aus der rechten Rocktaſche guckt die lange Spitze und die grüne Quaſte der nie fehlenden kurzen Tabakspfeife hervor; ihr ſchöner ſilberner Beſchlag und ihr bunt bemalter Porzellankopf waren ſchon ſo oft der Neid aller Hofknechte. Möglichſt weit ſchimmernde, auffallende Hemdsknöpfe, auf alte Weiſe mit unächten Steinen und Perlen verziert, kurze graubraune enge Kniehoſen, gut geſchmierte Stiefeln mit weißgeputzten Stulpen, ſind ſein Stolz. Freudig mit dem Schwanze wedelnd, mit den klugen ſchwarzen Augen den Herrn wie fragend anſehend, trabt »Kujon«, der ſchwarze Spitz mit dem weißen »Kring« um den Hals nebenher. Auch er ſcheint die Bedeutung des heutigen Tages zu kennen oder er ahnt vielmehr daß ſein mordluſtiger Sinn ſich an unzähligen Feldmäuſen ergötzen wird, wenn er es bisweilen nicht vorzieht die und da in einer Hocke ein ſüßes Schläfchen zu machen.

So iſt der Zug an dem zum Anmähen beſtimmten Weizenſchlage, der oft über eine Stunde vom Hofe entfernt iſt, angelangt. Die »Lechel« (kleine Tönnchen zum Tragen) mit Bier, etwaige Kiepen, überflüſſige Jacken, werden nun dem kühlen Weidenbuſch anvertraut. Der Inſpector beſtimmt, von welcher Seite angemähet werden ſoll und ermahnt die Senſer in einigen kräftigen Worten »Schnitt zu halten« und ſich nicht in die Beine zu mähen; die Mädchen aber keine Halme liegen zu laſſen und die Garben feſt zu binden. Der Vormäher, gewöhnlich der älteſte Pferdeknecht des Hofes, ſtellt nun ſeine Senſe gerade vor ſich hin und beginnt mit dem Schärfer, dem langen dünnen Holz, mit Theer und feinem Sand beklebt, zu ſtreichen. Dann vollführt er den erſten Hieb mit würdevoller Haltung, während das ganze übrige Volk mit lautem Gejauchze denſelben begrüßt. Nun folgt ein Mäher nach dem andern, ſtets ſoweit von dem Vordermann entfernt wie der Hieb ſeiner Senſe reicht, und gewiſſermaßen Takt und regelmäßigen Schnitt mit demſelben haltend. Die Kornſenſen in Mecklenburg haben einen langen geraden Stiel mit zwei Handbaken, eine große leicht gebogene Senſenklinge, vorn an der Krümmung ſchmahler zulaufend, und zwei ebenſo lange dünne Holzſpitzen die mit der Klinge in Entfernung von einem halben Fuß parallel laufen und dazu dienen, die Schwade welche die Klinge geſchnitten hat, gleichmäßig und glatt auf die Erde zu legen. Es ſind die ſchwerſten, dabei aber zweckmäßigſten Senſen die wir noch je geſehen

Digitized by Google

haben. Überhaupt iſt der Mecklenburger der beſte, ausdauernſte und am meiſten ſchaffende Mäher von der Welt. So wenig er zu leichten, Schnelligkeit und Gewandtheit fordernden Arbeiten im Allgemeinen ſich eignet, ſo tüchtig iſt er in regelmäßiger, Kraft und Ausdauer erfordernder ländlicher Arbeit.

Jedem Mäher folgt unmittelbar ſeine Binderin die, wie geſagt, in der Regel ſeine Jungfer Liebſte oder Frau iſt. Sie harkt ſoviel vom Schwade zuſammen wie ſie mit beiden Armen faſſen kann, bückt ſich oder kniert dann raſch nieder, windet mit großer Behendigkeit ein Seil aus einer Hand voll Halme, ſchlingt es um das Korn, macht einen eigenthümlichen Knoten und läßt dann die Garbe liegen, um dem Mäher wieder zu folgen; denn eine tüchtige Binderin muß ſtets ſo viel gleich aufbinden können, wie der Mäher mähet. Der »Hocker« wobei man in der Regel einen auf 5 bis 6 Mädchen rechnet, ergreift dann immer zwei und drei Garben und ſtellt ſie mit der Spitze gegen einander und macht ſo aus 20 bis 24 Garben eine »Hocke«, die aus der Ferne dann wie die äußerſte Spitze eines Strohdaches ausſieht. Dieſe Hocken laſſen den Regen ablaufen, widerſtehen dem Wind und geben der Luft freien Durchzug, ſo daß das Korn auf leichte Weiſe in ihnen austrocknet. Nur Hafer läßt man einige Tage liegen, bevor er aufgebunden wird.

Ein weites wogendes Weizenfeld mit 30 bis 40 kräftigen weißgekleideten Mähern und ebenſoviel Binderinnen gewährt in der That einen hübſchen Anblick. Wie regt ſich Alles in geſchäftiger Thätigkeit, wie ſinken die gelben Halme unter den weiten Streichen der Senſen, wie bücken ſich raſch die Binderinnen unter denen es gar viele üppige, plaſtiſch ausgebildete Geſtalten gibt; wie tummeln ſich die Hocker, Hocke an Hocke zu ſetzen! Dabei ſprüht Luſt und Fröhlichkeit in allen Geſichtern, obgleich der Schweiß von der Stirne tropft. Oft erſchallt zwiſchendurch ein luſtiges Gejauchze, wenn etwa ein Haſe erſchreckt aus dem Kornfelde ſpringt oder eine Schaar Rebhühner aufflattert oder der Kujon einen »Schwienägel« (Igel) aufſtöbert und bellend von allen Seiten an dem zuſammengeballten Stachelklumpen herumgaloppirt ohne ſeinen Angriffsplan ordnen zu können. Gegen 9 Uhr wird auf eine halbe Stunde Frühſtück gemacht. Bunt lagert ſich Alles im Grabenufer oder hinter einer Hocke und verzehrt das rieſige Butterbrot, mit Wurſt- oder Käſeſchnitten belegt, und läßt die »Lechel« in die Runde gehen. Der Inſpector geht mit der grünen »Pottbutte« voll reinen Kornbranntweins umher und ſchenkt einem Jeden, einem beſonderen Günſtling auch wohl zweimal ein Spitzgläschen ein; auch der weibliche Theil der Geſellſchaft verſchmäht es ſelten einen Schluck zu nehmen. Nach einem halben Stündchen eilt Alles neu geſtärkt der ſchweren Arbeit wieder zu die dann ununterbrochen bis gegen Mittag fortgeſetzt wird. Iſt das Feld nur etwas weit entfernt, ſo wird um das läſtige Hinein- und Herausgehen zu vermeiden, das Dinner im Freien eingenommen. Der Schwedenwagen, ein Karren mit dem alten Pferde vor der Häckerlingsmaſchine, bringt dann das Eſſen für die »Hofleute« aufs Feld. Hinter einer Hecke lagert ſich in maleriſchen Gruppen das Geſinde um die große »Milchbütte« voll guter Fleiſchſuppe mit Weizenmehlklößen oder dem beliebten »Reis« in Milch. Wie ſtink gehen die hölzernen Löffel zum Munde, wie begierig ſperrt ſich dieſer weit auf, den leckeren Inhalt entgegenzunehmen! Es dauert keine lange Zeit und der Boden der großen Bütte iſt ſchon ſichtbar. Ein gleiches Gefäß mit Kartoffeln, in Fett und mit Zwiebeln gekocht, folgt nun der Suppe. Ein Stück Speck oder geräuchertes Fleiſch, von der Hausfrau ſchon vorher mit genauem Augenmaß in die beſtimmten Portionen geſchnitten, wird in die rechte Hand genommen, mit dem Taſchenmeſſer ein kleines Stück nach dem andern abgeſchnitten, und den mit dem Löffel, denn Gabeln kennt das mecklenburgiſche Landvolk nicht, gegeſſenen Kartoffeln als Würze zugeſellt. Die Tagelöhnerfamilien ſind an andern Hocken gruppenweiſe gelagert. Alle Kinder, groß und klein, ſind aufs Feld gefolgt, um ja von dem heute ausnahmsweiſe gut zubereiteten Eſſen, wo doppeltes Fett zu den Kartoffeln genommen iſt, keinen Biſſen zu verlieren. Das jüngſte Kind ruht an der Mutter Bruſt, trinkt begierig in vollen Zügen von dem ſeit heute früh entbehrten Lebensquell und blinzelt dabei vergnügt mit den kleinen Augen. Der Herr Inſpector ſitzt ſeitwärts an einer beſondern Hocke und verzehrt von irdenem Teller mit zinnernem Löffel das zuerſt aus der Schüſſel gefüllte Eſſen zu dem die gnädige Frau noch ein großes Stück kalten Braten und eine Flaſche »Rothſpohn« (Bordeauxwein) für ihn geſandt hat. Bei den Übrigen macht die Großmagd die Hebe und kredenzt wieder einige Spitzgläschen voll Schnapps. Das Mittagseſſen iſt bald vollendet, die Abräumung der Tafel nimmt nicht viel Zeit weg; behaglich dehnt und ſtreckt ſich Alles, um ein halb Stündchen Mittagsruhe zu halten. Nur einzelne Paare, bei denen das Blut zu feurig wallt als daß ſie der Ruhe pflegen ſollten, ſuchen ſich weit entfernte Hocken um

Digitized by Google

dort ungestört mit süßem Kosen sich erfreuen zu können; alle Übrigen sind in wenigen Minuten in tiefen Schlaf versunken. Hat die Arbeitsstunde wieder geschlagen, so erhebt sich wieder Alles und von neuem sinken die goldenen Halme unter den kräftigen Armen der fleißigen Mäher, wieder reiht sich Hocke an Hocke. Am Nachmittag besucht — so will es alter Brauch — der Gutsherr mit seiner ganzen Familie und etwaigen Gästen das Feld. Sind dieselben bei der langen Linie der Mäher angekommen, so hält mit einem Male der Vormäher auf, und während seinem Beispiele die übrige Reihe folgt, tritt er vor die Herrschaft hin, stellt die Sense gerade in den Boden, hängt dann seine Mütze mit dem Blumenstrauß an den Stiel, und hält nun, seine Worte durch Streichen mit dem Schärfer accompagnirend, eine kurze, in Verse gebrachte Anrede, die sich gewöhnlich, auf jedem Hofe verschieden, von Ernte zu Ernte fortpflanzt, während die übrigen Mäher auch mit ihren Schärfern in einer Art von Tact über ihre Sensen fahren. Die erste Binderin ist während dessen fortgeschlichen und bringt jetzt die unter der Hocke sorgsam versteckten Kränze von Ähren, Kornblumen, Eichenlaub, ja ist der Gärtner nur einigermaßen gnädig gewesen, auch von einigen Rosen, Nelken oder Astern aus dem herrschaftlichen Garten, auf ihrem Harkenstiel herbei. Das hochrothe Antlitz noch mit höherem Purpur übergossen, reicht sie nun, einige Verse herstammelnd, bei denen sie in der Regel stecken bleibt, dem Herrn und dessen Gemahlin die zwei schönsten Kränze, minder große und verzierte aber Jedem der Anwesenden bis auf das kleinste Kind, das auf dem Arm der Wärterin begierig die kleinen Hände nach den bunten Blumen ausstreckt. Ein zweites Mädchen bindet Jedem um den rechten Oberarm ein Band von Halmen. Die Herren der Gesellschaft geben nun dem Vormäher, der vor ihnen gestrichen hat, die Damen aber der Kränzebringerin ein Trinkgeld. Die Summe welche sich bei freigebigen Herrschaften und Gästen hoch genug beläuft, wird zum Erntefest aufbewahrt. Überhaupt ist es Sitte daß Jeder der den ersten Tag aufs Feld kommt und nicht gerade in speciellen Geschäften dort ist, von den Binderinnen eingefangen, an Händen und Füßen mit Strohseilen gebunden und nicht eher wieder fortgelassen wird, bevor er sich durch ein kleines Trinkgeld befreit. Ja in einigen Bauerdörfern geschieht es wohl hie und da daß Binderinnen dem Wagen des Reisenden auf der nahen Landstraße ein Strohseil vorhalten und dann mit Überreichung kleiner Kränze um ein Geschenk zum Erntefest bitten.

So wird mit Unterbrechung einer halben Stunde zum Vesperbrot (»Mogem« genannt), bis zur anbrechenden Dunkelheit mit ununterbrochener Rüstigkeit fortgearbeitet. Dann zieht die ganze Arbeiterschaar singend und juchzend dem Hofe wieder zu, dort sich in ihre verschiedenen Wohnungen und Zimmer vertheilend, um noch eine Nachtkost einzunehmen und das Lager aufzusuchen.

Die andern Tage der Ernte, die oft besonders bei ungünstiger Witterung gegen vier Wochen dauert, sind nicht so heiter und fröblich. Der poetische Hauch der über dem Tag des »Anmähens« schwebt, ist verschwunden, der nüchterne Ernst des Lebens wieder in voller Wirklichkeit eingetreten.

Florentinische und Römische Briefe,

von **Adele Schopenhauer.**

3.

Aus Rom.

[Im Kloster bei den Vätern Jesu.]

Einen der letzten mir in Rom vergönnten Sonnen- und Sonntage brachte ich großentheils im Kloster der Nonnen zum Sacré coeur, auf dem Monte Pincio, zu. Es sind dieselben heiligen Schwestern denen Felix Mendelssohn seine schöne Composition gewidmet hat. Eine Jahrhunderte alte Sitte läßt die römischen vornehmen Frauen nach dem bunten Carnevalsrausch, im Schatten dieser Kirche ausruhen, den gestörten Frieden, oder eine tiefere Sammlung zum Osterfest, oder auch Vergessenheit und Beschwichtigung eines Zweifels, eines Schmerzes, in den religiösen Betrachtungen eines dort zu diesem Zweck fungirenden Priesters suchen, welcher, der Natur des Institutes nach, Jesuit sein muß. Ferrari, einer der berühmtesten Redner der aus diesem Orden als Missionäre umherziehenden Geistlichen, war diesmal erwählt den täglichen Betrachtungen und Selbstprüfungen vorzustehen, welchen sich die römi-

Digitized by Google

ſchen Damen unterzogen. Denn da das Schweſternhaus franzöſiſchen Urſprungs iſt, und auch meiſt Franzöſinnen zu ſeinen Mitgliedern zählt, ſo finden in demſelben zwei ſogenannte Retiraten ſtatt, die eine für die Italienerinnen, die andere eine franzöſiſche. Beide begreifen indeſſen auch eine bedeutende Anzahl Ausländerinnen in ſich, welche während der Faſten auf 8 bis 9 Tage das in den Kloſtermauern befindliche Gartenhaus beziehen und dort in der größten Abgeſchiedenheit dieſen frommen Übungen leben. Engländerinnen, Proteſtantinnen die man zu gewinnen hofft, und Griechinnen oder Ruſſinnen erhalten leicht die Erlaubniß Sonntags ihrem eignen Gottesdienſte beizuwohnen, und kehren nach demſelben in das Kloſter zurück. Andere durch Familienbande enger an das eigene Haus Gefeſſelte erhalten ſogar die Erlaubniß ſich Abends zurückzuziehen und ſich am nächſten Morgen zur gemeinſchaftlichen »Betrachtung« wieder einzufinden. Die franzöſiſche Damenretirade hält täglich drei fromme Übungen, die italieniſche hat vier Verſammlungen. Jede Gemeinde oder Gemeinſchaft hat ihren beſondern, alljährlich erwählten Redner. Diesmal war der Italieniſche der Berühmtere. Mit bewundernswerther Kunſt wird hier dem widerſpenſtigen Gefühl, dem Unbedacht, dem Leichtſinn, ja ſelbſt der Leidenſchaft eine neue Gedankenrichtung gegeben. Darin eben beſteht die ungeheure Macht des Jeſuitismus. Man hat unaufhörlich Beiſpiele dieſes gewaltigen Einfluſſes auf das weibliche Gemüth. Nach der Retirade und der Rückkehr von ihr ins alltägliche Leben verſöhnen ſich Gatten, trennen ſich Liebende, löſen ſich geheime Verhältniſſe, werden Heirathscontracte abgeſchloſſen und junge Nonnen eingekleidet. Der über Italiens Grenzen weit hinausreichenden Hand des Ordens iſt viel möglich! Die Mittel zu Erreichung geheimer Zwecke ſind mitunter koſtbar, aber meiſt ſicher. Glaubwürdige Katholiken haben mich verſichert, der Orden habe ſogar ſtets eine Anzahl heirathsfähiger junger Männer aus allen Ständen, von größern oder geringern Mitteln im Auge, um in beſonderen Fällen die Vermählung einer Tochter oder Anverwandten herbeizuführen, wenn Umſtände eine ſolche wünſchenswerth machten.

Ich habe zweien dieſer religiöſen Betrachtungen in italieniſcher Sprache beigewohnt. Die erſte begann Morgens nach neun Uhr. Man verſammelte ſich in der zum Kloſtergarten gehörenden, nicht im Schweſternhauſe ſelbſt befindlichen Kapelle. Aus dem hellen goldenen Tage traten wir in eine künſtliche milde Dämmerung, die Kapellenfenſter waren verhangen, hinter uns ſchloß ſich die Thüre — und draußen blieb nun die laute Welt und der keimende Frühling, der neben den Rieſenmonumenten der Geſchichte eben leiſe hügelauf zu ſchleichen begann; unten blühten zwiſchen den Häuſern ſchon Mandeln und Veilchen. Im Hintergrunde des mit den allereinfachſten Betſchemeln und Rohrſtühlen dicht beſetzten kirchlichen Raumes ſtand auf einem Altar das Bild der Madonna. Alles war unbeſchreiblich ſtill und friedlich. Die enge Kapelle war faſt überfüllt, auf den niedrigſten Schemeln ſaßen mehrere Nonnen; neben ihnen leuchteten die blühenden Geſichtchen der römiſchen Ariſtokratie, faſt lauter junge Frauen und Mädchen.

Mit inbrünſtiger Demuth, ich möchte faſt ſagen in der Zerknirſchung des Bewußtſeins geheimer Schwäche, ward zuerſt vom Prediger das Morgengebet geſprochen. — Ich habe mich jahrelang mit Declamation beſchäftigt, und die trefflichſten Schauſpieler verſchiedener Nationen gehört, aber dieſe Biegſamkeit des Organs, dieſe feinſte Modulation der betenden Stimme, dieſe Gefühlsübergänge innerer Vernichtung zum ſanfteſten Gottvertrauen, und troſtloſen Leids zur Hoffnung, zuletzt zur Überzeugung, — dieſe ſind mir nie in gleicher Weiſe vorgekommen; ich glaube in dem Maße iſt dieſe Kunſt unſern deutſchen Kehlen unerreichbar.

Der Redner kündete Betrachtungen an, und gab zum Feſthalten derſelben dem wankenden Verſtande Bilder. Das Ganze war die Einleitung zu der Serie der neun in dieſen Andachtsübungen zu verbringenden Tage.

Die erſte Betrachtung zerfiel in Löſung dreier Fragen: »Wer hat mich erſchaffen, wie bin ich geſchaffen und warum?« — Gott, hieß es, hat mich alſo erſchaffen; — was iſt Gott? — Erklärung der Dreieinigkeit. Gott empfindet ſich, erkennt ſich, und äußert ſich: als Geiſt in Erſchaffung der Welt die er denkt, und in welcher er ſich rückſpiegelt, als Vater indem er die Menſchen erſchafft nach ſeinem Bilde, als einen Theil ſeines Selbſt; er äußert ſich als Sohn, indem er als Erſcheinung aus ſich heraustritt und in ſich ſelbſt zurückkehrt. Das Bild zur Verſinnlichung dieſes letzten, nun auf die ganze Menſchheit angewandten Gedankens war die Jacobsleiter, auf welcher Engel auf- und niederſteigen, die Seelen aus ihren Schöpfungshimmeln ins irdiſche Sein, und nach geendeter Laufbahn aufwärts zurückkehren in den Schooß Gottes, in die urſprüngliche Heimathswelt.

Außerordentlich ſchön war die Erklärung der Rückſpiegelung Gottes in der millionenfaltigen Schöpfung.

Digitized by Google

Die Exiſtenz war einem Strom verglichen in welchem alles Leben vorwärts treibt; Thiere, Pflanzen, Steine, alle nahen oder fernen Weltformen, aneinander gedrängt wie Tropfen an Tropfen, ſpiegeln vereint den Schöpfer zurück, jedes Weſen einzeln in der ihm eigenthümlichen Weiſe. Die Erkenntniß aber ſchlägt die Brücke über den Strom.

Die Beantwortung der Frage: wie uns Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchaffen? fällt mit der: warum er uns erſchaffen? zuſammen. Unſer höherer Urſprung und daß wir nicht nur für dieſes Daſein beſtimmt, mithin eines integrirenden Elementes der Gottheit theilhaft ſind, ward aus dem ſteten Unbefriedigtbleiben erklärt: alles irdiſche Glück, Freundſchaft, Liebe, Wolluſt, Ehre, Reichthum, Leidenſchaft, wie auch der ſich uns bietende Genuß ſich nenne, wie edel er auch ſei, nie wird er auf die Dauer uns genügen, nie den innern Durſt uns löſchen: — folglich ſind wir einem höheren Zuſtande entnommen, niedergeſandt zur Erde, um uns wieder aufwärts zu erheben. Die Morgenandacht ſchloß mit der Bitte an die Zuhörerinnen, in den Zwiſchenſtunden nicht perſönlichen, Einzelnes berührenden Betrachtungen ſich hinzugeben, ſondern für jetzt nur im *Allgemeinen* das Beſprochene zu überdenken.

Der hohe Mittag vereinte uns zum zweiten Male. Nun war der Tag heiß und grell geworden, die lauten Töne ſchlugen von unten herauf an unſer Ohr. Alles, ſelbſt die Haltung des Prieſters, ja ſeine Stimme ſogar war verändert. Die Poeſie war fort mit dem frühen Morgenzauber; die Wirklichkeit trat allenthalben in ihr alltägliches Recht. Die Rede glich indeß einem vertraulichen Geſpräch des Vaters mit ſeinen Töchtern. Alles in ihr nahm eine individuelle Färbung an. Der Schluß der vorigen Betrachtung ward ausgeführt; das Glück der nie in Übermaß verſinkenden, rein genießenden Thierwelt als Unſchuld des Unbewußtſeins erklärt, Erlaubtes und Unerlaubtes erörtert, ja zuletzt geradezu über den Carneval als das Nächſtliegende geſprochen. Immer, in jedem Wogenandrang des leidenſchaftlichſten Gefühls, ſei der Menſch von der erſten Wahrheit des Nichtgenügens erfüllt, immer durchdringe Bitterkeit den Genuß oder folge ihm auf dem Fuße, darum ſei uns nicht Alles unſchuldig! Die Überzeugung daß nur Löſung von der irdiſchen Gewalt der Luſt uns innern Frieden zu geben vermöge, ſei unſer ſteter Begleiter, und ſomit unſer Daſein der Contraſt zur übrigen Schöpfung; das klare Bewußtſein bilde den Gegenſatz der Menſchenſeele zur organiſchen und unorganiſchen Natur; — dieſe ſtehe unſchuldig im Vollgenuß der Welt, während uns nur Qual und Reue daraus erwachſe. Dennoch ſei auch uns das Schöne der Welt zu genießen geſtattet. Oft, ſagte der Redner um dies zu erläutern, werde er von ſeinen Beichtkindern befragt, *was* und *wieviel* denn erlaubt ſei — namentlich ob der Carneval zu meiden, ob man deſſen Jubel ſich anzuſchließen wagen dürfe, ob man die Feſtino's, Bälle und Theater beſuchen ſolle; — er ging genau in das Detail ein. Er habe ſtets nur dieſelbe Antwort! Erwieſen ſei daß nur die Löſung von der Gewalt des Irdiſchen und dem wahren Heil zuführe, den dauernden Frieden uns gewähre; wem alſo die überlaute Luſt den Schritt zu Gott, zum Ewigen *hemme* oder *ſtöre*, dem ſei ſie Sünde und Verderben, der habe ſie zu meiden mit angeſtrengteſter Kraft. Wem ſie ſpurlos vorübergleite, wer nach Maskenſpiel und Feſtino *ruhig* ſich fühle, der möge ſich an ihnen freuen wie an den übrigen Gütern des Irdiſchen; ihm bleibt die Gefahr fern, und der Genuß raubt ihm nicht die Unſchuld des Gemüths. — In dieſem Sinne nahm die fernere Rede ihren Verlauf; ſie vereinte den Doppelzauber großer Einfachheit der Ausdrücke und tiefer, oft rein philoſophiſcher Anſichten, ohne je die Grenzen des Orthodoxen zu berühren oder gar zu überſchreiten.

Leider war mir nicht möglich den andern beiden Übungen beizuwohnen. Die eine ward um 3 Uhr, die letzte gegen Ave Maria gehalten. Die vorletzte iſt, ſagt man, in Form einer Predigt. Auf dieſe Weiſe reihen ſich neun Tage hindurch in ſtetem Wechſel von Übungen und Betrachtungen an einander; am Schluß derſelben ſind auf unmerkliche Art die insgeheim auf den Einzelnen wirkenden Abſichten erreicht, — die Seelen von Ergebung gegen den höhern Willen durchdrungen, und in deſſen Fügung, wie fern ſie auch dem eignen Weſen liege, ſtill ergeben.

Digitized by Google

Ein Brief aus Berlin.

[Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren und Geheimniſſe hinter den Kuliſſen.]

Es war vorauszuſehen daß die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, ganz abgeſehen von ihrer ſonſtigen, weſentlichen Bedeutung, auch dem Berliner Leben einen neuen Punkt des Intereſſes verleihen würde. Noch immer ſind die Sitzungsſäle von einer großen Zuhörermaſſe erfüllt und bieten nicht blos in Bezug auf die Verhandlungen, ſondern auch auf das verſammelte Publikum dem Beobachter jederzeit die buntesten und anziehendſten Schauſpiele dar. Beſonders ſind es unſere Flaneurs, unſere Nichtsthuer und Müſſiggänger, für die nichts Beſſeres erfunden werden konnte als dieſe Öffentlichkeit. Mit offenen Armen und dankjauchzenden Herzen haben ſie die empfangene Wohlthat entgegengenommen, welche ſie mit einem Male von ſo manchen langweiligen Seiten des ſüßen Müßiggangs erlöſen ſollte. Das neue Intereſſe, die neue Art der Beſchäftigung die ſie erhalten, hat ſie förmlich verjüngt und aufgefriſcht. Ihre Theilnahme iſt unbegrenzt, ihre wohlbekannten Geſichter ſtrahlen und leuchten voll poſſierlichen Wichtigkeitsgefühls, voller Spannung und Erregung aus der verſammelten Menge hervor, es iſt als ob ſie hier ernſte Amtspflichten zu erfüllen hätten. Schon des Morgens vor acht Uhr kommen ſie aus den verſchiedenſten Stadttheilen in geſchäftigem Eifer angerückt, halten dann die wenigen Stühle beſetzt und weichen ſicherlich nicht eher vom Platze bis die Verhandlungen am Nachmittag geſchloſſen ſind. Übrigens trägt der Anblick dieſes gemüthlich neugierigen, harmlos beweglichen Völkchens nicht wenig dazu bei, den tief ernſten Eindruck zu mildern, den die letztern meiſtens erregen. Es wird nicht lange dauern, ſo werden unſere Gerichtsſäle ihre humoriſtiſch ſtereotypen Figuren haben wie alle andern öffentlichen Orte. Die Sitzungen ſind aber nicht blos Zufluchtsſtätten der müßigen Neugier, auch tiefere Intereſſen finden hier, neben dem abſtract juriſtiſchen, ihre vollkommene Befriedigung. Was wir hier ſehen und hören, das ſind nicht nur ſpannende, feſſelnde, unterhaltende Verhandlungen, das iſt eine neue, d. h. eine uns durch und durch unbekannte Seite unſeres eigenſten Lebens, die ſich vor uns erſchloſſen, es iſt eine geheimnißvolle Wunderwelt voll ſchauerlicher Fabeln und Märchen, die plötzlich ihre Thore geöffnet und die Myſterien ihres Innern, von denen wir bisher nur einzelne herüberkommende Nachrichten mit neugieriger Haſt auffingen, klar und deutlich vor uns entbüllt. Nicht blos die Seite des Rechts, nicht blos der Proceß, die Unterſuchung, der endliche Urtheilsſpruch iſt es, der uns intereſſirt, ſondern hauptſächlich die Welt des Verbrechens ſelber, dem wir bis jetzt mehr oder weniger wie harmloſe Kinder gegenübergeſtanden, die ſich über Dinge die ſie nicht wiſſen, oder von denen ſie keine deutliche Vorſtellung haben, in allerhand abenteuerlichen Phantaſieen ergehen. Und dennoch. Was hier verhandelt wird und ſeine Beſtrafung findet, alle dieſe verſchiedenartigen Fälle, die in dramatiſch lebendigen Bildern in buntem Wechſel an uns vorübergeführt werden, wo ſind ſie geſchehen und verübt worden? Nicht hinter den finſtern und geheimnißvollen Gefängnißmauern, ſondern in unſerer nächſten Nähe, dicht unter unſern Augen, inmitten der Geſellſchaft in der wir ſelber leben, die wir zu kennen glauben wie uns ſelbſt. Je ſeltſamer und fremdartiger uns alle dieſe verſchiedenen Menſchenexemplare, dieſe Geſichter, Geſtalten und Charaktere erſcheinen, die hier plötzlich vor uns auftreten und anklagen, und gegen einander zeugen und ſich vertheidigen, abenteuerliche Lebensläufe und ellenlange Sündenregiſter auseinanderrollen, die wir nicht kannten und von denen wir keine Ahnung hatten; je größer das Mitleid oder das Entſetzen, die Bewunderung oder der Abſcheu iſt den wir bei ihrem Anblick empfinden, deſto heftiger drängt ſich uns auch jedes Mal die Frage auf: Warum erſt dieſe Thüren ſich öffnen mußten, um uns zu zeigen, was uns ſo nahe liegt daß wir es täglich und ſtündlich ſehen und mit Händen greifen können? Mit ſorgloſer, kindiſcher Leichtfertigkeit bewegen wir uns fortwährend durch das unheimliche Gemiſch von Elend und Glanz, auf dem Tummelplatze kämpfender und ringender, ſiegender und zertretener Exiſtenzen, in dem düſtern Gewirre unbefriedigter und wüſter Leidenſchaften umher, das wir Geſellſchaft zu nennen belieben. Erſt was aus ihrem dunkeln und ewig bewegten Schooße gleichſam hier hinaufgeſchleudert wird vor dieſe Schranken und ſich leibhaftig vor uns hinſtellt, erſt das erregt unſere Überraſchung und unſer Staunen, weil es uns ernſte Sphären unſeres Lebens und Treibens, inhaltsſchwere, blutige, durch alle Verhältniſſe und Kreiſe ſich hindurchziehende Kämpfe unſeres ſocialen Organismus zur lebendigen Anſchauung bringt, die wir jetzt kaum dem

Digitized by Google

Namen nach kannten. Aus Büchern und Berichten wußten wir freilich längſt daß nicht blos einzelne verbrecheriſche Handlungen geſchehen, ſondern daß es, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, einen in ſich ausgebildeten, factiſchen Zuſtand des Verbrechens, d. h. einen Zuſtand der thatſächlichen Anfeindung gegen beſtehende, anerkannte und geheiligte Sitten, Geſetze, Gebräuche und Grundlagen der beſtehenden Geſellſchaft gibt, der wie ein giftiges Unkraut unter ihrer ſcheinbar ſo glatten Außenſeite fortwuchert und gleichſam durch innere Nothwendigkeit getrieben, nur immer üppiger und drohender hervorſchießt, je unermüdlicher die Senſe geführt wird, die ihn zu vernichten und auszurotten ſtrebt. Die Senſe kann nur die einzelnen Stauden hinwegmähen und immer von Neuem mit unendlicher Anſtrengung von der Oberfläche des Bodens entfernen; bis zu der Wurzel dringt ſie nicht. Da müßte der ganze Boden umackert, da müßte vor allen Dingen die Unterſuchung geführt werden, ob aus dieſer Wurzel die bis jetzt nur Gift und Plage hervorbringt, durch Verpflanzung und aufmerkſame Pflege nicht noch ein edles und nützliches Gewächs zu ſchaffen wäre. Es iſt eine bedauernswerthe Danaidenarbeit, die Arbeit des Richters. Dies Alles wußten wir, wie geſagt, aus jenen Berichten die wie aus einer jenſeitigen Fabelwelt die und da zu uns herüberkamen. Auf ſolche unbeſtimmte Allgemeinheiten aber reducirte ſich auch unſere ganze Kenntniß dieſer wichtigen Zuſtände. Wir betrachteten ſie mehr oder weniger als außer uns liegend. Wie ſie denn nun eigentlich ausſehen, ihr Fleiſch und Blut, ihre Charaktere und Geſtalten kannten wir nicht. Jetzt ſtehen wir ihnen von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, wir brauchen uns von keinem Dritten mehr wie Schulknaben über ſie belehren zu laſſen, wir ſelber ſchauen ihnen mit unſern eignen Augen in das innerſte Herz. Dieſer jedesmalige Hinblick von der einzelnen Verhandlung auf die allgemeinen Zuſtände, auf das dunkle und gährende Geſellſchaftschaos, aus dem ſie hervorgegangen und das draußen noch immer ungehindert vorüberwogt und fluthet und vielleicht in demſelben Augenblick dieſelbe That erzeugt: dieſer Hinblick bildet, ich wage es zu ſagen, die eigentlich dramatiſche und poetiſche Seite des öffentlichen Gerichtsverfahrens. Dem Maler, dem Dichter, überhaupt Jedem dem es um die Erforſchung menſchlicher Zuſtände, um pſychologiſche und phyſiognomiſche Studien zu thun iſt, wird es eine breite Lücke ausfüllen und ein reiches und unerläßliches Feld tiefer und mannigfaltiger Beobachtungen werden. Was hat uns die Öffentlichkeit Berlins bis jetzt von deſſen eigentlichem Leben gezeigt? Alles, was aus dem Innern ſeines Hauſes hervortritt, um der Welt gegenüber zu ſcheinen was es nicht iſt. Die Straßen, die Promenaden und öffentlichen Vergnügungsorte waren es allein auf die ſich das öffentliche Leben Berlins beſchränkte. Was aber eben hier ſich der oberflächlichen Beobachtung darſtellt, das iſt immer mehr oder weniger lügenhafte Maske. Hier hüllt ſich das hungernde Elend in Sammet und Seide, hier umgibt ſich die Geſunkenheit und das Laſter mit dem Mantel des züchtigſten Anſtandes, hier lacht und jauchzt die Verzweiflung mit dem Dolch im Herzen, hier erſcheinen alle zerrütteten Verhältniſſe, alles für immer zerſtörte Lebensglück, alle die tiefgehenden Conflicte und Zerwürfniſſe des Hausweſens und der Familie unter dem dichten Schleier der Wohlbehäbigkeit, der liebevollen Eintracht und des Friedens, hier will Alles ſcheinen, glänzen und blenden, ſeine wahre Geſtalt verbergen. Das iſt der unheimliche Charakter, den die Phyſiognomie Berlins für denjenigen hat der das innere Weſen jener Zuſtände kennt. Selbſt die Verbrecherſpelunken und die Tanzlokale der Proſtitution verleugnen ihn nicht. Überall dieſelbe forcirte Lüge, daſſelbe gewaltſame Streben den Schein zu retten. Freilich ſieht man's dem ganzen Treiben an daß unter all' dem Duft und Glanz dieſer bunten, beweglichen Oberfläche noch etwas ganz Anderes lauert, daß hinter dieſem einförmig ſchimmernden Flitter noch die mannigfaltigſten Verhältniſſe und Gegenſätze ſchlummern, die niemals ungeſchminkt an das Licht des Tages treten. Selbſt ſcharfſichtige Männer haben aber Jahre gebraucht, um den Schleier einigermaßen zu lüften und die Zuſtände dieſes Lebens in ihrer nackten Wahrheit zu ſehen. Von ihnen haben wir erfahren, welche Fülle von Troſtloſigkeit und namenloſem Jammer, von Erbärmlichkeit, Flachheit und Verworfenheit jene ſo prätentiös auftretende, ſo geſund ſcheinende, ſo unſchuldig harmloſe Außenſeite in ihrem innerſten Schooße birgt. Die Geſellſchaft ſelber und vornehmlich die Berliner Geſellſchaft wird immer eine Scheu haben ihre Schäden bloßzulegen und ihre ſchmutzigen Krankheiten offen zur Schau zu tragen. Wäre das gewaltſame Streben nach lügenhaftem Schein nicht in den Menſchen, ſo würden unſere großen, prächtigen Städte Bilder darbieten, wie unſere Phantaſie ſie ſich kaum vorſtellen kann. Was das unmittelbare Leben uns aber verbirgt, ſeine Widerſprüche, ſeine unterwühlenden Elemente, ſeine innerſten Leiden und Gebrechen, das ſehen wir jetzt nackt und bloß, ohne trügeriſche

Digitized by Google

Hüllen und Masken in den öffentlichen Gerichtssitzungen. Haben wir nur den klaren und vorurtheilslosen Blick, so werden wir von hier Schlüsse auf das Gesammtleben ziehen können, die uns das Verständniß desselben nothwendig erleichtern.

Ohne Zweifel wird das öffentliche Gerichtsverfahren und überhaupt die weitere Ausbildung der Öffentlichkeit auch einen bisher wenig beachteten, aber tiefgreifenden Einfluß auf den ganzen Charakter unseres gesellschaftlichen Lebens üben und mit der Zeit unvermerkt einen wesentlichen Umschwung desselben herbeiführen. Die tiefe Heimlichkeit, das lautlose Schweigen, mit dem hier alle allgemeinen Interessen umgeben waren, hat seine niederdrückende Wirkung auf die Gestaltung der Menschen und Zustände nicht verfehlt, eine Wirkung die sich nicht blos auf das ganze politische Thun und Treiben, sondern auch auf die einfachsten geselligsten Verhältnisse und Kreise erstreckte. Ihr schreiben wir zum Theil jene peinliche Schüchternheit, jenes gemachte, geschraubte Wesen, jenen glacéhandschuhigen, widernatürlichen Anstand, kurz alle jene coquette, engherzig furchtsame Prüderie zu, die als ein unabänderliches und fast geheiligtes Gesetz alle Sphären der Berliner Gesellschaft beherrscht und eine so drückende und unerquickliche Fessel alles unbefangenen geselligen Verkehrs ist. Alle öffentlichen Institutionen sind natürliche Bildungsschulen des Volks, alle Heimlichkeit erzeugt unbewußt in der Gesellschaft die ewig zitternde und tappende Furcht des Blinden. Die ersteren machten derb, munter, kräftig und ungezwungen; die letztere erzeugt immer ein ängstliches, lichtscheues, unsicheres Wesen, das seine Folgen nothwendig über alle Bewegungen verbreitet und die natürlichste Regung erst in Frage stellt, bevor es sich ihr hinzugeben wagt. Ist die ungweifelhaft sich weiter entwickelnde Öffentlichkeit bei uns erst nicht mehr ein bloßer Gegenstand der Neugier, sondern ein historisch gewordener Zustand, so wird sie auch offenbar in das Fleisch und Blut der Massen dringen und ihrem Charakter eine vollständig veränderte, eine lebendigere und freiere Richtung geben, die immer der erste Hebel einer geschichtlichen Entwikkelung ist. Vor allen Dingen wird die heilige Scheu vor so Vielem schwinden was man noch immer nicht anzusehen, der Betrachtung zu unterziehen und zu nennen wagt, obwohl es um uns her in breitester, massenhaftester Weise vorhanden ist. Die Gesellschaft wird die zimperliche Zurückhaltung, die kindische Mädchenhaftigkeit verlieren, mit der sie bisher nach fertiger und gemachter Kategorieschablone ihre eigensten Zustände betrachtet hat. Und das ist schon ein großer und unberechenbarer Fortschritt, der sich am nächsten in unserer besonders im Punkte der Sittlichkeit so überaus zarten, kein Ding beim rechten Namen nennenden Presse zeigen wird. Ja, ich glaube keine utopischen Träume aufzustellen und man möge mich nicht von vornherein belächeln, wenn ich sage daß schon bestehende öffentliche Institute, wie das Theater, sich diesem Einfluß auf die Dauer nicht werden entziehen können. Ich meine nicht daß das öffentliche Gerichtsverfahren durch die Macht des Beispiels auf das Urtheil der Theaterintendanzen wirken wird; ich behaupte nur daß der Charakter der Gesellschaft, des Publikums im Allgemeinen, eine Umbildung erfahren wird, die am Ende einen großen Theil des vorräthigen Kategorienplunders unnöthig und unbrauchbar macht. Ein durch öffentliche Institutionen gebildetes, gekräftigtes Volk macht zuletzt auch neue kräftigere Ansprüche an die ganze Welt seiner geistigen und physischen Genüsse. Auch das Theater wird seinen Gesichtskreis erweitern und seine Maßstäbe verändern müssen. Wie engherzig und ängstlich waren diejenigen welche die Verwaltungen bis jetzt an die Kunstproducte legten, die sie dem Publikum vorführen oder nicht vorführen wollten! Der Gedanke der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit war es der hier gewöhnlich auf künstlerische Erzeugnisse angewendet wurde, deren freie Schöpfung dieser dogmatisch moralischen Kategorienwelt durchaus fern steht. Man erinnere sich nur an Hebbel's Marie Magdalene. Während man die Bühne ohne weiteres Bedenken mit Übersetzungen und leichten Fabrikarbeiten, mit allerhand forcirten Rohheiten und offenbaren Trivialitäten überschwemmt, die jeder poetischen Anschauung und jedem feineren Gefühl als grobe, geschmackverderbende Unsittlichkeiten erscheinen müssen, wird man jedes Mal von Zittern und kleinlicher Furcht ergriffen, wo es sich um die Aufführung irgend einer tiefern und bedeutendern Gestaltung handelt. Das ist eine alte, schon oft besprochene Thatsache die man aber nicht oft genug wiederholen kann. Plumpe Machwerke, an denen jeder nur einigermaßen gebildete Geschmack nichts bewundern kann als die unerhörte Schamlosigkeit, mit der sie ihre gemeinen Spektakel- und Hanswurstendenzen in jeder Wendung offen zur Schau legen, finden ohne viele Mühe den Weg zum Publikum und werden selbst unter Aufbietung bedeutender Kräfte, mit Pomp und Pracht ausgeflickt in Scene gesetzt. Keine unserer neuern bessern, in ihren Intentionen reinern und gediegenern, in ihrer Durcharbeitung und Gestaltung edlern Leistungen hat bis

Digitized by Google

jetzt ohne heiße Kämpfe, ohne vorherige ängſtliche Prüfungen und Ausſtellungen das »Glück« erlangen können, ſich vor ſeinen eigentlichen Richter, das Publikum, offen hinzuſtellen. Die Maßſtäbe und Rückſichten nach denen man hier annimmt oder verwirft, ſind in der Regel rein äußerlicher Natur. »Das Werk iſt kein Kaffenſtück«, »es wird auf die Dauer nicht ziehen«, »es verletzt den Anſtand«, »es hat eine gefährliche Tendenz«, »es ſind beißende Anſpielungen auf die Gegenwart darin!« So und ähnlich lauten die Wendungen mit denen man das Urtheil des Publikums anticipirt. Das letztere aber iſt bei derartigen Kämpfen eben ſo betheiligt und verletzt als der Dichter. Man entzieht ſeinem Genuß, ſeinem Urtheilsſpruch ein Werk das ihm gehört und gewidmet iſt, man betrachtet es als ein Kind dem man nicht Alles zeigen und ſagen darf, das verführt und verderbt werden kann, das noch nicht fähig iſt das Gute vom Schlechten zu unterſcheiden. Haben wir aber erſt ein kräftigeres öffentliches Leben gewonnen, ſo werden wir in ihm auch ein Publikum haben das muthig gegen derartige Maßregeln proteſtirt, das alle die furchtſamen und äußerſt zarten Rückſichten nicht anerkennt, mit denen man ihm, ohne ſein Vorwiſſen, gleichſam heimlich, etwas entzieht was es erſt ſelber ſehen und prüfen muß, um über ſeine Angemeſſenheit zu entſcheiden. Bis jetzt freilich iſt es auch hiermit noch ziemlich traurig beſtellt. Das Publikum, ſelbſt das der eifrigſten Theatergänger, läßt ſich die geheime Bevormundung faſt überall gefallen und läuft maſſenweiſe dem zu und gibt ſein Geld für das hin was man ihm vorzuführen beliebt. Da iſt noch wenig Sinn für dramatiſches Leben, für die innerſten Intereſſen der Kunſt und Poeſie; man will nur amüſirt und unterhalten ſein, gleichviel auf welche Weiſe, und nimmt gern dankbar Alles hin, wenn es dieſem einzigen Zwecke entſpricht. Gewiß ein bedauernswerthes Zeichen einer entnervten blaſirten Muthloſigkeit, die ihren Urſprung größtentheils in dem Mangel eines aufgeweckten, tüchtig durchſchütteten öffentlichen Geſammtlebens hat. Wie manches ſchöne Werk, die gediegene und gehaltvolle Frucht jahrelangen begeiſterten Strebens und Arbeitens, iſt durch die peinliche Scheu der Verwaltungen einerſeits und durch die mitſchuldige Schlaffheit des Publikums andererſeits dem Tageslicht entzogen! Ich habe oben an Hebbel's Maria Magdalena erinnert, die in Deutſchland halb und halb dem Schickſal entgegangen iſt, ein Opfer dieſer traurigen Zuſtände zu werden. Ein neueres Beiſpiel dieſer Art liegt uns gegenwärtig vor. Ein Luſtſpiel von Dr. J. L. Klein iſt ſchon ſeit langer Zeit, als Manuſcript gedruckt, erſchienen, und ſo viel wir wiſſen, ſchon vorher bei der hieſigen Bühne eingereicht. Ob es gänzlich zurückgewieſen iſt, kann man nicht angeben, denn hier herrſcht eben das Dunkel der Bevormundung des Publikums. Klein's »Zenobia« iſt nur ein Mal über die Bühne gegangen, obſchon ſie bei gefülltem Hauſe ſtarken Beifall erhielt. Hr. v. Küſtner ſpielt hier den großen Schweiger, obſchon er ſich ſonſt mit allerlei kleinen Journaliſten gern einläßt und dem Publikum über entzogene Freibillette Aufſchluß gibt*). Auf Klein's »Herzogin« muß man um ſo begieriger ſein, als es ein Luſtſpiel iſt. Klein iſt durch und durch Humoriſt, ſelbſt als Kritiker, und ſein glückliches und geſundes Naturell wurde von Vielen längſt auf die Komödie hingewieſen. Es erregte deshalb in manchen kleinern Kreiſen kein geringes Aufſehn daß er eine ſolche wirklich verfaßt habe; man ſuchte ſich das Manuſcript zu verſchaffen und die verſchiedenſten und entgegengeſetzteſten Urtheile kamen überein daß das keine Erſcheinung ſei, der man etwa mit achſelzuckendem Stillſchweigen begegnen könne. In ein ſolches aber ſcheinen die Theaterverwaltungen ſich einer Leiſtung gegenüber gehüllt zu haben, die große Erwartungen erregt. Oder hat das Luſtſpiel moraliſchen Anſtoß erregt**)? Iſt eine bittere Satyre auf die Unſittlichkeiten eines beſtimmten, längſt von dem Boden der Geſchichte verſchwundenen Kreiſes, ſelber unſittlich? Soll der Dichter der nur plaſtiſche Bilder vorzuführen und durch den Eindruck, welchen er mit denſelben erregt, auf das Urtheil des Publikums zu wirken hat, ſoll er demſelben vorgreifen und wie in der Fabel nun auch die langweilige Moral vielleicht ſogar in Form einer pathetiſchen Predigt folgen laſſen? Daß Klein das an keiner Stelle ſeines Luſtſpiels gethan hat, das zeigt uns gerade deutlicher als alles Andere die Feinheit und abgerundete Plaſtik ſeiner Darſtellung. Allerdings hat er die unſittliche Welt am Hofe des einundzwanzigjährigen Ludwig XIV. geſchildert. Auf dem Grunde aber dieſes depravirten Hoflebens, in dem jede natürliche Regung zur verzerrten Unnatur, alles Vernünftige zur Narrheit und alles Talent zur Poſſenhaftigkeit herabſinkt, wo die zarte Minne nur ſchwer den Blick der lüſternen Bublerin verbirgt und die frivole Galan-

*) Wir erfreuen uns aus älterer Zeit eines Schreibens des Hrn. v. Küſtner, in welchem ſelbiger erklärt, „ein Generalintendant habe doch wohl das Recht Stücke zu geben und abzuweiſen wie er wolle!“

**) Bei derſelben Behörde die den Marquis Letorrière und das Fräulein Belle-Iſle bevorzugt!

Digitized by Google

terie jedes tiefere Gemüthsinteresse zu einer Lächerlichkeit macht, inmitten eines leichtfertig eiteln Schwarmes von Männern, die ihre kleinen Geschäfte als wären es weltgeschichtliche Thaten mit einem großen Aufwand von Geräusch vollbringen, inmitten einer Schaar von Frauen, deren jede dem Könige gegenüber ihre Niederlage für den glänzendsten Triumph hält, jede um die Wette nach dem Siegeskranze ihres Falles strebt, — hier also wo Alles verderbt und die zudringliche Schmeichelei zur einzigen Tugend geworden ist, schlummert tief verborgen, von keinem der zahllosen Späheraugen entdeckt, in das innerste Herz verschlossen, eine uneigennützig schweigsame und deshalb eben wahre und gehaltvolle Leidenschaft für denselben Mann, der von Liebesanträgen und Kuppeleien umgeben, den edlen Stolz eines tiefern Gemüthes kaum zu ahnen vermag. Selbst ihm sucht sie sich ängstlich zu entziehen. Nur in stiller Nacht hat er in einer verborgenen Laube des Gartens einige unabsichtliche, aber verrätherische Worte gehört die seine Neugierde im hohen Grade entflammen. Er sendet seine Späher aus, aber es gelingt ihnen nicht die wahre Sprecherin zu finden. Dieser geheimnißvolle, äußerst zarte Gegensatz bildet den poetischen Reiz des Stücks, das sich in einem seltenen Reichthum von scharf gezeichneten Gestalten und in einem bunten Wechsel von ächt humoristischen Scenen und komischen Verwicklungen vor uns ausbreitet. Die Figuren bewegen sich leicht und gewandt, der Dialog ist scharf, spitz, durchgearbeitet, an vielen Stellen von hinreißender Kraft. Formell, wie man es zu nennen beliebt, d. h. in Bezug auf seine künstlerische Gestaltung, läßt sich gegen dieses Lustspiel nichts aufbringen was seine Aufführung in Frage stellen könnte, außer daß es die triviale Effecthascherei verschmäht, und nicht mit den Vorurtheilen eines Publikums coquettirt das erst einer langen und grünlichen Umbildung bedarf, eh' es diesen Namen verdient. Was man aber sonst noch sagen könnte, das läuft, wie gesagt, auf klug verhüllte Plattheiten hinaus, hinter denen noch so Manches sich verstecken mag was in die geheime Misère unserer Theaterintriguen und Kulissenmachinationen gehört. Sonst könnte man es wahrlich nicht begreifen, wie man bei dem herrschenden Mangel an guten Lustspielen ein derartiges Originalwerk verschmähen kann. Und ist die Literatur, die Journalistik, zu feige und zu feil, um der Verwaltung der Bühnen entgegenzutreten? Ist man von Klein's kritischer Gewaltsamkeit verletzt, über gewisse Ausartungen seiner von Geist und Übermuth strotzenden Aufsätze empört, so gilt es, ihn ebenfalls aufs Blut zu bekämpfen. Aber seinen Stücken die öffentlichen Schranken absperren, sie dem Forum des Publikums entziehen helfen, wäre das Zeichen einer schwächlichen Furcht, einer kleinlichen Rache. **A. †.**

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, den 27. Mai.

[Die Akademie, der „Salon", der Neidhard.]

Die Akademie der Wissenschaften existirt! Möge sie so lange Zeit sich eines wirklichen, wirksamen Lebens erfreuen als sie Zeit brauchte geboren zu werden. Baron Hammer der ihre Gründung zu einer Aufgabe seines Lebens gemacht zu haben scheint, hat bisher von der Constituirung des Institutes mehr Verdruß geerntet als er vom Bestehen desselben vielleicht Früchte ernten wird. Erzherzog Johann ist fast schon seit einem Jahre Curator der Akademie, und man erzählt sich daß er es auf eine seltsame Art geworden wäre. Der hochgestellteste Staatsmann Östreichs nämlich ließ den Wunsch merken es zu werden. Baron Hammer jedoch der an der Spitze seiner Lieblingsschöpfung nicht einen Namen setzen wollte, dem die freie Fortbildung der Wissenschaften in Östreich noch nichts zu verdanken hatte, traf den sinnreichen Ausweg jenen Staatsmann selbst zu bitten einen Curator vorzuschlagen. Der Staatsmann konnte füglich nicht sich selbst wählen und ernannte dazu den Erzherzog Johann, in der gegründeten Voraussicht daß derselbe, zu sehr an seine steiermärkischen Interessen gefesselt, einen Posten nicht annehmen werde der einen öftern Aufenthalt in Wien nöthig macht. Wider Erwarten — des Staatsmannes wenigstens — ließ sich der Erzherzog zur Annahme bestimmen und rettete damit die Akademie von einem Todeskeim, der sich vielleicht bei ihrer Geburt schon in ihr festgesetzt hatte. Auch jetzt, wo das Ende des Anfangs erreicht ist und die 40 Mitglieder ernannt sind, scheint Baron Hammer noch manchen Widerstreit ausgleichen zu müssen, der sich von oben her geltend machte. Er wird aber jedenfalls Präsident werden müssen, da er sich mit Bestimmtheit aussprach, die Vicepräsidentschaft nicht annehmen zu wollen, in keinem Falle jedoch bei Besetzung dieser Stellen übergangen werden kann. Unter den 40 vom Kaiser ernannten Mitgliedern sind viele Namen, die kein anderes Verdienst um die Wissenschaft haben, als obscur genug zu sein, um ihr nie geschadet zu haben. Mailath, früherer Kanzler und einer der vorzüglichsten Historiographen Östreichs, ist übergangen, wegen augenblicklicher Ungnade beim obersten Staatsmann Östreichs. Derselbe sucht überhaupt seinen Einfluß mehr als billig geltend zu machen, vielleicht weil die Wissenschaft in Östreich — wie einst Lenau bei einer andern Gelegenheit sagte — zu den auswärtigen Angelegen-

Digitized by Google

heiten gehört. Durch die Ernennung Franz Grillparzers zum Mitglied hat man nur einen Akt schuldigster Pietät geübt, allein mit augenaufreißender Verwunderung fragt man sich, wie Egidius Freiherr von Münch-Bellinghausen zu der Ehre kommt. Sollte er, der nichts geleistet was man sonst in der Welt durch besonderen Lohn auszuzeichnen pflegt, Dienste geleistet haben, wie man sie hauptsächlich nur in Österich zu belohnen pflegt? Denn auf den mittelmäßigen Dichter Friedrich Halm konnte doch dabei nicht Rücksicht genommen werden, wo man des großen Dichters Anastasius Grün, der Österich mit einem Nationalepos beschenkte, nicht gedachte! Die italienischen Provinzen sind wieder hulvvoll berücksichtigt, und wenn man auch sehr wohl den Grund weiß, den die Politik dazu hat, sucht man doch vergebens einen Grund bei der Wahl mancher dieser italienischen Namen. Polen aber und das unglückliche Galizien sind gänzlich unberücksichtigt geblieben. Der Akademie bleiben noch 8 Mitglieder zu ernennen oder vielleicht 9 — da einer von den 11, Professer Wenrich, am Tage der Ernennung starb. Wir wollen sehn, ob sie manches Unrecht ausgleichen wird. Die Philosophie, die Wissenschaft der Wissenschaften, ist ganz ausgeschlossen und die Geschichte wird wahrscheinlich mehr Zertreter als Vertreter finden. Die Folge muß lehren, ob sich die Akademie für den Druck ihrer Verhandlungen Censurfreiheit erobert, sonst müßte sich das ganze Institut nach der Weise wie die Censur in Österich gehandhabt wird, in Wohlgefallen auflösen.

Von einem neuen journalistischen Unternehmen, „der Salon", herausgegeben von Sigmund Engländer, ist die erste Lieferung erschienen, nachdem sie ein halbes Jahr bei der Censurbehörde gelegen. Vergebens fragt man sich wozu Kräfte, Zeit und Mittel für ein derartiges Unternehmen in Österich verschwendet werden, wo das Lesepublikum längst über die süßen Gelüste nach Novellen und Liebesgedichten hinausgekommen und wo das Verbot alles Gulen das Erlaubte mit Recht in Mißcredit bringt. Wer Talent und Charakter hat, sollte doch Österich nicht mehr die Concession machen, in Österich drucken zu lassen. — L. A. Frankl beschenkte den Herausgeber des „Salon" mit einem Beitrag, druckte denselben jedoch eine Woche vor dem Erscheinen des „Salon" in seinen eignen Sonntagsblättern ab, als es für Herrn Engländer schon zu spät war den Druck des Beitrags, der nun ohne seine Schuld Nachdruck geworden, zu verhindern.

Unsere altersgraue Wiener Zeitung soll eine Umgestaltung erleiden, ja sogar ein Feuilleton bekommen! „Es lachen die Geister im höllischen Chor!"

Die Noth danert fort; die Selbstmorde sind häufiger als jemals. — Am Getreidewucher in Ungarn ist nicht nur die österreichische Aristokratie, auch, wie sich mit Bestimmtheit behaupten läßt, der hohe Klerus nicht unbetheiligt geblieben. Das Volk, das die Großen nicht erreichen kann, läßt es die Kleinen um so strenger entgelten und hat in Weßprim einige jüdische Wucherer todtgeschlagen. ††.

Aus Wien, d. 27. Mai.

[Akademiker, Kunstausstellung, Journalistik.]

Gegenstand des Tagesgespräches bildet noch immerfort die Ernennung der Mitglieder unserer zukünftigen Akademie der Wissenschaften. Man muß gestehen die Liste der Ernannten nimmt sich ziemlich bunt aus, wie es, da unsere einzelnen Provinzen darin vertreten werden sollten, zu erwarten war. Schon dies ist für den wissenschaftlichen, das heißt also den Lebenszweck der Akademie von großem Nachtheil, da man in jeder Provinz nicht gleich sehr ausgezeichnete, mitunter auch gar keine Gelehrten auftreiben konnte. Allein auch eines unserer schleichenden Hauptübel, die Privatprotection, hat leider bei der Ernennung mitgewirkt und ich will in der Beziehung nur den tyroler Geistlichen und Gymnasiallehrer Beda Weber nennen, der nichts geschrieben hat als ein Reisehandbuch und fromme Gedichte und der Männern von tiefer Gelehrsamkeit vorgezogen wurde aus Gründen, die sich auf literarische Verdienste nicht beziehen können. Was nun die Einrichtung der Akademie selbst betrifft, so behalte ich mir vor in einem geschlossenen Artikel zu seiner Zeit darüber meine Meinung niederzulegen und bemerke hier nur daß was die einzelnen Disciplinen der historisch-philologischen Section angeht, sehr zu befürchten steht es werde für eine oder die andere nur Ein Akademiker von Competenz da sein und dieser sofort die sämmtlichen wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen dieses Faches einzig und allein zu beurtheilen und darüber zu entscheiden haben, was zu Ausübung von Gunst und Ungunst wohl vielfache, zur Ermunterung des Talentes und zur Förderung der Wissenschaft aber wenig Gelegenheit darbietet. Auch auf den Übelstand will ich aufmerksam machen daß die Akademiker keine Gehalte beziehen, auch jene nicht die sich in einer Lebensstellung befinden, die es ihnen unmöglich macht Ausgaben zu wissenschaftlichen Zwecken zu machen. Hier wäre ein Mittelweg nicht schwer zu treffen gewesen. Sehr zu loben ist übrigens daß man von dem ursprünglichen Plane, jedem akademischen Gliede den Rang und Titel eines Regierungsrathes zu ertheilen, abgekommen ist, weil dadurch nach der Gliederung unserer Beamtenhierarchie manchen würdigen Männern die Möglichkeit, in die Akademie zu treten, benommen worden wäre. Wir wünschen schließlich, obgleich wir es kaum hoffen, daß die Akademie sich noch in diesem Jahre constituiren und im nächsten ihre Arbeiten beginnen möge.

Die Kunstausstellung zieht in diesem Jahre das Publikum weniger an als sonst. Und doch ist sie nicht geringer bestellt. Allein da jahraus jahrein dasselbe Einerlei uninteressanter, bedeutungsleser, obwohl schön gemalter Bilder wiederkehrt, da es größtentheils hinlänglich ist Ein Bild eines Meisters gesehen zu haben, um alle künftigen zum voraus zu errathen, nämlich was den künstlerischen Inhalt betrifft, so fängt diese schöngefärbte Beschränktheit natürlich zu langweilen an und man bleibt von der Ausstellung weg, oder geht nur eben einmal hin der lieben Gewohnheit willen. Ich behalte mir einen besondern Aufsatz vor über diesen sehr bedenklichen Zustand, den übrigens die Künstler nicht allein verschuldet haben.

Den literarischen Neuigkeiten ist wenig zu melden. Der von dem Possendichter Kaiser herausgegebene „Kobold" hat aufgehört zu spuken. Dafür erstand ein anderes illustrirtes Blatt „der schwarze Domino", und in den letzten Tagen ist das erste Heft einer literarischen Revue unter dem Titel „der Salon, herausgegeben von Siegmund Engländer" erschienen. Hr. Engländer hat es verstanden bedeutende literarische Namen mit großentheils sehr werthvollen Beiträgen bei seiner

Digitized by Google

Unternehmung zu betheiligen der wir das beste Gedeihen und die nachhaltige Kraft wünschen, um über das Gestrüpp und Unkraut unserer gewöhnlichen Journalistik den Sieg davontragen oder doch von demselben nicht überwuchert und zerdrückt zu werden. Die Musikzeitung, redigirt von Dr. August Schmidt, einem gesinnungsvollen, seiner Aufgabe gewachsenen Manne, wird mit Ablauf des Jahres zu erscheinen aufhören. Die unaufhörlichen gassenjungenhaften Neckereien wenig ehrenwerther Feilschreiber der berüchtigten Theaterzeitung, die von der Censur verhinderte gebührende Beantwortung auf solche Angriffe, verbunden mit so manchen andern bittern Erfahrungen im hiesigen Journalistenleben, sollen dem Redacteur sein mühevolles und undankbares Geschäft verleidet haben. ?.

Aus München, d. 26. Mai.

[Der Nothstand, die Liebesproben, die fliegenden Blätter, Lola Montez.]

Unser Nothstand dauert fort. Unsere Großhändler kaufen die Butter in den Bauerhöfen, besonders im Gebirge, auf, und versenden sie in die Schweiz, wo bekanntlich wegen der starken Fabrikation von Fettkäsen nicht die hinreichende Quantität von Butter erzeugt werden kann. Daher kommt es daß wir in München, im Angesichte unserer Hochalpen in denen Milch und Honig im strengsten Sinne des Wortes fließt, das Pfund Butter mit 28 Kr. bezahlen müssen und daß sie um diesen Preis noch beinahe ausgekauft wird, während sie in frühern Jahren 16 Kr. kostete. Wenn der Pauperismus ein Gegenstand der Wissenschaft geworden ist, muß man sich literarisch auch um die Preise bekümmern. Sonst wurden hier für einen Batzen 7, 8 Eier verkauft, jetzt 4, 5, und im Winter das Stück für 2 Kreuzer, weil unsere Großhändler die Eier aufkaufen und nach London senden. — Schönes patriotisches Geschäft! „Und das Alles von dem großen Kaufmann im Süden?“ — Ja den glänzendsten Zeugnissen unserer nationalökonomischen Verdienste gehört die Thatsache, daß jetzt Kornhändler aus Baiern — aus Baiern, der Kornkammer Deutschlands! — nach Würtemberg reisen, um Getreide für unsern inländischen Bedarf zu kaufen, nachdem wir so viel ausgeführt daß wir nun selbst in Verlegenheit sind. Quousque tandem! Dieses Aufkaufen von Lebensmitteln schadet nicht nur unsern Consumenten, sondern nützt auch unsern Producenten nichts, da aller Gewinn in den Händen der Aufkaufenden und ihrer Zwischenhändler bleibt. Eine halbe Million Schessel Getreides aber wird bei uns alljährlich von dem Gewilde gefressen! Wir haben einen Cavalier in München welcher jährlich 30,000 Fl. Wildschadenersatz zu bezahlen hat. Aber dieser Schadenersatz ist nur imaginär! Denn Jeder unserer Cavaliere hat doch einen Rechtsconsulenten, oder Intendanten, Oberinspector und wie diese studirten Livreebedienten heißen, der die Blumacherei der „hochherrschaftlichen“ Einnahmen und die Minusmacherei der gleichnamigen Ausgaben für seines Daseins Zweck hält und seinen größten Stolz darauf setzt, die „Unterthanen“ zu Gunsten „hochgnädiger Herrschaft“ um das Ihre zu bringen.

Nach diesem Bericht über trübe Nahrungsorgen, der mir beinahe wider Willen aus der Feder geflossen, sollte ich Ihnen doch auch einiges Heitere melden. Aber wir haben in München jetzt sogar traurige Possen! Wenigstens ist die Posse oder das Zaubermärchen „Liebesproben“, von Schultes, traurig genug ausgefallen. Wo der Zauber stecken soll, konnten wir nicht ausfindig machen; aber märchenhaft dumm ist das Stück. Übrigens wird es doch, nur zwar „auf höhere Veranlassung“, hier noch öfter gegeben werden, denn der Herr Verfasser ist ein bon camarade des Herrn Lieutenants N...., des Eponymien unserer Nachtkönigin, vor deren Strahle die Schatten des Ultramontanismus, Obscurantismus und von Abelschen Ministeriums aus München weichen mußten. Wir leben in der That hier in einer hochromantischen Tieckschen

„Mondbeglänzten Zaubernacht
Die den Sinn gefangen hält.“

Sie hält unsern Sinn wirklich bedeutend gefangen. Um aber von dieser Romantik und diesen Hefen, mitunter etwas gefährlichen Regionen wieder heradzusteigen in das Reich der Prosa und Alltäglichkeit, will ich nur bemerken daß Hr. Schultes auch in unsere „fliegenden Blätter“ Verse schreibt, die er „leichtfertige Lieder“ nennt. Daß solches Machwerk leicht fertig ist, will ich gern glauben. Diese „fliegenden Blätter“ kriechen mitunter am Boden. Einige gute Witze machen die Reise durch Deutschland und die Deutschen sind sehr dankbar für Gisele und Beisele, den Staatshämorrhoidarius und andere gelungene Charaden und Caricaturen. Dafür sind die Erzählungen um so langweiliger. Es fehlt der Geschmack in der Auswahl. Hr. Schneider ist Kaufmann, und Hr. Braun ist eben auch nur Caricaturenzeichner (als Historienmaler ist er verunglückt). Man kann aber sehr geschickter Kaufmann und sinnreicher Caricaturenzeichner sein und doch der literarischen Hülfe und Unterstützung benöthigt sein. Die Duumviri welche sich vorgenommen haben die fliegenden Blätter durch die Lüfte zu steuern, hätten einen tüchtigen Literaten als „Dritten im ihrem Bunde“ nöthig, damit die Trivialität des Textes aufhört.

Lola Montez gab zu Einweihung ihres neuen Hauses ein Festmahl, zu welchem die Minister und der Königl. Oberstfeldmarschall geladen wurden. Es ging aber wie bei jenem Hochzeitmahl im Evangelium; die Geladenen blieben unter verschiedenen Vorwänden weg. — Se. Maj. der König werden nach dem Frenleichnamsfeste auf einige Tage nach dem idyllischen Würmsee, dann nach Aschaffenburg sich begeben. Unsere erhabene Landesmutter aber wird diesen Sommer wahrscheinlich in Nymphenburg, der sonst so beliebten Sommerresidenz unserer alten Fürsten, zubringen. — Der Dame Lola Montez welche sich sehr wohl und ganz gesund befindet, sollen die Ärzte einen Sommeraufenthalt in Aschaffenburg und das Bad Brückenau angerathen haben. ✲

Aus Berlin, d. 3. Juni.

[Die Principfrage des Landtags; Hrn. v. Savigny's Rede.]

Die letzten Sitzungen der Kurie der drei Stände waren in ihren innersten Bewegungen sowohl wie in ihren Ergebnissen die bedeutungsvollsten, welche seit der Eröffnung des Vereinigten Landtags stattgefunden. Wenn man es noch vor Zusammentritt der Stände für einen gewagten Traum der Opposition hielt daß das Patent auf dem Landtage selbst einer freien und rückhaltlosen Kritik unterworfen werden könne, so

Digitized by Google

iſt dieſer Traum jetzt in vollem Maße zur Wahrheit geworden. In den Verhandlungen der Dreiſtändekurie über die Petitionen wegen Abänderung des Patents vom 3. Februar, welche am 29. Mai begonnen und geſtern auf die bedeutendſte Weiſe zu Ende gebracht wurden, ſteht jetzt eine auf dem verfaſſungsmäßigen Wege ſelbſt hervorgegangene Entſcheidung über die ſtändiſche Principienfrage da. In den Abſtimmungen der geſtrigen Sitzung erklärte ſich die Verſammlung, zwar nicht mit der gewiſſermaßen unerreichbaren, künſtlichen Zweidrittelsmehrheit, aber doch mit einem Übergewicht der natürlichen Majorität dahin: daß die ſtändiſchen Verordnungen der Jahre 1815 und 1820 als grundgeſetzliche Beſtimmungen für Preußen feſtzuhalten und als eine die Rechte der Nation inſichſchließende Gewährleiſtung zu betrachten ſeien, weshalb auch die Fortgeſtaltung der ſtändiſchen Verhältniſſe Preußens auf dieſer Grundlage der früheren Geſetze bemeſſen und eingehalten werden müſſe. Daß die in dieſem Sinne geſtellte Frage, um welche ſich die Hauptbewegung der ganzen neueren Staatspolitik Preußens dreht, mit einer Mehrheit der Verſammlung (247 gegen 216 Stimmen) entſchieden werden konnte, iſt als ein um ſo ſchlagenderes Ereigniß zu bezeichnen, als vor der Abſtimmung ſelbſt noch mitten im Feldlager der Oppoſition ein bedeutendes Umwerfen der Standpunkte und gewiſſermaßen eine Vertauſchung der Waffen ſtattgefunden. Einige Führer derjenigen Richtung welche auf dem Landtage bisher als die ſtändiſche Prinzipopoſition bezeichnet werden konnte, entſchloſſen ſich nämlich in dieſer Frage zu einer veränderten Stellung. Hier ſind beſonders Herr von Brüneck und Graf Schwerin zu nennen, welche ſich plötzlich zu der auch ſonſt vielfach geäußerten Überzeugung hingewandt zeigten, daß der König, wenn er hinſichtlich einer Abänderung des ſtändiſchen Patents jetzt nicht gedrängt würde, darin von freien Stücken mehr bewilligen werde als man jetzt bitten könne. Die genannten, für eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern normgebenden Abgeordnetenſtimmen kommen demgemäß auch, wenn man es ſo nennen will, im Sinne der Regierung. Den Regierungsſtandpunkt in dieſer unſerer wichtigſten Nationalfrage hatte der Juſtizminiſter Hr. v. Savigny in der Sitzung vom 29. Mai in einer ausführlicheren Rede erörtert. Dieſe Rede, in welcher der berühmte Heros der hiſtoriſchen Rechtsſchule nach langer Zeit wieder einmal ein perſönliches Lebenszeichen von ſich gab, muß für ein um ſo merkwürdigeres Aktenſtück in dieſer Sache gelten, als man ſie für den zuſammengefaßten Ausdruck derjenigen Berathungen und Erwägungen anſehen kann, welche in der letzten Zeit höchſten Orts über die Vereinbarkeit des Patents vom 3. Febr. mit der früheren ſtändiſchen Geſetzgebung von 1815 und 1820 veranlaßt wurden. Es lag auch ein bedeutſamer Effect darin, daß die Verſammlung, unmittelbar nachdem ſie dieſe Rede Savigny's angehört, ein augenblickliches Feſthalten derſelben durch den Druck begehrte und bis dahin die Berathung über den Gegenſtand ausſetzte. Es mußte freilich aus dem Munde eines Juſtiz- und Geſetzgebungsminiſters einen doppelt gewichtigen und befremdlichen Eindruck machen, wenn man hörte: daß aus Erwartungen, welche durch ein Geſetz erregt worden, noch kein Recht auf Erfüllung hergeleitet werden könne, und daß „jedes Geſetz nur aus dem Gedanken erklärt werden dürfe, welchen der Geſetzgeber habe hineinlegen wollen.“ Wenn unſere Zeit ſolche Geſetze gäbe, hätte ſie dann allerdings ihre Unfähigkeit zur Geſetzgebung praktiſch dargethan, in welcher Behauptung bekanntlich eine in ſeinem ganzen Leben feſtgehaltene ſpecielle Liebhaberei des Hrn. v. Savigny liegt. Die Bekämpfung ſeiner Argumente geſchah in der Sitzung vom 1. d. vornehmlich durch die Abgeordneten von Beckerath und Camphauſen in Reden, welche durch ihre ungemein ſchlagfertige und ſcharfſinnige Beweisführung den lebhafteſten Anklang in der Verſammlung fanden.

Der Vereinigte Landtag hat noch eine vierzehntägige Verlängerung über die ihm urſprünglich geſtellte Friſt von acht Wochen hinaus erhalten, welche königliche Willenserklärung der Landtagscommiſſar vorgeſtern der Verſammlung mitgetheilt hat. In einer vollſtändigen Erledigung der vorliegenden, faſt alle Gebiete der Geſetzgebung und Tagespolitik umfaſſenden Arbeiten reicht auch dieſe Zeit natürlich nicht aus, und es iſt vorauszuſehen daß die Verſammlung gerade in der Mitte ihrer Verhandlungen wird abbrechen müſſen. Auch ſind die Kräfte der meiſten Mitglieder erſchöpft, und die Zahl der Abreiſenden aus beiden Kurien iſt in der letzten Zeit immer ſtärker geworden. Die Herrenkurie beſteht kaum noch aus der Hälfte ihrer eigentlichen Mitglieder. Das materielle und grundbeſitzliche Element, auf welches in der preußiſchen Verfaſſung das entſcheidende Gewicht verlegt werden, macht ſich nun auch in dem rückwirkenden Einfluß auf die Verſammlung ſelbſt geltend, indem dieſe Herren, die größtentheils Landwirthe ſind, nicht ſo lange von ihren Gütern in dieſer Jahreszeit entfernt bleiben können. Aber es iſt einmal nicht anders, auch die politiſche Freiheit muß im Schweiß des Angeſichtes gewonnen werden, — doch man ſollte denken, ſie wäre ein Stück Arbeit, über dem man wohl eine Zeit lang mit gutem Gewiſſen alle andern Äcker vernachläſſigen könnte, beſonders da es nicht alle Tage kommt daß daran mit einigem Erfolg zu wirken vergönnt wird! — (Z).

Aus Peſth.

(Beſchluß.)

[Die Juden; die Klubbs und Better Michel.]

Die ungariſchen Juden ſind hier nicht wie in andern Provinzen des öſtreichiſchen Staates auf ein Ghetto beſchränkt. In Peſth erſtirt gar keine „Judenſtadt.“ Nach der neueſten Zählung gibt es hier auf eine Bevölkerung von etwa hunderttauſend Einwohnern nicht weniger als ſechzehntauſend Juden. Ein vom König genehmigter Beſchluß des letzten Landtags hat den Juden außer der Berechtigung zum Erwerb von Grundſtücken auch die Erlaubniß gegeben, wo immer im Lande zu wohnen. Die deutſchen Städte, beſonders die judenfeindliche Bürgerſchaft von Peſth, ſehen ihre Anhäufung nicht gern, und legen der Erwerbung von Incolatsrechten Hinderniſſe genug in den Weg. Indeß wer ſich mit hinreichendem Vermögen oder anderweitigen Erwerbsmitteln ausweiſen kann, überdies Kremnitzer Ducaten oder Wiener Banknoten an gehörigem Ort anzubringen verſteht, kann ganz gemächlich aus den entfernteſten Gegenden des Landes nach Peſth ziehen.

Mit wenigen Ausnahmen treiben dieſe ſechzehntauſend Kinder Israels den hier ſehr ergiebigen Handel; viele befaſſen ſich nebenbei mit dem noch ergiebigern Wucher. Letzteres Ge-

Digitized by Google

schäft ist in Ungarn sehr verlockend; denn der lururiöse Edelmann braucht immer Geld, und Ernte und Schafschur ist doch nur einmal im Jahre. Mehr als die Wuchergeschäfte thut das neu eingeführte und gewissenhaft gehandhabte Wechselgericht diesem schändlichen Gewerbe Einhalt. Borgen macht jetzt wenige Sorgen, da der Edelmann nicht wie früher mit Schlägen seinem Gläubiger zahlen kann. Die größere Sicherheit der Zahlung macht die Leiher weniger blutsaugerisch. Vor einigen Wochen hat sich sogar ein Verein der ersten israelitischen Handelsleute „zur Unterdrückung des die israelitische Nation um bürgerliche Ehre bringenden Wuchers" gebildet. Wer von nun an sich des Wuchers verdächtig macht, soll in commerciellen Bann gelegt sein.

Der Pesther Jude möchte recht gern Pesther Bürger werden, und zwar aus purem Ehrgefühl, denn im Punkte des Erwerbs ist er durchaus nicht benachtheiligt. Aber weder seine wohlthätigen Beiträge, noch seine guten Schulanstalten, noch seine Bildungsstufe, die wenigstens so hoch liegt als die des Bürgers, können der deutschen Bürgerschaft die angeborne Antipathie gegen das Haus Jakobs aus der Seele ringen. Die hiesigen Zünfte mögen um keinen Preis ein Kind Israels als Lehrling aufnehmen, und haben sich sogar auf eine Anfrage des Magistrates einstimmig verneinend in diesem Punkte ausgesprochen. Es gibt wohl hier in vielen Gewerken jüdische Handwerker; sie mögen aber noch so sehr Meister ihrer Kunst sein, zu künftigen Meistern werden sie es nie bringen. Nationalhaß und Brotneid machen eine gewaltige Allianz gegen sie. Die Regierung hält sich neutral, das heißt, sie läßt Alles beim Alten, so oft auch der Jude mit dem Naturrecht unter dem Arm an die hohe Pforte pocht.

Bei den Magyaren stößt der Jude weniger auf Antipathien. Die Liberalen denken an die Menschenrechte, die Conservativen, durchwegs Edelleute, haben keine Rivalität zu fürchten, und der Grundherr verschachert an sie seine Producte und benutzt im Winter ihren Säckel.

Darum neigt sich auch der ungarische Jude stark zum Magyarenthum hin. Er lernt fleißig die ungarische Sprache, besucht das Nationaltheater und sucht die Aufnahme in die „Kör" nach. Das Wort „Kör" ist ungarisch und bedeutet so viel als Klubb. Pesth ist die Hauptstadt eines constitutionellen Landes und muß darum seine Klubbs haben. Es gibt hier drei solcher „Kör", mit bestimmter politischer Färbung. Die „Gmelde" (Versammlung schlechtweg) wird von Regierungsleuten, meist Beamten besucht. Diese Leute wollen eigentlich von Politik gar nichts wissen, sondern in Ruhe ihren Gehalt beziehen und ungescheren das Leben so angenehm als möglich hinbringen. In diesem Klubb wird auch deutsch gesprochen und viel Musik getrieben. Letzterer Umstand ist bezeichnend genug. Können doch die Hugenotten mit veränderten Text selbst in Petersburg aufgeführt werden.

Der „Nemzeti-Kör" (Nationalklubb) ist gemäßigt liberal, der „Pesti-Kör" ist radical und wird von den heißesten Köpfen Ungarns besucht. Seit dem Tode des Palatins Joseph haben sich die zwei letzten „Kör" unter dem Namen „Glenzeki-Kör" (Oppositionsklubb) nach langen heftigen Debatten vereinigt. An dem neuen entschiedenen Kurs haben viele frühere Mitglieder des Nationalklubbs Anstoß genommen, und ihre Namen aus der Liste streichen lassen.

Die Regierung weiß genau was vorgeht und gibt dem Treiben klüglich nicht durch Widerstand größere Bedeutung als es vor der Hand hat. Überhaupt darf hier jeder sprechen wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Man wirft kein Geld weg an eine geheime Polizei, und der König erspart sich dadurch die Unannehmlichkeit zu erfahren, was jeder Hallunke von ihm denkt und spricht. Vernünftige Leute, und diese allein würden die gefährlichen sein, sprechen ohnehin nicht über das Bierglas ihre Ansichten und Gefühle aus.

Vetter Michel, der deutsche Bürger, besucht gar keinen Klubb. Er sitzt bei Weib und Kind, oder im Wirthshaus; die Stadtlinien sind sein politischer Kerker. Die „Pesther Zeitung", die einzige politische Zeitung Pesths, ein wahres Spießbürgerblatt, mußte zu seinem Vergnügen die Rubrik „Pesth-Ofener Tagesbericht" einführen, worin erzählt wird daß Nachbar Hans dies oder jenes Haus gekauft hat, daß diesen oder jenen Tag im Hervathgarten musikalische Reunion sein wird, daß den Juden neuerdings etwas verboten worden sei, daß der städtische Magistrat nach langer Überlegung den Beschluß gefaßt über den Gegenstand nächsten Monat wieder zu berathen, daß diese oder jene Straße nächstes Jahr wahrscheinlich gepflastert werde u. dgl. Diese Neuigkeiten liest Vetter Michel mit der größten Aufmerksamkeit und Abends wird beim Bier mit der größten Lebhaftigkeit und oft mit einer Erbitterung, wie sie Vetter Michel nur einmal im Monat empfindet, gestritten und gehadert.

Neben der „Pesther Zeitung" erscheinen hier noch zwei deutsche belletristische Zeitschriften. Über diese und über die deutsche Literatur in Ungarn im nächsten Briefe. △.

[König Renè's Tochter.]

Der Däne Henrik Hertz war bisher wenig in Deutschland bekannt. Lyriker verlangen nicht Fabrikanten, sondern Poeten zu übersetzen. Sein Drama „König Renè's Tochter" erschien auf den Brettern in Berlin und Dresden; an letzterer Bühne fand es an Frln. Bayer eine ausgezeichnete Darstellerin der blinden Jolanthe. Wir kennen das Stück nur aus der Lectüre, aus zwei Übersetzungen die in Leipzig und Berlin erschienen. Das Drama leidet an Voraussetzungen die man nur dem Märchen zugesteht. Jolanthe ist ohne Bewußtsein über ihre Blindheit erwachsen. Da sie Erbin der Grafschaft Provence ist, hat man ihr und der Welt die Kenntniß ihres Zustandes erhalten wollen. Dem liebenden Ritter bleibt es vorbehalten ihr diesen Aufschluß zu geben. Im Glück ihrer innern Gelechtung hat sie den Mangel des äußern Sehens bisher nicht gefühlt. Die Zwiegespräche über ihren Zustand haben innige Schönheiten, diese Menschen sind Kinder die sich hier in einem idealen Austausch gefallen. Aber das helle Licht dramatischer Wirklichkeit ertragen diese Phantasien aus der Märchenwelt nicht, geschweige das Lampenlicht der Bretter.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 19. Juni. | Inhalt: Deutsche Philosophie. Hegel, Steffens, Schelling; Dr. Mises und seine Paradora. — Ernte und Erntefest in Mecklenburg. Von J. v. W. 2. — Aus Wien, Prag, Berlin, Westfalen und Hamburg. — Friedrich Gerstäcker. | № 25.

Deutsche Philosophie.

Hegel, Steffens, Schelling; Dr. Mises und seine Paradora.

Hegel warnte die Philosophie davor, erbaulich zu werden. That diese Warnung zu seiner Zeit schon noth? — Nun, Steffens wurde schon zu Lebzeiten des alten Metaphysikers nach Berlin berufen, ihm gleichsam als Antidotum zur Seite beordert, um die sogenannte absolute Philosophie von ihrer absoluten Höhe stürzen zu helfen. Steffens war ein erbaulicher Naturphilosoph. Das ganze Naturreich durchwanderte dieser theosophische Physiker nur zur Feier des sichfühlenden Menschen, auf den als auf ihr Ziel die ganze Stufenfolge der creatürlichen Welt für ihn hinwies. Die ganze Schöpfung war nach Steffens gewissermaßen nichts als ein geistiges Zweckessen; sich fromm berauschend saß der Mensch, Gottes Liebling, an der Tafel der Natur und sah und schmeckte und fühlte daß alles gut war, gut für ihn, also absolut gut. Dieser Mitstifter der Naturphilosophie, Henrik Steffens, hob eigentlich die Wissenschaft der Natur damit auf. Die Elemente, die Kräfte, die Stoffe im Kosmos hatten nur Gültigkeit im Bezug zum Menschen, nur subjectiven Werth, weil sie Werth hatten wofern der Mensch sie empfand, in ihnen geistig schwelgte. Dabei war Steffens doch nicht kräftig und männlich genug dies Zweckgeschöpf, den Menschen, als den Herrn der Schöpfung zu prädestiniren, den Faust in ihm aufzurufen der sich selbstthätig an den Pforten des Himmels und der Hölle die Riegel erschließt, sich als Prometheus das Licht selber holt. Steffens war weiblich schmiegsam, er genoß nur das All, fühlte sich wohl im Schooß der Welt und ließ das Absolute das er nicht mehr fassen konnte noch mochte, passiv auf sich wirken um sich in seinem Ich gottselig abzuschließen, ohne sich vom Mittelpunkt der objectiven Wahrheit auszuscheiden. Dieser fromme Egoismus mit der Schwärmerei des Sichselbstgenießens hob die objectiven Naturwissenschaften auf, weil er ihnen erbauliche Ziele setzte für die sie nur Umwege sind. Wem die Sterne nur Blumen sind am Himmelsbeet, der kann ein Poet sein, aber ist kein Astronom mehr. Steffens war ein tiefsinniger Anthropolog, aber kein Philosoph. Das reine Gebiet des Denkens hat er gar nicht betreten mögen, weil ihm die selbständige Kraft gebrach, sich mit dem Absoluten anders als im Spiegel seiner eignen Seele zu befassen. Er war ein kenntnißvoller, scharfsinniger Geolog, ein speculativer Physiker, aber die Natur als Ganzes, als ein Kosmos der seine objectiven Gesetze hat, ist von ihm auch nicht versuchsweise construirt. Wo Steffens nicht mehr verstand, da schwärmte er. Sprach er gern von den Dämonen der Natur, so war es nur um sich ästhetische Schauer zu bereiten. Und wie er die Natur nicht als Organon des großen Geistes faßte, so ließ er auch in der Religion den objectiven Gott, Gott Vater, unbegriffen. Er hielt sich auch hier an die menschgewordene Erscheinung des Göttlichen, an den Gott der Bezug hat und Theil hat am Menschlichen. In Christi Person faßte Steffens sein Glauben und Denken zusammen, auf sie die ganze Fülle aller dichterischen Empfindung, den Gewinn aller wissenschaftlichen Forschung übertragend. Christus war ihm im Reich der höhern Geisterwelt das Zweckgeschöpf, wie es für ihn in der creatürlichen Welt der Mensch war.

Digitized by Google

Zu perſönlichem Dienſt war auch hier ſein Altar errichtet, Steffens war auch auf dem Gebiet der Religion Anthropolog, er war ein Chriſtoſoph, und das ſo innig, aber auch ſo eng faſt wie ein Herrnhuter. Alles war bei ihm eine Schönheitslehre. Er hat ſehr bedeutſam auf die Geſellſchaft, auf die Welt unſerer Bildung gewirkt, auf die Wiſſenſchaft hat er nur äſthetiſchen Einfluß geübt, indem er das abſtracte Denken und die kalte trockene Forſchung der Phyſik mit Schönheitsbegriffen belebte und erwärmte. Einen neuen Standpunkt hat er der Wiſſenſchaft nicht gewonnen; vielmehr hat er den denkmüde gewordenen Geiſt gemächlich unter Dach und Fach gebracht, ihm Glück und Frieden und das Begnügen behaglicher Einkehr in ſich ſelbſt bereitend.

Hegel warnte die Philoſophie, erbaulich zu ſein. Als wenn er geahnet hätte, Schelling werde, ſobald er heimgegangen, ſein Nachfolger auf dem Schauplatze ſeines Wirkens werden, in ſeine Fußtapfen treten, um dieſe Stapfen ſeines Fußes auszutreten und zu tilgen. Mit Schelling iſt die Philoſophie in Berlin entweder ganz und gar erbaulich geworden, oder, was daſſelbe iſt, ganz und gar zu Grunde gegangen. Hegel's Lehre war ſo wenig gottlos, wie unchriſtlich. Aber weil ſie wirklich eine Philoſophie war, d. h. die Geburt einer urſprünglichen Kraft des menſchlichen Gehirns, die Wahrheit ohne Autorität zu ſuchen und zu finden, ſo konnte ſie vom Chriſtenthum nur anerkennen was ihr kraft eigener ſchöpferiſcher Thätigkeit möglich war als abſolut und allgemein gültig an ihr zu faſſen. Hegel war weit chriſtlicher als Spinoza, als Kant, als Fichte. Alle dieſe hat man Atheiſten genannt, weil ſie den dem Gemüth und dem Phlegma der Welt überlieferten Gott ſo zu faſſen ſuchten wie ihn die unabhängige Vernunft zu verſtehen unternimmt. Es muß ein ſeines Gottes recht unſicheres Zeitalter ſein das ſeine Denker für gottlos, für von Gott los und ledig erklärt. Hegel war ſo wenig ſogenannter Rationaliſt, daß er ſogar den Begriff der Dreieinigkeit ſelbſtändig fand, ihn im Organismus der Welt entdeckte und nachzuweiſen bemüht war. Was vom Offenbarungsglauben unbegriffen für ihn übrig blieb, überwies er dem Bereich der Vorſtellung und der ſymbolbedürftigen Phantaſie. In ſeinem titaniſchen Arbeitstrieb hatte er das ganze Syſtem einer Philoſophie fertig gezimmert, ein Syſtem das alle Philoſophien als Momente der ewigen Gedankenentwicklung der Menſchheit inſichbegriff. Wenn von dieſer Philoſophie Alles was ſcholaſtiſcher Schematismus war, morſch in Trümmer gegangen und beſeitigt ſein wird, ſo bleibt noch an ihr das Eine als ewig gültig übrig daß ſie die einzige und ganze Geſchichte der Philoſophie und eine Philoſophie der Geſchichte iſt. Die große Gliederung dieſes Gedankens ſteht noch immer feſt, auch wenn die Welt dermalen andere Liebhabereien und andere Bedürfniſſe haben ſollte. An dieſe große Arbeit Hegel's ragt keine philoſophiſche That aller Völker und aller Zeiten. Schelling's Polemik wird ſie am wenigſten beſeitigen. Schelling wird Hegel nicht widerlegen, denn Hegel hatte ihn überholt, hatte in ſeiner Weiſe und allerdings in einer roheren Form Das ausgeführt was Schelling gewollt. Schelling war über die Arbeit Hegel's verſtummt, und zu ſeinem Nachfolger und Widerleger berufen, hat er blos das Nachleben und die nachrichterliche Kritik die nicht Schöpferkraft genug hat, Syſtem gegen Syſtem zu ſtellen. Schelling will, auch wenn er ſich sträubt, dieſelben Ergebniſſe, denn er hat kein anderes Princip; oder er will dieſe Ergebniſſe in edlerer Form erzeugen, er will mit dem Schwung der Phantaſie, mit der poetiſchen Ethik menſchlicher Wärme die ſtrenge Schulform des Hegelſchen Begriffs überflügeln. Hegel's Methode iſt in ihrer Form ſcholaſtiſch, aber in ihrem Inhalt für Schelling unwiderleglich. Wo ſeiner Dialektik die hartleibige Schwere ſeines Naturells ankleht, iſt ſie verwerflich und die Schule iſt daran verdorben. Aber wo dieſer Proceß ſeines Denkens der Sache nach im Weltgange ſelber ſich ergibt, da ſind Hegel's Griffe und Blicke ſo ſicher wie der Gang der Weltentwickelung ſelber. Schelling würde die Welt weit ſicherer von der Barbarei der Hegelſchen Formtyrannei befreit haben, hätte er zugleich die Verdienſte des Meiſters anerkannt und ihn in ſeiner Eigenthümlichkeit und Größe als eine in ſich fertige und erledigte Vergangenheit hingeſtellt. So aber ging er in's Gefecht mit ihm wie mit einem lebendig kämpfenden Gegner. Er verſchmäht allen und jeden Kern Hegel's und wird doch nicht fertig die bloße Schaale dieſes Kerns zu zerbrechen. Die Barbareien der Hegelſchen Schule ſind in ſich ſelbſt zerfallen. Es war für Schelling eine weit höhere Aufgabe, das Poſitive aus jenem Syſtem zu retten; denn damit rettete er ſich ſelbſt und alles Denken, und ſchützte die Philoſophie vor aller planloſen Verflüchtigung der Negation, wie ſie ſich durch Strauß, Feuerbach und Bauer hinburch arbeitete, um mit Max Stirner allem Menſchenleben leer und toll gegenüber zu ſtehen. Schelling will die Freiheit des Gedankens der offenbarten Religion gegenüber keineswegs preisgeben, denn damit wäre der Selbſtmord der Philoſophie entſchieden; ſeine Philoſophie der

Digitized by Google

Mythologie ſoll ſelbſt vor Kant's reiner Vernunft Stand halten können, er will nicht erbaulich ſein, und ſo liegt, was Phantaſie und Poeſie in ſeinem Denken iſt, mit ſeiner Kritik in einem endloſen Streit. Die Welt iſt allezeit leichtgläubig genug, aber es will doch keiner mehr recht glauben daß Schellings Denken frei vom Glauben ſei, dieſer Widerſtreit mit ihm eine neue Löſung gefunden habe. In ſeiner Vorrede zu Steffens' Hinterlaſſenſchaft hat er die letzte Vertröſtung darauf uns zugemuthet.

Am Ende kommt das Zeitalter von ſelbſt dahin, ſich das Dilemma zwiſchen Gefühl und Verſtand, zwiſchen Glauben und Wiſſen in einem höheren dritten Element zu ſchlichten das Hegel die Vernunft nannte; am Ende kommt die Welt von ſelbſt zur Vernunft ohne daß Schelling ihr dazu verholfen oder ſie daran behindert.

Hegel, wie geſagt, hat die Philoſophie gewarnt, erbaulich ſein zu wollen. Seine Warnung war vergeblich. Sie iſt erbaulich geworden wiſſentlich und unwiſſentlich, gleich viel ob aus Gedankenſchwäche oder aus Gefühlsſchwärmerei. Sie hat damit aufgehört Philoſophie zu ſein. Und doch kann ſie in Deutſchland nicht ſterben. Was ſoll ſie in der Verzweiflung thun?

Wie wär's wenn ſie jetzt witzig würde? Daran hat Hegel nicht gedacht daß der Witz ihn überliſten könnte. Ich meine nicht den groben Spaß, den platten Geſellen der lederne Hoſen anzieht, ſich auf die Buren ſchlägt und ſagt: alles iſt Unſinn! Ich meine jenen Geiſt der gewandten Grazie der alle Schlangenwindungen der Dialektik mitmacht, dem abſtracten Gedanken durch alle Labyrinthe nachkriecht, die Nächte hindurch mit dem Chemiker am Feuertiegel ſitzt, um zu lauern was für Gold ſchließlich in der Pfanne zum Vorſchein kommt. Die Rechnung aller Philoſophen, ſie mögen erbaulich oder unerbaulich ſein, hat vielleicht ein Loch, ſie haben den Witz vergeſſen, den Witz nicht in den Kategorien unterbringen können, am wenigſten Hegel, der ſtramme, ehrbare Schwabe, Hamlet's »tapferer Miniter«, der alte »Grundehrlich« der alles ſo gewiſſenhaft zerkaute und es bei ſeinen ſchlechten Verdauungswerkzeugen keineswegs immer glücklich wieder von ſich gab. Der Witz iſt ein eigen Ding, er kitzelt, und ſchlägt einem auch noch auf die Finger, wenn man ſich danach juckt. Der Witz iſt unberechenbar, beinahe unfaßbar. Für die ſtarke Fauſt des Hegelſchen Begreifens war ein Ding nicht gemacht das mit ſeinen Fingerſpitzen eingefangen ſein will. Hegel wüthete gegen die theoretiſchen Romantiker welche die Ironie für den höchſten Gipfel der künſtleriſchen Stimmung erklärten, ſie an die Spitze der Tragödie ſtellten, und ein Kunſtwerk das dieſe Spitze nicht hatte, für pointenlos hielten. Hegel wurde in ſeiner göttlichen Grobheit gegen Jean Paul faſt banauſiſch platt. Der Humor hielt ihm nicht Stand, er war ihm zu flüſſig, er entwiſchte ihm unter der Hand wie die plätſchernde Welle im Bach, von der ich eine Fauſtvoll mit nach Hauſe nehmen will. Und doch bewies des Mannes Logik im Grunde an allen Dingen dieſelbe unhaltſame Beweglichkeit. Seine Dialektik war das perpetuum mobile der Welt. Daß kein Ding unter dem Monde, dem ewig wandelbaren, feſt ſei, am wenigſten wenn es der Philiſter, der baare blanke Verſtand, unter Dach und Fach bringt, unter Schloß und Riegel legt; daß jedes ens im Reiche des Geiſtes wie in der körperlichen Welt nicht blos über Nacht, ſondern auch im Handumdrehen ein anderes wird, daß alles und jedes im Augenblick ſich wandelt, daß nichts iſt wie es iſt, ſondern alles wird, alles in Zeit und Raum vom Wechſel als der Seele des Lebens erfaßt, alles im Fluß, im Werden begriffen iſt: dieſen uralten Satz des Heraklit (πάντα ῥεῖ) hat Hegel ſachlich und gedanklich an der Weltordnung nachgewieſen. Dies iſt keine Sophiſtik, ſondern der ehrlichſte Entwikkelungsgang eines Denkens das mit aller Inbrunſt Gott und Natur zu umfaſſen, Himmel und Erde zu deuten ſucht. Es iſt ein Gedanke der im Weltall thatſächlich liegt. Daß es gar kein Sein gibt, das Sein nur ſo gut und ſo wenig als das Nichtſein da iſt, erſt das Werden, das Beides verſchmilzt, Wirklichkeit und Wahrheit hat, daß es gar keine Ruhe gibt, alles Lebendige nur als ein Werdendes da iſt: das kann niemand erſchrecken, höchſtens dem faulen Kopfe bedenklich ſcheinen der ſich an dem allgeſtaltenden Thätigkeitstrieb der Welt nicht mitbetheiligt ſehen möchte. Daß von dieſer unauflöslichen Kette eines allgemeinen Werdens auch die heiligſte Exiſtenz nicht ausgeſchloſſen iſt, daß auch das namenloſe Weſen das wir Gott nennen, ſeine Entwickelung und — wenn das profan gebrauchte Wort dafür ausreicht — ſeine Geſchichte hat, kann nicht für Vermeſſenheit gelten. Wie ſollte der Geiſt der das höchſte Leben iſt, hinter der Natur in ihrem Werden zurückbleiben, der Geiſt der in ewiger Schöpferkraft ſich täglich neu bethätigt, ſich ſtufenweiſe in Offenbarungen hingibt, wie ſollte dieſes unendliche Weſen, unregſam, theilnahmlos ſein Selbſt für ſich genießend, ſtarr und leblos in Ruhe beharren! Nur der Perant hätte Gott gern als einen feſten Götzen, am liebſten als einen Fetiſch den er in die Taſche ſteckte. Gott hat nicht ruhen können, darum hat er die Welt geſchaffen.

Digitized by Google

Gott hat nicht ſelbſtgenügſam ſtill und ſtumm ſich in ſich ſelbſt abſchließen mögen, darum hat er ſich den Menſchen offenbart. Weil er die Liebe iſt, hat ſeine Allmacht ſich ſtufenweis hingeben müſſen, auf daß der geſchaffene Geiſt am ungeſchaffenen ſich heranarbeite und je nach dem Maße ſeines ſteigenden Bewußtſeins Theil am Daſein des Geiſtes habe. Es iſt falſch zu ſagen: Selig ſind die da ruhen! Die Geiſter ruhen am wenigſten, und je größer, weiter und voller das Geiſterreich, je mehr von ihnen der Ewige zu ſeiner Gemeinſchaft um ſich verſammelt, deſto voller wird ſein Himmel, deſto reicher wird er ſelbſt, denn er bethätigt ſein Daſein damit daß alle Creatur, je mehr ſie Geiſt vom Geiſte wird, zu ihm heranwächſt und Theil hat an der allgemeinen Wertheluſt, in die Gott ſeine tiefſte Seligkeit ſetzt. Gott war ein Anderer als er Anfangs blos die todte Natur ſchuf, ein Anderer, als er Geiſter ſchuf, die vom Sonnenſtrahl der Liebe erweckt, ihm Hallelujah ſingen. Wenn die Geiſterwelt wächſt, ſo wächſt auch Gott. Er hat an der Schaffung des creatürlichen Menſchen kein Genüge gehabt; er ſchuf den zweiten Adam, den geiſtig reinen Menſchen, und nachdem er den Sohn und die Heerſchaar reiner Geiſter um ſich verſammelt hat, iſt er reicher an Liebe, reicher an bethätigter Macht und Kraft geworden, und je mehr das Gute das Böſe überwindet, deſto mehr wächſt Gott, denn deſto mehr überwindet der Geiſt das All der Welt. So hat Gott ſeine Geſchichte, ſo iſt auch er dem allgemeinen Werden anheimgegeben, an ihm betheiligt, und wenn ſeine Allmacht es iſt die ſich ſelbſt gebiert, ſo iſt es ſeine Liebe ſich hinzugeben um im Andern ſich wiederzufinden.

Das allgemeine Werden das ein phyſiſches Geſetz iſt, hat alſo auch ſeinen religiöſen Halt. Warum wollt Ihr ſie unchriſtlich nennen, wenn die Philoſophie die Geſetze der Natur auch im Reiche des Geiſtes entdeckt? — Hegel hat alſo das alte Princip des Heraklit wiederaufgefunden, hat nachgewieſen daß nichts iſt, daß alles wird. Der Geiſt zumal iſt ein ewig Werdendes, die Entwicklung iſt ſeine Natur. Wie thöricht war es, dem alten Dialektiker vorzuwerfen, er habe ſich nicht um Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele bemüht! Während kein Philoſoph ſo wie er die Ewigkeit des Geiſtes in allem Wechſel nachweiſt, den Tod läugnet, alles was Leben heißt unaufhörlicher Entwicklung anheimgibt, die ganze Welt der Exiſtenzen in Gott und Natur als den ewig zeugungsſeligen Proteus, als den ewig ſchöpferiſchen Phönix begreift! Sich auflöſen in's All, zergehen in's Abſolute, kann der einzelne Geiſt nach dem Tode nicht, denn nach Hegel iſt es das Weſen des Geiſtes, ſich ſelbſt zu fühlen, ſich ſelbſt zu haben, in unendlicher Entwicklung begriffen zu ſein. Mit dem Punkt des Selbſtbewußtſeins ſetz' ich mich in der Ewigkeit feſt. Nur die ſchlechte Endlichkeit, nur die befangene und beſchränkte Individualität ſtreif' ich mit dem Tode ab. Das Bewußtſein wird reiner, geiſtiger, freier, es wächſt, ohne ſich zu verlieren, der Totalität entgegen, die eben auch Geiſt, alſo Selbſtbewußtſein iſt. In einem höheren Gebiete ſich wiederzufinden, nicht in einem abſtracten Jenſeits, ſondern in einem concreten Dieſſeits als Geiſt fortzuleben, das iſt nach Hegel die Unſterblichkeit der Seele. Sie zu wiſſen iſt ſicherer als blos verheißungsvoll an ſie zu glauben.

Dr. Miſes hat ein »Büchlein vom Leben nach dem Tode« geſchrieben und vielleicht Wunder! gemeint wie ſehr er damit Hegel widerlegt habe. Miſes conſtruirt ſich ein Geiſterreich das er nicht abgezogen in ein leeres Drüben, ſondern warm, innig, voll Seele und Seligkeit inmitten dieſer Welt als die concrete Wahrheit begreift. Wir finden uns wieder als vergeiſtigte Perſonen, wir leben, ſagt er, als Ideen fort, als Begriffe die ſich frei und feſſellos ſuchen und finden, um ſich wiſſen, Selbſtbewußtſein haben und der νοῦς, die Seele der Welt, ſind. Miſes kann mit dieſer immanenten Unſterblichkeit der menſchlichen Seele Hegel eher beſtätigen. Hegel iſt auch kein Pantheiſt. Die Natur und das All als Eins gedacht, iſt bewußte Kraft, iſt nichts Sachliches mehr, ſondern als entſchieden freier Wille weſentlich Perſon. Anders denn als Perſon iſt Gott nicht denkbar, denn er iſt Geiſt, und Geiſt iſt ſelbſtbewußte, freie, ſich wiſſende und wollende Kraft. Miſes hat ſich nicht in Summa damit abgegeben, gegen Hegel's Philoſophie zu Felde zu ziehen. Aber er ſcharmützelt gelegentlich gegen einzelne herausgegriffene Sätze und Folgerungen. Beſſer, man faſſe den Alten als einen ganzen Irrthum, oder als eine Wahrheit die das Zeitalter hinter ſich hat, die der Vergangenheit angehört und von einem neuen Glauben und Wiſſen verdrängt wird. Das würde fördern; nicht das Gepländele hinter Buſch und Strauchwerk.

Dieſen kleinen Guerillakrieg führt in Dr. Miſes der Witz. Hegel der Alles im Fluß und im Werden ſah, begriff den Witz nicht, der doch ſo gut wie die Dialektik, nur für den Socrus, nicht für den Kothurn, Alles in Bewegung ſetzt. Die Erhaulichkeit hat die Philoſophie noch nicht genug zu Grunde gerichtet. Jetzt kommt der Witz und hilft weiter auflöſen. Es iſt ſehr

Digitized by Google

gut daß zerſtört werde was zerſtörbar iſt; der Verſuch, auch an dem Allerfeſteſten zu rütteln, thut ebenfalls noth, mit dem Zweifel fängt nach Ariſtoteles jedes Philoſophiren an, und des friſchen Anlaufs bedarf unſer Zeitalter mehr als je eines. Der Humor mit ſeiner Anmuth und Grazie kommt nun in der Geſtalt des Miſologen Miſes heran, tritt herein und ſagt: ſo könnt' es ſein, oder auch ſo, oder auch anders. Es iſt alles möglich! ſagt der Witz, wie Jean le fataliste jede ſeiner Prophezeiungen mit den Worten ſchließt: oder auch nicht! Zur Verſpottung der Dialektik beweiſt der Witz daß man alles beweiſen könne. Dr. Miſes thut das wieder in der neueſten ſeiner kleinen Schriften die ſich »Vier Paradoxa« nennt*).

Dieſer metaphyſiſche Humoriſt iſt ſeines Zeichens Phyſiker. Man hat ihn einen Sohn Jean Paul's genannt. Vielleicht iſt er zugleich ein Großneffe von Yorik-Sterne. Jedenfalls aber iſt er einer der vielen Enkel Gott Aeskulaps. Von dieſem Ahnherrn führt er den ſchlangenumwundenen Stab und ſitzt ihm die menſchenſcheue Eule, die im Dunkeln ſieht, auf der Schulter. Als Asklepiade prakticirt er aber nicht, hat ſich auch nicht durch Hippocratis jusjurandum verpflichtet die Kunſt als Geheimniß feſtzuhalten. Und was er im Dunkeln ſieht, hat außerordentlich viel Licht. Mit der Schärfe ſeines guten Auges das ihm leiblich eine Zeit lang erblinden wollte um geiſtig die Nacht der Wiſſenſchaften zu ermeſſen, hat er allezeit die Geheimniſſe der Ärzte enthüllt, ihre Heuchelei entlarvt. Wenn er ein Abkömmling Jean Paul's iſt, ſo hat er die Erbſchaft der ſentimentalen Überſchwänglichkeit nicht angetreten. Miſes iſt in ſeinen Phantaſien mitunter ein träumeriſcher Sonderling, aber einfach wie ein Kind, ſchlicht wie ein Naturmenſch; ſeine Heiterkeit iſt die lachende Geſundheit des unſchuldigen und freien Geiſtes. Und weil der Witz ſich nicht forterben läßt, ſo ſteht Fechner's Humor trotz zugegebener Verwandtſchaft auf eigenen Füßen. Miſes iſt eine gelehrte Kinderſeele. Der Tiefſinn hat bei ihm dieſe ſpieleriſche Grazie in der wir ſo gern eine geniale Urſprünglichkeit entdecken. Er ſchreibt ſo frei, ſo leicht, rein und keuſch, und doch ſteigen alle ſeine Gedanken aus dem Sodom und Gomorrha der wiſſenſchaftlichen Sünden ſeiner Zeit heraus. Schmetterlinge können nicht weniger ihre urſprüngliche Raupenherkunft verleugnen als Fechner's Gedanken ihren chemiſchen Schmelztiegel und ihren anatomiſchen Seciritſch.

Miſes hat in ſeinen apboriſtiſchen Schriften eine ganze Geſchichte der Heilmethoden unſerer Medizin geliefert. 1821 hatte die Wiſſenſchaft die Jodine entdeckt. Jodine ward Mode, Jodine graſſirte, Jodine heilte alles und man war nur verlegen genug Jodine herzuſchaffen, um die Welt zu retten, jede Subſtanz mußte Jodine hergeben. Da kam Miſes den Ärzten mit der Entdeckung zu Hülfe, der Mond ſei nichts als ein großer Klumpen dieſes neuen Urſtoffes. Aus dem Tang am Geſtade hatte man Jodine gewinnen wollen, das ganze Meer ſollte das Mittel hergeben womit ſelbſt Kröpfe heilbar wurden. Schwimmt nicht der Mond, ſagte Miſes, im blauen Himmelsocean herum, ein ächtes Meerproduct? Weiß nicht ſchon jedes alte Weib daß der Mond die Kröpfe vertreibt? Es iſt im All der Welt nichts ohne Nutzen und Zweck an ſeinen Ort geſtellt! Und die kleinen Jodineklekſe, die Sterne? Je nun, ſie ſind doch vielleicht gut genug um Warzen zu kuriren! Warzen ſind die kleineren Verkröpfungen auf Händen und Geſicht! Es iſt der Wiſſenſchaft ſchon recht, ſagt Miſes, daß ſie einmal ganz abgetrumpft wird, daß man ihr ihre Unwiſſenheit auf ihrem eignen Gebiete klärlich nachweiſt, ihr aufdeckt wie der gemeine Köhlerglaube ſie längſt beſchämte. Die alten Weiber kurirten Kröpfe und Warzen längſt durch Mond- und Sternenſchein. Und warum? Weil Mond und Sterne von Jodine ſind! Konnte die Wiſſenſchaft, wenn ſie nichts weiß, das nicht ahnen? In der Religion, ſagt Miſes, wird die Welt immer ärmer an Glauben; alſo muß ſich die Medicin des armen vertriebenen blinden Glaubens annehmen, und in der That, mit den Homöopathen war eine gute Portion geſunde Vernunft mit einer ſtarken Doſis Glauben vertauſcht, ſo ſehr auch dieſe neue Kunſt Aeskulaps kleine Doſen liebt. Der nüchterne Verſtand befleigt die Kanzel, ſchüttelt die Bibel alſo daß alle Wunder wie Staub und Motten herausfliegen und hält zum Texte pharmaceutiſche Vorleſungen, indem er den Leuten beweiſt, Chriſtus habe niemals Waſſer in Wein verwandelt. Der nüchterne Verſtand verwandelt vielmehr Chriſti Wein in purres Waſſer. Um nun den verbannten Glauben noch wie-

*) Leipzig, bei Leopold Voß. Eben dort erſchien in zweiter Auflage Miſes-Fechner's „Schutzmittel für die Cholera", ferner eine Sammlung reizender kleiner Aufſätze unter dem Titel der Slinkblume „Stapelia mixta", die gehaltvolle äſthetiſche Apboriſme „Über einige Bilder der zweiten Leipziger Kunſtausſtellung", und der „Beweis daß der Mond aus Jodine beſteht", letzteres ebenfalls in zweiter Auflage. Von den andern zerſtreut erſchienenen Schriften Profeſſor Fechner's iſt manche, wie „die vergleichende Anatomie der Engel" vergriffen, ohne daß man ſie neu auflegt. Es thut eine Sammlung von Miſes' Schriften noth.

Digitized by Google

derzufinden, ſagt Miſes, ſollte man heutzutage die Syſteme der Medicin, nicht Geſangbücher und Predigten leſen, ſtatt eines Liedes ein Recept abſingen. Man glaubt nicht, wieviel Glauben hierin ſteckt! Und um ſeinen Glauben auch werkthätig zu beweiſen, lege man ſich in's Bett und nehme Medicin. Die Apothekerbüchſen ſind wahre Einmachebüchſen des Glaubens geworden! Die Vernunft, heißt es in den »Vier Paradoxen«, hatte im vorigen Jahrhundert den Glauben ganz zum Kopfe herausgejagt. Da nun der Glaube blind iſt, aber mittelſt des Magnetismus eben ſo ſehen kann wie die Vernunft mittelſt des Lichtes, zog derſelbe einem großen Magnete nach, den der Arzt Meſmer gerade an den Bauch gelegt hatte, und quartierte ſich dort in den Magen ein, der hierüber alsbald Eſſen und Trinken vergaß und blos noch weiſſagen wollte. So lange nun der Menſch ſatt war, erfreute er ſich daran, und fing ſchon an zu hoffen daß er ſich künftig Schulen, Univerſitäten, Sternwarten und ſeinen Kopf ſelbſt, durch den Magen und Magnetismus erſparen könnte. Aber da er hungerig ward und eſſen wollte, fragte ihn der liebe Gott, ob er den Magen lieber zum Eſſen oder zum Weiſſagen haben wollte; beides zuſammen ginge nicht. Worauf er erwiederte: zum Eſſen. Da mußte der Glaube wieder ausziehen. Aber wohin? Im Kopfe hatte ſich inzwiſchen die Vernunft breit gemacht, und ließ ihn nicht mehr zurück. Nun erbarmte ſich ein anderer Arzt, Gall, deſſelben und legte auf dem Kopfe einen Pflanzengarten mit gut abgetheilten Beeten für ihn an, wo die Glaubenswirthſchaft auch ganz gut gedieh, ſolange der Boden durch die Reſte des alten Puders noch fruchtbar war. Nur ward es dem Glauben ſo unmittelbar über dem Sitze der feindlichen Vernunft nie recht geheuer, und als die Puderreſte verzehrt waren, kümmerte die Wirthſchaft wieder und er mußte abermals weiterziehen. Im Menſchlichen war jetzt nichts für ihn zu ſuchen; alſo blieb ihm nichts mehr übrig als das Außer-, Über-, Unter- oder Unmenſchliche zu ſuchen, womit aber nur eine neue, um ſo glänzendere Epoche für ihn begann. Da die Weltgeſchichte zur Einleitug ihres großen Vorhabens die Eigenſchaften eines Dichters, Arztes und Schwaben in Verbindung bedurfte, ließ ſie zunächſt Schillern Medicin ſtudieren, der alsbald den Geiſterſeher, nachmals aber die Götter Griechenlands ſchrieb, ein prophetiſches Gedicht worin ſich das Zeitbedürfniß nach einer neuen allgemeinen Begeiſterung der Natur nur erſt noch in Form der Sehnſucht nach Wiederkehr der antiken heidniſchen Naturbegeiſterung ausſpricht. Ein zweiter Dichter, Arzt und Schwabe, war dann beſtimmt dieſer Sehnſucht im höheren modernen und chriſtlichen Sinne die Erfüllung zu geben. Alsbald ward durch ſeine Glaubenskraft die ganze Natur aufs neue mit individuellen Geiſtern bevölkert und der Rückblick auf jenes Gedicht konnte nun dienen den großen Fortſchritt der Zeiten bemerklich zu machen. Während ſonſt die Götter baarfuß oder mit Sandalen und leichtem Flügelſchritte, wie es einem kindiſchen oberflächlichen Zeitalter ziemte, von oben herab zu Tänzen der Hirten und ſchönen jungen Frauen ſtiegen, ſtiegen ſie in der jetzt techniſch fortgeſchrittenen, tiefſinniger gewordenen und die Luft der Welt in ihrer wahren Wichtigkeit erkennenden Zeit mit Stiefeln von gutem und gut gegerbtem Leder aus Kellern und Grüften herauf zu hyſteriſchen kranken Weibern, um ſie noch etwas mehr zu plagen, und warfen ſtatt mit Licht- und Liebegeſchoſſen mit Sand und Stückchen Kalk von der Wand um ſich, da die gute Polizei das Schießen in den Häuſern inzwiſchen verboten hatte, und die Geiſter vor dieſen höhern Behörden inzwiſchen den ziemenden Reſpect erlangt hatten, den ſonſt umgekehrt die Menſchen vor der höhern Behörde der Götter trugen. Statt ſteifer Steinſtatuen auf feſten Sockeln dienten jetzt flackernde Hemden an der Leine zur Nachtzeit den Gemüthern als Gegenſtände gläubiger Ehrfurcht; ein Beweis des ſo viel lebendigern Charakters des neuen Glaubens. Bei zunehmendem Wachsthum des Glaubens ragte zuletzt die Geiſterwelt mit ihrer weißen Hand ſo weit in die irdiſche Welt, und die geiſterſpürende Welt mit ihrer langen Naſe ſo weit in die Geiſterwelt daß überall eine an die andere ſtieß. Leider aber hatte dieſes ſeine nachtheiligen Folgen. Allerhand läſtige Berührungen erfolgten zwiſchen beiden; und da, was ſich zu leicht findet, ſich nicht mehr ſucht, trat allmälig eine Erkältung des ganzen Glaubenslebens ein die noch jetzt nicht gehoben iſt.

So behandelt der graziöſe Metaphyſiker den Satz: »Es gibt Hexerei.« Die Empirie iſt witzig mit ihm geworden und indem dieſer Humoriſt den Glauben reinigen will, hält er ſich auf Seiten des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes der eigentlich *allen* Glauben und das höhere Wiſſen verſchmäht. Der Humor widerlegt nichts direct, das Hereinreichen der Geiſterwelt iſt mit jener luſtigen Satyre noch nicht widerlegt, und wenn den Humoriſten der Ernſt überkommt, wenn er im »Büchlein vom Leben nach dem Tode« den Himmel als eine Gemeinſchaft ſeliger Geiſter beſchreibt die nicht jenſeits, ſondern diesſeits im Centrum der Welt,

Digitized by Google

in den Ideen ein körperloſes, lichtgetränktes Leben führen, Theil nehmend an der Menſchheit beſtem Thun, ſo hat er einen Glauben hingeſtellt der von den Weinsberger Geſchichten nur die Caricatur verſchmäht, im Princip aber eben ſo wenig den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Natur, Jenſeits und Dieſſeits läugnet.

Wie Fechner-Miſes beweiſt daß man entweder nichts oder alles beweiſen kann, ſo führt er in ſeinem »Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeſchichte« den Satz durch daß jede Krankheit mit jedem Mittel zu heilen ſei, oder keine mit keinem. Seine Ironie geißelt auch die Allöopathie, er zieht gegen die ſouveränen Specifica zu Felde, er will in ſeiner Materia medica lauter Compositissima empfehlen. Nur ein Quackſalber habe heutzutage noch Arzneimittel in Gebrauch wie ſie die Natur wachſen läßt. Auf die Tafel der Kranken komme nur was durch die Garküche der Medicin gelaufen; nicht in der lebendigen Pflanze, ſondern in ihrem ausgetrockneten, zermörſelten Cadaver habe man den Tropfen zu ſuchen der dem ſchwindenden Leben neue Nahrung gebe, den nagenden Wurm vergifte. Ein Mittel taugt auch nie etwas; es iſt entweder zu ſtark oder zu ſchwach, zu beißend oder zu kratzend, zu löſend oder zu ſtopfend, zu ſüß oder zu ſauer und in einer nach den Regeln der Kunſt zuſammengeſetzten Medicin muß erſt jedes Mittel wieder ein Mittel haben mit dem ſeine Mängel kurirt werden. Und ſo wird jede Medicinflaſche beinahe zu einem Mikrokosmus der ganzen Apotheke. Es muß ſpaßhaft ſein, ſagt Miſes, was manchmal für Spektakel unter den verſchiedenen Mitteln die in Einen Käfig eingeſchloſſen werden, entſtehen mag; man hat nur nicht die Sinne dies Schauſpiel wahrzunehmen. Es müßte ungefähr ſein als wenn man alle möglichen Thiere zuſammen in einen Stall ſperrte, die dann gegenſeitig anfangen würden ſich zu katzbalgen und einander aufzufreſſen, bis am Ende nur die ſtärkſten übrig blieben, oder auch von zwei Löwen nur noch die Schwänze. Solche Späßchen, ſagt er, mache ſich aber die Medicin mit ihren Compoſitionen; die Natur in ihrer Einfalt habe es noch zu keinem einzigen Witze der Art gebracht, und Hippokrates, der alte gute Mann der für ſeine Zeit recht hübſche Kenntniſſe haben mochte, würde über unſere dickleibige Materia medica erſchrecken; jeder Barbierjunge von heute aber würde ſich ſchämen ſo wenig Mittel in ſeinem Scherſacke zu haben wie weiland Vater Hippokrates. Die Geſchichte der Medicin iſt ſelbſt eine Krankengeſchichte, die Wiſſenſchaft eine Patientin. Miſes-Fechner's Humor iſt ein guter Arzt für ſie. Um aber ihr Geſchichtſchreiber zu ſein, müßte er die Nothwendigkeit ihrer Irrthümer und ihrer Leiden anerkennen. Mit der Philoſophie iſt es nicht anders. Jede rief eine nachfolgende als Antidotum hervor, um ihre Einſeitigkeit durch das entgegengeſetzte Äußerſte aufzuheben; alle aber ſind mit ihren Irrthümern Momente der Wahrheit, keine die ganze Wahrheit. Iſt es mit der Entwickelung der Menſchheit anders? Hat nicht ein Volk das andere, ein Zeitalter das andere eben ſo verdrängt, um der Menſchheit immer reicher und voller zum Durchbruch und zur Entfaltung zu verhelfen? Das liegt ſehr nahe, und doch ſträubt man ſich dieſe Hegelſche Anſchauung natürlich und richtig zu finden.

Miſes führt ſeine Beweiſe, um alle Beweisführung als trüglich hinzuſtellen, oft apodictiſch. Oft ſagt er: mein Paradoron iſt richtig, denn das Gegentheil zu behaupten iſt unſinnig. So zeigt uns der graziöſe Schalk daß der Schatten lebendig ſei. Da er keinen Körper hat, alſo unfaßbar iſt, ſo iſt er mehr als Körper, alſo Geiſt. Miſes führt uns nicht damit in's Schattenreich der alten Welt, aber er erinnert uns welchem Nachtgebiet ſein phyſiſches Auge nahe war, um in der Einſiedelei ſeiner Gedanken, die er als Geiſt und Menſch zu lieben ſcheint, hinter aller Erſcheinung die Wahrheit zu finden. — Höchſt ergötzlich iſt ſeine Darlegung: »der Raum hat vier Dimenſionen.« Er führt uns hier durch Dick und Dünne. Er ironiſirt den Geiſt des Fortſchritts der alles in die Länge triebe, keine Breite zulaſſe und die Welt nöthigen wolle, nur Eine Dimenſion zu haben und ſich am Ende in Eine lange Linie aufzulöſen. — Im dritten Paradoron: »Es gibt Hexerei« unterſucht er, wo der Glaube hinſolle, wenn er aus der Religion vertrieben werde. — Daß »die Welt nicht durch ein urſprünglich ſchaffendes, ſondern zerſtörendes Princip entſtanden«, iſt das vierte Specimen des metaphyſiſchen Jocus, der die Wahrheit nicht anders finden will als indem er ſie auf den Kopf ſtellt, damit ihr die Irrthümer aus der Taſche fallen.

Miſes verſchmäht es in dieſer ſeiner neueſten Schrift nicht, ganz flache Einfälle über Hegel zu wiederholen, einzelne Sätze ſeines Syſtems, aus ihrem Zuſammenhange geriſſen, in's Abſurde zu führen. Er verſpottet die dialektiſche Methode dieſer Philoſophie, die jedes Ding im Handumdrehen in ſein Gegentheil verwandele. Wer, ſag' ich, kehrt wohl öfter den Rock um als der Humor? Miſes meint, nach Hegel der das Sein läugnet und alles im Werden ſieht, ſei die ganze Welt nur ein Gedankenſpiel, entweder Gottes oder der Philo-

Digitized by Google

ſophen. Wer ſpielt wohl mehr als der Witz mit ſeinem Thema? Wer ſtellt die Dinge mehr auf den Kopf, nicht um ſie als abſolut verkehrt aufzuzeigen, ſondern um an ſolchem Experiment nachzuweiſen, wie heilſam es ſei, wenn ſie wieder gerade ſtänden! Mich dünkt, der metaphyſiſche Witz Fechner's ſchlage weit mehr die Volte als Hegel, der ſchon weil er keinen Witz hatte, die Wandelbarkeit der Dinge dieſer Welt ganz ehrlich wie er ſie fand ſchilderte und ſie sub specie aeterni beleuchtete. Der Humor iſt nur zu furchtſam ſich an die Wurzel der Dinge zu machen. Darum ſpielt er als Schmetterling um die Blume. Raupe aber mit ihrem Blätterfraß und Schmetterling mit ſeinem Blüthenkoſen leben fürwahr nur vom ſelbigen Baume der Erkenntniß.

Ernte und Erntefeſt in Mecklenburg.

Von J. v. W.

2.

Der Herbſtwind pfeift ſchon über die kahlen Stoppeln, auf denen nur noch der Gänſehirt mit ſeiner ſchnatternden Schaar ſein Weſen treibt. Die Ernte iſt beendet, und wie die vollen Scheunen und die fünf großen »Mieten« an der Ecke des Hofes es beweiſen, befriedigend ausgefallen. Es gab ſtrenge Arbeit in der letzten Zeit, denn die Witterung drohte unbeſtändig zu werden und der Herr Inſpector trieb gar ſcharf an, und ließ ſogar bisweilen beim Lichte der Laternen noch einfahren, als wenn Gottes liebe Sonne dem Menſchen noch nicht genug zur Arbeit leuchte. Menſchen und Vieh ſpüren es in allen Knochen, die Geſpanne ſehen trotz der vollen Garben, welche die Sorgfalt der Kuchte ungeachtet der Wachſamkeit des Vogtes Nachts aus den Scheunen zu ſtehlen und ihren Pferden als Extraration zu geben wußte, ſchon etwas mager aus. »Jochen«, deſſen vier Füchſe ſonſt die dickſten und muthigſten des ganzen Hofes waren, geſtand geſtern beim Beſchlagen dem Schmied im Vertrauen: »ſien Sadelwallach ſchlög' gar nich miehr hinnen ut, wenn he em mit dem Pietſchenſtähl renen gehf und he har dee Vörderpier twemal anflappen müßt, als he mit dem vullen Föder in Drav den Schönendähl haar herobſöhren wullen!« Und was kann einen mecklenburgiſchen Pferdeknecht mehr betrüben?

Doch »nächſten Sündag is Oahrenbier« (Erntefeſt); der Herr hat es heute zu den Leuten geſagt. Welchen Jubel, welche Luſt verbreitet die frohe Kunde im ganzen Dorf, größere beinahe noch wie die des »Anmeihrens.« Tummele Dich, Schneider, daß Du Hans ſeine neue blaue Jacke mit den großen Zinnknöpfen noch bis dahin fertig machſt! Und Du, Schuſter, ſäume nicht, Du mußt noch bis dahin eine tüchtige Anzahl Stiefeln und Schuhe für Tänzer und Tänzerinnen mit ſtarken eiſernen Pinnen beſchlagen! — Der langerſehnte Tag iſt endlich angebrochen. Schon von früh an iſt Jung und Alt, Mann und Frau im beſten Sonntagsanzug auf den Beinen. Die Glocke läutet zur Kirche. Gewohntermaßen eilt Alles dahin, denn erlaubt es nur irgend Arbeit und ſonſtiger Umſtand, ſo wird der mecklenburgiſche Landmann ziemlich regelmäßig alle Sonntage die Kirche beſuchen. Doch der geſtrenge Herr Paſtor mag es verzeihen, wenn ſeine Gemeinde heute weniger aufmerkſam als ſonſt zuhört und mehr an die heutigen Luſtbarkeiten als an den Inhalt ſeiner Predigt denkt. Verſteht er ſeinen Vortheil recht, ſo kürzt er ſeine Worte und hört ein halb Stündlein früher auf. Iſt doch »Oahrenbier« heute, da wird der liebe Gott wohl nicht darüber zürnen!

In der großen Küche des Herrenhauſes praſſeln große Feuer, rennt Alles mit eiliger Geſchäftigkeit hin und her. Die »Ausgeberin«, die »Herrenköchin« und die »Leuteköchin«, heute noch von einigen Gehülfinnen unterſtützt, wiſſen kaum was ſie zuerſt in die Hände nehmen ſollen. Der große Waſchkeſſel brodelt voll kräftiger Suppe, die größeren Keſſel ſind mit Kartoffeln oder Pflaumen und Birnen angefüllt. Der geräumige kühle Milchkeller, zum großen Verdruß des Meierknechts ausgeräumt, iſt zum Eßſaal beſtimmt. Sauber iſt der rothe Backſteinboden abgerieben, die Wände ſind neu geweißt, der Balken der in der Mitte als Stütze ſteht, mit Laubkränzen umwunden, alle Tiſche die nur irgend auf dem Gute zu erübrigen waren, ſind im Viereck aneinander gereiht und mit ſauberem Linnen bedeckt. Abgehobelte Bretter, auf leere Milchtonnen gelegt, bilden die Bänke. Gegen Mittag finden ſich die Gäſte auf dem Hofe ein, alle rein und feſtlich geputzt. Das Schuhwerk und die hohen Knieſtiefeln, welche die älteren Männer tragen, duften gar lieblich von Thran,

Digitized by Google

womit ſie heut zur Ehre des Tages friſch eingelaſſen ſind. Die älteren Frauen ſind von ungewöhnlichem Umfange, denn heute werden ſo viel Röcke wie nur möglich über einander gezogen. Man begrüßt ſich gegenſeitig durch ein »Goden Dag« und »Wie hebben ſchön Wädder t'om Darnbier«, und nimmt dann an den Speiſetiſchen Platz. Die Tagelöhnerfamilien ſitzen zuſammen, die Kinder, wo es am Platze fehlt, ſtehen zwiſchen den Knieen oder hinter dem Rücken der Eltern. Oben am Tiſche ſitzt das Hofgeſinde, die erſten Würdenträger, die Pferdeknechte, daneben die niederen Chargen, die Ochſenknechte, der Jung' bei den Karrenpferden, bis endlich auf den Schweinehirtenjungen, den unterſten der ganzen Rangordnung, herab. Kutſcher, Reitknechte, Jäger, Meierknecht, Gärtner, die etwa auf dem Hofe arbeitenden Handwerksgeſellen, Bediente, Stubenmädchen und Nähjungfern eſſen wie gewöhnlich abgeſondert in der »Beitſchſtube.« Die Hofmädchen bringen in großen Milchſatten den erſten Gang. Wie würzig dampft der heiße Qualm der kräftigen Fleiſchſuppe in die Naſen der Gäſte, wie lockend blinken die großen Fettaugen auf derſelben, wie einladend ſchwimmen darin herum gleich glücklichen Inſeln die weißen Weizenmehlklöße, aus denen das Dunkel der zahlreich eingebackenen Roſinen und Korinthen hervorragt! Die weißen hölzernen Löffel werden aus der Hoſentaſche gezogen, und Alt und Jung iſt ſo emſig mit Eſſen beſchäftigt daß man keinen andern Laut als Schlürfen und Schmatzen hört. Dabei wird aber nicht in eiliger Haſt, ſondern mit der behaglichſten Bedächtigkeit die den Genuß möglichſt lange auszudehnen beabſichtigt, die edle Gabe Gottes genoſſen. Die geleerten Suppenſchüſſeln, oder richtiger »Bütten«, machen dem zweiten Gange Platz. Rieſige Stücke Rindfleiſch — auf den meiſten großen Höfen wird eine eigene Kuh zum Erntefeſt geſchlachtet, — werden auf hölzernen Platten hereingeſchleppt, große irdene Schüſſeln mit köſtlichem Reis in Milch, gar dick mit zerſtoßenem Kaneel und Zucker beſtreut, Pflaumen und Birnen mit feinen Klößen zuſammengekocht, und die bei den dreitägigen Mahlzeiten des mecklenburgiſchen Landvolkes nie fehlenden Kartoffeln, diesmal förmlich in einer Fett- und Zwiebelbrühe ſchwimmend, bilden dieſen zweiten Gang. Dazu ſind überall große Zinnkrüge mit gutem Bier und weitbauchige grüne Flaſchen mit über Kümmel abgezogenem Kornbranntwein zum freien Gebrauch hingeſtellt. Konnten Odin's Helden wohl beſſer in der Walhalla tafeln? Aber wie hauen die Gäſte auch ein, wie bearbeiten die Taſchenmeſſer, die Jeder bei ſich führt, die Fleiſchſtücke! Welche Lücken macht der Löffel in die Reismaſſe, wie oft ſind die großen Krüge Bier geleert und müſſen von dem in der Ecke liegenden Faß friſch gefüllt werden! Endlich iſt der Hunger geſtillt und der Nachtiſch aus Semmeln, Butter, Hering und Käſe beſtehend, wird aufgeſetzt; ihm wird nicht minder rüchtig zugeſprochen. Die ſchon früher hinausgeeilte Jugend erhebt jetzt mit einem Male ein frendiges Jubelgeſchrei; die »Muskanten« haben ihren Einzug auf dem Hofe gehalten. Gewöhnlich beſteht das Orcheſter aus dem erſten Künſtler mit der »Vigelin«, einem Flötiſten und einem Trompeter oder Hornbläſer, dem ſich ſpäter beim Tanzen noch ein lernbegieriger Dilettant aus dem Dorfe zugeſellt, der mehr kräftig wie tactfeſt den großen Brummbaß ſtreicht. Ein vielſtimmiges »Goden Dag, Muskant, is man god dat du mahl kümmſt!« empfängt die Eintretenden; Krüge und Branntweingläſer erheben ſich in Menge, um ihnen den Willkomm zuzutrinken.

Endlich gegen drei Uhr ſetzt ſich nun, die blaſenden Muſikanten an der Spitze, der ganze Zug, der aus allen Arbeitern die bei der Ernte geholfen haben beſteht, in Bewegung und zieht dem Herrenhauſe zu, um der Herrſchaft den Erntekranz zu überbringen. Eine oft an drei Fuß hohe Krone aus Laubwerk und bunten Blumen aller Art, die der Gärtner um nur einigermaßen Frieden zu erhalten, den Mädchen hat liefern müſſen, bildet den Erntekranz. Guirlanden von rothen Vogelbeeren ſchlingen ſich um das grüne Laub, Reihen von ausgeblaſenen und mit Gold- und Silberſchaum beklebten Hühnereiern glänzen dazwiſchen, unzählige Bänder in allen Farben des Regenbogens flattern umher. Das ganze Jahr lang haben Gouvernante und Fräulein, Ausgeberin und Kammermädchen Bänder und ſeidene Fetzen beiſteuern müſſen, um den Erntekranz möglichſt bunt zu machen. Dieſen auf alle Weiſe auszuſchmücken iſt der höchſte Stolz und noch nach vielen Jahren erzählt die alte »Kathenfrau« des Abends beim Spinnrade, wie in dem Jahre als der Schweineſtall auf dem Hofe neu erbaut wurde, von ihr als älteſter »Butenbiern« ein ſo ſchöner Kranz verfertigt wäre, »dat alle Minſchen up dem ganzen Hof der Händ äber den Kop tosamen ſchlagen harn.« Die zwei Mädchen die ſchon die längſte Zeit auf dem Hofe gedient, tragen den Kranz auf kreuzweis zuſammengelegten Harken. Die Muſik und das Freudengejuchze der Kinder des Dorfes, welche luſtig den Zug umſchwärmen, lockt die Gutsherrſchaft vom Mittagstiſch fort auf den freien Raſenplatz vor der Hausthür. Gewöhnlich ſind zum

Digitized by Google

Erntefeſt zahlreiche Gäſte von Nah und Fern eingeladen, ſo daß eine große Zahl von Damen und Herren verſammelt iſt. Die Mädchen präſentiren nun ihren Kranz und nehmen hocherröthend das Lob an, das ihnen von Allen für die Pracht ihres Werkes zu Theil wird. Dann wird der Kranz auf der Flur des Hauſes oben an der Decke zur bleibenden Erinnerung aufgehangen. Oft hängt eine ganze Reihe ſolcher Erntekränze auf den Fluren und Gängen der mecklenburgiſchen Schlöſſer. Das Laubwerk iſt an ihnen verdorrt, die rothen Beeren ſind zuſammengetrocknet, die Eierſchaalen halb zerbrochen, die bunten Bänder verblaßt; ſie ſind ein mahnendes Zeichen der Vergänglichkeit alles Irdiſchen. — Und die kräftigen, vollbuſigen, rothwangigen Dirnen die ſie einſt mit ſo freudiger Luſt wanden, ſo jauchzend ihre Stimmen dabei erſchallen ließen, ſchleichen jetzt von der Arbeit und Mühe des Lebens frühzeitig zuſammengeſchrumpft, als alte welke Frauen umher. Der Gutsherr ſteht oft ſinnend vor der langen Reihe dieſer Kränze, und die Mißernten und geſegneten Jahre, welche durch ſie bezeichnet ſind, gleiten in ſeinem Geiſte vorüber; Gutes wie Böſes das ſeit dem erſten halb zuſammengefallenen Erntekranz bis auf den letzten der vorne in friſcher Farbe prangt, vom Himmel beſchieden, tritt aus der Erinnerung hervor. Damals war er ein junger lebensfroher Mann der kaum einige Wochen vorher die Braut in das neu übernommene Gut eingeführt hatte; jetzt iſt er ein ſilberhaariger Greis der ſchon daran denkt dem älteſten Sohn die Verwaltung der Herrſchaft abzutreten. Dieſe Erntekränze auf der Flur ſind mit ihren Blumen und Beeren eine Art Chronik für die Güter.

Der Bediente hat nun einige Flaſchen Bordeauxwein und einen Teller mit Gläſern herausgebracht und jedem der Knechte und Mädchen ein Glas gereicht. Es wird auf die Geſundheit der Herrſchaft mit vielem Wohlgefallen geleert, dann zieht der Schwarm unter Jubel wieder davon.

Der Milchkeller iſt jetzt ausgeräumt und zum Tanzſaal umgewandelt. Eine von Tonnen und Brettern kunſtlos erbaute Tribüne iſt das Orcheſter. Gleich die erſten Töne wirken elektriſch auf die Beine der Jugend. Eng umfaßt drehen ſich die Paare im ſchnellen Walzer oder im langſamern »Lang-Engliſch«, einer Art von Galopp. Welche kräftige Sprünge macht der Tänzer, wie ſchlägt er vor Luſt mit den Füßen hintenaus, daß man die blanken Nägelköpfe der Sohle zählen kann, wie feſt umſchlingt ſein rechter Arm die hohe, beinahe unter der Bruſt beginnende Taille der Tänzerin, während die linke Fauſt die nicht viel kleinere Hand derſelben drückt, in welcher ein weißes Taſchentuch mit bunter eingewirkter Kante zum »Staat« flattert. Iſt auch der Pfeifer ſeinen Kollegen um zwei Takte voraus, kann der Schneiderlehrling der den großen, tiefſtönenden »Brummbaß« ſtreicht, auch nicht ſchnell genug folgen, hat »Jochen« auch den Rhythmus des Walzers nicht recht in den Beinen und tanzt immer »Lang-Engliſch«, wird »Lieſch« auch wohl mal von dem nachfolgenden Paar auf den durch derbes Rindleder ziemlich geſchützten Fuß getreten: was thut das Alles, wie könnte durch ſolche Kleinigkeiten die Luſt im geringſten geſtört werden! Gegen Abend, wenn Lichter und Thranlampen das Lokal erhellen, ſteigert ſich noch die Fröhlichkeit, vermehrt ſich die Zahl der Anweſenden. Mancher den am Nachmittage noch verſchiedene Geſchäfte abgehalten haben, erſcheint jetzt. Gäſte aus der Nachbarſchaft, die Verwandte oder einen »Brügam« oder eine »Bruut« auf dem Hofe haben, kommen herbei. Auch die Honoratioren der Beitiſchſtube ſind jetzt zum Tanzen erſchienen. Der Kutſcher und der Reitknecht in den weißen Lederhoſen, in den blanken Stülpſtiefeln und mit reinen Reithandſchuhen, der Jäger in hellgrünem Frack und langen grauen Pantalons mit grünen breiten Streifen verziert, der Gärtner, der Meierknecht, die Müller- und Schmiedegeſellen aus dem Dorfe in ihren langen hellgrauen oder dunkelblauen Röcken: wer kann ſie alle charakteriſiren! Und gar die Tänzerinnen, die Hausmädchen und Kammerjungfern aus dem Herrenhauſe und die Schmiede- oder Müllertöchter in den weißen Kleidern oder den bunten Merinoüberröcken, leichte Florettücher um den Hals, mit den ſchwarzen Seidenſchürzen, dem hohen Kamm von nachgemachtem Schildpatt in den zierlich friſirten Haaren: welche Feder könnte deren Reize genügend ſchildern! Wie miſchen ſie ſich aber heute unbefangen in die Reihen der Tänzer, wie ſchwindet am Erntebier jede Abſonderung die ſie ſonſt ſo gern von den »Butendierens« bewahren. Welchen Neid erregt aber ihr feinerer Anzug, ihr leichteres Tanzen nicht oft unter den Schönen des Dorfes, wie wünſcht man im Innern des Herzens eben ſolche Vorzüge zu beſitzen wenn man ſich auch vielleicht äußerlich mit den Gefährtinnen »über der ſienen Stadtdierns« luſtig macht.

Gegen Abend erſcheint auch die geſammte Familie des Gutsherrn mit allen Gäſten im Tanzlokal und wird durch einen lauten Tuſch empfangen. Eine kleine Pauſe tritt ein, während der »gnädig Herr« und die »gnädig Fruu« und die »Frölens« zwiſchen den Leuten umhergehen und ſich mit ihnen über ihre Verhältniſſe unter-

Digitized by Google

halten. Endlich faßt der älteſte Pferdeknecht ſich ein Herz, macht einen tiefen Bückling, ſcharrt mit dem linken Fuß hintenaus, ſtammelt einige unverſtändliche Worte in denen er die Gutsherrin oder, iſt dieſe zum Tanze ſchon zu alt, die älteſte »Frölen« zum Tanze auffordert. Stets wird dies angenommen, denn in dieſem Falle würde ein Ausſchlagen die Leute hart kränken. Die übrigen Knechte folgen ſeinem Beiſpiele und engagiren die übrigen Damen. Die Herren der Geſellſchaft, den Gutsherrn an der Spitze, ſuchen ſich die hübſcheſten Bauermädchen zum Tanze aus. Die »Muskanten« fideln und flöten und blaſen und ſtreichen mit verdoppelten Kräften und im raſchen Walzer drehen ſich die ſonderbaren Paare, die zarte Edelfrau im Arm des grobknochigen Großknechts, die ſtämmige Viehmagd in dem des zierlichen Kammerjunkers aus der Reſidenz. Gewöhnlich wird der Tanz ſo eingerichtet daß mit den Paaren gewechſelt wird, ſo daß alle Leute bis auf den Schweinehirten herab die Herrin einige Minuten im Arm führen. Von dieſer Sitte wird ſelten eine mecklenburgiſche Gutsherrſchaft abgehen, am wenigſten wenn ſie ſchon lange im Lande wohnhaft und von Adel iſt. Wir ſahen wiederholt die vornehmſten Frauen, die Zierden der erſten Hofgeſellſchaften Deutſchlands, es nicht verſchmähen, am Erntefeſte einige Augenblicke mit dem letzten Knecht auf dem Hofe zu tanzen.

Die Damen des Herrenhauſes, denen auf die Länge die Atmoſphäre im Milchenkeller doch etwas beſchwerlich fällt, ziehen ſich bald wieder zurück; der männliche Theil, beſonders die jüngere Welt, weilt länger dort bei den hübſchen, verſchämt die klaren Augen bei jeder Schmiechelei zu Boden niederſchlagenden Schmiede- oder Müllertöchtern. Die Fröhlichkeit dauert indeß ununterbrochen fort, immer glühender werden die Geſichter, immer lebhafter die Bewegungen. Jetzt kommt zum Ergötzen aller Umſtehenden der beliebte »Küſſedanz« an die Reihe, wo jeder Tänzer bei Vollendung einer künſtlichen Tour ſeiner Tänzerin einen Kuß zu geben das Recht hat. Die Damen der »Beitiſchſtube« halten es für ihre Pflicht, ſich hierbei anfänglich etwas zu ſträuben und zu zieren, ſehen es aber endlich doch recht gern, wenn der ſchlanke Jäger ihnen ſtatt des einen vorgeſchriebenen gleich mehrere feurige Küſſe verabreicht.

In den Nebengemächern iſt das Büffet aufgeſchlagen, zu dem Jeder ungehinderten Zutritt hat. Feines Weizenbrot, Butter in großen Schaalen geknetet, mehrere rieſige Leibe ſelbſtbereiteter Käſe, ſchöne roth und weiße Schinken, ein halbes Tönnchen guter norwegiſcher Heringe, bilden die Speiſen denen in den Tanzpauſen von Allen tüchtig zugeſprochen wird; die vollen Bierfäſſer und ſtets friſchgefüllten Branntweinflaſchen ſpenden die dazu nöthigen Getränke. Behaglich hat die ältere Männerwelt ſich hier niedergelaſſen, im eifrigen Geſpräch ihr Pfeifchen »Bierſchillingstabak« ſchmauchend. Hier wird ernſthaft über die Eigenſchaften des Schweines geſprochen, welches ſich »Hinrick Klaman« kürzlich erfunden; dort prüfen einige Gutſchmecker die Qualität des Herings und behaupten, der vom »Kopmann Bauch up der Mark« wäre noch ſchärfer geſalzen. Sogar die Politik wird in den Kreis der Unterhaltung gezogen und »wat de Bonaparte doch förn Kierl wäſt wier« und »ob de Türk wohl noch ſo vähl Mienſchen todt maken deht«, wird hin und her erwogen. Einige die früher Soldaten waren, erzählen, wie kalt es in Rußland geweſen und welch' guten Wein ſie in Frankreich getrunken; Andere, einer ſpätern Generation angehörend, ſprechen von der großen Parade in Ludwigsluſt und wie der Major von dem Gardebataillon ſo ſchön hätte kommandiren können. Das Alles wird mit gleicher Andacht von dem Zuhörerkreiſe angehört. An einem andern Tiſch iſt eine Kartenpartie; hier wird mit kaum mehr erkennbaren Blättern das beliebte »Schafskopp« ſpielt. Mit welch kräftigem Schlage wird aufgetrumpft; wie zittern oft Flaſchen und Gläſer beim Aufhauen mit der breiten Fauſt auf der Tiſchplatte! Dazwiſchen wieder die Klänge der Muſik, das Jauchzen und Lachen aus dem Tanzſaal, das Flüſtern und Küſſen der einzelnen umherwandelnden verliebten Paare, die oft Scheunen und Ställe aufſuchen, um dort auf weichem Stroh in ungeſtörter Einſamkeit mit einander zu koſen.

Im Geſellſchaftsſaal des Schloſſes geht es, wenn auch gemäßigter, doch nicht minder fröhlich zu. Ein reich beſetztes kaltes Abendeſſen, — denn am Erntefeſt des Abends die Köchin in die Küche zu bannen, wäre grauſam, — zahlreiche Flaſchen feinen Bordeaux, eine lieblich duftende Bowle Ananascardinal, ſtehen auf dem Kredenztiſch, die Hungernden und Dürſtenden zu erquikken. Man bedient ſich ſelbſt, denn auch die Diener nehmen Theil am Tanze im Keller. Die gefällige Hausfrau oder ſonſt eine ältere Dame ſpielt auf dem Wiener Flügel die neueſten Walzer von Strauß oder Lanner und im raſchen Tanze wirbelt die muntere Jugend, die ſchlanken Lieutnants oder Kammerjunker aus der Reſidenz, die jungen als Schiegersöhne ſo ſehr begehrten ledigen Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft mit den roſigen Fräuleins. Die älteren Herren ſpielen eine hohe Partie l'Hombre oder erwägen ob wohl die Kornpreiſe für den nächſten Winter herausgehen, und welchen

Digitized by Google

Einfluß die Peelſche Kornbill auf die mecklenburgiſchen Verhältniſſe ausüben werde.

Der Tanz dauert bis zum hellen Morgen fort, wo endlich auch die Unermüdeſten das Lager ſuchen. Der andere Tag iſt faſt gänzlich für die Arbeit verloren, ſo ſehr auch der Inſpector in den Bart brummt. Ein ganzes langes Jahr muß aber auch ſolch Erntebier in der Erinnerung der Dorfleute vorhalten, ein Jahr nachher wird darüber geſprochen, ein Jahr vorher ſich darauf gefreut. Bei ſchwerer Arbeit in der Hitze des Auguſt, wenn der verwöhnte Städter kaum einen Gang unternehmen mag, in dunkler eiſiger Winternacht, wenn die auf ihren Sattelpferden halberfrornen Knechte mühſam die ſchweren Wagen mit Weizenſäcken durch die faſt grundloſen Wege nach Roſtock fahren, hält die Ausſicht auf das »Darnbier« ſtark und muthig. Dreihundert Arbeitstage wiegt ein einziger Feſttag auf.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Wien, im Juni.

[Die italieniſche Oper; Gaſtſpiele im Theater an der Wien und im Burgtheater; Hebbel's Diamant; der Salon; ein Bruder von H. Heine.]

Der Frühling lockt mit tauſend Stimmen über Land zu ziehen, und wer nur immer kann folgt ſeinem Rufe. Nach dem Frohnleichnamsfeſte beginnt hier jährlich eine Völkerwanderung; Alles flüchtet ſich in die reizenden Umgebungen deren ſich unſere Stadt erfreut. Was wir an öffentlichem Leben beſitzen, nämlich Theater und gemeinſame Vergnügungen, das erlahmt dann alljährlich und die Theaterkaſſen müſſen insbeſondere alle Magnete aufſuchen um nur nicht als Gegenbeweis zu Torricelli's phyſikaliſchem Satz zu gelten. Italia's ſüße Zunge läßt ſich im Opernheater hören, aber außer dem Schmelz der Stimme der Tadolini, dem tiefen, herrlichen Alt der Angri regt nichts zu einer höheren Theilnahme an. Zudem iſt das Repertoir der dießjährigen Stagione erſchreckend leer und troſtlos. Verdi führt das Scepter; Verdi, den die Natur nur deßhalb zum Componiſten erſchaffen zu haben ſcheint, um zu zeigen wie ein Componiſt nicht ſein ſoll. Was iſt aus Italien geworden, von wo aus einſt die römiſche Kraft durch ihr Auftreten unſerem Ball ein Erdbeben verſetzte, wenn man zugeben muß daß dieſer Verdi in ſeiner bedeutungsloſen, ſchwächlichen Manierirtheit den Charakter ſeiner Nation repräſentirt. Außerdem läßt ſich Salvi über ſeine Opernneuigkeiten Armuthszeugniße ausſtellen und Donizetti's ſüßliches Tongewirre ſchwirrt häufig vorüber; mitunter regt ſich auch der Schwan von Peſaro. Dies iſt unſere italieniſche Saiſon, welche nirgends im Volke Wurzel faßt und nur durch die Ariſtokratie jährlich erhalten wird. Daß eines der erſten deutſchen Opern-Inſtitute beinahe die Hälfte des Jahres mit italieniſchen und franzöſiſchen Vorſtellungen die Abende füllt und auch während der deutſchen Saiſon nur der Unterſchied beſteht daß ſtatt des italieniſchen Textes ein deutſcher gewählt wird, iſt eine alte Klage und läßt ſich nur durch den Umſtand begreifen daß der Director ſelbſt ein Italiener iſt. Bei ſolchen Zuſtänden bemüht ſich Hr. Pockorny, Director des Theaters an der Wien, mit ziemlich kümmerlichen Mitteln eine deutſche Oper zu Stande zu bringen. Seine Oper friſtet ſich faſt einzig und allein durch Gäſte. In den letzten Tagen hörten wir Frln. Caroline Meyer aus Leipzig, Frau Stöckl-Heinefetter und Hrn. Formes vom Kärnthnerthortheater als Gäſte, welche alle ſehr gefielen. Der Beifall welchen Frln. Meyer erhielt, war um ſo ſchwieriger zu erobern, als ſie in Rollen unſerer ausgezeichneten Haſſelt-Barth debütirte. Auch ſonſt überwiegt dermalen das muſikaliſche Intereſſe vor den übrigen Neuigkeiten, ſowie es überhaupt für unſere verſchwommenen Bildungszuſtände bezeichnend iſt daß eine Kunſt, welche bei aller Tiefe, deren ſie bisweilen fähig iſt, dennoch weniger das ideelle als das Gemüthsleben des Menſchen berührt, hier am tiefgreifendſten in der Wirkung iſt. — Der hieſige Männergeſangverein veranſtaltete dieſer Tage ſeine erſte Sängerfahrt. Die Tour ging über das Kahlengebirge und eine Maſſe von Zuhörern begleitete die wackern Sänger; es war ſehr anregend die heitere Schaar in der ſchattigen Kahle des Waldes zu belauſchen und Geſänge ſo präcis vorgetragen zu vernehmen, wie ſie nur im Salon ertönen. — Im Burgtheater bereitet man die Aufführung von „König René's Tochter" vor Ich ſpare mir mein Urtheil für einen nächſten Brief auf und beinahe möchte ich es, da Hemſief Hertz ſchon ſo viele Kränze erhielt, bei meinem friedlichen Naturell lieber verſchweigen. Duft! Duft! nichts als Duft rühmt man von dieſer Dichtung. Ich geſtehe daß mir der Duft ſelbſt in der Lyrik nicht lieb iſt und erſt im Gipfelpunkt aller Kunſt, im Drama, liebe ich vollends nur das Gempacte, gut feſten Geſtaltung Durchgedrungene. Oder kann denn eine Dichtung nicht zart und lieblich und doch dabei vom ſtrengen Ernſt der Kunſt umgränzt ſein? Mit welchen feinen Fäden und dennoch wie feſt und unzerreißbar iſt das Bild gewirkt welches in Romeo und Julie uns aufgerollt wird! Doch ich will erſt die Aufführung abwarten um dann den lebendigen Eindruck der dühnlichen Darſtellung mit dem durch die Lecture erhaltenen zu parallelißren. An ſonſtigen Neuigkeiten ſind wir im Burgtheater wie gewöhnlich arm. Allgemeine Anerkennung findet hier Hr. Wagner aus Leipzig und der Wunſch daß er für unſere Hofbühne gewonnen werde, iſt bei unſerem Mangel an jugendlichen Liebhabern ein erklärlicher. Doch vernimmt man daß Hr. Wagner in Leipzig contractlich gebunden ſei. Unſere Bühne, welche für ganz Deutſchland wichtig ſein muß, weil von ihr aus eine großartige Wirkung ausgehen könnte, würde durch ſein Engagement ſehr gewinnen, da hier ſogar Greiſe wie Hr. Korn, der in den Siebzigern (?) ſteht, noch jugendliche Liebhaberrollen ſpielen. Auch Hr. Genaſt von Weimar iſt aufgetreten, jedoch ohne ſonderlich anzuſprechen. — Von Friedrich Hebbel iſt „der Diamant" erſchienen,

Digitized by Google

auf welchen das Publikum ſchon lange geſpannt war. Der originelle Geiſt dieſes ſtrenggefügten, tiefen Dichters hat hier eine Form angenommen welche viele Leſer Anfangs befremden, aber bei genauerer Prüfung gewiß ſehr ergreifen wird. Den Hintergrund der Komödie bildeten bisher meiſtens blos verwickelte Begebenheiten und die Charaktere welche ſich bewegten, kamen ſelten in eine Situation wo der Geiſt des Lebens und die Idee ſich zeigte. Hier hat ein Dichter den Verſuch gemacht den Rahmen der Komödie zu erweitern, in ihren Umfang ein ideelles Moment von univerſaler Haltung zu ziehen. Daß dies nicht auf abſtracte Weiſe geſchehen, dafür bürgt die geſtaltende Kraft, welche Hebbel ſchon ſo oft an den Tag gelegt. Nur Schade daß der Begriff des Komiſchen durch die Hanswurſtſprünge unſerer meiſten Luſtſpieldichter bei dem größten Theil des Publikums eine triviale Färbung angenommen hat, wodurch die wahre, höhere Komik welche den Gegenſatz zur Tragik bildet, oft nicht ganz richtig verſtanden wird. Jedenfalls hat ſich die Kritik dieſes Werkes zu bemächtigen und in ihm einen ideellen Fortſchritt in der komiſchen Literatur, ſowie eine poetiſche That von tiefer Bedeutung zu begrüßen. Ueberhaupt iſt Hebbel in neueſter Zeit ſehr thätig und es dürften, wenn man dem Vernehmen trauen darf, nächſtens noch mehrere andere größere Werke von ihm erſcheinen. Hoffentlich wird ſich auch die Bühne nicht mehr ſo ſpröde gegen ſeine Dichtungen zeigen. Dem neuen literariſchen Unternehmen Sigmund Engländer's, dem „Salon", welchem Publikum und Kritik bereits eine ſehr lebhafte Theilnahme zugewendet hat, will ſich Hebbel mit nunmehr brochener Wirkſamkeit zuwenden. Das erſte Heft dieſer periodiſchen Schrift, welcher man eine ſchöne Zukunft prophezeien kann, enthält zwei Novellen von ihm und kürzlich brachte ein hieſiges Blatt die Notiz daß auch ein dramatiſches Werk von Hebbel im „Salon" erſcheinen werde. Auch die übrigen erſten poetiſchen und literariſchen Kräfte, welche wir hier beſitzen, haben ſich dieſem Unternehmen zugewendet; das erſte Heft welches ſo eben ausgegeben wurde, enthält außer einigen Mittheilungen des Herausgebers noch intereſſante Beiträge von Bauernfeld, L. A. Frankl u. A. Für die nächſten Hefte liegen den öffentlichen Anzeigen gemäß Beiträge von Grillparzer, Halm, Stifter, Zedlitz, A. Grün, Betty Paoli, Hammer-Purgſtall, Helbein, Deinhardſtein und vielen anderen der beſten Schriftſteller zum Theil bereit, zum Theil in ſichrer Ausſicht. Man verſpricht ſich allgemein hier eine Vereinigung unſerer Literaturkräfte, welche ſich bei dem ſchwächlichen Zuſtande unſerer periodiſchen Preſſe ganz von derſelben zurückgezogen haben. Das Talent des Herausgebers bürgt für eine gediegene, taktfeſte Leitung. — Endlich erhält auch Wien ein Fremdenblatt, welches man bisher ſchmerzlich vermißte, weil die Wiener Zeitung nur Perſonen, in welchen ein hochadeliges Blut rollt, anzeigte und wohl jedes Gräfchen aber nicht Männer wie Uhland in ihren Anzeigen vorkamen. Die Conceſſion zur Herausgabe dieſer Fremdenzeitung erhielt Guſtav Heine, ein Bruder des modernen Lieblings der Grazien. Derſelbe ſtand lange Zeit in öſtreichiſchen Militärdienſten und lebt in ſehr günſtigen Umſtänden gegenwärtig in dem Kurorte Baden. Er hat auch einige Luſtſpiele geſchrieben, welche bisher noch nicht gegeben (ich hätte beinahe in meiner boshaften Laune geſchrieben: durchgefallen) ſind. †.

Aus Prag.

[Fürſt Lamberg und Fürſt Schwarzenberg auf dem Landtage.]

Fürſt Lamberg war es der auf dem Prager Landtage die Erleichterung der Preſſe beantragte. Er wies in ſeinem Vortrage auf die frühere Petition der Schriftſteller in Wien hin, welchen ſich auch Männer der höheren Ariſtokratie wie Fabius Graf Purkler Erzbiſchof von Erlau und Fürſt Friedrich von Schwarzenberg angeſchloſſen hatten. Von dieſem letzteren wurde an die böhmiſchen Stände der Antrag geſtellt, dem Helden von Aſpern als ehemaligem Generalcapitän des Königreiches ein Denkmal zu errichten. Ich bin in den Stand geſetzt, Ihnen die nachträglich getruckte Rede mitzutheilen die Fürſt Schwarzenberg zur Begründung ſeines Antrages hielt.

„Wir begrüßen wieder in unſerer Mitte jene unſere verehrten Herrn Mitſtände, welche, indem ſie dem erlauchten Helden, mit welchem eine der glänzendſten und ritterlichſten Erſcheinungen des Jahrhunderts zu Grabe getragen wurde, die letzten Ehren erwieſen, und hiermit ein Werk tief empfundener und allgemein getheilter nationaler Pietät erfüllt haben, indem ihre Anweſenheit bei der Beſtattung Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Karl als der Ausdruck der Geſinnungen der geſammten böhmiſchen Stände angeſehen werden kann. — Es ſei mir erlaubt, an dieſes Ereigniß eine Betrachtung und einen Vorſchlag anzureihen, deren Berückſichtigung ich mich unterfange Hochdenenſelben zur weiteren Entſchließung zu unterlegen. — Das Königreich Böhmen nannte den verewigten Helden, den Sieger von Anderg, Calbiero und Aſpern, mit Stolz ſeinen Generalcapitän, — eine Würde die ausſchließlich er bekleidete, und dem Königreiche Böhmen allein zukam. Auf ſeinen Ruf ordneten ſich in dem unvergeßlichen Jahre von 1809 die Schaaren welche freudig Hand und Heſ verließen, Gut und Blut einſetzten, Feder und Meißel, den Pflug und die Werkſtätte mit der Muskete und dem Feldlager vertauſchten, um gefeget von ihren Eltern, begleitet von den Wünſchen ihrer Landsleute, den Kampf gegen die übermächtigen Legionen des franzöſiſchen Imperators auf fernen Schlachtfeldern aufzunehmen. Sie haben ihre Aufgabe ruhmvoll zur Ehre ihres Vaterlandes gelöſt; und der weiße unbefleckte böhmiſche Löwe hat ſich auf allen Schlachtfeldern mit friſchem Roth ehrenvoll eingeſchrieben! Friede und Segen der Aſche der Gefallenen, Ehre und Dank den Überlebenden, deren ich mit freudiger Hochachtung noch einige ſelbſt in unſerer Mitte zu begrüßen mich glücklich ſchätze, ſo wie auch in dieſem Saale ſelbſt noch die Fahnen wehen, welche an jene denkwürdige Zeit erinnern. — So wenig auch Böhmen das Recht anſprechen könnte, die Glorie des Erzherzogs ausſchließlich auf ſich beziehen zu wollen, und allerdings darin nur einen gemeinſamen Antheil mit den andern, der öſtreichiſchen Krone angehörigen Völkern hat; ſo iſt es dennoch unbeſtreitbar daß außer dieſem gemeinſamen Antheil dem Königreiche Böhmen das in dem verblichenen Helden ſeinen Generalcapitän verehrte, das Recht, und ich möchte ſagen, auch die Pflicht zukommt, das Andenken an denſelben und an jene ernſten blutigen Tage, wo deſſen Name wie ein Stern in einer trüben Nacht funkelte, und in welchen unſer Vaterland feinerſeits ſich eben ſo treu und hingebend als tapfer und ausdauernd bewährte, ganz beſonders zu würdigen und zu verewigen! — Ich unterfange mich daher unmaßgeblich in Vorſchlag zu bringen: „daß die hochlöblichen Stände des Königreichs

Böhmen beschließen mögen, in den Landmarken des Königreichs, seinem gewesenen Durchlauchtigsten Generalcapitän zur Verewigung der durch seine Siege für das Land erworbenen Verdienste, und zur Erinnerung an die, in diesen Riesenkämpfen vor dem Lande entwickelten, dessen treue Anhänglichkeit an das Allerhöchste Kaiserhaus bewährenden heldenmüthigen Anstrengungen, ein Denkmal von Seiten der obbesagten Stände errichtet werde. — Denkmale sind steinerne Blätter in dem Buche der Geschichte, damit sie der Sturm der Zeit nicht verwehe. Und es ist Pflicht der Gegenwart mit eisernem Griffel auf steinernen Tafeln Namen aufzuzeichnen, welche der Zukunft als authentische Documente nationaler Ebenbürtigkeit in den Reihen der Völker und Geschlechter gelten sollen, denn — bedenken Sie es wohl, hochlöbliche Stände, — keine gedeihliche Zukunft blüht einer Gegenwart, welche ihre Vergangenheit vergißt, — anzuerkennen versäumt, — oder verläugnet! — Hochlöbliche Stände! indem wir diese Pflicht der Pietät erfüllen, werden wir auch das Andenken an jene Zeit erhalten, welche, und zwar allerdings mit großer Selbstaufopferung den Satz bethätigt, daß es Gelegenheiten geben könne, in welchen die böhmischen Stände auch noch einen andern Wirkungskreis auszufüllen vermögen, als jenen, der sich auf den Raum dieses Saales beschränkt. Und wenn die innigste Anhänglichkeit und unverbrüchlichste Treue für das Allerhöchste Kaiserhaus nirgends und von Niemanden offener, aufrichtiger und kräftiger ausgesprochen werden kann als in diesem Saale; so wird auch außerhalb desselben überall, allenthalben, und gegen Jedermann, die That, um den Sinn der Worte zu bekräftigen bereit sein.“

Der Antrag wurde mit absoluter Mehrheit angenommen.

△.

Aus Berlin, d. 10. Juni.

[Die ständische Kritik des Patentes, die Anleihen, die neuen Papiere der Bank, die Ostbahn, der König.]

Unsere letzten Landtagsereignisse, welche und die Allgemeine Preußische Zeitung getreulich und wörtlich vorführt, bilden den Gipfel dieser großen ständischen Durchgangsperiode Preußens, und schließen die Bewegungen des ersten Vereinigten Landtags zu einem entschieden abgerundeten politischen System zusammen. Wer wußte nicht längst daß ein solches in dem Bewußtsein der Nation fertig war? Wer dachte aber daß es schon die Stände des Patents vom 3. Febr. sein möchten, welche dasselbe zu einer durchgreifenden Entscheidung und zu einer auf die verbrieften Rechte der Nation sich begründenden Rechtsstellung bringen würden! Dies ist geschehen, und zwar nicht wie bisher in den Formen mißliebiger Presse, oder, wie man so gern hat glauben wollen, als bloßes Journalistenkunststück, als frivole Tendenzlei der Zeit, als Oppositionchen einiger Judenjungen: sondern es ist geschehen in der Mitte einer Versammlung, die im Grundbesitz und in den industriellen Elementen des Staats überwiegend wurzelnd, mit großer Mäßigung und Selbstbeherrschung in ihren Verhandlungen vorgeschritten und jetzt bei Resultaten angelangt ist, in denen sie der Nation und ihren Vertretern den durch sich selbst bestimmten Rechtsboden eröffnet hat. — Die ständische Kritik des Patents vom 3. Februar ist in den Sitzungen der Dreiständekurie vom 4. und 5. Juni auf die umfassendste und folgenreichste Weise zu Ende gebracht worden. Diese beiden Sitzungen haben für Preußen eine unabweisbare historische Bedeutung, wie wenige thatsächliche Ereignisse in der Geschichte unseres Staates. (Siehe Allgemeine Preußische Zeitung.) Über die periodische Einberufung des Vereinigten Landtags, die allein seinen rechtsgültigen und nationalen Charakter constituiren kann, über die Wahlen der Ausschüsse und der Staatsschuldendeputation, sind in jenen Verhandlungen Beschlüsse gefaßt und Entscheidungen getroffen worden, welche die ganze ständische Principienfrage mit einem einzigen Schlage zur Lösung gebracht haben. Man war längst davon überzeugt, und man konnte es aus allen Symptomen und Lebenszeichen schließen, welche die ständische Principopposition bisher an den Tag gelegt hatte: daß für die Wahlen der Ausschüsse und der Staatsschuldendeputation, als die Einheit und innerste Lebenskraft des ständischen Körpers beeinträchtigend und zerstückelnd, sich keine Majorität in der Versammlung finden würde. Aber man glaubte noch nicht daß die Ablehnung dieser Wahlen mit einer so allseitigen Freiheit und Reife des politischen Bewußtseins erfolgen würde, wie dies in den Sitzungen vom 4. und 5. Juni geschehen. Dazu kam der schneidende Hinblick auf die letzten Finanzoperationen des preußischen Staats, der besonders durch den Hansemann'schen Antrag veranlaßt wurde: daß unter Berufung auf die Bestimmungen des Staatsschuldengesetzes von 1820, für die seit jener Zeit unter irgend einer Form bewilkten Geldanleihen die nachträgliche Genehmigung der Stände eingeholt werden möge. Dies führte auch zu einer in ihrem Verlauf höchst merkwürdigen Debatte über die letzte vielbesprochene Notenausgabe der Berliner Bank, deren Naturgeschichte und Physiologie mit einer ungemein anatomischen Schärfe geliefert wurde. Für den Credit der erwähnten neuen Geldpapiere ist diese Sitzung eben nicht vortheilhaft gewesen, noch weniger aber wäre dies der Fall geworden, wenn man sie für eine heimliche erklärt hätte, was Anfangs in der Absicht des Landtagscommissärs gelegen. Das Publikum muß nun freilich aus diesen Verhandlungen (aus der Allgemeinen Preußischen Zeitung) erfahren daß zwei Staatsminister diesen neuen Berliner Banknoten alle Sicherheit abgesprochen, indem der Finanzminister von Duesberg erklärte, der Staat habe keine Garantie dafür übernommen, der Justizminister Uhden aber eingestehen mußte daß er seinen eigenen Gerichtskassen die Annahme dieses Papiers verboten habe! — Als der Schlußstein dieser finanziellen Opposition der Stände erscheint aber die Verwerfung einer Staatsanleihe für die ostpreußische Eisenbahn, welche in der Sitzung vom 8. d. entschieden wurde. So wäre denn nach allen Seiten kein Zweifel mehr deshalb übrig, wie die aus dem Patent vom 3. Februar hervorgegangenen Stände ihre nationale Aufgabe begriffen und zur Geltung zu bringen gewußt haben. Die Berathung über die Verwandlung der Mahl- und Schlachtsteuer in eine Einkommensteuer, welche die Stände in dem gegenwärtigen Augenblick beschäftigt, wird auch schwerlich ein mit der Regierungsvorlage übereinstimmendes Ergebniß herbeiführen. So sehr auch die Einkommensteuer von einem Theil der Presse befürwortet wurde, so herrscht doch hier in Berlin jetzt eine große Besorgniß vor Einführung derselben, da man unvermeidliche Eingriffe in die persönliche Freiheit und in das Innerste des Hauses damit verbunden glaubt. Auch werden die Stände wahrscheinlich schon aus dem

Digitized by Google

Grunde nicht für dieſe Steuer ſtimmen, weil von derſelben vorauszuſehen daß ſie die Staatskaſſen bedeutend füllen wird, ohne daß durch die Abſchaffung der Mahl- und Schlachtſteuer den unteren Klaſſen der Geſellſchaft eine beſondere Erleichterung gewährt würde.

Die Hauptfrage aber, bei welcher man jetzt mit der größten und innerſten Spannung verweilt, iſt die: welche Stellung wird der König nunmehr zu den Ständen einnehmen, und inwiefern wird er, nach der feſt ausgeſprochenen Anſicht über die Rechte der Krone, die Hand dazu bieten können, um die von den Ständen geübte Kritik des Patents in beſtimmte und poſitive Staatsformen übergehen zu laſſen? Welches werden die Wandelungen der preußiſchen Bureaukratie ſein welche jetzt die nachhaltigſten Schläge und Erſchütterungen erfahren hat, und wird man zu Dem, was letzthin der rheiniſche Abgeordnete Meviſſen andeutete, der Landtagscommiſſar aber mit vielbezüglichem Spott zurückwies, ſeine Zuflucht nehmen müſſen, nämlich die Räthe der Krone künftig auch aus den wirkſamſten Rednern der Ständeverſammlung zu wählen? — Man gewahrte den König geſtern Nachmittag im bunten Gewühl des Gorſe. Er ſah heiter und lebendig angeregt aus. Die Entſchlüſſe, die jetzt von ihm ausgehen werden, ſind die wichtigſten, die ſeit Jahrhunderten für das Schickſal Preußens gefaßt worden. In der Ablehnung der Wahlen für die Ausſchüſſe und die Deputation ſoll man höchſten Orts nur untergeordnete Formfragen erblicken, auf die kein großer Werth gelegt wird. Dagegen ſoll die Ablehnung der Anleihe für die große Oſteiſenbahn den König ſchmerzlich berührt haben. Aus den Mitteln des Staatsſchatzes wird ſie nicht gebaut werden. Aber ſie ſollte eine großartige Anlage gleich den coloſſalen Bauwerken alter Zeiten werden, und den königlichen Ruhm auch auf dieſem Gebiet verbreiten. (✠).

Aus Weſtfalen.

[Der chriſtliche Staat und die Verhandlungen des vereinigten Landtags.]

Die Frage, ob in einem chriſtlichen Staate Nichtchriſten volle politiſche Berechtigung genießen ſollen, iſt neuerdings der Gegenſtand lebhafter und intereſſanter Debatten in der zweiten Kurie der vereinigten preußiſchen Landſtände geweſen und wird es vorausſichtlich noch öfter ſein. Die Anträge welche dahin gehen daß die Wählbarkeit zu ſtändiſchen Abgeordneten an kein beſtimmtes Glaubensbekenntniß gebunden werde, die Rechte der Juden und Diſſidenten weitere Ausdehnung erhalten mögen, ſprechen eine Forderung der Humanität aus, welche immer dringender und unabweislicher ſich geltend macht. Sie werden dafür auch bei uns, ſoweit ſie jetzt die erforderliche Majorität in beiden Kurien nicht erlangen, künftig gewiß, nicht durch neue, ſondern durch die alten, unwiderlegten Gründe immer größeren Umfang gewinnen, und ſollte es noch immer verfaſſungswidrig ſein ſie zu wiederholen, ſo dürfte doch die Zeit kommen wo die Regierung ſelbſt die Initiative ergreifen müßte zu Maßregeln, welche ſie jetzt auch der einſtimmigſten Bitte ſchwerlich zugeſtehen würde.

Die Idee des chriſtlichen Staates iſt es, mit welcher jetzt noch jeder Verſuch zurückgewieſen wird die Rechte der Nichtchriſten oder der nicht anerkannten Chriſten zu erweitern. Auch in dieſen Tagen wurde von der Miniſterbank aus jene Idee geltend gemacht und behauptet, man könne nur in dem Bekenntniß zum Chriſtenthum, als derjenigen Religion in welcher die Lehre der Liebe am reinſten und nachdrücklichſten ausgeſprochen iſt, die nöthige Garantie für vollkommene Bürgertugend finden. Gewiß gibt es keine ſichrere Garantie für die rechte patriotiſche Geſinnung, wie ſie vor Allem den Vertretern des Volkes eigen ſein ſoll, als eben das wahre Chriſtenthum, d. h. ein von Chriſti Lehre und Wandel durchdrungenes und erfülltes, nach ſeinem Vorbilde geregeltes Leben. Wo aber haben wir eine äußere Garantie für ein ſolches chriſtliches Leben, eine ſolche chriſtliche Geſinnung? Doch wohl nicht in der Taufe und dem Bekenntniß? Das wird Niemand mehr behaupten mögen. Wohl aber wird für die Ausſchließung Andersgläubiger angeführt, es laſſe ſich von einem in der chriſtlichen Kirche Erzogenen eine ſolche Geſinnung im Allgemeinen eher vorausſetzen als von einem Anderen. Und doch iſt auch dies eine zu gewagte Behauptung. In unſern weſteuropäiſchen Staaten iſt das Chriſtenthum inſofern wirklich ſeit vielen Jahrhunderten die herrſchende Religion geworden, als chriſtliche Moral und chriſtliche Ideen die ganze Volksbildung durchdrungen haben, ſo daß ſein dem Volke im weiteſten Sinne Angehöriger ſich ihnen ganz entziehen kann, wäre er auch mit dem Dogma der chriſtlichen Kirche zerfallen oder nie in demſelben unterwieſen worden.

Die Juden, deren altes Sittengeſetz ohnehindem chriſtlichen zum Grunde liegt und faſt nur durch das minder erhabene Motiv ſich von demſelben unterſcheidet, haben längſt angefangen, eine veredelte, aus der chriſtlichen Liebeslehre abſtrahirte Moralphiloſophie ſich anzueignen, ſie haben aufgehört die chriſtlichen Mitbürger als Fremde, als Feinde zu betrachten, ſie werden uns immer mehr als Volksgenoſſen lieben lernen, ſie mehr wir ſie als ſolche behandeln. Die Deutſchkatholiken und Freievangeliſchen, wenn gleich nach dem Ausſpruch der Mutterkirchen nicht mehr auf chriſtlichem Boden ſtehend, nennen ſich nicht nur Chriſten und behalten die chriſtliche Sittenlehre unverändert bei, ſondern machen die thätige Nächſtenliebe faſt noch mehr zur Hauptſache als dies bei den anerkannten Chriſten geſchieht. Endlich ſelbſt Diejenigen welche neueren Philoſophemen folgend, das Chriſtenthum ganz verwerfen, ſind nicht nur durch chriſtliche Ideen geiſtig genährt und gehoben, ſondern erkennen auch praktiſch dieſelben Grundſätze an, welche uns die Kirche zur Regel des Lebens macht, und zeichnen ſich zum Theil ſogar aus durch warme, aufopfernde Liebe gegen ihre Mitmenſchen und durch ſtreng ſittlichen Wandel. Der Staat läuft alſo gar keine Gefahr dabei, wenn er alle dieſe Außerkirchlichen, ſo lange ſie ſich ſonſt deſſen nicht unwürdig zeigen, an den vollen bürgerlichen Rechten Theil nehmen läßt, denn ihn intereſſirt doch von der Religion ſeiner Angehörigen, ſowie namentlich der Beamten und Volksvertreter, nur ihre Moral. Er ſollte daher nur inſofern ein chriſtlicher ſein und bleiben, als Geſetze und Verwaltung auf chriſtlicher Geſinnung beruhen und in derſelben gehandhabt werden, chriſtliche Strenge gegen ſich ſelbſt, chriſtliche Liebe und Duldung gegen Einheimiſche und Fremde Regierungsgrundſatz ſein müßte. Er ſollte jede Bevorzugung die nicht auf Bürgertugend und Bürgerverdienſt beruht, jede liebloſe Ausſchließung und Unterdrückung, jede Feſſelung des Geiſtes unmöglich machen; — er ſollte keine andere Ehre gelten laſſen, als die chriſtliche, die zugleich die rechte Bürgerehre iſt, und keine andern Mittel geſtatten dieſe Ehre zu ſchützen, als ſolche die vor dem Richterſtuhle Jeſu beſtehen

Digitized by Google

können; — er sollte endlich das kirchliche Regiment durchaus von dem weltlichen trennen und auf das rein geistige Gebiet beschränken, wo allein es segenreich wirken kann. Dann wäre er ein christlicher Staat in einem anderen, wahreren Sinne des Wortes. Zwar könnten dann auch Aristides, Sokrates, Demosthenes, es könnten Cato und Cicero, ohne sich taufen zu lassen, die höchsten Würden bekleiden und die Rednerbühne in einer Versammlung besteigen, von welcher sie bei uns jetzt ausgeschlossen wären; dadurch würde aber gewiß keine heidnische Rohheit oder Ungebundenheit Eingang finden, die christliche Civilisation nicht im geringsten gefährdet werden. — Freilich reden auch die sogenannten Feinde des Christenthums dem eben berührten Wunsche das Wort; man scheint daher, wenn man diesen ausspricht, mit Jenen gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber unter Denen die Staat und Kirche von einander trennen wollen, sind weniger wahre Feinde des Christenthums, als unter ihren Gegnern sich falsche Freunde desselben befinden.

Der wahrlich, welcher zuerst die unsichtbare Kirche Christi mit weltlicher Macht bekleidete, war ein Judas der den Herrn durch einen Kuß verrieth. Jesus wollte ja sein Reich für diese Welt gründen, und die ihm nachfolgten, wollten nicht herrschen, sondern dienen, nicht äußere Ehre, sondern durch Schmach und Mühsal die Krone der Gerechtigkeit erwerben. Seine Lehre herrschte am reinsten und gewaltigsten über die Geister ihrer Anhänger, so lange sie nicht Staatsreligion war; die Zeit ihrer Erniedrigung war die Zeit ihrer Herzen und Märtyrer. So ist also auch nicht zu befürchten daß das Ansehen und der Segen des Christenthums verlieren sollte durch Lostreißung von der politischen Autorität, mit welcher es seit Constantin in ein unnatürliches Bündniß gezwängt worden ist. Staat sowohl wie Kirche werden sich bei dieser Trennung im Gegentheil besser stehen und durch dieselbe an wohlthätigem Einfluß auf einander nur gewinnen. Sobald der Heuchelei die mächtigste Teufelsader durchschnitten, die Priesterschaft unschädlich gemacht, der Überhebung einer Kirche, einer confessionellen Fraction gegen die andere kein Vorschub mehr geleistet, die verbitternde Zurücksetzung und Ausschließung der Juden aufgehoben wird, so nähern sich die politischen Vereinigungen sowohl wie die Religionsgesellschaften weit mehr dem Ideale brüderlicher Gemeinschaften die sich auch unter einander nicht abstoßen, sondern nach und nach assimiliren, sich als Theile eines großen Ganzen, der Menschheit, betrachten. Nur auf solchem Wege aber kann die Lehre Jesu ihre alte Kraft wieder siegreich bewähren, die Völker zu versammeln zu Einer Heerde und unter Einem unsichtbaren Hirten. ?.

Aus Hamburg.

[Louise Aston.]

„Aus dem Leben einer Frau" ist der Titel eines Büchelchens zu dem sich Louise Aston als Verfasserin bekennt. Es schildert das Leben einer hartgeprüften Unschuld. In einer altertümlichen Pfarrerwohnung hat das Mädchen das Licht der Welt erblickt, aber der Geist der Idylle fehlt dem ländlichen Aufenthalt, der Geist der Industrie und des Schachers ist bis in die Dorfpfarre gedrungen. Der Vater sagt ihr: heirathe den reichen Engländer Oburn, er macht Dein Glück! — „Was! erwiedert sie, ich lasse mich nicht verhandeln gegen schnödes Gold!" — Er setzt ihr auseinander wie er aus Liebe geheirathet und nicht glücklich geworden; nur die Zauberfalbe Abdallah's mache glücklich. — Sie widersetzt sich, sie trotzt. Da wird der Alte wild, schreit: „Bist Du nicht meine Creatur?" und flucht ihr. Eine thränenreiche Scene folgt; sie wird die Frau des Engländers Oburn. Hr. Oburn ist ein Fünfziger, „klein und fett, mit einem würdevollen Hängebauch, mit einer unförmlichen großen Nase, neben der sich eine zweite kleinere, wie eine Tochterloge, etablirt" hat. Beide Nasen sind mit „den Farben von Burgund und Rum malerisch schattirt." Dick hervorquellende, veilchenblaue Adern kreuzen sich auf seiner Stirn „wie Heerzüge auf strategischen Karten." Der breite Mund hat das „thierische Grinsen" grober Sinnlichkeit. Rothes Haar vollendet dies „Meisterwerk der Natur." Und dies Meisterwerk der Charakteristik vollendet die geschmacklose Unbehülflichkeit dieser Feder, der es nicht an Kraftanstrengung fehlt um platte Alltäglichkeiten mit den aufreizenden Stichwörtern einer kopf- und herzlosen Proletarierliteratur lecklich zu würzen. Die verhandelte Frau geht mit ihrem englischen Fabrikherrn nach Karlsbad. Sie ist schön und hat allerlei Anfechtungen von Baronen und Prinzen. Zwischen „der Scylla der Prüderie und der Charybdis der Prostitution" steht sie mitten inne. Einige Scenen in der Fabrik geben Veranlassung communistische Phrasen fallen zu lassen. Hr. Oburn zwackt den Arbeitern Lohn ab; Madame Oburn, die gute Haut, macht ihre Juwelen zu Gelde und schenkt es den Armen. Natürlich hat Madame Oburn auch die Indiana gelesen und wärmt matt den alten Kohl von der Emancipation auf. Plötzlich droht dem Fabrikherrn ein Bankerott; er bedarf einer Summe Geldes die ihm nur der Prinz G. vorstrecken kann. Dieser stellt der Ehre der Frau nach; Oburn aber sagt: ja, ja, es gibt kein anderes Mittel mich zu retten! Er gibt sie preis. Darauf verläßt sie ihn und ist frei. Das ist die Geschichte, die gleich schlecht und dürftig ist, ob sie erfunden oder wahr sein mag. Es ist das eine alte Geschichte, und wem sie just passirt, dem bricht gar nicht mehr das Herz entzwei. ✝.

[Friedrich Gerstäcker.]

Wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen. Die sieben Jahre die Friedrich Gerstäcker in Nordamerika zubrachte, haben ihn zu einem fruchtbaren Schriftsteller gemacht. Die Theilnahme die sich ihm zuwandte, bewies wie begierig die deutsche Lesewelt nach frischen Stoffen und nach freien, uneingenommenen Naturmenschen ist. In seinen ersten Büchern schien sich Gerstäcker erst in deutscher Sprache und Literatur orientiren zu müssen; jetzt gelingt ihm in seiner freien frischen Stimmung schon vollkommen der Erzählungston. Die Ucrania brachte von ihm „die Tochter der Ricarees"; bei Georg Wigand erscheint eine mehrbändige „Reise um die Welt" die sich als Familienbuch empfiehlt. Im Album für's Erzgebirge gab Gerstäcker in dem Artikel „Heimweh und Auswanderung" den Ertrag seiner Erfahrungen, Rath und Warnung an Deutsche die dorthin übersiedeln. Im vierten Bande der bei Brockhaus erscheinenden Volksbibliothek hat dieselbe Feder „der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale" in einer ansprechend abgerundeten Familiengeschichte novellisirt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 26. Juni.

Inhalt: Skizzen deutſcher Städte. Erinnerungen an Bamberg, von W. L. — Ernſt Moritz Arndt, von F. Guſtav Kühne. — Aus München, Berlin, Wien und vom Rhein. — Auerbach's Gevatterésmann.

№ 26.

Skizzen deutſcher Städte.

Erinnerungen an Bamberg, von **W. L.**

„Gefällſt mir doch vor allen,
Du ländlich freie Stadt,
Die Wein und Nachtigallen
Und ſchöne Frauen hat."
F. G. Wetzel.

»Höchſt Sie hatten geäußert, Bamberg müſſe wieder groß werden.« Dieſes im ſchlechten Zeitungsſtyle berichtete königliche Wort hat der erhabene Beſchützer alles Schönen in ſeinem Lande, König Ludwig der Prächtige, bereits durch die That erfüllt. Er ließ den Donau-Main-Canal, jenes ſtaunenswerthe Werk, durch welches er die Ausdauer ſelbſt Karls des Großen übertroffen hat, in die Stadt einmünden, und erklärte ſie zum Freihafen. Er machte ſie zum Mittelpunkt zweier Eiſenbahnen, deren eine die Stadt mit Leipzig und Dresden und dadurch mit ganz Nord- und Oſtdeutſchland, die andere über Aſchaffenburg nach Frankfurt führend, ſie mit dem Rhein und Südweſtdeutſchland verbinden wird und zum Theil ſchon verbunden hat. Er ließ die ehemalige fürſtbiſchöfliche Reſidenz, dieſen Prachtbau, aufs neue freundlich und wohnlich einrichten für ſeinen Erſtgebornen und deſſen ſchöne liebenswürdige Gemahlin, damit ſie hier von Zeit zu Zeit ihren Sitz nehmen möchten. Er hat alſo Alles gethan, was in ſeiner Macht ſtand, um der Stadt zu einem erneuten Aufſchwung zu verhelfen. Und gewiß, ſie wird dieſen Aufſchwung nehmen, berechtigt und befähigt ebenſowohl durch ihre geſchichtliche Bedeutſamkeit, wie durch ihre vortheilhafte Lage, durch den ihr aufgedrückten wohlhäbigen, großſtädtiſchen Charakter, wie durch die Biederkeit und Strebſamkeit ihrer Bewohner und die ſie umgebende Fülle einer zugleich üppig productiven und reizenden Natur. Unſere Aufgabe aber ſei es, einmal die Augen von ganz Deutſchland auf dieſe liebliche Perle im Diadem der bairiſchen Städte zu lenken, damit die eilfertigen Reiſenden nicht mehr aus Unkunde an ihr vorüberfliegen, und etwa, wie es jüngſt einigen von Nürnberg kommenden Berlinern wirklich begegnet iſt, bei Bamberg vorüberfahrend, einen ganzen Tag in Lichtenfels, einem ganz rechtſchaffenen aber ſehr unbedeutenden Landſtädtchen, liegen bleiben, um auf den Abgang der Koburger Poſt zu warten. Folgt alſo, freundliche Leſer, einem Führer, der ſelbſt in Norddeutſchland heimiſch, doch durch öfteren glücklichen Aufenthalt in dieſer Stadt ſie ſo genau kennt, als nur irgend einem Nichteingebornen zuzutrauen iſt, und laſſet Euch eine Umſchau über die Schätze der Stadt und ihre reizenden Umgebungen gefallen.

Wenn man von Kronach oder Kulmbach herkommend bei Lichtenfels in das weitere Thalbaſſin des vereinigten rothen und weißen Mains eintritt, ſo erblickt man zuerſt rechts auf einem mäßig hohen bewaldeten Bergesrücken ein überaus ſtattliches Gebäude, an ſeinem linken Ende mit zwei ſich emporthürmenden Kuppeln verziert, und links gegenüber am Abhange eines Hügels eine einzelne aber prächtige Kirche. Dies iſt Kloſter Banz und die Wallfahrtskirche zu den vierzehn Nothhelfern, ſchlechtweg Vierzehnheiligen genannt.

Digitized by Google

Wen nicht die traurige Eile der Geſchäfte oder raſende Liebesſehnſucht vorwärts peitſcht, der thut wohl, ſchon hier, nämlich an der Eiſenbahnſtation Staffelſtein ſtill zu halten, damit er nicht eine der reizendſten Aus- und Anſichten Deutſchlands verſäumt. Von Staffelſtein führt ein auch zum Fahren ſehr bequemer Weg nach dem Kloſter. Es gehörte ehemals den Benedictinern, iſt aber jetzt ſäculariſirt, und hat ſich in ein Schloß des Herzog Max in Baiern verwandelt. Die coloſſalen Mauern, der große ſtattliche Hof, die prächtige Kirche, die freundliche Umgebung zeugen noch jetzt von dem ehemaligen großen Reichthum des Kloſters, und von dem beſondern Geſchick der ehrwürdigen Väter, ſich immer die günſtigſt gelegenen Punkte zu ihren Sitzen zu erwählen. Auch erinnert die vortreffliche Bewirthung und das köſtliche, aus weißen Porzellankrügen geſchenkte, aromatiſch duftende Bier des jetzigen Schloßpachters ſehr angenehm an die ehemalige gute Kloſterküche. Das obere Stock des Gebäudes enthält als Denkmal des wiſſenſchaftlichen Strebens ſeiner ehemaligen Bewohner ein ziemlich reichhaltiges Naturalienkabinet, in welchem vorzüglich das coloſſale Gerippe eines Ichthyoſaurus die Blicke der Naturkundigen auf ſich zieht. Das Schönſte aber, was Banz bietet, iſt die unvergleichliche Ausſicht von der Terraſſe des Schloßgartens. In nichtgeahnter Großartigkeit und zugleich unendlicher Lieblichkeit entfaltet ſich die reichſte, belebteſte Landſchaft den erſtaunten Blicken. In ſiebenfacher Krümmung durchſchlängelt der Main das anmuthige Thal, das rechts hinunter durch die Bamberger Hügel und links hinauf durch die Koburger Gebirge und den Thüringer Wald begrenzt wird. Gegenüber hat man die Kirche Vierzehnheiligen, deren Kultus noch im vollen Gange und wo, wenn das Glück gut iſt, eine Proceſſion die Staffage bilden kann; darüber ein wenig ſeitwärts rechts den keck emporſtrebenden, oben ſeltſam abgeplatteten Staffelberg, auf welchem noch eine einſame Kapelle ſteht, und welcher gleichfalls den Beſteiger durch einen überraſchenden Anblick auf einen Theil Thüringens und faſt ganz Franken lohnt. Sich zu Füßen erblickt man links das Städtchen Lichtenfels und rechts das Städtchen Staffelſtein, am Fluſſe aufwärts nach der Koburger Seite hin die Dörfer Schney und Michelau und die Flecken Markt Zeulu und Markt Graitz: abwärts nach der Bamberger Seite die Flecken und Dörfer Ebensfeld, Unterleiterbach, Zapfendorf und Güßbach, lauter freundliche Örtchen, deren rothe Ziegeldächer zwiſchen dem friſchen Grün der Wieſen und Baumgärten überaus luſtig hervorſchauen. In blauer Ferne aber entdeckt man auch mit unbewaffnetem Auge auf einem hervorragenden Hügel einen ſchlanken runden Thurm. Das iſt die alte Babenburg, der Uranfang der guten Stadt Bamberg, welche uns hier ihren erſten Gruß entgegenſendet. Deshalb mußten wir auch unſere Erinnerungen an Bamberg mit der Schilderung von Banz beginnen. Übrigens ſei hier noch im Intereſſe der gemüthlichen Reiſenden und Naturfreunde bemerkt, daß die Überraſchung durch die Banzer Ausſicht noch größer iſt, wenn man den Weg über Koburg und von da durch den Wald wählt. Nachdem man hier faſt zwei Stunden durch dichtes Tannen- und Fichtengrün gewandert iſt, ſteht das Kloſterſchloß mit ſeinem reizenden Blick in die Tiefe plötzlich wie ein Zaubermährchen vor dem erſtaunten Auge. — Die Entfernung von Banz oder Staffelſtein bis Bamberg beträgt 5 — 6 Stunden und wird mit dem Dampfwagen in nicht ganz einer durchflogen. Je weiter man vordringt, deſto reicher und fruchtbarer zeigt ſich der Boden. Reben- und Hopfengelände wechſeln mit ſattigen grünen Wieſen, Baumgärten und üppigen Getreide- und Gemüſefeldern. Bei Hallſtadt, dem letzten Dorfe vor Bamberg verläßt man das Maingebiet und tritt in das der Regnitz. Seitwärts rechts von Hallſtadt am jenſeitigen Ufer des Mains zieht ein ziemlich hoher Hügel, der auf den Namen eines Berges Anſpruch machen könnte, bis an den Gipfel mit Wein und Hopfen bepflanzt, unſere Blicke auf ſich. Dies iſt der durch eine wunderſchöne Ausſicht mit Recht berühmte Kreuzberg. Seinen Fuß beſpült der ſanft und rubig dahin fließende Main, deſſen rechtes Ufer hier mit flüſternden Erlen und ſchwellendem Rasen bedeckt, zum willkommnen Bade ladet. Etwas höher hinauf liegen die Felſenkeller der wackern Hallſtädter, aus denen das trefflichſte Bier, hell wie Gold und friſch wie Eis, den durſtenden Wanderer labt. Auf der Spitze des Berges ſteht ein mächtiges Kruciſix, jetzt von einem kleinen Tempel überwölbt. Hier kann man ſchwelgend im Anblick der lieblichen Gegend, die einen großen Theil des Main- und Regnitzgebietes, auch den Punkt, wo ſich beide Flüſſe vereinigen, umfaßt, zu dem in der Natur wie in der Geſchichte ſich offenbarenden Gotte herzlich und fröhlich beten. Die Stadt Bamberg, mit ihren zahlreichen Thürmen maleriſch auf einer Hügellette gelagert, liegt hier in der Entfernung von einer kleinen Stunde vor uns. Schon können wir die alte Babenburg (ſchlechtweg Altenburg genannt) den Dom mit ſeinen vier Thürmen, die hintere Façade der Reſidenz, das ſchöne Kloſter St. Michael mit ſeinen zwei Thürmen deutlich unterſcheiden. Doch

Digitized by Google

der Dampfwagen hält nicht an diesem Punkte; eilen wir mit ihm weiter. In wenigen Minuten sind wir auf dem Bahnhofe, und fahren mit dem bereitstehenden Omnibus auf dem geradesten Wege in die Stadt. Habt Ihr aber nicht außerordentlich Eile, und treibt Euch der knurrende Magen nicht sofort nach einem der stattlichen Hotels, so erlaubt mir, Euch erst noch einige Schritte seitwärts durch die Vorstadt Steinweg nach der Wunderburg zu führen, einer kleinen von ein Paar mächtigen Linden beschatteten Kapelle, in welcher ein wunderthätiges Marienbild steht. Von hier aus habt Ihr den großartigsten Anblick der Stadt, zugleich ein historisches Bild von ihrem Entstehen. Auf einem Hügel, der alle die andern überragt, seht Ihr die alte Babenburg thronen. Sie erinnert Euch an die Zeiten, wo noch »der eiserne Ritter turnirte«, und mit roher Faust die demüthigen Colonen zu seinen Füßen zum Gehorsam zwang. Darunter seht Ihr neben mehreren andern Kirchen den Dom seine vier schlanken Spitzen, wie Gebete gen Himmel senden. Das ist ein Denkmal der Zeit, wo die Kaiser das Faustrecht zu brechen anfingen, aber selbst wieder der Macht der Kirche dienstbar wurden. Kaiser Heinrich der Zweite, der letzte aus dem sächsischen Hause gründete ihn schon im J. 1004, stiftete das Bisthum, aus dem bald nachher ein Papst, Clemens II. hervorging, und legte dadurch auch den Grund zum Wohlstande der Stadt. Das schöne Kloster St. Michael das wir rechts von dem Dome erblikken, verdankte gleichfalls diesem frommen, der Kirche überaus ergebenen Kaiser seine Entstehung. Dazwischen steht ein mächtiges Gebäude aus neuerer Zeit, mit einer imposanten Façade von drei Stockwerken und unzähligen Fenstern. Das ist die fürstbischöfliche Residenz, die Graf Lothar Franz von Schönborn, zugleich Bischof von Bamberg und Würzburg, später Kurfürst von Mainz, ums Jahr 1694 bauen ließ, da die alte Hofhaltung den reichen Bischöfen zu klein und eng geworden war, und von dem wohl auch das Sprichwort datirt: »Wenn ich Würzburg hätte, würde ichs in Bamberg verzehren;« denn er verzehrte es dort, und königlich. Sie ist ein großartiges Monument des erneuerten Glanzes der vereinigten geistlichen und weltlichen Macht, als die geistlichen Herren die Schrecken der Reformation und die Greuel des dreißigjährigen Krieges hinter sich hatten. Unter dem Krummstab aber ist gut wohnen. Daher erklärt sich uns denn auch leicht die große Ausdehnung der Stadt, die dieser Residenz zu Füßen liegt, die Opulenz des Raumes, die stattliche Pracht der massiven Häuser, die selbst häufig wieder kleine Paläste sind, und mehrentheils noch die Wappen der alten Patrizergeschlechter an sich tragen. Da sich nun aber mit dem Zuzug der Ritter und wohlhabenden Bürger auch die Bedürfnisse der Stadt mehren mußten, so begreift man auch die Vorstadt, welche sich bescheiden am zweiten Arm des die Stadt durchschneidenden Flusses anbanete, und in welcher Gärtner und Ackerbauer, die der üppige Boden reichlich nährte, in einfachen aber geräumigen und wohnlichen Hütten sich niederließen. Doch während ich Euch da die Geschichte der Stadt an ihrer Gestalt in kurzen Zügen exponire, habt Ihr Euch wohl an dem großartigen Tableau ihrer Vorderseite schon satt gesehen, und es wird hohe Zeit, daß wir unsere Wanderung ins Innere antreten. Ich könnte Euch sogleich auf einem Fußpfade über die sogenannte Peunde oder Peint am Exerzierplatze vorbei, dann über einen Steg hinweg, und die Promenade durchschneidend in die lange Gasse führen, eine der ansehnlichsten Straßen Bambergs, in welcher sich auch die Post befindet, und wir hätten dabei den Vortheil, das schöne Bild der hier gleichsam terrassenartig sich auftürmenden Stadt immer im Auge zu behalten; um Euch aber gleich in einem Zuge einen Gesammtüberblick über das ganze Innere der Stadt zu verschaffen, muß ich Euch bitten, die Paar Schritte von der Wunderburg in den Steinweg noch einmal mit mir zurückzumessen. Wir kommen nun, unsern Weg weiter verfolgend, an einer Kirche von sehr altertümlichem Ansehn mit zwei kurzen dicken Thürmen vorüber. Es ist St. Gangolph, gestiftet vom Bischof Günther, dem Grafen Reinolt Walbolt v. Wolfsvrak und dem reichen Bürger Eberhard; schon im Jahre 1063 durch Bischof Günther eingeweiht und 1100 durch den Bischof Otto den Heiligen sehr erweitert. Seit der Zeit erfuhr sie aber mancherlei Umänderungen, von denen die unglücklichste der Umbau der Thürme 1671, die man um ein Stockwerk verkürzte, und statt der ehemals gothischen Spitzdächer mit den jetzigen Kuppeldächern versah. Übrigens war mit der Kirche ein Collegiatstift verbunden, das aber seit dem Jahre 1804 aufgelöst ist. Die jetzt damit verbundene Pfarrei zählt über 4000 Seelen. Wir würden an dieser Kirche schneller vorübergegangen sein, wenn sie nicht gerade für Protestanten von einigem Interesse wäre. In den Jahren 1524—25 predigte nämlich hier der Kanonikus Joh. Schwanhäuser nach den Grundsätzen der Reformation und zwar im Freien, weil die Kirche die Zuhörer nicht alle fassen konnte. Bald aber wurde diese Richtung in der gutkatholischen Stadt wieder unterdrückt, und

Digitized by Google

konnte erſt nach Marens Toleranzedict 1806 wieder feſte Wurzel ſchlagen.

Wir eilen jetzt weiter den langen Steinweg vorwärts, der ſich nun allmälig zu einer breiten höchſt ſtattlichen Doppelreihe großer maſſiver Häuſer erweitert. Sehr viele darunter ſind Gaſthöfe, unter denen das deutſche Haus, wo auch die Poſtpaſſagiere gewöhnlich einſprechen und eine wohlbeſetzte Tafel finden, den erſten Rang einnimmt. Indem wir uns jetzt links wenden, bietet ſich uns der überraſchende Anblick einer ſchönen Kettenbrücke. Sie führt in einer Länge von 216 Fuß über einen Seitenarm der Regnitz, der indeſſen nur bei hohem Waſſerſtande gefüllt iſt, verbindet die Vorſtadt mit der innern Stadt, und wurde unter den Auſpicien König Ludwigs, von dem ſie den Namen trägt, und unter der Leitung des Ingenieurs Franz Schierlinger von 1828/29 binnen 18 Monaten errichtet; ein ebenſo zweckmäßiges als geſchmackvolles Werk. Von dieſer Brücke genießt das Auge, dem Laufe des Fluſſes folgend, einer ſehr reizenden, ich möchte ſagen, poetiſch anregenden Fernſicht. Sie iſt durch jene Hügelreihe begrenzt, welche mit dem Kreuzberg beginnt, und immer den Main entlang bis Schweinfurt ſich hinzieht. Dieſe Berge ſind, beſonders gegen Abend, ſehr häufig in einen violett bläulichen Duft eingehüllt, der überhaupt der Bamberger Gegend eigenthümlich iſt, und mich oft an die Färbung italieniſcher Landſchaften erinnerte, wie denn die ganze Umgebung Bamberg einen überaus ſüdlichen Charakter trägt. Aufwärts wird man freilich einigermaßen durch eine, meiſt dem Flußbett angehörige Sandebene geſtört, doch durch den Anblick der blauen, an die fränkiſche Schweiz grenzenden Berge auch wieder verſöhnt.

Über dieſe Brücke ſchreitend gelangen wir nun an der Hauptwache des in Bamberg garniſonirenden Jägerbataillons vorüber an einen der anſehnlichſten Plätze Bambergs, den Maximilianisplatz. Er bildet ein ſchönes ſehr regelmäßiges Viereck, eingeſchloſſen rechts von dem ſogenannten Erneſtiniſchen Prieſterhaus, einer Erziehungsanſtalt für Weltgeiſtliche, welche Biſchof Ernſt von Mengersdorf im J. 1585 gründete, und für welche Fürſtbiſchof Friedrich Karl v. Schönborn im J. 1733 das jetzige höchſt ſtattliche und großartige Gebäude aufführen ließ. Ebenderſelbe ſchuf auch das Gegenſtück an der linken Seite des Maximiliansplatzes, ein palaſtähnliches, gleichfalls nur aus einer einzigen Façade beſtehendes Gebäude, in welchem ſich vormals das vereinigte Eliſabethen- und Katharinenſpital befand. Jetzt iſt es im Beſitz einiger der erſtern Kaufleute Bambergs und enthält in ſeinen unteren Räumen ein Local für die Ausſtellungen des freilich nur erſt im Werden begriffenen Kunſtvereins; denn das Intereſſe an zeichnender und bildender Kunſt ſcheint in Bamberg noch etwas im Argen zu liegen. Die beiden andern Seiten des Marxplatzes ſind von hübſchen Wohnhäuſern eingefaßt, über welche im Hintergrunde der Thurm des engliſchen Fräuleinſtiftes hervorragt. Der Platz iſt 320 Schuh lang und 300 Schuh breit. Ehemals ſtand hier die Pfarrkirche zum h. Martin, deren Gründung man Karl dem Großen zuſchrieb. Seit 1803 iſt ſie ſpurlos verſchwunden, und lebt nur noch in der Erinnerung, der unter andern Dr. Kornfeger in ſeiner allerliebſten Novelle »Kirchner und Thürmer« ein bleibendes Denkmal verliehen hat. Der ganze Platz, trefflich geebnet, bietet jetzt nur noch einen willkommenen Spielraum für Proceſſionen, welche ſich hier, vom Markte her aus der neuen Martinskirche kommend, mit ihren bunten Fahnen, ihren bekränzten Heiligenbilderträgern, ihrer weißgekleideten lilienbewaffneten Kinderſchaar ſehr ſtattlich ausbreiten können, und überaus maleriſch ausnehmen. Ein anderes, kaum minder maleriſches Schauſpiel bietet der Platz an Markttagen. Da ſitzen die Landleute mit den Erzeugniſſen des Bodens, in langer Reihe bis auf den Markt vor ſich ausdehnend; die fränkiſchen Bauern mit ihren dreieckigen Hütchen, Geflügel und andere Waaren feilbietend, und die Bäuerinnen mit ihren rothen Kopftüchern, vor ſich große Körbe mit dickem Spargel, weißglänzenden Rettigen, der bairiſchen Lieblingsfrucht, mächtigen Salatſtauden oder ungeheuren Kohl- und Krautköpfen, rieſigen rothen Möhren, oder ſaftig glänzenden Gurken, wie es nun eben die Jahreszeit mit ſich bringt. Durch ihre Reihen ſchreitend, kann man ſich an den friſchen Geſichtern, an den kräftigen Geſtalten, der etwas breiten, groben, aber nicht widerlich klingenden Mundart und manch derbem Witzwort erfreuen, das freilich bei vorkommendem Zwieſpalt wohl auch leicht in ein Scheltwort umſchlägt, denn die Bamberger Gemüſegärtner ſind wegen ihrer Grobheit mit Recht berühmt, vielleicht die einzigen, auf welche ſich das Sprüchwort »Grob wie ein Bamberger« anwenden läßt; die übrigen Bamberger ſind gar höfliche, geſittete, gaſtfreie und zuvorkommende Leute. Indem wir uns jetzt, wenn es gerade Markttag iſt, und etwa auch noch das Chevauxlegersregiment mit luſtiger Muſik vorbeipaſſirt, nur mit Mühe durch das Gewühl vorwärts bewegen, kommen wir auf den Markt, einen unregelmäßigen länglichviereckigen beinahe mehr ovalen, aber doch recht ſtattlichen Platz.

Digitized by Google

Das erſte Gebäude welches uns hier und zwar rechts in die Augen fällt, iſt ein palaſtähnliches großes dreiſtöckiges Haus. Es iſt der Bamberger Hof, nach meinem Geſchmack wenigſtens, das erſte Hotel der Stadt, ja vielleicht eins der erſten Deutſchlands. Es iſt ſchon ganz auf ſüddeutſchen Fuß eingerichtet, das heißt mit reich beſetzter Table d'hote, auf welchen ſich Schoppen guten Landweines, die man übrigens mit jedem andern beliebigen guten Weine vertauſchen kann, von ſelbſt einfinden. Der jetzige Beſitzer, Herr Metzner, thut Alles, um ſeinen Gäſten den Aufenthalt ſo comfortabel und angenehm als möglich zu machen. Auch findet man hier ſehr billige Retourgelegenheiten nach allen Theilen des Landes, die freilich durch die Eiſenbahnen bald gänzlich verdrängt werden dürften.

Dicht neben dem Haus für die leibliche Pflege ſteht auch wieder eines für die himmliſche. Es iſt die beſuchteſte Kirche Bambergs, ehemals den Jeſuiten gehörig, und ſeit der Einziehung der alten Martinspfarrei Martinskirche geheißen. Die ſtolze, im neurömiſchen Styl erſt 1690 erbaute, mit korinthiſchen und doriſchen Säulen geſchmückte Façade, welche der Straße zugekehrt iſt, macht einen großartigen Eindruck, das Innere, das eigentlich nur aus einer einfachen von einer Kuppel überwölbten Rotunde beſteht, wenigſtens keinen ſtörenden. Schöne Katholikinnen und ſelbſt Proteſtantinnen haben mir verſichert, daß ſie dort am liebſten beten; es ſei ihnen da ſo heimlich. Indem wir die Kirche, die außer einem leidlichen Freskogemälde von Marcolini im Innern nichts ſonderlich Erhebliches bietet, nach einem flüchtigen Blick wieder verlaſſen, kommen wir links an dem mehr wunderlichen als ſchönen Neptunsbrunnen vorüber, und wenden uns nun ſogleich der obern Brücke zu, welche über den Hauptarm der Regnitz nach den höher gelegenen Stadttheilen führt. Dieſe Brücke, ſchon im Jahre 1456 erbaut, beſtehend aus drei hochgewölbten ſteinernen Bögen und zwei dazwiſchen beſtndlichen Hauptpfeilern, iſt einer der intereſſanteſten maleriſchſten Punkte der Stadt. Aufwärts erblickt man die Mühlen, zwiſchen deren luſtigklappernden Rädern ſich der raſchfließende Strom ſchäumend und brauſend dahinſtürzt, vermindert aber ſchon um die Waſſermaſſe, mit welcher er den daneben gelegten Canal hat ſpeiſen müſſen. Auf der Mitte der Brücke ſteht ein mächtiges Kruciſix. An dieſes gelehnt hat man den günſtigſten Standpunkt, um eine zweite, die untere Brücke und der Schiffe »maſtenreichen Wald« zu überſchauen, welche hier, wo auch der Canal wieder einmündet, ruhig vor Anker liegen. Weiterhin am rechten Ufer des Fluſſes ſtreckt ſich eine ganze kleine Fiſcherſtadt, die ich klein Venedig nennen würde, wenn irgendwo in Venedig ein Waſſer ſo raſch und munter ſtrömte, als es hier die Regnitz thut. Es wird dem Dampfſchiff, das man hier einen Tag um den andern gehen und kommen ſieht, ſchwer genug, gegen dieſen lebendigen Strom zu kämpfen. Dieſe Fiſcherſtadt mit ihrem Krahn, an welchem die Waaren heraufgezogen werden, mit den kleinen bunten Häuſern, an welchen meiſt hölzerne Balustraden und Bogengänge zum Trocknen der Wäſche und der Netze hinauflaufen — mit den kräftig herüber und hinüber geruderten oder den Strom pfeilſchnell hinabgleitenden Barken, hier Schelche genannt, gibt ein höchſt eigenthümliches Bild, deſſen Hintergrund hier, wie faſt überall, wieder die lieben blauen Berge ſchließen. Ich war eben in Bamberg, als das erſte von Amſterdam nach Wien beſtimmte mit Colonialwaaren befrachtete Schiff ankam. Luſtig donnerten die eiſernen Böller des Schiffes, ſeine glückliche Einfahrt verkündend, denen Saluſchüſſe von den Bergen antworteten. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung; man ſchien die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes, als des Beginnes einer neuen Epoche für den Bamberger Tranſithandel, zu ahnen. Als am folgenden Morgen das Schiff ſeine Fahrt weiter fortſetzen wollte, hatten ſich eine große Menge Zuſchauer eingefunden. Es kam jetzt Alles darauf an, ob und wie das Schiff die erſte unweit des Ehrenſteinhaines gelegene Canalſchleuſe paſſiren könne. Als es aber bis mitten in die Schleuſe vorgedrungen war, und man anfing das Waſſer einzulaſſen, da ſaß — o Entſetzen! — das Schiff feſt, und konnte nicht vor- noch rückwärts. Nur einen Zoll breiter hätte die Schleuſe ſein dürfen, und es wäre gegangen. Es war ein kritiſcher Augenblick — Aller Augen ſtarr und ängſtlich auf das Schiff gerichtet, als wollten ſie mit ihren Blicken ziehen helfen. Was war zu thun? Die Planken, welche an beiden Seiten der Schleuſe zum Schutz des Gemäuers angebracht waren, mußten losgeriſſen werden. Als das geſchehen, glitt das Schiff glücklich hindurch, gewann das freie Fahrwaſſer, und hißte luſtig ſeine Flaggen auf, abermals mit Böllerſchüſſen Abſchied nehmend, und begleitet von der Zuſchauer Jubelruf und Segenswunſch. Auf ſeiner weitern Fahrt kann es nicht mehr auf ähnliche Hinderniſſe geſtoßen ſein, denn es legte ſelbigen Tages noch den Weg bis Forchheim oder gar bis Erlangen zurück. Die Blätter meldeten ſpäter die glückliche Ankunft des Schiffes in Wien. Es hatte die lange Waſſerſtraße (meiſt ſtromaufwärts) in der ver-

Digitized by Google

hältnißmäßig kurzen Zeit von ſechs Wochen durchmeſſen. Mögen ihm bald recht viele folgen! — Aber wir ſind mit dem Bilde noch keineswegs fertig. Gerad auf der Brücke ſtehend, den Blick nach vorn gewendet, hat man das Rathhaus vor ſich, einen kühnen, von außen mit wunderlichen Fresken gezierten Bau, der ſich faſt unmittelbar auf der Brücke ſelbſt erhebt. Hinter ihm ſchauen die ſchlanken Spitzen des Domes ahnungsvoll herein, und ſeitwärts erblickt man die obere Pfarrkirche mit ihrem herrlichen in der beſten Zeit deutſcher Baukunſt entſtandenen Chor, noch weiter links nach oben die ſchöne St. Stephans- jetzt proteſtantiſche Kirche hoch überragt von ihrem rundbogigen, ſchon aus dem elften Jahrhundert herrührenden Thurme.

Benutzen wir jetzt den offenen Durchgang des Rathhauſes, ſo kommen wir zunächſt in die Karolinenſtraße, und können uns von da entweder rechts den Sand nach dem Michaelsberg, oder durch die Lugbank nach dem Domberg, oder links nach dem Kaulberg mit der oberen Pfarrkirche, und noch mehr links nach dem Stephansberge mit der Kirche gleiches Namens wenden. Alle die hier genannten Berge ſind nicht Berge im eigentlichſten Sinne des Wortes, ſondern nur wohlgepflaſterte, etwas ſteil anſteigende, zu beiden Seiten mit Häuſern und Gebäuden eingefaßte Straßen, an deren Ende die berühmten Bergkeller liegen. Die bedeutendſte und längſte dieſer Straßen, welche in ihrer Fortſetzung nach Würzburg führt, heißt der Kaulberg. Steuern wir aber jetzt, ohne mehr rechts und links zu ſehen, auf das Großartigſte zu, was Bamberg aufzuzeigen hat, den Domberg und Domplatz mit dem Dom, der Reſidenz, der alten Hofburg, dem Domcapitel, und dem neuen erzbiſchöflichen Palaſt.

(Beſchluß folgt.)

Ernſt Moritz Arndt.

Der alte Arndt, ein Siebenundſiebziger, hat ſeinen »Verhaftungsſack« aus dem Winkel an's Licht gezogen und übergibt uns, ſoweit ſie ihn und ſeine Freunde betrafen, die Urkunden der ſogenannten demagogiſchen und antidemagogiſchen Umtriebe ſeiner Zeit. Dieſer »nothgedrungene Bericht aus ſeinem Leben,« wie er die zwei Bände Briefſchaften nennt, bildet eine Ergänzung zu ſeinen »Erinnerungen« die er gleich nach ſeiner amtlichen Wiedereinſetzung herausgab. Arndt hatte und damit ſein »äußeres Leben« dargelegt; ſein inneres haben wir an ſeinen Schriften. Damit war ihm und ſeiner Sache noch kein vollſtändiges Genüge gethan, und ſo bringt er uns jetzt auch noch die Beiträge zu ſeinem und ſeiner Zeit »geheimem« Leben. Dieſe Sammlung von amtlichen Urkunden und freundſchaftlichen Briefen beſteht meiſt aus »beſchlagenen« Papieren, wie er's nennt. Man hatte ſie ihm endlich wieder ausgeliefert. Nach langer Haft lagen ſie dann ſeit zwölf Jahren wieder bei ihm im Winkel einer Kammer. Von Einem grünen Tiſch waren ſie zum andern gewandert, von einem geheimen Secretär, von einem Staatsverſtand zum andern. Staub und Moder klebte an ihnen, Ratten und Mäuſe, Inquiſitionsrichter und Demagogenriecher hatten daran genagt; nun ſollten ſie bei ihm dem Staube der Vergeſſenheit anheimgegeben werden. Der Alte hatte beim Anblick der ſchickſalvollen Papiere immer geſchaudert, ſich vor den Erinnerungen die ihn dabei überliefen, geſcheut. Denn wie ſagte doch jener Mann der Inquiſition? Gebt mir von irgendwem zwei geſchriebene Zeilen, und ich drehe ihm daraus einen Strick! Verweſung und Tod dampft noch heute aus den Briefſchaften. Aber der Alte mußte doch daran, er hat den Sack auskramen, ſeinen Gehalt lichten und ordnen wollen, damit das den Nachkommen erſpart bliebe. Er will nicht als »Marteler«, ſondern nur ehrlich daſtehen vor Zeit und Nachwelt.

Noch in der Zeit der Nachwehen vom Geiſt der Befreiungskriege hatte man Arndt, den Geſchichte Stein's, zum Profeſſor der neueren Geſchichte in Bonn gemacht. Aber ſchon 1818 begann der Wind flau zu wehen. Warnungen, Weiſungen, Drohungen gingen dem Unwetter vorher; auf Sand's Ermordung Kotzebue's erfolgte dann der Sturm auf Univerſitäten, Profeſſoren und Studenten. Man hielt jene That nicht für das vereinzelte Verbrechen eines Schwärmers; ſie ſtand auch wie jede Erſcheinung im Zuſammenhang mit der Stimmung des Zeitalters, aber als Verirrung und Verbrechen ohne Theilnahme, ohne Mitverſchuldung. Der Feldzug gegen die ſchwarzbrockte, offenhüſige, langgehaarte deutſche Jugend war allgemein; der Bund ſetzte eine Commiſſion nieder. Sie zog die Führer dieſer Jugend zur Rechenſchaft, ſie glaubte an eine weitverzweigte geheime Verſchwörung gegen die Throne, ſie erſtreckte ſich auch gegen Arndt. Auf deſſen Klagebrief

Digitized by Google

erwiederte Hardenberg, nicht Preußen, ſondern der Bund führe die Sache; nach beendigter Unterſuchung werde ihn der Staat dem er angehöre, ſchützen. Nach einer kurzen, halbtägigen Verhaftung ſeiner Perſon erfolgte die Beſchlagnahme und lange Haft ſeiner Papiere; auf die Amtsenthebung begann die anderthalbjährige Kriminaluntersuchung. Arndt war nicht läſſig; er ſchrieb dem Staatskanzler ſeine Vertheidigungsbriefe, er ging von Behörde zu Behörde, ſeine Schriften und Briefe wurden ſelbſt der Majeſtät vorgelegt. König Friedrich Wilhelm der Dritte las den vierten Theil vom »Geiſt der Zeit«, fand Unpaſſendes, für die Jugend nicht Gehöriges, aber nichts Hochverrätheriſches darin; ſeine akademiſchen Hefte wurden ihm als völlig unverdächtig zurückgegeben. Arndt ſchrieb öffentlich ſein »Abgenöthigtes Wort« (1821); er ſchrie laut um bloße Gerechtigkeit, er forderte nur den ihm zuſtehenden Richter. Die Specialcommiſſion blieb mit der Polizeiuntersuchung in Kraft, anderthalb Jahre dauerte die Unterſuchungsfolter. Wie der alte Kämpe ſich gewehrt: dies Schauſpiel gibt uns jetzt ein Blick in den Verhaftungsſack. Neue Geſetze und Verordnungen, ſagt' er, jagten ſich damals und nahmen ihn wie ſeine Leidensgefährten arg in die Klemme, indem ſie rückwirkend auf ihre Sache angewendet wurden. Über alle ſeine Bücher, auch was er in Greifswalde als ſchwediſcher Unterthan geſchrieben, in Schweden ſelbſt hatte drucken laſſen, mußte er vor Gericht Erläuterungen geben, über jede Anſpielung in ſeinen Privatbriefen, über jeden Einfall und Scherz des Augenblicks die juriſtiſche Inquiſition über ſich ergehen laſſen. In ſeinen Schriften lag der Geiſt der Aufregung gegen fremde Knechtſchaft und nationale Schmach deutlich am Tage. Sie gehörten einer Zeit an die ſich insgeheim langſam waffnete gegen Tyrannei von außen, wie gegen Erniedrigung im Innern. Nicht ohne dieſe Aufrüttelung der niedergedrückten und ſittlich erſchlafften Gemüther hatten jene Schlachten der Freiheit geſchlagen werden können, die Deutſchland wieder in die Reihe der berechtigten Völker emporgehoben. Dieſen nationalen Geiſt einer ſittlichen Energie begann man jetzt zu fürchten, als er ſiegreich von den Feldern Frankreichs heimkehrend, ſich auf die Neugeſtaltung eines auch innerlich freien Deutſchlands wandte. Man hatte das Volk freiwillig in Waffen geſehen. War der Löwe, nachdem er Feindesblut gekoſtet, jetzt am heimiſchen Heerde furchtbar? Sann er fortgeſetzt auf Thaten die gegen den allgemeinen Feind Triumphe waren, gegen die Fürſten des eignen Landes Verbrechen zu werden drohten? Hier fehlt uns in Sachen der Burſchenſchaft noch immer die öffentliche Darlegung der verbrecheriſchen Plane. Der Buchſtabe des Geſetzes hat auch gegen den Anſchein hart erkannt; es ſind viel unſchuldige Opfer gefallen, in der Unterſuchungshaft Hunderte um die Blüthe ihres Lebens gebracht. Der Argwohn ſah die ganze deutſche Jugend in einer Verſchwörung, auch die edelſte Begeiſterung die da Luſt bezeigte für die Sache des Vaterlandes auch geiſtig und ſittlich in Waffen zu bleiben, galt für Hochverrath, wachſam zu ſein und ein ſtarkes, ſittenſtrenges Geſchlecht heranzuziehen erſchien ſtaatsgefährlich; man wollte keine Spartaner mehr, nachdem Frankreich beſiegt war. Der Übermuth der Tollköpfe ſchien willkommen, man mußte die Geſpenſter die man in feiger Furcht geſehen, auch beweiſen. So kam es daß nicht blos Tollköpfe beſtraft, auch die Erleſten der Nation verkannt und geächtet wurden. So kam es daß Deutſchland, kaum frei vom Tyrannen, ſich in wüſten Hetzereien abmattete. So kam es daß wir unſere Freiheit nach außen nicht auch zur nationalen Geſtaltung nach innen benutzten, noch heute damit immer wieder von vorne anfangen, das Geſchlecht von neuem dazu erziehen müſſen. Jugendverführer, Revolutionäre, moderne Jacobiner, Hochverräther hießen die Männer die ein allgemeines und einiges Deutſchland wollten, der patriotiſchen Begeiſterung auch auf dem Friedensboden das Wort gaben. Demagogiſche Verbindungen, ſtaatsgefährliche Umtriebe! hießen die Stichwörter der Verfolgungsſüchtigen. »Ich trieb nichts um, ſagt der alte Arndt, ich ward nur umgetrieben.« Der Geiſt einer aufgeregten Zeit hatte die Beſten erfüllt, Deutſchland ſollte auch im Frieden groß, mannhaft, wehrhaft, ſtark und einig ſein, und woran wir nun heute von allen Seiten mühſam bauen, was jetzt für Fürſten und Völker allgemein als Ziel und Zweck, als Rettung und Glorie vor Augen ſteht, das galt damals für gefährlich, für verrätheriſch, und wurde verfehmt. Kamphaner und Schmalzianer nannte man die Partei des fanatiſch gewordenen Argwohns. Und von dieſem Geſchlecht der Auswitterer, Ausklauber und Demagogenriecher wurden auch Arndt's Thaten in Schrift und Wort mißdeutet, verdreht und gemeuchelt.

Wir ſind nun endlich ſo weit daß ein Ehrenmann laut reden, ſich öffentlich vertheidigen darf. Und es wandelt uns eine wehmüthige Ironie an, wenn wir bedenken daß dieſe lange Entziehung eines natürlichen Menſchenrechtes in Arndt einen Mann traf, der im ganzen Vollgewicht des beſten Sinnes ſich als ein Royaliſt bekennt. Er war von Haus aus ein Königiſcher wie

Digitized by Google

nur Einer. Die erſte ſeiner Greifswalder Schriften war der Verſuch einer Geſchichte der Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen. Der erzürnte Adel denuncirte ihn darob als Majeſtätsbeleidiger. Arndt wurde gewarnt und hatte vor Einleitung des Kriminalverfahrens wider ihn kaum noch Zeit, ſein Buch mit von ihm unterſtrichenen Stellen an ſeinen Monarchen zu ſenden. Wenn dem ſo iſt, ſagte Guſtav IV. Adolf, ſo hat der Mann Recht! Arndt blieb unter der ſchwediſchen Herrſchaft ungekränkt. Und ſein ſpäterer Vertheidigungsbrief den er in Bonn an die Majeſtät von Preußen ſchrieb, beginnt mit dem Worte: »Die Gewiſſenhaftigkeit Ew. Majeſtät iſt getäuſcht worden.« Dies traf den rechten Punkt; König Friedrich Wilhelm der Dritte war mit ſeinem Gewiſſen in die Enge getrieben, hatte aber Befangenheit genug, die Männer des feindlichen Argwohns die ihm die Sache deutſcher Begeiſterung verdächtigten, walten zu laſſen. Zum »neuen Pittaval« braucht Arndt's Fall nicht geſchlagen zu werden; der Mann ſtellt uns ſeinen Proceß ſelbſt zur Genüge dar. Schon ſeine Hausdurchſuchung welche die Beſchlagnahme ſeiner Papiere zum Zweck hatte, begann mit ungebührlicher Willkür. Man ſtöberte, wie bei einem des Raubes und Mordes Verdächtigen, ſelbſt Wäſche und Kleider durch; ein blutiges Hemd mit einer Piſtolenkugel reizte die Inquiſitoren nicht wenig und konnte den beutegierigen Händen kaum entzogen werden. An dieſem Hemd klebten Blutstropfen die Arndt für Deutſchland vergoſſen. In der Zeit des erſten Aufſtandes gegen Napoleon hatte ein ſchwediſcher Officier die Ehre der deutſchen Sache geſchmäht. Arndt forderte ihn und im Zweikampf traf ihn deſſen Kugel dicht am Herzen. Es war erklärlich daß Arndt Kugel und Hemd in ſeinem Pulte bewahrte. Und auch dies Blut hätte faſt gegen ihn gezeugt! — Nicht ohne Lächeln erzählt der Alte ſeine inquiſitoriſchen Verhöre. Der Unterſuchungsrichter Pape und ſein Gehülfe Dambach vollzogen den Auftrag, alle ſeine Briefe zu incriminiren. Sie legten jedem Ausdruck der ihm oder ſeinen Freunden entwiſchte, Daumſchrauben an. Des Buchhändlers Georg Reimer's Briefe ſchienen beſonders ſtoffreiche Anſpielungen auf ein geheimes Bündniß zu bieten. »Gott erhalte Dir Leib und Muth friſch in dieſen ſchlechten Zeiten!« Schlechte Zeiten? fragten die Richter; was verſteht man unter der Schlechtigkeit der Zeiten? wo will man dieſe Schlechtigkeit ſuchen? auf den Thronen? Und Muth, friſcher Muth! In welchem Sinne wird hier Muth genommen? — Reimer muß vor Gericht Rede ſtehen, wer der »wackere Geſell« und die »friſchen Leute«, die er brieflich grüßen läßt. Eine Verſchwörung vorausgeſetzt, mußten die unſchuldigſten Äußerungen Grund zum Verdacht, Chiffern aber die ſich die Freunde im Scherz ertheilten, den ſicherſten Anhalt für einen Argwohn geben, der faſt mit Gewalt geheimen Verbrechen auf der Spur ſein wollte. Arndt's unſchuldiger »Entwurf einer deutſchen Geſellſchaft«, aus dem J. 1814, wurde allegoriſch verſtanden. In ſeinen »Phantaſien für ein künftiges Deutſchland«, vom J. 1815, fand ſich eine Stelle, wo es hieß: »Volk, ich will dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanze, und ſollſt oben ſchweben, nicht unten liegen!« Das wurde vor Gericht nicht vom deutſchen Volke unter den Völkern Europa's, ſondern als Herrſchaft des Pöbels wider die Fürſten verſtanden. Pape und Dambach führten beim Verhöre Arndt's oft ergötzliche Zwiegeſpräche, in denen Jeder den Andern an Scharfſinn zu überbieten ſuchte. Ich weiß nicht, war der Eine von ihnen dumm und ſtellte ſich ſchlau, oder war der Andere ſchlau, und ſtellte ſich dumm. Man fand in einem Briefe Arndt's die Äußerung: »Das iſt über meiner Sphäre!« Man witterte Verrath auch in dieſer Wendung, denn man brachte jedes Wort unter die Lupe, legte es nicht blos auf die Goldwage, ſondern ſetzte auch die Feile daran. Pape ſagte zu Dambach: Sphäre? was iſt Sphäre? Dambach ſagte: Ich glaube, Sphäre heißt griechiſch Ball. Pape ſagte: Ball? über meinem Ball? was ſoll das heißen? — Das erzählt Arndt wörtlich. — Wir ſind ſo arm an Luſtſpielſtoffen. Mich dünkt, eine deutſche Luſtſpielſcene wäre aus dieſem Zwiegeſpräch der beiden Unterſuchungsrichter bald fertig.

Nach anderthalb Jahren ſolcher Unterſuchung erfolgte die Freiſprechung des Angeklagten. Das Wort »unſchuldig« im Munde ſolcher Richter klang ihm wie eine Beleidigung. Er blieb ohnedies zwanzig Jahre lang amtsunthätig, ohne Ehrenſühne, ohne Genugthuung, ohne Anerkennung ſeiner Berechtigung, ſeine gerechte Sache vor der Welt offen darzuthun. Die preußiſche Staatszeitung von damals hatte unter den aktenmäßigen Nachrichten eine öffentliche Ehrenſchändung ſeines menſchlichen und ſchriftſtelleriſchen Charakters gebracht. Arndt durfte ſich nicht auf dem Forum der öffentlichen Sittlichkeit vertheidigen. Jahn'ſ Frau hatte gegen Hrn. v. Kamptz eine Calumnienklage erhoben. Nachdem das Kammergericht zu Berlin vom Juſtizminiſter einen Beſcheid, vom Staatskanzler eine Belehrung erhalten, wie es ſich in dieſer Sache zu benehmen, erfolgte als ultima ratio der Kabinettsbefehl, die Klage

Digitized by Google

ſei unſtatthaft. Arndt meint, es hätte ihm noch ſchlimmer ergehen können; hat er doch unausgeſetzt ſein Gehalt bezogen, hat nicht betteln brauchen, iſt aus Bonn nicht ausgewieſen. Einige Ohrenbläſer hätten ihn gern an einen ſtillen fernen Ort gebracht; allein der König, wenn auch befangen in ſeiner Gewiſſenhaftigkeit, war doch leidenſchaftlos in ſeiner Gerechtigkeitsliebe. Arndt wurde nicht weiter gefoltert. Zwanzig Jahre nach ſeiner Entſetzung wurde er durch das Wort des jetzigen Regenten wiederhergeſtellt, in ſein Amt wiedereingeſetzt. Wie altes Eiſen hatte er ſolange ſtill gelegen, war eingeroſtet, war über die Siebzig hinaus, war zu alt geworden, ſagt er, für einen friſchen und lebendigen Mund. In dem Alter, wo die Weiſeſten vom Lehrſtuhl abtreten, ſollte er ihn wieder beſteigen. Meine Trompete, ſagt er, war lange zerblaſen, ich war für die Hochſchule und die akademiſche Jugend nur noch ein Mann mit Schall, aber ohne Ton. Er hätte gern für die Gnade gedankt. Allein Weigerung wäre wie Trotz erſchienen, und ſo nahm er ſie an. Seine Wiedereinſetzung war ein Feſt für die Stadt, ein Feſt für die ſtudirende Jugend; alle ſeine Amtsgenoſſen, mit Ausnahme Auguſt Wilhelm Schlegels, waren zu ihm geſtürzt ihm ihre Freude an den Tag zu legen. Auch ſeine Papiere, um die er lange vergeblich gebeten, gab man ihm wieder, und dieſe hat er uns nun vorgelegt, man kann ſagen ohne Groll und Haß, aber doch auch ohne gedemüthigt zu ſein, ohne es verlernt zu haben als Mann und Menſch um ſein gutes Recht zu wiſſen.

Arndt's Briefwechſel iſt zur Charakteriſtik der damaligen Zuſtände in Preußen von mannichfachem Gewicht. Der jetzige Miniſter Eichhorn, Arndt's vertrauter Freund und Duzbruder, ſchreibt ihm im Juni 1815 entzückt von des Königs freudiger Genehmigung einer Conſtitution für ſein Volk. Gneiſenau ergeht ſich, in einem denkwürdigen Briefe deſſelben Jahres aus Paris, über die Nothwendigkeit Preußen eine Verfaſſung zu geben. Sogar Motive der Staatskunſt geböten das; ſo etwas erwerbe den Primat über die Geiſter; nur dieſer dreifache Primat der Waffen, der Wiſſenſchaften und der Verfaſſung könne Preußen aufrecht erhalten zwiſchen ſeinen mächtigeren Nachbarn. — Schleiermachers Mittheilungen an Arndt ſchildern die ſpätere Zeit der geſunkenen Hoffnungen, der verkümmerten Wünſche, des geknickten Schwunges aller Geiſter. Auch Schleiermacher, bei ſeiner Polemik gegen Schmalz, bei ſeiner Betheiligung eines akademiſchen Gutachtens, de Wette's Abſetzung betreffend, war von der Gefahr bedroht, einer Unterſuchungstortur unterzogen zu werden. Ein gewiſſer Schulz machte den Verleumder; Schleiermacher habe, ſo lautete die Anſchwärzung, bei allen Gelegenheiten den Staat »zu gelinden Maßregeln gegen die Burſchenſchaften verführt.« Eine Demagogie ſondergleichen, die ſich ein Lehrer des Chriſtenthums, ein Verkünder der Humanität kraft Amt und innerem Beruf zu Schulden kommen ließ! Jener Schulz, meint Schleiermacher, befördere unmäßig die Landsmannſchaften, und dieſe ſeien doch der Ruin des Univerſitätslebens. Noch im Jahre 1825 ſah ſich Schleiermacher von der Inquiſition des Staates bedroht. —

In Stein's Briefen an Arndt findet ſich unter anderem ein Wort über die damaligen Zeitbedrängniſſe, das für den »Miniſter Vorwärts« gleich ſehr wie für Arndt bezeichnend iſt und das politiſche Glaubensbekenntniß Beider zuſammenfaßt. »Wir leben in einer Zeit des Übergangs, ſchreibt Stein aus Frankfurt im Januar 1818, wir müſſen alſo das Alte nicht zerſtören, ſondern es zeitgemäß abändern und und ſowohl den demokratiſchen Phantaſten als den gemietheten Vertheidigern fürſtlicher Willkür widerſetzen. Beide vereinigen ſich um Zwietracht unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft zu erregen, in entgegengeſetzten Abſichten, die Einen um alle Verſuche, eine repräſentative Verfaſſung zu bilden, zu vereiteln, die Andern um eine unhaltbare in's Leben zu bringen. Dieſer Haß unter den Ständen, unter Bürgern und Adel, beſtand in den blühendſten Zeiten der deutſchen Städte, im 13.—14. Jahrhundert, nicht. Jeder Stand hatte ſeine Ehre, zwiſchen ihnen beſtand ein wechſelſeitiges Band der Dienſtleiſtungen, des Umgangs, durch Verfaſſung und Sitten geknüpft. Dieſe Stände müſſen neben einander beſtehen, nicht durch einander gemengt, ein Geſchlechts- und Güteradel, kein Dienſt- und Briefadel, ein tüchtiger Bürger- und Gewerbeſtand, ein ehrſamer freier Bauernſtand, kein Tagelöhnergeſindel: und ſo ſteht der alte, durch den Lauf der Zeit geſchwächte Stand der Freien wieder da, erſcheint in der Gemeinde, am Amts- oder Kreistage, auf dem Landtage, auf dem Reichstage zum Berathen und Beſchließen, und greift in gemeinſamer Noth zu Wehr und Waffen.«

Endlich finden wir unter Arndt's Papieren aus den Jahren 1810 und 1811 einige Lebensregeln und Glaubensmaximen die nicht wenig geeignet waren den Inquiſitionsrichtern von damals Bedenken zu erwecken. Je aphoriſtiſcher ſie hingeſtellt ſind in ſein Tagebuch, deſto mehr fiel der lauernde Argwohn darüber her, geheime Strafwürdigkeiten dahinter wittrend. Wir geben

Digitized by Google

hier einige dieſer Sätze wieder die ein freier Mann auf ſeiner Stirn zu tragen ſich nicht ſcheut.

»Sei nicht zu deutſch: brüte und träume nicht, aber denke, dichte muthig und ſtill!«

»Lieber muntere Hölle als fauler Himmel!«

„Ruhe iſt das Maß der Geiſter,
Bändigung der Leidenſchaft.“

»Halte das Heroenbild der Menſchheit dir vor, das Heroenalter der Welt in Kühnheit und Trotz.«

»Zerſtöre hinter dir, daß vor dir etwas werde!«

»Hüte dich vor Weibern, aber liebe und ehre das Weib.«

»Qui se ipse regit, rex est.«

Willſt du glücklich ſein, bete täglich zu deinem Gott, deiner Schönheit und Liebe.«

»Jermalme täglich deinen Ehrgeiz, deine Eitelkeit, daß du ein heiterer und kräftiger Kämpfer werdeſt!«

Nichts als Muth fehlt dir und Wegwerfen der Sorge für morgen, um glorreich durchzukommen, Heilerkeit!«

„Leid frißt das Herz und frißt den Muth,
Denk, dieſe Welt und du ſei's gut.
Leid löſcht den Geiſt und den Verſtand,
Die Freud' iſt Gottes Feuerbrand.“

Es iſt Zeit die ganze Geſtalt des Mannes ins Auge zu faſſen. Es gilt nicht mit ihm zu rechten, nur den Zuſammenhang zu deuten, in welchem ſich dieſer getreue Eckart des Königthums entwickelte. Er iſt ein ausgemachter Franzoſenhaſſer und Ruſſenfreund. Er theilte das mit Stein und denen die in Petersburg die deutſche Legion ſtifteten. Es gab in der That eine Zeit wo die Hauptſtadt des Zaren der Heerd für den Patriotismus deutſcher Flüchtlinge war. Wir müſſen auch das Deutſchthum Arndt's betrachten, um zu wiſſen wie weit es mit unſerer Entwickelung zuſammenſtimmt.

Schon im Knabenalter hatten ſich in Arndt manche eigenthümliche und, wie er ſelbſt eigenwörtlich ſagt, einſeitige Anſichten feſtgeſetzt welche noch jetzt bei ſeinem ſchneeweißen Kopfe oft beſſerer Warnung und Einſicht nicht weichen wollen. »Ich hatte, ſagt er*), als kleiner Junge, als Zeitungsvorleſer und Chronikenleſer, zwiſchen meinem neunten und zwölften Jahre ſchon gewiſſe politiſche Verhärtungen und Verſteifungen. Ich brauche dieſe Worte abſichtlich, weil ich die Sache als Fehler in mir erkannt habe. Ich bin von jeher vielleicht ein übertriebener Königiſcher geweſen. Ich glaube, ich bin es geworden, wie die Meiſten ganz unbewußt etwas werden, durch die erſten Gewöhnungen des frühen Alters.« — Und die Franzoſen und Arndt? Stammt ſein Franzoſenhaß blos aus der Kriegszeit? Er ſteckt ihm tiefer im Blute. Der Knabe las Puffendorf's und Anderer Geſchichten vom dreißigjährigen Kriege. Die herrſchſüchtigen hinterliſtigen und mordbrenneriſchen Pläne des vierzehnten Ludwig ſtößten der jungen friſchen Seele tiefen Abſcheu ein. Dieſe frühe Betrachtung der glänzenden franzöſiſchen Größe die ſich mit ſoviel Schmach auf Deutſchlands Koſten bedeckte, die Schwäche der Deutſchen zur Folie ihrer Herrlichkeit machte, hinterließ unverwüſtliche Eindrücke. »Ich war von jeher, ſagt er, im Haß gegen die Franzoſen ganz Engländer.« Jede ihrer Niederlagen ſchien ihm ein Triumph für Deutſchland. Und von dieſer Flamme des Haſſes ergriffen, drückt er auch dem Ruſſen die Hand, der ſich aufrafft und der deutſchen Kultur eine Stätte bei ſich bereitet, dieſe Stätte die er unſerer Nation auf dem heimiſchen Boden allerdings mit erobern half. Und wie ſucht er der deutſchen Bildung politiſche Wurzeln zu geben? — Ein Blick auf Arndt's Entwickelung muß ſein Glaubensbekenntniß anſchaulich machen.

Auf der Inſel Rügen erblickte Arndt am zweiten Weihnachtstage 1769 das Licht der Welt. Eine gewiſſe ſtramme Härte und unzugängliche Feſtigkeit iſt dem Inſulaner eigen. Er war der Sohn eines Freigelaſſenen der auf den Gütern eines Grafen Aufſeher war und auch ſelbſt Güter in Pacht nahm. Die Familie ſtammte aus Schweden. Ohne Schule wuchs der Knabe bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahre auf. Zur Saat- und Erntezeit mußte er mit-Hand anlegen, Ochſen und Pferde hüten; Sonntags ging es zweimal weit über Feld zur Kirche. Die Eltern waren ſtreng, ſtark, derb und kurz und gut. Faſt ſoldatiſch geartet, ſchlief Gruſt Moritz auf Brettern und Reiſig, mit dem Mantel bedeckt, oft genug unter freiem Himmel, im Baumgeheg oder hinter einem Heuhaufen. Das hat ihm die Liebhaberei für nächtliche Wanderungen gegeben. Das Meer und die Eichenwälder haben den Knaben groß werden ſehen, der Vogel in der Luft, das Wild im Buſch, der Fiſch im Waſſer ſind ſein Spielzeug geweſen; im Buchengrün und zwiſchen Hünengräbern iſt uns dieſer Nordlandsrecke erwachſen. Daher ſein leidenſchaftlicher, naturhiſtoriſcher Trieb, Land und Leute al fresco aufzufaſſen, ſie in ihren Naturbedingungen zu ergründen. Natur war alles was ihn umgab, künſtlich nur einige quäleriſche Mißſtände, Erfindungen der menſchlichen dummen Klugheit. Die Leibeigenſchaft fühlte und ſah der Knabe zumeiſt und zuerſt von dem was man die Kulturverhältniſſe der Menſchen nannte. Landadel und Bauern hatten

*) „Erinnerungen aus dem äußern Leben.“ 3. Aufl. S. 84, 85.

Digitized by Google

ſich, ſozuſagen, da hineinverbiſſen. Was ſollte und konnte ſie von dem ſelbſtauferlegten Übel erlöſen? — Das Gefühl der Menſchenwürde, Humanität. — Wer aber konnte ſo mächtig ſein, dieſem Gefühl, falls es erwachen wollte, zum Durchbruch zu verhelfen, ihm geſetzgebende Kraft zu verleihen? — Ein König, ein Fürſt. — So vielleicht der Gedankengang in Arndt, und ſo erklärt ſich ſehr natürlich ſein Königsſinn. Und das Vertrauen auf die Herrſcher der Völker hat ihn auch nicht bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit der Welt der trüben Leidenſchaften getäuſcht. Sein erſtes Buch war über die Leibeigenſchaft. Der Adel in Pommern und Rügen ging damit um, ihn des Hochverraths zu zeihen. Er wandte ſich an ſeinen König, Guſtav IV. Adolf, und der ſprach ihn frei. — Noch vor dieſer ſeiner Jungfernſchrift hatte er nach Erledigung ſeiner Studien auf dem Gymnaſium zu Stralſund und den Hochſchulen zu Greifswald und Jena, als Candidat in der Heimath gepredigt. Der Hang, ſich die Welt anzuſchauen, war aber zunächſt vorherrſchend, und es waren die Jahre 1798 und 1799 die Arndt auf der Wanderſchaft in Deutſchland, Ungarn, Italien und Frankreich verlebte. Einen ganzen Sommer hindurch war er in Paris, ohne daß der Anblick der dortigen Zuſtände ihm ſeinen Franzoſenhaß nahm. Er kehrte dann nach Pommern zurück und wurde Lehrer der Geſchichte in Greifswalde. Seine zweite Schrift hieß »Germanien und Europa.« Er hatte Europa geſehen und die Vorgänge machten ihn erſt recht zum Deutſchen; das Studium der Geſchichte gab ihm die tiefe dauernde Begeiſterung für unſere längſt untergeſunkene nationale Größe. Keine Ahnung von Napoleons welthiſtoriſcher Bedeutung flog in Arndt's Seele auf, während ſoviele Geiſter für den großen Corſen ſchwärmten, Staaten und Könige, ihrer angeborenen Hoheit vergeſſend, ihm im Staube huldigten. Arndt fühlte ſeit dem Lüneviller Frieden nichts als die Schmach der Deutſchen. Als das Reich in Trümmer ging, begann ſein Herz erſt recht für deſſen alte verlorne Hoheit zu ſchlagen; als Preußen und Öſtreich, jedes vereinzelt, daniederlagen, wurde ſein Gefühl für die deutſche Sache nur immer ſtärker, ſah er in den Wälſchen nichts als hinterliſtige Reichsfeinde die in Habſucht und Übermuth nur durch Deutſchlands Schwäche und Entartung groß geworden. Sein Franzoſenhaß war wiſſenſchaftlich begründet, wurde thatſächlich erhärtet; der Unterthan Schwedens fühlte ihn rein, ſtark und tief. Der Begriff ſeines Deutſchthums wurde nicht eng und kleinlich, er war weit und voll, er umfaßte zu einer germaniſchen Gemeinſamkeit auch die Stämme Skandinaviens. Germaniſches Leben in Deutſchland aufzuwecken, wurde Beſtimmung ſeines Lebens, Ziel ſeiner Kämpfe, Mittelpunkt ſeines Strebens, Inhalt ſeiner Leiden und Freuden.

Als der franzöſiſche Krieg gegen Preußen ausbrach, hatte Arndt den erſten Theil vom »Geiſt der Zeit« geſchrieben. Brennende Gefühle gaben ihm brennende Worte. Nach der Schlacht bei Jena flüchtete er vor Nachſtellungen nach Schweden, und kam erſt drei Jahre ſpäter unter dem Namen eines Sprachlehrers Allmann nach Deutſchland zurück. Das franzöſiſche Spionſyſtem, zu welchem Deutſche am willigſten die Hände boten, erſtreckte ſich über ganz Preußen; Arndt lebte in Berlin bei Freunden verſteckt. Er erlebte aber auch ſchon damals die Genugthuung, daß mitten unter der Schmach des heruntergekommenen Staates Preußen ein jüngeres deutſchſühlendes Geſchlecht ſich heimlich im Büchſenſchießen übte. Pommern war an Schweden zurückgegeben; Arndt konnte nach Greifswalde zurückkehren, floh aber vor den franzöſiſchen Verfolgungen 1812 nach Petersburg, wo der vom preußiſchen Staate aufgegebene Stein das Feuer der deutſchen Sache ſchürte. Stein benutzte Arndt zur Abfaſſung von Flugſchriften, die Errichtung der deutſchen Legion betreffend. Die Beſoldung floß aus ruſſiſchen Kaſſen bis die Centralverwaltung des ſich befreienden Deutſchlands geordnet war. York bot aus eigenem Betrieb den Ruſſen die Hand; der deutſche Volksaufſtand begann ſich zu entwickeln. Arndt ging mit Stein nach Königsberg, und ſchrieb ſein Buch über »Landwehr und Volksſturm.« Er ging nach Breslau, wo Stein die Bewaffnung des Volkes betrieb, und verfaßte ſeinen »Soldatenkatechismus«, ſetzte ſeinen »Geiſt der Zeit« fort. Schon damals mahnte er an die Vogeſen, den Jura und die Ardennen, als die uralten germaniſchen Grenzen. Er ging mit Stein nach Frankfurt und ſchrieb: »Der Rhein, Deutſchland's Strom, aber nicht Deutſchland's Grenze.« Den Miniſter aus Weſtfalen und den Profeſſor von der Inſel Rügen war man gewohnt in den Plänen zur Herſtellung Deutſchland's Hand in Hand zu ſehen, wie man Gneiſenau und Blücher für die preußiſchen Thaten als zuſammengehörig betrachtete. Rath und That waren in ſolcher Gemeinſamkeit und Ergänzung raſch bei einander, Entwurf und Ausführung folgten ſich Schlag auf Schlag. Arndt war für Stein eine Art von Blücher mit der Feder. 1813 ſchrieb er noch »über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache«; »über das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa«, ein Büchlein, in der Wonne des erſten Freiheitsgefühls hingeworfen. An Stein's Seite betrat Arndt das beſiegte Franzoſenland. Dem Jahre 1814 angehörig waren ſeine Schriften »über

Digitized by Google

künftige ſtändiſche Verfaſſungen in Deutſchland«; »über die Feier der Leipziger Schlacht«; ſein ſchon erwähnter »Entwurf einer deutſchen Geſellſchaft.« Im nächſten Jahre erſchienen ſeine ſpäter vom Staatsjeſuitismus ſo böswillig angefochtenen »Phantaſien für ein künftiges Deutſchland.«

Dies künftige Deutſchland möchte nun ein gegenwärtiges ſein; Fürſten und Völker arbeiten daran; die Saat der Drachenzähne hat keine zweite Ernte zu hoffen. Aber zur Geſtaltung eines umfaſſenden, politiſch ausgedehnten Deutſchlands ſind uns ſeitdem ſtarke Bedingungen nach außen hin geſchmählert, während man nach innen zu die alten getreuen Warner zum Schweigen brachte. 1815 und 16 ſchrieb Arndt in Köln die Zeitſchrift: »Der Wächter.« »Unſere Weſtküſte, eiferte er damals, iſt in fremder Hand. Holland und Belgien ſperren uns den Rhein. Die Nordweſtküſte, Elbe, Weſer, Ems ſperrt uns England; auf Helgoland hat es ſeinen Fuß geſetzt. Holland, Belgien, Helgoland müſſen wieder unſer werden! Dann haben wir Flotten und Sicherheit. Große Staaten umlagern uns, England und Frankreich lauern auf unſern Verderb, Rußland wird unſer natürlicher Feind im Oſten. Der ſkandinaviſche Norden, ein altes Seemannsvolk, muß unſer Verbündeter ſein. Und wie's auch kommen mag: ewige Feindſchaft mit Frankreich! Es will den Rhein haben; wir wollen Lothringen und Elſaß!«

Das Glaubensbekenntniß des alten getreuen Eckart iſt noch jetzt daſſelbe, wie er es in Köln 1815 ausſprach. Arndt damals in Köln, und Görres ebendort! Zwei Teutonen gewaltiger Art. Und doch wie grundverſchieden! Arndt mittelaltert nicht in Sachen des Glaubens; der ſchwarze Rock des Burſchenſchafters verſchmähte die Falten und Schlingen des ſchwarzen Schlepptalars. Arndt will und kennt kein anderes Chriſtenthum als was von gewiſſen »hohenprieſterlichen, dogmatiſchen und hierarchiſchen Arabesken und falſchen geiſtlichen Zierrathen« frei und geläutert. Arndt's Germanenthum hat gegen das Görres'ſche ohnedies voraus daß es damals die Thaten ſchlug welche uns äußerlich frei machten. Und zu den Thaten brachte es auch die Geſänge. Kennt Deutſchland die Weiſen Arndt's auch wohl noch? Was iſt des Deutſchen Vaterland? das ſingen wir gern noch Alle; es thut uns noch Allen noth. Aber auch das Lied von den Feuermuſikanten iſt noch allezeit gar ſangbar ſchön.

Auf! Bombardier und Kanonier!
Laßt die Muſik erklingen!
Die Tänzer ſind ſchon alle hier
Und ſehnen ſich zu ſpringen:
Auf, zieht den vollen Glockenſtrang,
Im Donner- und Karthaunenklang!
Spielt auf mit allen Geigen
Zum blutig frohen Reigen!

Und wißt ihr Spieler, wer Hochzeit gibt
Und prüft der Tänzer Sohlen?
Das liebe Deutſchland iſt verliebt
Und will die Braut ſich holen.
Die ſtolze Braut die Freiheit heißt,
Sie reizt der tapfern Kämpfer Geiſt:
Sie woll'n in ihrem Reigen
Sich als die Beſten zeigen.

Von Arndt haben wir auch das beſte Lied auf Blücher.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im ſiegenden Saus.
O ſchaut wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchaut wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!

Und ſein Vaterlandslied iſt auch inmitten des äußern Friedens noch alle Tage gültig:

Der Gott der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtünde bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Der alte Nordlandsrecke hat als Sänger eine gute Klinge geſchlagen. Die Stimme des getreuen Eckart ſei uns allezeit eine Mahnung, unſere Kraft zuſammenzufaſſen und in die Gefahr ſcharf dreinzublicken.

F. Guſtav Kühne.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus München, d. 13. Juni.

[Der König, Reformen, Theaternovellen, das Beobachtet, Mangel eines literariſchen Organes, das Wildbad Kreuth.]

Als der König kürzlich bei Aufführung von Meyerbeers Hugenotten in die Loge trat, wurde er von dem zahlreich verſammelten Publikum aller Stände mit Enthuſiasmus und einem wahrhaft ergreifenden Jubelrufe empfangen. Dieſes Hoch galt den eingeleiteten Verbeſſerungen in Geſetzgebung und Rechtsverfahren. Der König dankte ſichtlich gerührt. Dieſer Fürſt hat jetzt in kurzer Zeit durch die Zurückführung des faſt mit einem Bannfluche belegten Lichtes, durch die bereits eingeleitete Einführung des mündlichen Rechtsverfahrens, durch Rückgabe gelehrter Bildungsanſtalten aus den Händen der Prieſterkaſte und Mönchszünfte an würdige Gelehrte, ſich ein Monu-

Digitized by Google

ment im Herzen ſeines Volkes gegründet, das dauernder iſt als es ihm ſeine Schwanthaler, Cornelius, Kaulbach, Klenze und Gärtner lieferten. Alle ſeine Ruhmes-, Friedens-, Befreiungs-, Feldherrn- und Wal-Hallen, alle ſeine Siegesthore, Tempel und Paläſte, Pinakotheken und Glyptotheken, alle nach ſeinem Namen genannten Unternehmungen, von dem Ludwigskanale bis zur Ludwigswalzmühle in München herab, können die Regierung dieſes Königs nicht ſo glorificiren als die Beſeitigung des Abelſchen Miniſteriums und die daran geknüpften Reformen. Wir ſehen mit Vertrauen und Zuverſicht unſerem nächſten Landtage entgegen, der unſern Fortſchritt ſichern und uns wieder mit Ehren in die Reihe der deutſchen Brudervölker einführen wird.

Der Inlendant des Hoftheaters, Freiherr v. Frays, ſcheint endlich mit entſchloſſenem Sinne und kräftiger Hand den vielen und ſchweren Gebrechen dieſer einſt mit Recht ſo hochberühmten Kunſtanſtalt nunmehr abhelfen und ein ganz anderes Syſtem einführen zu wollen. Alſo auch in dieſer kleinen Welt, im Kuliſſenſtaate eine heilſame Kataſtrophe! Jene Gebrechen rührten theils aus einer übel berechneten, zweckwidrigen und übertriebenen Sparſamkeit, theils aus einem ſo manchem bequemen Herrn gleich einer warmen Perücke liebgewordenen Schlendrian. Dieſe Schlendrianperücke iſt durch Hrn. v. Frays erſt kürzlich ihrem verzüglichſten Amateur vom Kopfe genommen worden; der Ultra-Sparſamkeit aber wird nun auch ein Ende gemacht und es ſollen bis nächſten Herbſt alle auf unſerer Hofbühne bis jetzt vacanten Rollenfächer beſetzt, kurz, die Bühne reformirt werden. — Es iſt bei unſerer Hofbühne jedem, der nicht dabei beſchäftigt iſt, der Eintritt auf die Bühne bei Proben und Vorſtellungen unterſagt. Als neulich ein Gaſt, Hr. Reichart aus Wien, auftreten ſollte, kam eine dieſen Tenoriſten protegirende Cidevant-Tänzerin, welche erſt ſeit verwichenem Herbſte hier lebt, zur Probe, zerbrach aus Zorn, weil man ihr nicht ſogleich einen Armſtuhl brachte, den Sonnenſchirm; warf einem Theaterbeamten ein Taburett, als ihrer unwürdig, nach, erhielt aber von dem dienſthabenden Kapellmeiſter die geeignete Zurechtweiſung. Dieſe Expriesterin der Terpſichore (ſie iſt auch in Dienſten einer andern mythologiſchen Göttin), ſcheint überhaupt der Welt beweiſen zu ſollen daß die Baiern nicht ganz zu verderben ſind. Um die Damen der Vorzeit wurden Schilde geſpalten und Lanzen gebrochen. Um dieſer „Donna" willen werden freilich nur Obſeigen geweyhſelt, auch von ihr ſelbſt ausgetheilt, dergleichen wir in der Geſchichte einer Agnes Sorel, Gabriele d'Eſtrées, einer Philippine Welſer oder Agnes Bernauer freilich nicht leſen. Ihr begünſtigſter Liebhaber wurde neulich — durch einen Fächerſchlag? — nein! durch einen Tritt ihres grazidſen kunſtgeweihten Füßchens in einer zärtlichen Aufwallung von Eiferſucht oder einer andern Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht was Leiden ſchafft, dermaßen — mit Grlaubniß zu ſagen — vor den Bauch geſtoßen daß man ſogleich einen Chirurg holen mußte.

Sie dürfen keine üble Meinung von mir hegen, wenn ich, der ich zufällig ein Verehrer von Wein und Waſſer bin, auch in dem heutigen Berichte wieder auf den „Bock" zu reden komme. Ich meine weder den Bock der uns ſtößt, noch das Bier das wir trinken; ich meine ein kleines, witziges und wirklich recht gutes Zeitſchriftchen, welches in dieſem Jahre ſehr ſchlechter Vorgänger Fußſtapfen beſchreitend mit dem „Bocke" kam und Abſchied nahm, ich meine das Münchner Bockblatt. Freilich iſt es für München keine Ehre daß es eines Doppelbieres bedarf, um ihm ein belletriſtiſches Journal genießbar zu machen. München iſt durch den ewigen Schönheitsſinn des Monarchen, deſſen Reſidenz es nun ſchon über vier Luſtren iſt, zu einer Sonnenhöhe des künſtleriſchen Ruhmes und Glanzes, zu einer Stadt erhoben worden, welche mit Rom, Venedig und Florenz zählt, die Hauptſtadt deutſcher bildneriſcher Kunſt genannt wird, zu einer Stadt welche man geſehen haben muß, um in den höhern Kreiſen des Auslandes als Kunſtverſtändiger gelten und mitreden zu können. Dieſes München hat aber nicht ein ſchöngeiſtiges Journal. Hier leben Männer wie Fallmerayer, v. Ploß, Söltl; hier lebten Platen, Hormayr, Duller, Lewald, lauter Kräfte von Belang in der wiſſenſchaftlichen und belletriſtiſchen Journaliſtik. Überall aber wurden und werden dieſe Namen mehr verehrt, öfter genannt als hier. Wer fragt oder fragte nach ihnen? Wer zollte oder zollt dieſen Männern die ihnen gebührende Schätzung? — Niemand. Aus den Extremen und aus dem Medium der Geſellſchaft niemand! Nur der „Künſtler" gilt hier und jeder Schmierer iſt hier intereſſanter als der Schriftſteller erſten Ranges. Fallmerayer's ſcharfſinniger Witz in der wiſſenſchaftlichen Kritik hat etwas Geniales, J. v. Ploß iſt einer der wenigen deutſchen Luſtſpieldichter, und zwar ein Luſtſpieldichter erſten Ranges, Profeſſor Söltl's geſchichtliche Forſchungen kommen anwärtigen Blättern zu gute. München will nicht literariſch vertreten ſein, es hat keinen Sinn für das Bewußtſein des reflectirenden Geiſtes. Wo aber Alles von oben her conſtruirt wird, hätte die Anregung von oben her auch noth um der Hauptſtadt ſo vieler Kunſtthätigkeit ein literariſches Organ zu geben. Während man Renn der Hunderttauſende hingab, um halbgelungenen Standbildern zweier Feldherren eine verunglückte Halle zu bauen, während man angehenden Bildnern Jahrgehalte von 800 Fl. gibt, erhält ein Dichter von Verdienſt und Ruf, wenn er zu einem äſthetiſchen Unternehmen die Unterſtützung des Staats oder des Kabinetts in Anſpruch nimmt, — keine Antwort.

Seit Beginn dieſes Monats iſt das Wildbad Kreuth wieder eröffnet, eine Schöpfung König Maximilian Joſephs, und eines der ſchönſten Denkmäler der Liebe welche dieſen Fürſten zu ſeinem biedern Volke beſeelte. „Ich habe in Tegernſee ſoviel zu meinem Vergnügen gelhan", ſprach Vater Max, wie er hier noch immer genannt wird, „ich muß auch etwas für die leidende Menſchheit thun!" Und in dieſem Gedanken grünbete er im hehren Tempel einer ernſt erhabenen Alpennatur, im Dufte hochaufrauſchender Bergwälder und an balſamiſchen Kräutern reicher Matten das quellenmurmelnde Heilbad, zwiſchen zwei der ſchönſten See'n des deutſchen Südens in trauter Stille gelegen und verbergen, „gleich ſo vielen ſeiner Wohlthaten." — Täglich fahren von hier Wagen dahin mit Leidenden, welche in den Molken der Alpenziegen, in den Kräuterſäften, im Tannenduſte und in ſtillſeliger Muße Heilung oder doch Linderung ſuchen für die Wehen einer angegriffenen Bruſt. — Das dortige Volk iſt nun freilich nicht ſo natürlich, ſo idylliſch mehr als ſonſt; es hat viel, nur zu viel! verloren von ſeiner gutmüthigen uneigennützigen Gaſtfreiheit, ſeinem harmloſen Stillleben, ſeiner Münſche Beſchränktheit, und von ſeiner Sittlichkeit, beſonders ſeit es den „Rubel auf Reiſen" kennen lernte. Seitdem Koſaken, Tſchetſchenzen und andere ſtumpfnäſige Barbaren dort waren, ſeitdem Knäſen und Bojaren in ihren Tſchetwerken ſchellend durch das ſonſt ſo ſtille Thal flogen, welches nun von „Padbi!" und „Stoi!"

Digitized by Google

wiederhalte, — seitdem hat dieses heilig friedliche Asyl auch orientalischen Unsug kennen gelernt. ✻.

Aus Berlin, d. 17. Juni.

[Das Judengesetz; Fr. v. Raumer, Raumert, Jul. Berends.]

Unsere letzte Landtagswoche ist herangekommen, und obwohl man in diesem Augenblick noch keine bestimmte Entscheidung darüber kennt, an welchem Tage die Verhandlungen wirklich zu Ende gebracht oder vielmehr abgebrochen werden müssen, so dürfte der noch den 19. Juni in Anspruch zu nehmende Termin sich doch schwerlich weiter als auf einige Tage erstrecken. Zugleich ist glaubwürdig bekannt geworden daß der König den Landtag auch in Person wieder schließen und bei dieser Gelegenheit abermals in einer feierlichen Rede seine definitive Erklärung über die Stellung der Krone zu den von den Ständen eingenommenen principiellen Haltung abgeben wird. Bei der Offenheit, mit welcher die königliche Ansicht über die ständische Principienfrage sich schon in der Thronrede ausgesprochen, haben wir daher jetzt auf Grund der vorliegenden Verhandlungen selbst eine erschöpfende Bestimmung über diese immer noch so zweifelhaft dastehende Angelegenheit zu gewärtigen. — Der Gegenstand der Landtagsverhandlungen *) bildet seit Montag das neue Judengesetz, über welches die Berathung in beiden Kurien gleichzeitig eröffnet worden ist. In der Herrenkurie hat es der Hr. Minister Eichhorn selbst übernommen, die Regierungsvorlage zu vertheidigen, in der Dreiständekurie aber der Geheime Staats- und Kabinetsminister Hr. v. Thile, aus dessen energischem Eifer für die Aufrechterhaltung der Bestimmungen dieses Gesetzes man erkennt daß dieser Minister einen näheren persönlichen Antheil an der Abfassung des Judengesetzes genommen, als ihm die öffentliche Meinung bisher zugeschrieben hat. Dieser Minister, der mit der größten Entschiedenheit die Idee des christlichen Staats in der Verwaltung zu verkörpern sucht, möchte, wie Alle die mit ihm auf gleichem Standpunkt stehen, die Juden recht eigentlich wieder zu Juden machen und in eine rein jüdische Sphäre eingeschlossen sehn, und das ist auch der Grundcharakter der vorliegenden neuen Gesetzbestimmungen. Man findet den gewissten Standpunkt, welchen die moderne jüdische Bildung aufzeigt, innerhalb des principiell christlichen Staats nicht beanem zu verarbeiten, und darum unzulässig, weshalb wieder ein eigenes für sich abgeschlossenes Judenbereich im Staat gegründet werden soll. Der Hr. Minister Thile hat in der Dreiständekurie offenbar die schwierigste Position einzunehmen, da in derselben am meisten judenfremdliche, entweder aus Principien der Humanität oder des Liberalismus für die bürgerliche und politische Gleichstellung der Juden erklärte Elemente ihm gegenüberstehen. Ihm zur Seite ist der Geheime Oberregierungsrath Brüggemann aus dem geistlichen Ministerium (neuerdings bei dem an seinen Namen geknüpften Prozeß der Geheimerathszeitung vielfach genannt, und unter der vorigen Regierung in Sachen des Erzbischofs von Köln nach Rom verwendet) mit der Vertheidigung des Gesetzes in der Dreiständekurie beauftragt, ein Beamter, der, was bei dieser Gelegenheit wohl erwähnt werden kann, katholischer Confession ist. Einen leichteren Stand hat Hr. Minister Eichhorn in der Herrenkurie. Unsere Magnaten sind im Durchschnitt keine Judenfreunde, und wenn auch selbst in dieser Versammlung günstige Erklärungen zu erwarten sind, so ist doch kein starkes Aussprechen einer Opposition gegen die Regierungsvorlage vorhanden. Eine Abstimmung wird in beiden Kurien wahrscheinlich heut oder morgen erfolgen. —

Wenn schon jetzt der geeignete Augenblick zu einem kritischen Rückblick auf die Verhandlungen des Vereinigten Landtags gekommen wäre, so müßte man vor Allem anerkennen, wie die Stände auf dem Wege des gediegensten geistigen Vorschreitens und auf dem Grunde des keineswegs darauf berechneten Patents vom 3. Febr. sich zu wahren Volksständen erhoben und ausgebildet haben. Die Ansicht derjenigen, von welchen man wohl den Ausspruch gehört hat daß es in unsern ständischen Versammlungen auf keinen Meinungskampf ankommen könne und daß unsere Stände überhaupt keine Meinungen und Zeitkämpfe zu repräsentiren hätten, weil es in Preußen gar keine politischen Parteien gebe und geben dürfe, — diese Ansicht kann man jetzt als widerlegt und dem neuesten Stand unserer Staatsentwickelung nicht mehr entsprechend, betrachten. Der hinreißendste Moment im innern Lebenslauf der preußischen Monarchie hat rasch und schlagend diese morschen Stützen des altpreußischen Verwußtseins abgebrochen, und in einem einzigen glücklichen Augenblick darüber hinausgeführt.

Viel Interesse erregt hier die Erwählung des Professors Friedrich v. Raumer zum Stadtverordneten. Die neuen Stadtverordnetenwahlen fallen überhaupt diesmal äußerst demonstrativ und in einem oppositionellen Sinne aus. Hrn. v. Raumer beleiht die öffentliche Meinung seiner Mitbürger für den unter so vielen Kränkungen aufgegebenen Sitz in der Berliner Akademie der Wissenschaften mit einem Sitz in der Berliner Stadtverordnetenversammlung, in der jetzt überhaupt frische Zeitlüfte wehen. Gleichzeitig wird in einem andern Stadtbezirk der wegen tendenziöser Zeitrichtungen abgesetzte Privatdocent Dr. Rauwerk ebenfalls zum Stadtverordneten gewählt. In einem dritten Bezirk endlich wird Julius Berends Stadtverordneter, ein (wie er sich selbst genannt) „von der Anstellungsfähigkeit suspendirter Predigtamtscandidat," der vor einiger Zeit erst aus der großen Berliner Communistenuntersuchung entlassen wurde, und als anfässiger Buchdruckereibesitzer wahlfähig ist. Solche Symptome der Zeit steigen jetzt aus der preußischen Städteordnung heraus! (✻).

*) Nach den Mittheilungen der Preuß. Allg. Zeitung.

Aus Wien, d. 15. Juni.

[Nothstand im Innern, Verlegenheiten von außen.]

Die Verspätung des Ausfuhrverbotes der Cerealien hat auch in unserm Erzherzogthume zu bedauerlichen Vorfällen geführt, ja bis zu Todtschlag am Fruchtmarkte zu Schremz, zur gewaltsamen Befreiung Gefangener, zur beharrlichen Weigerung des Zehnten, verbunden mit Drohungen und Hinweisen auf das Schicksal der Gutsherrn in Polen. Ganz deutlich gaben die Bauern zu verstehen daß sie sich vor Soldaten wenig fürchteten, daß sie für Leib und Leben der kreisämtlichen Beamten die man zu ihrer Untersuchung abschicken möchte, keinesfalls einstehen könnten. Der Wortlaut des Gesetzes über die Robotablösung, der es dem Bauer anheimstellt, seine Robot zu leisten oder sie für Geld abzulösen, bedient sich des Ausdruckes „freiwillig"; was nun von den Bauern dahin interpretirt wurde daß es in ihrer Willkür liege, ob sie roboten oder nicht roboten sollen, und daß in letzterem Falle durchaus keine Gut-

Digitized by Google

schädigung von dem Gutsherrn in Anspruch genommen werden könne. Die Kreisämter, statt in solchen Fällen ungerechtfertigten Trotzes energisch und schnell einzuschreiten, zögern, und diese Zögerung macht die Landleute um so mehr glauben daß sie im guten Rechte seien. Sie sollten aber bedenken, diese Behörden, daß die Festhaltung solcher Zustände und der ihnen zu Grunde liegenden Motive nicht allein für die Gutsherren von bedauerlichen Folgen begleitet sein würde, und jeder wahre Freund des Vaterlandes muß wünschen daß durch Energie, Umsicht und Einsicht der Regierung dieser Zustand der Spannung beseitigt werde. Vorzüglich würde dieser Zweck, unseres unmaßgeblichen Erachtens, durch strenge Ueberwachung der magistratischen Preisbestimmungen für Brot und Fleisch zu erreichen sein, die noch immerfort auf einer jetzt kaum mehr erklärlichen Höhe bleiben, und dadurch daß die Gemeinden zur Anlegung von Getreidedepots und von Fleischbänken und Bäckereien angehalten würden, was wohl am füglichsten bei der von den Ständen eindringlichst beantragten Erlassung eines Gemeindegesetzes geschehen könnte. Der Luxus der hießigen Fleischhauer so wie ihre Brutalität und ihr Benehmen gegen die ärmere Classe ihrer Kunden ist sprichwörtlich, und obwohl ich weit davon entfernt bin, irgend jemanden seine Wohlhabenheit zu mißgönnen, so muß ich doch fordern daß wenn der Fleischhauer Equipage, französische Gouvernanten und Maitressen hält, und sich wie ein Lord geberden will, es nicht auf Kosten des ärmeren Bürgers, des hungernden Arbeiters geschehe, und daß es wahrhaftig natürlicher wäre, jener lächerliche Übermuth erlitte eher eine Minderung als der Magen des fleißigen aber weniger vom Glück und von der Bürgermeisterschaft begünstigten Handwerkers. Daß unsere Regierung in der Beziehung den besten Willen hat, ist gewiß; es müssen aber ganz besondere Verhältnisse obwalten daß derselbe, abgesehen auch von dem langsamen „Amtsgang", keine wohlthätige That zur Folge hat. Denn daß die Regierung sich über den allgemeinen Nothstand keine Illusionen macht, wie unser Bürgermeister, ist gewiß. Daß dieser Letztere aber die Zeitverhältnisse mißkennt, geht aus der Antwort hervor, die er einer Deputation des Hülfsvereines gab, die ihn für ihre löblichen Absichten um Beistand anging. Er erklärte, er könne sich nicht überzeugen daß die Theuerung so gestiegen sei, um einen solchen Hülfsverein zur Zeit für nothwendig zu halten. Wer aber die ausgemergelten, kaum mit Lumpen bedeckten Gestalten gesehen hat, die sich um die Suppentöpfe dieses segensreichen Vereines drängen, wird sich von der Vorsorglichkeit und der Lokalkenntniß des Herrn Bürgermeisters nicht überzeugen können. Dieser Hülfsverein der täglich zwischen 1000—2000 Personen mit einer nahrhaften und wohlschmeckenden Suppe betheilt und künftig seine Wirksamkeit durch Anlegung von Schlafsälen erweitern will, erfreut sich eines wünschenswerthen Gedeihens und das Grundcapital übersteigt jetzt nach vier Wochen 12000 Fl. C.-M. wozu Rothschild, Sina, und als uneremüdliche Segenspendein die Kaiserin Mutter das Meiste beigetragen haben. Die Hoffnung auf eine günstige Ernte steigert sich, nachdem seit einigen Tagen wohlthätiger Regen die Saaten erfrischt.

◆ Eine Bemerkung Sigmund Engländers über Journalistik und eine Correspondenz der Allgem. Zeitung über den „klägl[ichen]" Zustand der Wiener Journalzustände haben den Redakteur des „Zuschauers", einen gewissen Eberoberg, zu einer Diatribe über den „Salon" veranlaßt, die nach der Gewohnheit dieser berufenen Personen in eine verblümte Denunciation überschlägt. Doch es wäre zu viel Ehre für ihn, mit reinen Händen so schmutzige Wäsche zu betasten.

Die Revue independante brachte kürzlich einen Artikel über die östreichischen Poeten, dessen ich hier nicht seiner Ignoranz und Oberflächlichkeit willen gedenke, sondern wegen des erbärmlichen Klatsches über Carl's Autorschaft der Halmschen Theaterstücke und über die Motive eines erdichteten Gesinnungswechsels Grillparzers, zwei Lügen, an die niemand weiter glaubt, die aber in jenem Aufsatze als unterdrückte Wahrheit dem französischen Publikum aufgetischt werden. Es ist freilich wenig erbaulich daß keiner der eben in Paris anwesenden und in demselben Passaville überschwenglich gepriesenen östreichischen Poetenjünglinge gegen solche Anschuldigungen, deren Ungrund ihnen bekannt ist, öffentlich auftrat, wie es doch wahrlich Schuldigkeit gewesen wäre. Aber in einer Pariser Revue gelobt zu werden, mag freilich einem wackern Deutschen zu viel schmeicheln, ihn zu hoch emporheben, als daß er die geschmähte Ehre anderer guter Deutschen gegenüber seinem Gönner in Schutz nähme!

P.

Vom Rhein, im Juni.

[Die belgische Presse über den preußischen Landtag; der Observateur über die Hrn. v. Vincke und v. Beckerath.]

Sie haben Gelegenheit genommen auf das Interesse das französische und belgische Blätter den Verhandlungen des Vereinigten preußischen Landtags zuwenden, hinzuweisen. Es ist bemerkenswerth, wie besonders Belgien der ständischen Entwickelung Preußens mit lebhafter Theilnahme folgt. Die Indépendance hatte sich bei Zeiten mit der Kölnischen Zeitung verständigt und hielt sich in den ersten Wochen die Berichte jeder täglichen Sitzung durch dieselbe Stafette zukommen, welche die Staatszeitung an den Rhein brachte. Was die Berichte selbst betraf, so hielten sie sich großentheils objectiv, ja zur conservativen Seite leise hinneigend. Die Opposition vertrat im Auslande mit Maß und leidenschaftsloser Liebe der Observateur. Dieser hat in seinen letzten Nummern Skizzen einiger Landtagsmitglieder gebracht.

Es ist von Interesse, einiges davon Ihren Lesern vorzuführen. In einem vom 14. Mai datirten Bericht aus Berlin bespricht der Observateur den Landrath v. Vincke und den Banquier v. Beckerath.

„Um Ihnen von Hrn. Beckerath zu sprechen, muß ich auf Hrn. v. Vincke zurückkommen, denn diese beiden Männer bieten den bemerkenswerthesten Gegensatz der nur jemals zwei in Parallele gestellte Charaktere trennen kann; nichts aber ist geeigneter die Dinge zu erklären als wenn man die hervorspringenden Punkte bezeichnet, welche dieselben von einander scheiden. Ich sagte Ihnen früher, Hr. v. Vincke, ein geistreicher Aristokrat dessen sich die Opposition bedient ohne ihn zu lieben, sei vor allem unzufrieden. Das hieß die negative Seite seiner Natur angeben. Um gerecht zu sein, muß man bei dem ehrenwerthen Abgeordneten aus Westfalen auch hervorheben was ihm seine relative Kraft gibt, ich meine das wunderbare Talent welches er besitzt, eine Seite der Frage anzufassen und darauf die scharfen Pfeile seiner Beweisführung zusammentreffen zu lassen. Dies ist die Grundeigenthümlichkeit seiner Weise (le fond de sa manière) und, was mehr sagen will, seine Überzeugung beruht darauf. Hr. v. Vincke ist der eifrige Vertheidiger der Partikularrechte welche die preußische Gesetzgebung enthält. Unfähig, eine allgemeine und höhere Idee

zu verfolgen, weicht er keinen Fußtritt, wenn es gilt gegen das Eindringen des modernen Systems die geringste besondere Gewohnheitssphäre zu vertheidigen, welche die Jahrhunderte zum Gesetz erhoben und geweiht. Darum protestirt Hr. v. Vincke gegen das Patent vom 3. Februar das die Versprechungen einer früheren Gesetzgebung nicht verwirklicht hat, einer Gesetzgebung bei der sich ohnehin die Aristokratie besser befunden hätte, weil sie vielleicht eine starke, auf breiter Base ruhende, erste Kammer ins Leben gerufen; darum wird Hr. v. Vincke die Patrimonialrechte der Rittergüter überall wo sie bestehen, warm vertheidigen. Darum geht er mit den Abgeordneten vom Rhein solange Hand in Hand als seine Adelsrechte nicht in Frage stehen; darum verläßt er sie und stimmt mit den entschiedensten Aristokraten, sobald ein besonderes und abgethanes Factum den Angriffen des Liberalismus ausgesetzt zu sein scheint. Das „legale Terrain", wie man hier sagt, auf dem sich Hr. v. Vincke bewegt, besteht in jener festen Herausbildung der Particularrechte und specifischen Gewerbnisse welche die politische Vergangenheit Preußens bezeichnet. Der persönliche Scharfsinn und die seltenen juridischen Kenntnisse des Hrn. v. Vincke halten diesen Boden unerbittlich zäh fest. Man hat gesagt, er gebe Beweise von Unabhängigkeit als öffentlicher Beamte. Man hat jedoch aus den Augen verloren daß die Wahl der Districtscommissarien (Landräthe?) von der Regierung nur bestätigt wird. Hr. v. Vincke vertritt, — und dies bezeichnet ihn entschieden, — im deutschen Sinne und in seinem reinsten Ausdruck den Geist des Standes. Sie erinnern sich daß er zuerst eine Idee in partes seiner Provinz beantragte, welcher Vorschlag von dem liberalen Sinne der Mehrheit des Landtags aus allen Kräften zurückgewiesen ward."

„Wenn sich Hr. v. Vincke für das Particularrecht begeistert, so wird Hr. Beckerath im Gegentheil besonders von dem allgemeinen, ich hätte bald gesagt von dem idealen Gesichtspunkt bestimmt. Es gibt keinen so dürftigen und engen Stoff, in welchem nicht seine Liebe zur Idee am Ende irgend einen Bezug entdeckte und ihn zu dem Ganzen der ewigen Rechte emporhöbe, auf denen die menschliche Gesellschaft und insbesondere die deutsche Nationalität beruht. Hr. Beckerath, Sohn eines Gerichtsvollziehers aus Krefeld (1801 geboren), trat zuerst als Kommis bei dem Banquier Molenaar aus Krefeld ein, dessen Associé er dann bald wurde. Im Jahr 1838 erlaubte ihm eine Commandite von 100,000 Thlrn. selbst ein Geschäft zu gründen das heute an allen finanziellen Operationen Theil nimmt, welche in der Rheinprovinz stattfinden *). — Die Stadt Krefeld war von jeher die sicherste Stütze der früheren nationalen und liberalen Partei. Sie hatte eine vor Allen begeisterte Landwehr zu jenen preußischen Truppen gestellt, welche mit Rußland und Oestreich Napoleon stürzten. Seitdem hat Krefeld lebhaften Antheil genommen an all den Bewegungen des deutschen Liberalismus, der seiner Natur nach seit 1830 mehr edel und großmüthig als durch praktische Bedeutsamkeit hervorragend war. Im Jahre 18.0 ließ die Thronbesteigung des jetzigen Königs die nationale Partei und Krefeld hoffen, das Haus Hohenzollern werde die etwas unbestimmten Hoffnungen des deutschen Liberalismus verwirklichen. Krefeld war stets und ist noch zum Theil die am meisten dynastische Stadt an den Ufern des Rheins. — Hr. Beckerath folgte dem Impuls all dieser politischen Strömungen. Begabt mit einer großartig empfänglichen Natur, nahm er gern die dichterischen Verzierungen des Tages in sich auf. Das Krefelder Kreis- und Wochenblatt vom Jahre 1840 enthielt vorzüglische Artikel des Hrn. Beckerath die freilich ganz eigen contrastiren mit dem Adreßentwurf der vor einigen Wochen den Debatten des Landtags zu Grunde lag. Von 1840 bis 1843 bereitete sich Hr. Beckerath für die Laufbahn vor, auf der wir ihn jetzt sehen, durch tüchtige philosophische und nationalökonomische Studien, die, wenn sie ihn auch etwas spät beschäftigten, doch reich waren an fruchtbaren Ergebnissen. Im Jahre 1843, als Abgeordneter des Provinziallandtages in Düsseldorf, ward er mit Abfassung der Adresse beauftragt welche dem Könige das Gutachten über das neue, der Rheinprovinz vorgelegte Strafgesetzbuch darlegte. Am Schluß des Landtags gab Hr. Beckerath eine tiefgehaltene Kritik des königlichen Abschieds. Dieser Artikel war mit einem solchen Formalienl geschrieben daß die Censur der Kölnischen und der Augsburger Zeitung ihn nicht unterdrücken konnte. Auf dem Coblenzer Provinziallandtage von 1840 verfaßte Beckerath von neuem die Adresse an den König. Er ist äußerdem der Autor des Correferats über die auf die Generalstaaten bezüglichen Petitionen welche in dieser Kammer vorkamen. Dies Document ist ein Meisterstück von Logik, Maß und ruhiger Energie. Seit 1840 hat Beckerath im Namen der rheinischen Industriellen mehrere Denkschriften über commercielle Fragen veröffentlicht, über die Differenzialzölle, den holländisch belgischen Vertrag u. Diese Schriften sind von Balem-Gummerow in dessen letztes Werk aufgenommen *). Vergessen wir nicht daß seit 1845 Beckerath Präsident der Handelskammer zu Krefeld ist. — Im Privatleben gewinnt er sich die Liebe seiner Umgebung durch seinen sanften Charakter, durch sein ächt deutsches Gemüth (sensibilité tout allemande). Sein Aeußeres ist ruhig, nachdenkend, von einer gewissen Würde bestimmt. Wenn sich eine Journalcorrespondenz an Frauen richten dürfte, so könnte ich deren Neugierde befriedigen, indem ich hinzufügte daß Hr. Beckerath von mittlerem Wuchse ist, daß er blaue Augen und schwarze Haare hat, daß sein Organ rein und vollklingend, sein Benehmen voll Adel ist." △.

*) Der Berliner Berichterstatter des Observateur, soweit wir wissen, Dr. Emil Krensdorff, hat zu bemerken vergessen daß v. Beckerath 1836 in die Krefelder Handelskammer trat und 1837 ein vortreffliches Werk über Wechselrecht schrieb.

[Auerbach's Gevattersmann.]

Berthold Auerbach, gegenwärtig auf einer Reise begriffen von Breslau über Leipzig nach Heidelberg, wo er sich anzusiedeln gedenkt, arbeitet an seinem neuen Volkskalender. Der liebwerthe schwäbische Bäckergesell der im vorigen Jahre seinen Brüdern daheim das große schöne Berlin und die Berliner geschildert, wird sich im neuen Jahrgang wieder vernehmen lassen. Selbiger gute Backergesell hat den Bertanfzahn und den Karlsgeslaufzahn in Berlin erlebt und weiß und nun auch vom Weißen Saale zu erzählen. Er hat an der Treppe gestanden, wenn die Herren vom Schieß herunterkamen, manchem Redner des Volks, den er sich zeigen ließ, herzlich zugenickt, diesem die Hand gedrückt, vor jenem den Hut gezogen. Ja, ja, schreibt er nach Hause an seine Gevattern, nur Statt es wird nun Tag in deutschen Landen, es landtagt überall! — Für Auerbach's Volkskalender (Braunschweig bei Vieweg) hat sich jetzt durchschnittlich ein Absatz von 40,000 Exemplaren festgestellt. Einige frühere Jahrgänge machten vor der Concurrenz mit andern Kalendern 70,000 Exemplare nöthig.

*) Beckerath's Arbeit über die Gemeindeordnung hatte der Verfasser nicht vergessen sollen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 3. Juli.

Inhalt: Ein Brief aus Wien — Skizzen deutſcher Städte. Erinnerungen an Bamberg, von W. L. (Beſchluß). — Aus Berlin, Bamberg und Stuttgart. — Rudolf Löffler. — Der Herr von Binde. — Heinrich Wuttke über das deutſche Volksleben. — Strauß über Ludwig Bauer. — Ludwig Aurbacher.

№ 27.

Ein Brief aus Wien*).

[Ariſtokratie, Fr. Hebbel, Theatergäſte, Beſuche in der Schatzkammer und in der Ausſtellung.]

Die alte Fürſtin ***, eine wahrhaft liebenswürdige, geiſtig lebendige Dame, erinnerte mich an den großen Unterſchied unſerer Ariſtokratie im Norden und im Süden Deutſchlands. Wie bürgerlich einfach, faſt traulich hingegeben iſt der Adel in Wien! Dieſe Frau die im Umgang mit Kaiſern und Königen ſicherlich zu repräſentiren gelernt hat, in ihrem Salon Geſandte zu empfangen weiß, iſt im häuslichen Cirkel eine deutſche Bürgerin, ſo anſpruchlos, ſo theilnehmend an allem Menſchlichen, ſo durchdrungen von dem Gefühl daß nur der innere Gehalt den Menſchen macht, nicht ſein Gepräge. Es war bei Tiſche auch von deutſcher Journaliſtik die Rede. Ein Cavalier aus Ungarn ſcholt maßlos ungerecht auf die in Leipzig erſcheinenden ***. Es thut hoch noth, ſagte Fürſt ***, daß man ein halb offizielles Blatt in Wien ſtiftet, um den Verleumdungen entgegenzutreten; es iſt nicht länger zu dulden daß die baare blanke Böswilligkeit Beſchlag legt auf alle Ereigniſſe bei uns; wir haben nur im Auslande unſere Organe, unſer eignes literariſches Maulwerk ſteht ſtill! Sie ſtempeln alles draußen, was bei uns paſſirt, und wir glauben am Ende nur an das was man über uns aus der Ferne ſagt! — Die verfluchten ***! rief der ungariſche Cavalier; und dabei muß man das Blatt leſen, es geht halt nit anders! Man muß es halten, und zwar um welchen Preis! Schreib' ich da meinem Buchhändler, er ſolle mir ein Exemplar beſorgen. Schreibt er mir zurück: Eins könne er nit beſorgen, aber dreißig. Muß ich nun dreißig Exemplare beziehen, um für mein ſchweres Geld mich ſchwarz zu ärgern! — Wir lachten Alle und wünſchten der Journaliſtik in Leipzig Glück zu ſolchen Literaturverhältniſſen in Öſtreich.

Friedrich Hebbel, dieſer von den wenigen dichteriſchen Urnaturen unſerer Zeit, hat mir perſönlich in ſeiner Erſcheinung wieder den Glauben geſtärkt an ächte, feſt in ſich gefugte, aller Induſtrie abholde, ſtarke und reiche Dichtermenſchen. Dies ruhig heitere, blaue Auge, dieſer wohlthuende, treuherzige Ton ſeiner Stimme flößt Vertrauen ein, während in ſeinen Werken doch ſo oft eine menſchliche Unzugänglichkeit und Unnahbarkeit zwiſchenläuft. Dieſer Mann aus Holſtein ſteckt mit ſeinen Dichtungen in einem deutſchen Urwald der noch nicht gelichtet iſt. Man muß ſich zu ihm durch Geſtrüpp Bahn brechen, iſt aber dann belohnt durch große Blicke in eine noch unverbrauchte Naturwelt; man iſt einmal froh, bei ihm den ſtaubigen Chauſſeen und dem Trödel der halb merkantilen Tendenzpoeſie die auf Publikum Jagd macht, entkoben zu ſein. — Seine Frau iſt eine impoſante Erſcheinung. So ſollten Königinnen ausſehen. Nur wäre dann zu fürchten, die Völker blieben Sklaven.

Im Burgtheater ſah ich Hebbel's Frau als Lady Milford in Kabale und Liebe. Ich ſuchte dies an Schönheiten und Kraftgedanken reiche, aber quäleriſche Werk nicht abſichtlich auf, aber ich wollte die Darſtellung des Stückes an der Burg nicht verſäumen. Welch' ein Geſammtſpiel! Wilhelmi iſt als Präſident vortrefflich, Laroche als Wurm wirklich ein giftiger Wurm deſſen

*) Aus der Feder eines Durchreiſenden, vom Juni.

Digitized by Google

Nähe die Luft verpeſtet, Frau Enghaus-Hebbel als Lady ganz ſtolze, kühne, ja kecke Britin, zugleich ein verirrtes und wieder irrendes Weib. (Ich höre die Klage daß dieſe Künſtlerin nicht genug beſchäftigt wird.) Anſchütz iſt ein Vater Miller wie er ſein muß. Ich ziehe dieſe Leiſtung allen andern vor die ich von Meiſter Anſchütz je ſah. Das iſt ein handfeſter alter Schwabe, dieſer Miller; wo er vom Hinauswerfen ſpricht, meint man ſchon die Eindrücke ſeiner Fauſt in blauen Mühlern zu ſehen. Seine Frau gab die Mutter Miller. Auch der Marquis (Hofmarſchall Kalb bei uns), der jämmerliche Honigſtengel, war vortrefflich. Frau Peche iſt leider eine ſchöne Ruine. Die Stimme iſt unzureichend dünn, und deshalb alles was ſie ernſt, ſtreng und gehalten zu ſagen hat, nicht von vollſtändiger Wirkung. Wenn ſie aber weint und überhaupt in Affect geräth, ihr ſtummes Spiel, wenn ſie den von Wurm dictirten Brief ſchreibt, ihr Sterben, das alles iſt höchſte Meiſterſchaft und hat mir erſt gezeigt was alles in dieſer Rolle liegt und wie die Geſtalt dieſer Louiſe wirken kann. Wagner aus Leipzig war als Ferdinand recht brav und erntete gebührende Anerkennung.

Es wimmelte hier von Gäſten, in der Oper und im Schauſpiel. An der Wien ſpielte Hendrichs aus Berlin; die Frau Birchpfeifer wird in einem großen Spektakelſtück auftreten. Ich zog einigen franzöſiſchen Plunder in der Burg vor, obwohl ich mich deſſen herzlich ſchämte. Es war »der unbekannte Beſchützer« von Friedrich, und »Flatterſinn und Liebe« von Kurländer. Das Verlangen, Frln. Neumann und ihre Mutter, die Frau Haitzinger, ſammt Fichtner und Frau, und den alten Wilhelmi zu ſehen, war zu ſtark. Die Haitzinger iſt eine eben ſo anmuthige, gemüthliche, heitere Alte wie ſie früher ein liebreizendes Kätzchen, eine pikante Baronin Walohüll war. Außer den Genannten wirkte auch Lukas zu einem vortrefflichen Geſammtſpiel mit. Erſt auf dem Wege beſann ich mich daß die Stücke, namentlich das zweite, über alle Beſchreibung jämmerlich waren. Das Erſte mag für ein einaktiges Stückchen noch hingehen; es iſt ganz darauf baſirt daß der Zuſchauer gar nicht zur Beſinnung kommt; es ſetzt mit Überraſchungen und halben Wendungen außer Athem. Und wenn eine Neumann den ganzen Zauber ihrer heitern Naivität darin entfaltet, wird es überall Glück machen.

Geſtern früh waren wir in der kaiſerlichen Schatzkammer. Das iſt eine Pracht und Fülle von Schmuck und Preziſoſen aller Art daß man wirklich die Augen geblendet niederſchlagen muß. Ich bin ſonſt nicht auf Raritäten erpicht, und an ſolchen iſt das grüne Gewölbe in Dresden gewiß reicher und mannigfaltiger. Das Schönſte und Geſchmackvollſte ſchienen mir hier die Kronen welche die beiden jetzt lebenden Majeſtäten bei der Krönung im J. 1836 getragen, eigens für dieſe Gelegenheit angefertigt. Die ſonſt übliche Kaiſerkrone wiegt 9 Pfund, welches Gewicht man einem Herrſcher von heute nicht immer aufbürden mag. — Ein eignes Gefühl gab mir der Anblick des vollen Ornats in welchem bis zu Franz II. ſo viele deutſche Kaiſer in Frankfurt gekrönt ſind. Und vor dem Schrein, der Karls des Großen Heldentracht birgt, ſtand ich lange ſtill. Die Krone iſt von einem fabelhaften Umfang; kaum läßt ſich glauben daß ein menſchlich Haupt ſie ausfüllte. Als die Fürſten noch Harniſche trugen, da war das Königthum Heldenthum. Und die ſeidenen Herren vom vorigen Jahrhundert ließen ſich doch den Gedanken nicht nehmen, Selbſtherrſcher und Selbſtträger ihrer Krone zu ſcheinen! Die Kunſt, Edelſteine zu ſchleifen, iſt in jener alten Heldenzeit wohl auch noch unbekannt geweſen. Alle auf Karolus Magnus' Krone und Reichsinſignien verwendeten Steine ſind blos von ihrer Erdhülle befreit, ohne allen Schliff. Das iſt beinahe rührend anzuſchauen in ſeiner ſtillen Gediegenheit und anſpruchloſen Kraft und Stärke.

Heute muſicirt, paukt, lärmt und jubelt es vom frühen Morgen; es iſt der Frohnleichnamsumzug in den Vorſtädten. Am Donnerstag, am Tage ſelbſt, ſtand ich bald nach 6 Uhr auf meinem Poſten gerade über dem Stock im Eiſen. Mein gefälliger Hauswirth hatte mir den Platz verſchafft. Der Zug war höchſt glänzend, die zwölf kaiſerlichen Equipagen im Sechsgeſpann ſtrotzten von Gold. Vom Graben her ging's dem Stephan zu um die Meſſe zu hören; der weite Dom faßte die Menſchenmenge nicht. Die Kärnthnerſtraße ging es dann entlang nach der Burg zu und über den Kohlenmarkt und Graben wieder nach Sanct Stephan. Mein liebwerther Wirth konnte gar nicht begreifen daß man auch nur ein Jota von der Herrlichkeit ungeſehen laſſen wollte und gab keinen Pardon. Nachdem die höchſten und hohen Herrſchaften wieder im Stephan angelangt, ja ſogar wieder heimgefahren waren, mußten wir auch noch das ganze Bürgermilitär defiliren ſehen. Es nimmt ſich recht ſtattlich aus, und der Hofballmuſikdirector Meiſter Strauß läßt ſo artig aufſpielen als ging's zum Tanze. Bis halb ein Uhr dauerte dies feierliche Vergnügen.

Von meinem Beſuch in der Kunſtausſtellung will ich Rede ſtehen, ſoweit einzelne Bilder meine Aufmerk-

Digitized by Google

ſamkeit in Anſpruch nahmen. Ich finde, die Kritik wird anmaßend und gibt ſich nicht mehr die Mühe auf die einzelne Leiſtung einzugehen. Ich meinestheils will keine Kritik liefern, aber mein Verſtändniß mancher Einzelnheiten wiedergeben. Ich greife die Bilder ohne logiſche Reihenfolge aus dem Zuſammenhang heraus. — Das Altarblatt von Johann Ender (dem Vater), der Kirche zu Alexandria vom Kaiſer Ferdinand zum Geſchenk beſtimmt, hat mich lebhaft beſchäftigt. Es ſtellt die heilige Katharine dar, ein großes, hübſch componirtes, bis auf die, wie mir ſcheint, nicht glücklich angebrachte Perſon des Kaiſer Maximius tüchtig gemaltes Bild, obwohl in den einzelnen Figuren nicht immer urſprünglich, nicht immer ſchön. Ein Paar unangenehme Mädchenköpfe ſtörten mich, und der Heiligen ſelbſt glaubt man nicht recht das Wunder das ſie wirkt. Der Katalog gibt den Moment in folgenden Worten: »Die Heilige, vom Geiſt Gottes erfüllt, widerlegt die vom Kaiſer Maximius berufenen Philoſophen und überzeugt ſie von der Wahrhaftigkeit des chriſtlichen Glaubens. Der Kaiſer, darüber erzürnt, verdammt die Philoſophen zum Feuertode und die Heilige zum Tode durch das Rad.« Der Ausdruck in den Männerköpfen iſt ſehr mannichfaltig; alle die verſchiedenen Stimmungen des Staunens, des Zweifelns, der langſam wachſenden Überzeugung, der Begeiſterung und des verzichtenden Gehorſams ſind gut zur Erſcheinung gekommen. Störend erſchien mir ein gewiſſer Widerſtreit zwiſchen Antikem und Modernem im Bilde, ein Widerſtreit den ich doch nicht an einzelnen Wendungen und Punkten des Bildes deutlich nachweiſen kann; er liegt mehr im Ganzen. Es iſt jedenfalls ein ſehr wackeres Bild, rationeller und dem Geiſte der Zeit näher ſtehend als viele hunderte verwandten Inhalts. Wenn ich nicht umhin kann, in dem Bilde einen in's Katholiſche überſetzten »Huß vor dem Konſtanzer Concil« zu ſehen, ſo liegt das vielleicht an mir.

Zu den Bildern mit denen ich mich nicht befreunden konnte, gehört Schnorr's »Jeſus vom Teufel verſucht.« Das wäre nun wirklich weder mein Jeſus, noch mein Teufel. Die ſchwarzgrüngelbe Fratze dieſes Satans wäre wohl geeignet zu fürchten zu machen, gewiß aber nicht zum Verſuchen. Beſſer gefiel mir deſſelben Meiſters »Laſſet die Kindlein zu mir kommen.« Die Kinderchen, obwohl etwas rothhäutiger Abſtammung, ſind recht hübſch und natürlich, das Bild gruppirt ſich ſehr angenehm; der Chriſtus aber iſt wie man ihn häufig ſieht. Auch ein ſymboliſches Bild von C. Schnorr, dem Sohne, »die Erfüllung der Zeiten«, iſt nicht nach meinem Geſchmack. Einzelne allerliebſte Köpfchen hab' ich aber dennoch aus dem Bilde herausgefunden. — Beide Schnorr, Vater und Sohn, wohnen hier im Belvedere; ſie ſind bei der Galerie angeſtellt.

Von Joſeph Binder fand ich den Evangeliſten Johannes, wie er den Räuber Julian bekehrt. Der Evangeliſt iſt ein Greis, aber noch energiſch; die Geſtalt des Räubers der eben im Erſchrecken über ſich ſelbſt das Geſicht in der Hand birgt, iſt kraftvoll, der Ausdruck ſeines Kopfes, ſoviel davon ſichtbar wird, edel, obſchon verwildert. Das Bild iſt fleißig gemalt.

Soviel fand ich von Heiligenbildern heraus bei dem ſich verweilen ließ. Ich gehe auf ein anderes Feld über. Karl Schuſter lieferte ein Familienbild, Vater und Mutter inmitten ihrer dreizehn, ſage dreizehn Kinder. Es iſt keine geringe Aufgabe, ſoviel Porträts ſchicklich zu ordnen, und das iſt hier ziemlich gut gelungen. Bei alle dem ſeh' ich nicht ein was das kunſtliebende Publikum verloren hätte, wenn dies zahlreiche Familienglück ſich innerhalb der Grenzen des Familienſchooßes gehalten hätte, wo es ſich gewiß weit hübſcher ausnimmt. — Das Porträt iſt vielfach und vortrefflich vertreten, vielleicht zahlreicher als man es für eine Kunſtausſtellung, von der man Productionen zu fordern berechtigt iſt, wünſchen kann. Franz Schrotzberg ſcheint jetzt der Maler der Ariſtokratie par excellence zu ſein; ſein feiner und eleganter Pinſel hat Majeſtäten, Durchlauchten, Erlauchten, Gräfinnen, Baroninnen in Menge geliefert. Von einem andern Cavaliermaler, Anton Einsle, iſt unter anderm Meyerbeer's vortreffliches Bild. — Gerührt hat mich Waldmüllers »Adoptirung eines Kindes.« Eine Frau ſtreckt frohen, erquickten Blickes die Arme dem ihr überlaſſenen Knaben entgegen, der ſchüchtern, gehorſam, aber noch völlig fremd der fremden Mutter gegenüberſteht, während ſeine natürliche Mutter, von ihm zurückgetreten, Kummer und Noth auf dem bleichen Angeſicht, mit Leidenſchaft ihr letztes Gut, ein kleines Mädchen, an die Bruſt drückt. — Johann Reiter zeigt uns eine ſlaviſche Zwiebelhändlerin, ihr Kind in ein Tuch gebunden auf dem Rücken tragend; einen Schuſterlehrjungen, und einen Liebesbrief. Ein ſchönes Mädchen ſiegelt mit dem Ausdruck innerer Beſeligung dieſen Brief. Das hinter einem Geräth verborgene Licht gibt dem Bilde eine eigenthümliche, etwas kokette Beleuchtung, wie man ſie hier liebt. Warum das Mädchen faſt aus ihren Kleidern fällt, hab' ich nicht einſehen können; es erhöhte mir das den Reiz des ſonſt ſo ſaubern Bildes keineswegs. — Der Jagdhund als Briefträger, von C. Moſer, iſt ebenfalls ein

Digitized by Google

artiges, aber doch unbedeutendes Genrestückchen. Die Sorglichkeit, mit der das Mädchen bemüht ist den Brief unter dem Halsband des Hundes hervorzuziehen, ihre Furcht, durch das Geräusch die im Sessel schlummernde Mutter zu wecken, ist eine recht gute Intention. — Dem Genre gehört noch: »Es lebe mein Mädchen«, ein frisch fröhlich und keck gemaltes Bild, das ich doch nicht mag, weil es etwas mehr als keck und fröhlich ist. Rembrandt, der sonst nicht allzu ideal ist, hat auf der Dresdner Galerie den Gegenstand edler zu behandeln gewußt.

Anton Straßgschwandtner lieferte plündernde Kosaken; Fritz L'Allemand einen Heimruf nach der Schlacht. Beide Bilder können den Übergang zur Landschaft machen. Von Landschaften ist manches Gute, einzelnes Vorzügliche zu finden, das Beste davon bereits Privateigenthum, theils für den Hof und einige Erzherzöge, theils vom hiesigen Kunstverein angekauft. Dazu gehören eine Gebirgslandschaft von Steinfeld, Gegend bei Theben von Schwemminger, Ansicht von Amalfi von Ender, Landschaften von Haimer, unter denen mir besonders das vom holländischen Gesandten gekaufte herbstliche Waldstück gefällt. — Ein große, fast die ganze Wand bedeckendes Bild, von Karl Rast im Auftrage des Kaisers gemalt, »König Manfred's Einzug in Lucceria«, machte viel von sich reden; ich bescheide mich nach einmaligem Anschaun nur Einzelheiten von Belang darin gefunden zu haben.

Alles in Allem genommen, hat man selten eine schwächere Ausstellung gesehen. Die vorjährige in Köln befriedigte nicht, und doch halten die Wiener Leistungen keinen Vergleich damit aus. Auch das diesmal hier gewählte Local im ehemaligen Kloster St. Anna ist so ungünstig wie möglich. ⊙.

Skizzen deutscher Städte.

Erinnerungen an Bamberg, von W. L.

(Beschluß.)

Du hoher Dom, so ehrwürdig als lieblich anzuschauen, wie oft haben Deine heiligen tiefen Glockentöne auch den Protestanten zur stillen Andacht gerufen, wenn die Kreuze Deiner schlanken Thürme im rothen Golde des letzten Abendstrahles in fein liebeseliges Stübchen hereinschimmerten, oder wenn es zu Mittag läutete und der behaglich bläuliche Duft über der ganzen Stadt schwebte, oder wenn beim ersten Morgengrauen Alles noch still war auf den Straßen und im Haus, Du allein, gleich den Spitzen der Alpen, schon glühtest im rosigen Licht, und den Schläfer aus seinen Träumen mit freundlich ernstem Ruf auf die grünen sonnenbeglänzten Hügel hinauslocktest! Komm, alter Freund, tritt näher dem Auge des Geistes, daß ich Deine Gestalt und Schöne den Kindern dieser Welt, die Dich noch nicht kennen, offenbare.

Es sind vielleicht wenige oder gar keine Bauwerke in Deutschland, welche sich mit diesem Dome an Alter, an fertiger Abgeschlossenheit, äußerer wie innerer Vollendung, großartiger Einfachheit und dabei doch Zierlichkeit und Grazie messen könnten. Die Dome zu Köln und Regensburg, die Münster zu Straßburg und Wien sind allerdings weit reicher an äußerem und innerem Schmuck und in der Ausführung einzelner Theile großartiger, aber weder in so früher Zeit entstanden, noch so fertig ausgebaut. Daß er so ganz aus einem Gusse, so herausgewachsen ist aus dem einen Gedanken seines Baumeisters, und seine Hauptgestalt wenigstens, unverändert bis auf unsre Tage behalten hat, das ist es, was ihm einen so hohen Werth in den Augen aller Freunde der Kunst und des Alterthums verleiht. Der Name des Baumeisters, der wohl die Unsterblichkeit verdient hätte, scheint leider verschollen. Er hatte den mächtigen Bau, zu welchem Kaiser Heinrich II. 1004 den Grund legen ließ, schon bis 1007 größtentheils vollendet, und fünf Jahre später wurde derselbe durch den Patriarchen Johann von Aquileja feierlich eingeweiht. Im Jahre 1020 sah er einen lebenden Papst, Benedict VIII. in seinen Mauern, welcher auf Heinrichs Einladung gekommen war, die neue Stiftung des Bisthums einzusegnen. 1047 wurde der zweite Bischof Suidger (der erste hieß Eberhard) nachheriger Papst Clemens II. seinem Wunsche gemäß hier begraben. Schon früher aber im J. 1024 der Gründer des Domes selbst, Heinrich II., dem 1040 seine getreue feuerprobte Kunigunde folgte. Bekanntlich hatte der überaus fromme Kaiser das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt, so wie früher in einem Kloster zu Verdün, wie man sagt, als Mönch das des unbedingten Gehorsams,

Digitized by Google

worauf ihm aber der Abt befahl, ſogleich wieder Kaiſer zu ſein. Ob Kunigunde mit jenem Gelübde unzufrieden war, und ſich zu entſchädigen verſuchte, wiſſen wir nicht genau. Doch ſoll ein Ohrenbläſer, der ihre eheliche Treue verdächtigte, beim Kaiſer Glauben gefunden, und dieſer Kunigunden genöthigt haben, ſich durch die Feuerprobe zu reinigen. Sie that es, indem ſie unverſehrt mit bloßen Füßen über glühende Pflugſchaaren ging, wurde dafür auch ſammt dem Gemahl nach ihrem Tode heilig geſprochen. Jetzt ruht das Paar vereint in dem auf dem Georgenchor befindlichen Grabe, welches zuerſt Biſchof Eberhard und zuletzt Melchior Biſchof von Salzburg mit einem Denkmal aus weißem Salzburger Marmor ſchmücken ließ. Es hat die Form eines Sarges, auf welchem die Gatten in ihrem Kaiſerornat neben einander liegen. Die Seiten des Denkmals zieren Basreliefs, Darſtellungen von Legenden aus der beiden Heiligen Leben. Ohnweit dieſes Denkmals ſteht in einer erhöheten Niſche der Mauer die Bildſäule Stephans des Heiligen, Königs von Ungarn, zu Pferd. Dieſer fromme Herrſcher, Geiſas, des erſten getauften Ungarkönigs Sohn, bekehrte ſein wildes Volk völlig zum Chriſtenthum, vermählte ſich mit des Baiernherzogs, Heinrich des Zänkers, Tochter Geiſela oder Giſela, beſuchte wohl auch auf dieſem Zuge Bamberg, und dem frommen Kaiſer zu huldigen, und findet darum im Dom neben dem gleichgeſinnten Beſchützer der Kirche ſeine paſſende Stelle.

Der Dom, auf einem Hügel gelegen, zu welchem man theils auf Treppen, theils auf einem breiten gepflaſterten Seitenwege gelangen kann, beherrſcht faſt die ganze Stadt und wird auf den meiſten Punkten geſehen. Er iſt in Form einer Baſilica im ſchönſten Rundbogenſtyle aus mächtigen Sandſteinquadern erbaut. Das lange Hauptſchiff, deſſen Façade nach Norden heraus liegt, endet nach Oſten in den Georgen-, nach Weſten in den Peterschor, vor welchem aber nach beiden Seiten ſich noch ein Querſchiff lagert, ſo daß der Dom die Form eines länglichen Kreuzes bildet. An jedem der beiden Chöre ragen parallel die beiden ſchlanken Thürme hinauf. Den vorderen oder Georgenchor ſchmückt ſeit 1507 noch ein Vorbau, den eine zierlich durchbrochene Bruſtwehr umgibt. Unter dieſem Vorbau befindet ſich ein Bäckerladen, aus welchem ſonſt jeder neu gewählte Domherr der Schuljugend Brot ſpenden mußte. Oben auf dem gemauerten Vorplatz zwiſchen der Bruſtwehr und den beiden öſtlichen Pforten des Domes liegen als Wächter zwei in Stein gehauene ungeheuerliche Geſtalten, die einige Ähnlichkeit mit Löwen haben, jedenfalls aus den früheſten Zeiten deutſcher Bildhauerkunſt ſtammend. An der einen dieſer Pforten ſtehen auf ſechs Säulen überwölbt die Figuren Kaiſer Heinrichs und Kunigundens mit den Emblemen der Städtebegründung, König Stephans, Adams und Eva's und des Apoſtels Petrus, ſo daß wir alſo gleichſam drei Stadien der Menſchheit in ihnen verſinnbildet ſehen. Aber auch der hintere Chor hat ſein Beſonderes durch die beiden zierlich mit durchbrochenen Säulen geſchmückten Thürme, zwiſchen denen gleichfalls ein Eingang in das Heiligthum führt. Sie ſollen nach einem Brande, der am Oſterſonnabend 1081 das Gebäude ziemlich beſchädigte, unter dem Biſchof Otto dem Heiligen, dem Apoſtel der Pommern, neu aufgeführt worden ſein. 1111 war der Dom in dieſer Geſtalt wiederhergeſtellt, und wurde von dem Biſchof zum zweiten Male eingeweiht. Das Hauptportal aber, zugleich eine der Hauptzierden des Doms, iſt die goldene Pforte an der Mitternachtſeite, aus unzähligen ſich über einander ſpannenden auf Säulen ruhenden Halbrundbögen gebildet, und durch ſinnige das alte und neue Teſtament und das jüngſte Gericht darſtellende Bildhauerarbeiten auf das reichſte geſchmückt. Prachtvoll myſteriös, an die beſten Zeiten des Mittelalters erinnernd, iſt der Eindruck, wenn man am Frohnleichnamsfeſte die große Proceſſion, den Erzbiſchof unter einem von vier Domherrn getragenen Baldachin in der Mitte, mit ihren Fahnen und Lichtern von dem großen, hellen, reinlich gepflaſterten Domplatz ſich durch dieſe Pforte in das Halbdunkel der Kirche verlieren, und die Lichter eins nach dem andern verſchwimmen ſieht, und ebenſo wieder, wenn nach vollendetem Hochamt die mächtigen Flügel ſich abermals aufthun, und aus dem Halbdunkel heraus die Pracht der farbigen Gewänder und Uniformen, das milde Leuchten der weißgekleideten Mädchenſchaar und die farbigen Schatten der bunten Fahnen und Blumenkränze unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen ſich wieder dem Glanze des vollen Tages vermählen. Aber das Innere des Doms iſt auch ohne dieſes ſchmückende Beiwerk von überwältigender Wirkung. Das mächtige auf zehn erhabenen Säulen ruhende Langſchiff der Kirche, die an beiden Enden ſich erhebenden Chöre mit ihren Hochaltären, die beiden Seitenſchiffe mit zahlreichen Nebenaltären und den Gräbern der Biſchöfe und Domherrn, dazu noch zwei von ſchlanken Säulen getragene Krypten oder unterirdiſche Gewölbe, in welche das Tageslicht nur ſpärlich hereinfällt, und wo die ſtillen Meſſen geleſen werden, alles das gibt ein Bild im großartigſten

Digitized by Google

edelſten Styl, unwillkürlich zur Andacht ſtimmend. Dennoch findet man immer nur wenige Beter hier, vielleicht weil beſchränkte Geiſter ſich auch am liebſten im beſchränkteren Raume bewegen. Im J. 1814 beging man den Meiſterſtreich, das Innere der Kirche zu reſtauriren, d. h. es weiß anzutünchen. Als aber König Ludwigs kunſtliebendes Auge den Greuel ſah, mußte das nüchterne weiße Hemd wieder ausgezogen, und die ehrwürdige Steinfarbe des urſprünglichen Mantels hergeſtellt werden. Unter den im Dome begrabenen Biſchöfen will ich nur einen noch nennen, den 1065 verſtorbenen Biſchof Günther. Er war es, der unter dem Erzbiſchof Siegfried von Mainz nebſt einigen andern Biſchöfen die erſte große Pilgerfahrt nach Jeruſalem unternahm. Einſt wurden ſie auf dieſem Zuge von 12,000 Arabern überfallen. Ein Häuptling drang in das Haus, in welches ſich die Biſchöfe geflüchtet hatten. Da ſchlug ihn der rieſige Günther mit der Fauſt zu Boden, und das chriſtliche Häuflein wehrte ſich ſo lange, bis friedlicher geſinnte Araber ſich ins Mittel legten. Das war ächte Bamberger Grobheit. —

Wenden wir uns aber jetzt von dem Dom, in welchem ich die freundlichen Leſer vielleicht ſchon zu lange aufgehalten habe, zu den übrigen Gebäuden des Domplatzes. Links ein wenig nach unten ſtößt an den Dom die einfache, beſcheidene aber ſolide Wohnung der Domherrn; rechts oben ein ſeltſamer, alter, ziemlich rußiger Bau, der gleichwohl erſt 1571 unter dem Fürſtbiſchof Veit von Würzburg in der jetzigen Geſtalt aufgeführt worden iſt, und damals die neue Hofhaltung hieß. Aber man überzeugte ſich bald, daß dieſes Gebäude fürſtlichen Anſprüchen nicht mehr genügen könne, und faßte den Gedanken zu dem Prachtbau der gegenwärtig noch ſtehenden Reſidenz, deren Grundſtein, nach mancherlei vorhergegangenen nicht zufriedenſtellenden Bauverſuchen 1694 durch den Fürſtbiſchof Franz Lothar von Schönborn gelegt, und deren Bau ſelbſt bis zum J. 1708 unter der Leitung des Baumeiſters Dinzenhofer vollendet ward. Urſprünglich ſollte dieſe Reſidenz aus einem Hauptbau und zwei Seitenflügeln beſtehen. Aber vielleicht reichten hierzu ſelbſt nicht die Einkünfte eines Fürſten, zu deſſen Hofhaltung 30 Kammerherren und 16 Poſtzüge gehörten, der aber auch einen gegen ſein üppiges Leben eiſernden Pater-Horn 30 Jahre in Ketten im tiefen Kerker bis zu ſeinem Tode ſchmachten ließ. So bildet das prachtvolle Gebäude nur einen rechten Winkel, kein auf drei Seiten unſchloſſenes Viereck, wie es der Erbauer urſprünglich gewollt. Treten wir nun, geführt von einer freundlichen Kaſtellanin, in das Innere des Gebäudes, ſo präſentirt ſich uns zuerſt ein außerordentlich ſtattliches und geräumiges, mit Freskobildern und den blau und weißen Landesfarben geſchmücktes Treppenhaus. Von hier durchwandern wir einige Säle und die langen Reihen ſtattlicher Zimmer, die einfach aber freundlich eingerichtet, dem jungen Herrſcherpaar und zuweilen auch dem Könige ſelbſt, der vorzugsweiſe die einfachſten wählt, einen anmuthigen Zufluchtsort vor dem Geräuſch der großen Welt bieten, und durch die überall höchſt reizende Ausſicht für den mangelnden Luxus entſchädigen. In einigen Zimmern iſt die königl. Gemäldegalerie aufgeſtellt, die aber außer etwa einem Bilde »der Tod des Antonius«, wie es ſcheint, aus der neueren italieniſchdeutſchen Schule, und einigen niederländiſchen guten Genreſtücken nichts von Bedeutung enthält. Sehr reizend und geſchmackvoll iſt das Toilettenzimmer der Kronprinzeſſin eingerichtet, recht im Einklange mit der kindlich naiven, heiteren Natur der jungen Fürſtin. Aus ihrem Wohnzimmer führt eine geheime Wendeltreppe, die früher vielleicht den geiſtlichen Fürſten zu verbotenen Freuden geholfen haben mag, in die vom Kronprinzen bewohnten Zimmer des zweiten Stocks. In einem dieſer Zimmer zeigt man noch das Fenſter, aus welchem ſich Marſchall Berthier beim Herannahen der Ruſſen, wie es ſcheint, in einem Anfall von Wahnſinn geſtürzt hat. Denn er hätte zur Flucht überflüſſige Zeit gehabt, und ſelbſt Gefangenſchaft hätte ihm ſchwerlich den ſchimpflichen Tod gebracht, den er fürchtete. An das Schloß ſtößt ein kleiner aber lieblicher auf dem mächtigen Vorbau ſchwebender Garten, der mit ſeinem plätſchernden Springbrunnen, ſeinen Taxushecken und Trauerweiden, und ſeiner reizenden Ausſicht für die Freuden eines liebenden jungen Paares wie geſchaffen erſcheint.

„Sie ſehn in die weiten Lande,
Und werden doch nicht geſehn.“

Man erblickt von hier das ſchöne Kloſter Michelsberg mit ſeinem terraſſenförmig abfallenden Garten. Dorthin müſſen wir jetzt unſere Wanderung richten, um nicht einen der ſchönſten Punkte der Stadt unberührt zu laſſen. Der Weg führt über den Domplatz an der alten Hofhaltung, dann an dem beſcheidenen erzbiſchöflichen Palaſt vorüber, zuletzt aufwärts in einer ſchattigen Kaſtanienallee bis an die Pforte des geräumigen Kloſterhofs. Auch dieſes Kloſter iſt urſprünglich ſehr alt. Denn es wurde gleichfalls vom Kaiſer Heinrich und zwar für Benedictiner geſtiftet, und der Grund zur Kirche ſchon im J. 1009 gelegt; als aber im J. 1117 ein Erdbeben (?) die Gebäude ſo beſchädigte, daß die Kirche

Digitized by Google

den Einſturz drohte, von Otto dem Heiligen, der auch in der Kirche begraben liegt, wiederhergeſtellt, außerdem auch die Probſtei St. Getreu mit ihm vereinigt. Später ſuchten Brand und Krieg das Kloſter vielfach heim, bis es unter dem kunſtſinnigen Abt Chriſtoph von Guttenberg (1689—1725) durch Franz von Schönborns Baumeiſter Leonhard Dinzenhofer ſeine gegenwärtige Geſtalt erhielt. Mit der Seculariſirung des Bisthums wurde auch das Kloſter aufgehoben, das jetzt in ein Bürgerhoſpital verwandelt iſt. Die müden Pilger, die hier von des Lebens Laſten und Freuden auf ihre alten Tage ausruhen wollen, können ſich kein freundlicheres Aſyl wünſchen. Übrigens befindet ſich jetzt hier auch ein Kunſtſchatz, die ziemlich reichhaltige Gemäldeſammlung des Domvicars Hämmerlein, die er nach ſeinem Tode der Stadt geſchenkt hat. Sie enthält einige gute Gemälde der ſpaniſchen, italieniſchen und niederländiſchen Schule, jedoch meiſt nur Copieen. Die Natur iſt auch auf dieſem Punkte wieder das Anziehendſte; die Ausſicht von den verſchiedenen Baſtionen des Gartens auf Reſidenz und Dom, auf das weit von Main und Regnitz durchſtrömte, von unzähligen Dörfern belebte Gefilde, auf die fränkiſchen Berge mit Schloß Giech und Staffelſtein, auf die runden bläulichen Kuppen des Thüringer Waldes, unbeſchreiblich ſchön. Die größere Nähe der pittoresken Stadt, des Waſſerſpiegels der Flüſſe, und der durch die Berge geſchloſſene Landſchaftsrahmen gewährt ihr einen eigenthümlichen Reiz, und Mancher zieht ſie deßhalb ſogar dem großartigen Panorama von der Altenburg vor.

Dennoch müſſen wir auch noch dieſen Gipfel der Bamberger Herrlichkeit erſteigen, wollen wir nicht als Idioten und Barbaren gelten.

Wie ſoll ich Dich nun feiern,
Du vielgeliebter Ort?
Im ſchönen Lande Baiern
Der ſchönſte, auf mein Wort!

Sie thront auf ihrer Zinne
Eine holde Königin,
Es tönt ihr Ruf zur Minne
Über die Lande hin.

Wie eine milde Jungfrau
So iſt ſie zu erſchaun
Zu ihrem Schutze eilen
Sich Pilger anzubaun.

Wie ſproßt und grünt es lieblich
Dicht unter ihrem Fuß,
Natur der holden Jungfrau
Bringt ſelbſt den ſchönſten Gruß.

Und wenn die Blicke ſchweifen
Hinaus ins weite Land,

Wie leuchten dort die Städte,
Wie glänzt der Ströme Band!

Wie ſchauen dort die Berge
So nachbarlich herein!
Wie ziehn die leichten Wolken
Um ſie den Ringelreihn!

Und ich — ein ſtiller Friede
Zieht ein in meine Bruſt
Es wandelt ſich zum Liede
Die feſſelloſe Luſt.

Der Weg zu dieſer ſchönen Königin des Frankenlandes führt entweder unmittelbar von dem zuletzt beſchriebenen Kloſter bei dem Kirchlein und Stift St. Getreu, jetzt einem Aſyl für Gemüthskranke, vorüber in einem üppigen vom Rebenhügeln begrenzten Grunde nach dem Rothhof, und von da auf die Rückſeite der Burg, oder, wenn man aus der innern Stadt kommt, den halben Kaulberg hinauf, an der alten Karmeliterkirche vorbei, in einer ſanft anſteigenden Lindenallee gleichfalls an Wein- und Hopfenpflanzungen vorüber, zuletzt auf einem etwas ſteilen Fußpfade an das vordere Burgthor. Am Fuße des eigentlichen Burgbügels ruht der edle, um Bamberg vielfach verdiente Arzt Adalbert Friedrich Markus, der letzte Privatbeſitzer der Burg, der am 29. April 1816 auf ſeinen Wunſch hier begraben wurde. Bamberg's liebenswürdiger Dichter, Friedrich Gottlob Wetzel, hat ihm in ſeinem Geſang »An Marcus Grabe«, ein ſchöneres und edleres Denkmal geſetzt, als dieſes ſteinerne:

„Beim Geſang der Frühlingslerche,
In der Bäume grünem Haus
Ruhe nun auf Deinem Berge,
Edler Dulder, ruhe aus! —
Wandrer, laſſe Dir nicht grauen,
Weil ſich hier ein Grab Dir weiſt!
Tritt herbei nur mit Vertrauen,
Denn hier wohnt ein guter Geiſt.“

Der ſchlanke Thurm und überhaupt das zierliche Anſehn der Burg laſſen kaum vermuthen, daß hier ehemals ein ſo ſtarkes, tapferes Geſchlecht, wie das der Babenberger hauſte. Die Burg wird ſchon im achten Jahrhundert als Grenzſchloß des Gaues Volkveld erwähnt. Der berühmteſte und durch ſein tragiſches Ende am häufigſten genannte ihrer Inſaſſen iſt Adalbert, der Normannenbekämpfer, Sohn Heinrichs des Babenbergers. Von den Biſchöfen von Mainz und Würzburg, Hatto und Rudolf, durch Einfälle auf ſein Gebiet in ſeinen Rechten verletzt, griff er zu den Waffen. Der liſtige Hatto wußte die Reichsacht gegen ihn zu erwirken. In dieſem Streite fiel ſein Bruder Heinrich, der andere, Adelhard, wurde gefangen und hingerichtet;

Digitized by Google

Adalbert wehrte ſich wie ein Löwe, erſchlug des Biſchofs von Würzburg Bruder, den Grafen Conrad, wurde aber doch zuletzt in der Burg eingeſchloſſen. Da bot ihm der liſtige Hatto Vergleich an, und gelobte, ihn unverſehrt auf ſeine Veſte zurückzuführen, wenn er ſich auf dem Reichstage ſtellen wollte. Adalbert willigte ein. Aber am Fuße der Burg angekommen, ſchlug Hatto vor, daß ſie nochmals zurückkehren, und zuſammen ein Frühſtück einnehmen wollten. Als dies geſchehen, hielt ſich der treuloſe Hatto ſeines Wortes entbunden, und ſtimmte die auf dem Reichstag verſammelten Großen, über Adalbert (im Namen des erſt ſiebenjährigen Kaiſerkindes) das Todesurtheil auszuſprechen. Der tapfere Kämpfer wurde 905 im Kloſter Deres oder Theres zwiſchen Bamberg und Schweinfurt enthauptet. Nach Andern geſchah dies in Bamberg oder der Babenburg ſelbſt; der Leichnam wurde in die Regnitz geworfen, und als er in der Nähe jenes Kloſters anſchwamm, ſprachen die Leute: der es (der iſt es); daher der Name des Kloſters. Das Geſchlecht des edlen Babenbergers ſtarb aber nicht aus mit ihm. Sein Enkel war jener tapfere Markgraf Leopold der Erſte von Öſtreich, der die Ungarn über die Enns bis in die heutigen Grenzen ihres Landes zurückwarf.

Aber noch manche andere Gewaltthat hat die alte Burg geſehen. Hier war es, wo der zornmüthige Otto von Wittelsbach am 23. Juni des Jahres 1208 Kaiſer Philipp II. erſtach, hier, wo die rebelliſchen Bauern des Frankenlandes im J. 1525 ihren Biſchof Weigand von Redwiz mit ſeinen Räthen einſchloſſen, und lange, aber vergebens belagerten, hier wo der wilde Markgraf Abrecht von Baireuth plündernd und ſengend als kühner und beharrlicher Eroberer ſeinen Einzug hielt (1553). Jetzt, nachdem auch die zuletzt von Friedrich Karl von Schönborn 1749 wiederhergeſtellten Feſtungswerke wieder eingeſtürzt ſind, iſt von all dem kriegeriſchen Lärm nichts mehr zurückgeblieben, als ein paar alte eiſerne Kanonen, vielleicht noch aus der Schwedenzeit und die in Stein gehauenen Bildniſſe einiger Ritter, darunter, wenn ich nicht irre, das jenes Adalbert. Der letzte Adalbert (Marcus) hat die Burg, über der nun tiefer Friede ruht, mit ſchönen Gartenanlagen umgeben. Friede, reicher Friede iſt auch ausgegoſſen über der herrlichen Landſchaft, welche von der Thurmwarte aus das entzückte Auge überblickt. Ein großer Theil Frankens mit 50—60 Ortſchaften, unter ihnen vor allen die gute Stadt Bamberg, in reizender Lage am Fuße des Berges ſich ausbreitend, wird von dieſem Geſichtskreis umfaßt, den die Thüringer Berge, die Höhen der fränkiſchen Schweiz, der Steigerwald und die hohe Rhön begrenzen. Jede Schilderung müßte hier hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Darum kommt und ſehet ſelbſt!

Doch es wird hohe Zeit, daß ich Euch nun von Häuſern, Bergen und Bäumen hinweg auch unter Menſchen führe. Die Bewohner dieſes geſegneten Gaues und ſeiner Metropole kann man nicht ſchöner und treffender bezeichnen, als es Wetzel in ſeinem herrlichen Gedichte an Bamberg (neue Ausgabe ſeiner Gedichte von J. Funck, 1838 bei Brockhaus erſchienen, S. 15) gethan hat:

„Geſegnet wie ſein Acker,
Im Herzen Deutſchlands recht,
Wohnt hier ein kernhaft wacker
Und fröhliches Geſchlecht;
Recht aus dem tiefſten Berne
Strömt unverfälſcht das Blut,
Gleich raſch zu Lieb' und Zorne
Ein friſcher, freier Muth."

Nur einen kleinen Commentar will ich zu dieſen poëtiſchen Worten geben.

Die Franken ſind unter allen bairiſchen Stämmen ohne Zweifel der edelſte. Sie ſind ächte Germanen, aber zur deutſchen Kraft und Gemüthlichkeit geſellt ſich bei ihnen ſüdliche Lebendigkeit, Anmuth in der äußern Erſcheinung, und freie Bewegung im Lebensgenuß wie zur ernſten That, letzteres im entſchiedenen Gegenſatz zu dem ſchwerfälligen Altbaier. Unter allen Franken können nun aber die Bamberger wieder als die ausgeſprochenſten Typen der hier bezeichneten Eigenſchaften gelten. Denn wenn zum Beiſpiel in Nürnberg auch Herzlichkeit und Gaſtfreundſchaft noch mehr zu Hauſe ſein mag, ſo herrſcht doch dort noch immer einigermaßen der altreichſtädtiſche Zopf, von dem in Bamberg keine Spur zu finden iſt, obwohl auch ſeine Bewohner von einem gewiſſen Feſthalten am Herkömmlichen nicht frei ſind. Doch hindert es ſie wenigſtens nicht, dem Fremden zutraulich und offen entgegenzukommen, und ihm den Aufenthalt unter ihnen ſo angenehm als möglich zu machen. Es mag übrigens ſein, daß Einer, der darin ſelbſt die angenehmſten Erfahrungen erlebt hat, in dieſer Darſtellung ein wenig ſchmeichelt.

Das intereſſanteſte Lebendige in einer fremden Stadt ſind und bleiben namentlich dem jugendlichen Beobachter immer die Frauen. Ich würde Jedem, der noch auf dem wüſten, hohen Meere des Junggeſellenlebens ſich umhertreibt, ungewiß, in welchen Hafen er einlaufen ſoll, rathen, ſein Schifflein nach Bamberg zu lenken. Dort findet er die reichſte und ſchönſte Auswahl; und wenn er auch abſichtslos gekommen wäre, er mag ſein

Digitized by Google

freies Herz hüten! Dieſe üppigen und doch zierlichen Geſtalten, dieſe feurigen Brünetten mit den ſchwarzen, glänzenden von langen, ſeidenen Wimpern überhangenen Augen und dem noch ſchwärzeren reichen Haarwuchs, zu welchem der roſige Teint gar lieblich abſticht, dieſe reizenden vollen Blondinen mit dem goldenen Lockenſchleier, unter welchem mehr leuchtend als ſchmachtend ein dunkelblaues Augenpaar hervorblitzt, ein kirſchrothes Mündchen zu freundlichem herzgewinnenden Lächeln ſich öffnet, haben ſchon gar Manchen zu ewiger Gefangenſchaft in ihr Netz gezogen. Aber es iſt nicht blos das Äußere, wodurch Bambergs Schönen feſſeln. Gebildet ſcheinen ſie freilich nicht alle, aber ſehr bildungsfähig, im Allgemeinen bildungsfähiger, mit Erlaubniß zu ſagen, als die Männer. Es kommt alſo nur darauf an, daß der Rechte erſcheint, der etwas in ſie hineinträgt. Aber man findet auch mehrere, die ſich ſehr ſelbſtändig ausgebildet haben. Es gibt einen gewiſſen Cirkel auserwählter Frauen und Mädchen in Bamberg, bei welchem jedes Geſpräch über Religion, Kunſt, Literatur und Politik ſofort anklingt, und den verſtändigſten Wiederhall erweckt. Andere freilich, und das mag wohl die Mehrzahl ſein, tanzen nur in geſunder fröhlicher Sinnlichkeit, wie harmloſe Libellen, über dem Strome des Lebens hin, aber die ſchöne Pſyche ſchläft nur in ihnen, und Jeder, der nicht mit unzarter Hand den Schmetterlingsſtaub von ihren Flügeln abſtreift, kann ſie zur Entfaltung bringen.

Die Männer ſind noch immer das »kernhaft wackere, fröhliche Geſchlecht«, von dem Wetzel ſingt; im Durchſchnitt nicht allzu große, aber auch nicht ſo putzige, zwerghafte Geſtalten, wie man z. B. in Sachſen findet; ein geſunder kräftiger, muskulöſer und gewandter Mittelſchlag, ſelten ohne die mit Recht in ganz Baiern ſehr übliche Zierde des Schnauz- und Knebelbartes. Jener goldhelle, ſchäumende, das Bittere dem Süßen zu angenehmem Gleichgewicht vermählende Stoff, in welchem am Ende doch mehr Poeſie ruht, als ſich die Norddeutſchen bei ihrem jämmerlichen Weiß- und Schwarzbier träumen laſſen, übt allerdings auch über dieſes Geſchlecht eine zauberiſche, faſt mehr als billig feſſelnde Gewalt. Doch trifft man ſehr ſelten unter ihm jene wandelnden Tonnen, die in Altbaiern ſo häufig ein ſchmachvolles Zeugniß von Gambrinus unbeſchränkter Herrſchaft ablegen, und das lebhafte Intereſſe an dieſes Königs Reich verſchlingt keineswegs das an den Reichen der übrigen. Zudem iſt auch jener Stoff hier weit ätheriſcher, dem Champagner ähnlich, geläutert nicht durch ſchnödes Pech, ſondern durch das Erzeugniß vulkaniſcher Mächte, macht das Blut nicht dick, ſondern läßt es nur etwas energiſcher rollen, beſchwert nicht den Magen, ſondern erheitert den Sinn.

Will man über den Bildungszuſtand einer Bevölkerung urtheilen, ſo muß man ihn natürlich nach den vier großen Factoren menſchlicher Bildung überhaupt, nach den Wirkungen und Erfolgen meſſen, welche die bewegenden Ideen der Religion, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Politik auf dem Terrain eines Volkes, eines Stammes gewonnen haben. In allen vier Richtungen hat Bamberg vortheilhafte Zeugniſſe für ſich.

Was bei dem Urtheil über religiöſe Entwickelung den Stab bricht, iſt der Fanatismus. Er findet ſich in Bamberg nicht, oder wenigſtens nicht mehr. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo das Geſetz, daß kein Jude und kein Proteſtant in Bamberg übernachten dürfe, mit aller Strenge gehandhabt wurde. Der proteſtantiſche Dekan, der 1814 nach Bamberg kam, der noch jetzt lebende, aber von großer und ſchwerer Arbeit ausruhende ehrwürdige Clarus, hatte noch manche Kämpfe zu beſtehen, obwohl er merkwürdiger Weiſe, da es noch kein proteſtantiſches Conſiſtorium in Franken gab, mit dem katholiſchen Bamberger Domkapitel ſein colloquium pro munere hielt. Dieſe Kämpfe erreichten ihren Höhepunct, aber brachen ſich auch in der von Fürſt Hohenlohe, dem bekannten Wunderthäter, im Juli 1819 verſuchten Bekehrung des Dichters Wetzel. Wetzel, gefährlich erkrankt, und in ſeinen Religionsanſichten ziemlich über den Unterſchied der Confeſſionen erhaben, ließ, da er geiſtlichen Beiſtandes bedürftig, und der proteſtantiſche Dekan eben auf dem Landtage in München war, den Fürſten Hohenlohe, der das Amt eines Prieſters bekleidete, zu ſich rufen. Hohenlohe benutzte eine Geiſtesabweſenheit des Kranken, um ihn nach katholiſchem Ritus mit den Sterbeſacramenten zu verſehen, und ihn dadurch in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche aufzunehmen. Als der Kranke wieder zum Bewußtſein kam, hörte er zu ſeinem Erſtaunen, er ſei katholiſch geworden, proteſtirte ernſtlich dagegen, empfing das Abendmahl nach lutheriſchem Ritus, und ließ darüber von dem aus Walsdorf herbeigerufenen evangeliſchen Pfarrer und einigen andern gerichtlichen Zeugen ein Protocoll aufnehmen. Selbſt Hohenlohe behauptete nun, Wetzel ſei Proteſtant geblieben. Als aber der Dichter nach einiger Zeit wirklich ſtarb, ſchaarte ſich das Volk, das ſchon vorher den evangeliſchen Pfarrer inſultirt hatte, in großer Anzahl um das Haus, und reclamirte unter dem lauten Geſchrei »Unſer iſt er«, den Todten

Digitized by Google

für das katholiſche Begräbniß. Aber der inzwiſchen herbeigekommene evangeliſche Dekan hielt ſich tapfer, ſchritt unerſchrocken durch die Reihen der tobenden Menge und ſetzte es durch, daß der Verſtorbene evangeliſch begraben würde. Übrigens folgten Beide, ein ſchönes Beiſpiel der Duldung und Verſöhnlichkeit, Hohenlohe und Clarus, dem Sarge. Und ſo iſt es auch ſeit der Zeit immer geblieben. Friedlich gehen die beiden Confeſſionen jetzt neben einander, ohne ſich in ihren Rechten zu kränken, obwohl die Proteſtanten bei weitem in der Minderzahl ſind. Katholiken und Proteſtanten helfen ſich gegenſeitig zur Verſchönerung ihres Cultus. Proteſtantiſche Sänger und Sängerinnen ſingen mit in der katholiſchen Meſſe, und ſo umgekehrt. Der Katholicismus erſcheint überhaupt mehr nur als ein heiterer Feſtſchmuck der Stadt. Bigotterie iſt ſelten. Die milde Praxis des Erzbiſchofs Frauenberg, eines ſehr leutſeligen Mannes, wird auch von ſeinem Nachfolger, Caspar Boniſaz von Urban, beibehalten. Der jetzt active proteſtantiſche Dekan Bauer, obwohl bekannt als der eifrige und treue Vorfechter ſeiner Kirche, der auf dem letzten bairiſchen Landtage durch ſeine gewichtigen Beſchwerden die Schaale der Proteſtanten ſinken machte, ſteht bei allen Parteien in großem Anſehn.

Ich habe ſchon geſagt, daß das Intereſſe an bildender und zeichnender Kunſt in Bamberg noch ſehr in der Kindheit iſt. Aber an der Entfaltung der höchſten aller Künſte, der Poeſie, hat die Stadt doch ihren Antheil. Auch Bamberg hatte, freilich nur im Kleinen, ſeine Epoche der ſchönen Literatur. Es war die Zeit, in welcher der geiſtreiche und joviale J. Franck (Buchhändler C. F. Kunz, jetzt noch in Prag bei ſeiner ſchönen, liebenswürdigen Tochter lebend) ſein nicht unbedeutendes Vermögen literariſchen Zwecken opferte, und Männer, wie Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann, Friedrich Gottlob Wetzel, ja ſelbſt Jean Paul Friedrich Richter durch ſein allem Schönen offenes Herz, ſeine offene Tafel und Börſe an ſich und Bamberg zu feſſeln wußte. Er ſelbſt hat dieſer Zeit durch ſeine »Erinnerungen aus meinem Leben« (3 Bände bei Brockhaus und Conrad Glaſer) ein eben ſo intereſſantes als anmuthiges Denkmal geſetzt. Hoffmann lebte hier von 1809 bis 13. Sein erſter Verſuch, beim Bamberger Theater als Muſikdirector zu wirken, ſcheiterte an ſeinem Mangel an Directionstalent, welches ihn wohl zum Überblicken und Überhören vollendeter Leiſtungen, aber nicht zum Einſtudiren und Nachbeſſern ſtümperhafter befähigte. Ein zweiter Verſuch, als ſein Freund Holbein das Theater übernahm, glückte beſſer. Er war unter dieſem als Regiſſeur und Decorationsmaler thätig. Wenn er die Zwiſchenzeit ſeine Marterzeit nannte, und mitunter ſehr auf die Bamberger ſchimpfte, ſo iſt dies mehr ſeinem ſpitzigen barocken Weſen zuzuſchreiben, welches die gemüthlichen Bamberger nicht zu behandeln und zu nehmen verſtand, wie ſie ſind, als der Unempfänglichkeit des Publikums für ſeine Leiſtungen. Das widerlich Kobolbiſche in Hoffmanns Natur haben ſelbſt des Freundes Schilderungen nicht wegwiſchen können. Übrigens verdankt die Welt dieſer Marterzeit eines der ſchönſten Werke Hoffmanns: Die Phantaſieſtücke in Callots Manier. Die Kreisleriana ſind wirkliche Erlebniſſe, freilich im Reflex einer höchſt reizbaren, ja überreizten Phantaſie, und auch jene mit ſo heißglühenden Farben geſchilderte Cäcilia ein Bild nach dem Leben. Im Hunde Berganza ſpie er ſeinen ganzen Grimm über die vermeintliche Proſa des Bamberger Lebens aus.

Jean Paul wirkte in ſeiner großartig verſöhnenden milden Weiſe aus Baireuth herüber. Kunz hatte ihn auf einem Spaziergange nach der Eremitage bei Baireuth im Sommer 1809 perſönlich kennen gelernt, und, indem er große Vertrautheit mit ſeinen Schriften und tiefes Eingehen in ſeinen Geiſt zeigte, für ſich gewonnen. Er beſaß mehrere Porträts von Jean Paul, unter andern eines auf einem Tabakpaket mit der Unterſchrift:

„Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laſter,
Empfiehlt gewiß auch gerne dieſen Knaſter.“

Jean Paul, dem er die Ähnlichkeit dieſes Porträts rühmte, war begierig, es zu ſehen. Er beſuchte Kunz zum erſten Male im Spätſommer des Jahres 1810. Kunz lud ihn den geiſtreichen Marcus und Hoffmann zu Tiſche. Jean Paul wurde ſehr heiter. Als gegen das Ende der Tafel Kunz einen Toaſt auf ihn ausgebracht hatte, rief er in ausgelaſſenſter Freude, indem er ſeine Hände rechts und links herumreichte, wobei ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen: »O möge mir doch Gott nur einmal in Baireuth ein paar ſo herrliche Stunden ſchenken, wie ich ſie in Bamberg verlebte! Dazu iſt aber keine Hoffnung, denn die Erzeuger ſolcher Freuden fehlen; darum müſſen Sie mir ſammt und ſonders verſprechen, ſich einpacken zu wollen, um ein Dacapo aufführen zu können.« Charakteriſtiſch für die Gemüthsart der beiden Dichter iſt die Anekdote, die nun Kunz erzählt. Jean Paul hatte verſprochen, mit einer Frau v. K. auf der Regnitz nach Bug, einem reizendgelegenen Vergnügungsorte Bambergs, zu fahren. Als ſie nun aber herſandte, und ihm ſagen ließ, daß ſie mit einer Menge anderer Damen am Ufer

Digitized by Google

ihn ſchon ſeit einer halben Stunde erwarte, reuete ihn ſein Verſprechen und er nahm es zurück. Während ihn aber der Gedanke, eine gute Seele dadurch gekränkt zu haben, faſt bis zum Weinen verſtimmte, wollte ſich Hoffmann über den göttlichen Spaß todlachen, und entwarf ſofort eine karikirte Zeichnung des Vorfalls, die er unter den Anweſenden circuliren ließ. Jean Paul fühlte ſich dadurch ſehr von Hoffmann zurückgeſtoßen. Als ſich ſpäter die Geſellſchaft auf dem Michaelsberge verſammelte, perſiflirte dieſer Jean Pauls Freude an der herrlichen Ausſicht. »Was halten Sie«, wandte er ſich fragend an Kunz, »von der ſchönen Natur? Was mich betrifft, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen.« (Seine gewöhnliche Verſpottungsphraſe). Jean Paul bat ſich die Zeichnung des kleinen Mephiſto aus, und vernichtete ſie noch in Bamberg.

Es war natürlich, daß unter ſolchen Umſtänden Jean Paul keine ſonderliche Meinung von Hoffmann bekommen konnte. Als ihn daher Kunz drei Jahre ſpäter in Baireuth erſuchte, eine Vorrede zu den Phantaſieſtücken zu ſchreiben, ſchlug er es ihm anfänglich rund ab, bat aber, das Manuſcript zum Durchblättern mitnehmen zu dürfen. Drei Stunden ſpäter trat er aber bei Kunz mit den Worten wieder ein: »Das Manuſcript bringe ich nicht mit, das bleibt bei mir; denn ich ſchreibe die Vorrede, und hoffentlich eine recht gute und wahre! Wie konnte ich mir einbilden, daß das Buch ein ſo überaus vortreffliches wäre; ich gratulire Ihnen zu dem gefundenen Schatze.« — Übrigens wiederholte Jean Paul ſeinen Beſuch in Bamberg noch dreimal, zuletzt um die Catalani zu hören.

Das gerade Gegenſtück zu E. Th. W. Hoffmann bildet Friedrich Gottlob Wetzel, zwar nicht körperlich, denn er war faſt ebenſo klein, nur ein ſchönerer Kopf, aber geiſtig; eine durchaus edle, innige und reine Natur, voll des tiefſten Gefühles und großartiger Begeiſterung für alles Wahre, Rechte und Schöne. Er war urſprünglich Sachſe, geboren in Bautzen am 14. Sept. 1779, lebte in Bamberg vom J. 1809 bis zu ſeinem Tode am 29. Juli 1819. Wer das Grab des edeln freiſinnigen Mannes beſuchen will, findet es auf dem Stephansfriedhof in reizender Lage oberhalb der Stadt. Wetzel hatte urſprünglich Medicin ſtudirt, auch die Doctorwürde und mit ihr einige Praxis erhalten. Im J. 1809 folgte er jedoch einer Einladung Hegels, die bis dahin von ihm geleitete Redaction des Fränkiſchen Merkurs zu übernehmen. Hegel ging damals als Rector nach Nürnberg. Wetzel ließ ſich nun in Bamberg nieder, und geſtel ſich da ebenſo ſehr als ſich Hoffmann mißfiel. Kunz wurde ſein vertrauteſter Freund. Er leitete die Redaction dieſes Journals in höchſt freiſinniger energiſcher Weiſe, auch in der verhängnißvollen Zeit der Fremdherrſchaft bis an ſeinen Tod, obwohl die bairiſche Cenſur ihm als Ausländer! viel zu ſchaffen machte, und ihn ſogar nöthigte, die Redaction ganz niederzulegen, was er jedoch nur zum Scheine that, indem ein Anderer ſeinen Namen dazu hergab. Der ſonſt als freiſinnig genannte Miniſter Graf Montgelas, von welchem jenes Verbot ausging, hat ſich dadurch eben kein ehrendes Denkmal geſetzt. Ebenſowenig jener Knicker, in deſſen Verlag der Fränkiſche Merkur durch Kauf überging, und der Wetzel 300 Fl. weniger als Gehalt anbot. Der Ärger darüber wurde die mittelbare Veranlaſſung zu des Dichters Tod. Mit ihm verlor das deutſche Volk einen ſeiner größten Barden, werth neben einem Uhland und Rückert zu ſtehen, ja, wo er den heiligen Zorn über die geknechtete Freiheit ſeines Volkes in ſeine Harfe rauſchen läßt, faſt größer als dieſe. Welcher glühende Patriotismus in ſeinen Kriegs-, Sieges- und Feuerliedern, welche Zartheit und Innigkeit des Gefühls in den rührenden, weichen Klängen aus ſeinem Liebes- und Familienleben, welche tiefe und edle Myſtik, wenn er die Lebenspulſe der ſchaffenden Natur nachfühlt, dem Vater Rhein bis in ſein cryſtallenes Königsſchloß folgt, oder in der alten Linde das Jahrtauſend ſeinen dunkelgrünen Bart ſchütteln ſieht, die Geiſter feierlich ſingen hört; welche Kraft, kernige Kürze und Naivetät in ſeinen Legenden, Sagen und Romanzen! — Mag die Geſtalt des edlen Dichters in Staub zerfallen, wenn nur das Volk an dem Geiſt in ſeinen Liedern nicht länger unempfindlich vorübergeht.

Den Troſt wenigſtens würde er haben, wenn er jetzt wieder auferſtände, daß ſeine Bamberger, ob auch die Feuer auf dem Rothhofberge am 18. October nicht mehr brennen, den geſunden Sinn für ein freies und großes deutſches Vaterland bewahrt haben. Jene elende Hinneigung zum Franzoſenthum, die leider in einigen Gauen des deutſchen Vaterlandes wieder Platz zu greifen ſcheint, findet ſich hier nur in äußerſt ſeltenen Ausnahmen; ebenſo wenig die weichliche Sehnſucht nach der Rückkehr der Krummſtabsherrſchaft, die, Gott ſei es geklagt, noch einigen Städten des Rheinlandes im Kragen liegt. Die Bamberger wollen Baiern, aber ſie wollen noch viel mehr Deutſche ſein; ſie kümmern ſich und verlangen nach politiſcher Freiheit, ohne das erbärmliche Gewäſch von Freiheitsphraſen im Munde zu führen, welche in Norddeutſchland, jedem Gebildeten zum Ekel, ſo oft wiederholt werden. Sie haben ein

Digitized by Google

geſundes Urtheil über Politik, und nähren es durch lebendige Theilnahme an den Erſcheinungen der Zeit, wie ſie ſich in Journalen und Zeitſchriften wiederſpiegeln, aber ſie lieben es nicht, ihre Zeit durch breitmäuliges Kannegießern zu tödten, und daran thun ſie ſehr recht.

Endlich noch ein Wort über den Standpunkt der Wiſſenſchaft in Bamberg. Bis zur Säculariſation des Bisthums war Bamberg Univerſität. Jetzt beſitzt es nur noch ein Lyceum und verſchiedene andere Lehranſtalten untergeordneten Ranges. Ein ſtattliches Naturalienkabinet und eine öffentliche Leihbibliothek von 65,000 Bänden, die vorzüglich reich an juriſtiſchen, geſchichtlichen und naturwiſſenſchaftlichen Werken iſt, ſind noch Überreſte der frühern wiſſenſchaftlichen Thätigkeit. In der Bibliothek finden ſich auch einige ſehenswürdige Curioſitäten, z. B. die Gebetbücher Kaiſer Heinrichs und Kunigundens mit ſchönen Miniaturen. Eine der größten Curioſitäten war übrigens der Bibliothekar ſelbſt, Herr Jäck, deſſen tragikomiſcher Tod durch einen fallenden Schnupftabakstropfen aus den Blättern hinreichend bekannt iſt.

Die Muſe, die gegenwärtig in Bamberg wohl noch am meiſten gepflegt wird, iſt die des Hippokrates. Das trefflich eingerichtete, vom Fürſtbiſchof Ludwig von Erthal von 1786 bis 1798 aus eignen Mitteln erbaute Spital, in ebenſo reizender als geſunder Lage, mag dazu das meiſte beitragen. Ein ausgezeichneter Ehrenmann, Hr. Director Pfeuffer, deſſen gaſtfreies Haus und ſein gebildete Familie noch außerdem einen Mittel- und Anziehungspunkt für alle diſtinguirten Fremden darbietet, ſteht ihm gegenwärtig vor. Des trefflichen um dieſes Spital gleichfalls hochverdienten Marcus habe ich ſchon mehrfach gedacht. Aber auch andere ausgezeichnete Ärzte und Naturforſcher ſind aus Bamberg hervorgegangen oder wirkten da. Hier fand Henrich Steffens im Anfang des Jahrhunderts den erſten Anklang mit ſeiner Naturphiloſophie. Hier wurde Schönlein, der glückliche Diagnoſtiker, geboren und erzogen. Hier, um auch des jüngſten Geſchlechtes zu gedenken, wirkte bis zu ſeiner Berufung als Profeſſor nach Jena der geiſtvolle ſcharfſinnige Dr. Siebert, als Dr. Kornfeger auch der literariſchen Welt durch ſeine Stuben- und Reiſebilder eines phantaſtiſchen Medicinerꝛ rühmlich bekannt.

Worin aber alle Bamberger ohne Ausnahme rühmlich wetteifern, das iſt ihre Liebe zur ſchönen Natur, und ihre durch keinen Kaſtengeiſt, keinen Unterſchied der Stände, keine rigoriſtiſche und ſteife Abſonderung der Geſchlechter getrübte heitere und freie Geſelligkeit. Wahrlich, ſie haben Recht, ſich an dieſer ſchönen Natur harmlos zu erfreuen. In der ganzen Gegend kann man auch keinen Hügel erklettern, der nicht die reizendſte Ausſicht auf üppige, lachende Gefilde, auf ſonnige Gärten und an die Stadt heranſchwellende Berge darböte. Als die intereſſanteſten Punkte will ich für Freunde ſchöner Landſchaft noch die Weinbergsbügel des Magiſtratsrathes Heinzenknecht und des Kammerraths Mulzer, ſowie die Terraſſe über dem Wirthshauſe des Dorfes Bug bezeichnen. Aber auch außerdem, welche Auswahl der reizendſten Spaziergänge, entweder an den Ufern des Fluſſes aufwärts durch den anmuthigen Thereſienhain nach Bug, oder abwärts nach dem Fiſcherhof, nach Gaustadt und Bischberg, oder über die Berge nach den idylliſchen Dörfchen Aurach und Höfen! Welche bequeme Gelegenheit durch die Eiſenbahn zu weiteren Ausflügen, in die fränkiſche Schweiz, nach Streitberg und Muggendorf, nach dem reizend gelegenen Forchheim mit ſeinen berühmten Bergkellern, nach dem gelehrten Erlangen und dem claſſiſchpatriarchaliſchen Nürnberg! — Mit Entzücken denke ich noch einiger lauen Sommerabende, die ich im vorigen Jahre in der beſten Geſellſchaft auf den Bamberger Bergkellern zubrachte. Alle Stände und Lebensalter, Adel, Bürger, geiſtliche Herren und Militärs, ergraute Männer und leichtfertige Jünglinge, ehrbare Matronen und blühende ſchlanke Mädchen wogten dort bunt durcheinander, und Alle ließen ſich ohne Ziererei das köſtliche goldhelle Naß, immerfort friſch aus der Tiefe des Kellers geſchöpft, und in reinlichen Krügen von flinken Kellnerinnen umhergetragen, trefflich munden. Unſerm Blick gegenüber lag die Altenburg, ſeitwärts der Dom und zwiſchen ihnen und zu unſern Füßen eine ſaftig grüne Schlucht voll Reben- und Hopfengelände. Wie der rothe Sonnenball hinter die Berge geſunken war, ſchienen uns Vollmond und Abendſtern. Zum Überfluß war der Garten von bunten chineſiſchen Lampen erhellt, und brannten von Zeit zu Zeit junge luſtige Leute rothe und weiße bengaliſche Feuer ab. Zu alle dem erſcholl die ſchönſte Regimentsmuſik. Fürwahr, ein köſtliches Leben! Und ebenſogern gedenke ich noch einer Sängerfahrt nach dem freundlichen Bug, wo wir im Freien, am Ufer des Fluſſes unter ſchirmendem Laubdach an gaſtlicher Tafel vereint, Männer und Frauen, bald im Chor, bald einzeln Lieder zur Guitarre ſangen, und endlich, da ſchier die Mitternachtsſtunde ſchlug, geführt vom ehrlichen Tod (Spitzname des Schiffers) beim Scheine improviſirter Kienfackeln in einem mächtigen Schelge unter Sang und Klang auf dem Waſſer zur Stadt

Digitized by Google

heimkehrten. So erlaubt ihr mir denn gewiß gern zu ſchließen, freundliche Leſer, und laßt es mich mit den einfachen Worten thun, die das Andenken jener ſchönen Zeit damals in meiner Bruſt zum Geſange ſchuf:

Als ich, traute Zechgenoſſen,
Dieſe Lieder vor Euch ſang,
Fühlt' ich Herz und Sinn erſchloſſen
Von der Freude reinſtem Drang.

Jetzt nun, im Gewühl alleine,
Einſam trauernd, feſtgebannt,
Denk' ich gern im Abendſcheine
Dein, Du ſchönes Frankenland.

Euch, der heitern Luſt Geſellen,
Frau'n und Mädchen, hold und fein,
Möchte, daß mich flugs die Wellen
Trügen hin zum ſchönen Main.

An der Regnitz klare Fluthen,
Zu der wackern Freunde Schaar,
Wo in Weiſen wohlgemuthen
Ich ſo froh, ſo ſelig war.

Doch bis daß ich kehre wieder
Euch zu weihen Herz und Mund
Haltet feſt, ihr frohen Lieder
Unſern frohgeſchloſſnen Bund.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 24. Juni.

[Letzte Verhandlungen und Schluß des Landtags; Graf Schwerin.]

Heut iſt endlich der bedeutungsvolle Tag der Auflöſung des Vereinigten Landtags herangekommen. Nach den letzten, innerlich wie äußerlich ungemein bewegten Sitzungen, in denen es beſonders auf den geſtern zu Stande gebrachten Abſchluß über die ſtändiſche Principienfrage ankam, ſind die ſämmtlichen Mitglieder des Landtags auf heut Mittag um zwei Uhr auf das Schloß beſchieden werden, wo der König die Verſammlung in Perſon beſchließen wird. Die zu erwartende königliche Erklärung über das Reſultat aller der Verhandlungen, welche die Verfaſſungsfrage betreffen und die in der geſtrigen letzten Sitzung der Dreiſtändekurie ſich zwar mediſicirt, aber doch nicht minder ſcharf dem Patent vom 3. Februar gegenübergeſtellt haben, iſt jetzt als das entſcheidungsvolle Moment anzuſehen, welches über die Lebensfähigkeit des neuen preußiſchen Verfaſſungsgebäudes beſtimmen und unſerer nächſten Zukunft die Richtung geben wird. Denn es kommt jetzt alles darauf an, was aus dem offen zu Tage liegenden Conflict zwiſchen der Regierung und den Ständen, der gerade in den wichtigſten nationalen Beziehungen der innern Verfaſſung ſich ausgeſprochen, gemacht werden ſoll, ob und wie eine Ausgleichung dabei möglich iſt, und inwiefern die Krone, ſelbſt wenn ſie ſich mit Zugeſtändniſſen auf den von den Ständen eingenommenen Standpunkt herüberbegeben wollte, eine Form zu einer ſolchen Vereinbarung finden könnte. An bedeutenden Bemühungen, eine ſolche Vereinbarung zwiſchen Krone und Ständen noch vor dem Schluß des Vereinigten Landtags herbeizuführen und dadurch eine harmoniſche Verabſchiedung der Stände Seitens des Königs anzubahnen, hat es in der letzten Landtagswoche wohl nicht gefehlt, und es ſcheint daß dieſelben auch auf die letzten Entſchließungen der Stände hinſichtlich der Ausſchüſſe, wie ſie geſtern*) ſich definitiv feſtgeſtellt haben, nicht ohne Einfluß geblieben ſind. Denn nachdem die auf die ſtändiſche Verfaſſung bezüglichen Anträge aus der Herrenkurie in die Ständekurie zurückgekommen, hat ſich in Betreff der Wahl der Ausſchüſſe allerdings eine andere Anſicht geltend gemacht, nämlich die daß man ſich zu dieſen Wahlen allerdings verſtehen wolle und könne, wenn die Ausſchüſſe nicht anders als nach der Beſtimmung, wie ſie vor dem Patent des 3. Febr. als ein blos vorberathender ſtändiſcher Körper beſtanden, eingerichtet werden ſollten. Wie man aus glaubwürdigen Mittheilungen vernimmt, ſoll die Regierung wenigſtens früher geneigt geweſen ſein, darin einen annehmlichen Schritt zur Herbeiführung eines Verſtändniſſes zu erkennen. Dagegen iſt auch in der geſtrigen Schlußſitzung der Stände auf der Ablehnung der Wahl der Staatsſchuldendeputation definitiv beharrt worden. Dies ſind die vorliegenden letzten Thatſachen welche die Wirkſamkeit der preußiſchen Stände bezeichnen und nunmehr die Grundlage für die königliche Entſcheidung abgeben. Da die Schlußthronrede ohne Zweifel ebenſo wie die Eröffnungsthronrede zur unmittelbaren Veröffentlichung gelangen wird, ſo enthält man ſich wohl am beſten des immer mißlichen Geſchäfts des Conjecturirens und verſpart ſich alle anwendbaren und nicht anwendbaren Betrachtungen bis zur Einſicht in die Rede ſelbſt, auf deren Inhalt ſich ſchon in den letzten Wochen die allgemeine Spannung bei uns gerichtet hatte.

Als ein bemerkenswerther Moment in der geſtrigen letzten Sitzung der Dreiſtändekurie iſt noch die entſchiedene Abwendung des Grafen Schwerin aus den Reihen der ſtändiſchen Oppoſition, deren Führer er zum Theil geweſen, zu berichten. Dies zeigte ſich in dieſer letzten Debatte vornehmlich dadurch daß er für die Wahl der Staatsſchuldendeputation ſtimmte, und ſich in dieſer Angelegenheit, welche eigentlich den wichtigſten Lebenspunkt der Verfaſſung trifft, gänzlich auf den Standpunkt der Regierung ſtellte. Graf Schwerin war dasjenige Landtagsmitglied, welches durch den zuerſt von ihm ausgegangenen Vorſchlag der Verwahrungs- und Proteſtadreſſe in Bezug auf das Patent vom 3. Febr. den Reigen der ſtändiſchen Oppoſition eröffnete. Seine Haltung war zwar ſeitdem immer eine freimüthige und edle geblieben, aber es war ſchon ſeit einiger Zeit ſichtbar daß er vermittelnde Übergänge für ſeine Stellung ſuchte.

Gleichzeitig mit der Beſcheidung auf das Schloß zu einer letzten Vereinigung haben auch ſämmtliche Ständemitglieder auf den heutigen Abend eine Einladung nach Potsdam in das Palais des Königs erhalten, wo ihnen eine Abſchiedsfeſtlichkeit bereitet werden ſoll. So werden dieſe ereignißvollen Tage verklingen. Aber wie auch ihre Reſultate gewendet und zurecht geſtutzt werden mögen, ſo haben doch immer alle Pulſe der

*) S. die Allg. Preuß. Zeitung von geſtrigem Tage.

Digitized by Google

Nation lebendig in ihnen angeſchlagen, und es hat ſich ein hohes geiſtiges und ſittliches Maß für die nächſte Geſtaltung unſerer politiſchen Zukunft gebildet, das nicht mehr zurückgenommen werden kann. Zwar iſt es möglich daß noch gerade in der nächſten Zeit eine principielle und bureaukratiſche Reaction eintreten wird, welche Manches zu dämmen und niederzuſchlagen verſuchen möchte. Solche Bemühungen werden gang gewiß nicht ausbleiben, aber daß ſie verloren ſind, kann man ſchon jetzt mit Gewißheit behaupten, auch wenn man kein Prophet iſt. (✻).

Aus Bamberg.

[In Sachen Behr's.]

Behr iſt begnadigt. Er hat aber um ſeine Begnadigung nicht gebettelt wie ein reumüthiger politiſcher Sünder, der einer Spanne Freiheit wegen ſein früheres Leben verleugnet und ſeine Grundſätze wie Ballaſt über Bord wirft. Weit entfernt die Freiheit anzuklagen, liebt er ſie heute noch mit all' den Leiden die er für ſie erduldet. Eines bleibt zu bedauern, daß Behr auch jetzt noch gehindert iſt, die gegen ihn erganzenen Erkenntniſſe zu veröffentlichen. Dem Verurtheilten und ſelbſt dem Begnadigten iſt es nach unſeren Geſetzen nicht unbedingt geſtattet mit den Akten in der Hand vor die Öffentlichkeit zu treten und dort kundzugeben, weshalb er gelitten und warum ihn der Arm der Juſtiz der Geſellſchaft entriſſen, während die Banditen der Preſſe mit geſchloſſenem Viſir umherſchleichen und ſich ihren Hinterhalt wählen dürfen, um die ehrenhafteſten unſerer politiſchen Männer, die mit offener Stirne für die Volksſache gefochten, mit dem Gift ihrer Verleumdung zu beſudeln. Schläft der Ankläger der in der „Europa" gegen Behr auftrat, noch immer? Wir wünſchten, es wäre uns endlich Gelegenheit gegeben, dieſen Schläfer zu wecken und ihn ſeiner Namenloſigkeit zu entkleiden *). †.

Aus Stuttgart, im Juni.

[Theater und Buchhandel; v. Wangenheim, Emma v. Niendorf.]

Von Neuigkeiten die das hieſige Theater in letzter Zeit vorgeführt, hat beſonders die Rückenſche Oper der „Prätendent" die hier ihre Laufbahn begann, außerordentliches Glück gemacht und dem Componiſten, der ſie ſelbſt leitete, Lorbeerkränze und goldene Doſen eingetragen. Ob ſein Werk, das dem Vernehmen nach in Hamburg, Wien und Berlin bereits angenommen iſt, ſich überall gleichen Beifalles erfreuen wird, muß die Zukunft lehren. Im Schauſpiel wurden „Uriel Acoſta" und die Valentine beſonders günſtig aufgenommen. Mit Spannung ſieht man einem neuen Trauerſpiel „Straffort" eines jungen hieſigen Poeten, Namens von Wangenheim, entgegen. Es ſoll viel Treffliches enthalten. — Eine vor wenigen Monaten hier unter dem Schutz der Incognz aufgetauchte Theaterzeitung ſcheint das Loos vieler ihrer Collegin nen theilen und aus Mangel an Theilnahme ſchon wieder eingehen zu wollen. Es war dies mit Zuverſicht vorauszuſehen, denn beſondere Theaterzeitungen werden ſich in unſerer Zeit, die von gar manchen anderen Intereſſen mit vollem Recht viel mehr in Anſpruch genommen wird, ſchwerlich noch begründen laſſen.

Von den Unruhen welche der Tumult des 3. Mai hier theilweiſe erregte, iſt jetzt auch die letzte Spur verſchwunden. Man hat eingeſehen daß man die Sache anfänglich für wichtiger nahm als ſie es in der That war und läßt daher jede fernere Beſorgniß mit Recht ſchwinden. Übrigens hat ſeitdem auch die Theuerung nachgelaſſen, die Preiſe ſämmtlicher Lebensmittel ſind in ſtetem Sinken begriffen. In unſerem Buchhandel herrſcht viel Regſamkeit; mehrere größere Werke werden jetzt vorbereitet. Ein höchſt intereſſantes Buch, das wir mit Recht der allgemeinen Aufmerkſamkeit empfehlen können, iſt kürzlich von der Franck'ſchen Buchhandlung hieſelbſt ausgegeben worden, „die Proletarier" eine hiſtoriſche Denkſchrift von Dr. Benſen. — Wie ſehr die Franzoſen ſich in letzter Zeit immer mehr und mehr für die deutſche Literatur zu intereſſiren anfangen, beweiſt der Umſtand daß kürzlich von einem großen Pariſer Journal ein Mitarbeiter eigens hieher geſandt wurde, um mit der hier lebenden bekannten Schriftſtellerin Emma von Niendorf, ein Übereinkommen zu treffen, damit deren Schriften ſogleich nach dem Erſcheinen ins Franzöſiſche übertragen werden könnten. Die anmuthig geſchriebenen, ſich beſonders durch einfache Natürlichkeit und poetiſche Anſchauungsweiſe auszeichnenden Reiſebriefe und Skizzen derſelben, von denen das Morgenblatt bisweilen Einiges, beſonders über Baden-Baden und Straßburg brachte, haben wohl die Aufmerkſamkeit in Paris erregt und ſo den Wunſch nach ſchneller und guter Überſetzung davon erzeugt.

Man erwartet in nächſter Zeit den Kaiſer von Rußland hier zum Beſuch. ?.

*) Wenn ich perſönlich dieſen Wunſch theile, ſo entbehrt mich das noch nicht meiner Verpflichtung den Namen des Anklägers zu verſchweigen. Um ſeiner wiſſenſchaftlichen, nicht blos um ſeiner amtlichen Stellung wegen war mir derſelbe ehrenhaft erſcheinen. D. Herausg.

[Rudolf Töpffer.]

Der Kenner deutſcher und franzöſiſcher Literatur der uns ſeine Erinnerungen in der Schweiz ſchilderte, bringt uns zu den Bemerkungen über den Genfer Töpffer noch folgende Mittheilung. — Mit der Sammlung Novellen die ſeit längerer Zeit dem Publikum vorliegt, und worin das idylliſche „Pfarrhaus", ſeit ſeiner Erweiterung zu einem eigenen Ganzen in zwei Bänden, nur noch als Skizze und erſter Entwurf daſteht, war Töpffers ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit in dieſer Gattung nicht abgeſchloſſen. Kurze Zeit nach ſeinem Tode erſchien in Paris die letzte ſeiner Novellen unter dem Titel: Rose et Gertrude, précédée de Notices sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par M. M. Sainte-Beuve et de la Rive. Auch ſie kam nicht völlig unerwartet, da die „Illustration" ſie bereits bruchſtückweiſe veröffentlicht und ihr die Theilnahme der Leſer zugewendet, daneben auch manche Kritik hervorgerufen hatte. „Sie iſt", läßt ſich die Bibliothèque univ. de Genève in ihrem vorjährigen Novemberheft vernehmen, das letzte Werk eines Freundes, den uns der Tod vor kurzem entriß, und den wir gegenwärtig kaum mehr zurückwünſchen dürfen, da der neuliche Fall des ſo ſehr geliebten Genf ihm allzu peinlich ſein, der Schmerz über dieſe Täuſchung ſeiner warmen Vaterlandsliebe ſeine Leiden vergrößern, ſeine letzten Tage verbittern müßte." Die Notizen über Töpffer's Leben rühren offenbar von de la Rive her, ſeinem langjährigen Freunde und Collegen, dem geweſenen Rector der Genfer Akademie. Der Feder ſeines Panegyrikers Sainte Beuve aber entnehmen wir das Folgende, dem man freilich leicht die Abſicht anmerkt den Genfer Freund

Digitized by Google

mit ſeinem franzöſiſchen Publikum, den Genfer Geſchmack mit dem Pariſer zu vermitteln.

„Form und Styl bei Töpffer haben manches Fehlerhafte, und wir wollen es offenherzig nennen. Man weiß daß Töpffer eine ihm eigenthümliche Sprache hat; er folgt auf ſeine Weiſe dem Beiſpiel von Montaigne und Paul Louis Courier. Er hatte ſich eine freie, kühne, maleriſche Ausdrucksweiſe gebildet, eine Sprache nicht ſowohl Genferiſch von Dialekt als ein wahrhaftes Gemiſch von Sprache (véritablement composite). Wie der Verfaſſer der Essais, hatte er ſich geſagt: „die Worte ſind es, die da dienen und folgen müſſen; wenn Franzöſiſch nicht gehen will, ſo muß Gascegniſch herhalten!“ Dieſe Aber ſprudelt recht ſchön auf mancher Seite ſeiner Schriften und Reiſen; er erneuert oder ſchafft gar hübſche Wörter. Wer hätte z. B. nicht gern bei ihm den Eſel, welcher diſtelt (chardonne), oder den luſtigen Wandersmann, der dem Echo vortrillert (tyrolise aux échos)? Aber der Geſchmack muß ſich zuweilen auch Härten und Holpern (rocailles) gefallen laſſen, für die jedoch bald nachher, wie auf einem Alpenpfade, die Reinheit und Friſche der Luft wieder entſchädigt. Man trifft ſolche auf dieſe Weiſe ausgeglichene Härten auch in der reizenden Erzählung von Roſa und Gertrud. Um z. B. Bernier (die dritte, wo nicht erſte Hauptperſon der Erzählung, ein Seitenſtück zu Mr. Prevère im Pfarrhauſe) ganz als evangeliſchen Geiſtlichen ſprechen zu laſſen, häuft der Verfaſſer an mehreren Stellen die den Reformirten geläufigen Ausdrücke, die für ſie nichts Auffallendes haben, da dieſe Ausdrücke aus den alten Überſetzungen der Bibel, welche ſie tagtäglich leſen, genommen ſind. Uns hingegen ſind ſie anſtößig und ſtören die Gleichförmigkeit. Ungeachtet dieſes freimüthigen Urtheils ſagen wir es laut: die Geſchichte von Roſa und Gertrud iſt eine der lieblichſten, anziehendſten und geſundeſten die man leſen kann.“

E. K.

[Der Herr von Vincke.]

Berliner Blätter haben den Landrath von Hagen vielfach angeſungen. Noch manchen von den ehrenwerthen Herren im Weißen Saale verdiente allen Ernſtes ſein Lobgedicht; der Hr. v. Thadde, Pommer und Premierlieutenant außer Dienſten, mindeſtens eine komiſche Ballade. Der eben ſo ſcharfſinnige als ſcharfzüngige Hr. v. Vincke wäre nicht gerade Gegenſtand unſerer Muſe, am wenigſten für ein Lied im Volkston; das Volk begreift wohl eher die Sprache der warmen Biedherherzigkeit als die ſpettende Laune des kalten kritiſchen Kopfes. Daß die Sprache manches geiſtvollen Ehrenmannes, ſo lange zurückgedrängt, nun endlich auch bitter wird, erklärt ſich freilich zur Genüge und hat ſeinen vollwichtigen Grund. — Aus Danzig ſendet man uns ein dort umlaufendes Lied auf Hrn. v. Vincke zur weiteren Verbreitung. Als ſein Verfaſſer wird uns Dr. Ryno Quehl, Redacteur der Danziger politiſchen Zeitung und des Dampfbootes bezeichnet. Es bezieht ſich auf des weſtfäliſchen Brieftexters Rede vom 31. Mai.

Das iſt der Herr von Vincke,
Ein Freiherr, ſtark und frei,
Der wacker hat geſprochen;
Es war am letzten Mai.

Wir haben's donnern hören
An dieſem Maientag,
Das iſt gewiß geweſen,
Grad', wo der Vincke ſprach.

Das iſt der Herr von Vincke,
Ein wahrer Rittersmann,
Der Wahrheit muthig ſprechen
Und kühn vertheid'gen kann.

Das iſt der Herr von Vincke,
Ein Herz, ſo deutſch und ächt, —
Das weiß nach Vater Lohne
Zu halten an dem Recht.

Wir haben Ihm zum Lohne
Nicht Geld und Edelſtein,
Nicht Ehrenſtell' und Orden —
Ein deutſches Lied allein.

Doch taut ſoll's Dem ertönen
Zu Ehren und zum Preis,
Der ſeines Volkes Rechte
Mit Treu' zu wahren weiß.

Und „Recht muß doch Recht bleiben,“
Das war der Rede Schluß,
Und dazu tauſend Amen
Sagt unſres Liedes Gruß.

Und „Amen“ wird man ſagen,
Von unſrem Oſtſeeſtrand
Bis hin zum ſtolzen Rheine —
Im ganzen Vaterland.

Und dazu wird man fügen
Ein Sprüchlein kurz und klar:
Wer wahrhaft liebt den König,
Der redet frei und wahr.

Wer Eintracht will und Frieden,
Der thut es allen kund:
Man baut die fürſten Throne
Nur auf des Rechtes Grund.

Und wer ſo ſpricht und handelt
Kein Denkmal braucht von Stein:
Er gräbt in's Herz des Volkes
Sich ſelbſt auf ewig ein.

[Heinrich Wuttke über das deutſche Volkslied.]

Im Adelm für's Erzgebirge leſen wir eine Charakteriſtik der deutſchen Volkslieder. Der Hiſtoriker deckt uns deren Zuſammenhang mit dem Geiſt unſerer Geſchichtsepochen auf, deren unmittelbarer Ausdruck ſie waren. Er erinnert zugleich an die Verſchiedenheit der Volkseigenthümlichkeiten, die deutſchen Liebeslieder werden gegen die ſlawiſchen gehalten. „Bei den deutſchen, ſagt Wuttke, iſt immer, ſelbſt in der Luſtigkeit ein gewiſſer Ernſt, eine durchgehende Schwere; in den ſlawiſchen herrſcht eine unverwüſtliche Heiterkeit, in manchen wieder tiefe Melancholie. Der Slawe erſcheint in ihnen leicht und auch leichtſinnig, zum raſchen Lebensgenuſſe aufgelegt und des Erlebten nicht weiter gedenkend. Die Liebe des Deutſchen hat ihre Wurzel mehr in einem geiſtigen Bedürfen und äußert ſich in Achtung, Zartheit und beſtändiger Anhänglichkeit; ſeine Liebeslieder ſchöpfen, wie Görres ſagt, ein ganzes Herz bis zum Grunde aus. Die Liebe des Slawen zeigt ihren Boden vorwiegend in der Sinnlichkeit. Was grämt ſich der Slawe groß über die Untreue, was ſoll ſie ſchaden, ihm oder ihr, gibt's doch der ſchönen Kinder genug, er denkt ſelbſt nicht an Beſtändigkeit, flattert von einer zur andern, ja, er hat nach gebüßter Luſt wohl gar Spott gegen ſein Opfer.“ Zum Schluß heißt es: „In unſern Volksgeſängen, in ihrem Inhalt und ihrer Form erkennen wir den gemüthvollen, die-

Digitized by Google

dern, arbeitsamen Deutschen wieder, dessen Person stets gut und trefflich ist, der jedoch eben in seinen großartigen Verhältnissen steht, der zwar in der Regel etwas schwerfällig bleibt, dem es aber niemals an Nachdruck gebricht, wo er ihn zeigen will. Ein ander Volk hat andere Lieder. Auf unserem Boden gedeiht nicht das Überwallende, gedeiht nicht die Übertreibung, ist die ruhige Besonnenheit zu Hause, der nüchterne Sinn. An gehobenem Gefühl, an feuriger Phantasie, an Kühnheit des Ausdrucks stehen die deutschen Volkslieder den neugriechischen nach. Aber der Deutsche führte ja auch kein solch kampffertiges Leben und schaukelte sich nicht, gleich den Griechen, auf der Meereswoge, und das über ihm sich wölbende Himmelsdach steht auch an strahlendem Glanze dem griechischen nach. Ein Völkchen wie das jener Türkendebämpfer, das in der Lust des Festgelages, wann sie den Becher erhoben, den Trinkspruch hatte: auf eine gute Kugel! (auf einen raschen Tod), ein solches mußte auch feurigere Gesänge schaffen." Dafür haben wir unsere geistlichen Lieder, bald schwärmerisch hingegeben, bald frurig den Himmel stürmend, so tief und innig, aber auch so mächtig und stark wie sie sonst kein Volk besitzt. Unsere Kriegslieder starben mit den letzten Landsknechten aus; die Schlacht bei Pavia war unsere letzte kriegerische Nationalthat, bis die preußische Jugend 1813 mit der Kriegslust auch wieder Volkslieder — nicht blos erhielt, sondern selber schuf. Gewisse Lieder von Arndt, Uhland, Schenkendorf, Körner sind wahrhafte Volkslieder, ob wir gleich deren Schöpfer nachträglich kennen. Sie sind nicht blos Volkslieder geworden, sondern im Gewühl des Volkes, im Geist vaterländischer Gemeinsamkeit auch als solche empfangen und gesungen; als Producte des eingeinen Kopfes lernten wir sie erst kennen nachdem sie längst Eigenthum der Masse waren. Was im Geiste des Volkes gedichtet ist, ist auch von ihm. Daß sich der Einzelne freier von dem Allgemeinen löst, ist seit der Reformation der Charakter unserer Entwickelung, aber nur was wieder eingegangen ist in's Allgemeine, also geistig im Schooß des Volkes geboren wurde, ist gültig und bleibend. Schon Luther's Kirchengesänge sind wahrhafte Volkslieder, ob sie schon der Bruder Martin in seiner Klause dichtete; sie sind im Namen des Volkes empfangen, sie sind Volkslieder in einem andern, aber nicht schlechteren, sondern höheren Sinne. Das Volkslied kann nur aufhören geschaffen zu werden, wenn das dichterische Schaffen überhaupt sich aller Volksthümlichkeit entäußert. Und damit wäre dann nicht blos der Verfall des Volksliedes, auch der Verfall der ganzen Literatur bezeichnet. Wir dürfen mit der Dichtung aus dem Volke keine Schönthuerei treiben. Wir fordern vielmehr von den Dichtern eines bewußten Zeitalters noch immer dieselbe Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit, harmlose Tiefe und Naturfrische, und wir fordern sie in einem höheren Sinne als sie die alten Volkslieder geben.

[Strauß über Ludwig Bauer.]

In den „Jahrbüchern der Gegenwart" führt uns Strauß diesen wenig bekannt gewordenen, 1846 in der Blüthe des Mannesalters verstorbenen Dichter vor. Strauß stellt ihn neben Mörike und Waiblinger, dies schwäbische dichterische Trio der neueren Zeit belenchtend, indem er zugleich auf eine dreiblättrige Dichterstaude Schwabens vom älteren Geschlecht hinweist, auf Uhland, Kerner, Schwab. Ludwig Bauer war eigentlich Franke von Geburt, aber durch Erziehung und Gewohnheit Schwabe. Doch scheint was uns Strauß von Bauer's graziös bewegter, überschäumend freier und doch gehaltener, aber nicht verschlossener Persönlichkeit erzählt, von fränkischer Art an ihm gewesen zu sein. An seine Persönlichkeit knüpft sich für seine Freunde wesentlich der Werth seiner Dichtungen; sie waren nur Andeutungen seiner Natur, erschöpften sie nicht. Über gedankliche Musik scheint seine Poesie nicht hinausgegangen zu sein; auch in seinem Drama „Alexander der Große" nicht. Wenn Strauß mit gerechtem Stolz auf sein Schwaben verweist, als auf das Land welches immerfort Dichter erzeuge die uns niemals verführen, Rhetorik mit ächter Poesie zu verwechseln; so ist doch die bloße Musik der Empfindung, auch wenn sie sich metaphysisch vertieft und die Geheimnisse des Seelenlebens anklingt, noch immer nicht was wir in der plastisch freien und gestaltenden Bildnerkraft der Poesie als deren höhere Schöpfungsgabe erkennen. — In Ludwig Bauer's Aufsätzen findet Strauß am meisten die liebenswürdig sinnige Natur des Freundes wieder. Von hervorstechendem Werth sind Bauer's Betrachtungen über deutsche Musik und über das Nibelungenlied. Seine Dembadugeisterung rügt Strauß mit derbem Spott. Einen kleinen Aufsatz über Genialität und Buchhandel nennt er eine Humoreske, mit Börne's Feder, aber ohne Börne's Galle geschrieben. — Ludwig Bauer's Schriften sind in einer Auswahl erschienen. — Überanstrengung in geistiger Thätigkeit hatte sein Leben verkürzt.

[Ludwig Aurbacher.]

Einer unserer geehrten Münchner Briefsteller führte uns aus alter und neuer Zeit mehrere literarische Persönlichkeiten vor, welche in München spurlos und ohne durchgreifendes Wirken gelebt. An Ludwig Aurbacher verlor Baiern kürzlich eine solche anspruchslose, still in sich verhaltene Kraft. Man kennt von dieser Autorschaft pädagogische Schriften, Grundlinien der Stylistik, Rhythmik, Rhetorik, Poetik; Aurbacher, in der Grafschaft Schwabeck geboren, war 25 Jahre lang Professor der Ästhetik an der Münchner Kadettenschule. Aber man wußte nicht daß die „Abenteuer der sieben Schwaben", die „Verfahrten des Spiegelschwaben", die „Geschichte vom ewigen Juden", und andere erbauliche und ergötzliche Volksschriften welche seit mehreren Jahrzehnten ganz Deutschland in zahlreicher Verbreitung durchzogen, von jenem ernsten, stillen, fränklichen Mann herrührten, der in sich gekehrt, fast trübseligen, düstern Ansehens, mit bedächtigem Schritt die glänzenden Straßen der Residenz einsam durchwanderte und sein Glas Bier im stummen Winkel trank. Friedrich Beck gibt uns in der Allgemeinen Zeitung (Beilage vom 15. Juni) Bericht von der Person des Mannes. Er erklärt Aurbacher's Volksbücher für Meisterwerke. In seinen „Perlschnüren" gab Aurbacher religiös philosophische Sprüche, die dem Ton des Angelus Silesius so nahe kamen daß W. Menzel sie für Verse dieses poetischen Theosophen, Johann Scheffler's, hielt. Aurbacher hatte seine Jugend in den Klöstern zu Ottobeuern und Wiblingen verlebt, nach schweren Seelenleiden und Kämpfen erst die düstern Mauern verlassen ohne vielleicht deren Athemzug ganz in sich verloren zu haben. Aurbacher starb einsiedlerisch am 25. Mai n. J. 63 Jahre alt. In seinem Nachlasse fand sich ein schwäbisches Idiotikon, eine Reihe von Xenien über Philosophie und Politik, und eine Selbstbiographie. Auch seine schwäbische Iliade und Odyssee, wie er selbst scherzweise seine Abenteuer der heldenmüthigen Sieben und die Irrfahrten des Spiegelschwaben nannte, verdienten uns von neuem vorgeführt zu werden. — Baiern hat manche verhaltene literarische Kraft.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 10. Juli.

Inhalt: O'Connell und die Sache Irland's. Von F. G. Kühne. — Held Marko erkennt den Säbel ſeines Vaters. Aus dem Serbiſchen von Dr. Ph. Gerber. — Das literariſche Dachſtübchen. Von H. Lorm. — Atlantis. Lieder deutſcher Auswanderer. Von J. Gegenbaur. — Aus Wien (zwei Briefe). aus München und Berlin.

№ 28.

O'Connell und die Sache Irland's.

Fern von ſeinem grünen Eiland hat der große Daniel ſein Haupt geſenkt, um es nicht wieder zu erheben. Das ſtürmiſche Herz das ſo lange für Irland ſchlug, ſtand endlich ſtill. Der gewaltige Cunctator der funfzig Jahre lang Krieg und Frieden in ſeiner Buſentaſche mit ſich herumtrug, mit der Entſcheidung zögerte, den Aufruhr ſchürte, aber die Flamme beſchwor, er hat aufgehört zu wirken, aufgehört zu ſtacheln und zu behüten. Während er für Irland der große Feuerpoker war, hat England in ihm ſtillſchweigend und offen einen Schutzgeiſt des Friedens geſehen. O'Connell machte den Aufſtand geſetzlich, ſicherte ihm die Form Rechtens, hielt den wilden Rappen den er ſpornte, zugleich feſt im Zügel. Ein beiſpielloſes Zuſammentreffen von Einflüſſen hatte ihn zum Mittelpunkt der Nationalkräfte Irland's gemacht; das Schickſal ſeines Volkes lag in ſeiner Hand. Auf dieſer gefahrvollen Spitze ſtanden Irland's Intereſſen. Gefahrvoll iſt es immer wenn Einer ausſchließlich ein Volk vertritt; auch ein Demokrat kann Tyrann werden. O'Connell war es nicht. Aber es liegt für einen ſo geſtellten Mann ſehr nahe die Sache ſeines Landes mit ſeiner Perſon zu verwechſeln. Weil er ſich in den Vorgrund der Scene gedrängt ſieht, gewöhnt er ſich leicht daran, ſich für mehr als das bloße Werkzeug zu halten, das Schickſal ſeines Volkes vom Schickſal ſeiner Perſon abhängig zu ſehen. War das ſchließlich O'Connell's Loos?

Ein engliſches Schiff brachte nun ſeinen Leib aus Genua nach der heimiſchen Erde; ſein Herz aber, eignem Wunſche gemäß, ruht in Rom, im Mittelpunkt der alten Kirche, im Schooße der heiligen Agathe, in deren Kloſter es beigeſetzt iſt. Den papiſtiſchen Goliath ſchalten ihn die engliſchen Blätter; er ſelbſt nannte ſich den am beſten geſchmähten Mann. Der dicke Bettelmann, der regulare Räuber iſt todt! rief die Times, die aber doch eingeſtehen mußte, es ſeien Elemente von Größe in ihm geweſen; nur ſeine Erziehung, ſeine Gewohnheit zum Pöbel zu reden, und ſein römiſcher Glaube hätten ihn behindert frei und ſtark, edel und ſtolz ſein Naturell zu einer wahrhaft großen Geſtalt zu entwickeln. Das Morning Chronicle lieferte die beſte Beurtheilung ſeiner Perſon. Er habe, ſagte dies Blatt, in ſeiner vollſaftigen Kraft und Fülle, in ſeiner Luſtigkeit und Grobheit, an die Perſon unſeres Luther erinnert, davon abgeſehen daß die Sache Luthers eine größere, eine Sache der Menſchheit geweſen ſei. — Der brennendſte Haß und die glühendſte Liebe, das wärmſte Herz und das ſkurrilſte Gemüth, das brauſendſte Pathos und die ſchimpfluſtigſte Zunge, das liegt nun bei den Todten und Irland hat keinen zweiten Kämpen der Art aufzuſtellen. Was wird aus Irland's Sache werden?

Wenige Wochen vor O'Connell's Tode erſchien unter uns eine kleine Schrift »Irland und die Repealfrage, einige Worte über die Agitation O'Connell's für die Aufhebung der Union zwiſchen Großbritannien und Irland*).« Dieſes Heft beginnt mit den Worten: »Irland's Kämpfe zur Erringung einer geſonderten und ſelbſtändigen Legislatur ſind ein Schauſpiel von ſolcher Wichtigkeit und Größe geworden daß ſie die Aufmerkſamkeit aller civiliſirten Völker auf ſich gezogen haben. Die engliſchen Blätter welche über das ganze europäiſche

*) Leipzig, bei Leopold Michelſen. 62 S.

Digitized by Google

Continent eine weite Verbreitung finden, und deren leitende Artikel von der periodischen Presse der verschiedenen europäischen Länder oft übersetzt werden, entstellen systematisch das wahre Wesen der Bestrebungen Irland's. Freilich wäre es viel, wollte man von einem englischen Politiker erwarten daß er die ganze Wahrheit in der irländischen Frage sagen würde. Er müßte damit zugleich den härtesten Tadel über seine eigene Nation aussprechen. Der Zweck des gegenwärtigen Schriftchens ist, in den Kreisen wo es hindringt, die Entstellungen der englischen Presse zu neutralisiren, dem deutschen Volke von der Beschaffenheit des Bandes welches Irland an England knüpft, von dem Wesen der jetzigen Agitation und von der wahren Bedeutung der Repeal einen Begriff zu geben.«

Der Verfasser der Schrift ist, wie wir hören, ein Schotte. Um so unparteiischer ist auch die Stellung des Mannes der hier zwischen England und Irland den schweren Streit entscheiden möchte. Die Schrift ist in England bis jetzt noch nicht erschienen; und so ist die Übersetzung ihrem Texte in der That vorausgegangen. Sie wendet sich an deutsche Überzeugungstreue, an deutsche Unparteilichkeit, und es wird Pflicht sich mit ihr zu beschäftigen. — In kurzer Aufzählung wird uns hier die ganze Leidensgeschichte Irland's in ihren hauptsächlichen Momenten nach den Acten der Gesetzgebung beider Länder vorgeführt. Der Verfasser sucht ohne Beredsamkeit, lediglich durch Thatsachen zu erläutern, wie es möglich war daß Irland seit siebenhundert Jahren noch nicht mit England verschmelzen konnte, noch heute zu England wie der Sklave zum Tyrannen hinüberblickt, das Band der Vereinigung nur einen Fluch nennt und eine Union verschmäht, die keine brüderliche werden konnte. Dasselbe England, das großherzig genug war auf die Emancipation der Neger Millionen zu verwenden, scheint den Sklaven Irland nöthig zu haben. — Die Feindschaft beider Völker ist älter als der Fanatismus der religiösen Entzweiung in der christlichen Welt. Die Gesetze, wonach bei Strafe des Hochverraths Heirathen und Gewatterschaften zwischen Engländern und Irländern verboten, wonach es erlaubt war jede Person irländischer Abkunft auf Grund und Boden der englischen Colonisten zu tödten, gehören der Barbarei des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts an und sind längst beseitigt. Der Übermuth des Siegers über den Besiegten verzichtete auf die offenbare Gewalt, allein mit Heinrich dem Achten der sich von der römischen Kirche lossagte, gewann der Haß und die Verachtung der Engländer gegen das Brudervolk neue Quellen. Die Einkünfte der irländischen Kirchen wurden den katholischen Geistlichen entzogen, den Bischöfen des Königs zugewendet, obschon das Volk Irland's katholisch blieb. Die Versuche zur Empörung hatten nur immer die Folge, den Siegern die Grausamkeit zur Gewohnheit zu machen, die Rache in die Form gerechter Nothwehr zu kleiden und gesetzlich zu machen. Unter der glorreichen Elisabeth war das Auftreten der mächtigen Regierung durch allgemeinen Raub, durch fast ununterbrochenes Blutvergießen in Irland bezeichnet. Die Irländer wurden für unfähig erklärt zu fast allen staatlichen Berechtigungen. Unter Jacob begann die systematische Vertreibung der größern Landbesitzer von ihrem Eigenthum durch gerichtlichen Proceß, hinter welchem England's Habgier, Übermuth und Anmaßung sich versteckt hielt und sich gesetzlichen Anschein zu geben wußte. Unter Cromwell war das Blutbad in Irland erklärlich, aber unter den Stuarts denen das englische Parlament die glorreiche Acte zur Feststellung der persönlichen Sicherheit abnöthigte, ward zugleich durch die Testacte der katholische Irländer von aller parlamentarischen Berechtigung ausgeschlossen. Wie diese beiden Acte in der Gesetzgebung, so drängte sich Englands Größe und Grausamkeit immer dicht an einander; beide gingen fast Hand in Hand, schienen sich gegenseitig zu bedingen, waren zugleich Nothwehr und Übermuth, Nothwendigkeit und Triumph der stolzen Überlegenheit. Unter dem neuen protestantischen Königthum war die gesetzliche Demüthigung Irlands um so empörender als sie mit dem ganzen Selbstgefühl der überlegenen Ruhe vollzogen und zur systematischen Gewohnheit wurde. Von 1698 an gab sich England Gesetze, wonach es den Katholiken verboten war Vormünder und Rechtsanwalte zu sein, Schulen zu halten, Officiere in der Armee zu werden, städtische Ämter zu bekleiden, Güter zu erwerben; der katholische Irländer durfte bei Strafe der Confiscation zum Besten des Protestanten der es anzeigte, selbst nicht ein Pferd von mehr als 5 Pfd. Werth besitzen. In diesen Gesetzen steigerte sich die Grausamkeit bis ins Komische; sie haben den unterdrückten Irländer zu jener lustigen Verzweiflung gebracht die lachend den Strick als ihr »Verhängniß« begrüßt. Pädd hat ein weiches gutes Herz, und ist unter seinem harten Stiefbruder doch ganz verwildert. Die Aschenbrödel von Großbritannien saß nicht blos in der Asche am Heerde; dieser Herd war kalt und sie hatte in ihrem Winkel vor Frost und Hunger wahnwitzige Anfälle.

Die meisten jener Gesetze sind in den Achtzigern und

Digitized by Google

Neunzigern des vorigen Jahrhunderts abgeſchafft, allein mit der Aufhebung eines ſelbſtändigen Parlamentes wurde Irland 1801 plötzlich ganz und gar eine Beute ſeines proteſtantiſchen Brudervolkes. William Pitt hatte in Ausſicht geſtellt, dem großen Staatsſtreiche dieſer Union die Berechtigung der Katholiken zum Parlament folgen zu laſſen. Aber ſein Verſprechen war nicht aufrichtig; er wußte die blinde proteſtantiſche Bigotterie Georgs des Dritten zu benutzen; erſt 28 Jahre ſpäter wurde die Emancipation der Katholiken in England durchgeſetzt.

Dies war O'Connell's erſtes großes Werk, das einzige das ihm ganz gelang. Er war einer der erſten katholiſchen Irländer geweſen der zum Bar belaſſen wurde, als Anwalt auftreten durfte. Erſt 1793, wenige Jahre vor ſeiner jugendlichen Reife, ward die Advocatur freigegeben. Die Zulaſſung der Katholiken zum Parlament wurde durch die Furcht vor der Agitation in Irland möglich. Der Agitator hielt dieſen Trieb zum offenen Aufruhr in Blüthe, hintertrieb aber die Reife der Frucht, weil er dieſer Frucht mißtraute. Der Held war zum Beſten ſeines Landes furchtſam. Er hielt ſein Volk für unfähig ſich loszureißen, er hielt die große Sache für verloren wenn ſie nicht in den Schranken der Advocatur geſetzlich durchgefochten, Schritt für Schritt errungen wurde. Aber er brauchte die hunderttauſend glühenden Köpfe um ſeine Rede im Parlament zu unterſtützen; er mußte es England fühlen laſſen können daß hinter ihm, wenn er ſprach und Menſchenrechte forderte, eine halbe Million Arme ſich erhob um den Shilleleh zu ſchwingen. Während er Hand in Hand mit den Prieſtern im Volke den Rauf- und Saufteufel beſchwor, wollte er die Tollheit der irländiſchen Verzweiflung in einen Muth der Mannhaftigkeit verwandeln. Sie ſollten ſich zügeln, ſich mäßigen lernen, Zorn und Wuth ſollten im Volke zur moraliſchen Kraft, zum ſittlichen Selbſtbewußtſein heranwachſen. England aber ſollte jeden Augenblick zittern vor dem Geſpenſt der Empörung, vor der unberechenbaren Macht die noch keine Staatskunſt ganz ausgemeſſen hat.

Mit der Emancipation der Katholiken hat Irland nichts erreicht als das parlamentariſche Recht, im großbritanniſchen Staatsverbande eine Minorität zu ſein. O'Connell ſtellte 1834 die Motion auf Trennung Irlands von England, auf Wiederherſtellung eines ſelbſtändigen Parlamentes in Dublin. Die Union war erzwungen und erſchlichen; Irland's Verwaltung von England zu trennen, aber unter derſelben Krone zu bleiben, erſchien den Patrioten jetzt als das einzige Heil, nachdem die Emancipation der Katholiken zu nichts geführt hatte als Irland zu einer Partei in England, Irlands tiefes Unglück blos zur Folie der Herrlichkeit Englands zu machen. Unter Einer Krone, aber ſelbſtändig und nach ſeinen eignen Bedürfniſſen regiert zu werden, iſt Irland's Ziel; es will wie Norwegen mit Schweden unter Einem Herrſcherhauſe mit England ſtehen, ſeine Volksthümlichkeit politiſch retten, um den Fluch der Barbarei den Englands Geſetze verſchuldeten und Englands Geſetze nicht wieder ganz heben können, auf ſeinem eignen Boden zu tilgen, mit ſeinen eignen Mitteln zu ſühnen.

O'Connell geſtand ein daß es 1834 zu früh geweſen die Aufhebung der Union zu fordern. Sein Antrag fiel durch. Er hatte damals erſt einen Schweif von 30 bis 40 Mitgliedern im Parlament hinter ſich. Mit dieſer Partei agirte er tapfer und klug genug um Melbourne's Miniſterium zu unterſtützen. Es iſt anerkannt daß Melbourne ſich nur durch den Mann Irlands ſechs Jahre lang hielt. Seitdem die Conſervativen wieder an's Staatsruder gelangten, war die Ausſicht auf wachſenden Anhang für die Sache Irlands im Parlament geſchwächt; O'Connell mußte ſeinen Schweif im Volke verſtärken, er mußte auf die Hunderttauſende im dunkeln Hintergrund des Volksgewühls pochen können. Er ſtiftete in Irland den großen Bund einer offenen freien Verſchwörung. Sobald Robert Peel erſter Lord der Schatzkammer geworden war (1841), erſcholl der Ruf »Repeal!« durch alle Gaue der grünen Inſel. Die Aſſociation entwickelte ſich in feſten Formen zu einer Macht, die faſt ein ſelbſtändiges Parlament von Irland erſetzen konnte. Es begannen jene Monſtermeetings auf dem alten Königshügel von Tara. Der große Daniel konnte der Welt verkünden daß er an der Spitze einer halben Million loyaler, aber kampffertiger Männer ſtehe. Noch zügelte er dieſe ſturmverhaltene Menge, noch predigte er: Hoch die Königin! nieder mit den Geſetzen Englands! Aber in jedem Augenblicke ſchien er die in Bann gehaltenen Leidenſchaften des Volkes entzügeln zu können, es faſt zu wollen. Er ward als Aufruhrſtifter gefänglich eingezogen, von der irländiſchen Queensbench verurtheilt, aber vom Hauſe der Lords als dem oberſten Gerichtshof ſofort in Freiheit geſetzt. Das in Formen groß und in Formen hart und grauſam gewordene Altengland entdeckte einen Formfehler in der Führung der Sache, und O'Connell war wieder frei. Daſſelbe Geſetz gegen deſſen Tyrannei er kämpfte, gab ihm zugleich die Freiheit, der Buchſtabe

Digitized by Google

der Irland knechtete, war zugleich eine Erlöſung für den Mann des Volks. In dieſem furchtbaren Verein von Größe und Härte in der engliſchen Geſetzlichkeit liegt etwas Bewundernswürdiges. Wir haben auf dem Feſtlande Tyrannen gehabt die gewaltſam die Freiheit befreitirten. Ein Volk aber das Freiheit und Knechtſchaft in ſtrengen Formen behütet, um nichts als mächtig ſein zu wollen, ſucht auf dem Erdball ſeinesgleichen.

Ich weiß nicht, hat dieſe Wendung ſeiner Sache O'Connell erſchüttert, iſt er damit an der Wendung der Sache Irlands irre geworden. Jedenfalls ſchien er plötzlich die Spannkraft ſeines Wollens verloren zu haben; er hatte kein Ziel mehr, er war plötzlich alt geworden, er erhob nur noch matt und gebrochen für den nächſten Nutzen im Parlament ſeine Stimme. Nach wie vor nagte das große Unglück ſeines Volkes an ſeinem Herzen; eines Paad Herz kann ja nicht aufhören für das Leid der Brüder zu fühlen. Aber der große Plan der gefeſſelten Empörung, des geharniſchten und gebändigten Aufruhrs, war vor ſeinem Geiſte zerfallen; er begnügte ſich zu erklären, er wolle gern ſein Leben hingeben, könnte er ſeinem Volke auch nur Eine Mahlzeit mehr verſchaffen. Whigs waren wieder am Ruder. O'Connell unterſtützte Lord John Ruſſel, und das Miniſterium bezeigte ſich ihm für Irland in Einzelnheiten erkenntlich. Kleine Zugeſtändniſſe erſcheinen leicht wie Begütigungen für ein im Ganzen und Großen entzogenes Gut. O'Connell zerfiel mit Denen die der Arzwohn ſchürt, das Unglück gebranntmarkt hat. Die Partei von »Jung-Irland« hielt des Alten Diplomatiſiren für Verrath an der großen Sache, die Partei der Jugend gab den Daniel auf, um Irland nicht preiszugeben. Die Wuth der kochenden Herzen will nichts von Verſtändigung mit England wiſſen; Jung-Irland ruft: Repeal, Repeal! Sie ſcheinen im Stande zu ſein Irlands Sache bis an den Rand des Abgrundes zu drängen um den verzweifelten Sprung zu thun, ein Wagniß zu wiederholen an dem ſchon Robert Emmet, Lord Fitzgerald und die ganze Schaar der Stürmer im vorigen Jahrhundert ſcheiterten. Die Luſt und der Muth dazu iſt nicht erſtorben. Aber was ſagt die Klugheit dazu? — O'Connell verſtummte. Sobald er den Zerfall mit ſeiner Partei fühlte, zerfiel er plötzlich auch mit ſich ſelbſt. Er wußte daß er nicht mehr über die halbe Million heißblutiger Herzen gebieten konnte. Das hatte ihm faſt das eigne große Herz gebrochen. Er ſiechte hin; er verſchrieb das brechende Herz der Mutterkirche; er konnte es nicht erwarten ſich im Schooß der Kirche gegen Sturm und Unglück ſicher zu wiſſen, er ging ſelbſt hin, wollte nach Rom und ſtarb auf dem Wege. — Die Kirche ſendet aber keine Streiter mehr aus, um ein Volk zu retten. Und die Partei in Irland hat keinen Helden aufzuſtellen wie der alte war. Will Jung-Irland katholiſch bleiben, ſo wird die Kirche es in ihre Obhut nehmen. Will es aufhören ſich von den Prieſtern führen zu laſſen, ſo verfällt es zwei großen Mächten, muß ſich gegen Rom und gegen England wehren.

Wer ſoll die Sache Irland's jetzt leiten, wer Irland erlöſen helfen? O'Connell ſagte: Nach meinem Tode wird es losbrechen, ich kann es nur bis dahin behüten! — Hat er falſch prophezeit? Wird Irland nicht vielmehr ſtill in ſich verſumpfen? — Einen Führer hat es nicht, und die vielköpfige Menge wird ihre Sache nicht ſelber führen. — England aber, zumal wenn es ſich von der Frucht befreit ſieht, hält Alles in den alten Gleiſen. — Oder wird die Stimme der Menſchlichkeit in England ſelbſt das alte ſtolze Gebäude einer Größe erſchüttern, die zum Theil auf Barbarei und auf der Schwäche der Unterjochten beruht? — Dieſe Fragen laſſen ſich ſtellen, aber noch nicht löſen.

F. Guſtav Kühne.

Held Marko erkennt den Säbel ſeines Vaters.

Aus dem Serbiſchen von Dr. Ph. Gerber.

Es erhob ſich früh ein türkiſch Mädchen
Vor dem Frühroth und dem weißen Tage,
Linnen an der Mariza zu bleichen.
Klar vor Sonnenaufgang war das Waſſer,
Nach dem Aufgang trübte ſich das Waſſer,
Trübe floß die Welle hin und blutig,
Pferde führte ſie erſtlang und Rabvaks
Und vor Tages Mitte wunde Krieger.

Einen Helden führte ſie vorüber,
Den die Strömung unaufhaltſam fortriß,
Und er roll' entlang den Fluß Mariza.
An dem Waſſer ſah der Held das Mädchen,
Rief in Gott ſie an als Bundesſchweſter:
Schweſterchen in Gott! o ſchönes Mädchen,
Wirf mir her ein Stück von Deinen Linnen,
Hilf mir aus den Fluthen der Mariza,

Digitized by Google

Reiche Beute ſei Dein Lohn dafür!
Und das Mädchen nahm's in Gottes Namen,
Warf ein End' ihm hin von ihrem Linnen,
Zog ihn aus den Fluthen an das Ufer.

An dem Helden waren ſiebzehn Wunden,
An dem Helden war ein Kleid, ein Wunder!
An der Hüfte ein beſchlagner Säbel
Der der Griffe drei von Golde hatte
Und an jedem Griff drei Edelſteine.
Wohl drei Kaiſerburgen wog das Schwert auf.

Und es ſprach der Held zum Türkenmädchen:
Meine Schweſter Du, mein Türkenmädchen!
Wer bewohnt mit Dir die Burg, die weiße? —
Ihm verſetzt darauf das Türkenmädchen:
Mit mir wohnet meine alte Mutter
Und mein Bruder auch, der Muſtaf Aga. —

Und der gute wunde Held verſetzet:
Meine Schweſter Du, mein Türkenmädchen!
Geh und ſag' dem Bruder Muſtaf Aga,
Daß er in die weiße Burg mich trage;
Sieh, ich hab drei Beutel Goldes bei mir,
Jeder hält dreihundert Stück Ducaten.
Einen will ich Dir, o Schweſter, ſchenken,
Einen Deinem Bruder Muſtaf Aga,
Und den dritten will ich ſelbſt behalten,
Daß ich meine ſchlimmen Wunden heile,
So es Gottes Wille, daß ſie heilen!
Reich belohnet will ich Dich verlaſſen
Dich und Deinen Bruder Muſtaf Aga!

Ging darauf zum weißen Hof das Mädchen,
Sprach zu ihrem Bruder Muſtaf Aga:
O mein Bruder Aga, Muſtaf Aga!
Eben fand ich einen wunden Helden
An der Mariza, dem kalten Waſſer,
Bei ihm ſind drei volle Beutel Goldes,
Jeder hält dreihundert Stück Dukaten.
Einen will er mir zum Lohne ſchenken,
Und den andern Dir, o Muſtaf Aga,
Und den dritten will er ſelbſt behalten,
Daß er ſeine ſchlimmen Wunden heile.
Aber laß Dich nicht bethören, Bruder,
Daß Du ihn erſchlägſt, den wunden Helden,
Sondern bring' ihn in die Burg, die weiße!

Und der Türke ging zum Fluß Mariza.
Als er ſah den wunden Helden liegen,
Und den Säbel ſah an ſeiner Hüfte,
Schlug er raſch und wild den Kopf vom Rumpfe.
Zog ihm drauf ſein wunderſchönes Kleid aus,
Freute ſich der ſchönbeſchlagnen Waffe;
Doch der Säbel ging nicht aus der Scheide.
Alſo kehrt' er heim zum weißen Schloſſe.
Und es kam entgegen ihm die Schweſter;
Muſtaf Aga! ſprach ſie zornerröthend,
Muſtaf Aga, daß Dir's Gott vergelte!
Was erſchlugſt Du meinen Bundesbruder?
Und was hat Dich ſo bethört, Elender?
War es etwa der beſchlagne Säbel?
Wollte Gott, er hiebe Dir den Kopf ab! —
Alſo ſprechend floh ſie nach dem Thurm.

Kurze Zeit nach dieſem war vergangen,
Als ein Fermân kam vom türk'ſchen Kaiſer
Sich zu rüſten, um in's Feld zu zieh'n.
Muſtaf Aga rüſtet ſich zum Kampfe,
Gürtet um den ſchönbeſchlagnen Säbel.
Als er anlangt bei dem Heer des Sultan,
Da bewundert Klein und Groß den Säbel;
Doch er läßt nicht von der Scheide los.
Alſo geht von Hand zu Hand der Säbel
Bis er kommt zum Königspferden Marko:
Sieh! da fährt er faſt von ſelbſt heraus.

Als den Säbel Marko ſtill betrachtet,
Findet er die ihm bekannten Zeichen,
Findet er die Zeichen ſeines Stammes.
Fragt ſodann den Türken Muſtaf Aga:
Sage, Beg, Du türk'ſcher junger Burſche!
Woher haſt Du dieſen ſcharfen Säbel?
Haſt Du ihn durch Kauf für Gold erworben?
Oder haſt Du ihn im Krieg erbeutet?
Oder blieb er Dir von Deinen Ahnen?
Oder hat ihn Dir gebracht Dein Liebchen,
Liebchen ihn gebracht zum Brautgeſchenk?

Spricht zu Marko drauf der Türke Muſtaf:
Nun bei Gott, Du Hund von einem Chriſten!
Was Du fragſt will ich Dir recht berichten!
Und erzählt ihm Alles wie's geſcheh'n.

Marko beugt das Haupt vom Schmerz durchzittert,
Eine Thräne netzt den blanken Stahl.
Warum, Türke, daß Dir's Gott vergelte!
Warum heilteſt Du ihm nicht die Wunden?
Schätze wollt' ich Dir in Maſſen häufen!

Ihm verſetzt der Türke Muſtaf Aga:
Schätze kannſt Du mir noch heute bieten.
Sprich was gibſt Du, iſt der Säbel feil?

Aber Marko ſchwang im Nu den Säbel,
Und des Türken Kopf rollt hin im Sand.

Eilig lief die Kunde bis zum Kaiſer,
Und der Kaiſer ſendet hin zu Marko.
Tritt ein Bote raſch in's Zelt zum Helden,
Den Befehl ihm bringend. Doch der Marko
Sitzt und ſchweigt und trinkt vom dunklen Weine,
Sitzt und ſchweigt und will nicht Antwort geben.
Plötzlich, wie der Bote drängt und drängt,
Steht er auf in ſeiner ganzen Länge,
Wirft verkehrt den Pelz ſich um die Schultern,
Nimmt in ſeine Hand die ſchwere Keule,
Und begibt ſich in das Zelt des Kaiſers.
Und der Sultan will dem Helden zürnen,
Doch der ſetzt ſich ruhig auf den Teppich,

Digitized by Google

Mißt den Kaiſer häuptlings bis zur Sohle,
Und ſein Auge glüht ſo blutigroth.

Als der Sultan ſo den Marko ſiehet,
Ihm zur Seite ſteht die ſchwere Keule,
Rückt er ſchnell hinweg. Ihm nach rückt Marko
Bis er an die Wand gedrängt den Sultan.
Mit der Hand langt dieſer in die Taſche,
Nimmt heraus Einhundert Stück Dukaten,
Reicht ſie ſchnell dem Kraljewitſchu Marko:

Marko geh und labe Dich am Weine,
Sag, was iſt's, das Dich ſo ſehr erzürnt?

Frag' mich nicht, mein Zar und Bundesvater!
Ich erkannte meines Vaters Säbel.
Das genügt. Und hätt' es Gott gefallen,
Daß ich ihn in Deiner Hand gefunden,
Hätt'ſt Du längſt zu fragen aufgehört!
Sprach's, ſtand auf und ſchritt zu ſeinem Zelte.

Das literariſche Dachſtübchen.

Von **Hieronymus Lorm.**

3.

Heinrich Laube als Meſſias der Juden.

Weder die Verwandlung des Eierkuchens in eine lebendige Taube, noch die wunderbare Wiederherſtellung der zerbrochenen Uhr, noch die duftigſten Sträußchen aus dem ewig leeren Hute, noch endlich das Abſchneiden und Aufſetzen des Kopfes konnten die bewundernde Theilnahme einer kleinen Provinzſtadt auf die Dauer in Anſpruch nehmen. Der ſinnreiche Escamoteur verfiel auf ein letztes Mittel, um wenigſtens noch einmal den hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum in ſeine Bude zu locken. Er kündigte an daß er ſeine unbegreiflichen Kunſtſtücke auf die natürlichſte Weiſe erklären wolle, das Becher- und Kartenſpiel ſolle fortan kein Geheimniß mehr ſein, das räthſelhafte Verſchwinden der Taſchentücher werde ſich zu allgemeinem Erſtaunen als die einfachſte Sache der Welt darſtellen, kurz, er wolle beweiſen daß Alles nur Geſchicklichkeit und keine Zauberei iſt. Das half. Die Bude war voll. Zwar verſchwanden die ſchönen Täuſchungen, die zauberhaften Wunder, das Unbegreifliche löſte ſich auf in die nüchternſte Gewöhnlichkeit und es blieb nichts mehr anzuſtaunen als die eigene Einfalt, welche Geſchicklichkeit in der Handhabung abſonderlicher Mittel für eine höhere Gabe, für Zauberei gehalten. Allein das Publikum trug doch eine Belehrung mit nach Hauſe und Mancher mußte ſich im Stillen bekennen, er wiſſe im Nothfalle es nun eben ſo zu machen.

Zu ähnlichen Behelfen wie jener Escamoteur ſcheint Heinrich Laube bei Herausgabe ſeiner »dramatiſchen Werke« zu greifen. Nachdem ſie uns von der Bühne herab angenehme Täuſchungen, effectvolle Illuſionen bereitet, würden ſie doch, wie es ſcheint, in der Literatur nicht auf die Dauer Platz gewinnen, wäre ihnen nicht eine Geſchichte ihrer Entſtehung, ihrer mannichfachen Schickſale, ihrer Urſachen und Wirkungen beigegeben. Dadurch gelangen ſie zu dem vielbedeutenden Hintergrund allgemeiner deutſcher Zuſtände, gewinnen hiſtoriſchen Boden und treten künftigen Darſtellern unſerer Zeit und Literatur als die ſicherſten Symptome unſeres jetzigen krankhaften Organismus entgegen. Allein nicht nur den künftigen Hiſtorikern, auch dem künftigen Biographen Heinrich Laube's legt der Verfaſſer reichliche Materialien zurecht, indem er uns die äußern Veranlaſſungen zur Abfaſſung ſeiner Werke mittheilt, uns in das innere Gräber und Nervengefechte derſelben blicken läßt, bevor die äſthetiſche Mache eine verbergende und verſchönernde Haut darüber zieht, und uns die Zuſammenſetzung der Theile anſchaulich macht. Wir verfolgen ſeine Werke vom Embryo bis — wie wir von Einigen derſelben bekennen müſſen — bis zu ihrem Grabe. Da werden wir nun freilich inne daß Manches, ſo wir irrthümlich nur durch höhere Eingabe, durch die Wunder der Poeſie bewerkſtelligt glaubten, auch mittelſt Klugheit und Geſchicklichkeit wohl hervorzubringen iſt, daß gewandte Combinationen auch das Unbegreiflichſte möglich machen. Hier wird ein Gefäß in welchem wir die Seele des ganzen Werkes, die Begeiſterung dafür, vermutheten, umgeſtürzt, um zu zeigen daß eigentlich ſchon von vorn herein nichts dahinter ſteckte, dort wird ein anderes das uns gar nicht in den Sinn kam, aufgerichtet und wir erblicken darin die alltäglichen Zwirnfäden die das Ganze leiten und das ſcheinbare Wunder hervorbringen. Wir ſehen deutlich die Mittel durch welche die am unerbittlichſten verſchwundenen Taſchentücher dennoch zum Vorſchein gebracht werden, um die Thränen der Rührung damit abzutrocknen. Nichts mehr bewundernd als unſere eigene Einfalt, die uns faſt beredet hätte daß bei dieſen

Digitized by Google

Künſten, bei den ſchönen Täuſchungen ein ächter Zauberer, nämlich Poeſie, im Spiele, tragen wir wenigſtens eine Belehrung davon, und Mancher der fühlt daß er kein ſolcher Zauberer, kein Poet iſt, mag ſich ſchmeicheln daß er es durch Fleiß und Übung zu gleicher Geſchicklichkeit bringen, das Ding im Nothfalle ebenſo machen könne.

Heinrich Laube erzählt der Welt, wie man Dramatiker wird. Man muß ihm dankbar dafür ſein, denn man wird ſeine Methode nicht ohne Nutzen leſen, ſelbſt wenn man nicht gewillt iſt davon Gebrauch zu machen. Man lernt mindeſtens daraus die Mühe des calculirenden Verſtandes bewundern, der eine Schöpfung zu Stande bringt zu welcher ſonſt die natürlich befruchtende Poeſie nöthig iſt. Wird aus dürrem, trockenem Holze auch niemals eine ächte Blume emporwachſen, ſo läßt es ſich doch der Art ſchnitzeln, kräuſeln und färben daß es eine Blume vorſtellen kann. Unſere armen dramatiſchen Claſſiker haben uns ſolche Geſchicklichkeiten nicht lehren können und ſtehen in dieſer Hinſicht tief unter Heinrich Laube. Die Bedauernswerthen vermochten ſelten Rechenſchaft zu geben von den Thaten ihres Genius. Das Werk ſtand vollendet vor ihrer Anſchauung, eh' ſie noch dem Warum und Wieſo in den Fügungen der einzelnen Theile nachgeſpürt hatten, und darum war es eben ein natürliches, urſprüngliches, geniales. Mußten ſie die Vorzüge ihrer Schöpfungen anerkennen, ſo geſchah es mit der Demuth welche die Perſönlichkeit dem verliehenen Genius untergeordnet weiß; aber auch die Fehler konnten ſie nicht genügend rechtfertigen oder entſchuldigen, denn jene waren auch nur Eigenthümlichkeiten des Genius, mit der Wurzel deſſelben unzertrennbar verwachſen. Selbſt Leſſing der die edelſte deutſche Kritik ſchrieb, nämlich die befruchtende, fortwirkende, wollte ſelten oder nie ſeine Principien durch die ſelbſtgeſchaffenen Muſterwerke direct erhärten und beweiſen; Dichten iſt eben Honigmachen, die Bienen brauchen es nicht zu lernen, die Andern können es nicht lernen. Hier hat Herr Laube große Vortheile voraus: die Vorzüge ſeiner Leiſtungen ſind wirklich ſein Verdienſt, ſie ſind hervorgebracht mit der unendlichen Mühe der Berechnung, des klügelnden Verſtandes, ſo wie hinwieder die Fehler ſeine Schuld ſind, denn er muß von jedem geſtehen daß er ihn hätte vermeiden können, wenn er nur nicht zufällig hier eine Ziffer überſehen, dort eine Gleichung unterlaſſen hätte.

Wenn nun der ächte Poet gänzlich hinter ſeinem Werke verſchwindet, und was er uns davon und darüber ſagen will, überſtimmt wird von der fort und fort tönenden Gewalt der Production, für welche wir das Ohr ungeſtört offen halten wollen, ſo werden wir umgekehrt bei Hervorbringungen der bloßen verſtändigen Kunſtfertigkeit weniger für das Werk ſelbſt, als für die Aufdeckung ſeiner Maſchinerie und die Darlegung ſeiner ſinnreichen Conſtruction Intereſſe hegen. Darum müſſen wir Herrn Laube Dank wiſſen für die ſechs Einleitungen zu ſeinen »dramatiſchen Werken«, man lernt Manches daraus, beſonders da ſie, wie ſchon bemerkt, nicht nur merkwürdige Aufſchlüſſe geben über die Veranlaſſungen zu ſeinen Dramen und über die geſchickte Art dieſelben zu verfertigen, ſondern auch einen Schimmer werfen auf die mit unſern allgemeinen Zuſtänden innigſt verſchlungenen Wege, die ein dramatiſches Kindlein heutzutage zu geben oder vielmehr zu ſchleichen hat, bevor es, ſelbſt wenn es ein Weltlicht wäre, das Licht der bühnlichen Welt erblicken kann.

Es wäre grauſam Herrn Laube aus dem Umſtande, daß er kein Poet iſt, einen bittern Vorwurf zu machen. Es iſt dies ein Naturfehler der durch manche künſtliche Behelfe wohl verdeckt, aber nie gänzlich aufgehoben werden kann. Allein wenn Herr Laube mit einer gewiſſen Anmaßung ſelbſt über die Grenzen tritt, die ſeinem beſchränkten Talente von Natur aus geſetzt ſind, erwirbt man ſich nur ein Verdienſt um ihn und ſeine Fortbildung, wenn man ihn ſachte in die ihm gebührenden Schranken zurückweiſet. Gelegenheit dazu gibt die Vorrede zu ſeiner »Tragödie« Struenſee.

Herr Laube erzählt uns mit vieler Entrüſtung von der greulichen Unthat des Herrn Meyerbeer, der ſo wenig Pietät für Herrn Laube und deſſen dramatiſche Beſtrebungen zeigte daß er deſſen Tragödie Struenſee, wo es nur angehen wollte, zu beſeitigen ſuchte, um die Tragödie gleichen Stoffes von Michel Beer an die Stelle zu ſetzen; von Michel Beer der doch längſt geſtorben, deſſen Stück, wie wenigſtens Herr Laube verſichert, in Vergeſſenheit gerathen war und der zudem Herrn Meyerbeer nicht im geringſten etwas angeht. Denn es iſt durchaus nicht das Verdienſt des Herrn Meyerbeer, es iſt nur reiner Zufall daß Michel Beer ſein Bruder war.

Nach dem Spruch: »Eines Mannes Red' iſt keine Red'«, läßt ſich, da Herr Meyerbeer noch nichts zu erwiedern für gut fand, nicht entſcheiden auf weſſen Seite in dieſer Angelegenheit das Recht iſt. Allein ſo viel geht aus der Darſtellung des Herrn Laube hervor, daß er ſelbſt, Heinrich Laube, ſich im höchſten Grade der »jüdiſchen Concurrenz« ſchuldig macht, welche er

Digitized by Google

Herren Meyerbeer anklagt in die Literatur einschwärzen zu wollen. Der Beifall des Theaterpublikums ist selbst für den dramatischen Poeten nicht das höchste Ziel des Ehrgeizes, die Aufführung eines Stückes in Berlin entscheidet nicht über den Nationalwerth, nicht über die Geltung desselben in der deutschen Literatur. Die Aufführung eines Stückes in Berlin ist für den Verfasser neben der Befriedigung kleinlicher Eitelkeit nur eine Tantièmefrage, und daß er die durch Nichtaufführung seines Struensee eingebüßten »Procente« nicht verschmerzen kann und sich deshalb von nur halbgezähmter Wuth verleiten läßt die unsinnigsten Verdächtigungen als Rache zu gebrauchen, zeigt daß Herr Laube die Literatur wie ein gutes »Geschäftchen« betreibt und das »jüdische Element« von dessen Vorhandensein er träumt, zuerst in sich selbst entdeckt hat.

Der Schreiber Dieses kann Herrn Meyerbeer weder vertheidigen noch anklagen, da er außer aller Verbindung steht mit dem berühmten Componisten, ihn nie gesprochen, nie gesehen hat und nicht weiß welcher Mittel er sich bediente um das Stück seines Bruders in Berlin zur Aufführung zu bringen. Der Schreiber Dieses hält sich blos an die Darlegung der Thatsache, wie sie Herr Laube selbst in der Vorrede zu Struensee gibt und da heißt es Seite 20: »Plötzlich erscheint ein Ministerialbefehl: Da Struensee durch Kabinetsordre erlaubt sei, so solle der von Michel Beer vor dem von Laube aufgeführt werden.« Hätte Michel Beer noch gelebt, als die diplomatischen Rücksichten die sich der Darstellung des Struenseestoffes auf der Bühne entgegengesetzt hatten, gleichviel durch welche Bemühungen beseigt waren, so würde es zweifelsohne seine literarische Ehre erfordert haben darauf zu dringen daß man seiner Bearbeitung den Vorrang gebe, da ihr vor jeder andern das Unrecht widerfahren, durch nun besiegte diplomatische Rücksichten an der Aufführung gehindert worden zu sein. Wir glauben nicht daß Michel Beer mit so demüthiger Begierde wie Herr Laube dem erhabenen Ziel einer Aufführung in Berlin nachgestrebt hätte, gewiß hielt er es unter der Würde des Poeten gleich Herrn Laube »zweijährige Bemühungen unter allen Formen der Beweisführung« anzuwenden. Allein eben so gewiß hätte er diese Bemühungen für seinen Zweck »ausgebeutet«, wie Herr Laube von Meyerbeer sagt, denn nachdem die diplomatischen Schwierigkeiten einmal gehoben waren, hätte die Nichtaufführung seines Stückes nur einem literarischen Unwerth desselben beigemessen werden können, was Michel Beer mit Recht schwerlich zugegeben hätte. Und da er nun nicht selbst mehr für sich einstehen konnte, so ist die Handlungsweise des Herrn Meyerbeer nur lobenswerthes Gefühl der Pietät nicht allein für den Bruder, auch für einen Dichter, der, so wenig reif und vollendet er auch von uns schied, der Nation doch werther ist und in einem keuschern, poetischern Lichte vor ihr steht als jemals Herr Heinrich Laube.

Herr Laube rühmt sich daß es unermüdlicher Beflissenheit von seiner Seite bedurfte, »das leider so tief verzweigte Vorurtheil gegen Stücke aus neuerer Geschichte zu erschüttern«, und fügt dann hinzu: »wer hätte gedacht daß so mühsame Eroberung von einem Künstler wie Herr Meyerbeer mir zu nichte gemacht werden könnte!« Wäre es Herrn Laube wirklich um die Erschütterung jenes Vorurtheils zu thun gewesen, besäße er einen Funken der Ritterlichkeit an welche er wiederholt appellirt, so würde er seine »mühsame Eroberung« keineswegs für zunichtegemacht erklären, weil sie dem Struensee von Michel Beer, statt seinem eigenen zu gute gekommen. Ist das Vorurtheil dadurch minder erschüttert? Im Gegentheil, die Eroberung ist eine größere, weil das Michelbeer'sche Stück die historischen Verhältnisse rücksichtsloser, einschneidender berührt, was Herr Laube mit kluger Vorsicht vermieden, wie er denn selbst von seinem Stücke (Seite 19) gesteht: »daß es sich viel mehr als das Michelbeer'sche von allen grellen Verhältnissen und Motiven der wirklichen Geschichte entfernt gehalten.« Wie mag man nur, wenn man sonst so klug und berechnend ist, wie Herr Laube, einem ganz eigennützigen Streben einen höhern Zweck auf so ungeschickte Weise unterschieben? Allein der Schmerz über die eingebüßten »Procente« reißt Herrn Laube noch weiter hin bis zu einer zwergfellerschütternden Lächerlichkeit. »Der in Paris so liberale Mann« sagt er Seite 17 von Meyerbeer, »berief sich tapfer auf das Recht der Anciennität.« Also, wenn man in der Politik das Recht der Anciennität nicht will gelten lassen und gegen das Alte anficht, wenn es blos weil es alt ist ein Recht der Existenz zu haben glaubt, so folgt daraus daß man auch in Sachen der Ästhetik, des Gefühls, des gesellschaftlichen Lebens das uns fremde Neue schnell an die Stelle des Alten setzen muß, an dem unsere Liebe hängt? Es schriebe heute Einer einen neuen Wallenstein und um das Recht der Anciennität nicht gelten zu lassen, müßte der alte Schiller'sche sogleich aufgehört haben zu existiren? Herr Laube scheint selbst zu den »Alten« zu zählen, von denen es heißt, daß sie — nichts gelernt haben. Wir haben Herrn Laube sehr in Verdacht daß er, der so liberale Mann, der in

Digitized by Google

ſeinen »dramatiſchen Werken«, wie er naiv genug ſelbſt geſteht, »das Verfängliche auf das vorſichtigſte behandelt und umgeht«, nicht etwa um die Aufführung zu ermöglichen, ſondern wahrſcheinlich nur, um dem Liberalismus nicht neue Verfolgungen zuzuziehen, — wir haben Herrn Laube ſehr in Verdacht daß er eine Flaſche aus dem alten Bremer Rathskeller ſtoiſch zurückweiſen und, um das Recht der Anciennität nicht gelten zu laſſen, nach dem jüngſten Grüneberger greifen würde.

Herr Laube fühlt daß die ganze Angelegenheit nebſt ſeinem unedlen Grolle darüber nicht vor das Publikum gehörte ohne einen Anſtrich von Allgemeinheit, der er durch folgende Bemerkungen, Seite 21. darüber zu breiten verſucht: »Ein fremdes Element dringt neuerer Zeit überall in unſere Bahnen, auch in die der Literatur. Dies iſt das jüdiſche Element. Ich nenne es mit Betonung ein fremdes; denn die Juden ſind eine von uns total verſchiedene orientaliſche Nation heute noch wie ſie es vor zweitauſend Jahren waren. Ich gehöre keineswegs zu den Gegnern der Judenemancipation, im Gegentheil, ich dringe auf eine möglichſt radicale; ich finde es tief fehlerhaft der Emancipation nicht alle erſinnlichen Wege zu öffnen. Denn als Mitmenſchen haben die Juden alle Anſprüche auf menſchliche, will ſagen bürgerliche Rechte, und was uns an ihnen ſtört, das iſt eben das Fremde, welches nur durch gründliche Einheimſung der Juden unter uns verwandelt werden kann. Das Nichtemancipiren beläßt ſie fortwährend in einem Zuſtande der Belagerung, und der Belagerte bleibt Feind und vertheidigt ſich inſtinktmäßig mit allen möglichen Waffen, alſo auch in dieſem Falle beſonders mit den ihm natürlichſten einer uns wildfremden Nationalität. So erhalten wir gerade das lebendig in den Juden was uns gründlich zuwider iſt; alle die innerlichſten Lebensmaximen, die uns hundertfach und ſchreiend widerſtreben, werden durch unſere halbe Abwehr aufrecht erhalten im Charakter der Juden. Entweder wir müſſen Barbaren ſein und die Juden bis auf den letzten Mann austreiben, oder wir müſſen ſie uns einverleiben.«

O lang erſehnter Meſſias der Juden, du biſt endlich gekommen und dein Name iſt Heinrich Laube! In der That, kann man die Regierungen wirkſamer beſtechen für die Emancipation, als indem man ihnen dieſelbe wie das probateſte Judenvertilgungsmittel anpreiſet? Entweder austreiben oder emancipiren! Oder vielmehr, man treibt ſie aus, indem man ſie ſich einverleibt, wie das Polenthum, auch eine »wildfremde Nationalität«, ausgetrieben wird durch Ruſſification, durch Einverleibung in das Ruſſenthum. Und wenn Herr Laube in Petersburg Dramen ſchriebe und es exiſtirte ein Pole mit der hochverrätheriſchen Idee, einmal einen Bruder gehabt zu haben der auch ein Drama ſchrieb, ſo bekäme Kaiſer Nikolaus plötzlich den eifrigſten Verfechter der lang projectirten Ruſſification Polens an Heinrich Laube. Ja, wenn jener unglückliche Pole in Krakau lebte, ſo wäre öſtreich den Proteſtationen des engliſchen und franzöſiſchen Kabinettes gegenüber nicht mehr in Verlegenheit geweſen einen Vertheidiger zu finden für die Einverleibung Krakau's. Meſſias Laube, der die Juden emancipiren will, ſollte es doch etwas klüger anfangen, und die Juden können beten: Gott ſchütze uns vor unſern Freunden! Er hätte den Regierungen nicht verrathen dürfen daß man die Juden austreibt, indem man ſie emancipirt, denn der chriſtliche Staat braucht die Juden nothwendiger als er es laut geſtehen will. Wenn es kein Judenthum mehr gibt, woher will er in unſerer ungläubigen Zeit noch einen Beweis hernehmen für das Chriſtenthum?

Einem geringen Sterblichen iſt vielleicht eine Frage erlaubt an die meſſianiſche Weisheit. Worin beſteht das fremde Element, das jüdiſche Element? Wie kündigt es ſich an? Welches ſind die innerlichſten Lebensmaximen, die uns hundertfach und ſchreiend widerſtreben? Wir bitten inſtändigſt um eine Offenbarung. Wenn Voltaire ſagt, die Adeligen müßten eigentlich ſchon mit Sporen an den Ferſen geboren werden, ſo meint vielleicht Herr Laube, die Juden kämen ſchon mit Bärten am Kinn zur Welt. Dem fremden Element, das ſich in die Bahnen der Literatur drängte, ſelbſt wenn es ein jüdiſches wäre, verdankt doch Heinrich Laube ſeine ganze literariſche Exiſtenz. Waren die Erzväter des auserwählten Volkes der Literaten von 1830 nicht Juden? War Börne nicht ein Jude? Zeugte Heine nicht den Laube? Entſprangen aus den Lenden der »Reiſebilder« nicht die »Reiſenovellen«? Hat doch Menzel ſogar Laube ſelbſt für einen Juden gehalten.

Nur zwei Gerechte werden von der allgemeinen Verdammniß gnädig ausgeſchloſſen: Berthold Auerbach und Gabriel Rieſſer. Was ſagt »Freund Kuranda« dazu? Freilich, Berthold Auerbach iſt auch nicht auf gewöhnlichem Wege dazu gelangt das jüdiſche Moment gänzlich in ſich zu überwinden. Herr Laube verſichert uns, Auerbach habe die Selbſtemancipation ſehr rührend und idylliſch erſt in der »keuſchen Einſamkeit des Landlebens« gefunden. Unſere Zeit iſt ſo reich an humanen Inſtituten: wollte Herr Laube nicht noch die Anregung geben zur Errichtung ländlicher Entjudungsanſtalten? Auerbach, nicht nur eines der hervorragendſten Talente, auch einer der edelſten Charaktere in

Digitized by Google

unſerer modernen Literatur, wird weidlich darüber lachen, ſo plötzlich von Laube-Johannes getauft zu werden. Vielleicht gab ihm eben ſein Judenthum den Blick für die objective Auffaſſung deſſen, was dem Volke geiſtig noth thut, wie ſie ſich in ſeinem bewundernswerthen Buche »Schrift und Volk« ſo glänzend herausſtellt. Was Gabriel Rieſſer betrifft, ſo bleibt und Herr Laube die Aufklärung ſchuldig, ob es auch durch das Landleben oder durch ſonſtige Wunderthaten jenem gelungen auch einem Juden ein Menſch zu werden. Doch wird ſich Herr Rieſſer ſchwerlich dankbar bezeugen für ein Loblein, welches ſich auf ein Prineip ſtützt, dem er ſein Leben lang entgegengefochten.

Vom unedlen Groll läßt ſich Herr Laube zu einer Philippika à la Menzel hinreißen, derſelbe liberale Laube, der zur Zeit als »das junge Europa« erſchien, wie der Abgeordnete in Berlin ſagte, ſich lieber »vor ſich ſelbſt aufgehängt« als ſolches Zeug geſchrieben haben würde.

Gegenüber einem Dichter — und ein ſolcher war Michel Beer in jedem Falle — hat Herr Laube, der blos ein geſchickter Arbeiter im Wein- oder Waſſerberge der Literatur iſt, nicht das Recht ſeinen Kothurn mit ſo wegwerfender Verachtung des Gegners dröhnen zu laſſen. Der Struenſee von Michel Beer iſt keineswegs ein vorzügliches Werk. Der Verfaſſer war allzu ſehr befangen von großen Muſtern, die zwar ewig jung bleiben, aber ſogleich alt und abgebraucht erſcheinen, ſobald ſie nachgeahmt werden. Er beſaß ferner nicht die Geſchicklichkeit in der Handhabung der dramatiſchen Ökonomie, welche Laube beſonders im Struenſee faſt bis zur Verkünſtelung zur Schau trägt. Allein Michel Beer war ein Dichter und den Vorwurf, den Laube ſelbſt als richtig anerkennt, nämlich daß ſein Struenſee in Kern und Weſen nicht deutſch iſt, hätte man dem von Michel Beer niemals machen können, denn derſelbe iſt durchfluthet von einer ächten Aber geſunder deutſcher Poeſie. Wir denken noch bei einer andern Gelegenheit auf »Heinrich Laube's dramatiſche Werke« zurückzukommen und werden dann Manches zu beleuchten haben, wie z. B. das Recht zur literariſchen Exiſtenz ſeiner gebirchsſpeifferten »Bernſteinhexe«, die, wie ſie hier vorliegt, jedenfalls verdient — verbrannt zu werden. Der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's mag und dazu ſeinen Beiſtand verleihen!

Atlantis.

Lieder deutſcher Auswanderer*).

Von J. Gegenbaur.

1.

Ich lehnt' am Maſt, und meine Blicke flogen
Wie ſcheue Möven raſt- und ruhelos
Hoch ob des Meeres weiten Wogen,
Die rollend ſtrömten aus dem Wellenſchooß;
Kein Punkt bot ſich den müden Sinnen,
Dran die Gedanken feſtzuhalten;
Ich fühlte um mich her zerrinnen
In leere Schatten die Geſtalten.

In ſüßem Traum ſchloß ich die Augenlider: —
Da fing der ſchlanke Maſt zu beben an,
Es rauſchten an dem Stamm die Äſte wieder,
Zu ſäuſeln mild das grüne Laub begann;
Die Käfer ſpielten an dem Holze,
Und andre ſchwärmten in dem Wipfel,
Es ſtand der Baum mit freiem Stolze
Hoch oben auf des Berges Gipfel.

Der ſchönſte Baum in weitem wildem Forſte;
Der nieder in die grünen Thäler ſah,
Er hört die Geier pfeifen in dem Horſte
Und war dem blauen Himmelszelte nah.

Die Wolke küßt im raſchen Tanze
Den kühnen Burſchen auf die Stirne,
Er reicht aus ſeinem Blätterkranze
Den ſchönſten Schmuck der ſchlanken Dirne.

Ein ſüßer Hauch aus dunklen Waldesgründen
Zu mir herauf als Opferwahl ſich hob,
Und aus dem Laube rings um ihn verkünden
Der Vögel Lieder ihres Königs Lob.
Das Moos hat ſeinen weichen Teppich
Rings ausgebreitet auf dem Boden;
Den ſchlanken Fuß umduftet Cypich
Mit Haideblumen, duftig rothen.

Hier ſaß ich oft mit ſtillem frohen Muthe
Und ſog die volle Luft entzückend ein;
Ein ſel'ger Frieden auf den Bergen ruhte,
Die Thäler glänzten hell im Sonnenſchein;
Es kam ins Herz ein ſüßes Bangen
Die laute Freude ob der Heimatherde,
Und ſtolze Jubellieder klangen
Im Herzen auf dem Opferheerde.

*) Aus einem größeren Cyclus, der nächſtens im Druck erſcheinen wird.

Digitized by Google

Und unten lag, o ſelige Gedanken,
Die Hütte, drin ein Herz mir ſchlug,
Ein Herz ſo rein und lauter, ohne Wanken
Der keuſchen Lilie gleichend Zug für Zug.
Doch ſieh: da tritt ſie vor die Thüre,
So ſchlank und leicht wie die Gazelle,
Im Haare ſpielen die Zephyre,
Es lacht ihr Aug', das freundlich helle!

Verweile noch, du ſüßes Bild der Seele,
Gieß deinen mächt'gen Zauber in mich aus,
Daß nie der Zukunft meines Lebens fehle
Aus jenen Tagen der Erinnerungsſtrauß!
Der ſoll mich ſchirmend ſtets begleiten,
Ein Anker in dem Lebensdrange,
Ein ſicher Bot in Freud' und Leiden,
Ein milder Troſt von gutem Klange! —

2.

Horch! es brechen ſich die Wellen klagend an des Schiffes Planken.
In den Segeln flüſtern ſchaurig ſchwarze trübe Nachtgedanken,
Und der Tod mit leichten Sicheln wandelt leis in unſrer Mitte,
Unabwendbar, unerwartet, tauben Ohr's für jede Bitte.

Tretet leiſe! Sehen ſein Opfer hält er in den kalten Händen,
Schlägt die Zähne voller Gierde in des Kranken weiche Lenden,
Stumm und lautlos kämpft er weiter, nur des Kranken ſchweres Ächzen
Kündet euch das harte Ringen und der Lippen trocknes Lechzen.

Immer ſchwerer, immer tiefer löhnt der Athem von dem Munde.
Herr des Himmels, kürze gnädig dieſe harte Abſchiedsſtunde!
Gieße deine Gnadenfülle in die todesmüde Seele,
Daß nicht in den letzten Zügen ſüßer Troſt dem Geiſte fehle!

Und noch einmal thun ſich offen die gebrochnen Augenlider
Und noch einmal ſucht das Auge nach dem fernen Strande wieder,
Und noch einmal und zum letzten! ſiegesfreudig an der Leiche
Steht der Tod und ſchwingt die Fahne hoch und ſtolz die grasbeſtreute Bleiche.

Nach dem Strand des neuen Landes ſteg des Kranken letztes Sehnen,
Doch die Hoffnung ward zu nichte, löſ'te ſich in bitter Thränen,
Und den letzten Wunſch des Lebens, den er freudig aufgenommen,
War entfernt vom theuren Ziele wie ein ſterbend Licht verglommen!

Nimm du auf in deine Wellen, heil'ges Meer, die kalte Hülle,
Schlage einen düſtern Mantel um ſie her mit Grabesſtille;
Bett' ihn tief in deinem Schooß, gib ihm endlich deinen Frieden,
Der ihm auf des Lebens Wegen immer war zum Troſt beſchieden! —

3.

Es flammert am Maſt, die Schwingen gelähmt,
Die letzte Möve der Wogen,
Von grünendem Strand, mit Büſchen verbrämt,
War nach ſie dem Schiffe gezogen.

Es tönet ihr Schrei hin über die See
Gleich einer verlaſſenen Seele,
Es füllet die Luft mit bitterem Weh
Der jammernde Ton der Kehle.

Das Auge, das frei und freudig geſchaut
Vom Felſenſtrande hernieder,
Wie der Jüngling blickt auf die ſchöne Braut,
Schließt trüb die ermüdeten Lider.

O wende zurück den einſamen Flug,
Zurück zum alten Geſtade!
Es tragen im Schooß Gedanken voll Trug
Des Meeres unwirthbare Pfade.

Jetzt hebt ſie den Blick noch einmal empor,
Sie regt die ermüdeten Schwingen,
Aus klopfender Bruſt in Ängſten hervor
Läßt hellen Schrei ſie erklingen.

Sie breitet zum Flug die Flügel in Haſt,
Und ſchaut nach entferntem Strande;
Die Schwingen ſind lahm; ſie fällt von dem Maſt
Todt auf des Verderbens Rande.

So ſtirbt in der Bruſt dem wandernden Mann
Der Heimath letzter Gedanke,
Es löſt ſich vom Aug' der drückende Bann,
Es fällt von dem Herzen die Schranke.

4.

Land! Land!
Da hebt ſich die Küſte,
Ein bläulicher Saum,
Hervor aus des Meeres
Umdunkeltem Schooß.
Es ſpringen die Wellen,
Die flüchtigen ſchnellen,
Am Strande umher
Wie jubelnde Kinder
Beglückt um die Mutter.
Es ſchlingen die Wogen
Kryſtallene Kränze
Um's grüne Gewand
Dem blühenden Land,
Und weben hinein
Mit flüchtigen Händen
Die ſchimmernde Muſchel,
Die glänzende Perle.
Die ſcheidende Sonne
Wirft goldene Kronen
Mild lächelnd hernieder
Als ſtrahlend Geſchmeide
Zu Häupten der Berge,
Des Landes Wächter,
Und hüllt mit dem Mantel
Voll funkelnder Strahlen
Die Schönheit der Glieder
Dem blühenden Lande,
Dem ſeligen Strande.

Digitized by Google

Land! Land!
Wir jauchzen entgegen
Dir, Heimath der Zukunft,
In freudiger Ahnung.
Es grüßt dich das Auge,
Es klopfen die Herzen,
Vergessen der Schmerzen,
Dir, schimmerndes Land.
So horren entgegen
Mit zagendem Busen,
Die blühenden Kränze
In duftigem Haare,
Die fröhlichen Bräute
Dem Hochzeitgeläute!
So grüßen die Söhne,
Die lange gewandelt
Auf fremdem Gebiete,
Gerungen mit Noth
Und herber Entsagung,
Der Heimath ersehnte
Und trauliche Stätte,
Wo liebend die Mutter
Auf eigener Schwelle
Entgegen die Arme
Erhebt dem Geliebten,
Daß heilen die Wunden
Daß senke Versöhnung
Und Frieden sich wieder
Ins Leben hernieder.

Land! Land!
Gegrüßt und gesegnet!
O öffne den Hafen,
Um drinnen zu ankern
Das Schifflein des Lebens,
Das lange getrieben
Und freudlos geblieben
Auf stürmischer See.
Wir heben zu dir
Die flehenden Arme,
O sei uns ein Retter,
O sei uns ein Schirmer,
Ein Schild in der Noth,
Ein freudiges Roth
Des kommenden Morgen,
Der endet die Sorgen!

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Wien, Ende Juni.

[Der Sommer in Wien; Verterung aller Provinzen des Reiches in den Theatern; Heckel's Diamant.]

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche ringe umher!

Goethe malt damit so schön das Meer, das nebelbedeckt bewegungslos schlummert, er malt damit so schön die schwüle Luft die regungslos kein Segel schwellen macht, keine Hoffnung zur glücklichen Fahrt weckt. David drückt ähnlich in seiner „Wüste" durch langgehaltene Töne die heilige Ruhe der Nacht; Bernet mit breiten monochromen Pinselstrichen die trostlose Öde der Wüste aus. Wemit malt man aber die regungslose ungestörte Langeweile einer großen deutschen Stadt im Sommer? Soll man deren Journale abdrucken, ihre Tagesgespräche und Interessen wiederholen oder einem dort gastirenden Blaustrumpf die Correspondenz übertragen? Tiefe Stille herrscht im Wasser, aber kein Geist schwebt auf den Gewässern. Wien, der große volle Fleischtopf, Wien, die ewig genußsuchende Stadt, die sich nur des Tages beschäftigt, um Abends den Kitzel ihrer Sinne bezahlen zu können, Wien das so reich an denkenden und fühlenden Menschen und so arm an thatkräftigen Männern ist: Wien langweilt sich. Die Herren der Aristokratie sind auf Reisen, und der Kunstreitercircus ist leer. Die Damen der Aristokratie sind auf dem Lande und alle die Buden der Kosmoramen, Marionetten- und Schattenspiele stehen verödet. Und das Volk? — Es hungert. Es ist leider keine nachgesprochene Zeitungsphrase: Die Preise der meisten Lebensmittel stehen auf einer selten erreichten Höhe, hier wie in den Provinzialstädten, ja dort noch höher, da sie keine solche Zufuhr aller Bedürfnisse haben, wie Wien sie genießt. Das Volk möchte arbeiten und findet nicht genug Beschäftigung. Was nützen alle milde Gaben! Sie dauern nicht vom Morgen bis zum Abend. Arbeit geht dem Volke! Sonst hungert und lungert es, und man weiß welchen Weg eine sich langweilende Menge arbeitsloser Menschen gewöhnlich einschlägt. So wurden unlängst in einer Nacht, in einer Vorstadt dreihundert obdachlose Herumtreicher aufgefangen, die im hohen Getreide der Felder, in Baracken oder auf dem Schutte eingerissener Häuser übernachten wollten. — Wien langweilt sich, und nur die Fremden hier unterhalten sich. Für diese sind auch die Feste und Gartenilluminationen meistentheils berechnet. Schaarenweise durchstreifen sie, den unentbehrlichen rothgebundenen Guide unter dem Arm, schwarzbefrackt, mit weißem breitkrämpigem Reisehute, Straßen und Plätze. — Sonst waren Wiens fünf Theater seine fünf Sinne. Trauriger Wechsel! Nun hat es gar keinen Sinn für sie. Man weiß wie unschuldig man diese Unterhaltung den Wienern machte, und selbst diese unschuldige Unterhaltung wird dem Volke durch Nachlässigkeit der Regie, wie durch Taktlosigkeit der einen und Dummheit der andern Directoren entzogen. Das durch die Geschichte der Wiener Localposse interessante Leopoldstädter Theater wird schnell niedergerissen. Das ist verzeihlich. Daß es aber eben so schnell wieder aufgebaut wird, ist — unversichtig. Mit andern materiellen wie geistigen Bauwerken eilt man sonst hier nicht so sehr; mit dem Localpossentheater weiß man nicht schnell genug fertig zu werden. Die Baubehörde ist, trotzem sie manches fast baufällige Haus aus Rücksichten stehen läßt, hier wie die meisten Sicherheitsanstalten gewiß musterhaft. Aber ein Gebäude das so oft menschenerfüllt ist, sollte mit größter Vorsicht und Solidität aufgeführt, die Leitung des Baues strengstens überwacht werden. Die zwei andern Vorstadttheater eines Directors nehmen auch nicht viel mehr ein als wenn sie gerade niedergerissen würden.

Digitized by Google

Das größere ſchlägt ſich mit Gaſtſpielen durch, mit Mad. Birch-Pfeiffer und Hrn. Hendrichs. Das kleinere Theater hat ſich die lobenswerthe Aufgabe geſtellt, faſt jede Woche ein anderes Stück eines vaterländiſchen Bolksdichters aufzuführen. Man experimentirt ſo ſchon beinahe ein Jahr, und noch nicht ein Stück machte Aufſehen. Als Ausfüllenummern wählt dieſe Bühne die älteſten und ſchauerlichſten Ritterſtücke. Burg- wie Kärnthnerther-Theater bieten Unbedeutendes. In Erſterem beginnen bald die Ferien und die Schauſpieler haben ihre Aufmerkſamkeit ſchon mehr auf das fremde Parterre, vor welchem ſie bald gaſtiren werden, als auf das gegenwärtige gerichtet. Wohin ſoll es noch mit dieſer einſtigen Muſterbühne Deutſchlands kommen? Halm und Bauernfeld, die einzigen Stützen des Hauſes, wollen oder können nicht mehr als höchſtens ein Stück des Jahres liefern, und bei Beiden hat es ſich in letzterer Zeit gezeigt daß das Wiener Publikum ſelbſt gegen ſeine Lieblinge unparteiiſch ſtrenge iſt. Deutſchlands Klaſſiker werden bis zur Unkenntlichkeit von der Cenſur entſtellt, die Werke lebender Schriftſteller bleiben unbeachtet; von Laube iſt ein einziges Stück, Monaldeschi auf dem Repertoir, von Gutzkow, der Wiener Eindrücke geſchrieben hat, gar keines. Die Schauſpieler ſind bedauernswerth, im ewig gleichen Tanze ſich bewegen zu müſſen; das Publikum iſt bedauernswerther immer daſſelbe und nichts Neues aufgetiſcht zu bekommen; und am bedauernswertheſten ſind die liebenswürdigen jungen Schauſpielerinnen dieſer Bühne, die ewig die Erklärungen von denſelben Lippen ihrer alten — ach Gott! — gar ſo alten Liebhaber anhören müſſen. Auch nicht ein jugendlicher Liebhaber iſt engagirt, die Gaſtſpiele ſind höchſt ſelten und von der Rigoroſität der Direction wie von den Intrigunen der Schauſpieler ſehr erſchwert. Durch dieſen Mangel an Abwechslung wurde das Wiener Publikum an die ſtereotype Darſtellung vieler Charaktere gewöhnt, was nicht nur den gaſtirenden Schauſpielern bei ihren vorurtheilsvollen Zuhörern ſchadet, ſondern auch auf die Dichter dieſer Bühne wechſelsweiſe wirkt und ſie faſt zwingt nach gewiſſen Formen und Patronen zu arbeiten. Man ſieht, die deutſche Muſterbühne iſt nicht ohne Makel. Bemerkt man endlich daß dieſes Theater zu enge, nicht akuſtiſch und höchſt unanſehnlich iſt, ſo entdeckt das Hofoperntheater dagegen jedem Fremden ein Lächeln der Verwunderung, — ja Geringſchätzung. Warum ſollte nicht Wien das ſchönſte Operntheater von Deutſchland haben? Dieſe ſo reiche Stadt, dieſe ſpaniſche Hofpracht, dieſe allgemeine Liebe zur Muſik — und welch ein elendes Gebäude. Die engſten, fünfſtockhohen Schneckenſtiegen machen uns bei dem Gedanken ſchaudern: Wenn hier Feuer ausbräche! Kein Foyer, keine Beleuchtung. Von außen unſcheinbar und ſchmutzig, von innen häßlich, finſter und enge. Und dieſer Director, der die einſt blühende deutſche Anſtalt zum Sammelplatze der gemeinſten italieniſchen Machwerke herabwürdigt und zu den kleinſtädtiſchſten Mitteln Zuflucht nimmt! So prangt noch immer bei der Aufführung einiger Mozart'ſcher Opern der Unſinn auf dem Anſchlagzettel: Heute werden die drei erſten Sängerinnen obbenannte Rollen aufzuführen die Ehre haben! Welche Summen bekommt dieſer Director, und wozu verwendet er ſie? Die klugen Wiener rächen ſich dadurch daß ſie das Unglaubliche möglich machen: — die italieniſche Oper iſt tagtäglich leer; das Affentheater iſt beſuchter als das Hofopernthealer, als die ſo theuer bezahlte wälſche Oper. — Nun ſoll gar ein böhmiſches Theater hier zu Stande kommen! Italieniſche Oper, ungariſche Kaffeehäuſer, polniſche Bälle, ſiebenbürger Gaſthäuſer, dalmatiſche Abendunterhaltungen, tyroler Sänger, ſteiriſche Tänzer und — böhmiſche Dramen. Und Öſtreich iſt doch ein deutſches Reich! Wenn man alle die fremden Sprachen hier auf den öffentlichen Plätzen hört, ungariſch und böhmiſch, polniſch und italieniſch, ſteiriſch und dalmatiſch, dazwiſchen das öſtreichiſche Franzöſiſch der Wienerinnen: man glaubt ſich beim Thurmbau Babels. Jede Provinz Öſtreichs hat hier ihre Landsleute, ihre Vertreter, ihre Partei. Deutſchland aber iſt hier am wenigſten gut bedacht und vertreten.

Die Akademie wurde und wird noch viel, — faſt zu viel beſprochen und bekritelt. Das Ganze an der Sache iſt daß einer der Würdigſten der Akademiker alle ſeine Gefährten zu ſich lud, welches private Salonvergnügen keine Bedeutung bekommen hätte, wäre nicht der Geburtstag des Kaiſers dazu gewählt worden. Dies wurde als feierlich-politiſch in höheren Kreiſen befunden. Auf ein Handſchreiben von Hrn. Pillersdorf ließ der gelehrte und geehrte Gaſtfreund wieder allen Geladenen abſagen.

Hebbel's „Diamant", den der Dichter in einem Privatkreiſe vorlas, und der bis jetzt nur in wenigen Exemplaren hier verbreitet iſt, verdient die allgemeinſte Bewunderung. Dieſe Form der Proſa iſt voll Mark und Kraft, der Humor darin kauſtiſch, jede Scene, ja jede Zeile zeigt von des Verfaſſers großem Talente, von der Sicherheit in der Anlage der Idee, wie von der gewandten, dem Hauptgedanken ſtets getreuen Ausführung. Ein kleiner Stein ſetzt ein ganzes Reich, den ganzen Hofſtaat, Prinzen, Beamte und Volk in Bewegung. Der Grundgedanke wie vieles Einzelne dieſer, durch handelnde Perſonen dargeſtellten Idee iſt vortrefflich. Fordern wir aber von dieſen den Gedanken der Komödie vertretenden Perſonen daß ſie durchgeführte, vor unſern Augen ſich entwickelnde Charaktere ſeien, fordern wir daß die Hauptgeſtalten des Stückes in den Vordergrund treten, ſo finden wir in Hebbel's Komödie gerade das Umgekehrte. Der Diamant und deſſen Beſitzer bleiben freilich immer vor uns, in dem Juden Benjamin; dieſer aber, ſo gut er auch ſammt dem Doctor und Richter gezeichnet iſt, kann nicht die Hauptperſon ſein; es iſt die Prinzeſſin, für die Alles in Bewegung geſetzt wird, damit ſie den Stein erhalte. Die Prinzeſſin aber und ihre ganze Umgebung, ſtatt Träger des Stückes zu ſein, ſind in den Hintergrund gedrängt, der ſie uns im Nebel verſchwommen erſcheinen läßt. Man merkt bald mit welchem Aufwand von Kunſt und Berechnung Hebbel dieſe Perſonen abſichtlich zurückdrängte, es wird uns aber nicht klar, — warum. Denn die wenigen Reden des Prinzen wie der Prinzeſſin machen uns dieſe Figuren zu herrlichen Modellen für große Charaktere; wir bedauern aber daß ſie uns nur flüchtig vorgeführt werden. Auch der Schluß iſt nicht ganz klar; Hebbel vertraut zu viel auf das ſchaffende Talent ſeiner Leſer, die zwiſchen den Zeilen ausfüllen ſollen was er berechnend lückenhaft ſchrieb. Der Kampf um den Stein iſt höchſt komiſch, aber nach den Begriffen des heutigen gebildeten Deutſchlands wird er nicht äſthetiſch genannt werden. Ariſtophanes ſchrieb nicht für die heutigen Deutſchen; ein heutiger deutſcher Dichter ſchreibe alſo nicht für die damaligen Griechen. Die Verſehung gab den Völkern ihre Dichter als Lehrer und Märter, als Erzieher der Völker und Fürſten. Soll ein ſo ſeltenes Genie, wie Hebbel, denken und ſchaffen nur um Curioſa der dramatiſchen Literatur hervorzubringen? Vergebens verwahrt er ſich in einer kleinen Vorrede gegen den Vorwurf daß ſeine Stücke nicht aufführbar ſeien. — Wenn Goethe und Schiller, Shakſpeare und

Digitized by Google

Molière für die Ansprüche ihrer Zeit, ja für die kleinen Bühnen ihrer nächsten Umgebung schrieben, so sollte es jeder wollen und können, der dem Höchsten in der Kunst nachstrebt. Das Talent soll nicht dem eingerissenen verderbten Geschmack huldigen; es soll durch edle Schöpfungen den Geschmack verbessern; sich aber nicht durch geniale Launen unzugänglich machen, die Kunst zwischen sich und der Menge nicht absichtlich erweitern.

Z.

Aus Wien, d. 27. Juni.

[Die Akademiker; Anklagen und Vertheidigungen.]

Die neugegründete kaiserliche Akademie der Wissenschaften nahm heute die Wahl ihrer Würdenträger vor. Präsident wurde Freiherr Hammer-Purgstall, Vicepräsident: Hofrath Baumgartner; erster Secretär: Reg.-Rath Ettingshausen; zweiter Secretär: Hofbibliothekoscriptor Wolf. Diese Wahlen zeigen einerseits, besonders in Bezug auf den Präsidentenstuhl, Unabhängigkeit der Gesinnung, anderseits eine gegenseitige Berücksichtigung beider Sectionen gegen einander, die den Zwecken der Akademie nur höchst förderlich sein kann. Die Intriguen die dieser Wahl vorangingen, lasse ich unberührt, da sie an der unbefangenen Gesinnung der Akademiker zu Schanden wurden und Klatschereі nicht mein Correspondentenberuf ist. Das für muß ich mich in Bezug auf das ultramontane akademische Mitglied Beda Weber selbst berichtigen, indem dieser katholische Geistliche allerdings etwas wie Historie Scheinendes geschrieben hat, nämlich: Scenen aus der Reformationsgeschichte Tirols. Es ist aber diese Schrift eine solche Ausgeburt von unsittlichem Fanatismus und oberflächlicher, befangener, also unhistorischer Anschauung der Zeit daß seine für ihren literarischen Ruf beserzte Akademie um dieser Schrift willen ihren Verfasser in ihre Mitte aufgenommen hätte, wenn auch derselbe wollen Anspruch auf den Stuhl eines Ketzergerichtes dadurch begründen könnte. Eine andere Berichtigung wolle sich ihr ††Correspondent gefallen lassen. Sie betrifft nichts Wichtiges, allein die erste Eigenschaft eines Correspondenten ist möglichste Genauigkeit in Erzählung von Thatsachen, gewonnen durch sorgliche Erkundigung derselben an unverdächtiger Quelle. Nur dadurch kann die Correspondenz die ja ohnehin bei dem besten Willen von Irrthümern nicht gänzlich frei bleiben kann, Credit gewinnen und sich von den Traubaserien und der leichtsinnigen Allerwettsschreiberei unterscheiden, welche die Mehrzahl österreichischer Correspondenzen zu großer Freude unserer Schriftpolizei und zum großen Schaden für unsere Zustände in die deutsche Presse wirft. Es wird in jener Correspondenz v. 27. Mai dem Redakteur der Sonntagsblätter L. A. Frankl vorgeworfen, dem Herausgeber des Salons einen Beitrag gegeben, denselben aber acht Tage vor Erscheinen des Salons in den Sonntagsblättern abgedruckt zu haben, so daß der Aufsatz im Salon als Nachdruck erschienen sei. Das ist aber völlig unwahr. Denn der fragliche Aufsatz (über Raimund) erschien einige Zeit nach Ausgabe des Salons in den Sonntagsblättern, wie dahin Frankl und der Herausgeber des Salons übereingekommen waren. Jene Handlungsweise, wie sie der Correspondent anführt, wäre pereit gewesen, deshalb aber hätte derselbe sich, was in diesem Falle so leicht war, gut informiren sollen, ehe er dem immerhin besten Blatte unserer Journalistik eine literarisch unehrenhafte Handlung anmuthet. Auch ist Graf Maitath der Historiker, von dem Hoffänzler gleichen Namens wohl zu unterscheiden, so wie die Meinung — daß viele akademische Namen kein anderes Verdienst um die Wissenschaft haben als obfur genug zu sein, um ihr nie geschadet zu haben, — ganz unhaltbig ist, indem leider nicht wenige Akademiker namhaft gemacht werden können die der Wissenschaft und das mit dem wissenschaftlichen Ruf Österichs durch schlechte, d. h. also schädliche Schriften arg geschadet haben. Wir wollen uns noch vor der Hand der Nennung solcher Namen enthalten, in der Hoffnung daß diese Akademiker durch Förderung und Anerkennung nichtakademischer wissenschaftlicher Leistungen bestrebt sein werden, ihre eigene Schwäche vergessen zu machen. Sollte dies aber nicht der Fall sein, sollten sie durch werthlose Vielschreiberei, durch Monopolsirung, durch Intriguen, durch Begünstigung schwacher Leistungen und Hintanhaltung strebsamer Talente aus Privatrücksichten, sollten sie die Ränke und Kniffe die sie sich bis jetzt erlaubten, auch in den Schooß der Akademie übertragen wollen, dann ist es eine heilige Pflicht Aller, denen auch die wissenschaftliche Ehre des Vaterlandes am Herzen liegt, durch die Presse jeden Akt eines solchen Treibens der öffentlichen Meinung zum Richtspruche vorzulegen. Möchte die Mehrzahl der Akademiker die aus hochachtungswürdigen Männern besteht, durch Öffentlichkeit ihrer Verhandlungen und durch feste Einigkeit dem wissenschaftlichen Publikum die Garantie gewähren daß in ihr nichts Platz finden oder greifen soll, was nicht die Förderung ächter Wissenschaft ohne Menschenfurcht und ohne Privatgunst bezwecke.

Z.

Aus München, d. 27. Juni.

[Die Reformen, die Redemptoristen, das Schützenfest in der Au, ein parlamentarischer Geschichtschreiber, Lola Montez als Göttin, A. v. Kobell unter dem Schutz der Barrikadatie; Berichtigungen.]

Unser König befreit sein schönes Land, sein biederes Volk mehr und mehr von den Fesseln die es drückten. Der Geist wird wieder seine Schwingen heben, die Schmetterlingsflügel der Psyche werden sich nicht mehr in dem gefährlichen lichtverhüllenden Truggewebe verfangen, welches die Lichtfeinde ob allen Köpfen gesponnen hatten. Das sind die schönsten Rechte der Könige daß sie die Erlheiter der höchsten, unmittelbar von der Gottheit ausfließenden Gaben sind: der Gnade und des Lichtes. Es ist der schönste Augenblick meines bisherigen Schriftstellerlebens, in welchem ich schreiben kann: Mein König sprach: Es werde Licht in Baiern! Ein noch schönerer Augenblick wird der sein, in welchem ich schreiben darf: Und siehe: Es ward! Jetzt aber sind der Kämpfe noch viele zu kämpfen. Denn die bisher so umsichtig, so zärtlich gepflegte Dunkelei ist schwer auszurotten aus dem fetten Dunkelboden, in welchem sie planmäßig angepflanzt worden. Den eifrigsten Arbeitern bei dieser Art von Gärtnerei, den P. P. Redemptoristen, ist laut Allerhöchster Entschließung vom 5 d. nun auch das Gewerbe beschränkt worden. — Bei einem Schützenfeste welches der hiesige Beteranenverein in der Vorstadt An gab, wurde durch bedeutungsvollen Zufall bei jedem der vielen, dem Könige und Königlichen Hause mit Enthusiasmus ausgebrachten Toaste von den Schützen das Schwarze getroffen. Möge diese lichtfeindliche Farbe zum Tode getroffen sein! Möge sie nie mehr herrschend und verfinsternd aufstanchen in unserem gesegneten und, wenn es Licht hat, gewiß glücklichen Baierlande, von welchem schon Johannes Müller sagt: „Baiern ist ein Land, reich an Korn und Salz, an den unentbehrlichsten Lebensmitteln; das Volk ist voll Nationalgefühl, verständig: wenn es denken darf! beharrlich und zu allem Großen und Edeln fähig, wenn ihm wohl vorgeleuchtet wird!“

Digitized by Google

Da ich eben von Schwarz und Finſterniß, Licht und Leuchten ſpreche, fällt mir ein Mann ein, welcher ſeit ein Paar Wochen wieder in Münchens Straßen herumwandelt und an ſeinen Ordenszeichen und Kammerherrnknöpfchen wie an ſeinem cyniſchen Äußern, namentlich ſeiner ſchmutzigen Weſte kenntlich, Aller Blicke theils auf ſich zieht, theils von ſich abwendet. Man kann von ihm mit Recht ſingen und ſagen:

Der **** und ſein Steckenroß
Sind unwillkommene Gäſte,
Es ſtimmen die Kompen im Königsſchloß.
Ungeladen kommt er zum Feſte!

Man hat dieſem Manne eine Ehrenſtelle an den Grenzen des äußerſten Thule gegeben. Vielleicht um, wie Falſtaff ſagt, ſeine entfernteſte Bekanntſchaft zu genießen? Aber gleich jenem dottore di Bologna in ich weiß nicht welcher Oper kommt er immer wieder, mag immer wieder kommen nach München, wo er wohl nur wenigen freundlichen Geſichtern begegnet. Wer das Licht liebt, kann doch nicht zugleich den Farbenwechſel lieben, und man kann ein Gigant an Wiſſen und doch ein Pygmäe an Charakter ſein. Es gibt Geſchichtsſchreiber die wie das Prisma alle Farben ſpielen, und zwar immer die Lieblingsfarbe deſſen, dem ſie gerade zugefehlt ſind. Mit der Wahrheit der Geſchichte gehen ſie nach Belieben um. Den armen bethörten Andreas Hofer z. B. haben die franzöſiſchen Tyrannenknechte auf Mantua's Wällen nur erſchoſſen. Wir kennen aber einen deutſchen Geſchichtsforſcher der ihn ſeines ehrlich erworbenen Nachruhms beraubte oder vielmehr beraubt hätte, wenn das Publikum dieſen Geſchichtsforſchungen Glauben geſchenkt hätte.

Nun muß ich Ihnen aber auch einige kleine Ondit's ſchreiben. Lola Montez gab vor ihrer Abreiſe ein Dejeuner, bei welchem die Bewirtherin mit dem Diplome einer Gräfin von Landsberg überraſcht wurde. Als die neue Gräfin am 22. d. in das Bad Brückenau abreiſte, waren alle ihre Schutzlinge und die es zu werden wünſchten, am Bahnhofe verſammelt um der reizenden Abreiſenden ihre Devotion zu bezeugen. Unter den ihr die Hand Küſſenden bemerkte man auch eine königl. Hofſchauſpielerin Frln. ***. Ein Hr. M. küßte ihr die Hand, indem er ſich auf ein Knie niederließ. Eine königl. Hofballettänzerin, welche penſionirt und durch Protection der Lola Montez wieder angeſtellt werden, war ſo unvorſichtig ihre Beſchützerin vor einigen Wochen zu beleidigen und wurde ſogleich penſionirt. Vor wenigen Tagen kam ſie bei Letzterer wieder zu Gnaden und wurde ſogleich wieder angeſtellt. (Das iſt aber kein On dit, ſondern Thatſache) — Drei Corpsglieder und zwar Senior, Conſenior und Secretär einer Studentenverbindung machten ihre Aufwartung bei Lola Montez, wurden freundlich empfangen und mit Champagner bewirthet. Die Corps der übrigen Verbindungen thaten hierauf jene Verbindung in Verruf, worauf die Corpsglieder derſelben erklärten, ihre obengenannten Chargierten hätten jene Aufwartung ohne der übrigen Corpsglieder Wiſſen und Willen gemacht, ſeien hiermit aus der Verbindung geſtoßen. Auf dieſe Erklärung wurde denn der Verruf der Verbindung revocirt.

Briefe, und zwar ſehr glaubenswerthe Briefe aus Stuttgart melden daß dort das Deutſchthum mit der Ruſſomanie in Kampf liege. Die Ruſſomanie hat ein Kaffeehaus gegründet und es Café russe genannt. Das Deutſchthum fand ſich wegen der doppelt unbeutſchen Firma jenes Verſammlungsortes bewogen ihn nicht zu bevölkern, beſuchte dafür deſto fleißiger das Marquart'ſche Kaffeehaus. Nun ward des Letztern Beſitzer beſtimmt die Stelle eines Hofconditors mit 800 Fl. Beſoldung unter dem Beding anzunehmen daß er ſein Café ſchließe. Es geſchah. Aber der deutſchtückiſche Würtembergerverſchmäht nach immer das Café russe.

Kehren wir von Stuttgart nach München zurück, ſo muß ich Ihnen noch eine Thatſache von eigenthümlicher Miſtik melden. Profeſſer v. Kobell, als tüchtiger Mineralog und Ghemiker wie als Dichter in oberbairiſcher, auch rheiniſcher Mundart bekannt, gehört einer ſehr geachteten Beamtenfamilie höchſten Ranges an, welche Staatsräthe, Generalſekretäre zählt. Die hieſige Theaterintendanz ließ ſich von dem Gewichte des Namens „v. Kobell" und den Verbindungen der Familie beſtimmen ein Paar Verſuche des Mannes in dramatiſcher Form zu geben. Sie mißfielen dem größern Theile des Publikums; Franz v. Kobell ſcheint für das Drama kein Talent, für die Bühne nicht die nöthigen techniſchen Kenntniſſe zu haben. Das hieſige „Tagblatt" recenſirte beide Werke offenherzig; die Cenſur — ſtrich die Recenſion. So ſtark iſt bei uns der büreaukratiſche esprit de corps; er miſcht ſich ſelbſt in ſchöngeiſtige Beurtheilungen.

Ich war durch irrthümliche Berichte hintergangen, als ich Ihnen letzthin ſchrieb: der Verfaſſer des Zaubermärchens „Liebesproben" ſei ein intimer Freund des Hrn. M****, und durch deſſen Einfluß auf eine gewiſſe ſchöne und geiſtreiche Dame protegirt, daher ich jene voreilig mitgetheilte Nachricht hiermit zurücknehme. Hr. Schultes iſt der Verfaſſer der leicht fertigen oder leichtfertigen (ich weiß den Titel nicht genau) Lieder in den „Fliegenden Blättern." Sein Stück iſt nicht zum zweiten Male gegeben worden. — Auf unſerer Hofbühne excelliren gegenwärtig die engliſchen Jongleurs „Gandler." — Hr. Adolf Schwarz und Frln. Jahn ſteigen mit jeder Vorſtellung in der grechten Gunſt des Bühnenpublikums. Auch ſtehen uns für die kältere Jahreszeit genußreiche Abende bevor, da unſere talentvollen Bühnendichter Feldmann und Hölken neue Stücke fertig haben, die Intendanz aber mit Umſicht alle Kräfte regt dieſe Kunſtanſtalt wieder auf ihren alten glänzenden Standpunkt zu bringen. Auch ein Reuling in der dramatiſchen Poeſie, der bisher nur im epiſchen und lyriſchen Fache heimiſche Dichter Karl Wilhelm Vogt hat ein größeres Drama aus der vaterländiſchen Geſchichte eingereicht, nachdem er vorigen Winter mit einem, zwar beifällig aufgenommenen, aber leider der „Lebernenhofenpoeſie" angehörenden Luſtſpiele: „die beiden Freier" zum erſten Male vor das Bühnenpublikum getreten.

✲

Aus Berlin, d. 1. Juli.

[Die Oppoſition des Landtags; ein Freimaurerreiner.]

In meinem letzten Briefe hatte ich Ihnen den Schluß des Vereinigten Landtags um zwei Tage zu früh angegeben und damit einen Irrthum getheilt der von vielen Abgeordneten ſelbſt ausgegangen war, indem ſie in der Sitzung vom 24. Juni, zu der ſie zur Entgegennahme der drei königl. Botſchaften berufen wurden, zugleich eine Schließung des Landtags ſelbſt gewärtigt hatten. Nachdem ich ſoviel zur Berichtigung vorausgeſchicken habe, liegt mir jetzt ob, Ihnen von dem gewaltigen ſchlagartigen Eindruck, welchen die letzten ſchwankenden Momente unſeres Landtags erwecken mußten, einige Rechenſchaft abzulegen. Zuerſt will ich an das Thatſächliche anknüpfen daß der Vereinigte Landtag, wie Sie aus der Allg. Preuß. Zeitung wiſſen, am letzten Tage ſeines Zuſammenſeins (23. Juni) die Wahlen zu den Ausſchüſſen und zu der Staatsſchuldendeputa-

Digitized by Google

tion (in welchem Wahlgeſchäft die eigentliche Spitze der ſtändiſchen Principienfrage lag) geleitet und vollzogen hat, was auf alle Dieſenigen welche das Heil unſerer nächſten politiſchen Entwickelung nur in einem entſchiedenen Conflict zwiſchen der Regierung und den Ständen erwarten wollten, eine ungemein erſchütternde Gemüthswirkung gemacht hat, ſo daß es in dieſen Tagen an der bitterſten Stimmung auf vielen Seiten nicht fehlen konnte. Es hat ſich dabei allerdings zunächſt das merkwürdige Ergebniß gezeigt daß unſere ſtändiſche Oppoſition, die auf dem höchſten Gipfelpunkt des Landtags faſt fünf Sechtel der ganzen Verſammlung in ihren Reihen zählen konnte, zwar in der liberalen Theorie erſtarkt genug war, gegen den Schluß aber, wo ſich die thatſächlichen Entſcheidungen näherten, wieder auseinanderfiel und in die verſchiedenartigen Elemente zerbröckelte und ſich ſonderte, aus denen ſie urſprünglich (in Weiſe einer Coalition mehrfacher, oft entgegengeſetzter Standpunkte) ſich zuſammengehäuft, aber noch keineswegs, wie man jetzt ſieht, ſich organiſirt hatte. Den principiellen Kern der Oppoſition haben eigentlich nur diejenigen 60 Mitglieder gerettet, welche ſich dem Wahlgeſchäft am 25. Juni nicht nur gänzlich entzogen, ſondern auch zu einem ausdrücklichen Proteſt gegen daſſelbe ſich vereinigt haben. (S. die Allg. Preuß. Zeitung). An ihrer Spitze befinden ſich die entſchiedenſten Charaktere des Landtags, die Herren von Binckе, Meviſſen, Hanſemann. Man ſieht daß nicht einmal die berühmte Fraction der 138 bei der principiellen Oppoſition ausgehalten, ſondern ſich der Thatſache gegenüber theilweiſe wieder zurückgezogen, theilweiſe in andere Nüancen hinein verwaſchen hat. Jene ſechzig letzten Ritter der ſtändiſchen Oppoſition haben aber bei dem Wahlgeſchäft eine andere Fraction neben ſich gehabt, welche die Wahlen nur mit einem Vorbehalt vollzogen hat, und dieſer Männer des Vorbehalts ſind 180, unter Anführung der Herren Camphauſen, v. Beckerath u. A. Es iſt dies eine liberale Nüance, welche die Möglichkeit einer Vermittelung im Auge behalten, und obwohl ſie fortfährt die ſtändiſchen Urgeſetze von 1815 und 1820 als den unverrückbaren Rechtsboden zu erkennen, mit dem die nach dem Patent vom 3. Febr. zu bildenden Ausſchüſſe und Staatsſchuldendeputation nicht vereinigt werden können, doch eine vorläufige Formirung derſelben unter Vorbehalt der dabei in Betracht kommenden Principien ſich nicht entgegenſetzen wollte. Es iſt dabei aber als weſentlich zu bemerken daß die 60 Proteſtmänner, welche jetzt gewiſſermaßen als die ſchwarze Schaar der landſtändiſchen Oppoſition auf Tod und Leben übrig geblieben, ſich in ſeiner feindlichen Stellung zu den 180 Vorbehaltmännern befinden, ſondern vielmehr mit denſelben eine Privatvereinigung geſchloſſen haben, die auf Solidarität lautet und ihre eigenthümliche Spitze darin hat daß, wenn ein Mitglied beider Fractionen, es mag nun dem Proteſt oder dem Vorbehalt angehören, wegen dieſer ſeiner Stellung in irgend einer Weiſe gefährdet werden ſollte, ſämmtliche ſolidariſch Verbundene ihr Mandat zurückſtellen wollen. Die übrige große Mehrzahl des Landtags hat nun allerdings unbedingt gewählt, aber es ſind auch in dieſer in dem abſoluten Gehorſam gegen das Patent vom 3. Febr. ſich darſtellenden Mehrheit zwei beſondere Hauptelemente zu unterſcheiden, nämlich das unbedingt conſervative Element welches ſich auf dem Landtag überhaupt am ſpärlichſten und kraftloſeſten vertreten, und das Element des theoretiſirenden Liberalismus das in vielen Verhandlungen ſogar freiſinnig erſcheinen und theilweiſe in die Oppoſition hinübergreifen konnte, jedoch eine liberale Bewegung gewiſſermaßen nur unter Sanction der Krone, und ſoweit der königl. Wille ſich damit übereinſtimmend erklären würde, zuläſſig glaubte. Dieſer letztere Fraction iſt durch die Beſchaft des Königs vom 24. Juni, worin die Leiſtung der Wahlen unmittelbar gefordert ward, der eigentliche Lebensnerv entweigeſchnitten worden, und da ſie keine weiteren principiellen Hülfsquellen in ſich ſelbſt hatte, ſo iſt ihr nichts übrig geblieben als das bis dahin ſo ſchwache Heereslager der Conſervativen zu verſtärken und denſelben bei dem letzten und wichtigſten Act des ganzen Landtags eine entſcheidende Stellung zu verſchaffen. In dieſen eigenthümlichen Gliederungen iſt nun der erſte Vereinigte Landtag Preußens in ſeiner verhängnißvollen Schlußlataſtrophe auseinandergefallen. Wie ſein ganzer Lebenslauf eigentlich ein verherrſchend conſtitutiver war, indem er ſich in einer bewundernswürdigen dialectiſchen Bewegung unter Beobachtung der rückſichtsvollſten und ehrerbietigſten Formen doch zu dem kühnſten Verſuch einer Selbſtbeſtimmung ſeiner Formen und Principien hinaufmanövrirte, ſo hat er auch an dieſem Beſtreben, ſich aus ſeiner eigenen Rechtsbeſtändigkeit zu erbauen, ſein Ende gefunden. Aber dies Ende, wenn es auch trübe und verworren ausſieht, trägt den neuen ächten Anfang der Dinge unabweislich in ſich. Die Beſtimmung des erſten Vereinigten Landtags war es, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen nach einer organiſchen Form für die politiſchen Rechte Preußens zu ringen. Dieſem Ringen iſt zum Theil eine Niederlage der bedeutendſten Kräfte und Charaktere gefolgt, und die Form, die aufgerichtet werden ſollte, ſteht halb zerſchlagen vor uns. Niemand iſt zufrieden geſtellt, weder die Regierung noch die Oppoſition, weder die Abgeordneten noch ihre Mandanten. Aber dieſe Lähmung, in der Alles geendigt hat, iſt doch nur eine ſcheinbare. Es iſt nur ein letztes Ausſondern unſerer politiſchen Elemente, das ſich darin conſolidirt hat. Der Scheidung und Sichtung die vor ſich gegangen, muß aber die neue Lebensbewegung unmittelbar auf dem Fuße folgen. Die Zeichen der Reaction, welche etwa in der allernächſten Zeit aufzutauchen möchten, werden nichts zu ſagen haben. —

Am 24. Juni fand in der großen Landesloge der hieſigen Freimaurer zur herkömmlichen Feier des Johannistages ein feſtliches Diner ſtatt, welchem der Prinz von Preußen, als Protector der preußiſchen Freimaurerlogen, präſidirte. Während dieſe Freimaurerfeſte ſonſt bekanntlich einen ungemein friedlichen, mit ganz anderen Dingen als mit Zeittendenzen geſpickten Verlauf nehmen, ſollte das Johannisdiner diesmal auch von den großen und ſtürmiſchen Veränderungen, welche hier der Zeitgeiſt in den Stimmungen und Anſichten hervorgerufen, ein merkwürdiges Zeugniß ablegen! Es entſtanden, wie es heißt, bei den Toaſte widerſpruchsvolle Zeitäußerungen, zum Theil in Bezug auf die letzten Ereigniſſe, wobei die Mehrzahl ihre Anſichten unter dem Eßtiſch durch ein nachdrückliches Scharren zu erkennen gab, als der bekannte Geheime Rath Sch. ſich über den preußiſchen Unterthänigkeitsbegriff als das eigentlich zuſammenhaltende Princip unſeres Staatslebens, ausließ.

Der Beginn des großen Polenproceſſes iſt abermals, und zwar auf den 1. Auguſt, verſchoben. Für die Verhandlungen, welche zugleich ein großes menſchliches Intereſſe darbieten werden, iſt Öffentlichkeit beſtimmt. (✻).

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 17. Juli.

Inhalt: Ganganelli und die Jeſuiten. Von F. Guſtav Kühne. — Thüringer-Wald-Partieen. Von L. W—i. 1. — Der zerriſſene Halsſchmied. Serbiſche Liebesgeſchichte. Von W. Gerhard. — Aus Leipzig (zwei Berichte). Berlin, Karlsruhe und München. — Der Verfaſſer der Turgena. — Das deutſche Volk, geſchildert von Dutter. — Berichtigung.

№ 29.

Ganganelli und die Jeſuiten.

Jedes Zeitalter hat für gewiſſe Stimmungen ein Schiboleth nöthig. Wer des Symbols ſpottet, iſt unmöglich noch nicht bis zur Sache durchgedrungen; er ſchwört auf die Phraſe. Mit der Phraſe wird eben ſoviel Götzendienſt getrieben als mit dem Symbol.

Die Anbetung eines heiligen Rockes haben ſie in unſern Tagen weidlich verhöhnt; aber ſie bingen ſich die liberalen Phraſen aus, die doch eben ſo gut, wenn auch weniger ſichtbar, Zeichen und Signale ſind mit denen ſich die vermeintliche Wahrheitsliebe abfindet und begnügt. Wer gegen die Jeſuiten ſchimpfte, galt unter uns eine Zeitlang für einen Ritter der Wahrheit. Wer ein neues Scheltwort für jenen Orden erfand, war der Mann des Tages. Man kühlte ſein Müthchen, und war dann ruhig. Es war nicht viel beſſer als Rockdienſt. Und als vor kurzem über die Schwarzröcke mit abgewelkten, bleichen Geſichern eine neue Fluth von Literatur ſich ergoß, da ſchien es faſt als wollte das Zeitalter in der Abwehr des Ordens ſeine einzige Rettung ſuchen. Solange die Aufklärung furchtſam iſt, macht ſie ſich Geſpenſter.

War denn aber gar kein Grund zur Furcht vorhanden? — Möglich. Aber der größte Grund zu Befürchtungen liegt in ſittlicher und nervöſer Erſchlaffung, aus der uns dann eine jähe Aufregung, aber keine dauerbare Kraft und Stärke erwächſt. Und Erſchlaffung hatte in einigen hochgeſtellten lebensmüden Seelen allerdings das Gelüſt nach einem Orden erweckt, der den Himmel ſo wohlfeil zu bieten, das Heil der Seele mit ſo klugen, auf menſchlicher Schwäche beruhenden Reſervationen zu predigen wußte. Einige Höfe haben ſich nach den Tröſtungen der Geſellſchaft Jeſu um. Gleich waren einige hochgeſtellte Bediente, die ſich Staatsmänner nennen, willfährig, und was man ſagt jeſuitiſch genug, um hohen Patienten die alten Seelenärzte wieder beſtellen zu wollen. Das heißt, das ſchien ſo, und der Argwohn ſchürte den alten beinahe ſchon vergilmmten Jeſuitenhaß. Aber nicht die Jeſuiten waren das Schlimmſte dabei. Schlimmer als der Jeſuitismus der alten Zeit iſt die Willfährigkeit Derer die im Namen der Fürſten mit der Leitung der Völker betraut ſind. Und in der That, ſeit Aufhebung des Ordens ſind europäiſche Staatsmänner die ärgſten Jeſuiten geworden und hat man, was für Jeſuitismus gilt, weit mehr auf Seiten der Politik, weit mehr in der weltlichen als in der geiſtlichen Führung der Völker zu ſuchen. Sind gewiſſe Lehren von Entſchuldigungsgründen und Gewiſſensvorbehalten, jene Maximen, durch Täuſchungen hinzuhalten und zu beſchwichtigen, iſt jene ganze Probabilitätsdoctrin der Jeſuiten nicht in die Politik der Staatsweiſen übergegangen?

Den Böſen ſind wir los,
Das Böſe iſt geblieben.

Es iſt damit wenig gethan ſich gegen das Schreckgeſpenſt einer Wiedereinführung des Ordens zu waffnen, wenig damit geholfen auf den Punkt in der Ferne mit dem Auge des blinden Argwohns hinzuſtarren, während und der Geiſt den wir fürchten vielleicht ſchon längſt tief und ſicher in Herz und Nieren ſitzt, ungeſehen und langſam an unſerem geheimſten Lebensmarke nagt. Der Geiſt iſt wandelbar; er nimmt mancherlei

Digitized by Google

Gestalt an; er bedarf des schwarzen Talars und des breitkrämpigen Hutes nicht. Der Jesuitismus des menschlichen Geistes wandelt unter uns in allerlei Form, der Jesuitismus mit seinem Princip, hinzuhalten, zu reserviren, zu beschwichtigen und zu täuschen, sitzt dem Menschengeschlecht nicht im Nacken, sondern tief im Busen, hat in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Moral des Zeitalters seinen mannichfachen Ausdruck. Gegen diesen unsterblichen Geist des Bösen sieht der sterbliche Orden fast unschuldig aus.

In der Politik den Jesuitismus zu entlarven, dazu sind wir noch lange nicht ehrlich genug. Begnügen wir uns vor der Hand die Aufhebung des Ordens richtig zu fassen, um daran die Überzeugung zu gewinnen daß mit ihm das Böse in Gestalt der schleichenden Hinterlist und Tücke keineswegs getilgt ist. Fassen wir dabei Folgendes in's Auge! Dieser Orden war als man ihn abschaffte, viel zu ohnmächtig, um noch vorzugsweise der Träger des Bösen, der Sündenbock der Zeit zu sein. Ganganelli gab ohnedies mit dem Aufhebungsdekret keinen Act der Überzeugung, er ließ sich nur von der öffentlichen Meinung die ein Opfer verlangte, dazu nöthigen, und die Staaten die die Abschaffung des Ordens betrieben, gaben damit nur einen Act der Rache, nicht der Gerechtigkeit.

Der Verfasser der »Römischen Briefe«, Alfred v. Reumont, lange Zeit hindurch während seines Aufenthaltes und seiner Geschäftsführung bei der preußischen Gesandtschaft in Rom mit italienischer Literatur und Geschichte vertraut geworden, hat in einem starken Bande (Berlin, bei Alexander Dunker) Ganganelli's Briefe und seine eignen Betrachtungen über die Aufhebung der Jesuiten zusammengestellt. Fassen wir danach die Sache selbst und die Person jenes Papstes in's Auge der lange genug auf Kosten der Wahrheit für einen Wohlthäter des Menschengeschlechtes gegolten hat. Der öffentlichen Meinung ist nichts gelegener als Grund und Folge zu verwechseln, Ursache und Wirkung durcheinanderzuschütten und dann rasch abzuthun; mit dem Lorbeer wie mit der Verdammungsformel ist die Welt gleich willfährig und leicht fertig. Für mehr als leichtfertig, für thöricht aber muß es gelten gegen die Krücke zu eifern an der ein Kranker hinwankt, für grausam, ihm damit helfen zu wollen daß man ihm diese entzieht, ohne seinen morschen Gliedern den Athem des gesunden Lebens einzuflößen.

Die Weltstellung des Ordens war mächtig geworden, geistig mächtiger als der Staat, den er der Kirche unterwerfen wollte, mächtiger als die Kirche deren Sache er als die seinige führte. Die Gesellschaft Jesu war frei von aller politischen und staatlichen Unterordnung, frei von jedem bischöflichen Regiment, ausschließlich dem Stuhle Petri untergeben, und aus Vertrauen und Gewohnheit von diesem der Sache nach doch wieder unabhängig. Solche Weltstellung wird nicht erschlichen, weder der Einzelne, noch eine Gemeinschaft erwirbt sie sich durch bloße Ränke und das Princip gemeiner Schlechtigkeit; solcher Sieg über die Welt wird verdient durch die Macht des Geistes, der da weiß was er will, und dessen Kühnheit Hand in Hand geht mit steiger Folgerichtigkeit, dergestalt daß was Anfangs blos phantastischer Aufschwung der Lebensgeister schien, durch Dauerbarkeit und Unablässigkeit zur Stärke, zur Machtvollkommenheit erwächst. Der Orden wußte was er wollte. Nun kommt Ihr freilich und saget, er habe auch kein Mittel gescheut sein Wollen zu verwirklichen. Das haben ihm selbst die Revolutionäre vorgeworfen denen in Staat und Kirche nichts heilig ist, Ultraliberale die wenigstens schamlos sind, Solche die sich für Freigeister halten und die weil sie hohl sind, über allen Lebensinhalt räuberisch herfallen. Wenn einer die Geschichte der Oppositionsparteien seit dem französischen Umsturz schriebe, würde er aufdecken müssen, wo der meiste sogenannte Jesuitismus zu finden ist. — Die moralische Erschlaffung der Staaten, die geistige Hinfälligkeit der Kirche, der in Materialismus versumpfte Gesellschaftszustand der Menschen, gaben dem Orden das Recht den Geist zum Herrn, und wo es noth that, zum Tyrannen dieser zerfallenen Welt zu machen. Der Protestantismus hatte die alte Gewohnheit einer Oberherrschaft der Kirche über Staaten und Völker zerstört, aber die Menschheit nicht zu einem neuen Bunde vereinigen können. Sein Werk war halb, er brachte nur Trennung; die zerstückelte Sache der Freiheit ging in wüster Verwilderung wieder verloren. Der menschliche Geist war daran erlahmt die Völker zu einer neuen Einheit zu versammeln. Sie zur alten Gemeinschaft zurückzuführen erschien jetzt als eine Wohlthat, war ein Gedanke den die Kirche selbst in sich hegte, den sie noch heute in sich pflegt, zu dessen Ausführung sie damals nur des Muthes ermangelte. Der Orden Loyola's unternahm nur was die alte Kirche sich nicht mehr zutraute, obschon darin der Glaube ihrer Ausschließlichkeit, der Begriff ihrer alleinseligmachenden Kraft beruht. Wiederherstellung des katholischen Christenthums war seit dem Tridentiner Concil als die Richtung der alten Kirche festgestellt, ist noch jetzt die heilige Überzeugung ihrer Frommen, ist tagtäglich das Gebet ihrer

Digitized by Google

Prieſter, gilt als einzige Rettung für die verlorne Welt, wird noch heute mit der Gründonnerstagsbulle In coena Domini als Bannfluch verkündet. Steht die Überzeugung feſt, ſo wird der Bekehrungseifer ſogar als Wunſch des guten Herzens erklärlich, ja natürlich. Schon aus Mitgefühl für die Verlorenen, aus ſpecifiſch chriſtlicher Liebe wird der Wunſch rege, die Verirrten wieder zur Heerde zu verſammeln. Kommt zu dem guten Willen das Talent und die Befähigung, das menſchliche Gemüth zu behandeln, ſo ſteht die Propaganda da, ſo ſetzt ſich das gute Herz mit Einſicht in Thätigkeit, macht Proſelyten und Convertiten. Macht ſie nicht jeder für ſeine Überzeugungen? Wieviel mehr nicht die Kirche für Heilswahrheiten die ſie für ausſchließliche hält? Wie hat das Papſtthum einen Orden vernichten können der nichts anderes gewollt als dies, nichts anderes als die Quinteſſenz des mittelalterlichen Glaubens zum Inhalt ſeiner Lehre gemacht hat? Das Papſtthum hat dieſen Orden aufgegeben, weil er als Mittel zur Erreichung der Zwecke nicht mehr brauchbar, nicht mehr tauglich ſchien für ihre Ziele. Aber dieſe Ziele hat das Papſtthum nicht aufgeben können. Und hat es nicht beſſere Werkzeuge gefunden, ruft es die alten, verkannten von neuem zu Hülfe. Es war ein unglücklicher Conflict von Nöthigungen, den getreuen Kämpfer der boshaften Welt preiszugeben; es geſchah nur gezwungen, nur auf einige Zeit. Die alte Kirche hat den Orden nie aus Überzeugung verbannen können, und was Irrthum in ihrem Entſchluſſe war, nimmt ſie reuig zurück, wohl wiſſend, ſie habe auf keine größere Stütze zu rechnen, werde nie einen getreueren Hüter ſich erziehen. Der Orden war ihr Lieblingsſohn, ihr Neſthäkchen, das Kind ihrer geheimſten Gedanken. War dieſer Sohn übermüthig geworden, ſo geſchah es weil die Mutter krank und vor Alter kindiſch wurde; an dem Wohl des Hauſes hat er höchſtens aus übergroßem Eifer gefündigt. Üppig und dreiſt ſchaltete er über ihr Eigenthum als wär' es ſchon bei ihrem Lebzeiten das ſeinige, maßte ſich ſogar die Oberhoheit über Völker und Fürſten an, was doch nur ihr ſelber zukam, ward verhaßt durch übertriebenen Eifer den ſie Anmaßung nannten, der aber nur Herrſchaft des Geiſtes über die Materie war, zerfiel plötzlich mit der ganzen Welt, mit Königen und Staaten, hatte ſich übereilt, überlaufen, hat es aber im Grunde ehrlicher als irgend ein anderer Sohn der Kirche mit dem Erbtheil der Mutter gemeint. In der That, die Herrſchaft über die Gemüther gibt keine Kirche auf; in der Seelſorge liegt die Verpflichtung zu leiten, zu behüten, zu regieren; jede Erziehung ſchließt eine Herrſchaft in ſich. Mündig aber werden Völker nicht eher als bis der Staat der ganze Träger ihrer Sittlichkeit iſt, die Vormundſchaft der Kirche dazu unnöthig wird. Die Herrſchaft über die Staaten aber hat die römiſche Kirche dem Principe nach ſo wenig je aufgegeben, daß ſelbſt Ganganelli, der milde, ſchüchterne Kirchenfürſt, in ſeinem Breve das er nur aus Furcht vor den Staaten gegen die Jeſuiten erließ, noch mit der Formel auftritt: »da ich als Stellvertreter Gottes über die Könige geſetzt bin.«

Der Orden Loyola's hat nie etwas anderes gewollt als Herrſchaft der Kirche über Fürſten und Völker. Dieſe Herrſchaft war verloren gegangen, alſo galt es ihre Wiederherſtellung. Schärfere Mittel, klügere Pläne wurden nöthig, und wenn die Kirche die Mittel in einzelnen Fällen nicht billigte, hieß ſie doch die Zwecke ſtillſchweigend gut, hatte ſeit dem Tridentiner Concil kein anderes Ziel. Sie hatte nicht mehr die Kühnheit Pläne zu entwerfen, aber der Orden hatte Kühnheit und Geiſt genug, für ſie zu handeln, und ſie ließ es zu, denn er handelte in ihrem Sinne, wenn auch nicht immer in ihrer Weiſe. Verbreitung des Glaubens unter den Heiden war nicht mehr allein ihr Ziel, Verbeſſerung des Glaubens in der Chriſtenheit ſelbſt, Wiedergewinn der verlornen Völker erſchien ihr als die höchſte Glorie, iſt noch jetzt der Inhalt ihrer Gebete, der Sinn ihrer Feſte zu Rom wenn die Peterskuppel mit ihren Flammen gen Himmel lodert. Die Ausſchließlichkeit des ewigen Seelenheils blieb die Grundſäule der alten Kirche; wer den Muth hatte, dieſen Glauben wiederherzuſtellen, war ja nicht der ſchlimmſte, vielmehr der beſte Diener ihres Gottes. Im Süden, Oſten und Weſten Deutſchlands wurde durch den Orden der Proteſtantismus zurückgedrängt, in Frankreich politiſch unwichtig gemacht, in England hoffte man, in Schweden verſuchte man. Die hartnäckige Ausrottung des Janſenismus in Frankreich war lediglich das Werk der Jeſuiten, ein Werk das ſeinen Thäter nicht lohnte; der Orden verfiel damit dem Haſſe der öffentlichen Meinung, die ſich dafür an ihm rächte. Undank aber war es vom Papſtthum den Orden der ſich ihm ſelbſt zum Opfer brachte, fallen zu laſſen. Die Bildung der Jugend in den höhern Ständen war in den Händen der Jeſuiten. Es war ihr Verdienſt, Geiſt und Gewandtheit genug zu haben um mit der Kultur fortzuſchreiten und damit dem unverrückbar feſten Syſtem der Kirche dennoch keinen Abbruch zu thun, während ſämmtliche Mönchsorden mit ihren

Digitized by Google

Anſtalten ſich als unbrauchbar erwieſen, den Glauben mit der Bildung des Jahrhunderts nicht mehr zu vermitteln wußten. Die Männer der Geſellſchaft waren Beichtväter der Fürſten geworden und lenkten die Höfe nach ihren Zwecken. Auch das war kein Verbrechen, vielmehr ein Verdienſt. Der Fanatismus der Dominikaner war erloſchen, die Stumpfheit anderer Kloſterbrüder war längſt aus den Kreiſen des lebendigen Lebens herausgetreten. Der Machiavellismus der Politik gaben den Fürſten Skrupel, und ſolange Fürſten Menſchen ſind, laſſen ſie ſich von den Klügeren die Zweifel löſen. Die Jeſuiten waren dieſe Klügeren, und ſie waren es zum Beſten der Kirche, ihre Macht war eine natürliche, keine erkünſtelte, ihre Herrſchaft an den Höfen war ein Triumph des menſchlichen Verſtandes über die menſchliche Entartung und Schwäche. Daß ihre Miſſionen ſich im fernen Aſien bis Japan und China, ſich über das ſpaniſche und portugieſiſche Amerika erſtreckten, beweiſt nur ihren Eifer, nicht ihre Schlechtigkeit. Seit Franz Xaver lehrten und ſtarben ſie in der Verkündigung des Glaubens als Helden, als Märtyrer. Selbſt der vorurtheilsfreie Menſchenfreund muß ihren Thaten Anerkennung zollen; ein Papſtthum aber das ſie aufgab, als die Welt ſich gegen ſie kehrte, iſt des Undanks zu zeihen, da alle ihre Eroberungen die Herrſchaft des Stuhles Petri erweiterten. Daß der eifrige Sohn der Kirche über das Eigenthum der Mutter ſelbſtändig ſchaltete und waltete, beweiſt nur daß er ſich zutraute ihre Sache beſſer als ſie ſelbſt zu führen. Man hat die Geſellſchaft geſcholten, daß ſie in Paraguai einen unabhängigen patriarchaliſchen Freiſtaat gründete. Aber ihre weſtindiſchen Colonien galten noch lange als Muſter der Verwaltung, als Muſter menſchenfreundlich klugen Wirkens. Der Neid hat ſie geſtürzt, nicht die gerechte Anklage wegen Schmach und Verbrechen; der Neid war Kläger, und die Furcht vor weltlicher Macht der Richter über ſie als Ganganelli das Breve gab.

In den Anſchuldigungen gegen die Jeſuiten iſt die Leidenſchaft zu weit gegangen. Auf ihre radicalen Grundſätze in politiſcher Beziehung ſchelten ſelbſt Die welche ſie theilen würden, böte man ſie ihnen in anderer Schaale. Einen Fürſten in der Abhängigkeit von der Kirche zu halten, weil er nicht ſittlich genug iſt um in ſich ſelbſt den Halt zu finden, kann nicht für verbrecheriſch gelten. Die Völker ſelbſt ſind ſo lange der Knechtſchaft werth und bedürftig als ſie nicht moraliſch die Kraft offenbaren, ihre Gemeinſchaft, den Staat, frei und ſtark in ſich ſelbſt zu geſtalten. Fürſtenmord aber hat der Orden als ſolcher nie gepredigt, vielmehr nur die Verantwortung der Fürſten vor der Kirche. Die craſſen Verirrungen einzelner verbrannter Köpfe haben ſo wenig zum Syſtem der Jeſuiten gehört, als die blutigen Irrthümer eines frommen Fanatismus zum Chriſtenthum. Daß der Zweck die Mittel heilige, wenigſtens adele, glaubt jeder Schwärmer, nicht blos der Schüler Loyola's. Etwas anderes iſt die laxe Moral womit der Orden einem laxen Zeitalter nachkommen zu müſſen glaubte. Eingehen auf die Schwächen der Menſchen, nicht um ſie zu verderben, ſondern trotz ihrer Verderbniß ihnen ſtufenweis den Weg zur Gnade zu ebnen, war eine Maxime der allgemeinen Erſchlaffung des Zeitalters, eine Ausartung in den Principien des Ordens nur da als er ſeinem Verfall preisgegeben war. Entſchuldigungsgründe, Gewiſſensvorbehalte, die ganze Lehre der Probabilität theilte er mit dem politiſchen Machiavellismus eines ſittlich erſchlafften, die fehlende Stärke durch Schleicherei erſetzenden Jahrhunderts. Durch Äußerlichkeiten ſich abzufinden, war eine falſche Logik, aber war zugleich dieſelbe faule Stelle welche das Lutherthum gegen den Ablaßkram in Harniſch brachte. Selig zu werden durch bloßes Thun, ſelig zu werden durch bloßes Glauben, iſt noch immer der Streitpunkt, über den ſich Katholicismus und Proteſtantismus zur Lehre von der thatkräftigen Liebe nicht erheben und einigen zu können ſcheinen. War der Orden kecker als die Kirche, ſo geſchah es weil er mehr Muth und Geiſt hatte. War der Orden nachgiebiger und williger gegen die Sünde, ſo geſchah es weil er mehr Klugheit hatte, weil die Kenntniß der menſchlichen Bedürftigkeit ihm den Plan eingab auf indirectem Wege der Kirche zu ihrer alten Herrſchaft und Glorie zu verhelfen. Zur Beredelung der Menſchheit, zur Verbreitung der wahren Lehre Chriſti, ſagt Ihr, hat der Orden nichts gewirkt. Wohl wahr, er hat aber für die Herrſchaft Roms gewirkt. Und wenn ihn die öffentliche Meinung als Opfer verlangte, ſo hatte Rom nicht das Recht, ſeinen beſten Sohn dem Haſſe und der Rache preiszugeben, nachdem er dem Spotte und dem Witze einer Aufklärung die Rom nicht billigen konnte, verfallen war. Nicht in ſeiner Sünden Maienblüthe, ſondern als er welk, matt und ohnmächtig geworden, fiel der Witz der Welt über ihn her, und die Mächtigen verdammten ihn als er nicht einmal die Kraft mehr hatte ſich zu vertheidigen, er, der ſonſt zur Ehre der Kirche ſoviel, auch das Verfänglichſte vertheidigt und vor den ſichtlichen Augen der Welt ſogar gerettet hatte. Was er geſündigt, hat er für Rom geſündigt, und in

Digitized by Google

Ganganelli's Breve iſt unter den Beweisgründen gegen ſeine Schädlichkeit nur der eine Ausſpruch, daß er die Zwecke für die er geſtiftet nicht mehr erfüllen könne, der einzig ſchlagende, der einzig richtige. Rom aber hatte kein Recht, einen Orden der für ſeine Herrſchaft gekämpft, fallen zu laſſen. Und nicht der Verſtand der weltlichen Machthaber, der Witz Voltaire's hat die Jeſuiten geſtürzt; ihm wurden ſie geopfert. Wären ſie noch die Furchtbaren, die Mächtigen geweſen wie die Provinciales ſie ſchilderten, ſie hätten wenigſtens Verſuche gemacht, ſich zu erhalten. Alle die Tauſende die der Bannfluch traf, beugten, nicht zum Zeugniß ihrer Gewiſſensbiſſe, ſondern nur zum Zeugniß ihrer Ohnmacht, ſtumm und ſtill ihr Haupt.

Als ſie üppig in ihrer Macht daſtanden, hatte ſich niemand an ſie gewagt. Als die Saat ihrer Thaten voll und reif war, fand ſich kein Schnitter. Es iſt begreiflich daß die Welt auch nachträglich ihrer müde ward, als ſie nicht mehr gefährlich waren, der Witz ihren Stachel geknickt hatte. Der Witz löſte den Jeſuitismus ab; und der Witz war heimtückiſcher, ruchloſer als je der Orden. Ein Triumphgeſchrei erſcholl als der Orden erlag in allen Ecken und Enden der Welt. Das iſt der bittere Widerſinn der menſchlichen Schickungen daß immer nur, nicht über erſchlagenen Kämpfern, ſondern über langſam verweſten Leichen das Siegsgeſchrei erſchallt. Man baue nicht zu viel auf das was ſich die Menſchen als Triumph zuſchreiben. Man rechne es Denen die den Orden Loyola's ſtürzten nicht zu hoch an, man knüpfe an das Ereigniß nicht zuviel, datire damit keinen Beginn eines neuen Zeitalters, gebe nicht zuviel darauf daß man das Schiboleth: Nieder mit den Jeſuiten! aus allen Fenſtern hinausbing. Rom ließ es nur nothgedrungen zu; Rom wollte nur den Streich von ſich pariren, indem es den Orden drangab.

Schon unter Ganganelli's Vorgänger fielen die Hauptſtreiche auf das Haupt der Geſellſchaft. Die Aufklärung wollte ihr Opfer, freigeiſtige Miniſter, liberale Despoten thaten ihr den Liebesdienſt, und das Zeitalter hielt ſie für große Männer. Portugal eröffnete den Reigen, Pombal war grauſam und höhniſch, er machte die Jeſuiten für einen Mordanfall auf den König verantwortlich, zog ihre Güter ein, ließ ihre Perſonen in Schiffe packen und ausführen. Nichts war erwieſen, in allem war Willkür. Weit mehr hatten die Jeſuiten in Frankreich ihr Loos, die Verachtung der öffentlichen Meinung, ſeit der Verfolgung der Janſeniſten verdient. Verfolgung wurde mit Verfolgung beſtraft. Einem Parlamentsbeſchluß widerſetzte ſich noch der königliche Wille; allein die Marquiſe von Pompadour hatte in einer delikaten Angelegenheit die Jeſuiten nicht willfährig gefunden, der Kabinetsbefehl gegen den Orden war ein Ausfluß dieſer Maitreſſenlaune, die mit der Liederlichkeit der öffentlichen Meinung liebäugelte. Auf Choiſeul's Härte in Frankreich folgte in Spanien Aranda's Grauſamkeit; in einer Reihe von neun Jahren waren die Jeſuiten aus Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel, Parma und den Malteſiſchen Staaten vertrieben. Clemens XIII. hatte Gefühl für das Unwürdige, ſeine Zuſtimmung zu dieſer räuberiſchen Willkür der Politik zu geben. Friedrich der Große, ſelbſt ein Vorfechter des freien Geiſtes und der Freigeiſter, durchſchaute das Triebwerk dieſer eigenſinnigen Rechtloſigkeit. Er klagte ſein Zeitalter an daß es ſich mit Aufklärung brüſte, und ſich mit der Vertreibung der Jeſuiten begnüge. Wo ſind die Fortſchritte die unſere Philoſophie gemacht hat? ſchrieb er an d'Alembert. Wir haben die Jeſuiten vertrieben: wollen Sie mir antworten. Ich aber will Ihnen beweiſen daß Eitelkeit, geheime Rache, Cabale, endlich das Intereſſe alles gemacht hat! — Clemens Rezzonico widerſetzte ſich ſeine Zuſtimmung zu geben. Man ſolle Rom blokiren und ausbungern! riefen die räuberiſchen Liberalen. Am 10. Dec. 1768 forderten ſämmtliche Bourboniſche Höfe von ihm die Aufhebung des Ordens. Am 2. Febr. ſtarb der Papſt. Das Conclave trat zuſammen; es unterlag den Intrigen der Politik; am 19. Mai ward Ganganelli gewählt; man wollte wiſſen, er habe die Zuſage gegeben die Welt vom Böſen, d. h. vom Orden zu erlöſen.

Ganganelli war ein Mann von jener feinen Bildung die durch Sanftmuth auszugleichen, durch kluge Ruhe die Wirren der Leidenſchaft zu ſühnen hofft. Sohn eines Arztes, 1705 bei Rimini geboren, war Giovanni Vincenzo Antonio achtzehn Jahre alt ins Kloſter getreten, hieß Fra Lorenzo als Franciscaner, ſtudierte und lehrte Philoſophie und Theologie, war von heiterer Gemüthsart, einfach, anſpruchslos, mittheilſam, durch Studien wie durch ſeinen Briefwechſel mit der ganzen gelehrten Welt bekannt, für Reiſende aller Zonen zugänglich. Sein Enthuſiasmus für das Schöne und Gute, wenn es mild und fügſam auftritt; ſeine eigenthümliche Feinheit im Auffaſſen und Conſtruiren, ſpricht uns aus ſeinen zahlreichen Briefen wohlthuend entgegen; die Milde ſeiner Geſinnung, die Reinheit ſeines Lebens ſchien eine Bürgſchaft für ſein Regiment zu geben. Von der Aufklärung hatte er das Licht, aber nicht deren kalten Niederſchlag ſich angeeignet. Seine Klarheit reichte nur ſo weit um ein

Digitized by Google

Feind aller Myſtik zu ſein. Er begünſtigte diejenigen Orden die das thätige Leben Martha's mit dem beſchaulichen Maria's verbanden. Er warnte vor dem Kloſterleben wo ſich kein Drang und innerer Beruf dazu verrieth; ein Feind alles Äußerſten, ein Feind aller Entſchiedenheit im Forſchen und Handeln, hielt er die Menſchenwelt für groß und gut genug um Rechtſchaffenes zu thun und Gott zu finden, auch wenn ihn die Menſchen gewaltſam vom Schauplatz der Erde vertrieben. Einſicht in das große Unglück der wehbeladen Chriſtenheit, Einſicht in die wahren Gebrechen der Kirche Chriſti fehlten ihm wie jedem Papſt. Zum Herrſcher hatte Ganganelli durchaus keinen Beruf, der Aufgabe die Kirche zu reformiren war er, auch wenn ihm das Bedürfniß klar geworden, in keiner Weiſe gewachſen. Benedict, der gelehrte Lambertini, hatte ihn nach Rom zum heiligen Amt als Conſultor der Inquiſition berufen. Dies ehedem furchtbare Amt hatte damals keine Schrecken mehr; in den Sitzungen des Sant 'Uffizio, ſagte Ganganelli, hat es einiges zum Weinen, aber auch viel zum Lachen gegeben. Er war ein gemüthlicher Moralphiloſoph. Sorget, ſchrieb er an einen Profeſſor der Philoſophie, im J. 1754, ſorget nur hübſch für eine Theorie, die, indem ſie den Geiſt aufſchließt, zugleich die Seele bewege. Verbreitet Licht, aber machet auch daß man es liebe! Öffnet ſo Augen wie Herzen! Darin beſteht die große Kunſt des Lehrens und das was den Zöglingen den Unterricht nützlich werden läßt! — Er rühmte in demſelben Briefe Montesquieu's Geiſt der Geſetze. Er ſprach ſcherzhaft von Maximen des Regierens, wenn er, was er nicht wollte, Herrſcher ſein würde. Wär' ich Papſt, ſchrieb er als Cardinal, ich würde einem Taſſo, wenn ich ihn arm wüßte, eine Pfründe am Sanct Peter geben! Warum überläßt die Kirche die Begünſtigungen der Schriftſteller dem Staate? Der Staat beſoldet die Genies; das ſollte die Kirche auch! — Ganganelli war der Meinung daß man die Kirche geſichert haben würde, hätte man Voltaire'n als er noch Arouet war, einen Poſten gegeben. — Darin ſprach ſich die gemächliche Bildung in ihrer Schwäche aus; ſeiner milden Gerechtigkeitsliebe lag aber alle Ahnung fern daß die Kirche durch irgend eine entſchiedene That gerettet werden müſſe, daß Chriſtus keine weltliche Kirche, ſondern ein Reich des Geiſtes geſtiftet, und der Geiſt, weil er ſeiner Natur nach frei iſt, ſich ſelbſt regieren müſſe. Wer in einem vorgerückten Alter den Thron beſteigt, ſchrieb Ganganelli 1758, taugt nur zum Repräſentiren. Er unternimmt nichts. Ängſtlichkeit eint ſich mit Sorgloſigkeit, namentlich wenn er nicht weiß wer ſein Nachfolger iſt. So geht's den Päpſten. — Zehn Jahre darauf war er nun ſelber Statthalter Gottes auf Erden. Er that, wie faſt jeder, vor der Größe der Aufgabe gezittert und that auch, wie jeder, nicht den leiſeſten Schritt ſich dieſe Größe der Stellung durch eine That zu verdienen. Man hatte ihm zugeſetzt, er ſei mild, er werde die Wirren löſen, er ſei der rechte Mann Gottes! So trug er nun die dreifache Krone und erſchrak wie man ihm ſagte, die Wirren löſen heiße den Orden der Zwietracht aufheben. Er war den Jeſuiten nicht geneigt, aber er fand kein Motiv ſie zu vernichten. Blos ſein halbes Verſprechen hielt und peinigte ihn; ſein milder Sinn ſah eine Gewaltthat darin, vor der er ſich ſträubte. Hätte er groß von ſeiner Aufgabe gedacht, er hätte den Gewaltſtreich nur einen Anfang ſein laſſen zu größeren Reformen. Ihm lag es auch in der Ahnung fern daß die Kirche eines Neubaus bedürfe, deshalb hatte er keine Berechtigung, ihr dieſen einen Pfeiler, ſelbſt wenn er morſch war, zu nehmen.

Der Verfaſſer der »Römiſchen Briefe« ſchildert uns die Qual der bangen Sorge Ganganelli's, als die Staaten in ihn drangen, ſein Wort zu halten. Er zögerte und litt unſäglich. Krank und ſiech, war er ein Opfer ſeines Entſchluſſes, eilte ruhelos durch die Gemächer des Quirinal, floh hinaus aufs Land, ins Albaner Gebirg, auf ſein Schloß Gandolfo. Die Mahner drängten, der Ehrgeiz der Mächtigen, eine That der Aufklärung zu thun, ſtachelte und trieb ihn, und wie er nach vier Jahren unterzeichnete, ſah er die Schreckbilder die ihn von der andern Seite verfolgten. Compulsus feci! rief er, dies wird mein Tod ſein, Gnade, Gnade!

Am 16. Auguſt 1773 erſchien das Breve: Dominus ac redemptor noster. Es wies umſtändlich nach daß die Vorgänger auf Petri Stuhle ebenfalls Gebrauch gemacht von ihrer Oberhoheit, die Disciplin der Kirche zu reformiren, Orden ein- und abzuſetzen. Auf dieſe Captatio benevolentiae folgte der Schluß: Alſo kann ich, der ich über Könige geſetzt bin, auch dieſen Orden aufheben. Mit dieſer Lüge documentirte der ſanfte Ganganelli die Widerrechtlichkeit ſeines Dekretes. Er war ſo wenig über Könige geſetzt daß ihn vielmehr Könige und weltliche Herren zu dieſem Schritte nöthigten. Ein Freudenſchrei lief durch die Welt. Die Welt täuſchte ſich. Der Jeſuitismus war mit dem Orden nicht aufgehoben, er bethätigte ſich nur recht mit dieſer Unehrlichkeit ihn zu vernichten.

Digitized by Google

Der Orden wurde vollſtändig aufgehoben in allen Ländern der katholiſchen Welt, alle ſeine Anſtalten wurden geſchloſſen, ſein Eigenthum eingezogen. Im September deſſelben Jahres wurde Lorenzo Ricci mit den angeſehenſten Mitgliedern auf die Engelsburg gebracht. Der Proceß gegen ihn führte zu keinem Ergebniß. Ganganelli aber erlag ein Jahr darauf ſeiner Unruhe, ſeiner Gewiſſensangſt. Er hatte Unrecht gethan ohne den Beruf zu haben durch Kraft und Stärke dies Unrecht zur Nothwendigkeit zu machen. Als Anfang großer Reformen hätte die Aufhebung des Ordens Berechtigung in ſich gehabt; es erfolgte nichts daraus als daß die eitle Welt der zu Liebe der Schritt geſchehen war, ſich einbildete, ſich damit den Stein der Unſterblichkeit geſetzt zu haben.

Daß Ganganelli am Gift der Jeſuiten geſtorben, gehört zu den Ungerechtigkeiten womit man den Orden ſo überhäufte daß er faſt einem Märtyrer glich. Nichts iſt falſcher, ſchreibt Friedrich der Große, als die Verleumdung, der Papſt ſei vergiftet. Man hat ſeinen Körper geöffnet, man hat nicht die geringſte Spur entdeckt. Eine Schwäche war's von ihm, ſagte Friedrich, dieſen Orden den Launen ſeiner rebelliſchen Kinder zu opfern.

F. Guſtav Kühne.

Thüringer-Wald-Partieen*).

1.

Es iſt mit einer reichen Gegend, wie mit den Werken eines großen Dichters. Man muß immer auf's Neue in jeder Stimmung, in jeder Jahreszeit die Seele hineinverſenken, um die ganze Tiefe und Schönheit zu faſſen und in ſich anklingen zu laſſen.

Ich hatte die romantiſchen Thäler und Berge unter der Wartburg zuletzt im Schmucke des erwachenden Frühlings geſehen; ich ſah ſie wieder im Herbſt, im letzten Abſchiedsgruß der Waldesſchönheit, und ich fragte mich tauſendmal: Iſt das Welken Sterben? Iſt dieſe gluthvolle Farbenpracht, aus welcher die Berge wie kühne große Gedanken emporſteigen, nur ein letztes Aufflackern vor der Vernichtung? oder nicht vielmehr der Zenith der Vollendung, der nicht trauernd, ſondern freudig auf den ſchlummernden Frühling in den reicheren, jugendlichen Zweigen hinweiſt? — Nein, die Natur kennt den Tod nicht, den die Menſchen bejammern; ſie könnte niemals der Menſchheit jene irre Allegorie eines Todtengerippes geben, das ein Menſchenſein auf der Erde vernichtend ſeine Seele in ein fernes phantomartiges Jenſeits verſetzt. In ihr weht nur der Genius des Lebens, der die einzelne verglimmende Fackel in die große Flamme des ewigen Seins ſenkt, um ſie an ihr in anderem, reicherem Glanze auf der Erde ſelbſt aufflammen zu laſſen.

Dieſer Genius des Lebens iſt es vornehmlich der den Thüringer-Wald-Partieen auch im Herbſt ſoviel Reiz verleiht; der in der Nähe der Wartburg dann noch beſtimmter als im Frühling den ganzen Zauber ſeiner einzelnen Schönheiten hervortreten heißt. Sonderbar und zugleich charakteriſtiſch erſcheint es daß von alle den zahlreichen Burgen, welche auf dieſen Felſen und Bergen thronten, außer der Wartburg auch nicht einmal eine Ruine, ein Anklang an das Mittelalter, vorhanden iſt; und daß die Natur hier allein mit ihrer ewig ſchaffenden Romantik das Auge entzückt. —

Wenn man die Wartburg, dieſen Glanzpunkt der Vergangenheit, zuerſt als Reiſender begrüßt, ſo bemerkt man zwei Berge an ihrer Seite, in deren Mitte ſie thront. — Hier ſtanden einſt zwei mächtige Burgen, »der Mädelſtein« und »die Eiſenacher Burg«, die hinſichtlich ihrer Größe und Befeſtigung es wohl mit der Wartburg aufnehmen konnten. Beide wurden in den Kämpfen eigenſüchtiger Intereſſen von dem Landgrafen Heinrich dem Erlauchten, zum Theil in Einer Nacht, ſo vollkommen zerſtört daß jetzt von ihnen nur noch einzelne Fundamente, im harten Felſen eingehauen, zu ſehen ſind.

Aus den geordneten Baumgruppen, mit welchen der eine Felſ, der Mädelſtein, umkleidet iſt, blickt indeß noch eine andere Art Ruine hervor, welche die Natur in ſonderbarer Ironie über das Menſchentreiben erhalten oder vielmehr ſelbſt gebaut hat. Es ſind zwei ſteinerne Geſtalten, »Nonne und Mönch« genannt, die von fern eine täuſchende Ähnlichkeit mit einem ſich küſſen wollenden Pärchen haben. — Wir beſchloſſen ihnen und dem Mädelſteine einen Beſuch abzuſtatten. Bei dem alten und neuen Friedhofe vorbei, wo die Todten recht ſchön unter Blumen ruhen, führt ein ziemlich breiter Weg eine ſteile Anhöhe hinan in das

*) Schon früher gaben wir einige dieſer Skizzen. Es erfolgt eine neue kleine Reihe von derſelben Feder.

D. Herausg.

Digitized by Google

»Röſe'ſche Hölzchen.« Die kleinen Anlagen, welche der Beſitzer hier einſt den großen Gedanken der Natur anzupaſſen ſtrebte, ſind verfallen mit ſammt den ſonderbaren Spielereien, über die man ſonſt entzückt war. — Die angepflanzten Sträuche und Bäume haben ſich der zuſtutzenden Scheere in edler Freiheit entzogen und ſind zu einem mächtigen Walde emporgewachſen. — Wir waren recht froh darüber und dankten dem guten Genius der Zeit dafür. — Es gab eine Zeit wo man auf die Natur herabſah wie auf ein abgeriſſenes Stück vom Herzen Gottes; und eine andere wo man ſich ihr näherte, um ſie zu martern. — Wann wird der Menſchengeiſt im innerſten Verſtändniß mit ihren Harmonien in ihr leben und wirken? — Mochte doch noch jüngſt, wie ich hörte, ein berühmter Reiſender unter der Wartburg Parks ſehen, die in dieſer großartigen Natur eine wahre Ironie auf die Kleinlichkeit des Menſchentreibens bilden würden.

Unſer freundlicher Führer verſprach uns auf einen dieſer neuen Wege zu bringen, der erſt vor ganz kurzer Zeit eine der großartigſten Anſchauungen eröffnete.

Vor dem Eingange in den Wald, der wie Rieſenſträuße im blühendſten mannichfaltigſten Farbenſchmuck uns entgegenblickte, ſahen wir zuerſt die freundliche Stadt von der Mittagsſeite. Sie erſcheint hier durch die unmittelbare Nähe in dem runden, eng begrenzten Umkreiſe größer als anderswo. — Wie ein immer höher wogendes Meer heben ſich an ihrer rechten Seite kahle und waldige Felſen und Berge bis zum blauen Horizont empor. Die letzten Häuſer und Häuſchen der Stadt verklettern ſich wie abgeriſſene Zweige, oder wie davongelaufene Gedanken, in den tiefen Waldſchluchten und ſteilen Anhöhen, und beleben die Waldeinſamkeit, die hier ganz nahe der Stadt ſchon wie ein tiefes Geheimniß grüßt.

Bei dem alten Tempelchen aus der guten Röſe'ſchen Zeit, das nicht mit den Bäumen gewachſen iſt, geht es durch geordnete Waldungen dem Mädelſtein zu. Eine Allee hoher Fichten führte uns rechts zu einer kleinen, freien Anhöhe, bei einem verfallenen ſteinernen Kreuze vorbei. Eine unnennbar ſchöne Gebirgskette tritt hier plötzlich vor das Auge. Die Stadt aber erſcheint in einen Winkel zuſammengedrückt. Wie aus dem halb entblätterten Kelche einer Rieſenblume blickt im Vordergrunde das freundliche »Johannesthal«, über ſich ein immer höher wogendes Meer von Bergen. An ſeiner rechten Seite lagern ſich die kahlen majeſtätiſchen Felſen des »Breitengeſcheides« ſo recht in deutſcher koloſſaler Breite und Gemüthlichkeit, nur durch hervorblickende, nicht hervorſpringende Formen eine faſt harmoniſche Schönheit offenbarend. Waldige, ſchon zuweilen kühner hervorragende Berge heben ſich über ſeinem breiten Rücken. »Die Weinſtraße«, ein herrlicher, waldiger Gebirgsrücken, begrenzt ſüdöſtlich den Horizont.

Links ab von dieſer aber ſchwingen ſich vor allen die kahlen »Hörſelberge« duftig und geiſterhaft empor. Dieſe märchenhaften, in ihrer Geſtaltung an Italien erinnernden Berge, in welche ſich ſonderbar auch das Urbild antiker Schönheit, die Frau Venus, unter die nordiſchen Feen und Götter verlaufen, und von ihnen, namentlich von einem Halbgott, dem getreuen Eckart, bewacht und in Gefangenſchaft gehalten wird. — Wahrſcheinlich ſollten die frommen Thüringer nicht durch die irdiſche Schönheit von ihren im Himmel thronenden Heiligen abgezogen werden. Ein edler Ritter jedoch, genannt der Tannhäuſer, ließ es ſich trotz Bann und Interdikt eine geraume Zeit dort gefallen, und mußte die irdiſche Luſt mit der ewigen Verdammniß büßen.

Indem wir uns die Sage erzählen ließen und der mittelalterlichen Ortbodoxie zum Trotz mit innigem Vergnügen einige Zeit bei der Frau Venus im reizenden Hörſelberge verweilten, dabei aber unſere Blicke doch auch anderwärts herumſtreifen ließen, bemerkten wir plötzlich rechts, über die hohen Fichten emporragend, ein Schloß mit hoher Warte, wie ein Gemälde in den blauen Äther hingezeichnet. — »Die Wartburg!« ſagte unſer Freund. — Niemals werde ich dieſen Eindruck vergeſſen. — Man ſieht weder den Berg auf welchem ſie thront, noch die unmittelbare Tiefe zu ihren Füßen, und ſie erſcheint wie ein kühn ſich aufſchwingender Gedanke, in die Unendlichkeit des weiten Himmels gezeichnet. — Wir waren Alle ſtill in dieſem Augenblicke. Die Phantaſiegebilde des Hörſelberges flogen vorbei wie ein leichter Nebelduft vor der großen Wirklichkeit, die in einen Moment zuſammengedrängt mit dieſer Burg vor unſere Seele trat.

In dem einſamen Waldesdunkel, wohin uns linker Hand der neu angebahnte Weg führte, konnte Jeder, das Auge ausruhend, den großen Eindruck noch eine Weile feſthalten; bis denn auf einmal wieder die Gegend in Geſtalt einer lieblichen Idylle vor das Auge trat. Alle Romantik und Erhabenheit der Gegend iſt plötzlich wie ein Zauberbild entflogen. Tief zu unſern Füßen blickt eine Reihe kleiner weißer Häuschen, zum Theil zwiſchen Bäumen verſteckt, herauf. An grünem Raſen, etwas weiter entfernt, rauſcht eine Mühle. Das kleine Flüßchen, die Hörſel, ſchimmert links wie

Digitized by Google

ein glänzender Spiegel neben einem Landhauſe zwiſchen Bäumen verſteckt, genannt »die Spicke.« Die breite Kaſſeler Landſtraße gerade vor uns, und links von dieſer der ſchmählere Weg nach Stedtfeld, links in das Hörſelthälchen führend, werfen breite, lange Bänder durch die Landſchaft. Zahlreiche Dörfer zwiſchen leichten Anhöhen, Feldern und Bergen, liegen zerſtreut bis in weite duftige Ferne. Rechts aber unſchließt den Vordergrund der breite kahle »Wadenberg« auf dem einſt die deutſche Burſchenſchaft das merkwürdige Autoda-Fé feierte, das ihr ſo theuer zu ſtehen kam. Wie eine Oaſe erhebt ſich die liebliche Beſitzung »der dürre Hof« auf dem kahlen Berge. Nicht weit davon breitet eine Windmühle ihre Flügel aus. Die ganze, zumal im Sonnenſchein, recht anziehende Idylle wird in weiter Ferne von einem Epos waldiger Berge eingerahmt, an deren äußerſtem Ende »der Hainich« emporſteigt, bis in deſſen Wälder ſich die Schlacht, welche der Cheruskerheld für die deutſche Freiheit ſchlug, erſtreckt haben ſoll. Noch ein Paar Schritte durch den Wald — und die eigentliche Welt der Eiſenacher Gegend kehrt zurück. Gigantiſche Felſenmaſſen ſtehen plötzlich, wie der Rieſenbau einer zertrümmerten Feſtung, an unſerer linken Seite, ſich an die hohen waldigen Felſen des Mädelſteins anlehnend. Rechts aber haben ſich ungeheure Steinmaſſen bis tief dem Abgrund zu fortgeſchoben, an der äußerſten Grenze wie ein ſpitzer Wartthurm in die Höhe ſteigend. — Wir dringen einige Schritte auf der ſchmahlen Felſenkante vor. Welch' ein Blick! — Bis in eine ungeheure Tiefe erſcheinen ineinandergeklüftete Felſen, in Thürmen und tauſend phantaſtiſchen Geſtalten, bis zu den Füßen des gegenüberliegenden »Kloſterholzes«, wo das Auge wieder auf waldigen Felſengebilden in Geſtalt einer großen dahingezeichneten Blume ausruht. Links nichts als Berg und Wald. Rechts aber hinter dem großen Wartthurme des Felſens blickt ungemein anmuthig ein Thal, und am Ende deſſelben ein Dörfchen, wie ein freundliches Kindergeſchichtchen hervor: »das Hörſelthal und Stedtfeld.«

Wir ſetzten uns einige Augenblicke auf die ſchmahle Felſenkante, und blickten hinab in die Tiefe.

Dieſe ungeheuren Felſentrümmern, die wie verſteinerte Rieſenmumien der Vorzeit uns anblicken, hat auch hier wieder die Natur mit ihrem ewig wachen Leben angehaucht. Allenthalben hat es über den ſtarren Stein den Sieg errungen; ja zuweilen durch mächtige Lebenskraft nur *eines* Baumes ſogar den Fels zerſpalten. Daneben blicken rothe Vogelbeeren faſt mit ſüdlicher Gluth herauf, und ſelbſt auf den ſpitzeſten Kanten, wo man es kaum ahnen ſollte, ſteigt jugendlich ſchlank die Birke faſt wie ein Wunder empor. Nachdem wir das ganze großartige Bild recht tief in unſere Seele aufgefaßt hatten, wandten wir uns nach dem hohen Berge in unſerm Rücken. Da ſtand plötzlich auf der Spitze das verſteinerte Liebespärchen, wie ein dunkles Geſpenſt, hinter uns. — Dahinauf wandten wir unſere Schritte. Ein ganz ſchmahler Pfad, an waldigem Abgrunde vorbei, führte uns links hinauf.

Welch überraſchende Ausſicht! Ein ganzes Walddrama ſcheint ſich hier auszubreiten, und man bemerkt kaum die kleine ſteinerne Scene in der Nähe vor der reicheren Ferne und den Rieſentrümmern zu den Füßen. — Hoch über den erſten Felſentrümmern, die wir bewunderten, zeigen ſich die Felſenmaſſen jetzt in weit großartigerem Überblicke. Die Waldeswogen ſind zu einem weiten Meere angewachſen, das mit dem blauen Himmel zu verſchwimmen ſcheint. Das Hörſelthal, von waldigen Bergen, namentlich links vom Kloſterholze, rechts von den Stedtfelder Bergen und vom hohen Kielforſte großartig eingerahmt, blickt in ſeiner ganzen lieblichen Schönheit herauf. Gleich einem breiten Bande, dicht an dem Silberſtreifen der Hörſel, zieht ſich ein Weg unter dem kahlen hohen Kloſterholze, leicht wie zum Schmuck dahingeſchlungen. — Auf der andern Seite die Hörſel zwiſchen Wieſengrün. Das kahle Kloſterholz links, deſſen Waldesſchmuck erſt vor kurzem vor dem erbarmungsloſen Hammer des Forſtmannes dahin ſank, trennt das liebliche Thälchen von der Romantik himmelhoher Berge und tiefer Waldſchluchten, aus denen wiederum ein rother Fahrweg, die belebte Frankfurter Chauſſee mit ihren Eil- und Frachtwagen, in die Stille dieſer Berge eingedrungen iſt, und ſein langes graues Band bis an die »Bachaer Berge« hinaufzieht.

Die Abendſchatten zogen indeß immer höher an den Bergen herauf, und der Nebel fing an die Ferne in immer dichtere Schleier zu hüllen. Leiſes Flüſtern der Zweige im Abendwinde ſtörte kaum die Stille dieſes noch frühlingsmilden Herbſtabends. Da erklangen plötzlich Glockentöne, wie von unten herauf aus dem immer näher wogenden Nebelmeere. Wie ferne Muſik klangen ſie herauf, in Eins verhallend mit den Abendtönen dieſer großartigen Natur, die wie ein Kind in Schlummer geläutet zu werden ſchien.

Wir lauſchten eine Weile ſchweigend.

»Wie ganz anders erklingen und doch dieſe Glockentöne!« unterbrach unſer Führer auf Nonne und

Digitized by Google

Mönch zeigend die Stille, »als vor Jahrhunderten das Läuten der Horaglocke diesem Liebespärchen.«

Wir baten ihn die Sage zu erzählen, und er begann. »Es war ein Mönch und eine Nonne, die sich als Kinder geliebt hatten. Durch Klosterzwang getrennt, war das natürliche Gefühl, das ihnen jetzt ein Verbrechen schien, zur leidenschaftlichen Gluth emporgelodert. — Während die Lippe Gebete gegen den vermeintlichen Teufel, die Liebe, stammelte, rang der gefesselte Gott um so mehr nach Befreiung von seinen Ketten. Man wollte nur einmal wieder zusammenkommen hier oben an dem alten Lieblingsplätzchen; nur einmal wieder Kind sein in kindlicher Unschuld. —

»Im Abenddunkel erkletterte der Mönch die Mauern des Klostergartens. Die Geliebte im Arm eilte er davon. Auf wilden, unzugänglichen Pfaden kletterte er, die Angst eines Verbrechers im Herzen, mit der geliebten Beute den steilen Berg hinan. Seine Hände und Füße bluteten, aber sein Herz klopfte laut vor Liebe und Furcht; denn plötzlich glaubten sie vom Kloster her Lärm zu hören. Hier oben konnten indeß die Verfolger so schnell nicht sein; und so gestatteten sie denn einige Augenblicke den erschöpften Kräften Ruhe, während die Seele in der furchtbarsten Gewissensangst erbebte. Jetzt war es der Nonne als höre sie leise Schritte. Sie entrang sich scheu den Umarmungen des Geliebten. Der Mönch lauschte einige Augenblicke, hörte aber nichts als das Rauschen in den Blättern der Bäume, das ihn wie Geisterstimmen zur Umkehr zu mahnen schien; denn auch er war fest von der Verdammniß seiner Liebe überzeugt, und konnte sie doch nicht lassen. Hatten doch Beide in dem frommen Wahne, sich einen zukünftigen Himmel zu erobern, den der Liebe opfern wollen. — O, könnten wir wieder Kinder sein und glücklich wie sonst! — flüsterte er leise und breitete seine Arme gegen sie aus. Schon wollten die Lippen, wie vordem in der seligen Kinderzeit, den Zusammenklang der Seelen weihen — da tönte die Horaglocke, ernst und feierlich, die zum Gebet rief. — Dieser Ton durchbebte ihre Herzen auf's Neue mit der ganzen Allgewalt eines vermeintlichen Verbrechens. Eiskalt fühlten sie das Blut zurücktreten, und sich getrennt wie durch eine eiserne Gewalt. Eine dunkle Gestalt hob sich plötzlich aus der Waldschlucht empor und donnerte den Fluch der sie auf ewig zu Stein verwandelte.« —

»Auf ewig?« fiel ich ein; »das kann ich kaum glauben. Es ist nichts ewig als der Wechsel. Geschwind besinnen Sie sich auf die Erlösung von der alten Kirchenhora!«

»Eben fällt mir's ein,« erwiederte der junge Mann lächelnd. »Indem der finstere Dämon den Fluch der Versteinerung über das unglückliche Pärchen aussprach, erschien auf dem gegenüberstehenden Berge eine majestätische Frauengestalt in langem, weißem Schleier mit goldenen Sternen gestickt, am Haupte aber den Strahlenglanz der Sonne. Es war die Fee Natur, die sich damals selten unter den Menschen blicken lassen durfte und nur geheimnißvoll in dem Leben der Berge und Wälder waltete. Trauernd blickte sie auf das versteinerte Pärchen und stehte zu dem großen Geiste des Weltalls, dem sie zur Seite steht, um Erlösung. Indem sie nun zum Himmel hinauf blickte zu den verhüllten Strahlen der Sonne, die sie mit dem Lebensodem der Erde zu vereinen strebt — war es plötzlich als erklängen die Harmonien der Welten in wunderbaren Tönen; und es war doch nur das eine allmächtige Wort, das die Menschen kennen und nicht verstehen — eine unendliche Musik, die entzückend ihr Ohr umrauscht, das Eis ihrer Herzen schmilzt, aber doch nicht verwirklicht in das Innerste ihres armen Lebens eindringen kann —: die Liebe! — Eine wahre, lichte und große Liebe in der Menschheit sollte die Nonne und den Mönch erlösen, mit sammt ihren zu Tausenden auf der Erde verstreuten Geschwisterpaaren.« —

»Die Liebe!« riefen wir mit einem tiefen Seufzer, »die wahre ächte Liebe, aus der Natur des Menschen selbst hervorgegangen?! — Es geht mit ihr, wie mit den drei Ringen im Nathan. Viele glauben sie zu besitzen; und sie ist doch eben so selten als die wahre Religion.« —

»Und kann es anders sein in unsern verwirrten, unnatürlichen Verhältnissen? Die wahre Liebe ist keine Aufopferung des Menschlichen und der Individualität, sondern nur dessen Erfüllung!« meinte der junge Mann. —

»Ich glaube, die Zeit oder ein kräftiger Sturm wird die beiden Mumien erst zur Erde stürzen müssen, ehe die Erlösung vor sich gehen kann!« entgegnete ich.

»Wir werden es wenigstens hier nicht abwarten können,« meinte K., »da die Dämmerung, wie die Gespenster des Mittelalters, und immer dichter umfängt, so daß wir am Ende den Weg von der Burg zurück nicht werden finden können.«

»Ein sicherer Schritt und ein gutes Auge finden sich auch dort zurecht; folgen Sie mir!« sagte unser Führer.

Wir klommen nun auf einem ganz schmahlen Pfade den in unserm Rücken stehenden Felsen hinauf, nicht ohne einige Aengstlichkeit, da es indeß beinahe ganz

Digitized by Google

dunkel geworden war. Als wir oben auf dem abgeplatteten kahlen Felſen ſtanden, ſtieg das eine Viertel des Mondes hinter der Spitze eines wolkenähnlichen Berges wie ein blitzendes Schwert empor, und an ſeiner Seite der Abendſtern, ſtill und glänzend, wie ein Genius des Friedens. Von der Wartburg ſchimmerte freundliches Licht herüber. — Man hat hier am Tage ein herrliches Rundgemälde, Idylle, Epos und Romantik, nach welcher Seite man ſich eben wendet. Die dämmernde Nacht gab uns, ſtatt Einzelheiten, nur ein Ganzes. Einen Himmel voll Sterne über einer Erde voll kühner, erhabener Bilder, die hoch aus dem Nebelmeere in das weite Luftmeer hinaufzuſteigen ſchienen. Um uns rauſchte es unheimlich in den tiefen ſteinernen Höhlen, über denen ſich einſt die Mauern dieſer Burg wölbten. Einem mächtigen Geſchlechte, den Herren von Frankenſtein, gehörend, wurde ſie einſt, auch in einer Herbſtnacht wie die unſerige, erſtiegen und zerſtört. — Tiefe Stille der Nacht ruhte in dieſem Augenblicke über den Gräbern der Vergangenheit, und dazwiſchen glaubte man das Athmen der Natur zu hören, die in ſolch' ernſtem, heiligen Frieden ruhte, als umſchwebe ſie, wie uns, ein Traum der Vergangenheit und der Zukunft.

Der zerriſſene Halsſchmuck.

Serbiſche Liebesgeſchichte.

Goldſchmidt Pawle ging einmal ſpazieren,
Ging ſpazieren im Bazar zu Moſtar,
Unterm weißen Thurm des Hauptmanns Ibro.
Herrlich war der Pawle angekleidet,
Seine Kleidung ſchien ihn ſtolz zu machen.
Und da ſah' ihn Hadidjar Haikuna,
Sah den Pawle von dem hohen Thurme
Und verliebte ſich in Goldſchmidt Pawle.
Und in ihrer heißen Liebesflamme
Griff ſie mit dem Händchen nach dem Halſe,
Riß entzwei ihr goldenes Geſchmeide,
Stieß es nieder in den weißen Buſen,
Ihre treue Sklavin zu ſich rufend:
„Meine Dienerin, o gute Sklavin!
Geh hinab des weißen Thurmes Treppe,
Rufe mir herauf den Goldſchmidt Pawle,
Kommen ſoll er nach dem weißen Thurme,
Kommen in mein flittergoldnes Zimmer,
Denn ich habe meinen Schmuck zerriſſen."

Schnell bedienet ſie die treue Sklavin,
Geht hinab des weißen Thurmes Treppe,
Und zum Goldſchmidt Pawle ſpricht ſie alſo:
„Komm auf jenen Thurm mit mir, o Pawle,
Hadidjar Haikuna läßt Dich rufen,
Eines ihr zerriß'nen Halsſchmucks wegen." —

Da bedenket ſich der Goldſchmidt Pawle;
„Schlimm iſt nicht gehn, ſchlimm nicht wiederkehren!"
Alles überlegt, beſchließt er Eines:
„Gehen will ich, kehrt' ich auch nicht wieder!"
Alſo denkend geht er nach dem Thurme.

In dem goldbeſtitterten Gemache
Ruht indeß auf ihrer Ottemane
Die Haikuna mit gekreuzten Beinen,
Feinſten Tabak aus dem Tſchibuk rauchend.
Wie der Goldſchmidt Pawle ſchüchtern eintritt,
Fängt ſie alſo an zu ihm zu ſprechen:
„Pawle, ſetz' Dich her auf weiches Polſter!" —
Pawle ſetzt ſich auf den Rand des Polſters,
Und ſie nimmt den Halsſchmuck aus dem Buſen,
Reicht dem Goldſchmidt Pawle das Geſchmeide:
„Da! beſchau Dir, Pawle, dieſes Halsband!" —
Ihr erwidert drauf der ſchmucke Goldſchmidt:
„O Haikuna! jammre Deine Mutter!
Großen Schaden haſt Du angeſtiftet;
Unter funfzig goldenen Dukaten
Weiß ich dieſen Schmuck nicht herzuſtellen." —
Drauf entgegnet Hadidjar Haikuna:
„Laß den Teufelsſchmuck, o laß ihn, Pawle!
Setz' Dich lieber mir ein wenig näher,
Daß Du mich bequemer küſſen mögeſt." —

Wie der Pawle dieſe Worte höret —
Pawle hatt' ein Heidenherz im Buſen,
Und ein Sprößling war er edlen Stammes —
Springt er ſchnell auf ſeine leichten Füße,
Läuft hinab des weißen Thurmes Treppe,
Auf das leichte Türkenmägdlein zürnend.

Doch auch Dieſe ſpringt auf ihre Füße,
Stößet wüthend mit dem Fuß ins Fenſter,
Und zertrümmert ihre Fenſterſcheiben,
Und dann ſchreiet ſie aus vollem Halſe,
Schreit nach ihrem Bruder Hauptmann Ibro:
„O wo weilſt Du, lieber Bruder Ibro?
Komm! mich hat gekützelt Goldſchmidt Pawle,
Djaur Pawle mich geküßt, geſchändet,
Hat zerriſſen meinen goldnen Halsſchmuck,
Alle Fenſterſcheiben mir zertrümmert!" —

Hauptmann Ibro ſaß in naher Schenke,
Zechte dort mit ſeinen Spießgeſellen.
In der Schenke hört der Hauptmann Ibro
Seiner Schweſter ärgerlichen Auftritt,

Digitized by Google

Springt vom Boden auf die leichten Füße,
Bleibt ein wenig ſtehn am Thor der Schenke,
Blickt begierig auf und ab die Straße,
Sieht den Pawle fliehn, den Goldſchmidt Pawle,
Rennt dem Pawle nach ihn einzuholen,
Und ſo ſpät er auch läuft, es gelingt ihm.

Als der Pawle merkt, er ſei verloren,
Schwört er heil'gen Eid dem Hauptmann Ibro:
„Habe nicht die Schweſter Dir geſchändet,
Schwör' es Dir bei ihrem, meinem Leben!" —
Weiteres noch will der Pawle reden;
Doch der Ibro läßt es nicht geſchehen,
Sondern zieht heraus den blanken Handſchar,
Um des Pawle Kopf vom Rumpf zu trennen.
Aber kaum gewahret dies der Pawle,
Als er ſich aufs Pflaſter niederbeuget,
Mit der einen Hand die Bruſt des Türken,
Mit der andern ſcharfen Handſchar faſſend.
Stärker als der Türke war der Pawle,
Warf den Türken nieder auf das Pflaſter,
Schlug dem Türken ab das Haupt vom Rumpfe,
Und entwichte durch der Veſte Straßen.

Von der Veſte feuerten Kanonen,
Feuerten ſogleich nach allen Seiten,
Und ein Haufe ſetzte nach dem Pawle.
Aber eh' in's Feld die Türken kamen,
War der Pawle ſchon in Feldes Mitte,
Und eh' Jene bis zu Feldes Mitte,
Hatte Pawle ſchon die Berg' erreichet,
War ſchon weit in's Waldgebirg geflohen,
Vom Gebirg zur Ebene Primorje.

Aus Primorje ſchrieb ein Schreiben Pawle,
Sandt' es nach der weißen Moſtar-Veſte:
„Hört mich, Türken in der Moſtar-Veſte!
Dreier Jahre Tage ſind verfloſſen,
Seit ich Hadidjar Haikuna liebe:
Darum, Türken, ſendet mir die Liebſte,
Sendet mir die Hadidjar Haikuna,
Sendet ſie auf Hauptmann Ibro's Schimmel!
Wenn Ihr mir die Braut nicht ſenden wollet,
Meine Haikuna nicht ſenden wollet,
Fordr' ich Euch, Ihr Türken, auf zum Zweikampf;
Wählt aus Eurer Mitte wen Ihr wollet,
Wählet Einen der ihn ſelber wünſchet!"

Als die Türken dieſen Brief empfangen,
Haben ſie zu Rathe ſich verſammelt,
Einer Woche Tage ſich berathen,
Und am Ende dieſes noch beſchloſſen:
„Nirgends gab es einen beſſern Helden
Als den Ibro, unſern Hauptman Ibro,
Er mit Waffen, Pawle ohne Waffen,
Und der Pawle hat ihn doch getödtet;
Wer wohl möchte ſich mit Pawle ſchlagen?
Darum ſenden wir ihm die Geliebte,
Denn das Djaurchen griff ihr in's Herze,
Nicht in's Herz allein, auch in den Buſen,
Und Haikuna taugt nicht mehr für Türken." —

Und ſie ſandten Pawle die Geliebte,
Sandten ihm die Hadidjar Haikuna,
Sandten ſie auf Hauptmann Ibro's Schimmel,
Sandten ſie dem Pawle nach Primorje.
Dort hat Goldſchmidt Pawle ſie getauft,
Sie getauft und ſich mit ihr vermählet.
Einen Thurm auch baut er in Primorje,
Wie ein ähnlicher nicht war in Moſtar,
Liebt im Thurm die Hadidjar Haikuna.
Mag's der Pawle! Froh ſei ſeine Mutter!
Seine Mutter, froh auch die Haikuna!
Froh Miljana, die getaufte Türkin!

W. Gerhard.

Briefwechſel und Tagebuch.

Leipzig, zu Anfang Juli.

[Das Johannisfeſt, das Kinderfeſt in Gohlis und der Gutenbergstag; Frln. v. Marra und Anſchütz auf der Bühne; unſer Theaterperſonal.]

Der freundliche Sinn der Bewohner Leipzigs hat ſich den Johannistag in ein Blumenfeſt für die Todten verwandelt. Man ſchmückt die Gräber mit Kränzen, und die ſinnig zuſammenhängenden Friedhöfe der Stadt gleichen dann einem großen Garten in welchem viele Hunderte von Wallfahrern den unter dem Graſe ſchlummernden Lebensblüthen den ſtillen Ehrendienſt widmen. Blumen ſind wohl die beſten Symbole für die „von Gott geſäete Saat, zu reifen der ewigen Ernte."

Süßer Rauſch, in Blumenduft
Sein Gemüth verſenken!
Auch der Todten in der Gruft
Wollen wir gedenken.
Athmen ſie als Blumen doch
Aus des Grabes Moofe,
Ihre Seele grüßt uns noch
In dem Duft der Roſe.

So ſingt Adolf Böttger in ſeinen Johannisliedern die diesmal die Feier des Tages dichteriſch zum Ausſpruch brachten *). Der 24. Juni ſollte dies Jahr auch noch in anderer Weiſe Bedeutung erhalten. Iſt Leipzig zu ſehr norddeutſch um in vollen Zügen und unter allgemeiner Theilnahme Volksfeſte zu haben wie ſie der Süddeutſche kennt, ſo laſſen ſich die Beziehungen eines ſolchen Tages der doch einmal der geſchäftlichen Thätigkeit halb und halb entzogen wird, ſteigern und geiſtig heben. Der Schillerverein hatte das ſonſt dem Herbſt angehörige Kinderfeſt auf den Johannistag verlegt, und ſo ſah man denn in Gohlis das kleine Haus in welchem das große Lied an die Freude gedichtet, die Hochtragödie Carlos erſonnen wurde, im feſtlich freundlichen Schmuck der Blumenzeit. Mit Geſang, Muſik und einer Rede des Paſtor Zille ward die Feier in Gohlis eröffnet; auf Herder's Lied: „Freunde laßt

*) In Leipzig bei Otto Klemm erſchien außer dieſem kleinen Hefte vom Ueberſetzer Byron's und Oſſian's die dritte Auflage ſeiner geſammelten Gedichte. Adolf Böttger's Lyrik iſt außerordentlich melodiſch, in der Muſik der Sprache reich und gewandt.

Digitized by Google

uns fröhlich sein", folgten auf dem Wiesenplan die Spiele der Kinder, Stern- und Scheibenschießen, Reifenwerfen, Wettlaufen und Stangenklettern. An die Fleißigen wurden bei der Musterung Prämien vertheilt; eine Anrede Robert Blum's schloß die Feier. Auch viel Jugend aus Leipzig war versammelt und unter den zahlreichen, festlich geschmückten Zelten fanden sich gegen Abend aus der Stadt zahlreiche Schaaren von Zuschauern ein. Daß dies alles zu Ehren Schiller's geschah, war der einzige Irrthum bei der Sache. Das festliustige Leipzig irrt sich in der Wahl seines Helden. Gellert ist eigentlich Leipzigs Mann, nach Charakter und sonstiger Zusammengehörigkeit. An Vater Gellert würde sich weit ungesuchter ein volksthümliches Kinderfest knüpfen. Schiller ist der Dichter der akademischen Jugend. Die se wäre ihm ein Fest schuldig, falls die gesammte Nation ihm Tribute dieser Art nicht darbringen mag. Wird einmal der glückliche Umstand festgehalten daß Schiller in Gohlis einige Frühlingstage seines Lebens zubrachte, so sollte die Jugend unserer Hochschule sich dabei betheiligt fühlen. Unsere Hochschule glaubt der Stadt Leipzig ihren Leibniz zuwenden zu müssen, denselben Leibniz den diese Universität, weil er zu jung war, nicht zum Magister machen wollte, dergestalt daß der große Philosoph nie mehr in seinem Leben von einer Hochschule gern reden hörte die der Philosophie überhaupt so dürftigen Spielraum gönnt. Stellen wir Leipzig's Berechtigung zu einem Leibnizdenkmal außer Frage, so ist die Betheiligung der Hochschule daran Sache des Senates. Der Student von heute, der nicht mehr für Gellert fühlen, aber auch nicht für Leibniz schwärmen kann, sollte in Schiller den Heros seines Gefühls- und Gedankenlebens festhalten, er sollte die örtliche Beziehung die Leipzig auf Schiller wahrnimmt, nicht vorüberlassen ohne einem Feste der Art seinen geistigen Stempel zu geben. Er sollte! Statt dessen sehen wir das Parterre des Theaters leer, selbst wenn Meister Anschütz eine Gestalt des großen Dichterpropheten uns verführt.

Seit Jahrhunderten wurde der Johannistag auch als Meister Gutenberg's Tag betrachtet, und ein wohlthätiger Zweck zum Besten des hiesigen und des oberlausitzer Hülfsvereins bot diesmal günstige Veranlassung, in den Sälen unserer Stadtbibliothek eine Ausstellung zusammenzubringen die uns wie in früheren Tagen alte Erzeugnisse der Buchdruckerei und ihrer Vorläuferin, der Holzschneidekunst, zugleich mit merkwürdigen Handschriften aus der Zeit vor der typographischen Erfindung, vor Augen legte. Außer fast tausendjährigen Handschriften besitzt die Stadtbibliothek unter anderm einen Valerius Maximus den van Eyck für Kaiser Karl mit trefflichen Miniaturen verzierte. (Die zwei Hefte Handzeichnungen von Salvator Rosa, welche dieselbe Anstalt besitzt, fanden wir nicht mit vorgelegt. Es sind rasch mit der Feder hingeworfene Skizzen, Embryonen seiner Gedanken, die der geniale Meister seinem Tagebuche übergab. Reifenden die allzusüchtig unsere Stadt berühren, sei der Genuß empfohlen den ihnen ein Einblick in die Werkstatt der wilden, feckren Romantik Salvator Rosa's gewährt.) An Handschriften fanden wir aus dem Privatbesitz des Hrn. Weigel die außerordentlich reiche, vielleicht vollständige Autographensammlung der Reformatoren und der Männer des dreißigjährigen Krieges katholischer wie protestantischer Seits; von neueren Schätzen aus dem Besitze des Hrn. O. A. Schulz eine interessant zusammengestellte Reihe von Handschriften deutscher Dichter und Musiker, unter andern Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Unter den Holzschnitten nahmen die Ausgaben der Biblia pauperum, der Ars moriendi, alte Spielkarten von Adlern, Löwen, Affen und Papageien, ein Todtentanz in zweiter Ausgabe von der sonst nur noch drei Exemplare bekannt sind, Miniaturen aus dem 13., ein Gebetbuch mit Bildern aus dem 15. Jahrhundert, Ablaßbriefe, ein Heilsspiegel und ein Turris sapientiae, besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch. Von Prachtwerken der frühesten Buchdruckerkunst lieferte die Universitätsbibliothek ihre Gutenbergische Bibel auf Pergament, nebst andern Drucken aus der Offizin von Fust und Schöffer. Jenes Mainzer Werk (aus den J. 1450 bis 55) ist doppelt ehrwürdig, weil es der erste Triumph von Gutenberg's damals noch geheimer Kunst war. Von Andreas Friesner aus Wunsiedel, wahrscheinlich dem ersten Leipziger Buchdrucker, lag ein in Nürnberg gedrucktes Werk vor. Von dem ersten Buche das seinen Drucker und den Druckort sammt Jahreszahl nennt, dem Psalterium von 1457, sahen wir wenigstens ein Blatt. Unter den sieben schönen Pergamentdrucken der Stadtbibliothek findet sich auch ein Lutherisches Neues Testament von 1523, muthmaßlich, nach Dr. Naumann's Angabe, das einzige Pergamentexemplar dieser Ausgabe. Eine von den 12 Suren des Korans verdient Liebhabern und Kennern unter den Schätzen derselben Bibliothek ebenfalls noch hervorgehoben zu werden. — Die Jubelschriften der hiesigen Buchdruckerinnung nebst merkwürdigen Druckapparaten der Hirschfeld'schen Offizin machten die letzte Abtheilung der interessanten Zusammenstellung.

Das Theater das uns Jenni Lind und Pauline Biardot-Garcia vorenthalten, führte uns Frln. v. Marra vor. Für die eine Partei unserer Musikvergnügten, welche in den Wintercoucerten durch classische Musik abgemüdet wurde, war diese Virtuosität des italienischen Gesange eine willkommene Erscheinung. Ich meines Theils nahm zum ersten Mal Gelegenheit Donizetti's Tochter des Regiments zu hören. Ich hatte die hiesige Soubrette die die Marketenderin mit soviel Beifall spielt, nicht gesehen. Um Donizetti's willen hatte ich nun den Vortheil die Rolle auch zu hören. Und wenn Frln. Günther zu wenig von des Maestro Musik gibt, so gibt Frln. Marra bei weitem mehr als er selbst vielleicht will. Diese Sängerin macht die Rolle durch Einlagen selbst Schweizer Lieder zu einer Ausstellung aller ihrer Künste; sie tritt förmlich concertirend aus dem Rahmen der Oper heraus und entwickelt uns, während ihr Organ nicht mehr in Blüthe ist, doch die ganze bewundernswürdige Meisterschaft ihrer Stimmbildung, eine in der That jetzt seltene Vollendung der Kehlfertigkeit ihrer Schule die über jede Arie ein ganzes Füllhorn von schmelzenden Tönen, girrenden Liebesgaukeleien und flatternden Vögeln schüttet. Zu solchem Mixtum macht die italienische Oper die Gesangspartien ihrer assoluten Primadonnen. Italiens herumgekommener Genius schmückt mit solchen Blumen und Arabesken seine Todtengruft. — Das klingt sehr melancholisch, während die Welt sich drau cinlustigt. Wenn ich aber vom Johannisfest für die Todten begann, kann ich wohl auch vom Grabe der Presse und Kunst reden. Der Oper entwöhnt, fiel mir die entwürdigende Charakterlosigkeit dieser Donizetti'schen Musik doppelt aufs Gewissen. Rossini hat einen bezaubernden Humor, Bellini eine hinreißende Wollust in seiner sinnbethörenden Schwermuth. Donizetti ist charakterlos. Während die

Digitized by Google

Primadonna den Köcher ihrer Künſte nach Belieben leert, ſingen kann was ſie will, wenn ſie nur fixirt; ſteht ihr ein Chor zur Seite der ſinnlos lullt und girrt, leere Rhythmen drischt und alte Wäſche wieder wäſcht ohne ſie rein zu kriegen. Dieſen Chor in der Regimentskrechter bildet eine Soldateska bärtiger Krieger; aber ein Haufe Caſtraten kann auf zerbrochenen Flöten nicht weinerlicher ſeufzen, mark- und mannloſer fiſteln. — Daß Frln. Marra durch ihr geſchictes Trommelſpiel faſt mehr noch als durch die Grazie ihres Geſangs ſtürmiſchen Beifall erntet, gehört ſo zu der Proſtituirten an die uns das Theater gewöhnt. Frln. v. Marra iſt ohnedies eine Sängerin Wiens. — Eine zweite Sängerin aus Wien, Frau Stöckl-Heinefetter, löſt ſie gegenwärtig mit ihrem Gaſtſpiel ab.

Zur Leitung unſeres Orcheſters iſt, wie wir hören, Ferdinand Ries in Düſſeldorf gewonnen, ein Freund Mendelsſohn's, ein in claſſiſcher Muſik gebildeter Componiſt von dem wir gediegen gearbeitete Symphonien hörten. Vom Perſonal unſeres Schauſpiels iſt Hr. Meixner geſchieden, deſſen kräftige Urſprünglichkeit und witzige Naturfriſche wir im Luſtſpiel vermiſſen werden. Die hieſige Kritik hat ihn zum Theil verwöhnt, wenigſtens nichts dazu beigetragen dieſen gewandten Routinier und Farceur welcher Kraft und Geiſt genug verrieth um mehr zu werden, zugleich zu einem gewiſſenhaften Schauſpieler zu machen. Vielleicht hilft ihm in Stuttgart die Schule unter Grunert dazu. Dieſe Gewiſſenhaftigkeit und Pietät für die geiſtige Bedeutſamkeit der Aufgaben, iſt es was bei einem Verein ſchöner Gaben in Erſcheinung, Organ und Vortrag Hrn. Wagner zu einem Schauſpieler von Bedeutung macht. Er hat vor kurzem an der Burg in Wien nicht ohne Erfolg geſpielt; und das an Jugend arme Wien wird ihn uns in Jahr und Tag entziehen.

Frln. Unzelmann hat Leipzig an Berlin abtreten müſſen; ſie hinterläßt eine ſehr fühlbare Lücke in unſerem bisher blühenden und eifrig gepflegten Schauſpiel. Anſtand und geiſtige Würde, feine Sitte und ſinnige Grazie hatten dieſe Schauſpielerin zu einem Liebling Leipzigs gemacht. Es ſind das die Gaben die unſer Publikum bevorzugt, das bei ſoviel geiſtigem Künſtlerberuf das Unzureichende der natürlichen Begabung, ſelbſt ein ſchadhaftes, wirkungsloſes Organ hinnimmt. Gefällige Grazie entſpricht dem Charakter unſerer Bewohnerſchaft mehr als robuſte Natur. Iſt es nicht ſeltſam zutreffend daß in der Liebhaberei für öffentliche Perſönlichkeiten das Publikum einer Stadt ſich ſelbſt charakteriſirt? Frln. Unzelmann nahm als Valentine Abſchied, das volle Haus gab ihr in Kränzen und Zuruf den Dank zu erkennen den ihr ſinniges Spiel ſich anſpruchslos erworben. Ein deutſches Publikum pflegt in ſeiner öffentlichen Gunſtbezeugung auch gern den Antheil ſeiner perſönlichen Eindrücke an den Tag zu legen. Selten war eine Künſtlerin bei ſoviel geiſtiger Begabung von ſo gewinnender graziöſer Beſcheidenheit. Berlin hat ihr Gaſtſpiel früher willkommen geheißen und ſcheint ihr jetzt in der ſauren Gurkenzeit leere Häuſer und eine ſaure Kritik zu bieten. Vielleicht war der frühere Beifall Folge einer Parteiintrigue, denn plötzlich nimmt man dort jetzt erſt wahr daß ein machtloſes Organ alle eigentlich entſchiedene, große Wirkſamkeit, allen Aufſchwung der Leidenſchaft unmöglich macht. Möchte Frln. Unzelmann Berlin benutzen um ſich auszuruhen und ihr krankes Organ herzuſtellen. Berlin aber ſcheint um jeden Preis auf Großes geſtellt zu ſein. Auch Freytag's reizende Valentine, ein Stück von ſoviel friſcher Anmuth und Grazie, ſcheint dort nicht ſchmackhaft befunden zu ſein. Berlin hat vielleicht mehr zu thun als die Kunſt zu pflegen. Iſt das der Fall, ſo ſollte der jetzige Höllenbreughel der Berliner Kritik ſeinen Geiſt nicht an den kleinen Luxus den die Muſen treiben verſchwenden, mit ſeiner witzig geharniſchten, faſt krampfhaft geſchwungenen Fauſt nicht die ſchwanke Bretterwelt durchſchlagen, ſeinen Drang nach abſoluter Wahrheit nicht mit Kolophoniumsöligen zwiſchen gemalten Wänden ausſpritzen.

Meiſter Anſchütz von der Burg in Wien gab uns eine kleine Reihe ſeiner Rollen. Wallenſtein, Lear und die Jäger erhielten wir mit ihm, Heinrich IV. wurde raſch und eilfertig einſtudirt, um uns ſeinen Falſtaff vorzuführen. Was in des Alten Auffaſſungsweiſe von idealer Haltung war, hat ſich mit der Zeit wohl noch mehr ermäßigt oder abgeſchwächt. Aber die Elemente in denen er von je ſeine Stärke hatte, jene biderbe Treuherzigkeit, jene ſaftige Gemüthlichkeit, jene Fülle von gutartigem Phlegma, jene niederländiſche Wahrheit in der Zeichnung von Geſtalten aus der Wirklichkeit: das iſt noch alles in friſcher wohlthuender Wirkung bei ihm. Nicht ohne Furcht, einen Meiſter ſich vergreifen zu ſehen, ging ich ſeinen Falſtaff kennen zu lernen. Shakſpeare's Geiſt blickte mir nicht, wie ihn weiland Ludwig Devrient durchblitzen ließ, aus dieſem Sir John entgegen. Aber dieſe behagliche Gutmüthigkeit, eine Geſtalt wie ſie Rubens mit breitem Pinſel malt, war doch ſo höchſt ergötzlich daß ich mich freue, dem kräftigen Meiſter auch als Falſtaff huldigen zu können. — Mangel an Theilnahme hieß den alten Herrn ſein Gaſtſpiel abkürzen. In unſerem Parterre fehlt ſeit einigen Jahren bereits der Student. Der junge Kaufmann füllt es; den Studenten rufen ſelbſt die Geſtalten Schillers und Shakſpeare's nicht ins Haus. Dieſe Thatſache zu erläutern, würde zu weit führen.

Leipzig, d. 8. Juli.

[Kornzufuhr.]

Von Magdeburg liefen geſtern auf der Eiſenbahn ſtarke Getreidezufuhren ein, die unſere Regierung aus Stettin bezogen hat; die Leipzig-Dresdner Eiſenbahn ſpedirte ſie gratis weiter. Es war ruſſiſches Korn; man zählte überſchläglich 12,000 Scheffel Roggen und 10,000 Ctnr. Mehl. Vielleicht iſt es nur ein verläufiges Quantum. „Spät kommſt du, doch du kommſt!“ — Es drängt ſich dabei die Frage auf, warum die deutſchen Regierungen ſo ſpät Hülfe ſchaffen? Ferner: warum ſie noch immer irrthümlich meinen, nur durch directe Einmiſchung in das Geſchäft die Sache zu fördern? Abermals: warum kein Kaufmann, da ein ſolcher noch immer nicht nach unſern falſchen Begriffen Sitz und Stimme in einem Miniſterium hat, zu Rathe gezogen wird, wie am beſten Nothſtänden durch raſche Handelsvermittlungen abzuhelfen? In alle dem ſind und bleiben wir Deutſchen gelehrte Perrücken die den Mann der praktiſchen Thätigkeit, der hier allein Mittel und Wege kennt, über die Achſel anſehen. Die Regierungen, indem ſie ſich direct einmiſchen und ſelber Waaren beziehen, opfern viel Geld ohne zum Ziel zu kommen. Ein Ziel würde auf indirectem Wege von ihnen weit eher erreicht. Entweder ſie konnten, ſobald die Noth zu ſteigen anfing, eine Prämie, und zwar eine bedeutende, anlockende Geldprämie anſetzen für den Erſten der Korn importirte. Oder ſie konnten die Einfuhr

Digitized by Google

auf ihr Risico befördern, indem ſie für jeden Schaden gutſagten und den Gewinn Dem überließen der auf gut Glück einführte. — Deutſche Miniſterialräthe halten den Kaufmann noch immer für einen bloßen Krämer, dem nicht zu trauen. Der juriſtiſche Gelehrtendünkel iſt namentlich unter uns hier zu Lande noch immer ſehr ſtark. So hält man noch immer für nöthig daß die Bürgermeiſter ſtudirte Juriſten ſeien. Während Männer der Verwaltung, Männer des praktiſchen Geſchäftslebens, weit eher dem Städte- und Gemeindeleben aufzuhelfen im Stande wären. †.

Aus Berlin, d. 8. Juli.

[Der Jubelempfang der Abgeordneten in den Provinzen; Hr. v. Beckerath und die Abgeordneten Berlins; Meander gegen die Philoſophen; die Stadtverordneten gegen Miniſter Eichhorn.]

Den zu uns herüberdringenden Jubelbezeugungen, mit welchen mehrere Abgeordnete des Vereinigten Landtags bei der Rückkehr in ihre Heimath aufgenommen wurden, blickt man hier nur mit ſehr gemiſchten Empfindungen nach. Was hilft es Perſönlichkeiten zu bejubeln, während wir unter den Trümmern einer großen Sache ſitzen geblieben ſind, und für die endliche Zuſammenfügung derſelben zu der uns allein fruchtenden Organiſation keine weitere Gewißheit haben als — die moraliſche, an der die Deutſchen zur Befriedigung ihrer politiſchen Bedürfniſſe nun ſchon ſo lange zehren und ſchlucken daß ſie ſich, wenn dies nicht eine ſo gar leichte Speiſe wäre, ſchon von Grund aus den Magen verdorben haben müßten. Ein beſonderes Weſen ſcheint mit den heimkehrenden rheiniſchen Deputirten in ihrer Gegend getrieben zu werden, und die höhere politiſche Bildung und Redegewandtheit derſelben war auch auf dem Vereinigten Landtag als der entſcheidende Einfluß gewiß nicht zu verkennen. Aber wenn man die enthuſiaſtiſchen Nachrichten aus Crefeld hört, wo dem auf etwas wohlfeile Weiſe zu einem gefeierten Tagesliebling gewordenen Hrn. v. Beckerath eine ſo feſtliche Aufnahme geworden, ſo kann man nicht umhin daran zu erinnern, daß Beckerath zuletzt am meiſten Einfluß darauf geübt, die Oppoſition zu den Wahlen der Ausſchüſſe und der Staatsſchuldendeputation herüberzuziehen, indem er ſich an die Spitze der Vorbehaltmänner ſtellte. Die parlamentariſche Bedeutung dieſes Abgeordneten, „deſſen Wiege einſt neben dem Webſtuhl ſeines Vaters geſtanden", verkennen wir ſonſt keineswegs, ſie beruht beſonders in der Gabe einer ungemein harmoniſchen Verarbeitung der Gegenſtände und einer ebenſo ſinnreichen als haltungsvollen Betheiligung an der Debatte, worin er dem eiſerngepanzerten und nur mit dem ſchwerſten Geſchütz losgebenden Hrn. v. Binde oft als ein wohlthuendes, mildendes Element zur Seite geſtanden. Aber wir finden nur in dieſem und einigen andern Fällen, daß man nicht ſo geräuſchvoll hätte Lorbeerkränze austheilen ſollen in einem Moment der an ſich ſo trübe und zweifelhaft iſt, der nach keiner Seite hin etwas vollendet Geſchaffenes aufzuweiſen hat, und deſſen nächſte Folgerungen und Weiterungen zum Theil höchſt bedenklich ausfallen können. Wir glauben zwar nicht daß man ſich im Ernſt der Beſorgniß hingeben dürfe, die ſchon von einigen Seiten her ausgeſprochen worden: daß nämlich unſere Regierung beabſichtige, gegen diejenigen Abgeordneten, welche ſich gänzlich, und zum Theil mit einem Proteſt, den Wahlen entzogen, nachträglich einzuſchreiten, um ihnen die künftige Ausübung der ſtändiſchen Rechte auf dem Wege eines Proceſſes zu entziehn. Von einem ſolchen Verfahren ſoll allerdings die Rede geweſen ſein; es hat aber, wie wir zuverläſſiger Mittheilung entnehmen dürfen, keine beſtimmte Vereinigung darüber erreicht werden können, ſo daß dieſe Abſicht wohl als aufgegeben zu betrachten iſt. Vom juriſtiſchen Standpunkt aus möchte der Anſtellung eines ſolchen Proceſſes auch eine wenig günſtige Ausſicht zu ſtellen ſein. Unſeres Erachtens könnten Abgeordnete, welche ſich ihrer Pflichten in der ſtändiſchen Verſammlung entziehen (und wir wollen annehmen daß ſich die Sachlage einfach ſo verhalte!) nur in der Verſammlung ſelbſt, und zunächſt durch den Landtagsmarſchall, zur Verantwortung gezogen werden. Die Verſammlung hätte wenigſtens das Recht, die Wahl eines Abgeordneten für ungültig zu erklären, welcher ſich der Ausübung ſeiner ſtändiſchen Pflichten ſelbſt begeben hätte. — Für unſere ſtädtiſchen Deputirten, deren freiſinnige und charaktervolle Haltung auf dem Landtage ſonſt hier die größte Anerkennung findet, und von denen zwei ſogar in den Reihen der 138 Männer der ſtändiſchen Prineipoppoſition geſehen wurden, hat hier keine Feſtlichkeit ſtattgefunden. Doch wurde der Eine derſelben, Stadtrath Meewes, in der letzten Sitzung des Magiſtrats bei ſeinem Wiedereintritt in das Magiſtratscollegium mit einer ſeine Wirkſamkeit anerkennenden Anrede des Oberbürgermeiſters Krauſnick feierlich begrüßt. Unſer Oberbürgermeiſter kam hier wieder einmal recht billig dazu, ſeine liberalen Velleitäten, die ihm bekanntlich zuweilen aufſtoßen, an den Mann zu bringen. Unter unſern drei ſtädtiſchen Abgeordneten iſt es aber beſonders der Geheime Finanzrath Knoblauch, welcher den Preis des Wirkens verdient. Dieſer Deputirte war es vornehmlich welcher durch ſeine entſcheidende Mitwirkung bei den ſtändiſchen Finanz- und Anleihefragen, beſonders aber durch ſeine ausgezeichneten Erklärungen über die letzten Geldoperationen der Berliner Bank, einen der glänzendſten Siege der parlamentariſchen Oppoſition der zeichnen half. —

Viele glauben daß wir jetzt in der nächſten Zeit einer zwar nur kurzen, aber darum nicht minder ſcharfen Periode der Reaction entgegengehen werden. In unſern Univerſitätsangelegenheiten zeigt es ſich wenigſtens nicht, daß die moraliſchen und geiſtigen Einwirkungen des Landtags (und auf dieſe will man doch zunächſt ein ſo großes Gewicht legen!) ſchon einer freieren Behandlung unſeres Geiſtes- und Wiſſenſchaftslebens förderlich geworden ſind. Die Michelet'ſche Sache, von der ich Ihnen früher Umſtändlicheres berichtete, legt mindeſtens kein vortheilhaftes Zeugniß davon ab, und ſie ſcheint ſich neuerdings noch weiter verzweigen zu wollen. Als ein Gegner der Hegel'ſchen Erben iſt jetzt auch an der Univerſität ſelbſt unſer berühmter Kirchenhiſtoriker Neander aufgetreten, der ſonſt in den principiellen Zwiſtigkeiten der Zeit nur „Worte des Friedens" ſprechen wollte, nunmehr aber ein beſonderes Votum gegen Hrn. Michelet abgegeben hat, welches dahin geht, daß „philoſophiſche Irrlehren", wie ſie Michelet vertrete und verbreite, nicht länger an der Berliner Hochſchule geduldet werden könnten. Die ſo lange zurückgelegten (wir glaubten: vernichteten) Acten des Proceſſes gegen die Hegel'ſche Philoſophie Seitens der Theologie ſcheinen alſo jetzt wieder ausgegraben werden zu ſollen! Ob ſich wohl der dazu gewählte Zeitpunkt als ein günſtiger erweiſen wird? —

Eine eigenthümliche Oppoſition gegen die theologiſche

Digitized by Google

Richtung des Ministeriums Eichhorn steht von unserer Stadtverordnetenversammlung bewor, welche in ihrer letzten Sitzung die Frage zur Erörterung gebracht hat: ob nicht den Armenschulen, die bisher nach der Anordnung des geistlichen Ministeriums eine bestimmte religiös-confessionelle Richtung haben müssen, dieselbe zu nehmen, und sie in gemeinsame Schulen für alle Confessionen umzuwandeln seien? Das Institut unserer Stadtordnung will sich überhaupt auf seiner freien demokratischen Basis mehr und mehr als unbequem für gewisse gouvernementale Tendenzen erweisen. — (✻.)

Aus Karlsruhe, d. 4. Juli.

[Das Theater.]

Unsere Stadt vermißt bei der unzähligen Menge von Fremden die besonders von Baden aus herströmen, sehr schmerzlich diesen Sommer ihr Theater. Der Bau eines Interimshauses wird bis gegen die Mitte Octobers vollendet sein, worauf dann sogleich die Bühne eröffnet wird. — In der Mitte August's müssen sich alle Mitglieder unserer Hofbühne wieder in unsern Mauern vereint haben. Von unsern Künstlern erwarben sich auswärts Ruhm Hr. Dessoir im Schauspiel, und Hr. Sontheim in der Oper, ein junger talentvoller Heldentenor der in Cassel 23 Mal auftrat und stürmischen Beifall erntete. Dessoir hat seine Regie an Hrn. Fischer abgegeben. Wir erwarten als neu engagirte Sängerin ein Fräulein Nutschmann, welche ihre musikalischen Studien in Italien machte. †.

Aus München, d. 6. Juli.

[Der Verfasser der Liebesproben; die Studentenverbindung Palatia; es spukt in der Marburg.]

Mein Gefühl für Recht zwingt mich noch wiederholt auf den Verfasser des Zaubermärchens „Liebesproben" zurückzukommen. Ich war getäuscht; Hr. Schultes steht außerhalb der Kreise einer gewissen Circe von deren Machteinflüssen das Gebiet der Literatur überhaupt noch rein geblieben. Der Regierungsrath Schultes ist gestorben, diese Bekanntschaft ist abgebrochen. Ich gestehe gern ein daß mein Zorn über ein gewisses Protectionstreiben hier mich zu weit trieb; Hr. Schultes steht in meinen Augen als Ehrenmann rein da.

Ich schrieb Ihnen vor acht Tagen, die Studentenverbindung Palatia habe einige ihrer Mitglieder aus gewissen Gründen aus ihrer Mitte gestoßen. Dieser Verbindung soll jetzt die Weisung zugegangen sein, jene Mitglieder wieder aufzunehmen, widrigen Falles sie aufgelöst werde. Die ausgestoßenen Mitglieder sollen Stipendien erhalten.

In München spukt es jetzt. Soweit haben die Pfleger und Protectoren der Finsterniß es unter dem vorigen Ministerium gebracht, daß Münchener wieder an Gespenster glauben. Seit einigen Abenden sammeln sich über hundert Menschen (die Meisten gehören dem einst vielleicht schon gewesenen Geschlechte an) in der sogenannten Marburg wo man von elf Uhr an ein unheimliches Rächen und Stöhnen vernimmt. Ich selbst habe es gehört,

„Obstupui et vox faucibus haesit."

Es ist aber auch zu schauerlich. Ein gewisser Herr Fischer, in der Marburg, der Residenz Ihrer Kais. Königl. Hoheit der Kurfürstin Leopoldine, als Einheizer oder in einer andern ähnlichen Hofcharge angestellt, schläft in dem Gange, in welchem jene unheimlichen Klänge gehört werden. Der gute Mann, welcher einen furchtbar dicken Hals hat und dazu gerne auf dem Rücken liegt, kommt regelmäßig um drei Viertel auf elf über vom Hofbräuhause heim. Eine Viertelstunde darauf schläft uns schnarchl er. Alsdann beginnt jenes unheimliche Rächen und Stöhnen.

Die Schwarzkuttenbrüder aber, zürnend daß sie jetzt gleich den Laien ein Examen machen müssen um Professoren werden zu können, diese armen Brüder und ihr dumpfgläubiger Anhang behaupten, die Geister der alten, Gott- und Jesuitenseligen Herzöge ächzten und stöhnten daß nunmehr in Baiern der Scheffel hinweggenommen, unter welchen sie das Licht auf ewige Zeit gestellt zu haben noch vor Kurzem wähnten.

✻.

[Der Verfasser der Diogena.]

Die Autorschaft der Parodie auf die Gräflich Hahnschen Romane ist noch immer Geheimniß. Für die Feder einer Frau ist namentlich der Schluß des Buches zu grausam; A. v. Sternberg hat wohl die Kenntniß unserer Salonwelt, aber nicht die moralische Energie um die Satyre geschrieben zu haben. L. Schücking äußerte neulich, es gebe in Deutschland nur Eine Feder der das Buch zuzutrauen. Wer wäre diese Eine Feder? — Nach unserer Muthmaßung: Advocat Detmold in Hannover. Von ihm war, dünkt mich, auch vor Jahren in einer Hamburger Zeitung ein Aufsatz „Gräfin Kilerikl", der als Vorspiel zu dem lustigen und bitteren Schalksbuch gelten kann.

[Das deutsche Volk, geschildert von Duller.]

In 25 Lieferungen (Leipzig, Georg Wigand) kündigt sich und eine Schilderung deutscher Mundarten, Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten an, von welcher bereits zwei Lieferungen mit sechs colorirten Bildern vorliegen. Eduard Duller schickt in seinem Texte Betrachtungen voraus über Deutschlands politische und natürliche Grenzen; die sprachlichen Scheidelinien gibt er nach Bernhardi's Sprachkarte. Seine Schilderung beginnt dann mit den deutschen Stämmen in Österreich. — Während Firmenich, ein Kölner, der in seiner Germania uns das Volk in seinen Liedern und Mundarten vorführt, von Niederdeutschland begann und bis Mitteldeutschland bereits vorgedrungen ist, hebt Duller, ein Österreicher von Geburt, seine Schilderungen umgekehrt von Süden an. Beide gehen mit gleich getreuem Fleiß an ihr Werk; sie werden sich vielfach ergänzen und die Hand bieten.

[Bitte um Berichtigung.]

Ich glaube nicht an einen persönlichen Teufel, aber an den Druckfehlerteufel der mich unbefangenen verfolgt, muß ich leider glauben. Auch diesmal hat er mir die reine Freude verdorben, durch seinen ganz abscheulichen Druckfehler der unglücklichen Weise meinen eigenen Augen entwickelt ist. In meinen „Erinnerungen an Bamberg" Nr. 27. S. 440. Sp. 1. Z. 11 von oben steht bekanntlich statt „Bibliothek." Was werden die Bamberger sagen, wenn sie ihre große königliche Bibliothek in eine Leibbibliothek verwandelt finden? Auch in dem Gedichchen an die Altenburg hat sich noch ein ähnlicher eingeschlichen. Statt „zu ihrem Schutze eilen" muß es heißen: Zu ihrem Schutze.

W. L.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 24. Juli.

Inhalt: Heinrich Zschocke. Von F. Gustav Kühne. — Thüringer Wald-Partieen. Von L. M—i. 2. — Aus Oestreich, Berlin und München. — Das Ergebniß des preußischen Landtags. — Papst Pius IX. — Der Abgeordnete von Elberfeld.

№ 30.

Heinrich Zschocke.

Es ist jetzt unter uns mehr als je die Rede von Literatur aus dem Volke und von Literatur für's Volk. Wenn mir recht ist, hat Auerbach in seinen »Grundzügen einer volksthümlichen Literatur« diese Bestimmungen zuerst in's Auge gefaßt, ihre Unterschiede festzustellen gesucht. Es ist nicht glücklich, den Begriff »Volk« noch immer auf die unteren Stände der Nation zu verweisen, deren Gegensatz zur Bildung festzuhalten. England und Frankreich kennen diese strenge Sonderung nicht. Aber sie kann heilsam sein, sie wird eine Nöthigung bleiben solange die Welt der Bildung andere Wurzeln hat und besondere Blüthen und Früchte treiben will. Auch die Fürsten mit ihrer Politik gehören zum Volk, den Priestern gehört nicht mehr die Religion, und die Wissenschaft soll nicht ferner esoterisch sein. Zum Volk gehört Alles was dem nationalen Boden entspringt, der Natur seiner Eigenthümlichkeit entspricht. Will sich aber noch auf irgend welchem Gebiete Treibhauspflanzenzucht geltend machen, so heißen wir den frischen Waldwuchs den uns die Literatur aus dem Volke bringt, doppelt willkommen. Und dabei drängt sich dann freilich die Wahrnehmung auf daß nicht Alles was aus dem Volke kommt, auch zugleich für's Volk ist. An Berthold Auerbach selbst und seinen Arbeiten wird das ersichtlich. Während sein Gevattersmann als Volksbuch in Ton, Inhalt und Form sich an die Massen der unteren Stände wendet, hat die Welt der Bildung, des Patschulidustes unserer Salonnovellistik müde, sich seiner Dorfgeschichten bemächtigt. Ob die Kritik diese Dorfnovellen ihrer Form und Gestaltung nach zu den Meisterstücken deutscher Novellenpoesie zu zählen habe oder ob nicht, fällt dabei kaum in's Gewicht. Unseren formseligen Artisten in der Literatur gegenüber, handelte es sich in Sachen der Entwickelung jederzeit wie noch jetzt wesentlich um die Elemente, nicht um die formelle Mache.

Allen Formkünstlern gegenüber hat seit dreißig Jahren Heinrich Zschocke eine gewissermaßen verschwiegene, aber unerschütterliche Macht und Wirksamkeit gewonnen. Zschocke ist selten besprochen, selten oder nie ein Gegenstand der kritischen Debatte gewesen. Je stiller, um so tiefer und fester vielleicht wurzelte sein literarisches Thun im Schooße des Volkes, und unter dem was wir Volk nennen, zunächst im großen, starken, weitverzweigten Mittelschlag der bürgerlichen Welt. Wenn wir von der schreibseligen Fingerfertigkeit dessen was der Tag bringt und verschlingt, von dem eitelen Geräusch, von der Ruhmsüchtelei Derer die um jeden Preis sich nach der Speisekarte des Tages drängen, uns schließlich mit Unwillen abwenden, so erstaunen wir fast, plötzlich eine Macht im Lande zu entdecken, die ohne jegliche Journalposaune vor kurzem gesammelte Novellen und Dichtungen in siebenter Auflage brachte, von anderen, dem religiösen Bedürfniß gewidmeten Arbeiten in sechs Bänden bereits eine vierundzwanzigste Ausgabe in die Welt förderte. Zahlen beweisen nicht, Auflagen wenigstens nicht den Werth der Bücher. Es hat manche Autorschaft sich nothwendig gemacht indem sie mit den Schwächen eines Publikums bewußt oder unbewußt Augendienerei trieb, dem Verderb eines verbreiteten Geschmacks sich mit Haut und Haaren verschrieb. Es sind das die »populären«

Digitized by Google

Schriftſteller, ein gemeines Wort das wir mit ſeiner ſchlechten Nebenbedeutung feſthalten könnten, um den Begriff des Volksthümlichen davon zu ſäubern. Was uns dazu treibt Zſchocke unſern Leſern hier vorzuführen, iſt die neue Sammlung ſeiner »Volksſchriften« die mit der Bezeichnung »für Volksbibliotheken und Leſevereine zu Stadt und Land« in einem wohlfeilen Bande voriges Jahr zu Aarau erſchien. Es ſind dies die ſchon einzeln vielfach verbreiteten, nicht blos in die Nachbarſprachen, auch in's Böhmiſche, Lettiſche und Serbiſche überſetzten Dorfgeſchichten: das Goldmacherdorf, die Branntweinpeſt, und Meiſter Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden. Dies ſind wirklich Novellen für's Volk; die erſte ganz beſonders für Leſer auf dem Dorfe. Hier wird uns die Geſchichte des wackern Oswald erzählt der nach langer Zeit vom Kriege heim in ſein Dorf kommt. Unbill und Drangſal der Kriegsläufte haben ſeine Heimath ganz verwandelt; er kennt ſein »Goldenthal«, wie es hieß, kaum wieder. Die Noth hat alles äußerlich wie innerlich verwildert, das Gewerbe liegt darnieder, die Schenken wimmeln, die Arbeiterſtuben ſind leer; der Verarmung iſt Entſittlichung auf dem Fuße gefolgt. Oswald ſitzt in ſeinem Heimweſen, auf ſeiner Habe, und darmt ſich ab um ſein Goldenthal. Aber er hat die Welt geſehen und ſchöpft Muth. Reden und herzliche Zuſprache die er hält, werden mit Hohn erwiedert. Als er auf ſeiner eignen Hufe Hand anlegt, ſein Wohlſtand ausblüht, ſtaunen die Nachbarn, aber ſie verſchreien ihn; er ſei auswärts mit dem Böſen in Bündniß getreten, wiſſe um die geheime Kunſt Gold zu machen. Er hält Schule und ſchaart das junge Geſchlecht um ſich. Darob verketzert, überfallen ihn Paſtoren und Conſiſtoren in der Schulſtube, in der Abſicht ihn auf Irrlehren und Jugendverführung zu ertappen, ſind aber, wie ſie ihn in Liebe ſchalten und walten ſehen, ſeine Maximen die Kinder zu regieren und die Kleineren von den Größeren erziehen zu laſſen, bewundern müſſen, ganz waffenlos gegen ihn, den vermeintlichen Atheiſten. Nur die fabelhafte Weiſe ſeines Reichwerdens und ſeine geheimnißvolle Zurückgezogenheit erſcheint noch anſtößig und verdächtig. Die Bauern gelüſtet nach den Mitteln ſeiner Herrerei; einzeln drängen ſie ſich zu ihm, mit der Bitte ihm das Geheimniß zu verrathen. Einzeln ſagt er jedem zu: ja, ich weiß um die Kunſt und will ſie Euch anvertrauen! Er beſtellt ſie heimlich in der Nacht zu ſich. In die dunkle Stube geführt, hört jeder die Bewegung ſeiner Nebenmänner und fühlt ſich ſchon in's Vorreich der Geiſterwelt verſetzt. Um Mitternacht ſpringen die Thüren auf und mit Kerzen in der Hand erſcheint ein glänzend gekleideter, ordengeſchmückter Officier. Die Geiſtererſcheinung iſt Oswald ſelbſt; die Geheimniſſe der Goldmacherei, die er ihnen verräth, ſind nichts als die Ingredienzien guter Zucht, ehrbarer Haltung, getreuen Fleißes, kurz die Moral als Hausmannskoſt für den gemeinen Mann. Verdutzt und beſchämt, halb ärgerlich und ingrimmig, laufen die Bauern nach Hauſe, bedenken ſich's aber, gehen in ſich und thun ſo wie ſie ihm feierlich zugeſagt. Mit Hülfe eines neuen jungen Pfarrherrn bringt Oswald eine Reform des ganzen Dorfes zu Stande, hat Sparkaſſen errichtet, gemeinnützige Anſtalten geſtiftet und waltet anſpruchslos über den kleinen dörflichen Staat, der ſich nun wirklich den Namen Goldmacherdorf verdient.

Der geneigte Leſer dem wir dieſen Inhalt der Erzählung ganz flüchtig vorführen, wird mit und die Momente darin nicht verkennen, die charakteriſtiſch genug ſind um plaſtiſch zu Gruppen und Scenen herausgearbeitet zu werden. Allein Darſtellung und Entwickelung ſind um nicht zu ſagen roh, doch ganz in ihrer nackten Einfalt verblieben; die Geſchichte iſt eben für die Faſſungskraft Derer berechnet die in ihr ſich ſpiegeln ſollen. Und wie dieſe Dorfnovelle ſind auch die andern beiden Erzählungen Geſchichten für's Volk. — Zugleich finden wir in dem Bande von Zſchocke's Volksſchriften eine Auswahl deſſen was ſein »Schweizerbote« brachte, ein Volksblatt das jahrelang auf die Entwickelung der Schweizer Zuſtände nicht ohne bedeutende Wirkung blieb. Auch dies iſt ganz volksgemäß gehalten, Nützliches und Ergötzliches ganz zugerichtet für die Koſt des Landmanns und des kleinen Städters. Wir finden da die allerlei Erzählungen, Sprüche und Schwänke des alten Botenmannes, Fabeln mit ernſter Nutzanwendung, luſtige Geſchichten die eben ſo lehrreich ſind, traurige Märchen und humoriſtiſche Strafpredigten, Abraham Rothnagels Heirathsgedanken, Habakuk Pumper's troſtreiche Ermahnungen und Anweiſungen zum ſeligen Leben, deſſen Reiſen in Abyſſinien, ſeine Geſpräche mit dem Kaiſer von Japan, bei dem er Bratenwender geworden, ſeine Beweisführung daß alle Tyroler, Schwarzwälder und Schweizer von Natur hochgeborene Barone ſind. Ernſt getreue Schilderungen Felienberg's und ſeiner Anſtalt wechſeln mit Stoßſeufzern geplagter Ehemänner, Sendſchreiben über den Freimaurerorden mit wunderſeligen Briefen der Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin Anna Quakli an eine Frau Feuerſpritzenlieutenantin, Aufſätze über den Thierarzt der feinen Stände mit Neujahrswünſchen und Nachtwächterliedern.

Digitized by Google

In alle dem hat Zſchocke eine Reform der untern Stände bezweckt, indem er die Bedürfniſſe des Volkes zu den ſeinigen machte, deſſen Einſicht Hand in Hand mit deſſen Sittlichkeit zu heben und zu ſteigern ſuchte. Wir müſſen ihm unter den Volksmännern in der Literatur einen bedeutenden Platz einräumen. Dieſen volksthümlichen Platz behauptet er aber in noch höherem Maße in ſeinen Novellen und Romanen, in ſeinen geſchichtlichen Charakterbildern. Ob er bei dieſen den großen Mittelſchlag der Bildung, in welchem ſie weſentlich Eingang fanden, abſichtlich in's Auge faßte, läßt ſich nicht ſo entſchieden annehmen. Zſchocke will auch in ſeinen Romanen lehren, überzeugen, während ſeine Phantaſie ſich hier in freier Schöpferkraft ergeht. Es läßt ſich nicht feſtſtellen wie weit das Naturell dieſes Dichters unbewußt dabei der Tendenz huldigt. Ein ſtarker Drang zur Doctrin iſt auch in den beſten Ergüſſen ſeiner Poeſie bemerkbar. Und wenn es zu den Triumphen ſeiner Dichtungen gehört, die ſittliche Energie des freien, ſich ſelbſt beherrſchenden Geiſtes aufzurufen, ſo iſt die ſtille, aber getreue Begeiſterung die dieſer Autor daneben in Deutſchland genießt, recht eigentlich eine thatſächliche Verſpottung jener franzöſelnden Formpoeten die ſich vermeſſen die moraliſchen Elemente, die ſittlichen Machtwirkungen, aus allem Gebiet der Kunſt und des Schönen hinauszuweiſen. Daß die Sittlichkeit »ſich von ſelbſt verſtehe,« iſt das naive Glaubensbekenntniß jener blaſirten literariſchen Artiſtik die von franzöſiſcher Milch genährt, an Frankreich ſelbſt den unſeligen Zerfall erleben könnte, der ſich darin bekundet daß die Intelligenz ſich dort von der Moralität abgeſchiedene Bahnen ſucht. Jede Erhebung der Seelenkräfte, jede Steigerung der Lebensgeiſter iſt Sache der Sittlichkeit, ſo beim Einzelnen wie beim Volk. Für die Ablöſung vom Schooße des Volkes, in welchem jeder Aufſchwung der Geiſter ein ſittlicher iſt, kann auch die feinſte Kunſtform nicht entſchädigen, können Kunſt und Literatur nur zur Sache des Luxus, zur Sache des eitelen Spieltriebes herabgedrückt werden.

Es iſt juſt das Ethiſche in Zſchocke das dieſen Dichter zu einem in der That mächtigen in Deutſchland macht. Mit dieſem Geiſt des Sittlichgerechten, mit dieſer Bravheit in Geſinnung und Thatkraft, mit ſo viel ſtarker männlicher Selbſtändigkeit in welcher ſich in Zſchocke's Schriften ein Charakter darlegt, ſympathiſirt die Deutſchheit in Maſſe gern und freudig. Von ſolcher Charakterhaftigkeit welche Zuverſicht einflößt, laſſen ſich die Leſer ſogar gefallen daß er ſie in's abſtracte Geiſterreich führt, ſie mit metaphyſiſchen Zweifeln heimſucht, wie im Alamontade, mit Zweifeln an Gott und Welt die mit dem Helden des Buches niemand mehr theilt. Heinrich Zſchocke hat in den Schweizer Bergen mitten zwiſchen politiſchem Drangſal und Aufruhr, mitten unter religiöſem Zerwürfniß ſich eine ſeltene ſittliche Keuſchheit, jene Reinlichkeit der Seele erhalten wie ſie ſich dort in gleicher Einfalt nur etwa in Ulrich Hegner's Dichtungen befindet. Zſchocke hat von dieſem Schweizerſohn aber nicht die Stille des Geiſtes; es hat in ihm geſtürmt, äußerlich und innerlich haben die Wogen des bewegten Lebens ſein Herz überflutbet, er hat ſich den Frieden erobern müſſen, ſeine Romane tragen mitunter die Spuren des Aufruhrs und einer mühſamen Beſchwichtigung zur Schau. Um ſo feſter iſt aber ſein Friedensſchluß mit Gott und Welt, tief ohne die Klarheit einzubüßen, einfältiglich ohne den Hochflug des geiſtigen Strebens dranzugeben.

Ich glaube, es ſind beſonders Zſchocke's kleinere Novellen die in der deutſchen Familienlectüre Haus- und Handbücher geworden ſind. Die ſcharfe, derbe Geiſel ſittlicher und geiſtiger Hinfälligkeit iſt in dieſen Erzählungen zu einem kräftigen Pinſel niederländiſcher Malerei geworden. Es iſt erquickend, ſoviel Kraft der Tugend mit ſoviel Überlegenheit in Humor und Komik dichteriſchen Ausſpruch gewinnen zu ſehen. Da finden wir Schurken von gutem Ton, die Niederträchtigkeit die ſich eines guten Anſtandes erfreut, Erbärmlichkeit des Geiſtes und des Herzens bei ſeinen Manieren und gebildeter Herkunft. Die ſittliche Empörung dagegen iſt hier zugleich geiſtige Erbebung, und ſie theilt der brave Menſch des geſunden Mittelſchlags in allen deutſchen Landen. Auch Hogarth macht moraliſche Betrachtungen rege, wenn wir in ſeinen Bildern zugleich die Kunſtfertigkeit der Zeichnung in ſo viel charaktervoller Wahrhaftigkeit bewundern. Zſchocke hält ſich für keinen Artiſten im Schreiben. Die Wahrheitsliebe, meint er, führe ihm lediglich die Feder und nehme die Phantaſie nur zu Hülfe. »So geht's Leuten, bricht er irgendwo einmal durch, ſo geht's Lenten wenn ſie in's Plaudern kommen, weil ſie nicht künſtleriſch erzählen können!« Er weiß nicht daß der kunſtloſe Ton ſeiner Erzählungen, der unmittelbar ſeine Schätze aus dem Schachte hebt, die Urſprünglichkeit ſeiner ſchlagenden Darlegungen eines pragmatiſchen Stoffes, ihm Vertrauen, Glauben, Ruhm verſchafften. Ein geiſtvoller Kopf der zugleich das Herz auf der rechten Stelle hat, iſt unwillen noch kein Virtuoſe, aber er kann mehr als das ſein, auch wenn ſein künſtleriſches Talent ganz im Dienſte ſeiner ſittlichen Energie ſteht. Dabei ſind in Zſchocke's Dich-

Digitized by Google

tungen Partien von ſo vollendeter Plaſtik daß ſie ihm als Meiſter in Zeichnung und Geſtaltung ſeine Stelle in der deutſchen Romandichtung ſichern. Es ſind namentlich die komiſchen Scenen in ihrer geſunden Kraft und Friſche. Wie meiſterlich iſt z. B. im »todten Gaſt« der naive kindliche Ton im Vortrag eines ſchauerlichen Stoffes! — Was für uns bei erneuter Betrachtung der Zſchocke'ſchen Erzählungen deren eigenthümlichen Werth beſtimmt, iſt die Charakteriſtik der orthodoxen Welt unſerer Vorfahren die in ſeinen Novellen ihren dichteriſchen Ausdruck findet. Da haben wir gleich im »todten Gaſt« an dem alten Kauf- und Handelsherrn Bantes in Herbesheim die harte derbe Biedermannstugend in ihrer rührenden Ehrbarkeit und trockenen Komik. Auch die Tugend in ihrer bornirten Kraft, die Bravheit in ihrer Wunderlichkeit, der orthodoxe Trotz alter ſtarrer Sonderlinge aus der guten Zeit unſerer Altvordern, dieſe Züge ſind nirgends charakteriſtiſcher gezeichnet als bei Zſchocke. In der Novelle »der Fürſtenblick« ſehen wir die Bravheit auch auf dem Throne, in Geſtalt eines jungen Fürſten. Der Blick des alten Herrſchers leuchtete zündend wie ein Blitz durchs Land; ein Augenwink hob und ſtürzte die Creaturen, und ein Blick der Kaiſerin Katharina von Rußland trifft den in Deutſchland geſtürzten Günſtling mit eben ſo plötzlich ſegensvoller Wirkung für ſein Geſchick. Ein einziger Fürſtenblick macht ihn zum Verbrecher, ein einziger Fürſtenblick zum Glückspilz. Der junge deutſche Fürſt ſeiner Heimath wird dann ſein Freund. Das Experiment das Beide an den Unterthanen des kleinen Staates machen, um deren Selbſtändigkeit, Werth und Kraft zu prüfen, verdiente dieſelbe ausführliche Beleuchtung wie man in den Mystères de Paris die Maximen eines angeblich deutſchen Großherzogs kritiſch erläutert hat. Zſchocke's politiſche Satyre im »Fürſtenblick« iſt weit ehrlicher und wahrer. Dieſe ſatyriſche Novelle will allerdings auch lehren, und die Moral in der Fabel ſpricht ſich über die Stellung abſoluter Fürſten in den Worten aus: »Wo der Landesherr das Recht hat Unrecht zu thun, werden ſeine Schlechtigkeiten eben ſo viele Bewunderer als ſeine Tugenden finden, und iſt überall kein unantaſtbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn iſt die ſchlechteſte und unſicherſte Staatsverfaſſung; ſie iſt die Staatsverfaſſung der Aſiaten.«

Weit entfernt, bei ſoviel Werthſchätzung der guten Elemente in ſeinen Dichtungen zugleich blind über ihre Mängel zu ſein, bin ich ſehr gern geſtändig daß ſich mit der Derbheit ſeiner Malereien nicht immer die Feinheit der Pinſelführung geſellt. Wenn er Frauen ſchildert, — Zſchocke iſt kein feiner Seelenmaler, — ſo gibt er uns geſunde, natürliche, richtige und wahre Geſtalten, die ſich in ihrer handgreiflichen Feſtigkeit jene Unbeſcholtenheit der Natur erhalten haben, in welcher er ſelbſt gern eine gewiſſe Majeſtät der Unſchuld feiert. Die Conflicte der Geſellſchaftsintereſſen und der Bildungswelt kennt er wenig. In einer ſeiner Geſchichten die er allen Neuvermählten für den Vorabend ihrer Verbindung empfiehlt, hat er die Nüancen des ehelichen Lebens entwickelt, und es gibt unendlich ſchwierigere Lebensverhältniſſe der Ehe, in denen die Feſtſtellung der ſittlichen Idee gegen die Macht der Leidenſchaften weit weniger leicht wird als es bei den naiven Vorausſetzungen Zſchocke's glaublich iſt. Und wenn er in der Novelle »Tante Roßmarin« die aus Zufall und Naivität gefallene Mädchenunſchuld zum Thema macht, ſo kann uns die Geſundheit ſeines Sinnes nicht für die fehlende Feinheit bei Schilderung ſo discreter Fälle entſchädigen. In ſeinen »weiblichen Stufenjahren« gibt er uns ein Bild der ariſtokratiſchen Sphäre der Geſellſchaft das in unſerem Autor, mich eines Magdeburger Ausdrucks zu bedienen, den »hanebüchenen« Mann verräth.

In Zſchocke's Derbheit liegen aber zugleich die deutſchen Tugenden dieſes Dichters. Es iſt der Pragmatismus ſeiner Erzählungen was ihnen ſoviel Antheil ſichert; es iſt das Faßliche, das Sprudliche, die ſinnliche Kraft und Energie ſeiner gleichnißreichen Sprache was ihm ſoviel Zugang macht. Sein praktiſch handfeſter Witz der an die Rüſtigkeit der Komik unſerer Altvordern erinnert, hat ſich an der ſchnellkräftigen, ſpruchfertigen Redeweiſe des Volkes genährt und gepflegt. In der größern Novelle »Abderich im Moos« hat ſich Zſchocke in der Ausmalung der Geſtalt des Meiſterſängers Wiri, was man ſagt, ſo recht wohlgethan. Dieſer luſtige Spielmann mit ſeiner ſinnreichen Sprüchwörterede voll Scherz und Schimpf erinnert faſt an Hans Sachſens Art und Weiſe. Spruch und Schwank des alten Botenmanns in ſeinem Volksblatt »der Schweizerbote« ſind von ähnlichem Schlage. Und in jener Novelle die uns wie ein großes Reiterſchlachtſtück von Rubens in Saft und Kraft und breiter Fülle den Aufruhr der Schweizer Bauern gegen die Städter zur Zeit der Glaubenskämpfe liefert, iſt die ganze Haltung der Figuren in dieſem Styl. Nicht blos der Meiſter Wiri, auch der Entlibucher Rädelsführer ſammt andern Kumpanen die da landtagen und ſcharmützeln, ſelbſt der Landsknecht aus ſchwediſchem Dienſt mit der gegierten

Digitized by Google

Vornehmigkeit excluſiver Redeweiſe, ergehen ſich in dieſer volksthümlichen Spruchfertigkeit deutſcher Art aus entſchwundenen Zeiten.

In der Mitte dieſes meiſterhaften Gemäldes vom Schweizer Bauernkriege ſteht als Hauptgeſtalt eine jener Lieblingsfiguren Zſchocke's, ein Empörer wider Gott und ſeine Weltordnung, jener Adderich der wie Alamontade uns in eine tiefe Werkſtatt voller Seelenkämpfe Einblicke gibt. Schon in einer frühen Ausgeburt wirrer Jugendſtürme, im Räuber- und Banditendrama Aballino, warf Zſchocke einen ſolchen Zweifler an Gott hin, wie ſie uns die Sturm- und Drangperiode unſerer Kraftgenies von ehedem lieferte. Im Alamontade hat er uns dieſe Elemente eines Aufruhrs aller Lebensgeiſter am meiſten metaphyſiſch vertieft, Elemente die er in ſeinen betrachtenden Schriften, vorzüglich in ſeiner Entwickelung des Chriſtenthums und aller Religionen der Menſchheit, kräftig, verſtändig und klar überwunden und gelichtet hat. Dichteriſche Geſtalt haben dieſe chaotiſchen Gedankenſtoffe in Alamontade und Adderich gewonnen. Sie haben zu pantheiſtiſchen Anklagen gegen Zſchocke Veranlaſſung gegeben. Es ſind dies verwilderte Naturmenſchen die ihre düſteren Nachtſchauer um ſich breiten, Schickſalsſtürmer die ihre Geburt, ja die ganze Schöpfung einen Mißgriff Gottes ſchelten, in ihren heiligſten Gefühlen betrogen, in ihren ſüßeſten Hoffnungen getäuſcht, Gott zur Rechenſchaft ziehen möchten und plötzlich die Entdeckung machen, es ſtehe ihnen im verworrenen All der Welt niemand Rede, der große Unbekannte ſei nicht faßbar mit Augen von Angeſicht zu Angeſicht. Sie wähnen dann ſein Weſen aufgelöſt in's Allgemeine, zerſtückelt und auseinandergeworfen in die Glieder der Schöpfung und wo ſie eines dieſer Glieder anrühren und ſchütteln, tönt ihnen keine lebendig bewußte Seele entgegen. Das froſtige Lächeln atheiſtiſcher Verzweiflung auf den Lippen, ſucht ihr dunkel glühendes Auge nach dem großen Urgeiſt den ſie nicht zu finden vermeinen, und der ſich doch ſchon in ihnen ſelbſt, in ihrem tief ſehnſüchtigen Drange zu ihm bekundet. Dieſe Zweifler an Gott, wie Alamontade, wie Adderich, wiſſen nicht, wie ſie, ſelbſt ganz verloren in eitel Naturdienſt, dennoch ihres Gottes inne werden, da ſie im großen Aufruhr ihrer Seele wider die mißgeſtaltete Menſchenwelt die Ordnung der Naturrechte herzuſtellen trachten, die Sache der Menſchheit für heilig, für eine Sache Gottes halten.

Wir ſind hier im Mittelpunkt von Zſchocke's religiöſen Bekenntniſſen angelangt. Zſchocke iſt Proteſtant, ohne jedoch mit dem Proteſtantismus den Kreis der Heilswahrheiten eben ſo orthodox wie ihrerſeits die katholiſche Kirche es thut, für abgeſchloſſen und für ausſchließend zu halten. Wie Zſchocke in ſeinem »Schweizerboten« an Evangeliſche und Katholiſche ſeine Anſprache richtete und an ſie die Forderung ſtellte, nicht in Formen, dieſe ſeien Bräuche oder Glaubensſätze, das ledigliche Heil zu ſuchen, ſo deutet er in ſeinen geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Aufſätzen überall auf ein Chriſtenthum das die Parteizerwürfniſſe überwinde und das Urſprüngliche der Überlieferung mit dem Allgemeinmenſchlichen wieder friedfertig zuſammenſchließe. Zſchocke's Haß gegen mittelalterliche Myſtik, auch wenn ſie modern werden will, ſein Haß gegen »proteſtantiſche Katholiken« hat ihm viel Feinde gemacht. Er gehört zu Denen die das Chriſtenthum nicht in die Kirche bannen, vom heiligen Kapital des chriſtlichen Glaubens vielmehr die Zinſentragung in der wirklichen Welt unter Menſchen fordern. —

Faſſen wir ſchließlich den Mann perſönlich in ſeiner Entwicklung in's Auge. Daß ich in ihm einem ſpeciellen Landsmann begegne, wird mich nicht hindern das mir fremdgewordene Element einer Magdeburger Natur richtig zu nehmen. Zſchocke's eigene »Selbſtſchau« gibt uns dazu den ſichern Leitfaden.

Das Jahr 1771 brachte Heinrich Zſchocke in Magdeburg zur Welt. Er war Sohn eines Tuchmachers der im ſiebenjährigen Kriege wohlhabend geworden. Bald nach der Geburt des Knaben, des letzten in einer Reihenfolge von Kindern, ſtarb die Mutter. Der Heinrich, ein ſtarker, kräftiger Burſch, vom Vater mit ſorgſamer Vorliebe gehegt, verlor auch dieſen bald. Er vermißte dann plötzlich die gewohnte Zärtlichkeit in Haltung und Pflege; das Gefühl der Verwaiſung ſetzte ſich als ſtiller Trotz in ihm feſt. Der ſchwerblöthige Junge, ein »Driebenkiel«, um mich gut Magdeburgiſch auszudrücken, fing an zu grübeln. Auf dem grauen Kloſter ſagten die Lehrer, er wolle nichts Regelrechtes lernen, aus einer Schule ward er in die andere geſteckt ohne daß er den Glauben erweckte, es werde noch was gutes aus ihm werden; einer ſeiner Lehrer nährte unverſehrend den frommen Sinn in ihm, einen Hang zur Schwärmerei. In ſeinen Bekenntniſſen wiederholt ſich bei ihm das oft von kräftigen Naturen gemachte Geſtändniß, er habe in ſeiner Jugend nichts gelernt, ſei faul geweſen in allen Zweigen. Dabei war ſein jugendlicher Kopf, freilich auf ſelbſtändige, eigene Weiſe, thätig genug. Erzählungen alter Tagelöhner und Knechte waren ihm mehr als ſyſtematiſche Grammatik. Aus Robinſon Cruſoë

Digitized by Google

und Tausend und einer Nacht sog er seine Nahrung. Nachts saß er nach hingelungertem Tage noch auf und trieb Arbeiten die jedermann für dummes Zeug hielt. Schon mit dem zwölften Jahre äußerte sich sein Drang in einem Tagebuche »Selbstschau« zu halten. Er hatte keine Seele die ihn verstand. Man hielt ihn für einen Querkopf, und für so wenig Wohlwollen rächte er sich durch Trotz. Ein alberner Schülerstreich trieb ihn endlich zur Flucht. Siebzehn Jahre alt lief er fort nach Schwerin, ging dort unter die Schauspieler, und wurde Theaterdichter bei einer herumziehenden Truppe. Diese zweijährige Irrfahrt, sagt er, gab ihm den nöthigen »Leichtmuth« der ihm bei seiner Kopfhängerei gefehlt. Als die Truppe sich löste, ging er auf die Hochschule zu Frankfurt an der Oder, trieb Theologie, Philosophie, Geschichte und Dichtkunst, und schrieb den Banditen Abällino. Mit großem Lärm ging das dramatische Ungeheuer über alle deutschen Bühnen. Zschocke schämte sich später dieser Mißgeburt und besseren daran was das Zeug hielt; denn die guten Leute wollten das Ungethüm nicht missen; noch vor zwölf Jahren sah ich diesen zähnefletschenden »Bösewicht aus Edelsinn« auf der Josephstädter Bühne im lustigen, glorreichen Wien. Zschocke schrieb das Stück in der Zeit seiner religiösen Wirren; der Zweifel hatte den Glauben in ihm getilgt, die Skepsis predigte in Abällino nach der Weise eines Karl Moor. Zschocke, vorherrschend Theolog in seinen akademischen Studien, begann selbst zu predigen, in seiner Vaterstadt, wohin er als Kandidat zurückgekehrt. Der große französische Umsturz begann auch in Deutschland die Gedanken der Welt zu durchschütteln. Mit starkem Eifer gab Zschocke sich den Ereignissen hin die aus Frankreich einen Abgrund schauerlicher Größe machten. Die Welt wurde durch die Zeitungen belogen, Deutschland absichtlich über die Vorgänge in Paris getäuscht. Zschocke gewöhnte sich, immer das Gegentheil von dem zu glauben was die Zeitungen brachten. »Es gibt, sagt er noch in seinem Spätalter, kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volkes, wenn das Volk lesen kann, zu betrügen, als Preßzwang.« Und als Erbfeind aller moralischen Marktschreierrein, als Erbfreund jedes Unterdrückten, sah er in allen Gräueln Frankreichs »nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adeligen und hohen Priestern zertretenen Nation.« — Der Kandidat des Predigtamtes hatte gegen Wöllner's Edict geschrieben; auf Amt und Sold war also in Preußen keine Aussicht für ihn. So griff er zum Wanderstab und ging von Sachsen durch Deutschland bis an den Bodensee. In der Alpenwelt, dachte er, müsse der Adler der Freiheit horsten; in dieser Felsenburg hoffte er auch für seinen freien Menschenglauben, für die gesunde Vernunft einen Winkel, eine Heimath zu finden. Er fand diese Heimath später dort mit einem praktischen Beruf. Seine Jugendtäuschung schwand damals bald; er schrieb in sein Tagebuch: »Ein geistig unfreies Volk der reinsten Demokratie ist doch selbst im Paradiese ein blindgeborenes.« In den katholischen Kantonen sah er rohe Unwissenheit, Aberglauben, Arbeitsscheu, Bettelsucht; in Zürich und anderen reformirten Kantonen den harten Druck der städtischen Patricier der auf dem Landvolk lastete. Sein Traum von republikanischer Gleichheit war bald vernichtet. Indeß fand er dort Pestalozzi, Usteri, Nägeli. Mit Ölsner, dem Verfasser der Briefe aus Paris, ging er nach der Hauptstadt der großen Frankenrepublik. Der alte Schlabbrendorf, dieser Diogenes mit trüber Laterne, störte ihm auch den Glauben an den großen ächten Freistaat der Franken. Er wollte fort, er wollte nach Rom ohne dort ein Ziel zu haben; zuvor aber noch in den zwischen den Bergen versteckten Kantonen Hirtenvölker aufsuchen um bei ihnen vielleicht die ächte Demokratie zu finden. So kam er über Bern nach Chur. Er besuchte dort die Reichenauer Anstalt, dieselbe in welcher drei Jahre zuvor der damalige Herzog von Chartres, der spätere Franzosenkönig Louis Philipp, hülflos Unterkunft gefunden. Der Hang zum thätigen Wirken bestimmte Zschocke mit Begeisterung die glanzlose Dornenbahn des Schulmannes zu betreten. »Wer zum Beruf der Jugendbildung, sagt er, die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und diesen Beruf bei Undank und Verachtung, mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann: dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer.« Man hat Zschocke in der Schweiz mit Pestalozzi, »dem ungeschliffenen Edelstein,« oft Arm in Arm gehen sehen. Inzwischen wichen seine Überzeugungen von den Marimen dieses großen Schulreformatoren in vielen Punkten ab. Zschocke schrieb damals seine »Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien,« ein Buch das bald in's Französische und Italienische übertragen ward und ihm, dem achtundzwanzigjährigen Mann, das Bürgerrecht erwarb. Die Anstalt in Reichenau blühte mit ihm auf. Allein seinem friedlichen Thun ward bald ein Ziel gesteckt. Die Heere der Franken überzogen die Schweiz. Es war kein Zusammenhalt unter den Schweizern, jeder Kanton hatte sich einzeln wehren wollen und fiel einzeln. Die Gährung brach auch innerlich aus. Östreich

Digitized by Google

erklärte in der Verfaſſung von Chur keine Änderung dulden zu wollen. Da ſah man wie die alte Zeit ſtumpf und blöde, eigenſinnig und dünkelvoll ihren eignen Tod beſchloß. In den Wirren die über Zſchocke's neue Heimath hereinſtürzten, hat ſich weſentlich ſein Haß gegen den Klerus feſtgeſetzt. Dieſer Haß ſtieg bis zu der herben Überzeugung daß immerdar die Geiſtlichkeit das Chriſtenthum und mit ihm die Welt verderbt habe. Im politiſchen Parteikampf ſtand er auf Seiten der maßhaltenden Patrioten. Aber der Adel, auf Öſtreich geſtützt, wiegelte das Landvolk gegen die Patrioten auf. Mit Salis floh Zſchocke nach Aarau und fand Schutz für ſeine Partei bei den Franzoſen. Der Präſident gab ihm mit dem Bruderkuß das franzöſiſche Bürgerrecht, er wurde Regierungscommiſſär und ſein praktiſcher Sinn erhielt zum Beſten ſeiner Schweizer Brüder Spielraum vollauf. Als die Ruſſen unter Suwarow in's Land brachen und unſern Schwyz mit Maſſena die Schlacht lieferten, gab es für Zſchocke genug zu ordnen, zu ſchlichten, Wunden zu heilen, Unfug zu ſteuern. Nicht blos die Jugendbildung, auch der Schutz für Gewerbfleiß lag ihm ob mitten im Sturm der kriegeriſchen Zeit. Ein Mann von ordnendem Schaffenstrieb und moraliſcher Energie war damals wichtiger und mehr werth als Heerführer die ſich auf blindes Kommando Lorbeern pflücken und auf das Unglück Tauſenden ihren Ruhm bauen. Zſchocke wurde kein blinder Schwärmer für die Sache Frankreichs. Im J. 1800 ſollte er als Regierungscommiſſär den erſten Conſul über den Bernhard geleiten. Er lehnte es ab, blieb aber in ſeiner Beamtung und wirkte zur Vermittelung zwiſchen den franzöſiſchen Heeren und dem Schweizer Volke allerorten zum Guten. Er ſchilderte in ſeiner Selbſtſchau die »Blutſaugereien der damals gefeierten Völkervampyre.« »Maſſena zumal preßte und würgte; Zſchocke beugte, indem er Getreidezufuhren ermöglichte, mehrmals einer Hungersnoth vor. Zſchocke trat in die Adminiſtration Aarau's, wurde Berg- und Forſtrath, machte als ſolcher botaniſche Studien und ſchrieb ſogar ein Lehrbuch: »der Gebirgsförſter.« Nach dem Lüneviller Frieden den er mit Kanonen von den Wällen der Stadt begrüßen ließ, nahm er ſeinen Abſchied und trat in den Privatſtand zurück. Er wollte von nun an durch die Feder wirken und lehren. »Zeitgenoſſe einer civiliſirten Barbarei,« wie er ſich und ſeine Zeit nannte, hatte er vieles auf dem Herzen; das Pult des Schreibenden hielt er für die beſte Lehrkanzel, eine Kanzel welche die größte Gemeinde hat. 1803 und 5 erſchienen ſeine Denkwürdigkeiten der helvetiſchen Staatsumwälzung. Er hatte ſich inzwiſchen in und bei Aarau häuslich und ehelich niedergelaſſen; charakteriſtiſch für ihn war daß unter die ihm zu ſeiner Hochzeit Glückwünſchenden Hebel gehörte. Sonſt war er mit Ulrich Hegner, Mathiſſon und Friederike Brunn in perſönlichen Verkehr getreten. Den Übergang von praktiſchem zu literariſchem Wirken machte er in ſeinem Volksblatt »der Schweizerbote« und in ſeiner »Schweizerlands Geſchichte für das Schweizervolk.« Eine Menge Ehrenämter begleiteten ihn noch in den Privatſtand. Gegen Kleriſei und Patrizíat blieb aber ſein Eifer fortgeſetzt in Feuer. Er ſchürte damit den Gegenhaß. Neider und Verfolger ſchwärzten ihn vielfach an; Zſchocke wurde in Schriften und von der Kanzel geſchmäht. Als die Behörden ihn zwingen wollten einen Mitarbeiter ſeines Blattes eines freiſinnigen Artikels wegen zu nennen, legte er alle ſeine Ämter im Aargau nieder; »ich ſchämte mich, ſagt er in ſeiner Selbſtſchau, einer ihrer Beamten zu ſein.« Chriſtenthum und Geſchichte der Menſchheit wurden neben ſeinem volksthümlichen literariſchen Wirken die Gegenſtände ſeiner Studien. Ein Traum gab ihm den Gedanken, den Heldengeiſt wahrer Tugend in ſeinem tiefſten Elend, in all ſeinem Gram und ſeiner Verzweiflung, und in ſeiner Rückkehr zu Gott zu ſchildern. Aus dieſem Gedanken erwuchs der Galeerenſklav Alamontade. Sein vielbewegtes Leben in Kriegsdrang und bürgerlichen Stürmen hatte ſein religiöſes Bewußtſein jetzt geklärt, gefeſtet, und eigenthümlich beſtimmt. Er nahm religiöſe Bedürfniſſe auch im Schooß der menſchlichen Geſellſchaft wahr. 1807 entſtand der Plan zu den Stunden der Andacht. »Es war noch die große Leidenszeit Europa's,« ſagt er ſelbſt; »den mißhandelten Völkern war bang um Troſt; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Meſſe, Proceſſionen, Wallfahrten innigere Andacht. Nie ſchien mir die zahlloſe Menge der Duldenden ſo ſehnſüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben den nur Religion gewähren kann, und nie empfänglicher für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jeſusſinnes geweſen zu ſein. Warum erbebt ſich aber für das was jetzt Tauſenden wohlthätig ſein würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten? fragt' ich in gedanklichem Selbſtgeſpräch, und antwortete mit der Gegenfrage: Warum waagſt du es ſelber nicht, wenn Andere ſchweigen? — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraſchte mich. Daß ich wohl nicht der Geweihte ſei, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich

Digitized by Google

nicht ſelbſt das Volk und weſſen es bedürftig war? Verſtand es nicht ſeit vier Jahren die Sprache die ich zu ihm redete von Dingen ſeines bürgerlichen Lebens, und war ſie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiöſen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun was der Menſch, der ächte, nicht der Scheinchriſt, unter ſchweren Verhängniſſen ſein ſoll. Ich konnte ja den Hochſinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchriſtenthums in manches Herz zurückführen! Hatte nicht ſchon mein Alamontade mehr denn Einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters würden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihen, die ich aus mir nicht ſchaffen konnte.« Die 27 Auflagen dieſes Buches erwieſen deſſen Bedürfniß für die Welt; es erſchienen, von Andern bearbeitet, auch katholiſche Auflagen davon. Eben ſo groß als der Antheil waren die Verfolgungen die das Buch erlebte. Die Autorſchaft blieb lange Zeit ſtrenges Geheimniß. Bald hielt man den Prälaten Weſſenberg in Conſtanz, bald Paſtor Keller in Aarau, ebenfalls einen Katholiken, für den Verfaſſer; der letztere hatte manuichfache Anfechtungen deshalb zu beſtehen und ſtarb ohne ſelbſt den Urheber zu kennen. Erſt in der Selbſtſchau geſtand ſich Zſchocke als ſolchen ein. Tholuck in Halle hatte gegen die Stunden geſchrieben, Tſchirner in Leipzig ſie vertheidigt. »Dieſe Stunden werden nun, ſagt Zſchocke, vielleicht nach und nach vergeſſen werden, aber ſie haben ihre Miſſion erfüllt. Dieſe Miſſion lautete: in jenen ſtürmiſchen Zeiten der häuslichen Gottesverehrung die am Erlöſchen war, einen Halt zu geben und durch ſie Erſatz für die Oede des kirchlichen Lebens.«

Sein Familienleben war voll Einfalt und reichem Segen. Seine Söhne erzog er ſelbſt. Von Peſtalozzi's Maximen war er ſchon zur Zeit ſeines Lehramtes darin abgewichen daß er die Schauſtellungen der öffentlichen Prüfungen vermied. Sonſt waren ſeine Überzeugungen mit dem Schulmeiſter von Iferten vielfach übereinſtimmend. Zſchocke's Erziehungsprincip war, nichts in die junge Seele hineinzubilden, alles nur zu entfernen was ihre Entwickelung zur Selbſtändigkeit ſtörte. Es war ſein Zweck, den Menſchen zu ſich ſelbſt zu bringen, d. h. zum Erfaſſen ſeiner beſſern Natur. Kinder ſind ohne Sünde und ohne Tugend, ſagt er; man nennt ſie mit Recht unſchuldig. Die ſogenannte Erbſünde der Theologen iſt nichts anderes als die Thiernatur des menſchlichen Leibes. Dieſe muß, wie bei allen zähmbaren Geſchöpfen, gezähmt werden; aber das Hauptaugenmerk richte der Erzieher auf das geiſtige Weſen der Unmündigen. Nachahmungstrieb und Einbildungskraft ſind bei Kindern vorherrſchend thätig; Kinder werden nur was ihre Umgebung iſt, durch Fahrläſſigkeit der Eltern und Erzieher entſteht die Verderbtheit der Jugend. Wahrheit, ſagt er, ſei erſtes Geſetz im Hauſe; keine Verſtellung auch nicht im Scherze werde geduldet! Zſchocke entfernte das lügneriſche und das abergläubiſche Geſinde. Arbeit und Entbehrung war ſein zweites und drittes Geſetz. Früh abgehärtet, reinlich, aber faſt ärmlich gekleidet, ſchliefen ſeine Söhne Nachts auf Spreukiſſen. Um ſie an Selbſtändigkeit zu gewöhnen, ſchickte er ſie mit dem zehnten Jahre, erſt Paarweiſe, dann einzeln, auf ſommerliche Fußreiſen, erſt in benachbarte Städte zu Freunden, dann in größere Ferne; zuletzt in die Alpen und Gletſcher, ihre botaniſchen Sammlungen zu bereichern. Der Habersack hing auf ihrem Rücken; das Geld im Beutel wurde knapp zugemeſſen. Das übte ſie, ſich wochenlang in fremder Welt ſelbſt zu helfen, das machte ſie ſelbſtändig ohne ſie dem väterlichen Hauſe zu entfremden. Jeder durfte ſich den Beruf wählen, mußte aber neben wiſſenſchaftlichen Studien ein Handwerk lernen, durfte erſt die Hochſchule beziehen, nachdem er zugleich als Geſell eingeſchrieben war und darauf hin wandern konnte. So wurden die jungen Leute praktiſch, ſie blieben friſch an Leib und Seele; ſo blieben ſie fern von jenem in Deutſchland verbreiteten Gelehrtendünkel gegen gewerbliche Menſchen. Dieß iſt der große Segen ſeiner Erziehungsmethode. In die Kirche wurde keiner genommen, bevor er vom Chriſtenthum die Heilswahrheiten verſtand; und ſie lernten dieſe nur kennen, indem ſie aus der Geſchichte Urſprung, Werth und Entwickelung aller Religionen erfuhren. Bevor ihr Verſtand nicht fähig, Sinn und Bedeutung der Sache zu faſſen, durften ſie an den frommen Übungen des Gottesdienſtes, an der öffentlichen Andacht keinen Theil nehmen. Zſchocke erklärt ſich in Sachen der Religion für einen entſchiedenen Feind alles gedankenloſes Mechaniſchen. Er führte ſeine Söhne nicht vor dem ſechzehnten bis achtzehnten Jahre in die Kirche. Das Gedächtnißmahl Jeſu, das Liebesmahl Chriſti genoſſen ſie dann nicht als etwas Hergebrachtes, Gewohntes, aber auch nicht in dem Dünkel der Ausſchließlichkeit bevorzugter Menſchen. Sie wußten darum daß es Millionen gebe die auch Kinder Gottes ſeien, ob ſie ſchon in anderer Weiſe, unter andern Formen ihrer Gottgemeinſchaft ſich verſichert hielten. Ein edles Wirken ſetzte Zſchocke über alle fromme Übung, die gute That über den bloßen Glauben.

Von 1817 bis 1823 erſchienen ſeine werthvollen

Digitized by Google

»Überlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit«; ſeit 1811 ſeine »Erheiterungen.« Von Baiern aus hatte man auf ihn mehrmals das Auge gerichtet. Er ging hin und ließ ſich beſtimmen die »Baieriſchen Geſchichten« zu ſchreiben. Seine bürgerliche Unabhängigkeit gab er nicht auf; aus Baiern zumal widerfuhren ihm die ſtärkſten Anſeindungen, weil dort fortwährend Licht und Schatten ſich gegenſeitig verdrängten. Seine ſchriftſtelleriſche Aufgabe hielt er für die nöthigſte, und ſie hatte in der Freiheit ſeiner Stellung ihren guten Halt. »Mir immer bewußt,« ſagt er in der Selbſtſchau, »daß ich Zeitgenoſſe einer civiliſirten Barbarei ſei, ſah ich ein daß die moraliſchen Übel, und daher alle Leiden der Familien und Nationen nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menſchen, ſondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und ſchiefen Verſtandesrichtungen quellen; daß der Edelſte nicht ſündenlos, der Sündigſte aber auch nicht ganz abellos ſei; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch im Allgemeinen gegen das Sittlichböſe das Übergewicht behaupte, weil ſich das Menſchengeſchlecht außerdem ſchon vom Erdboden vertilgt haben würde; daß die meiſten Vergehen und Verbrechen offenbare Unheilsfrüchte der Volksverbildung inner den Schranken verderblicher Geſetze, Einrichtungen, Glaubensſatzungen und Herkömmlichkeiten ſind.«

Und ſein vermeintlicher Pantheismus? — Sein Glauben und Denken über Gott und Natur ſtellt ſich in folgendem Bekenntniß feſt. »Wie das uferloſe Weltall nur gleichſam der ſichtbare Schleier der in ihm webenden Natur iſt, ſo erſchien mir die Natur als der Schleier Gottes, in welchem er ſich uns offenbart. Und darf ich das Tiefſte mit dem Höchſten zu vergleichen wagen: Gott erſchien mir im Verhältniß zum Sein und Weſen des allgegenwärtigen Weltalls wie der Menſchengeiſt zu ſeinem beſeelten und belebten Menſchenleib, den er in allen Theilen, ohne ſie ſelbſt zu ſein, durchherrſcht.«

Ein Greis der Sechsundſiebzig zählt, aber ſich ſtark und freudig fühlt, ſeines Gottes in der Menſchenwelt ſicher iſt, lebt Zſchocke einige Stunden von Aarau entfernt am linken Ufer des Aarſtroms in ſeiner »Blumenhalde«, wie er dort ſein Heimweſen nennt. Sein ſtrenger, in ſich geſchloſſener Sinn macht ihn weder für Gunſtbezeugungen noch für die eitele Neugier Fremder zugänglich. Fürſten haben, weil er ſich nie hofſähig machte, nicht für gut befunden ihn zu ehren. Aber die Schweiz und deutſche Städte haben ihm den Tribut ihrer Achtung dargebracht. Sein heimathliches Magdeburg hat in der Spätzeit ſeiner gedacht; Hamburg feierte vor einigen Jahren ſeine Anweſenheit wie ein Feſt.

F. Guſtav Kühne.

Thüringer-Wald-Partieen.

2.

Der ewige Jude, dem die Poeſie in unſerm Jahrhundert eine ſo tiefe Bedeutung gab, hat überall, wenn auch in weniger großartiger Beziehung, ſeine Spiegelbilder. Auch lebt bei Eiſenach in einem verzauberten Felſenſchloſſe eine verfluchte Jungfrau, die auf Erlöſung harrt, um ihre unermeßlichen Schätze der Menſchheit aufzuſchließen. Sonderbarerweiſe ſchickt ſie zuweilen ziemlich komiſche Einladungskarten den Vorbeigehenden zu. Sie erſcheint an der ſchmahlen Felſenkluft der »verfluchten Jungfernhöhle« — und nieſt. — Wahrſcheinlich hat ſie ſich in dem düſtern Felſengemäuer, an welchem der Strahl der Sonne vergeblich abprallt, einen Schnupfen geholt, der ihr ſchwer auf den Nerven liegt, ähnlich ihren nicht verzauberten Schweſtern und Brüdern, die in der Stubenluft vermoderter Anſchauungen und Begriffe, mit gefangener Lebenskraft einherſchleichen. Das Nieſen der Jungfrau beim Blick aus der engen Felſenſpalte bedeutet, daß eine wohlthätige Schnupfenkriſis eingetreten, die den Kopf hell machen und die Nerven befreien wird. — Sie kann aber nicht allein damit fertig werden, und erwartet daher einen Erlöſer, der das rechte Zauberwort zu ſprechen verſteht, und nicht nur ihren Kopf von dem Schnupfen, ſondern ſie ſelbſt aus dem dunkeln Gefängniſſe mit ſammt ihren Schätzen befreien wird. — Ein gemüthlicher deutſcher Fuhrmann ſoll, wie die Sage erzählt, das Wagſtück einmal unternommen haben. An einem Abend, im Mondſchein auf der Landſtraße in der Nähe des verzauberten Schloſſes vorbeifahrend, pfeift er vergnügt ein Liedchen und denkt gewiß mehr an die Schätze ſeines Wagens als an die Schätze des Schloſſes. Plötzlich ſieht er vor dem Felſen eine weiß verſchleierte Dame ſtehen, die ihm zu winken ſcheint. — Er läßt die müden Pferde und den breit geladenen Wagen eine Weile halten und geht drauf zu. — Jetzt nieſt die Jungfrau,

Digitized by Google

und er ruft freundlich und fromm: »Gott helf! « — Da zeigt ſie ihm ein Käſtchen voll blinkender Juwelen und nieſ't wieder. — Obgleich ſein Auge ſehnſüchtig nach den Schätzen blickt, und ſeine Gedanken ſchon anfangen ſein unermeßliches Glück zu berechnen, ſo ruft er doch geduldig ſein freundliches »Gott helf! « — Die Jungfrau wird indeß nicht müde zu nieſen, und der Fuhrmann nicht müde die Hülfe Gottes anzurufen. — Es muß ein fürchterlicher Schnupfen ſein, der ſo große Revolution und ſo große Hülfe erfordert. — Beim zehnten Mal ſängt die gute, ausdauernde, deutſche Geduld an zu wanken. Aber auch beim elften Mal ruft er noch, obgleich ſchon mißmuthig und zögernd, die Hülfe Gottes zum großen Erlöſungswerke an. — Da nieſ't ſie ſchon wieder — und ſeine ſo ſchwer geprüfte Geduld iſt zu Ende. — Da der liebe Gott ihm nicht helfen zu wollen ſcheint, und er ſelbſt ſich nicht zu helfen weiß, ſo ruft er ärgerlich: »Ei, ſo helfe Dir der Teufel! « — Bei dieſen Worten entſchwindet die Jungfrau mit ſammt den Schätzen. Voll bittern Verdruſſes kehrt er zurück zu ſeinem Wagen, den er langſam wie vorher, aber nicht ſo vergnüglich dabei pfeifend, weiter fährt. — Es iſt der Mühe werth daß die deutſche Leſewelt dieſe Geſchichte erfahre. Wer möchte heutzutage nicht gern erlöſen und Schätze heben? — Vielleicht verſteht's ein Anderer beſſer als der verdutzte Fuhrmann. — Es iſt der Mühe werth daß der Reiſende dem verzauberten Schloſſe der Jungfrau einen Beſuch abſtatte. Sollte ihm die wunderbare Geſangene auch dort nicht erſcheinen, ſo wird doch die Natur ihm eine Welt von Wundern geben, die eben ſo auf Erlöſung durch das Menſchenauge und den Menſchengeiſt harren als die Jungfrau auf den Zauberſpruch ihres Erretters.

Der Weg dorthin iſt in ſeiner Art eben ſo intereſſant, und dazu weniger mühſam als andere Wege, die man zu verzauberten Schätzen im 19. Jahrhundert zu betreten beginnt. — Hoch über dem gewöhnlichen breiten Fahrwege des Marienthals, an ſteilen Felſenwänden hin, bald auf freier Höhe, bald vom einſamen Waldesdunkel umrauſcht, fühlt man ſich ſo recht mitten in den Wogen dieſes großartigen Naturlebens. An den Symphonien der Natur, welche hier die Seele berühren, ſcheint das Bewußtſein der eigenen Lebenskraft wieder neu zu erwachen, die das Alltagsleben mit ſeinem Gewirr eigenſüchtiger Intereſſen ſo oft verſtummen heißt. —

Beim letzten Schritt aus der Frauenthorſchen Vorſtadt grüßt ſchon die Wartburg in ihrer ernſten, ſtillen Größe den Wanderer. Ein Paar Schritte die Anhöhe hinauf, und die letzten Häuſer der Stadt entſchwinden wie Träume. Berge und Felſen erheben ſich mit jedem Schritte vorwärts in immer reicherer Anzahl, und plötzlich öffnet ſich links der Blick in das »Marienthal.« — Ein Blick erfaßt hier die ganzen ineinandergeſchlungenen Berg- und Felſenketten, die im Thale ſelbſt nur in einzelnen Gruppirungen vor das Auge treten. Mannichfaltige Waldſchluchten öffnen ſich, wie Pforten zu noch größeren Geheimniſſen. Das Marienthal aber blickt offen und freundlich mit ſeinem rothen Fahrwege und ſeinem grünen Triftgrunde herauf. — In einiger Entfernung, unter den herrlichen Felſengebilden des »Breitengeſcheides«, nahe der »Landgrafenſchlucht« und dem waldigen »Königsſtein«, winkt die »Phantaſie« einen freundlichen Willkommgruß. Auf grünem Raſen, in ſtiller Waldeinſamkeit, und doch wieder in halber Geſelligkeit der Landſtraße ſcheint es ihr recht behaglich zu ſein. — Dieſe Phantaſie iſt aber nicht etwa die Herzenskönigin eines Dichters, der hier ſeine Träume ausſpinnt, ſondern die Geliebte der Eiſenacher bürgerlichen und adeligen Welt, die hier, wenn auch nicht immer in dichteriſchen Phantaſien, doch in freundlicher Geſelligkeit Erholung ſucht und findet. —

Seit einiger Zeit jedoch haben dieſe freundlichen weißen Häuſer, die ſich ſo maleriſch an dem waldigen Felſen abzeichnen, noch eine weitere Bedeutung erhalten. Unter den Tagen, die wie abgecirkelte Grenzpfähle die verſchiedenen Abſtufungen der Geſellſchaft mit ihren verſchollenen, jetzt Gottlob! wankend werdenden Begriffen von vornehmer, eleganter und uneleganter Welt, zu verſchiedenen Zeiten hinführen, hebt ſich ſeit kurzer Zeit einer mitten heraus, jugendlich ſonnenhell hervor. An dieſem Tage kommt eine Anzahl Bürger mit jungen gebildeten Männern aus den höheren Ständen Abends dort zuſammen, um ſich über die Fragen der Zeit aufzuklären und zu beſprechen. — Die Hallen ſind weit aufgethan, und es kann Jeder Theil daran nehmen wer Intereſſe daran findet. — Nicht in den abgegrenzten hölzernen Hüttchen, die wie große Käfige, in welchen man verſchiedene Sorten Vögel einſperrt, vor dem Gebäude der Phantaſie ſtehen, ſondern in einem weiten erleuchteten Saale kommt Alles zuſammen, bemüht, die albernen Schranken und Abſtufungen zu durchbrechen, welche dem gemeinſamen Streben Feſſeln anzwängen. Möchte die Theilnahme an dieſem im Entſtehen begriffenen Vereine recht wachſen, und ſein beginnendes Leben erſtarken! — Manch' ſchöner Männergeſang ertönt ſchon jetzt durch die Stille der Nacht,

Digitized by Google

wiederhallend in den mächtigen Bergen, in Eins zuſammenklingend mit den großen Harmonien der Natur. Manch' treffliches Wort jugendlicher Begeiſterung und ernſter Überlegung ſtrömt ſchon von den Lippen einzelner mit der Redekunſt Begabter. — Nur einmal habe ich von fern eine Weile dieſem Frühlingshauche des deutſchen Lebens, der auch endlich bis hierher gedrungen iſt, lauſchen können; und es war mir ſo andächtig zu Muthe wie ſelten oder nie in einer Kirche. — Wo die Seele bei Gott iſt, da iſt ihr Gotteshaus! Das iſt ſie aber, wo ihre freie, nach einem großen Ziele ringende Menſchennatur hervortritt und die ewigen Rechte in's Bewußtſein ruft und geltend macht. — Ein ſchmaler, aber doch bequemer Waldpfad führte uns jetzt den Felſen und Schluchten näher, die uns noch eben wie ein großes Geheimniß entgegenblickten. Zur rechten Hand eine rieſige, bewaldete Felswand, zur linken eine durch Bäume verſteckte Waldſchlucht; vor uns Berge und Felſen, wie einzelne Göttergeſtalten, bald auftauchend, bald verſchwindend. Zwiſchen lieblichen Birken und Fichten windet ſich der Pfad dahin, und man fühlt ſich in dem kleinen Wäldchen, zwiſchen den hohen Felſen und Bergen, ſo recht geborgen wie ein Kind am Mutterherzen. Bald jedoch ſcheinen ſich dieſe Felſen immer ernſter und majeſtätiſcher übereinander her zu thürmen. Zur Linken blickt indeß noch einmal aus einer tiefen Wald- und Felsſchlucht überraſchend lieblich ein Thälchen mit lauter in Reihen gepflanzten Lärchen- und Tannenbäumchen, durchſchnitten von einem grünen, den Berg heraufführenden Pfade. — Es iſt dies der »Liliengrund.« Hier hatte einſt die Kindlichkeit des Mittelalters dem heiligen Egidius zu Ehren eine Kapelle erbaut. Mitten in dieſer großen Natur, die ſo recht vom lebendigen Gotteshauche durchdrungen erſcheint, knieten die Menſchen vor dem kleinen Bilde eines Heiligen, deſſen ganze Größe darin beſtand das menſchlich Göttliche in ſich unterdrückt und gemartert zu haben. — Dieſe Berge waren ſtumm; dieſe Leben athmende Waldespracht ſagte ihnen nichts. Dieſe Erde, mit all' ihrer Schönheit war umflort von dem Leichentuche einer irren Religioſität, welche ihnen gebot jene zu verachten, und mit ihr das Wirken des ewigen Weltengeiſtes ſelbſt, den ſie anzubeten vermeinten. Jetzt blickt aus dem Liliengrunde zwiſchen dem Grün der Bäume ein Gartenhäuschen hervor, wo man geſchützt gegen Sturm und Regen die Natur und das eigne Herz belauſchen kann. Statt der kleinen Heiligenbilder aber zeichnen ſich die großen Berge in den Rahmen der kleinen Fenſter ab. —

So wie man die Anhöhe erſtiegen hat, iſt das Thälchen entſchwunden, und ſtatt deſſen ſteigt wieder das majeſtätiſche Breitengeſcheide in ſeinen wahrhaft ſchönen und ſeltenen Felſenformationen herauf. In ſanften Wellenformen zieht es ſich nur von grünem Mooſe und Heidekraut umkleidet weit über dem Marienthale bis an die waldige Landgrafenſchlucht hin, den benachbarten, ſpitzer und kühner emporſteigenden Bergen eine majeſtätiſche Ruhe entgegenhaltend. Mitten an ſeiner maleriſchſten Stelle, da wo ſich einſt ein jetzt verſiegter Strom heruntergeſtürzt zu haben ſcheint, erblickt man an einer ſenkrechten Felswand ein mächtig großes ſchwarzes M. — Ich weiß nicht, welch' ein Geheimniß dieſe Zauberformel verbirgt. Möglich, daß auch irgend eine Verzauberung dahinter ſteckt, welche unſer 19. Jahrhundert zu löſen und zu entzaubern hat.

Schön und maleriſch tritt jetzt wieder die Phantaſie hervor. Der rothe Fahrweg zu ihrer Rechten ſchlingt ſich ſo ſchön, als es ein breiter Fahrweg nur kann, zwiſchen Wald und Feld dahin. Schroff und kühn ſteigt der »Königſtein« zur rechten Seite der »Landgrafenſchlucht« empor, muß ſich aber doch von höheren Gebirgen, namentlich von der »Aſchburg«, dem »Drachenſteine« und anderen den Rang ablaufen laſſen.

Wir ſahen noch einmal zurück. Die ganze maleriſche Gebirgskette, die wir von der einen Seite des Mädelſteins erblickten, lag jetzt näher vor uns; unter Allen wieder die kahlen Hörſelberge, wie hingezaubert mit ihren italieniſchen Farbentönen, ſich an dem klaren blauen Horizonte abzeichnend. Ein wahrhaft ſüdlicher Hauch ſcheint von dieſen Bergen auf die Thüringer Waldkette zu wehen.

Wir gingen jetzt einer immer tieferen Gebirgseinſamkeit entgegen. Selbſt die freundlichen Grüße der Phantaſie entſchwanden, je mehr wir rechts um die Felſenwand bogen. Als wir von dem letzten Baume an dem herrlichen Waldwege Abſchied nahmen, lag die eine Fronte des verzauberten Felſenſchloſſes vor uns. Es iſt ein wahres Rieſenſchloß; eine ungeheuere Felſenmaſſe, an der das Auge ſchwindelnd hinaufſchaut und bewundernd ſeine Ausdehnung ermißt. Oben, ungefähr zwei Stockwerk in ſteiler Höhe, gähnt die ſchmahle Felſenſpalte, welche man »die verfluchte Jungfernhöhle« nennt, dem Wanderer ſchaurig entgegen, als einziger Eingang in den rieſigen Felſenbau. Dichtes Geſträuch und einzelne, verkrüppelte Bäume ziehen ſich hinauf bis an den dunkeln Eingang. An den Felſen ſelbſt hängen fahle Mooſe und ſchwefelfarbige Flechten, wie hingehaucht vom Fluche des hinkenden Satans.

Digitized by Google

Indem man auf einem ſchmahlen, ſich dicht an einem Abgrunde um das Schloß hinziehenden Pfade hingeht, bekommt man nach und nach einen Begriff von der rieſenmäßigen Ausdehnung dieſes Felſenbaues. Thürme ſteigen an den Seiten in die Höhe, und ein an einer untern Stelle frei hervortretender verſteinerter, rieſiger Thorwart ſcheint dort das Schloß und die Jungfrau zu bewachen. Stolze Bäume treten, wie verloren, aus dem unſichtbaren Hofraume an das Licht der Sonne. Der Fluch des böſen Zauberers ſcheint ſelbſt hier das Leben der Natur nicht hemmen zu können; obgleich es ſich faſt ſcheu von dem Schloſſe zurückzieht, und ſeine ganze Herrlichkeit erſt wieder an den gegenüberliegenden Felſen entfaltet. Letztere ſcheinen zu dem Rieſenſchloſſe gehört zu haben, und durch einen heftigen Orkan losgeriſſen und fortgeſchleudert, einer tiefen, breiten Spalte Raum gelaſſen zu haben, welche die Zeit mit Erde angefüllt hat; ſo daß man jetzt ohne Gefahr, wenn auch nicht ohne Mühe, hinunter ins Marienthal ſteigen kann.

In der Nähe dieſes verzauberten Kerkers iſt alles groß, einſam und trauernd. Schauerlich klagend ſcheint's in den Bäumen und in den Felſenſpalten zu flüſtern. Oben auf der Höhe des koloſſalen Felſens ſchauen dunkle, himmelhohe Kiefern trauernd herab, ſtatt der Eiſenacher Burg, die einſt auf dieſer Höhe ſtand und in den Erbfolgekriegen zerſtört wurde — Aus der Tiefe des Abhanges zu den Füßen dieſes Felſenkerkers ſteigt eine kleine runde Sandſteinſäule, »Heerleins Grab«, empor. Keine verzauberte Jungfrau, die erlöſ't werden ſoll, iſt hier zu finden, ſondern nur die Gebeine eines Jünglings aus Eiſenach, den man vor längeren Jahren entſeelt in der Jungfernhöhle fand. — Ein dunkler Schleier ruht auf ſeinem Tode. — Hat er etwa auch die Junfrau erlöſen wollen, und iſt als Opfer gefallen? — Ruht hier ein großes Herz, oder nur ein jugendliches, das in der Fülle des Lebens der Tod überraſchte, oder von Schmerz zerriſſen erlöſ'te? — Dieſe kleine Grabesſäule inmitten einer großen Umgebung! Der Klagelaut eines gebrochenen Menſchenherzens zwiſchen kalten düſtern Felſenwänden weht leiſe, und doch verwandt, herüber in den Schmerz der gefangenen Jungfrau, mit der die Natur ſelbſt zu trauern ſcheint. — Wir ſetzten uns einige Augenblicke auf eine ſteinerne Bank unter einer mächtigen Buche. Die Sonne hatte ſich hinter eine Wolke zurückgezogen. Einige verlorne Strahlen ſtreiften vorüberfliegend über das zu unſern Füßen liegende Marienthal und über die waldigen Höhen uns gegenüber. Der Himmel ſelbſt ſah wehmüthig mit ſeinem halb verſchleierten Auge drein.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Öſtreich*).

[Leben und Sitten in der Provinz.]

Da ſteck' ich mitten im ſaftigen, friſchen, waldduftigen Öſtreich, im Lande lachender Triften und lachender Menſchen. Mitten im deutſchen Öſtreich und doch von Deutſchland wie abgeſchnitten. Auch die Zeitung iſt hier ausgeblieben, diejenige die überall hier in den Städten aufliegen darf. Man hat dem Boten, ich weiß nicht auf welcher Maulh, die Taſchen viſitirt und ihm das Zeitungspack fortgenommen. Iſt das nicht betrübt für eine arme deutſche Seele? — Ich hatte mir in Wien bei einer Buchhandlung ein Journal beſtellt, ein unter Bundescenſur erſcheinendes Journal, und es hieß, ein in Wien Heimiſcher und Anſäſſiger müſſe erſt um die Erlaubniß einkommen es für mich beziehen zu dürfen. — Ich will hier die Salzſeole vom nahen Badeort gebrauchen, und da muß ich erſt ein geſtempeltes ärztliches Zeugniß einſenden daß ich zur Herſtellung meiner Geſundheit deren auch wirklich bedürfe und durch beſondere Umſtände verhindert ſei ſie an Ort und Stelle, im Bade ſelber, zu gebrauchen. So überaus zärtlich und ſorgſam wird man hier behandelt.

Wenn ich von dieſer und ähnlichen väterlichen Bevormundungen deren mir täglich zu Ohren kommen, weiter ſchließe, ſo weiß ich nicht ob ich mehr Reſpect oder Grauen empfinde vor dem überaus künſtlichen Mechanismus Öſtreichs, und ſcheitere ganz und gar mit meinem Witze, wenn ich verſuchen will zu berechnen wie viel Zeit erforderlich geweſen ſein mag, dieſe Maſchine zuſammenzufügen und in Gang zu ſetzen. Ich muß mich ſchon auf Ausrufungen meiſtens des Bedauerns und auf Aufzählen einzelner Thatſachen beſchränken, habe weder das Talent, noch die nöthige Vorbereitung etwas Umfaſſenderes mitzutheilen über alles was ich ſehe und höre. Aber es möchte mir das Herz umwenden je mehr ich den tiefen Verfall der Sitten, die Verwahrloſung des Geiſtes, dieſen Mangel an ächter Bildung bei einem Volke wahrnehme das ſo ſchön, ſo naturkräftig und geſund, ſo biederherzig und geradſinnig, ſo ächt deutſch in Wort und Weiſe iſt. Iſt ihm etwa dieſe Einfalt des Herzens bewahrt worden durch die aufgenöthigte Kindlichkeit? Das wäre etwas, aber um ſolchen Preis doch zu theuer! Und das Land, ſo herrlich, ſo reich und ergiebig, ſo recht vom Himmel bereitet um fort und fort

*) Vom Verfaſſer des Briefes aus Wien in Nr. 26.
D. Herausg.

Digitized by Google

ein Geſchlecht ſtarker mannhafter Söhne hervorzubringen und ihnen Auge und Sinn frühzeitig auf Großes hinzurichten! Ich kann es begreifen daß junge Patrioten eine Auswanderungsluſt befällt, weil ſie darauf verzichten müſſen, im Ganzen und Großen ſchaffend, helfend, fördernd einzugreifen. Hat ſie der Unmuth verbittert, ſo begreif' ich das, obſchon ich es nicht billige. Löblicher, weil ſtärker und gottvertrauender, erſcheinen mir die da ausharren und es nicht verſchmähen daheim an dem großen Bau einer beſſeren Zukunft ſtill fleißig moraliſch zu arbeiten, ſei es auch Ameiſen gleich die nur Atome bewegen und aufeinanderſchichten. Oder ſoll ich ſie die Glücklicheren nennen die ſich ihrer Miſſion nur allmälig bewußt werden, ihre Kräfte nur langſam wachſen fühlen, und ihre Glieder innerhalb der gegebenen Bahnen bewegen lernen? Soviel wird mir immer klarer: daß Öſtreichs Heil nur auch Öſtreich ſelbſt kommen kann, daß Ihr da draußen ſtets ſtumpfe Beſen führet und Waſſer in Sieben zum Ausräumen und Ausfegen zutragt, während Ihr vor allen Dingen darauf bedacht ſein ſolltet dem Urtheil alle ätzende Schärfe zu nehmen, nicht Säure zu Säuren zu miſchen. Öl thut noth, lindes mildes Öl, um den Brand der Wunden zu kühlen und zugleich damit das edle Feuer zu nähren. Liebe regiert, Liebe erhält die Welt; das war und iſt die Baſis jeder ächten Kirche, und müßte, mein' ich, auch Staaten ſicher führen und halten.

Hier wäre ich nun mehr als zehn Meilen von der nächſten Eiſenbahn entfernt, alſo auf einem Punkt wie ihn der romantiſch idylliſche F., nachdem er die halbe Welt durchſtürmt hat, als Bedingung der Exiſtenz für ſich angibt. Hammerwerke, Schmiedereien, Spiegelfabriken bedecken das Land, die ganze Provinz bis nach Steiermark hinauf wo ſie erſt recht in Maſſe zu finden ſind. Worin beſteht nun das große Heil dieſer Abgeſchiedenheit vom Weltverkehr? Selbſt beim oberflächlichſten Hinblick muß es auffallen wie Thätigkeit, Rührigkeit, Emſigkeit in Sachſen, in Weſtfalen und den Rhein hinauf bis in die Schweiz hinein eine ganz andere iſt, die Leute dort bis zu den Dorfſchulkindern herab aus ganz andern Augen ſchauen, obwohl häufig nicht aus ſo ſchönen wie hier, aber beſſer Rede ſtehen können und Kopf und Herz auf der rechten Stelle haben. An Herzlichkeit iſt kein Land reicher als Öſtreich, aber die Leute hier haben das Herz nicht auf der rechten Stelle. Und gibt's hier etwa noch Natureinfalt und Reinheit der Sitten? Ich könnte Ihnen gar artige Sachen vom Gegentheil erzählen, zum Beweiſe daß es um das was Eiſenbahnen daran verderben könnten eben nicht ſehr ſchade.

Um ein Volk kennen zu lernen, ſollte man, glaub' ich, in den mittleren Schichten der Geſellſchaft ſich umſchauen, mit dieſen vertraut zu werden ſuchen. Dazu habe ich vielfältige Gelegenheit. Aber wenn hier wie anderwärts in Leuten dieſes Schlages der eigentliche Kern des Volks, der Lebensnerv der Nation liegt, dann ſteht es betrübt aus um eine beſſere Zukunft. Schöne rüſtige Kraft und Vollgefühl derſelben überall, aber alles noch roh und ungebändigt; gutes, treuherziges Naturell, aber ſehr geringe, geiſtige und, was ſchlimmer iſt, eben ſo geringe ſittliche Bildung. Das lebt und iſt guter Dinge, und wo ihm der Spielraum doch zu enge dünkt und das Leben fade wird, ſtehen ringsumher Aufforderungen genug zur Übung und Entwickelung materieller Kräfte. Da tummelt man ſich denn umher auf Jagden, Schießſtätten, Tanzplätzen, Bergpartieen und Wallfahrten bis man müde und matt genug heimkehrt und in tiefem derbem Schlaf Befriedigung und Verſöhnung mit dem Herrgott findet, bis die Arbeitsluſt einen neuen Stachel weckt.

Das ganze ziemlich weite Thal, in dem ich hier hauſe, war mit ſeinen Acker- und Wieſengründen Haideland. Noch jetzt heißt es ſo und es mag kaum ein halbes Jahrhundert her ſein daß man es urbar machte. Es trägt überall ſchöne Frucht und iſt vorzüglich der Obſtkultur gedeihlich. Eine gewiſſe Urkraft und Jugendfriſche iſt dieſen Naturumgebungen überhaupt eigen. Es ſcheint daß ſich auch in der Bewirthſchaftung des Bodens, im Ackergeräth, im Milchweſen, in der Gärtnerei, noch viel Uranfängliches fortſchleppt. Ich verſtehe nicht genug von dieſen Dingen, habe oft gehört daß die Bewirthſchaftung des Bodens auch in Sachſen und am Rhein noch vielfach mangelhaft iſt, bin aber gewiß daß jeder Stümper in unſerer Weiſe hier zu Lande beſſere Ergebniſſe liefern würde.

Bevor uns Freund G. verließ, machten wir eine Partie nach Sch. Wir näherten uns der Ausſicht wegen einem ſchön gelegenen Hauſe, wurden von dem Herrn draußen bewillkommt, ohne weiteres hineingeführt und freundlich und trefflich bewirthet. G. kannte den Mann dem ich natürlich völlig fremd war. Die Unterhaltung bewegte ſich um nächſtliegende Gegenſtände und Perſonen, Erkundigungen nach Dieſem und Jenem fanden raſchen und offenherzigen Beſcheid, alles Dinge die mich wenig intereſſiren konnten; doch horchte ich auf, als mit Lachen auch erzählt wurde, ein benachbarter reicher Fabrikbeſitzer, ein verheiratheter Mann ſei jetzt viel krank und beſuche kürzlich mit ſeiner Köchin in's Bad gereiſt. Irgend eine ähnliche Würze muß aber ein jedes freundſchaftliche Geſpräch hier haben, wenigſtens habe ich kaum ein anderes gehört; von Coeurmachen und Liebhabern muß immer Rede ſein und unter dieſer letztern Bezeichnung ſetzt Jedermann ſogleich die allerengſte Beziehung voraus, ſei nun die Rede von verheiratheten oder ledigen Perſonen, von der Dame des Hauſes oder von der Stallmagd (hier Biehmensch genannt). Die Pfarrersköchin iſt anerkannt die Frau Pfarrerin, und wie der Herr Pfarrer nach alter, auch in proteſtantiſchen Ländern üblicher Sitte die Amtsbrüder gelegentlich heimſucht und bei ihnen einkehrt, ſo ſoll es vorkommen daß die Pfarrersköchin die Gaſtlichkeit anderer Pfarrhäuſer in Anſpruch nimmt, ſelbſt wenn dort vielleicht die Mutter, die Schweſter oder ſonſt eine Verwandte Küchenamt und Hausweſen verwaltet. Ein geiſtlicher Herr, der ſich täglich von ſeinem Spaziergang Einen (Rauſch) mit zu Hauſe bringt, iſt nichts Seltenes, und es hindert das nicht daß ſelbſt angeſehene Leute ihn zum Beichtvater haben. — Das ſind nun die Intereſſen um die ſich nächſt Kinderwartung und Pflege, welche ſoweit ſie ganz materieller Art, hier vortrefflich und mit religiöſer Gewiſſenhaftigkeit beſorgt wird, die Unterhaltung dreht. Auch unter ganz entfernten Bekannten macht man gern plebeje Scherze; man nennt das zutraulich ſein. Wir fuhren auf dem Heimwege bei einem Luſtort vorüber und wurden von einigen entfernten Bekannten begrüßt. Die Begrüßung war herzlicher als ſie bei uns unter gleichen Verhältniſſen geweſen ſein würde. G. rief hinüber: „So? Sie haben ſich auch hinaus in's Freie gemacht?“ — und erhielt zur Antwort! „Ja, wir ſind auch liederlich!“ Und dabei lachen ſich die von Gutmüthigkeit ſtrotzenden Geſichter aus vollem Halſe entgegen. Das iſt öſterreichiſche Gemüthlichkeit in ihrer üppigen Blüthe!

Digitized by Google

Der 24. Juni, der Johannistag, heißt hier das Fest der Sonnenwende. Es wird nicht eben viel davon gemacht; doch zündet man Abends auf allen Höhen große Feuer an, die je doch diesmal im üblen Wetter nicht zu Stande kommen wollten. Dagegen ist der 29. Juni, der Tag Petri Pauli, ein hoher Feiertag. Man hält hier mehr von den Gründern der Kirche als von dem Stifter der Religion, wie's scheint. Vorher wird gefastet und am Tage selbst feierliches Hochamt mit drei Priestern gehalten. Diesmal assistirte einer der Herren Kapuziner von Sch., der auch predigte. Das mußte ich natürlich mit erleben. Hilf Himmel! welch ein confuses Gebrüu war das! Und doch fehlte es nicht an Leben und Wärme und einer natürlichen, obwohl ganz rohen Beredsamkeit. Man sagte mir, diese Predigt am Petri-Pauli-Tage sei die beste gewesen die hier seit Jahren gehört worden. ⊙.

Aus Berlin, d. 15. Juli.

[Das Judengesetz und der christliche Staat; das Urtheil des rheinischen Cassationshofes in Sachen der deutschen Presse.]

Eine der ersten thatsächlichen Antworten welche die preußische Regierung auf die Verhandlungen des Landtags geben wird, wird in der Publication des Judengesetzes bestehen, welche, wie man hört, schon in den nächsten Blättern unserer Gesetzsammlung erfolgen soll. Man ersieht daraus, wie sehr es Preußens Staatsregierung gegenwärtig für eine Lebensfrage erachtet, über die durch die ständische Debatte so stark in Zweifel gestellten Principien des christlichen Staats rasch eine definitive Erklärung abzugeben und darüber länger keine Ungewißheit im Lande bestehen zu lassen. Die christliche Bureaukratie hat darum namentlich das Judengesetz in seinen ursprünglichen Motiven zu halten gesucht, und wieviel sie davon der liberalen und freigesinnten Opposition zu opfern bereit, wird sich jetzt bei dem die jüdischen Verhältnisse betreffenden Erlaß zeigen. Man glaubt jedoch daß die Zugeständnisse nur einzelne formelle und die Fassung angehende sein werden, das Gesetz aber größtentheils in seiner ursprünglichen Richtung nunmehr ins Leben zu treten bestimmt ist. Es ist bemerkenswerth daß das ausschließlich christliche Staatsprincip in allen den Fällen, wo es seit dem Ministerium Wöllner bis auf die neueste Zeit dem wirklichen Staatsleben hat eingeimpft werden sollen, immer nur politische Maßregeln hervorgebracht und den specifisch christlichen Staat wesentlich als den Polizeistaat decouvrirt hat.

Die am 12. d. vor dem hiesigen rheinischen Revisions- und Cassationshof stattgefundene Verhandlung über den in Folge der Kölnischen Augustereignisse anhängigen Preßproceß gegen die Herren Kavaux und Borchardt gewährte ein außerordentliches Interesse wie eine für die Sache der deutschen Presse ungemein wichtige und erfreuliche Entscheidung. Die freisinnige und gediegene Haltung dieses Gerichtshofes, die sich zuletzt in dem Leue'schen Proceß so glänzend herausstellte, gewießt seitdem hier eine allgemeine und fast volksthümlich zu nennende Anerkennung, was auch der große Zudrang zu der neuesten Verhandlung erwies, während sonst der Sitzungssaal dieses ausgezeichneten Tribunals (im hiesigen königl. Lagerhause) fast leer stand, und von der hier schon seit langen Jahren mitten in Berlin bestehenden unbedingten Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens kaum Gebrauch gemacht wurde. Auch über die den Herren Franz Raveaux und Friedrich Borchardt zur Last gelegten Preßvergehen (dem Ersteren wegen seiner Brochüre, „die Kölner Ereignisse vom 3. und 4. August nebst ihren Folgen", den Letzteren, Advokatanwalt am rheinischen Appellationshofe zu Köln, wegen eines Aufsatzes in dem Frankfurter Journal) entschied der Cassationshof zu Gunsten der Angeklagten auf eine durchaus freisinnige und unabhängige Weise, und bediente sich dabei eines gesetzlichen Motivs, welches für den gegenwärtigen Rechtszustand der deutschen Presse (und so lange die erwartete Aufhebung der Censur vom hohen Bundestage noch nicht herabgekommen) von der wesentlichsten Bedeutung ist. Der Cassationshof stützte sich nämlich in seinem freisprechenden Urtheil auf die unbedingte Gültigkeit des Bundestagsbeschlusses vom 20. September 1819, §. 7. worin ausdrücklich ausgesprochen: daß Verfasser von Schriften welche mit Vorwissen und vorgängiger Genehmhaltung der Landesbehörden (Censur) zum Druck befördert, dadurch von aller weiteren Verantwortung frei sein müssen. Wenn es schon an sich erfreulich ist daß ein hoher preußischer Gerichtshof diesen in der Praxis so oft verdunkelten und bei Seite gelassenen Paragraphen unbedingt zum Schutz der schon durch die Censur hinlänglich breintächtigten deutschen Schriftsteller anwandte, so gewinnt diese Entscheidung noch dadurch eine größere Wichtigkeit daß der Cassationshof zugleich das Patent vom 8. April d. J. als unanwendbar erklärte. Dies Patent, welches in Preußen gerade in einem spannenden Zeitmoment (beim Beginn der Landtagsschriften, des Processes gegen Heinrich Simon wegen „Anmaßung oder Ablehnung" u. s. w.) veröffentlicht wurde, enthielt bekanntlich eine authentische Erklärung des Bundestags über jenes Gesetz vom Jahre 1819, um auszusprechen daß der frühere Bundesbeschluß keineswegs die Befreiung von aller Verantwortlichkeit der Schriftsteller im Sinne gehabt, wodurch freilich der Rechtszustand der Schriftsteller wieder auf ein durchaus ungewisses und willkürliches Gebiet hinübergespielt worden. Dies mußte um so mehr der Fall sein, da authentische Gesetzesdeclarationen eigentlich auch rückwirkende Kraft äußern können. Der hiesige rheinische Cassationshof erklärte jedoch unter den Motiven seines Urtheils: „daß das Patent vom 8. April unanwendbar sei, weil es neue Gesetzbestimmungen enthalte, also nicht rückwirkend sich äußern dürfe." — In demselben Sinne hatten sich auch die Vertheidiger der beiden Angeklagten, die Advocatanwalte Bollmar und Reusche in ihren zum Theil sehr energischen und eindringlichen Reden erklärt. Der letztgenannte Anwalt suchte die Anwendung des neuen Patents vom 8. April auch dadurch abzulehnen, weil dasselbe ohne Zuziehung des Staatsraths und der Landstände erlassen sei, gleichwohl aber Eigenthumsrechte berühre! — Auch diese Angelegenheit zieht wieder daß in unserem Staatsleben auf allen Seiten frische und gesunde Säfte neu zu pulsiren angefangen, und daß wir deshalb zu Besorgnissen für unsere Zukunft wohl keine Veranlassung haben. — (✱.)

Aus München.

[Das Strafarbeitshaus in der Vorstadt Au.]

Hofrath Dr. Perner sendet und folgenden Bericht zu: „Neulich besuchte ich im Gefolge eines Prinzen, bei dem Alles, was menschliches Glück und menschliches Elend betrifft, eine

Digitized by Google

im tiefſten Grunde ſeines Herzens liegende Saite anſchlägt, des Prinzen Maximilian von Baiern, das Strafarbeitshaus in der Vorſtadt Au. Der Eindruck auf mein Gemüth war bei dieſem Beſuche ſo wie bei früheren tief und mächtig. Ich war gerührt und erſtaunt über die reichen und ſegensreichen Früchte eines Princips, das gleich einer unſichtbaren, milden und lieblichen Macht, ohne alles Geräuſch die Triebfedern dieſes pſychologiſchen Wunderwerkes in Bewegung ſetzt. Ich habe viele Sträflinge — unter der Herrſchaft anderer Grundſätze — geſehen und nie in meinem Leben werde ich den Ausdruck von Gram, von Verzweiflung, ja von Rachſucht und menſchenfeindlicher Wuth vergeſſen, der mich häufig erſchütterte, der mich vor Entrüſtung über ſo hoch geſteigertes Elend erſtarren, ja bisweilen ſogar für meine eigene Sicherheit erſchrecken machte. Ich mußte erſchrecken, wenn ich einen Menſchen, abgeſperrt von aller menſchlichen Geſellſchaft, mit Ketten angeſchmiedet, mit ſchweren Kugeln niedergedrückt, von bißigen Fanghunden und der Peitſche bewacht und bedroht, mit Beſchimpfungen überſchüttet und gleich einem wilden Thiere oder einem Wahnſinnigen voll Zorn und Wuth mir in's Auge ſchauen ſah. Ich wandte mich ſtets mit Entſetzen und Mitleid von einem ſo furchtbaren Anblicke ab. Wie ganz anders hier! Ich befand mich in einer, mit muſterhafter Ruhe und Ordnung betriebenen, äußerſt reinlichen, luftigen und geſunden, ſtill und friedlich betriebenen Fabrik. Ich erblickte keinen Hund und kein Strafinſtrument, ich hörte kein rauhes Wort, ich ſah — einige Thränen zwar — aber kein verzweiflungsvolles, kein wildes Geſicht; ich ſah nur, wie die Arbeiter alle von ihrer Arbeit weg höchſtens einen Blick voll von Achtung, Anhänglichkeit und Vertrauen auf den Vorſtand der Anſtalt warfen. Ich ſah Zuchthaus- und Kettenſträflinge, ich ſah Mörder ruhig und fleißig an ihrer Arbeit, und in ihrem Blicke erkannte ich Ergebenheit in ihr Schickſal und moraliſche Beſſerung. Ich gebe mich hier keiner Überredung und keiner Illuſion hin, da ich ſelbſt über 600 Kriminalunterſuchungen geführt und Tauſende von Verbrechern zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Ich behaupte auch nicht daß alle von mir geſtern beobachteten Verbrecher radical und aufrichtig gebeſſert ſind; ich bilde mir keineswegs ein, bei allen die dunkle und verborgene Mannigfaltigkeit deſſen was in ihrem Innern vorging, klar und umfaſſend durchſchaut zu haben: aber das Gemüth der entſchiedenen Mehrheit, die Phyſiognomie der Geſellſchaft im Ganzen liegt jedem Beobachter, namentlich Jedem, der Erfahrung in dieſem Fache, der ſelbſt ſchon viel mit Unterſuchungen und mit Sträflingen zu thun gehabt, und ganz beſonders demjenigen, der ſchon mehrere Strafhäuſer und Sträflinge unter andern Umſtänden geſehen hat, klar und unzweideutig vor Augen, nichts zu erwähnen von den in Druck erſchienenen und durch amtliche, officielle Zeugniſſe einer Menge von Polizeibehörden documentirten Nachweiſungen über die vom Vorſtande der fraglichen Anſtalt ſeit vielen Jahren vollkommen gebeſſert entlaſſenen Sträflinge. Das Princip nun, das ich oben andeutete, das Princip durch das dieſer Vorſtand ſo ein moraliſches Wunderwerk zu Stande brachte, das Princip das minder ſichtbar als die die größten Maſſen bewegenden Kräfte in der phyſiſchen Welt, eine ſo unglaubliche Umgeſtaltung hervorrief, dieſes Princip — es iſt das der Humanität, es iſt die Gewalt der Liebe, wozu der humane Vorſtand durch zugleich ſtreng geſetzliche und dennoch liebevolle Behandlung, durch Verbannung jeder unnöthigen Härte und durch die in jedem Sträfling hervorgerufene Überzeugung daß er ſelbſt und nicht der Vorſtand die Schuld an der Beſtrafung trage, daß dieſer nur ſeine Pflicht erfülle, aber es mit jedem Sträflinge gut meine, daß er jeden gleich einem in der Erziehung verwahrloſ'ten und deswegen unglücklichen Kinde zu erziehen beabſichte, daß jeder durch Fleiß und erdenkliches Betragen ſeine Lage verbeſſern, daß der Vorſtand ihn gegen jedes Unrecht der Mitſträflinge und des Perſonals der Anſtalt ſchützen wolle und könne, dieſe tiefgeſtellte Menſchenklaſſe zu nöthigen wußte. Dieſes Princip der Humanität, der Liebe und des Vertrauens zum Vorſtande wirkt zuſammen mit der muſterhafteſten Ordnung und Reinlichkeit (zwei unberechenbar wichtigen moraliſchen Hebeln), mit dem geweckten Sinn für Sparſamkeit, da jeder Sträfling nach Ablauf ſeiner Strafzeit oder begnadigt mit nicht unbedeutenden Erſparniſſen die Anſtalt verlaſſen kann, und mit der Gewißheit daß die entſchiedenſte Mehrheit der Sträflinge dem Vorſtande, als dem Repräſentanten der Ordnung, des Geſetzes und der Milde, anhänglich iſt, ſo daß jeder einzelne Bösgeſinnte den Verſuch, Andere zu verführen, nicht wagen kann. Wem in dieſem Gemälde die Farben zu heiter aufgetragen ſcheinen, der ſehe die Anſtalt ſelbſt und urtheile, wenn er ſie geſehen hat!

Heil daher und Ruhm dem Schöpfer dieſes ſolchen Menſchenfreunde höchſt erfreulichen Reſultats, dem Vorſtande der Anſtalt, dem edlen Menſchenfreunde Obermair! Heil Dem der ihn an ſeinen wichtigen Platz geſtellt hat, an den Platz, von dem aus er die ſchwerſten Verbrecher der menſchlichen Geſellſchaft als gebeſſerte, fleißige und arbeitſame Menſchen zurückgibt! Und mir ſei es noch vergönnt, zum Schluſſe zwei Wünſche auszuſprechen, die ſich immer und immer mir aufdrängen, ſo oft ich an dieſe Muſteranſtalt denke: daß nämlich einerſeits Obermair, der ſo Großes in ſo kurzer Zeit gewirkt, ſeine Anſichten, ſeine Kunſt möchte ich ſagen, theils durch öffentliche viel verbreitete Druckſchriften und Aufſätze in öffentlichen Blättern recht oft und beharrlich der Welt kund geben und erläutern, auch Jünger und Nachfolger in großer Anzahl heranziehen, und daß andererſeits die Machthaber in der Welt ihr beſonderes Augenmerk eifrig, unverrückt und mit allen Mitteln auf die Erziehung der Jugend zum Mitleide richten möchten, zum Mitleire, als dem Hauptbeförderungsmittel deſſen was alle und ſelbſt die beſten Strafanſtalten an Wichtigkeit noch übertrifft, nämlich der Verminderung der Verbrechen und des menſchlichen Elends überhaupt!"

Hofrath Dr. Perner.

[Das Ergebniß des preußiſchen Landtags.]

In der dritten Nummer der „Deutſchen Zeitung" leſen wir, aus Heidelberg datirt, zweifelsohne von Gervinus ein treffendes Wort über den preußiſchen Landtag. Für unſer parlamentariſches Leben in Deutſchland, heißt es darin, war das Verhalten dieſer Stände, wie die achtungsvolle Haltung der Gommiſſäre und Miniſter, ein beachtenswerthes Beiſpiel. Der ruhige geſchäftliche Verſtand bei den Einen, der ſtreng ſittliche Geiſt bei den Andern unter den Hauptführern des Ständehauſes, die durchgehende Pietät gegen das Königthum, die Schonung und Achtung vor dem Thron und dem Geſetz, die Beſchwichtigung der Leidenſchaft in den heftigſten Verhandlun-

Digitized by Google

gen: all das zeigte die Versammlung in einer gewissen Makellosigkeit und Virginität die vielleicht nur in den reinen Anfängen parlamentarischer Thätigkeit, wir dürfen hinzusetzen, vielleicht nur in Deutschland möglich war. Jede grelle politische Farbe war diesem Vereine fremd; es gab keine Stimme des Radicalismus; die Extremsten eiferten um den Namen der Conservativen; ein anfeindender Ton des Liberalismus klang nur bei einigen Gelegenheiten durch, wo man die Regierung illiberaler Richtungen beschuldigte. Sonst gab es keine scharf geschiedenen Parteien; nicht einmal die Parteibenennungen hatten sich gebildet; der Mann der in der deutschen Presse als der eigentliche Demagoge in der Versammlung galt, setzte eine Ehre darein seiner Partei anzugehören. Es gab keine Regierungsmänner quand même, sonst hätte es keine einstimmigen Vota gegen die Regierung gegeben; sonst hätten nicht streng Ministerielle das Gesetz vom 17. Jan. 1820 für unerfüllt erklärt. Es gab keine systematische Opposition, denn für die Einkommensteuer stimmten die Oppositionellsten mit den Ministern. Von jener Art Opposition die nicht allein antiministeriell, sondern überhaupt antigouvernemental ist, keine Spur. Das einzig Parteiähnliche war die Spaltung der Vielen, die über das Ungenügende des Patents einig waren, in die politische und strenge Rechtspartei. Auch sie aber begegneten sich wieder in schonender Rücksichtsnahme gegen Regierung und Krone. Der schroffe Schritt einer Incompetenzerklärung ward schon außerhalb der ständischen Versammlung beseitigt: man mochte selbst von Seiten der Gerade sten und Rücksichtslosesten fühlen was es werth war die Wahrheit über die Lage der Dinge und der Gesinnungen Einmal vor den Thron zu bringen, und der Eifer die Wahrheit zu sagen ward auch in der That bei Allen aller Farbe ein Wetteifer, nachdem für den Augenblick die Scheidewand der Bureaukratie zwischen König und Volk gefallen war. — Und eine solche Versammlung von so viel parlamentarischem Tact, von soviel politischem Maßhalten bei so dringenden Bedürfnissen, — eine solche Versammlung, schließt Gervinus, — ohne Erfolg? Sollen die besten Kräfte von neuem zu kleinlichen Repressionen vergeudet werden, die Aussichten einer gemeinsamen Volksentwicklung aufs neue schwinden? In einem Augenblick wo die gesprannten Kräfte eines verjüngten Volkskörpers, der schaffenslustige Geist eines frischen Geschlechtes gesteigerter Gegenstände der Thätigkeit und eines festgesetzten Schwunges bedarf, um die schabhaften Elemente einer radicalen Erbitterung in der Zeitstimmung zu verwinden und zu überwachsen?!

[Papst Pius IX.]

Pius IX. überrascht uns als Fürst und weltlicher Herrscher. Er verspricht nicht, er gewährt sofort. Freilich war der morsche Kirchenstaat auch schleunigst Hülfe benöthigt. In Jahr und Tag hat dieser hinfällige politische Körper in der wahrhaft kindlichen Begeisterung des Volkes für den heiligen Vater eine neue Stütze erhalten und diese Stütze scheint kein todtes Holz, sondern ein grünender Baum zu werden, der vielleicht noch Früchte trägt; Italiens gesunkener Genius ist vielleicht noch zu retten. Gregor XVI. war ein stolzer und furchtsamer Greis, von einer Sclavatesca vor dem Volke geschützt, von einer fanatisch dumpfen Priesterschaft umgeben die für düstere Klosterund Kerkerwände zu den 6000 politischen Sträflingen täglich neue Opfer suchte. Pius ist ein schlichter Mann, umgeben von Räthen aus dem Laienstande sämmtlicher Legationen, entschlossen, den Staat zu erfrischen und das Volk zu ermuthigen um aus seinem lethargischen Müssiggang zu erwachen. Pius thut nur das Allernöthigste; und das Voll ist schon berauscht. Es steht in Rom niemand mehr am Pranger, weil er am Freitag Fleisch gegessen, es streicht kein Ceremonienmeister für einen leeren Dienst von fünf Minuten 18,000 Thlr. in die Tasche, brutale und dumme Mönche sind nicht mehr Criminalrichter, es wird im Kirchenstaate möglich von einem Gerichtshof an einen zweiten zu appelliren, die Unterschlagung öffentlicher Gelder wird nicht mehr mit dem Kreuz Christi von Schurken eingesegnet und geweiht. Alles das sind Anfänge eines bessern weltlichen Lebens. Gebe Gott der Herr dem heiligen Vater dazu seinen weltlichen Segen! — Eine andere Frage ist: Was wird Pius als Papst thun? wird er die Kirche reformiren? — Wir finden von J. Georg Köberle, der als gewesener Jesuitenzögling schon manche interessante Aufschlüsse über Rom gab, in der Schrift: „Warum reformirt Papst Pius und wie weit kann, wie weit wird er gehen?" diese Frage beantwortet und zwar entschieden verneint. Köberle weist zugleich nach daß sämmtliche politische Verbesserungen des Papstes Rothirungen seien, ohne deren Gelebtzung der tief verschuldete, seit der Eindusse der spanischen Einfunste in seinen Finanzen grenzenlos zerrüttete, in mittelalterlichen Barbareien ganz vermorschte Kirchenstaat weder innerlich erstiren, noch nach außen hin den Anmahnungen Englands und Frankreichs gegenüber sein Dasein und seine Ehre behaupten könne. Das nimmt diesem Pius nicht die Bedeutsamkeit, denn bei aller klugen Einsicht handelt er zugleich, wie es scheint, aus frischem Herzen, aus lebendig gefühltem Bedürfniß; und wer den Augenblick ergreift das ist der rechte Mann! An einen Neubau der Kirche, meint Köberle, sei bei dem heruntergekommenen Zustand der italischen Nation noch lange nicht zu denken, und Pius werde sich hüten sich als einen „Jacobinerpapst" verschreien zu lassen und für vorreilige Reformen im Dogma die Liebe des Volkes einzubüßen. Vorreilig sei alles was in der Übergeugung des Volkes nicht wurzele. — Die interessante, in Leipzig bei Otto Klemm erschienene Schrift gibt uns zugleich eine populäre Beleuchtung der europäischen Staatenpolitik die des Verfassers ganz gesunden Blick verräth.

[Der Abgeordnete von Elberfeld.]

Wir waren im Irrthum als wir den Banquier August v. d. Heydt, den Abgeordneten Elberfelds auf dem Vereinigten preußischen Landtage, Mitglied einer pietistischen Religionssecte nannten die sich von der evangelischen Kirche losgesagt. Mitglied und weltliches Haupt einer solchen ist vielmehr dessen Bruder Daniel, ebenfalls Banquier und Führer derselben Landesstirna. Dr. Kohlrügge ist bekanntlich das geistliche Haupt dieser Gemeinde welche jetzt nach dem letzten Religionsedict offen ihre Versammlungen hält, wieder taufen, noch confirmiren, noch trauen läßt. Der Staat hat bei diesen Frommen nie Gewalt versucht; und die polizeiliche Gelbstfrage entrichteten sie geduldig. Wir werden in einer Charakteristik Elberfeld's ausführlich diese Religionsgemeinde schildern.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 31. Juli.

Inhalt: Der Schulmeister von Iferten. Von F. Gustav Kühne. — Thüringer-Wald-Partieen. Von L. M—i. 3 — Aus München, Berlin und Leipzig. — Hebel und Auerbach. — Der Neubau der Dresdner Galerie. — Hr. v. Bincke.

№ 31.

Der Schulmeister von Iferten.

»Man hat Heinrich Zschocke in Aarau oft Arm in Arm mit Pestalozzi gesehen:« so blieb es in unserem Bericht über Jenen, und es wird erklärlich, wenn wir auch Diesen unsern Lesern vorzuführen versuchen. Zschocke selbst war Erzieher, anfänglich in Amt und Würden, später innerhalb seiner eigenen vier Pfähle; seiner Nation ein Erzieher zu sein in Schrift und Wort, erschien ihm dann als sein weiterer Beruf. Daß Pestalozzi in der Schweiz auf Viele von Einfluß gewesen, ist natürlich; bei alle dem sind die Meisten in seiner Anhängerschaft doch vielfach vom Meister abgewichen. Zschocke selbst billigte unter anderem nicht die Schaustellung öffentlicher Prüfungen, in denen mehr der Lehrer, als der Lernende sich vorführt und Ruhm sucht. Es wird glaublich daß noch auf andern Punkten der Methode Zschocke mit Pestalozzi nicht übereinstimmte. Sind doch die nächsten Schüler und Mitarbeiter vom Meister abgefallen, hat doch die Methode des Alten, die eben so vielgerühmte als vielgescholtene, schon unter seinen Augen die entschiedensten Wandlungen erfahren müssen, eine Methode die epochemachend für das Geschlecht war, an welche Fichte in seinen Reden an die Nation für die Menschheit den Beginn eines neuen Zeitalters knüpfte. Die Schweiz, nicht blos ein Feuerbrand politischer Leidenschaften, ist noch immer auch ein Heerd großer Erziehungsmethoden. Man schickt nicht blos die Kranken in die Alpen zur Molkenkur, auch junge Brut aus allen Ecken und Enden Europa's trinkt dort ihre erste geistige Lebensmilch. Und sie wird ihr in der verschiedensten Weise verabreicht, in den Anstalten patriarchalischer Männer des Volkes und in den Schulen der Jesuiten. Pestalozzi aber ist für halb Europa in der Erziehungswelt ein Vater der Reform geworden. Ich will den Mann hier schildern, soweit das ohne Kenntnißnahme seiner Person thunlich ist; nach eines einsichtigen und begeisterten Schulmannes Geständniß mußte man den großen Präceptor selbst den Pakel führen sehen, diesen Pakel vielleicht an sich selbst gefühlt haben, um den Zauber seines Wirkens leibhaft zu empfinden. Bei Zschocke war eine »Selbstschau« Leitfaden. Auch Pestalozzi hat seine Lebensschicksale geschrieben. Aber sein schließlicher Bericht über sich selbst kann schwerlich für abgelagerten, geklärten Wein gelten; bei diesem Mann der Erziehung der sich selbst nicht zu erziehen gewußt, blieb aller Stoff, vielleicht weil er so gewaltig war, in der Gährung begriffen. Wir müssen, um uns Pestalozzi zur festen Gestalt zu machen, herbeiziehen was Blochmann der Welt über ihn mitgetheilt.

Pestalozzi war ein Genie in seinem Fache, und wenn sein Fach und Beruf nichts geringeres war als der Menschheit ein neues Geschlecht heranzuziehen, so ist damit seine Bedeutsamkeit genugsam eingestanden. Bedenken kann es freilich erregen, den chaotischen Versuchen die den Schöpfungen des Genies voranzugehen pflegen, die Jugend anheimzugeben. Eine besonnene Pflege die in alten Bahnen mit Umsicht waltet, stößt dabei mehr Vertrauen ein als ein stürmischer Reformer, auch wenn er der Natur und ihren Heilkräften ganz einfache Maximen für sein Geschäft ablauschte. Hat doch ein Rousseau der an den Brüsten der Natur neue Weisheit sog, die für ein versunkenes Geschlecht wie

Digitized by Google

ein Lebenselixir erſcheinen mußte, ſeine eigenen Kinder nicht zu erziehen gewußt. Es iſt Eigenthümlichkeit des Genies neue Entdeckungen zu machen, aber Sache des Talents dieſe Entdeckungen zu organiſiren, ſie wohlthätig zu machen, ſie einzuordnen in die Bedingungen und Bedürfniſſe einer thatſächlich gegebenen Welt. Die Talente wuchern oft ſchlecht mit dem Pfunde das ein Genie dem geheimnißvoll verſchloſſenen Schooß der Erde enthob, ſie ſchwächen ſeine Urſprünglichkeit ab, aber ſie machen ſie zugänglich für die Menſchenwelt. Iſt doch auch das Pfund das Chriſtus aus den Tiefen Gottes hervorgeholt, von ſeinen Nachfolgern, indem ſie es münzten, vielfach entſtellt, vielfach angelegt und ausgelegt. Aber nicht anders als auf ſo vielfache menſchliche Weiſe hat die Idee eine Wirklichkeit werden können. Und was ganz und gar menſchlichem Urſprung angehört, fällt oft ſchon bei dem Schöpfer und Urheber menſchlicher Einſeitigkeit und Irrung anheim. —

Heinrich Peſtalozzi war ein Züricher von Geburt; das J. 1746 brachte ihn an's Licht der Welt. Die Familie war wälſchen Urſprungs; italiſches Blut das in ihren Pulſen klopfte, macht vielleicht auch manche Aufwallung des Jähzorns in dem wunderbaren Manne, manche Eigenheit ſchon im Knaben »Heiri Wunderli« erklärlich. So hieß man den Jungen, der in Zürich's nächſter Umgebung aufwuchs. Die kranke Mutter überließ ſeine Pflege zumeiſt einer Schweizer Magd; die ſchlichte Naturein falt, die unverwüſtliche Treue dieſes »Babeli« war von Einfluß für die Gemüthsart des Knaben. Großvater mütterlicher Seits war Landpaſtor. In deſſen Walten und Thun ſah Heinrich zuerſt ein lebendiges, patriarchaliſches Chriſtenthum in ſeinen unmittelbaren Wirkungen auf's Volk. Blochmann erinnert an dieſe erſten Eindrücke auf den ſonſt täppiſch blöden, formloſen Buben der ſich nicht blos gegen Grammatik und abſtracte Studien, auch gegen alle Rechtſchreibung und Schönſchreibung heftig ſträubte. Lavater klagte noch ſpäter über Peſtalozzi's orthographiſche Seltſamkeiten, und wer je des Mannes Handſchrift geſehen, wird über ſolch Gewuſel und Geſchmiere der Federführung unwirſch geweſen ſein. Vernachläſſigung in allen Dingen der Etiquette blieb ihm getreu bis an's Ende. Kaiſer und Könige die den weltberühmt gewordenen Pädagogen in ſeiner Anſtalt aufgeſucht, empfing er in einem Aufzug der von Schmutz ſtarrte, oder doch das ganze Gepräge eines verwilderten Sohnes der Natur zur Schau trug. Aber die Herzlichkeit mit welcher er den Majeſtäten die Hand ſchüttelte, war ſo gewinnend daß man darüber hinwegſah wenn ihm das Hemd zum Ärmel hervorgukte, unter ſeinen kurzen Beinkleidern die Strümpfe niederſchlotterten und das Bein das vor hohen Damen Kratzfuß machte, ſich ungenirt baar und blank zum Vorſchein brachte.

Was ihn Schulmann zu werden beſtimmte, war ſein eingefleiſchter Haß gegen den ariſtokratiſchen Druck der in ſeiner Heimath überall auf dem armen Volk laſtete. Es war alſo, wenn man will, ein politiſcher Stachel der ihn trieb, nicht ein Gelüſt die politiſchen oder ſocialen Formen der Welt umzugeſtalten, ſondern ein Drang dem Volke in ſeinen Nöthen beizuſpringen, ihm in deſſen eigenem Schooße die moraliſche Kraft zur Selbſtverjüngung und Selbſtgeſtaltung aufzudecken. Rouſſeau's Selbſtverjüngungstrank für das Volk, ſeine Mahnung zur Rückkehr in die Einfalt der natürlichen Grundbedingungen war ja politiſcher Art; das Heil ſittlich aus dem Volke ſelbſt erwachſen zu laſſen, war das ſociale Ziel ſeines begeiſterten Unmuthes. Das ſittliche Elend im Volke und ſeine tiefen Quellen lernte Peſtalozzi in ſeiner eigenen Welt kennen; lag es doch ſo nackt am Tage. Er hatte Rouſſeau früh geleſen; er verwarf aber als Mann der Praxis das »Traumbuch« Emile. Peſtalozzi wollte erſt Landmann ſein, bevor er der Lehrer des Landvolks wurde. Er ging in eine Muſterwirthſchaft, lernte ackrin und das ganze Bauerngewerk. Er ſiedelte ſich dann im Aargau als Landwirth an. Aber er ſcheiterte in dieſer Vorarbeit zu ſeinem eigentlichen Beruf. Er wollte ſie im Sprunge erreichen, brachte keine ſtetige Ordnung in ſein Heimweſen und erwies ſich alsbald als unpraktiſch in der Landökonomie; die Wirthſchaft in Neuhof ging drauf. Das beugte ihn aber nicht mit ſeiner Frau danieder; er glaubte damit nur ſeinem Ziele näher zu kommen; er wollte Bettler ſein, um Bettler erziehen zu können. Er nahm in ſein ausgewirthſchaftetes, unwirthlich gewordenes Haus fremde Kinder auf, ließ ſie arbeiten zugleich und lernen; der Ertrag der Händerarbeit ſollte den Unterhalt ſchaffen. Er machte halb und halb an ſich ſelbſt die Rouſſeau'ſche Entdeckung daß das Syſtem der modernen Bedürfniſſe bis zu einer Unnatur verkünſtelt ſei, in ſeiner Verwirklichung den Keim alles Verderbs der Geſellſchaft in ſich trage. Dies war in dem verſunkenen Jahrhundert des Luxus und der Entartung eine große Entdeckung. Speciell aufgefaßt und zur Hand genommen, führte ſie in Neuhof zu dem Gedanken daß die Scholle Erde die wir zur Bewegung brauchen, reich genug ſei ſich auf ihr alle Bedürfniſſe ſelbſt zu erzeugen. »Süß wie das Säuſeln ſelbſtgepflanzter Bäume« klang es in der Idylle damaliger Poeſie, und Peſtalozzi

Digitized by Google

ſetzte dieſen idylliſchen Gedanken mit den Kindern in ſeinem Hausweſen in Scene. Die Natur, hieß es, habe genug urſprüngliche Kraft die einem Jeden den unmittelbaren Dienſt zollen müſſe und könne; der Menſch mit ſeinen Gliedern, mit ſeiner Hände Arbeit auf ſich verwieſen, aller Künſtlichkeit einer bedürfnißübervollen Welt entzogen, ſollte wieder im Bereich der einfachen, getreuen Natur ſich ſelbſt genugſam ſein. So kehrte Peſtalozzi mit ſeiner Kinderkolonie, ganz wie Jean Jacques es blos geträumt, in den Urſprung der menſchlichen Geſellſchaft, ja bis auf die Bedingungen des erſten Menſchenpaares zurück. Woran Peſtalozzi in Neuhof ſcheiterte, das hat Fellenberg dann ſpäter in Hofwyl beſſer, folgerechter und maßhaltend mit mehr Glück in Ausführung gebracht; das Talent wußte einen urſprünglichen Gedanken des Genies bei Vermeidung von deſſen Maßloſigkeit beſſer zu ſyſtematiſiren. Die Neuhöfer Armekinderanſtalt war bald von kleinen Geſchöpfen überfüllt. Von allen Seiten waren Kinder herbeigeſtrömt; Peſtalozzi hatte ſie von den Hecken aufgeleſen, auf der Landſtraße zuſammengerafft; ein halbes Hundert tummelte ſich hungernd und ſchreiend um ihn. Phyſiſcher Mangel aller Art herrſchte alsbald in der Anſtalt; Peſtalozzi der die Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft »vom Ei« wieder anfangen gewollt, war — kein Ökonom; er mußte die Anſtalt 1780 aufgeben. Aber ſelbſt am Rande des phyſiſchen Unterganges, ſelbſt mit dem naivſten Eingeſtändniß, ſeine und der Ziebkinder Exiſtenz dem tödtlichſten Mangel preisgegeben zu ſehen, ſtieg keine Verzweiflung in ihm auf; mitten in Hunger und Noth ward er nicht irre an ſeiner Miſſion, blieb er friſch voller Entwürfe die von neuem und beſſer das Ziel in Anlauf nehmen ſollten. Es gab ſchon damals manche ängſtliche und ſtill beſonnene Seele, die die Beſorgniß theilte, dieſer Mann, als Knabe Heiri Wunderli geſcholten, werde in einem Spital oder in einem Narrenhauſe enden müſſen. So ſcharf ging auch hier, wie ſo oft, der Pfad den das Genie einſchlägt, an dieſen beiden äußerſten Endpunkten menſchlicher Beſtrebungen und Erreichbarkeiten vorüber. Aber »mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen, ſagte Peſtalozzi ſpäter von ſich ſelbſt, hat der mächtige Strom meines Herzens nicht aufgehört einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben, die Quellen des Elends zu ſtopfen in das ich das Volk um mich her verſunken ſah; und meine Kraft ſtärkte ſich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was niemand täuſchte, das täuſchte mich immer; was Alle täuſchte, das täuſchte mich nicht mehr!« Das war, wenn auch nicht immer mit gleich viel Selbſtbewußtſein, allezeit die ächte Sprache des ſich und ſeinem Stern vertrauenden Genies.

Es war im Jahre 1792 als Peſtalozzi eine Reiſe durch Deutſchland unternahm. Verwandtſchaftliche Beziehungen mochten ihn dazu veranlaſſen; er hatte in Leipzig eine verheirathete Schweſter, ſoviel ich weiß die verſtorbene Mutter des jetzigen Bürgermeiſters der Stadt, Regierungsrathes Groſſ. Peſtalozzi beſuchte damals die Lehrerſeminare in deutſchen Landen, lernte Klopſtock, Goethe, Wieland, Herder kennen. Er ließ ſich auf dieſer Reiſe in den Illuminatenorden aufnehmen, wurde deſſen Haupt für die Schweiz, trat aber enttäuſcht alsbald wieder aus dieſer Gemeinſchaft. Man begrüßte ihn in Deutſchland als Schriftſteller; jeder gährende Kopf erregte damals Aufſehen, und zur Feder hatte Peſtalozzi gegriffen, ſeitdem er die Neuhofer Anſtalt aufgegeben. Sein »Lienhard und Gertrud,« ein kräftiges Bild des Bauernlebens wie es iſt, oder wie es ſein ſollte und könnte, ſeit 1781 erſchienen, war mit Jubel aufgenommen. Man verſtand es als Roman; der Kern ſchmeckte dem Zeitalter vielleicht bitter, aber auch auf Arznei war man damals begierig und eifrig. Es folgten dem erſten Buche andere Gemälde Peſtalozzi's in ähnlicher Art, wie »Chriſtoph und Elſe«, »Abendſtunden eines Einſiedlers« in Iſelin's Ephemeriden, ein Schweizerblatt für das Volk (1782 und 83), eine Abhandlung über Geſetzgebung und Kindermord, »Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts.« Dieſe Schilderungen wie die civiliſirte Menſchheit im Mechanismus ihrer zum Syſtem gewordenen Gewohnheiten untergehe, waren damals wie jeder Nothſchrei der Natur aus tiefer Bruſt ergreifend.

Im Ganzen und Großen ward dieſer Nothſchrei der unterdrückten Natur im politiſchen Umſturz Frankreichs laut. Peſtalozzi war wieder in der Schweiz als die Revolution auch dort mit ihren Wirren anhob. Es war die Zeit als er mit Iſchocke, dem Regierungscommiſſär in Dienſten der Republik, in Verkehr trat. Er für ſeinen Theil konnte und mochte nichts anderes ſein als Schulmann. Gerade jetzt wo jeder Tag die Scharen hülf- und heimathloſer Kinder mehrte, fühlte er wie noth es that die verwaiſte Jugend um ſich zu verſammeln, ihnen Lehrer, aber auch Erhalter und Nährer und in Summa Vater und Mutter für ſie zu ſein. Ganze Heerden zerlumpter und hungernder Kinder trieb Peſtalozzi von den öden Stätten verbrannter Dörfer und geplünderter Städte zuſammen. Man gab ihm ein

Digitized by Google

altes leeres Klostergebäude in Stanz. Dort richtete er sich sofort mit einer Wirthschafterin ein, und die neue Erziehungsanstalt war schnell fertig. Er wollte in diesem Stall voll wimmelnder Geschöpfe für so viel arme, halb nackte Jugend Lehrer und Vater sein; aber er mußte auch ihr Knecht werden, er mußte diese Jugend säubern, kämmen; die gemeinsten Dienste lagen ihm ob. Das Elend der jungen Brut strotzte leiblich wie geistig von Schmutz. Von neuem entfaltete der große Schulmann sein tiefgreifendes Princip das darin bestand allen Segen der häuslichen Erziehung auf die öffentliche zu übertragen. »Wie wohl wird es mir, schrieb er später an Geßner, in meinem Grabe sein, wenn ich es dahin gebracht Natur und Kunst im Volksunterricht so innig zu vereinigen als sie jetzt in demselben gewaltsam getrennt sind?« Wohnstubenweisheit, Wohnstubenkraft nannte Pestalozzi die Wurzel aller Menschen-, aller Volksbildung, und die Schulstube in diese erweiterte Wohnstube zu verwandeln war die große Maxime dieses Pädagogen. Wie das Mutterauge die Kleinen umgibt, nicht blos wie die Vaterkraft sie hält und trägt, so wollte er ihnen die Eltern ersetzen. Von früh bis spät war er in ihrer Mitte. Was ihnen gereicht ward, ging durch seine Hände, jede nöthige Hülfsleistung that er, seine Thränen flossen wo Schmerz sie drückte, sein Lächeln ging auf die Gesichter der Waisen über. Er saß an ihrem Krankenbett, weder Ansteckung fürchtend, noch Ekel empfindend; er war ihr Arzt, ihr Diener, ihr Pfleger, ihr Heiland in jeder Art. Er bestieg unter ihnen täglich zuletzt das Lager, betete ihnen vor und sie beteten ihm nach. Der Erste des Morgens wieder auf, war er es der sie ermunterte, speiste, erquickte. So war er mehr noch als ihr Vater, er war ihr Herr und Meister in aller Weise, ihr Schöpfer fast, ihr Erhalter jedenfalls. Und sein religiöser Sinn der ihn sein täglich Werk fromm anfangen und vollenden hieß, breitete für die jungen Gemüther eine Art Weihe um seine Person; er war ihr Hoherpriester, mithin ihr Alles.

So kam es daß ein wilder Haufe von 80 Bettlerkindern, elend und siech, unreinlich und voll Entartung wie sie ihm überkommen waren, in kurzer Zeit in einen kleinen geordneten Kinderstaat verwandelt zu sein schien, in ein kleines Paraguai gleichsam, wie ein Doctor Francia einen solchen, auf sich selbst und seine eignen Hülfsquellen gewiesenen Staat von großen Kindern in der politischen Welt zu construiren versuchte. Es durfte in Pestalozzi's Anstalt bei losen, entzügelten Buben nicht an körperlicher Züchtigung fehlen. Aber Alle sahen daß was bestraft wurde unmöglich zu dulden war, weil es gestatten, auf so engem Raum und bei so kargen Mitteln die Möglichkeit des Zusammenlebens aufheben hieß. Pestalozzi's Züchtigungen flößten nie Haß ein; sie kamen selbst nach der Überzeugung der Bestraften von der Hand des weisen, leidenschaftlosen Mannes, von der Hand der väterlichen Liebe. Seine Methode des Unterrichtens war ganz so ohne abstracte Vermittelung, wie man leiblich in der Anstalt von der Hand in den Mund lebte. Pestalozzi lehrte ihnen nicht die Moral, predigte ihnen nicht das Christenthum. Im Schmutz und in der äußersten Entbehrung zeigte er ihnen thatsächlich was Tugend ist und Christenthum heißt; er zeigte es ihnen durch die hülfreiche That, er lehrte handelnd, predigte die Gebote indem er sie vollzog, alles Tüchtige und Gute erschien den Kindern nur wie das natürliche Erzeugniß ihres Bodens und seiner Bedingungen. Es war hier die blanke natürliche Nöthigung, brav zu sein, Allen zu helfen damit keiner zurückblieb, mit Allen zu theilen damit keiner hungerte. Und sie hörten nicht sowohl die Lehren der Weisheit von seinem Munde, sie sahen sie in seinem Thun, er war die persönlich gewordene Lehre der Kinder, der lebendige Inbegriff der Weisheit die den kleinen dürftigen Staat in Ordnung hielt. So kam es daß sie mit ihren Blicken an dem Manne hingen wie gleichsam alle Kreatur an der Sonne. Und so ward, indem die Zöglinge sich alles von ihm absehen mußten, die Anschauung das Grundprincip seiner Methode, das hauptsächliche Mittel und Werkzeug seines Doctrens. Er setzte ihnen nicht Begriffe aus einander, gab ihnen nicht Beweise, überzeugte sie auch nicht durch Überredung; er flößte ihnen den Instinct zu all den Maximen ein die er befolgt wissen wollte, aus Instinct wurden sie gut, tugendhaft, enthaltsam, liebevoll, hülfreich. Weniger die Logik, als vielmehr der Instinct mit seinen unmittelbaren Nöthigungen ward von Pestalozzi gepflegt und ausgebildet. Aller bloße Mauldienst schwand, That und Thun war alles; auch ohne Befehl, schon nach bloßer Anschauung gehorchen, war die Seele der Anstalt, die in ihrem geschäftigen Treiben hin und her einem arbeitsamen Bienenschwarm im Korbe gleichen mochte. Keiner wurde moralisch gezwungen, keiner absichtlich durch Gründe gewonnen zu seinem Werk, die Nöthigung zu seinem Thun und Verhalten mußte sich ihm aus der Sache, aus dem Bedürfniß des gemeinsamen Ganzen zu dem er gehörte, von selbst ergeben. Nach Änderung der Hülfsmittel, durch Herbeiführung anderer Bedingungen zur Existenz, hat das

Digitized by Google

Princip des Unterrichts in den ſpätern Schweſteranſtalten und Pflanzſtätten der Peſtalozzi'ſchen Lehrweiſe oft und mannichfach ſich umgeſtalten müſſen. Aber von Peſtalozzi ſchreibt es ſich her, wenn in der Pädagogik den jungen Seelen nichts mehr eingetrichtert wird. Peſtalozzi hielt ſeine Lehre möglichſt wenig abſtract, möglichſt von Allgemeinheiten fern; er knüpfte ſeine Unterweiſung an den einzelnen, vorliegenden Fall. Und faſt jeder dieſer Fälle war in der kleinen Anſtalt eine Lebensfrage, die ſo nahe lag daß jeder Zögling die Antwort ſelbſt fand. Hieraus erwuchs für die Methode die Form des Zwiegeſprächs als beſte Art und Weiſe der Fortpflanzung der Lehre, eine Art von jener Sokratiſchen Hebammenkunſt im Unterrichten. Und bei der Menge der Kinder die auf ihn als einzigen Lehrer angewieſen blieben, entſprang eben ſo nothwendig die Maxime des wechſelſeitigen Unterrichtens der Zöglinge unter einander. Jeder Aeltere der ſich in etwas bewährt hatte, erhielt alsbald ſeinen Kreis von Jüngern um ſich und ward deren Meiſter im Kleinen wie Peſtalozzi in ſeiner hohenprieſterlichen Machtvollkommenheit der Meiſter Aller war.

Alle dieſe Maximen, zu erziehen und zu lehren, hatten in der Anſtalt das Gepräge von Nöthigungen, waren Kinder der Nothdurft, nicht Ergebniſſe ausgeklügelter Forſchungen und Experimente. Umdeshalb waren ſie ſo vollwichtig, ſo vollgültig, waren wie Naturerzeugniſſe aus dem Schooß des gegebenen Bodens entſprungen. Er kam nicht auf die Idee, die Idee, wie Blochmann ſagt, hatte ihn vielmehr. Ganz verſenkt in ſeine Aufgabe, ſich zu helfen, zu retten und mit ſo viel kleinem Volk durchzukommen, ganz eingegangen in die Bedürfniſſe der ihm zugewieſenen engen Welt, fand er die Mittel zu ſeinen Zwecken unmittelbar, jede Bedingung ward ihm eine gebotene Nothwendigkeit. Die Entwilderung einer Horde der roheſten Buben in Zeit eines halben Jahres war das glänzende Ergebniß ſeiner Methode. Und hier in Stanz erſchien Peſtalozzi mehr als ſonſt wo ganz im Vollgefühl ſeines Wirkens, ganz im Beſitz und in Ausübung ſeiner »großen Natur und ſeiner großen Schöpferkraft.« Nachher hat er über ſeine Idee mehr nachgedacht; dort hatte ſie ihn, trieb ſie ihn unbewußt. Er wußte ſpäter mehr darum, vermochte aber niemals mehr als damals.

Das Jahr 1799 ſetzte ſeinem Wirken in Stanz ein Ziel. Das Kloſtergebäude ward ihm entzogen, in ein Lazareth für Soldaten verwandelt. Unter heißen Thränen entließ er die Kinderſchaar, nachdem er ſie kümmerlich mit Reiſebedarf verſehen. Eine Hauptperiode ſeines Lebens war damit zu Ende. — Und Iferten? Von Yverdün ſchreibt ſich doch eigentlich der europäiſche Ruf des großen Schulreformators!

Peſtalozzi ging zunächſt nach Bern und trat in Burgdorf als unterſter Lehrer in die dortige Anſtalt. Hier mußte er einem beſtehenden Schulplan ſich unterordnen, er konnte hier nicht herrſchen, er mußte fügſam ſein, mußte ſich hier von unten auf annäherungsweiſe geltend machen. Es war für ſeine Methode eine beſondere Prüfung. Auf den Elementarunterricht beſchränkt, hat ſie ſich aber dort erſt recht als brauchbar erwieſen. Indem ſie darin beſteht, allen Begriffen die Anſchauung voranzuſchicken, dem Goethiſchen Spruch angemeſſen: Wenn's einer ſieht, gleich hat er's fort! ſo konnte ſie ſich in Burgdorf als »Abc der Anſchauungslehre« recht ausbilden. Die übergroße Einfachheit ſeiner Lehrweiſe fiel anfänglich auf. Die Mütter die ihre Kinder in der Anſtalt beſuchten und dem Unterricht beiwohnten, waren faſt unangenehm überraſcht und ſagten: Mein Gott, das können die Kleinen auch zu Hauſe lernen! Dieſen Vorwurf nahm Peſtalozzi als ein Lob das ihn in ſeinen Grundſätzen beſtärkte. Gerade die Familienſtube iſt nach ſeiner Idee der beſte Schauplatz der Erfahrungen für die kleinen Geiſter, und nur gerade ſoviel als dieſer Kreis in Haus, Hof und Spielplatz an Wiſſen und Können umſchließt, ſoll das Kindergemüth aufnehmen und ihm dargeboten werden. Alles künſtliche Pfropfen, alles Aufnöthigen fremder Stoffe, alles gewaltſame Ausweiten der kleinen Hirngefäße hielt Peſtalozzi für das Grundübel der überreizten Kultur die kein Mittel verſchmäht aus Jünglingen frühe Greiſe zu machen, Rieſen im Wiſſen und Pygmäen im Wollen und Können heranzuziehen, die Intelligenz auf Koſten des Charakters zu zeitigen. Gerade nicht mehr als ſie zu Hauſe auch lernen konnten, lehrte Peſtalozzi die Kinder; er erſetzte ihnen als Lehrer den Vater und ältern Freund, und indem er die Schulſtube zur erweiterten Wohnſtube machte, lebte er ſich mit ihnen dort ein, hatte dort den ganzen Schauplatz der Erfahrungen und Erlebniſſe für ſie beiſammen und ließ ſie langſam ſelbſt ſuchen und finden, ohne ihnen die Ergebniſſe raſch und fertig aufzudrängen. »Von der Geburt an« beginnt die Erziehung, und ſie ſoll im Sinn und in der Weiſe wie die Mutter die Kleinen unterweiſt, vom Lehrer fortgeſetzt werden. Darin alſo war Peſtalozzi wieder mit einem Rouſſeau'ſchen Satze einverſtanden.

Seine Methode bewährte ſich in Burgdorf; die Anſtalt kam ganz in ſeine Hände, das Schloß ward für ſeine

Digitized by Google

Zwecke eingerichtet. Im Verein mit zwei Gefährten, mit Tobler aus Glarus, mit Buß aus Tübingen, arbeitete er dort seine Elementarbücher und Anſchauungstabellen aus. Er ſchrieb auch dort ſein Buch: »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt«, und entwarf ſein »Buch der Mütter.« Seine »Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe« erſchien bald nachher; durch ſeine »Anſichten über die Gegenſtände auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat« verdarb er es mit den Vornehmen, aber das Volk ſandte ihn als Anwalt nach Paris zum erſten Conſul.

Das Jahr 1801 galt für die beſte Blüthe der Anſtalt; ein Jahr darauf ward ſie Nationalinſtitut, die Lehrer erhielten dann feſtes Gehalt. Damit hörte ſie nach und nach auf Armenſchule zu ſein; die Kinder wurden gegen Penſion aufgenommen, die Zöglinge lernten außer Franzöſiſch auch Latein und Engliſch. Mit der Erweiterung der Kreiſe des Wiſſens und Lernens hob ſich eigentlich die Methode in ihrer Strenge und idylliſchen Eigenthümlichkeit auf.

Peſtalozzi mußte abermals wandern, ſeine Anſtalt verlegen, und zwar nach Iferten (Yverdün) am Südende des Neuenburger See's. Von hier aus und mit dem Jahre 1804 wurde ſein Ruf in Europa allgemein. Schüler von ihm wurden Lehrer und gründeten in Paris, Petersburg, Madrid und Neapel Anſtalten in ſeinem Sinne, aber mit Änderungen wie ſie ſich jedem als Erweiterung und folgerechte Fortbildung der Methode ergeben mochten. Nach Yverdün kamen Fürſten und Staatsmänner gezogen, um den Mann der ſo gewaltigen Umſchwung in der Jugendbildung hervorgerufen, am Schauplatz ſeines Wirkens ſelbſt zu ſehen. Und damals war es auch als Fichte auf Peſtalozzi's Methode, auf die Spontaneität ſeines Princips, auf dieſe freiwillige und naturgemäße Herausbildung des Ichs aus dem jugendlichen Menſchen, mit der ganzen Macht ſeines Wortes hinwies. Weil Fichte das Ich in ſeiner Selbſtbeſtimmung zum Herrn und Herrſcher ſeines Schickſals und der ganzen Weltgeſtaltung machte, mußte ihm eine Erziehungsweiſe zuſagen, in welcher das kleine Subject ſich ſelbſt das Richtige ſuchen lernt, die Wahrheit ihm nicht als Object feſt und fertig überliefert wird.

Die Anſtalt zu Iferten war inzwiſchen ſo groß geworden daß Peſtalozzi immer mehr ſtellvertretender Gehülfen bedurfte. Unter dieſen war Schmid von beſonderer praktiſcher Tüchtigkeit. Johannes Niederer, früher Geiſtlicher, ein mehr philoſophiſcher Kopf, war bemüht in die Maxime Folgerichtigkeit hineinzubringen. Was beim Meiſter aus Inſtinkt entſtanden war, ſollte jetzt regelrechte Logik, der Wildwuchs der Methode die ſich nach jedem Naturell beſonders einrichtete, ſollte geſchult, ſyſtematiſirt, in allgemein gültige feſte Formeln eingezwängt, in Paragraphen abgefangen werden. »Ich verſtehe mich ſelbſt nicht mehr! Da müßt Ihr den Niederer fragen!« pflegte Peſtalozzi damals lächelnd zu ſagen. Dem Alten war alle Reflexion, alles logiſche Räſonnement völlig zuwider. Alles war bei ihm guter Griff, urſprüngliche Intuition, großartiger ſtummer Blick in die Natur geweſen. Mit Johannes Niederer der ſich auswärts auch in gelehrte Streitigkeiten einließ, zerfiel Peſtalozzi immer mehr; dem Gefährten Schmid der lediglich praktiſch war und die ökonomiſche Verwaltung mehrmals rettete, ſchenkte er immer unbedingter ſein Vertrauen. Haushalt, Wirthſchaftsweſen, Geldgeſchäft waren eben auch nicht Peſtalozzi's ſtarke Seiten. Je mehr er bei der Ausdehnung der Verwaltungsſorgen in der Anſtalt gegen Schmid ſich zu Dankgefühl verpflichtet ſah, deſto ausſchließlicher ergab er ſich dieſem, deſto entſchiedener ließ er Niederer den Unwillen fühlen der ſich gegen deſſen Logiſicirung ſeiner Methode in ihm regte. Je mehr ſich das Alter als einer Stütze bedürftig in Peſtalozzi geltend machte, deſto mehr ward er gegen Schmid der das äußere Beſtehen der Anſtalt ſicherte, faſt zum willenloſen Sklaven, während er von Niederer, deſſen Widerpart, ſagte: unter dieſem und deſſen philoſophiſchem Gedüftel werde die Anſtalt und die Methode in ihren Wurzeln verfaulen. Zu Niederer's Eiferſucht geſellte ſich ein Haß der nach Rache dürſtete. Niederer verging ſich ſo weit, in einer Abendmahlsrede den Greis zurechtzuweiſen, dergeſtalt daß dieſer, jedoch erſt nach einem Gegenverweiſe, vom Altar zurücktrat. Beide ſtanden dann vor Gericht einander gegenüber. Ein harter, herzverwundender Brief Niederer's machte den Vater Peſtalozzi faſt unſinnig und wahnwitzig vor Zorn und Schmerz. Man mußte ihn nach einem ſtillen Ort auf dem Jura bringen, um ſeine zerrütteten Nerven zu heilen.

Schmid war unabläſſig bemüht das Ökonomiſche in den bedrohten Verhältniſſen der Anſtalt zu ordnen und herzuſtellen; die Finanzen waren wirklich mehrmals in Auflöſung begriffen geweſen. In den Zeiten der Noth vermittelte Schmid bei Cotta die Herausgabe von Peſtalozzi's Schriften. Die gelöſten 50,000 Franken kamen der bedrängten Pädagogik zu Yverdün ſehr zu Statten. Lavater hatte in alter Zeit in Bezug auf Peſtalozzi's Mangel an ökonomiſchem Sinn ein hartes Wort geäußert. Es hätte ſich bewahrheiten können,

Digitized by Google

falls Schmid nicht ſein Retter wurde. Nach zwei Seiten hatte dem Alten die Natur, die ihn zu ihrem beſonderen und geheimen Liebling erkoren zu haben ſchien, doch unerbittliche Grenzen geſteckt. Mangel an Folgerichtigkeit im Denken und Mangel an praktiſchem Haushaltungsſinn wären dem Genie der Pädagogik faſt zum Verderb ausgeſchlagen. Während Peſtalozzi den Philoſophen von ſich wies, rettete ihn der Ökonom, ihn wenigſtens äußerlich vor Untergang ſichernd. Die Verhältniſſe der Anſtalt waren indeß bald wiederhergeſtellt, das berühmt gewordene Inſtitut hatte innere Hülfsquellen genug zum Beſtande. Jene 50,000 Franken benutzte der Alte zur Gründung einer neuen Armenſchule die er ganz nach ſeinen urſprünglichen Grundideen einrichtete. Ein zweiundſiebzigjähriger Greis, fühlte der Unermüdliche, der Unverwüſtliche noch immer Trieb und Kraft genug in ſich der armen, der hülfsbedürftigen Menſchheit beizuſpringen und ihr in dem neuen Geſchlecht eine neue beſſere Zukunft zu liefern. Erſt 1825 zog ſich Peſtalozzi von ſeinen Schulen zurück; das Zerwürfniß mit Niederer hatte ihn doch vielleicht geknickt und gebrochen. Er ging nach Neuhof, auf den Platz ſeiner erſten Thätigkeit und Unternehmungsluſt, ſchrieb ſeine Lebensſchickſale und ſeinen Schwanengeſang, ein Buch voll heftiger Selbſtanklagen, und ſtarb, ein Einundachtziger, 1827 zu Brugg im Aargau. Dem alten heißblutigen, leidenſchaftlichen Stürmer ward es ſchwer zur Ruhe zu kommen, bis er ſie endlich unter der grünen Decke fand. Es kam ihn hart an zu ſterben; ſeine ſtarke Kraftnatur ſchien noch nicht mürbe, ſein thatluſtiges Herz noch nicht müde geworden zu ſein.

Blochmann in Dresden, ſein Schüler und dann ſein Mitarbeiter im Werke, hat uns des Alten Perſon leibhaftig geſchildert*). Peſtalozzi ſuchte in der ſtraffen Kraft ſeiner Glieder, in der Stärke der Muskeln Seinesgleichen. Ein gewaltiger Nacken trug einen gigantiſchen Kopf. Sein Geſicht ſpielte ohne geregelte Enthaltſamkeit in allen Tönen der Freude und des Schmerzes, gab allen Wechſel von Licht und Schatten grell und ohne Übergang. Seine Affecte hatten die Unmittelbarkeit und die ungezügelte Fülle des Naturmenſchen. Peſtalozzi war ein großgewordenes Kind. Allem erſten Eindrucke erliegend, ihm mit aller Macht hingegeben, aber ſchöpferiſch ihn benutzend, den vorliegenden Fall ausbeutend, entfaltete er alle Herrlichkeiten, aber auch alle Unarten einer Kindernatur. Dieſer große Erzieher hatte ſich ſelbſt nicht erziehen können, dieſer tiefe und getreue Kenner der Kinderwelt kannte den Menſchen nicht, verſtand »die civiliſirte Barbarei« nicht, wie Zichocke ſein Zeitalter und ſeine Mitwelt nannte. Peſtalozzi war heftig und aufbrauſend wie ein Löwe; er war aber zugleich fügſam, weich und hingegeben wie ein Lamm. Wo irgend eine Unbill ihn empörte, bot er zur Steuer des Unrechts, zur Erhärtung der Wahrheit blind alle Mittel auf, die nächſten die beſten. Er war im Stande gegen einen Mitlehrer den er auf einem Unrecht ertappte und ſtörriſch erfand, ſelbſt deſſen eigne Zöglinge als Zeugen aufzurufen. So wenig war er Diplomat. Er hätte wie jener römiſche Feldherr gegen einen Lehrer der geſündigt zu haben ſchien, die Kinder mit Stöcken bewaffnen und ihn heimpeitſchen laſſen können. In ſeinem Antlitz hatte die Wahrheitsliebe jenen ſtierartigen Ausdruck wie er uns bisweilen aus Schweizerköpfen entgegenſtarrt. Die Gorgo kann nicht ſchreckhafter blicken als ein urkräftiges Schweizer Bauerngeſicht, wenn es für ſein Recht in Wuth geräth. Dabei war Peſtalozzi in ſeinen Stimmungen kindlich bis zu einem Grade wo das Kindiſche beginnt. Blochmann ſchildert die komiſche Freude die der Alte über den Wladimirorden gehabt, mit welchem ihn Kaiſer Alexander in ſeiner Spendeluſt beſchenkte.

So wenig Peſtalozzi ſeine Gemüthsbewegungen beherrſchen gelernt, ſo viel Gewalt hatte er über ſeinen Körper. Mag er auch darin unſern Pädagogen als Muſter daſtehen, um in geſundem Leib die Geſundheit der Seele zu pflegen! Sein Körper diente ihm wunderbar, war ſeinem Willen und Streben auf ſeltene Weiſe unterthan. Er achtete freilich wenig auf ſeine Pflege, zu wenig auf ſeine Zierde. Schmutzig, halb zerfetzt, ſtaubbeſudelt ſchlenderte er meiſt einher; ſtruppigen Haares, unraſirten Geſichts erſchien er oft zum Schrecken fremder und hoher Beſucher. Die überſtrömende Fülle ſeiner Gemüthskraft riß aber jeden hin. Für ſeine Zöglinge und Genoſſen, für Schüler und Lehrer war er unwiderſtehlich in der tiefen Einfalt und Ehrlichkeit ſeiner großartigen Natur. Dieſe Liebeskraft mit der er lebte, ſchaffte, ſorgte und wirkte, war der eigenthümliche Zauber den er um ſeine Perſon und über ſein Wirken breitete. Er wußte um das Geheimniß dieſes Zaubermittels; vielleicht pochte er zu ſtark darauf. Seine übertriebenen Selbſtanklagen verſöhnen aber

*) „Heinrich Peſtalozzi's Züge aus dem Bilde ſeines Lebens und Wirkens.“ Leipzig 1846. — Von Chriſtoffel erſchien in Zürich in demſelben Jahre ein wortgetreuer Auszug aus ſeinen Schriften.

Digitized by Google

wieder übergenugſam mit ſeinen Schwächen. Für ſeine Genialität ſteht feſt daß er in der Jugenderziehung epochemachend war. Von Peſtalozzi ſchreibt ſich her daß auf die jungen Seelen nichts mehr gepfropft wird.

F. Guſtav Kühne.

Thüringer-Wald-Partieen.

3.

Es war in der Sonntagsfrühe des 18. Octobers, dieſes Tages, deſſen Freudenfeuer ſammt ſeinen glänzenden Hoffnungen zu einem Häufchen Aſche abgebrannt ſind, in welchem verborgen noch einzelne Funken glimmen. Ich konnte mich bei dem hellen Sonnenſchein nicht entſchließen, in das Halbdunkel einer Kirche zu wandern. Ohne Plan und Ziel ging ich zum Frauenthore hinaus. Von dort, dachte ich, wird mich ſchon ein guter Genius in eine der mächtigen Waldeshallen leiten, wo mir's wohl wird und wo ich fromm ſein kann. — Einige Schritte rechts die Anhöhe hinauf, und die Natur öffnet wie in einem Rieſendome ihre mächtigen Felſen- und Bergeshallen, deren waldige Bekleidung von der Farbenpracht des Herbſtes, wie mit tauſend Blumenſträußen geſchmückt iſt. — Die Wartburg erſcheint hier, auf ſteiler Höhe, wie das Altarbild in einer Kapelle, oder auch wie das hervorragende Blatt einer Rieſenblume. Tief von den »Hainteichen« aus, die trübe und geheimnißvoll den Wegweiſer abgeben, ziehen ſich faſt wellenförmig ineinandergeſchlungene Berge und Felſen, in immer höheren, kühneren Formen, bis dicht an die Burg hinauf. Zwiſchen ihnen blickt frühlingsfriſch und heimlich, wie das Heiligthum einer kindlichen Seele ein Thälchen herauf. Die Berge ſelbſt ſcheinen es vor jedem Sturme da drauſen ſchirmen zu wollen, ſchützend die heilige Ruhe mit der es den Wanderer in ſeine Nähe winkt. Dies Thälchen nennt man »das Hellthal.« Es war Luther's Lieblingsplätzchen während ſeines Aufenthaltes auf der Wartburg. — Hier mochte er ſich vor dem Teufel ſicher glauben, nachdem er in den engen Zimmermauern das mächtige Tintenfaß warf. Hier waren die Engel der Natur ihm nahe, von denen er nichts wiſſen wollte, und die doch unbemerkt mit ihren Lebens- und Liebesmelodien auf ſeine kühne Seele einwirkten. — Hier mochte auch ich die Sonntagsglocken läuten hören an dem Morgen des 18. Octobers; die Sonntagsglocken, deren Muſik je ſchöner und reicher erklingt, je weiter ihre Töne aus den engen ſteinernen Mauern in die freie Berges- und Waldesluft dringen. Dies Thälchen iſt ſo recht geſchaffen, die Seele mitten in den Kämpfen der Zeit und des Lebens mit jenem Frieden anzuwehen, den nur die Natur in ihren glücklichſten Momenten zu ſpenden vermag. Im blinkenden Sonnenſtrahl, der die Thautränen auf dem grünen Grunde mit tauſend blitzenden Funken umſpielte, und im Kelch der Waldblumen, von denen das Grün durchwirkt war, wie eine ſüße Ahnung erzitterte; im Sturmwinde, der hier gebrochen wie ein mächtiger Lebenschoral vorüberbrauſ'te; in dieſer Harmonie, der ſelbſt die mächtigen Felſengebilde und die ſtolzeſten Bäume ſich zu beugen ſchienen, durchbeben die Seele Hoffen und Vertrauen in die Zukunft, mit jenem Glauben an die Allgewalt des Lebensgeiſtes, der auch in der Menſchheit ob irrend und kämpfend, doch endlich den Sieg erringen muß. — Ich durchwanderte das liebliche Hellthal mit dieſem kindlichen Glauben, den weder die Abſtractionen des Verſtandes, noch dogmatiſche Glaubensformen, ſondern nur die Natur in ihrer heiligen Poeſie zu geben vermag. Ich durchwanderte es voll frommem Glauben und Träumen von dem Lebensfeſte der Menſchheit, deſſen Adventszeit unter Sturm und Kampf angebrochen. Nichts ſtörte meine Andacht. Ich ſetzte mich da wo das Thal ſich höher hinauf in dem prächtigen Waldesdunkel verliert, über welchem die Wartburg in gigantiſcher Höhe thront, auf den thauigen Raſen. — Vor mir das ganze freundliche Thal mit ſeinen hellen Blicken; um mich Berg und Fels; über mir die Wartburg. — »Eine feſte Burg iſt unſer Gott!« ſchien es mir von der hohen Veſte herab zu tönen, und die Berge hallten es nach, und weiter lispelten es die gen Himmel ragenden Bäume und die leiſe erzitternden Blumen. Die Glocken, aus der Stadt, von der einige verlorene Häuschen ſichtbar waren, ſtimmen in mächtigen Accorden drein. — Vergangenheit und Zukunft ſchienen mir in dieſem Augenblicke in Eins zu verſchwimmen. Ich ſah Freudenfeuer und Freudenſonnen auf den fernen Bergen flammen, und hörte die Glocken eines neuen Lebens, eines andern 18. Octobers, einer neuen Reformation läuten. — Flüſtern und Lachen ſtörte in dieſem Augenblick die glückſelige Illuſion. Nahe Schüſſe ſchreckten

Digitized by Google

mich auf. — Es waren zwei Schuljungen, die heimlich und trotz des Schießverbotes den 18. October feierten. Sie ſchoſſen, weil einmal ſeit Jahren an dieſem Tage geſchoſſen wird; aber ſie wagten nicht es offen zu thun, und ſchienen ſich ſelbſt vor mir zu fürchten. — Die ganze Gegenwart von ihrer troſtloſen Seite trat nun vor meine Seele. Hier ſtand die Wartburg, ſtumm und todt, von deren Mauern einſt vor 29 Jahren der Jubelklang der deutſchen Freiheit herniederbrauſ'te; dort die Berge von denen man dem fliehenden, vernichteten Feinde die Kugeln nachſandte, und den größten in der eigenen Mitte behielt. — O glücklich Die, welche im Jubelrufe der Erlöſung aus der Knechtſchaft, im letzten Odemzuge ihres Lebens, das ſie für die deutſche Freiheit dahingegeben, das Götterbild ihrer Seele, ſchon fertig wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, aus dem Völkerkampfe an die Schwelle des deutſchen Lebens treten ſahen! — Glücklich Die, denen die Fata Morgana nicht entſchwand, welche ihnen wie ein gelobtes Land entgegenwinkte!

Wie Wenige dachten vielleicht mehr an dieſen Tag. Einzelne ſuchten ihn zu vergeſſen, oder gewaltſam die Thräne in dem Auge zu unterdrücken. — Zwei Schulknaben allein ſchlichen in den Wäldern umher und ſchoſſen in kindiſcher Spielerei. — Dieſe Schüſſe klangen mir vor den Ohren wie eine Ironie gegen die Zeit und die Flammen, die, wenn auch nicht offen auf den Bergen, doch heimlich in tauſend Herzen lodern. — Ich eilte haſtigen Schrittes aus dem lieblichen Hellthale in die tiefere Einſamkeit ſeiner benachbarten Wälder und Berge. Überall ſchien indeß das unleidliche Schießen und Kichern mich wie Hohn zu verfolgen. — Erſt auf der entgegengeſetzten Seite, der Abendſeite der Wartburg, war es ſtill und feierlich. Die Natur ſcheint hier in ihrer wilden, unzugänglichen Romantik ihre Geheimniſſe dem Menſchentreiben und den Menſchenblikken entziehen zu wollen. Dennoch hat man auch hier ſeit kurzem Wege zu bahnen gewußt, die aber wenig beſucht werden und deshalb auch wenig dieſe großartige Waldeinſamkeit ſtören. Ein wahres Labyrinth von Wald und Fels und Schlucht umfängt hier den Wanderer; und die Sonne am Himmel droben, und auf kühner Felſenhöhe die Wartburg, die zuweilen durch das Waldesdunkel herniederblickt, ſind die einzigen Leitſterne, nach welchen man die Richtung berechnen kann, welche man zu nehmen hat. — Eine der ſchönſten, aber auch der am wenigſten zugänglichen Partieen iſt »die Eliashöhle.« In der tiefſten Waldeinſamkeit, zwiſchen wilden Waldſchluchten, erſcheinen in grotesken Geſtalten gigantiſche Felſen zwiſchen der üppigſten, ſtolzeſten Baumpracht, welche der Thüringer Wald nur hervorbringen kann. Einer dieſer Felſen hebt ſich hoch und kühn wie ein Adlerhorſt empor. In halber Höhe dieſes Felſens befindet ſich eine Spalte, die zu einer kleinen Grotte führt, welche »die Eliashöhle« genannt wird. Es gelang mir, nach manchem mühſeligen Klettern auf ungebahnten, aber herrlichen, wildromantiſchen Wegen, den Felſen wieder aufzufinden, zu dem mich ein Freund vor einiger Zeit geführt hatte. Die Natur hat hier einen der prächtigſten Dome mit Waldeshallen und Felſenſäulen gebildet, den man ſich denken kann. Ich ſetzte mich zwiſchen ihnen am Fuße des Eliasfelſens in's weiche Moos nieder. Dieſe Bäume und Felſen ſcheinen, wie der Gedanke des Menſchen, oder wie jene Rieſen der Vorwelt, den Himmel erſtürmen zu wollen. Auf den höchſten Felſenſpitzen wie in den tiefſten Waldſchluchten haben ſich Eichen und Buchen zu einer ſchwindelnden Höhe emporgeſchwungen. In ihren prächtigen Zweigen ſäuſelte der Morgenwind, bald wie ein ſüßes Liebeslied, bald ſtärker einherbrauſend, wie eine begeiſterte Lebenshymne. Die leiſe Waldesdämmerung wurde von einzelnen Sonnenſtrahlen durchblitzt, an den Felſengeſtalten dahinfliegend, ſpielend mit der Farbenpracht der Bäume. Waldesduft durchdrang dieſe Hallen ſtärkend und belebend. Tief in der Schlucht rauſchte es zuweilen wie geheimnißvolles Leben. — Dort ſchwirrte ein Vogel an einem der Felſen, der allein noch kahl, wie übereinandergethürmte Würfel, ſich erhob. Vielleicht trug er in dieſem Augenblicke dorthin ein Samenkorn, aus dem einſt ein mächtiger Baum erwächſt, der den Sieg erringend über das öde Geſtein, auch hier allmächtiges Leben verbreitet! — Jetzt fliegt er wieder fort, hoch über die Felſen und die Bäume in den freien blauen Äther, der hier unſichtbar nur in flimmernden Sonnenſtrahlen grüßt. O wer mit ihm ſo fliegen könnte in die freie ſchöne Zukunft, von der wir hoffen und träumen, und für die wir kämpfen und wirken! —

Ich ſelbſt ſuchte in dieſem Augenblicke nur die Höhe des Felſens bis zur Höhle zu erklettern. Rechter Hand vor derſelben iſt ein ganz ſchmahler Vorſprung. Hier lichtet ſich plötzlich das Waldesdunkel, und der weite freie Himmel, entſchleiert vom Grün der Bäume, blickt wie ein Allerheiligſtes herein. — Dieſer Eindruck iſt unbeſchreiblich groß und ſchön; namentlich am Abend, wo hier gerade die Sonne in ihrer ganzen letzten Lebensgluth in den weiten Äther hinuntertaucht und die Spitzen der dunkeln waldigen Berge noch einmal mit goldenem Glanz überſtrahlt.

Digitized by Google

Hier mag der fromme Einſiedler Elias, der in dem Felſen gehauſ't haben ſoll, auch wohl gebetet haben. Hier mag er hinübergeſchaut haben nach der Burg, wo die heilige Eliſabeth weilte, die ihm ſelbſt wie eine Sonne aufgegangen und verſchwunden war. Dieſer Felſen war vielleicht ſein Lehrſtuhl, wo er, wie die Sage erzählt, den jungen Leuten das Evangelium der Liebe und des Lebens verkündete. Von hier aus klangen vielleicht ſeine Harfentöne hinüber zu der wohlthätigen Frau, die ſie umſchwebten, wie eine Muſik des Himmels. — Die Sage erzählt nämlich, der Einſiedler ſei als armer, ſchwer erkrankter Pilger von der heiligen Frau auf der Wartburg gepflegt und in der Abweſenheit ihres Mannes in deſſen eigen Bett gelegt worden. Als man ſie deshalb bei dem Gemahl verklagt, und er zornig den Kranken zu ſehen begehrt habe, ſei derſelbe plötzlich entſchwunden, und nur ein Kreuz habe ſich im Bette gefunden. Eliſabeth aber glaubte, die Engel hätten den Kranken in den Himmel geführt; und die Harfentöne welche ſie in geheimnißvoller Abendſtille oder in der Frühe des Morgens von dem Felſen herüber vernahm, ſchienen ihr ſtets von dort zu kommen, wohin ſich ihr für das Leben zu weich geſtimmtes Herz ſehnte.

L. M—i.

Gedanken eines Kapuziners im neunzehnten Jahrhundert.

Von B.

Den Geiſt erdrücken wollen, das iſt der fluchwürdigſte Atheismus. Aber gerade dieſe Art von Atheiſten rühmt ſich der Frömmigkeit und Religioſität, der Moralität und Kirchlichkeit. Mit fanatiſchem Eifer und verbranntem Gehirne begeifern, verfolgen und mißhandeln ſie diejenigen die des Geiſtes Banner ſchwingen und unter ihm kämpfen. Wer nicht das Knie beugt vor dem Götzen den ſie für ihren Gott halten, den verkehren und verdummen ſie, und ſtände es in ihrer Macht: noch heute öffneten ſich die verroſteten Folterkammern und in hellen Flammen loderten wieder die Scheiterhaufen!

Die tanzende Herodias forderte zum Lohne ihrer die Sinne bezaubernden Kunſt das Haupt des Bußpredigers im härenen Gewande. Weiſet die Geſchichte aber nicht auch Beiſpiele auf daß durch den Glauben eines Weibes einem lange unbezwinglich ſcheinenden Geiſtesdespotismus das trotzige Haupt abgeſchlagen wurde? Ereigniſſe dieſer Art ſind mit der Hand greifbar und beſtätigen dem Weiſen die Lehre daß in der Geſchichte allein die Verſöhnung ſich vollziehe.

Was des Geiſtes Kraft nicht vermag, das vermag die Kraft der Natur; ſie wird wunderbar unſere Verhältniſſe im Laufe der Zeit umgeſtalten.

Wo ich hinblicke — Gemeinheit! Gemeinheit in den Cirkeln und Aſſemblées der Großen, Gemeinheit im Kreiſe des ſogenannten Mittelſtandes, Gemeinheit in den untern Regionen. Der Adel des Geiſtes iſt ſelten da oben ein willkommener Gaſt: nur der Adel des Blutes ſprelzt ſich dort. Ein freier Geiſt ſtößt an jeder Ecke des Philiſterthums mit ſeinen Flügeln an und läuft Gefahr daß ihn der Pfahlbürger zur Beſchneidung der Fittiche den Polizeiſchergen überliefert. Die untere Schicht iſt noch in Rohheit verſunken und ſpottet deſſen was höher iſt. Die Noth und das Elend erſtickt den göttlichen Funken und der Proletarier wälzt ſich im tiefſten Schmutze. Bei ſolchem Anblicke gilt es Muth zu faſſen und an dem Siege des Geiſtes, am Heil der Menſchheit nicht zu verzweifeln.

Alle Tage wird es mir klarer daß das Weltdrama ſich ſchon bis zum letzten Acte hingeſpielt hat. Die Pulſe der Agirenden gehen ſchneller, das Herz ſchlägt ſtärker, die Leidenſchaften werden glühender, die ganze Stimmung iſt eine gereizte, unruhig hin und herwibrirende. Der ruhige Zuſchauer ſelbſt heftet die Blicke ſchärfer auf das ernſte Spiel und, ſympathetiſch ergriffen, pocht ſein Herz in ſtärkern Schlägen. Ja — ſchon fängt der Funke zu ſprühen an, ſchon glüht das Eiſen, ſchon ſchürzen ſich die Cyklopen, des ſpröden Stoffes alte Formen mit gewaltigen Schlägen in neue umzugeſtalten!

Der Geiſt der Freiheit prüfet oft hart ſeine Lieblinge. Er ſtellt ſie eine Zeitlang in den Dienſt eines Tyrannen, und der Pöbel hält ſie für Söldlinge und Lanzenknechte deſſelben. Sie ſelbſt aber ſind ſich ihrer Miſſion bewußt und es wächſt ihre innere Kraft und Stärke durch die Erkenntniß der ungerechten Sache ihres Dienſtherrn. Wie Simſon harren ſie auf die wiederkehrende Kraft; das ſchwellende Hochgefühl der Freiheit ſprengt die läſtige Feſſel und macht den Tyrannen zittern.

Digitized by Google

Die Lüge iſt die häßlichſte Fratze, ſie zerſtört von Grund aus des Menſchen Urbild. Ein Lügner gleichet einem Trunkenen. Halt- und kraftlos, des ſich ſelbſtbeſtimmenden Willens beraubt und mit ſchlotterndem Gebeine, wankt er bald nach dieſer, bald nach jener Seite hin — ein Spott der kindlichen Wahrheit und ein Mitleid des ſich ſeiner Göttlichkeit bewußten Geiſtes. Sprechet fromme Wünſche daß er nicht in den Abgrund ſtürze, an deſſen Rand er wandelt, wenn keine Möglichkeit gegeben iſt daß ihr ihn auf den Pfad der Wahrheit zurückleitet.

Das Verbrechen ſtürzt durch ſeine eigene Wucht; die ewige Liebe vermag es nicht zu halten. Auf die Höhen der Menſchlichkeit hat dich dein Schöpfer geſtellt und der Sonne und der Sterne Pracht ſoll dein Compaß ſein. Sinkt dein Blick aber zu der thieriſchen Natur hinab, ſo ziehet dich auch die Schwere deines Leibes dahin und du verſinkſt mit ihr in ein und dieſelbe Nacht.

Stille und ſchweigſam ziehe ich meine Bahn, ein einſamer Wanderer in dunkler, kalter Nacht. Aber wo ich eines Menſchen Wohnung ſehe, da ſuche ich Einlaß. Wenige verſtehen mich, Viele weiſen mich gleichgültig zurück. Sie wiſſen nicht daß unter dieſem Gewande, das ich trage, ein Herz ſchlägt das ihren Schmerz verſteht, ihre Freude kennt, ihres Genius Fackel mit Inbrunſt flammen ſieht. Wohlan, dies irrt mich nicht! Es wird ein Morgen kommen, der ſie den ſtillen, einſamen Wanderer kennen lehrt.

Es iſt ein tiefſinniger Mythus, daß Herkules dem Tyrannen Euriſtheus eine Zeitlang dienen mußte. Was? ſagen die Schulmeiſter, was iſt das für eine Thorheit, daß der Stärkere ſich in den Dienſt des Schwächeren begibt? — und ſchulmeiſtern ſo in ihrer kurzſichtigen Weisheit die originelle, die ſchaffende Kraft. Wiſſen ſie denn nicht, wie der Starke den Mißbrauch der Kraft am Tyrannen lernen muß und wie es ihn gelüſtet zu erfahren, wie ſich die Scheinkraft geberdet und ſich Mühe gibt ſchöpferiſch zu ſein, aber doch nur Caricaturen und Ungethüme zeugt, dem Satan gleich, der nach der Anſicht eines Kirchenvaters den ſein Urbild zeugenden Gott nachahmen wollte und — einen Affen ſchuf!

So bete ich oft: »Geheimnißvolle Gottheit! laß die Wahrheit deſto mächtiger glühen, je mehr die Lüge ſie zu erſticken ſucht; laß die Kraft deſto mehr wachſen, je mehr die Ohnmacht gegen ſie Dämme baut; laß das Licht deſto heller leuchten, je mehr die Nacht und Finſterniß um ſich greifen will!« — Und eine innere Stimme vernehme ich dann aus der Tiefe meines Gemüthes, die lautet: Amen! es ſoll alſo geſchehen!

Wenn ich dieſe verkrüppelten Menſchen ſehe, dieſe in ihrer geiſtigen Armuth ſich ſpreizenden Philiſter, dieſe auf ihre Geldſäcke und ihr altes Blut hochmüthigen Ariſtokraten, dann übermannt mich oft der niederſchlagende Gedanke: der Geiſt ſei ein Sklave und der Leib ſein Herr! Aber das erſte beſte Blatt der Geſchichte der Menſchheit, auf das mein Blick fällt, tödtet dieſe Melancholie. Denn ich ſehe den Geiſt die menſchliche Bedürftigkeit niederringen, ich höre bald leiſer, bald lauter ſein Triumphlied. Siegesfreudig, wie St. Michael, ſchwingt er ſein Schwert mit verklärtem Antlitz.

Nein, ich will mich nicht auf dies Ruhebett legen, auf dem ſich jetzt beinahe die ganze Welt ſo behaglich wälzt. Es mahnet mich der Geiſt, der da drängt und treibt, wachend und ſchlafend. Es gilt das Schwert zu ziehen gegen tauſend Unbilden, tauſend Lügen, tauſend Ungerechtigkeiten! — Geiſt der Wahrheit und Gerechtigkeit, mache du mich ſtark, gerecht und weiſe, wenn du mir den Wink gibſt zu kämpfen für deine heilige Sache. Deiner Weihe freue ich mich; ihrer bin ich gewärtig. Was ſoll mir der Segensſpruch eines bezahlten Mufti's dagegen gelten?!

So ſind unſere Zuſtände! Was uns Menſchlichkeit (humanitas) und die Luſt an der Gerechtigkeit ſpenden ſollte, das ſpendet uns am Ende nur die durch die Sinnlichkeit vermittelte Bonhommie. Aber die ſogenannte Bonhommie erſetzt ſo wenig die mit Gerechtigkeit gepaarte Humanität, ſo wenig eine Buhlerin ein edles Weib erſetzt.

Nur der liebt menſchlich, der die Menſchheit liebt, nur der liebt das Weib wahrhaft, der in ihr den gottgeweihten Quell erkennt. O tretet mit Liebe an ihn, daß er von Liebe, freudig bewegt, überſprudle und im neuen Geſchlechte die Selbſtſucht ſchon im Keime erſticke! Aber auch das iſt ein Fluch der Zeit, daß gemeine Leidenſchaften, Neigungen und Bedürfniſſe Mann und Weib zuſammenführen, die, wäre es auf Liebe und Sympathie angekommen, ſich ewig fern und entfremdet geblieben wären. Und an den Früchten ſoll man dies nicht erkennen?

Ich verachte die Sitte die nur Schlendrian, die Moral die nur Tugendſchein, die Geſetze die nur Pri-

Digitized by Google

vilegien für die Einen, Hemmſchuhe für die Andern ſind; ich verſchmähe die Zucht die nur Dreſſur, die Bildung die nur Verbildung, die Kunſt die nur Buhlerin, die Wiſſenſchaft die nur Magd, den Staat der nur ein Zuchtſtall, die Religion die nur Wahn, die Freiheit die nur ein Phantom iſt.

Armes Menſchenleben! Geboren werden in der Knechtſchaft, in Vorurtheilen erzogen, wie Kinder bevormundet und der beſten Kräfte ſchon beraubt zu werden. Wo bleibt das Hochgefühl der Freiheit, das Wechſelſpiel der freien Geiſter, der belebende Hauch des Genius, die befreiende Wiſſenſchaft, die erheiternde und beglückende Kunſt, die ſegenſpendende Gerechtigkeit? Das iſt keine Welt, das heißt keine Welt!

Reiches Menſchenleben! — Geboren werden in der Freiheit, in der Wahrheit erzogen, wie ein Mann behandelt werden und den beſten Kräften die freieſte Entfaltung zu gönnen. Welch' ein Hochgefühl der Freiheit, welch' ein fördernder Wechſeltauſch der freien Geiſter, welch' ein Segen der befreienden Wiſſenſchaft, welch' ein ſchönes, durch die Kunſt verklärtes geſelliges Zuſammenleben, welch' eine ſüße Frucht, die allenthalben gepflegte Gerechtigkeit! Das iſt eine Welt, das heißt eine Welt!

Wahrlich! nichts iſt ſtärker, nichts unzerſtörbarer, nichts beglückender als die Wahrheit. Wahr im tiefſten Grunde des Herzens ſein, heißt ein Geliebter, ein Sohn Gottes ſein. Und gewiß, der iſt ſtark, reich und glücklich, den er liebt. Aber wenige mögen ſoviel zum Opfer bringen daß ſie Lieblinge der Gottheit werden können. Sie zaudern, ſie zagen, ſie fürchten, ſie gelüſten, ſie ſind verblendet in Egoismus und Hochmuth und gehen den Weg des Fleiſches. Der Geiſt der Wahrheit aber verlangt Entſchloſſenheit, Muth, Demuth, Geduld, Entſagung und Aufopferung — dann küßt er dich. O ſeine Umarmungen ſind ſchön und lieblich und wiegen eine Welt des Fleiſches auf.

Eine geiſtreiche Frau Deutſchlands hat, im Bewußtſein der ſchöpferiſchen Kraft des menſchlichen Geiſtes, eine »neue Religion, die die Menſchen wieder froh und glücklich mache« prophetiſch verkündigt. Worin wird dieſe aber anders beſtehen als daß die von den älteſten wie von den jüngſten Weiſen verkündigten Wahrheiten — wandelten ſie am Ufer des Ganges, des Phrat, des Jordan und des Nils, lehrten ſie in den Akademien des vom Meere beſpülten Hellas und der ewigen Roma, oder auf Kanzeln und Kathedern, im ſtillen Gemache oder auf dem geſchäftigen Markte — ins Leben geführt und an die Stelle jener Lehren geſetzt werden, die der nüchterne ſchöpfungsarme Verſtand auf Dogmen abgezogen und die Herrſchſucht zu willkommenen Zuchtruthen benutzt hat!

Schützet den Genius: denn er iſt die Sonne, die euch Licht, Wärme und Leben ſpendet, das Eis der Barbarei ſprengt und den Lenz in ſeiner tauſendfältigen Lieblichkeit und Anmuth herbeilockt. Er iſt gütig und freundlich, ein lächelnder Knabe, in Schönheit und Jugend ſtrahlend, der ſein Füllhorn den Harrenden mit Freude bietet. Aber er verhüllet trauernd ſein Antlitz vor der im Finſtern brütenden Selbſtſucht und der rohen Gewalt. Seine Schöne verwelket und ſeine Jugend verkümmert und er ſtirbt vor Gram unter der Wucht eurer Feſſeln. Nur die weithin ſpähende Nemeſis vernimmt ſein Klagen und Seufzen.

Das wird euch zum Verderben gereichen daß ihr das ſcharfſchneidende Inſtrument, das den wunden Fleck aus eurem Fleiſche ſchneiden ſoll, dem Arzte aus der kunſtgeübten Hand windet und eure Wohlthäter, als trachteten ſie euch nach dem Leben, mißhandeln und gefangen ſetzen laſſet. So wird der Brand euer Leben verzehren. Aber noch iſt es Zeit, das kranke Leben zu retten: — gebet nur die Geiſter und das Wort frei!

Scheltet uns nicht wenn wir zürnen, ſtrafet uns nicht wenn wir eure Schwächen aufdecken, verachtet uns nicht wenn wir euch mahnen, unterdrückt uns nicht wenn wir die Wahrheit ſprechen, verhöhnt uns nicht wenn wir begeiſtert eine beſſere Zukunft predigen; aber trauet uns wenig wenn wir der Gewalt Conceſſionen machen. Das Recht, die Wahrheit, die Liebe iſt ſtärker und mächtiger als das Unrecht, die Lüge, die Selbſtſucht.

Ein neuer Morgen tagt — die Menſchheit will wiederum aus einer langen, träumeriſchen Nacht erſtehen. Wird der Tag, der folgt, glücklicher und ſchöner ſein als die frühern? Schon oft hat ſie ſich zur Ruhe begeben, die göttliche Tochter, ſchon oft ihren Troſt im Schlafe geſucht und auf ein glücklicheres Erwachen gehofft — und ſie erwachte und wandelte trübſinnig und ſchwerfällig unter der Sonne einher, und büßte ihre kühne, überſprudelnde Freiheitsluſt in Kerkern. Heil! und abermal Heil! wenn ſie diesmal gut erwacht: ſie wird ihre Feinde erdrücken und ihren befreienden Thyrſus ſchwingen, Menſchheit und Menſchenglück verbreitend.

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus München, d. 20. Juli.

[Ein Frack. Lola Montez; Arreste der Bamberger; die Studentenverbindung Palatia; Staatsrath Pfeufer; Wallfahrten; Glück's Monument; der Dichter Schmitz.]

Seit meinem verletzten Berichte an Sie trägt der Freiherr von ******* seinen Frack zugeknöpft und sind mithin dem wißbegierigen Publikum nur noch drei seiner Erkennungs- und Wahrzeichen sichtbar. Ein neuer Beweis, wie tief die neueste Journalistik in die Weltgeschichte eingreift! — Von Lola Montez hörten wir in letzter Zeit keine Neuigkeit. (Da habe ich denn doch einen kleinen Raum ausgefüllt und einem Correspondenten in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nachgeahmt, welcher in verflossenem Jahre, nachdem die Neugier der Leser durch das Wort „Cholera" im Inhaltsverzeichnisse gethachelt war, folgenden höchst merkwürdigen Bericht aus der Levante mittheilte: „In Betreff der Cholera weiß man hier durchaus nichts Bestimmtes.") In den Straßen von Bamberg war es zu einem etwas lebhaften und ungewöhnlichen Empfange der schönen Durchreisenden gekommen und diese hatte die Gefälligkeit gehabt der äußerst zahlreich versammelten und ihr Vergnügen durch ein etwas sehr lautes Pfeifen bezeugenden Volksmenge die schön gearbeiteten Läufe ihrer Reisepistolen zum Wagen hinaus zu zeigen. Nach dieser gegenseitigen Ergebenheitserklärung haben die Bamberger eine Adresse erlassen, in welcher sie ihre Loyalität — nicht doch! — ihre Loyalität betheuern.

„Wer lacht da?
Fürwahr! ich glaub': ich war es selbst."
(Eröffnung Emilia Galotti.)

Es ist aber auch zum Lachen, oder zum Weinen, wie man es eben nehmen will, denn die Extreme berühren sich, namentlich aber zum Sichtodtschämen, wie unendlich weit in politischer Beziehung man hier noch zurück ist! Wenn eine Privatperson, eine in das Bad reisende Dame, ein Ausländerin, welche sich nur Vergnügens halber im Lande aufhält, in irgend einem Orte beleidigt wird, was hat denn hiemit die Loyalität der Ortsbewohner zu thun?! Ist denn jene schöne Reisende, welche so gefährliche Augen und so unschuldige Pistolen führt und beide so liberal zeigt, eine Sacrosancta, ein Glied des durchlauchtigsten Hauses Scheyern? Oder ist sie eine Volksvertreterin, eine Deputirte? Nur in diesen beiden Fällen wäre eine Kränkung derselben eine Verletzung der Loyalität! Mit diesem heiligen Worte, wie mit dem „Patriotismus", wird überhaupt in Baiern sehr vieler und sclavischer Luxus und Abusus getrieben. — Freilich soll eine sehr erhabene Person durch einen großen Staatsmann im Osten die Warnung erhalten haben: „jene Reisende sei eine Deputirte (eine Emissärin) der revolutionärischen Propaganda in Paris!" Solche Deputirte aber sind keine Personae sacrosanctae, so wenig als die Deputirten, welche Charge einer Reisenden nicht, „in später Zukunft Tagen" vielleicht auch noch erblühen kann!

„Denn mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten."

Zwei Adressen schrieb Baierns Klio erröthend nieder. Während voriger Ständeversammlung die Loyalistische, zu welcher ein erblicher Reichsrath durch seinen Gerichtshalter und Gerichtsdiener bei seinem Grund- und Gerichtsholden die Unterschriften einsammeln ließ; dann: die Loyalistische (es fehlt nur die Mittelsilbe) des Magistrats zu Bamberg. — Männlich und charaktervoll ist dagegen die Studentenverbindung Palatia in München aufgetreten, welche lieber sich auflösen zu wollen erklärte, als daß sie die von ihr ausgestoßenen Mitglieder wieder aufnähme.

Allgemeine Freude und Beifall erregte es hier und im ganzen Lande daß Se. Maj. der König den aufgeklärten, talentvollen und in vollster psychischer Kraft stehenden bisherigen Regierungsdirecter von Niederbaiern, Herrn v. Berks, nach München beriefen und zum Staatsrathe im ordentlichen Dienste ernannten, einen Mann welcher als Ministerialrath unter dem Fürsten Wallerstein schon des Ministers rechte Hand im vollen Sinne des Wortes gewesen war. Es ist eine Freude wieder Männer des Lichtes und des Rechtes sich um den Thron schaaren zu sehen. — Auch der Fürst Wrede und Closen zeigten sich in den ersten Tagen nach dem Sturze des Ministeriums Abel in München; wie die Lerchen emporsteigen wenn sich die Fledermäuse anfangen zu verbergen. Doch ist es bei uns noch immer wie am frühen Morgen im Gebirge, etwa auf dem Rigi. (Segar die Theuerung der Lebensmittel mahnt daran!) Nur die Höhen (worunter ich aber nicht die vornehme Welt, sondern die geistig emporragenden Häupter zu verstehen bitte) strahlen im Lichte; die Mittelregionen sind noch von Dunkel und Nebel umhüllt, und in den Tiefen erst

„Da unten ist's fürchterlich!"

Vor wenigen Tagen z. B. war ich in „Maria Eich" unweit München, wohin die Residenzbewohner des Waldschattens und delikatesten Bieres in ganz Oberbaiern, der Andacht und der gedachtem Hühner wegen fleißig zu pilgern pflegen. Es ist daselbst wie, laut Goethe's „Faust" in Burgdorf:

„Ihr trefft dahier
Die schönsten Mädchen und das beste Bier
Und Hänsel von der ersten Sorte!

Unter „Händel" aber versteht der Münchener nicht etwa Zwist und Raufereien, sondern „junge Hühner" und ich, der ich ein sehr händelliebender Mensch bin, auch Kühlheit in Andacht, Bier und Waldschatten nebst beißen schönen Mädchen hochschätze, schloß mich den Pilgern an. Da — es war ein purer Werktag und höchste Zeit der Heuernte — trafen wir vier große Wallfahrtszüge von Bauersleuten mit ihren Geistlichen. Die guten Leute schienen nicht zu wissen daß der liebe Gott treue und fleißige Erfüllung der Berufspflichten dem seelenlosen Herableiern von Gebetformeln vorzieht. Auch dem Wallfahrtszuge zum schwarzen Madonnenbilde in Altötting, wo das Ministerium Abel den Redemptoristen, den modernen Jesuiten, eine Heimath gab, zogen Hunderte und aber Hunderte entgegen bis zu jenen Bacchustempeln, welche man „Sommerbierkeller" nennt. Doch

„Sie sind vorüber, die schönen Tage von Aranjuez"

welche unsere Alba's und Domingo's so gerne für immerdar über das schöne Baiern gebracht hätten. Der Bäcker W****, berühmt in München das leichteste und schlechteste Brot zu backen, zog freilich voran wie immer, doch ihm folgten nicht zwei Minister, wie sonst Herr von Abel gethan und Graf von

Digitized by Google

S.....m. Keine Herrschaften waren in der Procession, sondern nur die misera contribuens plebs. Der Wind hat sich gedreht und die Devotion („Andacht" wäre bürgerlich) ist nicht mehr en vogue bei der haute-volée Münchens.

Glück soll hier auf dem Odeonsplatze ein Monument erhalten; der große Meister war zu „Walmnab" in der baierischen Oberpfalz geboren. Am Tage der Grundsteinlegungsfeier (Was sagen Sie zu diesem Worte? Klingt es nicht sanskritisch?) wird hier die „Alceste" gegeben werden. Sobald ich in sicherer Erfahrung gebracht habe, welcher Flügeladjutant bei Gelegenheit der Grundsteinlegung den Federhut Sr. Majestät wird zu halten bekommen, werde ich Ihnen solches pflichtschuldigst melden. — Im Vertrauen gesagt: wir errichten nur deshalb Monumente, um deren Grundsteine legen, Reden halten, Programme drucken lassen, und in hiesigen Blättern den beidergrundsteinlegungsfeierdenfederhuthaltenden Flügeladjutanten nennen, dann um die Monumente entschleiern und lithographiren lassen zu können.

Was unsern Spuk betrifft? Es waren Eulen die den nächtlichen Lärm in der Herzog-Max-Burg machten. Der Hofeinheizer Fischer welcher in der letzten Nummer der „Europa" Schnarchens halber verdächtigt wurde, will nun den Correspondenten dieses Journals auf Pistolen fordern.

Dr. Schmid, Verfasser der Trauerspiele Cameöns, Przemislaw, Karl Stuart und des erst in Aussicht stehenden „Christoph der Kämpfer, Herzog in Baiern" wurde zum Assessor an dem hiesigen Königl. Kreis- und Stadtgerichte ernannt. Schmid schreibt einen ausgezeichnet schönen Vers und nur seinem Mangel an Kenntniß der eigentlichen Bühnentechnik ist es zuzuschreiben daß seine Dichtungen auf den Bühnen außerhalb Baierns noch keinen Eingang fanden. Schade! daß auch hier Pegasus im Joche, daß ein schönes Talent an die Streusandbüchse auf den Altar der Themis geschmiedet ist und wir zwar eine Akademie für Maler und Bildhauer, eine für Gräco-, Sineso- und Hindulegen, aber keine für Germanolegen, für deutsche Dichter und Schriftsteller haben. Es ist ein traurig Leben, wie schon Graf von Platen sagt:

„Morgens zur Kanzlei mit Acten,
Abends auf den Helikon!"

Man wollte und will uns durchaus zu Athenienſern machen, aber man bedenkt nicht daß der Souverän ὁ Δημος Ἀθηναιος die einheimische Literatur unterstützte und förderte, nicht ausschließend die fremde.

✻

Aus Berlin, d. 22. Juli.

[Die Schützengilde; Gervinus und die Deutsche Zeitung; Abonnementsverhältnisse der Allg. Preuß. Zeitung.]

Wir stecken seit einigen Tagen über Hals und Kopf in den Jubiläumsfeierlichkeiten der Berliner Schützengilde, zu denen fast alle Gilden der preußischen Monarchie zahlreiche Vertreter und Gäste hergesandt haben. Wir glauben kaum daß man neuerdings im Ernst an eine zeitgemäße Wiederbelebung des alten verreteten Schützengildenwesens gedacht hat. Um so mehr muß man über die buntgeschmückten Kraftäußerungen erstaunen, mit denen uns jetzt die guten Schützen, welche sich unbeschadet ihrer loyalen Gesinnung ihren König selbst schießen dürfen, überrascht haben. Die allezeit den Nagel auf den Kopf treffenden Berliner haben sich ein Volksfest im Styl des „Motten- und Fliegenfestes" daraus gemacht, welche letztgenannten Feste, beiläufig gesagt, in diesem Sommer nicht gefeiert werden sollen, weil die daran gewöhnlich betheiligten Gewerksgenossen die Nachwehen des nieder- und sorgenvollen Winters und Frühjahrs noch zu bitter empfinden um sich deshalb zur heurigen Entsagung ihrer berühmten olympischen Feste entschlossen haben. — Was aber das Gildenwesen anbetrifft, so muß man heutzutage wohl die Selbstbewaffnung der Bürgerklassen und des dritten Standes in etwas ganz Anderem suchen als in diesen Schießübungen nach der Scheibe und in diesem zerstörungswüthigen Herumtreiben des hölzernen Vogels. Die allgemeine Nationalbewaffnung der neueren Zeit hat die kriegerische Seite des Schützenwesens, welche noch Friedrich der Große durch die der Berliner Gilde ausgestellte Urkunde vom 20. Juli 1747 ausdrücklich anerkannte, herzlich unnütz gemacht. Geistig erganisiren wird sich aber das heutige Bürgerthum schwerlich mehr in diesem lilliputanischen Reich des Schützenkönigs, in dem zwar Milch und Honig fließt, und gewaltige Ehren ausgetheilt werden, in dem man aber auch bedeutend hinter der Zeit und ihren Anforderungen auf innere Association und politische Kräftigung des Bürgerwesens herzuholpern scheint, wie auch die officielle Feier dieses Jubiläums sattsam bewiesen. —

Die Gervinus'sche Deutsche Zeitung hat sich hier durch ihr künstlich zurechtgemachtes (?) Auftreten gegen Preußen, womit sie gleich den Grundton ihrer ersten Blätter charakteristirte, von vornherein das Terrain verdorben, und nicht blos bei der Regierungspublicistik, wie sie in der Preußischen Allgemeinen Zeitung und einigen andern Organen arbeitet, sondern auch bei allen Unbefangenen, welche an einer gemeinsamen und ungetheilten Entwickelung der deutschen Politik festhalten, bittern Anstoß erregt. Wir glauben auch daß die genannte Zeitung keine größere Taktlosigkeit begehen konnte, als indem sie ein politisches Trennungsprincip an die Spitze ihres sonst auf deutsche Nationaleinheit begründeten und abzielenden Strebens stellte. Die Heidelberger Professorenzeitung will*) aus dem constitutionellen Princip, über welches sie eine kaum neu zu nennende doctrinäre Sauce ausgießt, ein ätzendes Scheidemittel zwischen Süddeutschland und Preußen bereiten, aber sie bedenkt in ihrer sich kriegerisch aufspreizenden Weisheit nicht, daß, wenn auch das Patent vom 3. Februar ursprünglich eine altständische, historisch überlebte, und aristokratische Basis in sich trägt, doch der Geist des Volkes in Preußen über diese Schranken lebendig hinausdringt, und sich aus sich selbst heraus nach dem ächten Lebensprincip des neueren Geschichtsgeistes freien und nationalen Staatsformen entgegen entwickelt, durch welche sie mit der politischen Gestaltung des übrigen Deutschlands schwerlich in einen Gegensatz oder Conflict sich stellen dürfte. Inwiefern sich dies bereits auf dem Vereinigten Landtag gezeigt, mag verschieden beurtheilt werden können. Aber soviel ist gewiß daß Preußen nicht aus der allgemeinen deutschen Entwickelung als ein fremdartiges Element ausgeschieden zu werden vermag, am allerwenigsten durch das forcirte und ausgeklügelte Manoeuvre einer doctrinären Partei, welche sich gleich bei ihrem ersten Auftreten das wahre Interesse Deutschlands schlecht überlegt hat. — Die „Deutsche

*) Gervinus hat neulich in seiner Zeitung erklärt daß er das nicht will; selbst wenn man sich bemühe ihn dazu zu treiben, so solle das nicht gelingen. D. Herausg.

Digitized by Google

Zeitung" wird übrigens hier mit großer Aufmerkſamkeit"geleſen und — überwacht. Da die Berliner Profeſſoren- und Geheimerathszeitung nicht hat zu Stande gebracht werden können, ſo iſt man auf die Heidelberger um ſo eiferſüchtiger. —

Sehr intereſſant ſind die Abonnementsverhältniſſe der Allgemeinen Preußiſchen Zeitung in der letzten Zeit geworden. Die bedeutende Überzahl der Abnehmer, welche ihr die Landtagsverhandlungen im vergangenen Quartal verſchafft, iſt in dem gegenwärtigen wieder ganz und gar dahingeſchwunden und auf das alte Niveau von kaum 4000 Exemplaren herabgeſunken. Die ſtolzen Wellen haben ſich alſo raſch gelegt, und das Publikum hat eben nicht mehr als den unentbehrlichſten Bedarf von dem privilegirten Organ entnehmen wollen. Seltſamer Weiſe ſind die Koſten für den Druck der Landtagsverhandlungen für dieſe Zeitung ſelbſt ſo ungeheuer angewachſen daß ſie durch das Mehr-Abonnement des vorigen Quartals keineswegs gedeckt wurden, ſondern ein Deficit von 10,000 Thalern übrig geblieben iſt, welches auf die Kaſſe des Miniſteriums des Innern hat übernommen werden müſſen. (✻).

Leipzig, d. 25. Juli.

[Die Frage über die Verbindungsbahn; Berufung orthodoxer Männer.]

Links um die Stadt oder rechts um die Stadt! das iſt jetzt unter uns die wichtigſte Frage. Während Leipzig durch den geraden Anſchluß der Thüringiſchen Eiſenbahn den vierten Bahnhof erhält, ſtellt ſich die Nöthigung heraus ſämmtliche Bahnhöfe durch eine Verbindungsbahn in Zuſammenhang zu bringen. Dieſe Nöthigung ſteht feſt; der große binnenländiſche Stapelplatz des Productenhandels bedarf dieſer Centraliſirung, hat für die auf den verſchiedenen Bahnen ankommenden Güter einen ſolchen allgemeinen Hafenplatz nöthig. Soll dieſe Verbindungsbahn zwiſchen dem bairiſchen und dem Dresdner und Magdeburger Bahnhöfen weſtwärts oder oſtwärts die Stadt umziehen: that is the question. Oſtwärts durch die Dresdner Vorſtadt haben wir trockenes und wohlfeiles Land, wohlfeil zum Ankauf, wohlfeil zum Bau der Bahn, die hier nur zwei Chauſſeen zu durchſchneiden hat und auf kein ſchwieriges Gebiet ſtößt. Weſtwärts um das Zeitzer, Frankfurter und Halle'ſche Thor herum haben wir das ſumpfige Flußgebiet der verſchiedenen Arme der Pleiße und Elſter. Die jährlich zweimal wiederkehrenden Hochfluthen ſetzen hier das Wieſen- und Waldthal regelmäßig unter Waſſer. Durch Trockenlegung und Canaliſirung dieſer tiefen waſſerreichen Niederung, durch Regelung dieſer Strombetten, würde und neben andern Vortheilen eine Verbeſſerung der klimatiſchen Verhältniſſe erwachſen. Der Vortheile ſind hier eben ſo viele als der Schwierigkeiten. Iſt aber der Ankauf der Grundſtücke hier theurer, ſo wird der Bau der Bahn hier noch koſtſpieliger. — Wir begnügen uns auf die für Leipzig wichtige Frage hinzudeuten; ſie zu erledigen kommt Sachverſtändigen zu.

Der in den Lokalblättern kleinlich ausgetragene Streit über Profeſſor Harleß ſcheint endlich aufgehört zu haben. Harleß iſt für Katheder und Kanzel gewonnen. Der Zudrang zur Kirche, wenn Harleß predigt, kann auch Denen die ſeine Richtung nicht theilen, ein Zeugniß ſein daß ſeine Berufung ein Gewinn für Leipzig, für eine große Mehrzahl, wie es ſcheint, ſogar Bedürfniß iſt. — Wir hören aus Dresden daß Willmar aus Marburg zum Director der Kreuzſchule erwählt iſt. Zählen wir Franke in Meißen dazu, ſo hätten in kurzer Zeit drei Männer der orthodoxen Richtung im Lande einen einflußreiche Wirkungskreis erhalten. Manchen Liberalen will das bedenklich erſcheinen.

[Hebel und Auerbach.]

Wir ſind unſeren Leſern noch einen Hinblick auf Auerbach's „Schrift und Volk" ſchuldig geblieben. „Grundzüge der volksthümlichen Literatur" lautet der zweite Titel des Buches der uns zugleich eine Charakteriſtik Hebel's vermuthen läßt. Hebel dient jedoch blos zu einer Anknüpfung für Auerbach's eigene Betrachtungen. Das Buch iſt Auerbach's Glaubensbekenntniß über Gott und Welt, Volk und Literatur. Auerbach erläutert und die Dichtung a u s dem Volke und die Dichtung f ü r das Volk. Er ſchildert uns mit der ihm eigenen getreuen Inverſicht und Herzenswärme den nothwendigen Zuſammenhang zwiſchen dem Einzelnen und ſeinem Volk, zwiſchen dem ſchaffenden Talent das ſich getrieben fühlt und der treibenden Macht des Allgemeinen. Aus ſeinen Betrachtungen ſtellt ſich uns das Ideal einer beglückenden Gemeinſamkeit zwiſchen Gott und Menſchen, Volk und Dichter zuſammen. Überall erfüllt uns das behagliche Gefühl eines ſolchen Zuſammenhanges in dem ſich Auerbach ſelbſt getragen fühlt. Es iſt die Doctrin des guten Herzens die hier alle dieſe Erfahrungen über ſich und ſein Schaffen ſammelte. Von Hebel erhalten wir nicht eigentlich ein fertiges Bild; aber Hebel's Maximen, Anſchauungen und Sinnesweiſen ſind der Boden von welchem Auerbach ausgeht, an Hebel knüpft er ſeine Erläuterungen an, auf ihn kehrt er nach allen Ausläufen zurück. Auf dieſe Weiſe wird der etwas vagen Reflexion des Buches ein Halt gegeben; vor Hebel's Augen wird gleichſam dies Gebäude einer volksthümlichen Literatur hier in Gedanken aufgebaut. Es iſt als wenn ein Enkel ſich vor dem Altervater entwickelt, vor ihm allen Ertrag ſeiner Studien hinbreitet, ihn zum Zeugen deſſen macht, was er gedacht und gefühlt. Es durchdringt uns mit wohlthuender Wärme, die Pietät zu ſehen mit welcher hier ein Sohn der neuen Zeit einem Altvordern über ſeinen Glauben Rechenſchaft ablegt. Manche ſeiner Anſichten können wir nicht theilen, aber wir können noch weniger darüber mit ihm rechten, denn ſie ſtellen ſich als Bedürfniß für ſeine Natur, nicht als anſpruchsvolles Geſetz hin. Grundzüge können wir dieſe Erläuterungen nicht nennen; zu Grundzügen einer volksthümlichen Literatur gehört füglich auch ein Hinweis auf deren geſchichtliche Entwickelung.

Von Johann Peter Hebel liegt uns eine neue Sammlung ſeiner Werke in drei Bänden vor. Ein Stahlſtich gibt uns ſein Bild, ein zweites das Bauernhaus ſeiner Eltern, ein drittes ſein Denkmal im Schloßgarten zu Karlsruhe. — Hebel und Auerbach, mich dünkt, man könnte ſie wie Vater und Sohn neben einander ſtellen. Sie haben beide eine gewiſſe kernige Feſtigkeit wie ein ſchwäbiſches Erbſtück gemein. Und hat der Jüngere nicht ganz die geſchloſſene Kraft und ſpröde Urſprünglichkeit des Alten, ſo iſt ſein Talent um ſo beweglicher, denn der Geiſt des Zeitalters iſt ſeitdem größer und reicher geworden. Haben wir Söhne der neuen Zeit nicht die ſchlichte Gediegenheit der Alten, ſind wir nicht ſowohl Erben ihrer Kraft, ſo ſind wir doch Erben ihres Reichthums und unſer Wirken

Digitized by Google

tritt raſcher in Wirkung. Welche beinahe ſtarre, in ſich ſtille Gedrungenheit und Fülle birgt die Geſtalt des alten rheinländiſchen Hausfreundes, der in ſich zuſammenſchreckte als ſeine Allemannichen Gedichte im ganzen Vaterlande widerhallten. Er dichtete nicht mehr, nachdem Goethe, Jean Paul und Beſ über ihn geſchrieben. „Der Geiſt der damals ſo ſtille über mir ſchwebte, iſt beſchrieen und verſchwunden!“ ſagte der Mann in ſeiner keuſchen, befangenen Schüchternheit. Der Bauer war Prälat geworden und konnte auf der Herrenbank aus lauter Reſpect vor der glänzenden Herrlichkeit um ihn her nicht das Wort finden zum Heil des Volkes, deſſelben Volkes deſſen Luſt und Leid er beſungen. Im Sohn einer neuen Zeit iſt der Bauer aus Schwaben zum Schriftſteller der großen Welt geworden. Der Mann aus dem Volke iſt ein Schriftſteller für alle Stände, auch für die höheren geworden, die der Erfriſchung ihrer Lebensſtoffe ganz beſonders bedürftig ſind. Ihm müßte auch in der Volkskammer das Wort möglich werden zur Schlichtung der politiſchen Wirren. Wir denken uns Auerbach auf einem Sitz in der Kammer der Volksvertreter Badens an ſeinem Orte. Der Dunſtkreis hat ſich gelichtet, der ehedem das Talent für die patriotiſche Wirkſamkeit unfähig machte. Einem Sohn unſeres Zeitalters hat ſich der Blick erweitert, er hat an Umfang in ſeinen Gedanken und Gefühlen gewonnen, während die gedrungene Kraft des Alten vielfach unentwickelt blieb. Wir Jüngern münzen jetzt, wo die Alten ſteif ihre Barren in der Hand hielten. Auch in religiöſer Hinſicht iſt die Welt lichter und freier geworden. Der alte Zeitlenpeet war eng und karg in ſeinem befangenen Glauben. Der ſchwäbiſche Novellendichter von heute iſt Jude, und doch ſteht er in den Nachwirkungen und Einflüſſen eines rationellen Chriſtenthums das ſich zu einer Religion der Menſchheit entfalten möchte. Mit Spinoza hat ſich Auerbach eine Brücke zu der philoſophiſchen Welt geſchlagen, während dem alten Claſſiker Hebel auf dieſem Gebiet aller Blick verſagt geblieben war. Wir wollen nicht daß der Jüngere ſich des Älteren überthebe. Wir wollen nur mit dieſem Hinweis auf zwei Naturen aus dem Schwabenwinkel daran erinnern um wieviel reicher, beweglicher und ergiebiger ſeitdem der Geiſt der Zeit und der Boden unſeres Vaterlandes geworden iſt.

[Der Neubau der Dresdner Galerie.]

Architekt Romberg, Herausgeber der Banzeitung in Leipzig, hat die Nothwendigkeit eines Neubaues für die Dresdner Galerie bereits umſtändlich erörtert. Jetzt erhalten wir die Darlegung des geſchichtlichen Ganges der Verhandlungen darüber in einer (bei Brockhaus) erſchienenen kleinen Schrift von ....m, unter welcher Andeutung man den Königl. Sächſ. Kultusminiſter Hrn. v. Wietersheim als Verfaſſer bezeichnet. Das alte Gebäude der Galerie iſt nicht heizbar; es ſetzt die Gemälde durch den Temperaturwechſel nicht minder wie durch die Nähe des Steinkohlendampfes einem allmätigen aber ſichern Verderben aus. Dieſe Einſicht ſtand ſchon lange feſt, allein die Stände tehnten vor ſieben Jahren jede Bewilligung von Geldmitteln zur Erhaltung des großen Nationalſchatzes ab. Erſt die ſpätere Ständeverſammlung ging auf die Nöthigung ein. Der Umbau des alten Hauſes, oder eine Verlegung der Galerie in das Japaniſche Palais und ein Wechſel für die dort befindliche Bibliothek mit jenem Raume, wurde bald als unſtatthaft verworfen, der Bau einer neuen Pinakothek beſchloſſen. Als geeigneter Platz dafür erſchien auf den erſten Blick nichts anſprechender als die Stelle der großen ſtachen Wieſe in der Neuſtadt. Von der Brühlſchen Terraſſe aus begegnet dem Auge der alte Stallſchuppen als ein Schmutzfleck mit en in dem ſchönen Bilde das Strom und Landſchaft bieten. Erhöhe ſich dort ein Palaſt der die Schätze der Kunſt würdig umſchließt, der Zauber des Bildes würde ſeinen Abſchluß finden. Allein jene Wieſe iſt den Überſchwemmungen der Elbe ausgeſetzt, ein Quai müßte das ganze Ufer ſchirmen, das Gebäude beürfte eines Fundaments deſſen Koſtenbetrag in einer Zeit wo das Exzgebirge faſt dem Hungertode preisgegeben wird, nur gegen alle Gewiſſenhaftigkeit zu genehmigen war; die Stände von 1846 verwarfen jenen Vorſchlag; das Galeriegebäude wird im Zwinger ſeine Stelle finden, der Zwinger ſelbſt, als bloßer Vorhof gedacht und ausgeführt, erhält damit ſeine Vollendung. Es iſt dieſes die Stelle die bereits vor zwölf Jahren Schinkel für die geeignetſte hielt.

[Hr. v. Vincke.]

Hr. v. Vincke war Krankheitshalber der Letzte der die Wahlſtatt des Vereinigten oder eigentlich Vereinelnigten Landtags in Berlin verließ. Seiner harrte kein Empfang in Hagen; ſtumm und verſchloſſen, wie der Landrath des dortigen Kreiſes zu leben pflegt, hätte ihn ſein biehriger Wirkungskreis wieder aufgenommen, wie es ſcheint. Sein verſtorbener Vater, Oberpräſident von Weſtfalen, war im Gegenſatz zum Sohne dort ein höchſt populärer Mann der in der blauen Bluſe herumzuwandern liebte und jedem Biedermann aus dem Hauſen die Hand drückte. Dabei war aber der alte Vincke abſoluter Royaliſt, während der ſcharfſinnige und ſcharfzüngige Sohn aus oppoſitioneller Ariſtokratie liberal und Mann des Rechts und der Freiheit iſt. So feltſam miſchen ſich oft die Farben und die Elemente in den Charakteren. — Man erzählt von einer Audienz die der Freiherr Vincke noch ſchließlich in Berlin — ich weiß nicht bei wem? — gehabt. Man drückte ihm das tiefe Bedauern aus daß der Sohn eines Vaters deſſen Treue gegen das königliche Haus ſo feſtſtand, in der Reihe der Oppoſition getroffen werden mußte; von einem ſolchen Vater habe man ſich einen ſolchen Sohn nicht verſprochen! — Ja, erwiderte Hr. v. Vincke, die Söhne halten auch nicht immer was die Väter verſprechen! — Der Freiherr v. Vincke iſt über Wien nach Italien gegangen; es iſt ungewiß ob er auf ſeinen bisherigen Poſten als Landrath des Hagner Kreiſes zurückkehren werde. Dies war, wie wir aus guter Quelle hören, ſchon vor der Eröffnung des Landtages zweifelhaft. Hr. v. Vincke iſt durch den Tod eines Oheims, der General in hannöverſchen Dienſten war, zum Antritt eines großen Majorats berufen. Hoffentlich wird er dem zukünftigen Allgemeinen preußiſchen Landtag nicht entzogen werden, weil er nun vorzugsweiſe als hannöverſcher Majoratsherr auftreten wird. Preußen und Hannover, beide bedürfen ſeiner für ihre Landtage im höchſten Grade. — Hr. v. Vincke iſt ein Mann in den Dreißigern, noch unvertheirathet.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 7. Auguſt.

Inhalt: Skizzen deutſcher Städte. Fulda, ſein Apoſtel und ſein Poet; von F. Guſtav Kühne. — Schiller's Briefwechſel mit Körner. — Franzöſiſcher Dichter und franzöſiſches Publikum. Von E. K. — Aus München und Berlin. — Fürſt Solms-Hohenſolms-Lich.

№ 32.

Skizzen deutſcher Städte.

Fulda, ſein Apoſtel und ſein Poet; von F. Guſtav Kühne.

Wenn man Frankfurt hinter ſich hat um hinauf in's Thüringerland zu ziehen, macht man gern erſt noch in Hanau Halt. Wie ſo oft zwei Städte nicht blos örtlich, ſondern in ihrem ganzen Lebensgeflecht zu einander gehören, ſo meint man, Hanau ſei eine jüngere Schweſterſtadt des eben ſo ehrwürdig alten wie elegant modernen Frankfurt. Hanau arbeitet für Frankfurt, iſt deſſen Fabrikſtadt, hat dort ſeinen Markt. Etwas weiter hinein in den Bergen, bei Gelnhauſen ſchon, tritt vor den Überreſten der Burg des alten Barbaroſſa alles moderne Leben zurück, wir ſteigen in eine ganz andere Welt hinauf. Die Induſtrie verſchwindet, aber auch die Rebe verdorrt, das freundliche Behagen des Mainländers lacht uns nicht mehr wohlgemuth entgegen. Es wird immer ſteiler und ſteinichter. Der Menſch hat hier dem Boden nur das Nöthigſte abgerungen, und ſein alter römiſcher Glaube ließ ihn das Erübrigte fromm und ſtumm auf den Altar der Kirche legen. Es iſt ſein mühſam erworbenes Gut; aber eh' es ihm der Raubritter nahm, trug er es lieber freiwillig hinauf in's Kloſter das ihm dafür den Himmel zuſagt, und den himmliſchen Segen gern ſpendend, in ſeinem leiblichen Wohlbehagen vergnüglich drein ſieht, wenn ihm der Schweiß des Landmanns ſeine Mauern tüncht, ſeine Kuppeln vergoldet. Ein wohlgenährter Hirte blickt das Haus frommer und fetter Prälaten von der Höhe auf die magere Heerde herab, die ſich zu ſeinen Füßen ſchaart. Den Menſchen iſt damit kein Unbill geſchehen, es hat ſich geſchichtlich ſo gemacht, und ſeine Geſchichte, ſein Herkommen, wird der Menſch nicht los. Der Mönch hat in dieſer harten Bergwelt das erſte Anrecht ſich erworben. Laßt uns das erwägen. — Die fränkiſchen Stämme waren raſch vorangeeilt in der Entwickelung, ihre Könige waren ſiegreich und eroberungsluſtig. Sie wollten die heidniſchen Stämme Germaniens, die Sachſen, Thüringer, Allemanen und Baiern, für den Himmel erobern, um ſie deſto beſſer regieren zu können. Aber die Franken waren, wie noch heute, als Unterdrücker zu ſehr verhaßt, um als Bekehrer willkommen zu ſein. Von den britiſchen Inſeln kamen angelſächſiſche Mönche nach Frankreich herüber um das ſchon ausgeartete fränkiſche Chriſtenthum zu reformiren. Dieſe gingen über den Rhein um die Germanen zu unterwerfen. Mit dem Kreuz in der einen, mit der Art in der andern Hand, drangen ſie in's Dickicht der wilden Steinwälder, hieben die Götzeneichen nieder und machten Kreuze aus dem Holz, aber auch Balken zu Häuſern, um unter Dach und Fach zu ſein. Für Gott und für ſich machten Kolumban, Gallus, Landolin, Kilian, Sebaldus, Rupertus und Emmeran dieſe Feldzüge gegen Wald und Gebirg, gegen wildes Dickicht und wildes Heidenthum. Die Mönche die Gott predigten, rodeten zugleich die Wälder aus und zwangen den kargen Steinboden den Menſchen dienſtbar zu ſein, die Menſchen aber dem Himmel. Winfried, der Wohlthäter, Bonifacius genannt, war unter dieſen geiſtlichen Eroberern hier der Glücklichſte. Er hieb Angeſichts der germaniſchen Heiden die große Donnereiche bei Geismar nieder und zimmerte ſeinem Heiland eine Kapelle aus dem Holz, ſich

Digitized by Google

aber und Denen die zu ihm kamen, eine Hütte. Wer nicht mehr Eicheln würgen und den zerfetzten Aber roh verzehren wollte, kroch in die Hütte und bekehrte ſich zu einem Gott deſſen Abgeſandter beten und zugleich Roſtbraten bereiten lehrte. Bonifacius wurde Biſchof von Mainz. Und ſein Schüler Sturmius, ein Baier, drang zum dritten Male, die Fulda entlang, in den verwachſenen Buchenwald, kämpfte mit den Beſtien der Wildniß, ſchlief Nachts in den Bäumen, oder ſchützte ſich und den Eſel der ihn trug gegen das Raubgeſindel mit der Art. Es war ein leibhafter Kampf zwiſchen Geiſt und Natur. Das ſcheue Gevögel flatterte kreiſchend auf, wenn der Mönch mit lauter Stimme ſeinen Herrn anrufend die Eichen fällte. Vor den Streichen ſeines Armes ſank der Urwald, vor ſeinen Worten ſanken die wilden Menſchen in's Knie. Und wie er ſich verſchnaufen wollte, konnte er kaum ſagen: hier iſt's gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen, dir eine, Moſe eine und Elia eine! Eine Feſtung mußte er bauen gegen Menſchen und Wölfe. Solche Burgen waren die erſten Klöſter in deutſchen Landen. Sturm ſtiftete noch zur letzten Zeit der Merovinger in Franken das Kloſter Fulda und ward deſſen erſter Abt. Damit war nur eine Station gemacht auf der mühſamen Wall- und Waldfahrt. Kampf und Arbeit blieb der Beruf, der ſteinichte Boden des Landes öffnete nur langſam ſeinen unfruchtbaren Schooß, den Mönchen zu Fulda wurde die Entbehrung nach der Regel des heiligen Benedict gar nicht ſchwer gemacht; das Land gab es nicht anders her. Die Frömmigkeit mußte ſich ſauer ihr Brot verdienen, harte Handarbeit thun und wurde im Kampf mit Luft, Land und Leuten eine Art von Heldenthum. Es war ein großes Verdienſt der frommen Brüder, hier um Gottes willen Fuß zu faſſen. Später erſt, als ſie feſt ſaßen, kamen die Schenkungen um den Wohlſtand der Männer Gottes zu begründen; der Schweiß des Landmanns half dann nach, als der Schweiß der Mönche im Schatten des Kloſters getrocknet war. Fulda ſtieg zum äbtlichen Primat in Germanien und Gallien, wurde ſogar ein *gefürſtetes* Biſthum, nachdem es den Heiden kein *geſürchtetes* mehr war. Es hatte 84 regierende Äbte, deren Hand weit reichte, geiſtliche Herrſcher, die Sitz und Stimme im oberſten Rath der Kirche und des Reichs, und ihren Weinkeller im Johannisberg am Rhein hatten. Der Wohlthäter Winfried aber, der mit gutem Blick für den Lauf der Welt zu den Karolingern gehalten und mit Hülfe Pipins des Kleinen ſeine geiſtliche Herrſchaft in Mainz geſichert hatte, war im heiligen Drange noch einmal über Fulda hinaus in die Wildniß der heidniſchen Völker gezogen und von den Friesen erſchlagen worden. Der Schweiß ſeines heiligen Eifers für das Reich Chriſti war noch nicht getrocknet, da ward er vom Strom ſeines eigenen Blutes überſpült. So iſt der Apoſtel des Chriſtenthums hier im harten wilden Bergland zugleich Märtyrer geworden. Mit Recht hat er in Fulda, dem äußerſten Vorpoſten ſeines Eroberungsplanes, ſein Standbild aus Erz.

Zu dieſem Heiligenbilde wollt' ich wallfahren, zum Denkmal des Apoſtels in Fulda, das Buch des Poeten von Fulda in der Hand, der zur Einweihung dieſes Denkmals eine Feſtrede — ſchrieb, eine Feſtrede zur Feier des Chriſtenthums die er nicht halten konnte, weil er kein katholiſcher Chriſt mehr war. Der Biſchof von Fulda hatte dieſen Poeten, der freilich im Roſenkranz nicht blos die Kügelchen, ſondern auch die Dornen aufgezählt, feierlichſt excommunicirt, ihn zur reformirten Gemeinde hinübergedrängt. Pfaff heißt der Biſchof von Fulda; Bengel-Sternau, glaub' ich, nannte ihn immer den Doppelpfaffen. — So ſeltſam hat ſich hier das Chriſtenthum im Laufe der Zeiten geändert! Es *lichtet* jetzt keine Wälder mehr, es ſchließt ſich gegen das Licht ab und läßt die unverſtandene Wildniß des dumpfen Grolls darüberwuchern. Es arbeitet nicht mehr, es will Stillſtand und Ruhe um jeden Preis. Es erobert nicht mehr, es ſchließt nur aus. Nicht blos die Zweifler und Spötter die von ſelbſt aus dem Schooß des Herrn fallen, auch Die ſo reinen Glaubens ſind, hat es von ſich ausgeſtoßen. — Ohne einer Partei anzugehören, ohne einer Sekte verfallen zu ſein, ohne dem Skepticismus einer abſtracten Philoſophie zu fröhnen, iſt Heinrich Koenig, der Poet von Fulda, der reinſte, lauterſte, tiefſte und wärmſte Chriſt, von der römiſchen Kirche kraft biſchöflicher Machtvollkommenheit ausgeſtoßen.

Der Weg von Hanau nach Fulda führt endlich zu der Höhe hinan welche zwiſchen deutſchem Norden und deutſchem Süden eine Wetter- und Waſſerſcheide macht. Das Weſer- und das Rheingebiet theilen ſich von dieſer Bergöhöhe. Nach Norden ſtrecken ſich die großen Sumpfſtellen und Hochebenen des heſſiſchen Landes, im Süden ſtreicht von Oſt nach Weſt das Mainthal hin. — Man kann zwiſchen Nord- und Süddeutſchland keine Linie, Gott ſei Dank! auch keine Mauer ziehen. Mitteldeutſchland liegt verbindend dazwiſchen und läßt Ober- und Niederdeutſchland mannichfaltig ineinandergreifen; ganz Thüringen mit ſeinen waldigen Höhen und Thälern iſt ſolch mittleres Deutſchland. Man iſt im Ful-

Digitized by Google

daiſchen nördlicher als in Frankfurt, und doch gemahnt es uns hier trotz dem rauheren Klima faſt mehr als dort an deutſchen Süden. Auch der Rheinſtrom iſt ein verbindendes Element für Ober- und Niederdeutſche. Setzt man in Königswinter bei Bonn die Grenze für die Mundart der Leute, ſo lauſen doch Schweizerlaute aus den Alpen bis über Köln hinunter, ſchleichen ſich piatte Töne und Weiſen aus Holland weiter ſtroman hinauf und miſchen ſich vielgeſtaltig. Frankfurt iſt ſüdlich, alſo oberdeutſch, und doch hat die Sprache dort manche nördliche Zuſpitzung und Fläche. »Ich kann's nit mache, hab's ihm gebe, und die Ärm'!« ſpricht der Frankfurter. Das Fuldai'ſche: »Ich kann's nit gemach!« klingt oberdeutſcher.

Der Berg bei Schlüchtern iſt inmitten des Fuldaiſchen Gebietes die große Wetter- und Waſſerſcheide für Nord und Süd. Am Fuße des Berges liegt die Burg Steckelenberg wo Hutten geboren wurde, zwiſchen den waldigen Höhen die Ebernburg, Franz von Sickingens Schloß, wo der tapfere Geiſtesritter der proteſtantiſchen Zeit ſeine Druckerpreſſen hatte, ſeine epistolae virorum obscurorum, ſeine Satyre »Nemo« gegen die Mönche und Rechtsgelehrten, ſeine Vorrede zur Schrift des Laurentius Valla über die Schenkung Conſtantins, ſeine Rede an die Teutſchen über die Nothwendigkeit des Türkenkrieges. ſeinen Vadiscus über die römiſche Dreifaltigkeit ſchrieb und ſelber druckte. Und ſomit wären wir denn ſchon wieder, während wir Land und Leute aufſuchen, mitten in die Literatur gerathen. Sie drängt ſich in Deutſchland fürwahr aus Buſch und Wald, Gebirg und Haide auf, und die öden, die wilden und harten Landſtriche waren oft der geiſtig fruchtbarſte Boden. Eine Bergmannsnatur war jener Ritter Görg der auf der Wartburg im Thüringerlande die Bibel verdeutſchte. Und eine arme Burg im ſteinichten Bergland lieferte uns den ritterlichen Vorkämpfer für den Glaubenshelden Luther. Dies kahle, kalte Steingefilde der Fuldaiſchen Heimath war ergiebiger als das ſaftige Rebenland in welchem ſich Hutten wohlgefiel. In Mainz hat er an der Tafel des Biſchofs geſchwelgt und den goldnen Becher in der Hand vergeblich die geiſtlichen Herren bereden wollen, mit ihm auf Bruder Martin's Wohl anzuſtoßen. Hier zwiſchen dem Geklüft rauher Berge hat ſeine Wiege geſtanden, war ſein Sinn erſtarkt und hatte den Schwung erhalten den der weiche warme Süden ihm nicht nahm, aber vergiftete. Hier in den Bergen hat er ſeine Feder geführt, die mehr als ſein Schwert wirkte, hier hat er die bittere Milch der Überzeugungen getrunken. In Fulda hat er auf der hohen Schule ſein Latein gelernt. Die Hochſchule zu Fulda hatte das Verdienſt ſo geartet zu ſein daß Ulrich gewaltſam durchbrach und mit dem Plane davonlief, ſich und die Welt von den Ketten der Mönchsweisheit zu befreien. Unſer Zeitalter iſt ſehr monumentenſüchtig, ſehr denkmalſelig. Es iſt aber faſt ſchon alltäglich, einen hervorragenden Genius leiblich auf ein Poſtament zu ſetzen damit er fortgeſetzt über uns hinwegrage. Man ſollte erfinderiſcher ſein. Hutten bedarf eigentlich keines Standbildes. Um ihn aber ſinnlich und faßlich zu ehren, braucht man nur mit goldenen Buchſtaben über die Mönchsſchule in Fulda zu ſchreiben: Hier lief Ulrich Hutten fort!

Als ich mit Heinrich Koenig die Berge von Fulda beſtieg, gemahnte mich der Anblick der Gegend an manche Wanderung meiner Kindheit von der ehemaligen Reichsſtadt Mühlhauſen an der Unſtrut hinauf in's Eichsfelder Land, Fulda ſelbſt an Heiligenſtadt, die Hauptſtadt des katholiſchen Eichsfeldes. Die Fuldaer Landſchaft hat mehr glückliche Abwechſelung von Berg und Thal, aber ſie iſt nicht grün und üppig, ſie iſt wie jene grau, kahl, kalt und dürr. Die ſteinichten Buchen- und Eichenwälder in der Ferne geben ihr einen kräftigen Hintergrund. Baarweis ziehen die Vorſprünge des baſaltreichen Vogelsberges nach dem Thüringerwald hin; die Rhön umkränzt von Nordoſt nach Südweſt das Thal. Die Bewohner ſind juſt wie der kalte, harte Boden mit ſeinem Steingerüll ſie ſchuf, alſo wie ſie Mutter Natur gemacht hat. Aber wofern der Menſch mehr als ein Geſchöpf der Scholle iſt die ihn gebiert, wofern zur Mutter Natur auch noch der Vater, Gott ſelbſt, zur Geſtaltung der Menſchenwelt gehört, hat man ſich doch überall zu fragen wes Geiſtes, nicht blos welches Bodens Kind der Menſch dieſer Erde iſt. Die Rolle Gottes haben nun hier allezeit die Prieſter geſpielt. Mönche haben hier erobert, Beſitz genommen, cultivirt, geherrſcht und gewirthſchaftet. Mithin haben ſie hier die Menſchen geiſtig geſtempelt. Daß unter ihren Händen auch das Naturell derſelben ſich bequemen mußte, iſt erklärlich genug. Karg und derb wie ſein Boden iſt das Fuldaiſche Bergvolk, etwas ſcheu und weltblöde wie die Religion ſeiner Mönche. Der Menſchenſchlag iſt kräftig gebaut, altert aber früh bei ſchwerer Arbeit und magerer Koſt. Die Geſtalten ſind knochig, breitſtämmig. Die ſchwerfaltigen Röcke der Bäuerinnen ſchließen die Hüften nicht feſt ab, geben den Oberleib nicht frei, ſind faſt bis unter die Arme hinaufgebunden über einen Rücken der durch Heben und Tragen breiter als die Hüfte iſt. Das kattune

Digitized by Google

Leibchen ſpannt ſich über eine platte Bruſt. Die grellen Farben in der Tracht ſtimmen überein mit dem bunten Mobiliar in den katholiſchen Kirchen. Im Beten ſind ſie genau, im Arbeiten flau. Ihre Frömmigkeit iſt pünktlich, aber ohne myſtiſche Hingebung. Bei gewiſſenhaftem Abthun frommer Übungen iſt Fröhlichkeit des Sinnes nicht blos möglich, ſondern natürlich, in katholiſchen Ländern ſehr häufig. Wer den Himmel durch äußerlichen Formdienſt ſo ſicher hat, kann um ſo ſorgloſer der Creatur den Lauf laſſen. Der Fuldaer iſt in der Luſtigkeit derb und kräftig; Sonntags hat er den Roſenkranz in der einen, den Knüppel in der andern Hand. Den Bauern hier zu Land genügt es nicht, wie Heinrich Koenig ſagt*), daß die Feſttage im Kalender roth angeſtrichen ſind, ſie ferben ſich die Feiertage in der Schenke auch auf den blutigen Stirnen ein. Viel Muſikanten ziehen jährlich aus Fulda in die Welt hinaus, noch mehr Mäher mit ihren Senſen auf Arbeit für den ganzen Sommer. Es ſind abgedankte Knechte und Mägde, die das karge Land nicht nährt, abgefundene jüngere Söhne und Töchter der kleinen armen Pachthöfe. Zur Winterzeit kommen all dieſe apanagirten Bauernprinzen wieder heim. Sie haben draußen die Weltblödigkeit nicht verloren, aber ihren Witz geſchärft und den angeborenen Humor zugeſpitzt, die Phantaſie genährt. Daheim iſt kein ſaftig Frucht- und Wieſenland, wo Poeſie und Kunſt üppig gedeihen könnten, aber der ſcharfe ſteinichte Boden macht ſtark, kühn und begehrlich. Sind Diamanten nur mit Diamantenſtaub zu ſchleifen, ſo hat man doch auch ſpiegelblank geſchliffenen Granit. Und iſt von ſolcher Art wie das Volk hier in den Bergen nicht Heinrich Koenig ſelber? — Wenn einer ſeine heimiſchen Menſchen ſchildert, liefert er unbewußt die Elemente ſeiner eigenen Natur, oft freilich auch nur das Unterfutter zu ſeinen Wamſe. Der Poet von Fuld, indem er von ſeinen Landsleuten ſpricht, verräth uns von welchem Schrot und Korn er ſelber iſt. Die Mühle die ihn mahlen half, erkennen wir in den geiſtigen Kämpfen der Zeit. Aber mit den aus- und einziehenden Muſikern und Mähern hat ſelbſt ſeine Pſyche etwas gemein. Sein poetiſcher Geiſt hat etwas Begehrliches, Eroberungsluſtiges. Sein Naturell iſt derb und kräftig, ſein Sinn hat ſich draußen geſchärft und iſt doch nicht von der Scholle losgekommen. Dieſer Geiſt der uns große Welt- und Seelengemälde entwickelt hat, iſt nicht weltbildne wie ſeine Fuldaer, aber doch ſprühe und befangen; mitten im großen Erguß, mitten unter ſprudelnden Einfällen glänzender Laune ſitzt ihm plötzlich ein unbehoſener Gedanke grämelnd auf der falternden Stirn. Sein geiſtiges Auge iſt weitreichend, und doch lenkt er ſeine Blicke gern zurück in die Stille, nur mit der pünktlichen Einkehr in ſich ſelbſt wird ihm wohl. Seine Phantaſie hat eine ſchwellende Kraft und ſeine Empfänglichkeit doch etwas ſtill Seliges. Mancher hat ihn für einen Schwaben gehalten, oder für einen Badenſer aus dem Oberland, um ſeiner ſtarken Phantaſie und ſeiner ſtarken Witze willen. Die Ader ſeines Blutes hat eine tüchtige Schlagkraft; was er zur Bäſche in die Lauge ſeiner Ironie taucht, muß farbehaltig ſein, und ſeinen Scharfſinn bezwingt nichts als ſein gutes Herz und — der gute Glaube, man könne auch in der Novelle die den Salon betritt und Kulturmenſchen von heute ſchildert, ungelenke, ſtarke Witze machen und die fehlende ſpieleriſche Grazie mit ſcharfen Pointen erſetzen. Das alles haben Einige für ſchwäbiſch, Andere für pfälziſch an ihm gehalten. Aber eine gewiſſe trockene Würze ſeines Humors verräth den Fuldaer Boden. Genügſam bei ſoviel Geiſt, beinahe karg bei ſoviel Tiefe der Seele: mich dünkt, das iſt bei ihm eine ſo ſtarke Eigenthümlichkeit wie ſie ſonſt nur der Schweizer in ſeinen Bergen hat. — Wir werden dieſen Poeten nun bald zu den Alten unter uns zählen können. Und in ſeiner Perſon macht er den Eindruck eines früh Gealterten. Koenig iſt von Jugend auf in ſtrengem Dienſt geweſen. Er iſt als Beamter mürbe geworden. Aber zwiſchen Steingerüll rieſelt in ſeltener Unſchuld und Unbeſcholtenheit der Quell der Poeſie in ihm, unverbraucht, keuſch, tief und klar wie in wenig Naturen unſerer Tage. Manches herbe Schickſal hat den Menſchen in ihm geſchult, den Dichter vielleicht gehindert, den Denker jedenfalls gefeſt. Dabei iſt ſeine geiſtige Natur heiter und behaglich geblieben; ſelten iſt ein ſcharfer Geiſt zugleich ſo gutartig. Koenig kennt kein böſes Princip, er macht ſogar, ſelbſt wenn er ſatyriſch iſt, ſehr gute Prälatenwitze. Vielleicht iſt auch das ein Erbtheil von der Scholle ſeiner Väter. Niemand wird, und wär's auch nur an den Sohlen, ſein Stück Erde los, das ihn trug.

Koenig erzählt uns die Geſchichte ſeines Landes. Nachdem es ſo lange Jahrhunderte unter geiſtlichen Herrſchern ſtill und faſt brach gelegen, kam plötzlich

*) Koenig ſchildert uns ſelbſt am beſten ſeine Landsleute in ſeinen „Stationen" (Frankfurt, literariſche Anſtalt von J. Rütten, 1846). Meine Geburtsſtadt, Benzel-Sternau, Johannisfeier am Rhein, Pfingſtfeier im Gebirg, Mainfahrt und Seebad, ſind die ſechs Stationen ſeiner Pilgerfahrt in dieſem Buche.

Digitized by Google

mit dem jetzigen Zeitalter ein jäher Wechsel über Fuld. Es wurde 1802 säculariſirt, war zwei Jahre lang Oraniſch und erlebte damit einen raſchen Andrang proteſtantiſcher Elemente*). Dann ward es zu dem kleinen Großherzogthum Frankfurt geſchlagen und Herr von Dalberg, der lächelnde Mann der nackten Aufklärung, verbreitete ſich über das Land. Endlich ward es auf dem Wiener Congreß zerſtückelt und an Heſſen, Baiern und Weimar vertheilt; das größte Stück davon fiel als ein Großherzogthum Fulda mit dem verwittweten Biſchofsſitze an Heſſen-Kaſſel. Auch ein hartes, karges Hochland, und ſomit kam Verwandtes zu Verwandtem. Allein das proteſtantiſche Heſſen-Kaſſel hat dem ehemaligen Bisthum aus Furcht vor dem katholiſchen Element mit dem es ſich geſellen mußte, nicht herzlich und brüderlich die Hand geboten. Es blieb zwiſchen beiden ein froſtiges, klammes Verhältniß. Alle dieſe neuen Eindrücke kamen für Fuld ſo plötzlich, fanden ein ſprödes Naturell vor und hatten kaum Zeit ſich hier vorzubereiten. Und wofür ſollte ſich der Fuldaer begeiſtern? Welches moderne Element von dem was man ihm bot, hätte er willkommen heißen ſollen? Für die geſtickten Kaſſeler Uniformen die ſich jetzt bei Volksfeſten dem Zuge des Biſchofs anſchließen? Wallfahrten und Heiligenfeſte warrn unter dem Krummſtab doch glorreicher! Das proteſtantiſche Regiment hat nichts als Beamte gegeben, in den abgeweideten katholiſchen Triften keine neuen bürgerlichen Gewerbsquellen eröffnen können. Die Geſellſchaft iſt ſeit der Säculariſation gemiſchter, freier, zugänglicher geworden, Fulda iſt nicht mehr ein vermauertes, gegen die Regungen der Welt verſchloſſenes Biſchofsland. Aber zur Erfriſchung der Lebenskräfte gehört ein neuer Athem, ein neuer Lebenstrank. — Heſſen-Kaſſel hat eine Conſtitution. Man ſagt, es ſei die beſte die man ausdenken kann. Sylveſter Jordan, der Marburger Profeſſor, der Mann aus Tyrol, hat ſie gemacht, und hat auch hart genug dafür büßen müſſen. Die Conſtitution iſt vielleicht zu gut, ſo gut daß man ſie ungern in Gebrauch nimmt, ſie gern an den Nagel hängt. Ich meine das ganz im ernſten Sinne. Die Verfaſſung war vielleicht theoretiſch ſo ſcharf und klug ausgedacht daß ſie beim Volke gar keinen Eingang fand, von der Menge unbegriffen blieb. Dieſe Unfähigkeit des Volkes ſeine Verfaſſungsrechte zu handhaben, benutzte vielleicht der Fürſt der vielfach beeinträchtigt, ſogar perſönlich verletzt ſchien. Ein vermittelndes Element, ein begüterter Wohlſtand der zu gleichen Theilen liberal und conſervativ iſt, fehlt dem Lande und ſo ſteht ſich hier Alles ſchroff gegenüber, die Theorie der Profeſſoren und Advocaten, das Volk das die Theorie nicht verſteht, und der Hof der dieſen Nichtverſtand benutzt. Manche Vorgänge in dieſem Staate ſehen noch bis auf den heutigen Tag aus wie Rache wegen früherer ſchwerer Kränkung.

Heinrich Koenig hat 1835 in einer Schrift: »Leibwacht und Verfaſſungswacht oder über die Bedeutung der Bürgergarden« ſein politiſches Glaubensbekenntniß niedergelegt; in den nächſtfolgenden Jahren war er Mitglied des erſten kurheſſiſchen Landtags. Mit ihm perſönlich hab' ich kein Wort über die heſſiſche Verfaſſung gewechſelt. Im Poſtwagen, in Wirthshäuſern, unter Kaufleuten und Männern des praktiſchen Lebens die hell blicken und leidenſchaftslos fühlen, hab' ich mir jene Anſicht über den Zuſtand im Kurfürſtenthum, jene Vermuthungen über den Grund eines hemmenden Zwieſpaltes zurechtgerückt. — Mit dem Poeten von Fuld wanderte ich über die Berge und beſah mir die Landſchaft. Vom Franciskanerkloſter aus beſchrieb er mir mit der Fertigkeit eines Geologen die fernen Höhenzüge, die Structur und Formation der Erd- und Steinſchichten. (Die Benedictiner und Jeſuiten ſind hier ſchon unter dem Prinzen von Oranien aufgehoben; nur die Brüder des heiligen Franciscus, etwa zwölf Mann ſtark die im Lande betteln gehen, haben ſich mit ihrem Kloſter hier gefriſtet.) Höchſtens war es auf dem Calvarienberge wo Koenig mir etwas von ſeinen Leiden erzählte, das aber kaum die Religion, geſchweige die Politik anſtreifte. Einer von den Gymnaſiallehrern in Fuld war Deutſchkatholik geworden, hatte ſich aber aus Furcht vor der Aufregung die ſein Schritt hervorrief, nicht wieder nach der Stadt gewagt. Seine zurückgelaſſene Schweſter flüchtete ſich in Koenig's Wohnung und fand dort ein ſicheres Obdach. Koenig, ſonſt unter den Leuten als der Herr Secretär geachtet und geehrt, ward um dieſes Schutzes einer Verlaſſenen willen die Zielſcheibe des unwirſchen Pöbels. Drohende Flüche ſchollen hinter ihm her, Steine fielen neben ihm nieder, wenn er ſich damals auf der Straße zeigte. — Es gäbe alſo in Fuld bei dieſem Zuſtand des gemeinen Haufens für ein proteſtantiſches Regiment viel zu thun, um zu bilden und zu erziehen! — Die Bildung hat ſich ſonſt ſeit der Aufhebung der regierenden Äbte in der Geſellſchaft hier mannichfach Bahn gebrochen. Es ſind

*) Auf dem Kirchhofe mitten unter katholiſchen Gräbern ruht der ehedem bekannte Skizzen-Meißner, der Verf. der Strauſſedern. Er war in der oraniſchen Zeit als Beamter, ich glaube als Studiendirector, hieher berufen.

Digitized by Google

hier Männer des Lyceums das ehedem Universität war, Damen eines protestantischen Stiftes das hier seinen Sitz hat und das aus verschiedenen Landschaften Deutschlands adelige Frauen hier versammelt. Diese machen hier einen Kreis dessen Bildung über den Egoismus des Staates und über den alten Wahn eines ehedem bischöflichen Volkes hinausragt. In solchen Kreisen — früher hat sich hier auch Franz Dingelstedt entwickelt, — wird die Bildung als Treibhauspflanze gepflegt. Nur politische Betheiligung läßt diese Pflanze in unserer Zeit festen Boden gewinnen. Aber wäre selbst Hessen-Kassel's Constitution eine Wahrheit und Wirklichkeit geworden, so würde doch Fulda bei seinem Mangel an einem reichen Gewerbestand nur schwach als Provinz vertreten sein. Die Bildung der Wenigen kann nicht zu einer allgemeinen Intelligenz werden, die in den modernen Lebensformen eines Staates ihre Interessen fände. Anderwärts hat der Egoismus der Priesterherrschaft das Land geistig ausgehöhlt, das Volk leiblich in sybaritischer Schlaffheit verweichlicht. Hier auf dem kargen Boden in Fuld ist Alles nur unentwickelt geblieben. Alte und neue Zeit haben hier starr und unbeholfen neben einander Platz genommen; man wußte nicht aus noch ein. Trübe und beklommen saß man da im Widerstreit zwischen Altem und Neuem. Die Zeiten des Krummstabes konnte man nicht zurücksehnen, denn sie hatten mit den 84 regierenden Äbten weder Größe noch Glück gebracht; und zu einem neuen Lebenswandel fand sich weder das Bedürfniß, noch die Fähigkeit dies Bedürfniß zu wecken.

In dieser bangen Trübe einer ungewissen Stimmung über Sein und Nichtsein fiel den Leuten der Wohlthäter Winfried ein, ihr Held aus ganz alter, entlegener Zeit der in Fuld die Fahne des Christenthums aufpflanzte um sie über ganz Germanien flattern zu lassen. Die schlaffen, gramgebleichten Wangen der alten Bischofswittwe Fuld beschlich bei dem Gedanken, sie habe dereinst eine große Jugendliebe gehabt, fast ein freudiges Roth das wie neues Leben aussah. Die Gebeine der gefürsteten Äbte in der Gruft blieben steif und regungslos, denn Keiner von ihnen hatte je viel an den Stifter des Fuldaer Christenthums gedacht. Eher hätten die blindgewordenen Spiegel im Schlosse wieder aufgeblinkt, die Thürme und Giebel der Domkirche in deren Kapelle der Apostel ruht, ihr schwerbedrücktes Haupt erhoben, um den Tag zu feiern wo Bonifacius leibhaft und riesengroß wieder einzog in die trauernde Stadt. Und so steht denn die Gestalt des christlichen Helden und Märtyrers auf dem Schloßplatze in ihrer mächtigen Schönheit da, das Werk eines Kasseler Künstlers, Werner Henschel, von dem man sonst in Deutschland wenig gehört. Es ist ein Meisterstück der monumentalen Kunst, in der Ausführung den Werken Thorwaldsens, Schwanthalers und Rauchs an die Seite zu setzen, in Auffassung und schöpferischer Erfindung die Standbilder Schillers, Gutenbergs, Goethe's, Dürers und der Berliner Heerführer weit überflügelnd. Hier steht kein gedrückter Schulmeister, lehnt kein behagliches Phlegma, ruht in sich versunken kein breiter materieller Koloß von einem Menschen, den wir für eine geistige Größe halten. Die Kraft hat sich hier aufgerafft und ist zu einer lebendigen, beinahe lebhaften Gestalt geworden; der Bonifacius Werner Henschels tritt in Action vor uns hin. Er führt die Bibel mit sich, aber aufgeschlagen und an's Herz gedrückt. Und das Buch der Bücher spricht durch seinen halb geöffneten Mund zum Volk. Die Rechte hält das Kreuz vorgestreckt zur Bekehrung der Ungläubigen, zur Besiegelung der Wahrheit in Kampf und Tod. Es ist kein Crucifix von polirtem Ebenholz mit eingesetzten Diamanten und kostbaren Perlen die an Heiligthümern wie Thränen schimmern, dem Herzblut des Volkes abgepreßt. Das Kreuz das der Wohlthäter Winfried schwingt, ist sichtlich aus den Zweigen einer Eiche oder Buche zusammengesetzt; aus den Wäldern die seine Stimme aus dem dumpfen Schlafe rief, stammt das Symbol der Verkündigung des Heils. Bart und Haar des Heiligen sind nicht schön geglättet wie zur Schaustellung auf der Bühne; diese verworren flatternden Locken bekunden die Wildniß durch deren Gestrüpp sich das Wort Gottes Bahn gebrochen; dieser muskelstarke Arm von dem das Gewand zurückfällt, zeigt den Mann der lebendigen That; diese Faust hat die Götzeneichen gefällt, während ihr Zeigefinger gen Himmel deutet. Der Krummstab, die Inful, die Bischofsmütze fehlen; es ist der reisende Apostel der hier schlicht, stark und in der Zuversicht auf seine große Sendung unter's Volk tritt. Auf der Stirne thront die ganze Gewalt der welterlösenden Macht der Lehre Christi. Diese Stirn traf der Keulenschlag der Friesen. Hier aber in Fuld steht der Märtyrer als siegreicher Held im Vollgefühl seiner Botschaft Gottes. Und in diesem Vollgefühl hat er sich nicht geirrt; die Sache hat mit ihm gesiegt, ob auch er selbst als ihr Werkzeug zu Grunde ging. Der Geist des Christenthums hat als eine Sache Gottes und als eine Sache der heranreisenden Menschheit triumphirt trotz aller Verkümmerungen, Hindernisse und Spaltungen. Henschel's Bonifacius hat den ganzen Trotz einer felsenfesten Zu-

Digitized by Google

verſicht in ſeinen Zügen, wie wir ſie ſonſt etwa unter Männern Gottes am Bruder Martin kennen.

Katholiſche Chriſten haben das Denkmal geſtiftet und eingeweiht; und ich ſpreche von Luther? — Doch die Bildung der die Welt gehört, weiß es zur Genüge daß das Chriſtenthum keine Domäne mehr iſt für geiſtliche Herrſchaft.

Unſere Reiſenden laufen allerwegen auf ausgetretenen Bahnen alten Kunſtwerken nach. Am Winfriedsdenkmal in Fuld haben ſie ein friſches Meiſterwerk das den in Deutſchland ſeltenen Stempel des freien Geiſtes und entſchloſſener Thatkraft zur Schau trägt.

Schiller's Briefwechſel mit Körner.

Der erſte Band eines ſolchen liegt uns vor. Ohne Einleitung, ohne Vorwort, ohne Angabe wem wir dieſe Gabe zu verdanken haben, ohne Andeutung welche Hand die Briefe geordnet, beginnt das Buch ſofort mit der erſten anonymen Anknüpfung Körner's. Vier Menſchen fühlten den Drang, dem großen gewaltigen Dichter der Räuber und des Fiesko in Mannheim über die weite trennende Strecke hinüber die Hand zu reichen, ihm ein Wort der Begeiſterung, der Huldigung zu ſagen. Dieſe vier Menſchen waren Theodor Körner's damals noch junger Vater, Chriſtian Gottfried Körner, Ludwig Ferdinand Huber und zwei Töchter des Kupferſtechers Stock in Leipzig, deſſelben bei welchem der Student Goethe im Radiren Unterricht genommen*). Es war im Juni 1784. »Zu einer Zeit« — ſo beginnt der Sturmdrang der Verehrung — »da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sklaverei reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt was der Menſch auch jetzt noch vermag. Der beſſere Theil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen Schwung der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen, daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde macht: ob ſeine Zeitgenoſſen werth wären daß er für ſie arbeitete« ꝛc. Der Brief war ohne Namensunterſchrift, aber mit den Bildniſſen der vier edlen Menſchen und einer von Körner verfaßten Compoſition des Liedes das Amalie in den Räubern ſingt, begleitet. Schiller antwortete erſt im December jenes Jahres; in einer ſchwachen Stunde, unter Noth und Drangſal erliegend, erinnerte er ſich daß in der Ferne Herzen für ihn ſchlugen. Begeiſterter Menſchen iſt der Dichter benöthigt; er ſchrieb, und der Bund war geſchloſſen. Wir kennen unſern Dichter; er nahm das groß, wie er eigentlich nichts im kleinen Maßſtabe faßte. Wir können ermeſſen mit welchem Schwung ſein beflügelter Sinn Freundſchaft zu erwidern wußte. »Verbrüderung der Geiſter«, ſchreibt er, »iſt der unfehlbarſte Schlüſſel zur Weisheit.« Wir wiſſen nun auch was ihn nach Sachſen, nach Leipzig und Dresden, zog. Mannheim war eine Öde für ihn, die Verhältniſſe dort waren faſt ſchon geſtört, am 17. April 1785 traf er in Leipzig ein, erhielt dort alsbald aus Dresden von Körner den erſten Brief, und ſchrieb am 7. Mai aus Gohlis, obſchon von Leipzig datirt, ſeine erſten Mittheilungen von hier. Wie es ſeine Art iſt, ſo conſtruirt er ſich ſofort den Bau der Freundſchaft, rückt ſich metaphyſiſch in großen Zügen den Gewinn begeiſterter Seelen zurecht und definirt derlei Schwärmerei für die beſten Triumphe des ringenden Geiſtes. Die in Mannheim unternommene Thalia und Carlos beſchäftigten ihn in Gohlis ausſchließlich. Zugleich denkt er an ſein »Autor-Commerce.« Man hat ihm den Fiesko im Druck verhunzt und wider ſeinen Willen davon eine zweite Auflage herausgegeben. Er will nun ſelbſt ediren, im Selbſtverlage ſeine Sachen veröffentlichen, auch die Räuber in geſäuberter Geſtalt und mit einem Nachtrag in einem Acte: »Räuber Moor's letztes Schickſal« neu erſcheinen laſſen. Er will dieſe Sachen Körner'n übergeben und Göſchen ſoll ſie auf deſſen Betrieb in Commiſſion nehmen. Dieſe »Kaufmannsmaterie«, wie er's nennt, beſchäftigt ihn um ſo mehr als er ſich in dem Vierteljahr in Leipzig »ganz aufgezehrt« hat und die Mannheimer ihn betrügen. Körner geht eifrig darauf ein. — Schiller's Leben in Gohlis war »einſiedleriſch, traurig und leer«, wie er zu Anfang Septem-

*) Die Eine der beiden Mädchen ward bald darauf Körner's Gattin; ſie ſtarb 1843 in Berlin, wo Körner 1831 verſtorben. Der Verlagsort der Briefe iſt ebenfalls Berlin. Es erwächſt und die Vermuthung daß in dortigen Kreiſen der Briefwechſel ſeine Zuſammenſtellung erhielt.

Digitized by Google

der ſchreibt; eine Andrutung daß dort das Lied an die Freude gedichtet wurde, fehlt gänzlich; am 11. geht er mit Dr. Albrecht nach Dresden und ſchreibt auf Körner's Weinberg in Loſchwitz alsbald an Huber der in Leipzig blieb um ſich der Diplomatie zu widmen, während Körner, der Oberconſiſtorialrath in Dresden iſt, Minna Stock geheirathet hat und deren Schweſter bei ihm hauſt.

Das Jahr 1786 iſt nicht reich an Briefen. Das ſüße Glück perſönlicher Gemeinſamkeit macht den ſchriftlichen Wortwechſel überflüſſig; nur die Epiſode einer Reiſe Körner's mit ſeiner Frau, während Schiller daheim bleibt und den Weinberg hütet, gibt zu einigem brieflichen Austauſch Gelegenheit. Der Dichter ſpricht ſeine Furcht aus, Carlos werde nur »einige Funken« von dem erhalten was in ihm brenne und lodere! Was uns wie heißer Lavaſtrom im Gedicht erſcheinen will, hält er für kühl und froſtig! Seine Klage, er werde ſich zur Meſſe damit übereilen müſſen, iſt wie ſchneidende Ironie gegen den hohen Flug ſeiner großen Natur. Im Januar 1787 iſt endlich gelegentlich von einer Compoſition des Liedes an die Freude die Rede; jedenfalls iſt es alſo um jene Zeit entſtanden. Daß es »an die Freiheit« urſprünglich betitelt geweſen, davon iſt hier nichts zu finden. Don Carlos iſt fertig; Dalberg wird ihn ſpielen laſſen und Göſchen ihn drucken. Plötzlich aber ſind wir, Mitte Juli 1787, mit Schiller in Weimar. Von einer Charlotte war ſchon immer in ſeinen Briefen die Rede. Das Band mit dieſer Frau v. Kalb war ſchon in Mannheim geknüpft; jetzt ſoll es, ſo ſcheint es faſt, zum Bunde werden; mit einer Laura neckten ihn blos die Freunde noch obenhin. Schiller berichtet an Körner ausführlich über ſeine erſten Eindrücke in Weimar. An ſeiner Seite, mit ſeinen Augen hatten wir das vortige Leben, die vortigen Menſchen noch nicht betrachtet; um ſo werthvoller iſt dieſer Briefwechſel mit Körner. Goethe iſt in Italien, der Herzog entfernt; aber es war ſchon davon die Rede, Schiller für Jena zu gewinnen. Das Bild das uns der Dichter von der alten Herzogin Amalie entwirft, iſt nicht anſprechend. Wieland iſt bemüht um ihn, obſchon er ſeine Dichtungen heftig tadelt. Bei ſtarker Zeichnung, großen und weitläufigen Compoſitionen, lebhaftem Colorit fehle es ihm an Correction, Reinheit, Geſchmack, Delicateſſe und Feinheit. Schiller hofft daß Carlos bei ihm dieſen Mangel erſetzt habe. Herder hat nichts von ihm geleſen, ſtellt ſich ihm aber in Haß und Liebe als ein ſtarker Menſch dar. Carlos wird nun in dieſen Kreiſen bekannt, Gotter hat das Stück in Tiefurth vorgeleſen, ſpricht ſich lobend über die erſte Hälfte aus, verwirft aber die zweite von dem Punkt an wo der Marquis Hauptperſon wird und die Fäden ausſchließlich in die Hand nimmt. Wieland hält ſein Urtheil zurück, weil er kein feſtes hat und unſicher iſt. Die ſpätere Recenſion im Merkur geſteht denn doch den großen dramatiſchen Beruf ein, an welchem Schiller ſelbſt noch immer zweifelt. Aus Carlos hätten freilich, ſagte Wieland, drei Stücke, nicht Eines, gemacht werden müſſen. Wieland entwirft auch alsbald mit Schiller gemeinſchaftlich Pläne zur Neugeſtaltung des Merkur. Es iſt ſogar davon die Rede daß Schiller eine Tochter Wieland's heirathen ſolle, während Charlotte noch immer an Hrn. v. Kalb gebunden iſt, der am Hofe des Herzogs von Zweibrücken eine Rolle ſpielt, aber oft in Weimar vorſpricht und um Schillers Verhältniß zu ſeiner Frau weiß.

In der erſten Audienz bei der alten Herzogin in Tiefurth wunderte ſich Schiller über ſich ſelbſt, ſoviel Sicherheit zum Vorſchein gebracht zu haben. Mit ſeinem Tacte war es indeß nicht weit her; er geſteht, mehrmals auf eine Frage der Hoheit die Antwort an ſeine heimliche Geliebte, an Charlotte, gerichtet zu haben. Die alte Herzogin iſt ohnedies gegen ſeine Schriften eingenommen und nur die Perſon des Dichters intereſſirt ſie; wie denn auch Wieland ſein ſtarkes und und inniges Intereſſe an Schiller's Perſon und an Schiller's zukünftige literariſche Entwickelung knüpft. Daß der achtundzwanzigjährige Dichter darüber offen, ohne Hehl und Scheel dem Freunde brieflich Rede ſteht, ohne Empfindlichkeit den Tadel beherzigt oder verwirft, macht ihn unendlich liebenswürdig, wie denn eigentlich nur eine tiefe große Natur liebenswürdig ſein kann. Während er über all dieſe Beziehungen ſich redſelig ergießt, ſind ſeine Mittheilungen über Charlotte karg und er iſt deſſen eingeſtändig wie ſchwer es ihn ankomme über das Herz das ſich ihm widmen wolle, Rede zu ſtehen. Über Goethe leſen wir aus gedachtem Jahre folgende Äußerung, die von Schillers Gegenſatz zu ihm Zeugniß gibt. »Dieſer Tage bin ich auch in Goethe's Garten geweſen, beim Major v. Knebel, ſeinem intimen Freunde. Goethe's Geiſt hat alle Menſchen die ſich zu ſeinem Cirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze philoſophiſche Verachtung aller Speculation und Unterſuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur, und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne; kurz eine gewiſſe kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Secte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie als daß

Digitized by Google

man ſich in leeren Demonſtrationen verſinge. Die Ide kann ganz geſund und gut ſein, aber man kann auch viel übertreiben.« Zugleich verzweifelt der ungeduldige Schiller der kein Geſellſchaftsmann war, über die vielen flachen Creaturen in deren Kreis ihn das Verhältniß zu Charlotten brachte. Frau v. Stein wird in Schillers Kritik der Weimariſchen Perſonen ausgezeichnet. Und über den abweſenden Goethe erfolgt alsbald ein edles Zeugniß Schiller's. »Goethe wird von ſehr vielen Menſchen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Menſch denn als Schriftſteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren univerſaliſchen Verſtand, das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles was er iſt, iſt er ganz, und er kann wie Julius Cäſar vieles zugleich ſein. Nach Herder's Behauptung iſt er rein von allem Intriguengeiſt, er hat öffentlich noch niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, ſelbſt im Kleinen ſeiner politiſchen Geſchäfte, und mit eben dieſem Eifer haßt er Myſtik, Geſchraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenſo und noch mehr als Geſchäftsmann denn als Dichter bewundert wiſſen. Ihm iſt er ein allumfaſſender Geiſt.« Sonſt erfährt er von den großen Geiſtern dort auch genug närriſche Geſchichten und berichtet ſie gemach den Freunden nach Dresden. Wieland's Bedürfniß, in der Nähe fürſtlicher Perſonen zu ſein, iſt ihm zuwider. Dem Alten behagt das Möblement in fürſtlicher Umgebung; doch gefällt er ſich auch darin der Herzogin Mutter Grobheiten zu ſagen, ſoll ihr ſogar im heftigen Diſpüt das Buch an den Kopf geworfen haben; »von der Beule, ſchreibt Schiller, fand ich jedoch keine Spur mehr.« Wieland, meldet er, hat ſich auch das Recht erworben, bei ihr auf dem Sopha einzuſchlafen. — Ein Beſuch in Jena gibt uns eine Schilderung von Wieland's Schwiegerſohn, dem Philoſophen, ehemaligen Jeſuitenzögling Reinhold. Von Huſeland heißt es, er ſei ein ſtiller denkender Geiſt voll Salz und tiefer Forſchung. Von den Damen in Weimar heißt es, ſie ſeien ganz erſtaunlich empfindſam; da ſei beinahe keine die nicht eine Geſchichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten ſie alle. Es behagt ihm aber in Weimar; Schiller nennt es ein Paradies, weil die Freiheit Alle beglücke, ein warmer Sonnenſchein der Gunſt auf Jeden belebend wirke. »Eine ſtille, kaum merkbare Regierung« ſichere dort den Geiſtern die freie Entwicklung in Glück und Behagen. Schiller fängt an Betrachtungen über ſein vereinſamtes Herz zu machen; ſeine Vorſtellungen von einem Weſen das ſeine Frau ſein könnte, ſind nicht ideal, aber hypochondriſch. Sein Verhältniß zu Frau v. Kalb führt zu keiner Entſcheidung und Scheidung; der Plan mit Wieland's Tochter war nur leicht hingeworfen. Eine Reiſe nach Meiningen zu Frau v. Wolzogen führt ihn auf die alte Stätte zurück, wo er vor vier Jahren ein einſiedleriſcher Flüchtling war. In Rudolſtadt lernt er endlich Frau von Lengefeld und ihre Tochter, ſeine ſpätere Gattin, kennen. Zum Abſchluß des Jahres 1787 gehen uns die Herausgeber endlich auch eine Mittheilung über Charlotte, Frau v. Kalb. Schiller hatte ſie in Mannheim am Tage einer Aufführung von Kabale und Liebe kennen gelernt. Seinen Eindruck auf ſie beſchreibt ſie in folgenden aphoriſtiſchen Worten der Entzückung: »In der Blüthe des Lebens bezeichnet er des Weſens reiche Mannigfalt, ſein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichſam ſinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutſam war ihm ſo manches was ich ihm ſagen konnte, und die Beachtung bezeugte wie gern er Geſinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den Hut und ſprach: Ich muß eilend in das Schauſpielhaus. Später hab' ich erfahren daß Kabale und Liebe dieſen Abend gegeben, und er habe den Schauſpieler erſucht den Namen Kalb nicht auszuſprechen. Bald kehrte er wieder; freudig trat er ein, Willkommenheit ſprach aus ſeinem Blick; durch Scheu nicht begrenzt; traulich, da gegenſeitig mit dem Gefühl des Verſtandenſeins das Wort geſprochen werden konnte, löſte der Gedanke den Gedanken, ohne Wahl, ohne Nachſinnen. Wohl die Rede eines Sehers! Im Laufe des Geſpräches, raſche Heftigkeit wechſelnd mit faſt ſanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnſucht beſeelt!« — Über Schiller's Perſönlichkeit iſt dies wohl das wichtigſte Zeugniß. Eine Frau die ihn geliebt ohne ihm angehören zu können, gibt uns die ſicherſte Auffaſſung von ihm. Man weiß ſoviel von Jünglina Apollo Goethe. Seine mächtige Perſon hatte und faſt die Perſon Schiller's verdrängt; man hörte von Zeitgenoſſen faſt nur über ihre Begegnung mit dem ſpäteren, ſo früh ſchon kränkelnden Schiller in Weimar, man ſprach höchſtens von ſeiner hohen, majeſtätiſchen, wunderbar durchleuchteten, aber ſchwer auf die Bruſt geſenkten Stirn. Hier erfahren wir nun daß auch ihm perſönlich, als Jüngling, trotz ſchwäbiſcher Eckigkeit und demokratiſchem Trotz, die Gottheit das Siegel der Macht über die Herzen verlieh.

Das Jahr 1788 eröffnet uns ein Bekenntniß Schiller's von wichtigem Belang. Für Carlos, das Werk

Digitized by Google

dreijähriger Begeisterung und Arbeit, hat er Unlust geerntet. Er will jetzt Prosa schreiben, er will Historien schildern, und er hofft, seine Geschichte des niederländischen Kampfes, eine Arbeit von sechs Monaten, werde ihn zum angesehenen Manne machen. »Es ist keine stolze Demuth, wenn ich Dir sage daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft.« Körner hatte ihm Vorwürfe gemacht daß er der Muse untreu werden wolle. »Bei einem großen Kopfe, antwortet Schiller, ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.« Wir wissen daß er Recht hatte. Zugleich, auch im Gefühl einer Art von Herabstimmung, die ihm aber zum Gleichtakt seiner Lebensgeister, zur Gesundheit der Seele verhelfen soll, ergreift ihn das Gelüst, ein Wesen ganz sein zu nennen, es zu beherrschen, ihm zu leben in immer gleicher, stetig sanfter Empfänglichkeit. Er hat noch nie ganzes Glück geschmeckt, sagt er, ihn erfaßt die Sehnsucht nach einem Familienleben. Den Gegenstand für sein liebeberürftiges Herz kennt er aber noch nicht. Wieland bekämpft sein »Ideal der Freiheit« blos um ihn für seine Tochter zu gewinnen. Die Literatur macht ihm Noth und Sorgen; an seiner Rebellion wird in Leipzig gedruckt, aber Götz in Mannheim läßt die dritte Auflage des Fiesko erscheinen und zahlt dem Verfasser keinen Heller; Carlos ist in Mannheim gegeben und — hat nichts gemacht, wegen Mangel an Einheit und Verwirrung im Plane, wie Dalberg schreibt der sich herausnahm den Domingo als Jesuiten erscheinen zu lassen; Iffland, heißt es, hat den König gebrüllt, nur Beck den Marquis gut gespielt. Die Thalia macht indeß Glück, und Schiller's Recensionen Aufsehen. Müde und gekränkt flieht der Dichter auf's Land, nach Rudolstadt. Er ist krank, aber er liest Homer und fühlt seinen Genius wieder. — Endlich ist Goethe zurück und Schiller, der ihn in Rudolstadt sah, schreibt: »Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse.« (Seine Erzählungen betrafen Italien.) »Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu hoffen und zu wünschen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbstentwickelung) so weit voraus daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.«

Die Zeit hat es gelehrt. Das große Duo zweier sich mächtig fassenden, langsam an einander arbeitenden, sich ergänzenden Geister hat uns der briefliche Verkehr zwischen Schiller und Goethe, ein Schauspiel einziger Art, aufgerollt. — Schiller schrieb seinen Aufsatz über Egmont. Bald darauf richtet er sich zu Vorlesungen in Jena ein; mit 400 Thlrn. hofft er dort leidlich leben zu können; seine Bedürfnisse sind wenige; an Rudolstadt hält ihn in Gedanken ein Band süßer Freundschaft verschwiegen fest.

So weit führt uns der Schluß des Jahres 1788, der Schluß des ersten Bandes.

Französische Dichter und französisches Publikum.

Mancher Leser erinnert sich wohl an die trübseligen Schilderungen die unter dem Titel: »Der Dämon der deutschen Dichter« im Jahre 1845 in der Allgemeinen Zeitung erschienen, und denen als Seitenstück eine ähnlich lautende aus England folgte, um zu beweisen daß auch jenseit des Continents der feindselige Dämon spuke. Ein lachenderes Gemälde, aus der Jetztzeit wenigstens, rollt dagegen ein Franzose in der Revue des deux Mondes vom 15. Mai d. J. vor uns auf. Es ist Eugen Despois bei Beurtheilung der Galerie des poètes vivans von Aug. Desplaces. Er hebt in folgender Weise an: »Man hat uns getäuscht. Was sagte man uns

Digitized by Google

alle Tage? „Die Poeſie iſt todt in Frankreich, ſagte man; die Induſtrie hat ſie umgebracht; die Liebe zum Idealen hat der Sucht nach Gewinn Platz gemacht.“ Pure Verleumdung! Da kommt ein Kritiker, der ſelbſt Dichter iſt und eine Zählung unſerer Dichter vornimmt. Nicht weniger als ſiebzehn zählt er ihrer auf — ſiebzehn, denen er ein Porträt widmet, ungerechnet eine hübſche Sammlung werdender oder untergeordneter, die ein Medaillon bekommen.« — Daß die materielle Induſtrie unſeres Zeitalters dem Gedeihen der Poeſie verderblich werden ſollte, wie Desplaces annimmt, gibt ſein Beurtheiler keineswegs zu. »Wenn die Ereigniſſe imponirend und großartig ſind, wenn das Leben der Geſellſchaft in Spannung und Aufregung iſt, wenn die Geſchichte leidenſchaftlich wie ein Roman wird, ſo erlöſcht vor ſolchem Schauſpiel die Flamme der Einbildungskraft und für die Poeſie bleibt kein Raum. Hat die Wirklichkeit hingegen nichts als Alltägliches aufzuweiſen, alsdann wird der Cultus der Kunſt bei ihren Verehrern zur glühenden Leidenſchaft, denn die Poeſie iſt nicht blos Luxus und Ergötzen, ſondern Troſt und Bedürfniß; das Ideal muß uns für die Wirklichkeit entſchädigen. Im Kerker lernt man das Licht liebgewinnen, mitten unter den Winternebeln erfreut man ſich an der Erinnerung an die ſchönen Tage, an der Hoffnung auf den Frühling. Als Revolution und Kaiſerreich durch die Gewaltſamkeit ihrer Theaterſtreiche die Welt in Erſtaunen ſetzten, da waren alle Blicke nach dem Horizont gerichtet; die Ereigniſſe genügten um die Phantaſie der Menſchen zu erſchüttern, und ſehr wenige hatten Zeit und Sinn in ihr Inneres träumend einzukehren. Welches Gedicht wäre nicht im Angeſichte von Heliopolis und Marengo kraftlos geweſen! Was Epoche macht, tödtet die Poeſie. Der Zeit, worin wir leben, den nämlichen Vorwurf zu machen, wäre eine ſchreiende Ungerechtigkeit; gewiß iſt daß ſie ihn nicht verdient.«

Recht gut; aber Eugen Desnois bleibt auf halbem Wege ſtehen. Er ſagt uns nicht daß, wenn es einer Seits unſerer Zeit an Großthaten und Charakteren fehlt, anderer Seits auch in den materiellen Beſtrebungen und Entwickelungen, ſo wie in noch vorzüglicherem Grade in dem Ringen der Völker nach bürgerlicher und geiſtiger Emancipation eine beſchwingende Kraft liegt, die der Poeſie zu Gute kommt. Dagegen läßt er unſerem Jahrhundert volle Gerechtigkeit widerfahren im Gegenſatz zu ſeinen beiden Vorgängern. Hinſichtlich der Erfolge des Feuilletonromans erinnert er, daß dieſe „littérature de pacotille“ immerdar auf gutem Fuße mit der Welt geſtanden hat, wie das Beiſpiel des jüngern Crébillon und des Fräuleins de Scudéry es darthue, an deren Romanen ſich das Hôtel Rambouillet und ſogar Mad. de Sévigné delectirten. »Haben die Nachfolger dieſer Autoren, fährt er fort, mehr Leſer als ſie, was iſt daraus zu ſchließen als nur dies Eine, daß es jetzt mehr Leute gibt die leſen können. Ich glaube aber nicht daß der Feuilletonroman den feuilles d'automne (Victor Hugo) und méditations (Lamartine) einen einzigen Leſer entzogen hat.« — Wenn für's zweite Herr Desplaces klagt, daß Literatur und Schriftſteller von Seiten der Regierung zu ſehr vernachläſſigt ſind, ſo behauptet ſein Recenſent das gerade Gegentheil: zu keiner Zeit ſei die Literatur mehr als eben jetzt begünſtigt und ermuthigt worden — und läßt uns, dem Contraſt zu Liebe, einen Blick in's Zeitalter Ludwig's XIV. und XV. thun. »Man hat viel akademiſche Phraſen gemacht über die Munificenz Ludwig's XIV. gegen die Wiſſenſchaften. Vergeſſen wir aber nicht daß zu einer Zeit, wo die Dichter hundertmal mehr Schirm und Stütze als jetzt bedurften, La Fontaine und Corneille von dem großen König vergeſſen ſtarben, Racine in Ungnade ſtarb, weil er die Stimme zu Gunſten des armen Volks zu erheben gewagt hatte. Molière zwar rief der König zur Tafel, eines Tages wo ihm die Kammerdiener die Ehre verweigerten mit ihnen das Bette Sr. Majeſtät zu machen; die ſonſtige hohe Protection aber beſchränkte ſich auf ſo herzlich wenig als ſie koſtete. Man durchlaufe die Liſte der vom König den Literaten bewilligten Penſionen (ſie iſt aus dem J. 1663 und von Chapelain gemacht). Molière ſteht mit 1000 Livres darauf, Chapelain mit 3000 — danach zu urtheilen müßte der Hr. Chapelain der größte franzöſiſche Dichter aller Zeiten geweſen ſein. La Fontaine fehlt ganz. Die Liſte enthält 32 Penſionen: 20 Schriftſteller ſind beſſer bedacht als Molière, 4 gleich gut, 7 weniger; unter den letztern iſt Racine, von dem freilich damals die Phèdre und Athalie noch nicht erſchienen waren.« — Wenn nun weiter der Verfaſſer der galerie dieſe etwelchen Ungerechtigkeiten ausgeglichen findet durch die intelligente Vermittelung der »hohen Dame,« die wie ein guter Engel zwiſchen die vergeßliche Staatsgewalt und den vergeſſenen Dichter trat, ſo entgegnet ihm ſein Beurtheiler daß, den Memoiren und Correſpondenten jener Zeit zufolge, die hohe Dame weit geneigter war Leute, die wie Benſerade und Voiture ihr Madrigale widmeten, unter ihre Fittiche zu nehmen als die wahrhaft großen Dichter Corneille und Racine. Wenigſtens habe man

Digitized by Google

die erſtern ungleich mehr gefeiert und willkommener geheißen als die letztern. La Fontaine wird in jener Zeit von Tallemand, dem Chroniſten des Hôtel Rambouillet, als „garçon de belles-lettres et qui fait des vers“ aufgeführt. — Im 18. Jahrhundert wird das Schauſpiel noch rührender. Voltaire zweimal in der Baſtille und zur Auswanderung gezwungen; Rouſſeau nach wider ihn erlaſſenem Verhaftsbefehl zur ſchleunigſten Flucht genöthigt; ſo viele andere ohne allen Rechtſpruch in Vincennes, in der Baſtille, auf For-l'Evêque eingekerkert, wie Diderot, Marmontel, Morellet, Linguet — das waren die Gunſtbezeugungen, die von oben her den hommes de lettres zufloſſen. Freilich waren die Herren theilweiſe ſelbſt Schuld an ihrem Geſchick. Wenn man in ſeinen Schriften von niemand redete, der etwas zu bedeuten hatte, ſo ließ ſich alles frei und ungehindert drucken. Man mußte Dichter von der Bedeutung eines Bernis oder Dorat ſein, um bei den »hohen Damen« wohl aufgenommen und zur Toilette der Frau v. Pompadour zugelaſſen zu werden. Hören wir noch wie St. Simon von Voltaire ſchreibt: »Er war der Sohn von meines Vaters Notar; oftmals habe ich ihn Actenſtücke zur Unterſchrift bringen ſehen. Hr. Arouet hatte nie etwas aus dieſem lockern Burſchen von Sohn machen können. Er wurde um ſawriſcher und unverſchämter Verſe willen fort nach Tulle geſchickt. Ich würde mich bei einer ſolchen Bagatelle nicht aufhalten, wenn nicht eben dieſer Arouet unter dem Namen Voltaire ein großer Poet und Akademiker, nicht nach einer Reihe tragiſcher Abenteuer eine Art von „personnage“ in der gelehrten Welt, ja ſelbſt eine Perſon von Wichtigkeit bei einer gewiſſen Claſſe von Leuten geworden wäre.« — Wenn, ſetzt Desboiſ hinzu, ein Mann von St. Simon's Verſtand mit ſolcher Geringſchätzung von einem Schriftſteller ſpricht, in dem er ſelbſt den großen Dichter anerkennt, ſo kann man ſich leicht vorſtellen welchen Beſchimpfungen die Literaten damaliger Zeit ausgeſetzt waren.

Unſer Verfaſſer findet in allen dieſen Prüfungen nichts Entmuthigendes. Demüthigungen ſeien für das Genie nur ein deſto ſtärkerer Sporn, was er mit zahlreichen Beiſpielen belegt; der übermüthigen Geringſchätzung des Hof- oder Geldmannes zu entgehen, gäbe es für eine ſtolze Seele nur Einen Weg, den Pfad zum Ruhme; um zu Auszeichnungen zu gelangen, müſſe man Phèdre oder den Misanthrope geſchrieben haben; dann finde auch wohl, nur umgekehrt, Mahomed's Wort Anwendung: »Kommt der Berg nicht zu mir, ſo gehe ich zu ihm.« Dieſer Zeitpunkt ſcheint Hrn. Desbois dermalen für die Wiſſenſchaften ſeit deren Emancipation durch die Philoſophie und Revolution eingetreten zu ſein. »Heutzutage, ſagt er, iſt der Dichter frei, nicht mehr jetzt im Palaſt, jetzt im Kerker, bald unterdrückt, bald gliebkoſt, zu Hof geladen oder aus dem Lande gejagt; er kann in ſtolzer Unabhängigkeit leben, wobei ſein Talent eben ſo viel als ſein Charakter gewinnt. So als Dichter wenigſtens; als Menſch freilich bleibt er allen Gebrechlichkeiten der menſchlichen Natur unterworfen: von dieſem allgemeinen Looſe ſpricht ihn ſein Genie nicht frei. Ertrage er's demnach mit männlicher Ausdauer! Zum Schluß ruft er den Dichtern zu:

Soyez comme l'oiseau posé pour un instant
Sur des rameaux trop frêles,
Qui sent ployer la branche, et qui chante pourtant,
Sachant qu'il a des ailes.

Über Ungunſt des Publikums haben ſich die Dichter unſerer Tage nicht zu beſchweren. Das wirkliche Talent tritt mit Selbſtvertrauen auf; in dieſem beruht ſeine Stärke, an ihm erkennt man ſeine Berufung. Wer bei den erſten Schritten die er in's Publikum thut, ſchwankt und ſtrauchelt, der freilich hat kein Recht zu fordern daß man ihn aufrecht halte, Vertrauen zu ihm faſſe; zweifelt er ja augenſcheinlich ſelbſt an ſeiner Kraft. Das Publikum, ſagen wir lieber: die Mitwelt weiß früher oder ſpäter zu finden, wer ihrer Anerkennung, ihrer Protection würdig iſt. Aber eben dieſe Protection, in unſern Tagen ſo gefällig, ſo nach- und rückſichtsvoll, wird nicht ſelten zur Klippe, woran auch reichbegabte Kräfte ſcheitern. Ungleich weniger gefährlich für die Literatur war in frühern Zeiten die Vernachläſſigung derſelben von Seiten der Großmündenträger im Staate, als es gegenwärtig das Zuviel von Protection iſt, das Publikum und Kritik den Autoren angedeihen laſſen. »Die ſervil lobhudelnde Kritik iſt dermalen bis auf die Spitze getrieben worden; man hat für die Dichter Schmeicheleien erfunden und formulirt, die man ehedem nicht vor Königen gebrauchte, Fuchsſchwänzereien, wie ſie Ludwig XIV. nicht zu hören bekam. Wenn nun, wie wirklich geſchehen, der mittelmäßige Dichter mit Superlativen, mit Epitheten ohne Maß und Ziel bepackt wird, was bleibt für A. de Lamartine übrig? Alsdann fehlen die Ausdrücke und man klagt über die Unzulänglichkeit der Sprache. Größeres Unheil aber erwächſt aus derlei Apothoſen, ſofern die Dichter vom Weihrauch der Schmeichelei berauſcht ſich vernachläſſigen und einer Zuverſichtlichkeit hingeben, die alle Strenge gegen ſich bei Seite ſchiebt. Vordem that jeder, was er konnte, und jeder erreichte den

Digitized by Google

ihm erreichbaren Grad von Vollkommenheit; gegenwärtig scheint ein Schriftsteller nur das Ziel vor Augen zu haben daß man von ihm sage: er konnte es besser machen. Nehmen aber dennoch ihr Plätzchen in der Literatur ein und halten darin Hof und Heerschau mit all dem Hochmuth eines deutschen Duodezmonarchen (principiule), ohne Streben nach Gebietserweiterung. Wozu auch dieses Streben, da ihnen nichts zu wünschen und zu erreichen übrig blieb? Das ist der Fluch der Lobhudelei! «

E. K.

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus München.

[Der Verein gegen Thierquälerei: Beispiele von Grausamkeit in der Baſtille.]

Im Jahresbericht des Münchner Vereins gegen Thierquälerei finden wir von Hofrath Dr. Perner eine Abhandlung „über das Mitleid, seinen Ursprung und seinen Einfluß auf das Glück der menschlichen Gesellschaft." Dieser Verein, gegenwärtig unter der Vorstandschaft des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, war bei seinem Entstehen (1842) der Gegenstand des Spottes und des Witzes vielleicht mehr, als noch irgend eine andere gute Sache, höchstens vielleicht der Satz, daß die Erde sich um die Sonne drehe, die Entdeckung von Amerika und der Genuß der Kartoffel ausgenommen, und jetzt, nach vier Jahren, steht er als der größte Verein seiner Art in Europa da, anerkannt von allen Regierungen und geistlichen und weltlichen Autoritäten, und ist nicht mehr ein Verein für München, sondern für fast ganz Europa, da fast in ganz Europa seine Grundsätze in den Schulen und im Volke verbreitet und in landesherrliche Verordnungen aufgenommen und Vereine nach seinem Vorbilde gegründet werden. Er zählt jetzt 138 Filialvereine und nahe an 5000 Mitglieder aus allen Ständen und zum Theil aus sehr entfernten Ländern. Fast in ganz Europa bestehen jetzt, großentheils durch uns hervorgerufen oder erhalten, Vereine gegen Thierquälerei, nach unsern Versendungsverzeichnissen werden unsere Schriften und Aufsätze, in 100,000 und Millionen von Exemplaren gedruckt, regelmäßig an mehrere Hunderte von Orten in Europa versandt, sie sind und werden in viele Sprachen, z. B. in die italienische, französische, slavische, slavonische, krainische, illyrische, böhmische, croatische ꝛc. übersetzt, besonders wichtig werden die in diesem Jahre theils entstandenen, theils weiter ausgebildeten Vereine in Paris, Linz, Salzburg, Wien, Pesth, Görz in Illyrien, Freiburg in Baden, Dresden mit seinem weit verbreiteten Blatte: „Der Menschenfreund", Berlin, Leipzig, Altenburg, Sondershausen, Hamburg, Hannover, Zwickau, Kallnberg, Frankfurt und die erst jüngst gegründeten in Athen und Braunschweig. Mit dem in London stehen wir in fortwährender Correspondenz, unzählige andere Orte, auch wo noch keine Vereine bestehen, erhalten und verbreiten unsere öffentlichen Aufsätze und Schriften, ein katholischer Missionär nahm eine große Anzahl derselben nach Nord- und Südamerika zur Ausbreitung unserer Grundsätze mit, zu welchem Zwecke er sich aus freiem Antriebe an uns wandte.

Unsere Haupttendenz, sagt Hofrath Perner, ist, Mitleid in die Herzen der Menschen, besonders der Jugend, zu pflanzen, Mitleid, die Quelle fast aller übrigen Tugenden, Mitleid, nicht blos mit den Thieren, wie Manche Anfangs, uns mißverstehend, glaubten, sondern mehr noch mit den Menschen. Wir glauben es in unseren Schriften klar nachgewiesen zu haben daß ohne Mitleid mit den Thieren kein ächt und gründlich mitleidiges Gemüth, kein wahres, nachhaltiges Mitleid mit dem Menschen möglich ist. Die größten Denker, Staatsmänner, Erzieher, Gelehrten, hochgestellte Priester haben es anerkannt und ausgesprochen daß ein mit Thieren grausamer Mensch in der Regel auch hartherzig und gleichgültig gegen seine Mitmenschen ist oder wird, weil die Gleichgültigkeit gegen fremden Schmerz überhaupt das Gemüth verhärtet.

Je tiefer und je beharrlicher man in der Geschichte, in der Kenntniß der Menschen und in der Erfahrung den Hauptquellen des menschlichen Elends nachspürt, desto klarer und lebendiger wird die Ueberzeugung daß Mangel an Mitleid die allertiefste, die allerreichhaltigste jener menschlichen Unglücksquellen ist. Der Einzelne gegen den Einzelnen, der Stärkere gegen den Schwächern, der kalte herzlose Reiche gegen den verzweifelnden Armen, die gewaltige Mehrheit gegen die minder mächtige Minorität, die brutale Grausamkeit des Despoten, des Fanatismus, des wahnsinnigen Ehrgeizes, der blutige, Länder und Völker zermalmende Gang des Eroberers — wie wäre es möglich, wie wäre es denkbar daß uns die Erfahrung und die Geschichte solche Schreckensscenen vorführen könnten, wenn von jeher der Hauptgesichtspunkt der Erziehung das Mitleid gewesen wäre? Wer kennt nicht die frechen Gräuelthaten von Caligula, Domitian, Nero, der Rom, die damalige Hauptstadt der Welt, zu seinem Vergnügen in Brand steckte, von Philipp II., der in den Niederlanden allein 50,000 Menschen hinrichten, Tausende lebendig verbrennen ließ, von seinem Sohne Carlos, der den eigenen Vater zu erwerben suchte, von Carl IX., der auf seine eigenen Unterthanen aus dem Fenster schoß, von Heinrich VIII., berühmt durch die Hinrichtung seiner vielen Frauen, der unzählige „Ketzer", wie er sie nannte, nämlich Katholiken und andere, hinrichten ließ, von Ludwig XI. und seinen unterirdischen Kerkern? Wer kennt nicht die Greuel der Bleikammern und der Bastille, die Freveltaten der wüthenden englischen und französischen Demagogen? Den allen ist bekannt daß sie bei den grausamsten Martern, an Menschen verübt, mit kalter Gleichgültigkeit, ja mit Lust, Zuschauer sein konnten, und von den meisten weiß die Geschichte daß sie von ihrer Kindheit an die gräßlichsten Mißhandlungen der Thiere als Lieblingsunterhaltung trieben. Je länger die armen, lebendig verstümmelten Thiere litten, desto größer die Lust, desto entzückender die Freude! Den Carl IX. sagten die von ihm Verfolgten: „man hat ihn von Kindheit an daran gewöhnt, das Blut der Thiere zu vergießen, um ihn daran zu gewöhnen, ohne Mitleid auch das der Menschen zu vergießen."

Digitized by Google

Unzähligemal wurden zugleich mit einem zum Tode Bestimmten Hunde, Katzen und Esel lebendig mitgehängt, als Zeichen von Hohn und Spott mit dem Unglücklichen. Wie wäre solcher Hohn und Spott gegen die Menschen möglich gewesen, wenn man schon aus Mitleid mit den unschuldigen Thieren jenes Mitthängen unterlassen hätte?

Die Geheimnisse der Bastille sind allgemein bekannt, nur Einiges davon wollen wir hier anführen, entnommen den Schriftstellern Zohn, Howard, Mortimer und dem Verfasser der „historischen Bemerkungen über die Bastille." Sie sagen, vid. z. B. Mort. S. 31; „daß die Gefängnisse der Bastille in fünf Klassen getheilt werden konnten. Nach der ersten Klasse der schauderhaftesten Kerker nennen sie eine zweite aus drei Gemächern bestehend, in denen sich Käfige befanden aus starken mit Eisen beschlagenen Balken, acht Fuß lang und sechs Fuß breit. Mehrere Geschichtschreiber scheinen mit Unrecht an der Wirklichkeit dieser eisernen Käfige zu zweifeln. Es ist aber nur zu wahr daß sie sehr häufig der Tyrannei Ludwigs XI. und seiner Nachfolger dienten. Der Cardinal la Balue bewohnte einen solchen Käfig elf Jahre lang im Schlosse Plessis-les-Tours und noch länger in der Bastille. Ludwig XI. ließ während der Gefangenschaft der Fürsten aus dem Hause Armagnac in mehreren Verliesen ein Loch graben, das einem umgestürzten Kegel oder Zuckerhut glich, dieses ausmauern, in welches der Gefangene versenkt wurde, ohne Stützpunkt, so daß das Gewicht seines eigenen Körpers darin hängen blieb und er keinen Augenblick Ruhe genoß. Die zu dieser Strafe verurtheilten Unglücklichen wurden zweimal in jeder Woche herausgezogen und in Gegenwart des Gouverneurs mit Ruthen gepeitscht."

„Die Kerker der obersten Etage, im fünften Stockwerk, Calottes genannt, waren nach jenen die entsetzlichsten. Im Sommer war der Gefangene in ihnen einer unerträglichen Hitze, im Winter einer furchtbaren Kälte ausgesetzt."

S. 33. „Die gewöhnlichen Verliese befanden sich 29 Fuß unter der Bodenfläche des Hofes, sie hatten keine andere Oeffnung als eine schmahle Spalte aus dem Schlossgraben herans. Der unglückliche Bewohner dieser gräßlichen Orte konnte in einem solchen Aufenthalte ohne Luft und Tageslicht, in einer feuchten verpesteten Atmosphäre, mitten in einem von Kröten, Ratten und ungeheuren Spinnen wimmelnden Schlamm nicht lange leben. Die tiefsten Verliese schlossen noch größere Greuel in sich, ein ungeheurer Stein, der nur zuweilen mit Stroh bedeckt war, bildete das einzige Möbel in diesem Aufenthalt des Grausens."

S. 74. „Als Armagnac, der mächtigste Vasall Ludwig XI., das Schaffot bestiegen hatte, verlangte er noch einmal nach seinen armen Kindern."

„Sieh hin, sagte der Scharfrichter, auf die schlecht zusammengefügten Bretter des Schaffots deutend, sieh hin, dort sind sie! — In der That, die beiden Kinder waren in langen weißen Gewändern unter dem gräßlichen Block festgebunden, auf welchem das Haupt ihres Vaters fallen sollte."

„Bei ihrem Anblick stieß Armagnac ein herzzerreissendes Geschrei aus. Er wollte zu ihnen sprechen, ihnen die Hand reichen, aber seine Stimme erlosch unter den Verwünschungen des Henkers, der ihn trotz des Murrens der Menge ergriff, ihm einen schwarzen Schleier über den Kopf warf, ihm schmerzlich die Hand zusammenpreßte, ihn niederknieen ließ, und einen Augenblick nachher seinen Hals mit der Axt traf."

„Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens drang aus der versammelten Menge hervor, und nun sie zu zerstreuen, mußte Tristan einige Hunderte seiner Hellebardiere loslassen. Die beiden Waisen waren in Ohnmacht gefallen als sie das Blut ihres unglücklichen Vaters über ihr Gesicht herabrieseln fühlten. Um sie für diese Schwäche zu bestrafen, welche den Unwillen des Volkes erweckt hatte, und weil sie noch immer weinten, band man beide an einen Pfahl und peitschte sie eine Viertelstunde lang. Der König war bei dieser schmachvollen, unerhörten Execution gegenwärtig. — Das eine der beiden Opfer starb im Mahnsinne, von allem möglichen Elend, von Qualen, Beschimpfungen niedergedrugt und erschöpft, das andere blieb am Leben und ward berufen, ein Königreich zu regieren."

S. 93. „Das Stroh in den Gefängnissen wurde oft nicht früher weggenommen als bis es versault war. Essen und Trinken wurde dem Unglücklichen, der einem wilden Thiere gleich in einem solchen Käfig stak, vermittelst einer Drehscheibe gereicht; auf demselben Wege ging der Unrath weg. In den Gatelles konnte man nur in der Mitte aufrecht stehen."

S. 122. „Als Herr von Renneville unter Ludwig XIV. in die Bastille gesteckt wurde, fand er in seinem Kerker einen bereits in Verwesung übergegangenen Leichnam; der Schliesser meinte ganz ruhig, es sei der bisherige Bewohner dieses Kerkers gewesen, der sich aufgehängt habe, und den man hier gelassen, so lange kein Anderer hineingekommen sei."

Mohamed, der Eroberer, ließ seine Gefangenen, diese armen ganz schuldlosen Schlachtopfer, in der Regel lebendig entzwei sägen. Timur (Tamerlan) errichtete vier Schädelpyramiden von grausam ermordeten Gefangenen, die fleinste von 60,000, die größte von 100,000 Köpfen, er ließ einmal, 4000 Gefangene, die Köpfe zwischen die Füße gebunden, lebendig begraben, je 10 in eine Grube, diese aber mit Brettern bedecken, damit die Unglücklichen länger zu leiden hatten.

Wlad, Woiwode der Walachei, ließ eine ganze türkische Armee, bestehend aus Männern, Weibern und Kindern, 20,000 an der Zahl, pfählen, — den Caputan Pascha auf einem hohen Pfahl, in Gold und Silber geschmückt; nach Hammer's Geschichte lebten viele der Gepfählten 3 — 6, einzelne sogar 8 Tage! In diesem Walde von Jammernden, Heulenden, Verzweifelnden, und allmälig von Leichen, Fragieren zu gehen, war ihm ein ungeheurer Genuß, und einen seiner Vertrauten, einen Greis von 70 Jahren, ließ er selbst pfählen, weil er ihn auf solchen Spaziergängen nicht begleiten wollte! Die Geschichte nennt ihn den Pfahlwütherich. — Dschingis-Khan, der tartarische Eroberer, hätte die Geschichte des ganzen Erdballes verändert, wäre er nicht plötzlich sehr jung gestorben. Er verwüstete halb Asien, er rottete (die grosartigste Unmenschlichkeit der ganzen Geschichte) eine asiatische Provinz mit 3—4 Millionen Einwohnern gänzlich aus. Er kannte als Kind kein größeres Vergnügen, als Vögel, Hunde, Katzen ꝛc. lebendig zu sieden und sie im siedenden Wasser zappeln zu sehen. Als Eroberer ließ er seine Gefangenen gewöhnlich lebendig sieden — in 70 großen Kesseln, die er zu diesem Zwecke auf seinen blutriesenden Zügen stets mit sich herumführte!

Wie kann man, beim Hinblick auf diese durch unzählige Schriftsteller, z. B. Hammer, Heinrich, Karamsin, Hume, Gibbon, Galliez, Montaigne, Belnay, Schmid ꝛc. verbürgten Lehren der Geschichte (Lehren, deren ähnliche sie tausende und abermals tausende aufstellt), die ungeheure, mit keinem

Digitized by Google

Ausdruck genug hervorzuhebende Wichtigkeit des Mitleids mißkennen? wie kann man daran zweifeln daß nur der Mangel an Mitleid jene entsetzlichen Greuel, die das Blut ſtarren machen und den Menſchen als das ſchrecklichſte Ungeheuer der Erde darſtellen, möglich machen konnte? Wie hätten Menſchen, nur mit einem Funken von Mitleid im Herzen, ſo handeln können? Wie wäre dieſes denkbar? Es wäre, antworten wir aus voller Überzeugung, unmöglich.

Die größten Denker, wie z. B. Schiller, Goethe, Shakſpeare, Herder, Leſſing, Wieland, ſprachen einſtimmig aus daß der Undank gegen die Eltern, überhaupt der Undank, allgemein am menſchlichen Geſchlechte zu bemerken ſei, und wer Gelegenheit hatte, das Familienleben in großer Ausdehnuug, namentlich auf dem Lande zu beobachten, wer hundert und abermal hundert Väter und Mütter geſehen hat, denen der ſchwarze, rohe Undank ihrer Kinder das Herz buchſtäblich abdrückte, wer es geſehen hat, wie den Eltern, namentlich den ſogenannten Austräglern, die Liebe, die ſchlafloſen Nächte, wie alle Opfer für ihre Kinder ihnen im Greiſenalter mit empörender Härte, mit Hunger, Durſt, Entziehung der Wärme im Winter, ja oft ſogar des Plazes am Ofen, mit den gemeinſten Beſchimpfungen, ſelbſt mit Schlägen, belohnt werden, der wird jenen hochgeſtellten Schriftſtellern beiſtimmen. Und was vom Undauf gilt, gilt eben ſo vom Verbrechen. Die Giftmiſcherin Lafarge, Mörderin ihres Gatten, begann ihre traurige Laufbahn mit der im elterlichen Hauſe geſchöpften Luſt, Hühner zu erwürgen. Hogarth's Zeichnungen ſchildern treflich die Lebensgeſchichte eines Menſchen, der mit Thierquälerei begann und mit Mord endigte. Der gräßlichſte Baſtermörder, von dem Feuerbach berichtet, kannte als Knabe kein größeres Vergnügen, als Hühnern die Augen auszuſtechen und ſie dann vor ſich herumtanzen zu laſſen. Als man aufing, Vereine zur Beſſerung entlaſſener Sträflinge zu gründen, ſchrieben wir daher öffentlich: „Man räume die Grauſamkeit gegen die Thiere hinweg, und man wird nicht mehr ſo viele Sträflinge zu entlaſſen und zu beſſern haben.“

Wir haben die Wahrheit dieſer Anſicht in unſern Schriften durch eine Menge von Nachweiſungen aus der Kriminalgeſchichte dargethan, wir haben gezeigt daß die grauſamſten Verbrecher meiſtens in ihrer Kindheit ſcheu an den ſchändlichſten Mißhandlungen der Thiere ihr Herz verhärteten und an Gleichgültigkeit zu Blut und fremder Verzweiflung gewöhnten. Wir haben aus Feuerbach, Pfiſter, Pitaval, Mittermaier und andern berühmten Kriminaliſten überzeugende Belege geliefert. ††.

Aus Berlin, d. 29. Juli.

[Die neue Zeitungskombination; die Deutſchkatholiken; der Magdeburger Proteſt; die Landtagsabſchiede.]

Die neue Zeitungskombination, von der hier in den letzten Wochen viel die Rede geweſen, ſcheint bereits eine beſtimmtere Phyſiognomie erhalten zu haben, und man ſpricht ſogar von der Abfaſſung eines Programms, das in dieſen Tagen dem Druck übergeben worden ſein ſoll. Die conſervativen Organmacherein haben ſich bei uns ſchon als Projecte ſo ſehr abgenutzt, daß man den neuen Blaſeu die in dieſer Sphäre immer wieder aufſteigen, keinen rechten Glauben mehr ſchenken will und ihnen kaum noch das Intereſſe eines Witterungsmeteors zugeſteht. Nichtsdeſtoweniger ſcheint die neue Combination welche an die Stelle der in ihren Geburtswehen erſtickten Berliner Geheimeratheszeitung tritt, wenigſtens äußerlich auf eine haltbare Grundlage ſich zu ſtützen, wenn auch das an ihr keineswegs praktiſch erſcheint, daß ſie denjenigen politiſchen Standpunkt, der auf dem preußiſchen Landtage ſelbſt kaum zu Worte gelangen konnte und weder wirkſam noch talentvoll vertreten wurde, jezt gewiſſermaßen nachträglich verwerthen und zum Princip eines Zeitungsunternehmens machen will. Die neue Zeitung wird ein oberes Redactionscomité und einen leitenden politiſchen Redacteur haben. Das erſtere wird aus den drei Mitgliedern des Vereinigten Landtags, dem Fürſten Radziwill, welcher dies Project vorzugsweiſe und urſprünglich betrieben, und den Herren von Bismarck-Bohlen und von Werdeck beſtehen. Als Redacteur nennt man unſern Oberbibliothekar Geheimerath Perz, der ſich ſchon bei der hieſigen „Deutſchen Zeitung“ als Aushängefahne gebrauchen laſſen mußte, und den Geſchmack an dieſen Verſuchen, das ächte Zeitungsdelirir zu finden, noch immer nicht verloren zu haben ſcheint. In der camera obscura des Berliner Zeitungsweſens geht es überhaupt jezt luſtig zu. Der „Berliner Zeitungshalle“ die wenig leiſtete, ſind jezt endlich die ſchlecht verdienten Foubs ausgegangen, und da man kein Geld mehr geben will, ſo iſt es als ein ächt kaufmänniſches Organ entſchloſſen, zum Trez auch ſein Leben fahren zu laſſen. Man wundert ſich daß die Herren von der conſervativen Coalition des Engliſchen Hauſes es nicht für ihre Zwecke angekauft haben, da ſie, ehe ſie ſich für ihr eigenes Zeitungsunternehmen entſchieden, mit andern Zeitungen zur Überlaſſung eines beſtimmten Raumes für ihre Wirkſamkeit Unterhandlungen anknüpften. Auf die principiellen Wege, welche dieſe neueu Publiciſten für ihre alte Richtung einſchlagen werden, ſind wir ungemein begierig.

Unſern politiſchen Zeitungen iſt bis jezt eine königliche Kabinetsordre entgangen, welche ſich in dem neueſten Heft der vom Prof. Richter herausgegebeuen Mittheiluugen aus dem Reſſort des Unterrichtsminiſteriums angegeben findet, und worin das ausdrückliche Verbot ausgeſprochen wird, den Deutſchkatholiken ferner eine Kirche im preußiſchen Staat einzuräumen. Damit iſt auch bei uns die mildere Praxis verlaſſen welche bisher der Entwickelung der deutſchkatholiſchen Gemeinden gegönnt wurde. In dieſem allgemeinen Verbot liegt aber zugleich eine Colliſion hinſichtlich derjenigen Kirchen, die nuter einem von der Staatsbehörde durchaus unabhängigen ſtädtiſchen Patronat ſich befinden, und dieſer Umſtand ſoll bereits in der Stadtverordnetenverſammlung lebhaft angeregt worden ſein.

Die Proteſtation der 800 Magdeburger (unter denen ſich die angeſehenſten Bürger der Stadt befinden) gegen das dortige Conſiſtorium in der Behandlung und Verfolgung Ühlichs hat hier ungemeines Aufſehn erregt. Dieſe Proteſterklärung circulirte hier einige Tage lang in dem in Leipzig davon veranſtalteten Abdruck, wurde aber ſodann verboten und durfte auch in den hieſigen Zeitungen weder mitgetheilt noch angekündigt werden. Wir müſſen es geſtehn, die Bewegungen des ſogenannten freien Proteſtantismus haben für uns etwas an Intereſſe verloren, da wir zu einer Organiſation des eigentlich freien, religiöſen Standpunktes, wie er im Geiſt und im Bewußtſein der Gegenwart liegt, keine Ausſicht mehr darin er-

Digitized by Google

blicken können. Indeß verdient der lebensvolle und wahrhafte Charakter eines Ulrich immer die größte Hochachtung, und in einer Zeit welche es mit der Achtung vor Persönlichkeiten nicht zu genau nimmt, muß man sich doppelt freuen, wenn solche energische volksthümliche Erklärungen zu seinen Gunsten erfolgen, wie dies jetzt in der Magdeburger Protestation geschehen. Ein Bruch scheint dort unvermeidlich, und er wird wahrscheinlich weiter greifen, als dies bei den bisherigen neuprotestantischen Gemeinden geschehen. In dieser Beziehung enthält der erwähnte Protest schon einige sehr ahnungs- oder drohungsreiche Worte, indem es heißt: „Es gilt, ein großes Unrecht, ein gemeinsames Unglück von unberechenbaren Folgen zu verhüten!“ Eine andere, zum Nachdenken stark herausfordernde Äußerung des Protestes ist die: „Wir erkennen ein zu Recht bestehendes Kirchenregiment, in dessen Namen das Consistorium handelt, nicht an; ein solches könnten wir uns nur denken, wenn es durch eine wahre Repräsentation der Gemeinden, in denen der christliche Geist von Anbeginn gelebt und sich entwickelt hat, verfassungsmäßig zu Stande gekommen wäre; mit Entrüstung aber sehen wir, wie die Partei die jenes handhabt, sich anschließlich als die Kirche, uns als unselbständige Massen, als Unmündige in Sachen des Glaubens, bezeichnet, und unter diesem Vorwande unsere heiligsten Rechte angreift!“

Der Erlaß der Landtagsabschiede steht vor der Thür. Wie man hört werden sich dieselben jedoch nur auf das Gegenständliche der berathenen Gesetzentwürfe erstrecken, und die politischen und ständischen Principfragen in keinerlei Weise berühren. (✻).

[Fürst Solms-Hohensolms-Lich.]

Unter den Bildnissen die uns die hervorragenden Persönlichkeiten der ersten preußischen Reichsversammlung vorführen, muß unser Blick vorzüglich auf dem Porträt des ersten Landtagsmarschalls verweilen. Je weniger Fürst Solms in den Verhandlungen selbst die er geleitet, als Redner sein Glaubensbekenntniß umfassend und unmittelbar dargelegt, desto mehr thut es noth sich im Zusammenhang die Ansichten des Mannes zu erläutern der mit so hoher Aufgabe von der Majestät selbst betraut war. Den Ausspruch seiner Ansichten haben wir nicht im Weißen Saale zu Berlin, sondern in der ersten Kammer des Großherzogthums Hessen und in der Literatur zu suchen. Im Kreise Wetzlar liegen die Besitzungen die ihn zum preußischen Standesherren machen, in Oberhessen das Stammlehen Lich, der Sitz des Fürsten. Der hessischen Heimath gehört seine erste parlamentarische Entwicklung, der neuen Ordnung in Preußen wie sie im Sinne des jetzigen Königs herauseilte, gehören seine Überzeugungen an. Ein Zweiundvierziger, 1805 geboren, steht Fürst Ludwig Solms jetzt in der Blüthe seines Mannesalters. Seine parlamentarische Gewandtheit verdankt er der Praxis in Darmstadt, seine staatsrechtlichen Kenntnisse unterstützen die Theorie seiner Überzeugungen für die er in Preußen den größeren, fruchtbareren, noch uneingenommenen Boden sieht. Feinheit des Geistes und jene Wärme und Innigkeit die germanischen Ideologen eigen ist, ersetzen, sofern sie das vermögen, was seinen Ansichten an Klarheit, Entschiedenheit und Energie gebricht. Fürst Ludwig Solms erscheint uns recht eigentlich als ein Organ König Friedrich Wilhelms des Vierten. — Siebenundzwanzig Jahre alt, im J. 1832, nahm er in Darmstadt zum ersten Mal seinen Sitz als Standesherr ein. Sein Eifer, der Homöopathie das Bürgerrecht im Lande Hessen zu erwirken, bezeichnete sein erstes Auftreten in der dortigen Kammer. Bald genug entwickelte jedoch sein parlamentarischer Kampf mit dem Freiherrn v. Gagern, dem Veteranen unserer Publicistik, seine weitere Bedeutung und Eigenthümlichkeit. Fürst Solms bekämpfte die Übergriffe der Repräsentativverfassungen in deutschen Landen. Diese Constitutionen welche kleinere und mittlere deutsche Staaten bald nach den Befreiungskriegen erhielten, waren unter den Nachwirkungen dieser Befreiungskriege verliehen worden, können als nachgeborene Kinder jenes Geistes gelten der die Freiheitsschlachten schlug. Schon das nächste Geschlecht fand nicht mehr unter den Nachwirkungen dieses Geistes. Die Verfassungen blieben vereinzelte Geburten in Deutschland. Preußen lenkte zurück, glaubte in jenen Gewährungen, bei soviel Betheiligung der Staatsbürger an der Lenkung des Ganzen, namentlich an der Gesetzgebung, sein Heil bedroht. Es entstand ein Bruch mit den deutschen Verfassungsländern, Preußen blieb trotz seiner liberalen Institutionen absolute Monarchie. Die Partei des jüngsten Geschlechts wollte aber nicht die Formen eines absoluten, sondern eines ständischen Monarchismus. Sie verschmähte das neuere Constitutionelleben als nichtdeutsch, sie ging auf das alte ständische Wesen zurück und knüpfte an dieses die Vertretung des Landes vor der Krone. Die Wiederbelebung mittelalterlicher Institutionen und Anstaltungen war für diese politische Richtung die sittliche, geistige und nationale Manifestirung. Das Schöne, Würdige, Edle dieser nationalen Richtung zu leugnen, liegt mir fern. Wenn ich von Unklarheit sprach in den Ansichten jener Schule zu welcher Fürst Solms gehört, so mein' ich damit nur die schicksalsvolle Verwirrung die im Drang der Weltgeschichte sich hier von selbst eingeschlichen. Man will doch nicht ernstlich auf das alte deutsche Ständewesen zurückkehren, wenn man das neue Deutschland an den alten Mutterschooß unserer Nationalliebe anzuknüpfen bestrebt ist. Man kann nicht wollen daß die Kirche wieder den Staat überwachse. Und man ist weit entfernt den Ständen gleich unsern mittelalterlichen Corporationen Rechte wieder einzuräumen, kraft deren sie z. B. befugt waren ohne Ansehen der fürstlichen Person ans eigner Besinnis zusammenzutreten und für sich zu tagen. Man ist schwerlich gewillt der Krone alle die absolute Machtvollkommenheit zu nehmen welche sie, die Selbständigkeit der geistlichen und adeligen Gewalten im Staate überragend, seit den Tagen der französischen Ludwige errungen. Hier liegt die Halbheit und das Unwahre das selbst bei sonst reinem, edlem Willen auf Selbsttäuschung beruht. Man will mittelalterliche Stände neben der Fürstengewalt wie diese das achtzehnte Jahrhundert herangebildet. Der erste Allgemeine preußische Landtag hat sich nun aber als eine vollständige Überwindung des mittelalterlichen Ständestaates hingestellt. Die Folge wird lehren, wie und ob er zur Schlichtung der entgegengesetzten Parteien den Grundstein legte zu einer wahren, zeitgemäßen Reichsverfassung die deutsch ist ohne mittelalterlich und ohne modern französisch zu sein. — 1838 erschien des Fürsten Solms Schrift: „Deutschland und die Repräsentativverfassungen.“ Er beklagte darin daß die deutschen Fürsten ständische Verfassungen gewollt und repräsentative ertheilt hätten; „sie glaubten sich in der Mitte ihrer Stände und hatten einen gleichberechtigten Inhaber der gesetzgebenden Gewalt vor sich.“ Er bedauerte daß man auf die Verschläge Preußens, das ständische Verfassungen bezweckt, nicht eingegangen sei; Preußen allein habe durch einstweilige Einsichtnahme von Provinzialständen die rechten Elemente zu einer solchen Verfassung, zu einem lediglich deutschen Staatsleben entwickelt. — Fürst Solms war nach 1833 auf dem hessischen Landtage Vicepräsident, enthielt sich aber mehr und mehr der Theilnahme am dortigen Ständeleben. Er wurde Marschall des rheinpreußischen Provinziallandtags und Mitglied des preußischen Staatsrathes. Daß wir ihn bei der Leitung des Allgemeinen Reichstags im Sturm der Kämpfe das eine Mal hart im Gedränge gesehen, vermindert nicht die Hochhaltung seines Talentes das eine solche Versammlung frei und sicher, fein und mit Würde zu lenken wußte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 14. August.

Inhalt: Neue Briefe von Börne. — Graf Potocki. Von J. E. Tauber. — Das literarische Dachstübchen. Von Hieronymus Lorm. 4. Die Hosen des Hrn. v Brenow. — Schottische Lieder, von W. Gerhard. — Aus München, Hamburg, Berlin und Stuttgart.

№ 33.

Neue Briefe von Börne.

Wir haben kürzlich dem geneigten Leser neue Briefe von Schiller vorgeführt. Es waren Bekenntnisse eines großen Menschen die zu den Schätzen deutscher Briefliteratur gehören. Heute legen wir von Börne neue Mittheilungen vor; die Erben seines literarischen Nachlasses haben einen dritten und vierten Band zusammengestellt. — Welch' ein Unterschied der Zeiten und der Geister! Der Sprung aus den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts in die Zwanziger des laufenden ist in ethischer, in politischer, in jeder Hinsicht ein ungeheurer. Dort wie hier ein literarisches Martyrleben, aber in ganz andern äußern Bedingungen, mit ganz andern Kräften, ganz andern Zielen und Zwecken. Dort ein riesenhaft ringender Geist im Kampf mit seinem Dämon der ihm dunkel ist, im Streit mit seinem todten, schlaffen, tauben Jahrhundert, dem er den Carlos hingab ohne es zünden zu können; nur die Freundschaft weniger Edlen hält ihn aufrecht, wenn sein Genius im Vertrauen zu sich selbst an der Gemeinheit der Welt erlahmen will. Hier ein Jahrhundert das pfiffig geworden ist, ohne daß es edler und großherziger wurde. Dort vor Stumpfheit, hier vor engherzigem Argwohn ein dem Genius und seiner freien Bewegung feindliches Zeitalter. Und der Genius Beider wie verschieden! Schiller ein hoher Geist voll Schwung, Börne ein Geist voll bloßer Beweglichkeit; Beide voll jener tiefen Ehrlichkeit die Vertrauen und Hingebung erweckt, Schiller aber ganz Größe an Geist und Herz, Börne blos ein lebendiger Kopf und ein bewegliches frisches wahres Herz. Jener ein wahrhaft großer Mensch, unbekümmert um die Welt, ganz seinen Aufgaben die ihn zur Gottheit führen hingegeben, ein hohenpriesterlicher Mensch der die Gottheit, indem er sie in seinen Willen aufnimmt, von ihrem Thron herabzusteigen und bei ihm einzukehren zwingt. Börne ohne alle Pläne, ohne Entwürfe, ohne alles Ringen nach einer noch verschleierten Majestät der Wahrheit, aber ein Mensch voll kindlicher Einfalt der in seiner einfachen Weise zu sein, zu fühlen und zu denken, das Wahre, das Richtige wenigstens, kennt, ein Mensch dem wir in seiner Naivität zugestehen, er trage Das in sich was sein Jahrhundert nöthig hat, Aufrichtigkeit und Freiheit vom Schein und Schimmer der Lüge. Wo Jener unter großen Veranstaltungen sich zu seinem großen Thun wie zum Gebet vorbereitet, sitzt Dieser lächelnd still und wirft kleine Feuerkugeln des Witzes in eine dunkle, trübe Welt um sie auf Augenblicke zu beleuchten. Schiller entdeckt der Nation neue Welten, neue Wege, füllt mit großen Entwürfen, mit großen Stoffen die leere Tafel des Lebens. Börne findet die Tafel übervoll und lacht über die confuse Wirthschaft die deren Besetzung verräth. Er hat blos die Mission, aufzuräumen; sein Witz leuchtet und zündet, verräth aber die Ohnmacht der Zeugungskraft um der Welt einen neuen großen Inhalt zu geben. Er zwingt nicht, wie Schiller, seinem Jahrhundert ein neues Wollen auf; er will die Mitwelt blos zwingen von Thorheiten abzulassen, und in ihre kleinen Thorheiten ist die Menschheit am meisten verliebt. Börne läuft wie ein müßiger Zuschauer durch's Leben, scharmuzirt an Dingen, Personen und Ideen herum und streut Zettelchen aus mit Brocken voll Einfalt und Wahrheit. Gegen Schillers Geburten sind Börne's Arbeiten nichts

Digitized by Google

als Zettelchen. Seine Werke ſind kleine Recepte den verdorbenen Magen der Deutſchen zu kuriren, mit Nieswurz gegen die Thorheit und Tollheit gepfeffert.

Briefe haben das Eigenthümliche uns auch den Schatten des Menſchen, ſeine perſönliche Schwäche zu geben. Dieſen Schatten in ſeinem geiſtigen Antlitz gibt ihm das Provinzielle, die Herkunft, die Scholle die ihm von Hauſe aus anklebt. Wir können das nicht fortwiſchen wollen; wir würden am Individuellen das Creatürliche tilgen. Schiller's Schatten iſt daß er Schwabe iſt. An Börne iſt der Schatten das gut Stück Frankfurter Jude das er nicht loswird, auch nie loswerden wollte; hat er doch beim Anblick des in Häßlichkeit verfallenen Chriſtenthums die Paar Louis'or bedauert die ihm die Taufe gekoſtet. Witz und Satyre entſpringen nicht ſelten aus dem Mangel an ſtarker poſitiver Kraft. Es iſt ſchlimm wenn ein Zeitalter aus Mangel an dieſer jene wuchern läßt. Die Verzettelung ſeiner Kräfte wird aber an Börne immer zu bedauern ſein, auch wenn man von der ganzen liebenswürdigen Friſche und Reinheit ſeiner einfach klaren Natur entzückt iſt.

Die neuen Briefe (aus ſeinem Nachlaß Band 3 und 4) beginnen aus Frankfurt mit dem Jahre 1824. Börne will fort, aber die öſtreichiſche Geſandtſchaft verſagt ihm den Paß nach Italien, die franzöſiſche hat ſich beſtimmen laſſen ihm ſelbſt Frankreich abzuſchneiden. Seine Mittheilungen ſind ſämmtlich an ſeine Freundin gerichtet. Der Kreis von Freunden der Schiller geiſtig umgibt, iſt für Börne faſt auf dies eine Frauenherz zuſammengeſchrumpft. Schiller bricht in ſeinem Unwillen ſtürmiſch einher gegen das Philiſterthum der Menſchen, gegen Stumpfheit und Gemeinheit von Theaterdirectoren und Buchhändlern. Börne iſt ein gehetztes Wild das vor den Spionen der Polizei, vor den Hunden der Politik kaum noch ein Schlupfloch offen ſieht. Sein Witz hat auf der Flucht und Hetze nichts als das bekannte Naß das der Fuchs mit ſeinem Schwanze gegen die Verfolger ſpritzt. Seine Briefe ſind ſonſt bis auf dies Naß oft trocken und dürr. Behagen, Ruhe, Sammlung der Lebensgeiſter fehlt; nur in ſeltenen Blicken kann ſich ſeine gereinigte Seele vertiefen. Er geht in Deutſchland auf Reiſen und amüſirt ſich an den Lächerlichkeiten der Welt. Er lieſt gelegentlich Bücher, unter anderem das goldne Vließ von Grillparzer. »Der arme Menſch, ich hätte weinen mögen!« ſo lautet die Kritik Börne's über das Buch. »Nichts gehalten von dem was die Sappho verſprochen, ſo weit unten bab er nicht mehr ſinken kann. Wie konnte es anders kommen? Er iſt in Wien und ſchematiſirender Hofconcipient. Teufel auch, das könnte einen Shakſpeare zu Grunde richten. — Geſtern las ich in einem Pariſer Blatte daß man dort Rouſſeau's ſämmtliche Werke in Einem Bande, Voltaire's in zwei Bänden drucke. Ich freute mich darüber. Meine ſämmtlichen Werke, auf dieſe Weiſe gedruckt, könnten auf einen Briefbogen gebracht werden, und dann könnte ich fliegen zur Unſterblichkeit, mit dem erſten beſten Winde.« Von der Art ſind ſeine Kritiken, Epigramme, die allen Gehalt wie Schießpulver in die Luft ſprengen. Das Univerſum wird von ſeinem Witz zum Feuerwerke verpufft, und Deutſchland »ekelt ihn an.« Das kann nur jemand ſagen bei dem der Verſtand auf Augenblicke das Herz mit Füßen tritt, vielleicht auch nur einer der in ſeiner Jugend ein Frankfurter »Judebub« war. Hätte nur Börne aus der Natur eines ſolchen heraus einen komiſchen Roman geſchrieben! Er hätte uns mit deſſen Naturell verſöhnt, er hätte dies Naturell gerechtfertigt, denn er hätte es in einem Kunſtwerk zu ſeinem Recht gebracht. Daß ſeine Satyre weder Chriſten, Türken noch Juden ſchont, beweiſt die Freiheit ſeines Geiſtes der man alles geſtattet, wenn ſie nicht müde wird für ihre Sache zu kämpfen. Auch der Zorn, ſelbſt Groll und Wuth haben ihr moraliſches Recht zu exiſtiren, ſollten aber nicht ſo dreiſt und liederlich ſein alle Motive und Begründung für überflüſſig zu halten um ſich dies Recht auch äſthetiſch und literariſch zu verdienen. Wenn Börne durch Weimar reiſt und auf Goethe als auf »dieſen zahmen, geduldigen und zahnloſen Genius« ſchimpft, ſo ſind wir froh daß dieſer Genius frei von allem Giftzahn dieſes Witzes war, in ſeiner ruhigen Erhabenheit Gott und Natur walten ließ. Börne ärgerte ſich über Goethe's Art und Weiſe, die Welt zu ſich herankommen zu laſſen, in der es ihm möglich war, funfzig Jahre lang patriarchaliſch ſtill zu ſitzen ohne den Platz zu verlaſſen. »Einen Adler« nennt ihn Börne, »der ſich unter der Dachtraufe eines Schneiders angeniſtet.« Der Spottvogel der wie die Fledermaus nur in der Dämmerung fliegt, muß freilich allem Sonnenſchein abhold ſein; obſchon er Recht hat daß keine Sonne ſo ſchnurgerade in unſerem Zenithe ſteht um nicht irgend einen Schatten zu werfen. Goethe'n mochte Börne nicht beſuchen in Weimar. Dafür ſchenkt er Müllner'n in Weißenfels eine Viſite, und die Moquerie in der Schilderung dieſes Mannes und ſeiner Lebensart iſt ergötzlich genug. Der Witz hat immer dann am meiſten Recht wenn er ſeine Stoffe unter die Füße kriegt. Aus Leipzig ſchreibt ſein müßig witziger Kopf 1828:

Digitized by Google

»Hier ſind wir ſchon recht im Norden, Alles flach; die Dreckhaufen auf der Chauſſee machen einem Freude. Die Herren freſſen hier Kuchen. Ich habe (im Hotel de Sare) einen kleinen fürſtlich möblirten Salon, alles von Mahagoni, ſelbſt der Stiefelknecht, vier Wachslichter, Kronleuchter, Spiegel bis auf den Boden, — aber Mittag bin ich nicht ſatt geworden, nicht einmal Gemüſe hatten wir.« Ich weiß nicht ob ſeine Freunde mit Veröffentlichung dieſer Briefzettel ihm einen guten Dienſt gethan. Sie ſind amüſant, aber man amüſirt ſich an ihnen auf Koſten Börne's, an deſſen Geiſt man eine Weltreform knüpft.

In Berlin macht Börne 1828 eine lange Station von Mitte Februar bis Ende April. Er leiſtet hier einige kleine Züge zur Charakteriſtik von Land und Leuten. Es gefällt ihm dort wohl; der Geiſt iſt dort immer auf den Strümpfen, ſelbſt wenn er ſich auch im Räſonnement abmattet, auf Phraſen ſich bettet. Der Witz iſt ein perpetuum mobile das dort die Welt nie ſtille ſtehen läßt, und Börne iſt da in ſeinem Element. Er ſieht das wiſſenſchaftliche Intereſſe in Flor; ſieht Humboldt leſen, ſitzt in der Mittwochsgeſellſchaft, wird ſtark fêtirt von allen Seiten. Seine Harthörigkeit trägt er mit Grazie, und er ſetzt alle Welt darüber in Erſtaunen; faſt iſt man der Meinung, er ſtelle ſich ſo und ſei Diplomat, denn er hört genug und verſteht die Schwächen der Menſchen auch wenn ſie flüſtern. Er tritt mit Vielen in Verkehr, er ſchildert keinen, aber bewitzelt manchen. Die Herausgeber haben jedoch oft für gut gehalten Kreuze, Sterne oder Anfangsbuchſtaben ſtatt der Namen zu ſetzen. Sein Aufſatz über die Berliner Jahrbücher hatte einen Sturm von Aufruhr unter den Philoſophen gegen ihn erregt; allein Eduard Gans tummelt ſich doch mit ihm herum und Schaaren angehender Apolloſöhne bringen ihm ungedruckte Trauerſpiele ins Haus (er wohnte in der Friedrichsſtraße im Hauſe Logier's), Haufen von Verſen bringen ihm die Muſenjünger, daß ſich ihm die Haare ſträuben; Clauren kommt und ſagt, er ſei einmal — was Börne ſchon vergeſſen — von ihm heruntergemacht, aber er beuge ſeinen Nacken. Das Salonleben feſſelt ihn, denn der Esprit tritt dort mit Sicherheit auf. Er findet es auffällig daß dort nur Juden, getaufte oder ungetaufte, Häuſer machen; chriſtliche reiche Kaufleute gebe es dort wenig und die Staatsbeamten hätten kein Geld um Cirkel zu machen. Seine Denkrede auf Jean Paul hatte Viele entzückt, ſein Aufſatz über die Sonntag Furore erregt; er heißt in Berlin der »liebe« Börne, er gilt für mehr als geiſtreich, für liebenswürdig, denn er ſchwingt das Meſſer des Geiſtes (ich ſage nicht das Schwert) mit Grazie. Es freut mich daß dieſer Frankfurter Swift der ſo Vieles verlachte, weil er es lächelnd durchſchaut, den vielverſchrienen Berlinern Gerechtigkeit widerfahren läßt. »Man macht ſich bei uns, ſchreibt er im März 1828, von den Berlinern eine falſche Vorſtellung; man hält ſie für überbildete, glatte, herzloſe, verſchrobene Menſchen. Dieſes iſt gerade das Gegentheil. Sie ſind die einfachſten, beſcheidenſten, herzlichſten Menſchen die mir je vorgekommen. Man findet bei uns bei Mangel dieſer Bildung viel mehr Oſtentation, viel mehr Falſchheit und Verſchrobenheit als hier. Der Luxus iſt weit geringer als in Frankfurt; die Leute hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen ein, und ſie werden von den Reichen darüber gelobt und geachtet. Wie Viele hab' ich hier ſchon ganz unbefangen von ihrer ökonomiſchen Lage ſprechen hören, und wie ſie dies und jenes unterlaſſen müßten aus Mangel an Geld. Für Gelehrte iſt Berlin ein kleines Eldorado.«

Aber nur das räſonnirende Berlin ergötzt und beſchäftigt ihn. Das philoſophiſche lernt er nicht kennen, weder Hegel's Lehre, noch Hegel's Perſon. Die Kunſtſchätze langweilen ihn. Neu war zu ſeiner Zeit Rauchs Königin Luiſe. Der Künſtler hatte die ſchlafende Geſtalt im Stillen und unbemerkt fertig gearbeitet. Der König kam das Werk zu ſehen; er war ſo ergriffen daß er plötzlich ſtumm forſchlich. Das war eine gute Kritik ohne Räſonnement. Und Börne? Er ſagt, Rauch's Geſtalt in Marmor ſei ſo ſchön daß man nicht wiſſe ob ſie ſchlafe oder todt ſei. Das, dünkt mich, ſei auch eine gute Kritik. Dabei tadelt er aber die Draperie und die Haltung der Füße als coquett. Dieſer Frankfurter Swift iſt ein rechter Berliner.

Alexander v. Humboldt traf er im Kreiſe des Mendelsſohnſchen Hauſes. »Humboldt ſpricht unaufhörlich und ſehr angenehm, ſchreibt er. Die ganze Geſellſchaft, aus mehr als dreißig Perſonen beſtehend, Herren und Damen, bildeten einen Kreis um ihn und hörten ihm zu. Das ſcheint er gewohnt zu ſein. Er fällt ſehr ſtrenge und ſcharfe Urtheile. Ich ſaß neben ihm und er fragte mich wie ſich Madame W.*) befinde? Ich ſagte ihm: die iſt jetzt in großer Trauer, weil ihrem Freunde ſieben Halstücher geſtohlen worden. Ja, bemerkte er, das iſt auch keine Kleinigkeit. Und darauf erzählte er mir eine Geſchichte wie ihm einſt in Peru ein Dutzend

*) Eben die Dame an welche Börne's Briefe gerichtet ſind, Frau Wohl, nach ihrer ſpätern Verheirathung Frau Strauß in Paris.

Digitized by Google

Halstücher geſtohlen worden von einem Nachkömmling des Ferdinand Cortez; wie er ſich beim Könige von Spanien darüber beklagt und wie dieſer ihn ausgelacht habe. Von neun bis elf Uhr ſprach er in Einem fort, ſo daß ſchicklicher Weiſe ein Anderer gar nichts reden konnte. Es gefiel mir faſt nicht.«

Unter den Anekdoten die Börne aus Berlin erzählt, verdient folgende vermerkt zu werden. »Neulich traf ich in einer großen Geſellſchaft ein Mädchen von edler Geſtalt. Sie hatte eine römiſche Naſe und ſpaniſche Augen. Sie ſprach ſo einfach, ſo herzlich, ſo freundlich. Und wer war die Holde? Schiller's Tochter! Iſt das nicht romantiſch? Aber der Teufel ſoll ſie doch holen und die ganze deutſche Nation mit ihr! Schiller's Tochter hat kein Geld! Schiller's Tochter kam nach Berlin um Hofdame bei einer Prinzeſſin zu werden! Schiller's Tochter wurde nicht für würdig gehalten Hofdame zu werden und wurde abgewieſen! Schiller's Tochter wollte eine Hofdame werden! — Als 130 Jahre nach Corneille's Tode Voltaire erfuhr daß eine Ur-Ur-Nichte des Dichters in trauriger Lage lebe, ließ er das Mädchen kommen, veranſtaltete eine neue Ausgabe von Corneille's Werken, ſchrieb Noten dazu und verſchaffte dem Mädchen von dem franzöſiſchen Volke eine jährliche Rente von 30,000 Franken und ſtattete ſie aus und verheirathete ſie an einen Edelmann! Das ſind Hunde!« — Anekdoten ſolcher Art über Menſchen und Zuſtände ſind die beſte Ausbeute aus ſeinen Briefen; ſie ſind von einem bald vierteljährigen Aufenthalt in Berlin auch der einzige Ertrag. Als ein Profeſſor der ſich überarbeitet, krank darniederlag, ſchrieb Börne eilig an ſeine Herzensfreundin nach Frankfurt: Sehen Sie wie gut der Müßiggang iſt! Börne's Geiſt war ein Müßiggänger. Hatte Gans am Ende doch nicht Recht wenn er zu ihm ſagte, mit ihm ſei nichts anzufangen?

Der vierte Band des Nachlaſſes beginnt wieder mit Briefchen aus Ems. Dies Ems, dies Soden und Wiesbaden thun der Galle gut, Börne wird dort immer wieder geſund und luſtig. Sein Groll wird den Pfeffer los und behält nur ſoviel Salz als der Humor und ein gekränktes Herz gebrauchen. Er fängt wieder an im Lande zu wandern, über Braunſchweig nach Hamburg wo er ſeine Werke an Campe verkauft, »Werke!« ſagt er und lacht ſich in's Fäuſtchen daß die Deutſchen ſo dumm ſind ihm Werke zuzumuthen; er verkauft ſie für 4000 Thlr. und weiß noch nicht wo ſie hernehmen; er muß ſie aus Journalwinkeln zuſammenkratzen. Das geniale Lied: »Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt!« hat leider Goethe gemacht; Börne hat es praktiſch ausgeführt und nur bedauert daß es vom deutſchen Patriarchen aus Weimar iſt. Es bezeichnet Börne's freie, reine, aber nüchterne Seele, vom Inhalt der Welt ſich loszumachen. Weil ihn vor dem Schmutz dieſes Inhalts ekelt, und dem Sein gegenüber das ſo vollgepfropft von Thorheiten iſt, hat er ſich dem Nichts ergeben. Und fürwahr, es kann einer lächeln und lächeln und doch — ein ehrlicher Kerl ſein. Und dieſe Ehrlichkeit iſt ſeine Rettung, wo er grob wird. Der feine Humoriſt Börne miſcht gar gern einige Sachſenhäuſer Grobheit dazwiſchen. Wo ihn aber die Grazien verlaſſen, da hört ſeine Berechtigung auf, wie in den ſpätern Briefen aus Paris, ſo hier in den Zettelchen an Frau Wohl, die bei der Mittheilung der Papiere ſo wenig eigennützig fühlte daß ſie in den Briefen ſelbſt nicht die zärtlichen Grobheiten die er ihr ſagte, geſtrichen. Er nennt ſie auch wohl »dumm Ding« und iſt ſo cordial mit ihr wie einer der für ſein Leben gern Mohrrüben ißt und ſie täglich verſpeiſt, aus Gewohnheit, aus Dummheit, wie er ſelbſt ſich eingeſteht. Ich bin nicht galant genug, der Dame welcher wir dieſe Briefe verdanken, verſchweigen zu können daß wo die Briefe an ſie aufhören und das Tagebuch beginnt, der Nachlaß Börne's wichtig wird. So gern Börne zärtlich war, ſo gern er ſeine Gedanken einer zweiten lieben Creatur in's Angeſicht ſagte, ſo war er doch noch lieber mit ſich allein beſchäftigt. Es ſteigt ihm da mehr der Ernſt des Lebens zu Kopfe und ſein ſchäumendes Gehirn hält ſich mehr zwiſchen den Schädelwänden beiſammen. In Katerſprüngen hat er wieder Deutſchland durcheilt, und überall gepeinigt, geärgert, chokirt, ſekirt, gegen Polizei, deutſchen Bund, Philiſterei, Knechtſchaft und Miſere aller Art wetzlich und luſtig geknurrt. Sein Tagebuch, ſeine Selbſtſchau, bringt aber auch einige Vertiefung in die loſen Gedanken, etwas Zuſammenhang in die Plänkeleien ſeiner kleinen witzigen Feldzüge.

Wir finden unter den Blättern aus Börne's Tagebuch einen Aufſatz über den Juden Shylok im Kaufmann von Venedig. Ein Schauſpieler hatte in Frankfurt dies Drama zu ſeinem Benefiz gewählt, und um es mit den Juden in der Stadt nicht zu verderben, ſagte er, ſchließlich als Shylok hervorgerufen, zum Glück gebe es ſo ein Ungeheuer gar nicht in der Wirklichkeit. Daran knüpft nun Börne lächelnd und doch mit wehmüthigem Ernſt ſeine Darlegung daß Shylok gar kein Ungeheuer ſei. Shylok, ſagt er, habe ſich zu einer Höhe hinaufempfunden um ſich als Engel der Nemeſis zu fühlen und ſein niedergetretenes Volk an ſeinen

Digitized by Google

christlichen Peinigern zu rächen. Das in der That ist keine Schlechtigkeit, das ist tragische Erhabenheit. Nicht an dem milden, sanften, unglücklichen Antonio, am Volk der Christen will er sein Rächeramt vollziehen. Den Geldteufel in Shylok, sagt Börne, verabscheuen wir, den geplagten Mann bedauern wir, aber den Rächer unmenschlicher Verfolgungen lieben und bewundern wir. Wir geben ihm wenigstens, möcht' ich sagen, moralisch und psychologisch einen Grad der Berechtigung, um ihn unſeres Mitgefühls zu versichern. Wobei Börne aber nur vergißt daß dieser Racheengel sich versteigt und verrechnet, der Witz der christlichen Liebe den tragisch und aberwitzig gewordenen Witz des Juden überbietet. Bis zu diesem Überblick des Ganzen bringt es Börne's Kritik weder hier, noch sonst irgendwo in der Betrachtung von Werken der Kunst oder der Politik. Er hält sich an die Einzelnheit und ficht schlagend durch daß Shylok kein Ungeheuer. »Der Jude, sagt er, kann grausam sein von Geist, aber von Herzen ist er es nie; er hat ein weiches, mürbe geschlagenes Herz, er ist mitleidig, er kann kein Blut sehen. Wer weiß ob es Shylok ausgeführt, wer weiß ob ihm das Messer das er so schadenfroh an seiner Sohle gewetzt, nach dem ersten Tropfen Blutes nicht aus den Händen gefallen wäre; Antonio hätte wagen dürfen es darauf ankommen zu lassen.« Das führt nun schon ganz ab vom Werk und von des Dichters Standpunkt; es führt zu einer Ehrenrettung des Judenthums, und ist sie nicht ausführlich genug um sie eine gelungene zu nennen, so trifft sie doch, glaub' ich, den Kern der Sache.

Über einige Bruchstücke von Novellen die wir erhalten, will ich kein Urtheil wagen, da das Talent zur dichterischen Gestaltung, falls es Börne gehabt, sich erst hätte entwickeln müssen, um kein Wickelkind zu bleiben und Börne sein Pfund nicht wuchern ließ. An Skizzen zu Aufsätzen voll genialer Griffe und Blitze hat es ihm nie gefehlt. Von den Aphorismen aus dem Jahre 1828 geben wir folgende drei:

»Frankreich und Deutschland. — Man mag Frankreich welches das verderbliche Übermaß der Freiheit erfahren, immerhin fasten lassen damit seine durch Schwelgerei geschwächten Verdauungskräfte wiederhergestellt werden. Man lasse aber das stets mäßige und gesunde Deutschland nicht an Freiheit hungern! Der Gesunde bedarf vieler Nahrung und erträgt sie ohne Beschwerden.« —

»Wir sind im Examen durchgefallen; weiter ist es nichts. Man hat uns den politischen Doctorhut versagt, angeblich weil wir nichts gelernt hätten, und wir sollten noch fünf Jahre studieren. Was liegt daran? Wir sind noch jung. Auch ist es nicht unbillig daß man uns die Jahre die wir im Kriege gegen Frankreich verwendet, an der Universitätszeit in Abzug bringe und sich diese ergänzen lasse!« —

»Die Völker sind unsterblich. Ob sie ein Jahrhundert früher oder später zur Freiheit gelangen, daran liegt nicht viel. Die Minister sind sterblich und denken: erhalten wir nur bis zu unserem seligen Ende die Lage der Dinge, d. h. unsere Allmacht, nach unserem Tode mag es gehen wie es will — après moi le déluge! wie Frau von Pompadour sagte. Die Einzigen die dabei leiden, sind die Fürsten.«

Graf Potozki*).

1.

Gespensterhaft, wie Schatten stumm,
Die Blicke streng und düster
Durchzieh'n den stillen Klostergang
Die ernsten stummen Priester.

Lebend'ge blasse Leichen sind's,
Ihr Sarg die dunkle Zelle;
Gemessnen Schrittes wallen sie
Zur helleren Kapelle.

Vor jedem Bild sich kreuzigend,
Sich neigend dem Priore,
Kniet lautlos hin die fromme Schaar
Im öden Kirchenchore.

Ein Einziger nur kniet nicht.
Im grauen Bußtalare,
Zwei rauhe Stricke um den Leib,
Steht er am Hochaltare.

Die edle Stirne tief gebeugt,
Wie sich die Äste beugen,
Wenn schwer die überreife Frucht
Tief hänget von den Zweigen.

Das blaue Aug' so klar und hell,
Darüber düstre Brauen,

*) Dies Gedicht beruht auf der geschichtlichen Thatsache daß ein Graf Potezki zum Judenthume übertrat und im Kloster von den Franciscanern verbrannt wurde. Der Verfasser, ein Wiener, übergibt es uns als Probe einer Sammlung seiner Gedichte die in Leipzig bei Lork erscheinen wird. D. Herausg.

Digitized by Google

Wie Sturmeswolken ſchwarz, durch die
Zwei Stückchen Himmel ſchauen.

Die Arme wie zwei Reife um
Die Bruſt, die ſtürmiſch pochet;
Darin der Herzensrebe Saft
Hoch ſchäumt und gährt und kochet.

Das edle Herz, das frei und weit,
Stolz fühlt die eigne Fülle,
Und das nun jetzt verſtummen ſoll
In ew'ger Kloſterſtille.

Das ſtolze Herz, das nie geheim
Verſchloß das Wort, das freie,
Und das jetzt ſchwer es büßen ſoll
Mit klageloſer Reue.

Als väterlich ihn der Prior
Nun mahnt zur ernſten Buße,
Ihm des Erlöſers goldnes Bild
Hinhält zum frommen Kuſſe.

Da fährt er auf: Weg, weg, das Kreuz!
Ich führ' es nicht zum Munde,
Ich ſchäme mich zu küſſen ihm
Die emaillirte Wunde!

Ihr tödtet mit dem Menſchenbild
Den göttlichen Gedanken,
Verbaut zu Gottes Paradies
Den Weg mit Euren Schranken.

Ihr nennt demüthig Euch und fromm,
Und ſeid voll ſündgem Stolze,
Ihr betet nie zu Eurem Gott
Ihr kniet nur vor dem Holze.

Ich forſchte nach dem Glaubenskern —
Bei Euch fand' ich ihn nimmer;
Wer Schaalen ſucht, den lödert Ihr,
Weg! weg! von Euch für immer! —

2.

Der Abend ſchmiegt um Wald und Flur
Die weiten grauen Flügel;
Die Sonne ſchwebt ſo blutigroth
Am Himmelsblatt als Siegel.

In Wilna's Häuſern wird es laut;
Die kleinen, ſchmutzig engen,
Sie tönen hellerleuchtet heut
Von fröhlichen Geſängen.

Denn Oſtern iſt's, der hohe Tag,
Der Sklavenſchaft Befreiung!
Denn Oſtern iſt's, der ſchöne Tag
Des Bruderſchwurs Erneuung! —

Ein müder Wandrer lenkt noch ſpät
Dem Städtchen zu die Schritte;
An einem Häuschen hält er an —
Es iſt des Rabbi's Hütte.

Und tiefergriffen lauſcht er erſt
Dem heiligen Geſange,
Dann klopft er an — da tönts: Herein!
Zum freundlichſten Empfange.

Wer hungrig oder durſtig iſt
Der komme ſchnell herbei heut';
Ein Jahr ſind wir nur Knechte noch,
Dann geht's in's Land der Freiheit!

Darf ich als Fremder auch, als Chriſt —?
Fragt jener ſchüchtern leiſe.
Der Rabbi faßt die Hand und ruft:
Willkommen von der Reiſe!

Wer du auch ſei'ſt, du biſt ein Menſch;
Setz' dich getroſt nur nieder;
Denn Einen Vater haben wir
Und Alle ſind wir Brüder.

Sei Menſch als Jud', ſei Menſch als Chriſt,
Sei groß in kleiner Grenze;
Gott ſchuf als ſeine Sterne uns —
Seh' jeder wie er glänze!

In ſeiner ew'gen Liebe gab
Er jeder Seele Liebe,
Daß ihr, der Himmelsfernen, dann
Ein Gottestheil noch bliebe.

Er hat als ew'gen Liebesgruß
Das Herz uns angewieſen;
Drum ſei ein jeder Menſch geliebt —
Und Gott dafür geprieſen!

Und wie dem Fremden Wanderſtab
Und Kleid wird abgenommen,
Und Alle um den großen Tiſch
Zurufen ihm: Willkommen!

Und wie die Hausfrau ihm darauf
Zum Waſchen reicht die Schaale
Und freundlich ihm den Trank kredenzt
Im ſilbernen Pokale,

Und wie die Söhne herzlich ihm
Die Rechte ehrlich drücken,
Mit ſtillem Gruß die Töchter ihn
Verſtohlen hold anblicken,

Und wie er Allen danken möcht',
Und Alle in der Runde
So glücklich, wortlos ſelig ſteht
Im großen inn'gen Bunde.

Da faßt das übervolle Herz
Ein Sehnen und Verlangen,
Und überquellend ſtürzen ihm
Die Thränen auf die Wangen.

Digitized by Google

So ſei geprieſen, ew'ger Gott!
So muß ich hier dich finden?
Wo Druck und Elend Tauſende
Zur Brüderſchaft verbinden!

Wo du als ew'ger guter Geiſt
Geſtaltenlos regiereſt,
Wo du allein und einzig nur
Der Liebe Scepter führeſt.

Vergeſſen ſei mein Wappenſchild,
Des Vaters Grafenkrone!
Denn alle Menſchen ſind ſich gleich
Vor deinem Gnadenthrone.

So ſeid als Brüder mir gelobt,
Gelobt wie dieſe Stunde;
O wehrt mir's nicht! Und nehmt mich auf
In Eurem Liebesbunde!

3.

Und wieder iſt's im Kloſtergang;
Die bleichen ernſten Prieſter
Zum nahen Kirchhof eilen ſie
Mit heimlichem Geflüſter.

Er iſt's! ruft ſchmerzvoll der Prior,
Er weint am Muttergrabe!
Er iſt's! ruft ſchadenfroh der Chor,
Er iſt's, am Bettelſtabe!

In tiefſten Schmerz verſunken, hört
Er nicht den Hohn der Brüder;
Den ſtarren Blick bedeckend, kniet
Er an dem Grabe nieder.

O Mutter! Meine Mutter todt!
So kömmſt Du mir entgegen?
Du ſchläfſt und ſchweigſt, und ſchmelzeſt nicht
Der Andern Fluch in Segen?

Du hätteſt wie der Vater nicht
Mir in's Geſicht geſchlagen;
Im Sturm mich nicht vom Haus gejagt
Wie mich die Brüder jagen.

Die Schweſter ſelbſt ſtieß mich hinaus
Und ſchmähte kalt des Juden;
Sie hätte nichts zu ſchachern jetzt,
Sie hätte keine Buden!

Es drängten mich vom ſtillen Glück
Die ew'gen Sehnſuchtsſchmerzen,
Es zog mich heim und immer heim
Zu Deinem Mutterherzen.

O liebteſt Du! Du bliebſt mir treu,
Du hätteſt mich verſtanden!
So ſind die Ketten all' entzwei
Die an den Stamm mich banden.

Leb wohl! Auf bald'ges Wiederſehn!
Getroſt greif' ich zum Stabe.
Ein Mutterherz gibt immer Troſt,
Selbſt noch im kalten Grabe! —

Und immer lauter tobt das Volk:
Wir woll'n ihn wieder taufen!
Ergreifet ihn und bindet ihn!
Hinaus zum Scheiterhaufen!

Sie faſſen ihn, wie Wölfe wild
Die ſchwache Beute faſſen,
Sie binden ihn, ſie ſchleifen ihn
Laut jubelnd durch die Gaſſen.

„Ein Schild und Fels iſt Gott! wohl dem,
Der auf ihn baut!" — „„Ins Feuer!""
„Er bleibet ſeinem Volke treu,
Das ihm vertraut!" — „„Ins Feuer!""

Schon ſchlägt die Flamme hoch empor.
Umqualmt vom ſchwarzen Rauche
Ruft freud'gen Blicks der Märtyrer
Mit letztem Lebenshauche:

„Hör' Israel! Ein Gott iſt Gott!
Verherrlicht ſei ſein Namen;
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Gelobt, geprieſen — Amen —!"

J. S. Tauber.

Das literariſche Dachſtübchen.

Von **Hieronymus Lorm.**

4.

Die Hoſen des Herrn von Bredow.

Zwiſchen zwei gebieteriſch drauf hinweiſenden Händen, mit lakoniſchen Worten wie eine ſchmackhafte Waare im Intelligenzblatt angeprieſen wird, möchten wir das neueſte Buch von Willibald Alexis ankündigen und blos mit großer Schrift die Bezeichnung hinzufügen: ein guter Roman. Jede Waare hat ihren beſtimmten Namen, der keine Mißdeutung zuläßt; nicht ſo in der neuern Literatur. Angekündigte Gedichte ſtellen ſich vielleicht als Abdruck von Ständeverhandlungen heraus, wo uns ein Roman verſprochen wird, bekommen wir vielleicht unausgegohrne communiſtiſche

Digitized by Google

Theorien in die Hände. Bei diesem Werke jedoch wird der gute Glaube des Publikums nicht irre geführt. Vaterländischer Roman benennt es sich und als solcher tritt es und entgegen, strotzend in der Fülle eines gesunden Talentes und dem ästhetischen Geschmack durch Belehrung und Unterhaltung zugleich Befriedigung bietend. Ein gutes Buch ist selten geworden in unserer Zeit. Arbeiten die ein genial sein wollender Moment flüchtig hinstellt und die mühsam hinkränkeln, haben wir in Menge. Des Extravaganten, Außergewöhnlichen, Blendenden besitzen wir fast zur Genüge, wenig aber des bescheidenen Guten, das sich treu und ehrlich unsern gewohnten Kunstforderungen anschmiegt, von der Spannkraft des sicher treffenden Talentes gezeugt, vom Mark gewissenhafter Studien genährt ist. Mehr als das glänzendste Epitheton, als die eindringlichste Lobrede besagt darum in unserer Zeit das kurze Wort: ein gutes Buch.

Der historische Roman will seit langem, gleich der Historienmalerei nicht mehr gedeihen und es wird nicht ganz entschieden werden können, ob Unfähigkeit der Künstler, ob Mangel an Stimmung dafür im Publikum die Schuld daran trägt. Was das Erstere betrifft so scheint es als ob einerseits das Princip der Gegenwart, schnell an's Ziel zu kommen, im Leben wie in der Kunst die allmälige und dann um so sichrere Reife der künstlerischen Kräfte nicht zuließe, andererseits das Bewegungselement unserer Tage, der alle Schichten der Gesellschaft durchpulsende Entwickelungsdrang die Subjectivität auch des frömmsten, vereinzeltsten Künstlers zu heftig und erschütternd in Anspruch nähme, um ihm die Selbstverleugnung zu gönnen, die zur ausschließlichen Versenkung in den Stoff und zur objectiven Auffassung desselben erforderlich ist. Die in Agitation zitternde Hand findet nicht die Ruhe zur plastischen Gestaltung; die gewaltig erregte Seele, die sich vor Allem nur aussprechen will, hat nicht Zeit sich langsam und wählerisch nur in den vollendetsten Formen zu bethätigen. Und auch das Publikum tritt in die Hallen der Kunst mit den Lasten des Tages auf dem Rücken, es sucht für dieselben aller Orten Anlehnung und Stützpunkte, die Kunst soll die Leiden des Tages nicht vergessen machen, vielmehr lehren, sich an diesen Leiden selbst zu erfreuen. So mußte das Genrebild, der Spiegel des Täglichen und oft des Alltäglichen, die epische Malerei das ächte historische Bild ersetzen, für welches der Glaube und das Interesse mangeln; so mußte auch das moderne Epos, der Roman, sich immer mehr von der schon Geschichte gewordenen Zeit abwenden, um den brausenden Strom der erst dazu werdenden in seinem Becken aufzufangen. Will er dennoch zur Vergangenheit zurück, so kann er mit Erfolg nur eine solche wählen, die durch ihren empfindlichsten Nerv noch mit der Gegenwart zusammenhängt und daher Kämpfe und Strebungen aufweiset, die auch uns noch gegenwärtig und lebendig sind. Die Ausgleichung, die jenen Kämpfen bereits geworden, wird durch das darstellende Kunstwerk für uns zur prophetischen Belehrung und je eindringlicher dieselbe aus dem Dargestellten hervortritt, um so mehr gewinnt auch das Kunstwerk sowohl an poetischem, als an historischem Werthe. Willibald Alexis nun hat eine Epoche, der unsern ähnlich, gewählt, eine Epoche des Umbildens, der Entwickelung, des Vorwärtsdrängens, und da er zudem ein Künstler ist, in tüchtiger Schule gebildet, langsam zur Reife gekommen, mit der Schöpfungskraft plastischer Gestaltung gesegnet, so mußte er in der That einen guten historischen Roman liefern, dem ein lange fortballender Beifall geschirt ist, wenn er auch hie und da dem Unterhaltungsgelüste gewöhnlicher Leser durch weniger gebehnte Einzelheiten eine Concession machen könnte.

Wir werden in der ersten Abtheilung der »Hosen des Herrn von Bredow«, die den besondern Titel: »Hans Jürgen und Hans Jochem« führt, in den Anfang des 16. Jahrhunderts versetzt, in die Zeit als die brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hohenzollernschen Hause ihrer verwilderten Mark Gesittung und Intelligenz mit Gewalt abzuringen versuchten. Besonders war es Kurfürst Joachim, der Licht schaffen half; ein Schrecken seinen Gegnern und selbst unerschrocken, bändigt er die alte Nacht, gründet Freistätten für Geist und Wissen und stürzt mit eisernem Schwerte und unversöhnlicher Strenge die letzten Reste der Barbarei zu Boden. Er stützt sich dabei auf das weise Testament seines Vaters, worin es heißt: »Vergiß nicht, mein Sohn, den Adel im Zaum zu halten; denn sein Übermuth verübt das meiste Böse. Strafe sie, wenn sie die Gesetze übertreten, und laß nicht zu daß sie irgend, wer es sei, wider Gebühr beschweren!« Der Adel fühlt bald die Faust im Nacken, eine allgemeine Verschwörung entspinnt sich gegen des Kurfürsten Leben. Sie wird entdeckt, die Köpfe der Rädelsführer prangen auf dem Köpniker Thor und das Morgenroth der Gesittung beginnt anzubrechen. Auf diesem schauerlich schönen historischen Boden bewegt sich die Fabel des Romans, die so gänzlich in den Hosen des alten Ritters Götz von Bredow steckt, daß sie sich ohne dieselben in Nichts

Digitized by Google

auflöſen würde. Dieſe Hoſen ſind in ihrem Urſprung Legende, als welche ſie bis in die heidniſche Zeit zurückreichen, wo ſie noch die Haut des letzten märkiſchen Ellennhirſches bilden. Mit der Erlegung deſſelben, die ſich an die Schickſale des Ahnherrn der Bredow, des Fürſten Wuſſo knüpft, was uns mit allem Zauber der Sagenpoeſie dargeſtellt wird, treten ſie in die Geſchichte ein, bewähren ſich bei jedesmaligem Träger derſelben als ſchützender Talisman, werden Familienerbſtück des Hauſes und wirken auf die Ereigniſſe desſelben mächtig ein. Es naht ein großer Moment für die Hoſen, als der Ritter Götze von Bredow ſie auf dem Leibe trägt oder vielmehr zufällig einmal nicht auf dem Leibe trägt, was ſeine ehrſame Hausfrau Brigitte, die ihr weiſes Regiment in Waſchen und Scheuern bethätigt, allſogleich dazu verführt ſich an ihnen Behufs einer ihr nothwendig ſcheinenden Reinigung zu vergreifen. Der ergötzlichſte Humor führt uns das Bild der großen Wäſche vor an einem der Burg Hobenziatz nahegelegenen See. Die Hausfrau iſt mit Töchtern, Knechten, Mägden dazu ausgezogen, ja ſogar die beiden jungen Vettern Bredow, Hans Jürgen und Hans Jochem, die es ſchon nach männlichen Ritterdienſten gelüſtet, dürfen nicht müßig dabei bleiben. Beſonders Hans Jürgen, der übrigens Allen als ungeſchickt und tölpelhaft erſcheint und ſich von niemand geachtet oder gar geliebt glaubt, was ihm beſonders wegen ſeiner Baſe Eva zu Herzen geht, Hans Jürgen hat die Ritterwache bei den auf dem Baum trocknenden Hoſen. Wie wichtig dies Amt, weiß nur wer die anhängliche Verehrung des alten Götze von Bredow für dieſe Hoſen kennt; ſie mußten ihm heimlich vom Bett genommen werden, auf welchem er in der Giebelſtube ſechs Tage lang den Rauſch ausſchläft. Er hat ſich dieſen Rauſch von der Ständeverſammlung in Berlin geholt. Die Hoſen müſſen zurückgebracht ſein, eh' Herr Götze erwacht und mit entſetzlicher Stimme nach ihnen verlangt! Ein des Weges ziehender Krämer ſcheint berufen die Oppoſition anſchaulich zu machen, welche die Lederhoſen zu den aufkeimenden Moden des Jahrhunderts bilden. Er probirt dem gewandten und zierlichen, nach ſolchem blendenden Schmuck nicht wenig lüſternen Hans Jochem ein Paar weiter, feintuchener Pluderhoſen an, die mit Neſteln und Bändern geziert ſind, und zeigt zur Bekräftigung ihres Werthes das Silber vor, das er vom Kurfürſten Joachim ſelbſt für ähnliches Tuch bekam. Der Handel kommt nicht zu Stande, der Krämer wird des Betrugs überführt, will entfliehen, Hans Jürgen ſetzt ihm nach und bringt ihn zurück. Des Krämers Rücken hat es zu entgelten, ſeine Waarenkaſten werden umgeſtürzt. Während nun bei einbrechender Dunkelheit und bei heraufziehendem Unwetter die ganze Wäſchegeſellſchaft, worunter auch der Dechant von Brandenburg und der fahrende Ritter von Krauſchwitz, in die Burg Hohenziatz zurückgeſcheucht wird, bleibt der Krämer allein zurück und ſeine Flüche und Verwünſchungen werden unterbrochen durch den Fund der im Sturm und der allgemeinen Aufregung zurückgelaſſenen und vergeſſenen Hoſen des Herrn von Bredow. Er packt ſie zu ſeinen Waaren und zieht weiter. In die Burg iſt indeß ein Gaſt eingekehrt, der Ritter von Lindenberg, ein feiner Hofmann, Günſtling des Kurfürſten. Er hat ſich auf der Jagd verirrt und ſucht ein Obdach in der Burg ſeines noch immer ſchlafenden Vetters Götze von Bredow. Er wird als ein gern geſehener Verwandter auf's beſte bewillkommt und bewirthet; ſchnurrige Geſchichten, die uns nicht wenig vom Geiſt und den Sitten jener Zeit verrathen, werden aufgetiſcht und endlich kommen die Würfel an die Reihe. Der Dechant weiß ſich dieſelben ſo günſtig zu werfen, daß Lindenberg bald Urſache hat auf Erſatz zu denken für eigenes und kurfürſtliches Geld, ſo er eben verſpielte. Man erzählt vom Krämer und ſeinem Silber; man beſchließt ihn zu »werfen«, trotz der ſtrengen Geſetze dagegen, mit denen der Kurfürſt ſeine Reformen begonnen hatte. Lindenberg, Krauſchwitz, Jürgen und Jochem ziehen aus zu dieſem altritterlichen Gewerbe und nur Haus Jürgen wird noch zur rechten Zeit von der Hausfrau zurückgerufen, die endlich mit Schrecken entdeckt daß die Hoſen vergeſſen ſind. Er muß zu einer andern Seite fort, ſie aufſuchen. Knecht Ruprecht wird ihm nachgeſchickt und belebt die nächtlichen Wanderungen durch Sagen und Geſchichten, worunter die ſchon oben erwähnte vom Fürſten Wuſſo, überaus anziehende und poetiſche Sagen, von denen man nicht glauben ſollte daß ſie in den Sümpfen, auf den Sandflächen und Haiden des Havellandes wachſen konnten. — Sie finden natürlich die vom Krämer mitgenommenen Hoſen nicht, wo ſie ſie ſuchen, ſondern erſt am Morgen auf dem Leib des bei ſeinem Zug mit Lindenberg verunglückten Hans Jochem. Es war hohe Zeit, ſie auf welche Weiſe immer zurückzubringen, denn ſchon war die Stimme des endlich erwachten Götze fürchterlich aus dem Giebelfenſter gedrungen, mit dem Rufe: Brigitte, meine Hoſen! Die Freude der wackern Hausfrau, ihm das hochverehrte Kleidungsſtück ſo unſchuldig zurückſtellen zu können, als wäre nichts damit geſchehen, wird bedeutend getrübt durch den Zuſtand ihres Ziehkindes Jochem und

Digitized by Google

mehr noch durch die unerwartete Erſcheinung eines kurfürſtlichen Vogts, der den Ritter Götze von Brebow als Gefangenen mit ſich fortführt. — Aus dem Rahmen dieſes Vorſpiels tritt nun im zweiten Bande erſt das ganze hiſtoriſche Gemälde hervor, in plaſtiſcher Abrundung und Vollendung, reich an den lebendigſten Geſtalten in meiſterhaft entworfener Staffage. Wir ſehen den jungen edlen Fürſten und ſeinen Hof, wie er im raffinirten Höfling Lindenberg einen Freund und eine Stütze für ſeine weitreichenden Pläne, dem murrenden, verſtändnißloſen und aufrühreriſchen Adel gegenüber, zu finden glaubt. In gewaltigen, das Intereſſe immer mehr faſſenden Scenen, die in ihrem Effect an die gelungenſten Partien Walter Scott'ſcher Romane erinnern, rollt die Handlung ab. Der Fürſt hat in Lindenberg ſelbſt den Übertreter ſeiner Geſetze entdeckt und gibt ihn ſchonungslos und ob er dabei in's eigene Herz ſchneide, dem Richtſchwerte preis. Der fälſchlich in Verdacht gerathene Götze wird befreit; unter Pauken und Trompeten muß er, auf dem Heimweg nach Hohenziatz auf allen Schlöſſern der weitverzweigten Brebow's beim Becher Beſcheid thun, ſo daß eine ſpäte Rückkehr und ein unerhört langer Schlaf zu erwarten ſteht. Die wackere Brigitte wußte ſich in ihrem Schmerz nichts beſſeres als die ganze Burg von oben bis unten zu ſchreuern, wobei ſie zu ihrem Schreck vom Kurfürſten ſelbſt überraſcht wird, der ihr erſt die Befreiung Götzens ankündigt, und um ihm ehrenvolle Genugthuung zu geben in eigener Perſon auf Hohenziatz einſpricht. Der Fürſt lernt bei dieſer Gelegenheit Hans Jürgen kennen und ſchätzen, und nimmt ihn mit zu Hof. Hans Jürgen entdeckt die Adelsverſchwörung und rettet dem Kurfürſten das Leben. Dazwiſchen verſchwinden die Hoſen keineswegs; in ihnen liegt vielmehr die geheime Kraft, die alle Triebfedern in Bewegung ſetzt und das Ganze lenkt. Lindenberg klammerte ſich noch im letzten Moment an dieſe Hoſen, um ſich zu retten, aber freilich mit einer Lüge, weßhalb ſie ihm auch nicht helfen. Götze wird von der Theilnahme an dem Überfall auf den Kurfürſten nur dadurch bewahrt daß es die kluge Hausfrau wagte, ihm die Hoſen zu entwenden, ohne welche er doch unmöglich ausreiten konnte; ja der Kurfürſt ſelbſt verdankt dieſen Hoſen ſein Leben, indem Hans Jürgen, dem Brigitte ſie übergeben, damit er dem Kurfürſten nöthigenfalls beweiſen könne daß Götze ſeine Burg nicht verlaſſen, um dieſer Hoſen willen für Götze ſelbſt gehalten wird, als er im Kreiſe der Verſchworenen zu ſchlafen ſcheint und dabei ihre Pläne erlauſcht. Mit einem Worte, es hätte kein treffenderer Titel für dieſes vollendete hiſtoriſche Gemälde gewählt werden können, auf welchem ſich Fürſt und Ritter, Mönch und Bürger, Krämer und Volk, Barbarei und Geſittung, Licht und Schatten zu einem von der Wahrheit der Geſchichte geformten, vom Hauch ächter Poeſie belebten und vergeiſtigten Zeitbild zuſammenfügen.

Das freudige Lob, mit welchem man dieſes Werk begrüßen muß, läßt ſich jedoch keineswegs auf den Verfaſſer ſelbſt übertragen und wo es nicht mehr ſein Werk, wo er es iſt, der zu uns ſpricht, wenden wir uns unwillig ab. Die Vorrede zu dieſem Roman iſt in der That eine Entweihung der ſchönen Schöpfung, wie ſie kaum der ärgſte Gegner des Verfaſſers hätte erſinnen können. Der Beifall den er verloren zu haben beklagt und den er neuerdings in Anſpruch nehmen möchte, würde ſein ſchönes Buch ungerecht in die untergeordnete Reihe ephemerer Unterhaltungsliteratur ſtellen. Verſteht Herr Alexis ſeinen eignen höhern Beruf nicht, und weiß er nicht daß ein Kunſtwerk nicht deshalb am wenigſten gewürdigt wird, weil es nur Wenige gibt die es zu würdigen vermögen? Wie die Ariſtokratie wähnt daß ihr ein eigenthümlicher Adel, eine von der Bourgeoiſie unnachahmliche Grazie verliehen, um den angebornen Adel auch in Geberden, Manieren, in der ganzen Perſönlichkeit zur Erſcheinung zu bringen, ebenſo ſollte mit mehr Recht der Dichter, wo er ſich perſönlich darſtellt, dem angebornen Adel, dem ächten Adel ſeines Talentes nicht untergeordnet erſcheinen. Auch die Entſchuldigung wegen der Wahl des Titels ſchwächt den ſchönen, kühnen Trotz, der in dieſer Wahl liegt. Sie verdiente keine Entſchuldigung, ſobald ſie einer bedürfte; die Vortrefflichkeit des Werkes aber macht eine ſolche unnöthig.

Um aber nicht mit dieſem Mißklang zu ſcheiden, ſei wiederholt verſichert daß »die Hoſen des Herrn von Brebow« obwohl ſich noch eine weitere Fortſpinnung erwarten läßt, unſere heutige zerriſſene und zerfahrene Literatur wohlthuend kleiden. Sie geben den Eindruck eines ganzen Kunſtwerkes, auf welchem noch eine lange Betrachtung mit voller Befriedigung verweilen wird.

Digitized by Google

Schottiſche Lieder, von W. Gerhard.

1.

Der böſe Geiſt als Liebhaber.

Ballade.

„Wo haſt du ſo lange geweilt, mein Lieb,
Sieben Jahre lang und mehr?“ —
„„Ich ſuche den alten Liebeſchwur,
Und darum komm' ich her.““ —

„O ſchweig vom alten Liebeſchwur,
Die Stund' iſt ſchlecht gewählt:
O ſchweig vom alten Liebeſchwur,
Denn wiſſ', ich bin vermählt.“ —

Da wandt' er ſich gar traurig um,
Eine Thrän' im Aug' ihm ſtand,
„„Wär's nicht aus Liebe zu dir geſchch'n,
Nie ſah mich Iriſch Land!

„„Eine Königstochter kount' ich frei'n
Weit über der Meeresfluth;
Eine Königstochter kount' ich frei'n,
Doch war ich dir ſo gut!““ —

„Daß du nicht die Königstochter nahmſt,
Deß haß du wenig Gewinn;
Die Königstochter ſollteſt du frei'n,
Weil eben ich keine bin.“ —

„„O falſch der Weiber Schwüre ſind,
So ſchön auch Wang' und Mund;
Wär's nicht aus Liebe zu dir geſchch'n,
Nie kehrt' ich auf Iriſchen Grund!““ —

„Und ließ ich den ihrem Gatten mein
Und beide Kinderchen hier:
Was haſt du, womit du mich nehmen willſt,
Ging ich in die Welt mit dir?“

„„Habe ſieben Schiff' auf ſalziger See,
Das achte liegt am Strand;
Und vierundzwanzig Matroſen im Sold
Und Muſikanten zur Hand!““ —

Sie hob die beiden Kindlein auf,
Und küßte ſie ſorgenſchwer;
„Lebt wohl, ihr meine Kindlein ſüß,
Ich ſeh' euch nimmermehr!“ —

Sie ſetzte nun den Fuß aufs Schiff,
Sah keine Matroſen im Sold:
Die Segel aber waren von Laſt,
Die Maſte gediegenes Gold.

Sie legt' im Meer eine Meil', eine Meil',
Drei Meilen kaum zurück:
Als ihr ſein Ausſehn gräßlich ſchien
Und fürchterlich ſein Blick.

Die Maſte von gediegnem Gold
Beug nicht der Wellen Geſtauch';
Doch blähte die taff'nen Segel nicht
Des Oſtwind's friſcher Hauch.

Sie hatten 'ne Meil', eine Meile kaum,
Drei Meilen hinter ſich;
Da ſah ſie ſeinen Pferdefuß,
Und weinte gar bitterlich.

„„Zähm' deine Thränen! — rief er aus —
Laß mich mit Weinen in Ruh!
Ich zeige dir wie die Lilien blühn,
Wir ſegeln Welſchland zu.““

„Die ſchönen, ſonnigen Hügel dort
Wie lieblich erglänzen ſie!“ —
„„Das ſind die Himmelshügel, mein Lieb,
Gewinnen wirſt du ſie nie!““ —

„Und jener Berg mit Schnee bedeckt,
So ſchrecklich anzuſchn?“
„„Das — ſchrie er — das iſt der Hölle Berg
Wohin wir Beide gehn!““ —

Und immer höher ſchien er ihr,
So oft das Haupt ſie wand,
Bis hoch er wie des Schiffes Maſt
Vor ihren Augen ſtand.

Der Sturmwind blies, der Blitz durchſchnitt
Die Wolken grau und ſchwer;
Schneeweiße Geiſter heulten laut
Auf wildbewegtem Meer.

Den Hauptmaſt knickt' er mit der Hand
Den Fockmaſt mit der Zeh',
Und brach das ſchöne Schiff entzwei,
Und ſenkt' es tief in die See*).

2.

Die beiden Raben.

Als ich mich wand um jenen Stein,
Sah ich zwei Raben, die ſaßen allein,
Und einer zum andern krächzte vom Pfahl:
„Wo halten wir heut' unſer Mittagsmahl?“

„„Da unten im Thale bei hoher Tann'
Liegt ein erſchlagener Rittersmann:

*) Die Legende, daß böſe Geiſter als Liebhaber Mädchen verlocken, geht in Schottland unter vielerlei Geſtalten um. Der Aberglaube ſagt daß gewiſſe Kräuter Schutzmittel gegen die Verführung dämoniſcher Liebhaber ſeien. Die unglückliche Heldin unſerer Ballade kannte wahrſcheinlich die Zauberkraft ſolcher Talismane nicht, und wurde daher die Beute des Verführers.

Digitized by Google

Von allen Lebenden weiß es allein
Sein Roß, ſein Hund, und ſein Liebchen fein.

Sein Roß iſt auf die Jagd hinaus,
Den Rothhirſch bringt ſein Hund nach Haus,
Und Liebchens Herz ihm ein Anderer ſtahl:
Da winkt uns ein leckeres Mittagsmahl!

Wir ſitzen auf hochgewölbeter Bruſt,
Zerpicken das Aug' ihm, das ſchöne, mit Luſt,
Und rauben, ob auch von Blut durchnäßt,
Ein gelbes Löckchen für unſer Neſt.

'S wird mancher ihn ſuchen in weitem Ring,
Und Niemand wiſſen, wohin er ging,
Und über den Knochen, des Fleiſches baar,
Wird blaſen der Wind wohl immerdar!''' —

3.

Die Blumen des Waldes.

Ich hörte ſie ſingen und Eimer ſchwingen,
Die Mägdelein, früh wenn der Hahn gekräht;
Nun ſeh ich ſie weinen auf Wieſen und Rainen:
Die Blumen des Waldes ſind alle verweht.

Nicht Burſche mehr ſpaßen mit Dirnen im Raſen,
Gar einſam ſind ſie betrübt und verdreht;
Kein Jubeln und Jagen, nur Seufzen und Klagen
Und jegliche nimmt ihren Eimer und geht.

Die grämlichen Alten mit Furchen und Falten,
Kein fröhlicher Burſche die Garbe dreht,
Zur Jahrmarktsfeier nicht Tänzer noch Freier:
Die Blumen des Waldes ſind alle verweht!

Nicht Junkerchen necken mehr hinter den Hecken
Die furchtſamen Mägdlein am Abende ſpät;
Sie ſitzen im Stübchen und denken an Liebchen:
Die Blumen des Waldes ſind alle verweht!

O Trauer und Klage dem blutigen Tage
Wo ſiegreich die engliſche Fahne geweht!
Dem Ruhme galt es: die Blumen des Waldes
Die Blüthe des Landes iſt hingemäht!

Nicht hör' ich ſingen noch Eimer klingen,
Nur Weib und Kind das zum Himmel fleht;
Auf Wieſen und Rainen nur Schluchzen und Weinen:
Die Blumen des Waldes ſind alle verweht*)!

*) Eine Dame vom Stande in Norburghſhire ſoll vor Zeiten dieſen in Schottland unter dem Titel: „the Flowers of forest" ſehr bekannten und beliebten Geſang gedichtet haben. Sein elegiſcher Inhalt deutet auf die unglückliche Schlacht von Flodden. Unter dem nämlichen Titel erſchien ſpäter eine Nachahmung deſſelben, die ebenfalls eine Dame, eine gewiſſe Mrs. Cockburn, zur Verfaſſerin hat, deren Inhalt aber nur eine allgemeine Klage auf die Vergänglichkeit des irdiſchen Glückes iſt.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus München, d. 31. Juli.

[Ernte und Nationalökonomie; der nächſte Landtag; Einiges aus der Gegenwart; die Adreſſe der Bamberger; Theater; die Moore; die Bauwuth.]

In Baierns fruchtgeſegnetem Niederlande wie in den mildern Gegenden des Oberlandes iſt das Wintergetreide nun glücklich eingeheimſt. Auch die Kartoffeln deren bereits viele zu Markte gebracht werden, zeigen ſich ohne alle Spuren von Krankheit, obwohl der „Baieriſche Landbote", da ſein Eigenthümer ein Werk über die Kartoffelkrankheit und Mittel dagegen in Verlag oder Commiſſion genommen, deren erneutes Auftreten jüngſt verkündete. Da die diesjährigen Cerealien von einer vortrefflichen Qualität, einem Mehlgehalte und einer Feinhülſigkeit ſind, dergleichen man ſeit vielen, vielen Jahren nicht erlebte, ſo wäre endlich einmal im Intereſſe des producirenden wie des conſumirenden Publikums, und damit nicht aller Vortheil einer gottgeſegneten Ernte ausſchließlich in den Händen der Müller, Mehlhändler und Bäcker bleibe, ſehr zu wünſchen oder vielmehr mit allem Nachdrucke zu fordern daß die Feldfrüchte bei dem Verkaufe gewogen und nicht mehr gemeſſen werden möchten. Leider wird der Schlendrian im Geſchäfte mit aller vis inertiae, mit ſeiner ganzen alterthümlichen Ehrwürdigkeit und ſeiner heilig gehaltenen Legitimität ſich dagegen ſtemmen!

Eine zweite, nicht blos für des hairiſchen, ſondern für des ganzen deutſchen Volkes Geſammtwohl höchſt erſprießliche, ja unumgänglich nothwendige Maßregel wäre die Aufſpeicherung jener Feldfrüchte, in denen der Landmann ſeine Naturalabgaben an den Staat abzutragen hat, Aufſpeicherung und Aufbewahrung des Überfluſſes für Tage der Noth zur Vertheilung an Bedürftige. Der Wucher hätte bei uns in Baiern dieſes Jahr ſein Haupt nicht ſo ſtolz erheben können, die Armuth wäre nicht ſo ſchrecklich gedrückt worden, hätten nicht die Rentbeamten des Staats in vorigem Jahre den Inhalt der Fruchtſpeicher an Händler zu möglichſt hohen Preiſen abgegeben, um durch möglichſt große Geldeinſendungen bei dem damaligen Miniſterium und den Kreisregierungen ſich in hohe Gnade zu ſetzen.

Unter den Auſpicien des ewig ruhmreichen, für ſein treues Baiervolk mit ſo ächtem und warmem Vaterherzen liebevoll beſorgten Königs Maximilian Joſeph, eines Fürſten der nicht glänzen, ſondern nützen und wohlthun wollte, durfte Baierns Geſetzgeber Feuerbach die ſo ganz liberale und einzig richtige Definition des Begriffes „Staat" geben, von welcher allein die ächte politiſche und ſtaatsrechtliche Wiſſenſchaft ihre Lehrſätze ableiten darf und welche lautet: „Die Vereinigung des Willens und der Kräfte Einzelner zur Garantie der wechſelſeitigen Freiheit Aller begründet die bürgerliche

Digitized by Google

Geſellſchaft. Eine durch Unterwerfung unter einen gemeinſchaftlichen Willen und durch eine Verfaſſung organiſirte bürgerliche Geſellſchaft iſt ein Staat. Sein Zweck iſt die Errichtung des rechtlichen Zuſtandes, d. h. das Zuſammenbeſtehen der Menſchen nach dem Geſetze des Rechts.“ Wir haben über kurz oder lang der Verſammlung unſerer Volksvertreter entgegenzuſehen. Hieſige Blätter ſprachen bereits von einer außerordentlichen Berufung der Kammern im nächſten Herbſte. Wir dürfen mit ruhigem Vertrauen von der Weisheit und dem Patriotismus des Königs wie der Abgeordneten erwarten daß die allgemeine Unterwerfung unter den gemeinſchaftlichen Willen Behufs der Errichtung des rechtlichen Zuſtandes in integrum reſtituirt werde. Denn das Miniſterium Abel und ſeine Anhänger haben an dem allgemeinen Rechtszuſtande arg gerüttelt. Nicht dem rechtlichen allgemeinen Willen, ſondern dem Willen einer obſcuren, herrſchſüchtigen und im Trüben fiſchen wollenden Partei waren wir unterworfen worden. Man hat uns des, durch die beſchworene Conſtitution garantirten Ehren- und Rechtstitels „Staatsbürger“ beraubt und uns (mit Erröthen ſchreibe ich es nieder) „Unterthanen“ genannt; man hat die Beamteten des Staats zu Königl. Dienern und alſo indirect deren nationale Dienſtkleidung zu einer Hoflivree geſtempelt. Unſer edelherziger und großgeſinnter König wird, ſobald Er den Willen der Kadavergabe Seines Volkes durch das Organ von Deſſen Vertretern vernommen, auch die letzten Reſte jener ſchmählichen Verhältniſſe tilgen! —

Vor kurzem fiel im Zweikampfe auf „Pariſer“ Stoßwaffen mit ſehr kleinem Stichblatte der zweiundzwanzigjährige Rechtscandidat und Conſenior der Verbindung „Iſaria“ Dorner, einziger Sohn vermöglicher und braver Eltern.

Im königl. preußiſchen Geſandtſchaftshotel iſt an Silber, Kleinodien ꝛc. ein Gelbwerth von ungefähr 10,000 Fl. rheiniſch entwendet worden.

Im Palaſte Lola Montez befindet ſich ein permanenter Genöd'armerie-Wachpoſten von zwei Mann.

Die Adreſſe der Bamberger ſoll von Sr. Majeſtät dem Könige als ungeeignet zurückgewieſen worden ſein. Gutgeſinnte und Klarblickende waren auch über jenes Oſtendiren um ſo mehr erſtaunt und entrüſtet, als vor einigen Jahren, da in katholiſchen Kirchen von der Kanzel herab die geheiligte Majeſtät unſerer erhabenen Landesmutter wie der Königin Wittwe und unſerer angebeteten Kronprinzeſſin beleidigt, und Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten ungültig, deren Sprößlinge unrechtmäßig genannt worden — meines Wiſſens kein Widerruf, keine Ehren-, Ergebenheits- oder Loyalitätserklärung für nöthig gehalten wurde!

In unſerem Theater ſcheint man von den gleichen Rechten der katholiſchen und evangeliſchen Gemeinde, von der einer jeden, ihrem Cultus und deſſen Dienern gebührenden Achtung, auch keinen richtigen Begriff zu haben. Man darf ſich nicht unterſtehen einem katholiſchen Prieſter oder deſſen dienſtliche Ceremonien, auch nicht auf die unſchuldigſte Weiſe, auf die Bretter zu bringen welche doch die Welt bedeuten. Sogar der Kapuziner in „Wallenſteins Lager“ wird zu einem Eremiten umgewandelt. Aber in Kotzebue's „der gerade Weg iſt der beſte“ wird ein proteſtantiſcher Theolog zum Gegenſtande allgemeinen Gelächters gemacht. Und an demſelben Abend (d. 20. Juli) wurde gar in der erbärmlich gemeinen Poſſe „der Dorfbarbier“ aus einem evangeliſchen Geſangbuche das Ritual für Sterbende geſungen. Übrigens gab der bewundrungswürdige und ſo vielſeitige Komiker Jenke (aus Oldenburg) den Elias Krumm ſo meiſterhaft kriechend und pfäffiſch, ſo ſalbungsvoll ſalbadernd, mit Blicken, Mienen und Stellungen die uns Münchnern leider ſo wohlbekannt waren und an eine jüngſt verſchwundene Zeit erinnerten, daß wir einen der jetzt aus dem Paradieſe der Herrſchaft verſtoßenen Adelianer vor uns zu ſehen vermeinten!

A propos „Paradies!“ Die verehrten Leſer der „Europa“ werden ſich eines in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erſchienenen Sonnettes des Königs Ludwig von Baiern erinnern, in welchem die Stelle vorkommt:

„Aus meinen Paradieſen hab ihr mich vertrieben!“

Dieſem Sonnette ließ nun hier ein Anonymus eine Erwiederung in gleicher poetiſcher Form folgen, welche alſo beginnen ſoll:

„Ja, wohl biſt aus dem Paradieſe Du verſtoßen!“

und was derlei Tiraden mehr ſind. Natürlich ſucht die Dame „Polizei“ den Cavalier „Anonymus“ freundſchaftlichſt zu demaskiren, um ihn dann gleich einer Henne unter ihre ſchirmenden Flügel zu nehmen. Bis jetzt aber ſcheint alles Suchen und Glucken vergebens geweſen zu ſein, und das Küchlein ſcheint ſich noch verborgen zu halten. Wäre ich die Polizei, ich würde es in einem ſchwarzen Rocke ſuchen oder unter einer faltigen Kutte. —

Übrigens iſt es hier leicht Jemanden aus dem Paradieſe zu vertreiben. Man darf ihn nur fünf Minuten auf der Eiſenbahn fahren laſſen.

Unſer Iſarthal iſt zwar ſehr romantiſch mit Föhring und St. Heinrich, mit Brunnthal und Neuberghauſen, von wo einſt Montgelas über Baiern blitzte, — dann hinauf gegen die ſtolzen Berge zu mit Thalkirchen, Einſiedeln und Großheſſelloh*). So herrlich unſer Iſarthal iſt mit Schwanthalers an die Zeit ſeines hiſtoriſchen Lieblings, des großen Königs Arnulph, erinnerndem Thurme „Schwankel“, den der große Meiſter erbaute**), mit der Burg Grünewald, mit Meutterſchwaige, dem Lieblingsorte unſerer Maler, und Claude Lorrains Villa Harlaching; ſo herrlich der engliſche Garten dicht an des Königs Reſidenz, ſo elegiſch lieb der Park von Nymphenburg: — über dieſen und das noch ganz idylliſche Bluthenburg am Würmgeſtade hinaus beginnt die Wüſte: das Dachauer Moor, welches mit dem Schleißheimer und Erdinger Moor eine ſehr unheilige Triple-Allianz bildet. Ein baieriſcher König könnte ſich einen ſchönen Lorbeer um ſeine Schläfe

*) Hier lebte der treue Held Drouet d'Erlon während ſeiner Verbannung aus Frankreich den ſchmerzlich großen Erinnerungen an ſeinen Kaiſer und die ruhmgekrönten Adler, an alle die Siege bis auf Sigmund's letzten glorreichen Tag und an den Titanenſturz bei Mont Saint Jean durch das Schwert des Herrn und Blüchers.

**) Er ſelbſt dichtete:

„Nicht um eitle Ehr',
Zu Trutz' nicht oder Waffenwehr',
Nur früher Jugend ſchöner Traum
Sollt' ſteigen empor in trautem Raum':
Der Blick in die Berge, die Luft ſo klar,
Vom Fluſſe das Rauſchen wunderbar,
Der Kreuzer Wort, und Sag' und Sang
Erfriſche das Herz im Lebensdrang!
So ſtehe denn hier in Gottesband
Der Thurm an feſtigem Uferrand!“

Digitized by Google

winden, wenn er dieſe mehrere Quadratmeilen große Provinz (das Donaumoor, die Moore am Fuße der Alpen dazu gerechnet) der Jagdtyrannei entreißen und ſie für die Cultur erobern wollte. Wurden Anfangs nur Birken gepflanzt, die bekanntlich in dreißig Jahren ſchlagbar ſind, ſo würde in München ein geſundes Klima ſein und deſſen unbemittelteren Bewohner müßten nicht unter dem Drucke der Holztheuerung ſeufzen. Später könnten die Dampfwagen anſtatt durch eine Wüſte und an den Reſtern der Rothhuhns, an Wohnungen glücklicher Landsbewohner vorbeiſauſen und

„durch des Kornes hochwallende Gaſſen."

Ich meine, um das Geld welches uns die „Feldherrnhalle" koſtet, hätten wir ſchon ein ſchönes Stück Land cultiviren können. Hatten wir dann Freiheit des Wortes und der Preſſe, ſo wäre uns ſolches ruhmvoller, nutzlicher und lieber als die „Befreiungshalle" mit deren Koſten wir wieder ein Paar Quadratmeilen urbar gemacht hätten u. ſ. f.

Das viele Bauen entzieht dem Boden Bearbeiter und iſt eine Pflanzſchule für — das Proletariat!

Oft hab' ich bei mir ſelbſt erwogen,
Wenn ich müßig daher gezogen
Durch palaſtbeſtrotzende Gaſſen,
Meinen Gedanken überlaſſen:
Wie haben in des Bauens Wuth
Uns nicht beſonnen noch bedachen,
Denn und verdorret das brauſende Blut.

Bin ich zu hypochondriſch, ſo verzeihe man das meinem patriotiſchen Gefühle!

⁂

Aus Hamburg.

[Ein neues Buch über Hamburg: Hamburger Proletariat und Proſtitution; Sieweking, Prof. Wurm, Georg Schirges und der Hausvereinverein.]

Die Literatur über Hamburg hat ſich wieder um ein Buch vermehrt; es nennt ſich „Hamburg und die Hamburger" und verſpricht auf feinem Titelblatte „Portraits und Skizzen aus der Gegenwart" *). Der Verfaſſer hält ſich an die Gegenwart, d. h. an die Oberfläche derſelben. Um den Kern dieſer Gegenwart zu faſſen, muß man auch die Geſchichte kennen. Was eine Stadt iſt, kann doch nicht ein Product aus hohler Hand, muß ein Gewordenes ſein, hat ſeine Wurzeln in der Vergangenheit. Man kann über Hamburgs Anſchluß an den deutſchen Zollverband, über Hamburgs unabweisliche, wenn auch noch immer behinderte und ſogar bezweifelte Zukunft, keine eigentliche Meinung haben, wenn man nicht Hamburgs Vergangenheit kennt, ich meine nicht die geſchichtliche Data dieſer Vergangenheit, ſondern die Richtung in der es erwachſen iſt, den ihm innwohnenden, treibenden Geiſt der ſich dieſen Körper ſchuf. Der Verfaſſer ſcheint Publiciſt zu ſein, d. h. er kennt die Stichwörter der Debatten des Tages und miſcht ſie mit einem Anſchein von Geſchick, mit einem Anſchein von Bildung, mit einem Anſchein von Überzeugung und Geſinnung in ſeine Schilderungen. Er hat ſich auch intereſſirt für Hamburg, ſpricht über deſſen Wohl und Weh, aber ohne eigentlich ein Herz für die Sache zu haben, ohne zu wiſſen warum es ſich handelt. Es ſagt im Vorwort, er habe es verſchieden angedeutet, Hamburg fühle daß ihm zum wahren Glücke, zur wahren Achtung vor ſich und den geſammten deutſchen Ländern noch etwas fehle. Dies Etwas werde nicht durch die Gründung einer Univerſität erworben, nicht durch ſonſt ein Einzelnes, ſondern durch politiſche Energie, durch Popularität des Senats bei den Bürgern, und durch Weiterſehen mit den deutſchen Regierungen. Politiſche Energie nennt er die Harmonie zwiſchen Senat und erbgeſeſſener Bürgerſchaft, ſagt aber nicht wie dieſe zu erreichen, wenn der eine Theil nach modernen Principien, der andere nach hergebrachten Gerechtſamen denkt und fühlt. Er tadelt nicht offen daß die Senatoren ihre Erwählung nicht der Bürgerſchaft zu verdanken haben, der Rathskörper durch Selbſtergänzung fortbeſteht. Er wußte ein anderes Grundgeſetz wünſchen; legt aber in ſeiner Halbheit einen Schleier über ſein Wünſchen und Wollen. Er will einen Wetteifer Hamburgs mit andern deutſchen Regierungen und ſieht nicht ein daß Ruhmſucht und Schauſtellung nicht eigentlich das leitende Princip eines Staates, am wenigſten eines Bürgerſtaates ſein darf, der nicht der genialen Laune eines Fürſten ſeine Geſtaltung verdankt. Der Verfaſſer würde in ſeiner liberalen Halbheit an manchen Reſidenz deutſcher Fürſten tadeln, daß eine Stadt groß geworden auf Koſten des Landes. Unſer Land und Reich iſt der Handel. Auf Koſten dieſes unſeres Beſitzes, unſerer Aufgabe und unſeres Berufes ſoll uns alſo der Ehrgeiz zu Unternehmungen verlocken! Ich glaube, es wäre uns ſo wenig als Deutſchland damit gedient. Die alte Hanſeſtadt, meint dieſer Publiciſt, ſei nur materiell bedeutend, ſolange ſie neben dem Banner des Weltbahnels nicht auch das Banner einer Politik von „heller Farbe" aufpflanze. Welche helle Farbe Hamburgs Politik haben ſolle, ſagt uns der Verfaſſer nicht. Er ſcheint ein Fremder zu ſein der hier ambirt und vielleicht, je nachdem ihm die Unterkunft glückt, ſeine eigne Farbe noch zu nuanciren gedenkt. Der ariſtokratiſche Stolz, die verblendete Vornehmthuerei und Großthuerei müſſe ſchwinden, meint er, damit aus der „edlen, kernigen Mittelklaſſe, dem ächten friſchen Bürgerſtamm die republikaniſche Eiche mit ihren reich belaubten Äſten hervorſchieße." Ich leugne nicht den Stolz an meinen Mitbürgern in der höhern Sphäre; aber er iſt kein leerer Junkerſtolz, er iſt naives Selbſtgefühl, er liegt in der geſunden Kraft die ſich mit beiden Ellenbogen durch das Gedränge Bahn bricht und es natürlich findet auch einen Puff davonzutragen. Daß die „edle, kernige Mittelklaſſe" anfathme, dafür ſorgt ſchon unſere Verfaſſung die nicht auf den Stolz und Schwindel des ſpeculirenden Kauf- und Handelsherrn, ſondern auf die erbgeſeſſene Bürgerſchaft gebaut iſt; der Staat beruht bei uns auf den einfachen Grundbedingungen eines ſtädtiſchen Wohles und verleugnet nicht dieſe natürliche einfache Haltung. Ich wüßte wenigſtens nicht wo der hausbeſitzende kleine Bürger mehr Stimmrecht über das Wohl und Weh eines Staates hätte. Ihm iſt es anheimgegeben mit der Zeit fortzugehen, und es geſchieht lediglich nach ſeinen Bedürfniſſen, nicht nach eingebildeten ideologen Tendenzen und Forderungen der Zeit die der Verfaſſer aus der Luft greift. Ich weiß nicht, will der Verfaſſer ein Journal gründen und ſchmeichelt er der Menge um Abonnenten zu erhalten? Die ſchielende Halbheit ſeiner Anſichten verräth blos die Unſicherheit und zugleich die Furcht es mit der Partei der Reichen zu verderben. Er ſpricht von dem Maitreſſenweſen des hieſigen kaufmänniſchen Junkerthums, ſagt aber hintenher, es ſei wohl übertrieben und zum Theil Verleumdung. Er mail nicht ohne Wohlgefallen die

*) Leipzig, bei Julius Koffka.

Digitized by Google

Prostitution und sagt hinterher, die Pestilenz liege hier nicht im Volkscharakter, wie „z. B. in der unteren Bevölkerung Berlins"; in Hamburg „gehe denn doch ein tieferer moralischer Ernst durch die mittleren Bürgerklassen." Er schildert das Proletariat Hamburgs mit schreckenden Farben, muß aber doch die Thatsache eingestehen daß es bei uns keine Auswanderungslust gibt, noch keine Hamburger Familie sich entschlossen hat nach Amerika überzusiedeln. Beweis genug daß wir auf natürlichen Füßen stehen und unser Geschäft unserer Hände bedarf. Es gilt bei uns kein Schwindel, keine Willkür der Tendenz und Liebhaberei der Großen. Wir denken zu einfach und nüchtern um uns Illusionen hinzugeben. Über den Charakter unserer Thätigkeit, über die Art und Weise unseres Berufes, über die Wege des Handels, seine Entwickelung in alter und neuer Zeit weiß der Verfasser nichts; mithin ist ihm Hamburg ein x, eine gesuchte Größe. Er macht sich auch an einzelne Persönlichkeiten, da er ja Portraits liefern will. Den verstorbenen Sieveking hat er wenigstens auf der Straße gesehen und erzählt auch die bekannte Anekdote von ihm auf dem Dresdner Elbcongreß. Ihren Lesern sei das hier vorgeführt. „Die merkwürdigste und interessanteste Persönlichkeit im ganzen Senats-Klerus ist der Syndikus Sieveking, ein Mann von hoher, stattlicher Gestalt und majestätischer Haltung, mit auffliehenden, kurzgeschnittenen, schneeweißen Haaren, aber diesen zum Trotz noch voll jugendlicher Rüstigkeit und Freisinnigkeit, der würdige Repräsentant der freien Hansestadt beim deutschen Bund und in allen diplomatischen Angelegenheiten, mit einem Worte, dieser Mann ist an Körper und Geist der Metternich Hamburgs. Sieveking ist auch im vollen Sinne ein Adliger, wenn es adelt, einem alten patricischen Geschlecht anzugehören. Man hat von dem Manne manche pikante Anekdote in Umlauf gesetzt, die ihn besser charakterisirt als es sonst auf Seiten und Bogen geschehen kann. Ich will hier nur eine einzige in Erinnerung bringen. Zu den bekannten Verhandlungen über die Elbangelegenheiten hatte der Senat zuerst nur einen Commerzsecretär, den jetzigen Senator Doctor Kirchenpauer, abgeordnet. Später reiste der Syndikus Sieveking selbst nach Dresden. Als er jetzt sich zeigte, wurden ihm von — und —schen Ministern Vorwürfe darüber gemacht daß Hamburg vorhin nur einen gewöhnlichen Commerzsecretär abgesandt habe, um mit ihnen, den Ministern, zu verhandeln, was doch unter der Würde ihres Ranges sei. Sehen Sie, Excellenzen, entgegnete Sieveking, ohne sich in seiner bewußtvollen Haltung irre machen zu lassen, — wir können das gegen einander aufgehen lassen, ich habe bei uns Bürgermeisterrang, also bei Ihnen Fürstenrang, und verhandle doch mit Ihnen!"

Über das akademische Gymnasium macht sich der scheelsüchtige Verfasser lustig daß es ein Universitätchen spielen möchte und die fünf Professoren mit ihrem je 5—6000 Mark Gehalt doch eigentlich überflüssig seien. Der literarische Publicist denkt also materieller als der Kaufmann. Über Professor Wurm ist er ausführlich. Wurm kam von London nach Hamburg und redigirte hier längere Zeit die „literarischen und kritischen Blätter" der Börsenhalle bis er 1833 zum Professor ernannt wurde und den Beruf erhielt, die Hamburgische Geschichte zu durchforschen und seine Resultate dem größeren Publikum in öffentlichen Vorlesungen mitzutheilen. Als geborner Würtemberger hat er die ganze Lebendigkeit und Beweglichkeit des Südens, durch seinen Aufenhalt in England und unter englischen Verhältnissen hat er sich für Hamburg die politische Umsicht und für seine Geschichtsstudien und Vorträge die nöthige Kraft und Frische der Anschauung in der Darstellung erworben. Das gesteht ihm der Verfasser zu; weshalb also die Nase rümpfen daß die Stadt Hamburg einen solchen Mann besitzt?

Mit der hiesigen Journalistik hat der anonyme Verfasser auf ziemlich vertrautem Fuß gelebt, vielleicht mit allen Parteien verkehrt; er scheint hier competent zu sein. Er mag auch Recht haben daß Hamburgs Presse mit ihren fast 40 Journalen einen höhern Rang einnehmen sollte; von wissenschaftlicher Haltung ist keines von den vielen Blättern die, wo sie nicht politische sind, nur der Belletristik angehören. Mir für meinen Theil war hier vieles neu im Buche, denn ich gestehe offen daß ich nicht zum Handwerk gehöre, Kaufmann bin und meine Feder hier nur auf Ihren Wunsch führe. Neu war mir daß der alte Prätzel noch unter uns lebt; von Interesse was der Verfasser über Georg Schirges als Gründer der Bildungsgesellschaft für Arbeiter sagt. Schirges hatte mit Weitling bei dessen Reise von Magdeburg nach London verkehrt. Er vereinigte einige junge Handwerker um sich, hielt an Sonntagen Zusammenkunfte, regelte ihre Unterhaltungen und setzte einen Vorstand ein. Der Versuch fand Beifall unter den jungen Handwerkern aller Fächer. Ein passendes Lokal, eine Bibliothek war bald angeschafft und die jungen Leute drängten sich herbei zu den Vorlesungen mit Lust und Liebe, von hundert wuchs die Zahl bald auf sechshundert. Von Seiten der Bürger erfolgten Aufmunterungen, liefen Beiträge ein. Der alte Handwerkscomment ward abgeschafft, man brachte mit Gesprách, Lectüre und Unterricht die Abendstunden hin. Die Statuten waren mit großer Gewissenhaftigkeit abgefaßt. Bei alle dem regten sich communistische Gelüste bei Einzelnen. Die Polizei fing an zu controliren. Schirges stellte das Institut unter Schutz und Verantwortlichkeit der „patriotischen Gesellschaft", und bruge te somit dem Zerfall vor. Zugleich gründete Schirges eine Monatsschrift für Arbeiter: „die Werkstatt", zu welcher auch Weitling Beiträge lieferte.

In die chronique scandaleuse der Literatur ist der Verfasser außerordentlich eingeweiht. Er scheut hier kein Mittel um pikant zu sein, sagt aber schelmisch hinterher, ich bedaure daß ich „so vollständig" sein mußte. Er ist wie jemand der in guter Gesellschaft den Kitzel zur Indiscretion nicht überwinden kann, aber um nicht zur Thür hinausgewiesen zu werden, hinterher immer sein Bedauern an den Tag legt, so offenherzig gewesen zu sein. Die captatio benevolentiae kommt immer hintennach. Es ist ein gewisser schwächlicher Mephistopheles im Buche, wenn ich so sagen darf. Mitunter staunt ein Laie, wie die Literatur sich so bloßstellen kann. Frau Therese hat ein ganzes Kapitel erhalten. Ich wage das nicht aufzutischen; es ist ohnedies schon mündlich sehr abgedroschen. Bei alle dem gehört der Verfasser gewiß zu denen die bei der Dame zu Tische gesessen. +.

Aus Berlin, d. 5. August.

[Die Eröffnungssitzung im Polenproceß, Menschlichkeit im Verfahren, Anerkennung der Menschenwürde im Gefangenen; Kants's Neun Bücher preußischer Geschichte.]

Die Eröffnung des Polenprocesses am 2. August, der mit unbedingter Öffentlichkeit zur Verhandlung gekommen, hat in den Kreisen der hiesigen Bevölkerung nicht den großen Antheil

Digitized by Google

erregt den man davon hätte gewärtigen sollen, was schon daraus hervorgeht daß die Zuschauerräume in den bisher stattgefundenen drei Sitzungen nichts weniger als überfüllt waren. Auf der andern Seite erweisen sich dabei die Einrichtungen unseres neuen öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens auch in humaner Hinsicht auf das erfreulichste, denn wenn man an die frühere geheime Abhandlung unserer Hochverraths- und Demagogenprocesse zurückdenkt, bei denen es mit der Achtung vor dem Individuum und der menschlichen Persönlichkeit wahrlich nicht sehr genau genommen wurde, so muß man jetzt bei dem würdigen Anblick, in welchem sich namentlich in der Eröffnungssitzung die sämmtlichen polnischen Gefangenen vor uns darstellten, in der That freudig erstaunen über den Schritt, welchen wir seit kurzem nach der Menschlichkeit und Menschenwürde hin vorwärts gethan haben. Die Haltung der Gefangenen (254 an der Zahl), welche sich in der ersten Session auf amphitheatralisch erhöhten Sitzen zu beiden Seiten des Gerichtssaals den Zuschauern darstellten, zeigte sich durchgängig so frei, heiter, unbeirrt ächtlich und selbst elegant, wie wir es bisher nur in den Ländern, wo sich im Zusammenhang mit den öffentlichen politischen Institutionen die Rechtspraxis auch am meisten human ausgebildet hat, gesehen haben. Unsere Demagogen von 1832 und später sind sicherlich nicht in dieser Würde der Erscheinung zu Gericht gekommen, welche sich in dem Äußern der polnischen Gefangenen so glänzend herausstellte daß man eher in einem Gesellschaftssalon als in einem Gerichtssaal sich zu befinden glaubte. Wir hörten daß sogar Einige der Zuschauer daran Anstoß nahmen, und namentlich die feine französische Toilette Mieroslawski's, dieses jugendlichen Führers und Verkämpfers des unglücklichen Revolutionsgespinnstes, und seine weißen Pantalons, in denen er in der zweiten Session zur Vertheidigungsrede hielt, nicht vereinbar mit der ernsten Bedeutung des Tribunals finden wollten. Wir dürften aber am Ende jetzt so weit gekommen sein daß das Individuum auch seine Beinkleider selbst zu verantworten hat. — Ein anderer Moment welchen wir in den Berichterstattungen der politischen Blätter nicht hervorgehoben finden, war in der Eröffnungssitzung der ungemein bewegende und erschütternde Begrüßungsmoment zwischen den gefangenen Polen im Gerichtssaal und ihren polnischen Verwandten und Freunden, welche sie plötzlich hinter der Barrière des Zuschauerraums erblickten. Eine Zwischenpause der Verhandlung konnte ungehindert zu dieser Begrüßung benutzt werden. Das Rufen, Drängen, Küssen, Umarmen, über die Barrière hinüber, wollte kein Ende nehmen, und wohl länger als eine Viertelstunde erfüllten diese seltsamen, blitartig sich verschlingenden Lante den weiten Saal. Daß das menschliche Sichgehenlassen in diesem Moment durchaus keine Hinderung fand, beweist ebenfalls wie human die Staatsbehörde den ganzen Proceß zu führen bestrebt ist. Der Herbst dürfte jedoch vor Beendigung der Verhandlung selbst herankommen. Wenn auch in mehreren Fällen ein Todesurtheil ausgesprochen werden möchte, so glaubt man sich doch jetzt hier mehr als je zu der Annahme berechtigt daß ein vom Thron ausgehender allgemeiner Begnadigungsact das Ende der traurigen Verhandlungen bilden werde. Die Einleitung der Untersuchung konnte schon deshalb nicht ausgesetzt werden, weil hier bestimmt gegebene Kabinetsversprechen gegen Rußland und Östreich vorlagen. —

Der erste Band von Ranke's „Neun Büchern preußischer Geschichte" wird so eben hier ausgegeben, und reicht bis zum Jahre 1740. Die letzten ständischen Entwickelungen und Kämpfe unseres Staatslebens haben ohne Zweifel das Hervortreten dieses Werks gezeitigt und ihm neben seiner historischen Aufgabe eine eigenthümliche politische Tinctur beigemischt, wie man dies freilich fast von allen histerischen Darstellungen Ranke's sagen kann, welche mit der neuesten Zeit und ihren Principien irgendwie sich verwickeln. Die glänzenden und im Individuellen meisterhaften Züge seiner Historik wird man auch hier wiederfinden. (✱).

Aus Stuttgart, zu Anfang August.

[Neuigkeiten auf der Bühne; Eisenbahnfahrten.]

Während Dr. Laube in der jüngsten seiner Verreden unserm Theater nachredet daß es sich im Gegensatze zur frühern Geschäftsführung des Hrn. Moriz, von Übersetzungsplunder und verballhornten historischen Dramen nähre, hatten wir seit meinem letzten Bericht an Neuigkeiten: Acosta, Sommernachtstraum, Valentine und Strafford, Bauernfeld's lustiges Großjährig und Feldmann's lächerliches „Gisele und Beisele." Dazu wiederholten sich Maria Stuart, Faust und Fiesco; auch Raupach tauchte mit dem Schauerstück der Müller und sein Kind, worin Grunert als Müller großen Beifall hatte, und mit den pikanten Schleichhändlern wieder auf, anderer deutscher Lustspiele, als Alpenkönig und Menschenfeind, des vernunftlosen Prinzen, des Vetters, der gefährlichen Tante und der jammerreichen Griseldis mit Frln. Baver nicht zu gedenken. Von „Übersetzungsplunder" würden wir gar nichts erlebt haben, hätte die Intendanz nicht Hrn. Moriz, der in den genannten Stücken nur als Mortimer erschien, vor seiner Urlaubsreise in Richard Wanderer, in den Memoiren des Satans, im Ball zu Ellerbrunn und im galanten Abc wie seiner Lieblingsrollen bewilligt, und wären nicht durch Frln. Baver die Gabriele von Belle Isle, und durch zwei andere gastirende Damen die Boileserin und die neue Fanchon veranlaßt worden. — Daß Acosta und Valentine unmittelbar nach dem Krawall vom 3. Mai gegeben wurden, und der König beide Dramen mit großer Aufmerksamkeit bis zu Ende sah, ist ein, wenn auch kleiner, doch sprechender Beleg für unseres Fürsten Theilnahme an den Schöpfungen der Jetztwelt. Auch die Tragödie Strafford, von H. v. Wangenheim ist den genannten Dramen anzureihen. Die Handlung dieses viel Talent bekundenden Drama's entwickelt sich von dem merkschen Thron Karls I. Der König selbst ist vortrefflich gehalten, das ganze Stück knüpft sich daß große historischer Treue eng an Interessen der Gegenwart an und zeigt mit vieler Theaterkenntniß in lebhaften Situationen lebenevolle Gestalten. Nach der Wiederholung desselben die wohl im September stattfinden wird, werde ich es ausführlich besprechen. Sie werden den Strafford übrigens gewiß bald in Leipzig sehen; in München wird er schon zur Darstellung vorbereitet. Löwe spielte bei uns den Strafford, sowie den Acosta und Saalfeld in der Valentine sehr brav; Grunert in den drei Stücken John Pym, de Silva und Benjamin mit seiner rüstigen Meisterschaft. Ein warmes Lob verdienten auch Hr. Augusti für die fleißige Darstellung des Herman in Großjährig und Frau Dessoir als Lady Lucy in Strafford.

Wer kann, flüchtet im Juli und August aus dem Dampfkessel von Stuttgart; wer dort leben muß, benutzt so oft wie möglich die Eisenbahn um sich in einigen Minuten nach dem reizenden Neckarthal zu begeben. Denken Sie daß an einem Tage auf der kleinen würtembergischen Eisenbahn 14,000 Menschen befördert wurden! Es war kein Volksfest in der Nähe: es war nur schönes Wetter und Sonntag. △.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 21. Auguſt.

Inhalt: Eine Million. Erzählung von Nikolaus Pawlow. Deutſch von Dr. Wilhelm Wolffohn. — Aus Stuttgart, Wien, Berlin und Detmold. — Geſchichte des Chriſtenthums in Heſſen. — Ein Beſuch bei den verſammelten Muſikern in Leipzig.

№ 34.

Eine Million.

Erzählung von Nikolaus Pawlow *).

Deutſch von Dr. **Wilhelm Wolffohn.**

1.

An einem Nachmittage kurz vor Oſtern rollte um zwei Uhr eine prächtige vierſitzige Kaleſche mit großem Ungeſtüm an den Eingang des Twerſchen Boulevards (in Moskau). Das kleine Vorreiterchen gerieth in eine ſchwer zu beſchreibende Wuth, als irgend eine unter dem Namen Kutſche in Moskau umherſchwimmende Arche und eine unglückſelige Droſchke den ſtolzen Lauf des Prunkwagens hemmten. Das Knäblein eiferte ſich ab, ſo ſchnell als möglich vorzufahren, ſchrie, drängte, trieb mit aller Unverſchämtheit eines Menſchen, der ſelbſt zu fahren glaubt, wenn er Andere fährt. Allein es fanden ſich in der Gotteswelt noch Herrſchaften außer der ſeinigen. Je heftiger er lärmte, deſto langſamer rührten ſich Kutſche und Droſchke, deſto träger und gröber ſahen ſich die Kutſcher derſelben um; denn es iſt angenehm, weſſen Enthuſiasmus es auch ſei, mit Kälte zu übergießen, und im grauen Kittel einem kirſchrothen Kaftan den Weg zu ſperren. Während der Vorreiter ſich ſo quälte vor eitel Vergnügen, ein Theilchen der glänzenden Equipage zu ſein, hegten ſeine geputzten Herrinnen daſſelbe Gefühl im Herzen, dieſelbe Triebfeder unſrer Handlungen, dieſelbe Ehrſucht, ohne die Niemand auf Spaziergängen erſcheine, jene guten Leute etwa ausgenommen, die verurtheilt ſind, unabläſſig über den Erdball zu ſpazieren. Aber Jeder iſt auf ſeine Weiſe ehrſüchtig. Der Diener tanzte auf dem Pferde, ſeine feierlichen Gebieterinnen ſaßen unbeweglich; er ſah einige Schritte vor ſich hin, ſie hatten bereits den ganzen Boulevard überblickt, hatten ſchon Zeit gehabt, dieſen ſonnenerhellten, bäumebeſetzten, ſandbeſtreuten und mit gewiſſen Geſichtern, Hütchen, Blumen, Schirmen, Stöcken angefüllten Raum zu fragen: ſind Viele hier? oder: iſt er da?

Einige Damen, die an das Ende des Boulevards traten, warfen zwei, drei Blicke hin, wandten ſich raſch um und gingen ſchneller als zuvor. Einige junge Männer dagegen blieben ſtehen: das Bild verdiente Aufmerkſamkeit. Das außerordentlich reiche Geſchirr, das Achſelband des Großmächtigſten aller Lakaien, die modiſchen Mäntel, die wundervollen Schleier, mit einem Worte, die ganze Maſſe der Equipage und alle ihre Einzelheiten brachten einen ungemein mächtigen Eindruck auf das Gemüth hervor, zumal die friſche Luft und warme Sonne des Frühlings uns erſtaunlich zu poetiſchen Liebesgedanken und zum Neid ſtimmen. Was ſich hier zeigte, bot ſich als etwas Ganzes, Vollendetes, imponirend und reizend zugleich. Hier war

*) Der große Antheil den zu Anfang des Jahres (in Nr. 4 und 5 der Europa) eine Novelle von Pawlow erweckte, veranlaßt uns von dieſem ruſſiſchen Dichter eine zweite Erzählung unſern Leſern vorzuführen. Um dies Charaktergemälde aus der Salonwelt des ruſſiſchen Lebens in ſeinem Zuſammenhange zu überblicken, geben wir auch diesmal, wie wir bei novelliſtiſchen Mittheilungen zu thun pflegen, eine verſtärkte Wochenlieferung. Freilich bringt erſt der Schluß (in der nächſten Nummer) die rechte Beleuchtung in das Bild.

D. Herausgeber.

Digitized by Google

alles zuſammengehalten, Pferd, Menſch und Erzeugniß der Menſchenhand ſo ſchön, daß es mir ordentlich leid that, als man aus dem Wagen ſtieg.

Doch laſſen wir diejenigen, die in der Gluth flatterhafter Jugend (wenn es noch eine flatterhafte Jugend gibt) nur unter das liebe Hütchen blicken und durch das Zaubernetz der Schleier dringen möchten! Geſellen wir uns lieber jenen Weiſen, die beim Gerafſel der entzückenden Equipage, beim Glanz des umhergeſtreuten Goldes, die kaltblütige und einzige Frage aufwerfen: Was iſt das? Der Aderlaß eines Siebzigers oder das Spielzeug eines erſtarkenden Kindes? das letzte Aufflackern des Lämpchens, ein ſterbender Reichthum — oder ein neugeborener? In beiden Fällen ſehen die Wagen gleich aus; in beiden Fällen iſt man in Verlegenheit, zwiſchen zwei Extreme geſtellt, getheilt zwiſchen Tod und Leben — und wiſſen muß man doch unbedingt, wer geſtern geboren worden, entſcheiden muß man doch, wie die Equipage entſtanden, vom Kapital, auf Borg oder von Renten? Es gibt freilich Wappen und Livreen, die die öffentliche Meinung längſt gerichtet: die betrachten wir gleichgültig, bei ihnen ruht unſer Kopf aus, unſer Geiſt zweifelt nicht, keinerlei Façon, keinerlei Rappen, kein Wuchs des Lakaien mehr verführt unſre enttäuſchte Seele; wir ſehen ſie an ohne die mindeſte Herzensbetheiligung: aber es gibt auch Fälle.... da fährt ein Wagen am Boulevard vor, und wir werden nachdenklich. Etwas Unbekanntes, Neues, Ungeſehenes — und doch iſt alles hier ſo reich, und doch ſchimmern hier lebensvolle Blicke, glüht jungfräuliche Röthe! Oft fällt die überraſchende Equipage recht mitten in die Hauptſtadt hinein, ohne Vorbereitungen, ohne Vorreden, ohne daß ein vorangegangener Ruf, daß nur ein Laut diejenigen verkündigt hätte, die ſie zu führen beſtimmt iſt.... Ja, es geſchieht bisweilen, daß Sie zu Balle eingeladen, in ein Haus kommen, eine auserleſene oder vielmehr zuſammengeleſene Geſellſchaft treffen, alles vor ſich in dem breiteſten Maßſtab ſehen, alles großartig, verſchwenderiſch, üppig, lange Sterlets, den feinſten Wein.... ſchön, aber dieſes Haus, wann wuchs es denn auf dem Moskauer Boden empor? Dieſer Hausherr mit ſeinen Töchtern, wo kam er her?....

Wir fragen, und glauben doch unwillkürlich daran; denn wir haben Grund an alles Unerwartete, Neue, Junge zu glauben, das tief im Innern Rußlands verſteckt lag, das nicht aus Petersburg kam, nicht in Moskau gealtert iſt. Es iſt ſchlimm, wenn die herrliche Equipage einem berühmten, d. h. abgetragenen Namen gehört, noch ſchlimmer, wenn dieſer Name in irgend einer Zeile unſerer Geſchichte vorkommt. Je länger Einer gelebt hat, deſto mehr Zeit hatte er, zu verleben.

Der Lakai ließ den Tritt herab. Eine Dame und ihre drei Töchter ſtiegen aus. Wiewohl ſie alle mit jener verfeinerten Geſuchtheit gekleidet waren, die außerhalb des Toilettenzimmers ſich in ſchöne Einfachheit verwandelt, mit jener Sorgfalt, die in der Kunſtvollendung unſichtbar wird — wiewohl, ſage ich, jede von ihnen ein gleiches Theil mütterlicher Liebe und väterlichen Geldes für ihre Toilette erhalten zu haben ſchien, ſo ließ ſich doch errathen, mit welcher die Eltern ſich ganz beſonders im innerſten Herzen beſchäftigen, auf welche ſie ihre ſchönſten, glänzendſten und zärtlichſten Berechnungen ſtützten, welche ſie zuerſt zu verheirathen hofften und ſomit auch wünſchten. Je mehr Töchter, deſto erkennbarer iſt dieſe Eine, dieſe Wichtigſte, der Anker und die Flagge der Familie. Ich rede nicht einmal davon, wie es im Hauſe, im Salon iſt.... aber ſelbſt im Freien, auf dem Boulevard!... Auch hier zeichnete ſich Fürſtin Sophie vor ihren Schweſtern aus — worin? Gott weiß! im Blick, im Gang, in der Bewegung des Lorgnons, in den Falten des Kleides — ſie zeichnete ſich aus, wie derjenige, der zu handeln angewieſen iſt, der Thatenberuf in ſich trägt, wie der Redende vor dem Zuhörer, wie der Vortrab von dem Nachtrab.

Auf ſie blickte die Mutter als ſie den Boulevard betrat, und ihr wurde vor den Schweſtern der Vorzug eingeräumt, an der Seite zu gehen. Alles was die Grenzen des Gewöhnlichen überſchreitet, fällt bei uns ſehr auf und ſticht ſehr in die Augen — erſtlich, weil Moskau viel freien Raum hat, und zweitens weil wir in unſerer Geſellſchaft, wie am Himmel, nicht jeden Tag eine Verletzung der herrſchenden Ordnung ſehen. Darum zog Fürſtin Sophie (die ich keineswegs erdichte, wiewohl mir das Dichten angenehmer wäre) darum zog ſie immer und überall die Aufmerkſamkeit auf ſich, eine gewiſſermaßen auch beleidigende Aufmerkſamkeit, unbefriedigend für ernſte, poſitive Abſichten, doch äußerſt ſchmeichelhaft für die Eitelkeit. Ihr ſchöner Wuchs paßte für zwei verſchiedene Jahrhunderte, verſöhnte zwei Generationen. Sie war nicht ſo hoch, daß ein Mann aus der unſern es nicht gewagt hätte, den Blick zu ihr zu erheben, und im Walzer an ſie zu denken gefürchtet hätte — aber auch nicht ſo klein, daß ein würdiger Sprößling der Zeiten Katharina's nicht

Digitized by Google

vortrefflich mit ihr eine Mazurka hätte tanzen können. Ein Wuchs, dem, wenn man will, der Makel der Mittelmäßigkeit anhaftete, in welchem sich keine Leidenschaft der Natur zeigte, weder ihr Geiz noch ihre Verschwendung — der aber doch gefiel... Eine von Linien, die sich ins Unendliche dehnen, oder meist zu bald abbrechen, ermüdete Seele ruhte an diesem Ebenmaße aus, an diesem normalen Wesen, das nicht zu sehr von uns zum Himmel wegstrebte und nicht auf der Erde sich verlor. Ich würde hier gewiß kein Wort über die Toilette der Fürstin sagen, ich würde mich um den Leib nicht kümmern, und den Geist der Materie vorziehen, wenn der Erzähler nicht die Pflicht hätte, ein Weib zu sein, d. h. sich schonungslos an alle Kleinlichkeiten zu heften. Von diesen lebt er; man will Einzelheiten von ihm, und Einzelheiten — o, das ist das Reich des Weibes! Ihr Blick, ihr flüchtiger, blitzschneller Blick, wird, indem er eine Thräne wahrnimmt, kein einzig Bändchen übersehen. Wenn sie eine lange Reihe von Unglücksfällen treu und feinfühlig erzählt, bemerkt sie dabei ganz bestimmt, wie die Unglückliche gekleidet war. Daher mag es nicht seltsam erscheinen, wenn ich nach Brauch und Sitte auf die allergewöhnlichste Weise verfahre und nun auch erzähle, daß die Fürstin ein kastanienbraunes Seidenkleid angehabt, daß ein Ponceauhawl ihr über den linken Arm hing, und ein Lilla zweig, der Erstling des Lenzes, ihr Bastbütchen schmückte. Sie warf den Blondenschleier zurück, und es zeigte sich ihr Gesicht, Bewunderung fordernd und verführerisch. Die überraschende Weiße, das helle Roth der Wangen und die blauen Augen — das zeichnete die schöne Russin aus, die rüstige Tochter des Nordens, nicht verbrannt von der südlichen Sonne noch krankhaft verzärtelt von der träumerischen Empfindsamkeit Deutschlands. Diese Kraft und Frische des Winters spiegelte sich auch in ihrem Gange: an ihr ließ sich nicht das Geringste von jenem Schwanken einer ermatteten Haltung, jenem schmachtenden Kopfsinken, jenen Abneigungen von der geraden Linie bemerken, die der lustwandelnden Dame gestattet und dem marschirenden Soldaten verboten sind — kein einzig Zeichen jener privilegirten Schwäche, um derentwillen bei uns die Männer nichts Eiligeres zu thun haben, als dem schönen Geschlecht einen Sessel zu bringen, wenn es steht, und den Arm zu stützen, wenn es geht. Die Fürstin trat sicher auf, aber es schien, als brauchte sie sich gar nicht zu fest aufzulehnen, sie schien so leicht, als könne sie sich in der Luft halten, und so kraftvoll, als sei die leiseste Berührung der Erde ihr schon Stütze genug. Ihre Augen schimmerten nicht schmachtend, besaßen nicht jene dem Blau angeborne Eigenschaft, die man leicht erlangen kann, wenn man die ganze Zeit einen und denselben Gegenstand betrachtet; sie hatten sich noch nicht auf Eines geheftet; sie waren zerstreut, hofften noch auf Alles und Alle, und blickten daher in Abwesenheit des künftigen Helden dieser Erzählung nach allen Seiten. Ich will auch einen Fehler der Fürstin nicht verschweigen, wenn das übrigens ein Fehler ist. Wenigstens sagen es die Ausländer, und darauf gestützt, sprechen sie den Kernrussen europäische Gesichtsbildung ab. Es handelt sich um die Erhöhungen an den Wangen, um die Ausbildung der Backenknochen, die an der Fürstin ziemlich bemerkbar war, und eine Beimischung mongolischen Blutes zeigte, was aber den Adel ihrer slavischen Formen nicht im Mindesten beeinträchtigte. Diese Erhöhungen gaben ihren Zügen einen Ausdruck von Scharfsinn, Witz, oft aber auch von Schlauheit, besonders wenn sie seitwärts blickte. Ihr Seitenblick offenbarte viel europäischen Geist, viel gebildeten Sinn, gleichwohl lag darin etwas Orientalisches! Die Größe, Form, Farbe ihrer Augen gehörte einem europäischen Stamm, doch hatte es den Anschein, als sähe sie Jemand nicht an, um ihre Seele zu zeigen, sondern vielmehr um ihn in die Seele zu blicken. Wie das Beil der Cäsar'schen Legionen sich in die Hellebarde unserer Straßenwächter verwandelt, die griechischen Vasen in unsere Krüge, die Consuln des alten Roms in Handelsconsule, so hatten bei der Fürstin umgekehrt die Augen ihres Stammes, von den Generationen umgestaltet, ihren angeerbten Charakter verloren, sich verschönert, vergrößert, von Wildheit zur Aufklärung, von Hinterlist zur Feinheit sich gebildet: es waren angenehme, edle, denkende Augen, nur ein wenig tiefliegend, nur entflog ihnen bisweilen ein elektrischer Funke, welchen der Urahn seinem spätesten Nachkömmling überliefert: da sah man Asien, da schimmerten die Völker, die einst von dessen Ketten sich losgerissen — Jemand zielte hinter einem Busch, Jemand blickte mit einem Köcher in der Hand auf die wilde Roßheerde.

Das Erscheinen der alten Fürstin mit ihren Töchtern brachte eine merkliche Wirkung auf Viele hervor, und belebte einige todte Gesichter. Wenn es schon überhaupt bei uns schwierig ist, Bekannten zu begegnen, damit man etwas sagen und etwas hören kann, so ist es noch schwieriger, auf dem Boulevard eine Beschäftigung zu finden: Thätigkeit blüht in Moskau nur auf der Iljinka (dem großen Handelsviertel) und

Digitized by Google

im engliſchen Club *). Man hätte daher ſehen ſollen, mit welcher Ungeduld junge Leute und alte Hageſtolzen nach der Ehre ſtrebten, neben der Fürſtin einherzugehen. Sowohl der, welcher noch auf Abenteuer wartete, als der, welcher bereits auf den Lorbeeren längſt vergangener Abenteuer ruhte, beeilte ſich auf dieſem Poſten zu glänzen, als gäbe es hier mehr Gefahren und folglich mehr Ruhm. Ein Bild der weltlichen Zerſtreuung, ein harmloſer Spaziergang, unſchuldige Tagesgenüſſe und zugleich die einzige Arbeit derer, die nichts zu thun haben!.... Es iſt angenehm die Vergnügungen des Müßigganges zu beobachten, es iſt angenehm zu ſehen, wie man in Moskau ſpazieren geht, ſich herumbewegt — am angenehmſten aber berührte es den Blick, daß von jedem Geſichte, dem es gelang, ſich in einer Reihe mit dem Geſichte der Fürſtin zur Schau zu ſtellen, ſofort die Langeweile verſchwand. Wer jedoch an der Fürſtin aufrichtigen Antheil genommen, wer ſie von fern herzlich, uneigennützig lieb gewonnen hätte, ſie, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren Hut und ihren Shawl; wem es eingefallen wäre, die Reden, Bewegungen und Blicke ihrer eifrigen Begleiter in deren Gedanken zu überſetzen — für Den hätte ſich etwas Bitteres in den Eindruck ihres Triumphes gemiſcht. Es iſt ſchmerzlich, wenn uns Niemand bemerkt, aber noch ſchmerzlicher oft, wenn uns alle bemerken. Sie ging im vollen Glanze ihres Boulevardruhmes, und unaufhörlich Jemand neben ihr — bald Einer vom Kaukaſus, bald aus Petersburg, aus Frankreich, England, bald Einer aus Moskau. So wenig zahlreich auch unſere Bevölkerung iſt, ſo ſtoßen doch bei uns oft die verſchiedenſten Theile der Welt zuſammen. Europäer und Moskowiten, Touriſten und Stubenhocker, wer ſchon gereiſt oder wer noch reiſen wollte — mit einem Worte Alle und Jeder hielten es für ihre Pflicht, ſich der Fürſtin zu nähern, Jeder machte ſich an ihrer Seite bemerklicher; doch trat keiner zu ihr mit jener Ängſtlichkeit, die uns bürgt, daß mit den Füßen ſich auch die Seele nähert, keiner blieb im Schatten zurück, keiner verſteckte ſich hinter Andere, um ſie beſcheidentlich von fern zu betrachten und ſich leiſe umzuwenden, um vor der Menge die Reinheit ſeiner Gedanken zu bergen, und das Heiligthum ſeiner Empfindung nicht auf den Markt zu ſchleudern. Im Gegentheil, ſobald ſie ſie erblickten, beſchleunigten ſie alleſammt ihre Schritte, verließen ihre Bekannten, und gingen dreiſt auf ſie zu: darauf folgte eine Scene, je von der Meinung abhängend, die Jeder von ſich ſelbſt und von der Rolle hatte, zu welcher ihn die Vorſehung beſtimmt. Der Eine warf ein wenig den Kopf zurück, ſpielte mit ſeinem Spazierſtocke, zeichnete in den Sand, und ohne ſich ein einzig Mal zur Fürſtin umzudrehen, ſchien er ihr nur zu ſagen: »Dieſe Halsbinde habe ich in London gekauft, dieſen Stock in Paris — mich ſehen Sie nicht wieder, o ich ſah noch ganz andere Dinge.«..... Der aus Petersburg Angekommene war höflicher, aufmerkſamer, neigte ſich recht liebenswürdig zu ihr, ſah Niemand an als ſie, bat, ſie möchte ſich ſeiner erbarmen, er befinde ſich in der Provinz *) ohne Jemand zu kennen, ſeine Bekannten, Freunde, Verwandten, der Wirbel ſeiner Thätigkeit, ſeines geſellſchaftlichen Lebens, ſeines Ruhmes, alles ſei dort an den prächtigen Ufern der Newa. Die beſcheidenen Bewohner der erſten Reſidenz **) ſprachen ihr zumeiſt von der Muſik (o dieſe Muſik! vor der iſt nicht durchzukommen!) erwähnten den Park, doch waren unter ihnen auch ſolche, die ſehr geſchickt den Pariſer nachkünſtelten, oder ſich als Petersburger ſtellten. Bald ſahen die Herren ſorglos Gott weiß wohin, bald ſuchten ſie ſich vor Einſamkeit zu retten, bald litten ſie an dem Moderübel, höher als die Menge zu ſtehen, bald kamen ſie ſich wie verwaiſt auf dem Moskauer Boulevard vor: wieder andere gingen neben der Fürſtin mit einem ſolchen Ausdruck in den Zügen, als habe ihr Kopf gar keine Ruhe vor europäiſchen Ideen, als ließen Don Carlos und die Doctrinärs ſie nicht ſchlafen, als ſei ſie kein lebendig Weſen, kein Weib mit ſchönen Augen, ſondern nur ein Werkzeug des Schickſals, beſtimmt zur Reform und Wiedergeburt der Staaten.

Mutter und Schweſtern ſtörten weder ſie noch die Herren, mengten ſich nicht in ihre Geſpräche, wollten gar nicht ſehen, was neben ihnen vorging. Die alte Fürſtin gab willfährig ihre Tochter allen Blicken und Worten preis, ſo daß das liebe Fräulein von den Ihrigen ganz verlaſſen war — aber dafür ließ ſich auch wetten, daß ſie auf dem Balle keinen einzigen Tanz ſitzen blieb, daß es keinen glänzenden Ball ohne ſie geben konnte, daß ſie auf dem Boulevard ſich keinen Augenblick allein ſah, d. h. in weiblicher Geſellſchaft, daß im Salon, überall wo eine Verſammlung, wo Leute, Männer ſich befanden, ſie nicht zu miſſen war — überall war ſie die Nothwendigkeit, die Macht, das Geſetz. So ließ die Welt ſie

*) Wo gut gegeſſen, getrunken, geſpielt — auch geleſen wird. Anm. d. Überſ.

*) Eine Anſpielung auf die unter den Petersburgern ſehr häufige Geringſchätzung der alten Zarenreſidenz. Anm. d. Überſ.

**) So wird Moskau genannt. Anm. d. Überſ.

Digitized by Google

erfahren, wie angenehm es ſei, die Erſte zu ſein, ließ ſie das Glück der Ungleichheit koſten — aber wenn das Geräuſch um ſie verſtummte, die Lichter erloſchen, die Anbeter auseinandergingen, ſuchte das Auge des armen Mädchens umſonſt im Dunkel der Nacht eine tröſtliche Erſcheinung, vergebens jagte ihre Phantaſie Träumen nach, ſie hatte nichts in ihrer Erinnerung feſtzuhalten, auf nichts zu hoffen .... Auszeichnung, Ruhm, Ehren, alles verſchwand ſpurlos, Niemandes Schatten drang in ihr Zimmer, Niemandes Blick verfolgte ſie, und nie ſah ſie in einem Blicke zärtliche Gedanken an Glück, oder böſe Abſicht auf Vermögen, niemals Liebe noch Eigennutz, ſie ſah nichts Ernſtes, keine einzige ſolide Idee, keine einzige jener ſichern Ketten, die den Mann ſo feſt an das Weib feſſeln. Dann gelobte ſie ſich, die Welt zu verlaſſen, ſagte ſich von ihr los, und zürnte, daß es im Ballſaale keinen Winkel gebe, wo ſie eben ſo im Dunkeln, eben ſo einſam wie in ihrem Zimmer ſitzen könnte. Putzhandlung — Schneider — neuer Aufſatz — neues Kleid — Spielzeuge, die derſelbe Modewirbel bringt und fortträgt — das war der Begriffskreis, in den ſie die Geſellſchaft ſtellte. Man hielt ihre Launen heilig, fing jeden Blick auf, verſtand die leiſeſte Bewegung, aber nur um ſie wie ein Kind zu ergötzen und den Menſchen zur Sache herabzuwürdigen. Sie ſpielte in dem Schickſale der Männer etwa dieſelbe Rolle, die das Fenſter im Schickſale des Gemäldes ſpielt. Wem eine gute Beleuchtung Noth that für ſein Pariſer Stöckchen, ſeine Londoner Halsbinde oder eine Falte an der Stirn, welche die Eigenliebe nicht den Jahren ſondern dem Tiefſinn zuſchrieb, der eilte unbedingt zu ihr. Sie exiſtirte zum Nutzen Anderer, ſie war die Sonne, von deren Millionen Strahlen kein einziger auf ſie ſelbſt fiel, ſondern alle auf gewiſſe Planeten. Man erlaubte ihr zu leuchten — ohne Neid und ohne Nebenbuhlerſchaft. Die Fürſtin ſah, wie man ſich gegen Manche ganz anders benahm, wie man vor Vielen, die, ſchien es, doch ihres Gleichen waren, ſich nicht ſo offen in Liebenswürdigkeiten zu erſchöpfen wagte: denen folgte man von fern, trat verſtohlen zu ihnen, ſprach mit ihnen im Vorübergehen; die bewachte Jeder vor dem Andern, die zog man nicht hervor zur Schau der Menge — dafür aber erſchienen dieſe Zurückgezogenen, Beſcheidenen, dieſe ſtillen Gäſte der geräuſchvollen glänzenden Welt auf einmal unerwartet am Lebensziele, mit der für Frauen unentbehrlichen Errungenſchaft, erſchienen — auf den Arm des Mannes geſtützt. O, in ſolchen Augenblicken empfand ſie vielleicht das Schreckliche der Berühmtheit, das Unerträgliche der Auszeichnung, da war ihr Herz vielleicht von demſelben Gedanken oder richtiger, von einem ähnlichen getroffen, wie der welcher Othello quälte, als er es bedauerte nicht ruhmlos in der Öde ſeines Africa geſtorben zu ſein. — Von allen Seiten drang die Stimme der Wahrheit zu ihr, alle Verhältniſſe der Geſellſchaft zeigten ihr die peinvolle Wirklichkeit, alle Tageseigniſſe lehrten ihr die Bedeutung der Welt, alle Geſichter ſprachen ihr: »Ihr Geiſt iſt hinreißend, Ihre Heiterkeit belebt unſere todte Natur, Ihre Augen erregen unſere Phantaſie, wir beten Sie an, vergöttern Sie, von allen vier Weltgegenden legen wir den Tribut der Bewunderung Ihnen zu Füßen, Ihre Soireen ſind reizend, Ihr Haus prachtvoll eingerichtet, Ihre Verwandtſchaft kann man ſich nicht beſſer wünſchen; wir wiſſen, daß in Ihrer Ausſteuer lauter Batiſt, Spitzen und Blonden ſein werden — wir kennen die ganze Größe und Wichtigkeit Ihrer Verbindungen — doch was hilft's! Begnügen Sie ſich mit unſerem Beifallsruf, und fordern Sie nicht Hand und Herz von uns, überlaſſen Sie das Geſchöpfen, die weniger ausgezeichnet, weniger liebenswürdig und ſchön ſind, die kein großes Haus machen, keine Brüder haben, aber viel Seelen (Leibeigene) oder Geld.

Es war drei Uhr. Die alte Fürſtin ſah nun aufmerkſamer Jedem, der ſich ihrer Tochter näherte, in's Geſicht, ſchlug dann eine Secunde die Augen nieder, und fuhr darauf mit geſteigerter Neugier fort in die Ferne zu blicken, als ſpähte ſie nicht blos in den Salons ſondern auch auf dem Boulevard nach einem Retter ihrer Tochter.

»Er wird ſie heirathen« ſagte eine Dame, ſich von einem Manne in grauem Hute abwendend, als derſelbe aus einer Seitenallee in die mittlere zu gelangen ſuchte.

Dieſe Worte waren an einen ſchöngekleideten jungen Mann gerichtet. Er ſchien ſich über die Gelegenheit zu freuen, und ließ ſich in Lobpreiſungen ſeines Geſchlechtes ein.

— »Kann man uns nun noch der Geldgier beſchuldigen?« ſagte er. »Wie viele Reiche heirathen arme Mädchen!« Dieſes Thema diente ihm zu ferneren Folgerungen, die er mit glühender Verſicherung ſchloß, es gebe nichts Erquickenderes für das Auge, nichts Wohlthuenderes für das Herz, als eine Verbindung des Reichthums mit der Armuth, als ein großmüthiges Vergeſſen aller irdiſchen Berechnung, mit welchem man ſein Gold dem Andern zu Füßen legt. Er gab ſogar ſein anzuhören, daß die Frauen ſolcher erhabenen Handlungen weniger fähig ſeien: aber die kaltblütige Dame

Digitized by Google

widerſprach ihm nicht, und bemerkte nur, man habe mehr reiche Freier als reiche Bräute, weil das Geſetz den Töchtern weniger als den Söhnen zugeſtehe — ſie bemerkte das ſo leichthin, ſo heiter, daß Jeder gewiß bei ſich gedacht hätte: jenes unſchuldige, feſtgeſchnürte Geſchöpf das neben ihr geht, trifft das Geſetz nicht, und dieſer höflichſeſſinte Jüngling wirft umſonſt ſo zärtliche Blicke auf ſeine Glanzſtiefel!

»Freilich, freilich,« ſagte (ein begonnenes Geſpräch fortſetzend) in einer Gruppe ſolider Männer ein Mann von ſtarkem Körperbau, bekannt im engliſchen Club durch ſeinen geſunden Verſtand, ſeine unumſtößliche Logik und fünfzigtauſend Rubel Einkünfte — »freilich kann man das juſt keine Thorheit nennen; geſcheit iſt er, das hat er ſchon bewieſen: allein ich geſtehe, an ſeiner Stelle thäte ich's nicht. Erſtens muß die Frau unbedingt die Hälfte von dem Vermögen des Mannes haben: das iſt mein Grundſatz; ich, zum Beiſpiel, für meine Perſon, brauche es nicht — aber ihretwegen, ich will daß ſie nicht im Mindeſten von mir abhängig ſei. Unabhängigkeit, meine Herren, Unabhängigkeit! ... Zweitens iſt dieſe Fürſtin .....«

— »Die Hälfte! aber mit Ihrem Grundſatz ruiniren Sie mich!« rief eine Stimme entſchiedener Oppoſition zur Antwort.

»Mein Gott, mit ſeinem Vermögen!« erſcholl es unter einigen ältlichen jungen Leuten. »Ich hätte ja längſt ſchon die ganze Welt bereiſt, hätte am Fuße der Pyramiden eine Cigarre geraucht, wäre durch alle Winkelgäßchen von Paris gelaufen, hätte mich in allen Tabernen Londons ſatt gegeſſen — warum verſauert er nur in dieſem öden Moskau?« Alles das galt dem Manne im grauen Hut. Während er ruhig, wie es ſchien, in ſich verſenkt und mit ſich ſelbſt beſchäftigt, auf die junge Fürſtin zuging, vergaßen alle Anderen ſich und ihren Egoismus um ſeinetwillen, nahmen ſein Leben durch, zählten ſein Geld, ließen ſich damit in Unternehmungen ein, legten Spinnereien an, machten Reiſen in den Mond, und gaben ihm von Weitem verſchiedene heilſame Rathſchläge, wie es immer mit demjenigen geſchieht, der um keine bittet und keine anhört. Nach und nach wurde er der Mittelpunkt des Boulevards. Von allen Seiten flogen die blutdürſtigen Gedanken der Spaziergänger auf ihn zu, ſogar zwei Studenten nahmen Theil an der allgemeinen Angelegenheit, und bewieſen ſo durch ihr Beiſpiel, daß lebende Menſchen intereſſanter ſind als todte Wiſſenſchaften. — Die Wahrheitsliebe indeß fordert mich auf, von dieſem Kreislauf einige würdige Perſonen des ſchönen Geſchlechtes auszunehmen, in deren ganzer Haltung ſich die Gewißheit ausſprach, heirathen zu können, wann es ihnen beliebte, in deren Herzen Petersburg mit ſeinem Granit, der Garde, den Kammerjunkern und dem diplomatiſchen Corps niſtete. An ſie reichte nicht der gemeine Klatſch, ſie berührte nicht der unnöthige Neid. Sie gingen ſo ſchnell vorüber, als könnten ſie an nichts Moskauiſchem haften, und blickten auf Moskau ſo hoch herab, wie Humboldt vom Tſchimborasſo auf die arme Erde geblickt. Sodann ſchwammen noch einige Jünglinge in akademiſcher Uniform*), allen Lebensunruhen fremd, über dieſes ſtürmiſche Getriebe hinweg. Ihre Geſichter zeigten, daß es auch auf dem Boulevard möglich ſei die Seele zu retten; ſie gingen einſam, ſahen wild und tiefſinnig auf dieſe klägliche Menge, wo keiner wußte, was ſie gebört, keiner über Hegel geleſen, und die Leute nach den Geſetzen Gott weiß welcher Philoſophie lebten, athmeten und ſpazierten. — Von der jungen Fürſtin traten alle zurück, wohl fühlend daß der Scherz dem Ernſte weichen müſſe. Er fand ſich allein neben ihr — er, der Einzige, den das Schickſal wie eigens geſchaffen hatte, die tiefen Herzenswunden zu heilen, welche ihr die artige, unmenſchliche Welt geſchlagen. Mutter und Schweſtern kamen ſofort aus dem Zuſtand der Ruhe heraus; mit zärtlicher Sorgfalt begannen ſie ſogar an dem Geſpräche Theil zu nehmen, das ſie nicht anging; wahrſcheinlich begriffen ſie nicht, daß der Eifer zu helfen oft dem Erfolg im Wege iſt. Ihr neuer, erſehnter Begleiter glich nicht im Mindeſten den früheren. Er war ſauber, wenn man will, reich gekleidet, aber gewiſſermaßen ſolid, belehrend für den Verſtand und gefahrlos für die Phantaſie. Was er anhatte, war vom beſten, koſtbarſten Stoff, aber der Rock erſchien etwas länger als gehörig und war um einen Knopf zu hoch zugeknöpft. Seinen ſchönen Stock mit einem herrlichen antiken Griff aus Rom oder Neapel hielt er ſo einfach, ſo wenig ſtattrig, als wären Stöcke zum Nutzen und nicht zum Vergnügen da, als trüge man ſie auch auf dem Boulevard nur um nöthigenfalls eine Stütze an ihnen zu haben. Engliſcher Luxus und Maß im Anzuge, ruſſiſche Sorgloſigkeit im Gange — das wäre an ihm Jedem in die Augen gefallen, wenn er ſich nicht durch noch andere, wichtigere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet hätte. Sein braunes Geſicht, ſeine dichten und ein wenig überhangenden Brauen erſchienen plötzlich in einer Linie mit den hellen Geſichtern der Fürſtentöchter, mit den

*) Sämmtliche ruſſiſche Studenten haben ihre Uniform. Anm. d. Überſ.

Digitized by Google

muntern Farben ihres Putzes, und dieser Gegensatz flößte ein derartiges Gefühl von Unruhe ein, daß Einem leid wurde, daß man zum Schutze des Schwachen und zum Angriff auf den Starken hätte herbeieilen mögen. Die ganze Familie wandte sich zu ihm, aber nicht mehr um ein paar fliegende Worte, flüchtige Blicke zu wechseln und sich dann wieder abzuwenden — neben ihnen schritt kein Boulevardstutzer her, es war das Schicksal, die Zukunft, die zu errathen so ängstigend und angenehm zugleich ist. Seine Anwesenheit legte die Pflicht auf, seine Gedanken zu theilen, seine Züge zu betrachten, mit seiner unschmiegsamen Natur zusammenzufließen. Fürstin Sophie war nicht mehr dieselbe; an ihrer Stelle stand ein anderes Wesen, ihr vollkommen gleich in den Formen, aber verschiedenen Sinnes. Der jugendliche Leichtmuth, die hinreißende Flatterhaftigkeit, und die momentane unbewußt glückliche Stimmung — alles das erstarb in ihr beim Anblick des braunen Mannes und seiner ernsten Haltung. Vor ihm durfte man nicht mit dem Leben scherzen, das Frühlingswetter genießen und mit der zahlreichen Menge der Lustwandelnden auf- und abwogen; er verlangte daß die mit ihm sprach, Schritt für Schritt mit ihm ging, ohne Murren seinen prüfenden Blick ertrug, sich in seinem Schatten verlor — und die junge Fürstin gehorchte, und die schöne Farbe ihres Ponceauteuches schien nicht mehr so hell. — Wer sie sah, hätte fürchten mögen, daß sie nicht einmal fragen würde, wo er sie hinführt, was ihm am Herzen liegt, in welche Welt er sich am liebsten versenkt ... Ein Zug indeß bürgte für die Zukunft der Fürstin, und beseitigte zum Theil die Besorgnisse: das war ein wunderbar gutmüthiges Lächeln, das hier unaufhörlich seine düstern, unverwandten Blicke begleitete. Die ungewöhnliche Weiße der Zähne schimmerte beständig zwischen den halbgeöffneten Lippen, die schön geformt, frisch und zart waren, und in dieser Gesichtshälfte blickte die ursprüngliche Reinheit der Seele hervor. Weder die braune Farbe noch die finstern Brauen, noch der unter den Menschen erworbene Blick störte die Wirkung dieses von Gott geschaffenen Lächelns, wiewohl der Eindruck im Allgemeinen ein zweideutiger war, gleich den Sonnenstrahlen in der Tiefe eines Fichtenwaldes. Ist Talleyrand's Regel eine wahre: »sieht auf den Mund und nicht in die Augen, wenn Ihr wissen wollt, was im Herzen ist« — dann war der Mann im grauen Hute ein vortrefflicher Mensch, dann mußte ihm gegenüber die Fürstin in unserer Meinung verlieren. Eben sahen wir sie imponirend, frei, sorglos, und jetzt auf einmal unterliegt sie nicht geheimen Leiden, sondern offenbarer Demüthigung, fügt sich ohne Widerrede in eine gewisse Unterthänigkeit, und ist mit ihrer Knechtschaft zufrieden. Er aber lächelte so lieblich, durchschaute sie so tief! .... Andere bemühten sich darzuthun, daß sie das zerstreuteste Leben führen, daß sie mit aller Welt bekannt, daß Frauen ihre Schwäche seien, und bebten vor Entzücken, wenn sich ihnen die Gelegenheit bot, sich vor einer Modedame oder andern vermeintlichen Berühmtheiten zu verneigen. Dieser Mann war wirklich mit aller Welt bekannt, grüßte aber Alle mit so wohlerzogener Gleichförmigkeit, daß plötzlich unter der verschiedenartigen Bevölkerung des Boulevards das goldene Zeitalter eintrat — Rang, Herkunft, Vermögen, Ansehen verschwand, Modisches und Antiquirtes wurde untereinander gemengt, die Menschen ausgeglichen, er ließ Alle an sich vorüber wie nahe Verwandte, demjenigen kaum einen Blick zuwerfend, dem eine Verneigung gebührte, und kaum die Augen abwendend von seiner reizenden, demüthigen Fürstin.

Unter den Spaziergängern zeigten sich jetzt viele, die schon längst zu Mittag gegessen*) Die vierspänge Kalesche rollte davon, der Mann im grauen Hute ging langsam nach dem Passionskloster zu.

»Sie ist gescheit« sagte eine Dame.

— »Glück« versetzte eine Andere.

»Sie wird alles durchbringen« bemerkte flüchtig eine Urbewohnerin Moskaus, während sie ihre Tochter unbarmherzig antrieb, schnell in den Wagen zu steigen.

»Er wird sie schon im Zügel halten« warf eine vierte hin, die ihre Augen in den verschwindenden Schleier der Fürstin bohrte.

Unterdeß schwang sich ein junger Mann in sein Petersburger Kalesschchen, und warf einen Blick nach der andern Seite hin, aber so gnädig, daß er offenbar Niemanden zu heirathen wehre, er blickte hin, wie der Fahrende auf den Fußgänger, oder wie Einer der sich denkt: Du bist vierzig Jahre alt, ich fünfundzwanzig.

2.

Der Mann im grauen Hute, G..... bei seinem vollen Namen darf ich ihn nicht nennen, erdichten aber

*) Zum Verständniß dieser Anspielung braucht nur erwähnt zu werden, daß die haute volée in Moskau nicht vor 4 oder 5 Uhr Nachmittags sich zur Tafel setzt. Zwischen 2 und 3 macht die vornehme Welt, gewöhnlich auf dem Twerschen Boulevard, einen Spaziergang vor Tische. Anm. d. Übers.

Digitized by Google

will ich keinen; ich ſetze deßhalb nur den Anfangsbuchſtaben des ſeinigen her. Da ich einmal das Unglück habe, und mich dazu entſchloſſen, eine wahre Begebenheit zu erzählen, ſo möchte ich nicht daß man ſie für ein Gebilde meiner Phantaſie nähme. . . .

Wo und wie er gedient, und ob er überhaupt gedient, weiß ich nicht — auch geht das uns nicht an. Es handelt ſich um keinen Rang, ſondern um Geld. Das Bruchſtück aus ſeinem Leben, das ich zu benutzen für gut fand, iſt weder von den Sorgen des Ehrgeizes voll, noch von der Berührung mit Standesperſonen, weder von dem Glück Andere zu unterdrücken noch von dem Vortheil eine Zeit lang ſelbſt der Unterdrückte zu ſein. . . . . .

. . . . . .

Ein Ariſtokrat eigner Art, ich mag nicht entſcheiden, ob ſtärkerer oder ſchwächerer, hatte er von ſeinen unbedeutenden Ahnen viertauſend Seelen geerbt. Genug, ſollte man meinen. Aber das gierige Jahrhundert ließ ihm keine Ruhe. Wo er ſich hinwendet, allenthalben wächſt ein Gewerbsmann, ein Fabrikant vor ihm aus dem Boden. Jeder dichtet und trachtet nur die wohlfeilſten Arbeiter zu haben, oder Menſchen mit Maſchinen zu vertauſchen, weil eine Maſchine nichts ißt; Jeder geht nur darauf aus, dem Hungernden ein paar Biſſen von ſeinem täglichen Brote abzugewinnen, um ſich ſelbſt nachher an Trüffeln ſatt zu eſſen. G*** fand keine Rettung vor den Fabrikneigungen des menſchlichen Geſchlechtes.

Er konnte ihnen nirgends entrinnen, ſich nirgends vor ihnen bergen. Den Schacherern iſt nichts heilig. Sie jagten ihm auf der Ferſe nach. Theater, Bälle, Spaziergänge, alle dieſe Orte, wo es ſich gar nicht ſchickt, von Wirthſchafts- oder Baareinkünften zu reden, vermochten ihn nicht vor Spinnereien, Actien, am wenigſten vor Runkelrüben zu ſchützen. Entſchloß ſich aber auch Einer aus Mitleid oder aus Achtung vor ſeinen Seelen ein paar Worte zu verlieren, und knüpfte mit ihm ein Geſpräch über Literatur an, über Politik oder Religion, dann geſchah dies ſo obenhin, ſo luftig leicht und zugleich mit einer Anſtrengung, mit der etwa eine Frau ſich zwingt, vor Zärtlichkeit zu zerfließen, wenn ſie einem fremden Kinde das Köpfchen zu ſtreicheln hat. Er ſah, daß alle dieſe Fragen den Leuten nicht ans Herz gingen, daß ſie es nicht waren, welche die weißen Hände in Bewegung brachten, die Geſichter entflammten, die Augen mit Blut füllten. Im ſelben Moment, wo die Zunge etwas lallte, das wie eine Idee klang, wie ein uneigennütziger Gedanke, wie Theilnahme für einen Gegenſtand, der bis zum jüngſten Tage keinen Pfennig einbringt, im ſelben Momente hörte G*** die dumpfen Schläge des Herzens, das zwiſchen Preſſen und Wäſſern ſchwankte, das ſich in ſüße Grübeleien verlor, auf welche Weiſe man aus den Gütern alles zieht, was man nur irgend kann und mithin ſoll, auf welche Weiſe man, wie es in unſrer Fabrikſprache heißt »die Bauern auf den Kaufmannsfuß ſtellt.« Angſt ergriff ihn, daß irgend einem Fabrikanten zuletzt doch die Geduld bräche, und der ſtürze ſich auf ihn, zerreiße ihn und mache ihn zu Spinnwolle die vierzig Procent abwirft.

Allein man kann unter den Menſchen nicht leben ohne zu thun, was ſie thun. Die Heiligen flohen in die Wüſte um ſich zu retten. G*** floh nicht, und darum mochte er ſich wehren wie er wollte, er konnte bei all ſeiner Idealität dem Einfluß des Jahrhunderts nicht widerſtehen, und gerieth — unter die Branntweinmonopoliſten! Erſt glaubte er alles zuzuſetzen, ſpäter aber, als die polniſche Revolution beendet war, und durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände die Truppen ſich gerade in dem Gouvernement lagerten, in welchem er das Monopol hatte, überſtieg der Gewinn alle Erwartung. Nach vier Jahren ſah ſich G*** im Beſitze nicht allein einer großen Seelenzahl ſondern außerordentlicher Capitalien. Geld war ihm in Menge zugefloſſen, während ſeine Bedürfniſſe um nichts wuchſen. So iſt's. Wer's nicht braucht, dem wird gegeben, wer vor Hunger ſtirbt, dem wird genommen. G*** ward unermeßlich reich, ohne eigentlich zu wiſſen wozu. Seine Wünſche behielten denſelben Umfang, die Möglichkeit ſie zu befriedigen hatte ſich verdoppelt. Da er mit Allem, was er unternahm, ſich gern ſelbſt beſchäftigte, ſo wurde er der Monopoliſtenthätigkeit, die ſeiner Sinnesart, ſeinen Gefühlen ſchreiend widerſprach, bald müde, und verlor faſt die Geduld darüber. — Er warf ſich in den Pfuhl der Speculationen und demſelben Grunde, aus welchem oft ein gutgerüſtetes Schiff mit zahlreicher Mannſchaft und dem kundigſten Capitän den Millionen Wellen nicht widerſtehen kann, die es in den Strudel treiben; er hatte ſeinem Jahrhundert den Zoll entrichtet, ſich ſo zu ſagen die Blattern eingeimpft, um ſie ſpäter nie zu haben, und nahm von der Induſtrie Abſchied. Oft wenn er unter Rechnungen ſaß und ſich in die verfluchten Ziffern vertiefte, betrachtete G*** mit einem gewiſſen Schmerz, mit einer gewiſſen Erbitterung ihre ſchönen Formen, und gleichwohl wagte er kein Auge von ihnen zu verwenden. Dieſe Einer, dieſe Zehner, und beſonders dieſe Nul-

Digitized by Google

len.... Etwas Lebendiges, Mächtiges, etwas Unerträglich-angenehmes feſſelte ihn ans Papier. Die Beſchäftigung war ihm verbaßt: aber der verführeriſche Geiſt des Lebens entfaltete ſich vor ihm in dieſen kleinen, krummen und runden Figuren, beachtete ſeine Reue nicht, und ließ ihn nicht los. Wenn ein Sonnenſtrahl ihn bei der ägyptiſchen Arbeit überraſchte, oder der Titel eines geiſtreichen Buches ihm in die Augen fiel, ſo erſtickte er bis zu günſtigerer Zeit in ſich den Eindruck, den mancher Strahl auf manches Gemüth hervorbringt, und zog traurig den Vorhang zu; er verſchrieb ſich Bücher und ſchlug doch keines auf. Noch hegte er eine ſinnvolle Ehrfurcht vor jedem unreigennützigen Geiſteswerk: er hielt ſich für unwerth, ſich in die große Welt der Ideen zu verſenken, oder erfuhr vielleicht an ſich, daß man nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen kann. Jede Stellung ſchien ihm der eines Monopoliſten vorzuziehen; ſein edles Herz litt unter der Laſt des ſchweren Gewerbes, und unterdeß wurde er nach und nach, ohne daß er es ſelbſt merkte und wußte, von Dem angeſteckt, was er tagtäglich ſah und hörte. Die unabläſſige Berührung mit Leuten, deren einziges Thun Geld geben oder fordern iſt, ließ ihn die ganze Welt in einem Lichte erblicken, das vielleicht das wahre, vielleicht auch ein falſches iſt. Die gierige Menge trat zwiſchen ihn und die übrige Menſchheit. Jeden Augenblick ſtellte ſie ihm ihre eignen Geſichter zur Schau. Allerdings entdeckte er zu ſeinem Troſte an ihnen erſtaunliche Fähigkeiten. Jeden, der ihm vor die Augen kam, mochte er gebrauchen wo er wollte, nirgends verdarb er etwas; Jeder war voll Selbſtverleugnung und bat fußfällig: »Meinen Leib, um den ich mich abmühe, gebe ich der Mißhandlung Preis, meine Seele beflecke ich mit welchem Laſter Sie wollen; meinetwegen ſaufe ich die ganze Welt zu Schanden, oder wenn Sie daran Gefallen haben, werde ich ſogar ein Tugendheld, nur bezahlen Sie mich.«

Die allerdespotiſchſten Perioden der Geſchichte können keinen vollſtändigen Begriff von jener wunderbaren Dienſtwilligkeit geben, die einen Monopoliſten umringt. Kein Zwang lehrt ſolche Unterwürfigkeit wie der eigene Wille. G*** gewöhnte ſich an den Gedanken, daß alles verkäuflich iſt. Der Unglaube legte ſich ihm tief in's Herz. Es war ein ſchrecklicher Kampf zwiſchen dieſem wohlerworbenen Gefühl und dem frühern Beſitzthum ſeiner Seele!.... Ein Glück noch, daß ihm die Scenen nicht ſo hingehen ſollten, die hinter ſeinem Rücken in den Schlupfwinkeln des Laſters ſtattfanden. Ein Glück, daß der materielle Wohlſtand ihn zu geiſtigen Qualen nicht unfähig machte. Mit den Banknotenſtößen, den Goldhaufen wuchs ſein Reichthum, wurzelte aber auch ſeine unfaßliche, unheilbare Krankheit immer tiefer. Eine geheime Gerechtigkeit ſtrafte ihn für die Urſache ſeines Gewinnes, für die Augenblicke thieriſchen Vergeſſens in dem Leben vernunftbegabter Weſen; ſie rächte an ihm den Armen, der ſeine Seele vertrank und ſeine elende Habe, um ihn zu bereichern. Geld regnete förmlich auf ihn — aber konnte er ſich dafür irgend eine Ueberzeugung, konnte er ſich Glauben, Liebe, Freundſchaft, konnte er ſich einen Menſchen kaufen, von dem er ſicher war nicht verkauft zu werden? Zum Mißtrauen, zum Zwieſpalt mit ſich ſelbſt führte es ihn, daß er der Richtung des Jahrhunderts nur eine Zeitlang gefolgt. Die Schwäche ſeines Charakters oder richtiger, die Macht der Geſellſchaft hatte ihn von einer Seite abgezogen, wohin ſeine Seele verlangte, und er quälte ſich, daß er die fremde Gewalt nicht durch ſeine Standhaftigkeit beſiegt. In dieſen Qualen, in dieſer Anſchauung der Menſchen vom gelblichen Geſichtspunkte liegt das Geheimniß eines Auftrittes, der in ſeinem Leben vorfiel, eines nur für Wenige ſchrecklichen für die Meiſten dagegen lächerlichen und geringfügigen Auftrittes. Das war das Endreſultat ſeiner vierjährigen Beſchäftigung mit der Branntweinpacht und früherer ſchönerer Jahre, die er in unreigennützigeren Sorgen, unter Vorbereitungen zu etwas Anderm verlebt. Hier ſtießen zwei entgegengeſetzte Pole zuſammen: die ſtrenge Erwägſamkeit des Gewerbsmannes und der ideale Drang des edelſten Herzens.....

3.

Das Haus der Fürſtin, welche im Beginne dieſer Erzählung mit ihren Töchtern auf dem Boulevard ſpazierte, umgab ein Garten faſt von allen Seiten. Große Fenſter ſchimmerten hie und da durch die breiten grünen Blätter, und machten namentlich des Abends bei Lichte einen höchſt poetiſchen Eindruck. Wenn man ſo ein Haus wahrnimmt, das tief hinter alten Bäumen verſteckt, gleichviel ob es ein erleuchteter Palaſt oder eine ärmliche Wohnung iſt, ſo kommen Einem ganz gewiß mancherlei Gedanken an zügelloſe Fröhlichkeit, an alchymiſtiſche Geheimniſſe in den Sinn. Entweder ſind Goldberge dort, denkt man, oder es hauſt da eine Hexenſippſchaft oder eine Räuberbande. Aber dieſe ſchrecklichen Phantaſiebilder wichen ſofort

Digitized by Google

dem Gefühle weiblichen Waltens, wenn man in das Innere des Hauſes eintrat. Hier ſtimmte alles ſo zur Zärtlichkeit, Hoffnung, wirkte ſo beruhigend, daß man alle Angſt verlor. Gleichwohl konnte man nicht ohne Beſorgniß einen ledigen Blutsfreund in dieſe Einſamkeit laſſen, hinter dieſe dichten Äſte, zum Beſuche bei einer zahlreichen Familie, die hauptſächlich aus erwachſenen Töchtern beſtand. Ein leichter Schreck, eine reizende Bangigkeit würde das Herz jedes guten Verwandten ergriffen haben, wenn man ihm ſagte: »Sehen Sie dieſe Fenſter hinter den Bäumen, dieſes Licht, ſehen Sie jene Geſtalten, die weiblichen Köpfe — dort iſt nichts außer roſigen Wangen, ewig zärtlichen Blicken, ewig freundlichem Lächeln — dort ſitzt die Mutter und aus einem Zimmer ins andre flattern ihre Töchter....«

Es war das erſte Mal, daß ſie den Sommer in Moskau blieben. Sonſt pflegten ſie denſelben auf einem Gute in der Nähe der Stadt, und ſeit einiger Zeit im Petrowskiſchen Park zuzubringen. Aber zuletzt gefiel ihnen der Park nicht mehr!... Dazu kam, daß G*** wahrſcheinlich an die freie Luft, das einfache zwangloſe Leben in der Provinz gewöhnt, ſich recht ſcharf und mißfällig über den Park äußerte: »Ich bitte Sie, wie kann man da wohnen! Staub, Lärm, man muß in einem fort ſpazieren gehen oder Spaziergänger empfangen — iſt zu Hauſe wie auf der Straße, und was die Hauptſache, man trifft ganz beſtimmt Alle, die man Gott ſei Dank Jahre lang nicht geſehen.« Übrigens ließ ſich keineswegs behaupten, daß er ein Feind geſelliger Luft war. Im Gegentheil, nach der Proſa der Provinz gefiel ihm ſichtlich das gewiſſermaßen poetiſche Element des Reſidenzlebens. Fräulein Sophie hatte in einem Gefühle der Dankbarkeit etwas zur Vertheidigung des Petrowskiparkes fallen laſſen: ſie gedachte im Stillen an Tage vieler Triumphe und Kniebeugungen, an Tage, die ſich nicht ſo leicht aus dem Herzen verwiſchen; ſpäter aber entdeckte ſie plötzlich in ihrem Garten und ihrer Stadtwohnung ſo reizende Eigenſchaften, daß kein Park in der Welt dagegen hätte beſtehen können. »Wir thaten doch wohl, daß wir Ihnen gefolgt ſind« ſagte ſie heiter, unterhalb der Terraſſe am Eingang der breiten Allee ſtehend. Ihr weißes Kleid beleuchtete die untergehende Sonne, ihr Geſicht beſchattete ein aſtiger Baum. G*** lehnte ſich oben an die geöffnete Thüre und ſah das naive Mädchen an, das gar nicht Hehl hatte, wem ſie gefolgt, und wem zu Liebe ſie ihre Meinung vom Parke geändert. Die alte Fürſtin beſchäftigte ſich im Zimmer, fern hörte man Klavierſpiel. Es war ein Moment, der für Gäſte und für Den, welcher die Gäſte unterhalten ſoll, einer der ſchwierigſten iſt — es war gleich nach dem Eſſen. Allein G*** ſah aus wie Einer, der noch nüchtern iſt, etwa wie man um ein Uhr ausſieht, obgleich ſich dem Diner nichts vorwerfen ließ. Seine Züge ſchienen nicht einmal ſo ſinſter wie gewöhnlich; die Thätigkeit des Herzens belebte den etwas beſchwerten Körper. Er antwortete nichts, ſondern nahm nur die Cigarre aus dem Munde, hielt ſie einige Secunden in der Luft, blinzelte vor dem Rauch die Augen zu, und ſein gutmüthiges Lächeln erſchien. Auf ſeinem Geſichte lag ſo viel Glück, daß er auch die nichtsſagendſten Worte mit großmuthsvoller Theilnahme angehört hätte, daß die Fürſtin keine Bewegung machen konnte, der er nicht mit den Augen gefolgt wäre. Man ſah, daß er ſich ganz in den ſtillen Genuß des gegenwärtigen Momentes verſenkt, daß ihn keine Sorge drückte, kein Geſchäft ſeiner harrte, daß er nirgends hinzufahren, Niemand aufzuſuchen hatte, daß ihm nun den geſtrigen Tag nicht leid und vor dem morgenden nicht bange war. Ja, gewöhne man ſich nur, immer in ein und daſſelbe Haus zu kommen, ſo lebt man ſich zuletzt ganz darin ein!... Wenn in früher Jugend die Leidenſchaft durch Gewohnheit erkaltet, ſo wird dagegen in gewiſſen Jahren und nach manchen Stürmen die Gewohnheit zur Leidenſchaft.

Obgleich noch kein Vierziger, hatte er ſich doch ſchon in ſolcher Weiſe an dieſen Garten, an dieſe Familie gewöhnt, an alles, was hier geſchah und geſprochen wurde, ſogar an Jene, deren er hier überdrüſſig war. Erſt hatte ihn die Schönheit angezogen, erſt bot ſich ihm hier eine heitere Welt von Poeſie, in die er ſich vor trocknen Erinnerungen und harten Eindrücken flüchten konnte, dann feſſelte ihn die Freundlichkeit. In ſeiner Lage ſtand ihm das volle Recht zu ſich für gefährlich zu halten: er hatte daher erwartet, man würde ihn unter die Zahl der Bekannten mit allen Äußerungen höflichen Vergnügens aufnehmen, aber ceremoniöſer und kälter als einen Verheiratheten oder Armen; aber, ſetzte er voraus, man würde aus Rückſicht auf das ſtrenge Sittenurtheil und das Gerede der Leute ſich in einiger Entfernung von ihm halten, um nicht zu ihm in jene verwandſchaftlich-freundſchaftlichen Beziehungen zu treten, die man unter gewiſſen Umſtänden der Entwickelung eines erſprießlichen Gefühles im Manne unangemeſſen und hinderlich erachtet. Er irrte ſich. Gleich Anfangs fiel ihm der treuherzige Ton in der Familie auf. Man ſetzte ihn gleich in das

Digitized by Google

angenehmſte Verhältniß, benahm ſich gegen ihn ſo aufrichtig, ſo ohne Rückhalt, als hätte er ſeine ſämmtlichen Güter verpfändet. Wie er daher vom erſten Beſuche nach Hauſe kam, warf er ſich angekleidet aufs Sopha, ſtreckte ſich rücklings aus, ſchob die Hände unter den Kopf, und lag ſo drei Stunden da, nach der Decke blickend, bald rechts, bald links und oft mit ſchelmiſchem Lächeln ſich in die Lippen beiſſend. Man hätte denken mögen, es ſei ihm gelungen, Jemand zu täuſchen und ſich arm zu ſtellen. Die Fürſtin ließ ihren Töchtern volle Freiheit und beaufſichtigte ſie gar nicht mehr. Von den Erziehungſorgen ausruhend pflegte ſie an ihrer Arbeit zu ſitzen in vollſtändiger Sicherheit, in feſter Überzeugung, daß ſie ſich um kein Gefühl, keinen Gedanken, keinen Schritt ihrer Tochter zu ängſten brauchte. Nicht ohne beſonderes Vergnügen betrachtete ſie G*** bisweilen, und belauſchte dieſen Homeriſchen Seelenzuſtand. Er beſuchte nun die Familie faſt jeden Tag; die Mädchen liefen ihm entgegen. Fürſtin Sophie, nicht ſo ſtink wie ihre Schweſtern, ließ dieſe vorangehen, und folgte ihnen von fern, oder ſie gelangte kaum bis vor die Thüre des Gaſtzimmers. Manchmal verrieth ſie dieſelben und brachte ihm den Hut, den jene oft verſteckten. Sie war in ihrem Benehmen gegen ihn etwas zurückhaltender, nicht ſo viel, daß er gänzliche Kälte oder einen tiefdurchdachten Plan argwöhnen konnte, aber auch nicht ſo wenig, daß er nicht ein wahrhaftes und daher ängſtliches Gefühl hoffen durfte. Im Übrigen ward die Harmonie unter den Schweſtern nur ſelten geſtört. Nur ſelten unterſchied ſich Sophie von den Andern durch Langſamkeit des Ganges, durch Schweigen oder Zerſtreutheit. Bisweilen geſchah es, daß mitten in der lebhafteſten Unterhaltung mit dem täglichen Gaſt urplötzlich ein leichtes Wölkchen ſich über ihr Geſicht zog, ein dünner Schleier ihren Blick umwob, und zwei drei Worte des Freundes verloren gingen. G*** ward indeß über ſolche Unaufmerkſamkeit kein einzig Mal böſe; er ſetzte wahrſcheinlich voraus, daß Frauen manchmal Einen nicht hören weil ſie an ihn denken. Doch wie geſagt, das geſchah übrigens ſelten. Meiſt handelten die Schweſtern in wahrhaft ſchweſterlichem Einklang, und bildeten eine ſchöne Gruppe, auf die ein gleiches Licht fiel, die ein und dieſelbe Idee beſeelte. Alle waren gleich naiv und reizend aufrichtig und tugendhaft übereilt. Ungeachtet ihrer fremdländiſchen Bildung hatten ſie einen ächtruſſiſchen Zug bewahrt; ſie ſchieuen immer aus vollem Herzen zu ſprechen und ſich unbändig zu freuen. Aber das Rohe, das in ſolcher Freude liegt, das Kecke in ſolchem Herzensexauß nahm bei ihnen eine ſittigere zartere Form an. Sie bemäntelten ihre Fehler nicht, kümmerten ſich um keine Folgen, warfen ihre Worte mit kindlicher Sorgloſigkeit hin, lebten, wie wenn ſie nichts überlegten, wie in ewiger Inſpiration. Dieſer patriarchale, oder, wenn man will, ländliche Charakterzug hätte leicht die Gewohnheiten eines Mannes verletzt, der, indem er eine beſtimmte Lebensperiode durchging, ſich zu ſeinem eigenſten Leidweſen mit allem Conventionellen, allem Einſtudirten, allem heuchleriſchen Anſtand befreundet hatte. G*** würde gern Jedermann verboten haben, im Herzensdrange zu ſprechen, von ganzer Seele zu lachen, und hätte Jedem ſagen mögen: »Um Himmels willen, ſein Sie nicht aufrichtig gegen mich, verſchonen Sie mich mit Ihrer Offenheit, ich mag nicht wiſſen, was in Ihrem Herzen vorgeht, ich mag in keines Menſchen Seele blicken!« Aber hier, im Hauſe der Fürſtin geſiel ihm das, was ihm ſonſt zuwider war. Hier feſſelte ihn die Kindlichkeit, und er wurde ſelbſt zum Kinde. Wenn die Mädchen vor ihm lachten, ſcherzten, muthwillig waren, erlaubte er ſich ihre Stimmung zu theilen, geſellte ſich zu ihnen, lief mit ihnen im Garten herum. Bald drängten ſie ſich um ihn, bald liefen ſie auseinander, und die langſame Sophie blieb mit ihm allein. In der Regel aber erhob er ſich ſchwer, blieb ruhig ſitzen, und weidete ſich an dem Bilde dieſer Familie, das etwas Rührendes und Verzärtelndes hatte. Die lieben Weſen, die ſchwachen ſchutzloſen Geſchöpfe ſchimmerten vor ihm, drehten ſich um ihn, verwanden von ihm kein Auge. Er war das Centrum ihrer Bewegungen, der Magnet, dem ihre Worte zuflogen, an dem ihre Gedanken hafteten. Sie wußten nicht und erkundigten ſich nicht, wer er war, woher, wo er gelebt, was er gethan; ſie trauten ſeinem Blick, ſeinem Lächeln, ſie glaubten was er ihnen ſelbſt von ſich erzählte. G*** ſah, wie leicht er ſie hätte täuſchen, überliſten, berauben können, und ſank tiefer in den Seſſel, lehnte nachläſſiger ſein Haupt auf die Hand: ein Gefühl der Befriedigung, ein Gefühl der Macht, des Stolzes trat in ſeinen finſtern Zügen hervor. Indeß trübte oft eine Kleinigkeit dieſe Ruhe und Sicherheit, dieſe dämoniſche Gewißheit, man könne dem Andern ſchaden, und der Andere ſei wehrlos. G*** ließ bald in glücklichem Behagen ſich ganz gehen, bald nahm er, durch den unbedeutenſten, geringfügigſten Umſtand veranlaßt, eine ſteife Haltung an, zog die Brauen zuſammen, blickte ernſt drein....

Er ſtand, wie wir geſehen haben, oben an der Thüre, rauchte eine Cigarre, und betrachtete die junge

Digitized by Google

Fürſtin; das Geſpräch ſtockte. Ein contemplativer Zuſtand ertödtet das äußere Leben. Dem Mädchen wurde ſolch ſtummes Entzücken unbequem. Um dieſer Scene mehr dramatiſche Bewegung zu geben, eilte ſie die Terraſſe hinauf, trat an einen Blumenſtock, und begann von einem unſchuldigen Blümchen die Blätter abzupflücken. Doch konnte ſie dies nicht ſo ſehr beſchäftigen, daß ſie darüber Alles, was ſie umgab, aus den Augen verlor. Während ſie daher fortfuhr, etwas Schönes zu zerzupfen und zu verſtümmeln, warf ſie ein paar Mal einen Blick auf den Gaſt, und zwar jenen Seitenblick, von welchem wir im Beginn unſerer Erzählung geſprochen. Da ließ G*** die Cigarre ausgehen, raffte ſich aus ſeiner nachläſſigen Stellung auf, und ſtand auf einmal kerzengerade, als hätte ihm eine rauhe Stimme zugerufen: »Was thuſt du nur ſo verwandtenmäßig in dieſem Hauſe?« Ein ſeltſamer Glanz ſchimmerte vor ihm, die ſchönen Augen beleuchteten das Bild mit einem ganz andern, nicht alltäglichen Sinne. Der wunderbare, aber ſchreckliche Blick kam aus einer Frauenſeele. Darin zeigte ſich nicht mehr das naive, ſchwache, ſchutzloſe Geſchöpf, es war der Blick eines Weibes, die auch ſchon Vieles durchdacht, die nicht ohne Nutzen in der Geſellſchaft ſich bewegt, und nicht ohne Waffen unter den Menſchen iſt. G*** wandte ſich um, und in dem Augenblick wo ſein Geſicht von Keinem geſehen wurde, zog über daſſelbe der Ausdruck einer ſo bittern Reue, ſo tiefen Selbſtanklage: »Was iſt das? wo biſt du? warum gingſt du ſo weit?« ... Während er dieſe Gedankenrichtung verfolgte, griff er zerſtreut nach ſeinem Hut, wie wenn er es damit beſſer machte, zog die Handſchuhe an, und ſaß da, gerade als habe er ſich zur erſten Anſtandsviſite eingefunden. Niemand begriff dieſe Bewegung. Sophie ſah von ſern ſtaunend durch die Thüre; die Schweſtern ſtürzten mit Fragen auf ihn zu: »Was iſt Ihnen? was haben Sie?« — und konnten ſich gar nicht erklären, warum er ſo ceremoniös und, wie es ſchien, auf lange ſich hingeſetzt, während er ſich zum Gehen angeſchickt. Die alte Fürſtin — die begriff in der Regel alles, errieth die Urſache aller menſchlichen Handlungen, der wichtigen ſowohl als geringfügigen, und pflegte lächelnd zu ſagen: »Ein Hitzkopf, ein gutes Herz, abgemacht« — die alte Fürſtin legte die Nadel aus der Hand und ließ kein Wort fallen, ſie ſah nur G*** mit dem freundlichſten Lächeln an, wie wenn ſie ſchöne Verſe hörte, die ſie nicht verſtand. Da beſann er ſich, gab vor, daß er fort müßte, trat an den Stickrahmen, warf etwas Scherzhaftes hin, lachte und verſchwand.

4.

Ob dieſe Scene zur Unruhe und zu langer Familienberathung im Hauſe der Fürſtin Anlaß gab, wiſſen wir nicht. Am andern Tag zeigten ſich nicht die geringſten traurigen Folgen. G*** erſchien wie ſonſt, und der Empfang, der ihm zu Theil wurde, verwiſchte ſofort die Erinnerung an die unſchuldigen Blicke (wenn er eine ſolche überhaupt noch zurückbehalten), die ſein argwöhniſcher Charakter ſo ſchrecklich gedeutet.

Ihn hatte auf einmal, Gott weiß warum, der Wunſch angewandelt, umzukehren, ein Wunſch der in der Geſchichte der Menſchheit in der Idee eines goldenen Zeitalters ausgeſprochen iſt — doch wem von uns wäre nicht mitunter bange geworden vor der Gegenwart, wer hätte nicht bisweilen ſein gegenwärtig Thun verworfen, und ſich nach dem vergangenen geſehnt? wer hätte ſich nicht einmal geſagt: »warum komme ich nur in das verdammte Haus?« und hinzugefügt: »nun, ich will noch das letzte Mal hingehen!« Übrigens laſſen ſich ſeine Seltſamkeiten nicht mit denen des ganzen Menſchengeſchlechts vergleichen. Er war eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Es war ihm zur Gewohnheit, ja zur Nothwendigkeit geworden, im Kreiſe der jungen Fürſtinnen zu ſitzen, ſich mit ihnen zu unterhalten, ſie jeden Tag zu ſehen: gleichwohl erſchien er bei ihnen nicht mit der Ergebenheit eines Vergötterers, zeigte ſich nicht als blinder Anbeter, ſondern er ſtrebte nach der Ehre, ſie zu vervollkommnen, ſie auf den rechten Weg zu bringen, und ſpielte zu ſeinem Unglück die Rolle des Lehrers. Die Mädchen waren heitern Weſens, lachten, putzten ſich gern, ſprachen ohne ihre Geiſtesvermögen zu ſehr anzuſtrengen, und ſchon dadurch legten ſie, artig genug, keinem die Pflicht auf, ſie mit emſiger Aufmerkſamkeit anzuhören. Sophie war, wie wir geſehen haben, geſetzter, ihr Herz hatte ſchon manches gelitten; doch verdarb ſie nicht im Mindeſten den allgemeinen Familienzug. Wenn Jemand die frohe Sorgloſigkeit dieſes Hauſes trübte, das fortwährende Lächeln von den reizenden Geſichtern verſcheuchte, ſo war es G***. Er lief freilich im Garten mit herum, aber er brachte doch ein Element des Ernſtes herein, und trat den Gewohnheiten der Mädchen entgegen. Ehe ſie ihn kannten, hatte ſie nur Liebliches, Leichtes, nichts Unruhiges berührt: auf Bällen ein wenig getanzt, auf Spaziergängen herumgeflattert, eine Romanze geſungen, die man den andern Tag nicht mehr ſang, von Dingen geſprochen und gehört, von denen eine Minute ſpäter kein Bruchſtück einer Idee im Kopfe zurückblieb, noch der leiſeſte Nachklang im Ohre

Digitized by Google

— ſo führten ſie jeden Tag ein erneutes, friſches, wiedergebornes Leben, das die Reſte von geſtern nicht verunſtalteten. G*** hingegen mochte vorbringen was er wollte, alles hatte etwas Ewiges, Beſtändiges, immer erörterte er Fragen welche die Menſchen nie zu erörtern aufhören. Immer wußte er das Geſpräch auf einen lehrreichen Gegenſtand zu lenken, kam auf Bücher. Man hörte ihn, und wie es ſich von ſelbſt verſteht, unterbrach ihn nicht; beneidenswerthes Loos, vor jungen Fürſtinnen zu peroriren! ... Und um ſeinetwillen biegt ſich die zarte weibliche Natur nach allen Seiten. Mit ungewöhnlicher Seelengröße ſagen ſie ſich von allem los, was ihnen lieb geweſen, fahren beinahe nicht mehr aus, empfangen gern Beſuche, am liebſten aber bringen ſie die Zeit mit ihm zu, in dem unbegrenzten Glück des Familienkreiſes; ihre Zimmer füllen ſie mit Büchern, ſchlagen dieſelben auf und kommen in Verzweiflung. Denn G*** kritiſirt alles. Der Roman iſt ſchlecht, die Novelle iſt nicht des Leſens werth; franzöſiſche Bücher taugen gar nichts, engliſche müſſen es ſein — aber keine einzige der jungen Fürſtinnen verſteht engliſch. Man denke ſich ihre Verlegenheit, als er, von ſeinem eigenen Redefluß und dem fremden Schweigen hingeriſſen, ſich vor ihnen über Shakſpeare, Mozart ausließ, und ſchon nahe daran war auf Mendelsſohn-Bartholdy's Oratorien zu kommen! Solcher Mangel an Takt hätte eine ſtolze Seele empören müſſen; ein unabhängiges Herz hätte ſich gegen dieſe Reichen aufgelehnt, die ſich alles erlauben: aber was erträgt nicht die nachſichtsvolle Langmuth eines Weibes! Die Mädchen ließen bald die Köpfe ſinken, bald hoben ſie ſie in die Höhe; die alte Fürſtin zog die Nadel durch, und hielt inne! ... Nun wurde weniger gelacht und mehr geleſen, nun gingen ſie nicht mehr ſo viel aus einem Zimmer in's andere, ſondern ſaßen meiſt auf einer Stelle. Einmal warf G*** verſtohlene Blicke auf Sophien, die, das Haupt auf die Seite geneigt, ihn unverwandt anſah, und wie es ſchien, bei ſeinen Worten ganz Ohr war. Das Geſpräch drehte ſich um Dinge, die keiner Beachtung werth waren, zuletzt wurde etwas Engliſches erwähnt, eine engliſche Maſchine oder ein engliſches Pferd, gleichviel — genug Sophie richtete ſofort den Kopf empor, und machte eine Bewegung, wie wenn ſie ſich ſagte: »jetzt fällt's mir ein!« Darauf berührte ſie in zarteſter Weiſe ein kleines Büchlein, das neben ihr auf dem Tiſche lag, hob leiſe, leiſe mit zwei Fingern den prächtigen Umſchlag, warf einen Blick hinein, und ſagte munter, ohne Angſtlichkeit und ohne die mindeſte Koketterie im Tone:

»Wollen Sie mir meine engliſche Lection abhören?«

— »Wie? engliſche?« — fragte G***, indem er Alles vergeſſen zu haben ſchien, wovon die Rede war. »Nehmen Sie denn ſchon lange Unterricht?«

Die junge Fürſtin ſagt' es ihm, gab genau die Zeit an, aber bei dieſen Worten verlor ſich ihre Herzhaftigkeit. Sie ſchlug die ſchönen Augen nieder, und ihre Wangen färbten ſich hochroth. G*** ſchrieb das gewiß der Schüchternheit zu, der Angſt vor ſeiner tiefen Kenntniß des Engliſchen, und berechnete nicht und merkte nicht, daß Sophie nach ihrer Angabe juſt an dem Tage zu lernen angefangen, als er ihr zuerſt mit den Engländern zugeſetzt. Wenn ihn ſein elendes Vierzigergedächtniß nicht verlaſſen hätte, ſo würde er dieſen gefühlsvollen Feinſinn, dieſe aufmerkſame Zärtlichkeit ſich noch mehr zu Herzen genommen und noch glücklicher gelächelt haben. Die Lection wurde hergeſagt; Sophie recitirte einige Verſe, und G*** betrachtete ſie voller Staunen, wie eine Schönheit, die uns die Überzeugung nimmt, daß wir ihrer werth ſind, wie ein Talent, an das ſich unſere Phantaſie nicht wagt. In ſo kurzer Zeit der Junge Engliſch abquälen zu lernen, und bis zu ſolcher Vollkommenheit — das war allerdings ein ſtarker Beweis von Liebe, einer auf den man ſich ſchon verlaſſen konnte.

Als G*** an jenem Abend nach Hauſe fuhr, war er ganz beſonders zu aſtronomiſchen Beobachtungen geſtimmt. In ſeinen Wagen ſich hinſtreckend, warf er den Kopf zurück, und hob die Augen muthig gen Himmel. Aber er ſah ohne alle Andacht auf die Sterne, bald da, bald dorthin; kein einziger machte ihn nachdenklich, als wüßte er ſchon alles, verſtände alles, und fürchtete weder Raum noch Zeit.

5.

Die Literatur verdrehte den jungen Fürſtinnen dermaßen die Köpfe, daß ſie in G*** zu dringen begannen, er möchte ſie mit einem ihm ſehr befreundeten ruſſiſchen Autor bekannt machen. Welch lobenswerthe Aufmerkſamkeit gegen die vaterländiſche Literatur! Wie ſchön iſt's von jungen Fürſtinnen geleſen zu werden! G*** wollte indeß nicht gleich auf ein flüchtiges Wort hin, auf einen Wink von weiblicher Hand ſeinen Freund mitbringen. Dadurch ſollte derſelbe, wie man ſich leicht denken kann, mehr Gewicht erhalten, die Mädchen ſollten daraus entnehmen, daß ein Ruſſe ſo gut ſei wie ein Franzoſe, was von ſelbſt die Entwickelung des Nationalſinnes und eine Leidenſchaft zu vaterländiſchen Er-

Digitized by Google

zeugniſſen fördern mußte, die ſich übrigens bei Sophien ſchon in ziemlich gefährlichen Symptomen zu äußern anfing. G*** zögerte; aber man wollte ſeinen Freund durchaus haben. Es war nicht mehr möglich, der neuen Richtung der Fürſtinnen entgegen zu treten, die ſich auf eine edle Neigung zu ruſſiſcher Lectüre gründete: die Vaterlandsliebe beſiegt alle Hinderniſſe, und ſo wurde denn auch der Autor endlich gebracht. Kaum trat er in dieſes zauberiſche Haus, ſo war der erſte Gegenſtand, der ihm in die Augen fiel und gleich an's Herz griff — ſein Werk, ein auf's Klavier, an die bemerkbarſte Stelle hingeworfenes Buch, nicht aufgeſchlagen, aber wie es ſchien, unbarmherzig zerleſen. Wer erriethe unter ſolchen Umſtänden nicht, daß dies Täuſchung, Vorbereitung, Abſicht ſei — und doch, wo gibt es einen Schriftſteller, in deſſen Geiſte nicht der Gedanke aufſtiege, daß er vielleicht wirklich mit ſolchem Eifer geleſen werde! Der Autor ließ ſeinen Blick über das Buch hingleiten, heftete ihn an die Decke, blinzelte eine lange Zimmerreihe an, und ſagte zu ſeinem Freunde mit dem Gefühle eines Kenners, im Architektentone: »Welch' ſchönes Haus!« Dieſe leere Phraſe, dieſe Äußerung eines angenehmen Eindrucks wirkte auf G*** mächtig. In ſeinen Bewegungen war etwas Seltſames bemerkbar, wie wenn er den Gaſt bei ſich aufnähme, und mit rechter Hausherrneitelkeit für jeden Seſſel beſorgt wäre. Aber er hatte nichts zu fürchten. Alles ſtand an ſeinem Platz, und in Allem zeigte ſich eine beſondere Harmonie. Die junge Fürſtin war, wie abſichtlich, noch reizender als ſonſt gekleidet, und erlaubte ſich im vollen Glanze ihres Geiſtes, ihrer Schönheit, ihres Geſchmackes zu erſcheinen. Vor G*** beſchied ſie ſich ein wenig, ſtellte mehr ihre Schweſtern in den Vordergrund, that keinen Schritt, um ſie nicht zu verdunkeln, und legte fortwährend aus eignem Antrieb, in einem Gefühl von Selbſtaufopferung ihrer Macht Zügel an. Der Beſuch des Autors aber änderte dieſes weiſe Verfahren, und trieb ſie auf die ſündige Bahn der Eitelkeit. Jetzt machte ſie ihre Rechte geltend, und hörte auf, die Übrigen zu ſchonen, jetzt behauptete ſie den Vordergrund des Bildes. Als daher der Schriftſteller eintrat, merkte er gleich nach den erſten Worten mit derjenigen, die als die Frau vom Hauſe paradirte, daß nicht hier die Macht, das Centrum des Salons war, und ſich im Zimmer umſehend, wandte er ſich unwillkürlich zu Sophien; ſein Inſtinkt leitete ihn zu der Hauptperſon, zu der ächten Gewalt, die ein Geſchenk von obenher, und kein Zugeſtändniß leerer Convenienz iſt.

G*** war großmüthiger und ließ ſich bei der Schwäche nieder. Er ſetzte ſich zur alten Fürſtin, und begann ſie zu bitten: .... »Um Himmels willen, Fürſtin, machen Sie ſich's zur Regel, keinen Türken zu ſticken .... Ein Türke zu Roß, ein Türke zu Fuß, ein Türke am Fenſter... Was haben Sie nur für aſiatiſche Neigungen!« ....

Sie ließen ſich in ein gelehrtes Geſpräch ein, während der Autor das höchſte Glück erfuhr, das einem Menſchen nur zu Theile werden kann. Die junge Fürſtin (hier müſſen wir uns Sophien und ihre Schweſtern zuſammendenken) ward ängſtlich, trotzdem daß ſie das reizendſte Kleid anhatte, daß ihre Wangen im ſchönſten Roth blüheten, und ihre Situation die vortheilhafteſte war. Von einer Seite nämlich ſtand neben ihr ein ganz mit Epheu umrankter Gitterſchirm, von der andern Blumenſtöcke, und aus dieſem Grün, aus dieſem Wohlgeruch blickte ſie mit ihren wundervollen Augen hervor, zeigte ſich etwas verwirrt, ſprach undeutlich. Der Autor, wie man ſich denken kann, begriff dies gar wohl. Die Nähe eines ausgezeichneten Geiſtes, des Talentes, des Genies, ängſtet ungemein.

Welch' eine gelobte Stätte in Moskau, an die er ſich hier verſetzt ſah! ... Aus Herzensgüte nahm er zu verſchiedenen Mitteln ſeine Zuflucht, um nicht zu lange ſchrecklich zu bleiben, und die Angſt, die ſein Erſcheinen einflößte, zu mildern. Nachdem der erſte Moment vorüber war, ſchlug er ſeinerſeits die Augen nieder, und leitete Geſpräche ein, von denen eines leerer als das andere, um nur ja die liebliche Fürſtin nicht zu ſehr anzuſtrengen, ſich zu ihr herabzulaſſen und eine völlige Nichtbeachtung ſeiner Größe zu zeigen. G***, wie ſehr er in Betrachtungen über die Stickerei vertieft war, entging doch auch das nicht, was in der andern Ecke des Zimmers geſchah. Er bemerkte den Eindruck, den ſein Freund hervorgebracht, und unterhielt ſich mit der alten Fürſtin heiterer denn jemals, lachte von ganzem Herzen. O, es iſt angenehm, unendlich angenehm, eine glänzende, uns theure Fürſtin vor einem Manne ängſtlich zu ſehen, der keine andern Vorzüge hat, als das Wort und den Gedanken! Doch das war nur der Anfang. Man führte den Autor über die ganze Stufenleiter befriedigter Eigenliebe. Erſt ſah er ſein Buch, dann Ehrfurcht, dann ließ man ihn fühlen, bis zu welchem Grade er ſeine Weltmanier und Gewandtheit des Benehmens beſitze, wie leicht er Jeden ermuthigen und zu ſich erheben könne. Nach und nach erlangte die junge Fürſtin ihre gewöhnliche Faſſung, begann zuſammenhängender zu ſprechen und blickte muthiger auf. Das Allmälige in dieſem Übergange von

Digitized by Google

Furchtſamkeit zur Beherztheit war ſo natürlich, der Einfluß des Autors auf dieſe verſchiedene Stimmung ſo augenſcheinlich, daß Keiner an G***'s Stelle neben der alten Fürſtin ſitzen geblieben wäre. Er aber erlaubte ſich nur von fern eine gewiſſe Beobachtung, ſpähete, ob ſich nicht der Kritik einige Nahrung böte. Seine Eigenliebe war in fortwährender Bewegung, und bei alle dem ſchien er ſehr zufrieden, freute ſich über Sophien, und es fiel ihm gar nicht ein, daß ſeinem Freunde auch nur auf einen Augenblick ein ſündiger Gedanke beikommen könnte. Was das betrifft, kann man bei Schriftſtellern ruhig ſein. Der erſte Beſuch dauerte länger als es ſich gehörte, das Geſpräch wurde lebendiger und gründlicher als es ſich ſchickte. Dieſe Wendung gab demſelben Sophie, welche hierbei Gelegenheit hatte, vor dem neuen Gaſte mit den Schätzen ihrer Erziehung zu glänzen. Es wurde ihr nicht ſchwer, ihn zu blenden. Erſtlich, wie es ſich verſteht, ſprach ſie franzöſiſch beſſer als unſere ſämmtlichen Literaten, und das wirkt auf dieſe ungemein, ſo wenig ſie es auch Wort haben wollen. Folglich dachte er ganz gewiß im Grunde ſeines Herzens: »Mein Gott, wie ſpricht ſie franzöſiſch!« ... Dann las die Fürſtin alles, alles was nicht geleſen zu werden braucht, mithin kam er nothwendig zu dem Schluß: »Mein Gott, wie unſere Damen gebildet ſind!« ... Endlich kannte ſie mehrere Sprachen, d. h. ſie konnte ſie ſprechen. Das mußte ihm vollends Widerwillen gegen die Männer einflößen, beſonders gegen ſeine Collegen, die gleich den Engländern nur verſtehen, aber nicht ſprechen. Die Schönheit, die liebliche Stimme, der Blumenduft und die prächtigen Meubles vollendeten den Zauber. Der Schriftſteller blieb lange, die Gegenſtände des Geſpräches riſſen ihn in eine Fluth von Poeſie hin: er war in ein Haus gerathen, wo Alles Muſik, Verſe, unſchuldige Liebe zu den ſchönen Künſten und unüberwindliche Leidenſchaft für Bücher athmete.

»Mein Gott, wie biſt Du glücklich!« rief er ſeinem Freunde entgegen, als dieſer gleich nach dem Beſuche zu ihm anfuhr, und kaum eingetreten war. Ein etwas indiscreter Ausruf, da G*** ihm zwar dies und jenes von ſeinen Beſuchen bei der alten Fürſtin erzählt, aber nichts weiter vertraut, weder ſeine Schwäche noch ſeine Abſichten geſtanden, und dieſes Geheimniß den Autor nicht mehr anging. Allein dieſer war noch in voller Gluth, und vermochte nicht länger ſich ſchweigend zu verhalten, wie wenn er nichts vermuthete. Schwebte ihm noch das Buch auf dem Klavier vor, oder erholte ſich ſeine Seele wirklich an dieſer neuen Fürſtentochter von allen älteren Fürſtentöchtern, genug, er ging in poetiſcher Erregtheit im Zimmer auf und ab. G*** nahm an dieſer Aufregung nicht den geringſten Antheil, lächelte wie ein alter Mann über einen Jüngling, der ſich erbitzt, ließ ſich nieder, ohne den Hut abzulegen, und begann entweder zu ſcherzen oder die aufrichtigſte Herzensmeinung ſeines Freundes auszuforſchen.

— »Was iſt denn da für Glück? Ich ſehe nichts Beſonderes.«

G*** fing ſehr eifrig eine Cigarre zu rauchen an. Der Schriftſteller blieb ſtehen.

Jener hatte den Anſchein einer unzugänglichen Feſtung, dieſer, von kleinem Wuchs und lebhaftem Temperament, glich einem Streifzügler, der um nichts und wieder nichts auf dem Felde herumſprengt.

»Wenn Du je zu heirathen geſonnen biſt, ſo mußt Du die junge Fürſtin heirathen. Der Himmel hat kein beſſeres Weib für Dich geſchaffen ... Thu' mir doch den Gefallen und hör' auf zu rauchen!«

G*** lachte, und rauchte ruhig fort.

— »Was redeſt Du mir nur ſo zu? Geſetzt, ich laſſe mich von Deiner Beredtſamkeit rühren, ſo iſt's damit noch nicht abgemacht. Woher biſt Du denn ſo gewiß, daß ich ihr gefalle, und wie willſt Du Dich deſſen verſichern?«

»O, was das betrifft, ſo kannſt Du ruhig ſein. (Der Schriftſteller hatte es gern, daß man von ihm ſagte, er beſitze eine merkwürdige Kenntniß des menſchlichen Herzens.) Bevor ich ſie geſehen, dachte ich, daß es Dir ſchwer fallen würde, die Wahrheit zu erfahren, weil Dich Jede gern heirathen wird, weil Du und Deines Gleichen doch Euern Reichthum mit etwas erkaufen, zu unſeren Gunſten doch auf etwas verzichten müßt. Und, dachte ich, gehört wenigſtens die weibliche Aufrichtigkeit, uns bleibt wenigſtens das Vergnügen, anzuhalten und einen Korb zu bekommen —«

G*** nahm den Hut ab, ſein Geſicht verſchwand faſt im Rauche. Der Schriftſteller fuhr fort:

»Doch ich habe ſie geſehen, lieber Freund, an ihr wird aller Skepticismus zu Schanden! Mit Unrecht behauptet man, daß ein prüfendes Auge Lug von Wahrheit, eine ſchöne Seele von einer hinterliſtigen nicht unterſcheiden kann. Das Herz ſträubt ſich gegen einen ſolchen Gedanken. Es gibt gewiſſermaßen verrätheriſche Blicke, es gibt reine Töne in der Stimme, die man nicht erkünſteln kann. Was ſind das auch für barbariſche Meinungen! Man lehrt das Weib von Jugend auf lügen und ſich verſtellen, und hernach wirft man ihr vor, daß ſie nicht immer aufrichtig iſt! Sieh doch

Digitized by Google

nur wie ſie liebenswürdig, wie ſie froh iſt, wenn ſich ihr die Gelegenheit bietet, wenn der Unglücklichen geſtattet wird, zu offenbaren, was ſie auf dem Herzen hat. Die junge Fürſtin ſpricht ſo ſchnell, daß ſie gar keine Zeit hat, ihre Worte zu wägen und zu überdenken. Glaube mir, das ſieht man gleich, daß bei ihnen im Hauſe kein ſolcher Ton herrſcht; ihnen gegenüber wird man muthiger, fühlt ſich freier, wohler. Aus Höflichkeit ſuchte ſie während der Unterhaltung mit mir ſich den Anſchein zu geben, als ſei ich in dieſem Moment die Hauptperſon, und konnte es nicht. Ihre Blicke wandten ſich unwillkürlich zu Dir, ihr Ohr lauſchte, ob Du nicht etwas ſagteſt, ihr Geiſt kämpfte mit den geſellſchaftlichen Anforderungen. Dieſer Kampf läßt ſich nicht erkünſteln, das erlernt man nicht, und am wenigſten iſt ſie dafür geſchaffen, ſie ſieht gar nicht ſo aus, und welche Bildung! «... Der Schriftſteller erſchöpfte ſeine Phantaſie in Lobſprüchen auf die junge Fürſtin, und ging zuletzt ſoweit, daß er ſagte: »Ich weiß wahrhaftig in ganz Moskau keine zweite! « Das war nun allerdings eine kleine Übertreibung; man denke doch: wie ſollte ſich in Moskau keine zweite finden laſſen!

G*** erhob ſich heiter, als habe er erlaugt, weshalb er hergekommen, und entgegnete raſch aber ohne die leiſeſte Unruhe: »Du haſt Dich in ſie verliebt! «

»Bitte Dich, laß das Scherzen, wenn es ſich um etwas Ernſtes handelt. Mein Gott, was könnt Ihr für ein Haus machen! Ihr könnt ja alles Gebildete um Euch verſammeln; Reiſende oder ſonſt intereſſante Menſchen wird man unbedingt bei Euch finden müſſen: eine Menge Bücher, muſikaliſche Soiréen, feine Diners — Diners, ich bitte Dich, vergiß mir ja nicht — ſämmtliche Journale... ach, Freundchen, heirathe, thu' mir die Liebe, heirathe! «...

Ich habe mich nur darum über den Schriftſteller ſo weitläuftig ausgelaſſen, weil er ſeit der Zeit der gute Geiſt Sophiens ward, und ihr reichlich die Aufmerkſamkeit vergalt, die ſie in ſeiner Perſon der ruſſiſchen Literatur erwieſen, namentlich aber das Wohlwollen, deſſen ſie ihn gewürdigt, indem ſie ſein Buch auf's Klavier gelegt. Er hatte eine ſchwere Aufgabe. Unaufhörlich mußte er ihr die gute Meinung des Freundes wieder erobern, obgleich ſie nicht das Geringſte that, wodurch ſie zu irgend einem beleidigenden Argwohn Veranlaſſung geben konnte. Doch was half's! Das war nun einmal ihr Loos. Nur nicht ganz gerade geblickt, ſo war ſie ſchon ſchuldig, und G*** fuhr zu ſeinem Freunde und trat in's Zimmer mit vollwichtigen Schritten, ganz wie die Statue des Gouverneurs zum Mahle Don Juans. Hörte er irgendwo in einem Salon, auf der Straße, in einem Laden, daß man in irgend einem Hauſe, welches die Vorſehung mit Töchtern geſegnet, ſich um Jemand Mühe gebe, ſo mußte in Folge eines leeren Gerüchtes, einer unverbürgten Gerüchts, einer Verleumdung, der arme Schriftſteller um ſeinen Schlaf kommen. G*** fand ſich nämlich noch ſpät bei ihm ein, blieb bis drei Uhr Nachts, ſprach von weiter nichts als von dem Unglücklichen, der verlockt wird, und ſah zum Schluſſe der Unterhaltung ganz elend aus, härmte ſich ab aus lauter Theilnahme für einen fremden Mann. Nun aber legte ſich der Sturm, der fortwährend ſich in ſeiner Seele erhob, weit ſchneller. Er kämpfte nicht mehr allein gegen ihn an, im Innerſten ſeines Herzens, — der Freund mit ſeinen roſigen Gedanken half ihm denſelben beſiegen. Das Haus der Fürſtin wurde ihm mit jedem Tage unentbehrlicher und angenehmer. Seine arge Phantaſie mißdeutete nicht mehr ſo oft das Benehmen Sophiens; nicht mehr ſo oft mäkelte an ihr ſein mißtrauiſcher Verſtand. Seit einiger Zeit war ſie etwas blaſſer geworden — oder richtiger geſagt, das Roth auf ihren Wangen wurde noch feiner, noch zarter. Ihre blühende Geſundheit, ihre kräftige Conſtitution hatte auf eine für's Auge angenehme Weiſe gelitten in Folge der fortdauernden Ungewißheit über ihr Schickſal, in Folge jener erſten Aufregungen, wie ſie gleichermaßen mit wahrer Liebe und mit der krankhaften Erwartung verbunden ſind, mit welcher man dem Ausgang eines begonnenen Unternehmens entgegenſieht. G*** kam nach wie vor, und noch immer äußerte er ſich gegen Niemand, nicht einmal gegen den Schriftſteller, in welcher Abſicht, zu welchem Ende. Die häufigen Beſuche gaben Hoffnung, das vernichtende Stillſchweigen benahm ſie wieder. Das war nun ſo die Laune des Reichen, der ſich nicht die Mühe gab zu überlegen, daß man denn doch einen raſchen Entſchluß faſſen müſſe, daß er für die frohen Augenblicke die er im Kreiſe einer reizenden liebenswürdigen Familie genoß, dieſer vielleicht mit geheimen Qualen vergalt, und jedenfalls der Klatſchſucht ſchon die ſattſamſte Nahrung bot. Was während der Zeit in der Seele der alten Fürſtin und ihrer Töchter vorging, iſt unbekannt. Ihre Gedanken, ihre Pläne, ihre ſtillvertrauten Beſprechungen blieben ein Räthſel für den Neugierigen. Ob ſie dort, in ihren innerſten Gemächern ſich ängſteten oder freueten, in Verzweiflung kamen oder auf die Güte Gottes hofften, weinten oder lachten — das wußte Niemand. Aber Keiner konnte ſo harten Herzens ſein, um nicht ſelbſt von fern an ihrer Lage

Digitized by Google

Antheil zu nehmen. Es verſteht ſich, daß die Welt ſie wegen der Beſuche G***s förmlich zerriß: aber darein miſchte ſich doch auch etwas Menſchenliebe. Viele bedauerten, daß er, allem Anſchein nach, nicht geſonnen ſei zu heirathen, während der alten Fürſtin ſtündlich der völlige Ruin ihres Vermögens drohte. Morgen wird Sophie nicht mehr im neuen Wagen ausfahren können, morgen wird ſie vor Gram vergehen, aus getäuſchter Liebe hinwelken, morgen wird irgend ein Bartruſſe von dieſem prächtigen Hauſe Beſitz nehmen, die Kettenhunde loslaſſen, und die Pforte ſchließen. Da übrigens Meinungen über Vermögensumſtände ſehr oft irrig ſind, ſo weiß ich nicht, in wiefern dieſe Beſorgniſſe gegründet waren. Auf jeden Fall war G*** ſchon durch ſein moraliſches Gefühl verpflichtet, mit ſeiner Perſon die Unvorſichtigkeit ſeiner tagtäglichen Beſuche zu entgelten, ſelbſt wenn die Hand Sophiens nicht der Gegenſtand ſeines unausgeſetzten Nachdenkens geweſen wäre. Zum Glück trat ein Zeitraum ein, in welchem nichts von jenen Kleinigkeiten vorfiel, die ihn verſtimmen oder aufregen konnten. Er erſchien bei der Fürſtin mit heiterem Geſichte, unterhielt ſich mehr als ſonſt mit Sophien, und trat in's Gaſtzimmer mit ſo entſchiedenem Schritt, daß man nicht umhin konnte, zugleich vor Freude zu erheben und vor der männlichen Dreiſtigkeit zu erſchrecken: in ſeinen Augen blitzte der Schlußgedanke, auf ſeinen Lippen ſchwebte ſchon das kühne Wort. Die alte Fürſtin flüchtete vor Angſt hinter die Stickerei, zwei ihrer Töchter entfernten ſich, vierhändig Klavier zu ſpielen, und nur die Eine blieb. Jeden Augenblick mußte man erwarten, daß er ſich für den Retter dieſer Familie erklärt, welcher dies Haus für ſinnige Ballfreunde bewahrt, und die Fürſtinnen zur Lehre für andere Fürſtentöchter erhält. Jeden Augenblick mußte man ſich verſehen, daß er Hand und Herz anträgt, wie's Brauch und Sitte iſt, und nun wird in hergebrachter Ordnung das Heirathsgut aufgehäuft, beginnen die zärtlichen Ergüſſe, die ſüßen Reden, die reichen Geſchenke, welche die ewige Weisheit des Menſchen eingeführt, und bis zum Hochzeitstage nimmt im Herzen der Braut und des Bräutigams die Liebe unglaublicher Maßen zu — aber ganz unvermuthet kam ein geringfügiger Umſtand dazwiſchen, welcher den natürlichen Gang der Sache änderte, und ihr eine unerhört abnorme Wendung gab.

6.

Ich ſagte oben, daß die Fürſtin Beſuche empfing. An manchen Abenden verſammelte ſich bei ihr eine kleine, aber angenehme, d. h. muntere Geſellſchaft. Die Töchter des Hauſes belebten die Gäſte und theilten ihnen ihre Liebenswürdigkeit mit. Da aber Liebenswürdigkeit eine Inſpiration, ein lyriſcher Seelenzuſtand iſt, und ſomit kein dauernder ſein kann, ſo machte ſich auf dieſen Soirées gleich das Bedürfniß nach etwas Poſitiverem fühlbar. Bei uns erſetzt man Liebenswürdigkeit ſehr glücklich durch Kartenſpiel und Tanz. Das Klavier oder die Geige erklang — und Jeder und Jede wurden erträglicher, geſcheiter, lebendiger. Die Fürſtin mied alte Leute; wohin man ſich bei ihr umwandte, überall Jugend, überall ewiger Frühling. G*** war faſt der einzige Repräſentant des Herbſtes, weshalb er denn auch damit anfing, daß er ſich von einem Stuhl auf den andern ſetzte, und keinen paſſenden Platz fand zwiſchen dem Grün und den Roſen des Lebens. Doch wurde auch er in den Tanz gezogen. Es herrſchte ſo viel Freiheit, ſo wenig Ziererei, daß Sophiens Schweſtern wie zu einem Bruder auf ihn zugehüpft kamen, und ihn lange umrauſchten, während Sophie von fern ſie mit Blicken, Lächeln, mit ihrer ganzen Seele aufmunterte. G*** wich den Bitten der Mädchen, wählte aber Sophien nie zu ſeiner Tänzerin, ſondern zu ſeinem vis-à-vis im Contre, und die zweite Tour, die er mit ihr zu machen hatte, tanzte er vorzüglich. Die zweite Tour war ſein Triumph. Das reizende Weib theilte ihm ihre Kunſtfertigkeit mit. Sie ſah ihn ſo begeiſternd an, näherte ſich ſo würdevoll, entſchwebte ſo leicht, daß auch er ungleich ätheriſcher ward als gewöhnlich. G*** trug nach dem Contre die Überzeugung davon, daß er gut getanzt, und dieſes Bewußtſein ſeines eignen Werthes hatte den ganzen Abend Einfluß auf ſein Benehmen. Er lachte, ſcherzte, und fing nun von freien Stücken, aus Luſt und Liebe zur Sache, wieder zu tanzen an. Seiner frohen Stimmung machte die Mazurka ein Ende. Mazurka hatte er ſeit einiger Zeit aufgegeben: ſomit aus der Zahl der handelnden Perſonen ausgeſchloſſen, trat er auf die Seite, und ſah ſtill aus irgend einer Ecke zu. Aber man holte ihn aus jeder Ecke hervor. Unaufhörlich wurde er gewählt, und zwar nicht mehr von den Fürſtinnen allein (in der Mazurka haben die Damen freien Willen) ſondern von allen, bei denen das Herz ſchlug, die Füße ſich bewegten. Einem Andern wäre das angenehm geweſen; er zog die Brauen zuſammen, ſein Geſicht verfinſterte ſich immer mehr und mehr: gewiß ſchrieb er dieſe unſchuldige Bevorzugung der Verdorbenheit, der Entſittlichung des Jahrhunderts zu, denn er riß ſich zuletzt von Sophien los, trat in die andern Zimmer, ſtellte

Digitized by Google

ſich an die geöffnete Thür, ſah unverwandt hinaus, weg aus dieſem verzauberten Hauſe, und barg ſein Geſicht in das Dunkel des Gartens. Doch außer der Mazurka hinderte ihn noch ein anderer Umſtand, ſich ungetrübten Glückes zu erfreuen. Das war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, nicht häßlich von Anſehen, friſch, gewandt, meiſterhaft gekleidet. In ſeiner Haltung und ſeinen Manieren gab ſich ſo viel Dünkel, ſo viel Nachahmung des modernen Cynismus und dabei eine ſolche Fülle von Kraft kund, daß es Einen unwillkürlich verdroß. Er hatte manches geſchrieben, manches drucken laſſen, kam man aber mit ihm auf irgend ein Buch zu ſprechen, ſo ſagte er, daß er nichts leſe; fragte man ihn: »Der Aufſatz in der Zeitung war von Ihnen?« ſo verzog er das Geſicht, und murmelte mit hochmüthiger Geringſchätzung hin: »Kleinigkeiten, dummes Zeug, ich beſinne mich nicht mehr drauf.« Brachte man dagegen die Rede auf Handel und Politik, ſo überwallte er von Verſen, lockte in Poeſie auf, begann irgend ein ſchönes Motiv zu ſingen, und man mußte ſich ſchämen, ſich mit dem Lebensplunder abzugeben, in Staatsintriguen zu verſumpfen Angeſichts eines Mannes, der von Kunſt phantaſirt und in Melodien ſich berauſcht. Was aber beſonders die geſetzten Moskauer in Harniſch brachte, und den Neid der ehrgeizigen Jünglinge erregte, war die Art, wie er neben einer Dame ſaß: er ließ ſich ſo ruhig wie möglich im Seſſel nieder, ſtreckte die Beine aus, neigte ſich ganz nahe zu ihr hin, und flüſterte und lächelte Gott weiß worüber. Eine gewiſſe Unverſchämtheit des Benehmens, die von Vielen für die neueſte Mode gehalten wird, für den ächten Zeitgeiſt, für ein herrliches Bruchſtück von Paris, verlieh dem jungen Manne ein verführeriſches Anſehen, und nach den Phyſiognomieen der Damen zu ſchließen, langweilte man ſich gar nicht mit ihm. Fürſtin Sophie begegnete ihm kalt, indeſſen ſpöttelte G*** bei jeder Gelegenheit über ihn mit ganz beſonderm Vergnügen. Wenn beide bei der alten Fürſtin zuſammen kamen, ſo ſchwieg der Eine fortwährend, der Andere dagegen ſuchte deſto mehr zu ſprechen, und ſchien ſich zu ärgern, daß jener ſchwieg; der Eine entfaltete alle Schätze ſeines Geiſtes, der Andere ſah zum Fenſter hinaus, pflückte ein Blümchen, ſang etwas vor ſich hin, drehte ſich um, und fuhr nach Hauſe. Der junge Mann war nicht reich, man hörte nicht, daß Jemand nach ſeiner Freiheit trachete; des Morgens machte er Toilette, den Abend tanzte er, und lebte ſolchergeſtalt zu ſeinem Vergnügen und Andern nicht zum Nachtheil.

Auf einer dieſer Soiréen erlaubte ſich G*** das erſte Mal mit Sophien zu walzen. Als ſie einmal herumgetanzt, zeigte ſich auf dem Geſichte der Mutter eine Freude und in den Augen der Schweſtern eine Theilnahme, die man nicht ohne beſonderes Mitgefühl ſehen konnte. Hier äußerte es ſich in vollem Maße, bis zu welchem Grade ſie Alle Eine Seele waren, und ſolche Eintracht unter Familienmitgliedern iſt außerordentlich rührend. G*** mochte bei dieſem wichtigen Schritte ängſtlich geworden ſein, er dachte vielleicht, daß nach dem Walzer das Heirathen unmöglich ſei, oder geſchah es geradezu aus übeverſtandener Höflichkeit — kurz, er umſchlang die Taille der Fürſtin nicht dreiſt genug, kam ihr nicht genug nahe, und drehte ſich mit ihr durch den Saal ohne jene Gluth, die man von einem verliebten und mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe zum erſten Mal wälzenden Manne erwarten ſollte. Sophie ward unzugänglicher für alle übrigen Cavaliere. Keiner von denen, die nachher mit ihr tanzten, konnte ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Sie würdigte kaum einer Antwort, und auch das flüchtig, ohne ſich umzudrehen. Vieles, was man ihr auf's Lieblichſte ſagte, hörte ſie gar nicht, und hatte den Anſchein, als rächte ſie ſich endlich durch dieſe Nichtbeachtung für das, was ſie früher in der Geſellſchaft erlitten. Dieſes ſtrenge, ſtarre Weſen verlieh ihrer Schönheit noch mehr Macht und Herrſchaft. Sie war gleichſam unantaſtbar. Nicht für dieſe leichten, gefühlloſen Herzen, die von allen Enden des Salons ſie zwecklos umflatterten, hatte ſie von Gott das herrliche Weiß und Roth, den reizenden Blick erhalten. Übrigens waren ihre Züge breiter, ihre hellen Augen belebt, und ihr Geſicht ſtand im Widerſpruch mit ihrem kalten Benehmen. Es ſchien als hätte ſie ſich ein ſchweres Gelübde aufgelegt, die unſchuldigen Ausbrüche der Jugend, den Drang, ſich zu vergeſſen, und alle poetiſchen Reizungen zurückzuhalten.

Je weniger Sophie zugänglich ward, deſto mehr wurde es G***. Der geſetzte Engländer verwandelte ſich auf einmal in einen flatterhaften Franzoſen. Er war in fortwährender Bewegung, ſprach in Einem fort, agirte unabläſſig, und in dieſen Abweichungen von ſeinem Charakter war ihr Einfluß unverkennbar. Überall beobachteten ſie einander, überall hatten ſie einander im Sinne, wie wenn für ſie allein die Kerzen brannten, für ſie allein die Muſik ſpielte, und der Duft aus dem Garten hereinwehte.

»Ich habe eine Bitte an Sie, Fürſtin,« ſagte ihr G*** leiſe, als ſie, zum Souper gehend, neben ihm ſtehen blieb.

Sophie trat näher zu ihm heran.

Digitized by Google

»Ich muß mit Ihnen allein ſprechen — kann ich's morgen?«

Sophie ſchlug die Augen nieder.

»Ich bitte Sie nur um eine Viertelſtunde.« G*** kam wieder in ſeinen urſprünglichen Zuſtand. Finſter ſtand er da, und nur ein zärtliches Lächeln bürgte für die guten Vorſätze ſeines Herzens. Er bat um eine geheime Zuſammenkunft mit ſo viel Würde, mit ſo edlem Ton der Stimme, daß man ſie ihm unmöglich verweigern konnte.

— »Kommen Sie recht früh,« ſagte ſie haſtig, und erröthete. Sie wurden ſogleich geſtört. Sophie eilte in's andere Zimmer, drückte der Schweſter, die ſie juſt traf, die Hand, warf einen Blick auf ihre Mutter und ſetzte ſich hinter einen ſolchen Damentiſch, an den kein einziger Mann herankommen konnte.

Es ging luſtig und ziemlich lärmend zu, am meiſten aber lärmten Sophiens Schweſtern. Sie ſprachen viel und eilig, als glaubten ſie nicht alles erzählen zu können, was ihnen an dieſem Abend begegnet, und obgleich ſie auf G*** ſahen, der ſchweigend ihnen zur Seite ſaß, machten ſie ſich doch nicht im Mindeſten dies Beiſpiel der Beſcheidenheit und der Ruhe zu Nutze. Selbſt die alte Fürſtin am Ehrentiſch, an dem gewöhnlich die Fremden zu ſitzen kommen, und wo eine gewiſſe Zurückhaltung im Geſpräche beobachtet wird, gerieth dergeſtalt in's Reden hinein, daß wenn ſie keine Haube aufgehabt, man ſie beinahe für eine ihrer Töchter hätte nehmen können. Das Souper bringt die Leute einander näher; beim Souper fühlen ſich die Herzen mehr zu einander hingezogen, iſt mehr Brüderſchaft auf Erden.

Viele drängten ſich in den Vorſaal. Sie hatten nichts mehr zu thun, das Souper war zu Ende. Andere dagegen ſahen ſich mit einem gewiſſen dunkeln Verlangen und mit leuchtenden Geſichtern an. Wohin, wozu wegfahren?

In den Gaſtzimmern bildeten ſich mehrere Gruppen. Die Muſik ertönte von Neuem. Nur zwei, drei Paare walzten noch, aber ſie walzten raſcher, feuriger. Keiner ſchonte ſeine Toilette mehr, noch ſeine Friſur, während einige Stunden früher Keiner geglaubt hätte, daß er an ſie nicht denken würde. Der geordnete Theil der Soirée war vorüber, nun trat der ungeordnete ein. Jetzt ſagt wohl Jeder, was er auf dem Herzen hat, und handelt nach ſeiner innerſten Überzeugung. G*** zog ſich in die entfernten Zimmer zurück. Sophie ſtand im Hintergrunde des Salons, nahe am Ausgang, gab Jemanden das Geleite, und erwartete etwas. Zerſtreut drückte ſie den Fortgehenden die Hand, wandte ſich langſam bald da, bald dorthin und ſah zum Fenſter hinaus. Es wehte ſie kühl an, und von der Friſche der Sommernacht wurden ihre Nerven nur gereizt. Die Wangen brannten ihr, die Augen blickten ſchmachtend umher. That es ihr leid, von ihren Freunden auf unbeſtimmte Zeit Abſchied zu nehmen nach dieſem langen Abend, an welchem ſie ſich ſo anſtandsvoll bewegt? Fühlte ſie das Bedürfniß nach einem Augenblick der Unbeſonnenheit und Freiheit? . . . . .

Plötzlich erſchien der junge Mann, von welchem oben die Rede war. Er ſchritt langſam aus einem der Gaſtzimmer herein, blieb nachläſſig ſtehen, ließ ſeine Augen ſtolz im Saale umherſchweifen, erblickte Sophien, und fuhr auf. Sie ſahen einander an. Der junge Menſch legte ſeinen Hut ab, und flugs war er neben der Fürſtin, winkte den Muſikanten, daß ſie raſcher ſpielten, und flog mit ihr dahin. Der Boden ſchwand ihnen unter den Füßen, ſie tanzten Bruſt an Bruſt, ihre Gedanken, Gefühle, Wünſche floſſen in dieſem Wirbel zuſammen, gingen in dieſer ungebändigten Bewegung auf. Der Arm des Mannes hielt die Fürſtin ſo mächtig umſchlungen, ſchwenkte ſie ſo kräftig herum, ſo raſch, ſo leidenſchaftlich . . . ſie aber entriß ſich dieſer Umarmung nicht, ihre leichten Füßchen ließen ſich nicht auf das Parquett nieder, ſondern berührten es kaum; ihr Haupt wandte ſich nicht unwillig ab, die Fürſtin hatte keine Angſt, die Fürſtin murrte nicht, die Fürſtin erfuhr die gierigen Blicke, duldete den heißen Athem — es war ein Moment der Kraft, der Gluth, des Selbſtvergeſſens, ein Durchbruch des Herzens. Sie flogen einige Male in weiten Kreiſen herum, und blieben endlich ſtehen. Sie wankte. Ihre Schweſtern nahmen noch an der Thüre von den Fortgehenden Abſchied, der Saal war faſt leer, die Muſik verſtummte. Das Erſte was Sophie that, war, daß ſie ſofort nach der entgegengeſetzten Seite blickte. Sie erhob die Augen, und wurde todtenblaß, ſei es aus Müdigkeit oder aus Schreck. Dort, ihr gegenüber, mitten in der Thüre ſtand wie feſtgewurzelt der Beurtheiler jedes ihrer Worte, jedes Schrittes, und des vielleicht zu raſchen Walzers. Er ſtellte ſich vor die lange Reihe der kerzenhellen Zimmer, und ſelbſt von fern konnte man die ſtrenge Beobachtung auf ſeinem finſtern Geſichte nur zu deutlich wahrnehmen. Man ſah, daß dieſer Mann mit etwas Ernſtem beſchäftigt war, daß die Bilder einer verdorbenen Phantaſie an ihm vorüberzogen, daß er ganz gewiß die verſchiedenen Arten zu walzen verglich, einen vierzigjährigen Walzer mit einem fünfundzwanzigjährigen. Sophie betrachtete ſeine überhangenden Brauen, ſeine zuſam-

Digitized by Google

mengepreßten Lippen: wo war das gutmüthige Lächeln, wo jene vielbedeutſamen Worte, die er vorhin in ſo edlem Tone zu ihr geſprochen? Er denkt nicht mehr daran, denkt nicht mehr an ihr fortwährend bedachtſames Weſen, an die unzähligen Beweiſe ihrer Zärtlichkeit, er hat Alles vergeſſen, worin ſich das Erfinderiſche des weiblichen Sinnes, die Begeiſterung des weiblichen Herzens kund gab; er hat Alles, Alles einem augenblicklichen Eindruck geopfert! Er lächelte nicht mehr, rührte ſich nicht, bat um nichts. Seine Züge waren in einem gewiſſen ſchrecklichen Ausdruck erſtarrt. Mit ihm in einem Zimmer, ihm gegenüber ließ ſich nicht mehr von Glück noch von Liebe noch von — Ordnung der häuslichen Angelegenheiten träumen. Er begreift den harmloſen Muthwillen nicht, er entſchuldigt nicht den Augenblick der Hingeriſſenheit, er hat keine Nachſicht mit der Jugend!

Sophie konnte ſich kaum von der Stelle bewegen. Bleich, ohne ein Auge von ihm zu verwenden, trat ſie leiſe zu ihm hin. Noch hatten ſich nicht Alle entfernt, Der und Jener war noch geblieben, um Alles zu bemerken, Alles zu verdammen und morgen in der ganzen Stadt herumzutragen. Doch was war dieſe Angſt gegen die Macht, die ſie hinzog! Das Zimmer ward größer, länger; der Fürſtin mochte die Kraft verſagen, bis zu ihm zu gelangen. Sie näherte ſich langſam, ohne umzublicken, ohne Jemand zu fürchten, ſie ſah nur ihn allein. Nur er konnte alle ihre Gedanken verſtehen, ihr in's tiefſte Herz dringen, er war in Folge des verhängnißvollen Walzers im Stande ein Verbrechen herauszuwühlen. So nahe als möglich trat ſie an ihn heran, neigte das Haupt zurück, und mit rührendem Ausdruck, mit einem Ausdruck der lauterſten Reue hob ſie die Augen zu ihm empor. Dieſe Augen baten um Gnade, ohne eigentlich zu wiſſen, warum, dieſe Augen ſprachen: Was kann ich dafür, daß Sie nicht ſo ſchnell walzen? Doch glauben Sie nicht, daß ich mich rechtfertigen will; nein, ſelbſt wegen der ſchönſten Regungen meines Herzens, wegen der edelmüthigſten, ſittlichſten Handlung bin ich bereit mich anzuklagen — Alles iſt ſchlecht, abſcheulich, Alles, was Ihnen mißfällt, erkläre ich ohne das leiſeſte Murren für ein großes Verbrechen!

»Kommen Sie morgen zu uns?« fragte ſie ihn.

—»Ich komme, Fürſtin,« erwiederte G***, wobei er ſich nicht höflich genug umdrehte, und abermals wie verſteinert ſtehen blieb. Der junge Mann unterbleibt ſich heiter und lebendig mit einer Dame; man ſah von fern ſeine glühenden Wangen, ſein im Wirbel des Walzers aufgelöſtes Haar, er kümmerte ſich nicht um Liebe noch um Eiferſucht, er forſchte nicht nach Wahrheit, argwöhnte keine Heuchelei, er befand ſich ohne Weiteres in einer ſeligen, jubelvollen Stimmung. G*** warf wieder einen Blick auf Sophien. Noch freute ſie ſich nicht über ſeine Antwort, noch ſtand ſie da, wie zuvor, ihre Seele vor dem harten Richter beugend. Ihr ſchönes Kleid hatte unter den Aufregungen des Abends ſeine urſprüngliche Friſche verloren, und der Blumenſtrauß war in einem Zuſtande, in welchem er ſicherlich nicht geweſen, als ſie ihn angeſteckt.

— »Ich komme ganz gewiß,« wiederholte G*** im Tone eines Menſchen, von dem man nicht recht weiß, ob er mit einem Andern oder mit ſich ſelbſt ſpricht. »Warum ſollte ich denn nicht?« ſetzte er hinzu, immer noch wie mit irgend einem Geſpenſte redend. Die letztern Worte ließen Sophien das Taktloſe und Unverſtändige ihrer Frage fühlen. In der That, warum ſollte er nicht kommen? Hatten denn ihre Beziehungen in wenigen Secunden ſich ſo gänzlich verändert? Hatte er denn einen eigentlichen Grund auf die erbetene Viertelſtunde zu verzichten? Mußte er denn ... doch wie ließe ſich alles aufzählen, was man zuweilen durchdenken kann, während man aus dem Saale tritt!

Kaum war G*** fort, ſo ſtürzten Mutter und Schweſtern auf Sophien zu.

(Beſchluß folgt.)

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Stuttgart, im Auguſt.

[Ein Trauerzug und ein Feſtzug; das Kannſtätter Volksfeſt; das neue Theater; eine neue Zeitung.]

In der Nacht des vierten Auguſt fand hier die feierliche Beiſetzung des Herzogs Adam von Würtemberg ſtatt. Eine große Menſchenmenge wogte ſchon eine Stunde zuvor durch die mit Militärſpalieren eingefaßten Straßen, um den Conduct mitanzuſehen, der von Ludwigsburg kommend langſamen Schrittes bei dem flackernden Licht der Fackeln, dem Geläute aller Glocken und dumpfer Grabesmuſik vom Königsther bis zum Portal der Stiftskirche hin ſich bewegte, wo die Königl. Familiengruft den ehernen Mund zu ſeinem Empfange geöffnet hatte. Einige ſchwere Regentropfen die eine vorübereilende Wolke niederſchüttelte, mögen wohl die einzigen Thränen geweſen ſein, die auf den ſammtenen, mit Orden und ſoldatiſchen Inſignien geſchmückten reichen Sarg fielen. Ruhe ſeiner bald vergeſſenen Aſche! — Welch einen wohlthuenden Gegenſatz bildete das zwei Tage darauf folgende Feſt! Wiederum tiefen

Digitized by Google

die Glocken, Muſik erklang; aber es waren fromme Pſalmen des Dankes, denn der erſte Fruchtwagen der heurigen Ernte ſchwankte hochbeladen und bunthekränzt mit dem Sinnſpruch: Gott iſt getreu! durch dieſelben Straßen, begleitet von allen Schulen, Vereinen und Behörden unſerer Hauptſtadt. Dem Wagen voraus ritt auf einem kräftigen Landpferde der Eigenthümer des Korns und des Gefährtes. Möchten ſieben Jahre kommen, ihm ähnlich, es wären ſieben fette! — War bei jener nächtlichen Beſtattung nur alles Feyn und leeres Gepränge geweſen, ſo gab ſich hier ein warmes überſtrömendes Gefühl kund, und wahrlich mit dem vollſten Rechte, denn wie aus dem reichſten Füllhorn ſcheint der Segen über unſere Fluren ausgegoſſen zu ſein, ſo ſtrotzen Feld und Bäume. Möchte das Thor das eine trübe ereignißſchwere Zeit abſperren ſoll, feſt ins Schloß fallen und wir vorſichtiger und klüger einem drohenden Uebel bei ſpäteren Tagen in guter Friſt vorbeugen! — Ein Miniſterwechſel, mit welchem man ſich längere Zeit hier herumtrug und noch trägt, der als faſt gewiß ſchon in öffentlichen Blättern beleuchtet wurde, iſt bis jetzt noch immer nur Gerücht geblieben. Die bekannte Beſonnenheit unſeres Monarchen wird das Rechte zu ergreifen wiſſen. Nach höchſter Entſchließung ſoll dieſes Jahr wegen andanernder Theurung das bekannte Kannſtädter Volksfeſt unterbleiben. Es iſt dies eine Beſtimmung die das Bedauern Aller hervorruft; denn die drei Tage, die faſt jedesmal von dem ſchönſten Wetter begünſtigt waren, vermißt Jeder ungern. Es war ſo erquickend, das bunte luſtige Treiben auf dem grünen ſchwellenden Raſengrund des herrlichen Neckarthales, mit Muſik und Spiel, landwirthſchaftlicher Ausſtellung und Wettrennen. Der ſchwäbiſche Volkscharakter zeigte ſich hier ſo unvermiſcht in den lederhoſigen Bäuerleins, deren Haar mit dem Dottergelb ihrer Hoſen wetteifert, und wie manchmal wurde das rauſchende Seidenkleid einer ſtolzen Dame von dem ſemtäglichen Putze einer ſtrammen Schwarzwälderin übertreten! Man will in dem Ausfall des Feſtes mehr eine Rückwirkung der Maiereſſe als eine Rückſicht auf den Gottlob überſtandenen Mangel wahrnehmen. — Das Theater wird am 1. September wieder eröffnet und zwar mit Goethes Egmont. Möchte der alte Herr von Weimar von dieſem Tage an unſrer Bühne als Schutzpatron beſtimmt ſein, um alles Mißliche, Anfeindung und Trägheit von ihm fern zu halten: ein Amt dem er mit ſeiner bekannten Unnahbarkeit vortrefflich verſtehen könnte. Hoffentlich wird die Intendanz die Rührigkeit der letzten Monate nicht nur feſthalten, ſondern noch mehr entwickeln; denn durch die endliche Gewinnung einer erſten Liebhaberin und des Herrn Meixner, den Sie wie ich höre nur ungern verloren haben, wären neue Kräfte genug vorhanden um jeder andern Hofbühne die Spitze bieten zu können. —

Im Laufe des September wird hier eine neue Zeitſchrift in großartigem Style erſcheinen: der Neckarbote aus und für Wirtemberg, deſſen Feuilleton Auguſt Lewald redigiren ſoll. — ?.

Aus Wien.

[Die letzte Sitzung der Akademie, Hr. Endlicher iſt in allen Fällen geeſ! das Brigittenauſeß, der Hammer von eberem.]

Der Wiener nimmt gewöhnlich ſehr wenig Antheil an Politik, und die Wiener Zeitung und der „Beobachter" ſtrengen ſich eben nicht ſehr an, dieſen Geſchmack zu ändern, denn außer einigen Ernennungen, Avancements und Ordensverleihungen bringen beide höchſt ſelten politiſche Neuigkeiten des Inlandes. Dem Wiener iſt daher das deutſche politiſche Kannegießern ein ganz fremdes Element. Das Leſen der Allgemeinen Augsburger Zeitung, oft mehrere Tage nach ihrem Erſcheinen, benhigt vollkommen ſeine Neugier um die Ereigniſſe des Auslandes; und geht in ſeinem Vaterlande etwas vor, oder wird von der einen oder von der andern Behörde eine Veränderung oder ein neues Geſetz beſchloſſen, ſo erfährt er es nicht früher, bis es ihm die Placate an den Stadtthoren erzählen. Wozu auch das Volk erſt fragen, ob es ihm recht und nutzlich iſt! — Bei dieſem Mangel aller frühern Veröffentlichung politiſcher Neuigkeiten, ſo wie bei der ungeheuern Kluft zwiſchen den Salons öſtreichiſcher Diplomaten und der Manſarde öſtreichiſcher Literaten iſt es erklärlich daß die Wiener Correſpondenten von Allem eher als von öſtreichiſchen politiſchen Tagesneuigkeiten ſprechen; bis ſie es bringen, iſt es alt; und ſelbſt die officiellen Nachrichten der Allgemeinen Augsburgerin ſind ſo lakoniſch daß gewöhnlich die Correſpondenz aus China oder Aegypten mehr Raum einnimmt als die Nachrichten des in dieſem Blatte ganz hintangeſetzten Oeſtreichs. — Wird aber doch eine politiſche Neuigkeit früher laut, oder geſchieht gar eine nützliche Neuerung, ein zeitgemäßer Fortſchritt, da unterhält es den Wiener mehr als alle Polemik, Stadtſcandale oder witzige Pasquille, da gibte kein dankbareres Publikum als Wien; es kann ſich tapfer wochenlang mit dem Fortſchritte unterhalten, er läßt ja die Gewährung vieler ſeiner gerechten Wünſche ſtehen. Dieſes Nichtintereſſiren um die Politik des Vaterlandes iſt alſo beim Öſtreicher nicht Theilnahmloſigkeit; der Sinn wäre ſchon da, aber er wird nicht ausgebildet, — au contraire! — Viel Steff zur Theilnahme gab die allerheimlichſt gezeugte und dann plötzlich geborene Akademie der Wiſſenſchaften. Fehlt auch Manches daran, man nahm das Inſtitut allgemein anerkennend und dankbar an. Das Wirken eines Vereins ſolcher ausgezeichneter Männer wird alſo gewiß von größtem Nutzen für die Wiſſenſchaft ſein. — Der Anfang aber, das Anſchließen und Abſondern der Mitglieder, der Austauſch ihrer Ideen über die Grundelemente und Verfaſſung des Inſtitutes, überhaupt die Geſchichte deſſelben iſt für Alle von höchſtem Intereſſe. So ward in der letzten Sitzung die wichtige Frage verhandelt: Werden die Werke, Preisſchriften ꝛc. der Akademiker einer Cenſur unterworfen ſein oder nicht? — Voll Feuer, aber auch voll Würde und edelſter Geſinnung ſprach der Präſident H. v. Hammer gegen die Cenſur. Wie lächerlich wäre es auch, die Werke ſolcher gelehrten Männer von denen Viele hohe Staatsämter bekleiden, dem Urtheile von Cenſurbeamten zu unterwerfen welche nicht nur weit niederen Amtsrange ſind, ſondern über welche auch die Meiſten der Akademier eimborragoho an Wiſſen, Talent und Geſinnung empor ragen.

Auf die Bemerkung Herrn Baumgärtners, daß man wohl Mittel hätte Alles was man veröffentlichen wollte auch ohne Cenſur drucken zu laſſen, proteſtirte H. v. Hammer aufs entſchiedenſte; auch keine Haarbreite ſolle vom Geſetze abgewichen werden; aber der Staat ſei dem Vereine ſeiner edelſten Geiſter dieſe Würdigung ſchuldig, ihn nicht geiſtig bevormunden zu wollen. — Es iſt überflüſſig zu bemerken das faſt alle Mitglieder dem Präſidenten beiſtimmten. Ausnahme hiervon

Digitized by Google

machten Baron von Hügel, Regierungsrath von Prechtl und Bibliothekar Ferdinand Wolf. Die Akademie hat in Letzterem die Censur in ihrer Mitte.

Als Intermezzo dienten die Verhandlungen über Öffentlichkeit der Sitzungen und wegen des Druckes der in den Versammlungen gehaltenen Vorträge. Zu diesem Zwecke bewarb sich der Herausgeber einer hiesigen Zeitung um die Actuarstelle der Akademie. — Als eifrigster Gegner jeder Öffentlichkeit trat Hr. Endlicher auf. Hr. Endlicher war ursprünglich der naturwissenschaftlichen Section beigegeben, trat aber bald, ohne einen Grund anzugeben, zur philologischen Abtheilung über. Einige naturwissenschaftliche Freunde Endlichere hatten schon früher öffentlich versichert, derselbe sei ein großer Naturforscher. Die Philologen sprachen also gläubig nach: die Natur ist groß und Herr Endlicher ist ihr Prophet. — Bald darauf versicherten einige philologische Freunde Hrn. Endlichers, Hr. Endlicher sei ein großer Sprachforscher. Die Naturforscher sprachen also, da sie eben Hrn. Endlichers chinesische Stammtaire angekündigt sahen, eben so gläubig nach: China ist groß und Hr. Endlicher ist sein Prophet.

Wäre Hr. Endlicher noch in der naturwissenschaftlichen Abtheilung der Akademie, bei den Kräutlern wie sie die Wiener scherzend nennen, so hätten wir diese Furcht vor der Veröffentlichung seiner Vorträge nur für Bescheidenheit gehalten; nun aber Hr. Endlicher unter die Philologen gegangen ist, so finden wir diese heftige Weigerung unerklärlich; denn die Furcht vor einer Gentrirte seiner chinesischen Vorträge wäre denn doch ein bischen übertrieben.

Die Verwunderung nahm also kein Ende. Alle hielten sonst ihren Endlicher für äußerst liberal, er hatte sich so oft dafür ausgegeben und nun diese Verschanzung der bureaukratischen Heimlichkeit! Übrigens wurde für jetzt nichts entschieden, da die Stimmen mehrerer abwesenden Akademiker erst eingeholt werden müssen. —

Sonst herrscht hier Regungslosigkeit, wie sie jede große Stadt während eines heißen Sommers befällt. Eine kleine Abwechslung brachte das Brigittenauer Fest. Wien hat weiter kein Volksfest; denn der erste Mai wird nur mit neuen Equipagen, neuen Moden und der unmenschlichen Sitte gefeiert daß einige herrschaftliche Läufer, trotz des Antithierquälervereins, im Prater um die Wette laufen müssen; Equipagen, Moden und Läufer sind aber nicht die Wappen des Volkes. In frühern Jahren zeigte sich auf der großen Brigittenau an diesem Festtage das Wiener Publikum in seiner ganzen gutmüthigen Fröhlichkeit, in seiner ganzen herzlichen ächt österreichischen Gemüthlichkeit. Jetzt ist es anders geworden; gelassen und ernst, fast Berlinisch anständig, gehen, sitzen und trinken die Leute. Der Schauplatz selbst ist auch verändert worden; die Bäume, in deren Schatten die Väter sich an ihrer „Heurigen" gelabt, sind umgehauen; auf dem Platze wo früher die ungebundenste Heiterkeit herrschte, werden prächtige Wohnhäuser aufgebaut. Die kleinen Fürstlichschen sind verdorben; wer sein Geld in Hazardspielen vergeuden will, mag in der kleinen Lotterie oder auf der Börse spielen. Die Magier und Zauberer locken nicht mehr, sie haben ihre Künste zu oft gezeigt, das Volk hat sie oft genug bezahlt und kennt schon ihre Kunststückchen. Der Hanswurst und das Kreuzertheater machen ebenfalls schlechte Geschäfte; der arme Bajazzo — er ist all geworden und stimmt uns eher mitleidig als heiter. —

Das Volk ist ernster geworden! Natürlich, es ist kein Kind mehr, es lacht nicht mehr ohne zu wissen warum, und nicht mehr so laut und nicht mehr so oft; es wird bedächtiger, es sieht in die eben nicht klare Zukunft, und schon die Gegenwart ist mit ihren hohen Steuern und mit ihren neuen Darlehen drückend und schwer. Die drei Barone Rothschild, Eskales und Sina könnten etwas davon erzählen. Die Luft ist schwühl, die Nebel hängen tief, es grollt ein ferner Donner. — Die Wiener gehen zwar noch gerne zu jener Stelle, wo sie früher mit ihren Muttern so lustig waren, als ihr Vater im jugendlichen Übermuthe sich den freudigsten Hoffnungen hingaben, als sie aus der Völkerschlacht heimkehrten und Deutschlands Vernichter besiegen geholfen und ehrlich mitgefochten hatten. Sie dachten damals, — ihr Lohn könne, dürfe nicht ausbleiben! Es lächelt das gute Volk daß es so kindisch gläubig war; wie es die Leute auslacht, die auf dem Grafe tanzen und sich aus einem Fasse Gulden- und Thalerwein einschenken lassen. Das großjährig gewordene Volk sept sich wieder auf seinen Zeifelwagen und läßt sich sind nach Hause fahren und seufzt. Der rubige Hummer ist weg, ein geduldiger Geist ist in das Volk gefahren. Das Phlegma ist verschwunden — der Spiritus ist gekommen! Z.

Aus Berlin, d. 12. August.

(Der Polenproceß, Mieroslawski's Rede.

Der Antheil am Polenproceß ist im hiesigen Publikum in der letzten Zeit auf eine außerordentliche Weise gewachsen, und zur einige ausgezeichnet hervorgetretene Persönlichkeiten unter den Angeklagten herrscht gegenwärtig hier eine Sympathie welche sich während der Sitzungen selbst in dem Zuschauerraum auf eine unverhohlene Weise ausspricht, und die auch durch den in der hiesigen Berichterstattung vielleicht absichtlich accentuirten nationalen Deutschen-Haß der Polen nicht vermindert wird. Die zweite, in französischer Sprache gehaltene Vertheidigungsrede Mieroslawski's ließ im ganzen Gerichtssaal einen ungeheuern Eindruck entstehen, wie wir denselben noch kaum in irgend einer Weise erlebt haben. Einen gewaltigeren Darsteller hat die große Nationaltragödie der Polen noch nicht gefunden. Mieroslawski bildete in seiner Rede das ganze Unglück seines Volkes, das welterschütternde Pathos der polnischen Nationalverzweiflung und Nationalhoffnung, gewissermaßen mimisch ab. Die donnernden Ausbrüche des Zorns und Unwillens, womit er alle gegen Polen begangenen Perfidien zurückwies, wechselten ab mit den sanftesten, von Thränen erstickten Klagen um sein „schönes, süßes, heiliges Polen." Zuweilen war im Saal nichts als das Flüstern dieser großen Polenklage und das zuftimmende Schlachzen der übrigen anwesenden Angeklagten hörbar. Der Zweck seiner Rede war eigentlich eine innere moralische Rechtfertigung der polnischen Revolution, wobei er alle Anklagen gegen den preußischen Staat, dessen festgestellte Verhältnisse von vorn herein alle Absichten auf ein Revolutiniren hätten aufgeben lassen, in Abrede stellte. Mit Begeisterung schwang er aber die Anklageacte in seiner Hand empor, und nannte sie le livre d'or de la democratie polonaise. Merkwürdig waren seine Ausführungen, womit er die Beschuldigung communistischer Tendenzen in der letzten polnischen Revolution zurückwies. Er behauptete, niemand

Digitized by Google

wisse was Communismus sei; dies Wort bedeute für die heutige Zeit vielleicht das was im Mittelalter Magie, Zauberei, Geldmacherei bedeutet hätten. Nicht die Polen sind die Communisten, rief er aus, vielleicht sind es aber Diejenigen welche die Güter der polnischen Nation unter sich getheilt haben! — Wie wir hören, hat Mieroslawski seine Rede nachher im Gefängniß vollständig niedergeschrieben, vielleicht auch zum Schluß noch weiter ausgeführt, da er durch das „il faut finir" des Präsidenten zuletzt unterbrochen wurde und dann nur noch summarisch einzelne Punkte zusammenfassen konnte. — Man hofft diese Rede in franzöſiſchen Zeitungen gedruckt zu lesen. In einer Mittheilung durch die deutsche Presse möchte sie sich allerdings nicht eignen. — Wenn man die eminente Persönlichkeit Mieroslawski's betrachtet, so begreift man daß er zu einer hohen herrschenden Stellung in den etwa aus der Revolution hervorgegangenen neuen Nationalzuständen ausersehen war. Sein Urtheil ist mit dem seiner nächststehenden Angeklagten bereits gesprochen, jedoch noch ein Geheimniß der Richter, da sämmtliche Erkenntnisse erst am Schluß der Verhandlungen zusammen ausgesprochen werden sollen. Bisher hat nur eine einzige Freisprechung stattgefunden, nämlich die des Decan Anton Zietsdorf, der auch sofort der Haft entlassen worden ist. Seine Freisprechung wurde aus dem Zuhörerraum mit einem lauten Jauchzen begrüßt. (✻).

Aus Detmold.

[Ein Buch über die Zukunft des Christenthums.]

Unter den vielen Stimmen die in dem Labyrinthe religiöser Meinungen und Bekenntnisse, in dem großen und ernsten Kampfe um die rechte Wahrheit und die derselben würdigste Form laut werden, sind wir in diesen Tagen einer neuen Erscheinung begegnet, die wir mit Recht als eine der edelsten, was die Gesinnung und die Energie mit der sich dieselbe ausspricht, als eine der geistvollsten, was die Schärfe der Auffassung und die Tiefe und Gründlichkeit der Darlegung betrifft, der Aufmerksamkeit des deutschen Volkes, dem sie gewidmet ist, empfehlen können. Es ist dies ein (bei Leske in Darmstadt erschienenes) Buch: „Die Zukunft des Christenthums, seine Wahrheit, seine Verkehrung und seine Wiedergeburt durch Freiheit und Liebe, dem deutschen Volke gewidmet." — Der Verfasser hat seinen Namen nicht genannt, doch tritt uns auf dem Rahmen seiner Schrift eine Persönlichkeit entgegen, die mit der Tiefe des Denkens und der Unerschrockenheit eines scharfen kritischen Geistes jene Wärme des Herzens vereinigt, die die Wahrheit auf dem Wege sucht wo sie allein zu finden ist. Und gewiß kann der Verfasser das Zeugniß für sich in Anspruch nehmen, wie er es am Schlusse des Buches thut, daß er ehrlich und ohne Rückhalt geredet habe. Solche Ehrlichkeit, solche Offenheit thut Noth in dieser Zeit wo die ersten, die theuersten Interessen unseres Volkes auf dem Spiele stehen und eine beruhigende Wendung von dem Weltgeiste, der die Geschicke der Völker lenkt, erwarten. Und gewiß, kein edler Werkzeug in der Hand des Weltgeistes als ein Manneswort, das frei und kühn die Binde abzureißen wagt von den Wunden und Gebrechen der Zeit, da eine gründliche Heilung nur erfolgen kann, wenn man das Übel gründlich kannte. Aber nicht allein das Wort des Zorns, der Strafe und der gerechten Rüge, auch die edle Mäßigung ist ihm gesellt, die fern von aller Parteisucht nur das ewige Ziel in's Auge faßt und tausendmal lieber die Wege der Liebe geht als die des Zorns. — Das Buch wird vielen Mißverständnissen ausgesetzt sein; wer es aber mit liebendem Verständniß prüft, der wird bekennen müssen daß sich darin eine Anschauung des Christenthums, oder der „christlichen That" wie es dort vorzugsweise genannt wird, ausspricht, die im Geist und in der Wahrheit seinen erhabnen Stifter aus der Fülle des reinsten Gefühles zustrebt. Die ganze hier entfaltete Ansicht ist kein schwärmerisches idealisirendes Aufbauen einer auf Erden unmöglichen Vollkommenheit, aber sie ist der feste Glaube an eine Verwirklichung des Ideals, der Zuversicht daß Schönheit und Liebe im weitesten Sinn keine leeren Träume poesiereicher Stunden sind, daß sie eine Zukunft auf Erden haben. Die Entwicklung dieser Übergangszeit ist praktisch, einfach, tüchtig und nichts weniger als phantastisch. Der Verfasser sagt: „Unser Glaube ist Hoffnung, er ist auch Demuth. Wir machen den unbestimmten unendlichen Fortschritt nicht zu einem Popanz vor dem wir in Faulheit knieen; vielmehr suchen wir ein rechtschaffen Stück Wahrheit zwischen Himmel und Erde zu erarbeiten und einen tüchtigen Schacht in ihre Tiefe zu graben. Aber wir erkennen in der Gegenwart den mächtigen Aufschwung, erkennen in der Geschichte daß bei jeder Wiedergeburt der Menschheit ungeahnte Kräfte hervorbrechen und der Reichthum größer wird mit jedem Augenblick. Wir zagen nicht vor der Vielheit und unendlichem Mannichfaltigkeit der Kenntniße, denn die Menschheit weiß zu ihrem Maße zurückzukehren und je größer und reicher, desto einfacher wird es zuletzt auch, in dem Vielen faßt der Geist doch jedesmal die Einheit. Wir sind demüthig im Bewußtsein der menschlichen Kraft, demüthiger jemehr wir erkennen. Das muß hier gesagt werden, weil aus diesem ehrlichen und tiefen Respekt vor aller menschlichen Schöpfung klar wird: wie die freie Kirche sich zu der heiligen Schrift verhält. Sie erklärt nicht: das und das ist Unsinn, was über die Welt, über Gott bestimmt gesagt ist — sie läßt sich nur in ihrer Freiheit nicht darin stören. Sie sagt nicht: dies und jenes Wunder kann nicht geschehen sein, Christus kann nicht Todte erweckt, in die Ferne geheilt haben; — denn wie wollen wir uns anmaßen alle Kräfte der Natur zu kennen? Sie sagt nicht in diesem und jenem Dogma über Gott und göttliche Dinge ist keine Wahrheit, als etwa: Gott kann keine Persönlichkeit haben; — denn wie weit haben wir in das All geschaut? Nur das wissen wir, was Gott auch sein mag: für uns ist er nur Eins, und keiner kann ihn uns nehmen, ihn entfernen von uns durch solche Majestätserklärung. Wir sprechen nicht: persönliche Fortdauer nach dem Tode ist Unsinn. Armes Menschenkind, was weißt du denn von dem was sein wird? Nur das weißt du daß du hier auf Erden an Gottes Reich bauen, und das Ewige in die lebendig haben sollst. Nur ihre Freiheit hält die neue Kirche fest und sucht zu erkennen, anstatt blind zu glauben. Sie ehrt die menschlichen Schöpfungen, sie sucht in jedem Gedanken und unter der Hülle jeder Vorstellung die Wahrheit, mit einem Worte: sie ist kein Regiment des segenannten gesunden Menschenverstandes."

Über die äußere Form in der sich die, in Freiheit und Liebe erneuerte Vereinigung der Kinder Gottes auf Erden kleiden soll, sind nur allgemeine Andeutungen gegeben, die in würdigster Weise alles ächt Menschliche und Schöne in den Kreis des Göttlichen ziehen und für Geist, Gefühl, Liebe und

Digitized by Google

Kunst angemessne Bahnen öffnen, um sich zur Feier des Ewigen zu bethätigen. Mit Recht sagt der Verfasser: „Was sich bilden muß, überlassen wir der Zukunft.“ Wenn nur erst das Princip das dem Geist und der Liebe die volle Freiheit und die Macht gibt die Herzen an sich zu ziehen und in Vielen lebendig zu werden, anerkannt ist, dann wird das Wesen, „das nicht wäre wenn es nicht erschiene“ sich auch die Form aneignen, in der es, ohne von neuem darin gefesselt zu werden, sich bethätigen und auch sichtbar sich tausend Herzen mittheilen kann. — Daß man es ganz aus dem Buche herausfühlt, wie der Verfasser während des Schreibens noch in der Mitte dieser Anschauungen stand und manches eben erst erlebte, und daß dadurch und durch die Fülle der zuströmenden Gedanken der Styl oft etwas an Glätte und Deutlichkeit verliert, ist fast kein, oder doch nur ein leiser Tadel, denn es ist dies zugleich ein Beweis des Gedankenreichthums und der Herzenswärme, mit welcher der Verfasser an dieses Werk ging, und es berechtigt uns zu der Hoffnung, in ihm einen neuen, von Geist und Muth erfüllten Vorkämpfer einer freien Kirche, der christlichen That und der ächten Zukunft des Herrn gefunden zu haben.

B. B.

[Geschichte des Christenthums in Hessen.]

Von Dr. B. Denhard erschien eine „Geschichte der Entwickelung des Christenthums in den hessischen Ländern“ (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt.) Spezialgeschichten die aus Quellenstudien hervorgehen, sind aus sehr willkommen, nicht blos weil sie das provinzielle Element eines deutschen Volksstammes zu seiner Geltung bringen, sondern weil sie zum großen Bau der Nationalgeschichte einen starken sichern Grundstein liefern. Das hessische Volk kommt in Denhard's ausgezeichnetem Werke zu seinem Rechte, indem hier seine Mittheilungen zum Werk der Kirchenverbesserung entwickelt wird; wir gewinnen diesen deutschen Stamm, dessen Schicksungen in neuer Zeit vielfach so getrübt erscheinen, den neuem in seiner Kraft und Lauterkeit lieb. Und Denhard gibt uns zugleich von seinem besondern Standpunkte aus ein Bild von der Entwickelung des gesammten reformatorischen Deutschlands. Die Hessen waren nie „blind.“ Die reformatorischen Bewegungen im Lande, die bald leisern, bald stärkern Reactionen gegen Rom waren unter ihnen schon vor Luther's Auftreten bedeutend. An Landgraf Philipp hatte Hessen den hochherzigen Fürsten der den Sinn der Zeit verstand, die Stimme seines Volkes in seinem eignen Busen fühlte. Und Männer wie der wackere Adam Kraft von Fulda standen ihm zur Seite. Die Homburger Synode war 1526 der Höhepunkt des kirchlichen Lebens in Hessen. Es galt nicht blos gegen Rom aufzutreten, es war auch noch die Aufgabe, zwischen Zwingli und Luther zu entscheiden; nach diesen zwei Seiten hatte sich das große Werk der Kirchenverbesserung gestalten. Hessen nahm in dieser Trennung eine eigenthümliche Stellung. Die Homburger Beschlüsse stellten mit offenbarer Hinneigung zu den Ansichten Zwingli's sich als ein Ausdruck des ersten, nun wieder erneuerten Zustandes der christlichen Kirche dar. Luther wirkte aber mit der überströmenden Fülle seiner Kraft, alles bewingend, sei's in Heftigkeit und Sturm, sei's in Herzlichkeit und Liebe. Die Wittenberger Ansichten wurden in der deutschen Reform die überwiegenden. Dieser unwiderstehlichen Gewalt gab Hessen allmälig nach, es näherte sich der Sache Luther's, ohne jedoch mit den Schweizern und Oberländern zu brechen. Hessen bot Alles auf zu gemeinsamer Verständigung. Als die evangelische Lehre sich in deutschen Landen gesetzliche Geltung errungen hatte, stellte Hessen für seine Kirche eine Urkunde des Christenthums fest, zu der sich die im Schooß des Protestantismus streitenden Parteien noch jederzeit die Hand reichen konnten. Diese hessische Kirchenordnung vom J. 1566 war das Werk jenes Philipp des Großmüthigen der ein Jahr darauf seinen Söhnen die gereinigte Lehre mit der Mahnung zur Eintracht, sein Land aber leider getrennt als Vermächtniß hinterließ. Das testamentarische Wort dieses Fürsten mahnte auch noch zur Versöhnung mit den Römischen, falls sie sich dem Inhalt des Evangeliums wieder nähern wurden. — Denhard's Werk schließt mit dem Tode Philipps, mit der Theilung der hessischen Lande. Seine Entwickelung der Homburger Synode verdient heutzutage doppelte Beachtung; nicht minder seine Parallele zwischen Luther und Zwingli, aber die sich nicht leicht noch rechten und streiten ließe. — Denhard hat sich mit dieser Arbeit zugleich ein schönes Denkmal seines patriotischen Sinnes gestiftet. In Hessen, wie wir hören, verkannt und dearzwöhnt und zurückgesetzt, muß ihm die Literatur diese Anerkennung zollen. Denhard, Lehrer an der Stadtschule zu Hanau, ist ein Vetter Jakob Grimm's und der Schwiegersohn Heinrich Kornig's. In Hessen schreinen die getrennten Arbeiter noch weniger zu gelten als sonst Propheten in ihrer Heimath. Hessen's gegenwärtige Richtung scheint unklar, unsicher, sich selbst ungetreu geworden zu sein. Das beweiß unter anderem die Nichtachtung seiner besten Landessöhne.

[Ein Besuch bei den versammelten Musikern in Leipzig.]

Am 13. und 14. August hatte sich im Concertsaal des Gewandhauses eine Anzahl meist hiesiger Musiker, praktischer und theoretischer, zusammengefunden um sich über die Interessen ihrer Kunst zu berathen, zu verständigen. (Den auswärtigen Notabilitäten sahen wir den alten Schneider aus Dessau, den Mann des Weltgerichtes,) über das Ergebniß der Besprechungen die meistens die äußere Stellung der Gemponisten und den Musikunterricht betrafen, werden zweifelsohne musikalische Zeitungen berichten. Uns war es am zweiten Tage vergönnt einigen Vorträgen beizuwohnen. Ein Hr. Tschirch mahnte an die Hebung der evangelischen Kirchenmusik, an eine innigere Verschmelzung derselben mit dem Gottesdienste. Die preußische Liturgie leistet freilich wenig, und das Oratorium, das Erzeugniß des protestantischen Christenthums, steht ganz außerhalb der kirchlichen Feier. Man hatte geglaubt, Mendelssohn würde in Berlin an der Spitze eines Generaldirectoriums treten um für die ganze Monarchie den musikalischen Dienst in den Kirchen zu organisiren. Es scheint nichts daraus zu werden. Er hat auch seine Schweigerpflicht, par ordre dem Ritus Musik einzuverleiben. Im katholischen Dienst macht die Musik einen wesentlichen Theil der heiligen Handlung aus. — Prof. Griepenkerl aus Braunschweig, der Verfasser „der Beethovener“ und einer Aesthetik, mahnte an die Nothwendigkeit daß der Musiker in unsern Tagen den Zeitgeist begreife, sich von ihm getragen fühle, wenn er wirken, das Zeitalter fesseln wolle. Der Redner wollte damit nicht der raffinirtesten Spekulation industrieller Betriebsamkeit das Wort reden; seine Uebrzeugungen dringen vielmehr auf die Nothwendigkeit hin daß jedes Kunstwerk, also auch wesentlich die Oper, aus dem Herzen des Zeitalters entspringe, ein Erzeugniß von dessen geistigen Bewegungen, Kämpfen und Leiden sei. Auch die Musik müsse aus dem Bereich der Phantasie, Willkühr und dilettantischer Laune zur Wirklichkeit und Wahrheit der Zeit kommen. Meierbeer stehe mit seinen Hugenotten in der Stufenfolge von Gluck und Spontini die jetzt auf der Spitze und dem Hohepunkt der Vollendung. Wobei mit freilich deißel daß die Gestalt Meierbeers, diese Zusammenraffung aller Stylarten, in künstlerischer Hinsicht wohl eher einem Verfall der Musik ähnlich sieht. — Bei alle dem ist es von Werth und Wichtigkeit, junge Musiker auf jene Nöthigungen hinzuweisen. Griepenkerl's schwungvoller Vortrag wurde bei allen seinen Paradoren mit großem Beifall aufgenommen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 28. Auguſt.

Inhalt: Eine Million. Erzählung von Nikolaus Pawlow. Deutſch von Dr. Wilhelm Wolfſohn. (Beſchluß.) — Der preußiſche Reichstag. — Aus München. — Theater in Leipzig. — Heinrich Koenig.

№ 35.

Eine Million.

Erzählung von Nikolaus Pawlow.

Deutſch von Dr. **Wilhelm Wolfſohn.**

(Beſchluß.)

7.

In ſeiner Wohnung war G*** mit der Beleuchtung ſehr unzufrieden, die er gewöhnlich traf, wenn er ſpät nach Hauſe kam, und die er ſonſt kein einzig Mal beachtet. Er fand es dunkel, unanſtändlich dunkel, Kerzen mußten angebrannt, und ohne Noth, ganz zur Unzeit die Zimmer erleuchtet werden. Licht, Feuer, Leben verlangte er, nicht das Bett, nicht die ſtille Nacht, nicht die Ruhe nach einem langen Tag und ermüdenden Abend. Er hatte die rüſtige Thätigkeit, das Tagewerk eines vernünftigen Weſens noch nicht ſatt, er war es noch nicht überdrüſſig, Geiſt und Herz zu beſchäftigen, die Augen nach allen Seiten zu drehen, und ſich mit dem Kopfe herumzutragen, der in einem fort etwas zu denken hatte. Feierte er etwa in aller Stille, mit ſich allein, irgend eine unerwartete Entdeckung, einen genialen Fund? Oder wollte er ohne Zeugen ſich an ſeinen Schätzen weiden, an der Gewalt ſeines Reichthums ſich berauſchen, wollte er berechnen, wie vielen Millionen Menſchen das fehlt, was er beſitzt, um ſich dann ruhig hinzulegen und glücklich einzuſchlafen? Er ſteckte ſeine rechte Hand in die Weſte, zerknitterte die Binde, zerrte am Hemd, griff ſich an die nackte Bruſt, ſeine Finger wollten immer tiefer und tiefer eindringen, ſuchten den Weg zu einem unerträglichen Gefühle, das ſich irgendwo in ſeinem Innern feſtgeſetzt. Finſter blickte er umher, wie wenn er in ein unbekanntes Haus geriethen, wie wenn die ſeidnen Tapeten, die Bilder, die Bronze und der Marmor das baldige Erſcheinen von Geiſtern verkündigten, den Beſitzern dieſer Pracht. Todesſtille überall. Kein Geräuſch von Tritten, kein Wagengeraſſel — Haus und Stadt ſchienen menſchenleer. Mit Schrecken betrachtete er die Verzierungen ſeiner Zimmer, die koſtbaren Kunſtgegenſtände und Induſtriewunder. Sind ſie es nicht, dieſe Gott weiß weshalb zuſammengekauften Spielzeuge, denen er das Recht zu lieben, und zu freien verdankt? Was vermöchte er ohne ſie? was iſt er ohne ſie werth? würde ihm ohne ſie nicht die Luft genommen, die er athmet, der Himmel zu dem er aufſieht, die holde Fürſtin, die er beſucht?...

Er ſtand ſeinem Reichthum Aug' in Auge gegenüber, wohin er ſich wenden mochte: überall begegneten ihm gewiſſe Koſtbarkeiten, alles Lebloſe ſprach zu ihm dem Lebenden, alles rauſchte ihm in die Ohren: »Wieviel Geld du haſt!«.... aber anſtatt durch eine ſo angenehme Mahnung zu ſich zu kommen, ſich zu tröſten, ſich mit jungen Männern, Fürſtentöchtern, Fürſtenfrauen und der ganzen guten Menſchheit auszuſöhnen, verfiel G*** in Trauer, ließ die Arme ſinken, neigte das Haupt. Tiefe Beklommenheit oder vielmehr ein Gefühl der bitterſten Demüthigung ſprach ſich in ſeinen Zügen aus. Er erlag ſeiner eignen Macht; er konnte mit den Reizen ſeines eigenen Hauſes keinen Vergleich aushalten. Dieſes Bild iſt ſchöner als ſein Beſitzer, die Formen dieſer aus Italien verſchriebenen Statue ſchöner als die unharmoniſchen des Mannes. Jedes zärtliche Herz wird vor dieſen Kunſterzeugniſſen

Digitized by Google

ſchmelzen, wird der Pariſer Bronze, den engliſchen Teppichen alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen und dem Wirthe aus Achtung vor deſſen Meubles ſicherlich ſeine Mängel verzeihn. Traurig ſah G*** umher — ob nicht aus irgend einer Ecke die taube Stimme der Wahrheit, ein hartes Wort aus der Tiefe eines weiblichen Herzens erſchallt, ob nicht einmal ſtrenge, aber wenigſtens aufrichtige Blicke vor ihm aufzuckeln?... Er flehte dieſe Wände um ein tröſtendes Phantom, um die Erſcheinung einer lautern Seele — aber vor ihm blinkte Gold, glänzte Seide. Ja gehe du nur, ſo viel du willſt, in deinen Gemächern auf und nieder, ſättige dich an Schlafloſigkeit, quäle dich bis zum Morgen deine Einbildungskraft ab, dir wird doch von keinen gleichgültigen Blicken, von keiner ſtolzen Haltung, von keinem kalten Geſichte träumen! Frauengeſtalten werden dir erſcheinen, aber nicht von ſtrengem Anſehn, ſondern ewig lieblich, mit freundlichem Lächeln, mit ſchmeichelnder Zunge.... Hier iſts ſo ſchön, ſo behaglich, ſo geſchmackvoll.... wer wollte hier ſagen, was er denkt, wer wollte ſich mit der Wahrheit herdrängen, wie auf die offene Straße!.....

Zerriſſen von innerer Aufwallung trat er langſam an's Büreau, öffnete es und zog ein Fach. Sein Geſicht nahm einen weniger poetiſchen, aber tiefſinnigern poſitivern Ausdruck an.

Hier bot ſich ihm ein Gegenſtand von anderer Wichtigkeit dar; eine Menge kleiner, doppelt gefalteter Papiere lag vor ihm. Es handelte ſich nicht mehr um prächtig verzierte Zimmer, nicht um Seſſelchen oder Bilderchen, nicht um Tiſchler oder Künſtler — hier waren in Kürze, Schwarz auf Weiß alle Erzeugniſſe der Natur aufbewahrt, das reizendſte Klima, die zarteſten Pflanzen, die ganze Erde und der vollſtändige Menſch. Dieſes traurige Fach, dieſer Raum von wenigen Zollen umſchloß eine unglaubliche Menge von Freuden und Qualen, den ergreifendſten Tugenden und den erhabenſten Gefühlen. Die Papiere lagen beſchrieben da, ohne ſich zu rühren, ohne alles Bewußtſein ihres eigenen Werthes.... Eine ſolche Demuth der Gewalt könnte einen angenehmen Eindruck machen — doch das war ein unförmliches Gemiſch, ein ſinnloſes Chaos: die widerſprechendſten Dinge, die verſchiedenſten Geſchöpfe der Gotteswelt ruhten hier beiſammen, und es herrſchte unter ihnen eine widerliche Gleichheit. Daraus ließ ſich alles holen, was Einem nur in den Sinn kam: ewige Liebe und ein leckeres Mahl, Freundſchaft bis zum Grab und feiner Wein, unüberwindliche Leidenſchaft, Freiheit, Sklaverei, verwandtſchaftliche Bande, ehrerbietige Kinder und eine wunderbare Equipage, und modiſche Kleider — alle Erfindungen der Cultur, alle Gaben der Aufklärung, alles, was der Genius Großes ſchafft, alles, was Liebes, Schönes, Gutes die Welt erblickt.....

G*** betrachtete die Papiere — ſeine Geſtalt richtete ſich ſtolz auf, er warf den Kopf zurück, kreuzte die Arme — er wollte dieſe ſchreckliche Macht nicht anerkennen, es drängte ihn fort von ihr, und doch konnte er ſich nicht losreißen. Vergebens ſprach ſein trotziges Anſehen Verachtung aus: dem edlen Drange geſellte ſich das Gefühl der Abhängigkeit! Unwillkürlich brach der Sturm ſeiner Seele hervor, aus ſeinen Augen blitzte Unmuth... ſein Glück, ſeine Hoffnungen, ſein Recht, Alles lag nicht in ihm, ſondern in dem verfluchten Fach... Ja, du Armer! Wenn in dieſer dumpfen Nacht, in dieſer Stille irgend ein Dämon durch dieſes Parquett herauftiege, hinter jenem Teppich hervorkröche, wenn er mit dem Zauber ſeines Höllenblicks deinen Namen von dieſen Papieren löſchte und einen andern ihm liebern darauf ſetzte — ja, wenn dieſe Scheine in's Nachbarhaus fliegen, in fremde Hände kommen, vom Angeſicht der Erde verſchwinden, und du eilſt morgen zur Frau Fürſtin, ſo wirſt du nicht mehr mit ſolchen Schritten in den Vorſaal treten, nicht mehr ſo keck wird dein Mantel dir um die Schultern hängen, du wirſt die Wände und die Leute nicht mehr erkennen, der Lakai wird ſich kaum von ſeinem Platze rühren: die Frau Fürſtin iſt nicht zu Hauſe — die Frau Fürſtin iſt beſchäftigt — die Frau Fürſtin ſchlummert — die Frau Fürſtin ſchließt Frieden zwiſchen Königreichen — leitet Krieg ein — der Himmel weiß, was ſie Alles macht — nur kann ſie dich nicht empfangen.... Jetzt iſt's etwas Anderes! ſieh nur hin auf dieſe Papiere, bücke dich vor ihnen, krieche vor ihnen... jetzt giebt's für dich keine feſtgeſetzte Zeit, keine beſtimmte Stunde, die Thüren gehen vor dir weit auf, der Lakai hat kaum geöffnet, ſo tritt er auf die Seite: die Frau Fürſtin iſt nicht zu Hauſe, aber die Fräulein ſind zugegen — haben Sie die Güte; die Frau Fürſtin will anfahren — treten Sie gefälligſt ein; die Frau Fürſtin iſt unwohl — haben Sie die Güte; die Frau Fürſtin liegt im Bette, iſt im Sterben, hat nach dem Geiſtlichen geſchickt, und dennoch — haben Sie die Güte, treten Sie gefälligſt ein!.... G*** erblaßte, ſeine Lippen bebten vor Zorn, doch wandte er ſich gleich von den Papieren ab: man zürne noch ſo ſehr, mit denen iſt nichts anzufangen, das iſt etwas Unantaſtbares, gegen ſie läßt ſich keine Hand aufheben.

Digitized by Google

Mit lodernden Blicken maß er das Zimmer, rings um ihn widerlicher Comfort .... Da trat er raſch an's Fenſter, blieb mit einer gewiſſen Erhoſung davor ſtehen, griff nach den prächtigen Vorhängen, zerrte mit aller Gewalt, und die koſtbaren Zierathen fielen in der kläglichſten Geſtalt zu ſeinen Füßen. Die Farbe trat ihm auf die Wangen, er bückte ſich, ſah hin, gerieth in Nachdenken und wurde ruhiger — wie wenn er endlich ein Mittel gefunden hätte, ſich ohne Nachtheil vom Gelde frei zu machen, arm zu werden ohne die Leiden der Armuth, und ſich zu überzeugen ob ihn die junge Fürſtin liebt oder täuſcht. Einige Minuten nach einer ſo unvernünftigen Handlung warf G*** unentkleidet in gänzlicher Erſchöpfung ſich auf's Sopha.

8.

Tags darauf gleich nach Tiſche ſaß Fürſtin Sophie am offenen Fenſter. Die Bäume im Garten hinderten ſie, Vorbeigehende ſowohl als Vorbeifahrende zu bemerken. Sie hatte nichts zu ſehen, Niemand zu beobachten. Sie ſaß, das Haupt in die Hand geneigt, ſich auf die marmorne Fenſterbrüſtung ſtützend, auf die ſie mit den Fingern gewiſſe kabbaliſtiſche Zeichen ſchrieb. Unverwandt folgten ihre Blicke der unſichtbaren Zeichnung. Es ſchien, als ſei ihr dieſe Hieroglyphenſchrift leſerlich, und der kalte Marmor nehme jede Berührung des Zauberfingers in ſich auf. Die nichtige Beſchäftigung machte einen tiefen Eindruck. Es drängte ſich Einem der Gedanke auf, daß Sophie den Morgen nicht in Müßiggang, nicht in Vergnügungen, nicht in eitelm Tand zugebracht, ſondern daß ſtrengernſte Betrachtungen ihre Seele heimgeſucht. Es war wie geſagt, nach Tiſche, aber die junge Fürſtin befand ſich in einer ſolchen Stimmung, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht nur ſelbſt nichts gegeſſen, ſondern ſich gewiß abgewandt, wenn Andere aßen. Das Geraſſel auf der Straße riß ſie nicht aus ihrem Nachdenken. Um dieſe Stunde raſſeln zumeiſt nur Droſchken, und die ſind keiner Aufmerkſamkeit werth. Mitunter freilich klang etwas wie eine Kutſche oder Kaleſche — da ruhte Sophiens Finger, ſie hob das Haupt empor, doch langſam ohne beſondere Bewegung, und hielt es einige Secunden von der Hand getrennt, worauf ſie es wieder ſinken ließ, und fortzeichnete. Das war nicht die Kutſche, nicht die Kaleſche, es war Jemand, der irgend wohin nach einem fernen Ende Moskau's fuhr. Sophien war traurig zu Muthe, Sophie langweilte und ärgerte ſich zugleich. Ein paar Mal griff ſie an den Rand der Marmorbrüſtung, wie wenn ſie es verſuchte, wenigſtens ein kleines Stückchen davon abzubrechen. Ihre Kraft erwies ſich, wie man leicht denken kann, einem ſolchen Rieſenwerke nicht entſprechend. Fern in den andern Stuben ſchimmerte, ſchwebte etwas Weißes, und bewegte ſich kaum merklich von Stelle zu Stelle. Das waren ihre Gedanken in ſichtbaren Geſtalten, es waren lautloſe Schatten, Weſen, die fremde Qual und fremde Unruhe ſich auf's Herz geladen. Das waren ihre Schweſtern, die auf keinem Platze bleiben konnten. Keine trat zu ihr, wagte ein Wort zu ihr zu ſprechen oder ſie anzublicken; keine wandte ſich ſo unvorſichtig um, daß ein leiſes Geräuſch des Kleides oder der Tritte das Ohr der lieben Schweſter treffen könnte; nichts durfte dieſe erinnern, daß Zeugen ihrer Stimmung zugegen waren, die um ihren Fehler wußten und verzweifelten wie ſie. Wozu das ohnehin erſchütterte Herz noch durch Mitleid zerreißen, mit Tröſtungen quälen und durch Hoffnungszuſpruch beleidigen? Manchmal reißt jeder Blick, jeder Schritt, jedes Wort des Naheſtehenden die friſche Wunde nur auf. Das ganze Haus war erſtarrt. Es hatte nach den ſündigen Luſtbarkeiten des geſtrigen Tages ſich verwandelt und war einem ſtillen Tugendaſyl ähnlich geworden. Sophie wurde des Gebückſtitzens endlich müde, und ſtand auf, aber nicht mehr ſo lebendig, wie ſie ſonſt pflegte. Ihr Gang hatte nicht mehr jene Rüſtigkeit, die Füße ſchleppten ſich kaum hin. Sie trat an die Uhr — halb acht. Zu früh für gewöhnlichen Beſuch, aber ſchrecklich ſpät für Den, dem geſagt wurde: kommen Sie recht zeitig. Der unausſtehliche Pendel pickte in einem fort, die Zeit ging und brachte nichts. Der Adlerblick der Fürſtin heftete ſich an den Secundenweiſer, aber auch der hielt nicht ſtill. Wieder eine Viertelſtunde aus dem Leben weg! Jede Minute wurde ihr koſtbarer. Noch einige Pendelſchläge, und G*** kommt gewiß nicht mehr. Die glänzenden Hoffnungen, die ſtolzen Pläne, ſo viel Genüſſe der Eitelkeit, ſo viel Spiele der Phantaſie, ſo viel Lebenskraft, an eine Sorge, einen Gedanken, ein Ziel gewendet — Alles vergebens, allem entſagen müſſen wegen eines zwei- bis dreimaligen Herumwalzens! Sophie trat von der Uhr nicht ab. Verdammte Zeit, nach der man ſich ewig richten muß! ... Ihr Geſicht, ihre ganze Geſtalt, alle ihre Glieder waren in einer gewiſſen Erſtarrung; nur zwei Finger der Hand, die das Gürtelband hielten, beſchäftigten ſich mit dem Secundenzählen und bebten im Takt bei jedem Sprung des Weiſers. Aber auch dieſe Bewegung hörte auf, auch die zwei Finger erſtarrten, ſowie etwas über die

Digitized by Google

Straße fuhr. Jetzt bedurfte es keiner Kutſche oder Kaleſche mehr, um auf den ariſtokratiſchen Gehörſinn der jungen Fürſtin einzuwirken: Droſchken, Fiaker, die lumpigſten Fuhrwerke machten ſie zur vollſtändigen Statue. Ihre Begriffe von Equipagen verwirrten ſich, ein wahnwitziger Gleichheitsgeiſt bemächtigte ſich ihrer. Klapperte irgend ein Karren heran, ſo wagte die Arme kaum die Augen nach dem Fenſter zu wenden, blickte von der Seite hin, und hielt ängſtlich den Athem an, um den Fahrenden ja nicht zu ſtören. Es ſchlug acht Uhr, und ein fürchterliches Getöſe erſcholl. Das Haus zitterte. Irgend ein Bengel ſauſte mit unausſtehlichem Gelärm vorbei. Sophie ſtürzte an's Fenſter, bog ſich ein wenig hinaus.... Doch nichts als Grün und Blumen da draußen, nichts als die ſchöne, ſtaubbedeckte Natur! Sie hatte gar keine Luſt ſich an dem lieblichen Bilde zu weiden, ſondern drehte ſich recht flink um, ſetzte den Seſſel weg, und ſtellte ſich händeringend vor die Zimmerreihe. Ihre Schweſtern, die vorhin zu ſehen waren, verſchwanden ſogleich. Sie ſtand allein da, Niemand vor ihr, ſie horchte nicht mehr auf den Stundenſchlag noch auf das Straßengeräuſch, ſondern blickte in das Tiefſinnerſte des Hauſes. Ob ſie nicht aus den Gaſtzimmern in ihr Schlafgemach oder in ihr Kabinet flüchten ſollte? Dort kann man ſich in Verzweiflung auf das Sopha werfen, das weinende Geſicht ins Kiſſen drücken, dort kann man vor Ärger etwas zerknittern, zerreißen... In dieſem Augenblick ging hinter ihr irgend eine Thüre auf, es trat Jemand ein, der Diener meldete, und gleich nach demſelben erſchien G***. Er kam langſam geſchritten, und richtete den Kopf ein wenig in die Höhe. In der linken Hand trug er Hut und Stock, die rechte ſtrich das dichte Haar von ſeiner Stirn. Sophie ließ ungewohnter Weiſe diesmal ihre Schweſtern nicht voran, ſondern ſie empfing den Gaſt ſelbſt.

Wenn Du jemals Karten geſpielt, mein Leſer, und das Unglück hatteſt, den letzten Heller zu verſpielen, wenn an jenem fürchterlichen Abend, oder vielmehr in jener fürchterlichen Nacht Dein Gegner, nachdem er Dir alles abgenommen, ſich Dir um den Hals warf, Dich gefühlvoll an ſeine Bruſt drückte und beinahe in Thränen zerfloß, daß er Dich lange nicht ſehen würde, weil er morgen in aller Frühe auf ſeine Güter oder nach dem Kaukaſus fahre, wenn kein Bitten und Zureden ihn rühren und von ſolch unmenſchlichem Vorhaben abbringen konnte — ſo rufe Dir jenen Tagesanbruch, jenen Morgen in's Gedächtniß, wo Du nach ſchlafloſen Stunden Dich in Deinem Bette aufgerichtet, und dachteſt: »Jetzt fährt er, fährt mit meinem Gelde; ich kann wieder gewinnen, aber nicht von ihm, kann wieder Geld haben, allein nicht das, was er davon trug!« Und nun ſtelle Dir vor, daß dieſer Böſewicht in demſelben Augenblick, wo Du ihn Dir voller Qual auf der Lanſtraße denkſt, zu Dir in's Zimmer tritt... wie wäre Dir da zu Muthe? Nur mit einem ſolchen Gefühle kann ich das der jungen Fürſtin vergleichen. Ihre Augen funkelten, ihr Geſicht belebte ſich, alle ihre Züge, alle ihre Bewegungen ſprachen jenen energiſchen Gemüthszuſtand, jene entſchiedene Gewißheit aus, mit welcher man ſich im Stillen ſagt: »nein, jetzt fährſt Du nicht mehr auf dein Gut, nicht mehr nach dem Kaukaſus, nun laſſe ich dich nicht heraus, nun gewinne ich's dir ab.« Eine ſolche ungegründete Freude und vielleicht auch der Umſtand, daß Sophie wahrſcheinlich mehr die Seeleneigenſchaften als den Geſichtsausdruck beachtete, ließen ſie nicht bemerken, daß G*** nicht gekommen war, zu ſpielen, daß er auch die ganze Nacht nicht geſchlafen, von Gedanken anderer Art gequält, und daß man bei ſeinem Erſcheinen ſich noch über nichts zu freuen hatte. Er trat zu ihr, und blieb ſtehen, ohne ein Wort zu ſprechen.

»Mama kommt gleich wieder,« ſagte Sophie. »Sie iſt ausgefahren.«

— »Ausgefahren!... Wohin denn?« fragte G***. Das war eine jener Fragen, auf die man nicht zu antworten braucht. Sophie wollte das Geſpräch auf etwas Anderes lenken, und warf ſchnell hin:

»Sie haben mich in großer Freude überraſcht; dieſen Augenblick, bevor Sie kamen, habe ich ein Geſchenk erhalten. Brülow hatte in einem Hauſe mit bloßem Stift die Skizze eines künftigen Gemäldes hingezeichnet: dieſe Zeichnung wollte ich durchaus beſitzen... ich bat ſo dringend darum... Wollen Sie ſie ſehen? ich habe ſie ſchon in mein Album geklebt; ich fürchte nur, daß ſie ſich verwiſcht.«

Ohne eine Antwort abzuwarten drehte ſich die entzückte Fürſtin lebhaft um, und lief faſt. G*** folgte ihr, und begegnete ihren Schweſtern, er blieb mit dieſen ſtehen, lächelte und ſcherzte über etwas, ſo daß ſie böſe thaten, ſich von ihm abwandten und nach der entgegengeſetzten Seite weggingen. Unterdeß ſtand die Hauptperſon der Familie ſchon in der Ferne mit dem aufgeſchlagenen Album in Händen, rührte ſich vor Entzücken nicht von der Stelle, und rief in künſtleriſcher Hingeriſſenheit: »Reizend! Sehen Sie doch!« Sophie trat, um die Skizze bequemer betrachten zu können, in den Hintergrund des Zimmers zurück und

Digitized by Google

lehnte das Album auf den Tiſch, ohne es jedoch aus der Hand zu laſſen und ohne ein Auge davon zu verwenden.

In dem Zimmer waren auf verſchiedenen Meubles mehrere engliſche Stahlſtiche zerſtreut, Byroniſche Heldinnen; an der Wand hing ein Porträt von Sophiens Bruder, einem ſchönen jungen Manne in Adjutantenuniform: dann lagen ein paar aufgeſchlagene Bücher da, auch wohl ſämmtlich engliſch, und die lithographirte Abbildung eines Dampfwagenzuges.

In beſcheidner Ecke ſtand auf einem kleinen Tiſchchen ein prächtiger Roſenſtrauß in Waſſer; noch hauchte er einen feinen Duft aus, dem zarteſten Geruchſinn kaum fühlbar. Vor den Fenſtern ſtanden Glasſchirme, deren helle Farben mit den Blumen und dem Grün der Gotteswelt an Friſche wetteiferten. Noch befand ſich ein Stickrahmen da, ein gothiſcher Kronleuchter an der Decke, und ſchließlich ein wundervoller gothiſcher Armſeſſel. Die mittelalterlichen Formen, von den Ritterſchlöſſern überkommen, waren, ich weiß nicht mit welchem Fug, nach Moskau übertragen und mit dem Zubehör der modernen Cultur durcheinander gemengt worden. Die Nippſächelchen, die auf dem ſogenannten Schreibtiſch umherlagen, erwähne ich nicht weiter.

Was war das für ein Zimmer? wie ſollte man es nennen? Genug, ein ruhig kleines Zimmer, in welchem ſich recht traulich zu zweien bleiben und ein leiſes Liebeswort flüſtern ließ. Sophie ſah ins Album und weiter nirgends, neigte das Haupt bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und ergoß ſich in Lobeserhebungen, doch beſcheiden, ohne die mindeſte Dreiſtigkeit im Tone. Allein ſie fand hier gar keinen Wiederhall, Niemand nahm an den Fortſchritten vaterländiſcher Malerei Antheil. Man mußte hinſehn, aufblicken, um ſich der Gegenwart eines lebenden Weſens zu verſichern, um ſich vollkommen zu überzeugen, daß kein Geſpenſt, ſondern ein leibhafter Menſch ihr hierher gefolgt war. Das hatte die junge Fürſtin noch nicht gewagt. Wie Einen anſehen, der gleich ſein Herz, ſeinen Kopf und ſeine Millionen zu ihren Füßen legen will? So weltgeübt, ſo vielerprobt ſie auch in der Verſtellungskunſt war, ſie konnte doch ihrer Lage nicht widerſtehen, und nicht, wie in frühern Tagen, ihre innere Aufregung bezwingen. Die Röthe edler Bangigkeit flammte lebhafter auf ihren weißen Wangen, ihre Stimme begann zu ſtocken, noch blätterte ſie im Album fort, aber ſie wußte nicht mehr, wo ſie mit der Malerei hinſollte, wie ſie ſich aus der ſchrecklichen Stille rette, die ſich ringsum verbreitet hatte. Zwei Schritte von ihr ſtand ein ihr bekannter Mann. Vor einem Augenblick hatte ſie ihn geſehen, gehört, empfunden, aber wo war er denn nun hin? Hier befand ſich Niemand außer ihr. Sie allein iſt's, die hier kaum zu athmen wagt, ſie allein, die vor dem unabläſſigen Geräuſch der Albumblätter erſchrickt und in einem fort damit rauſcht. Iſt er etwa in dem Arom dieſes Zimmers zerfloſſen? iſt er durch die Wand hinausgeſchlüpft oder iſt er vom Anſchaun der Schönheit auf dem Flecke verſteinert? Sophie befand ſich in großer Verlegenheit: das Schweigen unterbrechen, wenn es einmal ernſtlich eingetreten, iſt etwas ſehr Schweres.

Um nur irgendwie Muth zu gewinnen, um durch eine entſchiedene Maßregel aus dieſem unerträglichen Zuſtande herauszukommen und von den vernichtenden Blicken eines ſeltſam ſtarren Weſens ſich zu befreien, warf ſie das Album hin, drehte ſich gewandt um, und ſetzte ſich: aber im ſelben Moment richtete ſie ihrer unglücklichen Gewohnheit nach einen durchdringenden Seitenblick auf jenen Punkt, wo ſie den Geſuchten endlich finden mußte, und ſah ihn ſchlau, verführeriſch, ſchrecklich an. Da kam Leben und Bewegung in das Zimmer. Plötzlich fiel Jemandes Stock mit großem Gekrach zu Boden. Sophie fuhr zuſammen und vor ihren Augen erſchien G*** in ſeiner vollen Geſtalt, finſter, mit überhangenden Brauen. Er ſtand gebückt hinter dem gothiſchen Seſſel, hielt ſich feſt an deſſen Lehne, und blickte unverwandt auf das ſammtne Kiſſen. Der Fall des Stockes weckte keine Empfindſamkeit in ihm und löſte ſeine Zunge nicht. Eine ſolche Schüchternheit iſt jedem Manne eigen, der nicht weiß, womit man zärtliche Herzensergüſſe beginnt; darum ließ ſich Sophie ſo wohlwollend nieder, in ihrem Lächeln, auf ihren Roſenwangen zeigte ſich ſo viel Güte, ſo viel menſchenfreundliche Herablaſſung, daß er anfangen durfte wie er immer wollte.

Abermals trat Stille ein. Nach einigen Secunden hob G*** den Kopf in die Höhe.

»Fürſtin« ſagte er mit feſter Stimme: »Erlauben Sie mir, offen mit Ihnen zu reden?« Sie legte den Zipfel ihres Gürtels auf den Tiſch, nahm ein Perlmuttermeſſerchen in die Hand, und beſchäftigte ſich damit.

»Erlauben Sie mirs?« fuhr G*** fort, ſich in der ganzen Länge ſeiner Geſtalt aufrichtend, und die Arme über die Bruſt kreuzend. »Doch vielleicht haben wir nicht dieſelben Begriffe von Offenheit. Ich muß Ihnen bemerken, daß in meiner Sprache dieſes Wort

Digitized by Google

kein leerer Schall iſt. Gewöhnlich liegt darin nicht der geringſte Ernſt und kein Funke Sinn. Meine Offenheit koſtet mir viel. Ich habe mich zu ihr vorbereitet. Seit ich Sie kenne, haben Sie einen ſo mächtigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich gegen Sie vollkommen aufrichtig ſein möchte. Ich habe dieſes Verlangen nicht bewältigen können, und ich empfinde es zum erſten Male in meinem Leben. Ich weiß nicht ob hierin etwas Schmeichelhaftes für Sie iſt; aber ich geſtehe, Ihnen, Ihnen allein zu ſagen was mir auf dem Herzen liegt, welche Folgen auch unſer Geſpräch haben mag, dünkt mir die höchſte Seligkeit.«

Sophie wartete ein wenig, ob er nicht weiter ſpräche, dann war ſie genöthigt zu antworten:

— »Ich habe mich ja ſchon bereit erklärt, Sie anzuhören,« ſagte ſie recht leiſe, während ſie fortfuhr mit dem Meſſerchen ihr Band zu glätten.

»Ja wohl! Aber Sie denken, da ich nothwendiger Weiſe eine menſchliche Sprache reden muß, da ich ein Menſchenangeſicht habe, werde unſer Geſpräch eine gewöhnliche Wendung nehmen und den eingelernten Regeln folgen. Nein, Fürſtin, die Lehren unſrer Erziehung, die Geſetze der Geſellſchaft kann ich nicht mehr ertragen — nicht wahr, zuletzt wird ſie denn doch unerträglich, unſere alltägliche Art, ſich auszudrücken, d. h. die Art einander zu täuſchen. Ich will Alles ſagen, was nicht geſprochen ſondern nur gedacht wird, ich will aus Achtung vor der Wahrheit, allem Weltanſtand zuwider, jeden Gedanken und jedes Gefühl bei ſeinem rechten Namen nennen. Werden Sie die ſtrenge Aufrichtigkeit eines Mannes aushalten? Begreifen Sie das Vergnügen, ſich auf wenige Augenblicke von den Menſchen loszumachen, von ihren Gewohnheiten und Vorurtheilen, die eitle Eigenliebe in ſich zu betäuben, ſich ſelbſt eine Nebenperſon zu werden, ſich über ſich ſelbſt zu erheben, ſeine Seele bis in ihre tiefſten Falten zu öffnen, zu bekennen, was in ihr gut und böſe, ſich kalt, erwägſam ſein eigenes Urtheil zu ſprechen, ja, wenn es ſein muß, ſein Todesurtheil!«

Sophie ſah ihn ſehr ernſt an, worauf ſie ſich wieder zu ihrem Bande neigte. Man hätte denken mögen, daß ſie den Eingang irgend eines Walter-Scott'ſchen Romans leſe. Langweilig, recht langweilig, aber man muß weiter leſen, es kommt ſchon intereſſant.

»Gewiß,« fuhr G*** fort, ohne ſeine Stellung zu ändern, und die Arme noch immer auf Napoleoniſche Weiſe verſchränkt haltend: »gewiß hätten Sie manchmal auf dem Balle Ihrem Cavalier gern geſagt: „du biſt unausſtehlich,“ und Ihrer Freundin: „ich habe dich recht ſatt“ — aber Sie konnten es nicht. So was dürfen Sie nicht ſagen. Die Leute werden böſe, die Welt wird Zeter ſchreien gegen Sie. Doch unbefriedigte Wünſche der Art machen Einen noch nicht ſo ſehr unglücklich. Sie haben wahrſcheinlich auch ſchon heftiger gelitten, ſind von einem erhabenern, bedeutſamern Aufrichtigkeitsdrange gequält worden. Ja, den Menſchen kann auch bei vollem Verſtande ein gewiſſer Wahnſinn anwandeln. Bisweilen möchte er ohne allen Zweck, ohne damit dem Nächſten ſchaden oder ſich nützen zu können, Gott weiß warum, alle ſeine Gedanken und Gefühle laut ausſchreien, und Jedem, dem er begegnet, ſeine Meinung über ihn aufdringen. Man fühlt, daß man nach einer ſolchen Handlung ſich ſelbſt lieber, daß man beſſer, edler würde, und doch geht man hin den Athem anhaltend, geht ſchweigend durch dieſe Menge, wo der, den wir haſſen, ſich von uns geliebt glaubt, und für den wir in Liebe vergehen, vor unſerm Haſſe bebt. Ach, Fürſtin, man kann in Entſetzen gerathen vor unſerer zweiten Natur: man nennt ſie Sitte, Erziehung, Gewohnheit, und wie ſonſt noch?... Nicht wahr, man muß mit Kindesfreude die Minute ergreifen, in der ſich und die Möglichkeit bietet, den edlen Regungen unſeres Herzens freien Lauf zu laſſen? Nun denn, vor Ihnen ſteht ein Menſch, dem Sie alles in's Geſicht ſagen können, was Sie denken; Sie können ſich gegen ihn über ihn ſelbſt ſo dreiſt ausſprechen, wie über dieſen Seſſel. Die herbſte Wahrheit, wenn es nur die Wahrheit iſt, wird er als eine Gnade von Ihnen annehmen, als das erſte Glück ſeines Lebens, als eine ſolche Wohlthat, die er nicht wagen wird ſich zum zweiten Male von Gott zu erbitten. Vergeſſen wir, daß wir in einer volkreichen Stadt, in einer Geſellſchaft, unter Menſchen leben, daß ſie dort, vor dieſen Fenſtern gehen, fahren, und in ihrer Weiſe reden; ſprechen wir nicht wie ſie!«

— »Welche Wahrheit verlangen Sie von mir?« fragte die Fürſtin in einem Tone voll Zärtlichkeit, Unſchuld und Schamhaftigkeit. Ihre Stimme drückte eine kindliche Ungewohnheit an kopfbrechende Geſpräche aus, ein reizendes Unverſtändniß und bezaubernde Angſt und geheime Hoffnung. »Ich kenne Sie doch, glaube ich, ſchon ſo gut, daß es mir angenehmer ſein muß, mit Ihnen offen zu reden, als mit allen Andern.« Hier ſchob ſie das lithographirte Blatt zu ſich heran, und neigte ſich ſo nahe über den Tiſch, daß ſie faſt ihr Geſicht darauf lehnte. Die Bewegung Sophiens war ſo lieblich, daß ſie nicht im Mindeſten mit dem finſtern Weſen des Mannes harmonirte; ſelbſt in ihren Fin-

Digitized by Google

gern, die leiſe, leiſe das Bild berührten, offenbarte ſich eine Seele, die in dieſem Augenblicke anders beſaitet, die nur zur Weichheit, Sanftmuth und Güte geſtimmt, eine Seele, die unfähig war, mit einem Worte zu vernichten, oder unglücklich zu machen.

G*** griff wieder an die Seſſellehne, ſich mit beiden Händen feſt aufſtützend.

»Fürſtin,« ſagte er mit ſchneidender Kälte, und heftete ſeine Augen noch unverwandter auf ſie: »Man wird Sie mir geben, und Sie werden mich heirathen.«

Sie fuhr auf, wandte ſich ab, und erhob ſich. Sie blickte nach der Thür, aber ohne ſich von der Stelle zu rühren. Sie ſtand ſchuzlos da, und wußte nicht was ſie thun ſollte.... Welche Waffe hatte ſie gegen die dreiſte Sprache? Welche Kraft gegen die rohe Gewalt des Mannes?

»Ei, mein Gott!« ſagte G***, ohne ihr Zeit zur Beſinnung zu laſſen, und mit merklichem Unwillen den Kopf ſchüttelnd: »wenn ein Sterbender zu Ihren Füßen läge, und Ihnen allein die erſte und letzte Beichte ſeines Herzens zuflüſterte, ſo fänden Sie auch wohl da noch Raum für Ihre weibliche Eitelkeit, Sie verziehen ihm nicht den geraden, beſtimmten, ungekünſtelten Ausdruck, während es ihm nicht mehr um die Worte, ſondern um die Seele zu thun wäre?.... Sagt' ich's denn, um Sie zu kränken? will ich denn etwa mit meinem Siege über Sie prahlen? habe ich Zeugen hierher zuſammenberufen? Giebt es denn noch Jemand auf der Erde, gegen den meine Zunge ſich nur rühren wird, das zu wiederholen, was in dieſem Zimmer zur Sprache kommt? Ich ſagte es, weil Sie, weil Ihre Verwandten das denken, weil es wahr iſt, und weil wir jetzt unſere gegenſeitigen Beziehungen ſo wie das Ziel derſelben gründlich prüfen müſſen. Und warum ſollten Sie mich nicht zu heirathen wünſchen? warum nicht danach ſtreben? Was iſt denn Übles daran? Im Gegentheil, Sie wären zu tadeln, wenn Sie es nicht thäten. Setzen Sie ſich Fürſtin, laſſen Sie uns kaltblütig ſein. Ich bin nicht alt, nicht häßlich, im Sinne der Welt wohlerzogen, gebildet, ziemlich geſcheit, lebe wie kein Steppenbarbar, gehöre zu derſelben Menſchenklaſſe wie Sie, bin unbeſcholtenen Wandels, von gutem Charakter, bekannt als ein ehrlicher und braver Mann.... Wir werden mit einander ganz beſtimmt glücklich, ich zweifle nicht im Mindeſten daran; Sie werden eine herrliche Frau, ich ein guter Ehemann ſein, wir werden ſogar nie erfahren, ob wir uns vor der Hochzeit geliebt — ſo viel iſt gewiß, wir werden uns lieben. Jetzt hat man nichts zu fürchten, jetzt ſind Alle ohne Ausnahme glücklich; unglückliche Ehen gibt es gar nicht, weil das eheliche Glück kein Gefühl, ſondern ein Vermögen iſt, und was vermögen wir nicht in unſerer Zeit? Endlich bin ich reich — reich (wiederholte G*** mit ſeltſamer Härte); von allem Unglück, deſſen Summe Leben genannt wird, iſt Reichthum doch wohl das angenehmſte! Sehen Sie nun, Sie dürfen Ihre Abſichten immerhin geſtehen, warum ſollten Sie nicht ſogar laut, öffentlich von ihnen reden? Wenn Sie mir antworteten: »Ja, man wird mich Ihnen geben, und ich werde Sie heirathen,« wer würde Sie deshalb verdammen? wer wagte es? Sie kommen allen Bedingungen der Geſellſchaft nach, allen Forderungen des menſchlichen Verſtandes, der Sitte, wie dem Geſetz — was wollen die Leute mehr? wo ſteht denn geſchrieben, daß dergleichen nicht Statt habe? daß eine auf die reiflichſte Überlegung gegründete Ehe für ein ſchreckliches Verbrechen gelten muß?«

— »Ich erwog nichts, ich dachte nicht an die Leute, berechnete Ihre Vorzüge nicht, wußte nicht wie viel Sie deren haben — ich war im Irrthum!« Das letzte Wort ſprach Sophie in einem Tone, als ob ſie weinen wollte. Dabei wandte ſie ſich noch mehr von der Seite ab, wo G*** ſtand, um ihr Geſicht, das ſie in die Hand ſtützte, zu bergen, und ſetzte leiſe hinzu: »In einem angenehmen Irrthum.« —

»Ich klage Sie nicht an, Fürſtin, ich entſchuldige Sie,« fuhr er fort, ungerührt von ihrer weinerlichen Stimmung. »Wenn ich Ihre Gedanken kennte, und die meinigen nicht laut ausſpräche, wäre das etwa beſſer? Ich bitte Sie, würdigen Sie meine Aufrichtigkeit. Ja, weder ich, noch Andere können Sie anklagen. Die es thun, ſind Neider, die ſich gern vergiften, die vor der Zeit ſterben möchten, um nur unſere Verbindung zu hindern. Mithin wäre alles unter uns in beſter Ordnung: ich habe mich nur an Ihre Frau Mutter zu wenden, und uns eröffnet ſich eine ſchöne Zukunft, ein ſtilles oder geräuſchvolles Leben, wie es uns beliebt.«

Sophie drehte ſich zu ihm um, und ſtarrte ihn an.

»Aber,« ſagte G***, das gothiſche Schnitzwerk am Seſſel mit den Fingern betaſtend »nicht umſonſt hat mich das Schickſal mit allem belehnt, was mich Ihrer Hand werth macht: Ich habe die vollſte Gewißheit meines Glückes, ich ſehe ein ganzes Leben mit Ihnen vor mir, ich kann es nicht ſchöner erſinnen, nicht ſicherer anordnen und Alles dies genügt mir nicht. Ich möchte, Fürſtin, daß Ihre Zuſtimmung kein Werk des Verſtandes ſei, kein Ergebniß meiner Verdienſte, meiner

Digitized by Google

Vorzüge vor Andern. Ich weiß zwar, es iſt ganz gleich, ſo oder ſo: die Urſache ſei welche ſie wolle, die Folgen werden herrlich ſein; ich fühle, daß dies zu nichts führt, daß es durchaus nicht nöthig iſt, daß es mein Glück nicht um ein Haar verwehren wird, es iſt nichts als Laune, kindiſche Begriffe .... aber was thun! Der Wunſch iſt einmal vorhanden, er iſt da, er iſt Thatſache, ich vermag ihn nicht aus meinem Herzen zu verwiſchen, ihn aus der unglücklichen Bruſt zu reißen: ich möchte die Überzeugung haben, daß, wenn meine Züge widerlich entſtellt würden, wenn ich in Grund und Boden ruinirt wäre, Sie den Bettler heiratheten, ſich auch dann in der ganzen Welt kein Anderer fände, dem Sie Ihre Hand reichten. Dringen Sie nur recht in meinen Wahnſinn ein, Fürſtin! Mich verlangt nach jenem unbewußten Gefühl, das ſich auf nichts gründet, an nichts hält, auf nichts ſtützt, das von ſelbſt entſteht, Gott weiß woher ſtammt, das auf Erden, ſo zu ſagen, weder Vater noch Mutter hat — nach jener lautern, hinreißenden aber thörichten Liebe, welche den Krüppel dem ſchönſten Manne und den Narren einem Genie vorzieht. Schreiben Sie indeß mein Verlangen, dieſe ſchöne Frucht nicht etwa einer guten Wurzel zu. Ich bin unerbittlich gegen mich ſelbſt; in mir iſt ein anderes Ich, mit dem ich in dieſem heiligen Momente nichts gemein habe. Mein Verlangen iſt nicht Empfindſamkeit, nicht Zärtlichkeit, nicht Tugend; es iſt ein unmenſchlicher Stolz, eine abſcheuliche Eitelkeit, die unſere häßliche Erziehung entwickelt; es iſt ein hölliſcher Despotismus, an den mich mein Geld gewöhnt hat. Fürſtin! an Ihr Gewiſſen wende ich mich«. . . . G*** ſchob den Seſſel zurück um ſich Platz zu machen, und ſeine braunen Wangen rötheten ſich. »Ich ſtehe wehrlos vor Ihnen, ich habe keinen alkundigen Geiſt, keine allſehenden Augen, ich habe juſt das nicht, was ich brauche. Außer Ihrem Worte, Ihrem aufrichtigen, edeln Worte habe ich nicht das geringſte Mittel, die Wahrheit zu erfahren. Sie ſitzen hier vor mir, Sie bleiben, ſehen mich ohne Zorn an, hören mich nachſichtsvoll — doch das thun auch Andere. Was geht in Ihrem Herzen vor, welche Macht feſſelt Sie an dieſes Sopha? Welcher Gedanke kam in Ihre Seele, als wir uns das erſte Mal begegneten? Da wurde in allen Ecken geflüſtert: „Er iſt reich,“ alle deuteten auf mich, wie auf ein Thier, das man zerreißen muß. Vielleicht habe ich es dieſem Gerede, dieſem Rufe zu danken, daß Sie auf mich aufmerkſam geworden. Sagen Sie, Fürſtin — Sie beleidigen mich nicht, ich bin unverwundbar, meine Bruſt glüht nicht ſo ſehr vor Durſt nach Liebe wie vor Durſt nach Wahrheit. Sie ſehen, ich gebe mich Ihnen ganz hin, ich verberge keinen einzigen Gedanken vor Ihnen .... lieben Sie mich? fühlen Sie, daß dieſe Liebe allen Prüfungen, allen Schlägen des Schickſals widerſtände? es können dieſe ja gleich mein Haupt treffen . . . ſagen Sie, Sie verlieren nichts.«

Sophie kam aus ihrer Erſtarrung heraus, ihre Augen glänzten, ſie neigte ſich vor, wollte etwas ſagen, aber plötzlich fuhr ſie zurück, ſenkte ihre ſchwarzen Wimpern, nahm eine Miene an, wie wenn ſie über ſich ſelbſt wegen ihrer unwillkürlichen Bewegung böſe ſei, oder wie wenn ſie ſich ein Gewiſſen machte, zu lügen, und entgegnete mit Würde:

— »Warum ſind Sie hier? Warum reden Sie mit mir, wenn Sie ſich dieſe Frage bis jetzt ſelbſt noch nicht beantworten konnten? Ich bin nicht geſonnen, der Spielball Ihrer Zweifel zu ſein. Glauben Sie immerhin den Worten mehr als der That, denken Sie, was Sie wollen.« Hier bedeckte ſie raſch ihr Geſicht mit den Händen und hauchte mit tiefem Seufzer kaum vernehmlich hin: »Mein Gott! mein Gott!«

G*** maß ſie mit den Augen, und ſagte mit ſichtlichem Bedauern:

»Ach, wonach frage ich Sie! Sie ſind ſich über Ihr Gefühl nicht klar; es iſt von fremden Meinungen getrübt. Sie möchten wohl entſchieden antworten, aber Sie können nicht. Sagen Sie: ich liebe Sie nicht — ſo gehen wir auseinander. Aber Sie müſſen einen Reichen heirathen, Sie können Reichthum nicht entbehren. Die Bedingungen unſerer Exiſtenz, das Leben, wie es ſich uns gibt, die Wahrheiten, die im Gange ſind, die Menſchen und Dinge, Alles fordert, daß wir die uneigennützigen Regungen unſeres Herzens zurückhalten, es dämpfen, wenn es ſich empört. Das iſt eine zu den urſprünglichen Pflichten des Menſchen neu hinzugekommene; wir ſind es uns ſchuldig, es iſt keine ſchlechte Handlung, es iſt nur Selbſterhaltung, nur — kein Selbſtmord.«

— »Ich hoffe, ich bin nicht verpflichtet, Gefühle zu vertreten, die Sie mir zuſchreiben. Was wollen Sie? was kann man aus Ihren Worten entnehmen? Reden wir nicht von mir. Ich muß nach ſo ſeltſamem Verdacht . . . doch angenommen, es ſei eine Andere, und die ſagte Ihnen: „Ich denke wahrlich nicht an Ihren Reichthum! was bringt Sie nur darauf? Wer hat Ihnen dieſe unſelige Idee in den Kopf geſetzt?“ . . . . Nun, was wäre dann? Sie glauben es ja doch nicht: Sie wollen ja durchaus Haß; nur dies iſt Ihnen Wahrheit, nur dies Aufrichtigkeit wenn Ihnen geſagt wird

Digitized by Google

„ich denke in Einem fort an Ihr Geld, ich möchte Ihr Geld haben. . . . Aber ich bitte Sie! das iſt ja entſetzlich!«

Das Geſicht der Fürſtin, das in ihrer Hand geruht, flammte auf, ihre lange geſchloſſenen Augen ſchienen angegriffen; ſie war erſchüttert, ſie ſah ſich den beleidigenden Zweifeln eines Mannes preisgegeben, und gleichwohl redete ſie in ſo ſanftem Tone, daß das Geſpräch endlich eine weniger unruhige, weniger unſchickliche Wendung hätte nehmen müſſen: aber in den Zügen des Unbeugſamen zeigte ſich noch immer ein und dieſelbe hartnäckige Idee.

»Nein,« ſagte er, zerſtreut nach der Decke blickend: »nicht Haß will ich. Verzeihen Sie, ich habe eine thörichte Frage an Sie gethan. Sie ſind unfrei, Sie können mir keine Antwort in meinem Sinne geben. Sie ſind nicht Schuld, daß für mich Alles ſpricht, die Welt, die Ihrigen, Ihre Verhältniſſe, Ihr eigner Verſtand, alle Hoffnungen, die man Ihnen eingeflößt, alle Lockungen, mit denen man Sie verdorben — ich, ich bin Schuld, weil ich ſo viel Vorzüge habe. Allein wenn Sie mich nur aus Nothwendigkeit heirathen, ſo vergeſſen Sie nicht, daß dieſer Reichthum, der mir einen ſo ſchrecklichen Werth gibt, daß dieſer Reichthum immer doch mein bleibt. Irren Sie ſich nicht. Die Leute berechnen nicht ſo klug, wie ſie ſich einbilden. Iſt Ihnen geſagt worden, daß es kein noch ſo mächtiges Gefühl, keine noch ſo nahen Beziehungen gibt, welche dieſe Nüance verwiſchen? Das Geld iſt nicht darum wichtig, weil man dafür kauft, ſondern weil man kaufen kann. Dieſes Vergnügen werden Sie nicht erfahren, von dieſem dämoniſchen Stolze werden Sie keinen Begriff haben. Bei meinem Charakter werde ich mir aus Ihrer Abhängigkeit einen hohen Genuß machen. Ich werde als unumgänglicher Vermittler zwiſchen Ihnen und dem Leben daſtehen. Was zu Ihnen gelangen ſoll, wird durch mich gehen müſſen. Der Mann nimmt mit Gewalt, das Weib durch Liebkoſung. Ein Feſtkleid, ein Prunkgemach, die Kleinigkeiten Ihrer Toilette — Alles werde ich ſein, überall ich, es wird Ihnen kein freies Plätzchen für Ihre Augen bleiben, kein Winkel für Ihre Gedanken: Alles was man nachher unter die Füße tritt, zum Fenſter hinauswirft, Alles werden Sie mir mit einem zärtlichen Blicke, mit einem Engellächeln bezahlen. Wie nun, wenn Sie mit der Zeit einem Menſchen begegnen, vor dem Ihnen das Herz in anderer Weiſe ſchlägt, ein Bild von anderm Glücke malt! Er wird dahin gehen, an Ihnen nur vorüberſtreichen, aber ewigen Gram und die bitterſte Reue Ihnen hinterlaſſen. Er wird mich an Ihnen für dieſen Moment rächen, in welchem ich mit ſo kindiſchem Gefühle daſtehe, und gegen mich Alles ſage, was ich nur zu ſagen habe. Sie werden ſich unſeres jetzigen Geſpräches erinnern, aber zu ſpät: Sie werden das Geräuſch meiner Tritte hören, und es nicht wagen, eine Thräne fallen zu laſſen; die Ihnen ſchon im Auge bebt, werden Sie zurückdrängen. . . . Fürſtin, Sie werden ſich mir mit heiterm Geſichte zeigen, mir verſichern, daß Sie ſich nicht zu laſſen wiſſen vor Glück . . . . o, es wird Ihnen nicht mehr möglich ſein, ſich von meinem Reichthum loszumachen, Sie werden ihn bis an den Tod genießen müſſen.«

— »Das kann ja Ihr Glück nicht ſtören!« ſagte Sophie, die ſchon die Geduld verlor, mit ſichtlichem Verdruß: »Man mag Sie noch ſo aufrichtig lieben, Sie werden es doch für Verſtellung halten. . . . Wie nun, wenn man ſich ſo gut verſtellt, daß Sie die Kunſt von der Natur nicht unterſcheiden, iſt's Ihnen nicht vollkommen gleich? Sie denken ja doch nur an ſich. Sie geht es zum Beiſpiel gar nicht an, welchen Eindruck Ihre Worte auf Andere machen« . . .

G*** griff ſich mit der einen Hand an die Stirn, mit der andern an den Nacken, preßte ſein Haupt, und ſprach beinahe flüſternd:

»Ich habe Ihnen geſagt, was Ihrer harrt, wenn Sie mich nicht aus Liebe heirathen: aber wenn Sie mich zurückweiſen, dann werden Sie zur Strafe für Ihren Edelmuth, für Ihre Seelengröße — o, ich weiß welche lange Reihe von Qualen die gierige Welt Sie durchgehen laſſen kann! Sie finden vielleicht den Menſchen, dem ſich Ihr Herz zuneigt, Sie finden ihn. . . . aber er wird Geld verlangen, Geld. . . . Fürſtin, ich bin nicht deshalb hier, daß Sie für Ihre Aufrichtigkeit leiden. Den Gedanken ertrage ich nicht. . . . Glauben Sie, daß wir hier ganz allein ſind, daß weder morgen noch ſpäter, noch in aller Ewigkeit ein Dritter um unſer Geheimniß wiſſen wird? . . . . Betrachten Sie den Ausdruck meines Geſichtes, hören Sie den Ton meiner Stimme — ſo lügt man nicht, ſo trügt man nicht!« . .

G*** ſtrich das Haar in die Höhe, trat an den Tiſch, und neigte ſich geheimnißvoll. Sophie ſah ihn mit völligem Erſtaunen an. Er riß ſie mit ſich fort in eine unbegreifliche Welt; die Farbe verlor ſich von ihren Wangen.

»Was rede ich?« fuhr er fort: »vergeſſen Sie meinen Namen, ich bin kein lebendiger Menſch, ich bin ein Geiſt, den Ihnen das Schickſal geſandt. Es gab Ihnen Schönheit, Talent und gewiß ein vortreff-

Digitized by Google

liches Herz, beging aber zugleich einen Fehler, und den will es jetzt gut machen. . . . Wozu dieſe wundervollen Schätze? wozu Ihre reizende Jugend, wenn Sie nicht das Recht haben, dieſes Heiligthum mit Audacht zu wahren, wenn Sie gezwungen ſind, in dem ernſten Lebensmomente des Weibes, in dem Moment ihrer größten That, Den zu täuſchen, der ſich auf Ihr Gewiſſen verläßt, wenn Sie eben ſo handeln müſſen wie Alles handelt, was Häßliches und Widerwärtiges in der Welt iſt! . . Gott allein iſt unſer Zeuge . . . ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich ſchwöre mit dem fürchterlichſten Eid, ich ſchwöre bei allem Heiligen, Niemand ſoll es erfahren . . . .«

»Was erfahren?« fragte Sophie, an den Tiſch rückend, mit Unruhe und Ungeduld.

G*** gerieth in Verwirrung, als wär er auf dieſe Frage nicht gefaßt oder hätte ſchon all ſeine Mannheit erſchöpft: da funkelten wieder die lauernden Augen, da blitzte wieder jener liſtige Blick auf, der ewig ſeinen Unglauben wachrief. Er zog aus der Taſche ein Päckchen Papiere, und ſagte mit einem boshaften Halblächeln, wobei ſeine herrlichen weißen Zähne vorſchimmerten:

»Ich mag mit dieſen Papieren machen was ich will, ſie noch ſo lange hin- und herwenden, ſie noch ſo feſt drücken — es iſt nichts zu fürchten, an ihnen bleibt keine Spur meiner Finger, und nicht die leiſeſte Erinnerung an mich. Niemand erräth, wo ſie her ſind, wo ſie geweſen, an weſſen Herzen ſie gelegen; ſie haben nicht das geringſte Gefühl von Anhänglichkeit an den Ort noch an den Menſchen; es iſt etwas Feſteres als Marmor, Kälteres als Eis; dafür aber iſt mir auch ſo wenig leid um ſie, wie ihnen um mich. Hier ſind fünfhunderttauſend Rubel . . . Lieben Sie mich, ſo ſind ſie mein, lieben Sie mich nicht, ſo gehören ſie — Ihnen.«

G*** legte die Banknoten auf den Tiſch, aber ſie flogen ſogleich zu Boden. Sophie ſtieß ſie mit fürchterlichem Unwillen zurück.

— »Man ſieht doch, daß Sie Monopoliſt geweſen!« ſagte ſie mit krampfhafter Stimme und brach in Thränen aus. »Wie wagen Sie es, mir das anzubieten? Ich will Ihr Geld nicht, ich will Ihre Liebe nicht, ich will kein Glück!«

G*** erbebte. Weder die finſtern Brauen noch die braune Geſichtsfarbe hinderte den ungewöhnlich feurigen Ausdruck der Freude in ſeinen Zügen; doch das war nur eine Secunde. Wieder heftete er ſeinen ſtarren Blick auf die Fürſtin mit ſchrecklichem Zweifel, und fragte ſie unbarmherzig, woher ſie wiſſe, daß er Monopoliſt geweſen, wer ihr das geſagt, weshalb ſie ſich erkundigt.

»Was iſt das Fürſtin? Liebe — oder die Gewohnheit zu wollen und die Ungewohnheit zu handeln? Scheut ſich die zärtliche Hand etwas zu berühren, wovor gewöhnlich keine Seele bangt? Was finden Sie hier ſo verletzend und ſo beleidigend? Zwiſchen uns gibt es keinen leeren Anſtand mehr; meine Zunge hat vergeſſen, wie ſie geſtern geſprochen! . . . Ich gebe Ihnen Freiheit, ich zerreiße dieſe ſchändlichen Ketten, die Sie drücken, und vielleicht wider Ihren Willen an mich feſſeln . . . . Sein Sie nicht böſe, weinen Sie nicht, blicken Sie mich dreiſt an, bringen Sie recht in den Sinn meiner Handlung ein, begreifen Sie mein warmes Gefühl . . . . Es iſt nicht böſe Abſicht, nicht Hohn, nicht Verſuchung: ich möchte es Ihnen möglich machen, durch das Leben mit jener ſittlichen Reinheit zu gehen, mit der Sie die Natur geſchaffen . . . . Aber mein heiliges Ziel, meinen guten Vorſatz biete ich Ihnen nicht umſonſt an, und fordere Lohn. Ich bin ermüdet von Zweifeln, zerriſſen von Heuchelei; ich weiß nicht was Wahrheit iſt — o laſſen Sie mich ihr in Ihnen begegnen, laſſen Sie mich den wahren Laut Ihres Herzens, den unverfälſchten Ruf einer menſchlichen Seele hören! . . . Liebe oder Haß, mir iſt Alles gleich . . . Ich komme nicht in Verzweiflung, ich verliere Sie, und werde doch glücklich ſein; mir bleibt Ihr heller Blick, Ihr edles Wort; es wird durch mein ganzes Leben nachhallen, es wird mich umſchaffen, ich werde Alles der Welt, Alles den Menſchen verzeihen, ich werde ruhig ſterben, in der Erinnerung, daß ich einmal ein fremdes Herz geſchaut, einen fremden Gedanken gewußt. Was hält Sie zurück, es von mir anzunehmen, wenn Sie es ſollen? Denken Sie, daß ich's erzählen werde? . . Aber mein Gott, ich kann's ja nicht erzählen, wenn ich auch wollte! . . . . Man wird mir nicht glauben, mich einen Lügner heißen, für einen Narren halten, in's Irrenhaus ſtecken! . . . . Oder fürchten Sie etwa mich zu ruiniren? . . . . O, für die Wahrheit möchte ich Ihnen mit dem Mark meiner Nerven, mit dem Blute meines Herzens zahlen! . . . . Sie werden ſie mir ſagen? . . .

Er hob die Papiere vom Boden auf, und zog ein zweites Päckchen aus der Taſche.

»Lieben Sie mich oder nicht? Eine Million, Fürſtin, nehmen Sie eine Million!«

Bleich, zuſammengeſchmiegt, zog ſie den Kopf ein, wandte ſich weg, und getraute ſich nur von der Seite auf dieſe ſchreckliche Erſcheinung zu blicken, welche ſo nahe vor ihr ſtand und die mit einer gewiſſen Rieſenmacht begabte Hand in der Luft hielt. Unter dieſer

Digitized by Google

Hand, ſchien es, wenn ſie niederſänke, müßte ſelbſt Granit berſten. Die Fürſtin verlor ſich in ihren Gedanken, ſie war betäubt von den unerhörten Worten, ſie hatte ſich auf dieſen Menſchen nicht vorbereitet, dem es einfiel die Grenze ſeiner Rechte zu überſchreiten, in fremdem Gewiſſen zu wühlen, und Geheimniſſe heraufzubeſchwören, die für den Himmel allein bewahrt werden.

G*** fuhr fort, ſich ſelbſt anzugreifen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß ſie ihn vertheidigen würde. Der leidenſchaftlich ungeſtüme Ausdruck ſeiner Züge verrieth, in welchem Grade er glücklich wäre, wenn die Fürſtin das Geld nicht annähme.

»Geſtern noch,« ſagte er, »haben Sie keines Menſchen Ruhe getrübt, Keiner kümmerte ſich um Ihre wahrhaften Vorzüge, morgen wird man ſie bemerken, würdigen, morgen wird man ſie zahllos finden, ihnen die vollſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Niemand wird an Ihnen mehr vorübergehen, Niemand ſich umwenden — erſtarren wird man in Ihrer Nähe vor Ehrfurcht. Sie werden die Gewißheit erhalten, daß der größte Theil derer, mit denen Sie jeden Tag tanzen, nicht einmal in dem glücklichſten Traum, in der ungebändigteſten Phantaſie ſich einzubilden wagt, Ihrer Hand werth zu ſein. Sie werden der Geſellſchaft nicht mehr ſagen: »ich bin nur ſchön, nur geſcheit,« während Ihre glücklichen Nebenbuhlerinnen mit größerem Erfolg das Eine wiederholen: »Wir ſind reich.« Sie werden ſich in keinen ſo erniedrigenden Wettſtreit mit dem Gelde einlaſſen, gegen das Geld nicht Ihre Schönheit und Ihre Seele auf die Wage legen. . . . . Ich will es ſo machen, daß es in der ganzen Stadt heißt, Sie hätten mich abgewieſen: es verſteht ſich, daß Sie dies in der öffentlichen Meinung nur heben wird. Was haben Sie denn geſehen? Wen kennen Sie? Mit wem haben Sie mich verglichen? . . Groß und mannigfaltig iſt die Gotteswelt! . . . Bis jetzt habe ich ſie Ihnen verdeckt; ich unanſtehlicher Menſch, ich ſtellte mich vor Sie, und verſchlang jeden Ihrer Blicke . . . . Es gibt viele Leute, — da haben Sie ſie — die jünger ſind als ich, die mehr Feuer in den Augen haben, mehr Leben in den Bewegungen, mehr Zukunft auf dem Geſicht . . . . Moskau iſt nicht die einzige Stadt in der Welt, es gibt ein Petersburg, London, Paris . . . . Geſtern wurden Sie gewählt, morgen wählen Sie . . . . Sie werden nicht danach fragen, ob reich oder arm, häßlich oder ſchön, wenn nur Ihr Herz gefunden, daß er ſchöner iſt als die Andern . . . . Fürſtin, lieben Sie mich? . . . Nicht meine Hände bieten Ihnen Geld an. Das geſchieht zwiſchen Ihnen und einer unſichtbaren Macht. Ich rufe Alles an's Tageslicht, was Heiliges in Ihrer Seele iſt, was ſich ewig in irgend einer Falte des menſchlichen Herzens bergen muß. Ja oder nein? antworten Sie, eine Million, Fürſtin, eine Million!« . . . .

— »Wohl!« ſagte ſie, ſich vom Sopha erhebend, weiß wie Marmor, und ſtreckte mit ungewöhnlicher Würde ihre Hand aus. Ihre ganze Haltung athmete edeln Stolz und irgend ein erhabenes Gefühl. »Wohl! ich glaube Ihnen, daß ich einen Menſchen finden kann, der mir mehr gefällt als Sie. Wenn ich Sie geliebt, ſo habe ich in dieſem Augenblicke Sie zu lieben aufgehört.«

G*** reichte ihr die Banknoten, ſie fuhr zuſammen, zog ihre Hand weg, und das Geld fiel auf den Tiſch.

Am andern Tag hieß es wirklich in der ganzen Stadt, Fürſtin Sophie habe ihm einen Korb gegeben.

Der preußiſche Reichstag.

Die erſte allgemeine preußiſche Reichsverſammlung iſt mit Diſſonanzen begonnen, mit Diſſonanzen geſchloſſen. Die Thronrede hatte auch die edelſten, die ruhigſten Gemüther mit Schrecken belaſtet, und die letzten Sitzungen boten ein Schauſpiel erſchütternder Auftritte, die Ausſchußwahlen Scenen von großer zwieſpaltiger Leidenſchaft. Unter den Ständen von Poſen gewann der Unmuth faſt einen heftigen Ausbruch. Die Abgeordneten von Preußen ſiegten durch feſte, maßvolle und ihrer Mäßigung bewußte Haltung. Die Gründe ihres Verhaltens waren bei den Ausſchußwahlen dieſelben wie bei dem Entwurf der Adreſſe. Man wollte nicht den Weg einer conſtituirenden Verſammlung gehen die damit anfing den Thron der Nation feindlich gegenüber zu ſtellen. Es war eine gute Doſis ſtaatsmänniſcher Einſicht die ſich zu der Gutartigkeit eines beſonnenen Maß- und Tacthaltens geſellte. Dieſe Stände der Provinzen Preußen die dem Reichstage in ſeiner Haltung auch ſchließlich den entſcheidenden Stempel aufdrückten, hatten der Nation zugleich das Beiſpiel einer ſeltenen

Digitized by Google

Enthaltſamkeit, einer Verzichtung auf ihr beſonderes Intereſſe gegeben; ſie hatten zum Beſten der Princip[ien]frage die nicht feſtzuſtehen ſchien, gegen die Oſtbahn geſtimmt. Dieſer großartige Act der Selbſtgenügſamkeit und Selbſtüberwindung befähigte die Vertreter der Provinzen Preußen, Männer wie Auerswald und Andere, tonangebend in der Ausſchußwahl zu ſein, während Bincke, Hanſemann, Milde und Alle welche die Wahl mit ihrem Gewiſſen nicht für vereinbar hielten, um nichts weniger deshalb als hochbrennwerth daſtehen.

Der Staatsminiſter v. Bodelſchwingh hatte den Reichstag mit dem Bedauern geſchloſſen daß derſelbe nicht fruchtbringender für das Land geworden. Es iſt wahr, die Wohlthat einiger Geſetze iſt dem Lande nicht zu Theil geworden. Die Einführung der Vermögensſteuer welche die Mahl- und Schlachtſteuer beſeitigt hätte, die Oſtbahn nach Preußen welche die Oſtſeeküſten mit Deutſchland feſter verknüpfen ſollte, ein Werk, ökonomiſch wie ſtaatlich gleich ſehr wichtig, iſt der Monarchie entzogen, wenigſtens in die Ferne gerückt. Man hat das Darlehn für dieſe Bahn verweigert, weil man das Recht der Steuerverwilligung nicht als feſtſtehend, nicht principiell als entſcheidend und unumgänglich anerkannt ſah. Aber man hat trotzdem die Ausſchüſſe gewählt. Die Finanzfrage der Monarchie iſt alſo mit dieſer Inconſequenz noch unerledigt geblieben. Der Ausſchuß beſteht, er beſteht geſetzlich, aber mit einer moraliſchen Halbheit. Die ſogenannten »acht Schuldenmacher« werden ohne Credit Ja ſagen, aber die Regierung wird ſie nicht allzu ſtark in Unbequemlichkeit ſetzen dürfen. Die Hälfte der Ausſchußmitglieder iſt von Solchen gewählt die dem Wahlact einen Vorbehalt oder eine Definition der Ausſchüſſe beifügten, auf Befehl aber zugleich im vollen Vertrauen auf die ertheilte Allerhöchſte Zuſicherung der Fortbildung der ſtändiſchen Verfaſſung wählten.

Der Reichstag hätte »fruchtbringender« werden können, ſagte der Miniſter v. Bodelſchwingh. Man hätte die Geſetzesvorſchläge welche die Regierung ſchon wie fertige Geſetze in die Kurien brachte, ſämmtlich gutheißen können, und das Land würde ſich, das leidet keinen Zweifel, in materieller Hinſicht eben ſo gut dabei befunden haben. Man hätte auch die Oſtbahn die doch über lang oder kurz eine Nothwendigkeit für die Monarchie ſein wird, man hätte das Anlehn zum Bau der Bahn nach Preußen genehmigen können. Der Regierung wäre damit eine Erleichterung, aber dem Könige nicht die Überzeugung erwachſen die er für ſich und für die Nation doch ſelbſt zu gewinnen gehofft, die Überzeugung daß die Stände in Sachen des Staatshaushaltes, in Sachen der Steuern und ihrer Verwaltung, volle Einſicht üben, volle Selbſtändigkeit des Willens und Urtheils bethätigen ſollten. Es wäre, hätte man alle Vorlagen der Regierung gutgeheißen, den preußiſchen Völkern, der deutſchen Nation nicht der Glaube und die Zuverſicht erwachſen daß der Fortſchritt ſich an die Reichsverſammlung knüpfe, die politiſche Unfähigkeit dort ihre Schule habe, die politiſche deutſche Trägheit und Indifferenz dort ihre Triebkraft erhalte, der planlos umſchweifende, die Nation und alle geſchichtliche Entwickelung überſpringende Geiſt der Unzufriedenheit dort ſein Maß, ſeine Bahn und ſeine geſetzmäßige Kraft finde. Dies der Segen für Deutſchlands Entwickelung, dies das Fruchtbringende das kein Staatsmann, wenn er Vaterlandsfreund iſt, leugnen kann. Der Segen für das Staatswohl liegt nicht in dem Stillſchweigen der Völker, nicht in der laut gebotenen oder ſtill vorausgeſetzten Zuſage und Zuſage der Nation. Der Segen der erſten preußiſchen Reichsverſammlung lag in dem frei und ohne Zwang zum Ausdruck gebrachten Widerſpruch der ſich aus dem bisher und ſonſt noch vielfach verſchloſſenen Buſen des Zeitalters zur lauten moraliſchen Geltung brachte. Das im Weißen Saale geſprochene Wort drang frei durch alle Lande. Man hatte Stände zuſammenberufen, hatte Provinzen und Stämme vor ſich zu haben geglaubt. Statt der Vertreter der Standesintereſſen traten Staatsbürger auf mit vollem gereiften Bewußtſein, aus den Provinzen erhob ſich das Reich, aus den Stämmen die Nation. Der Monarch verſchmäht es eine moderne Conſtitution mit argwöhniſch abgezirkelten Rechtslinien zu geben, eine Karte voll Hader und Streit, einen Zankapfel zwiſchen Krone und Volk zu gewähren. Aber die Stände die er berief haben ihrerſeits thatſächlich dargethan daß der mittelalterliche Ständeſtaat für unſere Zeit ein überwundenes Element iſt, der preußiſche Reichstag hat damit die Baſis gelegt zu einer wahren, zeitgemäßen Reichsverfaſſung. Warum ſie eine Verfaſſung wollen? Der Abgeordnete von Aachen hat es geſagt: Weil die im Oſten nicht Ruſſen, die im Weſten nicht Franzoſen werden wollen. Dies einfache Wort hat für Fürſten und Völker ſchlagendes Gewicht. Grollt der Monarch vielleicht über dies Wort? Im Stillen gewiß nicht. Grollt er um anderer Reden willen mit ſeinen Ständen? Er darf es; Groll iſt nicht unmännlich. Er hat das Recht für den Acker der Könige erklärt und das Recht haben die Stände des Reiches beanſprucht, nichts weiter als das, und zwar mit all der Hochachtung vor der Krone,

Digitized by Google

mit all der Sympathie für preußiſche Größe, mit all der Begeiſterung für ein geſammtes Deutſchland. Der preußiſche Landtag kann als muſtergültig daſtehen in den Reichsverſammlungen aller Völker und Zeiten.

Die ſogenannten Ultra's unter den ſogenannten Liberalen in Deutſchland fordern daß Advocaten und Schriftſteller die hauptſächlichen Vertreter der Nation in den Kammern ſeien. — Daß Rechtsanwalte und Schriftſteller liberal denken und zu ſprechen verſtehen, wußten wir längſt. Der preußiſche Reichstag hat uns mehr als das gezeigt. Er hat uns bewieſen daß was wir als die Summe der Aufklärung des Jahrhunderts halten ſchon in weit tiefer liegenden Schichten der Nation Fuß gefaßt und concreteſt Leben gewonnen hat. Der preußiſche Reichstag hat uns das Schauſpiel vorgeführt daß Männer des Beſitzes, Ariſtokraten der Geburt wie des Eigenthums, Grundherren und Männer des Handels, Bürgermeiſter und Landräthe, trotz ihrer bureaukratiſchen Stellung, Herkunft oder Zuſammengehörigkeit den freien Gedanken zum freien Ausdruck bringen, die Wohlfahrt der Nation mit warmem Herzen hegen, das Heil und Ziel des Zeitalters mit hellem Blick in's Auge faſſen. Die Männer der Wiſſenſchaft waren nicht zunftgemäß vertreten. Männer der Wiſſenſchaft ſaßen weit mehr auf den Bänken der Miniſter, und Männer des praktiſchen Lebens haben ſie widerlegt. Selbſt die Herrenkurie hat ſich nicht als excluſive Kaſte entwickelt, wie in andern deutſchen Verfaſſungsſtaaten wo man mit künſtlich feſtgeſtellter Abſonderung eines Hochadels und -Höher- und Höchſtgeſtellter ohne Noth und ohne Bedürfniß eine erſte Kammer conſtruirte. In der preußiſchen Herrenkurie galt weſentlich das freie Wort der freien Überzeugung, das Gutachten des einzelnen Mannes der nach Bildung und Erfahrung ſpricht und ſtimmt. Keine Stimme war erkauft, keine durch Rückſicht auf Stellung und Amt geworben und beengt. Das Princip eines dogmatiſch chriſtlichen Staates fand im Weißen Saale nicht mehr Anklang als in der Preſſe, als im Volk. Ergötzliche Epiſoden aber wie ſie der Pommer und Premierlieutenant außer Dienſten, der Herr v. Thadden, aufgeführt, möchten wir um der nöthigen Erfriſchung willen bei ſoviel ſchwerem Ernſt der Sache um keinen Fall einbüßen. —

Wir haben in der Europa ein Wort von Gervinus aus ſeiner Deutſchen Zeitung wiederholt, ein Wort das eine bange Sorge war. Wird, fragte er, eine ſolche Kammer, mit ſoviel freiem Schwung bei ſoviel Hochachtung für das Beſtehende, — erfolglos ſein können? Dieſe Frage iſt mit entſchiedenem Nein zu beantworten, auch nach Erlaß der Landtagsabſchiede. Keine Schlußthronrede, klagt man, habe die Eröffnungsthronrede zurückgenommen oder berichtigt. Welche Zumuthung! Wo das Volk und ſeine Vertreter erſt zu lernen haben den Staat zu faſſen und zu begreifen, wird auch der Höchſte in der Nation der Schule bedürftig ſein. Eingeſtändniſſe darüber zu fordern, hieße zuviel fordern. Der Landtagsabſchied iſt allerdings nichts als eine geſchäftsmäßige Erledigung. Er beläßt alle Lebensfragen, alle Principien bei den vorläufigen Beſcheiden, behält ſelbſt die regelmäßige Wiederkehr des allgemeinen Landtags der Krone vor. Allein man überſehe nicht daß die Könige auch in der Form des Schweigens Zugeſtändniſſe zu machen pflegen. Der Landtagsabſchied räumt ſchweigend ein daß die Competenz des Reichstages in allen Lebensfragen, in Zurechtſtellung ſeines Rechtsbodens feſtſteht. Die Krone ſagt es auch nicht andeutungsweiſe daß im Weißen Saale die Linie der Geſetzlichkeit irgendwie überſchritten, der Boden der Treue verlaſſen ſei. Die Krone anerkennt vielmehr ſtillſchweigend die Unſträflichkeit des Verhaltens Derer welche die Ausſchußwahlen als gegen ihr Gewiſſen verweigerten. Sie wird den Rentenbriefen keine Staatsgewähr mehr zuſichern und iſt damit eingeſtändig daß jede Anleihe der ſtändiſchen Zuſtimmung bedarf. Sie hält es für rechtlich daß ein Darlehn für die Oſtbahn verweigert werden mußte weil die Principfrage über das ſtändiſche Recht noch für eine ſchwebende gelten konnte. Es kann nicht fehlen daß die Krone dieſe Frage nach und nach im Sinne der Stände erledigt, bleiben anders die Stände Preußens dem Geiſte getreu in dem ſie ihr Wirken begonnen. Die Krone iſt nicht mehr Partei, wie ſie es in der Thronrede ſein zu wollen Miene gemacht.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus München, d. 9. Auguſt.

[Die Journale; Rückblicke eines Fortſchrittsfreundes; Befehl des Kriegsminiſters; Grunert und die Dahn; die Alemannia; das Haus der Lola Montez; der Räuber Rennenmacher; Kartoffelkrankheit; Jagd und „Jagd-Poeſie".]

Seit die Verfinſterung und Verdummung bei uns nicht mehr Princip iſt, ſeit man von der Idee abgekommen, eine geiſtige Eunuchenſchaft müſſe das Volk in Gehorſam erhalten, ſeit es einem licht und rechtlich denkenden Staatsbürger wieder behaglich zu Muth und warm um's Herz werden kann im ſchönen Baierlande, fangen auch unſer Journale an gemach aufzuthauen. Sie nehmen das Brett ab welches ihnen bisher vor die Stirne genagelt ſchien, und ihr Rückgrat beginnt eine

Digitized by Google

minder gebogene Linie zu machen. Wenigstens ist solches bei dem „Münchener Tagblatte" der Fall und bei dem „Bayerischen Landboten". Ersteres hat an der witzigen Feder eines jungen pseudonymen Herrn „Bertram" eine glückliche Acquisition gemacht. Der Landbote bringt in schüchternem Tone von Zeit zu Zeit sehr bescheidene Anregungen, leisen Tadel und pia desideria. Wenn unsere Journale früher nur die Ergebnisse der K. Jagden, die Anzahl der geschossenen Hasen, Hirsche, Sauen und Rehe berichteten, oder wiedererzählten was wir drei Tage vorher in der Augsburger „Allgemeinen" cum licentia Superiorum gelesen, so fängt der „Landbote" jetzt schon an ein Organ der öffentlichen Meinung zu werden. Es ist zwar nur das erste Ergrauen eines Morgens, aber allmälig wird es doch Tag werden, und wolle dann Gott verhüten daß die Sonne einer freien Presse aus dem Schlamme des Tages nicht wieder solch Insektengezeug ausbrüte wie ehedem der „reisende Teufel" war. Ich denke aber, die Hitze wird so groß nicht werden! —

Es war so schön gewesen in Baiern! Unter dem unvergeßlichen König Maximilian Joseph und beschirmt von dessen Aegide war im Innern des Landes heldenmüthig und siegreich für Aufklärung, Sittenveredlung und Denkfreiheit gekämpft worden. Die Wissenschaften erblühten herrlich in der Freiheit einer belebenden Sonne. Die Klöster — welche uns leider das unselige Concordat*) neuerdings aufstrang, wurden aufgeheben und somit dem Mönchthume, dem Aberglauben, dem Vorurtheile und Fanatismus, der Trägheit und trägheitbefördernden Klosterfaulenzmüßigkeit die letzten Schlupfwinkel genommen. Die Freiheit des Eigenthums wurde vorbereitet, die Gesetzgebung verbessirt, Baierns Provinzen zu Einem Lande, die Bewohner zu Einem Volke geschaffen. — Als nun dieser väterlich gesinnte König sanft wie sein Sinn gewesen zu den Ahnen seines Hauses hinüber geschlummert und sein hochherziger, für alles Schöne begeisterter Erstgeborner den Thron Garibalds und Arnulfs im besten Mannesalter, 39 Jahre alt, bestieg, da ward der Volkskörper auch von den Resten mancher aus der Kriegszeit und dem französischen Drucke gebliebenen Soldatenherrschaft und Beamtendespotie befreit. König Ludwig wollte damals schon Justiz und Administration trennen und mündliches öffentliches Rechtsverfahren einführen, wogegen freilich die Bureaukratie sich mit aller vis inertiae damals stämmte. Unter den Gewerben ward größere Concurrenz eröffnet, eine weise Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte eingeführt — die aber späterhin die Schranken überschritt, den Wohlstand hemmte, den Beamtenstand drückte, und hiedurch den Bürgerstand verarmen machte, während unser Kunstsinn, unsere Bauwuth und der Abfluß nach Griechenland unsere bürgerlichen Quellen fast versiegen ließen. München ward ein neues Athen oder schien es doch werden zu sollen. Dichter und Gelehrte hofften hier wieder ein Weimar zu finden und Männer wie Görres (welcher freilich nicht mehr der Alte war), Hormayr, (ὁ πολεμικός), Maßmann, Oken (welchen die Jesuiten bald hinaus bissen), Platen, Michel Beer, Spindler, Heine, Lewald, Gutzkow, Duller, Saphir u. A. lebten, sannen und schrieben hier in buntem Durcheinander. Zwar wühlten die „Landdötin", der „reisende Teufel" und dergleichen Gestalten im Schmutze der Gemeinheit, und erhoben ihre Unkenstimmen entweder zu maßloser Lobhudelei alles dessen was von Oben ausging, und wäre es auch nur der Befehl gewesen das deutsche Wort „Baiern" mit dem griechischen Buchstaben „υ" zu schreiben, oder besprützten Jeden vor dem sie sich nicht direct fürchten mußten, z. B. Subalternbeamte, mit ihrem unsauberem Elemente. Aber es war doch ein reges, freies Leben und Weben hier, und wenn Zeus nicht zugezürnt hatte:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So seh du kömmt, er soll dir offen sein!"

der konnte doch in Regionen, welche ihm behaglicher schienen, ausrufen:

„Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie funfhundert — !"

Da dröhnten plötzlich über den Rhein herüber die Donner der Julitage und es erwachten bei den Klängen des weltstürmenden „Altons, enfans de la patrie" wieder die alten Ideen von Volks- und Menschenrecht, welche die heilige Allianz christlich begraben zu haben vermeinte. Es klirrte wie von fallenden Kettentrümmern und selbst Gevatter Michel rückte verwegen die Mütze zur Seite, — vielleicht nur um sich bequemer hinter dem Ohre kratzen zu können, wo er schon soviel hatte anschreiben müssen. Da kroch, von den Blitzen jener Kanonen geblendet, lichtscheues Gesindel zusammen, sich hinter dem Schatten des Thrones zu verbergen, und wisperte ängstlich, man solle die Läden sperren und dem Tage den Eingang verwehren, damit das schlummernde Gigantenkindlein „Volk" nicht von jenem Blitzen erwache, die Electricität in der Luft nicht verpüre! Man müsse es fester und immer fester einlullen mit Ammenmärchen! sagten sie; der innere Friede und das Volksglück sei eine Schattenpflanze und gedeihe nur im Dunkeln gleich jenem Kaktus welcher nur in der Mitternachtstunde blüht! Da jagte man denn jene Geister zum Tempel hinaus welche es helle haben wollten und stellte das Licht unter den Scheffel. Und sie brach an, die berühmte baierische ägyptische Finsternis und mit ihr das heiligenscheingoldene Zeitalter wo

„Die schwarze Schaar trieb wiederum
Die Knaben in ihr Collegium,
Das Land durchzog mit geistlichem Krame
Der Redemtorists und sein Same,
Man eilt' den bettelnden Mönchen die Wägen
Mit Kalbern, Geflügel und Schmalz zu belegen,
Viel' Klosterbrüder sah man wallen
Mit Testamenten in ihren Krallen"

und das Volk ward dumm, sehr dumm und sehr gehorsam — d. h. gegen die Pfaffen! Als aber etwas geschah, worüber die Pfaffen die Nase rümpften, da rottete sich das gehorsame Volk zusammen in der Ludwigsstraße und Theresienstraße und brüllte, heulte und pfiff, und warf die Laternen entzwei entweder weil es meinte, es sei noch zu licht, oder weil sie keinen Diogenes in München dulden wollten. Von dem Lärmen ist man erwacht und schämt sich des albernen garstigen Traumes. Man riß die Gardinen herunter und herein drang wieder der liebe, helle, goldne Tag. Gott gebe, daß er vorhält! Und seitdem es nun einigermaßen wieder hell geworden ist also daß man ein und das andere Gebrechen belenchten kann, dürfen unsere Journale nicht bange sein um Stoff, denn unser öffentliches Leben hat der Mängel genug.

*) Das Concordat drachte und wieder unter des römischen Stuhles Zwingherrschaft, nachdem wir des deutschen Kaisers legitimes Gewalt uns entzogen und das Napoleonische Usurpationsjoch zerschmettert hatten.

Digitized by Google

So bringt der „Landbote" in ſeinen neueſten Nummern das unwürdige Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß zwiſchen Militärbeamten (alſo Gelehrten) und (häufig ſehr ungelehrten) Officieren zur Sprache. Es iſt ohnedies eine Verletzung der durch die Conſtitution garantirten, leider aber in vielen Fällen nur fingirten Gleichheit aller Baiern vor dem Geſetze: daß die in der Pagerie geweſenen Adeligen ſogleich Lieutenants werden, während die aus dem Kadettencorps kommenden jungen Leute als Junker beginnen müſſen.

Der Beruf der Journaliſtik wäre es eigentlich, der Ständeverſammlung vorzuarbeiten, die Wünſche des Volkes verläßig zur Sprache zu bringen, zu erörtern was man von der nächſten Sitzung erwarte. Sie könnte und ſollte der Staatsregierung den Leitfaden zu Erreichung des Zweckes geben, weshalb die Staatsglieder in der Staatsverbindung zuſammen leben, könnte ausdrücken wie allgemeine Wohlfahrt erzielt, allgemeine Zufriedenheit hervorgebracht werde. Sie dürfte hinweiſen manchen Irrthum im Publikum aufklären, manche Idee und weiſe Abſicht der Regierenden beleuchten und dem Begriffsvermögen des minder gelehrten Publikums näher bringen. Um dieſe ſegensreiche Wirkung hervorbringen zu können, müßte aber unſere Preſſe nicht bewormundet, müßten die Journaliſten durchaus gelehrte, freie und hochſinnige, unabhängige Männer ſein. So ſollte es ſein! Wie aber iſt es? — Da verhüllt die Muſe der Geſchichte ſchamhaft ihr jungfräuliches Antlitz. Anſtatt einen hohen edeln Zweck im Auge zu haben, gibt ein Buchdruckereibeſitzer ein Journal heraus um ſeine müßigen Preſſen zu beſchäftigen. Wer iſt der Redacteur? Iſt er ein Mann von Fach und Beruf? Bei dem „Landboten" iſt Keiner genannt; „Namen nennen dich nicht!" Die „Landbötin" oder vielmehr deren Eigenthümer dreht der Verordnung „daß kein Staatsdiener Redacteur ſein dürfe" dadurch eine Naſe daß der Name des harmloſen Expeditors darunter geſetzt wird, während ein Staatsdiener anonym redigirt.

Doch genug von dieſen troſt- und hoffnungloſen Zuſtänden. Wir leben nahe am Gebirge, wo die Käſefabrikation blüht und dieſer iſt Makulatur unentbehrlich. Gehen wir zu einem andern Jammer über!

Klagend ſitzt der Münchnerinen
Thränend jammervolle Schaar,
Bleich, mit leiderfüllten Mienen,
Aufgelöſt ihr Lockenhaar.

Denn unſere Officiere dürfen vor dem dreißigſtem Jahre nicht mehr heirathen, und die Cautien der Lieutenants iſt auf 15,000 Fl. erhöht. „Weinet, ihr Töchter Jeruſalems!" Denn nach dieſen fiſchten unſere jungen Officiere am liebſten, aus gewiſſen Gründen, denn in gewiſſen Nöthen nimmt man auch beſchnittene Dukaten. Nebſt den Jüdinnen waren es reiche Bürgers- beſonders Brauerstöchter, nach denen unſere Antinouſſe und Adoniſſe, unſere friedfertigen Helden der Wachparade und des Muſeumsballes zumeiſt angelten, um ſich die Mittel zu einer Equipage, einer Loge im Theater und einer ſommerlichen Villeggiatur am Tegern- oder Starnbergerſee zu verſchaffen.

Grunert hat, ſeit wir ihn vor zwei Jahren hier ſahen, wieder Rieſenſchritte gethan auf dem Pfade des Ruhmes und der Künſtlergröße. Wir bewunderten ihn ſeit ſeinem Hierſein als Mephiſtopheles, als unübertrefflichen, ich möchte beinahe ſagen unerreichbaren Shylok und werden ihn noch ſehen als Franz Moor, als Cromwell, im Glöckner von Notre Dame u. ſ. f. — Das Dahn'ſche Künſtlerpaar kam von ſeiner Erholungsreiſe in Tirol zurück und wurde, beſonders die Dame, mit Enthuſiasmus empfangen. Sie iſt in der That eine vollendete Künſtlerin. In ihren griechiſchen Zügen liegt der ganze Adel ihres ſchönen Berufes, die göttliche Schwärmerei der Poeſie ausgedrückt welche ſie ſo durchdacht, ſo künſtleriſch vollkommen darzuſtellen weiß.

Zu den bereits hier exiſtirenden Studentenverbindungen Bavaria, Frankonia, Iſaria, Palatia und Suevia, welche ſämmtlich von dem Staate garantirt ſind, iſt nun auch eine Alemannia gekommen, deren Cadres aus den, wegen Lola Montez aus der Palatia geſtoßenen Mitgliedern beſtehen, und welche zwar ebenfalls jene Garantie erhielt aber bei den übrigen Verbindungen in Verruf ſteht. — Es hatte hier allgemein verlautet: der Artillerie Lieutenant habe aus ſchlagenden Gründen den Dienſt quittiren müſſen. Referent ſah ihn jedoch erſt vor wenigen Tagen in Lola Montez' Equipage durch die Straßen, und zwar in Uniform, futſchiren.

Die hier ziemlich zahlreich anweſenden und durchreiſenden, manchmal auch durchgehenden Fremden beſuchen und bewundern jetzt außer der Kl. Reſidenz und den Kunſtſchätzen auch das Haus der Lola Montez, wo namentlich das außerordentlich reiche Schlafkabinet bewundert wird das ſeinesgleichen ſucht. Auf dem runden Tiſche deſſelben ſind an Lola Montez gerichtete Gedichte der Liebe und Bewunderung zur Schau ausgeſtellt und die in Marmor nachgebildete Hand Deſſen Welcher die Gedichte ſchrieb.

Der gefürchtete Räuber Nonnenmacher (vulgo Haberl) ſcheint die in hieſigem Zucht- und Zwangarbeitshauſe herrſchende und durch Herrn Hofrath Dr. Perner (den Kälberphylen) in Ihren geehrten Blättern gerühmte Milde benutzt zu haben, da er mit noch einem Genſerten vor wenigen Tagen zu München und des ganzen bairiſchen Oberlandes größtem Schrecken ausbrach. Es iſt entſetzlich, wie ein ſolcher Menſch gar ſo verhärtet ſein und nicht einmal dadurch gerührt werden kann daß „Herr Hofrath Dr. Perner das Glück hat, mit einem Fürſten, der für alles Schöne und Edle glüht", das Münchener Zuchthaus zu beſuchen.

Leider zeigen ſich nun wirklich Spuren der Kartoffelkrankheit in hieſiger Gegend, und da auch aus andern Provinzen Deutſchlands ähnliche betrübende Nachrichten verlauten, dürfte es trotz der an Qualität und Quantität ausgezeichneten Getreideernte eine heilige Pflicht der Regierungen ſein, die von Oſt und Weſt zur See ankommenden Getreidezufuhren zu benutzen, um dem Wucher ſein ſammervolles Gewerbe zu legen. Nur zuerſt für das Nothwendige geſorgt! Wenn dann etwa Überfluß bleibt, möge das Schöne an die Reihe kommen; z. B. Millionen koſtende Prachtbauten. Getreidehallen mit Getreide braucht der Staat weit nothwendiger, als Befreiungshallen ohne Freiheit! Ein großer Übelſtand für unſere Fruchterzeugniß und für Ernährung des Volkes iſt das bei uns in voller Giftblüthe ſtehende Jagdweſen. Freilich, jene vornehmen, oder bei Vornehmen lebenden Herren, jene Menſchenklaſſe welche durch Sinnengenüſſe aller Art ſo blaſirt und abgeſtumpft iſt, daß ſie ihren „Schönheitsſinn" nur noch an einigermaßen nach dem Kuhſtalle riechenden Gegen-

Digitized by Google

ſtänden befriedigen kann*), dieſe Menſchenklaſſe findet allerdings den „Jaga“ poetiſch, beſingt ihn und läßt ihn beſingen. Aber eben deshalb ſind jene dialektiſchen Spielereien und Dichteleien keine „Volkspoeſie“ ſondern eine Profanirung derſelben behufs der Bonbonlectüre und Stimulation für junge Greiſe. Sie wird nie beim Volke Eingang finden. Denn Dieſes hat für den Jäger keine Geſänge, ſondern Thränen, Flüche und Rache. Der Jäger gießt ſeine Kugeln nicht für die ſelbſtverwüſtenden Hirſche, deren Hirt er iſt, ſondern für den, aus Nothwehr und Leidenſchaft ebenfalls zur Büchſe greifenden Bauer. Alljährlich fallen in Kämpfen zwiſchen Jägern und Wilderern durchſchnittlich 29, ſage neunundzwanzig Menſchenleben der Jagdkrannel, dem Kultus der Diana, zum Opfer. Ich glaube nicht daß bei den wilden Scythen in Tauris auf jenen, an der Küſte des unwirthlichen Meeres errichteten Altare dieſer grauſamen Göttin ſoviel Blut floß als im gottſeligen Baierlande!

Drei Dinge demoraliſiren unſer ſonſt ſo wackeres und biederes Landvolk im idylliſch-ſchönem baieriſchem Hochlande: die Jagd, die Mauth, und das durch vornehme und reiche Städter gegebene Beiſpiel.

Als aber in der Ständeverſammlung 1837 ein billigdenkender und helleſehender Abgeordneter des baieriſchen Volkes, Schwindl, dem verſammelten Landtage den weiſen und den Grundſätzen des Rechts wie der Billigkeit angemeſſenen Vorſchlag machte: Einem Jedem auf ſeinem eigenem Grund und Boden des Wildes Erlegung zu erlauben, um ſo den vielen Mordthaten zwiſchen Wilddieben und Jägern ein Ende zu machen, der immer tiefer ſinkenden Moralität und dem ſteigenden Mißtrauen des Landvolks gegen Regierung und Behörden vorzubeugen, da ging die Bill nicht durch und der Abgeordnete von Münchens Hochſchule, Ringseis, vergaß ſich ſo weit den Antragſteller einen Revolutionär zu nennen. Derſelbe Ringseis welcher unter Abel's Ägide mit Höfler, Phillips und Conſorten das Banner des Ruckſchrittes mächtig in Baiern erhob! — Ein hieſiger Cavalier zahlt jährlich 30,000 Fl. Wildſchadenerſatz. Wir dürfen aber annehmen daß dieſer ſogenannte Erſatz höchſtens drei Fünftel des wirklichen Schadens erſetzt. Jedenfalls verzehren die salvo titulo hochgräflichen Hirſche jährlich an Feldfrüchten die Renten zu 3 bis 5 p. Ct. eines Eigenthumes von einer Million. Wohl bekommt's ihnen! — Wieviel arme hungernde Proletarier könnte man aber hievon ſättigen? — Ich frage. — Das iſt freilich eine Frage die nur aus dem Herzen eines Roturiers aufſteigen kann. Denn zum Sättigen von Proletariern könnte man ja keine „Jaga-Poeten“ mit ihren Mäcenaten und Anhängern einladen, wie zur Jagd!

Das Alles, im Ernſte und in der Nähe ſo bitter traurig, nimmt ſich aus der Ferne und in den Bildern unſ'rer Genremaler freilich ganz heiter aus und ich kann es jenem Berliner nicht verdenken, welcher hier ſolche Lieder zu hören verlangte „wie ſie von den Jägerſtämmen(!) im baieriſchen Gebirge geſungen werden.“ Der gute Mann hatte die von H. M. v. Kobell, Graf Pocci u. A. geſammelten und herausgegebenen „Schnaderhüpfel“ geleſen. ✲

*) Wie Horaz in des zweiten Buches fünfter Satyre von dem Wagen eines Schlemmers ſagt, er könne nur noch an Dem Gefallen finden was einigermaßen nach der popina riecht.

[Theater in Leipzig.]

Der Antrag der Stadtverordneten zum Beſten der jetzigen Theaterverwaltung iſt vom Stadtrath gröſtentheils abgelehnt. Er ging darauf hin den Pacht zu erlaſſen, die Gasbeleuchtung aus der Stadtkaſſe zu beſtreiten und die große Rathslege abzutreten deren leerer Raum allerdings bei gedrängtvollem Hauſe leicht Ärgerniß errege. Nur verſuchsweiſe iſt dem Dr. Schmidt auf einige Jahre der Pacht erlaſſen. Die früheren Begünſtigungen des Theaters den Reiterbuden in der Meſſe gegenüber ſind nicht wieder aufgenommen. Das Theater iſt alſo nach wie vor auf ſich angewieſen, auf treue Ausdauer in der Leitung, auf den Werth ſeiner Leiſtungen. Das Theater in Leipzig hat die doppelte Aufgabe, dreimal des Jahres eine lange Zeit hindurch ein bunt zuſammengewürfeltes Meßpublikum zu befriedigen, die übrige Zeit des Jahres den feineren und höheren Anforderungen der Heimiſchen in Verführung des Beſten aus der Vergangenheit und des Neueſten aus der Gegenwart zu genügen. — An neuen Mitgliedern gewann das Theater Frln. Malvina Erck die als Gretchen und Käthchen in den naiven Partieen gefiel, Hrn. Braſſin an Paezné's Stelle für die Oper. Hrn. Wagner's eigenſinnige Vernachläſſigung aus Unwillen und Ärger, länger hier gebunden zu ſein, iſt vielfach mit Recht, auch nicht ohne Erfolg gerügt. Die Ermunterung die dieſem Schauſpieler von Seiten der Kritik widerfahren, ſchien er plötzlich mit Undank belohnen, und einem Publikum vor dem er ſich erſt gebückt hat, ſeinen Groll entgelten laſſen zu wollen. Hr. Wagner kam mit ſchönen aber rohen Mitteln hieher. Ein gewiſſenhafter und talentvoller Naturaliſt, ſchien er hier, immer für die beſten Partien verwendet, unter Marr's Leitung und unter den Augen eines aufmerkſamen Publikums ſich zur Künſtlerſchaft heranzubilden. Ein hieſiges politiſches Blatt hat mit Recht bemerkt daß dieſer Fortſchritt in der Entwickelung nicht in gleichem Maße dem Einzelnen in Wien geſtattet ſei. Die Burg braucht fertige Künſtler, ſie muß ſich bei allem, feſtſtehenden Repertoir das des erfriſchenden Geiſtes der Gegenwart entbehrt, darauf beſchränken das Enſemble zur Vollendung zu bringen. Hr. Wagner wird dort erſt empfunden welche belebende Kraft zur freien Entwickelung ſeines Talentes ihm auf der Leipziger Bühne zu Theil ward. — Unſer Theatерſommer iſt noch immer reich an Gäſten. Im Schauſpiel ließ ſich ein Liebling von ehedem, Hr. Genaſt aus Weimar, im Räuſchchen und als Tell ſehen; er wird noch als Götz und Cromwell auftreten. In der Oper ſangen Hr. Göbe, Tenor, ebenfalls aus Weimar, Fräulein Agthe und außer der Frau Stöckl-Heinefetter noch deren jüngſte Schweſter, eine dritte Sängerin Heinefetter. Franz Wallner, jetzt in Petersburg, erfreute wiederholt im gemüthlichen Singſpiel der Öſtreicher.

[Heinrich Koenig.]

Während wir den Dichter der Hohen Braut, der Waldenſer, von Williams Dichten und Trachten, in Fulda ſchilderten, iſt derſelbe, wie die Allgemeine Zeitung berichtet, auf ſeinen Antrag ſeiner bisherigen amtlichen Stellung als Regierungsſecretär enthoben und penſionirt. Koenig wird nach ſeinem ehemaligen Aufenthaltsort, nach Hanau, überſiedeln. In Leipzig bei Brockhaus erſcheint ſein neuer Roman „die Klubbiſten in Mainz.“ Unſere Leſer erinnern ſich freundlich des Bruchſtücks das die Europa ihnen mittheilte; es lieferte uns eine Scene aus Georg Forſter's Familienleben.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 4. Septbr.

Inhalt: Aus dem Kloſter. Von Heinrich Bode. — Würtembergiſche Luftſchlöſſer. — Der literariſche Salon. 1. Theodor Mundt's „Mendoza, der Vater der Schöne." — Aus Mannheim und Wien (zwei Briefe). — Wie ſich die Deutſchen allerwegen verſammeln. — J. de Marle im Guſtav-Adolph-Verein. — Jean Paul's Maria.

№ 36.

Aus dem Kloſter. Von Heinrich Bode.

So iſt der Titel eines Buches*) in welchem ſich die Geſtändniſſe eines geweſenen Zöglings der Jeſuiten offen der Welt darlegen. Der Verfaſſer, ein Braunſchweiger von Geburt, ein Katholik von Bekenntniß, befand ſich in Paris. Von zerſtreuten wiſſenſchaftlichen Studien vielleicht ermüdet, von politiſchen Quertreibereien des Zeitalters widerlich berührt, mochte ihn der Drang zu einem beſchaulichen Leben erfaſſen. Heinrich Bode war jedoch zu jung um mit der Welt abzuſchließen, es war auch kein Herzensunglück, keine Verzweiflung über geſcheiterte Pläne was ihn an die Pforte einer ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt trieb. Norddeutſche Wiſſensluſt und ein Hang zur Kritik führten ihn zu den Jeſuiten, den Vielgeſchmähten, den Vielverketzerten über deren Werth und Unwerth ſich Märchen gehäuft, deren Größe wie deren Verbrechen ſich in ein myſtiſches Dunkel gehüllt das die Speculation eines jungen, nach Wahrheit dürſtenden Kopfes reizte. Solange der Staat mit ſeinem öffentlichen Leben noch nicht der ganze volle Ausdruck unſerer Moral, die Religion noch nicht zur vollen Thatſache unter Menſchen geworden iſt, ſolange wird bekümmerte Gemüther noch immer dann und wann das Gelüſt ergreifen den in der Welt verlorengegangenen Gott in den Geheimniſſen einer innern Erleuchtung und in den Wundern des Glaubens zu ſuchen der ſeine Thaten dem offenen Auge des Tages entzieht und ſeinen Segen in der ſtillen Nacht der Myſterien für ſich bebält. Daß das Chriſtenthum nicht blos aus den Höhlen, auch aus den Kirchen in die Welt hinaustreten, der Glaube That, die Religion der Liebe wirklich Menſchenliebe werden müſſe, iſt, ſo alt auch dies Chriſtenthum, noch immer eine ſehr junge Lehre. Arbeit und Gebet werden noch lange auseinanderfallen, gegenſeitig ſich zu ergänzen bemüht ſein, ohne ſich vereint die Hände zu reichen ſo daß das Gebet zur freien fröhlichen That, die Arbeit zu einem frommen, in ſeinem Gott vergnügten Dienſt würde.

Das führt uns hier freilich zu weit. Bleiben wir bei Heinrich Bode, der den Dienſt der Geſellſchaft Jeſu erkunden und zugleich ſich ſelbſt prüfen wollte um zu wiſſen, wie weit ſeine eigne Kraft reiche, um den beargwöhnten, verfolgten und vielfach verurtheilten Orden auszuforſchen, Schaale und Kern in ihm zu erkennen. Der Zug von Größe aus früherer Zeit, die Kühnheit der alten Pläne des Ordens um die Welt wieder der Kirche unterthan zu machen, hatte ihn in der That nicht weniger gereizt und angezogen als die oberflächliche Verfolgung und kurzſichtige Schmähung die der Geſellſchaft Jeſu zu Theil geworden. Alſo Hang zum Widerſpruch, kritiſches Gelüſt und daneben der Trieb einem großen geiſtigen Ganzen, ſeinen weitgreifenden Plänen, ſeinen ferngeſteckten Zielen die eignen Kräfte zu leihen, waren für Bode die Beweggründe als Scholar und Noviz die Prüfungen und erſten Übungen im Kloſter durchzumachen. Geſetzt, wir glaubten nicht mehr an weitgeſteckte Ziele, an hochfliegende Pläne dieſes Ordens; geſetzt, wir wären der Meinung daß hinter ſeiner zerfpaltenen und von neuem wieder zuſammengeſetzten Schaale kein eigentlicher Kern mehr ſei: ſo muß es uns doch von Intereſſe ſcheinen zu erfahren, ob Einer der ſich mit dem A b c der Jeſuiten von heute

*) Zwei Bände. Leipzig, bei W. Gerhard.

Digitized by Google

befaßt, von der Hieroglyphenſchrift ihres ehemaligen Strebens ſich noch Einzelnes entziffern werde.

Die Begegnung mit einem ehedem lebensluſtigen Studenten der nach vielfach umgetriebenen, durchſtürmten Leben im Miſſionsberuf eines Ordens Ziel, Halt, folgerichtige Thätigkeit und Befriedigung gefunden, war auf Heinrich Bode in Paris nicht ohne Einwirkung. Wer die Welt vergeudet hat, kann in ſtrenger Kirchenzucht noch immer die Feſſelung ſeiner zerſtreuten Lebenskräfte wiederfinden. Auch iſt die Kirche mild genug für Sünder; ſie begnügt ſich oft mit ganz wundgeſchlagenen Gliedern. Nicht ſo der Orden Jeſu. Er iſt ſehr wählteriſch, ſeine Prüfungen ſind hart und ſtreng. Er ſchreckt die feige Muthloſigkeit zurück, macht die ſchwankende Unſicherheit an ihrem Entſchluß irre, er wirft die Eitelkeit in den Staub. Er will und erzielt mit ſeiner militäriſchen Zucht entweder willenloſe Werkzeuge, blinde Inſtrumente für den Gang der Maſchine, oder ſolche die in dieſer Zucht der Selbſtentäußerung zu großen Zwecken und zu Werkmeiſtern und Leitern dieſer Maſchine berangereift. Möglich daß bei der jetzigen Stellung der Weltverhältniſſe unter den Profeſſen und wiſſenden Vätern der Geſellſchaft nur Wenige ſind die den alten Geiſt des Inſtitutes noch mit Bewußtſein vertreten. Und unter dieſen Wenigen wird es wieder fraglich ob der Geiſt des Ordens in ihnen blos ſchläft oder wirklich abſtirbt. Reminiscenzen erwecken noch kein neues Leben, und wenn der General der Geſellſchaft, Pater Rothan, öffentlich in Journalen erklärt, Pater Goßler, der mit wunderthuenden Nonnen compromittirte Mönch aus dem Münſterlande, ſei kein Mitglied des Ordens, ſo ſehen wir dieſe ehedem gefürchtete Genoſſenſchaft mit Aufopferung aller zweckdienlichen Kräfte vor der Hand lediglich auf Beweiſe ihrer Unſchädlichkeit zurückgeführt. Ich ſage: vor der Hand. Ob die Völker in der Entwickelung ihres ſtaatlichen Lebens je wieder ſo erſchlaffen werden daß es zur Vertretung des Geiſtes der verſumpften Welt gegenüber eines Ordens bedarf um dieſe knechtiſch ausgeartete Welt despotiſch im Stillen zu lenken: das ſteht im Buche der Zukunft. Daß man ſich wehrt gegen den Orden, beweiſt noch nicht daß man ſtark genug iſt ſeiner zu entbehren. Daß man ſich gegen die Möglichkeit ſeiner Übergriffe waffnen will, könnte eher verrathen daß man ſich für ſchwach hält. Die Welt hat es mit ſich ſelbſt zu thun: ſie ſei in ſich ſtark, über ſich ſelbſt wachſam, gewiſſenhaft und gottgetreu, dann wird das Böſe nicht überwüchſig. Nur wo Gott ſchwach iſt, glaubt man an einen Teufel und greift zu Exorcismen. Wir wiſſen wie weit die Macht des Ordens über Fürſten und Völker in den beiden früheren Jahrhunderten reichte, und wir begreifen und rechtfertigen dieſe Machtentwickelung als auf dem Boden menſchlicher Schwäche und Entartung fußend. Kühnheit die ſich bis zur geiſtigen Größe aufzuſchwingen Miene macht, nöthigt uns ſogar ein gewiſſes Gefühl von Bewunderung, jedenfalls von Staunen ab. Man hat den Orden nicht aufgehoben weil er ſündhaft war. Man hob ihn auch nicht auf als ſeine Sünden reif waren zur Ernte und Niederlage. Er war ſündhaft als ſich niemand an ihn wagte, weil er an Geiſt und Muth Alles überbot, die entarteten Völker ſich in ſeinen Schooß, die Fürſten mit ihrem feigen Gewiſſen ſich hinter ſeine Bollwerke flüchteten. Das hat zur Zeit aufgehört; der Zukunft bleibt es überlaſſen wie weit ein ſolcher Zuſtand wiederkehren könne. Fraglich dabei iſt immer noch ob das Syſtem des Ordens in ſeinem innern Kern eine abſolute Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen und die Formen der Welt auf ewig hin in ſich begreift, nicht ausgeſprochen in Statuten, ſondern ſchweigend in der Tradition feſtgehalten. Fraglich bleibt es wie weit der Orden Herrſchaft um jeden Preis erzielt, ſei's für die Kirche, ſei's für ſich, da er dieſe vertritt falls der Papſt ſeine Sendung nicht ganz begreifen ſollte; fraglich bleibt es wie weit der Orden ſolche Herrſchaft in ſeinem geheimen Cober hat. — Wenn wir die Herzenserleichterungen eines Zöglings der Jeſuiten, wenn wir Bode's Buch durchſuchen, ſo finden wir nicht den geringſten Aufſchluß darüber. Ein alter gedienter Profeſſe, vielleicht gar nur ein General des Ordens der ganz vom Geiſte deſſelben durchdrungen der Träger ſeiner Geheimniſſe war, müßte darüber eine Beichte ablegen. Ein Novig hat blos an der harten unſchmackhaften Schaale genagt, er konnte, ſelbſt wenn er gute kritiſche Zähne mitbrachte, nicht dahinter kommen, welcher Kern ehedem, falls die Nuß jetzt eine hohle ſei, von ſo ſtachlichem hartem Panzer umſchloſſen war. Ich meines Theiles glaube nicht an einen Kern der jetzigen Schaale, weil ich weiß daß die Welt für ſich ſelbſt vom Inhalt des Chriſtenthums mehr als ehedem Beſitz genommen. Daß aber der Orden Großes gewollt, Gewaltiges kühn und fein bezweckt, Fortſchritt und Aufklärung mit der Herrſchaft der Kirche über die Welt zu vereinigen den Verſuch gemacht, das zu leugnen verbietet uns die Geſchichte des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die Geſchichte der größten Entartung des Menſchengeſchlechtes.

Heinrich Bode liefert über ſein Noviziat und ſeine geiſtlichen Exercitien ſehr getreuen Bericht. Er war

Digitized by Google

offen geweſen als er den Eintritt in den Orden verlangte, er geſtand dem berühmten Redner in Paris, dem Pater Ravignan, ſeine Zweifel ein im Orden das zu finden was er ſuche. Man hatte gezögert ihm den Zulaß zu den Prüfungen zu geſtatten; endlich ſchickte man ihn nach St. Acheul in Amiens. Er beſchreibt dieſe Schule des heiligen Acholius ſehr genau. Ein Beſuch in einem Trappiſtenkloſter hat ihm ſchon den Vorgeſchmack der abtödtenden Ruhe und Eintönigkeit gegeben die hier bei den Jeſuiten ihn mit der ganzen folgerichtigen Strenge ſyſtematiſch überfällt. Der Geiſt ſtirbt hier nicht blos der Welt und allen ſinnlichen Anregungen ab; er wird in den Exercitien vielmehr angeſtachelt ſich in das abſtracte Reich von Himmel und Hölle bis zur ſinnlichen Faßbarkeit hineinzuträumen. Die Einſamkeit wird in dieſen Übungen durch die Schauer der Phantaſie bevölkert. Erſt ſind es die Höllenſtrafen unter Vorſtellung und Verſicherung der eignen grundloſen Verworfenheit der Seele, die im ſtrengen Dienſt vorgeſchriebener, laut abgeſungener Selbſtbetrachtungen in der einſamen Zelle das junge Gemüth überfallen. Die tägliche Wiederkehr dieſer Litaneien bezwingt den Anfangs ſich ſträubenden, mit Verſuchen zum beſſeren Selbſtgefühl ringenden Geiſt. Die Pauſen bieten keine Erholung, keine Erfriſchung zu neuem Kampfe, ſie werfen nur den öden körperloſen leeren Schatten des Kloſterlebens über die abgemattete Seele. Und wie es die Aufgabe des büßenden Beters iſt, ſich die Hölle leibhaft gegenwärtig und örtlich vorzuconſtruiren, ſo wird dann auch im Fortgang der Übungen die Gegenwart der hülfreich erlöſenden Jungfrau Maria bis zur fixen Idee, bis zur ſichtbaren Erſcheinung herabbeſchworen. Mit der leibhaften Vorſtellung der Hölle beginnen die exercitia spiritualia der erſten Woche. Ignatius ſchreibt vor, ſich den Ort nach Breite, Länge und Tiefe denkend auszumeſſen und ſich unter die geplagten Seelen zu miſchen die von Teufeln mit allen erſinnlichen Martern geplagt werden. Man hat alte Bilder aus der deutſchen Schule welche uns mit ihrer groben Sinnlichkeit in Darſtellung der Höllenſtrafen poſſenhaft vorkommen. Dem Novizen bei den Jeſuiten werden dieſe Bilder durch die unentrinnbare Macht tagtäglicher Vorſpiegelung in Gedanken zur ſchreckhaften Wahrheit und Wirklichkeit. Die ewig wiederkehrende Litanei des Gebets zwingt das ſich Anfangs ſträubende Gemüth zu dieſer ekelhaften Geiſterſchau. »Man ſieht, ſagt Bode, die hoch emporlodernden Flammen und in jeder derſelben eine arme Seele wie in eine Flaſche eingeſchloſſen, man hört ihr Wimmern, Schreien, Wehklagen und Zähneklappern, vernimmt mit heiligem Schauder, wie ſie Gott und Jeſu Chriſto fluchen, und ſich fromm zurückſtüchtend riecht man endlich den Schwefelgeruch des hölliſchen Pfuhls, mit dem ſich der Geſtank der Fäulniß und Unreinigkeit miſcht. Dann fühlt man die Bitterkeit der vergoſſenen Thränen, den Biß des Gewiſſenswurmes und reckt endlich die Fingerſpitzen aus um den Brand der Flamme zu empfinden, deren Gluth die verworfenen Seelen ewig brennt.« Die folgenden Wochen vergegenwärtigen durch die Gebete die bibliſche Geſchichte von der Geburt, von den Wundern, Leiden und Tod Chriſti, ebenfalls in ganz ſinnlichen Bildern. Die Lehre Chriſti iſt dem katholiſchen Glauben nicht Hauptſache, er vergegenwärtigt ſich nur den Mythus in leibhaft wiederkehrender Erſcheinung. Stufenweis geht es von Chriſto zur Jungfrau Maria die den Gnadenact vollendet. Die durch alle Schrecken der Hölle wund geriebene Seele bemächtigt ſich ihrer Geſtalt faſt mit zitternder Inbrunſt, träumt ſich mit ſinnlicher Gewaltſamkeit in ihren Schooß, ſchwelgt in den Reizen ihres gnadenvollen Leibes. Je ſchreckhafter die Einbildungskraft aufgeſcheucht, deſto ſinnbethörender ſtürzt ſich die nach Erlöſung lechzende Seele an den Buſen der Retterin die alle Entzückung der Sinne über ſie breitet. — Das iſt der Opiumsrauſch dieſer Exercitien. Faſten und leiblich ſich bereiten, ſagte Luther, thut's freilich nicht. Aber Faſten und Enthaltſamkeit thun viel; ſie befähigen den Leib für die Vorſtellungen der Phantaſie ganz dienſtbar, ganz willenloſes Werkzeug zu ſein. Sind dieſe Vorſpiegelungen der Seele ebenfalls ſinnlicher Art, ſo iſt der Menſch, der die Welt abthun wollte um den Heiligen näher zu ſein, erſt recht dem ganzen Wirbel ſeiner aufgeſtörten Phantaſie preisgegeben. Nichts iſt natürlicher als daß Ignatius der dieſe Übungen erfand und anordnete, Viſionen hatte. Die geſteigerte Geiſtigkeit dient dann nur dazu die zurückgeſtauchte ſinnliche Begehrlichkeit bis zum Schwindel zu erheben. Aſceten nannten das Emphaſe. Es gab auch Einſiedler in der Wüſte die ganz leiblos und ganz Seele wurden. Nur war der Ausdruck ihrer Entzückungen doch immer ſinnlicher Art und von leiblicher Geſtalt. Wahrheiten, Aufſchlüſſe über Gott und Natur fand der Menſch immer nur unter Menſchen. Wohl macht dich das ſtille Gebet im einſamen Kämmerlein tüchtig zur Einkehr in dich ſelbſt, wenn du auf Augenblicke die Welt abthuſt und Gott ſuchſt ohne Form und Zeichen. Feſtgehalten aber, werden ſolche Momente zur öden nebelbedeckten Schattenſtäche in der die Geiſterwelt zu Geſpenſtern erwächſt. Chriſtus ging auch in die Wüſte, aber nur um ſich zu

Digitized by Google

beſinnen daß er unter Menſchen Menſchenwohl und Menſchenweh bedenken und berathen müſſe.

Heinrich Bode hat die Exercitien bei den Jeſuiten gewiſſenhaft durchgemacht. Einige ſeiner Gefährten traten gleich Anfangs im Bereich der Höllenſtrafen zurück, Andere ließen ſie gleichgültig an ſich vorübergehen; an ihnen gewann der Orden ſtumpfe, taube, willenloſe Glieder. Bode litt und kämpfte die Übungen durch und ſchrieb dann dieſen Abſchiedsbrief in zwei Bänden, den er dem Pater Ravignan widmete. Was hat er damit bewieſen? Über die tieferen Richtungen, die geheimeren Plane des Ordens — nichts. Er nennt dieſe Exercitien das Fundament der Geſellſchaft Jeſu. Sie ſind aber nur das A b c ihrer Weisheit, in den Prüfungen der Neulinge legt ja wohl auch ſchwerlich der Freimaurerorden ſeine Eſoterien blos. Ob das Leben und Treiben der Profeſſen und der wiſſenden Brüder des Bundes Jeſu ſich auf derlei Übungen beſchränkt, iſt noch heute die Frage die ich nur muthmaßlich mit Ja beantworte weil der Zuſtand der Welt dem Orden keinen weitern Inhalt zuläßt, weitgreifende Eroberungspläne ihm nicht geſtattet. Was der Orden w a r, reicht tiefer; und Bode hat ſich nicht die Aufgabe geſtellt die Geheimniſſe ſeiner Geſchichte zu erforſchen. In dem was er iſt und werden könne, wolle man ihn nicht durch Schmähleruug des beſcheidenen Raumes den er in Anſpruch nimmt, erſt zu neuer, im Stillen ſich gründender Bedeutſamkeit auffordern.

Bode erzählt ſeine Erlebniſſe Anfangs mit einer gewiſſen verſchnörkelten Zierlichkeit wie ſie im Bereich der Architektonik uns in den Gebäuden der Jeſuiten entgegentreten. Nach und nach wird ſeine Sprache immer einfacher und rückſichtsloſ freier. Mit der übergroßen Breite ſeiner Darlegungen thut er bei der Wichtigkeit der Sache für ihn und ſein Leben nur ſich ſelbſt ein Genüge. Einzelne Betrachtungen allgemeiner Art ſind von ſchlagender Richtigkeit. »Daß die Kirche, ſagt er irgendwo, zumeiſt von einſiedleriſchen Mönchen beſtimmt wird, iſt die Urſache daß ſie ſo ſtarr und ſtreng gegen das Leben daſteht und ihre Vorſchriften mit den Bahnen deſſelben nicht recht zuſammenlaufen mögen.« Er traf in St. Acheul den ruſſiſchen Convertiten Gagarin der ganz Seligkeit und Hingebung, ganz Glaube und Zuverſicht, ſchon zum Novizenmeiſter heranreifte. Wer mit ſeiner Nation fertig iſt und aus ihrem Verbande tritt, kann ſich nur erhoben fühlen einem großen geiſtlichen Ganzen anzugehören in welchem er einen tiefen Zuſammenhang und erhabene Pläne für die Erziehung der Menſchheit — vorausſetzt. Folgendes Geſpräch das Bode mit Gagarin im Kloſter hatte, verdient unſere Aufmerkſamkeit. »Gagarin erzählte mir von ſeinen Reiſen und namentlich von ſeinem Aufenthalte in Deutſchland, wobei wir, wie dies die Erfahrungen eines Fremden gemeinlich mitſichbringen, auf bedeutendere Namen in meinem Vaterlande zu reden kamen. Vorzüglich waren es Philoſophen und theologiſche Lehrer um welche er das Geſpräch drehte. Gagarin wußte manche Anekdote und an eine derſelben erinnert mich dieſe Stelle wegen der überſchwänglichen Hoffnung welche Convertiten ſo gern an jeden Umſtand knüpfen. Wir ſprachen von Schellings Lehre und den verſchiedenen Stadien derſelben. — Meinen Sie nicht auch, ſagte Gagarin, daß ſich Schelling in letzterer Zeit wieder mehr der Religionsphiloſophie nähere? Ich bin kein genauer Kenner ſeiner Lehre, allein ein beſonderer Umſtand hat mich darauf aufmerkſam gemacht. Bei meinem letzten Aufenthalte in Moskau lernte ich einen katholiſchen Geiſtlichen kennen welcher früher Proteſtant und mit Schelling befreundet war. Als er von meiner Rückkehr nach Deutſchland hörte, ſagte er mir: Und wenn Sie nach Berlin kommen, ſo gehen Sie zu Schelling, berichten Sie ihm wie Sie mich gefunden und daß ich ihm ſagen laſſe, er ſolle es nur gerade und frei herausſagen, es gäbe kein Ende der Philoſophie denn die alleinige katholiſche Kirche. — Und gingen Sie zu Schelling? fragte ich auf den Erfolg neugierig. — Allerdings, lautete die Antwort Gagarins. In Berlin beſuchte ich ihn und ſagte ihm was mir jener Alte aufgetragen. — Schellings Antwort war? — Schelling ſtutzte, es überraſchte ihn ſichtlich. Nach einer Pauſe erwiederte er: Nein, ſo weit können wir denn doch nicht gehen. — — Schelling hatte damals ſeine letzten Schriften noch nicht dem Druck übergeben; Gagarin meinte jedoch in ſeiner allzu willigen Geneigtheit von ſich auf Andere zu ſchließen: man könne nicht wiſſen wie es noch komme.«

Digitized by Google

Würtembergiſche Luſtſchlöſſer.

Von S. Häule wird uns eine Geſchichte der deutſchen Luſtſchlöſſer angekündigt. Jedermann denkt dabei ſogleich an Laube's franzöſiſche Luſtſchlöſſer. Mag auch jeder dabei die Schmach bedenken daß der gemeinſte Lakai der letzten franzöſiſchen Ludwige unter uns bekannter iſt als die werthvollſten Geſtalten in der Entwickelung der deutſchen Stämme. Dem intereſſanten Buche von Heinrich Laube fehlte eine Hauptſache, das Schlußkapitel. Der Abſchluß der franzöſiſchen Luſtſchlöſſergeſchichte iſt die franzöſiſche Revolution. Aus den Freuden der Könige entſprangen die Leiden des Volkes und beide gruben ſich im Abgrunde eines wüſten Umſturzes ihr Grab.

Wer die Geſchichte der deutſchen Luſtſchlöſſer ſchreibt, kann uns in der Glorificirung fürſtlicher Menſchen die in Tugend und Laſter talentreich geweſen, ein nicht ſo glänzendes Schauſpiel verſprechen. War doch das Leben und Treiben auf unſern fürſtlichen Freudenſchlöſſern, ob es ſchon gleich ſehr die Quelle des Völkerleidens wurde, nur eine vielfach zerſpaltene und geflickte Nachahmung der zuchtloſen Herrlichkeit der ritterlichen und galanten abſoluten Franzoſenkönige. Uns drückt dabei das Eingeſtändniß daß dieſe Schmach unſerer vielen kleinen Duodezfürſtenſitze des vorigen Jahrhunderts nicht einmal national war.

Die Geſchichte der deutſchen Luſtſchlöſſer iſt mannichfaltiger. Um Lichtblicke in die Kulturentwickelungen unſerer herrſchenden Häuſer zu bringen, greift man gern nach Leibniz und erzählt von ſeinem Leben an den Höfen zu Mainz, Hannover und Berlin. Aber war Berlin unter dem erſten Friedrich etwas Anderes als eine hohle Decoration, nach Schablonen von Verſailles entworfen, wenn auch mit ſehr trockenen Farben ausgeführt? Und war die Copie von Verſailles dort eine trockene, ſo war ſie in Dresden bei dem üppigen Blut der Auguſte freilich ſaftiger, aber um ſo auflöſender für das Mark der Nation. Die gefürſteten Prälatenſitze am Rhein geben uns wohl von der Ausartung aller deutſchen Ehrlichkeit und Treue das ſchmachwürdigſte Bild. Wir haben jedoch auch Gegenſätze aufzuzeigen die je ſchärfer, deſto ſeltſamer und faſt burleske in die Auflöſung und Verhunzung der deutſchen Elemente einſchreiten ohne ſie bezwingen zu können. Der Hof des erſten Friedrich Wilhelm von Preußen iſt mit der deutſchen Sonderlingsfigur des Königs ſolch ein Gegenſatz. Man ſchildere ſeinen Beſuch beim üppigen Auguſt von Sachſen dem er bei der Transfiguration der Orfelska als Göttin Venus beinahe ſein frommes »Pfui Teufel!« in's Antlitz ſagte. Auch in Würtemberg, dem alten Lande geröhmter deutſcher Ehrbarkeit, Einfalt und Zucht, auch am Hoflager zu Ludwigsburg hielt der preußiſche Korporalkönig ſtrenge moraliſche Hausſuchung, ſaß mit dem lockern Herrn Bruder von Schwaben zu Tiſche, ließ ſich das Glas Wein wohl munden, gab aber auch dem vino das Recht die veritas zu ſagen, ſchilderte ſeine eigene häusliche Muſterwirthſchaft daheim, wurde grob über die Franzoſenzucht und ſchimpfte über die »Nebenſprünge« des Herrn Bruders Liebden, alſo daß dieſer blaß wurde, in ſich ging, feierlich Gelöbniß leiſtete und die Grävenitz, »die Landverderberin« die ſich eine Maintenon dünkte, alsbald mit Manier fortjagte. Und wie denn Preußen oft genug für Deutſchland reich an neuen Springquellen des Lebens war, ſo mußte der Sohn des Korporals, obſchon in Voltaire'ſcher Bildung geſchult, vom Ehrgeiz kriegeriſcher Größe getrieben an das morſche Gebäude der deutſchen Welt die kecke Hand anlegen, dergeſtalt daß das mürbe Reich darüber in Trümmern ging. Die Luſtſchlöſſer in Potsdam die Friedrich baute, ſind unwichtiger als die Lagerzelte die er in Schleſien aufſchlug. In jenen ſtolzen Schlöſſern hat er mit Voltaire geliebäugelt, freilich auch einige Aphorismen über Freiheit und Knechtſchaft des Menſchen richtig zu Stande gebracht. In den kleinen Leinwandhäuſern des Feldlagers hat er die deutſchen Knochen ſeiner Märker mit dem kecken Stolz eines großen ſtarken Willens beſeelt, eines Willens dem in der Welt Alles gelingt, dem aber damals nicht bekommen konnte an die Stelle der langſam verfaulten und nun raſch zertrümmerten deutſchen Staatswirthſchaft das Haus Hohenzollern als neuen Träger deutſcher Reichsherrlichkeit zu ſtellen. Es war kein unmittelbarer Segen für Deutſchland daß Preußen allein und für ſich in die Höhe wuchs; es konnte aus dem Bruderzwiſte den Friedrich mitten im Herzen deutſcher Nation entfachte, kein Segen für ein damaliges geſammtes Deutſchthum erwachſen. Unter Friedrichs Nachfolger, unter den Nachwehen der Erſchlaffung nach gewaltſamer Spannkraft, erfuhr Preußen daß es in ſich ſelbſt keine Heil- und Hülfsquellen von untrüglicher Dauer habe. Da ſtoßen wir denn auch dort alsbald auf die Hiſtorien von königlichen Luſt- und Freudenſchlöſſern. Die Galerie dieſer Herrlichkeiten unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten iſt unbedeutend; nicht

Digitized by Google

in ihnen, in der Nation und deren formloser Auflöſung lag die Schmach der geſammten Niederlage unſeres Volkes begründet. Preußen hatte ſich mit Friedrich keck und ſtark von Deutſchland losgeriſſen ohne vor dem Ungemach der ſittlichen Verſumpfung deutſcher Kraft bewahrt zu werden. Verſuche eines freien großen Schöpfungsdranges zur nationalen Herſtellung mißglückten im Ganzen, zerbröckelten im Einzelnen. Was ein Friedrich vielleicht konnte, aber nicht gewollt, hat ein Joſeph der es wollte nicht gekonnt. Auch Joſeph hat einige Luſtſchlöſſer gehabt in denen wir ein weiches edles Herz im Stillen belauſchen ſollten. Die einfach ſchlichte Arbeitsſtube wo er ſaß und ſchrieb, dachte und verzweifelte, hat noch Keiner ſo betreten und durchſucht um uns die Geſtalt des edelſten Menſchen auf dem Thron zu vergegenwärtigen. Die deutſchen Völker hatten keinen Erlöſer zum neuen Leben finden können, als die Schmach ehrloſer Niederlage ſie als Erbtheil von der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich überkam. In Weimar haben wir einen Fürſtenſitz gehabt voll äußerer Einfachheit und voll geiſtiger Größe, Luſtſchlöſſer in idylliſcher Einfalt und Natur, Luſtſchlöſſer voll der reichſten Arbeitſamkeit unſerer tiefſten Geiſter. Aber ein Ferrara, ein Eldorado voll Glück erlauchter Köpfe und begeiſterter Herzen, ein Parnaß hat uns nicht retten können. Friedrich und Joſeph waren Meteore geweſen für die Sache deutſcher Nation; ſybaritiſche Prälaten und kleine Duodeztyrannen die auf der Wachparade Krieg ſpielten, ſaßen heerdenweiſe in unſern verbuhlten Luſtſchlöſſern als das Jahrhundert zur Neige ging, Deutſchland ſich begrub ohne an einen Tag der Auferſtehung zu glauben. Dieſer Tag kam, aus dem Schooß der Völker ſtieg die Sonne eines neuen Zeitalters. Mit dieſer Sonne des Völkerlebens, iſt gleich auf den Morgen ein oft nebelbedeckter fruchter Tag gefolgt, hat die Geſchichte unſerer fürſtlichen Luſtſchlöſſer ihre Endſchaft erreicht. Fürſten und Völker ſind jetzt, ſelbſt wo ſie handgemein werden, in einer geſammten bürgerlichen Arbeit begriffen. Dies der Hintergrund des Gemäldes das uns ein Geſchichtſchreiber deutſcher Luſtſchlöſſer vorführen will. Es iſt ein anderer, ein beſſerer Hintergrund als er ſich für den Abſchluß der Hiſtorien franzöſiſcher Luſtſchlöſſer ergibt. Für dieſe war ein Umſturz das Ende, eine Nacht der Schlußpunkt. Für uns iſt, nachdem die Geſchichte der Völker nicht mehr lediglich eine perſönliche Hiſtorie ihrer Fürſten ſein kann, in ſeiner ganzen Breite ein arbeitsvoller, ſorgenſchwerer, aber kräftig friſcher Tag mit geſundem Luftzug angebrochen.

S. Häule führt uns in zwei Bänden *) zunächſt die würtembergiſchen Luſtſchlöſſer vor; er iſt im Lande Schwaben beſonders zu Hauſe. »Dieſe prächtigen Fürſtenſitze, ſagt er im Vorwort, hier umrahmt von engliſchen Anlagen, wie ſie der beſſere Geſchmack der neuern Zeit auf unſern Boden verpflanzte, dort emporſchauend aus franzöſiſchem Gartengeſchnörkel, wie ſie mit anderem Schlechteren die beklagenswerthe Sucht deutſcher Fürſten Ludwig XIV. nachzuahmen geſchaffen, bald ſich anlehnend an finſtere Reviere die von feſtlichen Treibjagden, aber auch von blutigen Strafen der Jagdfrevler erzählen können, bald ſich betrachtend in dem Spiegel eines klaren See's der in manchen ſternerhellten Nächten die einſame Gondel des fürſtlichen Herrn zum verſchwiegenen Rendezvous trug, oder während der ſtrahlenden Beleuchtung des Parkes von ſprühenden Feuerwerken und chineſiſchen Laternen erglänzte, — alle dieſe prächtigen Fürſtenſitze wollen wir durchwandeln und den Begebenheiten folgen die einſt in ihren Sälen ſich ereigneten, von ihrem verſchwiegenen Schooße aus die Welt mit Schrecken, mit Bewunderung, mit Freude erfüllten. Wir werden zuweilen die Hand eines Wohlthäters küſſen, deſſen Namen die Geſchichte mit Wonne und Dankbarkeit nennt, manchmal einen ſchwachen Fürſten beklagen müſſen der in den Schlingen von Günſtlingen und Weibern nicht mehr Herr ſeines Landes, ja nicht einmal Herr ſeiner Perſon geblieben. Nur ſelten begegnen wir einer jener finſtern Geſtalten der Geſchichte, die Böſes wollend und Böſes vollbringend, ihren Namen mit Blut und Thränen in die Jahrbücher derſelben eingezeichnet haben.« — Nach dieſer Ankündigung könnte man faſt Romanzen erwarten. Allein Häule liefert uns ſtreng gezeichnete, ſcharf beleuchtete Genrebilder aus der Geſchichte der Höfe. Deutſchland hat wenig vollendete Tyrannen aufzuweiſen. Faſt wär' es zu wünſchen geweſen, die Natur hätte ſich unter uns einmal vollſtändig und im großen Maßſtab vergriffen, wie etwa in jenem elften franzöſiſchen Ludwig, einem Tiger an Habgier und Gewaltſucht, dem Frankreich gleichwohl die Concentration ſeiner Kräfte verdankt. Wir haben keine Geſtalt aufzuweiſen die eine ſolche vollſtändige Ausartung der Majeſtät des Löwen zur Erſcheinung brachte. Als die Glorie des germaniſch-chriſtlichen Kaiſerreichs dahin war, als die Idee einer Schutzherrlichkeit der Kirche die Welt nicht mehr zuſammenhielt, hat es keiner unſerer Fürſten vermocht die bandenloſe Willkür der

*) Würzburg, in der Stahel'ſchen Buchhandlung. 1847.

Vaſallen zu brechen, den Auseinanderfall unſerer Provinzen, die Auflöſung unſerer Stämme zu hindern. Das deutſche Leben wurde mannichfaltig auf Koſten unſerer Einheit, Kraft und Größe. Kein einziger ſtarker Tyrann, daſür zahlloſe kleine Hinfälligkeiten, despotiſche Willkür in hundertfacher Geſtalt, Habgier, Genußſucht, wilde Begehrlichkeit ohne alle Kraftanſtrengung für weite große Plane, für Entwürfe deren Frechheit durch ihre Größe ein Gleichgewicht erhielt, jeder Dynaſt auf enger dürftiger Scholle ein abſoluter Louis, jeder Prälat in Deutſchland ein Papſt en miniature. — Würtemberg, das Land der alten deutſchen Schwabentreue, hat eine ganze Reihe ſolcher kleinen kraftgeſchwollenen Herren aufzuweiſen denen der Fußbreit Landes zu klein war für ihre Herrſcherlaunen und deren Herrſchergedanken doch nicht groß genug waren um in allgemeiner deutſcher Sache die Ehre des einzelnen Stammes zu ſuchen. —

Der erſte ſtarke Band des vortrefflich gearbeiteten Werkes handelt ausſchließlich von Ludwigsburg. Dies war ſeit 1704 ein einſames Jagdſchlößchen, ein Erholungsplätzchen für die fürſtlichen Männer des Waidwerks. Zehn Jahre ſpäter ward es der rechtmäßigen Herzogin des Landes zum Trutz ein Freudenſchloß für die Maitreſſe des Fürſten. Es ward noch mehr, es ward, wie Hänle ſich ausdrückt, der Schmollwinkel der Herzöge, es ward den Stuttgartern zum Ärger, während Fürſt und Volk mit einander haderten, die Trutzſtadt gegen die eigentliche Reſidenz im Lande. Ludwigsburg gehört zu den deutſchen Städten die nicht aus bürgerlichem Bedürfniß, ſondern aus der Laune eines Herrſchers entſtanden, es entſtand ſo eilig und haſtig, wie man mit Millionen die vom Mark des Landes erpreßt ſind, glänzende Decorationen improviſirt. Eberhard Ludwig war der Herzog, derſelbe den Friedrich Wilhelm von Preußen heimſuchte. Die Grävenitz war die würtembergiſche Maintenon auf deren Ordre die Stadt erbaut wurde, dieſelbe vor deren hochmüthigem Lächeln die fromme Herzogin verſtoßen ward, ein getreuer Forſtner ſeufzte, ein gramgebeugter Erbprinz hinſiechte, dieſelbe über die der ehrenwerthe königliche Korporal von Hohenzollern ſein vertrauliches · O pfui, Herr Bruder! ſprach. Die Krone ging auf einen Seitenſproß über, auf einen mächtigen Kriegshelden, Freund und Waffengenoſſen Prinz Eugens. Aber dieſer Karl Alexander war ein katholiſcher Herr, und wenn er mit ſoldatiſcher Dictatur Toleranz feſtſtellte, ſo nannte das der lutheriſche Pöbel Fanatismus. Fürſt und Volk verbitterten ſich gegen einander. Und die Despotie der Willkür ging aus den Händen der Maitreſſe in die Hände eines frechen Günſtlings über. Jud' Süß war der Großvezier Karl Alexanders. Noch in derſelben Nacht als der Herzog das Auge ſchloß, übte das Volk an ſeinen Creaturen eine fürchterliche Rache. Ein beſſeres Zeitalter ſchien dann heranzubrechen. Alexanders Sohn, der geiſtreiche Karl, der Mann der Karlsſchule, war unter den Augen des preußiſchen Friedrich erwachſen. Friedrich hatte ſich in ſeinem Schüler einen getreuen Anwalt ſeiner Sache im deutſchen Süden zu erziehen gedacht. Karl dreſſirte in Ludwigsburg Soldaten nach dem Potsdamer Schnitt, um ſie gegen ſeinen eignen Meiſter in's Feld zu ſtellen. Ihm lag die Ahnung fern daß die Sache Preußens damals eine deutſche hätte werden müſſen. Er begann in Ludwigsburg ein ſchwelgeriſches, luſtberauſchtes Leben, und während ſeine Jomelli ſüße Töne gurgelten, ſeine Noverre üppige Balette tanzten, verhallte des ehrlich trotzigen Moſer Stimme zwiſchen Kerkerwänden, ward Schubart im Moder des Hohenasperg über die Folgen ſeiner »Fürſtengruft« wahnwitzig. Dieſer geiſtreiche Karl träumte ein Mars zu ſein, aber er hatte von Friedrich nichts als den Gamaſchendienſt gelernt. Mit den preußiſch geſchulten Truppen rückte er im ſiebenjährigen Kriege bis Fulda vor. Braunſchweigs Flintenkugeln ſtörten das Freudenfeſt das der Schwabenherzog ſeinen Creaturen dort gab. Mitten im nächtlichen Bankett, ſo ſchmälich wie die ambraduftenden Franzoſen bei Roßbach, floh Karl vor den Preußen und ließ ſeine halbe Garde in Stich. Später rückte er mit ſeinen Truppen durch Schleſien vor, machte die Schlacht bei Freiberg mit und ließ ſich von ſeinem eignen jüngern Bruder, der unter der preußiſchen Fahne focht, eine Niederlage bereiten. Friedrich hatte den boshaften Witz gehabt den Herzog von Schwaben durch den eigenen Bruder in die Flucht jagen zu laſſen. Bei alle dem war Karl ein ſtarker Geiſt. Aber deſto zuchtloſer war ſein Leben. Es war keine einzelne Pompadour die in Ludwigsburg herrſchte, es war ein ganzes Serail von »blauen Schuhen« auf den Luſtſchlöſſern Würtembergs in Blüthe. Die Luſtbarkeiten koſteten Geld, und Herzog Karl trieb mit den Ämtern ſeines Landes einen ſchamloſen Handel; er verkaufte an Franzoſen und Holländer ſeine Landeskinder. Den fürſtlichen Seelenverkäufer in »Kabale und Liebe« braucht man nicht in Heſſen zu ſuchen; der Dichter der Räuber fand ihn in ſeinem eigenen Herzog. Die Lady Milford im Stücke deutet auf jene Franciska die dem Herzog in ſeiner Spätzeit zur Seite ſtand. Aber der Sinn des Dichters, falls ſeine Milford ein

Digitized by Google

Abbild Franciska's ſein ſollte, hat ſich hier überhitzt, übereilt. Franciska war unter ihren deutſchen Schweſtern eine Sorel, ward dem zerrütteten Lande ein hülfreicher Engel. Herzog Karl's Sinn hatte ſich ausgetobt. Es war ihm nicht gelungen Soldaten die er geſchult mit Glück in's Feuer zu führen. Jetzt wollte er Menſchen dreſſiren, geiſtige Soldaten erziehen die in allen Fächern der Wiſſenſchaft den Stempel ſeiner Herrſchaft zur Schau trügen. Er gründete die Karlsſchule; Solitüde, das Schloß ſtiller Zurückgezogenheit vom Lärm der Welt, ward ſein Exercirhaus dazu.

Wir betreten im zweiten Bande unſeres Werkes dieſen erſten Schauplatz der Karlsakademie, verleben dort einen Tag und ſehen unter der Dreſſur des Herzogs die Gedanken, die Gedichte Schiller's wirklich wachſen, ohne daß uns der lächerliche Pomp einer theatraliſchen Kuliſſenherrlichkeit die grandioſe Einfalt dieſer Scenen aus des Dichters Leben ſtört. Wir lernen auch Streicher kennen den Laube neben ſeinem Koch im Schauſpiel ganz vergaß, werden in Schillers elterlichem Hauſe heimiſch das Laube bei ſoviel Antichambrespiel von Frauenzimmern, Sergeanten und Hundejungen, bei ſoviel Trödel zu einer Poſſe ganz überſah. Freilich faßt Laube in ſeinem Stück durch einen guten und klugen Griff, wie es das Drama verlangt, das geſpannte Verhältniß zwiſchen Fürſten und Dichter zu einem entſcheidenden, ſich gipfelnden Conflict zuſammen, dergeſtalt aber daß wir in ſeinem Schriftſteller den er Schiller nennt, unmöglich noch den Dichter und Propheten unſeres Volkes ſehen und haben. Von einer hiſtoriſchen Skizze die uns hier ſchlicht und einfach Scenen aus Schiller's Leben vorführt, erwarten wir wenig, und ſie leiſtet mehr. Von einem Drama das uns den großen Proceß eines dichteriſchen Werdens verkündigt, erwarten wir viel und es leiſtet Geringeres.

Es war im J. 1772 als Schiller in die Karlsſchule trat. Drei Jahre ſpäter ward die Akademie nach Stuttgart verlegt; der Herzog war am Abend ſeines Lebens mit der Hauptſtadt des Landes wieder ausgeſöhnt. Herzog Karl der faſt funfzig Jahre Würtemberg beherrſcht, ſtarb 1793 zu Hohenheim. Franciska, zur Herzogin erhoben, erlebte noch die Erhebung des Landes zu einem Königreiche. — Auch Hohenheim lernen wir im Buche kennen ſammt den andern Schlöſſern die uns das blühende Wohlergehen des jetzigen Würtembergs vergegenwärtigen.

Der literariſche Salon.

1.

Aus der Dachſtube werden der »Europa« Literaturbriefe geſchrieben. Wer da oben, vier Treppen hoch, hauſ't, iſt offenbar dem Himmel um ein gut Stück näher als wir andern Sterblichen. Ich weiß nicht ob er umdeswillen auch der Wahrheit unter Menſchen näher iſt. Ein Mann der Dachſtube ſchaut den Leuten auf die Köpfe, guckt von oben herab in's Weltgetümmel. — Wird man Ihnen nicht auch Berichte aus der Kellerſphäre liefern? Wenn der Einſiedler unter dem Dache ein Überirdiſcher iſt, ſo könnte ein Proletarier aus dem Kellergeſchoß ihn mit unterirdiſchen Betrachtungen ergänzen. Was bleibt dann noch übrig? — Berichterſtattung aus der Mitte der Geſellſchaft. Ich will damit nicht ſagen daß das die rechte Mitte ſei; es gibt auch eine falſche, lahme, paſſive, phlegmatiſche, ſittlich und geiſtig verderbte Mitte. Aber zwiſchen Dachkammer und Kellergeſchoß liegen mehrere Stockwerke dazwiſchen, der Salon im erſten und zweiten Stock, und die Familienſtube im dritten. Vielleicht iſt die Feder einer Frau geeignet die Kritik in dieſen Sphären zu liefern. Damit ſoll nicht geſagt ſein daß die Anſichten dieſer Kritik kein weiblicher Art ſeien. Das Beſte was die Frau erzeugt hat im Kopfe des Mannes ſeinen Urſprung gehabt; aber wie ſie es empfängt, es verſteht, es mit ihrer Gefühlswelt in Einklang bringt oder in Diſharmonie aufweiſ't, iſt ihre Aufgabe, ihre Arbeit. In weichem Stock des Hauſes mein Literaturtiſch ſeinen Platz hat, will ich nicht verrathen. Nach den Abſätzen der Schuhe theilte ſich ehedem die Geſellſchaft ein; je höher der Abſatz, deſto höher der Dünkel, und deſto tiefer oft die Geſinnung. Das hat aufgehört. Wir haben ſchreibende Damen von Stande die aus Herzensgelüſt wahre Demokratinnen ſind oder ſein möchten. Die Eine zieht förmlich im Lande herum und wirbt für ſich, für ihre Anſichten, für ihre Partei, für ihre Clique. Man möchte ſie bitten zu Hauſe zu bleiben, Salon zu machen, zu empfangen und es ruhig anſichkommen zu laſſen. Wir haben hier in Berlin die Notablen des Reiches verſammelt geſehen und die Ariſtokraten der Geburt waren demokratiſcher wenigſtens als die Männer der Regierung, Männer eines Staates

Digitized by Google

deſſen Fundamente ſeit 1813 und 15 auf dem Volke beruhen. Es wird alſo gleichgültig ſein ob ich dem Leſer verrathe wes Standes Kind; es wird hinreichend ſein, wenn er erfährt wes Geiſtes Kind ich bin. Die Frauen ſind aber ſelten oder nie des eignen Geiſtes Kinder, ſondern Lehnträgerinnen vom Beſitz und Erwerb des Mannes. Auch die vermeinte und trotzig behauptete Selbſtändigkeit der Frauennaturen iſt vielleicht nur ein Nothbehelf, ein Erzeugniß der männlichen Entartung. Nur wenn der Mann ſeine Welt nicht mehr beherrſcht, ſetzen die Frauen ſich in ihr feſt und geſtalten ſich daraus eine eigne. Von den Frauen kann es gelten wenn es heißt: Nenne mir Die mit denen du umgehſt und ich will deinen ganzen Menſchen ſchildern.

Im erſten Stock eines Hauſes wohnt ein Miniſterrath, ſo was man hier einen Wirklichen Geheimenrath nennt; im zweiten wohnt ein Mann der Börſe, im dritten ein Schulprofeſſor. Von den drei Frauen dieſer drei Männer hat jede ihren Theetiſch. Daß der Geheimerath vom älteſten Adel des Landes, hat ihn nicht abgehalten, eine Frau bürgerlicher Herkunft, die Tochter eines berühmten Gelehrten zu heirathen; daß er Geſandte, hefternde Herren und allerlei glänzende Welt bei ſich ſieht, hindert ihn nicht im Chriſtenthum die Wurzel eines guten Regimentes zu ſehen, und wenn die Dame des Hauſes dieſe Richtung mit Hingebung pflegt, wenn ſie ſelbſt Söhne armer Weber in ihren Kreis zieht, die ſich zu Miſſionären berufen fühlen, ſo kann man nicht ſagen daß dieſer »excluſive« Cirkel gegen die Elemente des Volkes ſich abgeſchloſſen hielte. — Die Frau des Banquiers im zweiten Stock ſieht faſt nur glänzende Geſellſchaft bei ſich und wenn ſie offen eingeſtändig iſt daß Grafen und Barone ſobald ſie in die Begriffe des Zeitalters eingegangen ſind, den beſten geiſtreichen Cirkel machen, ſo iſt damit nicht geſagt daß ihr Kreis lediglich ein Bund von Geldkräften und Geburtsvorzügen ſei, denn wenn ihr junger ſchleſiſcher Landsmann, Graf ***, ſeine neueſten Gedichte bei ihr vorlieſt, ſo geſchieht das doch auch zur Feier der deutſchen Literatur. Man ſchelte nicht daß die Eitelkeit die Triebfeder zum Hören und Hörenlaſſen ſei; oder man gebe dem Drange nach Betheiligung an geiſtigen Intereſſen einen beſſeren Namen. — Die Profeſſorsfrau endlich im dritten Stock iſt viele Jahre in Italien geweſen, und wenn Künſtler und Kunſtbegeiſterte im engeren Stübchen bei ihr erſcheinen, ſo liegt dort auf dem Tiſche der Schulſtaub des Mannes keineswegs ſo dick daß nicht auch farbiger Schmetterlingsſtaub von den Flügeln der Muſe dabei zur Geltung käme. Die Elemente der Bildungswelt haben ſich in der Geſellſchaft vielfach gemiſcht und in dieſer Miſchung, däucht mir, iſt ihnen wohl. Kein Ort aber bringt dieſe Miſchung lebendiger und ergiebiger zum Vorſchein als Berlin. Daß der Geiſt der Moqueríe hier alles gernage, alle Stoffe überwältige um ſie auszuſaugen und dann leblos bei Seite zu werfen, iſt ein Vorurtheil das man Berlin abbitten muß. Es iſt nirgends ſoviel geiſtiger Hunger und Durſt, nirgends natürlich ſoviel Unruhe in der Stimmung, vielleicht Haſt im Denken und Empfinden; nirgends aber auch gleich viel Empfänglichkeit und Befähigung zum geiſtigen Genießen und Verarbeiten. Reflexion aber heißt einmal der Austauſch der Geiſter, und Berlin iſt darin eine wirkliche Hauptſtadt die die Provinzen arbeiten läßt um geiſtig zu genießen. Und in jedem Cirkel hier ſind genug Menſchen aus den Provinzen beiſammen die es nicht zulaſſen würden, wollte ſich der Esprít der Reſidenz überwüthig über das Naturell der Provinzen erheben; Reflexion und Räſonnement ſind kein undankbares Sieb, kein ungetreuer Behälter der Stoffe. Wenn aber eine Frau, gleichviel aus welcher Sphäre der Geſellſchaft, zur Feder greift um über deutſche Bücher zu ſchreiben, ſo will ſie damit nur zum Ausſpruch bringen was Männer an ihrem Tiſche vielleicht unharmoniſch und ohne Vermittelung zum Vortrag gebracht. Die Männer ſind einſeitiger als ſie glauben. Bleibe den Frauen das Amt Lob und Tadel zu bedingen und zu vereinigen.

---

1. Theodor Mundt's „Mendoza, der Vater der Schelme."

Dieſer geiſtvolle Roman hat den Dichter eines Romans zum Helden. Aber er vermehrt nicht die große Reihe von Literaturbiographien, Dichterleben und Künſtlerſchilderungen. Don Diego Hurtado de Mendoza, der Sohn eines der erſten ſpaniſchen Granden die dem Throne Kaiſer Karls V. nahe ſtehen, hat als Student von Salamanca das Leben ſeines Stiefelputzers Lazarillo als Roman geſchrieben, nur aus tollem Übermuth den gusto picaresco in der Literatur ſeines Landes hervorgerufen. Das Leben ſelbſt in ſeinem Ernſt und in ſeiner ausgelaſſenſten Laune iſt das Tummelfeld ſeiner Phantaſien und ſeiner Kraftentwickelung. Studenten und Bettler in pittoresken Gruppen eröffnen in Salamanca die Scenen. Da gibt es romantiſch humoriſtiſches Straßenleben wie es in den Genrebildern Murillo's zur Erſcheinung kommt. Die Induſtrie der Bettler, die Speculation der Schelme auf den Glauben guter Chriſtenleute iſt ergötzlich charakteriſirt.

Digitized by Google

Unter den Gestalten dieser Art sind besonders »die Landkarte« und »der Mohnpillenhändler« hervorstechend. Jener benutzt einen großen Leberfleck in seinem Gesicht den Leuten Amerika darauf zu deuten; dieser treibt einen systematischen Handel mit Reliquien. Der »Vater der Schelme,« wie Diego von den Gaunern die er literarisch gemacht hat genannt wird, treibt sich in diesen Hausen wüst aber doch mit jener humoristischen Grazie herum die den Mundt'schen Figuren eigen ist. Die Gestalt einer mystischen Donna, die ihren hohen Stand verließ und im Gewande der Demuth für die Armen bettelt, hat einen Reiz für ihn; schon ihr Bild entzückte ihn und er entdeckt sie endlich an der Seite jenes wunderbaren Innigo von Loyola der der Welt so verhängnißvoll wurde. Dieser Schwärmer, ehedem Soldat, ist jetzt ein Soldat Jesu Christi und hat den Zauber seiner Phantastik auch über die Gräfin gebreitet. In raschen, üppig beweglichen, aber flüchtig verschwindenden Bildern fliegt diese Welt an uns vorüber, um andern Scenen Platz zu machen. Einige Blicke die uns in das Leben Spaniens eröffnet werden, sind merkwürdig, aber nur anekdotisch hingeworfen. Es läuft unter den Leuten eine Übersetzung des hohen Liedes um, auch eine Übersetzung des lutherischen Buches von der christlichen Freiheit. Man findet diese Bücher beim Studenten von Salamanca, während ihr Verfasser von der Inquisition beseitigt wurde. Diego selbst hat in seinem »Schelmenroman« seinen Diener zum Deckmantel gegen das heilige Amt für sich gemacht. Dieser Sphäre wird der Student plötzlich entzogen und Nachts gewaltsam nach Madrid entführt. Sein Vater eröffnet ihm welches seine Laufbahn sei, und in der Audienz sehen wir den jungen blonden Kaiser, ein Bild rührender Größe, den glorreichen Helden langsam ergrübelter Pläne, vor uns. Mich dünkt, Kaiser Karl sei hier treffend gezeichnet, obwohl nur leicht skizzirt. Die Truppen des Kaisers haben die Schlacht bei Pavia gewonnen, König Franz ist ihr Gefangener, die große Aufgabe zur Lösung der Weltwirren religiöser und politischer Art liegt auf Karl's Schultern. Die Gräfin Teresa, aus dem Mailändischen Hause der Colonna, wird Diego's Göttin. Die Schilderung dieser Gestalt ist ein Aufwand aller Mittel über welche die Mundt'sche Darstellung gebietet. Teresa ist eine jener großartig angelegten Frauen welche üppig und zur Lebenslust angewiesen, aber vom Stachel des Ehrgeizes getrieben sind in ein großes Weltganzes helfend und fördernd einzugreifen, und das Glück nicht finden können, weil sie mehr als Glück, weil sie Herrschaft wollen und an diesem großen Wollen untergehen, indem sie die Bahn verlieren auf der das Weib allein mächtig und im Vollgefühl ihrer Kräfte ist. — An der Seite Teresa's betritt Mendoza den italienischen Schauplatz, wo sich seine politischen Lehrjahre eröffnen. Es gilt dort im Interesse des Kaisers die heilige Liga zu sprengen; Teresa hat zugleich mit ihrem Oheim, dem Cardinal Colonna, die Fäden der weltlich legitimen Verschwörung gegen den Papst und seine Verbündeten in Händen. Mendoza hatte sich in der Zeit seiner studentischen Schwärmerei mit Toralba für das Wohl des Volkes verschworen. Die göttliche Bedeutung des Volkes tritt jetzt in seiner Stimmung zurück, die göttliche Bedeutung des jugendlichen Herrschers erfüllt ihn jetzt den Ränken der Päpstler gegenüber, und Teresa ist ihm die Göttin Venus die sein Feuer schürt, und die Göttin Vesta zugleich die diese Flamme behütet. Sie ist ihm ein Räthsel, denn sie zieht ihn wollüstig an sich und hat doch nur politische Zwecke mit ihm; lockend und nie gewährend ist sie sich selbst ein Räthsel widersprechender Gelüste. Der Held selbst, bald trunken in Leidenschaft, bald gutartig wie ein blöder Schäfer, bald gutmüthig begeistert für den Kaiser, bald Schwärmer für die Sache der Freiheit, immer aber gleich sehr zum lüsternen Abenteuer wie zum heldenherzigen Opfer bereit, ist nicht weniger ein romantisches Gemisch wie es die Stoffe damaliger Weltgestaltung erzeugten. Toralba, sein ehemaliger Verbündeter, ist von der Sache der Völkerfreiheit zur Fahne der Kirche übergetreten, unter deren Banner er gegen die weltliche Tyrannei zu fechten beschließt. Dieser sein Gegner in den Intriguen der Politik erscheint bald als Priester, Gaukler, Arzt und Soldat; er ist der Komödiant seiner Sache, aber mit Bewußtsein und nicht ohne Pathos. »Unter den qualvollen Spannungen der Zeit seufzend und zitternd, wer beherbergte nicht heute Ungeheuer in seiner Brust mit denen er nicht fertig werden kann und die ihm von innen heraus den Angstschweiß auf die Stirn treiben?« sagt Toralba in einer seiner Selbstbespiegelungen. Dieser Toralba mag vom Verfasser als eine Zeitgeburt jener Wirren richtig empfunden sein, aber er ist als Gestalt nicht fertig geworden. Der Kampf beider befreundeter Feinde die sich gegenseitig bis auf's Blut verfolgen, entlarven und verlachen, so daß jeder den Andern als Schelmen an seiner eigenen Sache ertappt, führt endlich für Toralba zu einem verzweifelten und tödtlichen Ausgang. Die Intrigue Teresa's mit Mendoza ist andererseits der Faden des Romans. Aber auch jene mystische Donna die er zuerst an Loyola's Seite in Spanien

Digitized by Google

kennen lernte, tritt ihm als Gräfin Miranda auf Seiten der ihm feindlichen Partei wieder entgegen, ihn lockend und feſſelnd. Und während er Teresa in unwürdigen Banden wähnt, und für Miranda ſchwärmt, findet er auch die Kammerzofe poetiſch genug, um ſie zu beglücken. In Venedig hat dieſer Casanova des ſechzehnten Jahrhunderts auch Abenteuer mit loſen Damen, um den Staatsmännern die Geheimniſſe der Politik abzulauſchen. Auch der pathetiſche Schwärmer Loyola erſcheint dort in anſtößigen Kreiſen, macht jedoch im Roman überall einen Eindruck der zu ſkuril iſt um ſeiner würdig zu ſein. Zum Beſten der kaiſerlichen Partei beutet Mendoza alle bunten Verſchlingungen ſeines leidenſchaftlich tollen Lebens aus und wird freilich ſo zum Schelmen an Allem. Die Beziehungen zur Gräfin Colonna bleiben die durchgreifendſten für ihn. Die Scenen zwiſchen Teresa und Mendoza ſind am bedeutendſten motivirt und ausgeführt. Der Wechſeltauſch der Empfindungen in dieſem Liebesduo voller Qual, voller Argwohn und voller Hinderniſſe aller Art iſt leidenſchaftlich bewegt, hinreißend im Styl und in jener Dialektik der feinſten Seelenkunde. Im Austauſch der Seelen beſteht überhaupt die Poeſie des Mundt'ſchen Romans. Nicht die Geſtalten an ſich, die plaſtiſch nicht fertig werden, ſondern ihre Beziehungen zu einander, ihre nervöſen Stimmungen machen den Reiz der Mundt'ſchen Schilderungen. Mundt kritiſirt zu viel ſeine Geſtalten und dieſe kritiſiren zuviel ſich ſelbſt. Sie werden uns ſehr verheißungsvoll angekündigt, ſehr redneriſch vorgeführt, aber ihre Bedeutſamkeit wird nicht pragmatiſch entwickelt, ſondern mit Phantaſie umſchrieben, mit Glanz und Eloquenz beſprochen. In ihren Wirkungen die Geſtalten wahrzunehmen, iſt wirkſamer, als ſie im Spiegel ihres Selbſtbewußtſeins zu erblicken. Sie ſind nicht juſt Geburten der Reflexion, denn die Stimmung des Autors iſt poetiſch; aber ſie geben ſich uns nur in den Reflexen auf ſich und auf einander. Es fehlt dieſen Dichtungen Mundt's nicht an ſinnlicher Beweglichkeit, wohl aber an Charakter, an materieller Dichtigkeit und Feſtigkeit. Sein Humor iſt voller Erfindung, aber ſein Humor löſt ſeine Geſtaltungen auch immer wieder auf. Blaß iſt dieſe Romandichtung nicht, und der Hohlſpiegel in welchem uns hier die Welt abgefangen wird, hat nicht das bläuliche Licht jener trüben Reflexion die weltmüde in die Abſtraction flüchtet. Aber es fehlt dieſem Farbenreichthum die Feſtigkeit der Conturen. Es gibt eine Romanpoeſie, die weit weniger für poetiſch gilt, weil ſie weniger ſein die Stimmungen der Seele kennt, aber faſt ganz verloren in ihren Stoff, ihre Geſtalten in naiver, pragmatiſcher Natürlichkeit weit objectiver bezwingt, weit plaſtiſcher hinſtellt. Dies iſt der von ſublimen Kunſtkritikern in ſeinem dichteriſchen Werth ſo oft bezweifelte Roman Walter Scott's. Auch der Vater unſerer romantiſchen Muſe, Ludwig Tieck, hat dieſe Zweifel gehegt und doch nur in wenigen ſeiner höchſten Werke die geſunde, naturwahre Feſtigkeit der Scott'ſchen Dichtung überflügelt, während auch bei ihm ſo oft der Stoff der Welt ſich in ſubjective Reflexion verflüchtigt. Von deutſchen Novellendichtern hat Wilibald Alexis am meiſten von der plaſtiſchen Objectivität Walter Scott's. Hätte er zugleich die Feinheit und Grazie der Mundt'ſchen Stimmungen, jenen Tiefſinn der Fernſichten und jenen intenſiven Schwung der Tieckſchen Muſe, wir hätten an ihm einen Romandichter erſten Ranges. Seine Komik würde dann Humor ſein ohne daß ſeine plaſtiſche Bildnerkraft im breiten Phlegma des Materiellen ſtecken bliebe. Der Verflüchtigung in's Ideelle und Reflexiöſe gegenüber bin ich gern auf Seiten des anſpruchloſen Materialismus. Jene ideelle Verflüchtigung führt zur bloßen Schauſtellung; dieſer Materialismus gibt die Sache ohne nebuloſe Prätenſion. Das geht bis in die kleinſten Fingerſpitzen der ſprachlichen Wendungen über. Statt zu ſagen: ſie war in einen Mantel gekleidet, ſagt Mundt: ſie ſtellte ſich in einen Mantel gekleidet dar. Die Reflexion, auch wo ſie von dichteriſcher Stimmung ausgeht, führt immer leicht zu Abſtractionen. Mundt's Held, ſtatt ſich in der kühlen Abendluft zu ergehen, ergeht ſich in der Kühlung der Abendluft. Das ſind kleine Züge; ich will damit nur meine Anſicht deutlich machen.

Zu Anfang des dritten Buches treten zwei deutſche Landsknechte auf. Mundt kann keine Bauern ſchildern; ſein Thomas Münzer bewies es; er iſt zu wenig derb dazu. Die witzigen Bettler in Salamanca ſind ſehr gelungen; weniger die deutſchen Landsknechte. Dieſe Kerle fühlen »in ihren deutſchen Knochen das Ziehen des Zeitgeiſtes.« Der Eine von einem Kloſter entlaufen, ſein Mailändiſch Mädchen auch; nun fürchten ſie ſich den Antichriſt zu zeugen. Das wäre alles ſehr witzig, wenn ſie ſelbſt nicht dieſe Betrachtungen machten und darüber witzelten. Die Mailänder Bürger wiſſen ſehr viel von Zeitungsneuigkeiten; ſie ſind ebenfalls moderne Ironiker. Im Salon iſt die Selbſtbeſpiegelung der Figuren vortheilhafter als auf dem Markte; ja nur dort allein ſtatthaft und möglich. Ich habe ſchon erwähnt daß die Boudoirſcenen im Roman glänzend ſind. Nicht blos Teresa und Mendoza, eine ganze Reihe

Digitized by Google

von Geſtalten aus der damaligen Zeit erſcheint vor uns. Und unter dieſen iſt es denn beſonders die Erſcheinung Macchiavelli's deſſen Zeichnung ſehr frappant iſt. Ich ziehe die Stelle aus die uns ſein Bild gibt: »Mendoza hatte ſich den großen Secretär der florentiniſchen Republik von mächtigerem Ausſehen, und doch wieder nicht von ſo wunderbarem Eindruck der Perſon gedacht, als er ihn jetzt ſich gegenüber erblickte. Das Geſicht Machiavelli's war ganz olivenfarben, und er hatte darin eine Ähnlichkeit mit Dante, die oft hervorgehoben worden war. Die hervorſtehenden Backenknochen dieſes ſchmahlen und feinen Geſichts, das ſich in einem anmuthig geformten Kinn zuſpitzte, gaben ihm den Ausdruck eines antiken Weiſen, gemildert durch einen Zug ſinniger und phantaſiereicher Beſchaulichkeit, welche aus den wahrhaft ſchönen Augen hervorſtrahlte, und um die feingezeichneten, beredſam ſchwellenden Lippen ſpielte. Die leiſe gebogene Naſe gab dem Geſicht den edlen vornehmen Stempel des Genies, und die hohe Stirn würde die Schärfe und Vertiefung des Denkers noch hervorragender ausgeſprochen haben, wenn nicht das eng anliegende Haar zu weit in dieſelbe hinabgereicht hätte. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war ſonſt ungemein lebendig, beſeelt, und bei allem blitzenden Feuer des Geiſtes das ſich darauf malte, zugleich von einer unverkennbaren Herzensgüte überflogen. Wenn man ihn zuerſt geſehen, hätte man ihn für einen verkleideten Prieſter halten mögen. Je mehr man ihn aber betrachtete, deſto überzeugender ſah man daß es kein Anderer als Nicolo Machiavelli, der Großmeiſter aller diplomatiſchen und politiſchen Kunſt, ſein könne.«

Mit der wilden Erſtürmung Roms durch Karl von Bourbon und Mendoza's Abreiſe als Geſandter Kaiſer Karls nach Venedig ſchließt der zweite Band des Buches. Mehrere der Hauptgeſtalten, die beiden Frauen und Toralba ſind in ihren Lebensſchickungen zu Ende geführt. Iſt der Roman damit geſchloſſen? — Die Geſchichte kennt Mendoza auch ferner noch als Abenteurer und kaiſerlichen Abſolutiſten. Er war des Kaiſers Bevollmächtigter auf der Tridentiner Kirchenverſammlung. Seine Gewaltmaßregeln machten ihn in Italien verhaßt. Außer der Vida de Lazarillo de Tormes, ſchrieb er noch ein von Hiſtorikern gerühmtes Geſchichtswerk: Guerra de Granada, Sonette und Canzonen. Auch gab er der ſpaniſchen Literatur mit ſeinen poetiſchen Epiſteln die erſten Muſter in dieſer Gattung. Seinen Satyren verſagte die Inquiſition den Druck. Es iſt ſehr intereſſant daß uns der Mundt'ſche Roman mit dieſer literariſchen und geſchichtlichen Perſon bekannt machte.

⊠.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Mannheim.

[Die Verhältniſſe des Theaters; deſſen Blüthe und Mannheims ſonſtiger Verfall.]

Die Mannheimer Bühne wird ſehr oft citirt wo von Unterſtützung des Theaters die Rede iſt, kürzlich erſt wieder als man in Leipzig den Pachterlaß und ſonſtige Vergünſtigungen in Antrag ſtellte, ebenſo bei Gelegenheit des Übelſtandes daß das große reiche Köln ſein Theater regelmäßig verkümmern läßt. Es gibt uns in deutſchen Landen keinen rechten Begriff von der „Köl'ſchen Ehre“, vom Ehrgefühl der großmächtigen „Stad am Rhing“, wenn dort ſo wenig für die Kunſt geſchieht. In Mannheim iſt das Theater weniger durch den Kunſtſinn der Bewohner als durch die Gunſt der Umſtände und durch gegenſeitigen Ehrgeiz ganz beſonders gut bedacht. Mannheim war Sitz eines Hofes, das Theatergebäude iſt noch Eigenthum der Krone. Der Großherzog gibt das Haus frei und zahlt ohnedies noch jährlich 8000 Fl. Zuſchuß, in Berückſichtigung daß Mannheim doch noch immer eine Hofloge hat, welche von der hier reſidirenden edlen Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleon's, beſucht wird. Die Stadt Mannheim hat aber ſo viel Ehrgeiz und Bürgerſtolz daß ſie um den Einfluß des Hofes auf Führung und Verwaltung des Theaters zu paraliſiren, jährlich 30,000 Fl. aus ihrer Kaſſe zuſchießt. Rechnen wir die Einnahme vom Publikum hinzu, ſo laſſen ſich die geſammten Einkünfte des Theaters jährlich auf 100,000 Fl. ſtellen. Das iſt die ganze Summe mit welcher die Mannheimer Bühne exiſtirt. Die ganze Einnahme iſt etwa ſo groß als die Summe die der Großherzog zur Hofbühne in Karlsruhe jährlich als Zuſchuß gibt. Dieſe Karlsruher Bühne hat für ſolche Mittel allerdings einen Haizinger in der Oper, einen Deſſoir im Schauſpiel, allein ihr Enſemble iſt ſchwach gegen das unſrige. Sollten wir hier einzelne Kräfte vorführen, ſo könnten wir unter Anderen Hrn. Kläger, einen Berliner, nennen, der für's Charakterfach, als Intriguant und Komiker, als Cromwell und Schelle gleich ausgezeichnet iſt. Allein nicht einzelne Kräfte, das Ganze, ſeine Haltung, ſeine Leitung in würdigem claſſiſchem Sinne iſt es was die Mannheimer Bühne auszeichnet. Selbſt Neider geſtehen daß Hr. Philipp Düringer im beſten Sinne ein ausgezeichneter Dirigent iſt. Das Schauſpiel zumal erfreut ſich eines Schwunges und einer Solidität die den durchreiſenden Fremden entzückt, die Kunſtfreunde in Karlsruhe mit Neid erfüllt. Der kunſtliebende Miniſter v. Dusch hat wiederholt über das claſſiſche Repertoire der Mannheimer Bühne ſeine Freude ausgeſprochen in Anweſenheit von Cavalieren welche auf die Leitung der Karlsruher Bühne Einfluß üben.

Mannheim iſt ſonſt eben nicht begünſtigt im Lande Baden. Wie eine Wittib die ſich doch noch jung und kräftig fühlt, trauert ſie und ſieht trotzig drein daß kein Freier naht. Mannheim iſt eigentlich der natürliche Stapelplatz des Landes. Die

Digitized by Google

Stadt hat ſich mit vielem ſchwerem Gelde die ſtattliche Kettenbrücke gebaut, in ſicherer Ausſicht daß die Frankfurter Bahn durch Mannheim gehen werde. Man hat Intriguen geſponnen, die Bahn mündet nicht hier, ſondern in Friedrichsfelde, die Mannheimer ſind arg getäuſcht. Weil ſie daheim und in der Kammer ſo ſtark das Wort führen, ihre Mannhaftigkeit nicht ſelten in Form des Trotzes und der Grobheit auftritt, iſt man ihnen gram und hat ihnen den Poſſen geſpielt, dem ganzen Lande zum Nachtheil. Frankfurt gewinnt was Mannheim durch die verfahte Bahnlinie einbüßt. Jener ſeine Diplomat, ehedem Miniſter, genießt auch, wie man ſagt, zur Genüge den Dank der Frankfurter Kaufleute denen mit der Beſtimmung der Bahn zu ihrem Gunſten ein ſo großer Dienſt geſchah. Ein ſolcher Dienſt iſt ſchon Haus und Hof werth!

Auch Baiern arbeitet gegen Mannheim. Am jenſeitigen Ufer iſt der Rheinſtrom tiefer und fahrbarer, der bairiſche Ludwigshafen kommt immer mehr in Blüthe, und König Ludwig hat ſich vorgenommen die Rheinſchanze zur Stadt zu machen. So ſehr einträchtig arbeitet das ſogenannte einige Deutſchland ſich — in die Hände. Im eignen Lande Miniſter und Stände geſpannt, die Nachbarn von allen Seiten auf ihren Vortheil bedacht, und der Nachbar Aller, der Franzos, guckt ruhig lauernd drein. Omne regnum in se divisum desolabitur! So beginnt die goldne Bulle Kaiſer Karolus des Vierten der Frankfurt zur Wahlſtadt des Reiches erhob. Jedes in ſich zerfallende Reich muß zu Grunde gehen. Das iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie uns Deutſchen ewig neu! △.

Aus Wien.

[Eindruck der italieniſchen Vorgänge, Verein gegen Thierquälerei, Turnanſtalten, Reuigkeiten aus Mailand und Peſth.]

Was iſt nur aus dem Wiener geworden? Er ſchüttelt das Haupt! Der Wiener dem jetzt tauſend „Partien“ vor den Füßen liegen, nämlich Landpartien die er ſo ſehr liebt, und der ſonſt auf dieſen Partien die ganze Welt vergißt, nur nicht ſeinen Magen, — dieſer Wiener ſchüttelt das Haupt! — Iſt etwa Dommayer's Caſino in Hitzing über Nacht verſchwunden? Wollen die Gaſtwirthe keine „Händel“ mehr ſerviren? Iſt alles Bier plötzlich in Eſſig wie die Waſſer Ägyptens in Blut verwandelt worden? — Nichts von alle dem. Strauß ſpielt noch bei Dommayer, Händel in die Millionen, Bier wie Nektar. Was das Haupt des Wieners in jene Bewegung ſetzt die man Schütteln nennt, das iſt — die Politik. Sehen Sie, wir Wiener haben die Julirevolution faſt gleichgültig vorüberziehen laſſen, denn ſie war von gottloſen Franzoſen gemacht; von der Dresdner Revolution haben wir nichts erfahren; die Landtagsſtürme in Preßburg, zwei Stunden von hier, bewegten kein Haar auf unſerem Haupte, die Vorgänge in Galizien wurden höchſtens mit Bedauern beſprochen, die Berichte über den preußiſchen Landtag und den Polenproceß laſen wir in der „Allgemeinen Zeitung“ wie ein Mährchen aus Tauſend und einer Nacht. — Aber jetzt ſchwindelt uns der Kopf, jetzt haben wir den Schwer- und Stützpunkt verloren — das machen die Vorgänge im Römiſchen. Geſtern konnten wir noch ſagen: Eure Bücher, eure deſtructiven Lehren, eure Reformen führen in die Hölle, wir aber ſind gute Katholiken und wallfahren nach Mariazell. Was ſind wir aber heute, ſeit uns der Papſt aufgegeben als eine hoffnungloſe Maſſe, die ſich nicht regen und nicht rühren will? Wir ſind katholiſcher als der Papſt, wir ſind abſoluter regiert als Italien, das verdreht uns den Kopf, das ſtört zum erſten Mal den ſtets willigen Appetit.

Das Fatalſte bei dem unerwarteten Ereigniß iſt daß die römiſchen Geſchichten auch zu den Ohren der untern Volksſchichten dringen. Da unten verehrt man nur zwei Götter, die Kirche und den Magen. Mit dem Magen ging es ſchon lange ſchlecht, der Erwerb iſt nicht mehr ſo leicht in Wien und letztes Jahr waren die Lebensmittel ſo theuer. Und nun will auch der zweite Gott weichen.

Was iſt da zu machen? Den Statthalter des Chriſt als den Antichriſt erklären? Einen Gegenpapſt erwählen?

Der Kaiſer reiſt jetzt in Steiermark. Hängt das vielleicht mit den italieniſchen Vorgängen zuſammen? Steiermark war nämlich bisher das frömmſte Land der Welt, es verehrte die Mutter Gottes mehr als den Herrgott ſelbſt, ließ keine Juden ins Land und beugte ſich unter der wohlthuenden Hand des Pfaffen. Will man ſich nun vielleicht mit eignen Augen überzeugen ob der Sirocco, der von Italien herbläſt, auf die ſteiriſche Vegetation Einfluß gehabt? Aber mein Gott durch wie viel Gläſer ſieht ein ſo hochgeſtellter Herr auf das mikroſkopiſche Thier, Volk genannt, herab. Und was für Dinge ſchiebt man ihm ſtatt des rechten unter das Objectivglas!

Die Propheten der Börſe prophezeien ſchauerliche Dinge, die da kommen werden Sie ſehen daß der Papſt ſich nicht fürchtet vor den Bajonetten die man ihm unter die Naſe hält, ſie hören daß in Neapel die Erde bebt, ſie fühlen daß Mailand und Venedig auf einem Krater ſtehen, und da träumen ſie denn die ſchrecklichſten Dinge von einer Baiſſe bis zu den Antipoden.

Der hieſige Verein gegen Thierquälerei zählt bereits gegen 2000 Mitglieder. Zeigt hat er aber vollends einen ganzen Nimbus erhalten, indem der Staatskanzler Fürſt Metternich, der Miniſter des Innern Graf Kolowrat und der A. J. Baron Rothſchild zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden. Nun, es iſt ganz recht daß man die Thiere nicht quälen ſoll, aber haben wir nicht nach andern Seiten hin Anſtrengungen zu machen? Beobachtet man den Menſchen gegenüber das Wort der Schrift: Du ſollſt dem Rind nicht das Maul ſchließen, wenn es driſcht? Franz Gräffer macht in einem mehr bittern als humoriſtiſchen Artikel in den „Sonntagsblättern“ den Beherzigung verdienenden Vorſchlag doch lieber einen „Verein zu Gunſten der Lehrjungen“ zu gründen. Dieſe Unglücklichen werden hier wirklich entſetzlich behandelt. Meiſter, Meiſterin und Geſellen ſchlagen bei jeder Gelegenheit auf ſie los bis der Stock bricht. Viele ſind ſchon unterlegen oder wachſen als Krüppel auf, nichts zu ſagen von der Verkrüppelung des Geiſtes, die eine Behandlung, ſchlimmer als ſie der Galeerenſklave erfährt, nach ſich ziehen muß.

Komiſch erſcheint es uns, wenn wir in auswärtigen Zeitungen, die zu uns hereinbürſen, den triumphirenden Bericht leſen, das Wiener Polizeiminiſterium habe ein Geſuch um Errichtung einer Turnanſtalt in Tirol bewilligt. Man will darin wer weiß welchen Anlauf zu einem Fortſchritt erkennen. Es wird aber damit bei Weitem zu viel Aufhebens gemacht. Denn erſtens gibt es ſeit längerer Zeit in mehreren Hauptſtädten Öſtreichs derartige Anſtalten, in Wien befindet ſich eine ſogar unweit der Burg. Zweitens heißen ſie nicht Turnvereine, ſondern gymnaſtiſche Anſtalten. Drittens ſind ſie nicht mit den

Digitized by Google

Gymnaſien und Univerſitäten verbunden. Ferner üben nicht Jünglinge da ihre Kräfte, ſondern Knaben. Dann wird der Unterricht nicht in Gemeinſchaft, ſondern vereinzelt ertheilt. Endlich befinden ſich dieſe Anſtalten in Öſtreich, wo nichts zu fürchten und ich weiß nicht was zu hoffen iſt. Sie ſehen wie Viel zwiſchen den deutſchen Turnvereinen und unſern derartigen Inſtituten liegt. — Die ausdrückliche Bezugnahme auf den Frankfurter Turnverein, die in dem Erlaß der hohen Behörde enthalten ſein ſoll, iſt nur ein unſchädliches Privatvergnügen des Styliſten. Man läßt manchmal zum Spaß ein wenig wohlfeilen Dampf aus der Maſchine, damit es ſpeiſe.

„Hajunt*)!“ Einer Zeitung von zwei Roßſchweifen, der ungariſchen Nemzeti Ujság (Nationalzeitung) welche zugleich ultramontan und ultraconſervativ iſt, wurde in den erſten Tagen vorigen Monates eine zum Theil ſchon ausgegebene Nummer mit Beſchlag belegt. Die Nummer ſoll einen Artikel enthalten haben der den gegenwärtigen Papſt geradezu als einen advocatus diaboli darſtellt. Der Regierung ſchien dieſe Darſtellung doch zu ſtark; denn an den Papſt muß geglaubt werden, ſollte man ihm auch den Krieg erklären.

Da ich gerade an Ungarn denke, will ich auch erwähnen daß dort der erſte Loskauf von der geiſtlichen Zehent ſtattgefunden. Die Gemeinde zu Groß-Enyed in Siebenbürgen hat 20,000 Fl. für ewige Befreiung vom geiſtlichen Zehent bezahlt. Dieſes Beiſpiel dürfte nicht leicht Nachahmung finden, da in den ungariſchen Landgemeinden das baare Geld nicht ſehr flüſſig iſt. Wo ſollen nun dieſe Leute erſt das Geld hernehmen um ſich von der Robot loszukaufen, zumal der Preis, den die Herrſchaft anſetzt, nicht ſehr niedrig iſt. Man ſollte doch die Anſicht jener Geiſtlichkeit zu Groß-Enyed beherzigen. Dieſer wurde von den Nachbarn der Vorwurf gemacht daß ſie eine zu geringe Ablöſungsſumme genommen. Sie ſoll aber erwidert haben: Ihr ſeid freilich beſſere Rechner; wenn ihr noch lange wartet, werdet ihr ſtatt der Zehent „Fünfundzwanzig“ bekommen!

Die leidige Politik! Wer doch auch wie Goethe ſein könnte, der einmal zwei Jahre hindurch keine Zeitung las. Man verliert ganz die ruhige Behaglichkeit, den unverſönerten Geſchmack, den Kunſt und Wiſſenſchaft ſtreng verlangen; denn dieſe Götter ſind eiferſüchtig und dulden keine andern Götter neben ſich. Doch will ich einige Zeilen die in dieſes Fach ſchlagen als Poſtſkriptt dieſem Briefe anhängen. Ein Preis von 1700 öſtreichiſchen Lire iſt für einen Maler zu gewinnen. Die Akademie der ſchönen Künſte in Mailand hat dieſen Preis auf die beſte Löſung folgender Aufgabe geſtellt: „Sophokles iſt von ſeinen beiden Söhnen, um ihm die Verwaltung ſeines Vermögens zu entziehen, des Blödſinnes angeklagt. Der achtzigjährige Dichter erſcheint vor den Richtern, den Anklägern und der Volksverſammlung. Er lieſt ſein eben vollendetes Trauerſpiel Oedipus in Kolonos vor, und die hingeriſſenen Richter, überzeugt daß eine ſolche Schöpfung aus feinem blödſinnigen Haupte entſprungen ſein könne, ſprechen ihn von der Anklage frei.“ Das Ölgemälde ſoll 1,75 Mètres hoch und 2,25 Mètres breit ſein. Der Termin der Einſendung iſt auf den 1. April 1848 angeſetzt. Das Preisgemälde bleibt Eigenthum der Akademie.

Der treffliche Maler Pollak aus Rom, der während ſeiner Anweſenheit in Wien vom Typhus befallen worden, iſt glücklich wiederhergeſtellt und der Kunſt erhalten worden. Er reiſt nun über Iſchel nach Rom zurück.

In Peſth will es, wie wir hören, mit dem deutſchen Interimstheater nicht recht fort. Der Beſuch iſt ſpärlich, ſelbſt bei der Eröffnung am 10. Juli hat es nichts weniger als einen Andrang gegeben. Da wirkten mehrere Umſtände mit. Das ſchöne Wetter führt alle Welt in's Freie. Die darſtellenden Künſtler ſind unbekannte Leute und die fünfmonatliche Pauſe hat wohl das frühere Theaterbedürfniß bedeutend vermindert. Zudem krankt das Publikum dem leichten Baue des Theaters nicht, und es kommen wirklich jeden Abend eine Menge Leute auf den Platz vor dem Theater, des Schauſpiels eines Einſturzes gewärtig. Eröffnet wurde das Theater mit einem Stück der Frau Birchpfeiffer „Eine Familie.“ Die Direction hat mit dieſer Wahl nicht viel Geſchmack verrathen. ⚓.

*) „Hört!“ im Ungariſchen.

Aus Wien, Mitte Auguſt.

[Wien und die Provinzen; Juliat-Tage in Öſtreich; das Stabilitätsprincip in allen Kreiſen der Geſellſchaft; Hebbel als Dichter und Opergrammatiſt; das Hofburgtheater; das Theater an der Wien und die Glaque.]

Sie fordern mich auf in meinen Berichten auch auf die Provinzen einen Blick zu werfen, „die Hauptſtadt ſoll ſich nicht blos ſelbſt beobachten.“ Und dennoch iſt Wien durchaus nicht die Bluthe von Öſtreich, es iſt nicht das Herz in welches alle Adern ihr Blut ergießen, es hängt gar nicht mit den Provinzen zuſammen. An Wien iſt gar keine Farbe zu erkennen, ſein Charakter iſt eben die Farbloſigkeit und Charakterloſigkeit. Es lebt hier ein gedankenloſes genußſüchtiges, gutmüthig beengtes Völkchen welches mit der Zeit weit weniger zuſammenhängt als die Bewohner der Provinzen. Man braucht nur einmal einen Gang durch das Straßengetümmel zu machen, um ein geiſtiges Bild von Wien zu erhalten. Geſchäftigkeit und Haſt — um in's Theater zu kommen, Eifer — ob dieſe oder jene Arie einer Sängerin den Kranz verdiene. Die Weiber ſind an jedem Ort das durchſichtigſte Kennzeichen, der feinſte Ausdruck der Sitte und Bildung. Nirgends in Deutſchland trifft man dieſe weichen gefälligen Formen des Leibes, dieſe feuchte Gluth im Blick. Wie viel haben hier die Augen zu thun! alle Blicke ſtehen in Correſpondenz, kein Menſch ſieht gerade vor ſich hin. Eine gewiſſe Zufriedenheit mit dem nichtsſagenden Typus eines deutſchen Dolce far niente iſt den ächten Wienern in's Geſicht geſchrieben. Keine angelegentlichere Sorge als wo man den Abend zubringen werde. Häuslichkeit kennt man nicht. Alle Wände in den Straßen ſchreien mit Rieſenlettern wo heute „Strauß Vater und Strauß Sohn, wo Strauß heiliger Geiſt, Fahrbach, Schrader“ ꝛc. ſpielen werde. Sie können ſich keine Vorſtellung machen von der Menge ſolcher Walzer-Orcheſter die es hier gibt. In der Luft tanzen die Töne, und Walzerklänge wiegen ſich wollüſtig in jedem Gaſthausgarten deren man hier unzählige findet. Dieſe Seite des Wiener Lebens iſt überhaupt zu charakteriſtiſch um nicht beſprochen zu werden. In Wien ſelbſt gibt es ſehr viele prachtvolle Localitäten, wie „das Odeon,“ „der Sperl,“ „das Univerſum,“ „das Eliſium“ ꝛc. welche alle von größter Dimenſion ſind. In Berlin kann ſich ein Local dieſer Art „das Kroll'ſche Etabliſſement“ nicht erhalten. Hier findet man deren ſehr viele, überall ſind die Eintrittspreiſe ſehr hoch, gewöhnlich 40 Kr. bis 1 Fl. 20 Kr. C.M., und deſſen ungeachtet iſt der Beſuch äußerſt zahlreich. Jeden

Digitized by Google

Augenblick iſt ein Feſt angekündigt, wo dann in buntem Gewühl die Maſſe gedankenlos glücklich durcheinander wogt und in ſolchen Momenten die Zeit und ihre Bedeutung überſieht. Genußſucht iſt das einzige Band das hier die Leute an einander kettet, ſonſt irren ſie alle als Einſiedler herum und Keiner kümmert den Andern. Deswegen iſt hier der beſte Aufenthalt für Jeden welcher unberührt von den heftigen Wellenſchlägen der Parteien ſich beobachtend verhalten will. Zu einem Wartthurm eignet ſich Wien ſeiner geiſtigen Ruhe wegen vortrefflich. Man kann ſo prächtig allein ſein mitten in dieſem leeren Getümmel, nichts ſtört das leiſe Weben der Gedanken aus denen ſich ein Urtheil, eine Anſchauung bildet. Man wird in keinen Strudel der Zeit hineingeriſſen und trägt man nur in ſich genug Stoff zur Anregung, ſo kann man die Zeit und ihre Bewegungen beſſer beobachten als wenn man von hundert Magneten hin und her gezogen nicht zur neutralen Ruhe der Anſchauung gelangt. Aber für Jeden der die Lehrjahre des Lebens noch durchzumachen hat, iſt Wien ein gefährlicher Aufenthalt. Die Provinzen hingegen haben eine ganz andere Färbung. Welch ein Unterſchied zwiſchen Prag und Wien! Prag liegt da wie ein ſtill brütender Löwe der in ſeinem Käfig an die Einfachheit der Wüſte zurückdenkt, er ſteht die Peitſche des Wärters und ſchweigt, aber ſein Schweigen iſt beredt. Wer kann Lemberg, Mailand oder gar eine der ungariſchen Städte mit Wien vergleichen! Man ſollte es nicht glauben daß der heiße Wind der von Ungarn herüberweht hier nichts zeitigt! Wie iſt es nur möglich daß die Schwertſchläge eines ungariſchen Reichstags hier gar nicht gehört werden und man ruhig in der Theaterzeitung — welche die Wiener Bildung am getreueſten repräſentirt — fortlieſt, wenn eine Nation die Fauſt ballt! — — —

Ich ſchreibe Ihnen erſt Mitte Auguſt da ich leider bis jetzt von Juliustagen aus Öſtreich nichts berichten kann. Bei uns kann keine Ordonance mehr Aufſehen machen, weil das auf Allen laſtende Joch Gewohnheit ohne allen Widerſtand ertragen wird. Iſt es doch nicht ſelten daß ein Geſetz welches irgend eine Begünſtigung enthält, acht Tage nach ſeiner Publication wieder zurückgenommen wird, weil eine oder die andere Zunft, Innung oder Partei in ihren alten verjährten und mittelalterlichen Rechten gekränkt oder zurückgeſetzt werden könnte, während im ganzen Lande einer Maſſe anderer Unterthanen der höchſte Nutzen und der ſicherſte Gewinn daraus erwachſen würde. Das leidige Princip hier nichts ſelten daß ein Geſetz welches irgend eine Begünſtigung enthält, acht Tage nach ſeiner Publication wieder zurückgenommen wird, weil eine oder die andere Zunft, Innung oder Partei in ihren alten verjährten und mittelalterlichen Rechten gekränkt oder zurückgeſetzt werden könnte, während im ganzen Lande einer Maſſe anderer Unterthanen der höchſte Nutzen und der ſicherſte Gewinn daraus erwachſen würde. Das leidige Princip der Stabilität hat ſein Gift in die Adern der Geſellſchaft verbreitet und ſo iſt denn in allen Theilen unſeres öffentlichen Lebens Stillſtand läſſige Ruhe und ewiger Sonntag. Dieſe allgemeine Erſchlaffung erſtreckt ſich auch auf unſere Literatur. Nur ein Einziger ſteht da der mit unerreichter Genialität ein Werk zur Herausgabe vorbereitet das uns Erſatz für die vielen geiſt-, ton- und talentloſen Krämereien unſerer modernen Poeten bieten wird. Hebbel will ſeine Gedichte herausgeben. Für die Maſſe intereſſanter als ſeine lyriſchen Gedichte werden die in dieſer Sammlung vorkommenden Epigramme ſein. Hebbel geiſſelt darin mit der ihm eigenen Prägnanz und markigen Stärke alle Zuſtände Deutſchlands, die Zeit und uns in der Zeit. Später werden auch ſeine Novellen die Preſſe verlaſſen. Hier iſt Hebbels Richtung die eigenthümlichſte. Nicht im Geſchweife, nicht im Zuſammenwirken entwickelt ſich bei Hebbel der Charakter ſeiner darzuſtellenden Perſonen, aus ſich ſelbſt heraus muß er ſich arbeiten und in wenigen Worten ſchildert er ein Leben. Er iſt ein Bildhauer der nicht einzelne Stückchen des rohen Marmorblockes abſchlägt, um erſt nach und nach und unmerklich die fertige Form zu geſtalten, nein, mit mächtigen aber wohlberechneten Schlägen vollendet er das Gebilde. — Wie in der Literatur iſt es auch in den Theatern, dieſen Pulſen die uns Erregtheit oder Erſchlaffung eines Volkes ſo deutlich verkündigen. Die Leitung der vormals erſten Bühne Deutſchlands hat ein Mann der wohl mit Hofdamen zu verkehren, nicht aber einer ſolchen Kunſtanſtalt vorzuſtehen weiß. Es heißt Graf Merik v. Dietrichſtein werde die Intendanz an Hrn. v. Holbein, den jetzigen artiſtiſchen Director, abgeben. Wir könnten darin keine Verbeſſerung der pitoyabeln Zuſtände erblicken. Zahlloſe Riffe und Klippen hat ein neues Stück zu umſchiffen, will es glücklich zur Aufführung gelangen. Bei einer Rolle im Converſationsſtück intriguiren die Damen Neumann und Wildbauer, bei einer tragiſchen die Rettich mit ihren Kunſtgenoſſinnen und zerren ſo lange daran herum, bis ſie durchfällt. Will Jemand eine Tragödie im Hofburgtheater zur Aufführung bringen, ſo mag er nur gleichfalls, wenn ein jugendlicher Held darin vorkommt, die Rolle deſſelben ganz ſtreichen, denn das k. k. Hofburgtheater hat keinen jugendlichen Helden. Wahrlich, ein tüchtiger jugendlicher Liebhaber thut uns Noth, ſonſt können wir noch das Vergnügen haben Hrn. Anſchütz als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ oder als Max Piccolomini zu ſehen! Von den Damen ſind die Peche, Hebbel und Rettich meiſterhaft zu nennen. Im Converſationsſtück und Luſtſpiel hat das Burgtheater bisher ſeinen Ruf erhalten, Hergfeld, Beckmann, Wolfe ſind hier ausgezeichnet, ebenſo die Damen Haizinger, Neumann, und ihre Tochter Jenie, Fechter, Millbauer und Andere. Aber wann werden dieſe beſchäftigt? in welchen Stücken treten die auf? Im Landjunker zum erſten Mal in der Reſidenz, im Räuſchchen von Holbein! Neue Stücke ſehen wir faſt gar nicht und wird ja eins aufgeführt, ſo iſt es größtentheils ein Kind der Langenweile oder eine Anekdote die ſich kläglich in ein paar Akten abſpinnt. So geht es zu in dem mit kaiſerlicher Munificenz ausgeſtatteten Hofburgtheater, wie viel ſchlimmer erſt an dem Vorſtadttheater an der Wien! Das iſt der Sammelplatz aller Komödianten, die Herberge aller wandernden Schauſpieler. Gaſtlich nimmt es den großen Mimen wie den ungekannten Dorfkomödianten auf, um beide vor leeren Bänken ſpielen zu laſſen. Von einem Repertoire iſt hier keine Rede, obwohl ſie den jugendlichen Helden Defer Weichelberger und Leuchert engagirt haben und Kunſt, dieſer Mörder an den zarten Klängen dramatiſcher Lyrik, ſchon ſeit langer Zeit ſein ungaſtlich Haus an der Heerſtraße gefunden hat. Von den Damen iſt die vorzüglichſte leider zu ſehr Declamatrice. Moritz, Regiſſeur des Stuttgarter Theaters, hat an der Wien gaſtirt. Er iſt ein guter aber kein großer Schauſpieler, ſpielt jugendliche Rollen und iſt nichts weniger als jung, zeigt in Hamlet daß er nicht auffaßt, nur nüanciert, und tritt in keinem Trauerſpiel mehr auf; iſt im deutſchen Luſtſpiel ſehr brav, im franzöſiſchen gingen alle Anforderungen des Publikums verloren; gefällt dem Haufen ſehr und wird Gott weiß wie vielmal gerufen; doch wer wird nicht an der Wien gerufen! Seht ihr ſie eintreten nach Beendigung der Ouvertüre, jene feilen Diener des Theatersecretärs, wie ſie für ihr Freibillet das Kennzeichen des Gebungenſeins auf der Stirne tragen?

A.

Digitized by Google

[Wie sich die Deutschen allerwegen versammeln.]

Die am 13. und 14. August in Leipzig versammelten Tonkünstler haben für das nächste Jahr ebenfalls die Pleißestadt zum Ort der Zusammenkunft bestimmt. (Professor Moscheles, Organist Becker und Dr. Brendel, der Anreger der Unternehmung, gehören zum Ausschuß.) Man gibt damit zum ersten Mal dem vielleicht ganz glücklichen Gedanken Raum, denselben Ort zu weiteren Zusammenkünften festzuhalten. Leipzig ist für Anläufe und als Anfangspunkt in vieler Hinsicht günstig. Als ein Heerd der Musik wird es auch dauernd die Versammlung von Musikern hegen und pflegen. — Leipzig war auch dem ersten Versuch zu einer allgemeinen Schriftstellerversammlung günstig. Als ein Heerd der Presse hätte es die Wiederholung derselben in seinen Mauern vielleicht gern zu einer stehenden Gewohnheit herauwachsen lassen. An die Nothwendigkeit einer allgemeinen Betheiligung knüpfte sich aber für den Schriftstellerverein der Wunsch mit dem Ort der Zusammenkunft in Deutschland zu wechseln. Zu der Unzunft mit der man in Stuttgart der Sache entgegen kam, gesellten sich für Weimar Mißgeschick und schlechte Führung der Sache. Die Wahrnehmung daß der ersten Versammlung die Allgemeinheit gefehlt habe, der Journalismus vorherrschend vertreten war, durfte der Unlust keinen Haltpunkt geben. Auch die Versammlung der Tonkünstler in Leipzig konnte nur für eine Fraction von Musikern gelten, Grammatiker und Orgelspieler machten die Hauptzahl aus, die Berühmtheiten der Composition fehlten, die musikalische Kritik und die musikalische Jugend schienen sich am wesentlichsten betheiligt zu haben. Auch die Männer der Wissenschaft die sich als Germanisten in Frankfurt versammelten um dies Jahr in Lübeck zusammenzutreten, können nur für eine Fraction deutscher Wissenschaft gelten. Nicht ob die Linien etwaiger Zusammengehörigkeit umfassend genug gezogen werden, sondern ob Kern und innere treibende Kraft genug in einem einzelnen Theile sich regt, entscheidet hier über Leben und Tod der Sache. Die Allgemeinheit und allgemeine Gültigkeit einer deutschen Schriftstellerversammlung liegt nicht in der allseitigen Betheiligung deutscher Männer aus allen Fächern und Zweigen, sondern in der Allgemeinheit der hier zur Sprache zu bringenden Interessen. Ist die Journalistik in Vertretung dieser Interessen am regsten und eifrigsten, so hat sie noch jeder Zeit die Befugniß eine deutsche Schriftstellerversammlung herbeizuführen, oder man müßte denn der Hoffnung sein daß die Germanisten die gesammten Interessen, Wohl und Weh der Literatur und der Presse, nach allen Seiten wahren und pflegen würden. Vor der Hand sind sie nur eine Partei; aber vom Kern einer Entschiedenheit aus sind sie eine zur Allgemeinheit heranwachsende Macht und man wird ihnen, wie es scheint, auch geschichtlich das Recht zuerkennen müssen, die aufgelöste Sache der Schriftstellervereinigung aufzunehmen.

Schlimm genug wenn die Deutschen, indem sie sich zusammen thun, erst recht die Motive ihres separatistischen Geistes inne werden. Die Philologen feierten ihre vorjährige Zusammenkunft in Jena. Mit dieser hätte sich die Schriftstellerversammlung sehr wohl vereinbaren lassen, wie denn zugleich eine Herderfeier, eine Feier des Mannes der zu gleichen Theilen Philolog und Dichter war, dabei in Aussicht stand. Von den Philologen haben sich aber auch die Realschullehrer geschieden. Diese halten zu Ende September ihre Versammlung in Gotha. Derselbe, in der Mitte Deutschland's gelegene Punkt, der Sitz eines für Wissenschaft empfänglichen, in der Kunst sogar schöpferisch thätigen Fürsten, das kleine Gotha, ist von Professor Fichte in Tübingen zur Versammlung der Philosophen für den 23. bis 25. September dieses Jahres in Vorschlag gebracht und festgestellt. Der Herzog von Gotha nimmt sie gnädigst in Schutz; König Ludwig von Baiern aber will nichts von ihnen wissen und verbietet ohne besondere Genehmigung jedem angestellten Weltweisen seines Landes die Reise zum Philosophencongreß.

Die Naturforscher die sich unter Allen für ihre Zusammenkünfte des fröhlichsten Gedeihens zu erfreuen haben, finden selbst im behaglichen Östreich ihre Stätte. Sie feiern bereits ihre 25. Versammlung, dies Mal in Aachen, vom 18. bis 25. September, während die Architekten in Mainz zusammenkommen. — Der vielen Musik- und Liedertafelvereine wollen wir gar nicht gedenken; sie haben nicht im Allgemeinen Förderung wesentlicher Interessen, Verständigung über schwerfallende Fragen zu ihrem Zwecke; sie könnten jeder Versammlung irgendwelcher Art zur schönen Zierde gereichen; im Anschluß an den drängenden Ernst des deutschen Lebens würden sie dann ihre tiefere Begründung finden. —

Wann aber werden endlich all diese vielfach zersplitterten deutschen Kräfte in Kunst und Wissenschaft darauf denken ein Gesammtfest zu feiern, eine Nationalversammlung zu veranstalten, um das deutsche Volk aller Provinzen geistig zu vertreten?

[J. de Marle im Gustav-Adolf-Verein.]

In der kürzlichen Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Leipzig verbreitete die Erscheinung des Hrn. de Marle einen panischen Schrecken über viele der Anwesenden. Einige von diesen sprachen davon ihn auszuweisen. Johannes de Marle ist bekanntlich früher von der römisch-katholischen Kirche zur protestantischen, dann von dieser zu der deutsch-katholischen übergetreten. Er nahm das Wort in der Versammlung und gemahnte daran daß hier soviel schöne Worte über Duldung und Bruderliebe, von Einem Hirten und Einer Heerde laut geworden; er werde bleiben und sich nicht ausweisen lassen. Man ging zur Tagesordnung über. Bei der Wahl fielen die meisten Stimmen auf Laien. Hrn. de Marle hatte man später, wie uns erzählt wird, selbst einen Wahlzettel überreicht.

[Jean Paul's Maria.]

Aus Pipin' und Fink's Bibliothek auserwählter Memoiren erfahren wir den wahren Zusammenhang zwischen Jean Paul und jener Maria deren Leidenschaft zum Dichter eine so tragische Katastrophe überland und so idyllisch endete. Maria war die Tochter jenes Adam Lux der in der Begeisterung für Charlotte Gorday den Tod dieses Mädchens, den Tod durch die Guillotine, ersehnte und auch leicht fand. Der entzückte Ruf Jean Paul's auf Charlotte Corday — ich zweifle ob er in seine gesammten Werke aufgenommen ist — rief in Maria eine Leidenschaft für den Poeten hervor die sie zuerst den Tod im Rheine suchen hieß und nach ihrer Rettung sie antrieb ihm wie ein zweites Kathchen als Magd zu dienen. Man kennt längst die Briefe die sie an Jean Paul schrieb.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 11. Septbr. | **Inhalt:** Neue Briefe von Leibniz. — Hans Sachſens poetiſche Sendung. — Aus Wien (zwei Briefe), aus Dresden, Venedig und München. — König René's Tochter auf der Leipziger Bühne. | **№ 37.**

Neue Briefe von Leibniz.

Im vorigen Jahre brachte Grotefend einen Briefwechſel zwiſchen Leibniz, Arnauld und Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels. Der Wortführer der Janſeniſten war in dieſer Zuſammenſtellung die zweite Hauptperſon; abſtracte Themata über die Subſtanz der Seele und die Erkenntniß Gottes, über die ewige Ordnung und ewige Vorherbeſtimmung aller wirklichen und möglichen Dinge, waren die weſentlichen Gegenſtände des brieflichen Austauſches zwiſchen Leibniz und Arnauld. Chr. v. Rommel brachte jetzt als Vorläufer zum neunten Bande ſeiner Geſchichte Heſſens eine neue Sammlung von beinahe hundert franzöſiſch geſchriebenen Briefen in welchen ſich vorzugsweiſe der Landgraf Ernſt vor dem philosophus universalis entwickelt. Hier iſt das große Werk einer Union zwiſchen der römiſchen und proteſtantiſchen Kirche hauptſächlich Thema. Landgraf Ernſt, am Rheine apanagirt, war zur alten Kirche zurückgekehrt, weil er lediglich in ihr Mittelpunkt und Zuſammenhang ſah, hatte jedoch genug proteſtirenden Geiſt mit hinübergenommen um die Mißbräuche der römiſchen Kirchenpraxis, den Unfug der Mirakel, des Reliquien- und Heiligendienſtes, das Unheil des Sündenablaſſes und der abergläubiſchen Verleugnung eines alleinigen Gottes, aus Grund ſeiner Seele zu verwerfen. Mit dem Pfaffenthum in Spanien und Italien vertraut, erklärt ſich der Landgraf gegen die Verweltlichung der Geiſtlichkeit, gegen die politiſche Exiſtenz des Papſtthums weit ſtärker als Leibniz, dieſer Aequator philosophicus, der politiſch klug und ethiſch mild wie er war, dem damaligen Papſte (einem würdigen Vorgänger des neunten Pius von heute) mehr Macht wünſchte gegen die Inſolenz Ludwigs XIV. und ſeine ſervilen Hoftheologen. Dieſer Briefwechſel zwiſchen Leibniz und dem Landgrafen Ernſt iſt mit einer ſeltenen Innigkeit, mit einer noch ungewöhnlicheren Gründlichkeit geführt. Der Ehrgeiz des fürſtlichen Proſelyten ſtellte ſich die Bekehrung des großen Philoſophen als ein beneidenswerthes Ziel, während Leibniz in ſeinem Drange die germaniſche Welt von dem Zwieſpalt zu erlöſen, die »präſtabilirte Harmonie« ſeiner Doctrin im religiöſen Gebiet durch einen großen Act der Verſöhnung verwirklicht zu ſehen bemüht war. Beide rückten ſich in der Conſtruction einer allgemeinen Kirche ziemlich nahe. Was die Verfaſſung einer ſolchen betrifft, ſo war Leibniz Hiſtoriker genug, die Republik einer Kirche Chriſti conſtitutionell durch Biſchöfe unter Vorſitz des römiſchen vertreten zu laſſen. Im Dogma war der Kosmopolit Leibniz willfährig der Dreieinigkeit und der Transſubſtantiation einen leidlichen metaphyſiſchen Sinn zu geben. Sein philoſophiſches Gewiſſen war jedoch ſtark genug, die Freiheit der Forſchung gegen die ſtarre Autorität inquiſitoriſcher Gewalten zu ſichern und den großen Gewinn des menſchlichen Verſtandes in den Entdeckungen der kosmiſchen Wiſſenſchaften aller Tyrannei des blinden Glaubens gegenüber zu retten. Beide, der Philoſoph und der Landgraf, verwarfen die Barbareien im Glaubenszwange, den Abſolutismus herrſchſüchtiger Päpſte, den Zelotismus abergläubiſcher Bettelmönche, die Idololatrie des Sacramentes und der Heiligen. Beide laſſen den Jeſuiten ihrer Zeit Gerechtigkeit widerfahren, Beide rühmen jedoch zugleich die Janſeniſten als Wiederherſteller einer reinern und ſtrengern Moral, Beide ſprechen von den Verdienſten Arnauld's und anderer Häupter von Port-Royal um die Erneuerung der Religion der Liebe. Beide

Digitized by Google

ſind darüber einig was die chriſtliche Menſchheit abwerfen müſſe um die Lehre Chriſti zu retten. Das Zeitalter ſchien wie nur irgend eines dem Werke einer großen kirchlichen Union günſtig zu ſein. Auf dem Stuhle Petri der treffliche elfte Innocenz mit ſeinen Reformen, auf dem deutſchen Throne Kaiſer Leopold der ſeine zahlreichen Proteſtanten in Öſtreich, Ungarn und Siebenbürgen in die politiſche Wagſchaale legte. Unter Mitwirkung der hochſinnigen Herzöge von Hannover, auf der Grundlage der freiſinnigen Synkretiſten in Helmſtädt, ſtellte der katholiſche Wortführer, Noras de Spinola, Biſchof zu Thina in Croatien, dann zu Wienerisch Neuſtadt, die Aufhebung der Tridentiner Verdammungsſprüche und eine allgemeine Kirchenverſammlung in Ausſicht. Der Wunſch, die Sehnſucht, ſelbſt das Intereſſe waren auf beiden Seiten gleich ſtark. Aber die Vereinbarung der Gemüther ſcheiterte an der Feſtſtellung des Dogma's. Die Proteſtanten waren offenbar die nachgiebigeren; aber je fügſamer die Helmſtädter Theologen, deſto argwöhniſcher wurden die römiſchen Hierarchen. Vergeblich wies Leibniz darauf hin daß ſich ſelbſt die gallicaniſche Kirche gegen den italieniſch-ſpaniſchen Papismus ihre Freiheiten geſichert habe. Boſſuet ſogar beſtand auf der Unerſchütterlichkeit des römiſchen Dogma's. Die Verhandlungen ſchloſſen mit Leibnizens Überzeugung daß »auf dem Wege der Dogmatik an keine Ausgleichung der Religionsſtreitigkeiten zu denken ſei, daß man die zank- und verdammungsſüchtigen Schultheologen ſich ſelbſt überlaſſen müſſe, daß es vorerſt nur die Aufgabe weiſer Staatsmänner und weltlicher Fürſten ſei durch eine allgemeine bürgerliche Religionsduldung und Gewiſſensfreiheit die Ruhe der Staaten und die Sache der Humanität zu befördern.« (S. Rommel's Einleitung S. 239.) In einer beſſern Zeit, ſagte Leibniz, wird ſich die Sache von ſelbſt machen! — Nach dem Tode des Landgrafen (1693) betrieb Leibniz zum Beſten Hannovers und Brandenburgs lediglich eine evangeliſche Vereinbarung. — Nach Rommel's Mittheilungen muß die bisher für ungetrübt gehaltene Ehrlichkeit des Landgrafen Ernſt in Sachen der Union, wie es ſcheint, in gewiſſen Punkten bezweifelt werden. In der Schule der Converſion und des Proſelytismus erwachſen, war er im Grunde gegen alle dogmatiſche Verſchmelzung, weil er in ſolchem Werk ſelbſt bei der willigſten Fügſamkeit der evangeliſchen Wortführer den überwiegenden Einfluß des proteſtantiſchen Geiſtes fürchtete.

Nach unſerem beſten Dafürhalten wird, je mehr Deutſchland nach Ausgleich ſeiner Zerwürfniſſe hindrängt, der religiöſe Punkt uns immer wieder in's Auge ſpringen. Nicht als ob wir wünſchten oder erwarteten, das religiöſe Intereſſe möchte alle andern Fragen der Zeit auf ſittlichem und politiſchem Gebiet verſchlingen, in confeſſionellem Hader die alte deutſche Schlange Zwietracht wieder ihr Haupt unter uns erheben. Im Gegentheil hat uns ja der Allgemeine preußiſche Landtag, die erſte große deutſche Reichsverſammlung in größerm Styl, den erhebenden Beweis geliefert wie eine Verſammlung von 600 Männern die die Fragen der Zeit vor ihr Forum zog, von allem confeſſionellem Zerwürfniß fern geblieben. Es würde von unſerem krankhaften Zuſtande ein Zeugniß liefern, könnte das religiöſe Intereſſe alle andern wieder überwuchern. Allein auf religiöſem Grund und Boden liegt von Alters her und nach einer Tiefe hin die immer unberechenbar bleibt, die Saat unſerer zwieſpältigen Natur. Und je mehr der Staat ſich als der Träger und der Ausdruck unſeres Nationalgefühls entwickeln, je mehr er geſund und feſt, klar und ſtark den Inbegriff unſerer herangereiften ſittlichen Begriffe von Freiheit und Ehre in der Geſammtheit zur Erſcheinung bringen will · deſto mehr wird er darauf bedacht ſein müſſen, mit der Freigebung der Gemeinde der Welt das ihn und uns ehrende Zeugniß zu ſtellen, er habe es mit einem Geſchlecht von Männern, nicht mit einem Haufen unmündiger Kinder zu thun. Je mehr der Staat die Kirche ſich ſelbſt überläßt, je mehr er die Gemeinde in ihrem Bewußtſein als rechtlich anerkennt, deſto mehr wird er gewiß ſein können Das zu fordern was zur Ehre ſeiner Exiſtenz als nothwendig erſcheint. Die religiöſe Eintracht läßt ſich nicht erzwingen; ſie läßt ſich auch nicht erzielen indem der Staat ſich für ein chriſtliches Inſtitut hält. Will er durchaus chriſtlich ſein, ſo bethätige er ſein beſtes Chriſtenthum darin daß er aller Verfolgung entſage, die Meinung frei gebe, den Glauben für berechtigt halte, ſolange das Strafbuch der Geſetze ihn nicht zum Richter über moraliſche Vergehen macht. Er nahme nicht in der Schattenſeite England nach, das in Zeiten dunkler Wirren aus Nothwehr und zur Rettung drohenden Parteien gegenüber ein chriſtliches Glaubensbekenntniß zur politiſchen Bedingung machte. Was für England eine Nöthigung war, — eine Nöthigung von der man dem geſetzlichen Buchſtaben nach ſogar zurückgekommen, — würde für uns ein Fehler, eine fortwährende Quelle gährender Unzufriedenheit ſein. Solange ein Recht verfaßt iſt, wird es bedrohlich, denn alsdann waffnen ſich um es zu erkämpfen alle Kräfte, und Übergriffe ſind natürlich wo Alles gewaltſam und mit Leidenſchaft auf Einen

Digitized by Google

Punkt drängt. Sobald man das Recht gewährt, fügt es ſich in ſeine Schranke, ſättigt und befriedigt ſogar den zum Kampf aufgeſtachelten Sinn. Die Freigebung, die ſtaatliche Anerkennung der Gemeinde kann in Deutſchland nicht der Beſorgniß Vorſchub leiſten, es werde bei uns wie in Nordamerika das Chriſtenthum in zahlloſes Sektenweſen auseinanderfallen, und nach Freilaſſung alles tollen Glaubensdünkels der Staat ſelbſt, alles Chriſtenthums in ſeiner Richtung baar und ledig, rein als eine Sache des äußern Nutzens, als ein kaufmänniſches Geſchäft betrieben werden. Wir ſtreben in unſerer provinziellen Zerwürfniß die Geſammtheit einer Nationaleriſtenz an. Dies ideale Bindemittel iſt ſo ſtark als es je ein religiöſer Glaube war. Mit der Freigebung der Gemeinde zerſplittern wir den kirchlichen Zuſammenhang nicht in ein bandenloſes Sektenweſen, ſondern ſtärken vielmehr in den einzelnen Gliedern den Trieb zur Geſammtheit im Denken, Fühlen und Thun ſich in freier Zuverſicht die Hand zu bieten. Wo Jeder in ſeinem Recht ſich anerkannt und geſichert ſieht, ſtellt er ſich von ſelbſt freudig ein um für die Wohlfahrt des Ganzen mitzurathen und mitzuthaten. Die Feindſchaft der Provinzen und Stämme hat in Deutſchland aufgehört; man könnte ſie nur noch ſchüren, wollte man aus religiöſem Argwohn, aus confeſſioneller Engherzigkeit Deutſche gegen Deutſche abſperren und trennen. Mit der Freigebung und ſtaatlichen Anerkennung der Gemeinde und Sekte würden wir den ſicherſten Grundſtein auch zur religiöſen Eintracht Deutſchlands legen. Hat der Staat dieſen Muth und dieſe geſunde Einſicht, ſo macht ſich, wie Leibniz ſagte, die Sache der kirchlichen Einheit von ſelbſt; res se ipsa conficiet.

Doch zurück zu Leibniz, von deſſen Briefen und Nachlaß wir ſprechen. Wir hören aus Hannover daß dort noch ganze Schränke, ein ganzer Saal voll Leibnizifcher Briefſchaften vorhanden iſt. Seitdem einmal die Erlaubniß zur Benutzung durch Indiscretion übel belohnt worden, wird das Hannöverſche Archiv ſtrenger als irgend eines bewacht. Und Leibnizens Nachlaß gehört zum Staatsarchiv. Dieſer Philoſoph war an allen Händeln und Familienſachen der Fürſtenhäuſer ſeiner Zeit betheiligt. Er bezog Gehalte als Kaiſerlicher Rath von Wien, als Hofrath vom ruſſiſchen Hofe. Es wurde damals zwiſchen zwei Staaten kaum ein Bündniß geſchloſſen, zwiſchen zwei fürſtlichen Familien kaum ein Heirathsplan entworfen bei welchem Leibniz nicht zu Rathe gezogen wurde. So ſtecken in ſeinem Briefwechſel eigentlich die Geheimniſſe der Höfe ſeiner Zeit. Peter der Große that faſt nichts ohne ſein Gutachten eingeholt zu haben. Das Vertrauen das Leibniz beim Zaaren genoß, erſtreckte ſich bis auf Kleinigkeiten, bis auf Liebhabereien; der teutſche Philoſophus mußte als Magus für alles Rath wiſſen. Peter trank z. B. gern bei Tiſche viel Wein, nach Tiſche ſchoß er aber eben ſo gern mit Piſtolen. Allein das erhitzte Blut wollte nicht ſtill halten, der Rebenſaft der in den Adern pulſte, brachte Wallungen. Nun mußte Leibniz auf Peters Bitten eine Maſchine erfinden die den Arm, ohne ihn zu hindern, dergeſtalt feſthielt daß man nach Tiſche trotz ſtarkem Weingenuß ohne Blutwallung gut ſchießen konnte. Dieſe Maſchine ſoll ein Muſter von Einfachheit und zweckgemäßer Conſtruction ſein. Leibniz briefwechſelte darüber viel und gründlich mit Peter. — Und nicht blos die Lehre von den Monaden, nicht blos die Differenzialrechnung und mathematiſche Probleme, auch politiſche, wie der Entwurf für Ludwig den Vierzehnten Ägypten zu erobern, ein Entwurf wie ihn ſpäter Bonaparte ausgeführt; nicht blos die Intereſſen der Union in religiöſen Dingen, Verſuche zum Ausgleich zwiſchen Jeſuiten und Janſeniſten, Römiſchen und Evangeliſchen, Lutheriſchen und Reformirten, nicht blos die großen Aufgaben der Wiſſenſchaft und Politik waren es die Leibnizens Briefwechſel wichtig machen. Er war auch in ganz privaten Dingen für Hoch und Niedrig der Vertraute. Zärtliche Herzensconflicte wurden ihm aus Nord und Süd, Oſt und Weſt zum Schlichten und Löſen vorgelegt; er war der Beichtvater ſeines ganzen Jahrhunderts. Man hat unter den verſchwiegenen Geſtändniſſen gern auch eigne Herzensgeheimniſſe des Philoſophen erlauern wollen; man hat nie recht gewußt wie weit dieſer Seelenkundige nicht auch ſeinerſeits zärtliche Bekürfniſſe gehabt. In ſeinem Gartenhaus, in einer Vorſtadt Hannovers, erzählt man ſich, habe er lange Zeit eine franzöſiſche Dame im Verſteck gehalten; der Pöbel hatte den geheimnißvollen Verkehr im Landhauſe mit Zauberei und Hexenkunſt in Verbindung gebracht, die Höflinge ſich boshaft zugeflüſtert, der ethiſch prüde Mann der Weltweisheit habe denn doch wohl trotz aller erhobenen Lauterkeit im Stillen ſein Aventürchen. Aus den Briefen mit der Dame im Gartenhauſe ergibt ſich daß es eine geflüchtete Huguenottin war, eine ſchon betagte Frau, die politiſche Gründe hatte ſich eine Zeit lang der Welt zu entziehen um den Ihrigen eine Erbſchaft zu ſichern. — Sehr anhaltend und emſig war ferner Leibnizens Correſpondenz mit einer Nonne. Es war zwiſchen ihnen ein ſo lebhafter Verkehr daß auch hier der Argwohn Fuß faſſen zu können meinte. Es hat ſich ergeben daß der Briefwechſel mit der Nonne rein geiſtlichen Inhaltes war.

Digitized by Google

Der jüngere Grotefend in Hannover hat ſich, wie man uns von dort meldet, ſehr viel mit Leibnizens Briefſchaften und Papieren beſchäftigt. Es gehört die unermüdliche Emſigkeit eines deutſchen Philologen dazu ſich in dieſen oft hieroglyphiſch verſchloſſenen, ſchwer wie Keilſchrift zu enträthſelnden Handſchriften vergilbter Briefe zurechtzufinden. Grotefend hat ſich im Sanchuniathon geirrt; in der Kenntniß der Handſchriften unſeres Philoſophen macht er jenen Irrthum wieder gut, den er übrigens mit dem berühmteſten deutſchen Alterthumskenner theilte *). Grotefend der Jüngere iſt Conrector an demſelben Gymnaſium deſſen Director Grotefend der Vater iſt, der bekannte Verfaſſer der lateiniſchen Grammatik und Kenner der Keilſchrift. Würde Grotefend, wie das Gerücht ging, nach Göttingen verſetzt, ſo kämen die Schätze im Hannöverſchen Archiv wieder in fremde Hände und unter Augen die das Studium der Leibnizſchen Briefe erſt wieder von vorn beginnen müßten. Es wäre wünſchenswerth daß in Hannover noch unter Grotefend's Leitung eine umfaſſende Ausbeute des Archivs in Sachen des großen Philoſophen veranſtaltet würde.

*) Böckh in Berlin war nicht weniger wie das geſammte gelehrte Deutſchland in Sachen des Sanchuniathon myſtificirt. Manchem unſerer Leſer wird der Zuſammenhang nicht mehr ganz nahe liegen. Es war ein Bremer Philologe, Namens Wagenfeld, der ſich das gelehrte Späßchen machte der Welt anzukündigen, ein in's Griechiſche überſetztes, vermeintlich verlorengegangenes Werk des phöniciſchen Schriftſtellers Sanchuniathon von einem portugieſiſchen Officier aus dem Orient erhalten zu haben. Er war keck genug eine Probe davon mitzutheilen. Das geſammte gelehrte Deutſchland philologiſcher Species drang in ihn: er theilte das Ganze mit. Es war ein Schwank in welchem die gute Stadt Bremen ſammt ihren Rathsherren, ſelbſt das bekannte Harfenmädchen auf der Schlacht in mythiſchen Dunſt phöniciſcher Gattung gehüllt der erſtaunten Welt geſchildert wurde. Man glaubte zu manchem Räthſel der geheimnißvollen Phönicier den Schlüſſel darin zu finden. Wagenfeld war des Griechiſchen ſo mächtig daß er der Sprache ſeines Werkes ſelbſt die eigenthümliche Färbung der beſtimmten Spätepoche zu verleihen gewußt. Alles war getäuſcht, Alles war entzückt; auch der philologiſch bewährte, äſthetiſch geſchmackvolle Böckh. — Der witzig gelehrte Schalk iſt nun todt; in der guten Hanſeſtadt Bremen erzählt man ſich aber noch gern die luſtige Geſchichte, und der Kaufmann verlacht das gelehrte deutſche Binnenland.

Hans Sachſens poetiſche Sendung.

In ſeiner Werkſtatt Sonntags früh
Steht unſer theurer Meiſter hie,
Sein ſchmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen ſaubern Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe raſten,
Die Ahl ſteckt an dem Arbeitskaſten;
Er ruht nun aus am ſieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.
Wie er die Frühlingsſonne ſpürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt daß er eine kleine Welt
In ſeinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er ſie gerne möcht' von ſich geben.

So beginnt die Apotheoſe, die dichteriſche Verklärung in welcher Goethe uns den alten ſinnreichen Poeten und Schuſter von Nürnberg abſpiegelte. Es war der Dichter des Werther der zu dieſer Feier ſich gedrungen fühlte, der Dichter des Götz der die verlorengegangene, alte ſchlichte Biederkeit des deutſchen Naturells aus dem Schacht der Zeiten wiederherauszuholen wußte. In Götz hatte er den Mann der ritterlichen That von ſolchem Schrot und Korn hingeſtellt; im bürgerlichen Poeten Hans Sachs feierte er das Seitenſtück dazu. Goethe's Gedicht gehört dem Jahre 1776 an, in welchem Egmont mit ſeinen Volksſcenen entſtand. Verrathen die lebensprühenden Charakterbilder jener Handwerkernaturen in dieſem Drama vielleicht auch nicht entſchieden ſeine Beſchäftigung mit dem Nürnberger Meiſter, ſo wiſſen wir doch aus des Dichters eigenen Geſtändniſſen daß er in jener Zeit bei Hans Sachs in die Schule gegangen war. Das Bekenntniß im 18. Buche von Wahrheit und Dichtung würde genügen, fänden wir nicht von ſelbſt in Goethe's naiven Knittelreimen aus jener Epoche, in der Einfalt ſeines Legendenſtyls, in der ſchlichten biderben naturfreien Sangesfriſche ſeiner Lieder und Weiſen ſeine Hinneigung zu Hans Sachs. Wer denkt bei Goethe's Legende vom Sanct Petrus mit dem Hufeiſen nicht geradezu an Hans Sachſens Gedicht von Sanct Petrus mit der Geiß! Nicht blos das Jahrmarktfeſt zu Plundersweilern, auch größere Poeme, wie der ewige Jude von dem uns nur ein »erſter Fetzen« überliefert iſt, wurden in gleichem Sinne gedichtet. Je auflöſender der thränenfeuchte Thauwind im Werther, je zerweichter die ſentimentale Stimmung der Stella geweſen war, deſto mehr vielleicht um des Gegenſatzes und der wohlthuenden Heilkraft willen geſiel ſich Wolfgang Apollo's Proteusnatur plötzlich im derben blanken Spaß, in der naturwahren und ſimplen Einfalt der

Digitized by Google

Holzſchnittmanier alter deutſcher Meiſter. Hans Sachs konnte mit ſeinem didaktiſchen Realismus für die Werther'ſchen Leiden dem Dichter das beſte Heilkraut bieten. Der große helleniſche Drang war damals noch nicht in Goethe erwacht, Wilhelm Meiſter und Taſſo dämmerten noch nicht in ſeiner Seele. Die Welt der Ideale hat ihn dann ſpäter über die Holzſchnittmanier hinweggeführt; aber wir wiſſen aus dem Fauſt wie gern er, um in Hans Sachſens Art zu reden, gleichſam zur Recreaz ſeiner Seele in jene alte Nürnberger Weiſe zurückverfiel, und wenn Mephiſtopheles der Frau Schwertlein vom Tode ihres Mannes erzählt oder auf dem Blocksberg mit den Grazien vom Beſenſtiel koſt, ſo kennen wir ſehr wohl das Arſenal des Witzes für dieſe altdeutſchen Schimpf- und Scherzſpiele. Gleicht doch der ganze Fauſt in ſeiner Structur einem gothiſchen Bogenfenſter deſſen Wölbung nichts an Größe, Schwung und Hoheit verliert, ob auch im Einzelnen das Schnitzwerk in Holz und Stein allen Zuſammenhang aufzugeben ſcheint. Fauſt, dies große gewaltige Werk des Tizianiſchen Geiſtes iſt zugleich ſo zierlich und ſinnig ſpieleriſch ausgemeißelt wie vom Nürnberger Meiſter Adam Kraft das Sacramentshäuschen in der Sanct Lorenzkirche. Wir wiſſen von Goethe aus ſeiner ſpätern Zeit daß er früh Morgens ein Kapitel in Luther's Bibel zu leſen pflegte. Es geſchah zur Herzensſtärkung und zur Sinnesverfriſchung. Und wie er gern an alte Holzſchnitte ging, ſo iſt ihm auch wohl als Greis Hans Sachſens didaktiſche Behaglichkeit, wohlweiſe Lehrhaftigkeit und ſinnige Einfalt der Seele ein wahres »Recreaz« geblieben. Das iſt auch in Bildern alter Schulen der Zauber der uns feſſelt; ihre morgendliche Friſche wirkt erquikkend. Ein Chriſtus von Giambellini ſteht ſo ſteif und ungelenk mit queren Beinen und verrenkten Armen da, aber in ſeinen Mienen liegt viel treue, herzige Urſprünglichkeit, in der Gutmüthigkeit ſeines Auges viel ſtille kluge Spürkraft der Seele. Eine Madonna von Eyck hat in ihren Zügen die ächte knoſpenhafte Mädchenfriſche die das Göttliche unbewußt in ſich birgt.

Und war bei Goethe's Hinneigung zu Hans Sachs vielleicht gar ein geheimes Verwandtſchaftsgefühl mit im Spiele? Im Götz war es ja doch auch ein Stück ſeines eignen Naturells das er in der fremden Geſtalt wiederfand und abſetzte: die kerndeutſche Wackerhaftigkeit des ehrlich derben reichsfreiherrlichen Mannes. Seinen reichsbürgerlichen Urſprung hat der Frankfurter Goethe auch in Weimar nicht verleugnen können; es gelang ihm nicht Hofmann zu ſein, und was wie gehaltene und getragene Würde an ihm erſchien, war weit mehr etwas Rathsherrliches. Im Schuſterdichter von Nürnberg haben wir das reichsſtädtiſche Weſen aus älterer Zeit. Nürnberg und Frankfurt hatten den Begriff freier Städte ſehr ſtark in ſich ausgeprägt und wenn, was bei Goethe rathsherrlich war, bei Hans Sachs hausbacken und ſpießbürgerlich blieb, ſo lag das nicht an Nürnberg, nur am Pech und Pfriem. Beide Städte haben noch jetzt im Charakter ihrer Haltung, im Sinne ihrer Bewohner die Spuren einer mittelalterlichen Bürgerlichkeit behauptet; nicht blos in den Giebelhäuſern mit den Thürmchen, den vorſpringenden Erkern und kunſtreich gezierten Arbeiten in Holz und Stein, auch in der Behabung der Leute erkennt man an ihnen was wir altfränkiſch nennen. Seit lange zurückgekommen, ohne neue Erfriſchung der Lebenselemente wie die glänzende Mainſtadt, iſt Nürnberg jetzt freilich nur noch ein mürber hohler Zahn gegen ſeine bürgerliche Pracht und Herrlichkeit von ehedem. Der merkantile Bürgerſtaat Nürnberg war ein deutſches Venedig. Nicht blos weil es der Venezia la dominante in allen Stücken nachahmte, mit rothem Ziegelſtein die rothen Marmorbauten copirte, eine Art Rialto über die Pegnitz wölbte, von Albrecht Dürer das im venezianer Styl erbaute Rathhaus mit Fresken ſchmücken ließ, und dieſer Meiſter mit Giambellini in Venedig treue Freundſchaft ſchloß. Nürnberg war mit ſeinen 23 Meilen Gebiet im Geviert die erſte Stadt des Frankenlandes, von den Kaiſern gelibt und mit Privilegien bevorzugt, voll hellblickender Menſchen, die wohlgeſinnt, verſtändig und frei mit den Bürgern Italiens wetteiferten, es war ein Mittelpunkt des Handels und ſeiner Gewerbſamkeit, es war ein Sitz der Kultur, ein Heerd aller bürgerlichen Erfindſamkeit. Nicht blos der größte Steinmez Deutſchlands, Adam Kraft, von dem man ſagte, er habe die Kunſt erfunden den Stein zu erweichen und ihn wie Thon in Formen zu drücken, nicht blos Peter Viſcher, der größte deutſche Erzgießer, an deſſen Sanct Sebaldusgrab die Reiſenden noch heute deutſchen Fleiß und deutſche Kunſt von ehedem bewundern; eine ganze Akademie von Künſtlern lebte und werkelte in dieſem Venedig an der Pegnitz. Hier war ganz deutſch in deutſcher Art und Sitte eine Hochſchule für alles ſeine Gewerk und alle ſinnreiche Kunſtfertigkeit entſtanden, hier hatte Martin Behaim den Globus, der kunſtreiche Peter Hele die Taſchenuhren erfunden. Das Pedal zur Orgel, die Klarinette, das Meſſing, die Windbüchſe, das Feuerſchloß, wie ſpäter die Kaffeemühle, das alles ſind Nürnberger Erfindungen, Nürnberger Waaren, unter denen wir heutzutage faſt nur noch winzigen Tand und Spiel-

Digitized by Google

zeug für die Kinder verſtehen. Und alle jene Kunſtfertigkeiten waren dort zu gleicher Zeit in Blüthe geweſen, der bürgerliche deutſche Genius hat in Nürnberg ſeine große Epoche gehabt. Eigentliche Größe war freilich nun wohl nicht in Nürnbergs Richtung und Entwickelung, aber doch eine Entfaltung ſinnreicher Menſchenkräfte; das Handwerk war hier zur Artiſtik geworden, wenn auch dabei die Kunſt oft wieder zum Handwerk wurde. Nach der Zeit der Hohenſtaufen war für den deutſchen Sinn der hohe Schwung dahin, auf die Minneſänger folgten die Meiſterſänger mit ihren Bänkeleien, auf die Zither in den Burgen und an den Liebeshöfen folgte das Hackebrett in den Kneipen ehrſamer Spießgeſellen. Die Kultur war ein Stück weiter nordwärts gewandert; auf Schwaben war Franken gefolgt in der Handhabung des Fortſchrittes. Der katholiſche Glaube mit ſeinen Entzückungen und Wundern war abgeblüht, und ſo wurde Nürnberg ein neuer Heerd der Bildung, eine Pflanzſchule der proteſtantiſchen Weltanſchauung und Kunſt. Franken brachte keinen Luther hervor, war aber ein wohlgefurchter Boden für die neue Lehre, deren ehrſamer Verſtand, deren ſtarkmüthiges Gottvertrauen die zur Lüge gewordene alte Welt aus ihrer Verſumpfung rüttelte. In dieſe Zeit fiel die Blüthe Nürnbergs. Luther fühlte den Werth dieſer bürgerlichen freien Stadt. »Wahrlich,« ſagte er in einer Zueignung an Lazarus Spengler, »Nürnberg leuchtet in ganz Deutſchland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich alle Städte beweget was daſelbſt im Schwange geht.«

Inmitten dieſer Welt wurde Hans Sachs
„der Schuh-
Macher und Poet dazu.“

Ein Schneider war ſein Vater, Schuſter er ſelbſt, und ein Leinweber, Lienhardt Nunnenbeck, unterrichtete ihn in der freien Kunſt. Nächſt Mainz und Straßburg war Nürnberg eine hohe Schule im Meiſtergeſang. Die »ſchöne freie« Kunſt der Poeſie die ehedem adelig und romantiſch geweſen, war nicht verloren gegangen in Deutſchland, war aber weder frei noch ſchön geblieben. Das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert gleicht einer öden Steppe im Bereich des deutſchen Parnaß. Von den verwilderten Höfen und Adelsſitzen waren die Muſen nackt und ſcheu beim Bürgersmann hinter die Ofenbank geflüchtet und kauerten dort in der Ecke der fingerwimmelnden Handwerksſtube. Früher hoffähig und ritterlich, wurde die Poeſie nun zünftig; früher eine Feier aller feſſelloſen Schönheit der Welt, wurde ſie nun in's ehrbare Joch des Haushalts und der Gilde geſpannt. Man that ſich in Vereine zuſammen, theilte ſich in Lehrlinge, Geſellen und Meiſter, in Schüler, Schulfreunde, Singer und Dichter ab. Je armſeliger und gleichgültiger der Inhalt war, deſto ſteifer und emſiger ward die Form geſchult. Man erfand Satzungen nach denen gedichtet wurde, Tabulatur genannt; je platter und flacher die Stoffe, deſto gequälter waren die Stollen und Gegenſtollen mit ihrem Abgeſang; je weniger der Sinn für das was ſangbar und poetiſch, lebendig blieb, deſto gequälter waren die zweiundreißig Regeln, die Töne, wie ſie's nannten, d. h. die Melodien und Rhythmen des Bar, des Meiſtergeſangs. Meiſter und Geſellen kamen zuſammen und ſaßen zu Gericht über jedes Werk ihrer Eingebung, und die Merker in ihrem Gemerke zählten die Sylben, bäkelten und ſpitzten und feilten das mühſam Gedrechſelte fertig. Es war eben Holzſchnitzwerk; aber das Holz dazu war trocken, hatte den Saft vom friſchen Waldwuchs verloren, war in der ſchwülen Luft der engen Behauſung ausgedörrt. »Reime dich oder ich ſchmeiße dich die Treppe hinunter!« war der heimliche Wahlſpruch der hölzernen Formſchneider im Dichten. Das Triviale war willkommen weil es ſich am beſten in den Bock der Regeln einſpannen ließ: belehrend, erbaulich, eine nutzbare Weisheit für Haus und Küche ſollte die Dichtkunſt ſein; kein blauer Azur voll Minneglück und Sonnenſchein wölbte ſich über ihr, eine ſteife Ehrbarkeit faß der bleierne deutſche Himmel über dieſer Welt der bürgerlichen deutſchen Poeſie.

Als Hand Sachs auftrat, zählte Nürnberg an die 200 Meiſterſänger. Hans wurde wie die Andern geſchult; trieb die freie Kunſt wie ein geſchultes Handwerk. Als er ſeine Schriften zuſammenſtellte, ergab ſich daß er mehr als 4000 Geſänge in der hergebrachten Weiſe geſchrieben, 13 neue Töne darin erfunden, alles um »die ſingſchul' mit zu zier'n und zu erhalten.« Dem Druck übergab er nichts von ſeinen Schularbeiten und auf der Nürnberger Stadtbibliothek hat man ein einziges ſeiner Meiſtergeſangbücher das angeblich von ihm herrührt, aber in ſeinem Urſprung von Kennern auch noch bezweifelt wird. Er ſollte kein Reimſchmied der Zunft und Schule bleiben, er ſollte ein Sänger des Lebens werden, ein Dichter ſeiner Welt und Zeit, ſoweit dieſe Nürnberger Welt und dieſe proteſtantiſche Zeit einen Dichter zuließen. — Der Begriff des Dichters iſt immer ein fraglicher geweſen und wird fraglich bleiben, weil ein jedes Zeitalter je nach Bedürfniß ihn anders will und anders nimmt. Nicht die Erfindung macht den Poeten, nicht Vers und Reim. Ein Spiegelbild der Welt iſt die Dichtung, und wenn dieſe Welt

Digitized by Google

der Wirklichkeit voll Kämpfe, voll Gährung und Wirren, wenn die Dichtung mitten drin befangen iſt in Stoff und Gehalt, ſo wird ſie weniger die freie Form der Schönheit finden, ihr Metall behaftet ſein mit Schlacken. Aber je weniger gelöſt vom Gewühl des bewegten Lebens, deſto wirkſamer iſt ſie dann als Mittel zur Erlöſung des Zeitalters, zur Klärung ſeiner Trübungen, zur Herausbildung eines freieren Bewußtſeins. Dann iſt die Muſe im Dienſt, aber im Dienſt der Menſchheit. Man mißachte ſie umbeswillen nicht wenn ſie eine Magd, eine Schaffnerin iſt, um das Heiligſte zu fördern. Beſſer, ſie ſtürzt ſich in's bitterernſte Gewühl des Kampfes, als daß ſie ſich in einer abgeſchiednen Einſamkeit gefällt, abſeits Sache der Schule wird oder ein bloßer Luxus, ein Spiel für ein müßiges Gehirn.

Ein ſolches Kind der Nothdurft iſt Hans Sachſens Poeſie. Was er für die Schule verſelte, bleibe bei Seite, da er es ſelbſt beſeitigte. Aber auch die 6000 Gedichte die er dem Druck übergab, ſind im Dienſt des Tages geſchrieben, im Dienſte der geſunden Vernunft und einer ehrbaren Moral die der hausbackene Witz ergötzlich machte. So gelöſt vom Gewühl des Lebens um ihn her, ſo im Feiertagswamms in der Sonntagsfrühe wie Goethe ihn apoſtrophirt, ſteht Hans Sachs nicht allezeit vor uns mit ſeinen Muſengaben. Nachdem er den Schulzwang der Meiſterſängerei von ſich abgeſtreift, klebt das Handwerk immer noch an ſeinen Verſen. Pechdraht, Hammer, Knelpe und Schuſterahle hat er nicht immer bei Seite gelegt, das ſchmutzige Schurzfell bleibt oft um ſeine Lenden, wenn er Verſe macht; ſeine poetiſche Sonntagsfeier ließe ſich aus ſeinen Werken erſt wenn man ſie deſtilliren wollte, abgewinnen. Er tagelöhnerte nicht in Sachen der Muſe, wie Poeten von heute, aber er ritt Werkeltags wie Feſttags den Nürnberger Pegaſus, er wollte wirken, nützen, den Zeitgenoſſen in ihren Nöthen beſpringen mit ſeinen lobſamen Verſen. Seine Sendung war mehr eine didaktiſche, als eine poetiſche.

Gervinus der die Elemente der Dichtungen ſtark und emſig zuſammenträgt, ſie nach Stoff und Inhalt ſondert und ſchlichtet, hat bei Hans Sachs zwei Perioden unterſchieden. In der erſten habe Sachs mehr ſatyriſch ſtrafend in die Zeitbewegungen eingegriffen, während er in ſeiner ſpätern Epoche ſich ſtiller in ſich gehalten, die Schlagkraft der Satyre in den Humor gutmüthiger Scherze umgeſetzt habe. In den Dreißigern des Jahrhunderts ſind bei ihm allerdings allegoriſche Klagreden, ironiſche Kampfgeſpräche, gewappnete Satyren überwiegend, während ſeine Muſe in den Funfzigern alte bibliſche, mythiſche und hiſtoriſche Stoffe objectiver in dramatiſcher Form zu bewältigen ſucht, die Schwänke und Faſtnachtsſpiele dieſer ſeiner ſpätern Zeit angehören. Dieſe Epochen ſind aber nur wie Sturmdrang des Jünglings und geklärte Haltung des Mannes verſchieden. Nutzen will Hans Sachs immer auch, wo er ergötzlich iſt, moraliſch geißeln ſollen auch ſeine Dramen. Geläuterter von den Stoffen der Wirklichkeit wurde ſeine Muſe umbeswillen nicht, abſolut poetiſcher ſind ſeine geiſtlichen und weltlichen Komödien nicht; ſeine ſchönſten Gedichte von der Wittenberger Nachtigall und auf den Tod Luthers, zwei wirkliche Feiertagslieder, gehören ſogar ſeiner früheren Periode an. Hat ſeine Muſe in der erſten Zeit mehr Schwielen an den Händen, ſo hat ſie ſpäter wo ſie dramatiſch componirte, mehr Schweißtroyfen auf der Stirne. Voll ſauerer Arbeit und Mühſal war all ſein Lebtag ſein Dichten, nicht weil ihm der Vers nicht fließen wollte, — kein Poet hat ſich raſcher und ergiebiger ergoſſen; — ſondern weil ſeine Muſe im Werkeltagsdienſt für ſein Zeitalter ſtand. Schelten, ſtrafen, helfen und retten, Heuchelei entlarven, Schlemmerei ausrotten, Hochmuth geißeln, Dünkel züchtigen, das wollte ſeine Muſe allezeit und wenn im Spätalter der lächelnde Humor den bittern Zorn ablöſte, ſo gewann ſeine Dichtung damit keine höhere Weihe, unterlag in dieſem Wechſel nur dem Wechſel des Jünglings der Mann und Greis geworden. Achten wir aber um der Schwielen und um der Schweißtropfen willen dieſe Muſe nicht gering! Freuen wir uns vielmehr ihrer Biederkeit und getreuen Einfalt, auch wo ihre Geſtalten, wie die Figuren in alten Heiligenbildern, ſteif und verrenkt auf ſteinernem Poſtamente ſitzen. Und halten wir dieſe Muſe hoch, weil ſie im Dienſte der Menſchheit handwerkerte, im Zeitalter der Reformation für die geſunde Vernunft handlangerte. Sie hat damit ihre große Miſſion gehabt. Hans Sachs löſte Ulrich von Hutten ab. Dieſer war als Menſch weit mehr Poet, und doch ſchrieb er am liebſten nur Pamphlete. Hans Sachs ſchrieb faſt lauter Poeſien und doch war er ſeiner geiſtligen Haltung nach weit weniger poetiſch, vielmehr hausbacken und trocken. Auf die flammende Sturmkraft des ritterlichen Hutten folgte die Beſonnenheit des ruhigen derben Bürgers, auf den ſtachelnden Pfeffer eines ſchwungvollen Publiciſten die Hausmannskoſt eines ſinnreichen Poeten. Sie waren Beide nur Gehülfen, halfen Beide dem Bruder Martin. Die Hauptarbeit des Jahrhunderts lag auf den Schultern des Auguſtiner Mönchs, der Ritter war nur ſein Vor-, der Schuſter nur ſein Mit- und Nacharbeiter

Digitized by Google

im großen Werk. Zu unterſuchen wo unter dieſen Dreien die meiſte Poeſie zur Erſcheinung gekommen, könnte von Intereſſe ſein um daran die pſychologiſche Zeichnung ihrer Naturen zu knüpfen. Die eigentliche Poeſie für alle drei lag in der Aufgabe ihres Zeitalters, und wer deren Hauptträger war, war auch, gleichviel ob er die beſſern Verſe machte, Dramen componirte oder blos Epiſteln ſchrieb, der Hauptpoet der Epoche. Ulrich von Hutten wies mit geharnichtem Fauſthandſchuh auf den Auguſtiner hin, und Hans Sachs befang ehrbar und liebevoll das Aufſteigen und den Niedergang des großen Sternes im deutſchen ſächſiſchen Norden. Darin liegt ihre Poeſie; nicht ihre Proſa, nicht ihre Verſe, ſondern ihre geiſtige Betheiligung und Wirkſamkeit an dem was der Geiſt der Menſchheit mit Luther gewollt, beſtimmt ihre Geltung.

Es war im J. 1519 als der Schuhmachermeiſter ſich als ſolcher in ſeiner Vaterſtadt niederließ, alſobald ein tüchtig, wenn auch etwas keifend Weib nahm, ſich hinſetzte und Schuhe wie Verſe zu machen anhob. Fünf Jahre war er als Geſell, wie das Handwerk es fordern thät, in allerlei Landen umgewandert, hatte Regensburg, Paſſau, München, Salzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln und Aachen geſehen, alſo Baiern, Franken und das Rheinland kennen gelernt, hatte als Wanderburſch ſich nothdürftig herumgeſchlagen, auch fechten und die Zeche ſchuldig bleiben müſſen, ſich aber ſonſt gar ehrſam und ſittenkeuſch die Seele bewahret. Hatte mit vielerlei fahrenden Leuten verkehret, ſich aber rein erhalten von Zechen, Spielen, Buhlen und derlei Teufelsgetriebe. Denn Nachts im Traume, wenn ihm zu öftern Malen höchſtſelber Frau Venus und Frau Ehrbarkeit erſchienen ſich um ſein Seelenheil und leiblich Wohl zu zanken, trat immer ſchnell Frau Philoſophia darzwiſchen, ihn aus Kampfesnoth und Zweifelangſt zu retten. Daheim hatte der ſaufte Schneiderſohn wohl auf der Schulbank geſeſſen, aber doch mehr Puerilia als Grammatika und Muſika, d. i. ſchöne Wiſſenſchaft, gelernt; ein Meiſter hatte ihn geſchult, ihn die Tön' im Bar gelehrt, und wo er in fernen Landen ſich umgeſchaut, hat er auch überall auf den Sang der Leute gehorcht. Wie er nun heimkam und freite, hub er auch mit Gottes Hülf' zu dichten an. Nicht blos nach Art der Schule, auch aus heiler Haut hätt' er ſchon allerlei Schnurren reimen können, denn in München, erzählt er, iſt er ſogar verliebt geweſen, und wie auf Reiſen das Gehirn ſich erhitzt, wollte er gar den Leuten weismachen, er ſei in Genua kaiſerlicher Soldat, in Innsbruck Waidmann in Dienſten Maximilians geweſen, habe ſogar, der Schelm! in Rom um Ablaß gebettelt. Wer auf der Wanderſchaft war der weiß zu erzählen, und wer erzählt, der übernimmt ſich gar leicht in ſeiner Phantaſei. So hätt' er wohl Stoff und Fiction genug gehabt zu allerlei Kurzweil. Allein das Zeitalter wollte mehr als Spiel und Sang, es wollte einen ſinnreichen, aber auch einen lehrreichen Poeten. Nicht die Schläge eines perſönlichen Schickſals, die Hammerſchläge des Auguſtiners an der Schloßkirche zu Wittenberg riefen den Ernſt im ſchalkhaften Hans auf. Zwei Jahre vor ſeiner Heimkehr waren jene Hammerſchläge laut geworden; ſie dröhnten durch alle deutſchen Lande, in allen deutſchen Gemüthern markerſchütternd nach. Die Hammerſchläge des Wittenberger Profeſſors waren für die Muſe des Schuſters der Ritterſchlag der Weihe. Einer der Erſten befang Sachs »die Wittembergiſch Nachtigall die man jetzt höret überall.« Dies ſein Lobgedicht, das in Luther eine Nachtigall feierte, war ein Lerchengeſang des neuen Glaubens.

In Nürnberg, dem großen bürgerlichen Mittelpunkt Frankens, hatten Luther's Worte und Thaten nachhaltig gewirkt. Das geſunde Gefühl der Mittelklaſſen, der kernige Verſtand des Volkes wurde von der neuen Wahrheit erfaßt, für das neue Heil des Chriſtenthums gewonnen. Der hohe Rath ließ Luther's Schriften verbieten, ſtrafte wer ſie nachdruckte oder verbreitete, ſtopfte den Kanzelrednern den Mund, verhängte wo man in der Faſten ſchlachtete, hart Gefängniß. Das Volk und ſelbſt die Pröbſte von Nürnberg wollten aber nichts mehr wiſſen vom papiſtiſchen Weſen, und ſchon am Gründonnerſtage 1524 genoſſen dort 4000 Menſchen bei den Auguſtinern das Mahl des Herrn unter beiderlei Geſtalt. Geräuſchloſer wie in andern Städten, ohne Fanatismus und Bilderſturm, ward zu Nürnberg der Kirchendienſt geſäubert, das Bild Chriſti an die Stelle der Heiligen geſetzt. Der Rath von Nürnberg mußte klüglich thun; er wußte das Wohl der Stadt gegen die Eiferſucht der Nachbarfürſten zu ſichern, ohne gegen kaiſerliche Befehle arg zu verſtoßen. Mißbrauch der neuen Glaubensfreiheit miſchte ſich in das ſonſt friedliche Reformationswerk auch dort, Leidenſchaft und Rohheit Neubekehrter ſcheuchte ſelbſt den edlen Wilibald Pirkheimer von der Sache der gereinigten Lehre zurück; aber das Werk ſtand feſt und Hans Sachſens Lied, im J. 1523 gedichtet, klang über alle Gauen Deutſchlands hin. Hans Sachs begann:

Wach auf, es nahend gen dem Tag,
Ich hör ſingen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigal,
Ihr ſtimb durchklinget Berg und Thal,

Digitized by Google

Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Darauß die liechte Sonn thut plicken,
Des Mondes schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen glinster
Die gantzen Herd Schaf hat geblend,
Das sie sich haben abgewend
Von ihrem Hirten und der Weyd,
Und haben sie verlassen beyd,
Sind gangen nach des Mondes schein
In die Wildnuß den Holtzweg ein,
Haben gehört des Löwen stimb,
Und sind auch nachgefolget ihm,
Der sie gefuhret hat mit Liste
Gantz weit abwegs tieff in die Wüste.

In der Wüste hat sie der Löwe, der Wolf und anderes Ungethier zerrissen. Aber die Schafe haben ihre Gefahr erkannt. Drum lauert der Löwe Tag und Nacht auf die Nachtigall, kann »ihr aber nit ergreiffen; im Hag kann sie sich wohl verschleiffen, singt aber fröhlich für und für;« während das Gezücht des Waldes wider sie aufschreit. Und sie singt von der Wonne des nahenden Tages wo viele der Schafe aus der Wildniß zu ihrer Weide und zu ihrem milden Hirten zurückkehren und etliche auch ihrerseits den hellen Tag verkündigen. Diese Nachtigall ist der Martin, der Mondschein die Menschenlehre, der Löwe der Papst und die Wüste der alte Gottesdienst. Das Gedicht malt diese unlogischen Bilder gar herzlich breit aus, der Poet wird nicht müde mit lauter Kehle zu jubiliren, allen Ernstes aber für den Christ die Heerde wieder zu werben.

Gleich im nächsten Jahre schrieb Hans Sachs in der beliebten Lucianischen Manier sieben Kampfgespräche in Prosa über die Verhältnisse der neuen kirchlichen Bewegung, »Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darinn das wort Gottes und ein recht Christlich wesen verfochten würt,« ferner »Eyn gesprech eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darinn der ergerlich wandel etlicher die sich Lutherisch nennen, angezeigt und brüderlich gestrafft wirt« u. a.*).

*) Diese Dialoge stehen nicht in seinen Werken; sein alter Biograph Rauisch kennt nur vier davon, die andern scheinen verloren zu sein, wie J. E. Hoffmann in seinem unlängst erschienenen Buche: „Hans Sachs, sein Leben und sein Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen" angibt. Diese Schrift bringt uns Vorträge die der Verfasser im „literarischen Verein" zu Nürnberg hielt. Dies fleißige Buch wurde hier die Veranlassung auf Hans Sachs einzugehen. Neben Gervinus' großen Verdiensten um die Aufschichtung des Materials empfiehlt sich Hoffmann's Buch besonders dadurch daß es uns das Leben und die Person des Dichters näher rückt. Wir glauben dem Verfasser, der Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg ist, für die Veröffentlichung seiner werthvollen Studien keinen bessern

Aus dieser Strafpredigt erhellt daß Hans Sachs nicht blind über seine Partei war. Er war kein Theolog um das Schulgezänk zu schlichten oder den großen Dogmenstreit zu entscheiden; er war weder Schwärmer um dem Fanatismus das Wort zu reden, noch hatte er auch Überlegenheit des Geistes genug um zu wissen daß nicht das Mittelmaß, sondern die Extreme die träge deutsche Welt in Fluß bringen. Luther war genialer in seinem Wollen, gewaltiger in seinen Gedanken, vollblütiger in der Kraft seiner Rede. In Hans Sachs wird die gesunde Vernunft laut und wenn er das poetische Instrument ansetzt, tönt von seinen Lippen doch nur die Weisheit des nüchternen Verstandes. Weil aber der nüchterne Verstand gegen eine tollgewordene Welt so noth that, wurde das Organ desselben so wichtig. Und Hans Sachsens kindlich Herz ward nicht irre an den Wirren der Welt, ward nicht müde sich des reinen Evangeliums als eines himmlischen Geschenkes zu freuen. Hans Sachs blieb der Dichter Martin Luther's; er besang eben so rührend Luther's Tod wie er dessen Auftreten gefeiert.

Ein Epitaphium oder Klagred ob der Leich Doctor Martini Lutheri.

Als man zählt fünffzehn hundert Jar
Und sechs und vierzig, gleich als war
Der siebenzehend im Hornung,
Schwermütigkeit mein Hertz durchdrung
Und weß doch selb nicht was mir was
Gleich trawrig auff mir selber saß,
Legt mich in den gedancken tieff
Und gleich in unmuth groß entschlieff,
Mich daucht ich war in einem Tempel,
Erbawt nach Sechsfischem Exempel.
Der war mit Kertzen hell beleucht,
Mit edlem reuchwerk wol durchreucht,
Mitten da stund bedecket gar
Mit schwartzem Tuch ein Todten par,
Ob dieser Par da hing ein Schild,
Darinnen ein Rosen war gebild,
Mitten dardurch so gieng ein Creutz*),

Dank als durch die Benutzung seiner Angaben abstatten zu können. Dies Büchlein von 152 Seiten (in Nürnberg bei Bauer und Raspe erschienen) ist der beste Leitfaden um sich in Hans Sachs heimisch zu machen. Goethe feierte den Dichter der Reformationszeit vor 70 Jahren.

„Ein Gedenken, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aus Haupt;
In Freudenfluth all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!"

Seitdem hat es keiner mehr gewagt Hans Sachs zu verunglimpfen oder zu beseitigen. Allein es fehlt noch viel daß seine Gestalt fertig hingestellt ist, seine Dichtungen uns, was man sagt, zu Gemüthe geführt sind. Sie werden in Schul- und Lehrbüchern gepriesen; es thut aber noth sie in einer handlichen Auswahl dem großen Publikum zugänglich zu machen. Möchten unsere Worte über Hans Sachs dazu dienen ihn bei uns mehr einzubürgern und einen solchen Auszug seiner Werke zu veranlassen.

*) Luther's Siegel.

Digitized by Google

Ich dacht mir, ach Gott was bedeuts,
Erſeufftzet darob trawrigkleich,
Gedacht, wie wenn der Todten Leich
Docter Martinus Luther wer,
Indem tratt auß dem Chor daher
Ein Weib in ſchneeweißem gewand,
Theologia hoch genandt,
Sie ſtund hin zu der Todtenpar,
Sie wand ihr Händ, und raufft ihr Har,
Gar klaglich mit wainen durchbrach,
Mit ſeufftzen ſie anfieng und ſprach:
Ach das es muß erbarmen Gott,
Ligt du den jetzt hie und biſt todt,
O du trewer und liner Heldt,
Von Gott dem Herrn leib erwelt,
Für mich ſo rittterlich zu kempffen,
Mit diſputirn, ſchreibn und predigen,
Darmit du mich denn thetſt erledigen
Aus großer trübſal und gezwengknuß
Meiner Babyloniſchen gfengknuß,
Darinn ich lag ſo lange zeit,
Biß ſchier in die vergeſſenheit,
Von mein Feinden in hertzenleyd,
Von den mir mein ſchneeweißes Kleyd
Vermanigt wurd, ſchwartz und beſudelt,
Zerriſſen und ſcheußlich zerhudelt,
Die mich auch hin und wider zogen,
Zerkrüppelten, krümbten und bogen,
Ich ward gerabprecht, zwickt und zwagt,
Verwundt, gemartert und geplagt,
Durch ihr Gottloſe Menſchenlehr,
Das man mich kaum kund kennen mehr,
Ich galt endlich gar nichts bei ihn,
Biß ich durch dich erledigt bin,
Du thewrer Heldt aus Gottes gnaden,
Da du mich waſchen thetſt und baden,
Und mir wider reinigſt mein wath,
Von ihren lügen und unflat,
Mich thetſt du auch heylen und ſalben,
Das ich geſund ſteh allenthalben,
Gantz hell und rein wie im anfang,
Darinn haſt du dich bemühet lang,
Mit ſchwerer arbeit hart geplagt,
Dein Leben offt darob gewagt,
Weil Bapſt, Biſchof, König und Fürſten
Gar ſehr nach deinem Blut was dürſten,
Dir hinderdüchiſch nachgeſtelt,
Doch biſt du als ein Gottes Heldt
Bliben wahrhafft, trew und beſtendig,
Durch kein gefahr werden abwendig,
Von wegen Gottes und auch mein,
Wer wird nun mein verfechter ſein,
Weil du genommen haſt dein end,
Wie wirdt ich werden ſo elend,
Verlaſſen in der Feinde mit.
Ich ſprach zu ihr: O fürcht dir nit,
Du heylige, ſey wolgemut,
Gott hat dich ſelbs in ſeiner Hut.
Der dir hat überflüſſig geben
Bil trefflich Männer ſo noch leben,
Die werden dich handhaben frin,
Sampt der gantz Chriſtlichen Gemein,
Der du biſt worden klar bekannd
Schier durchaus in gantz Deutſchem land,
Die all werden dich nit verlaſſen,
Dich rein behaltn aller maſſen,
Ohn Menſchen Lehr wie du jetzt biſt,
Darwider hilfft kein gwalt noch liſt,
Dich ſollen die Pforten der hellen
Nicht überweltigen noch fellen,
Darumb ſo laß dein trawren ſein,
Das Docter Martinus allein
Als ein überwinder und ſiger,
Ein recht Apoſteliſcher krieger.
Der ſeinen kampff hie hat verbracht,
Und brochen deiner Feinde macht,
Und jetzt aus aller angſt und noth
Durch den mild barmhertzigen Gott,
Gefordert zu ewiger rhu,
Da helff uns Chriſtus allen zu,
Da ewig frewd und aufferwachs
Nach dem Elend, das wünſcht Hans Sachs.

Der Meiſter ward auch nicht müde die Geſchichten der Bibel alten und neuen Teſtaments dem Volke vorzuführen in geiſtlichen Schauſpielen und Erzählungen, in Evangelien und in »Figuren,« wie damals Begebenheiten aus der heidniſchen Zeit hießen die man als Vor- und Sinnbilder der chriſtlichen Lehre auffaßte. Er half die Bibel dem Volke zugänglich machen und war auch darin Luther's Mitarbeiter im Weinberge des Herrn. Noch als Greis brachte er den ganzen Pſalter, das Buch Jeſus Sirach, die Sprüche und den Prediger Salomonis in Verſe, jeden einzelnen Abſchnitt durch eine ſittliche Nutzanwendung erläuternd. — Luther hatte den Geſang der Gemeinde zu einem weſentlichen Stück des Gottesdienſtes gemacht. Sich gegen Gott in ſeiner Bekümmerniß ſelbſt laut ausſprechen und laut ausſchreien zu können, ſchien ihm ein Labſal für die bedrängte Seele, während in der Meſſe der Prieſter alle Vormundſchaft und Vermittelung übernimmt. Dieſe Erhebung der Creatur, dieſe Selbſtbetheiligung und Selbſtbefähigung des Einzelnen, ſich laut und geradezu an Gott zu wenden, dieſer weſentliche Charakter des Lutherthums kommt im Geſang der Gemeinde zu ſeinem Recht. Der Geſang in der Kirche iſt wie wohlthätig aufſchüttelnder Sturm, auf den das leiſe Gebet wie Windſtille und ſäuſelnder Regen folgt. — Hans Sachſens Geſangbuchlieder haben nicht Luther's Kraft und Gewalt, aber ſie ſind doch eindringlich und überzeugungstreu, warm, ſinnig und lieblich.

Wach' auf, meins hertzens ſchöne,
Du Chriſtenliche ſchaar,
Und hör' das ſüß gethöne,

Digitized by Google

Das kann wert Gottes klar,
Das jetzt so lieplich klinget,
Es leucht recht als der helle Tag
Durch Gottes güt her dringet.

Und Vers 8: Selig sei Tag und Stunde
Darinn das Göttlich wert
Dir widerumb ist kunde,
Der selen höchster hort.
Nichts liebers soll dir werden,
Kein Engel noch kein Creatur
Im Hymel noch auff Erden.

Und das niedersächsisch, holländisch, französisch, griechisch und dreimal lateinisch übersetzte Lied:

Warum betrübst du dich, mein herz,
Bekümmerst dich und tregest schmerz
Nur umb das zeitlich gut!

es zählt zu den besten deutschen Kirchenliedern.

Die Reformation jener Zeit war aber nicht blos eine theologische, nicht blos eine religiöse. Politisch und bürgerlich bedurfte Deutschland einer Neugestaltung. Hans Sachs war in aller Beziehung, wie wir es heutzutage nennen, ein Sänger der Opposition. Trotz der gemüthseligen Zufriedenheit mit seiner guten Stadt Nürnberg die er allerwegen preiset und feiert, trotz der behaglichen Genießlichkeit seines Sinnes zog er als Mann des Volkes die hohen Herren zur Rechenschaft, lud sie zu Gericht auf das Forum der Ehrlichkeit und der gesunden Vernunft. Der Großtürke war damals mächtig. Hans Sachs rief die Fürsten zum Kampf, das Volk zur Buße auf.

Derhalb wacht auff, ihr teutschen Fürsten,
Last euch nach trew und ehren dürsten,
Und streitt mit Ritterlicher hand
Für ewer eigen Batterland,
Einmütiglich halt ob einander,
Eh euch der Tyrann nach einander
Durch seinen gwalt thu auserauten
Und euch vertreib von land und lenten,
All ewer armes volk verderb,
Das ganz Teutschland einnem und erb.

Den christlichen Obrigkeiten hält er einen Trostspiegel vor in den zwölf sieghaften Helden des alten Testaments, aber »einen Schandenport seiner zwölff Tyrannen mit ihrem wütigen leben und erschröcklichen untergang« errichtet er »zu trost allen Christen, so unter dem schweren joch der blutdürstigen Türcken und ander Tyrannen verstricket sind.«

All Tyrannen sind vil zu klein
Daß sie ein haar uns solten nemen,
Wider Sein willen uns beschemen.
Im hymel sitzt Er und ihr lacht,
Lest treiben sie hochmut und pracht,
So lang biß Sein zoren anbrendt,
Macht er ihr Tyranney ein endt,
Ihr gwalt zerschmiltzt denn wie wachs,
Das wünschet zu Nürnberg Hans Sachs.

Und es gab im heiligen römischen Reich mehr noch umzuwälzen und umzuformen. Nicht blos der römische Glaube, auch das römische Recht war ein fremdes Joch. Hans Sachs rüttelte daran mit Hand und Fuß. Gegen die Rechtsverdreher, Gelbschneider und »Finantzer« lag er Zeit Lebens mit dem guten Kurierim seiner Satyre zu Felde.

Drumb auß von hof mit dem unzifer,
Hinein ins meer je lenger je tieffer,
Und jedem ein mülstein an hals,
Die hewschrecken auffressens alls,
Das land und leut durch sie verderben!

Eine Fundgrube für die Sittengeschichte seiner Zeit sind Hans Sachsens Fastnachtsspiele und Carnevalsschwänke. Der langerhaltenen Spottlust des Volkes war hier für den Sittenmalet Stoff in Hülle und Fülle geboten. Faustdick sitzt aber jedem Scherz und Schimpf die Moral im Genick. Die Bürger geißelt unser Dichter, wenn sie faul und »mistig« sind; den Adel verhöhnt er wo er raubrittert und wegelagert: die Bettelmönche, Stationirer und fahrenden Schüler prügelt er aus, wo sie um Gottslohn das Gut der Leute sänisch verprassen; die Fünfziger und die Lappenhäuser Streiche sind ihm in der Welt der Bauern ein so reicher Stoff wie ihn die Schildaer und Hirschauer unter den Städtern liefern. Zu Poppenreut bei Nürnberg war ein Pfarrherr voll besonders guter Schwänke. Dieser hob einmal auf der Kanzel den Prügel in die Höhe und sprach, er wolle damit wie Gottes Blitz die Ehebrecher in der Gemeinde treffen; und siehe! rasch duckten alle Bauern die Köpfe unter. — Der Landsknechte wildes, trunkenes, raufluſtiges Geschlecht trift allzumal Hans Sachsens satyrischer Prügel. Daß hierbei sein Zorn immer so lustig ist, kitzelt und reizt wie starker Pfeffer den harten Magen der Leute auf daß sie seine moralische Mahlzeit eifrig aufnehmen und gut verdauen thäten. Diese Landsknechte die für jede Sache fechten, und wo der Krieg ein Loch bekommt, beim Bauer die Bärenklaue saugen, sind selbst dem Teufel in der Hölle zu schlecht. Lucifer hat so viel von diesem Volk gehört daß ihn eitel Verlangen treibt, ihrer etliche zu sehen. Schickt er also seinen Knecht Beltzebock hinauf zur Erden in ein Wirthshaus daß er ihm ein Dutzend solcher Kerle herunterbrächte. Beltzebock stellt sich hinter den Ofen und lauscht. Alsbald standen ihm ob der unsittähigen Reden die Haare zu Berg. Doch dacht' er etwa beim Trinken in einen zu fahren. Aber siehe! ob sie schon Zug auf Zug hinunterstürzen, spricht doch jeder vorher sein »Gott gesegn' es!« Und wie der Eine dem Andern es

Digitized by Google

immer geſegnet, ſteht der Teufel wie ein Narr da den ganzen Abend. Hinter dem Ofen aber hing ein Hahn den Einer von ihnen geſtohlen und da hingehängt. Spricht der Wirth: Geh, hol' mir Einer den armen Teufel aus der Hölle auf daß wir ihn zupfen und braten, zerreißen und freſſen! Beltzebock meint, der arme Teufel ſei er, die Hölle nicht der Ofenwinkel. Stößt er raſch eine Kachel ein, fährt durch's Loch hinaus und hinab zur wirklichen Hölle. Er macht Lucifern eine gräuliche Schilderung von den Landsknechten, alſo daß dieſer in ſeiner Weisheit beſchließt ſich mit den andern zahlreichen Ständen auf Erden zu begnügen. Lucifer ſelbſt iſt nach Hans Sachſens Vorſtellung ein armer Teufel, ein furchtſamer Geſell, und gegen die Teufeleien der Menſchen auf Erden gehalten, gar ein ordnungsliebender Hausherr der in ſeinem Bereiche Ruhe für die erſte Bürgerpflicht hält. Frau Venus ſchilt ihn einen läſſigen Narren, da ſie mit ihrem Bogenſchützen auf Erden viel beſſere Geſchäfte macht. Das abſolute böſe Prineip hat in der Perſon von Hans Sachſens Teufel gar keine Majeſtät. Martin Luther glaubte ſich vom Teufel leibhaftig geplagt und warf das Tintenfaß nach ihm. Hans Sachſens Teufel iſt ein dummer Teufel. Er ruft den Epikurus zu Hülfe und freut ſich, wie dieſer ihm die Unſterblichkeit und Vorſehung wegphiloſophirt. Der Teufel füttert ihn mit Wein und Speck, und wie dieſer ſchmunzelnd ruft:

Wolt Gott, ich hett ein kranichskragen
Daß mir die ſpeiß lang ſchmecket vor,
Und ein maul wie ein ſtadelthor!

nimmt der Teufel einen Muckenwedel und fächelt ihm das Haupt auf daß Schnaken und Webſen ihm nicht die Speiſe am Maul benagen. So ſtreichelt und ſchmeichelt Satan dem Epikur, weil er ſich ſchwach fühlt und deſſen Hülfe nöthig hat. Auch kommt er an Witz und Muth gegen ein altes Weib nicht auf, nach dem Sprichwort: Wo der Teufel nicht hinwill, da ſchickt er ein altes Weib. Hans Sachſens alte Weiber jagen durch ihre ſchreußliche Grobheit den Lucifer in's Bockhorn, treiben Satan ſelbſt aus der Hölle fort. — Hans Sachſens Ehegeſchichten ſind in ſeinen Schwänken faule Stellen, nicht weil er nicht rein wäre und wie Boccaz mit lüſterner Grimaſſe den Sittenſpiegel aufſtellte, ſondern weil er aller Feinheit dieſes wälſchen Genius ermangelt und der Gemeinheit der Welt gegenüber dem Herkules als Stallknecht gleicht um den Schmutz auszufegen. Hans Sachs iſt zu ehrlich und grob als daß man ihm in der Beziehung der Geſchlechter das poetiſche Recht der Satyre einräumen könnte. Hier ſcheide man aus, will man dem heutigen Zeitalter in einem »Büchlein von Hans Sachs« den Kern ſeiner Dichtungen übergeben. Mit Minneliedern iſt die Lücke zu ergänzen, falls man ein »Buch von der deutſchen Liebe in alter Zeit« zuſammenſtellen will.

Wohl möglich daß hier eine taube Stelle in ſeinem eigenen Leben iſt, daß ſein Phlegma ihm die Rolle des Sokrates auferlegte und er in ſeiner Gutmüthigkeit für Unbill in der Häuslichkeit ſich nur auf dem Parnaß Luft machen durfte. Er war aber ſeiner Xantippe in Ehren, Liebe und Eintracht 41 Jahre getreu. Sie war wacker und rüſtig, wenn auch biſſiger Art. Sie gebar ihm zwei Söhne und fünf Töchter. Alle geſammt ſah der Meiſter vor ſich in die Grube fahren; nur Enkel umgaben ihn als ſein Haar ergraute. — In dieſer Zeit ſtellte er ſeine Verſe zuſammen und gab ſie im Druck heraus, als »ein gemeines offens lußgärtlein, ſo an offner ſtraſſen ſteht für den gemeinen mann, darinn man nicht allein findet etliche ſüß fruchttragende bäumlein zur ſpeiß der geſunden, ſondern wurtz und kraut, ſo raß und bitter ſind, zu artzney, die kranken gemüter zu purgiren und die böſen feuchtigkeit der laſter außzutreiben, Dergleich findet man darinn wolriechende feyel, roſen und lyljen, auß den man kräfftige waſſer, öl und ſäfft diſtilliren und bereyten mag, die abkräfftigen und ſchwachen gemüter, ſo bekümmert ſind, zu ſtercken und wider auffzurichten, Auch entlich mancherley ſchlechte gewechs und feldblümlein, als klee, diſtel und kornblümlein, doch mit ſchönen lieblichen farben, die ſchwermütigen, melancholiſchen gemüter frölich und leichtſinnig zu machen.«

Mit dieſen Worten gab er ſeine Siebenſachen heraus und wollte nun feiern und ſtille ſein. Aber ſiehe, ſein alt Poetenherze fühlte plötzlich in ſo ungeahnter Macht, wie ſie nicht der Jüngling gekannt, ein neues Freudenfeuer, alſobald nach dem Eintritt ſeiner Ehehälfte, und der alte Herr mit ſchneeweißem Haupt brannte ſo lichterloh daß er ſchnell die junge Maid die ihn begeiſtert, heirathete und nun ſo verliebte Lieder machte daß ſie an ſtrahlendem Farbenglanz an die Weiſe der Minneſänger erinnern. So ward dem Greiſe was ihm in der Blüthe der Jahre verſagt geweſen zu ſein ſchien, und er lieberte wieder friſch darauf los, wenn auch die Anregung dazu nicht immer gleich fröhlich blieb. Die Peſt kam 1562 über Nürnberg daher, und zur Erquickung trauriger Herzen, zur Empfehlung guter Haltung und Sitte ſchrieb der achtundſechszigjährige Meiſter noch an die vierthalbhundert Gedichte von mancherlei Art, ſeinen Mitbürgern zu Lieb und Frommen. Einundachtzig Jahre alt, ein endlich ſtill gewordenes, eisgraues

Digitized by Google

Männlein mit ſchwachen Sinnen, blödem Gehör und dämmerndem Blick, verſchied er 1576, eine rein ausgebrannte, langſam verzehrte Kerze. Freundlich war er bis an ſein Ende, hülfreich gut und thätig, aber blöde und ſtumm zuletzt, ein lächelndes Schattenbild das nicht mehr um ſein Daſein weiß. So hat ihn noch ein Schüler in Verſen beſungen, bevor ſein Licht ganz erloſch. Der preiſt ſein »ſinnreich gemüt,« das ſtill in ſich verglomm.

Und wenn leut zu Ihm kamen,
Saß er am tiſch in güt,
Sann kindiſch, thet ſtillſchweigen,
Wenn man ihn fragen war (fragte),
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, ſonderlich die
Bibel er anſehen thete.
Gran und weiß wie ein Taub dermas,
Hat ein großen Bart fürbaß,
Und in dem ſchön großen Buche las,
Mit gold beſchlagen ſchön.
Und wer zu dem alten herren
Kam in den ſchönen ſal,
Und ihn grüßet von ferren,
Den ſach er an dismal,
Sagt nichts, ſondern thet neigen
Mit ſchweigen
Gegen ihm ſein Haupt ſchwach,
Denn ſein Red und
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch ſinnes grund. —
Und in dem ſal ich da ſtund
Schaut ſein alt lieblich angeſicht rund!

So abſterbend, ohne Entſchluß das Leben zu laſſen, tödtete den alten Meiſter ein Schreck. Eine Feuersbrunſt brach in der Stadt aus, und die Furcht vor dem Unglück ſetzte ſeinen Tagen ein Ziel. Der Sorge für die Menſchenwelt hatte ſich ſeine Muſe verpflichtet, war ſein ganzes Leben, ſein Dichten und Trachten geweiht.

F. Guſtav Kühne.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Wien, Mitte Auguſt.

[Allgemeine Ruhe in Wien; das Frühjahr und ſeine Folgen; Inſerate in den belletriſtiſchen Journalen; Journal für Dramaturgie; Hebbel und das Hofburgtheater.]

Heiße Tage haben wir, drückend heiße Sommertage, in denen die Gluth und müde und kraftlos macht. Das rege Wien, „das deutſche Paris", wie unſere Reſidenz in Deutſchland oder überhaupt im Auslande genannt wird, iſt jetzt in eine allgemeine Ruhe und durchaus nicht wohlthuende Behäbigkeit verſunken. Der Hof iſt in Schönbrunn und die geſammte Ariſtokratie auf ihren Landgütern oder auf Reiſen. Die Nachwehen der Theuerung haben den Bürger noch an das Preßruſtebette der Mäßigkeit und der Zurückgezogenheit gefeſſelt, während an der Börſe eine Lethargie herrſcht, die weder Speculationen reißen noch ſchon angefangene gelingen läßt. Sie hatten ſich an eine „Roſt" gewöhnt, die ſie nicht verdauen können und daher iſt „Ausbleiben" kein Wunder. Zwar iſt die alte Luſtigkeit der Wiener nicht erloſchen, zwar lebt der am Kleinlichen ſich freuende Geiſt noch im Volke, allein die frühere Jovialität iſt zum Humor geworden, es hat der Volkswitz die Färbung des Bittern und Hämiſchen erhalten, ganz ſo als wenn man ſich vornimmt aufgeräumt und luſtig zu ſein und trübe Erinnerungen die Bruſt durchſchauern. — Die Hoffnung auf die wohlthätigen Ergebniſſe der heurigen Ernte iſt ein Heftpflaſter, das die etwas losgelöſten Bande der unterſten Klaſſe durch ihr eigenes Intereſſe feſthält. Die ſondere Folgerung die der Bürgermeiſter Czapka aus dem Gefülltſein der Schenken dem Kaiſer gegenüber zog, wird durch die drohenden Bewegungen im Frühjahre ſo ziemlich widerlegt. In den untern Volksklaſſen herrſcht Ruhe, ob ſie aber in der hohen Welt, d. h. in unſerer Ariſtokratie vorhanden iſt, bleibt eine ſchwer zu löſende Frage, denn in kurzer Friſt wird der Reichstag in Ungarn und die Ständeverſammlung in Böhmen eröffnet. — Jetzt ein Wort über die Organe des öffentlichen Lebens, die Theater und Journale. Was die letztern betrifft, ſo haben dieſelben die Conceſſion erhalten Inſerate in Sachen der Literatur und Kunſt aufzunehmen, wodurch den betreffenden Blättern ein bedeutender Inſchuß zu den Druckkoſten erwächſt. L. A. Frankls „Sonntagsblätter" werden wohl da ſie nur einmal wöchentlich erſcheinen, den meiſten Zufpruch von Seite der Inſerirenden haben, da die Inſerate acht Tage in conspectu populi, d. h. in den Kaffeehäuſern zu leſen ſind. Unter der Menge dieſiger Organe vermißt man aber eines das einer Stadt wie Wien nicht nur zur Ehre, ſondern auch zum höchſten Nutzen gereichen würde. Wir meinen ein Journal, eine Monatsſchrift oder ein Jahrbuch für Dramaturgie. In einer Stadt wo Hebbel, einer der Geiſter, die berufen ſind, in der Kunſtgeſchichte eine Zeit abzuſchließen und eine neue herbeizuführen, lebt, ein Mann der die Genialität rein und unverfälſcht in ſich trägt, bei dem der hehre Geiſt des wahren Lebens wohnt und ſich daher nur den realen Geſtalten und nie den phantaſtiſchen Gebilden und Auswüchſen der Hypergenialität ergibt, da iſt kein Blatt noch Blättchen das die Intereſſen der wahrſten Kunſt, der Kunſt das Leben in ſeinem Kampfe darzuſtellen, vertheidigt. Warum wählt man Hebbel nicht zum Dramaturgen für das Hofburgtheater? Mit „Weſt" iſt das Licht einer dramaturgiſchen Leitung für die Hofbühne untergegangen, mit Hebbel könnte das erloſchene ſich wieder entzünden. Oder glaubt man vielleicht doch mit dem gegenwärtigen Repertoir die Ehre einer Hofbühne erhalten zu können? Ich möchte ſchon wiſſen, wem wir es zu verdanken haben daß wir keine „Komödiam mit Hanswurſt veragiren" ſehen. Man hat das alte Archiv des Burgtheaters eröffnet, vor einer neuen Zeit die alten Komödien heraufbeſchworen, und ihnen, weil es nicht gut iſt allein

Digitized by Google

zu ſein, ein Paar franzöſiſche Luſtſpiele hinzugeſellt, die ſich aber ſchon mit den Scharlatten vertraut gemacht haben. Wunder daß wir des jetzigen Bühnenleiters Hrn. v. Holbein's weltberühmtes „Tournier bei Kronſtein" noch nicht auf dieſer Bühne geſehen haben, Wunder daß wir nicht Ritterſtücke zu ſehen bekommen! Das Hofburgtheater iſt der Tummelplatz aller nur möglichen Cabalen und Intriguen. Schon das ſchreckt deutſche Dichter ab ihre Stücke einzureichen, dazu noch die Cenſur, und endlich eine ſolche Direction. Armes Hofburgtheater, deine Wirkſamkeit iſt vorüber, wenn du nicht einen Mann bekömmſt der die Zügel zu führen weiß, der die Anforderungen der Zeit kennt, der Bühne und öffentliches Leben in Einklang bringt, der deine Kräfte und dein Publikum kennt, der das Deutſche liebt und ein Deutſcher iſt. Ein ſolcher Mann wäre Friedrich Hebbel, der Dichter der Judith und Maria Magdalena.

Ende Auguſt.

[Nachſchrift im Fortſchritt; Ritter von Kopetz; Commiſſionen in Militare; Graf H... und Graf M...; Schickſal eines Kreuzniegen.]

In einer jüngſt zuſammenberufenen Commiſſion der meiſten Profeſſoren der Jurisprudenz an den öſterreichiſchen Univerſitäten in Wien wurde über die Freigebung der Rechtswiſſenſchaften der Art eine Berathung gehalten daß der Studierende der ſich einem gewiſſen Zweige der Juſtiz als z. B. der Gameraliſtik oder dem Criminale widmet, nur dieſe einzelnen Fächer, nicht aber ſämmtliche Rechtswiſſenſchaften zu ſtudieren brauche, daß das Examen ganz wie auf deutſchen Univerſitäten das Staatsexamen eingerichtet werden ſoll. Alle Profeſſoren waren für die Annahme dieſer Einrichtung, nur ein einziger, Ritter von Kopetz, ſtemmte ſich gegen den Antrag mit aller Gewalt, wurde aber ſogleich überſtimmt und war die einzige conträre Stimme. Ritter v. Kopetz eilte nach geſchloſſener Sitzung ſogleich zu ſeinem Protector, einer ſehr hochſtehenden Perſon, ſtellte ihm das Bedenkliche dieſer Reform vor und bat um Himmelswillen, den neuen Plan zu hintertreiben. Der Erzherzog ließ ſogleich die Akten und Protokolle der bereits völlig geſchloſſenen Commiſſion zu ſich holen, legte ſie, ohne ſie einzuſehen, zu unterſt ſeines Papierkorbes und ſagte zu Kopetz: Sein Sie ruhig, Herr Profeſſor, ſo lange wir leben, wird aus der Reform nichts. Wenn jemand von der Commiſſion bei den Secretären ſich nach dem Schickſal jener Akten erkundigt, erhält er nichts anderes zur Antwort, als „ſie liegen zur allerhöchſten nähern Verſtändigung." So geht es Commiſſionen in Sachen der Studienangelegenheit die gegen 20 Jahre bereits betrieben wird. Noch ärger aber geht es denen in Militaro und zwar deshalb weil theils das Präſidium gegen jede Neuerung iſt und in ariſtokratiſchem Geiſte jede freiere Regung, jede Begünſtigung einer Branche, wo keine Adeligen ſind, unterdrückt, theils weil zu Commiſſarien manchmal Schwachköpfe ernannt werden, die an dem ſchlechten Alten hangend, das beſſere Neue deshalb verſchmähen, weil ſie nicht im Stande ſind eine Neuerung zu erdenken, die halbbar iſt und Ihnen Ehre macht. Als Beleg zu dieſen Fällen wollen wir auch die Ergebniſſe zweier Commiſſionen erwähnen die ſehr bedeutend und wichtig geweſen wären, wenn nicht Graf H... und ſeine Creaturen Pläne vereitelt und zu nichte gemacht, die unter einem Andern der öſtreichiſchen Armee und Fortification zur Ehre gereicht hätten. Bei einer Commiſſion zur Beförderung der bisherigen Stellung der Militärärzte in Rang und Sold wurde der Antrag geſtellt, den Sold um ein Geringes zu erhöhen, dafür aber den Oberärzten das Pferd'epee zu verleihen. Der Antrag wurde zum Beſchluß der Commiſſion gebracht und dieſer ſollte dem Präſidenten des Hofkriegsrathes Grafen H... vorgetragen werden. Da der Graf abweſend war, legten ſie die Akten dem Hofkriegsraths-Vicepräſidenten Grafen M... P... zur Durchſicht vor, der ſie auf den andern Tag zu ſich beſchied. Hier nun erklärte ihnen der Graf in ſeiner offenen und geraden Weiſe: „Meine Herren! eine Reform in einem Staatsweſen, deren Dauer nicht eine hundertjährige ſein kann iſt keine Reform. In einem Staate muß ein Stein durch einen andern Stein erſetzt, aber nicht durch Stückwerk ausgefüllt werden. Sie haben an das Pferd'epee, aber nicht an den Sold gedacht, und worven ſoll der Oberarzt leben? Vielleicht von der goldenen Quaſte? Doch, meine Herren, ich will nicht entſcheiden, ich lege es morgen in der Sitzung dem Herrn Präſidenten vor." Tags darauf ließ in Gegenwart des Hofkriegsrathspräſidenten der biedere M... den Commiſſionsbericht verleſen. Als das Pferd'epee erwähnt wurde, ſprang Graf H... auf und rief: Weg damit! Wie kann ein Mann der mit die Nägel ſchneiden muß, ein Pferd'epee tragen! fort mit dem Commiſſionsbericht! Das iſt die Rede eines Mannes der ſeiner Courtoiſie ſeine Stelle verdankt. Bei einer andern Commiſſion in Dalmatien zur Unterſuchung der dortigen Fortificationen an der Küſte wollte man mehrere von Napoleon, der den Werth Dalmatiens erkannte, angelegte Forts demoliren und unwichtige verſtärken. Bei der Abſtimmung erklärte ein junger aber äußerſt gebildeter Officier, er halte Napoleon für den größten aller Taktiker, er glaube daher ſeine Anlagen als Fingerzeige zu größeren Vervollkommnungen betrachten und ſich dem großen Geiſte des Corſen unterordnen zu müſſen. Drei Tage darauf wurde der Officier aus dem Feldbienſt in den Garniſonsdienſt verſetzt, d. h. aus dem Activen in das Paſſive, aus dem Leben in die dumpfe abgemeſſene Ruhe der Kaſerne geſtoßen werden. Das ſind Früchte der Commiſſionen in Öſtreich, das ſind Ergebniſſe langjähriger Vorbereitungen zu den Vorbereitungen einſtens vorbereiteter Neuerungen.

A.

Aus Dresden, Ende Auguſt.

[Vorbereitungen zur Winterſaiſon; das Theater; Guhkow, Hiller, Schumann, Richard Wagner, Julius Becker; ein neues Journal.]

Während man hier die Freuden der ſich allmälig ihrem Ende zuneigenden Sommerſaiſon mit einer gewiſſen Haſt auszukoſten bemüht iſt, während der Fremdenzufluß, wie gewöhnlich gegen die herbſtlichen Tage hin, noch einmal zu hoher Fluth anſchwillt, während beſonders an öffentlichen Concertorten ein ſo reges Leben und Treiben herrſcht, wie wohl in keiner andern deutſchen Stadt, das vergnügungsluſtige Wien natürlich ausgenommen, beſchäftigt man ſich in der Stille ſchon mit Vorbereitungen zur Winterſaiſon, die unter dem Schutze milderer Zeitumſtände nicht verfehlen wird ihr Recht geltend zu machen. Vorzugsweiſe hofft man vom Theater daß es im neuen Abonnement, welches mit dem October beginnt, die Hoffnungen wahr machen werde, deren Erfüllung es — ſo meint man ziemlich allgemein — ſeit Guhkow's Berufung zur dramaturgiſchen Leitung ſchuldig geblieben. Wie weit ihm die Schuld daran zuzurechnen läßt ſich ohne eine tiefere Einſicht in die innern Verhältniſſe und die Verwaltung des Theaters

Digitized by Google

nicht gut beſtimmen, doch ſo viel iſt gewiß daß die öffentliche Meinung nicht für ihn iſt. Ich muß mich zuvörderſt eines perſönlichen Urtheils enthalten, da ich den ganzen Sommer über das Theater nur ſehr ſelten beſucht habe. Die amtliche Thätigkeit Guzkow's ſcheint ihm übrigens wenig Muße zu dramatiſchen Dichtungen zu laſſen. Sein nächſtes Stück ſoll, wie ich höre, den wackern Bürger Georg Mullenweber, deſſen Leben und Charakter Barthold im Raumer'ſchen Taſchenbuche beſchrieben, zum Helden haben. Von andern Novitäten die in Ausſicht ſtehen, muß man immer noch Freitag's Valentine nennen, deren Bekanntſchaft uns neulich das leiſeweiſer Volkstheater zu vermitteln verſucht hat, da das Hoftheater ſich, wer weiß aus welchen kleinlichen Rückſichten, nicht entſchließen kann, ſie zu geben. Jedenfalls würden wir eine Muſtervorſtellung erleben, denn Emil Devrient und Fräulein Beier würden die beiden Hauptrollen ſpielen. Eine neue Oper von Ferdinand Hiller, dem Dirigenten unſerer Winterabonnementconcerte, wird vermuthlich recht bald zur Aufführung kommen, wenigſtens hat er in dieſen Tagen bereits die erſte Probe gehalten. Den Text zu ſeiner neuen muſikaliſchen Schöpfung, deren Vorwurf bisdmal ein hiſtoriſcher, Conradin der letzte Hohenſtaufe iſt, hat G. Reinick gedichtet. Eben derſelbe hat auch für Robert Schumann einen Text — Genoveva, nach der Hebbel'ſchen Dichtung — geſchrieben, deſſen Compoſition bereits zur Hälfte vorgerückt ſein ſoll. Richard Wagner ſcheint ſeine bereits ſeit längerer Zeit fertige Oper (Text von ihm ſelbſt, aus dem Sagenkreis der Tafelrunde) noch nicht Luſt zu haben, dem Publikum vorzuführen. Wie es heißt will er zuvor erſt ſeinen Rienzi und Tannhäuſer auf der und jener auswärtigen Bühne zur Darſtellung zu bringen ſuchen. Julius Becker, der früher auch als Schriftſteller aufgetreten, hat ebenfalls eine Oper beendigt, welche als ſehr melodiös gerühmt wird. Auch der Text derſelben — Prinz Eugen — ſoll eine gelungene Dichtung ſein. Von der Prager Bühne iſt das Werk angenommen und wird im Laufe der nächſten Saiſon zur Aufführung kommen. Sie ſehen daß die muſikaliſch-dramatiſche Production hier ziemlich rührig iſt. Von Neuigkeiten im Schauſpiel verlautet weder hier noch in ganz Deutſchland etwas. Schließlich noch die Bemerkung daß mit Anfang October ein neues Journal unter dem Titel: „Dresdner Morgenblatt" und unter der Redaction des Dr. Herz erſcheinen wird. Es ſoll eine Art Beiblatt zum „Anzeiger" bilden, deſſen Herausgeber es unternimmt. †.

Aus Venedig, im Auguſt.

[Ruhe der Stadt; Landungsplatz der inviſchen Poſt; artefiſche Brunnen; Electro-magnetiſche Uhr; Vorbereitungen zur Verſammlung der Naturforſcher; Tizian's Monument; Keller's plaſtiſche Bilder; das aufgeregte Italien.]

Pax tibi Marce! Die Dogenſtadt ſchlummert — Venedig ruht in völliger Windſtille, kein Lüftchen bewegt ſich, kein Zephir kräuſelt die Welle, nur häufige Möven umkreiſen geſchäftig die blauen Fluthen der Adria, die ſich ſchäumend an den Dämmen des Lido brechen, und das dumpfe Gemurmel der Brandung iſt das einzige Lebenszeichen der glänzenden Tochter des Meeres. Die Locomotive ſauſt von der Halbinſel über die majeſtätiſche Bagunenbrücke dem Feſtlande zu, ſchleppt Waaren und Paſſagiere, beide gleich gut verpackt, nach der blühenden Lombardei, wo ſich, je mehr man in das Innere dringt, deſto friſcher das Leben entwickelt. Aber Venedigs Ruhe iſt der Vorbote einer bewegten Zeit die in kurzem unfehlbar herannahen wird. Die Streitigkeiten über die Hafeneinfahrt und den noch immer nicht feſtgeſetzten tauglichen Landungsplatz der inviſchen Poſt, dieſe ausgedehnte Polemik ruht im Waffenſtillſtande, während die Arbeiten rührig vorwärts gehen, von Tag zu Tage zunehmend gedeihen, und endlich durch ihre glänzenden Reſultate mehr beweiſen werden als je der lange Federſtreit hätte entſcheiden können. —

Die an vier Punkten der Stadt begonnene Bohrung arteſiſcher Brunnen wurde durch das Auffinden der Quellen an drei Plätzen belohnt; neue Streitigkeiten entſtanden aber nun wieder über die Trinkbarkeit des Waſſers, Streitigkeiten die noch immer nicht beigelegt ſind. —

Eine electro-magnetiſche (galvaniſche) Uhr, die in wenigen Tagen beendet, die Loggia des Markusthurmes zieren und der Stadt und den Schiffen im Hafen eine genaue mittlere Zeit geben wird, iſt die neueſte Italiens, und die Ausführung derſelben gereicht dem leitenden Director der Marine-Sternwarte, v. Wüllerstorf in eben demſelben Grade zu Ehren, als die Anordnung derſelben für die Thätigkeit der Municipalität ſpricht. — Eine vorzügliche Pendeluhr zur Seite eines Fraunhoferiſchen Paſſagen-Inſtrumentes dürfen für die genaueſte Zeitbeſtimmung auf der Sternwarte als Ausgangspunkt, die unter dem Pfaſter der Stadt nach St. Markus laufenden Kupferfäden für die ungeſtörte Mittheilung. —

So iſt die ſcheinbare Ruhe der Dogenſtadt das unſichtbare Fortſchreiten und Heranreifen um im nächſten Monate bei der Verſammlung der italieniſchen Naturforſcher in ihrem Feſtgewande zu erſcheinen. Tauſende von Arbeitern beſchäftigt die glänzende Reſtauration des Palaſtes Giovanelli, des reichen Präſidenten der Unione de' dotti italiani, und der ſo oft von Freunden der Kunſt beweinte Palazzo Foscari ſteht in ſeiner zierlichen Pracht ganz hergeſtellt durch die Stadtgemeinde da. — Taglieni, die Sylphe, hat im Canal grande ein anderes Palais im gothiſchen Style angekauft und glänzend reſtaurirt, und die Fürſtin Dietrichſtein nennt einen der weitläuftigſten und an Architektur überreichen Palaſt Labbia ihr Eigenthum. Tizian's Monument, von Sr. Maj. dem Kaiſer von Öſtreich bei Prof. Zandomenighi beſtellt, iſt ſeiner Vollendung nahe, und Venedig beſitzt in der Arbeit dieſes vaterländiſchen Künſtlers das größte Marmorwerk unſerer Zeit.

Keller unterhält das Publikum durch ſeine plaſtiſchen Bilder im Apollotheater begeiſtert und entzückt durch die Vollendung der maleriſchen Gruppen, durch die muſterhaft ſchönen Geſtalten beiderlei Geſchlechts, aus denen ſeine Künſtlergeſellſchaft zuſammengeſetzt iſt. Lorbeergekrönt kam er aus Mailand zu uns, und vergöttert wird er von hier weiter ziehen. Seine eigenen Leiſtungen und jene ſeiner Angehörigen ſind das Reizendſte, das Vollendetſte das ſich dem Auge darſtellen kann, die Zuſammenſtellung der Gruppen, die Genauigkeit in Haltung und Ausdruck das Bewunderungswürdigſte was je im Bereiche Terpſichorens geleiſtet worden. —

So lebt Venedig ſtill und friedlich im Frieden mit ſich ſelbſt, während die benachbarten Staaten Italiens aufgeregt, hoffnungsſchwanger, gewitterdrohend, den kindlich frohen, unbeſorgten Sinn einbüßen, überall die Blicke in die Zukunft, aus der ſich, je ſtärker die Vergrößerungsgläſer ſind, deſto weniger erforſchen läßt. — Das mag der Vortheil ſein, der

Digitized by Google

nach dem Sturze eines großen Volkes, das sich frei nannte, als wohlthätige Reaction zurückbleibt, daß man jene Größe schon besessen, genossen, ertragen und ihre Last empfunden hat, um ruhig sich in die veränderte, vortheilhafte Lage zu fügen, während jene, die nur stets davon gefabelt, ohne sie je genossen zu haben, dem lockenden Traumbilde noch immer nachstürmen, es in ihrem Fieberhirne aufbauen, ausschmücken, und ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, in seiner Entwicklung hindern, statt es zu befördern seinen Untergang bewirken. L.

Aus München, d. 25. August.

[Grunert's Gastspiel.]

„Grunert's Gastspiel ist eine Kette außerordentlicher Triumphe. Nur ein Gast von kolossaler Größe vermag an den schönsten Sommerabenden stets so anzuziehen daß selbst vor den Thüren die nach dem Golde unserer klassischen Literatur gierigen Hörer gedrängt lauschen, daß sich die große Schaar Gebildeter in solchen Jubel ergießt, wie unser leidiger Taggeschmack nur beim Eisler- und Lind-Enthusiasmus, noch besser »Fanatismus, sich zu geberden gewohnt ist.“ Gern unterschreibe ich diesen Ausdruck eines der hiesigen Blätter. Sicher ist eine solche Fülle von Bewunderung, ein so frendig stürmischer Dank seit den schöneren Zeiten unserer Bühne keinem anderen Künstler geworden, als Grunert, und nur eine einzige Erscheinung tauchte fast gleich herrlich vor einem Jahre auf — Grunert selbst. — Wie ruhmgekrönt er jedoch damals von hinnen zog, der Siegreiche, er hat sich selbst noch an Vollkommenheit übertroffen. Das Gastspiel ist zu Ende und noch lange wird fast nur von ihm gesprochen werden. Was mußte er aber darbieten, um den unermüdlichen Jubel nicht Lügen zu strafen, welcher ihn vielstimmig bei seinem Auftreten empfing! Grunert's erste Rolle war Mephisto, hierauf folgten Shylok, Franz Moor, Cromwell (2) und den Schluß bildete Macbeth. In allen diesen Aufgaben hat er ein so tiefes Verständniß seines Stoffes bethätigt, und in so vollkommener Gestaltung mit Wort, Erscheinung, Gefühlsausdruck die Conception in die Wirklichkeit versetzt, daß er die freudigen Erwartungen noch übertraf. Wohl setzte er aber seinen seelenvollen Leistungen mit Macbeth die Krone auf. Vom leisen Zuge des ersten bösen Wunsches an bis zum furchtbaren Entschlusse, und von da bis zur grauenvollen That, die, in den kolossalen Verhältnissen selbst noch eine Fleckte, That auf That gebiert und als eine Lawine von Verworfenheiten die Seele überstürzt: in welchen großen Zügen stellt er Alles hin, wie malt er die Dämmerung der Gefühle, wie scheidet und neutralisirt er, wie geht der Entschluß in die That über! Das scheint kein Spiel mehr zu sein, das wirkt auf uns wie unmittelbarste Wahrheit. Ein wohl bekannter Refrain; aber welch besseres Wort besitzen wir, einen Künstler zu ehren der uns über der Vollkommenheit seiner Darstellung die Illusionsstörungen vergessen läßt, welche bei geringerer Meisterschaft in den zur Hinstellung jeder dramatischen Dichtung einmal nothwendigen förmlichen Beheften, beispielsweise Monologen, so leicht eintreten. Gibt aber Grunert das auf das Vollendetste, was Macbeth, auf die Höhe seiner Macht und seines moralischen Elends zu gelangen, consequent zu thun veranlaßt ist, so ist die Hinstellung seiner Größe, seines durch Stolz und Wahn verkünderten Trotzes bis hinunter zur Vernichtung, ein, wenn möglich, noch schlagenderer Beweis für die wunderbare Spannkraft seines Genius, für seine geistige und physische Kraft, und die Verbindung der geistigen Anschauung mit den außergewöhnlichsten künstlerischen Mitteln stellt jenen Macbeth hin, welchen der große Shakspeare sich gedacht haben mag. Da ist der große Fingerzeig auf die unverwüstliche Achse aller menschenwürdigen Existenz, die moralische Stärke und ihre Befestigung — hinwieder auf den furchtbaren Fluch, welcher das Haupt Dessen trifft der, verführt von den Einflüsterungen des Hochmuthes, der warnenden Stimme des Gewissens einmal Gehör verfaßt und in fortwährender Vernichtung seines Besseren nicht eine Linie aus den ewigen Gesetzen, sondern nur sich selbst vertilgt. Denn wo immer — in den Reihen sogenannter niederer Sterblicher oder auf den Sonnenhöhen der Erdenqualeren — die Tugend in Vergessenheit gerieth und das Gute den Anforderungen des Rechtes abgelengnet wurde, da ließ das ewige Gesetz nur für Momente die relativen Gewalten toben und den Trägern des Bösen, eh unterstützt oder gehaßt, ward der Riesenschritt des Verhängnisses zu ihrem Macduf und das für unmöglich Geglaubte zum wandelnden Birnamswalde.

Möge der große Künstler uns bald wieder mit der Gewalt seines Genius erhabene Bilder aufrollen und möchte er früher oder später uns angehören. Pia desideria! ⁂

[König René's Tochter auf der Leipziger Bühne.]

Ein Drama ohne dramatische Handlung, das in zartesten Tönen süßer Lyrik das einsiedlerische Stillleben eines blinden Mädchens erzählt, behütet von treuen Dienern und angebetet von einem zärtlich liebenden Vater, ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung auf der Bühne. Wir sind durch die Richtung, welche die neueste deutsche Dramatik einzuschlagen für gut befunden hat, so gewöhnt an pikante Situationen und grelle Wirkungen daß wir uns ein Drama ohne solch technisches Beiwerk kaum noch denken können. Der Dane Hernick Hertz verschmäht jeden technischen Kunstgriff, um durch die Wucht des Gedankens, durch die ergreifende, zauberglech wirkende Allgewalt der Poesie fesselt und zwingt er die Zuschauer. Wir sehen diesem wunderbaren, an das Mährchen kreisenden Spiel auch mehr mit dem Auge als mit dem Herzen zu, und in ähnlicher Weise, wie die blinde Jolanthe ihre Schritt wieder gewinnt, nehmen wir Antheil an dem poetisch zarten Spiel, das uns der Dichter vorführt. Wir wollen nicht mit ihm rechten, ob es psychologisch und physiologisch möglich sei, daß eine in tiefster Abgeschlossenheit lebende Blinde, die noch dazu in Folge größter Vorsicht über ihren Zustand in gänzlicher Unbewußtheit gelassen wird, durch bloße Sehnsucht nach der ihr so lange verschlossenen Welt des Lichtes wirklich sehend werden könne. Dem Dichter ist es gelungen, uns daran glauben zu machen. Mit gespannter, sich immer mehr steigernder Erwartung folgen wir der ruhigen Erzählung bis zu dem Moment, wo die Heilung der Blinden erfolgt und nun die wunderbare Welt des Lichtes über die sehend Gewordene alle Schauer des Entzückens ausströmt. Die mangelhafte Darstellung der Titelrolle durch Frln. Erck, deren Naturell die feineren Töne zu Ausmalung eines in allen Tiefen erregten Seelenlebens versagt zu sein scheinen, deutete hier die Intentionen des Dichters blos an. Welchen Triumph würde diese tiefinnige Dichtung feiern, wenn etwa Frln. Ungelmann mit ihrer geistig feinen Auffassung und ihrem graziösen Spiel der Rolle der Jolanthe sich bemächtigte! — Das Stück ward hier nach der sehr gelungenen Übersetzung von Fr. Bresemann gegeben. ⁂.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 18. Septbr. | Inhalt: Florian Geyer. Von Robert Heller. 1. und 2.. — Aus Wien, Eiſenach, Leipzig und München. — Freiheit in Weimar. | **№ 38.**

Florian Geyer*).

Von **Robert Heller.**

1. Die zwölf Artikel.

Markgraf Kaſimir von Brandenburg ſaß beim Wein den ihm ein ſchönes Weib kredenzte. Es war am Abend und der Fürſt kaum von der Jagd zurückgekehrt. Die Ruhe nach der Ermüdung des Tags wirkte mit wollüſtigem Reiz auf den hingeſtreckten Körper. Kaſimir öffnete ſich das Wamms über der Bruſt um freier auszuathmen. Den Rücken lehnte er gegen das Polſter der Rubebank, die Rechte faßte nach dem hohen Trinkglaſe, mit dem linken Arme umſchlang er die Hüften des Weibes das vor ihm halb auf der Bank, halb auf ſeinem Schooße am Tiſche ſitzend die Schenkkanne bereit hielt. Als er den Kopf nach dem Glaſe herüberneigte, fiel ein ſilbernes Heilgenbild an einem Bande hängend aus dem Hemde hervor.

»In Deinem Lande läßt Du den evangeliſchen Glauben verkünden und auf der Bruſt als Amulet, wie in der Bruſt trägſt Du nach wie vor den alten Aberglauben,« ſagte die Frau und ſchnippte mit dem Finger gegen das Bild.

»In Deinem Herzen ſitzt ein lebendiger Abgott und das iſt ſchlimmer,« gab der Fürſt den Spott zurück. »Auf die Jagd laß ich mich gern von meinem heiligen Hubert begleiten. Deine Gedanken ſind aber auf beſtändiger Jagd nach dem heiligen Florian.«

Das Weib erglühte bei dem Namen und wendete ſich ab. Kaſimir ſetzte das Glas aus der Hand und indem er das Kinn der Frau ergriff, kehrte er ihr Geſicht gegen das ſeine, die fliegende Röthe ihrer Wangen zu betrachten.

»Wahrhaftig Dorothea, Du haſt mehr gethan als Dir mein Auftrag gebot. Du haſt Liebe empfunden wo Du Liebe nur heucheln ſollteſt.«

»Und Beides wäre gleich vergeblich geweſen,« ſprach Dorothea mehr mit dem Ausdrucke als ob ſie ſich ſelbſt verhöhne, als daß es ſchien ſie wolle ihr Erröthen entſchuldigen. »Herr Florian Geyer iſt nicht an den Hof von Würzburg zurückgekehrt. Allein wenn Biſchof Konrad worauf es meinem Herrn ankam, den Ritter neuerdings in ſeinem Rathe vermißt hat wie er ihn wahrſcheinlich auch vermiſſen wird wenn er die Vertheidiger ſeines Thrones um ſich verſammelt, ſo ſchreibt das einem andern Magnete zu als der Kunſt Eurer armen Dirne.«

»Wie hieße der Magnet? Du nimmſt meinen Scherz zu ernſthaft Kind. Iſt denn jeder Vorwurf auch eine Anklage? Ziehe den Ritter in meinen Dienſt herüber und ich vergönne ihm ein Bruchſtück Deiner Gunſt.« Dorothea machte eine raſche Bewegung als wolle ſie ihren Platz verlaſſen. Der Markgraf drückte ſie ſanft auf den Sitz zurück. »Das beleidigt Dich? Mein Gott, ich bin ein Fürſt, närriſches Mädchen. Meiner Regentenklugheit habe ich meinen Glauben zum Opfer bringen und die freche Wirthſchaft jener anmaßenden Prädikanten gutheißen müſſen, die mir die Kanzeln von

*) Bruchſtück aus dem Roman gleichen Titels der in Leipzig bei Georg Wigand erſcheinen wird. Florian Geyer, der Held, war bis zum J. 1525 der Held des Bauernkrieges, der einzige Mann aus ritterlichem Geſchlechte der es mit der Sache der Bauern ehrlich meinte und mit ihr unterging, da er nicht mit ihr ſiegen konnte. D. Herausg.

Digitized by Google

Anſpach und Baireuth entweihen. Um jener Klugheit willen habe ich ſogar mein kindliches Gewiſſen verleugnet und der Natur Gewalt angethan. Meinſt Du ſie habe mir nicht Ehrfurcht und Gehorſam für den Vater in das Herz gelegt, deſſen Wahnſinn ich im Schlafe überfiel und auf den Thurm der Blaſſenburg beſchränkte? Liebe zu einem Vater den ich lebendig in einem Kerkergrabe gefangen halte, aus welchem er nur hervorbräche zur Zerrüttung und zum Verderben ſeines Hauſes? Ich bin nicht verwöhnt mit irgend einer Neigung meines Gemüths zart umzugehen. Der iſt der Beherrſcher der Andern welcher ſich ſelbſt beherrſcht.«

Kaſimir war der ältere der Söhne des unglücklichen Markgrafen Friedrich IV., welche, jener über Baireuth, Georg über Anſpach gebietend die fränkiſch-brandenburgiſchen Fürſtenthümer regierten. In der That hielt Kaſimir allein die Macht in Händen. Ein gefährlicher Nachbar der Biſchöfe von Würzburg und Bamberg erkannte er ſeine Aufgabe darin daß er die Meinungen ſchützte die den Biſchöfen gehäſſig waren. Durch ſolche Politik ward er ein Beförderer der Reformation, und eben derſelben Politik war jede Schwierigkeit genehm in welche die Nachbarſtaaten geriethen, denn aus jeder ſuchte ſie Nutzen zu ziehen.

»Verſuch' es alſo Dorothea, jenen Mann in meine Nähe zu bannen, deſſen Erinnerung vorhin Deine Wangen mit der Lohe der Leidenſchaft färbte. Vermöge ihm dazu eine Beſtallung bei mir zu ſuchen. Ich werde Dir dankbar dafür ſein, ja der Ritter ſelbſt hätte vielleicht ungeahnte Urſache Dir dankbar dafür zu ſein. Denn wenn er gehen wollte und er wäre durch kein anderes Mittel zum Bleiben zu bewegen, ſo könnte ich mich veranlaßt fühlen dem Argwohne Raum zu geben, Herr Florian Geyer halte zu den Bauern.«

»Wer hat ihn deſſen bei Euch verleumdet? Ihn den adeligſten Mann der mir je an Eurem Hofe begegnete?« Der Markgraf lächelte fein zu dem Eifer mit welchem Dorothea die Vertheidigung des Ritters übernahm und zu dem ungemeſſenen Lobe welches ſie ihm ertheilte.

»Verleumdet? Du verſtehſt mich nicht. Verſtehſt nicht daß ich den Bauern einen ſolchen Anführer am Ende noch lieber gönnen würde als dem Biſchofe von Würzburg. Was ſchiert mich die Verlegenheit der Herren in Rothenburg? Was könnte ich dabei verlieren wenn die oder jene Landſchaft dem Hochſtifte den Gehorſam aufſagte? Meinen eigenen Bauern als ſich's in einigen Ämtern regte, habe ich am Heſſelberge die Hörner gezeigt. Die tagen und verſammeln ſich nicht wieder. Ihr Lärmen war mir ſogar nicht ganz ungelegen. Hätten ſie ſtill geſeſſen, ſo hätt' ich dem ſchwäbiſchen Bunde pflichtmäßig leiſten müſſen was ich jetzt anſtatt es zu geben von ihm verlange: Geld und Kriegsvolk.«

Kaſimir ſchwieg, Dorothea fuhr ſtatt ſeiner fort: »Eure Nachbarn meint Ihr nun, dürften ſich aber kaum ſo billigen Kaufs aus den Bauernhändeln herauswickeln, beſonders wenn die Ruhe nur mit Eurer Hülfe wiederherzuſtellen wäre.«

»Manchmal ſprichſt Du ſo klug kleine Here, daß ich dann die Schwerfälligkeit nicht begreife mit der Du andere Sachen anfaſſeſt. Den adeligſten Mann meiner Umgebung nannteſt Du den Ritter von Geyer. Das wäre wenig für mich. In ſeinem Weſen iſt weit mehr als das Wort »adelig« umſpannt. Ich habe ihn bei den Verhandlungen beobachtet die wir mit allerlei Abgeordneten pflogen. Er hat eine Art dabei daß der gemeine Mann wie der Vornehmſte ſeiner einfachen Verſicherung vertraut wie kaum dem Eidſchwure eines Andern.«

»Weil er überall tüchtig und wahrhaft iſt. Und mit Gewalt richtet Ihr nichts aus bei ihm.«

»Dazu hängen die Landsknechte an ihm daß keine Werbetrommel in Franken lieber als die ſeine gehört wird. Verſtehſt Du jetzt was mir an ihm liegt und weſſen ich fähig wäre, ſei's auf die Gefahr einer Ungerechtigkeit hin, damit ich mich Florian Geyer's bemächtige?« Das Weib nickte.

Ein Page klopfte an die Thür und ward von Dorothea eingelaſſen. Er überbrachte dem Markgrafen einen Brief, mit dem ein Eilender aus Mergentheim gekommen. Kaſimir lächelte beifällig während des Leſens: »Die Deutſchherren geben ihre Schlöſſer und Städte unvertheidigt der aufſtändiſchen Bauernſchaft preis. Sind das Ritter, iſt das ein Orden von Kriegern der ſchon vor dem Schatten einer Gefahr in feiger Beſtürzung entflieht? Sage Dorothea, verdient eine Körperſchaft ihre Güter die nicht die Kraft ſie zu behaupten hat? Es ſcheint wahrhaftig als ſei über das Pfaffen- und Ordensregiment der letzte Tag hereingebrochen.«

»Euer Wappenknabe übergab auch noch dieſen zweiten Brief von Jörg Haberkorn in Öttingen.«

»Damit iſt's nicht dringend mein Herz,« verſetzte der Markgraf, wobei er ihn dennoch erbrach und mit einem flüchtigen Blicke über die Zeilen hinging als errathe er deren gleichgültigen Inhalt im Voraus. Plötzlich aber fuhr er auf und hielt das Papier näher gegen das Kerzenlicht als wolle er ſeine Augen einer Täuſchung überführen. »Wie geſchähe das? Die Bauern im Ries auf den Beinen und es ſpuke ſelbſt unter den

Digitized by Google

Unterthanen der Baiernherzöge! Sieht der Jörg Haberkorn Geſpenſter daß er mir dergleichen melden kann, oder haben die Bauern im letzten Winter ſämmtlich das Gehirn erfroren, daß ſie tollwüthig werden da der Frühling eingetreten?« Er war aufgeſtanden und ſchritt aufgeregt durch's Zimmer. »Ich glaube nach der nergentheimer Rauchſäule im Norden hat mich der Feuerſchein im Süden erſchreckt. Es wird des Krawalls zu viel. Ein Verſuch gegen die faulen Bäuche in Mergentheim — das mochte dingehen, konnte ſogar erwünſcht ſein. Es wunderte mich auch nicht daß die rothenburger Bauernſchaft von der Uneinigkeit der ſtädtiſchen Gemeinde zu gewinnen ſuchte. Aber bei meinen Verbündeten im Ries und in Baiern — das iſt mehr Lärmen als zu brauchen und die Unordnung wird ſchließlich ſo groß daß ihr kaum noch geſteuert geſchweige denn ein Nutzen abgedrungen werden kann. Dorothea, Du erlaubſt daß ich mich erſt mit meinen Sorgen vergleiche bevor ich meine Erholung ſuche. Rufe den Knaben zurück oder einen der Trabanten herbei. Meine Räthe ſollen hierher beſchieden werden, die Amtleute und wer von Anſehen ſonſt meinen Hof nach Anſpach begleitet hat. Auch Herr Florian Geyer. Wenn Du der Verhandlung nicht weiter aus dem Wege gehſt als bis in das Seitenkabinet, ſo wirſt Du zugleich erfahren in wie fern es Deiner Dazwiſchenkunft beim Ritter bedarf. Zucke nicht mit den Achſeln auf mein Verlangen. Du biſt ſchön und Florian iſt ein Mann. Dazu biſt Du die Geliebte eines Fürſten. Zeige ihm ein Abenteuer und ich wette er nimmt es an.«

Die Frau erwiederte die Aufforderung mit einem Blicke der beinahe wie Verachtung ausſah. Ob es aber Verachtung gegen die Anmuthung oder Verachtung ihrer Lage war was aus den Augen des reizenden Weibes brach als ſie zu gehorchen verſprach, möchte nicht leicht zu errathen geweſen ſein.

Pagen und Trabanten ſtürzten fort dem Befehle ihres Herrn nachzukommen. Die Glasthür die in's Nebengemach führte, ſchloß ſich hinter Dorothea und eine Viertelſtunde ſpäter waren die Geforderten verſammelt. Nur Herr Florian Geyer fehlte bei der Einleitung der Berathung.

Hans von Seckendorf wollte wiſſen der Ritter habe einen Boten von Rothenburg empfangen und ſei mit dem gegangen. Der Hofmeiſter von Schwarzenberg dagegen erklärte er habe Herrn Florian gegen Abend wie nach dem Walde hin ausreiten ſehen, hinter welchem Reuſitz liege.

»Der Bote wäre eben ſo verdächtig wie der Weg,« ſagte der Fürſt darauf. »Hoffen wir daß der Ritter noch erſcheint.«

»In den Büſchen gegen den Taubergrund zu,« berichtete Seckendorf, »ſchaart ſich's von Verdächtigen und der Übermuth nimmt überhand. Dem Kaspar von Stein haben die Bauern das Haus rein ausgeplündert und Beutemeiſter ernannt die den Raub an Vieh und Geräthe auf gemeinſame Rechnung verkaufen und zur Theilung bringen.«

»Das ſieht einer Kriegsordnung ähnlich,« bemerkte der Markgraf. »Die ungeſtaltige Maſſe gliedert ſich.«

»Auch die Unterthanen Zeiſolfs von Rosenberg ſind mit aufgerichteten Fahnen der Brüderſchaft zugezogen,« fügte Schwarzenberg hinzu. »Die Aufſtändiſchen vor Rothenburg haben aller Orten her Zulauf.«

»Aus dem Markgräflichen haben ſich jedoch die Empörer noch nicht verſtärkt,« ſprach Kaſimir der kein allzu warmer Gönner der Ritterſchaft war und in der Ausraubung eines Edelſitzes nur die vereinzelte Gewaltthat der guten Gelegenheit erkannte. »Es gilt daher wachſam zu ſein und die Grenzen zu wahren. Vor Allem aber müſſen wir den Grafen von Öttingen wieder die Bewegung im Ries zu Hülfe kommen. Wie ſtark ſind wir augenblicklich an Reitern?«

»Gnädigſter Herr, auch in Euern Fürſtenthümern ruht nicht Alles. Die Furcht iſt groß und wenn Ihr dem Adel wieder aufzuſitzen gebötet, ſo möchte Mancher daheimbleiben damit er Weib und Kind und den eigenen Heerd ſchütze.«

»Was iſt das Herr von Seckendorf?« fragte der Fürſt mit ſtrenger Stimme.

»Die Wahrnehmung iſt's daß die Adern des Aufruhres auch durch unſere Gauen, daß ſie durch's ganze Reich laufen. Nicht blos die Stifter ſind's welche die Empörung bedroht, oder die kleineren Reichsſtände Frankens. Der Aufruhr iſt von größerem Maß, von furchtbarerem Weſen und er richtet ſich wie gegen die Geiſtlichkeit, eben ſo ſcharf auch gegen alle weltliche Fürſten und Herren. Er richtet ſich wider das alte Recht und wider jeden Gehorſam.«

Der Markgraf ſchien einen Augenblick betroffen, dann ſprach er: »Das iſt bald geſagt, aber der Beweis für Eure Rede? Ich hörte was die Fürſtenthümer betrifft, daß es einen Tumult zu Lindwach gegeben, ich weiß daß die Bauern über meinen Amtmann zu Wald murren. Wollt Ihr mich durch die Erinnerung daran ſo kindiſch einſchüchtern daß ich meinen öttinger Verbündeten die ſchuldige Hülfe verweigerte? Die Ehren und Vorrechte ſind dem Adel ganz bequem, aber

Digitized by Google

seine Pflichten zu erfüllen sträubt er sich. Freilich ich habe die Ritterschaft erst vor Kurzem an den Hesselberg bemüht. Hier und da rottet sich das Gesindel zusammen und tobt. Liefert den Beweis daß es nicht blos das Gesindel sei dessen Geschrei wir vernehmen und daß dem Aufruhre ein tieferer Sinn und Kern und allgemeiner Zusammenhang nicht fehle.«

Herr von Seckendorf schwieg und seine Verlegenheit dem mißtrauischen und aufgebrachten Fürsten gegenüber theilte sich den Übrigen mit. Es gab stets nur Wenige die sich berufen fühlten, dem Mächtigen eine unwillkommene Wahrheit zu enthüllen.

»Hier ist der Beweis,« erscholl die Stimme Florian Geyers und der Ritter der unter den letzten Reden unbeachtet eingetreten war, stand vor dem Markgrafen. »Auf die zwölf Artikel die auf diesem Bogen abgedruckt stehen, hat die Bauernschaft von Oberschwaben geschworen. Für die zwölf Artikel hat sich der Odenwald erhoben, das Volk von Hohenlohe griff dafür zu den Waffen und die zwölf Artikel sind der Bundesbrief über welchem sich die Aufständischen von Orenbach Bretthrimi und Mergentheim die Hände reichen.«

Eine Pause des Staunens folgte. »Bringt Ihr doch das Manifest der Empörung als wär's eine Siegesverkündigung,« sprach endlich Markgraf Kasimir und nahm das Papier aus Florians Hand.

»Zum Mindesten ist es das wichtigste Ereigniß in deutschen Landen seit Karl V. den Thron bestieg.«

»Die gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauernschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten,« las der Markgraf. »Aber entweder sind der bäurischen Forderungen sehr viele oder das Manifest ist in dem salbungsvollen Tone der neuen Prediger geschrieben der kein Ende zu finden weiß. Ein Gruß der Gnade und des Friedens durch Christum geht voran. Ein Friedensgruß dem die Kriegserklärung folgt. Vielleicht hat sich Herr Florian mit den Artikeln bereits so vertraut gemacht daß er uns ihren Inhalt in der Kürze bezeichnen kann.«

»Das hab' ich in der That der Mühe werth gehalten,« entgegnete der Ritter und nahm die Urkunde wieder zur Hand. »Die Einleitung also nimmt das Evangelium gegen die Beschuldigung in Schutz, als habe es den Aufruhr der Bauernschaft zu verantworten. Vielmehr falle die Last der Verantwortung auf jene die sich dem Evangelium widersetzen.«

»Auf die geistlichen Herren. Sie sind es die das Reich in Zwietracht stürzen,« fiel der Markgraf ein. »Wir Weltlichen müssen es dann mit ihnen büßen.«

»Der erste Artikel enthält die demüthige Bitte und Begehr daß es den Gemeinden künftig zustehen möge sich ihre Pfarrer selbst zu wählen, die ihnen die reine Christenlehre ohne menschlichen Zusatz vortragen sollen.«

»Ein ungefährliches Verlangen dem die fürstlichen Herrschaften wohl in Gnaden beipflichten könnten, wenn es auf den Landtagen zum gebührlichen Vortrage käme. Nur mit den Waffen soll der Unterthan nicht meinen uns etwas abzudingen. Was weiter?«

»Der zweite Artikel erkennt nur den Getreidezehnten als in der Schrift begründet an und verwirft den kleinen Zehnten, den Blutzehnten vom Vieh.«

»Das lautet schon verfänglicher insofern nicht allein die Kirche Zehnten nimmt,« war die Meinung Kasimirs der leicht zu einem religiösen Zugeständnisse zu bewegen war und desto schwerer zu einem finanziellen. Denn er hielt prächtig Hof und theuer ans dem Beutel seiner hart gedrückten Unterthanen.

»Der dritte Artikel erklärt die Leibeigenschaft für unerträglich weil sie unchristlich. Denn, sagt der Verfasser: es findet sich in der Schrift daß wir frei sind und wir wollen frei sein.«

»Frei sein, hoho! Wie gefällt Euch das Ihr Herren?« fragte der Markgraf gegen die Edlen gewendet. »Die Forderung ist nicht dumm, es käme nur darauf an wie sie durchzusetzen wäre.«

Die Herren lächelten verächtlich. Eine christliche Obrigkeit meinten sie, werde auch den Hörigen wie einen Menschen ansehen und nicht ganz wie einen Hund behandeln. Dann aber schwinde jeder Grund zur Klage.

»Zum vierten verlangen die Bauern das Recht der Jagd und Fischerei.«

»Das Recht der Jagd und Fischerei!« rief's wie aus Einem Munde durch das Zimmer.

»Sollen wir ihnen nicht auch die Netze und Garne dazu stellen?« spottete ein Junker.

»Oder die Hunde führen wenn es den Herren Bauern beliebt eine Sau zu hetzen?« fügte ein Anderer hinzu.

»Ihr habt Recht Herr Florian,« sprach Hans von Schwarzenberg, »seit Kaiser Karl regiert, ist keine gefährlichere Neuerung im Reich erfonnen worden.«

»Diejenigen Holzungen, und das ist der fünfte Artikel, welche sich die Herrschaften widerrechtlich angeeignet haben,« fuhr Herr Florian fort, »sollen an die Gemeinden zurückfallen. Der sechste und siebente Artikel wehren der ungemessenen Anmuthung von Frohndiensten. Die Bauern wollen dem Herrn nicht nach dessen Willkür und Laune verpflichtet sein, sondern auf Grund des alten Herkommens oder neuer Einigung.

Digitized by Google

Zu andern Leiſtungen als die ſie ſchon von den Eltern empfangen oder wozu ſich der Bauer bei Übernahme des Guts verſtanden, ſoll ihn ſeine Herrſchaft nicht drängen dürfen.«

Seitdem aber ein Artikel das geheiligte Adelsrecht der Jagd angetaſtet hatte, war die Gruppe in voller Bewegung und kein Gehör mehr für die übrigen Forderungen zu finden. Sie galten im Voraus für ſo ausſchweifend und unmöglich, daß auf jeden Punkt den Herr Florian vortrug, nur ein Geräuſch des grimmigſten Hohnes antwortete.

»Laßt uns die Artikel zu Ende vernehmen,« gebot der Markgraf dem wachſenden Getöſe der Entrüſtung.

»Die Bauerngüter,« fuhr Herr Florian fort, »die mit ſo großem Zins und Gült beſchwert ſind daß dem Beſitzer für ſeine Mühe und Arbeit nichts übrig bleibt, ſollen durch billige und ehrbare Leute welche die Herrſchaft ernennt, abgeſchätzt und darnach die Auflage für ſie angeſetzt werden. Neuntens wird die Willkür und Parteilichkeit der Geldſtrafen gerügt und um Urtheil nicht nach Neid oder Gunſt, ſondern nach dem Geſetze gebeten. Zehntens ſollen den Gemeinden die Ländereien zurückgegeben werden die ihnen hier und da von den Herrſchaften widerrechtlich entriſſen worden ſeien. Elftens iſt der Brauch des Todfalls abzuthun, da es ſchändlich ſei Wittwen und Waiſen zu berauben.«

»Zum Zwölften aber Herr Florian,« unterbrach der Markgraf den Ritter, »verlangen die Bauern daß Fürſten und Adel den Bettelſtab ergreifen und aus dem Lande wandern ſollen. Oder was wäre noch übrig?«

»Zwölftens erbieten ſich die Bauern,« entgegnete der Ritter mit ernſtem Ton und tiefer Stimme, »zur Zurücknahme jedes der hier aufgeſtellten Artikel deſſen Unſtatthaftigkeit ihnen aus dem Worte Gottes nachgewieſen werden kann. Ja und wenn er ſchon von der einen oder andern Obrigkeit bewilligt wäre, ſo ſolle das Zugeſtändniß todt und ungültig werden durch den Beweis eines Widerſpruchs der Forderung mit der heiligen Schrift.«

Die Wendung überraſchte ſelbſt Herrn Kaſimir.

»Seid Ihr zu Ende Herr von Geyer?« fragte er ſich gewaltſam bezwingend.

»Es ſind mehr nicht als zwölf Artikel und darin iſt denk' ich die Summe der Beſchwerden deutlich ausgedrückt.«

»Als ob die Bauern den Unſinn und die freventliche Anmaßung noch weiter treiben könnten!« erboſte ſich Herr von Schwarzenberg der fürſtliche Hofmeiſter.

»Nicht der Mühe verlohnte es ſich mehr von edler Geburt zu ſein, wenn ihre Frechheit durchdränge,« ſetzte ein Junker von Grumbach hinzu. »Was hätten wir noch voraus?«

»Kein ordentlicher Mann kann ſo verruchtem Greuel zuſehen ohne daß ihm das Schwert von ſelbſt in die Fauſt wüchſe!« ſagte Hans von Seckendorf bemüht den Eindruck ſeiner frühern Einrede vergeſſen zu machen. »Schickt die Artikel aus Herr Markgraf, und die Ritterſchaft wird ſich ohne weiteren Befehl und Aufruf verſammeln, den Bauern das Jagdrecht zu koſten zu geben —«

»Dazu die Aufhebung der Leibeigenſchaft und des ungemeſſenen Dienſtes,« fuhr ein behenderer Sprecher fort.

»So hoff' ich Ihr Herren. Aber Eure Meinung von den Artikeln Edler von Geyer,« fragte der Markgraf, »da Ihr uns bisher nur deren Inhalt gegeben.«

»Sie würde nicht gehört werden an dieſem Orte,« antwortete Ritter Florian.

»Weicht mir nicht aus und ſagt Eure Meinung. Iſt es etwas Beſſeres als Geſindel welches dieſen giftigen Fehdebrief wider die Ordnung der Dinge hinausſchleudert?«

»Gnädiger Herr, ich zeigte Euch den entblößten Kern der Artikel. Vielleicht gefielen ſie Euch beſſer in der geſchmeidigen Schale mit welcher ſie der Verfaſſer umgeben. Einer aus dem Geſindel hätte mit ſo viel heiligem Ernſt und ſo beſonnener Mäßigung wohl nimmermehr geſchrieben und wie die Bauern hier und da, ja meiſtens behandelt werden, das iſt zum Erbarmen. Auch iſt ſchon mancher Mann von beſſerem Stande in Anbetracht ſolchen Elends zu ihnen getreten wie ich Ew. fürſtlichen Gnaden gleich hier aus der Nachbarſchaft Fritz Nagel den Amtmann von Scheckenbach benenne. Von welchem Vertrauen aber die Bauernſchaft ſelbſt zu ihrem Rechte iſt, das erweiſt ſich aus den Schiedsrichtern auf die ſie ſich berufen haben. Friedrich der Kurfürſt von Sachſen ſteht darunter voran und den evangeliſchen Doctoren Luther und Melanchthon ſind die Artikel zugegangen daß ſie ihren Verſpruch darüber thun ſollen.«

Der Markgraf verbarg ſein Erſtaunen über das Gehörte unter der Frage: »Friedrich von Sachſen aber und ſeine vertrauten Räthe ſollten dem Verlangen aufſtändiſcher Bauern beipflichten?«

»Wenn's chriſtlich wäre — warum nicht? Und es iſt chriſtlich und menſchlich wie mir ſcheinen will.«

»Herr Florian, Herr Florian — wohin gerathen wir!« Der Markgraf brach ab mit einem Tone der

Digitized by Google

beinah wie eine drohende Warnung klang. »Den Auftrag Würzburgs habt Ihr niedergelegt. Wem wollt Ihr ferner dienen, da die Lage darnach iſt daß wohl jeder Mann an die Wahl ſeines Platzes denkt?«

»Dem Vaterlande gnädiger Herr Markgraf, und meinem Gewiſſen. Denn ich vermochte es nicht müſſige Verhandlungen fortzuſetzen bei denen ich wohl die Vollmacht gehabt hätte das arme Volk zu täuſchen und hinzuhalten, aber nicht ihm zu gewähren.«

»Gewähren was alle hergebrachten Rechte und Pflichten aus ihren Fugen reißt? Gewähren was wider Euern eigenen Stamm und Euer Blut gerichtet wäre? Ich hoffe Herr Florian, Ihr ſchätzt Euch höher als daß Ihr zum Verräther an dem Adel werden könntet dem Ihr zur Zierde gereicht. Spart Eure Gegenrede, wir ſprechen uns morgen. Ich reite auf den Fürſtentag den ich nach Neuſtadt an der Aiſch ausgeſchrieben. Ihr ſeid zur Begleitung eingeladen. Dort wird ſich's entſcheiden ob die fränkiſchen Herren in feſter Einigung gegen den allgemeinen Feind auftreten wollen und wer dem Fürſtenbunde dient, wird ſeinem Vaterlande dienen.«

Ohne eine Erwiederung zu erwarten wendete ſich der Markgraf an die zerſtreuten Gruppen welche die übrigen Herren, lebhaften Verkehrs durcheinander, im Zimmer bildeten. »Bevor wir einen Schritt wider den Aufruhr für uns allein beſchließen, wollen wir den Beirath und die Zuſtimmung der hohen Stände Frankens einholen die ſich zu Neuſtadt verſammeln. Indeſſen hütet das Haus und werft den Harniſch nicht in den Winkel. Denn ich werde zu einem allgemeinen Kriegszuge auffordern, daß wir in Franken der Empörung aus eigenen Kräften ſteuern. Hat doch der Truchſeß mit den Bundestruppen in Schwaben ſo viel zu ſchaffen daß wir hier leicht länger auf Herrn Jörgs Hülfe warten möchten als Hülfe überhaupt noch möglich. Selber iſt der Mann und damit geruhſame Nacht Ihr Herren.«

Während ſich die Entlaſſenen entfernten, hielt der Markgraf ſeinen Hofmeiſter von Schwarzenberg bei ſich zurück. Das fiel nicht auf und auch nicht daß der Fürſt heimlich mit ſeinem erſten Hausbeamteten ſprach, während ſich das Gemach leerte. Sie ſtanden an der Glasthür durch welche ſich Dorothea vorhin zurückgezogen hatte. Als auch die Letzten aus dem Zimmer waren, wurden ihre Worte ungehindert laut.

»Noch in dieſer Nacht?« fragte der Hofmeiſter.

»Sogleich wenn es ohne peinliches Aufſehen geſchehen kann. Denn er iſt der Bauern ganz und gar.«

»Der von Grumbach gibt ein Gelage,« antwortete Schwarzenberg. »Geyer iſt dazu geladen und hat zu kommen verſprochen.«

»Hat er zu kommen verſprochen, ſo wird er erſcheinen, denn im Kleinen wie im Großen bindet er ſich an ſein Wort. Triff Deine Anſtalten darnach daß Du die Herberge mit den Trabanten beſetzt haſt ſowie er dahin zurückgekehrt iſt. Dann tritt vor ihn und ſag' ihm, das geſchähe auf meinen Befehl damit ich ſeiner Begleitung nach Neuſtadt verſichert wäre. Ich ſei eiferſüchtig darnach ihn in der Fürſten und in meinen Dienſt zu bringen und ſein Herz habe mir vorhin ſo bäuriſch geſchienen, daß ich faſt fürchten ſollte auch ſein Arm könne es werden.«

Der Hofmeiſter beurlaubte ſich. Schon war er an der Thür als ſich der Fürſt noch einmal an ihn kehrte: »Geh' glimpflich zu Werke. Handle mit entſchloſſener Kraft, aber verfahre mit milder Form daß eine Einigung möglich bleibt. Ich hätte ihn gern auf eine freundlichere Weiſe an mich gefeſſelt wenn die Anſtalt dazu nicht zu weitſichtig und unſicher wäre. Bedenke daß ich ihn nicht beleidigen, ſondern nur zwingen will und gib mir Bericht Haus, ſowie Du's vollzogen.«

Schwarzenberg ging und der Fürſt ergriff die zwölf Artikel die ihm Florian zurückgelaſſen. Mit der ruhigen Aufmerkſamkeit die er der Schrift vorhin verſagt hatte, durchlas er ſie jetzt. »Das iſt fürwahr nicht die Sprache die aus einem Kirchweihkrawall heraus klingt. So drückt ſich Geſindel nicht aus. Deſto ſchlimmer oder auch deſto beſſer. Auf dem Fürſtentage werden ſie ſtaunen, wie uns die Bauern das Chriſtenthum auslegen wollen. Nun ich hoffe die Disputation mit ihnen wird mir übertragen.« Eine Weile ſaß der Markgraf ſtill nach der Lectüre und ſtarrte gedankenvoll in's Licht. »Die Geſtalt der Welt würde nicht wieder zu erkennen ſein, beſiegte und der Aufruhr. Aber Franken könnte durch den Kampf mit der Empörung wohl einige Veränderungen erleiden die der Landſchaft und meinem Hauſe erſprießlich wären. Eine Herzogskrone wankt. Nur wer ihren Fall aufhält wird würdig ſein ſie künftig zu tragen.«

Ein Geräuſch im Nebenzimmer brachte ihm Dorothea's Gegenwart in Erinnerung. Er rief nach der Frau. »Wo warſt Du daß Deine Hände ſo kalt ſind wie die Nachtluft draußen? Und Dein Buſen hebt ſich in ängſtlicher Bewegung?« fragte Kaſimir. »Ging nicht eben die Thür die nach der Treppe führt?«

»Nur das Fenſter,« entgegnete Dorothea, »durch das ich blicke und der Froſt hat mir die Hände erſtarren gemacht. Der Himmel iſt gegen Rothenburg zu von

Digitized by Google

einer ſeltſamen Gluth angehaucht und doch ging kein Geſtirn dort unter. Als ich hinaushorchte ſchien wüſtes Geſchrei aus dem Walde herüber zu dringen.«

»Davon zitterſt Du?« Der Markgraf trat an's Fenſter und ſchaute gegen die bezeichnete Richtung.

»Wovon ſonſt? Oder glaubt Ihr es ſei von dem Tone mit welchem Ritter Florian vorhin die zwölf Artikel las? Er ſah dabei aus wie der Engel des Weltgerichts.«

»Wider dieſen Engel iſt andere Vorkehrung getroffen als durch Dich, daß er ſich nicht von uns verirrt. Die Helle die Dich erſchreckt hat, rührt von den Köhlern im Walde her die ihre Meiler angezündet haben. Das Geſchrei iſt luſtiger Jubel der Gäſte aus Herrn Grumbachs Wohnung. Wie ein Engel des Weltgerichts! — Laß mir das Nachtmahl auftragen und wenn Du unwirſcher Laune biſt den Zwergen rufen daß ſie mir mit ihrer Kurzweil die ſchweren Gedanken zerſtreuen. Ich geh' nicht ſchlafen bis mir mein Hofmeiſter noch einmal Meldung erſtattet hat.«

»Da iſt ſie gnädigſter Herr, die Meldung die Ihr von mir erwartet,« ſprach der Herr von Schwarzenberg haſtig eintretend ſchon in der Thür.

Dorothea fuhr mit einem Schrei des Schreckens zurück. »Es iſt nichts — Ihr wart ſo plötzlich im Zimmer,« ſprach ſie. »Berichtet nur, unſer Herr iſt geſpannt von Euch zu hören.«

»Grumbach's Gäſte,« gehorchte der Hofmeiſter, »waren zugleich mit ihrem Wirth vom Schloſſe in deſſen Haus gegangen. Ich folgte dahin nach. Nicht ich allein auch die andern vermißten den Ritter von Geyer. Sie wollten ihn damit aufziehen daß er vor Euch den Bauernadvocaten geſpielt hätte. Endlich ſchlug ich vor daß wir ihn einholten und ein paar der Aufgeräumteſten gaben mir das Geleite. Ich bin ohne Schuld, denn es war Ew. Gnaden Befehl erſt nach dem Gelage zu verfahren. Als wir an die Behauſung des Ritters kamen, fanden wir Herrn Florian nicht mehr. Er hatte ſich ſo eben auf's Pferd geworfen und war entritten.«

»Entritten — ſo war's die Wahrheit was mir zum Vorwande dienen ſollte. Ohne Abſchied entritten! Er gehört den Bauern.«

»Befehlt Ihr daß ihm nachgeſetzt werde? Sechs, ſieben Roſſe ſtehen geſattelt und mit dem Ritter iſt nur der Landsknecht der Nachmittags von Rothenburg an ihn kam.

Der Markgraf ſann eine Weile: »Keine Verfolgung! Es gewönne mir den Mann nicht da's ſo weit mit ihm gediehen, auch wenn er gefangen würde. Schweige ſtill gegen Jedermann, lege kein Gewicht auf die Entfernung des Ritters, Du darfſt ſogar vermuthen laſſen, er ſei auf mein Geheiß ſo eilig von dannen. Sonſt könnt' auch noch ſein Beiſpiel Schaden ſtiften.«

Die Frau ſtand dabei am Fenſter, von den Redenden das Angeſicht weggewendet und die Hände über der Bruſt gefaltet, als danke ſie Gott für eine gelungene That.

---

2. Der Schwur bei Scheftersheim.

Rothe Lichter wie von Pechkränzen und Fackeln die ſich unter den Bäumen bewegen. Getöſe von Männerſtimmen und Waffen durch den Wald — Ruf der Sturmglocken draußen der von Dorf zu Dorfe heult. Darüber eine ahnungsvolle Frühlingsnacht. Der Rand des Himmels wo er ſich an die Erde lehnt, iſt rauchig verdunkelt. Aber vom ſchwarzblauen Scheitel des Himmelsgewölbes ſchimmern die Geſtirne in diamantner Klarheit auf den ſchlummernden Planeten hernieder.

Auf dem Sattel des Hügels um den die ſchweifenden Lichter kreiſen, iſt ein gewaltiges Feuer entzündet. Wächter ſchreiten daran hin und wieder. Auf ihren blanken Speeren und Harniſchen glänzt die unſtäte Flamme des Holzſtoßes, in ihren Geſichtern der Wiederſchein einer andern gleichmäßigeren Gluth die von innen kommt. Wenn die Lohe hochaufſchlägt ſo beleuchtet ſie nicht nur die Gebüſche des Hügels und den Einſchnitt des Thales, ſondern drüben über der Telie tauchen ſpitzgemauerte Bögen, gothiſche Giebel, überſteil und langgeſtreckte launenhaft durcheinandergeſchobene Dächer aus dem ſchwarzen Raume empor und verſchwinden wieder als gaukelten ſie phantaſtiſch in der Luft. Jetzt wird der ſchmale Thurm der auf dem höchſten der Dächer reitet, ſichtbar und ſelbſt die Glocke darin über welcher der Hammer ſchwebt, iſt in dem weitgeöffneten Schallloche zu erkennen. Mit Schiefer überkleidet ringelt ſich der Thurm glatt und ſchlank empor über das Gebäudewirrſal und das goldene Kreuz auf der goldenen Weltkugel darauf flinkert hell herab als wär's ein Stern.

Bei dem uralten Kloſter Scheftersheim war's, wohin ſich die Bauern in einer der erſten Aprilnächte des Jahres 1525 beſchieden. Die Schirmvoigte von Rothenburg hatten es einſt im Namen der Hohenſtaufen verwaltet. Seit vorgeſtern walteten andere Voigte darin und im Namen eines viel größeren Geſchlechts · die Anführer der aufgeſtandenen Gemeinden Thäler und Land-

Digitized by Google

ſchaften im Namen der niedergedrückten Menſchheit. Das Feuer auf dem Hügel brannte ſeit Mitternacht und der Schultheiß von Igensheim mit ſeinen Bauern hielt die Wache dabei. Die Männer aus dem deutſchherriſchen Gau lagen im Kloſter. Es waren Rotten aus Gransfeld, Lauda, Weikersheim und wie die Dörfer und Städte heißen die ſich um Mergentheim anmuthig hinſtreuen. Die Feigen welche ſich des Mitzugs gewiegert hätten, wären wohl durch die Drohung zur thätigen Theilnahme aufgeſtachelt worden, daß ihnen die Empörung all das Ihrige nehmen würde, und der Beherzten gab es viel mehr als der Zaghaften.

Aber die aus dem Deutſchherriſchen ſollten nur einen Bruchtheil der großen Verſammlung bilden. Mit der Nacht waren ſchon andere zahlreiche Schaaren, immer zwei und drei Fähnſein auf einmal gekommen, aus dem Tauberthale von Brettheim her und aus dem Würzburgiſchen von Bütthart und dem Markt Bibart. Dazu erwarteten die Häupter wenn nicht das Volk ſelbſt aus der Grafſchaft Hohenlohe und vom Odenwald, ſo doch Botſchaft und Abgeordnete von ihnen.

Weit hin um das Kloſter und gegen die anſchließenden Felder und Büſche waren Poſten ausgeſtellt. Was nicht zu Haufen und mit fliegenden Fähnlein kam, das mußte die Loſung geben, damit ſich kein Verräther in die Verſammlung ſchleiche. Den Reiter auf ſchweißtriefendem Gaule mit ſeinem Geſährten in Landsknechtstracht der ſo eben gegen den Hügel wendete, riefen die Wächter an.

»Loſet, was iſt das für ein Weſen?«

»Daß wir vor den Junkern und Pfaffen nicht genesen,« kam die gerechte Antwort von den Reitern und der Bauer zog den vorgehaltenen Spieß zurück. Die Roſſe ſprengten vorbei. Verwundert blickte ihnen der Wächter nach. »In Helm und Mantel ſelbſt ein Junker, und geſellt ſich zu uns?«

»Aber die vom Endſee aus Orenbach kennen ihn,« ſagte ſein Kamerad. »Sieh! ſie empfangen den Herrn als hätten ſie einen Freund in ihm erwartet.«

»Ich hätte kein Vertrauen zu Einem der nicht wie wir die Schwielen der Knechtſchaft an ſeinen Gliedern trägt.«

Das war eine ſeltſam anzublickende Genoſſenſchaft unter die Herr Florian Geyer trat, da er auf den Hügel hinauf und an's Feuer kam. Die Kloſterglocke die zur Verſammlung läuten ſollte, war nur erſt einmal erklungen, aber ſchon waren der Menſchen weit mehr als der Bäume auf dem Hügel und abwärts voliends wo die Haufen ſtanden, drängte ſich's Schulter an Schulter. Einige von den Hauptleuten waren neu in Scharlach gekleidet und hatten ſich rothe Barette mit Federn auf das Haupt geſtülpt, andere die Tracht beibehalten in der ſie daheim ihren Geſchäften auf den Markt und in's Ackerfeld nachgegangen waren: oft das unſcheinbare Zwillichwamms und die unverwüſtliche Lederhoſe. Von noch größerer Verſchiedenheit war die Bewaffnung der Menge. Jagdſpieße und Holzärte, mit Nägeln beſchlagene Dreſchflegel und lange Reiterdegen, Armbrüſte und Donnerbüchſen — Alles hatte zur Ausrüſtung des plötzlich geſchaffenen Heeres gedient was dem Einzelnen nur erreichbar geweſen war, und im äußerſten Nothfalle hatten ſich die Geräthe des Friedens in Werkzeuge des Kriegs verwandeln müſſen.

Zum zweiten Male läutete die Kloſterglocke zu der Hora die das Volk hielt. Auch die Letzten trafen ein, auf die der ſtill ordnende Mann gewartet hatte, der jetzt unter die aufgerichtete Sturmfahne trat. Das Fahnenblatt ward aus ſeiner Hülle gelöſt. Der Wind griff hinein das Banner zu entfalten. Der Mann beſtieg den Tritt der neben die Fahne geſtellt worden war. Kurzer Geſtalt wie er war, konnte er nur von ſolcher Erhöhung aus Alle überſchauen und von Allen geſehen werden. Denn um das Feuer ſchaarte es ſich von Bewaffneten und mancher Rieſenleib ragte aus der dichten Reihe, der an Höhe mit dem langen Lienhart aus Schwarzenbronn — der ſtand an der Spitze eines rothenburger Haufens — wetteifern konnte. Bei den erſten Hauptmannswahlen, wo andere Eigenſchaften noch unentwickelt im Dunkeln lagen und Mancher in der Gemeinde die Hand aufheben mußte für einen Unbekannten zu ſtimmen, hatte die ſtattliche Leibesbeſchaffenheit und körperliche Stärke vielfach den Ausſchlag gegeben.

»Wer iſt der Sprecher?« fragte Florian ſeinen Nachbar, auf den Mann unter der Fahne deutend, auf deſſen durchdringenden Ruf das Geräuſch der Tauſende in ein erwartungsſchweres Schweigen überging.

»Einer der Wiſſenden. Aus dem Hohenlohiſchen kam er, aber ſein Name iſt nicht genannt worden.«

Der Sprecher forderte die Verſammlung auf, die Verhandlung in chriſtlicher Weiſe und mit Gebet zu beginnen. Viele Geiſtliche waren zugleich mit ihren Gemeinden ausgezogen; bei den Anführern ſtanden ſie oder waren der Maſſe untermiſcht. Einer davon ſtimmte das Lied: »Ein' feſte Burg iſt unſer Gott« an, welches ſeit einem Jahre begeiſternd durch Deutſchland flog, und feierlich ſchwoll der Geſang zum ungeheuern Chore. Seine Tonwellen brachen ſich an den Mauern des Kloſters und ergoſſen ſich in majeſtätiſchem Strome über

Digitized by Google

das nächtliche Gefilde. Nach dem Chorale kniete die Menge nieder. Im ſtummen Gebete erhoben ſich tauſend und abertauſend Herzen zum Sternenhimmel, den Segen deſſen der die Sterne lenkt zu erflehen für das Werk der Befreiung.

Drauf nahm der Sprecher unter der Fahne das Wort. Herr Florian meinte, er habe dieſelbe Stimme in früheren Tagen gehört, doch konnt' er nicht errathen von wem, und das Geſicht des Redners ſchien ihm fremd zugleich und doch bekannt.

Der allgemeine Theil ſeiner Rede war kurz. Wußte doch ein Jeder was für ein gewaltiger Antrieb ihn hierher geführt hatte, und es galt längſt nicht mehr den Aufſtand in ſeinem Urſprunge nachzuweiſen, ihn zu rechtfertigen oder ihm das Ziel zu beſtimmen, ſondern nur ſeine Glieder zu ordnen und zu verbinden. Wider den Druck des Vielherrenregiments, darunter Leib und Seele verdarben, und auf eine neue Ordnung im Reiche war die Bewegung gerichtet. Alle Bauern und was ſich von den Bürgern der Städte ihnen ſchon angeſchloſſen, ſollten eine feſte Einigung bilden, eine »chriſtliche Bruderſchaft« nach der Ausdrucksweiſe der Zeit, zu gemeinſamer planvoller Handlung und gegenſeitiger Unterſtützung.

Dies nur ſetzte der Redner, ohne viel ſchöne Worte daran zu wenden, klar und bündig auseinander. Dann ſtellte er die Frage an alle Verſammelten, ob es ihr Wille und Meinung ſei, zu ſolchem Zwecke und zu ſolchem Bündniß Alle mit Gut und Blut zuſammenzutreten und ſich darauf zu verſchwören.

»Ja, Amen!« hallte die Antwort von der menſchenbedeckten Höhe und aus dem Thale zurück als thäte die Erde ihren Mund auf, ſelbſt für ihre unglücklichſten und am ſchwerſten belaſteten Kinder zu zeugen und Aller Hände ſtreckten ſich zum Eide gegen den Himmel empor.

»Ja, Amen, angenommen und alſo geſchehe es!« fuhr der Redner fort. Ein Knabe hielt ihm die Fackel vor und er entblätterte die Liſte der Hauptleute die ſich zur Verſammlung angemeldet hatten. Vor allem Volke ſollten ſie noch einmal ein Jeder beſonders ſchwören für ſich ſowohl als im Namen ihrer Schaaren, mochten die letzteren um den Hügel ſtehen oder in meilenweiter Entfernung lagern, ſo daß ſie nur durch Abgeordnete bei dem Freiheitsſchwure vertreten waren.

Der große Lienhart aus Schwarzenbronn leiſtete den Eid zuerſt für ſich und Namens des Tauberhauſens. Die Linke auf das Kreuz gelegt welches ihm ein Prieſter entgegenſtreckte, die Rechte empor gehoben ſchwor er wie es ihm der Sprecher vorſagte:

»Ich ſoll und will, indem ich in die Verſammlung der Bauernſchaft mich begeben habe, weder geiſtlichen noch weltlichen Fürſten Zoll, Zins, Steuer oder Zehnten geben bis zu Austrag und End dieſer Sache, und Einen Gott Einen Herrn haben. Das helfe mir Gott und das heilige Evangelium. Im Namen des Allmächtigen!«

Die Verſammlung ſprach das Amen dazu.

Drauf leiſteten die Hauptleute der Brettheimer den Schwur, Fritz Nagel der Amtmann von Schreckenbach vereidete ſich für die roſenberger Bauern, Fritz Büttner aus Mergentheim für die Deutſchherriſchen. Mit den Würzburgiſchen war ein Anführer gekommen den Herr Florian mit Erſtaunen aufrufen hörte: der luſtige Fritz Zobel.

»Du ein Hauptmann des Aufſtandes?« fragte der Ritter als der von Zobel leichtfüßig an ihm vorüber und gegen die Sturmfahne hinſchnellte.

»Billiger ſollt' ich überrascht geweſen ſein Dich an dem Racheſeuer der Bauern zu finden! Wer's in der Ordnung zu nichts bringt, der verſucht's mit der Unordnung. Habe eben die Karthauſe Tuchelhauſen rein ausgeplündert mit den Meinigen. Da gab's Beute die Fülle, epulas largas atque vinum! Faſt hätte ich aber vorhin etwas wie Reue verſpürt als ich zum Glück und zur Befeſtigung meines neuen Bekenntniſſes Dein andächtig geſammeltes Geſicht erblickte. Bei Deiner Firmelung kannſt Du nicht feierlicher ergriffen geſtanden haben. Müſſen doch wohl in ihrem Rechte ſein die Bauern, daß ſie nicht mehr unterducken wollen. Vorwärts und es wird friſch weg zu ihnen geſchworen!«

Florian hatte nicht Zeit den ſtörenden Eindruck dieſer Begegnung auf ſich wirken zu laſſen. Er gewahrte einen andern Freund der ſich anſchickte zum Eidſchwur zu ſchreiten. Von der andern Seite herüber gegen den Fahnenplatz ſetzte ſich ein Rieſenkörper in Bewegung in welchem der Ritter den treuen Wirth aus Ballenberg, Jörg Metzler, erkannte.

»Für den Odenwald bin ich da, deſſen Volk auf die zwölf Artikel geſchworen und mich als den Oberſten von den Hauptleuten hierher geſchickt hat das Verbündniß einzugehen,« erklärte er, leiſtete ſodann den Eid und die Verſammlung ſprach auch dazu ihr Amen.

Die Reihe war an Geyer ſelbſt gekommen den die aus der rothenburgiſchen Centgrafſchaft Endſee als ihren Hauptmann benannt hatten. Jörg Metzler hatte den Tritt des Sprechers noch nicht verlaſſen und der Ritter traf auf demſelben mit ihm zuſammen.

»Wahrhaftig, Ihr ſelbſt — der edle Herr Florian

Digitized by Google

Geyer! Ich wollte meine Ohren Lügen ſtrafen als ich Euren Namen rufen hörte, aber ich kann nicht zugleich auch meinen Augen widerſprechen,« ſagte Jörg.

»Iſt Euch meine Gegenwart ſo befremdlich?«

»Sagt ſo erfreulich oder wenn Ihr wollt auch befremdlich! Uns Alle wie wir hier ſind, hat die Noth gejagt, die Verzweiflung iſt's die uns verbündet, und hier und da führt uns der Zufall oder ein lockerer Charakter einen Genoſſen zu. Aber Euer Sinn und Muth ſind im Feuer geprobt und Eure Bahnen geleiten zu den Höhen des Lebens in deſſen Tiefen wir verkümmern ſollten. Das iſt's weshalb ich Eure Brüderſchaft mit ſo viel Verwunderung als Freude begrüße, daß Ihr von der ſichern Warte herabſteigt auf das ungewiſſe Kampffeld, dem Armen und Niedrigen Euren Beiſtand zu bringen.«

Der Hauptmann der Odenwälder hatte laut geſprochen, und laut antwortete ihm der Ritter daß es alles Volk hören konnte. Die Gabe des raſchen und gemein verſtändlichen Ausdrucks die er einſt an ſich vermißt hatte, fühlte er ſich von der Größe des Moments verliehen.

»Freunde und Brüder! Eure Noth und Euer Elend, nicht das meinige hat mich zu Eurer Fahne gerufen, das iſt die Wahrheit. Dazu ein Anderes was ich Euch anſagen will. Es hat nicht an Überredung gefehlt mich für die Sache zu bewegen, in deren Dienſt ich heute trete. Auch lag mir lange ein Wort im Sinn und ich trug es mit mir umher, was ich einſtmals hörte, obſchon es nicht für mich geſprochen ward. Es war im Herbſte daß ſich einige Freunde des Volks auf einſamer Haide in einer Krähenhütte über die Befreiung beriethen, und ich kam dazu. Aber das Alles würde mich nicht hingeriſſen haben wie ich jetzt zu Euch trete, bereit meinen Namen und meine Abkunft von mir zu werfen und Blut und Ehre für Euer Anliegen einzuſetzen, denn ich hätte gemeint zu der chriſtlichen Ordnung die Ihr mit Recht begehrt, ſei auf anderem Wege zu gelangen als auf dem Wege friedenbrechender und mörderiſcher Gewalt. Da rief mich der Fürſt in ſeinen Dienſt, der Biſchof von Würzburg iſt und Herzog von Franken. Ich ſollte ihm behülflich ſein daß der Aufruhr der ſchwäbiſchen Gebirge nicht auch hierher zu uns eine Thür fände, und ich gehorchte dem Gebote indem ich mit Gemeinden, Räthen und Verbündeten des Biſchofs redlich unterhandelte. Brüder, es iſt auch kein Körnlein von Gerechtigkeit für Euch vorhanden in den Herzen Eurer Herrſchaften und Obrigkeiten, daß zu hoffen wäre das Körnlein könne gepflanzt, die Pflanze gepflegt und ein Baum daraus werden unter deſſen Schatten ein glückliches Volk wohne. Der Übermuth ſpeit auf Euch, die Willkür treibt ihr Geſpött mit Eurer Angſt, jeder Verrath wider Euch gilt als erlaubt, ſo er nur erſprießlich iſt daß Ihr ferner dient und gebt und gehorſamt wie bisher. Gerechtigkeit für Euch gibt's nicht wo Ihr ſie nicht mit Gewalt erkämpft. Auf keinen Vertrag der Euch billig und günſtig iſt, dürft Ihr rechnen, wenn Ihr nicht die Macht behaltet den Vertragsbruch zu ſtrafen. So hat mich der Fürſtendienſt belehrt und das iſt das Einſehen auf das ich zu Euch komme. Jetzt will ich ſchwören.«

Ein Beifallsruf brandete um den Hügel der ſich nur langſam beſchwichtigte. So rückſichtslos und hingebend hatte der gemeine Mann noch Keinen zu ſich ſprechen hören von der geſtrengen und hochgebietenden Kaſte. Die angerbte und auferzogene Ehrfurcht vor dem Adel hatte ſelbſt Fritz Zobel ſofort zu einer Hauptmannsſtelle erhoben, als gezieme es ſich daß der Junker die Bauern führe ſelbſt im Kampfe gegen das Junkerthum. War aber Fritz Zobel allen fränkiſchen Landsleuten als flotter Zeiſig bekannt der eben nicht viel zu verlieren habe bei einem Spiele zu dem ihm der Einſatz gebrach, ſo ſprach aus dem Rufe und Weſen Herrn Florians deſto deutlicher die Gediegenheit des männlichen Charakters. Daß er des ſchwäbiſchen Bundes Pflicht getragen und bei Möckmühl geweſen wo der Götz von Berlichingen gefangen ward, daß er dann des Kaiſers Fähnlein befehligt hatte und daß ſich die Fürſten um ſeinen Dienſt bewarben, das ſagte Einer dem Andern. Auch wohl noch mehr, denn die Dankbarkeit und Liebe des Volkes iſt eben ſo überſchwenglich als ſein Haß. Die Menge hat nur Lob bis zum Himmel und Verwerfung bis in die Hölle. Mitten inne liegt ihm nichts als fade Gleichgültigkeit.

Noch toſte der Sturm durch die aufgeregten Schaaren als der Sprecher zur Ordnung rufen wollte, damit des Ritters Eidſchwur vernommen werde.

»Ich möchte nicht ſchwören,« wehrte Herr Florian ab, »ohne zu wiſſen in weſſen Hand.«

»Habt Ihr nicht meinen Brief empfangen,« verſetzte der Mann unter der Fahne, »und die zwölf Artikel die ich Euch über Rothenburg ſendete? Das Wort das ich auf der Leede bei Ballenberg geſprochen, iſt zur Wirklichkeit geworden. Von den Alpen wälzt ſich der Aufſtand über Schwaben und Franken. Seine Feuerzeichen ſind an beiden Ufern des Rheins entzündet und nach Thüringen iſt Thomas Münzer heimgekehrt, den kohlenden Brand zur Flamme zu ſchüren. Es iſt ein

Digitized by Google

Glück in der Zeit zu leben, da die Geiſter erwachen. Damit willkommen meinem Herzen und Werke Du Landsmann und Geſinnungsverwandter Huttens!«

»Herr Wendel-Hipler! Aber wozu die Mummerei? Euer Antlitz iſt durch falſche Züge entſtellt und Eure Art durch fremde Gebehrden.«

»Könnt' ich ſonſt doppelt und dreifach ſein und hier und dort zugleich ſchaffen wenn ich überall derſelbe wäre? Es gab eine Zeit wo ich der einzige Verſchworene war. Ich mußt' es wohl lernen mich zu vervielfachen wenn das Bündniß wachſen ſollte. Und ſeht an, es iſt gigantiſch gewachſen.«

Der Ritter ſchwur in die Brüderſchaft der Bauern. »Amen, Amen!« rief das Volk.

Der Morgen dämmerte längſt durch das bunte Fenſterglas des Refectoriums von Schefterstheim in das ſich die Hauptleute und Beamteten der Heereshaufen zur engeren Berathung zurückgezogen hatten, und das Feuer auf dem Hügel war erloſchen. Nüchtern ſchaute der junge Tag auf die Aſchenſtätte. Die brettheimer Schaaren ſah er ſchon auf dem Heimwege. Denn wohlberechnet und nach gemeinſam entworfenem Plane ſollte der Aufſtand weiter ſchreiten. Die Brettheimer waren dazu beſtimmt Rothenburg in Schach zu halten und den Markgrafen Kaſimir zu beobachten, während ſich der Tauberhaufen das Flußthal hinabſchlängelte, Würzburg bedrohte und dem Waſſer gleich deſſen Lauf er folgte, Verſtärkung aus allen Nebenthälern gewönne. Lienhart aus Schwarzenbronn war oberſter Hauptmann der Tauberbauern geworden, die deutſchherriſchen Völker hatten ſich Fritz Büttner aus Mergentheim zum erſten Befehlshaber gegeben. Beide Haufen ſchloſſen zu vereinigten Unternehmungen feſte Verbindung mit einander. Durch ausgeſendete Streifſchaaren wollten ſie die Bewegung im Hohenlohiſchen ermuthigen, den Aufruhr tiefer gegen Würzburg tragen und ſich in Wechſelbeziehung mit dem Odenwaldheere und den Aufſtändiſchen im Neckarthale ſetzen.

Wie das Freiheitsbündniß bei einem Kloſter beſchworen worden war, ſo ſollten auch die grünen Auen eines Kloſters zum erſten großen Stellbichein aller Heeresabtheilungen und Landſchaften dienen. Georg Metzler hatte zum erſten Sammelplatze des Odenwaldes den Schüpfergrund erwählt gehabt, dort wo das Thal Königshofen gegenüber in die Taubernlederung ausmündete, das war der geſchickt erleſene Knotenpunkt, wo die pfalzgräflichen, kurmainziſchen, würzburgiſchen und deutſchherriſchen Gebiete aneinander anknüpften, viele kleinere Herrſchaften ungezählt. Einen Schuh auf eine Stange geſteckt — als unterſcheidendes Symbol des Bauernſtandes dem Ritterſtiefel gegenüber anerkannt — trug der Heinz vom Nonnenfelde vor Metzler her und eine Trommel ward dazu gerührt. So zogen ſie aus Oberſchüpf hinab. Die Bauern ſtürmten herbei und fielen dem Feldzeichen zu wie die Bienen wenn ſie ſchwärmen. Aus dem Schüpfergrunde wendete ſich Georg Metzler in das Thal der Jart. Dort verſprach er die Verbündeten zu erwarten.

Zwiſchen anmuthigen Wieſentrifften lag an der Jart das Ciſterzienſerkloſter Schönthal. Das war der Ort wo ſich alle Bauernfähnlein vereinigen ſollten, und auf die Verabredung hin trennten ſich die Hauptleute in Schefterstheim. Herr Wendel Hipler war ſchon früher von dannen geritten. Es bedurfte ſein nicht länger, da der vertraute Georg Metzler ſelbſt nach Schefterstheim gekommen war. Der unermüdliche Herr Wendelin aber hatte wohl Dringendes im Hohenlohiſchen anzuſtiften oder bei Heilbronn zu ordnen wo Jäcklein Rohrbach endlich den Spieß hatte umkehren und das Wolfsgebiß zeigen dürfen. Dem Stiftsvikar Ferber von Wimpfen war nämlich der verlangte Rechtstag gegen den böckinger Wirth auf Mitſaſten angeſetzt worden. Aber die Zeit traf mit dem Augenblicke überein da der Aufruhr plötzlich an den verſchiedenſten Orten Deutſchlands zugleich emporloderte; auch im Neckarthale. Jäcklein Rohrbach der ſäumige Schuldner, anſtatt mit dem Gelde oder doch mit ſeiner Verantwortung zu erſcheinen, ſetzte der Stadt ſelbſt einen Rechtstag. Als Hauptmann der aufgeſtandenen Bauern von Böckingen Flein und den Nachbardörfern nahm er den Schultheißen der ihn richten ſollte, gefangen und verfuhr gegen Heilbronn daß es nicht anders zu achten war wie eine belagerte Stadt.

Als ſich die Verſammlung im Refectorium auflöſte, wollten auch die orenbacher Anführer zu ihrem Haufen aufbrechen, und ſie erwarteten daß ſie ihr ritterlicher Hauptmann dahin begleiten und ſofort den Befehl übernehmen werde. Mit dieſer Bitte traten ſie Herrn Florian an.

»Ich werde zu Euch kommen Brüder, und bald! Denn aus einer zuſammengelaufenen Rotte will ich einen kriegsfähigen Haufen bilden und dazu thut meine arbeitsvolle Gegenwart unter Euch Noth. Aber vorher vergönnt mir eine Friſt,« entgegnete Geyer. »Das iſt kein Feldzug wie ich ſie früher beſtand, zu dem ich mit Euch ausreite. Vormals wenn ich der Gefahr entgegen ging, ließ ich hinter mir das ſichere Haus, die Treue der Familie, die Liebe der Meinigen und wenn auch verwundet, entblößt und darniedergeſchlagen — die Zu-

Digitized by Google

fluchtsstätte der Heimath wäre mir doch beständig geöffnet geblieben. Anders bei dem Werke zu dem ich mich in letzter Nacht verlobt habe. Davon gibt's keine Rückkehr für den Besiegten und selbst dem Sieger ist sie vielleicht — mit einem Fluche versperrt. Ich breche mit allen Wurzeln aus dem Boden auf dem mein Dasein stand, ich scheide von allen Gewohnheiten, Erinnerungen und Personen in deren Banden mein Herz behaglich ruhte. Fürchtet nicht daß mein Entschluß wanke, weil ich das ganze Bewußtsein seiner Bedeutung habe. Aber laßt mir ein paar Tage Zeit, sie der alten Welt zu leben bevor ich in die neue trete. Ich will nach Giebelstatt zu meiner Mutter. Ich habe Geschwister, Freunde, Verwandte — von ihnen will ich Abschied nehmen auf lange hin, kann sein für immer. Denn es gibt Thaten die wenn sie scheitern, der Geschlagene nur zu seiner Schmach überlebt, Thaten deren Ehre das Gelingen, deren unauslöschliche Schande die Niederlage, weil der Erfolg ihr Richter ist. Zu einer solchen That hab' ich Euch geschworen, zum Siege oder zum rühmlichen Untergange, — das sagt dem Haufen damit er mich kennen lerne! — werde ich Euch führen. Die stoßen wir aus unseren Reihen denen der Tod das Schlimmste ist was sie zu befahren haben. Wollt Ihr mir demnach den begehrten Urlaub ohne Mißtrauen gewähren? Auf dem Wege nach Schönthal stelle ich mich an Eure Spitze.«

Jörg Metzler fing an zu sprechen als meine er die Bedenklichkeit der Orenbacher durch seine Gutsage zu beschwichtigen.

»Nicht darum schweigen wir!« sprach Einer der Bauern, fast mit Entrüstung das sonnengebräunte Gesicht gegen den Hauptmann der Odenwälzler erhebend. Sie drückten Herrn Florian stumm die Hand und gingen. Das war ihre Antwort.

»In Schönthal, Jörg! Auf Wiedersehen dort an einem hellen Frühlingstage! Und daß wir aus jenem schönen Thale ganz Deutschland den Frühling bringen möchten!« Herr Florian Geyer ging in den Klosterhof wo Veit Bohrer mit den Pferden hielt. Jörg Metzler folgte in einiger Entfernung.

»Herzog Ulrichs Einfall in's Würtembergische ist zur Fastnachtsposse geworden! Es kann manche Woche vergehen ehe er sich von der Schlappe erholt hat um wiederzukommen und dem Aufstande seines Erblandes die Hand zu reichen. Einen obersten Feldhauptmann muß das Heer haben der das Kriegshandwerk nach der Kunst versteht. Wenn sich Herr Hipler noch nicht zu tief mit dem Landvererber, dem prahlhanſischen Götz, eingelaſſen hätte! Faſt ſollt' ich glauben daß Florian Geyer —« er unterbrach ſein Selbſtgeſpräch. »Ich hätte den Kanzler aufhalten ſollen,« fuhr er nach einer Pauſe fort. »Möchte wetten daß er im Vorbei auf dem Hornberg einſpricht. An dem von Berlichingen gewinnen wir doch nur einen halben Mann wie befliſſen er ſich auch für voll anträgt. An Florian Geyer aber haben wir ſchon einen ganzen Helden.«

(Beſchluß folgt.)

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Wien, im September.

[Der „Beobachter" bricht ſein Schweigen; der Schild der Menſa; die neue Locomotive; Preisſchriften; ein jüdiſches Fideicommiß; Quellenwuſcher.]

Ein großer Fortſchritt iſt gemacht — die Regierung hat einige Achtung vor der öffentlichen Meinung blicken laſſen. Das hieſige officielle Organ, „der Beobachter", das nie räſonnirt, ſondern blos Thatſachen berichtet, hat die Hand an die Stirne gelegt und dann den Mund geöffnet um — Anſichten und Ausſprüche von Zeitungen zu widerlegen, von Zeitungen die hier ſtreng verboten, alſo deren Tendenz und Ideengang auf der Liſte der Verdammniß ſtehen, und obendrein von deutſchen Zeitungen, die ſelbſt in dem Lande wo ſie erſcheinen durchaus keinen officiellen Charakter haben, nur toleriert werden und deren Referenten keine Tribüne oder auch nur ein bequemes Plätzchen bei der Sitzung des Landtags oder des öffentlichen Gerichtes eingeräumt wird. Dieſe politiſche Lumpe würdigt der vornehme „Beobachter" einer Widerlegung und Belehrung. Wahrlich ich ward auf's Tiefſte bewegt von dieſer überraſchenden Macht des Zeitgeiſtes und ich rief mit Leſſings Nathan: „Dem Himmel ſei Dank, wenigſtens Eines auf ſieben."

Allerdings ſpricht der „Beobachter" noch von einer Himmelshöhe herunter, er behandelt ſeine Gegner wie Frevler die man in den Spielberg ſtecken ſollte, er ſpricht zu den deutſchen Staatsphiloſophen wie zu albernen Kindern deren Benehmen die Ruthe verdiente, die man indeß aus väterlicher Liebe nur tüchtig in die Schule nimmt. Indeß er hat gehört, er ſpricht und das iſt ſchon ein großer Gewinn; nur mit Taubſtummen iſt unmöglich ſo verkehren.

„Durch einen ſonderbaren Zufall" — beginnt der Beobachter — „haben die Kölniſche und die Heidelberger deutſche Zeitung an demſelben Tag, am 26. Auguſt, den Einfall gehabt die Stellung Öſtreichs in Italien zum Gegenſtand der Beſprechung in ihren leitenden Artikeln zu wählen."

Sie ſehen aus dieſem Anfang wie verlegen und unbehaglich man ſich fühlte bei dem neuen Verfahren ſich mit deutſchen Zeitungen in einen Meinungsſtreit einzulaſſen. Die ſardiniſchen und römiſchen Invectiven hatte man in frühern Artikeln

Digitized by Google

kurz und derb abgewiesen. Aber ſeit acht Tagen haben ſich die Sachen bedeutend geändert. Auswärtige Mächte haben verſchiedene ſchriftſtelleriſche Aufſätze eingeſchickt, die nicht ſehr angenehm ſtyliſirt waren, und die hieſige Bevölkerung ſchnitt ſaure Geſichter.

Ich legte mich die ganze Zeit über mit vollkommener Gemüthsruhe täglich zu Bette. Ich bin zwar kein großer Politiker, ich trinke zu gern und dem caſtaliſchen Quell um dazu genug kalten Kopf zu haben; aber ich war überzeugt daß diesmal Pandora nicht ihre abſcheuliche Doſe öffnen werde um die Greuel eines Krieges heraus zu laſſen. Mit dem Teufel könnten wir anbinden aber nicht mit dem Papſt. Der erhabene Fürſt gebietet über eine moraliſche Macht, die eine Million Bajonette wie Strohhalme bricht. Der Papſt hat hier in Wien einen Schild der Wunder wirkt, ich meine nämlich das Schild welches der Nuntius über dem Portal ſeines Palaſtes aufgehängt hat. Die vielen Leute, die über den großen Platz vor dem Palaſte gehen, ſehen täglich hinauf eb das Schild an ſeinem Platze hänge. Wenn nun der Papſt auf's Äußerſte gedrängt ſeinem Nuntius befehlen wurde das Schild abzunehmen und damit nach Rom zu kommen, das würde Senſation machen um mich gelinde auszudrücken.

Gewiß die philologiſche Auslegung des Wortes la place de Ferrara war nicht ſo gröblich gemeint; man wollte den alten Mann in Rom, der ſo viel Jugend unter grauen Haaren birgt nur ein wenig einſchüchtern. Nun aber der treffliche Fürſt dem franzöſiſchen la place das italieniſche Ferrovli (der Eiſerne) entgegenſetzt, verfucht man mit guter Art einzulenken. Der „Beobachter" ſpricht das ganz deutlich in ſeiner Erwiderung auf die enthuſiaſtiſchen Äußerungen der Kölniſchen und Deutſchen Zeitung aus. Er verſichert daß es Öſtreich nie in den Sinn gekommen ſei einen Eingriff in die Rechte unabhängiger Staaten zu machen; er bezeichnet die Verſtärkung der Beſatzung in Ferrara nur als eine von den Mititärbehörden des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs angeordnete Maßregel, welche die Umſtände geboten und wegn ſie das Recht hatten. Noch merkwürdiger und hoffnungsvoller iſt der Schluß jenes Artikels. Die Nützlichkeit des Fortſchrittes wird zugeſtanden, aber ein vernünftiger Mann erweitert das Haus, wenn die Familie größer geworden, nur ein Wahnſinniger würde es einreißen. Der Artikel erhebt ſich ſegar zu poetiſchen Metaphern, der Staat wird mit einer Locomotive verglichen, deren Maſchine wohlthätig wirkt, wenn ſie im Geleiſe fortſchreitet aber gräßliches Unheil anrichtet, wenn ſie herausſpringt. Muß nicht das freudigſte Roth jedem Öſtreicher bei dieſen Worten die Wange färben? Dreimal glückliche Zeit, deren offizielle Organe den Fortſchritt einer Locomotive verſprechen. Das haben wir Alles den Eiſenbahnen zu verdanken. O Amerikaner James Watt, die Enkel werden nicht Bronze genug haben dir Statuen zu gießen!

Da den Menſchen ſolche Wohlthaten verſprochen werden, will ich Ihnen ſchon mit freundlichen Worten die Beſtrebungen unſeres Vereines gegen Thierquälerei melden. Die Directien hat zwei Preiſe ausgeſetzt, einen von zwanzig Ducaten und einen Accefſitpreis von zehn Ducaten auf die Verfaſſung eines Werkes, worin „das Verhältniß der Thierwelt zum Menſchen und zur übrigen Natur auf eine gemeinfaßliche Weiſe dargeſtellt werden ſoll. Dieſe Schrift ſoll der Jugend oder den minder Gebildeten eine richtige Kenntniß über die Natur und Weſenheit der Thiere, über ihr Seelenleben, und über ihre geiſtigen Entwickelungsfähigkeiten vor Augen legen um dadurch zunächſt die Überzeugung zu ſchaffen daß das Thier als ein empfindendes ſelbſtbewußtes Weſen, nicht als bloße Maſchine zu behandeln ſei, daß alſe Mißhandlungen der Thiere eines moraliſch gebildeten Menſchen unwürdig ſeien." Der Umfang der Preisſchrift ſoll fünf Druckbogen nicht überſchreiten, und bis Ende Auguſt 1848 eingeſandt werden. Die preisgekrönten Schriften bleiben Eigenthum des Vereines und werden auf deſſen Koſten veröffentlicht.

Bei dem allgemein locomotivartigen Fortſchritt werden auch die Juden weiter getragen, wenigſtens ſoll ein hier lebender Jude eine im Hauſe Israels unerhörte Conceſſion erlangt haben. Dem Baron S. Rothſchild ſoll nämlich geſtattet ſein in Öſtreich ein Fideicommiß zu errichten. Sonderbar während man die ganze jüdiſche Bevölkerung noch unmündig erklärt, wird Einem ein Majorat geſtattet. Rothſchild wird nun gewiß aus Dankbarkeit den Franzoſen nichts mehr leihen und vielleicht iſt das der Grund daß es ſich mit der großen franzöſiſchen Anleihe nicht recht machen will.

Auch geiſtige Nahrung ſcheint man hier entdeckt zu haben: Jakob Grimm und Profeſſor Dahlmann befinden ſich hier und graben eifrigſt nach Quellen, erſterer auf der kaiſerlichen Bibliothek, letzterer in den Staatsarchiven. Dagegen hat Grillparzer die Abſicht eine Reiſe nach dem deutſchen Norden zu unternehmen. Vielleicht will er dort neue Stücke aufführen laſſen um ſie dann als ausländiſche leichter auf die hieſige Bühne zu bringen. Er muß von der Verwandlung des frühern Laſtwagens in eine Locomotive, nach dem Bilde des Beobachters, noch nichts wiſſen. Ф.

Aus Eiſenach, im September.

[Das Sängerfeſt auf der Wartburg.]

Eine Beſchreibung des fünften Thüringer Liederfeſtes iſt zwar ſchon mehrere Tage vor ſeiner Feier in der illuſtrirten Zeitung erſchienen, allein der Verfaſſer konnte nicht wiet mehr als die äußere Form der Anordnung geben. Der Geiſt der es belebte, der freie Geiſt des Feſtes, welcher allein allem äußern Glanze erſt die rechte Seele, die rechte Weihe verleiht — er läßt ſich nicht voraus beſtimmen, ebenſowenig als das unſichtbare Element welches bald in öden Grau bald in lichtem Sonnenglanz, bald in Sturmesrauſchen bald in leiſerem Wehen über der Erde und auch über dem ſchönen Marienthale waltet, welches allen dieſen vorgeordneten und vorbeſchriebenen Feſtlichkeiten leicht eine andere Geſtalt hätte geben können.

Wohl ſchlug und das Herz hoch und freudig daß wir ein Volksfeſt erleben ſollten hier auf unſerem claſſiſchen Boden, in unſerer großartigen Gebirgsnatur, wo die Berge eine allmächtige Sprache reden, nicht nur als Zeugen einer großen entſchwundenen Zeit, ſondern auch in ihrem herrlichen Waldesſchmuck als lebendige Bilder eines großen, ewig wachen Werdens. Alles vereinigte ſich um dem Feſte Weihe und Bedeutung zu verleihen und mit freudigem Stolze können wir ſagen: dies Sängerfeſt in unſeren Bergen gefeiert, hat alle Erwartung übertroffen. Dieſe ſchöne Vereinigung von Männern aus allen Gauen Thüringens, dieſe deutſchen Lieder, dieſe begeiſterten Reden, — dieſe großen Momente des Feſtes, ſie

Digitized by Google

können unmöglich klanglos entſchwunden ſein, ſie müſſen gezündet haben da wo auch nur ein Laut der Zeit in der Bruſt erwacht iſt. Feſtlicher Empfang, freudiger Jubel begrüßte die Sänger beim Einzuge in Eiſenach; alle Klaſſen nahmen Theil an der allgemeinen Bewegung und gaben ſie kund durch die ſinnige Verzierung ihrer Wohnungen. Der Bauer am Pfluge, der Bürger aus der Werkſtatt, der Volkslehrer aus ſeinem großen Tempel der Menſchheit, der Gelehrte aus ſeinem einſameren Studirzimmer, der Dichter, der Muſiker, der Künſtler — Alle nahmen daran Theil, Alle ſchienen verbrüdert, Allen tönte der Jubel, flatterten die Fahnen, grünten die Kränze. Allen galt die Ehre und Freude dieſer Tage. Ihr Einzug von der wogenden Menge begleitet glich einem Triumph. Mit offenen Armen und alter deutſcher Gaſtlichkeit wurden ſie in den Häuſern des Bürgers wie des Staatsbeamten, des Mannes aus dem Volke wie des Ariſtokraten aufgenommen. Es war eine Huldigung welche Eiſenachs Bewohner aus allen Ständen dem erwachenden edlen Geiſte im Kern des Volkes, den dieſe Liedertafeln pflegen, darbrachten, eine Huldigung worin ſich das Streben nach Gemeinſamkeit ausſprach, welches von einem poetiſchen Hauche durchweht die Volksbildung befördern und ſo die nothwendige Grundlage für den Bau der Zukunft bieten kann. Das alte Geſpenſt des Kaſtengeiſtes, das auch hier noch wie überall ſeine verknöcherten Arme ausbreitet, ſchien in dieſen unvergeßlichen Tagen verſchwunden zu ſein.

Die Klemda, als erſter Vereinigungspunkt am Vorabend des Feſtes bot den heiterſten Anblick ſchöner und ungezwungener Geſelligkeit dar. Das bunteſte Leben wogte in dem ſchönen, Abends von unzähligen Lampen erleuchteten Garten, Muſik durchrauſchte die weiten Räume und klang freudig in Aller Herzen wieder. „Eintracht und Liebe“, das Motto der Eiſenacher Liedertafel, ſchimmerte über einer Leier als Transparent zwiſchen den mächtigen grünen Bäumen, welche den Eingang des Gartens zieren.

Der erſte erhebende Moment des Feſtes ward uns am andern Morgen auf dem ſchönen und großen Marktplatze zu Theil. Von Tauſenden umringt ſtanden die Sänger mit ihren flatternden, im Sonnenlicht glänzenden Fahnen, mit bunten Schärpen und andern Zeichen der Verbrüderung zu einem herrlichen Kranze vereint und brachten der Stadt ihren Morgengruß. Als die Töne verhallt und auch der Weiheſpruch von der umkränzten Rednerbühne geendet, erſchienen plötzlich auf der Treppe des Rathhauſes funfzig weißgekleidete Mädchen und ſchmückten die Sänger mit friſchem Eichenlaub. Es waren Bürgertöchter, meiſt ſchöne Mädchengeſtalten denen die Weihe des Augenblicks eine Anmuth und Grazie verlieh, wie ſie wohl nur ſelten in ſolchen Kreiſen zu finden iſt. Lieblich ſchloſſen ſie ſich dem langen Zuge an, der ſich nun in Bewegung ſetzte. Möchten ſie ſich immer allen ſchönen und edlen Beſtrebungen deutſcher Männer anſchließen, wenn auch nicht mit der That, doch mit dem Herzen und dort wie hier in die ernſte Feier einen lieblichen poetiſchen Gedanken hineinwinden!

Das Marienthal, wohin ſich der Zug unter Geſang und Kanonendonner bewegte, hat die Natur mit ihrer großartigen Romantik ſelbſt zu einer Sängerhalle, zu dem mächtigen Tempel eines großen Volksfeſtes und Volkslebens geweiht. Wie Rieſenſäulen heben ſich koloſſale Felſenmaſſen von Waldesſchmuck umkränzt bis zum blauen Himmel empor. Unter ihnen thront die Wartburg, in ihrer ſtillen Majeſtät eine Heldengeſtalt der Vergangenheit mit den ernſten, grauen Mauern und ein Lebensbild der Zukunft in dem friſchen Grün der Bäume. Die ſonſt oft eng zuſammengedrängten Felſen unſerer Gegend erſcheinen hier gleichſam feierlich zurückgetreten, um einem tiefen Thale Raum zu laſſen welches ſich an einer Stelle zu einem großartigen Amphitheater erweitert. Dieſes Thal wurde ſchon zu manchem Fürſtenfeſte geſchmückt, das erſte Mal in dieſen Tagen zu einem Volksfeſte.

Als das erſte von dem ſeelenvollen Componiſten Kühnſtedt tief und ſchön componirte Gebet, mit aller Begeiſterung des Augenblicks von den 1300 Sängern vorgetragen zum weiten blauen Himmel hinaufſtrömte, da mochte wohl Jeder empfinden daß die Natur der größte Tempel und ein ſolcher Zuſammenklang das höchſte Gebet ſei.

Tiefe, kraftvolle Worte, von aller Begeiſterung und Poeſie des deutſchen Gemüthes durchglüht, wechſelten mit den Melodien und brachten die Empfindungen klarer zum Bewußtſein. Ernſte Stille waltete dabei unter den Tauſenden, welche ſich zum Theil bis unter die höchſten Felſenſpitzen gelagert hatten, von wo die bunten Landesfarben zwiſchen Waldesgrün wehten. In den Pauſen aber ſtrömte der Beifallsſturm und die verhaltene Freude aus in donnernde Hoch's, die den Rednern und Componiſten galten, eine Anerkennung welche die trefflichen Männer in vollſtem Maße verdienten. Die höhere Bedeutung des Feſtes auf dieſem von Natur und Geſchichte geweihten Boden, ſeine Bedeutung auch für die Gegenwart wurde von Einzelnen kühn und frei ausgeſprochen im Angeſicht der Tauſende, unter die auch Fürſten ſich friedlich gemiſcht hatten. Und das Volk ſelbſt aus den unterſten Ständen, ſonſt oft zudringlich bei ſolchen Gelegenheiten, zeigte bei Allem ein Gefühl für Ordnung und Schicklichkeit daß es keiner commandirten Maſchine bedurfte, welche dies Feſt nur würde geſtört haben.

„Stimmet an die Jubelchöre
Zu der vollen Harmonie“ ꝛc.

ſo erklang der Schlußchor aus der Sängerhalle weithin durch's Thal getragen bis zu den höchſten Felſenſpitzen, die im Abendroth glühten, gleich als wollten ſie die Harmonieen, welche in dieſem Augenblicke ahnungs- und ſehnſuchtsvoll jede Bruſt durchbebten, verherrlichen. Als aber die Abendſchatten das bunte Leben in ſeinen nahen und fernen Bildern zu verhüllen drohten, da blitzten auf einmal tauſend Lichter aus der geſchmückten Sängerlaube, aus den zahlreichen Buden und an den Felſen des Breitengeſcheides zwiſchen Waldesgrün hervor. Raketen flogen auf zum weiten Sternenhimmel, Leuchtkugeln flammten empor an den gigantiſchen Felſen und alle Pracht eines ſolennen Feuerwerkes entfaltete ſich. Auch das mächtige M an den Felſen, das ſonſt ſtill und kalt dort eingegraben ſteht ſchimmerte in buntem Phosphorglanze. Beim fröhlichen Mahle welches die Sänger und Theilnehmer des Feſtes Abends in heiterer Geſelligkeit vereint hatte, erklang noch manch bedeutungsvolles Wort, noch manches herrliche deutſche Lied.

Noch großartiger und erhebender war am andern Morgen die Feier auf der Wartburg. Hier gab ſchon der Ort dem Ganzen eine höhere Weihe, hier mußte der Genius der Vergangenheit ſich mit der Gegenwart vereinen um die Begeiſterung und Sehnſucht nach einer größeren, dem deutſchen Volk beſtimmten Zukunft wach zu rufen. Und welche Erinnerungen,

Digitized by Google

welche Vergleiche! Hier in diesen Mauern ward einst unter der Ägide der thüringischen Landgrafen der Sängerkrieg gekämpft, dessen blutigen Ausgang nur der hohe Sinn einer edlen Frau verhütete; hier sollte heute die Poesie und der Gesang, ein Gemeingut des Volkes geworden, seine Allgewalt den stummen Zeugen einer dahin geschwundenen Zeit verkünden. Tausende vom Licht der Geistesfreiheit, deren Blitze einst von dieser Burg und zuerst die Welt durchzuckten, umstrahlt wallfahrteten heute im frischen Morgenglanze dieselben Pfade hinan die den großen Reformator einst in nächtlichem Dunkel einsam und verstiedet in sein schützendes Asyl geleiteten, dieselben Pfade auf denen vor dreißig Jahren die deutsche Jugend im Hochgefühl des Strebens nach Einheit und Freiheit ihren Siegeszug hielt, der so bald in ein scheinbares Nichts versank, weil ihm der feste Grund und Boden mangelte. Denn aller Kampf, alles vernichtende Gefühl eines Rückschrittes in die alten Fesseln hat uns wenigstens die Gewißheit gegeben daß nur eine ächte wahre Volksbildung die politische wie die geistige Freiheit begründen kann. Und wenn die Liederfeste auch nur einen belebenden Funken dieses Bewußtseins und zugleich der Einheit und Verbrüderung in die Seelen werfen, wenn sie durch die Macht des Gesanges das Edlere, das Selbstgefühl im Volke heben, so wollen wir die bunten flatternden Fahnen als Siegeszeichen einer schöneren Zukunft hoffend und ahnungsvoll betrachten. Diese bedeutungsvollen Symbole, sie wehten heute im Sonnenglanz von den Zinnen der Burg, hoch über ihnen vom Thurm eine mächtige Fahne mit dem thüringischen Wappen. Alles war sinnig und würdig von dem Commandanten angeordnet. Es gibt Momente in der Vergangenheit, die ewig groß in die Zukunft hineinragen werden, es gibt ebenso Poesieen und Liedesweisen vergangener Zeiten, die in der einfachsten Form einen so tiefen Inhalt verbergen daß der Zeitgeist in seinen verschiedenen Metamorphosen erst den ganzen unbewußten Ideenreichthum zu erkennen vermag. Ein solches ist Luthers altes Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" ꝛc. Jetzt wie damals wird es mit ewig neuer Begeisterung von den Freunden des Lichtes gesungen, jetzt wie vor 300 Jahren ist es der Ausdruck eines unnennbaren Gefühls, einer Ahnung der Kraft göttlicher Wahrheit, der die kindliche Anschauung früherer Jahrhunderte und auch des guten Luthers das Bild einer über den Sternen thronenden Persönlichkeit lieh. Dieses Lied wurde jetzt an derselben Stelle von wo aus der zündende Funke, der eine Welt abgelebter Anschauungen in Asche verwandeln sollte, über den Erdkreis flog, mit der vollen Kraft der Begeisterung welche diese große Stunde hervorrufen mußte, von den 1300 Sängern und vielen andern Tausenden gesungen die an der Feier Theil nahmen. Die Trompeten schmetterten in Siegesahnung und die Trommeln wirbelten wie ferner Donner auf den Bergen, den Bergen die einst den langen heißen Kampf um des Menschen heiligstes Palladium erlebt haben, den Bergen und Mauern welchen bereinst vielleicht das jetzt auftauchende Tageslicht in vollkommenerem Glanze strahlen wird. Kein Auge blieb thränenleer in diesem gewaltig ergreifenden Augenblicke. Mit den Tönen schwang sich die Seele empor über alle kleinlichen confessionellen Unterschiede. Die verschiedensten Glaubensgenossen reichten sich in diesem Gesange die Bruderhand. Man sah Katholiken hingerissen von der Allgewalt dieses Liedes mit einstimmen in die allgemeine Feier. Das ist die Kraft einer großen Harmonie, das ist die Macht einer großen Erinnerung, das ist die Allgewalt des Geistes der göttlichen Wahrheit — schwinge er sich nun empor über die Beschränktheit irdischer Verhältnisse in beseeltem Wort oder in Geist und That kräftigendem Liede! —

Der Dichter Bechstein gab nach diesem Gesang der Begeisterung Aller einen würdigen Ausdruck in edler Dichtersprache. Es waren Worte, deren jedes ein Blitz, ein Licht, eine Weihe dieser unvergeßlichen Feier war. Am Schlusse wandte er sich noch mit aller Gluth der Redekraft an den jugendlichen Erbgroßherzog von Weimar, der sich freundlich dem Volksfeste angeschlossen. Er sagte ihm daß ein neuer Morgen heraufdämmere über den Erdkreis, über Deutschland, über die Wartburg welche er liebend und sinnig zu erneuern gedenke, daß ein neues Leben, ein neuer Geist im Volke erwacht sei. Er sagte es mit dem lebendigen Seelenergusz eines Dichterherzens wie ihn todte Worte auf dem Papier niemals schildern oder ausdrücken können. Das kräftige Lebehoch nach tiefer Stille welches jetzt dem jungen Fürsten ertönte, es war ein anderes als sonst bei solchen Gelegenheiten, es war ein an Wünschen und Hoffnungen reiches. Möge es sein ganzes Herz nach seiner tiefsten Bedeutung durchdrungen haben! Mögen diese Feierstunden auf der Wartburg ihn stets umschweben, mögen sie ihn auch in der Zukunft daran erinnern daß es die Aufgabe eines deutschen Fürsten der Gegenwart ist, im Geiste der Zeit alle großen und edlen Bestrebungen im Volke zu fördern! Mehr wie jemals wurde es in diesen Tagen offenbar daß der Nimbus früherer Fürstengröße entschwunden ist. Den Männern des Volks, den Rednern, die noch am vorigen Tage kraftvolle körnige Worte für deutsche Einheit und deutsches Streben gesprochen, donnerte das Lebehoch auch heute am freudigsten, senkten sich die Fahnen am tiefsten. L. G.

Leipzig, d. 8. September.

[Der König; Feier des Constitutionsfestes; Faber's Sprechinstrument.]

Im vorigen Jahre wurde die öffentliche Feier des Constitutionsfestes durch das betrübende Brandunglück, das so viele Menschenleben kostete, gestört, vor zwei Jahren lasteten die unseligen Angstereignisse noch so schwer auf den Gemüthern Aller daß Niemand für freudige Eindrücke empfänglich war. Mußte doch selbst Besonnenen vor Sachsens Zukunft bangen. Glücklicher, heiterer, hoffnungsreicher haben sich in diesem Jahre die Verhältnisse gestaltet. Es scheint als hätten die traurig verlebten Monate drückender Noth alle Parteien versöhnlicher, milder, nachgebender gestimmt, und als mache sich bei Allen das Bedürfniß fühlbar nach neuem vertrauendem festen Zusammenhalt. Eine Reise des Königs und der Königin durch einen Theil des Landes führte die Majestäten auch in unsere Stadt. Es gab Viele die den Besuch des königlichen Herren ungern sahen, noch Mehrere die ihn fürchteten, weil sie sich nicht viel Gutes davon versprachen. Der Erfolg hat gelehrt daß Leipzig besser ist als sein Ruf. Würdiger, freudiger Empfang begrüßte die hohen Gäste, die sich seit zwei Jahren nicht mehr hatten sehen lassen, und der dreitägige Aufenthalt des Königs, dem Bürger- und Studentenschaft gleicherweise mannichfache Beweise treuer Verehrung und Anhänglichkeit gaben, konnte wohl für ein vollkommenes Versöhnungsfest gelten. Die Feier des vierten Septembers bestärkt uns in diesem wohlthuenden Glauben. Die solenne Parade der Commu-

Digitized by Google

nalgarde auf dem Markte war nie so zahlreich als diesmal, und als etwas ganz Ungewöhnliches müssen wir erwähnen daß der Stadtcommandant Obrist Graf von Holzendorf die versammelten Bataillone selbst auf den Marktplatz führte. Noch deutlicheres Spuren daß gänzliche und gründliche Aussöhnung der Wunsch Aller sei, zeigten sich bei dem gemeinsamen Festmahle im Saale des Schützenhauses. Zu diesem hatten sich nicht blos Bürger und Communalgardisten versammelt, diesmal erschienen auch alle Behörden der Stadt nebst einer ansehnlichen Menge Officiere der Garnison. Wir hatten das ungewöhnliche Schauspiel den höchsten königl. Beamten der Stadt, den Kreisdirector von Breitzem in einem nicht officiellen Toaste des Volkes gedenken und ein Lob auf dessen guten, treuen, wohlthuenden Geist anstimmen zu hören. Der nicht enden wollende Applaus der dem Redner gezollt ward, verrieth die Herzenssympathien der gemischten Versammlung. Manche unserer Ständemitglieder hätten Hörer und Beherziger den Trinksprüche sein mögen, worin der derzeitige Rector der Universität, Professor von der Pfordten, der Freiheit der Stände gedachte und dieser die ungezwungenste Entfaltung wünschte. Freiheit nach Oben und Unten ist bereits zur Genüge wenigstens angebahnt, mit der Freiheit aber die in der Brust jedes Landstandes wohnen und die Dämonen der Eigenliebe, der Parteisucht, des Eigennutzens in Fesseln schlagen soll, dünkt uns, sieht es hie und da noch mißlich genug aus. —

Joseph Faber, ein Öhringer, zeigt hier ein Instrument, das den Ton der menschlichen Stimme nachahmen will. Man muß zugeben daß die Mechanik hier fast das Unmögliche leistet. Eine sinnreiche Nachbildung der beim Sprechen vorzugsweise in Bewegung gesetzten Organe mittelst Gummielasticum erzeugt Töne, die der menschlichen Stimme stets verwandt, bisweilen ihr täuschend ähnlich sind. Mit geschlossenen Augen und wenn man das Geräusch der Tasten nicht hörte, die der Erfinder mit großer Virtuosität handhabt, wenn das Instrument sprechen soll, würde man glauben, ein Taubstummer wolle sich verständlich machen. Ein Mensch, dem der Sinn des Gehörs mangelt, ist nicht im Stande seinen Worten, die für ihn selbst gar nicht da sind, Seele einzuhauchen. Er ist ein Instrument das der eigene Wille spielt, wie das Sprechinstrument Faber's von seinem Erfinder in Bewegung gesetzt wird. Übrigens kann das Instrument auch singen und läßt, je nachdem es verlangt wird, sowohl die Worte des Gesanges als auch blos die Töne hören. Am unnatürlichsten klingt ihr Lachen, oder das was dafür gelten soll. o°o.

Aus München, Ende August.

[Die „Landbötin"; Polizei; Luther in der Walhalla.]

Die hiesige „Landbötin" hat ihre Redaction gewechselt und scheint in gute Hände übergegangen zu sein. Leider! dürfte dieser verbesserte Zustand nicht lange dauern, da der nunmehrige Redacteur, dem die ultramontanen Hierarchen feindlich gesinnt sind, von der Büreaukratie allenthalben und überall verfolgt und weggebissen wird.

Wir haben hier eine ganz neue Verfahrens-Weise! Man weiß't einen Literaten brevi manu aus der Stadt und deren Umgegend, ohne ihm kund zu thun: Weshalb? — Gut so! eine grundlose Verfolgung braucht auch keine Gründe anzugeben. —

So sehr ich überzeugt bin daß König Ludwig von Baiern den natürlichen Rechtszustand seines treuen und altberühmten Volkes in integrum restituirt und zu Realisirung dieser seiner herrlichen und Ihm unsterblich machenden Idee alle Kräfte angestrengt wissen will — so sehr zweifle ich an dem Gelingen dieses erhabenen Planes. — Er wird mißlingen, wird scheitern trotz öffentlichen und mündlichen Rechtsverfahrens, trotz der Trennung der Justiz und Administration an dem Mangel eines geschriebenen, von freiem Rechtssinne dictirten Polizeigesetzbuches. Daß wir kein solches bekommen, dafür oder vielmehr dagegen ist der Esprit de Corps unserer Büreaukratie und Bürge; denn eine nach Gutdünken schaltende, ungehemmte Polizeigewalt, eine Gewalt die keinen andern Wahlspruch kennt als das sultanische „Car tel est notre plaisir!" eine solche im Dunkeln schaltende Macht ist der von dreißigtausend schreibseligen Tyrannen über Baiern hingestreckte Zauber- und Deopotenstab, welcher es trotz des Königs Schöpferworte, trotz der gebrochenen Macht der Obscurauten und Ultramontanen noch immer nicht will recht hell werden lassen im Baierlande. —

Was sagen Sie dazu? und meinen Sie nicht daß ganz Deutschland aufjauchzen müsse bei der Kunde: auch Luther's Büste werde nun in der Walhalla aufgestellt? — Herrmann und Luther! diese beiden gehören zusammen; unser Glaubensbekenntniß möge so oder anders lauten. Luther war der Herrmann des Glaubens, welcher der neuen, abermals zur Weltzwingherrin herangewachsenen Roma bekuttete Legionen schlug! und jetzt, jetzt erst kann ein deutscher Mann aus voller Seele in jene Stelle des ewig schönen Walhallaliedes von Förster und Stunz einstimmen:

„Eine hehre Kunde dringet aus dem theuerm Vaterland!"

⁂

[Froriep in Weimar.]

Eigentliche Weimarische Erinnerungen, wie ein Blatt behauptete, gingen mit dem verstorbenen Froriep wohl nicht zu Grabe. Er war erst 1816 aus Stuttgart, wo er Leibarzt gewesen, als Ob. Med. Rath nach Weimar gekommen. Allein Froriep war Thüringer von Geburt, in Erfurt 1779 geboren, hatte in Jena studirt und doctrt. In Halle, später in Berlin und Tübingen hatte er eine akademische Professur bekleidet. — Was den Verstorbenen wesentlich bezeichnete, war eine seltene Universalität des Wissens, ein feiner Spürblick um in allen Interessen den Kern zu verstehen. Sein Gesellschaftsamt bei Hofe wies ihn zugleich darauf hin die Anebene seines Forschens in gefällige Form zu kleiden. Kraft, Charakterhaftigkeit und Biedersinn hätten fast einen Schwaben in ihm vermuthen lassen, wenn man in seiner anmuthigen Weise sich mitzutheilen nicht den Thüringer erriath. — Froriep war als Schwiegersohn Bertuchs der Besitzer des Landesindustriecomptoirs. Dies nimmt seit einiger Zeit unter der Leitung des Sohnes einen neuen Schwung. Der jüngere Froriep, preußischer Med. Rath, gab seine Professur in Berlin auf um diesem Institute vorzustehen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 25. Septbr. | Inhalt: Florian Geyer. Von Robert Heller. (Beſchluß.) 3. und 4. — Aus Dresden, München und Bad Brückenau. | **№ 39.**

Florian Geyer.

Von **Robert Heller.**

(Beſchluß.)

3. Das Bauernlager.

Charfreitagstrauer in den Kirchen, verödete Klöſter, von Parteiungen zerriſſene Städte, ſchreckenerfüllte Burgen — aber im Bauernlager unter den Weiden bei Neckarsulm war fröhliches Zechen und Jauchzen. Die Armuth war in die Keller und Speicher des Überfluſſes eingedrungen, Wein und Speiſen hatten die eroberten Häuſer des deutſchen Ordens in unerſchöpflicher Fülle geliefert. Der ſein ganzes Leben hindurch darbte und entbehrte für das Gut des Herrn, der Frohner, heute ſchwelgte er von dem Gute des Herrn. Der Sterbetag des Erlöſers den die Chriſtenheit ſeit funfzehnhundert Jahren mit Gebet und Faſten feierte, für die Bauern des Neckarthals und ihre Verbündeten vom Odenwalde und der Tauber war er ein Tag nie gekannten Wohllebens und ungewohnter Üppigkeit geworden.

Auf dem grünen Plane lag der große Hauſe des Heeres, drinnen in dem kleinen Städtchen hatten die Anführer Quartier genommen. Nur Herr Florian Geyer nicht. Sein Zelt ſtand mitten unter den Strohhütten und Stegreifsbedachungen der mächtigen Schaar aufgeſchlagen die er führte. Theilen wollt' er mit jenen die ihm gehorchten alle Mühſal und Arbeit des Kampfes und auch keine Annehmlichkeit wollt' er ſich geſtatten, wenn nicht zugleich mit den Getreuen. Sie hießen die ſchwarze Schaar.

Herrſchte auch nicht in Aller Tracht die dunkle Farbe vor wie die Fahne aus einem einfachen Stücke ſchwarzer Seide beſtand, ſo ſprach doch aus Aller Mienen und Geberden derſelbe entſchloſſene Ernſt. Sie traten ſtraff und ſchlachtbereit auf wie keine andere Abtheilung des Heeres. Mancher erprobte Kriegsmann war ſchon bei der ſchwarzen Schaar geweſen, bevor der Ritter von der Geyersburg ihren Befehl übernahm, mancher andere auf dem Wege von Schönthal hierher dazugekommen. Ein einziger Wille gebot in ihren Reihen und ohne Murren hatten ſich die Schwarzen auch heute zur Waffenübung geſtellt. Aus dem Lager klang Tanzmuſik und gellendes Geſchrei der Trunkenheit. Weiber und Mädchen liefen darin hin und wieder, aus den Fäſſern floß der Wein für Jeden der ſeinen Becher oder auch nur die Lederkappe unterhalten wollte. Die Trödeljuden ſchacherten und feilſchten um geplünderte Kirchengeräthe. Abſeits und geſondert ſtand die ſchwarze Schaar, nur von dem Rufe des Hauptmanns zu Marſch- und Sturmſchritt, zum Aufrollen und Schließen der Glieder bewegt.

»Das ſind mir wunderliche Kriegsgeſellen, die Schwarzen!« ſagte Melchior Nonnenmacher der Zinkenbläſer von Ilsfeld, der kopfſchüttelnd an dem ſtillen Bereiche des Lagers gegen den geräuſchvollen hinſtrich. »Auf dem Wege nach Neckarsulm haben ſie die Litanei geſungen, und kaum die Hütten aufgerichtet, quälen ſie ſich mit Rechts und Links geſchwenkt!«

»Da laß Deinen Witz davon, Pfeifer!« warnte ein Fähndrich von den Odenwäldlern. »Sie greifen das Werk tüchtig an, und ich wollte wir hätten das ganze Heer ſo weit.«

»Juchhei! dort reitet mein Hauptmann, der Jäck-

Digitized by Google

lein Rohrbach, auf uns zu. Und was ſteigt aus den Korbwagen die er mit ſich führt? Er hat die Dirnen aus dem löwenſteiner Bade herübergebracht. Gutmüthige allerliebſte Dinger ſind das und luſtig in einem Lager wie die Forellen im Bergwaſſer. Habt Ihr einen Befehl für mich, mein Herr und Hauptmann?« fuhr der Pfeifer fort, griff mit der Rechten an ſeinen Hut und zog die Zinke mit der Linken an den Schenkel an. So hatte er den Grafen von Helfenſtein grüßen gelernt als er dem zur Tafel aufſpielte, und die höflichkeit gefiel dem Jäcklein wohl. Er fühlte ſich als vornehmen Herrn, griff in den Sack und warf dem Pfeifer ein blankes Goldguldenſtück zu. »Auf den Abend iſt Bankett in meinem Quartier. Ich bewirthe die Hauptleute und Räthe meines Haufens. Du ſollſt der Muſikant dabei ſein, wenn die Mädel Dein Gedudel hören wollen.«

»Habt Ihr denn nicht Euer Weib bei Euch? Die Büttner Jakobe, um derentwillen Ihr mich einſtmals ſo arg im Stich gelaſſen?

»Der Heinz vom Nonnenfelde bei dem Nonnenmacher! Das trifft wie ein Reim in der Fibel. Und wie verwogen hat er ſich den Federhut auf den Rundkopf gedrückt! Guten Tag Fähndrich! Meine Jakobe hab' ich zu den Eltern nach Heilbronn hineingeſchickt da der Lärmen auf den Dörfern begann. Die Kriegsſtrapazen ſind nicht für ihren ſchwachen Körper. Deine Roſine braucht auch eine lange Zeit, bevor ihr der Rücken von den Hieben abheilt die ſie im Deutſchhauſe empfing. Nun, haben ſie uns mit Ruthen gepeitſcht, ſo wollen wir ſie jetzt mit Scorpionen züchtigen! 'S iſt nicht ſo ſchlimm gemeint. Schierſt Du mich aber mit meiner angetrauten Frau, ſo ſcheere ich Dich mit Deiner ausgeprügelten Liebſten.« Lachend ritt Jäcklein davon, der Pfeifer folgte ihm. Der Schimpf jener Schläge brannte noch einmal, aber diesmal auf Heinzens Wangen.

»Was nehm' ich mir's an?« fragte ſich der Bauernfähndrich drauf. »Hätte das Roſel eine Liebe für mich gehabt wie ich für ſie, ſo wär' ſie nicht in der Fremde bei den Gräflichen geblieben, und die Muhme iſt in Ballenberg darüber geſtorben! Die neue Umgebung hat ihr das Herz umgekehrt. Was verwehr' ich's meinem Herzen daß es gleicherweiſe von der alten Zärtlichkeit abfalle? Da ſchlüpft dem Jäcklein eine von den Löwenſteinerinnen nach, und bin ich kein Hauptmann, ſo bin ich doch ein Fähndrich. Heda, Schwarzauge, ſuchſt Du Dir einen Schatz im Lager?«

Aber als die dreiſte Dirne herankam und ihren Arm vertraulich auf die Schulter des Heinz legte: »Ja einen Schatz ſo hübſch wie Euch Fähndrich. Wollt Ihr's ſein?« ward's dem Burſchen gluthheiß, nicht vor Luſt, ſondern vor Bangen. Unter der Jacke des Kriegsmannes ſchlug noch das alte treue Bauernherz. »Hab' ſchon mein Liebchen und wir ſind nur für eine Weile auseinander gekommen.« Damit entrang er ſich.

»Wo iſt Dein Jörg Metzler der Oberſthauptmann?« fragte eine Stimme aus der mittelſten Zeltgaſſe der Schwarzen herüber. Die Übung der Truppe war für den Tag beendet.

»Auf dem Rathhauſe, Ritter Florian! Es iſt eine Botſchaft an die Weinsberger gegangen, daß ſie ſich übergeben und der chriſtlichen Vereinigung beitreten ſollen oder wir zögen gegen die Stadt mit aller Furie.«

»Wenn wir dagegen ziehen wollen, wozu die träge Raſt und die Geſandtſchaften? Iſt Herr Wendelin, des Heeres Rath und erwählter Kanzler, zugegen?«

»Der Oberſthauptmann wird wiſſen wohin ſich Herr Hipler begeben. Ich denke daß er tiefer hinein in's Würtembergiſche wollte.«

Auf dieſe Auskunft ging der Ritter durch das Lager den Weg gegen die Stadt. Es ſchien ihm aber als habe das unruhige Laufen welches er plötzlich bemerkte, eine andere Bedeutung als die froher Regſamkeit. Darum eilte er mitten in den dichteſten Schwarm.

Die Schmauſenden hatten ihre Plätze an den Fleiſch- und Brotfuhren verlaſſen, die Trinker waren vom angezapften Gebinde hinweg und um den Hans Koberer von Bretzenfeld getreten. Der hatte eine alte ſchiefliegende Weide zum Rednerſtuhl benutzt und was er von da herniederpredigte, verurſachte den Bauern großen Schrecken. Dem war der Biſſen aus dem Munde gefallen, ein anderer Zuhörer goß die Weinneige aus dem Helme auf den niedergetretenen Raſen hin, als ob ihm die Nachricht die Hans Koberer verkündete, die Luſt zum Trinken für immer verleidet habe. Die Weiber rangen die Hände und heulten. Denn der Graf von Helfenſtein habe eine große Mannſchaft aus Stuttgart nach Weinsberg gebracht. In den Nachtrab der Bauern ſei er gefallen als die letzten Züge des Heeres an der Stadt vorüberkamen, und habe niedergeſtochen und unbarmherzig zu Boden gerannt was er nur erreichte. Das Schlimmſte aber ſei was Hans Koberer von der Antwort vernommen, die der Graf auf die Botſchaft der Bauern ertheilt habe. Zermalmen und erwürgen wolle er die Aufſtändiſchen. Das ſei die Einigung die ſie von ihm zu erwarten hätten. Die aber aus ſeinem Amte zum hellen Haufen gegangen, ſollten ſich beeilen daß ſie nach Hauſe kämen. Sonſt würde er ihnen mit

Digitized by Google

dem Feuer ihrer Höfe heimleuchten und Weib und Kind aus den Dörfern und in's Elend jagen.

»Iſt das die Meinung des weinsberger Obervoigts?« umfragte es den Ritter.

»Nicht blos des Weinsbergers Meinung wird es ſein, wiewohl ich ſeine Antwort noch nicht kenne,« antwortete Herr Florian, »ſondern Aller Meinung die als Herren und Amtleute in den Schlöſſern ſitzen.«

»Dann aber ſind wir ein armes verlornes Volk das der Aufruhr nur in's Unglück und Blutvergießen ſtürzt!«

»Verloren ſeid Ihr gewiß wenn Ihr nur Klagen auf die Drohungen der Gewalt habt und Eure Thaten in nichts weiter beſtehen als daß Ihr waffenloſe Pfaffen bekriegt. Mit Geſchrei ſeid Ihr zuſammengelaufen den Wein der Klöſter zu trinken, mit Schande werdet Ihr wenn Ihr die Hände in den Schooß legt, ausein-andergetrieben werden.«

»Was ſchreckt Ihr die Leute!« erklang Jäcklein Rohrbachs Rede, und ſie ließ es unbeſtimmt ob er den Ritter oder den Unglücksraben auf der Weide mit ſeinem Tadel angreife. »Haben nicht auch die Grafen von Hohenlohe das große Wort geführt und die Herren von Löwenſtein, bis ſie doch klein zugeben und ſelber zu unſerm Verbündniß geloben mußten? Laßt nur die Hauptleute ſorgen, lieben Brüder, und es wird Euch kein Leid geſchehen. Wie ſich unſere Macht gemehrt hat und täglich mehrt, wiederſteht ihr Niemand.«

»Das iſt ein ächter Bauernhauptmann. Niemand, — habt Ihr gehört was er ſprach? Niemand wider-ſteht unſerer Macht!«

Wie unſicher auch dieſe Vertröſtung lautete, ſo gefiel ſie der Menge doch viel beſſer als die herbe Erwiederung des Ritters. Unter dem lauten Beifalle der Verſammlung fuhr Herr Jäcklein fort: »Haben wir nicht unſere Befreundeten in Weinsberg wie überall? Auf dem Schloſſe Weibertreu liegen nur acht Mann. Die Andern ſind in der Stadt nöthig daß ſie die Bürger im Zaume halten. So hat mir der neuenſteiner Semmelhans angezeigt, der Sagführer, der gefangen war in der Burg. Iſt ausgebrochen und entflohen, denn vor Angſt und Beſtürzung vergeſſen die Wachen ihres Dienſtes. Der Helfenſteiner thut als wolle er uns auffreſſen. Wenn wir aber kommen, ſo wird er ſeinen Nak-ken beugen, ſonſt ſchlagen wir ihm das Haupt herunter wie der Truchſeß unſern Brüdern und dem frommen Meiſter Wehe bei Leipheim gethan.«

Die Frucht ohne Anſtrengung zu brechen, das war dem Haufen gefällige Rede. Das Entſetzen verrauchte ſchneller als es aufgelodert war. Herr Florian wendete ſich zornig ab von dem Manne der dem Volke lieber ſchmeicheln als deſſen Thatkraft zum entſchloſſenen Werke anleiten wollte.

Als ſich der Ritter gegen die Stadt kehrte, wär'er beinahe mit Jörg Metzlers Rieſenleibe zuſammenge-prallt.

»Wie mir Heinz der Fähndrich ſagt, ſuchen wir uns Beide,« begrüßte er den Ritter.

»Und Ihr kommt mit den Hauptleuten. So kön-nen wir ſogleich zu Rathe gehen.«

»Vor allem Volk!« verſetzte Metzler, und die An-führer und Räthe traten in einen Kreis um ihn zu-ſammen. »Brüder, der Trotz der Herren zu Weinsberg iſt über alles Maß und ihre Falſchheit ohne Beiſpiel,« berichtete er. »Auf unſern Brief hat der Graf von Hel-fenſtein geantwortet, als ob wir nichts Beſſeres wären denn Mordbrenner und Räuber, und dieweil er Boten annimmt und ſchickt, liegt er heimtückiſch mit ſeinen Reitern aus, uns Abbruch zu thun wo er's vermag.«

»Es ſoll ihm nicht für ungenoſſen ausgeben, wenn wir einſprechen und die Oſtereier bei dem Adel auf der Weibertreu zu holen!« rief Jäcklein Rohrbach. »Der Semmelhans will uns anzeigen wie dem gräflichen Hüh-nernest am ſicherſten beizukommen iſt. Dann wird die Henne zum letzten Male auf der hohen Stange gegackert haben, ſo um und um dreh' ich ihr den Hals!«

Immer wieder war's der Jäcklein den der Haufe am liebſten reden hörte. Sein tröſtlicher Rath und ſein gemein anſprechender Ton übten gleichen Zauber aus. Der Lärmen der Zuſtimmung mußte ſich erſt beſchwich-tigt haben bevor Herr Florian gehört werden konnte: »So laßt die Trommeln rühren, daß wir das Lager abbrechen und uns wider Weinsberg erheben!«

»Die Nacht doch, Herr Ritter, werdet Ihr den Leuten vorher zu ihrer Ruhe vergönnen!« verſetzte Jäcklein mit dem verſchlagenen Ausdruck einer Fürbitte. »Der Abendſtern flimmert ſchon glührotb über den Neckar herüber und mancher Mann der hier auf der Wieſe ſteht, iſt weit gewandert an dem Tage.«

»Wo iſt das Werk nach dem wir ſchon raſten dürf-ten? Ich ſehe nichts was wir gethan hätten, um jetzt der Ruhe zu pflegen. Indeß wir feiern und den billig erkauften Kloſterwein trinken oder den Deutſchherren einen Teich ausfiſchen, rüſtet ſich Stuttgart dem weins-berger Adel zu Hülfe zu eilen, kann der verbündete Pfalzgraf ſeine Reiter verſammelt haben ſich zwiſchen uns und die Stadt zu werfen.«

»Sie mögen es verſuchen in Stuttgart und Heidel-

Digitized by Google

berg einen Knecht wider uns zu befehlen oder ein Roß aus dem Stalle zu ziehen. Unſer iſt das Land ſo weit gefrohnt worden iſt!« prahlte Jäcklein. »Selber die Pferde ſind ſo bäuriſch geworden daß ſie ſich nicht zäumen und beſteigen laſſen wollen gegen die, ſo ihnen den Hafer bauen. Nicht die nächſte Nacht allein, auch der andere Tag gehört dem armen Manne. Der Bauer hat ſich lange genug geplackt und gehungert daß er auch einmal ausgeruht und ſatt werden ſoll am Tiſche des Herrn. Reicht der Wein und das Weizenbrot von Neckarsulm nicht aus, ſo will ich Zufuhr von Wimpfen holen. Das Stift borgt mir gern und Wolf Gerber der Vikar mag die neue Schuld mit der alten zugleich bei mir einklagen.«

Die Vergleiche, Anſpielungen und Vorſchläge Rohrbachs forderten ein abermaliges lachendes Zujubeln der Menge heraus. Herr Florian warf dem Oberſthauptmann vom Odenwalde einen dringenden Blick zu: »Braucht Euer Anſehen, Metzler! Die Stunden ſind Goldes werth, und laſſen wir den Jäcklein walten, ſo wird das Heer unwiederbringliche Tage müßig verſchlemmen. Nach Weinsberg hat ſich die Macht des Adels und der Vögte gezogen. Wir müſſen es brechen, wenn die Sache ihren Fortgang gewinnen ſoll.«

»Jäcklein iſt Oberſthauptmann im Neckarthale wie ich's vom Odenwalde bin,« antwortete dieſer die Achſeln zuckend. »Wenn wir nicht des ehesten einen Feldhauptmann erwählen, ſo ſeh' ich wohl iſt zu keinem Glück und Geſchick zu gelangen.«

»Einen Feldhauptmann mit voller Macht und Gewalt. Der Tod Dem der ſeinen Weiſungen zuwiderhandelt!« beſtätigte der Ritter. Ein Mann aus dem Haufen ſagte ihm ein leiſes Wort in das Ohr. Darauf fragte er ungeduldig: »Kommen wir zu einem Schluſſe? Oder meint Ihr, Weinsberg werde ſich uns ſelber antragen, daß wir dort einziehen und den Handſchlag der Edlen in unſere Brüderſchaft empfangen möchten?«

»Wenn wir Zeit hätten die Sache gemächlich reif werden zu laſſen, ſo würde ſich uns Weinsberg gerade ſo antragen wie Ihr ſagt, und es trägt ſich uns alſo an,« antwortete Jäcklein dem das Zwiſchengeſpräch Metzlers und Florians nicht entgangen war. Bei der Erwähnung der Feldhauptmannswahl ſtrich ein ehrgeiziges Lächeln über ſein Geſicht. Er wiegte ſich auf der Gunſt der Menge und im Vollbewußtſein ſeiner Überlegenheit erklärte er mit erhöhter Stimme: »Es trägt ſich uns an, hab' ich geſagt und will meine Behauptung beweiſen. Wo iſt Wolf Nagels Frau? Sah ich ſie doch ſo eben in den Ring treten. Sprich, mit welcher Botſchaft biſt Du hierhergegangen?«

»Daß ich Euch's melden ſoll,« ſagte das Weib, »von Jörg Ny in Weinsberg, von dem Bretzel Bickel, von Melchior Becker und Hans Hellermann, ſie wollten den Bauern die Stadtthore eröffnen. Und bitten Euch herzlich daß Ihr ſie in ihren Nöthen nicht ſtecken laßt, ſondern alsbald vor unſere Mauern kommt.«

Der Nachſatz war nicht im Sinne Jäcklins der nach den Hin- und Herzügen der letzten Tage eine üppige Nacht und einen frohen Tag zu feiern entſchloſſen blieb. Wozu die plötzliche Macht, die reiche Beute der geiſtlichen Häuſer und der Glanz der Hauptmannſchaft, wenn ihre Freuden nicht genoſſen werden ſollten! Aber mit der Gewandtheit ſeines raſchen Verſtandes fiel er ein: »Iſt's zu rechter Zeit wenn wir am erſten Oſtertage an Eure Thore klopfen? Wir dürfen den Mägden das Scheuerfeſt nicht verderben und die guten Frauen von Weinsberg — ſie würden erſchrecken und mißgelaunt ſein, überraſchten wir ſie ſchon morgen bei der Ausfehr mit ſo vielen Gäſten.«

»Die Gründe eines Hanswurſts gelten hier mehr als die Mahnungen eines beſonnenen Mannes,« ſchalt Herr Florian. Aber Jörg Metzler erhob den Tag den Jäcklein angeſetzt, damit doch etwas als ausgemacht gälte, zum Beſchluſſe: »Auf den erſten Oſtertag gen Weinsberg! Wer dafür ſtimmt, recke die Hand empor!« Da erwuchs es über den Häuptern der Umſtehenden zu einem Gehege von Armen. »So können wir am zweiten Feiertag in Heilbronn, will's Gott, bei Herrn Jochem Plötz und dem Commenthur vorſprechen!« fügte Jörg hinzu indem er ſich gegen Florian richtete. Aber der Ritter ging eben aus dem Kreiſe.

»Unſer Bruder Geyer nimmt's zu ſtreng mit den Bauern,« ſagte Jäcklein als er nachher zu denen aus dem Odenwalde trat. »'S ſind doch keine Kriegsleute und Hoferitter daß ſie nur immer marſchiren und fechten möchten.«

»Aber er meint's gut mit uns und vielleicht wär's beſſer, er hätte geradehin zu befehlen anſtatt blos mit zu rathen.«

»Behüt' uns der heilige Blaſius vor ſo geſtrengem Herrn! Art läßt einmal nicht von Art, und ſollen wir Einem gehorchen, ſo hat's doch mehr Zug und Vertrauen zu Jemanden von den Unſrigen. Ein Mann der mit dem Bauer und wie ein Bauer gelebt hat, wird am geſchickteſten über die Bauern gebieten. Dazu — Herr Florian — von Anſpach klingt ihm üble Nachrede nach —«

Digitized by Google

»Wem? Und welche Nachrede?« fragte Metzler entſchieden.

»Mit dem Markgrafen Kaſimir ſoll er in vertrauter Verbindung ſtehen —«

»Daß Du ſo blind wärſt die Schlinge nicht zu erkennen, die uns der Feind mit dem Verdachte unter die Füße ſchleudert! Den erprobten Anführer möcht' er uns durch die Liſt entreißen. Das iſt Herrn Florians vertraute Verbindung mit dem Markgrafen.«

»Und doch ſchlich er ſich ſo eben von dannen, einen Knaben zu empfangen der die brandenburger Livrei trägt!«

»Geſtern ſah ich einen Mann Deines Haufens, Jäcklein,« vertheidigte Jörg Metzler den Ritter, »in einem geflickten Meßgewande mitten im Zuge ſchreiten. Biſt Du deshalb pfäffiſch?«

»Das war geraubtes Gut. Der Bauer meinte den feinen Spitzenkram am beſten davon zu bringen wenn er ihn auf dem Leibe behielte. Aber den Markgrafen haben wir noch nicht geplündert und wenn Du mir nicht glaubſt, ſo nimm den Buben ſelbſt in's Verhör der mir die Nachricht hinterbrachte. Es war als wir im Ringe ſtanden, und ich ſchickte den Jungen in die Stadt das Nachteſſen zu beſtellen. Meinen Ungarwein ſollſt Du loben, Jörg. Du biſt doch meiner Ladung eingedenk?«

»Wenn ich erſt den Ritter von Deinem Argwohne gründlich abgewaſchen!« verſetzte jener. Die Männer gingen zuſammen in die Stadt. Das war ein Leben um ſie her, ein Drängen und Jauchzen als ob die ſinkende Nacht erſt den rechten Tag heraufgebracht hätte und als ob ganz Deutſchland ſchon erobert und nur der Sieg zu feiern ſei.

Selbſt aus dem Lager der ſchwarzen Schaar erſcholl jetzt fröhlicher Zuruf und klangen die Becher aneinander. Zahlreiche Gruppen bärtiger Männer umringten ein angezapftes Faß und der Proviantmeiſter hatte Brot und Fleiſch dazu vertheilt, einem Jeden mehr als er verzehren mochte. Aber unter den hin und wieder wogenden Haufen miſchten ſich die Schwarzen nur ſparſam. Sie blieben für ſich in ihrem Gebiete. Auch die Wachen hatten ſie nicht aufgegeben wie die andern Bauernſchaaren, ſondern ſie mit Einbruch der Nacht ſogar weiter hinausgerückt und verdoppelt. Von einem ihrer Poſten war's dann geſchehen daß die zwei Perſonen angerufen und feſtgehalten wurden, um deretwillen Herr Florian vorhin aus dem Ringe der Verſammlung in ſein Zelt zurückkehrte. Dorthin waren die Gefangenen indeß geführt worden, damit der Hauptmann über ſie entſcheide.

Ein Bauer war's und darneben ein Knabe der wirklich in die Tracht der Höfe von Anſpach und Baireuth gekleidet erſchien. Der Bauer ſagte, er komme aus den ſchwäbiſchen Bergen herab von dem bei Leipheim zerſprengten Heere. Hier unten hoffe er eine brüderliche Aufnahme zu finden, denn in der Alp verfahre der Truchſeß grauſam ſträflich wider die Flüchtigen. Die Wachen hätten ein Unnützes gethan ihn zu greifen und mit Zwang in's Lager zu führen. Denn eben dahin ſei er ſich freiwillig zu begeben im Begriff geweſen. Den Knaben kenne er nicht weiter. Kurz nachher daß er mit ihm auf dem Wege zuſammengetroffen, ſeien ſie Beide von den Wächtern entdeckt und feſtgenommen worden.

Die Wächter erklärten, den Knaben hätten ſie ergriffen ſeiner fürſtlichen Livrei wegen und den Bauer, weil er das Lager umſchlichen habe eher wie ein Spion als wie ein Mann der kurzweg entſchloſſen iſt ſeine Brüder darin aufzuſuchen. Auch hätten der Knabe und der Bauer verdächtige Reden mit einander gewechſelt, wie wenn Keiner dem Andern traue und jeder eine Heimlichkeit hinter ſeinem Weſen verberge.

»Was ſuchſt Du und in weſſen Namen erſcheinſt Du bei den Bauern?« fragte Herr Florian den jungen Geſellen im Sammetwamms.

»Aus eigenem Antrieb und um Euch zu dienen Ritter, bin ich gekommen,« verſetzte der Knabe und bewältigte die Schüchternheit die ihm bis dahin kaum das Auge zu erheben erlaubt hatte. »Von Neuſtadt an der Aiſchach wo Herr Kaſimir vergebens dem Eintreffen der fürſtlichen Stände entgegenharrte, bin ich aufgebrochen. Nur wenige waren vertreten auf dem angeſagten Tage und die wenigen waren rathlos. Ihr zürnt mir doch nicht daß ich Euch aufzuſuchen bavonging?«

Der Ritter ſchwieg indem er das Antlitz des Knaben mit einem ſchärferen Blicke muſterte. Der Bauer hatte aber nur das Abtreten der Wache erwartet, um ſich plötzlich in ſtolzer Haltung emporzurichten und in das Licht der Lampe zu treten, deren Strahlen er bis jetzt vermieden hatte.

»Eurer Ehre vertrau ich meinen Namen und mein Schickſal,« ſprach er. »Erkennt Ihr mich nicht wieder? Ich bin der Graf Friedrich von Fürſtenberg. Auf beſchwerlichen Umwegen und in dieſer Verkleidung ſuche ich nach Weinsberg zu gelangen wohin ſich meine Mutter und meine Braut geflüchtet haben. Wenn Ihr mit dem Rittermantel nicht auch den ritterlichen Sinn ab-

Digitized by Google

gelegt habt, darf ich Euch ohne Scheu die ganze Wahrheit eingeſtehen.«

»Herr Graf — Ihr begegnet mir mit mehr Zuverſicht als ich zu rechtfertigen vermag,« antwortete Florian Geyer ſichtlich betroffen. »Mein Sinn iſt der erwählten Fahne treu, meine Ehre die eines Bauernhauptmanns und läßt ſich kein unverlangtes Geheimniß aufdringen, daß ſie es dann vielleicht zum Schaden der allgemeinen Sache bewahren müßte.«

»Ich bin ein waffenlos gefangener Mann und wahrſcheinlich bald darauf ein Todter, wenn der große Haufe ahnt wer ſo eben in Eurem Zelte weilt.«

»Darum müßt' ich dem Volke dem ich zuſchwor, Eure Anweſenheit verſchweigen? Ihr hättet vielmehr, da Ihr wißt welcher Gefahr Ihr Euch hier preisgebt, das Lager Eurer Feinde vermeiden ſollen!«

»Herr Florian von Geyer, der Bräutigam einer Nienneck kann ſo ſehr Euer Feind nicht ſein, daß Ihr ihn verriethet wie einen verhaßten Nebenbuhler.«

»Ihr wählt Eure Worte mit mehr Leidenſchaft als Überlegung. Wenn ich die Pflicht gegen mein Amt verſäumte — nur das wäre Verrath. Und Euer Nebenbuhler kann ich in keinem Stücke ſein ſeit mein Weg mit den Bauern geht wie der Eurige auf dem Pfade der Herren.«

»Nicht immer waren unſere Straßen ſo getrennt von einander,« ſprach der Graf darwider. »Die Welt behauptet ſogar unſere Wünſche ſeien ſich nahe begegnet in einem Punkte und unſere Herzen ſtimmten ſeltſam überein in demſelben zärtlichen Verlangen. Ich glaubt' es nicht. Als ich aber vorhin Eurer Ankunft entgegenſah, lief das Geſchrei durch Euern Haufen, Ihr am heftigſten von allen Hauptleuten beſtändet darauf daß Weinsberg noch in dieſer Nacht geſtürmt werde. Erlaubt daß ich zuvor die Braut und Mutter davonführe oder daß ich mir Euern Eifer nach meiner Deutung erkläre.«

»Graf Friedrich von Fürſtenberg hat kein Recht ſo klein von mir zu denken. Erſt durch ihn ſelber erfuhr ich von der Zuflucht der Damen.«

»Beweiſt was Ihr ſagt, indem Ihr mich zu den Meinigen entlaßt.«

Der Knabe war dem Geſpräche mit tiefer Bewegung gefolgt. »Beweiſt es dem Grafen, Herr Florian, und auch um meinetwillen,« bat er, die Hände über der Bruſt zuſammenpreſſend. Noch hatte aber der Ritter nicht Zeit gehabt eine Antwort zu ertheilen, als draußen der Anruf der Wache gehört ward. Die Vorhänge des Zeltes ſchoben ſich zurück und Jäcklein Rohrbach, dem Jörg Metzler folgte, trat ein.

»Der wilde Weinwirth aus Böckingen — ich bin verloren! Der Haß der Menge reißt mich in Stücke,« ſprach der Graf von Fürſtenberg mit leiſer Stimme und zu Herrn Florian gewendet und zog ſich in die dunklere Ecke des Zeltes zurück wo er die frühere demüthige Haltung des Bauern wieder anzunehmen ſuchte.

»Das hätt' ich nicht verhofft daß ſich's beſtätigen könnte!« ſprach Jörg Metzler von der Anweſenheit des Knaben beſtürzt. »Zum Mindeſten Herr Florian, wär's nicht nach der Bundesordnung gehandelt, wenn Ihr hinter dem Rücken der anderen Hauptleute Boten oder Briefe empfingt.«

»Wer bezüchtigt mich ſolcher Untreu?«

»Ich wahrlich am allerletzten, wenn nicht die That ſelbſt wider Euch zeugte,« war Metzlers Erwiederung. »Das iſt des Markgrafen Kaſimir Rock und Wappen. Um Euch gegen böſen Leumund zu rechtfertigen führt' ich den Jäcklein her. Ermeßt darnach wie mir die Zunge im Munde erlahmen muß, wenn Ihr der Sache nicht eine Erklärung zu geben wißt die ihre Geſtalt verändert.«

»Ich will's verſuchen,« ſprach Herr Florian mit Würde und ergriff die Hand des Knaben. »Dieſen Boten möchte mir der Markgraf wohl kaum geſendet haben, hätt' er in irgend einer Sache offen oder insgeheim mit mir zu verhandeln, denn der Bote iſt ein Weib das mir, wenn ich ſeine Gegenwart recht verſtehe, ſein Herz zubringen wollte. Verzeiht, Dorothea, daß mir das Mißtrauen jener Herren Euer Geheimniß entringt. Allein wir ſtehen im Lager und kämpfen gegen verwegene Feinde von denen der gegenſeitige Argwohn und die innere Zwietracht der ärgſte wäre, wenn ſie jemals Eingang fände in unſeren Reihen.«

»Es iſt wahrlich ein Weib und ein ſchönes Weib dazu,« ſagte Herr Jäcklein der ein Kenner war für dergleichen. »Glück zu der Bekanntſchaft junge Dame! Herr Florian, es freut mich in der Seele daß ich doch eine Seite an Euch erfinde, wo der Menſch herausſchaut. Geht einher wie der Prediger in der Wüſte, wehrt Eurer Schaar das Schmauſen und Jubiliren und kaſteit ſie mit überſtrengem Dienſt! Da graut unſer Einem vor Euch und man weiß ſich nicht zu behaben ſo klöſterlicher Tugend gegenüber. So iſt der Gang hierher doch nicht vergebens geweſen und da ich die liebliche Zeltgenoſſin bei Euch getroffen, unterfang' ich mir's auch mit Eure Geſellſchaft zu meinem

Digitized by Google

Feſte zu erbitten. Ihr und die Dame ſollt willkommen und fröhlich ſein die Nacht in meinem Quartier.«

Der Ritter verneigte ſich ſtumm zu der Ladung oder zu der Auslegung ſeines Charakters, ohne aber Eins oder das Andere zu genehmigen, dann fuhr er fort: »Die Frau hat mir die Warnung ertheilt auf die ich dem Markgrafen entritt, da er mich greifen laſſen wollte. Ich ſteh gut für ſie und bitte daß ſie unbeläſtigt bleibe. Über den Bauer den die Wachen zugleich mit ihr einbrachten, urtheilt ſelbſt. Er ſagt daß er von der leipheimer Schlacht komme und ich mag weder ſein Ankläger noch ſein Bürge ſein.«

»So mache Dich auf Bruder, daß Du in's Lager hinübertommſt, von dem Blutbade zu erzählen welches der Truchſeß angerichtet und von dem Würgen des Grafen von Fürſtenberg,« ſprach Jäcklein deſſen Augen und Sinne von der ſchlanken Fülle Dorothea's gefeſſelt wurden. »Deine Nachrichten werden uns Weinsberg ſtürmen helfen,« und that dem Manne im Kittel ſelber das Zelt auf daß er ſich entferne.

---

4. Der Weinsberger Sieg.

»Bundſchuh! Der Bundſchuh geht durch's Land!« Niemand ſprach das Schreckenswort aus, aber die Mauern der alten Burg Weibertreu flüſterten davon und ſchienen zu wanken. Die Bürger von Weinsberg waren vor Tage auf. Nicht daß ihre Mädchen das Waſſer unter dem Morgenläuten des Oſterfeſtes ſchöpfen gingen, ſondern daß ſie das Pflaſter aufriſſen und die Steine auf die Mauern trugen. Weiber und Mägde mußten dabei helfen. »Die Bauern kommen!« Ritter und Knechte waren gerüſtet und die Roſſe ſtanden geſattelt und gezäumt in den Ställen.

Samſtag hatte der Graf von Helfenſtein noch immer gehofft, das Heer werde ſich von Neckarſulm gegen Wimpfen wenden. Aber ſeine ängſtlichen Briefe waren hier- und dorthinaus geflogen. Dazu hatte er die Bürgerſchaft der Stadt um ſich verſammelt. Die fand er eingeſchüchtert von den Ereigniſſen in der Nachbarſchaft und geneigt ſich über ihren Anſchluß mit den Bauern zu vertragen. Der Graf jedoch zeigte auf den verſammelten Adel hin und auf die Reiſigen. So band er den Weinsbergern ihren Gehorſam und die Vertheidigung der Stadt »auf ein Bündel« zuſammen. »Er halte für gewißlich,« ſchrieb er der Regierung nach Stuttgart, »wäre er mit den Reiſigen nicht hier, ſo wäre Alles umgefallen.«

Daß ſich die Bauern mit dem Angriffe auf ein ſo feſtes Schloß befaſſen würden als die Weibertreu für eins galt, war den Herren nicht glaublich. Doch ſchickte der Graf noch fünf Reiſige hinauf auf die Burg die ihm ſein Weib und Kind und ſeine Koſtbarkeiten verwahrte. Auch erſchien er ſelber noch einmal dort der lieben Frau Margarethe und ihren Gäſten tröſtlich zuzuſprechen.

»Herr Dietrich von Weiler zwar meint, das ſeien nur Roßmucken was wir an den Bauern erleben. Wenn ſie die Thore der Stadt verſchloſſen und die Mauern mit Speeren geſpickt fänden, ſo würden ſie ſcheu zurückbäumen,« ſagte der Graf der ſeine Gemahlin in der Geſellſchaft der Frau von Fürſtenberg und des Fräuleins Sabine bei der Morgenſuppe getroffen. »So leicht werden wir ſie aber kaum zurückſchlagen. Ich habe indeß gethan und werde mich halten wie es einem frommen und redlichen Amtmanne ziemt.«

»Hat mein Herr den Morgengottesdienſt doch nicht abſagen laſſen? Läuten hörte ich noch dazu,« ſprach die Gräfin von Helfenſtein.

»Nur ihn abzukürzen iſt der Pfarrer erſucht worden. Ich werde ſelber eine Meſſe hören.«

»Von meinem Sohne iſt noch immer keine Kunde weiter vernommen worden?« fragte die fürſtenberger Dame etwas ängſtlicher als ſie ſich ſonſt zu zeigen pflegte.

»Seit er uns aus Neckarſulm meldete, wir müßten uns des Angriffs der Bauern für heute unfehlbar gewärtigen, hörte ich nicht von ihm. Aber das Unterthor halt' ich ihm offen, wenn er den Marſchall von Habern mit den pfälziſchen Reitern bringt.«

»Das wolle Gott daß er noch zu guter Stunde mit der Hülfe hierher gelange!« rief die Mutter.

»Wir haben die Bürgen ſeines Eifers in unſerer Mitte,« entgegnete der Graf Ludwig mit einem artigen Blicke gegen das Fräulein. »Lebt wohl Margarethe. Unſer Söhnlein ſchläft wohl noch daß es nicht bei Euch iſt? Ich wollt' Ihr könntet die Unruhe auch verſchlafen.«

»Soll ich's wecken und holen das Kind?«

Der Graf ſchüttelte den Kopf. »Meine Zeit hier oben iſt um.« Aber die Gräfin hielt ihn am Arme zurück.

»Vielleicht iſt's doch beſſer Ihr ſeht es noch einmal, damit mir der Amtmann den Vater des Kindes nicht allzu gefährlich ausſetzt.«

»Seiner Schuldigkeit darf ſich keiner von Beiden entziehen,« lächelte der Graf zu der Trennung ſeiner Perſon. »Dazu ſiehſt Du daß ich die damaſtne Schaube über den Panzer geworfen, die Du mir vor fünf Jahren gabſt als ich um Deine Hand freite. Da grad' über dem Herzen ſind unſere Namen nebeneinander eingeſtickt. Laß das Kind davon! Ich ſchone meiner am

Digitized by Google

Ende ſchon zu zärtlich wenn ich auch nur an mein jung lieb Weib gedenke.«

Siebenundzwanzig Jahre alt war der Graf, des Erzherzogs von Öſtreich Liebling und aller ritterlichen Künſte Meiſter. Wie er vom Schloſſe zur Stadt hinabſtieg und wieder unter die Bürger trat mit freundlichem Gruße den und jenen anredend, ſchien das ſtolze Vertrauen ſeines Muthes aus den Helmfedern herabzunicken und in dem Klirren ſeiner Sporen wiederzutönen. Mit Dietrich von Weiler und mehreren Bürgern und Reitersleuten ging er in die Kirche und wohnte andächtig dem Meßopfer bei. Es war 9 Uhr erſt Vormittags. Der Graf lag noch auf den Knien als ihm vom Thurme herab angeſagt ward, es rühre ſich von den Bauern auf dem Schemelberge. Das war die Höhe die dem Schloßberge gegenüber ob der Stadt hereinragte. Der Wächter wollte Sturm blaſen, Herr Ludwig Helfreich aber ließ es ihm verbieten, damit der Gottesdienſt ohne Störung vollbracht und die Einwohner nicht noch ärger erſchreckt würden.

Bedurfte es des Sturmſchlagens vom Thurme wo es in den Herzen längſt Sturm geſchlagen hatte? Wie dringend auch die Noth, war's doch zu ſpät zum Beten und die Kirche leerte ſich. Mit Grauſen ſahen die von der Burg und aus der Stadt das Heer auf dem Berge gewaltig wachſen. Die vorderſten Schaaren hatten ſich alsbald in langer Schlachtlinie aufgeſtellt. Die folgenden bildeten den zweiten Eiſenreifen der ſich um den breiten Rücken des Berges gürtete, und noch immer quoll es von neuen Haufen die über Bindwangen herüberkamen den dritten Platz einzunehmen. Endlich war die Aufſtellung vollbracht. Zwei Herolde einen Hut auf hoher Stange tragend näherten ſich der Stadt. Am Unterthore erſchienen ſie.

»Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen chriſtlichen Haufen! Wo nicht, ſo bitten wir Euch um Gottes willen thut Weib und Kind aus ihr. Denn beide Schloß und Stadt werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben!«

Da knatterten die Donnerbüchſen und Musketen von der Mauer und vom Thorhaus. Dietrich von Weiler war dem Grafen vorausgeeilt und hatte den unſchlüſſig aufhorchenden Bürgern und Reiſigen von der Wache den Befehl gegeben, ſie ſollten der Aufforderung der Bauerngeſandten kurzab mit Kugeln antworten. Die verrätheriſchen Schüſſe krachten nieder, der Rauch des Pulvers wirbelte empor. Getroffen und blutend lagen die Herolde. Aber ſie rafften ſich auf und liefen zu dem Heere zurück. Vor ſeinen Augen war der ſchmähliche Bruch des Kriegs- und Völkerrechts geſchehen und dem Heere ſchleppten die Verwundeten die Verpflichtung der Rache zu. Auf dem Schemelberge wogten die Reihen gegeneinander. Das Branden einer fürchterlichen Entrüſtung ward in dumpfen grollenden Tönen vernommen, wie wenn ſich die Meeresfluth nach der Ebbe wiederum gegen die Küſte erhebt. Wehe Weinsberg wenn die ſechstauſend Zeugen der That deren Richter würden! In ſeinem Geſandten war ein Jeder auf's Leben verletzt der mit auf dem Berge ſtand.

»Die Lotterbuben meinen wir hätten vom Haſen das Herz,« empfing Herr Dietrich den Grafen und den Bürgermeiſter. »So Ihr Euch ſputet herauf an die Bruſtwehr zu kommen, könnt Ihr ſie noch laufen ſehen!«

Aber der Graf ſchaute finſtern Blickes wider den Berg hinaus. Es ahnte ihm Böſes aus dem böſen Anfang und der Bürgermeiſter deutete auf den vorderſten Haufen des Bauernheeres der ſich in Sturmmarſch ſetzte grade gegen Burg Weibertreu hin. Die ſchwarze Schaar unter Florian Geyer war's. Sie hatte den erſten Platz und die ſchwierigſte Arbeit des Kampfes begehrt. Da war den Schwarzen der Sturm auf das Schloß übertragen worden und ſie gingen geſtreckten Schrittes an's Werk.

Herr Jäcklein Rohrbach rückte vor mit dem zweiten Schlachthaufen. Unter ſeltſamen Sprüngen hüpfte ein weibliches Weſen ſeinen Linien voraus. Das ſang einen Zauberſpruch und beſchrieb mit dem Stabe verworrene Kreiſe gegen die Luft, dann gegen Schloß und Stadt. »Drauf, drauf!« gellte es von ihrem Munde. »Eure Waffen ſind geſalbt und Eure Leiber mit meinem Zauber gefeſtet. Keine Kugel der Feinde ſoll Euch ein Leids anhaben. Drauf! Drauf! Die Leiter kracht, die Schrauben greifen an, der Adel liegt auf der Bank und der Henker lauert dahinter.« Als ob die ſchwarze Hofmännin ſelbſt unter der Folter aufſchreie, ſo war ihre Stimme verzerrt und ihr Geſicht.

»Heiſa, meine Jungen! Luſtig zum Mauerbrechen! Hier haben ſich die Herren ihr Urtheil geſchrieben,« rief ſie als der Haufen an das Unterthor gelangte und zeigte auf die Blutflecken wo die Geſandten zuſammengeſchoſſen worden waren. »Könnt Ihr den Verſpruch leſen der da im Raſen aufgezeichnet iſt? So kommt daß wir ihn vollziehen!«

Die Bauern rannten heran und ihre Geſchwader umklammerten die Stadt. Das Unterthor erreichten ſie mit Leitern und Büchſen durch den Hohlweg vom Siechhauſe hinauf. Die Hexe in ihrer greulichen Begeiſterung voran und ihr Zaubersegen bewährte ſich kräftig an den

Digitized by Google

Stürmenden. Den Vertheidigern der Stadt erzitterten die Hände vor Bangen und all ihr Steinwerfen und Kugelſchießen konnte es nicht ausrichten daß auch nur das ſchwarze Geſpenſt des entſetzlichen Weibes zurückwich. Die Paliſſaden ſanken von hundertfachen Axtſchlägen zermalmt und dem Unterthore nützte ſeine dreigetheilte Vermachung nicht länger. Das äußere und mittlere Gatter waren durchbrochen. Die Bauern hämmerten an den innerſten Pfoſten nur noch durch wenige Eichenbretter vom Eintritte in die Stadt getrennt.

Herr Jäcklein ließ den Pfeifer von Ilsfeld blaſen. »Mord und Brand über die Weinsberger die ſich dem chriſtlichen Heere widerſetzen,« rief er darauf zur Mauer. Das Dröhnen der Balken und Sturmblöcke wider den letzten Thorſchutz gab der Drohung einen furchtbaren Nachdruck. Verzweifelt blickten die Beerängten um ſich. Ritter und Reiſige ſtanden beſtürzt vor dem wüthenden Angriffe. Mancher von den Bürgern hatte gleich vom Anfange her nur läſſig und widerwillig gegen die Bauern geſtritten und ein entſchloſſener Widerſtand ward ihnen für die Dauer nur am Ober- und Unterthore geleiſtet wo ſich die von der Ehrbarkeit hingeſammelt hatten. Vergebens daß Herr Dietrich von Weiler hoch zu Roſſe in den Gaſſen der Stadt auf- und niederjagte die Bürger und Reiſigen von denen der eine und der andere ſeinen Poſten verließ, wieder auf die Mauern zu treiben. Vergebens daß der Graf von Helfenſtein die Weinsberger belobte und ihnen ihr Wohlverhalten vor Gott und der Welt zu bezeugen verſprach. Schon hatten ſich Jäckleins Freunde Jörg Ny und Andere an ein Seitenpförtlein geſtohlen und waren von innen und außen zugleich bemüht es aufzuhauen.

Da erhoben ſich die Blicke der Belagerten in letzter Hoffnung zur Burg. Aber das Banner von Öſtreich und Würtemberg war herabgeriſſen. Zwei neue Fahnen entfalteten ſich plötzlich anſtatt der alten Zeichen. Es waren Bauernfahnen die Herr Florian Geyer aufſtecken ließ, der die Weibertreu erſtiegen und genommen hatte. Seiner ſchwarzen Schaar war die größere Anſtrengung leichter geworden als dem geſammten Heere die Erſtürmung der Stadt. Siegestrunken drückte ſie von der Burgſeite gegen die Stadt das Werk des Hauptheeres zu unterſtützen.

Das brach auch den zäheſten Muth. »Friede, Friede!« ſchrie ſelbſt Herr Franz der Prieſter zu den Bauern hinaus. Der Bürger Schwabhannes erhob das Heroldszeichen den Hut auf der Stange in Weinsbergs Namen, indem er auf eine Zinne des Unterthors trat: Friede!« Die Bauern ſchoſſen ihm den Hut von der Stange herunter. »Das iſt dafür wie Ihr unſere Geſandten empfangen. Die Bürger ſollen am Leben bleiben. Die Reiter aber alle müſſen ſterben.«

»Den Grafen von Helfenſtein zum Wenigſten woll't Ihr ausnehmen zu einem gnädigen Pardon und daß er ſich löſe,« rief Schwabhannes dagegen. Herr Ludwig Helfreich ſelber ſtand darneben als es aus Jäcklein Haufen antwortete: »Sterben muß er und wenn er von Gold wäre!«

Auf das wendete ſich der Graf gegen das Oberthor. Ihm grauſte. Seine Geelleute hatten ihre Pferde geſattelt auf dem Markte ſtehen. »Helft mir mit ihnen hinaus aus der Stadt,« bat er die vertrauten Bürger. Aber als ſich die Reiter zur Flucht auf die Roſſe ſchwangen, wurden ſie von den jammernden Weibern umringt. Die Verzweiflung der Wehrloſen ſtämmte ſich der Flucht der Geharniſchten entgegen. Dazu war das Oberthor gleichfalls von den Bauern verrannt und die Frauen hatten ſich der Schlüſſel bemächtigt. Lieber wollten ſie freiwillig den Eingang eröffnen als das Äußerſte von der Gewalt erwarten. Aber das Äußerſte — ſchon war es da. Während die Frauen den Grafen aufhielten, ſprang das Seitenpförtlein bei der Kirche auf, von Jäcklein ſtädtiſchen Freunden in Splitter gehauen. Beim Spital half ein darin Verpflegter einem emporklimmenden Bauer über die Mauer. Dem einen Feinde folgten ihrer bald viele. Das Unterthor auch zerbarſt, oder ward von einer helfenden Hand von innen erſchloſſen. Von dort mit Wuthgebrüll wälzte ſich der Hauptſtrom des Bauernheeres in die von vier Seiten zugleich angebrochene Stadt. Doch ſcholl durch das furchtbare Mordjo der Sieger die Mahnung an die Bürger daß ſie in ihre Häuſer zu Frau und Kind gehen möchten, ſo ſollte ihrer geſchont werden. Aber nach dem Grafen und den Rittern daß ſie in die Spieße gejagt würden, ſchrie Jäcklein Hauſe deſto lauter. Die ſchwarze Hofmännin war noch immer an ſeiner Spitze. Was ihm bewaffnet anſtieß ward erbarmungslos niedergeſtochen und er ſtürmte mit grimmiger Haſt daher.

Die Kirche und der Gottesacker lagen höher als der Marktplatz. Dorthin zogen ſich die Edlen und ihre Knechte zu einem letzten Rettungsverſuch. Auch der Graf von Helfenſtein floh dahin. Der Platz war von ſchwer bedeutſamer Wahl. Er ſollte für Alle ein Kirchhof werden die heute beim Adel geſtanden hatten. Zuerſt für die Junker Sebaſtian von Ow, Eberhard Sturmfeder und Rudolf von Elterhofen. Sie wurden ſogleich von den Streichen der anlaufenden Bauern gefällt. Die andern von den Rittern und Reiſigen warfen ſich in die Kirche und ſchloſſen deren Thür. Aber ſofort ſtießen

Digitized by Google

auch die Sturmbalken der Bauern ſo erſchütternd dagegen, daß ſich die bebenden Reiſigen im Schiffe der Kirche verſteckten, unter die Betſtühle verkrochen und das Getäfel der Wände erbrachen um vielleicht einen Schlupfwinkel dahinter zu entdecken.

Herrn Dietrichs von Weiler bleiche Lippen ſprachen nichts mehr von Roßmucken und Haſenherzen. »Das koſtet und den Kragen!« flüſterte er zum Grafen von Helfenſtein.

»Möcht's ſein wenn ich wüßte was aus meiner Margarethe geworden!« ſagte Herr Ludwig Helfreich. »Und mein armes Söhnlein!« Dabei ſchnitt er ein Kreuz mit der Spitze ſeines Degens in die Dielen des Fußbodens.

Die Thür wankte ſchon in den Angeln als ein Prieſter zu den Herren trat, ihnen den heimlichen Schneckengang zu zeigen der aus der Kirche zum Thurme emporführte. Das war noch eine Ausſicht zum Entkommen wenn auch die ſchwächſte. Sie ward ſofort benutzt und von den Herren und Knechten glitten achtzehn durch den Gang hinauf. Hinter ihnen brach die Kirchenthür und die Bauern drangen ein. Kein Verſteck war ſicher genug, keine Heiligkeit des Ortes. Die Reiſigen wurden ſelbſt aus der Gruft hervorgezogen und erſchlagen. Vergebens hatten die Lebenden bei der Ruhe der Todten Schutz geſucht. Auch der Schneckengang ward entdeckt und ein Freudengeſchrei begrüßte dies Ereigniß. Nun fehlte Keiner mehr den die Rache geſucht hatte. Aber der Blutdurſt verfuhr zu jach. Der Schneckengang ließ nur Einen auf einmal hindurch und die Verfolger verſperrten ſich ſelbſt für eine Weile den Weg, indem ein erſtochener Reiter mit dem Stahl im Leibe auf der engen Treppe liegen blieb und ſie ſtopfte.

Nur verzögert nicht für immer aufgehalten ward dadurch das Verderben. Die auf dem Thurme gaben ſich auf. Dietrich von Weiler trat auf den Kranz heraus und ſprach zu den Bauern hinab. Nicht um die Freiheit, nur um's dürftige Leben handelte er und bot 30,000 Gulden wenn es ihnen geſchenkt würde.

»Und wenn's eine Tonne Goldes wäre! Wie der Adel bei Wurzach unſerer Brüder geſchont hat ſo wollen wir Eurer ſchonen!«

»Das iſt der blanke Herr der Feuer befahl auf unſere Geſandten. Feuer auf ihn!« Die Hexe von Böckingen ſprach's. Sie war von dämoniſcher Macht auf den Haufen. Einer von den Bauern ſchlug an, der Schuß traf Herrn Dietrich in den Hals und er ſank rückwärts gegen den Thurm in die Schwerter der Feinde die indeß durch den Schneckengang gekommen waren. Noch röchelte der Ritter. Da ſchleuderten ihn die Bauern über den Kranz des Thurmes. Er ſtürzte von der Höhe und ein Leichnam mehr lag auf dem Kirchhofe. Auf demſelben grauenvollen Wege folgten noch andere Ritter, darunter Leonhard Schmelz der Forſtmeiſter.

»So raſch iſt er niemals einem Wildprete nachgegangen und wenn's ein armer Holzleſer geweſen wäre!« ſagte der Beckerhans aus Böckingen als der Forſtmeiſter vom Thurme geworfen ward, und trat den zerſchmetterten Körper unter läſterlichen Flüchen mit den Füßen.

Endlich drängten ſich einige Reiter durch das Gewirr zu den Moroſoren auf dem Kirchhofe. Es war der Oberſthauptmann Jörg Metzler mit Andreas Remy von Zimmern einem andern Anführer. Die wehrten dem fernern Blutvergießen und Metzler befahl die Gefangenen am Leben zu laſſen und hinwegzuführen.

»Gehorchen wir?« fragten die von Böckingen ihr Orakel die Hexe.

»Gehorcht damit wir ſie auf das Blutgericht verſparen.«

Doch war die lodernde Wuth nicht ſogleich durch ein Befehlshaberwort zu löſchen. Auch nicht durch den tückiſchen Rath des Haſſes. Ohne Mißhandlung wurden die Gefangenen nicht gefeſſelt. Als der Graf von Helfenſtein über den Kirchhof geführt ward — und die Hände waren ihm mit Stricken gebunden — ſtieß ihm ein Bauer die Hellebarde in die Seite. Auf dem Kirchthurme raſſelten die Uhrgewichte, es ſchlug 10 Uhr.

In den engen Raum einer Stunde hatte ſich das Unerhörte gedrängt: der Sturm auf die Stadt, die Einnahme des Schloſſes, die Niederlage und das Todesgeſchick eines zahlreichen Adels. Weinsberg gehörte den Bauern. Die zählten die erbeuteten Roſſe um daran zu berechnen, wie viele von den Reiſigen zu den Gefangenen und Todten noch aufzuſuchen wären.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Dresden, d. 7. September.

[Das Conſtitutionsfeſt; die Turner.]

Seit der Übergabe unſerer Verfaſſungsurkunde am 4. September 1831 hatte die Feier derſelben bis jetzt faſt lediglich eine officielle Farbe getragen; von einer eigentlichen Volksbetheiligung war nur in den Zeitungen die Rede geweſen, obgleich das Feſt in frühern Jahren vom Magiſtrat nach Kräften ſtattlich herausgeputzt worden. Kindern pflegt man am liebſten

Digitized by Google

flitterstaat anzuhängen, und Kinder begnügen sich damit. Das war ganz in der Ordnung, denn das constitutionelle Leben Sachsens steckte noch in den Kinderschuhen. Später gerieth es, so zu sagen, in die Flegeljahre, und die Spuren derselben trugen sich ein paar Jahre hindurch auf das Fest über. Man geberdete sich, natürlich nur in kleinen Kreisen, denn die Masse blieb noch sehr indifferent, einigermaßen übermüthig, trotzig und wie das nicht anders sein konnte, noch ziemlich ungeschickt; aber der erwachende Trieb des Temperaments machte sich schon geltend, und das war ein gutes Zeichen. Man reckte die Glieder, man schrie und lärmte, und die Schulmeister der Politik schalten und drohten mit der Ruthe; es ward ihnen bang vor den jungen Nesseln, an denen sie sich die Finger zu verbrennen fürchteten. Auf die Flegeljahre folgten, um im Bilde zu bleiben, die besonnenern; sie hatten einen Zug von Altklugheit, die sich in knabenhafte Besonnenheit bekanntlich leicht einmischt. Das ist die Periode des Übergangs, wo die Stimme umschlägt und zwischen den höhern und tiefern Tönen unsicher herumschwankt. Die Pubertät ist im Anzuge, das Herz schlägt lauter und unruhiger, während die Lippe schetter wird, doch der Kopf zugleich klarer. Man spielt nicht mehr „Mann sein“, wie Kinder gern zu thun pflegen, man fühlt daß man einst Mann sein werde, und wird von einer Art leiser Scham überschlichen daß man es noch nicht ist. Diese Periode kann man vom letzten ordentlichen Landtag datiren, und ihrer Eigenthümlichkeit gemäß sahen denn auch die Constitutionsfeste der letzten Jahre aus; sie waren fast nur dem Namen nach Feste, sie wurden gefeiert, weil es eben Sitte, Herkommen war. Der Stadtrath stellte die Beleuchtung der beiden Rathhäuser ein und wendete das dafür ersparte Geld den Armen zu. Die Augustereignisse in Leipzig hatten es überdies den städtischen und Regierungsbehörden wünschenswerth gemacht, Gelegenheiten zum Zusammenströmen des Volks, besonders des Abends, zu vermeiden. Man hielt die gewöhnliche langweilige Communalgardenparade des Morgens auf dem Markte; die Behörden erschienen in schwarzen Fräcken, die Innungen entfalteten ihre Fahnen, eine Rede wurde gehalten, ein Lebehoch ausgebracht, ein paar Lieder gesungen, und damit war die Geschichte abgethan. Eine frostige und gezwungene Komödie, für die kein Herz froh und kräftig schlug. Demungeachtet hatte das constitutionelle Bewußtsein allmälig schon tiefer Wurzel gefaßt, die junge Generation war mit dem Verfassungsleben der modernen Zeit aufgewachsen, freilich, muß man hinzusetzen, ohne eine gute Erziehung dafür zu erhalten, denn der Geist der alten Zeit war und ist in Dresden noch immer sehr mächtig und wendet die Blicke mißtrauisch und grollend der neuen Zeit zu. Unter ihm haben diejenigen jungen Männer welche im Jahre 1831 sich in dem Alter von zehn bis zwanzig Jahren, also in dem Alter des sich Bewußtwerdens befanden, ungemein gelitten, und es ist daher natürlich daß hier unter denen die im schönsten Mannesalter, in den Zwanzigen und Dreißigen sind, zum großen Theile keine recht kräftige und entschiedene Gesinnung sich ausspricht, und daß ihnen im Ganzen eine gewisse Schlaffheit und Verdrossenheit zum Vorwurf gemacht werden muß. Nicht selten findet man bei den Vierzigern eine weit tüchtigere und würdigere Gesinnung, vielleicht deshalb weil sie in dem lebernen, philisterhaften dritten Jahrzehend dieses Jahrhunderts, das vorzugsweise in Dresden ein behagliches Gedeihen im Schooße der Mittelmäßigkeit fand, schon Jünglinge und junge Männer waren welche, reif genug um die Verhältnisse erwägen und sich ihrer schämen zu können, die neue bessere Zeit mit feuriger Hoffnung begrüßen mußten. Sie fühlten die Erquickung der frischen Luft nach träger, drückender Schwüle um so lebhafter, je banger sie sich nach ihr gesehnt hatten; mit Freude sahen sie den Staub von den Perrücken fliegen, mit Stolz stellten sie sich den alten Zöpfen gegenüber und ließen ihr Haar in Sturm flattern, der von Frankreich herüber durch ganz Deutschland und lebendiger als man hätte glauben sollen, auch durch das philisterreiche Dresden zog. Auch heute noch, wie gesagt, verdient es diesen Beinamen, aber es erstarkt in ihm, zwar mehr in der Stille, doch vielleicht desto sicherer, ein Kern ächt constitutionellen Bürgerthums, dem sein starrer Gegensatz gerade günstig und förderlich ist, anstatt ihn in seiner Entwickelung zu hemmen. Die sechszehnjährige Constitution ist seine Ahnfrau, die gespenstisch im dämmrigen Dunkel schleicht, sonst nur eine anschauende Jungfrau, der das Licht des öffentlichen Lebens suchende Schutzgeist des Landes. Daß er auch hier nicht ganz vergebend sucht, hat sich neuerdings gezeigt. Schon das Fest im vorigen Jahre — man nannte es Jubiläum, weil seit 1831 fünfzehn Jahre verflossen waren — hatte eine andere, eine lebensvollere Physiognomie als sonst, in der sich einige volksthümliche Züge nicht verkennen ließen. Auch die Behörden hatten sich mehr zusammengenommen, die Paradeceremonie war nach einem größeren Maßstabe angeordnet, und unter den Bewohnern der Stadt war längere Zeit vorher viel von der funfzehnjährigen Gedächtnißfeier die Rede gewesen. Die Neugierde befand sich in gelinder Transpiration, die Masse hoffte etwas Absonderliches zu sehen und hören zu bekommen. Diese Hoffnung blieb auch nicht ganz unerfüllt; außer der officiellen Festlichkeit belebten viele öffentliche Wirthschaften den Tag durch Concerte; von vielen Gebäuden flatterten grünweiße Fahnen, und das allgemeine von der Communalgarde veranstaltete Festmahl lockte eine große Anzahl Menschen nach Reisewitzens hinaus, wo es bis spät in die warme Nacht hinein lustig herging. Der interessanteste Bestandtheil aber, darin kamen alle Stimmen überein, war doch das große Turnfest des schon damals gegen tausend Mitglieder zählenden Turnvereins, welcher ein öffentliches Schauturnen auf dem zum Schießhause gehörigen Platze gab. Der lebhaft angeregte Wunsch des Vereins, an diesem Tage mit der Communalgarde zu einem Festkörper zusammenzutreten, war indessen noch unerfüllt geblieben, da die Wahl einer hinlänglich geräumigen Localität auf Schwierigkeiten gestoßen, die man nicht gleich aus dem Wege zu räumen gewußt. Andere Rücksichten und Bedenklichkeiten waren hinzugekommen; doch hatten sich bereits die hiesigen Gesangvereine den Turnern angeschlossen und ließen, während diese ihre gymnastische Gewandtheit vor dem Publikum zeigten, vollstimmige Lieder von einer für sie erbauten Tribüne erschallen. Was im vergangenen Jahre unmöglich geschienen war nun diesmal zu Stande gekommen, eine Vereinigung der Communalgarde, der verschiedenen Sängergesellschaften der Stadt und der Turner. Das Mittagsmahl welches die Festlichkeit eröffnete, war verhältnißmäßig von geringer Bedeutung; keiner der zahlreichen Sprecher und Toastausbringer zeichnete sich durch eine Rede von Gewicht aus — darin überflügelt uns Leipzig und hat es besonders in diesem Jahre gethan — aber als der geordnet heranziehende, nun schon 1500 Männer mit tausend Schülern im

Digitized by Google

Knabenalter ſtarke Turnvereine die Zweckeſſerei unterbrach, da begann ein anderes Leben. Der geräumige (Reiſewitzer) Garten war faſt überfüllt von Gäſten; das Schauturnen im vergangenen Jahre war noch in gutem Gedächtniß, und die diesjährige Wiederholung deſſelben wurde mit der ungetheiltſten Theilnahme vom Publikum aufgenommen. Faſt unausgeſetzt erſcholl Beifallklatſchen und Bravorufen vom Kreiſe der zuſchauenden Verſammlung. Selbſt alten Leuten mit weißen Häuptern leuchtete die Begeiſterung aus den Augen, Mütter ſprachen laut ihre Ruhrung aus, und manchem blühenden Mädchen röthete ſich die Wange höher bei den Gedanken: „Wär' ich ein Mann!“ Und wahrlich, wenn die vielen Hunderte von muskulöſen Armen in gemeinſamem Takte auf einmal emporſchnellten, ſchienen ſie alles Volk zum Zeugen des Gelübdes anzurufen: „Wir wollen ein kraftvolles Geſchlecht ſein, damit wir ein lebens- und thatkräftiges werden!“ Dazu wehten luſtig die bunten Fahnen, als bewege ſie der gute Geiſt unſeres Vaterlandes und mahne zur Einigkeit. Das walte Gott. Beim Freiturnen, das bis zur einbrechenden Dunkelheit fortdauerte, entfalteten ſich Kraft und Gewandtheit ohne Zwang und Vorſchrift und erhielten mannichfache Gelegenheit zu feurigem Wetteifer. Viele zeichneten ſich als ganz vorzügliche Turner und Springer aus, Alle legten Zeugniß ab von dem unberechenbar hohem Werth naturgemäßer körperlicher Ausbildung, ohne welche weder Gemüth noch Geiſt geſund und friſch bleiben können. Sind dieſe aber geſund, dann kann auch das Staatsleben nicht kränkeln. Das mögen Viele bei dem diesmaligen Konſtitutionsfeſte gefühlt haben, das einen ſehr erfreulichen Anlauf zu einem wahren Volksfeſte genommen. Daß dabei dem Turnverein das größte Verdienſt zugeſtanden werden muß, wird kein Vorurtheilsfreier leugnen. Durch ihn iſt zum erſtenmale die Verfaſſungsfeier zu einem politiſchen Feſte im bedeutenden Sinne geworden, obgleich gerade er ſich prinzipiell und ſtatutenmäßig von aller Politik gänzlich fern hält und darüber mit großer Behutſamkeit wacht. Guter Vater Jahn, du würdeſt dich gefreut haben, wenn du gegenwärtig geweſen wäreſt! Ich ſehe dich noch vor mir in deinem groben altdeutſchen Rocke, mit der offnen Bruſt und dem langen grauen Barte, wie du, das Kränzel auf dem ungedengten Rücken, von deinem Freiburg an der Unſtrut nach dem freundlichen Dorfe Lindenau bei Leipzig gewandert kamſt, wo ich in den Sommermonaten zu wohnen pflegte; ich ſehe noch dein markiges, braunes, faltenvolles Geſicht mit den klaren entſchloſſenen blauen Augen, die auf mir ruhten wie ein Stück ernſtfreundlicher Abendhimmel zwiſchen dunklem Gewölk und die mich lebhaft an die Augen des Hofſchulzen in Immermanns Münchhauſen erinnerten, der um das Schwert Caroli Magni ſchwärmt das er zu beſitzen glaubt. Ich ſehe dich noch dahinſchreiten auf Eiſenſohlen, denn du trugſt ſchwere Nägel an den Stiefeln, du Jugemar der deutſchen Befreiungs- und Demagogenzeit; ich fühle noch den Druck deiner newigten Hand, und vor Allem hör' ich dich noch in unſerm lauſchenden Freundeskreiſe dig in die tiefe Nacht hinein plaudern von ſchönen, vergangenen Zeiten, von Deutſchthum und Mannerkraft, von Nordlandsrecken und Nibelungengeſinnung, wobei du nach einer Tagesteur zu Fuß und nach einer gewaltigen Mahlzeit von Schinken und Eiern nichts als reines Quellwaſſer trankeſt und uns auslachteſt wenn Einer oder der Andere von Schlafengehen ſprach. Du wurdeſt nicht müde zu erzählen; wie ein beredter Bote der Weltgeſchichte ſchöpfteſt du aus dem ergiebigen Strom deiner Kenntniſſe und Erfahrungen, und wir hingen verwundert, ſchweigend, dich nur hin und wieder mit einer Frage unterbrechend, an deinen Lippen und ließen dich reden, weil du ſo gern und dabei ſo anziehend redeteſt. Blos wenn du auf die Gegenwart kamſt, ſuchten wir dich ſacht wieder in das Gleis der Vergangenheit zurückzulenken, damit uns dein ehrwürdiges Bild nicht zu alt erſchiene in unſerm jungen Kreiſe. Sei gegrüßt wackerer Turnmeiſter! Wie viel du auch gelitten, wie manche Hoffnung dich betrogen: dir ward das Glück daß du am Abend deines Lebens noch Freude erlebſt am Werke deiner Jugend. Die deutſchen Turnvereine aber — das wünſchen wir von Herzen — mögen gedeihen und mitwirken zur geiſtigen und ſittlichen Erziehung der Nation! Da fällt mir Heſſen und Hannover ein; — doch Geduld, der deutſche Himmel ſtrahlt auch über Heſſen und Hannover.

J. Hr.

Aus München, Ende Auguſt.

[Militär- und Civilbadde; die „Zwanglosen“; Lola Montez; Facta ohne Bemerkungen nach Reflexionen daraber; Angelina Mayer und Thierry; Thierich; die Univerſität; der Gewerbsprivilegien-Bund.]

Ein Correſpondent des „Bayriſchen Landboten“ „von der Altmühl“ bekämpft „eine Stimme von der Regniz“ im „Fränkiſchen Merour“, welche Letztere den in England und Frankreich eingeführten Eid des Militärs auf die Verfaſſung anpreiſt und das Nichtwaffentragen der Officiere, auch hierin Schutz für den ruhigen Bürger findet, dem Militär aber anräth: es möge wohl bedenken daß die übrigen Stände nicht feinetwegen daſeien, ſondern umgekehrt daß es von den Steuern und Abgaben Derſelben erhalten werde und mithin die Nothwendigkeit ſeiner Exiſtenz nur eine relative ſei. Die Stimme „von der Altmühl“ preiſt dagegen die grenzenloſe Humanität und Genereſität von mehr als 12,000 Officieren der geſammtvaterländiſchen Heere, die ſo gnädig ſind unter mehr als 38 Millionen Civiliſten keine Beweiſe von Unverträglichkeit zu geben! — Man meint ferner „an der Altmühl“: 1) Es ſei unwürdig einem Stande die allenfallſige relative Nothwendigkeit ſeiner Exiſtenz verwerfen zu wollen. 2) Wie ſehr der deutſche Militär wiſſe warum er da ſei, habe er in vielen Kämpfen und zuletzt im großen Befreiungskampfe bewieſen ꝛc. Rom und Griechenland hätten ihre Krieger hochgeehrt, beide hätten ihnen äußere Zeichen der Ehre verliehen, bei beiden gehörte es zu den Begünſtigungen daß ſie ihre eigenen Richter hatten; warum ſolle dem deutſchen Militär das deutſche (sic!) Vorrecht genommen werden die für's Vaterland geführte Waffe zu tragen, von ſeinen Standesgenoſſen gerichtet zu ſein? Etwa weil es bei den Franzoſen, Engländern und Amerikanern ſo gebräuchlich ſei? — Die verehrliche Bierbaßſtimme „von der Altmühl“ meint ferner daß durch derlei aus „fremden Sitten“ geſchöpfte Reformationen die Deutſchen zuletzt zu einer Heerde Chineſen würden. — Dieſe Federnſehde entſtand aus Veranlaſſung des bekannten Vorfalles zu Donabrück zwiſchen Bürger und Militär; da nun laut eines alten Sprüchwortes duobus litigantibus tertius gaudet, ſo will Referent ſich das Vergnügen machen dieſer Tertius zu ſein und mit der Stimme „von der Altmühl“ ein Wörtlein zu reden, zumal da jetzt die Zeit und das Wort die Waffe iſt um alte Vorrechte und Vorurtheile zu bekämpfen, damit wir nicht zu einer Heerde Chineſen werden, ſondern zu einem freien Volke, nach Johannes Müllers Definition:

Digitized by Google

„Bürgerliche Freiheit ist da, wo man ausschließlich dem Gesetze und nichts Anderem gehorcht; diesem aber strenge.“ Nur ein an Geist oder durch Partei- und Kastenrücksichten beschränkter Kopf kann das Streben nach rechtlicher Reformation unberufen oder gar lächerlich nennen! — Ein Vorrecht ist so wenig ein wahres Recht, als ein Vorurtheil ein wahres und richtiges Urtheil ist. Beide sind von dem Übel, von welchem uns zu befreien wir Gott alltäglich in der siebenten Bitte des Gebets unseres Herrn anflehen. Gegen Beide anzukämpfen ist der gottgegebene Beruf des Schriftstellers und seine heilige Pflicht, zu deren Erfüllung er keiner irdischen, keiner officiellen Autorisation bedarf. — Der Ausdruck „ein deutsches Vorrecht“ ist vollends blanker Unsinn!

Obwohl die Stimme „von der Altmühl“ meint es sei lächerlich fremde Sitten anzunehmen, beruft sie sich doch auf Rom und Griechenland; als dürften wir nur von diesen lernen, nicht aber von den in bürgerlich-politischer Beziehung und so weit vorangeschrittenen Amerikanern, Briten und Franzosen! Griechenlands und Roms Krieger waren aber keine „Soldaten“, sondern im Kriege bewaffnete Bürger. Des römischen Kriegers stolzester Titel war der allen römischen Bürgern gemeinsame eines Quiriten. Miles heißt nicht „Soldat“, sondern „Wehrmann.“ Wenn Friede war, trug der Bürger wies der die Toga. Die römischen Centurionen klapperten außer Dienst nicht bewaffnet in der Stadt herum. Krieger unter sich können von ihren Standesgenossen gerichtet werden; in Zwistigkeiten mit Nichtsoldaten aber erfordern Recht und Billigkeit daß das Gericht wenigstens ein zu gleichen Theilen gemischtes sei.

Daß es Männer und Staatsbürger geben muß welche die Vertheidigung und Rechtsherstellung gegen Außen, also den Krieg, gleich den Genie-Artillerie- und Generalstabsofficieren als Wissenschaft betreiben, ist natürlich, aber die Überbleibsel aus der römischen Imperatoren- und Prätorianertyrannei, aus der finstern mittelalterlichen Ritterlichkeitsbarbarei und aus dem zopfzeitlichen Junkerthume müssen schwinden; der Krieger muß Bürger und jeder Bürger Wehrmann sein. Schwinden muß der Unterschied in den Begriffen „Civil“ und „Militär“! Der Krieger schwöre bei seiner Bürgerehre und verachte den Ausdruck „Soldatenehre“, denn des Bürgers Ehre ist Erfüllung der Pflichten gegen den Staat und Aufrechthaltung der Rechte des Volkes gegen Innen und Außen durch Arbeit im Frieden, durch Aufopferung von Gut und Blut im Kriege! — Des Söldlings sogenannte Ehre ist blinder Gehorsam gegen den welcher den Steck des Befehls führt. — Schon Constufee sagt: „Eine Nation welche sich selbst vertraut, geht nicht zu Grunde —“ und Johannes Müller: „Die Völker sind noch nicht besiegt, wenn auch die Fürstenheere geschlagen werden.“ — „Die stehenden Kriegsheere können als Werkzeuge der Leidenschaft eines Despoten die Nationalverfassung zerstören.“ (Also Schwur des Kriegers auf die Constitution, also Landwehr!) „Ich wünsche die Zeiten zurück, da jeder Bürger Krieger und der Preis des Heldenmuths nicht das Zulächeln eines Königs, sondern das Zujauchzen des Vaterlandes und der olympische Kranz war.“

Mit rührender Naivetät und Wahrheit läßt Schiller in „Wallensteins Lager“ den Heilf'schen Jäger sagen:

„Alle großen Tyrannen und (römischen) Kaiser
Thaten alles Ano'de hurein und schinden,
Den Soldaten reugen sie auf den Hänen!“

Nicht wahr, hochverehrte Stimme von der Altmühl, diese drei Männer: Confutsee, Johannes Müller und Schiller, das waren auch lächerlich unberufene Reformatoren? und, Triumph! Confutsee war wirklich ein Chinese! Sie aber leben weit von China, vielleicht in Golpolis? welches der Graf von Platen so treflich befang! und halten es mit den delikaten Altmühlkrebsen, welche auch den Rückschritt lieben. Ich aber wollte wir machten in militärischer Beziehung einen Rückschritt hinter das Jahr 1495, von welchem eine gleichzeitige Chronik sagt: „Anno 1495 war die Ankunft zweier Plagen in Deutschland, nämlich der schweren Krankheit Malafranzosen und der verderblichen Landsknecht.“ Von jener Zeit an schwand vor dem unwerthen Worte „Söldner“ der alte stolze Name der freien Landwehrmannen, statt deren entstand in Sklaven des Soldes ein dem Bürgerstande entfremdetes lästiges Gesinde: gefährliches Spielzeug für große Kinder, Zahlmarken im blutigen Würfelspiele um Mein und Dein oder um thörichten Ehrbegriff.

Des berühmten Dichters Uhland Anwesenheit gab der hiesigen „Dichter“-Gesellschaft „die Zwanglosen“ erwünschte Gelegenheit durch ein Festdiner und einen Aufsatz in der „Augsburger Allgemeinen“ ihr Dasein wieder zu beurkunden. Solche Gelegenheiten muß sie mit Hast ergreifen, um doch einigen Eclat in der Welt zu machen, denn die Literaturgeschichte wird ihrer nicht erwähnen und eine Maculaturgeschichte haben wir trotz des in diesem Fache sehr viel „machenden“ historischen Vereines noch immer nicht. — Spaß bei Seite! unter den Zwanglosen sitzen Männer, denen das deutsche Vaterland alle Verehrung schuldet! Da ist Friedrich Thiersch, der von Poesie durchglühte Kenner der erhabenen Alten, der Mann welcher sich frei zu sprechen und die Fackel seiner innern Überzeugung hoch emporzuhalten getraute, als Baiern noch in den schmählichsten Banden und in tiefer Finsternis lag. Thiersch hat auch, wie man aus hohem Munde selbst vernahm, deshalb noch keinen Orden erhalten, weil er gegen die Kniebeugung der Protestanten im Heer und Landwehr geschrieben. — Ferner sehen wir in diesem Kreise den edeln, freisinnigen, vom wahren (nicht verknöcherten) Rechte begeisterten Juristen Seuffert, die berühmten Naturforscher Martius, Zuccarini, Franz v. Kobell, dieser auch ausgezeichnet in technischen Kenntnissen und Erfindungen, und andere helle Lichter der Wissenschaft. Auch den Sinnfeologen Neumann, der ein großer Gelehrter sein soll und nur etwas grob ist — doch das gehört vielleicht zum Chinesischen! Wir lernten hier kennen den genialen Touristen Steub, Weichselbaumer, den Compositeur Maier und Dichter rc. Franz Graf v. Pocci u. A. Auch Maßmann war früher in diesem Cirkel, Heines letzter Demagog:

„Wohl ihm, er ist hingegangen
Wo sich Thor regiert,
Wo mit Heu die Äxten prangen,
Das getrocknet spricht.“

Jener dicke freundlich aussehende Herr mit nobelm Profil ist Baron Zu-Rhein, der Minister. Dieser ob seines feinen Benehmens, seines humanen Herzens, seiner liberalen und aufgeklärten Gesinnung allbeliebte Mann ist auch zugleich der Mann einer herazischen Lebensweisheit und macht bei einer baaren Revenue von 30,000 Fl. jährlich, welche sein Vermögen außer seinem Ministergehalt ihm abwirft, eines der angenehmsten Häuser in München. Schade daß der Geschäftsgang in seinem Ministerialdepartement etwas schleuderud und schläfrig geht! Man weiß nicht ist Solches den Einflüssen der Ge-

Digitized by Google

dichte zuzuſchreiben, welche der arme Herr Miniſter Dienſtags im Kreiſe der Zwangloſen einathmet oder ſeinem eignen Temperamente?

Nun glauben vielleicht diejenigen Leſer der Europa welche ſelbſt Schriftſteller ſind: wenn ſie einmal nach München kommen, dürfen ſie nur ganz zwanglos zu den „Zwangloſen“ gehen um da von gleichgeſtimmten Seelen, von Brüdern in Apolline mit offenen Armen empfangen zu werden? um da die Bühnendichter Plötz, Feldmann, Höfken, den Hiſtoriker Sötti, den poeſie- und kennſtreichen Fallmerayer, den tiefſinnigen Literaten Kinglerode Trautmann welcher den „Fliegenden Blättern“ ſeine Schwingen leiht und auch als Bühnendichter eines guten Rufes genießt, oder den Publiciſten Weil, den jungen witzigen Bertram, den Redacteur des „Volksfreundes“ Bauernfreund, oder Ihren ergebenſten Diener, den harmloſen Münchner Correſpondenten für die „Europa“ ꝛc. u. a. zu treffen? Nichts von alle dem, ſchöngeiſtiger und unbetitelter Leſer der Europa! Zwänge dich nicht in den Kreis der „Zwangloſen“, ſonſt

„Weh' dir! daß du kein Hofrath biſt“

oder ſonſt ein Rath, und wäre es auch das fünfte Rad am Wagen! — du müßteſt nur eine ſo legitim gewordene literariſche Größe ſein, über deren Liberalismus und Kämpfe gegen die beſtehende Unordnung der Dinge man ein Auge zudrücken kann und das andere doch für die Bewunderung offen behalten, wie der hohe Uhland! Aber Heine, Guzkow, Laube, Herwegh, Lewald ꝛc. die ſollten einmal kommen! mit kaltem Feuerblächeln, mit großen Augen und ſtummen Lippen würden ſie empfangen werden oder gar mit ſtarrem Entſetzen

„wie wenn in den Kreis der Freude
ein ungeheures Schickſal tritt.“

Saphir wurde als er zuletzt hier war rein ignorirt von den Zwangloſen. Da ſitzt der fromme Gloathſänger Beck mit langen Haaren, breitgekämptem Gemüthe und gläubigem Hute, demüthiger Halsbinde und weißgewaſchener Geſinnung; da der pſeudonyme Karl Fernau. Dieſer Mann hat ſeinen erſten literariſchen Milchzahn einſt an Saphir ausgebiſſen und zu Münchens ewigem Ruhme gezeigt daß es dort mitunter Leute gibt die keinen Witz verſtehen. Als Saphir das freilich unerhörte Verbrechen beging zu ſagen er wolle auf dem Muſeumsballe mit der Schneiderstochter den Faden des Geſpräches anknüpfen, mit der Mehlhändlerstochter von ſeiner Vermehlung, mit der Schuhmacherstochter von ſeinem Peche in der Liebe ſprechen, und mit der Kupferſchmiedstochter ſich amalgamiren: da glaubte der Jüngling Karl Fernau die Damen ſeiner Heimath ſeien beleidigt, erhub ſeine Lanze und brach ſie an Saphir auf eine Weiſe die wirklich zum Erbrechen war! Karl Fernau iſt blank, ſchlank, glatt, geſchliffen, ſüß und geiſtreich wie ein ausgerauchtes Glas Champagner, welches geſtern ſtehen blieb. — Spaß Fürſt..... nicht doch! ich wollte ſchreiben: Ernſt Förſter, welcher für die deutſche Literatur das unſägliche Verdienſt ſich erwarb der Schwiegerſohn Jean Pauls zu ſein, den Leſern der Augsburger „Allgemeinen“ es jederzeit kund und zu wiſſen gibt ſo oft ſich Kaulbach einen neuen Frack machen läßt, und Aufſätze über Münchens Kunſt ꝛc. anonym in The Art Union ſchreibt, in denen er ſich ſelbſt ſehr fleißig, aber jederzeit in der dritten Perſon nennt und rühmt. — Doch — wer nennt ſie Alle, die Schrecklichen

„Schließt Augen euch, hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.“

Nur ſo viel will ich noch bemerken daß auf dem Staatsgute Schleißheim, unſerer Muſterwirthſchaft, und rings um München die Kartoffelkrankheit ausgebrochen iſt — ein neuer Wink für die Regierenden zur Vorſehr und Abwehr, wenn ſie wirklich für ihre Anvertrauten Wohl ſich werkthätig beſorgt zeigen wollen!

Jetzt zu etwas Schönem, Friſchem und feuervoll Lebendigem, zu Lola Montez! — Dieſe Dame, nachdem ſie im Hofgarten zu Würzburg mit einem wachehaltenden Soldaten in Zwiſt gekommen und ein Volksauflauf entſtanden, in Aſchaffenburg aber kein Platz mehr für ſie übrig war, wendete ſich wieder hieher zu ihren häuslichen Penaten.

„Du ſtolzes München! freue dich!“

Ihre bisherige Umgebung ſoll von ihr entfernt werden. Stadtcommiſſär Scherer in Würzburg, welcher ſie daſelbſt aus den Händen der Menge rettete, iſt Regierungsdirector in Landshut geworden; Advocat Gunther, deſſen Frau und Tochter der Lola Montez in Brückenau und Würzburg als Geſellſchafterdamen dienten und ſie in gleicher Eigenſchaft auch hieher begleiteten, ſoll, wie man hier allgemein ſagt, Rath am oberſten Gerichtshofe des Königreichs werden. Lola Montez ſelbſt ſoll vor 8—10 Tagen einen Brief von hoher Hand erhalten haben, worin ihr berichtet wurde daß Fürſt Wallerſtein zum Miniſter des Äußern, Staatsrath v. Berks, ihr Begleiter auf der Reiſe von hier nach Brückenau, zum Miniſter des Innern ernannt ſei. Vor ein paar Tagen promenirte Lola Montez, von Lieutenant M.....r und noch einem Herrn begleitet, auf unſerem Victualienmarkte umher. Einige Gensdarmen befanden ſich ſtets in ihrer Nähe. Auch viel Volks begleitete müßig gaffend jeden ihrer Schritte, hielt ſich aber im ehrerbietig ſcheuer Entfernung — etwa ſo weit ein Peitſchenhieb reicht. — Sie iſt zur Gräfin erhoben worden, und zwar zur Gräfin von „Haltenberg“, Name eines einſt zur Hausdomäne der Herzoge und Kurfürſten Baierns gehörigen Schloſſes. Auch eine Beleuchtung ſoll ihr von mehreren Anhängern gebracht werden. Die unpopulär ſie aber iſt, das zeigt ſich namentlich bei jedem Ballet, in welchem die Demm. Angelina Mayer und Thierry tanzen. Dieſe Damen, welche bekanntlich Geſellſchafterinnen der Lola Montez ſind oder waren, mögen noch ſo vielen und gerechten Beifall verdienen — das Publikum ziſcht!

Die Erwählung Thierſchs zum Rector der hieſigen Univerſität hat allgemeine freudige Senſation erregt, und iſt uns ein neuer ſchöner Beweis wie ſich die Zeit bei uns zum Beſſern gewendet hat. — Das hätten ſich die Herren vor einem Jahre noch nicht zu thun getraut! Schade iſt es nur daß der prunkvolle Bau des Univerſitätsgebäudes den durch den wunſenfreundlichen Sinn Herzogs Ludwig und Königs Max ſo reich dotirten Fond dieſer Anſtalt ſo ſehr aufgezehrt hat! König Max, welcher nicht der Meinung geweſen man dürfe den Künſten des Luxus und der Pracht die Wiſſenſchaften zum Opfer bringen, hatte der Hochſchule die reichen, bis nach Böhmen hinab ſich erſtreckenden Beſitzungen des Kloſters Seligenthal geſchenkt — und jetzt müſſen Collegienſächer unbeſetzt bleiben, muß auf jede, auch noch ſo ſchädliche und zweckwidrige Weiſe geſpart werden!

Auch Intereſſen des Gewerbeweſens ſollen jetzt dem Moloch der Bauwuth auf den Altar gelegt werden. Die Gebühren welche jeder ein Gewerbsprivilegium erhaltende Induſtrielle

Digitized by Google

zu erlegen hat, sind eigentlich zu einem Unterstützungsfond für Gewerbtreibende bestimmt — nun wird aber ein Industrie-ausstellungsgebäude errichtet werden und man hat vorgeschlagen jenen Fond zu Tilgung der Baukosten zu verwenden, „da ja ein solches Gebäude auch zum Nutzen der Gewerbtreibenden diene!“

*

Aus Bad Brückenau.

[Lola Montez'). Der König.]

Die Schwingungen, die von München aus seit dem 24. Februar durch ganz Baiern und Deutschland gegangen waren, haben allmälig von der Oberfläche des öffentlichen Lebens mehr nach dessen Tiefe hin Platz gegriffen; der Übergang von dem alten zum neuen Leben war in der That für Baiern so rasch und schnell, daß man sich durchaus nicht wundern muß wenn diese Ereignisse anfänglich nach allen Seiten hin eine Aufregung verbreiteten. Das alte System und seine Anhänger wurden so plötzlich über Bord geworfen daß sie kaum Zeit hatten einen neuen Schlachtplan zu entwerfen, sie suchten hinter Verdächtigungen, Scandal, ja selbst hinter Aufregung und Aufreizung der ungebildeten Masse von ihrem Schlage sich zu erholen, sie führten die Religion in das Vordertreffen, stellten eine allgemeine Aufregung unter dem Volke in Aussicht, nahmen sogar die Martyrcrone als Kämpen für Constitution und Gesetz für sich in Anspruch, allein Alles half Nichts; die so lange unterdrückte öffentliche Meinung schlug in hellen Flammen auf, der bessere und aufgeklärtere Theil des Volkes wandte sich mit Entschiedenheit dem neuen Systeme zu, die in strengem Joche gehaltenen Protestanten athmeten wieder auf, die hart gemaßregelte Presse schöpfte neuen Athem. Am schlimmsten waren die Achselträger, die Lauenschiedenen daran; sie wußten nicht wohin sie ihren Fuß lenken sollten. Hatte das neue System Bestand oder kam das alte wieder obenauf? Sie taumelten rathlos und hilflos zwischen beiden umher, suchten sich zu vermitteln, sich nach keiner Seite hin unmöglich zu machen, allein es half Nichts: das neue System breitete sich aus und sie mußten endlich mit oder ohne Willen demselben sich unterwerfen. So oberflächlich und äußerlich auch für's erste der Umschwung erscheinen mochte, so sehr zeigte sich doch allmälig im Verlaufe der Zeit daß es allerdings auf tiefer gehende Reformen abgesehen ist. Für manchen freilich mag diese Umbildung zu langsam vor sich gehen, aber bedenke man nur daß man einen Staat nicht wie einen Wagen leicht und schnell in neue Bahnen bringen kann. Die Wege die längst verrammelt und ausgefahren, die Canäle die versandet und verstopft waren, müssen wieder geöffnet und brauchbar gemacht werden ehe das neue Leben Platz greifen kann. Die Trennung der Verwaltung von der Justiz, die Reform der Rechtspflege auf der Grundlage der Öffentlichkeit und Mündlichkeit, die Reform der Lehranstalten, die Beschränkung der Mönche, die langerwünschten Begnadigungsacte sind vorläufig die Beten des noch zu Hoffenden. Fragen wir nach der mittelbaren Ursache dieser Veränderungen, so werden wir vor Allen hingewiesen auf eine Frau, deren Schicksal den nächsten Anlaß dazu gab, es ist dies, wie allbekannt, die spanische Tänzerin Madame Maria Dolores Porris y Montez, schlechthin Lola Montez genannt. Der König hat sich mit ihr aus der lärmenden Residenz in das stille friedliche Bad Brückenau zurückgezogen, woselbst Lola ein kleines freundliches Haus bewohnt, das am Ende eines überdeckten Laubganges offen daliegt, von Niemand bewacht als von den duftenden Blüthen die auf zwei Terrassen die Thüre prächtig ausschmücken, und die der poetische König seinem Liebling zur Freude und Ergötzung hierhin gestellt hat. Hier ist nichts mehr zu sehen und zu hören von jener Aufregung und Empörung, wie gewisse ultramontane Blätter meldeten; alle Gäste die aus dem ganzen Baierlande hier zusammengekommen, waren nur erfüllt von Freude über die neuen Vorgänge und begrüßten den König der mit Madame Lola zuweilen Arm in Arm erschien auf das freundlichste. Nach den Nachrichten die man durch die Zeitungen über die persönliche Erscheinung Lola's empfangen hat geht in der Regel der Fremde mit einem gewissen Vorurtheile derselben entgegen. Man erwartet eine Dame von kräftigem Bau mit funkensprühenden Augen, rascher entschlossener Bewegung, die Reitpeitsche in der Hand, Stolz auf der Stirne und Verachtung auf den Lippen; aber wie sehr täuscht man sich! Ihre erste Erscheinung nimmt mit einemmale alle diese Vorurtheile hinweg. Lola ist mittlerer Größe, ungemein zartgliederig und fein gebaut, ihre Haltung neigt sogar etwas, namentlich wenn sie sitzt, nach vorne; ein reizendes Ebenmaß belebt den ganzen Körper, dessen zarte Glieder in schönster Harmonie stehen; jedoch würde der Körper bei allen diesen Vorzügen als unauffehnlich erscheinen, wenn nicht der Kopf den Ganzen seine Weihe gäbe. Lola gehört nicht zu den regelmäßigen Schönheiten, ihre Stirne ist klein, ihr Näschen springt darunter etwas naſenweis und kokett hervor, allein der ganze Ausdruck des Gesichts macht dasselbe höchst interessant und anziehend. Man sieht es ihr an daß zwei Seelen unter dieser kleinen aber festen Stirne wohnen, aus diesem großen tiefblauen Auge blicken, welches mit schwarzen Augenbrauen verbrämt ist die Muth und Entschlossenheit verrathen. Die blendendschwarzen Haare umschließen in einzelnen Wellen die kleine ebene Stirne; nach spanischer Sitte trägt sie, wenn sie ohne Hut erscheint, einen schwarzen Schleier im Haare. Der erste Eindruck den sie auf den Beschauer macht, ist der eines stillen sanften hingebenden Charakters, bei dem sogar eine leise Wehmuth hindurchschimmert, dagegen wenn sie im Gespräche begriffen ihre kirschrothen Lippen öffnet und dabei die prächtigsten Zähne zeigt, ihr Auge sich weit spannt, die Nasenflügel sich leise öffnen, gewinnt ihr Gesicht jenen stolzen, mit Bewußtsein erfüllten Ausdruck, dem jedes Hinderniß zu klein, jeder Widerstand zu gering däucht als daß ihn ihr Wille nicht besiegen könnte; in solchen Momenten hat dann ihr ganzer Körper ein neues Leben, es ist Alles Muskel und Feuer und Grazie. Lächeln Sie nicht und glauben Sie ja nicht daß ich mich habe bestechen lassen oder mit poetischer Brille sehe! Nein, so ist es; und wenn denn einmal wirklich der nächste Anstoß von diesem Weibe ausgäng, weshalb sollte es gerade uns nicht auch noch erwünscht sein daß es von einem schönen Weibe geschah; da man der Schönheit sich leicht und gern fügt!

Lola war in den ersten Tagen des Octobers 1846 zuerst als Ballettänzerin am Münchener Hoftheater aufgetreten; anfänglich war sie vom Intendanten abgewiesen worden und hatte sich deshalb an den König gewandt, der ihre Bitte gewährte. Sie trat zweimal auf, das Publikum empfing sie ziemlich

') Den Lesern der Europa wird es nicht uninteressant sein, eine Schilderung der viel besprochenen Gräfinn zu erhalten, die von den gewöhnlichen bisher über dieselbe laut gewordenen Stimmen bedeutend abweicht. D. Redaction.

stan, aber Lola besaß bald die enthusiastische Zuneigung des Königs, dessen ganzes Leben ja ein Dienst und Cultus der Schönheit und der Kunst gewesen ist. Der König war außerdem überrascht von dem scharfen Verstande seiner neuen Freundin und bald umschlang beide das innigste Band der Freundschaft. Wir haben es hier mit philisterhaften Deutungen über die weitern Bestimmungen eines solchen Verhältnisses nicht zu thun; ist es doch Thatsache daß der große Haufe gar gern hinneigt jede Sache unter irgend einen niedrigen Standpunkt zu bringen, um sich dieselbe so gewissermaßen mundgerecht zu machen; wer mit den Kategorien einer engherzigen Moral die Weltgeschichte ansieht, wird nur zu bald inne daß sie seinen hausbackenen Ansichten als eine fortlaufende Kette unmoralischer Handlungen erscheint. Über das chevalereske Verhältniß zwischen König und Lola finden sich in einem so eben erschienenen Buche: „Lola Montez und die Jesuiten. Eine Darstellung der jüngsten Ereignisse in München von Dr. Paul Erdmann. Hamburg, Hoffmann und Campe", verschiedene Nachrichten dem wir einzelne Züge entnehmen Als Lola einst von spasmischen Leiden befallen wurde, welche sich auf die Mittel des Stabarztes Dr. Curtius noch heftiger einstellten, sprach sie zum König: „Louis, ich habe Gift bekommen!" Da ergriff derselbe die Medizin und leerte sie unter dem Ausrufe: „Wenn keine Lola mehr ist, soll auch kein Ludwig mehr sein!" Als Lola einst gefragt wurde, wie sie bei ihrer Jugend und ihrem Temperamente ein Verhältniß mit einem doch schon bejahrten Manne eingehen könnte, antwortete sie: „Der Geist eines Ludwig bleibt ewig frisch und jung!" Eines Tages war Lola in eine Modehandlung getreten und ließ sich Mehreres zur Auswahl vorlegen. Bei einem Artikel bemerkte der Verkäufer daß derselbe für eine hohe Person gehöre. Rasch fiel Lola ein: „Dann muß ich etwas noch Schöneres haben." Ergrimt soll der Besitzer der Handlung sie hierauf beim Arm ergriffen und aus dem Laden geführt haben. Der König, so erzählt man weiter, habe sich in den Laden des Modisten verfügt und da er gerade abwesend war, gegen dessen Frau geäußert: „Sagen Sie Ihrem Manne daß er ein Flegel sei!" Ein anderesmal als der König Lola besuchte, fielen dessen Augen beim zufälligen Öffnen eines Schrankes auf zwei Dolche. Neugierig fragte der König ob diese auch zu ihrer Toilette gehörten. Da nahm sie in jede Hand einen Dolch und sagte: „den einen für mich, den andern für Dich, wenn Du mich verläßt." In einem eignen Kapitel behandelt jenes Buch auch die „interessanten Ohrfeigengeschichten"; wer Lust trägt, kann sie daselbst nachlesen. Zu einer eigentlichen politischen Bedeutung gelangte das Verhältniß Lola's zum Könige durch die Indigenatsfrage und die Demonstrationen des Staatsraths in dem bekannten Memorandum, dadurch wurde die Sache bedeutend für Baiern und für Deutschland. Der König zerschnitt durch die Entlassungs- und Versetzungsdecrete vom 24. Febr. mit rücksichtslosester Hand das Gewebe, in das man ihn seit langer Zeit gehüllt hatte. Kurz darauf erschien die Adresse der fünf Professoren an Abel, eine Demonstration die gleich vornherein geradezu gegen die Krone gerichtet war: denn der König hatte das Recht seine Minister zu wählen und zu entlassen; indem er also den Minister Abel seiner Stellung enthob, so kam es dem Senate der Universität durchaus nicht zu dem Willen des Königs gewissermaßen sich gegenüberzustellen. Der Hauptagitator Professor von Lassault mußte sofort seine Vorlesungen einstellen, welches Ereigniß derselbe durch einen Anschlag am schwarzen Brette bekannt machte, dadurch wurden die tumultuarischen Auftritte vom 1. März veranlaßt. Die Studierenden meistens katholische Theologen versammelten sich in Gruppen vor dem Universitätsgebäude, zogen von da vor die Wohnung Lassault's und brachten ihm ein Vivat. Dies war am Vormittag, Nachmittags versammelten sich dieselben wieder vor dem Hause der Lola Montez, woselbst sie unaufhörlich Pereat riefen und eine Katzenmusik anstimmten. Lola gentil und beherzt ließ sich durch diese Demonstrationen nicht schrecken, sie erschien am Fenster und trank aufs Wohl des Volkes ein Glas Champagner, warf Confect und Bonbons unter die schreiende Menge. Da der Tumult immer allgemeiner wurde, so mußte denn endlich die bewaffnete Macht einschreiten, welche die Straßen säuberte und absperrte, so daß gegen 11 Uhr Abends der Tumult sein Ende erreichte. Wie sehr diese Demonstration nur von einzelnen Verführten ausging, zeigte sich darin daß der König, als er einige Tage nach diesem Ereignisse im Theater erschien, auf die begeistertste Weise empfangen wurde. Die Versetzung und Entsetzung der vier Professoren, welche durch die Adresse an Abel zu diesem Auftritte mit Anlaß gegeben hatten, erschien nun als nothwendig geboten, um ihren gefährlichen Einfluß auf die Studierenden abzulenken. So wurde Moy zum Appellationsrath von Schwaben und Neuburg, Philipps zum Regierungsrath von Niederbaiern ernannt, und Höfler in den Ruhestand versetzt. Die Berufung Dr. Lindemann's von Solothurn nach München zeigte klar daß die Regierung entschlossen war den Ultramontanismus nicht wieder aufkommen zu lassen, und wer noch im geringsten daran gezweifelt hätte, dem wäre durch das Sonnet des Königs die letzte Täuschung benommen worden, so wie durch die bekannte Antwort und Anrede Lola's in Nürnberg.

Der König der seit den neuen Ereignissen auffallend heiter und fröhlich ist, erscheint trotz seines vorgerückten Alters ungemein rüstig und frisch; grüßend und mit vielen Personen sich unterhaltend kann man ihn zu verschiedenen Stunden des Tages unter den Fremden und Gästen des Bades umherwandeln und sich denselben beigesellen sehen. Die Liedertafel von Würzburg hatte die Anwesenheit des Königs in Brückenau benutzt um demselben ein Ständchen zu bringen, der König nahm den festlichen Zug auf's gerührteste und freundlichste in Empfang, unterhielt sich mit den einzelnen Sängern und ließ sich von denselben sein Lieblingslied, wie er sagte: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?" singen. Als der Chor Arndts Lied vom Vaterlande vollendet hatte, rief der König mehrere Male brave und fügte mit feierlicher Stimme hinzu: „Ja das soll es sein, das muß es sein!" Am Abende wohnte der König dem Balle im Kursaale, wozu er alle Fremde und Gäste hatte einladen lassen, bei, und sämmtliche Anwesende trennten sich mit dem lebhaften Wunsche daß der König noch lange leben möge, um Zeit zu haben seine Ideen zu verwirklichen und Baiern aus seiner Entfremdung und Isolirung, wohin es das gestürzte Ministerium gebracht hat, herauszuziehen und es Theil nehmen zu lassen an der gemeinsamen deutschen Entwicklung, und daß seine Kraft aushalten möge um die Schwierigkeiten zu überwinden die sich seinen Plänen in den Weg stellen werden, auf daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben und an dieser Halbheit zu Grunde gehen. D.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 2. October.

Inhalt: Skizzen deutscher Städte. Das deutsche Manchester. Von F. Gustav Kühne. 1. und 2. — Gedichte von Julius Hammer. — Aus Berlin, Pesth, Wien und München. — Eine Kirchweih. — Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange. — Eine kleine Sprachbemerkung. — Berichtigung.

№ 40.

Skizzen deutscher Städte.

Das deutsche Manchester.

Von **F. Gustav Kühne.**

1. Charakter und Geschichte des Wupperthals.

Aus den Bergen Vulcans der da schmiedet, war ich plötzlich in das Land der Parcen die da spinnen, versetzt. Ich kam aus der Grafschaft Mark, von der Enneper Straße, dem Thal der Sensenschmiede, nach Elberfeld. Dort ein Bergvolk das sich die kräftigen Elemente seiner Natur mit Gewalt ergiebig macht, jeder auf Kriegsfuß mit den Mächten des Lebens; hier theils eine Gesellschaft in behaglicher Fülle des Comforts, theils ein zusammengedrängter Haufe von Arbeitern die den Conjuncturen des Handels ihr Loos vertrauen. Dort ist der Schmied der wichtigste Mann, hier der Spinner und Weber, und der Mann des Comptoirs der mit deren Waare rechnet. Dort ist jeder Einzelne frei auf sich selbst gestellt, jeder unabhängig vom Andern, hat seine Hufe für sich, seinen Kopf für sich, ist ein kleiner König auf seiner Scholle, ist der Schmied seines eignen Schicksals, hat auch den Stolz und Trotz der dem Freiherrn ziemt, gleichviel ob dieser freie Herr ein Bauer ist oder über Rittergüter gebietet. Hier, im Wupperthal, hat sich ein bleicher, matter Haufe Fabrikarbeiter um einen Herrn geflüchtet auf dessen Wink er webt und spuhlt, von dessen Reichthum er den Zehrpfennig erhält, von dessen Speculationen er lebt und stirbt. Es kann nichts entgegengesetzter sein als die Grafschaft Mark mit ihren lakonischen tapfern Soldatenherzen, und das Herzogthum Berg mit seinen weichen sanften frauenhaften Seelen. Dort helle schmetternde Stimmen, kecke blitzende Augen, Witzfunken im Gehirn; hier verhängte Gesichter, liebwerthe Freundlichkeit, aber in Gott gebeugte Gemüther. Dort an der Ruhr und Folm ein rationelles Christenthum, auch die Orthodoxie mit einer gewissen starkmüthigen Freudigkeit wie beim Bischof Eylert, dem ehemaligen Feldprediger von Hamm. Hier an der Wupper, auch wo die Bildung nicht in Pietismus versinkt, doch allgemein eine emsige furchtsame Beschäftigung mit gottseligen Dingen. Dort beim starken protestantischen Westfalen schlagkräftige Phantasie und flatternder Witz, hier in der großen Fabrikstätte ein schwüles, immerfort gährendes Brüten in religiösen Gefühlen bei der stillen Verstandesspeculation in bürgerlichen Dingen. Es ist mir als sei ich von Spartanern plötzlich zu weichen Korinthern versetzt.

Die Dürre des Sommers ward hier in der Fabrikwelt nicht eben sehr empfunden; der Handelsgeist hatte sich frühzeitig mit Korn aus den Ostseeländern versorgt. In den Thälern der Ruhr, der Folm und Ennepe war der Nothstand merklich; alle Hämmer standen still, weil die Gebirgswasser den kleinen Flüssen keine Nahrung gaben, sie fast versiegen ließen. Hier in Barmen und Elberfeld gingen die ölgetränkten Spindeln in den Maschinenhäusern, die zahlreichen künstlichen Fabriken und dampfgetriebenen Färbereien unausgesetzt und fast ohne Störung weiter. Zum Glück für jene Berg- und Thalländer ist dort jeder Schmied zugleich Ackerbauer. In der Fabrikenwelt kann der gemeine Mann nicht so leicht von einem Geschäft wenn es stillsteht zum andern übergeben. Diese wirklich auch spindelsdürren Weber und Spinner mit den klebrigen Gliedern und schweiß-

Digitized by Google

triefenden Geſichtern, dieſe welken Geſtalten mit eingeſunkenen Knieen und abgezehrten Schenkeln würden zu nichts weiter fähig ſein als zu beten und zu verhungern, ſtände plötzlich ihr Nahrungszweig ſtill. Der Senſenſchmied in den Bergen Weſtfalens, der Mann der Schneidemühle im Thal und der Köhler in den Minen kann jeder Zeit anderswo Hand anlegen. Und hinter ſeinem Hammer hat er ſein Stück Feld das er ſelbſt bebaut. Bleibt das Waſſer aus, gräbt er in die Erde. Nur bei dieſem Wechſel der Thätigkeit, bei dieſer vielfachen Ausbeute der Elemente wird es möglich daß unter den 20,000 Seelen die zur kleinen Stadt Hagen und ihrem Kirchſpiel gehören, das Elend nie Fuß faßt. Stirbt ein Lebenszweig ab, blüht ein anderer auf. Die Fabrikation wird keine ſchwindelhohe Spitze des Glücks erreichen, aber auch keine gänzliche Niederlage erleben, plötzlicher Hunger den gemeinen Mann nicht zu Aufruhr treiben, wie in den großen Städten. Das Fabrikleben ſteht, wo zugleich die Agrikultur nicht ganz erſchöpft iſt, in Zeiten der Noth auf natürlichen Füßen. In den großen Städten Englands und ſelbſt ſchon unter uns in einer Stadt wie Elberfeld-Barmen muß der Handelsgeiſt ſehr eifrig bemüht ſein der Fabrikthätigkeit immerfort die Bahnen offen zu halten, neue zu ermöglichen, laufen die alten zu Ende. Wird dem Mann des Comptoirs, dem Fernblick des Kaufherrn das unmöglich, ſo ſteht ein hungernder Pöbel gewaffnet und drohend da. Vor der Hand betet er noch wenn er elend iſt. Gebt ihm communiſtiſche Begriffe, ſo zerſtört er die Stätten der Kultur weil er ſie für die Quellen ſeines Nothſtandes hält.

Von Schwelm aus fährt man hinein in das gewerbreiche, zwei Stunden lange, mit Tauſenden von Fabrikſtätten bedeckte Wuppertha l. Es iſt keine lachende, keine heitere, ſonnige Landſchaft; es iſt ein eigenthümliches, ſaftig grünes, feucht durchnäßtes Thal. Ein bedeckter Himmel umſtort faſt wie in England das Licht der Welt, der ſtehende Nebeldunſt löſt ſich in häufigen Regen auf. Aber auch vom Segen Gottes durchtrieft iſt das traulich, ernſtfreundliche Wupperland. Die Hochſtraße windet ſich zwiſchen ſanften Bergen hin wie die Wupper ihre Windungen hat. Immer zahlreicher ſteigen die Dampfſchornſteine mit den Feuerſäulen der Induſtrie in die Höhe. Dicht daneben hat aber die Wieſe mit dem ausgebreiteten Garn und Linnen noch einen ganz ländlichen Anſtrich. Bleicher und Bleicherinnen ſind mit Schaufeln beſchäftigt um zu ſprengen; große Räder mit einfachem Mechanismus treiben das Waſſer in Rinnen nach den trockenen Bleichſtellen. Das Land hört mälig auf, das Dorf wird Stadt, aber die Stadt löſt ſich in ihren Verſuchen zu einem Ganzen heranzuwachſen, noch immer wieder auf in Gehöfte, Siedlungen, einzelne Fabrikſtätten, Mühlen mit ihren Anhängſeln. Durch die endloſe Reihe von Gebäuden, Niederlaſſungen und Sitzen laufen die Wieſen mit ihren Bleichen immer wieder zwiſchendurch. Nur in den Manufacturbezirken von Glasgow findet ſich das zum zweiten Male. Iſt man eine Stunde gefahren, ſo ſteigern ſich die Verhältniſſe, die Einfachheit ſchwindet, der Reichthum wächſt, der Luxus beginnt. Immer ſtädtiſcher werden die Behauſungen, gedrängter die Häuſermaſſen; man nennt uns Barmen als den Ort der links und rechts zu unſern Seiten ſich breitet, eine Stadt die aus fünf Ortſchaften und Gemeinden zuſammenwuchs, aus Gemarke, Wupperfeld, Rittershauſen, Hecklinghauſen und Wichlinghauſen, die ſich hier ſchweſterlich die Hände reichen. Endlich hört Barmen auf und Elberfeld beginnt, ohne Grenzſcheide von jenem, ohne Mauer, ohne Thore, ohne Scheidewand zwiſchen Stadt und Land. Die ganze Landſchaft iſt eine hingebreitete, von Wieſen und Bleichen unterbrochene Stadt, Elberfeld mit Barmen zuſammen nach ihrer Thätigkeit eine wirklich große Stadt, eine ſtädtiſche Landſchaft die weit hin 16,000 Menſchen auf die Geviertmeile zählt.

Da ſind wir denn im regendurchtränkten Elberfeld, in der Hauptſtadt der preußiſchen Fabrikthätigkeit, im Hauptſitz der proteſtantiſchen Frömmigkeit, am Heerde der pietiſtiſchen Tractätlein, am Ufer der ſchwarzen ſchmutzigen Wupper in deren Schlammwaſſer ſich wie Blut das Türkiſchroth der Garne miſcht. In gewundener Linie führt eine Hauptſtraße, die Pulsader des Elberfelder Lebens, der ganzen Länge nach durch die Stadt. Kein alterthümlicher Bau zieht das Auge auf ſich, kein Palaſt hier oder dort, aber wohlgepflegte Bürgerhäuſer drängen ſich links und rechts in dichter Reihe, an Holland erinnernd mit ihren blankgeſcheuerten Treppen, ihren leuchtenden, ölgeſtrichenen Wänden und grünen Jalouſien. Doch iſt der Stadt der düſtere Schiefer eigen der die Gebäude nicht blos deckt, auch oft ihre Wetterſeiten bekleidet. Die Kirchen ſind alt, aber nicht mittelalterlich; ohne Kunſttrieb ſind ſie in die Höhe geſtiegen, wie zuſammengedrückte, hingekauerte Beter liegen ſie da. Mit breiter Bruſt ſtellt ſich das Rathhaus dar, auch ein moderner Bau, aber ſchwer und maſſig mit ſeinen breiten Flanken hingeſtreckt wie die beiden ehernen Löwen am Portal. Maſſenhaft ſchwer, gedrückt und eintönig erſcheint dir dieſe ganze Welt. Es fehlt aller Wechſel in den Gebäuden in den Geſtal-

Digitized by Google

ten. Kein Rothrock ſchultert das Gewehr, die große Stadt hat keine Garniſon. Keine Trommel wird laut, kein Horn erſchallt, kein Ton als Glockenton wird hier laut, und die Berge die die Stadt einengen, geben zitternd den betenden Seufzer der Thürme wieder. Eine dumpfe Schwüle weht dich an. In die beklommene Luft der Nebelſchichten miſcht ſich die blichte Ausdünſtung der Spinnſtuben. Kommſt du Mittags an, zwölf Uhr, oder Abends um Sieben, da ergießen die Comptoire, die Fabriken ihre Menſchenmaſſen auf die Straßen, ein Gewühl düſterer Geſtalten umgibt dich. Du biſt mitten im Schweiß der Arbeiter, in ewig wirbelnden Keſſeldämpfen, in einem Labyrinth von Twiſtballen, Krappſäſſern und Webeſtühlen. Des Abends entladen ſich die Fabriken um die Kirchen zu füllen; in gedrängten Schaaren danken die Leute Gott dem Herrn daß ſie den Tag über weben und ſpinnen konnten. Aber auch Tages über hört man Choräle aus den geöffneten Fenſterflügeln der Häuſer, dumpf und leiſe, aber hundertſtimmig. Ich ſtand auf der Gaſſe ſtill und horchte. Ein ſchwirrender Ton der den Geſang begleitete, klang wie eine verdorbene Orgel mit heiſeren Trompeten und gedämpften Pauken. Iſt hier Beiſtunde? fragt' ich. — Ne, dat dubn de Zigmädchen! hieß es. — Aus Vergnügen? fragt' ich. — Die Antwort blieb mir der Mann ſchuldig; er ſah mich argwöhniſch an; das Wort Vergnügen gehört hier zu den heidniſchen Gotteslaſterungen. Ich trat hinein. Die Maſchinenräder knarrten, die Spuhlen ſauſten und ſchwirrten, und in dem blichten Qualm ſangen funfzig Weiber und Mädchen, eng aneinandergepfercht: Herr Jeſus meine Zuverſicht. Und es war doch eine Art Behagen im Geſang, ſo blaß und welk die Geſichter auch ſchienen; es hebt und erleichtert ihnen das Herz und ſie rufen zum Herrn Jeſus wie der Jäger und der Hirt auf der Alm nach ſeiner Sennerin ruft.

Wir ſind im deutſchen Manchester. Der erſte Fabrikplatz Englands hat mit dem erſten Fabrikort Preußens ſehr vieles gemein. Auch Manchester hat die nächſten Flecken und Dörfer in ſich eingeſchloſſen, oder ſoll man ſagen, ſeinen Stadtumkreis auf ſie ausgedehnt. Manchester iſt erſt ſeit hundert Jahren ſo bedeutend angewachſen, und Elberfeld mit ſeinen 40,000 Menſchen war vor zweihundert Jahren ein Ort der 800 Seelen zählte. In Beiden iſt neben dem Reichthum zugleich ſoviel Elend und Armuth. Beide ſind gleich ſtark in chriſtlicher Frömmigkeit wie in Baumwolle und gedrucktem Kattun.

Elberfeld hat nur eine kurze Geſchichte ſeines Lebens hinter ſich. Der Ölſtrich der Häuſer, die Reinlichkeit der blankgeſcheuerten Fenſter und Treppen, das gemächliche Phlegma der Menſchen weiſt auf Holland hin. Das Bergiſche Land macht einen Übergang zwiſchen Weſtfalen und Rheinland, iſt nicht ſo derb und ſchlagkräftig wie jenes, aber auch nicht ſo ſanguiniſch und beweglich wie dieſes. Der Charakter der Bewohner ſteht weſentlich unter niederländiſchen Einflüſſen. Und den geſchichtlichen Anfang Elberfelds machten in der That Anknüpfungen mit Holland. Das Wuppertha gab die Bleiche für das holländiſche Garn. Die Brabanter hatten nicht das Waſſer dazu, ſie ſchickten ihre Gewebe hieher, denn die Wupper hat die Eigenthümlichkeit das türkiſche Rothgarn noch leuchtender in Farbe wiederzugeben als das wirkliche Türkiſch iſt. Jetzt ſind die Bleichen in Elberfeld meiſt verſchwunden, mehr nach Barmen hinauf in's Land zurückgedrängt. Handel und Fabriken haben überhaupt ſeit dem letzten Kriege mit Frankreich eine ganz andere Geſtalt gewonnen. Früher gingen Foulards und alle Arten von Madrasſtoffen von hier ſelbſt nach Frankreich und England. Seitdem aber Jacquard in Lyon den Damaſt nach Muſtern ſelbſt arbeiten ließ, hat der Abſatz der Seidenwaaren andere Richtungen genommen, andere Märkte gefunden. Neben Seide und Baumwolle ſind jetzt auch Leinwand und Wolle in Flor, neben den Türkiſchrothfärbereien die Kattundruckereien in Schwung.

Wer eine Geſchichte dieſer Spinner und Weber ſchriebe, würde uns kein romantiſches, aber ein um nichts weniger wichtiges Gemälde liefern. Dies friedliche Fabrikvölkchen hat ſich durch keine Heldenthaten ſein Daſein erobert; durch ſtillen Fleiß iſt es bedeutſam, durch die politiſchen Fehler ſeiner Nachbarn mächtig geworden. — Der kleine Anfang dieſer Induſtrie des Wupperthales gehört dem zweiten Jahrzehen des ſechzehnten Jahrhunderts an; er knüpft ſich an ein Privilegium auf die Garnbleiche das der Landesherrn, Herzog Johann von Berg, den Anſiedlern der ſogenannten Freiheit, wie noch jetzt in Elberfeld ein Stadttheil heißt, ausſchließlich ertheilte. Aber erſt mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges wurde die Anſiedlung an der Wupper bedeutend. Das bigotte Köln verjagte 1618 und 19 ſeine ſämmtlichen Proteſtanten, 1400 Häuſer ſtanden plötzlich in der heiligen Colonia leer. Neben Mühlheim und Crefeld war es vorzüglich Elberfeld das von dieſen wohlhabenden, gewerbfleißigen Flüchtlingen bevölkert wurde. Mit dieſem Act religiöſer Unduldſamkeit begann Kölns Ruin und Elberfelds Flor. Und nicht blos von der mittelalterlichen Religion der Pfaffen,

Digitized by Google

auch von der modernen Politik eines andern Nachbarn sollte wider Willen zur Bedeutsamkeit des Wupperthales der Grund gelegt werden; zu dem hierarchischen Gewissenszwang der Kölner kam der Soldatenzwang der Preußen, um der hiesigen Industrie frische Kräfte zuzuwenden. Seit 1629 war das Bergische Land an Pfalzbaiern gekommen. Brandenburg besaß die Grafschaft Mark. Preußen brauchte Soldaten, immer und immer Soldaten, warb um jeden Preis, preßte und steckte in Uniformen was das Zeug hielt. Und das Zeug hielt nicht immer. Vor dem Korporalstock und den immerwährenden Aushebungen flüchteten Schaaren tüchtiger Menschen über die Grenze. Es war kein Gesindel das den Fahnen entlief, sie flohen nicht aus Furcht und Feigheit, sondern weil ihr bürgerlicher Sinn sich gegen das Soldatenhandwerk der Preußen sträubte, weil sie sich für zu gut hielten für den königlichen Gamaschendienst. Es waren rüstige, kräftige Menschen, zum Theil wohlhabende Leute mit Familie. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bestand die Stadt Barmen nur aus 36 Höfen mit etwa 200 zerstreut liegenden, meist kleinen Häusern. Mit den neuen frischen Kräften entwickelte das Wupperthal seine schöpferische Thätigkeit, zählte bald die fünf ansehnlichen Flecken und stellt sich jetzt im großen Maßstab als Stadt ersten Ranges mit 30,000 Einwohnern hin, die mit der in ähnlicher Weise von der andern Seite her angewachsenen Schwesterstadt Elberfeld den großen betriebsamen Wetteifer eröffnet. So kam es daß sich dies industrielle Wupperthal in so kurzer Zeit zu einer Doppelstadt von 70,000 Menschen heraufarbeitete.

Diesen kleinen Staat von lauter Webern und Spinnern, Fabrik- und Handelsherren deckt der preußische Adler recht sorgsam und zart mit seinen Schwingen. Preußen schont hier die religiösen Bedürfnisse der Leute, begünstigt gern den Pietismus der sie fromm erhält und läßt die Sekten gedeihen, auch wenn sie sich von der evangelischen Landeskirche entschieden lossagen. Auch mit seiner Soldateska verschont der Staat das Wupperthal. Im nahen Düsseldorf hat Preußen sein Heer- und Hoflager. Und die Antipathie gegen den Rock des Königs hat Elberfeld auf Düsseldorf übertragen. Zur Eifersucht kommt es nicht zwischen beiden Städten weil ihre Verschiedenheit so fest gesichert ist. Der Elberfelder, lediglich Kaufmann und Fabrikarbeiter, hält sich auch gegen die Kunst verschanzt, um so mehr als sie in Düsseldorf nicht blos am Hofe eines königlichen Prinzen, sondern auch am Heerd des katholischen Glaubens sich Form und Inhalt suchte. Auf das Christenthum in seiner Weise hält der Elberfelder ausschließlicher fast und eifersüchtiger als der orthodoxe Katholik, dem der feste Glaube an die Unerschütterlichkeit seiner Kirche zugleich eine Beruhigung gibt, während der protestantische Pietist jederzeit noch zu Felde liegt um sein Kleinod vor den Anfechtungen der Welt zu schützen. Das rationelle Christenthum wird nirgend wie im Wupperthal verkehrt; die Bildung die sich freiere Athemzüge erlaubt, Kunst und Wissenschaft die sich für berechtigt halten den Nebeldunst des Lebens zu klären und zu lichten, sind dort immerfort vor den Gläubigen und ihrem Anathem auf der Flucht. Soldatenthum, Katholicismus und Rationalismus, Kunst und Wissenschaft steht der Wupperthaler in Elberfeld und Barmen für gleich feindliche und sündhafte Elemente an. Seine Krieger sind die Streiter Gottes, seine Poeten sucht er auf der Kanzel, und die Männer Gottes in Barmen, Oberbarmen, Unterbarmen und Gotterbarmen ersetzen ihm sogar das Schauspiel. Während Immermann im nahen Düsseldorf der dramatischen Kunst eine kleine Blüthenepoche verschaffte, sieht man in Elberfeld noch jeden scheel an der sich in die heidnische Bude Apollo's schleicht.

Wir müssen das Gottesreich dieser Zionsstadt in's Auge fassen; zuvor aber, ehe wir den Sonntag Elberfeld's feiern helfen, einige Werkeltage erleben, und die großen Stätten der bewundernswürdigen Betriebsamkeit besuchen.

---

2. Das Fabrikleben in Elberfeld und Barmen.

In Hammerstein, einige Meilen von Elberfeld entfernt, erinnerte mich die Baumwollenspinnerei des Hrn. Jung an die Wohlthat einer Vereinigung von Ackerbau und Fabrikthätigkeit. Das große Arbeitsgebäude, 6 Stock hoch zu 14 Fenster Front, hat schöne weite luftige Räume wie sie selten sind in zusammengedrängten Städten. Die Maschine wird halb mit Wasserkraft, halb mit Dampf getrieben, vereinigt die Wohlfeilheit mit der Möglichkeit die Arbeit zu verdoppeln. In dürrer Sommerzeit ersetzt der Dampf das fehlende Wasser und dieses genügt im Frühling und Herbst beim einfachen Stand der Arbeit. Die Spinner wohnen zerstreut in der Gegend, in Familienhäusern zu kleinen Gruppen beisammen oder einzeln. Jeder Part hat sein Garten- und Ackerstück; während der Mann in der Fabrik arbeitet, kann die Frau mit den Kindern, falls diese nicht ebenfalls verwendet werden, das Land bestellen und die nächsten Bedürfnisse des Hauses betreiben. Seit 1835 ist auch eine Schule in der Anstalt errichtet und somit,

Digitized by Google

während es an Kirche und Pfarrer nicht fehlt, auch das geiſtige Bedürfniß der kleinen Kolonie erfüllt. Zerſtreut und in freier Luft wohnend, halb und halb auch auf Landbau angewieſen der die in den Spinnſälen erſchlafften Glieder wieder ſtählt und erfriſcht, hat die Fabrikwelt hier Theil an all den Segnungen die ſie, dünkt mich, vor dem ſchwüblen krauken Kitzel pietiſtiſcher Gelüſte bewahrt.

In ähnlicher Weiſe und noch beſtimmter ſyſtematiſirt fand ich eine Fabrikcolonie im ſogenannten Bruch in Barmen. Dieſen Namen führt mitten in dieſer Stadt eine Geſammtheit von Häuſern und Gehöften, welche zur Stärke einer beſondern Dorfſchaft und Gemeinde angewachſen ſind. Die Bewohner dieſer kleinen, ebenfalls zerſtreut liegenden Familienhäuſer ſtehen zum Fabrikherrn in ſteliger Beziehung, obſchon es ihnen freigeſtellt iſt Eigenthümer ihrer Behauſung zu ſein. Es war der Großvater der jetzigen Fabrikherren, der alte Herr Engels im Bruch, der auf den Gedanken kam den herumziehenden, heimath- und beſitzloſen Fabrikpöbel ſeßhaft zu machen und ihn nach dem Maße ſeines Fleißes und ſeiner Führung zu Hauseigenthümern mit Land und Gartenſtück heranzubilden. Er berief zu ſeinem Geſchäft gern friſche kräftige Leute aus Weſtfalen, ſetzte ſie in ein Gehöft und ſtellte ihren Lohn ſo daß ſie ſich allmälig Haus und Hof verdienten. Der Wochenlohn wurde auf die Art nicht vergeudet, indem ein Abzug als Erſparniß zur Erwerbung des Hauſes zurückbehalten wurde. Die Luſt am Erwerbe wurde geſtachelt und der Hang zum Beſitzen machte ſich als eine moraliſche Triebkraft geltend, die hier ein ſolides Ziel vor Augen hatte. Dies Syſtem, herumziehendes Arbeitervolk zu Inſaſſen und Bürgern zu machen, iſt um vieles menſchlich klüger und menſchlich edler als die ſchieflaufenden Pläne des Communismus, der bei der thatſächlich gegebenen Ungleichheit der Fähigkeiten von gleicher Vertheilung des Gewinnes faſelt und damit die ſittliche Triebfeder im Menſchen zerſtört. Ein junger Mann dieſer Familie Engels war vor Jahr und Tag in Elberfeld communiſtiſcher Umtriebe verdächtig. Er hatte zur Zeit als Moſes Heß dort den Geſellſchaftsſpiegel ſchrieb, einem Haufen müßiger Arbeiter ſozuſagen einige Gedankenflöhe in's Ohr geſetzt, war in Unterſuchung gezogen und dann nach England gewandert. In den Plänen ſeines Hrn. Älteraters war vielleicht mehr Sorgfalt für den Ausgleich der Unbill zwiſchen Reich und Arm als in den Reden des jungen Hrn. Engels von heute. »Die durch die Macht des Kapitals hervorgerufene Noth!« So lautet eine von den Phraſen der Communiſten. Mich dünkt, es habe der alte Hr. Engels im Bruch, da ihn nun einmal das herbe Loos getroffen reich zu ſein, das Ungerechte in ſolcher Schickſalsfügung recht gut dadurch ausgeglichen daß er auch Andern, auch armem Geſindel dazu verhalf ſeßhaft und wohlhabend zu ſein, und zwar es zu werden nach Maßgabe ihrer moraliſchen Anſtrengung. Ich glaube, der alte Großpapa ebrſamen und ruhmwürdigen Angedenkens hat die »durch die Macht des Kapitals hervorgerufene Noth« weder verſchuldet noch befördert. Dieſe geriebene Kategorie von pfiffigem Müßiggang und ſchickſalvollem Nothſtand hätte der Alte in der Perrücke vielleicht gar nicht verſtanden, ſintemal und allbieweil es ihm *natürlich* ſchien ſein Kapital, da ihm nun einmal Gott das Seinige geſegnet, dergeſtalt anzulegen daß auch armen Schelmen die Möglichkeit zum Gewinn eröffnet werde. Er ſeinerſeits ertrug das große Unglück, volle Beutel zu haben, mit Heiterkeit und mit jenem Gottvertrauen, es werde ihm glücken ſein Pfund zum Beſten der Menſchheit wuchern zu laſſen. Ein anderer *Naturzuſtand*, wo der Fleißige mit dem Faulen theilen ſolle, wäre ihm vielleicht mit Recht als ein Sodom und Gomorrha, als ein Greuel des Beelzebub erſchienen, falls er nicht ſtarke Nerven genug gehabt ſolch lächerlich Utopien herzhaft zu verlachen. Auf eitel Frömmigkeit und Biederſinn war ſein Plan gebaut, aus chriſtlichem Gemüthe entſprang ſeine Humanität; von unſerer philanthropiſchen Doctrin die wir für Demokratie halten, verſtand er freilich nichts. Thue recht, ſchene niemand! war ein Grundſatz der Kernnaturen unſerer Altvordern, und danach haben ſie ihr Kapital erworben und ihr Kapital angelegt, und eine Welt voll Glück und Segen hinter ſich gelaſſen die ſich vielleicht nur aus müßiger Üppigkeit hinſetzt und faule Fiſche angelt, entweder pietiſtiſche Barſche und Quabben, oder communiſtiſche Hechte. Das iſt jetzt, beſonders von Frankreich aus, ein ewiges Gelärm über die arbeitenden Klaſſen, ein wehleidiges, faſt heuchleriſches Gewinſel über die Noth des gemeinen Mannes! Arbeiter nennt man ſie. Ich möchte wiſſen wer heutzutage nicht Arbeiter wäre? Etwa die regierenden Herren? Wer ſtellt ſich die noch vor wie die Könige im Kartenſpiel, die Krone auf dem Haupt, das Scepter in der Hand, daheim im goldnen Saal, auf goldnem Stuhle ſitzend, müßig und ſaumſelig ſtill? Wer arbeitet *nicht*? Die geiſtig Schaffenden ſind auch Arbeiter. Deren Thun wirft der ächte Sohn des Communismus freilich zum Lumus der Welt. Er meint unter Arbeitern die handarbeitenden Klaſſen im Gegenſatz zu den Kapitaliſten.

Digitized by Google

die da handarbeiten laſſen. Aber ſelbſt zum Verbrauchen des ererbten oder erworbenen Vermögens gehört Arbeiten. Reichthum auf die rechte Weiſe verbrauchen und anlegen iſt auch Arbeit. Mit ſeinem Glück aber tauſend Andern die Möglichkeit zum Glück eröffnen können: welch Glück reicht an dieſes, welch Gefühl von innerer Beſeligung kommt dieſem gleich? — Alten Filzen die Säcke ausklopfen, mag ein luſtig Stück vom Communismus ſein. Aber den Begriff von Menſchenwerth und Menſchenglück durch die Macht der Überzeugungen ſo ſtellen daß jede theoretiſche Zwangsjacke unnütz wird: das wäre die ernſtere Aufgabe. Löſe ſie wer kann! Aber den Trieb zum Erwerben tilge man nicht in der menſchlichen Seele. Man würde damit im gemeinen Mann zugleich die moraliſche Spannkraft tödten. Und die chriſtliche Frömmigkeit hat trotz vielfacher Abirrung in Gefühls- und Glaubensſchwelgerei noch täglich mehr Thaten allgemeiner Menſchenliebe aufzuweiſen als eine nüchterne Theorie von der Gleichheit der Menſchen je zu Stande bringen wird. Ich bin nicht fromm genug um mich zu den Gläubigen zu zählen. Wo aber der chriſtliche Glaube That wird, weiß ich nichts Höheres im ganzen Kreis der Menſchenwelt.

Das waren in Barmen meine Gedanken einer alten, hochehrwürdigen Dame gegenüber, in deren ſtillem, fromm eingerichtetem Zimmer ich ſaß, und in deren tiefblaues ſchönes gottvertrauendes Auge ich blickte. Im rheiniſchen Miſſionshaus zu Barmen, in der Bibelgeſellſchaft zu Elberfeld hatte ich ihren Namen gehört; eine Familienbeziehung führte mich zu ihr. Sie iſt die Beſitzerin einer Schnürbändermaſchine; Barmen iſt der Hauptort der Bandmanufactur auf dem ganzen Feſtlande. Die große, von Waſſer getriebene Fabrik der edlen Frau liefert mit ihren 52 Gängen in jeder Stunde des Tages 1000 Ellen. Ihr Band geht in alle Welttheile und mit dem Barmer Bande an alle Völker die Bibeln aus Elberfeld. Ich lobte die Einrichtungen der Anſtalt, die Sauberkeit, den Fleiß der Leute, die ſtille Andacht mit der das reinliche Geſchäft der Bandbereitung betrieben wird. Ich ſagte der Frau ****, es wär' in ihrer Fabrik ſo einfach ſchön wie bei Herrnhutern. Wir ſind nur ſimple Chriſten! erwiederte ſie mit einem leiſen Anflug von Verlegenheit. Was man pietiſtiſch nennt, ſchien ſie nicht. Sie ginge, hört' ich ſagen, zu keinem Prediger in die Kirche der irgendwen verdamme. Von ihrem Antheil an den Miſſionen wollt' ich nicht reden; ſie liebte das nicht. Jedermann weiß daß ſie eine Kleinkinderbewahranſtalt leitet, einem Armenhauſe und einem Spital vorſteht; jedermann weiß und rühmt ihr frommes Thun, aber niemand darf in ihrer Gegenwart davon reden. Sie hat einen Inſtinkt das Unglück zu wittern, ſie weiß der Noth zuvorzukommen, in ihrem ganzen Lebenskreiſe den Bedürfniſſen der Leute noch ehe ſie dringend und ſchreiend werden, geräuſchlos abzuhelfen. Es iſt das ein tief ausgebildeter Sinn in ihrer ganzen Familie; und ſie ſchlägt das nicht hoch an, es iſt ihre Sitte klug und verſtändig wohlzuthun, und ſie läßt ihre Linke nicht ſehen was ihre Rechte thut. Sie betreibt das alles mit geſchäftlicher Treue, hat von früh fünf Uhr ihre Stunden wo ſie pünktlich mit den Beamten der Pflegeanſtalten verkehrt; von niemand ſonſt duldet ſie eine Bemerkung über ihr Thun und Treiben. Es iſt nicht Eigenſinn, es iſt Verlegenheit; ſie iſt groß und alt dabei geworden, und wenn ſie gegen alles Andere in der Welt gleichgültig ſcheint, ſo läßt ſich nur daraus ſchließen daß der Kreis ihres Lebens reich und voll genug iſt, um ihren Geiſt und ihr Herz zu erfüllen. In ihrem frommen Lichten und Trachten iſt Geiſt und Herz; aber dieſer Geiſt hat keine Sprache für ſich, dieſes Herz äußert ſich nur im Thun. Es war ſchwer, was man ſagt, Converſation mit ihr zu machen. Die Familienbeziehungen waren bald erſchöpft. In ihrem Zimmer ſtand ein Flügel, aber man konnte von Muſik nicht mit ihr ſprechen; die Taſten wurden nur berührt um einen Choral zu ſpielen. An den Wänden hingen Ölgemälde; aber es waren nur Familienbilder, ihr verſtorbener Gatte, eine verſtorbene Schweſter in Elberfeld die ganz ihr Gleichbild war. Sie verſtand nichts von Malerei, war ſeit ihrer Jugend nicht in Düſſeldorf geweſen. Auf dem Pulte ſtanden Bücher; kein einziger Claſſiker darunter, lauter Schriften für's Volk. Sie verſtand es nie was die Dichter der Nation ſagten und wollten, ſie wußte nichts von der Welt der Leidenſchaften, nichts vom Schwung und Flug der hohen Geiſter. Sie verſteht nur die Bedürfniſſe des Volkes, hat nur Sinn für das was noth thut, war Zeit ihres Lebens zu keuſch geweſen um darüber hinaus den Kreis ihrer Gedanken zu erweitern, und dieſer Kreis war mit dem Bedürfniß eines tiefen ſtillen Glaubens, mit einer Pflege der Arbeitſamkeit bei ſich und Andern, mit der Bethätigung einer reinen, nie raſtenden Menſchenliebe geſchloſſen. Den Schmutz des Lebens hat ſie nicht kennen gelernt, Höhenpunkte hatte ſie nicht erſtiegen um einen ſchwindeluden Überblick zu thun. Und wenn der Kreis ihrer Intereſſen doch reich genug war, ein ganzes langes Menſchenleben mit Segen zu füllen, ſo war ſie doch wieder zu ſchüchtern ſich Rechenſchaft darüber, und ihren Gedanken über Gott und Menſchenwelt Worte

Digitized by Google

zu geben. Sie hat auch nie Zeit gehabt Reflexionen zu machen, und in ihrem großen dunkelblauen Auge, in den ungetrübten ruhig ernſten Zügen des ſchönen faltenloſen Angeſichts leuchtete ein tiefer Friede, kein lachender, aber ein ſtill heiterer, ein Glaube welcher Menſchenliebe iſt, ein Chriſtenthum das That geworden.

Und ſie werden alt, ſteinalt, dieſe chriſtlich germaniſchen blonden Menſchen von Elberfeld und Barmen mit ihrer abgeſchloſſenen Welt für ſich. Gegenüber in dem Häuschen, zwiſchen Bäumen verſteckt, ſaßen wir in Barmen vor einem alten, zur Ruhe geſetzten Pärchen das wir Großohm und Großmuhme nannten. Beiden war das Gedächtniß ſchwach geworden, es koſtete ihnen Mühe und in dem Geſchlecht der Spätlinge an die richtige Stelle einzuordnen; alte Erinnerungen mußten dazu erſt wieder ausgegraben werden. Fünfundachtzig und Zweiundachtzig ſind hohe Zahlen. Die Welt hat ſich oft vor ihren Augen gedreht, iſt mehrmals alt und wieder jung geworden. Der alte Herr war Färber geweſen; die Farben des Lebens waren ihm längſt gebleicht. Sie hatte ihm viele Kinder geboren und in die Hände der Enkel war alles was ſie weltlich Gut nannten, übergegangen. Was außerdem erübrigt war, hatten ſie den Armen gegeben. Glück und Unglück war vielfach über ſie hereingebrochen; nun ſitzen ſie bedürfnißlos aller Welt gegenüber, und allezeit bereit zum Herrn einzugehen. Sie haben ſich liebbehalten und ſitzen beiſammen, auf den Augenblick harrend, und ſtill erwartend wem es beſchieden dem Andern die Augen zuzudrücken. Philemon und Baucis konnten nicht rührender ſein. —

Elberfeld hat auch ſeine Akademie für Weber und Spinner. Dieſe Fabrikthätigkeit iſt nicht blos Handwerk, ſondern auch Artiſtik. Die Söhne der Fabrikbeſitzer erlernen in der Weberſchule abwechſelnd in deutſcher und franzöſiſcher Sprache theoretiſch das Geſchäft. Ein Zögling der Anſtalt, ein junger Menſch von ſechzehn Jahren, Kind eines guten Hauſes, wurde uns in der großen Seidenfabrik von Simon's Erben als Führer und Cicerone zugeſellt. Nach Johann Abraham Meyer in Berlin haben die beiden Herren Simon, wie ich höre, das größte europäiſche Geſchäft in Seide. Es iſt intereſſant den ganzen Durchgangsproceß der Stoffe leibhaft vor ſich zu ſehen. Weiß kommt die rohe Seide aus China her, gelblich aus Oſtindien, ſchön gelb und beſonders fein iſt die aus Italien bezogene. Man macht Foulardtücher in Naturell; ſonſt aber ſtreift ſich die Naturfarbe der Seide mit dem Baſt ab den die Wäſche entfernt. Die Reckmaſchine gibt ihr die weitere Vorrichtung und dann erſt wird ſie gefärbt. Zeichner ſaßen im Büreau beiſammen; ſie erfinden, wie unſere dramatiſchen Dichter, zum Theil nach franzöſiſchen Muſtern, und componiren geſchickt nach dem Geſchmack aller Nationen und Zonen, wiſſen genau was in Amerika und auf den Inſeln des Oceans Liebhaberei und Mode iſt. Für die Kartenſchlägereien werden Frauenzimmer verwendet. Das ſind keine Wahrſagerinnen, aber ſie ſitzen wie die Pythia auf myſtiſchen Seſſeln, greifen wie Pianiſtinnen nach Noten in die Taſten einer Maſchine welche die Zeichnung auf durchlöcherter Pappe wiedergibt. Dieſe Schlagmaſchine wurde vor fünfzehn Jahren von einem Schmied in Unterbarmen, Namens Friedrich Birker, erfunden. Sie hat die Form eines Klaviers mit acht bis zwanzig Taſten; jeder Anſchlag und Fingerdruck gibt die Linien der Zeichnung in einer Reihenfolge von Löchern auf Pappe wieder. Nach dem Muſter dieſer durchlöcherten Pappſtreifen legt dann der Vorrichter die Seidenfäden zurecht und bringt ſie auf die Jacquardmaſchine, eine Lyoner Erfindung die ſeit zwanzig Jahren in Anwendung iſt. Dann erſt bekömmt der Weber die Sache in die Hand und beginnt auf ſeinem Stuhle mit dem Schiffchen ſein Werk. Soviel Artiſtik geht dem Handwerk voran. Es gibt auch Webemaſchinen die ſelbſt arbeiten, unter Aufſicht eines Webers der ihrer viele regelt und beſorgt. Bei der Steigerung der Kunſtfertigkeit des Betriebs wird der Menſch mit ſeiner Handarbeit immer überflüſſiger; der menſchliche Witz droht die menſchlichen Hände um ihr Brot zu bringen. Bei verwickelten Muſtern iſt indeß der ſelbſtarbeitende Webeſtuhl nicht beliebt und man beſchäftigt die Handarbeiter noch immer in Maſſe. Solcher Weber hat die Fabrik von Simon's Erben ihrer 15 bis 1700 in Dienſt, die Spuhljungen nicht gerechnet. Seit den Ereigniſſen und Wirren in Mexiko und Texas iſt die Zahl von 1700 nicht wieder erreicht. 1845 waren noch 1600, voriges Jahr 1200 Webſtühle in Thätigkeit. Bei ſo vieler Hände und Räder Bewegung wird wöchentlich an roher Seide für 12,000 Thlr. gebraucht und verarbeitet. Die Löhne richten ſich nach dem Fleiß der Arbeiter; jeder Weber hat es in ſeiner Hand wieviel er verdient. Täglich 1 Thlr. iſt ſchon ein hoher Satz; 4 Thlr. die Woche ein gewöhnlicher. Im Durchſchnitt zahlt die Anſtalt täglich 1000 Thlr. an Lohn.

Die Humanität unſerer Doctrinäre, will ſagen das angebliche Menſchlichkeitsgefühl unſerer Denkweiſen, hat ſich bemüht die Abhängigkeit der Handarbeiter vom Comptoir des Kaufmanns, ihre Zuſammengehörigkeit zum ſpeculativen Herrn der Fabrik als eine Sklaverei

Digitized by Google

Vieler unter Einem zu ſchildern. Man hat auch in Deutſchland einzelne Beiſpiele gehabt vom Truckſyſtem, von gewaltſam aufgenöthigter Abzahlung in Waare. Die Art und Weiſe wie in Barmen weiland Herr Engels im Bruch die Arbeiter an Haus und Hof betheiligte, kann ſchwerlich als Mißbrauch geſcholten werden; dieſen Plan hat der kluge Kopf des Kaufmanns im Verein mit dem beſten Herzen der chriſtlichen Liebe erſonnen. Hinter der Doctrin der Humanitäre iſt auch die Praxis keineswegs zurückgeblieben. Hier und da haben ſich die Verhältniſſe von ſelbſt anders geſtaltet. In Bielefeld z. B. gibt es gar keine großen Fabriken. Dort ſind die Weber lauter freie, unabhängige, ſelbſtändige Leute, und der Kaufmann iſt wie in Schleſien lediglich der Händler. Der Handarbeiter iſt da ganz ſein eigener Herr, webt was und wie er will, und bietet nach Belieben bald dieſem, bald jenem Handelshauſe ſein Gewebe an. In dieſem Verhältniß einer freieren Stellung des gemeinen Mannes tritt aber leicht ein Übelſtand ein der ſeine geprieſene Unabhängigkeit in Schatten ſtellt. Der Bedarf der Waare iſt den politiſchen Conjuncturen, iſt dem Wechſel der Mode unterworfen. Der kleine Mann der frei nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Kopf arbeitet, geht, ſich ſelbſt überlaſſen, mit der Zeit nicht fort; er kennt die Stellung der Weltverhältniſſe nicht, ihm fehlt aller Blick die Bedürfniſſe ganzer Provinzen und Länder ſchon im voraus zu ahnen. In der Sache ſelbſt entſchließt er ſich nicht zu Neuerungen, bleibt im Geſchmack, in der Kunſtfertigkeit ſtehen, und ſo kann es kommen daß er plötzlich mit ſeiner Arbeit brach liegt, ſein ganzer Thätigkeitszweig, wie im ſächſiſchen Erzgebirge, abſtirbt. Anders dagegen ſtellt ſich das Verhältniß des Arbeiters zum Handelsherrn der in ſeiner eigenen Fabrik nach ſeinem Bedürfniß, nach ſeiner Beſtellung weben läßt. Er gibt dem Arbeiter das Garn, den rohen Stoff. Wenn er dieſen wohlfeiler an ſich brachte weil er ihn in Maſſen kaufte, ſo kommt doch der umgekehrte Fall wo der freie Weber ſich den Stoff ſelber anſchafft, dieſem nicht zu gut. Der Fabrikherr überſieht die Conjuncturen der Zeit, kennt den Stand des Bedarfs, nimmt ihn ſchon im voraus wahr und findet mit dem Fernblick des gewandten Kaufmanns für den rohen Stoff den beſten Markt zum Ankauf, für die Arbeit neue Abſatzwege aus. Sein ſpeculativer Sinn weiß auch mit der launiſchen Göttin Mode ſein umzugehen, kennt die Nüancen des Luxus, bezieht die neueſten Muſter aus Lyon und läßt nach dieſen arbeiten. Freilich widerſetzen ſich auch in den großen Fabriken die Arbeiter gern und oft genug allen Neuerungen die ſie nicht ſelten für bloße Launen des Brotherrn halten; mälig aber fügen ſie ſich, iſt das Verhältniß zu ihm ſonſt gut und rechtlich, während der ſelbſtändig freie Weber, unfähig ſich ſelbſt die neuen Bahnen zu eröffnen, leicht um allen Fortſchritt kommt und ſeine ganze Thätigkeit mit den alten Gewohnheiten plötzlich beſeitigt ſieht. Freilich macht der Fabrikherr auch falſche Speculationen, irrt ſich im Zeitgeiſt, verrechnet ſich und iſt den tauſend Zufällen in der kaufmänniſchen Welt ausgeſetzt. Weil er aber in großen Summen rechnet, ſo überträgt er die Einbuße des verunglückten Geſchäfts, und die Arbeiter ſeiner Anſtalt haben längſt ihren Lohn dahin, ſind umdeswillen noch nicht brotlos geworden, wenn ein Geſchäft mißglückte. Erſt wiederholte Einbuße zwingt den Herrn der Fabrik zu Einſchränkungen, zu Änderungen, zu Maßregeln die das Verhältniß der Arbeiter bedrohen. Da heißt es dann, der Vorrath an dieſem oder jenem Stoffe ſei zu groß. Es wird den Webern die nur in dieſem Zweige thätig ſein können, freigeſtellt auf halben Lohn weiter zu arbeiten. Iſt die Zuverſicht zum Herrn ſtark genug, ſind Ehrlichkeit, Treu' und Glaube gegenſeitig begründet, ſo nimmt der Arbeiter dieſe Zwiſchenzeit als eine Fügung des Himmels und tritt nicht aus. Auf das was wir Himmel nennen, auf eine moraliſche Weltordnung unter Gottes Sonne wird der Sinn des gemeinen Mannes immer gerichtet ſein müſſen, auch wenn wirihn vor dem brütenden Blödſinn eines dumpfen Pietismus ſichern. Plötzlich aber heißt es in der Fabrik, dieſer oder jener Zweig iſt völlig todt. Dann werden alle die Hände die ſich nicht anders verrichten, nicht zu neuer Arbeitsweiſe entſchließen können, außer Thätigkeit geſetzt. Es kommt vor daß ein bisher für blühend gehaltenes Geſchäft auf einmal den vierten Theil ſeiner Leute entläßt. Dann ſind ein paar hundert Arbeiter auf einmal brotlos. Große Städte haben dann das Gute daß eine zweite Anſtalt die entlaſſenen Kräfte beſchäftigt. Auch bieten ſie mehr die Möglichkeit zum Wechſeln in der Thätigkeit, obſchon der Handarbeiter ſich ſchwer dazu entſchließt. Der Übelſtände die große Städte erzeugen ſind weit mehr. Fabrikarbeiter ſind als müßiger Pöbel der größte Fluch der civiliſirten Menſchheit; die große Theuerung gibt ſie raſch der Ausartung und Verwilderung preis. Ich komme auf meine Anſicht zurück daß man die Fabriken in unſern ſogenannten Pflanzſtätten der Kultur nicht maſſenhaft zuſammenpferche. Die Fabrik in der Landſchaft macht den Arbeiter in zerſtreuter Familienbehauſung zugleich

Digitized by Google

zum Ackerbauer. Der Verein von Agrikultur und Artistik erhält uns einen gesunden Schlag von Menschen, und der gemeine Mann, den Verhältnissen der Mutter Natur nicht ganz entzogen, bleibt frei von den Übeln der moralischen Welt. Unsere Pflanzstätten der Kultur sind zugleich die Pflanzstätten der pestartigen Gebrechen der Gesellschaft.

Als wir das Fabrikgebäude von Simon's Erben verließen, wimmelte es im Flur von Menschen die ihre Gewebe ablieferten. Der Thürsteher theilte Nummern an sie aus, nach deren Reihenfolge sie vorgelassen wurden. Die Fabrik gleicht in ihrem Betrieb einem großen Bienenkorbe, in ihrer Verwaltung einem Staate im Kleinen. Jeder Arbeiter hat im Comptoir sein Buch, wo ihm Rechnung geführt wird. Für Viele wird vormundschaftlich gesorgt; man theilt ihnen den Lohn ein, zahlt davon ihren Miethzins ab. — Es ist Styl, alle Vormundschaft die der Staat übernimmt, als eine Kinderwirthschaft, als einen Knechtszustand zu verspotten. Und doch liegt sie hier in der Natur der Sache. Und wenn man, besonders nach preußischem Maßstab und nach der Dreistigkeit preußischer Forderungen, das Pensionswesen zu den luxuriösen Segnungen eines Staates rechnet, so fehlt auch das nicht ganz in der Fabrik von Simon's Erben. An alte getreue ausgediente Weber werden Pensionen gezahlt. Sie haben die Chancen des Geschäfts mitüberstanden und für ihr Alter ist gesorgt.

Bis zu einem gewissen Grad ist also die Ökonomie in guten Fabriken geordnet und systematisirt. Eine höhere Staffel von Selbständigkeit und Bewußtsein würde sich darin verrathen wenn die arbeitenden Klassen selbst ihr Pensionswesen zu führen wüßten, der Kranke und Betagte nicht dem zufälligen Wohlwollen des Herrn überlassen bliebe. Unser überwachtes Zeitalter will aber nicht die Ökonomie der Arbeiterklassen ordnen, nicht ihre moralische Selbstführung befördern; der Communismus will im Ganzen und Großen die Organisation der Arbeit auf andere Füße stellen. Er versuche es, ohne die Grundtriebe der menschlichen Natur zu verkennen und zu zerstören!

Gedichte von Julius Hammer.

1.

Mittag im Sommer.

Nun ist die müß'ge Stunde,
Da Pan im Wald entschlief;
Kein Herz fühlt eine Wunde,
Keins eine Wonne tief.
Kein Lüftchen wehet draußen,
Schwühl Alles, stumm und müd —
Nur in verdroßnen Pausen
Singt selbst die Grill' ihr Lied.

Mein denkt wohl jetzt mein Liebchen
Mit halbverschleßnem Sinn;
Sie sitzt in ihrem Stübchen,
Die süße Träumerin,
Am Fenster schlummertrunken
Wohl hinter Epheugrün,
Durch das die Sonnenfunken
Wie goldne Sternlein sprühn.

Versucht zu lesen hat sie —
Vielleicht ein Lied von mir;
Das Köpfchen senket matt sie,
Langweilig dünkt es ihr.
Die weichen Locken fallen
Ihr los' auf Brust und Hals,
Wie Waldesschatten wallen
Am Licht des Wasserfalls.

Ach, weht' es duftig labend
Doch wieder um uns her,
Ach, daß es doch schon Abend,
Mein trautes Mädchen, wär'!
Dann hat die Liebe wieder
Die Augen frisch und klar,
Und Sterne schau'n hernieder
Auf ein beglücktes Paar.

2.

An die Wolke.

Über den Bergen wohnet mein Liebchen dort,
Über die Berge ziehet die Wolke fort,
Über die Berge.

Eil' auf den Flügeln klagender Winde hin,
Eile zu meinem herzlieben Kinde hin,
Trauernde Wolke!

Wenn du dich zögernd ob ihrem Haupte wiegst,
Schau, du Beglückte, eh' du vorüberfliegst,
Schau ihr in's Auge!

Schwebest du weiter, ferner von ihrem Blick,
Siehe durch Thränen lächelnd zu ihr zurück,
Sonnig beglänzet.

Digitized by Google

Und von des Himmels liebendem Strahl begrüßt
Zeig' ihr, wie Hoffnung weinende Trauer küßt,
Wein' und vergehe!

Wein' und vergehe, und im Vergehen ſprich:
„Liebe gedenkt dein, Liebe, bald küßt ſie dich,
Stille die Thränen!“

3.

Freiheit.

Wohl voll gewalt'gen Zaubers muß
Die Macht der Freiheit ſein;
Sie ſchmeichelte mit ihrem Gruß
Mir ſelbſt in tiefſter Pein.
Als meiner heil'gen Liebe Band
Zerriſſen war von ſtrenger Hand,
Sie lächelte, durch Thränen zwar,
Doch fühlt' ich heimlich tief, daß es ein Lächeln war.

Sie ſprach zu mir: Du folgſt dem Schmerz
Auf ſeiner dunklen Spur,
So iſt geweihter mir dein Herz,
Das Glück macht Sclaven nur;
Und wenn das Liebſte dich verließ,
Komm, das verlorne Paradies
Zu ſuchen nun an meiner Hand,
Zum Kampf bereite dich — denk an dein Vaterland!

4.

Warnung.

Die ernſte weiße Roſ' an deiner Bruſt,
Vertauſche ſie mit einer lächelnd rothen;
Noch blüht die Wange dir, noch wird die Luſt,
Wohin du blickſt, o Mädchen, dir geboten.

Den ſchönſten Schmuck in deines Lebens Mai,
Der Jugend holde Anmuth — o vergeude
Sie nicht in ſelbſtgefäll'ger Schwärmerei;
Die Grazien ſind am liebſten bei der Freudel

Was will an deinem Hals die Perlenſchnur?
Verſteinte Thränen ſind ein ſchlimmes Zeichen!
Noch brach dir Niemand einen heil'gen Schwur,
Noch häuft Errung dir nicht Leich' auf Leichen.

Zum Putz nur webſt erträumte Schmerzen du
Wie Trauerflor um deines Sinnes Klarheit;
O hüte dich! Du ſpielſt mit deiner Ruh,
Leicht wird ſolch' Spiel zur fürchterlichen Wahrheit.

Glaub' mir, mein ſüßer, theurer Hoffnungsſtern,
Dem ernſten Mann, der Vieles hat erfahren;
Aus Liebe weh dir thuend möcht' er gern
Vor ſchlimmer Täuſchung treulich dich bewahren.

5.

An der Landſtraße.

Glühend ſtrahlt der Mittagshimmel,
Auf den Feldern ziehen träge
Im gemähten Korn die Grillen;
Menſchenleer ſind alle Wege.
Nur ein ſchwerbeladner Wagen
Müht ſich auf der ſtaub'gen Straße,
Und im Graben ſchläft ein Bettler
Auf dem ſonnverbrannten Graſe.

Über dein gefurchtes Antlitz
Schwebt ein Lächeln, armer Schächer;
Träumeſt eben wohl von einem
Vollen goldnen Zauberbecher,
Träumſt in der zerlumpten Hülle
Auf dem Lager ohne Schatten
Wohl von Schätzen, feinen Linnen,
Von Muſik und grünen Matten?

Darf die deinen Traum nicht ſtören,
Dir zu bieten eine Gabe;
Wie viel mehr würd' ich dir rauben,
Als ich dir zu geben habe!
Will an deiner Seite warten,
Bis entflohen iſt dein Schlummer;
Einem Mitleidsgruß begegnen
Soll dein neuerwachter Kummer.

In geſtrecktem Trabe brauſen
Wild vorbei vier heiße Roſſe,
Luſt'ge Poſthornklänge ſchmettern
Vor der prächtigen Karoſſe.
Aus des Traumes ſüßer Täuſchung
Fährt der Bettler auf erſchrocken,
Streicht von ſchweißbeperlter Stirne
Sich die wirren, grauen Locken.

Sieh, die Reichen dort, ſie nahmen
Dir auf einmal, armer Schächer,
Alle deine Schätze wieder,
Deinen vollen Zauberbecher.
Eine Bitte ſtammelnd ſtreckſt du
Nach mir aus die magern Hände?
Helf dir Gott, und meinen Segen
Nimm mit meiner kleinen Spende.

Glühend ſtrahlt die Mittagsſonne,
Auf den Feldern ziehen träge
Im gemähten Korn die Grillen —
Sei der Fried' auf deinem Wege!
Solche Tage ſchickt der Himmel,
Sollen Brot und Wein gedeihen —
Heiße Tage müſſen kommen,
Um die Menſchheit zu befreien.

Digitized by Google

Briefwechsel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 17. Septbr.

[Dr. Göschel.]

Mit immer größerer Spannung blickt man jetzt hier auf die Entwickelung der religiösen und kirchlichen Angelegenheiten in Magdeburg hinüber, wo sich in diesem Augenblick die merkwürdigsten Symptome an dem dortigen Consistorium selbst und in der Stellung seines Präsidenten, des Hrn. Göschel, zeigen! Wer erinnert sich nicht noch der freundseligen, geistig und gemüthlich hingebungsvollen, von den höchsten Idealen der Versöhnung und Vermittelung träumenden Gestalt, in der Göschel vor zwanzig Jahren zuerst in der Literatur erschienen. Wie gemüthlich hatte er sich seine Dante-Hegel-Goethe und Bibel-Kränzchen in Naumburg construirt, wo sein speculativer Christianismus in einem paradiesischen Unschuldszustande seine Schäfer-Idylle feierte. Seine Versetzung nach Berlin als Geheimer Justizrath unterbrach zuerst diese paradiesische Epoche im Saalthal, diese träumerisch-speculative Unschuldszeit in den Bergen, welche dort mit ebenso unschuldigem Wein blühen! In Berlin gerieth Göschel sofort in Tendenzen hinein, sein gemüthlicher Saalwein wurde hier allmälig mit einer geistigen Säure durchzogen, die schlimmer wirkte als jede andere natürliche, er wurde ein Parteimann, der anfänglich auch noch vermitteln wollte, von dem Th. Mundt damals sagte daß er die Bibel gehegelt und den Hegel gebibelt habe, aber seine Richtung fanatisirte und verbitterte sich schon zusehends, eine Allianz mit Hengstenberg und seiner Evangelischen Kirchenzeitung konnte eingegangen werden, und der schöne, liebenswürdige Kern der Göschel'schen Persönlichkeit zerlöste sich in eine buntschedige Donquixoterie. Wir glauben daß er noch immer mit Vermittelungsabsichten auf kirchlichem und religiösem Gebiet als Präsident des Consistoriums nach Magdeburg ging, zum Theil auch wohl in diesem Sinne, zur Ablösung der durch Uhlich hervorgerufenen Bewegungen, seine Mission für das dortige, ungemein schwierige Terrain erhielt. In der Magdeburger Bevölkerung, in der das religiöse Element neuerdings eine merkwürdige, innerlich durchaus gesunde Bewegungskraft ausgerufen, hat sich damit ein keineswegs unkirchlicher Sinn verbunden, der aber der individuellen Freiheit in den religiösen und kirchlichen Dingen mit großer Energie nachstrebt. Diese eigenthümlichen Richtungen zu behandeln, resp. zu bewältigen und in das tüchtige Geleis hinüberzuführen, war ein Werk, das eines die Zeit tief verstehenden Meisters bedurfte. Inzwischen war auch das sogenannte Toleranzedict in Preußen herausgekommen, in dem zugleich als grundthümliches Princip die unzweifelhafte Absicht herausstrat, alle dissidirenden und zur Sectenbildung geneigten Gemeinden zu einem Ausscheiden aus der bestehenden Landeskirche zu bewegen. Der Präsident Göschel scheint aber die aus der Hegel'schen Philosophie ihm übrig gebliebene dialectische Kraft vergebens aufgewandt zu haben, um eine solche Wendung der Uhlich'schen Gemeinde in Magdeburg zu veranlassen. Gerade gegen diese Zumuthung, aus der Kirche auszutreten, hat der ebenso taktfeste als diplomatisch bewegliche und geschmeidige Charakter Uhlich's einen unübersteiglichen Widerstand in dem Gemeindebewußtsein Magdeburgs zu organisiren gewußt. Es hätte nicht viel gefehlt daß eher dem Präsidenten des Consistoriums, in seinem gegenwärtigen Ertrem der kirchlichen Ansicht, von der Gemeinde aus die Zumuthung gestellt worden wäre, seinerseits aus der Kirche auszutreten! Die Stellung Göschel's ist dadurch in Magdeburg eine unmögliche geworden, und seitdem selbst Männer von so positiver Richtung wie Tholuck und Müller in ihrem in der Uhlich'schen Sache abgegebenen Votum sich für Uhlich und gegen Göschel erklärt haben, dürfte der Letztere künftig in seinem eigenen Collegium in allen principiellen und kirchlichen Fragen fortwährend in der Minorität sich befinden. Deshalb ist hier seit einiger Zeit ernstlich von Göschel's Versetzung die Rede, und man glaubt daß er wieder hierher nach Berlin zurückberufen werden soll, wo ihm, wie man hört, die Präsidentur des hiesigen Consistoriums bestimmt ist. Auf dem kirchlichen Boden von Berlin ist schon seit einiger Zeit entschiedene Ruhe und Bewegungslosigkeit eingetreten, und Hr. Göschel würde deshalb hier vorläufig allerdings eine weniger schwierige und verwickelte Wirksamkeit haben als in Magdeburg. In einer eigentlichen Erholungsstation ist freilich auch in Berlin jetzt kaum irgend eine, mit den öffentlichen Dingen zusammenhängende Stellung angethan! (✲).

Aus Pesth.

[Deutsche Zeitschriften in Ungarn.]

Ihr hiesiger †-Correspondent schloß seinen letzten Brief vom Monat Mai mit dem Versprechen nächstens über die Zustände der hiesigen deutschen Literatur zu schreiben. Vor der Erfüllung dieses Versprechens scheint er aber Reißaus genommen zu haben; denn seitdem ist von dieser Feder, welche manche hiesige Verhältnisse scharf und treffend zeichnete, in Ihrem geschätzten Blatt nichts zu lesen gewesen. Was man hier deutsche Literatur nennt, ist aber auch wirklich zum Davonlaufen. Wenn das Deutschthum in Ungarn einzig auf dieser Schriftstellerei fußen sollte, stünde es auf schwachen Füßen.

In der Regel geben Zeitschriften Kunde von der Bildungsstufe einer Bevölkerung; darum mag zuvörderst von diesen die Rede sein. Pesth besitzt drei deutsche Blätter: ein politisches „die Pesther Zeitung" und zwei belletristische „der Ungar" und „der Spiegel."

Die „Pesther Zeitung" besteht seit etwa vier Jahren und ist Eigenthum des Herrn Heckenast, Besitzers einer bedeutenden Buchdruckerei und Verlagehandlung. Herr Heckenast hat ziemliche Opfer gebracht um die Concession dieser Zeitung zu erlangen, von der er sich großen Absatz versprach. Er kaufte das Privilegium der frühern fast nur als Intelligenzblatt existirenden „Ofner Zeitung" an sich und mußte nebenbei für östreichischen Geist und Gesinnung des Blattes sichere Bürgen stellen. Man behauptet daß eine der Bedingungen der Concession gewesen wäre den berühmten Publicisten und Redner Kossuth von der Redaction des „Pesti Hirlap" zu entfernen. Wenigstens fällt die Entfernung Kossuth's von der Redaction des genannten liberalen Blattes mit der Erscheinung der „Pesther Zeitung" in Eine Zeit. Der Besitzer der deutschen Pesther Zeitung welche östreichische Principien und Tendenzen vertritt, versagt nämlich auch noch über zwei ungarische politische Zeitungen, von denen eine, „Pesti Hirlap", für

Digitized by Google

Fortſchritt und demokratiſche Richtung kämpft, die andere, „Buda-Peſti Hiradó," die aufhaltenden Grundſätze und Schritte der Ariſtokratie verficht. — Eigenthümer ſolcher dreier widerſprechender und widerſtrebender Organe zu ſein, iſt eine gewiß ſeltſame, jedenfalls *intereſſante* Stellung.

Bei Ertheilung der Genehmigung hat man ſich jedoch ſehr verrechnet, wenn etwa die Meinung war durch die „Peſther Zeitung" das deutſche Element in Ungarn zu kräftigen, den Geſchmack an deutſcher Sprache und Weiſe zu erhöhen, deutſche Bildung in ihrem Glanz zu zeigen und nebenbei den Abſichten und Schritten der Regierung das gewinnende übergangende Wort zu reden. Conſervative Blätter, oder um die Sache beim rechten Namen zu nennen, Blätter welche die edle Beſtimmung haben den ſichern Inſtinkt und das erwachte Bewußtſein der Völker im Intereſſe Einzelner zu erdrücken, den gefährlichen Eindruck der Ereigniſſe und der Sprecher für Recht und Wahrheit zu verwiſchen, müſſen in unſern Tagen mit nicht wenig Geiſt, Scharfſinn und fein berechnender Schlauheit geſchrieben werden. Das Journal des débats würde nur Maculatur für die Düten der Gewürzkrämer liefern, wenn es ſich nicht mit den feinſten Federn Frankreichs geſchmückt hätte.

Der Redacteur der Peſther Zeitung, eine obſcure Perſon Namens Eduard Glatz, wäre wohl gut genug an dem Tiſche irgend einer Kanzlei Aktenſtücke und Polizeibefehle zu copiren, aber zum Publiciſten und Schriftſteller überhaupt befitzt er nicht ein Sennenhäubchen Beruf und Talent, am wenigſten zum Redacteur einer wichtigen Zeitung in der großen, zuſehends wachſenden Hauptſtadt eines mächtig bewegten Landes. Herr Glatz und ſeine Mitwirker ſcheinen ſo wenig zu wiſſen was in Ungarn Rechtens iſt und was ungariſchen Intereſſen noth thut, als ſie Ahnung haben welche Eigenſchaften einen guten Styl und eine treffende Darſtellung bedingen.

Es wäre indeß gar nicht ſchmerzlich zu ſehen, wie engherzige Abſichten und unredliche Maßregeln durch die Ungeſchicklichkeit der mit der Vertheidigung beauftragten Feldherren Niederlagen erleiden, würde nicht das Deutſchthum in Ungarn durch ein ſolches jämmerliches Organ mitleiden.

Wir ſind nicht etwa der Meinung deutſche Sprache und Richtung ſolle in Ungarn herrſchend werden, ſolle in Ämtern und Schulen verwalten, von allen Kanzeln vernommen werden, das geſellſchaftliche Leben und die Geſetzgebung durchdringen. Eine ſolche Forderung wäre eben ſo ungerecht als unnatürlich, und ihre Erfüllung für die Entwicklung des conſtitutionellen Lebens in Europa gar nicht wünſchenswerth.

Was von Böhmen gewünſcht und gefordert werden muß, kann nicht von Ungarn gelten. Böhmen liegt inmitten deutſcher Länder, ein breiter Gürtel deutſcher Bevölkerung zieht ſich innerhalb der Grenzen um das ganze Land, in allen Städten wird faſt durchweg deutſch geſprochen, in allen Büreaux und Schulen iſt die deutſche Sprache bereits conſolidirt. Überdies iſt die czechiſche Sprache eine Verwandte der ruſſiſchen und man kann dem Erbfeinde der Freiheit und des volksthümlichen Fortſchrittes keine gefährlichen Beſatzungen in deutſchen Landen geſtatten. Deutſche Sprache und Nationalität haben in Böhmen auch das hiſtoriſche Recht für ſich; denn die Slaven ſind Eingewanderte auf dieſem urſprünglich deutſchen Boden. Böhmiſche Könige kurten mit für die deutſche Krone und deutſche Kaiſer ſaßen wiederholt auf dem böhmiſchen Thron.

Ungarn aber liegt jenſeits der Marken deutſcher Länder, Verfaſſung und Herkommen ſind magyariſchen Urſprungs. Der magyariſche Stamm hat Lebenskraft genug zu ſelbſtändiger Entwicklung, unüberwindlicher als das Gebirg der Karpathen an der Nordgrenze ſtellt ſich die erprobte Tapferkeit des Magyaren, ſeine fortwährend wachſende Freiheitsliebe und ein nie verſiegender Widerwille ruſſiſchen Abſichten und Übergriffen entgegen. Ungarns Selbſtändigkeit hat ſich glänzend gezeigt, als der franzöſiſche Republikaner an deſſen Grenzen erſchien; Ungarn erſchrak damals nicht vor ſeinen Kanonen, hatte keine Ohren für ſeine gleißenden Proclamationen. Nicht jedes Volk in Europa kann ſich eines gleichen rühmen. — Man hat mit Unrecht die Meinung verbreitet daß der Ungar den Deutſchen haſſe. Er hätte wohl Urſache genug dazu, denn für all ſein Blut, in Öſtreichs Kriegen vergoſſen, gab ihm das deutſche Regiment nur drückende Zölle, Provenſuln, previnzielle Behandlung und lähmende Hemmſchuhe. Dennoch haßt der Ungar den Deutſchen nicht, er iſt zu edel und großherzig zur Rachſucht, ſlaviſche Tücke und lauerndes Weſen iſt ſeiner offenen, warmen Seele fremd. Er fraterniſirt freilich nicht mit dem Deutſchen, denn dieſer ſteht ihm nicht zur Seite im Kampfe für Recht und Freiheit, ſpricht nicht ſeine Sprache und glüht nicht für ſeine Ideen. Aber der Ungar erkenchtet ſich gern an deutſchen Geiſteswerken die er wohl zu würdigen weiß, er öffnet willig ſein Land deutſchem Fleiß und Ausdauer. Kein ungariſcher Klubb iſt dem Deutſchen verſchloſſen, nur Geſinnung, nicht Sprache und Abſtammung bedingen die Aufnahme, und für dieſe Geſinnung iſt die Einführung durch irgend ein Mitglied hinreichende Bürgſchaft. Man kann auch nicht klagen daß der Magyare irgendwie der deutſchen Sprache Gewalt angethan. Er verdrängte nur das todte *Latein* das vom Pfaffen in's Land getragen, Kirchen-, Schul- und Amtsſprache geworden war, durch das lebendige Wort das auch der Unwiſſendſte, der Niedrigſte im Lande verſtehen und ſprechen kann. Dieſe lebendige Sprache iſt doch für den Deutſchen leichter zu erlernen als das früher übliche Latein. Tauſend Inſchriften in den Straßen Peſth's mit der daneben ſtehenden deutſchen Überſetzung ſind ſtets offene Wörterbücher, und bei jedem Schritt findet man unter der Menge unentgeltliche Sprachmeiſter In politiſchen Dingen hält vollends der Magyare offenen Tiſch; an dem was er in den Kämpfen des Landtags erbeutet, kann ſich jeder Einwohner des ſchönen Landes laben und ſättigen. Er nimmt keinen Löwenantheil; die Rechte und Freiheiten die er erringt ſind für ſeine ausſchließliche Klaſſe erworben; mit allen ſeinen Mühen und Opfern gewinnt er nicht mehr als der unregſame Deutſche und der bornirte Slave die mit im Lande wohnen.

In den ungariſchen Journalen zeigen ſich wohl mitunter Spuren von Groll gegen die Deutſchen; aber das iſt leicht zu erklären: die Redacteure leſen die „Peſther Zeitung", ein Blatt welches in Deutſchland, abgeſehen vom politiſchen Standpunkt, wegen ſeiner literariſchen Armſeligkeit eine Unmöglichkeit wäre. Dieſes einzige politiſche Organ deutſcher Zunge im Herzen Ungarns athmet einen Knechtsſinn von dem der conſervativſte Magyare keine Ahnung hat, und entwickelt ein Spießbürgerthum das dem unverſchrobenen, weitherzigen Sohn Ungarns ganz fremd und unbegreiflich iſt.

Dieſe Zeitung hat noch nie einen ſinnigen Vorſchlag für die Wohlfahrt des Landes gebracht und beſchäftigt ſich überhaupt wenig mit der Beſprechung der Landesintereſſen. Die

Digitized by Google

wenigen leitenden Artikel darin sind aus dem conservativen ungarischen Journal Buda-Pesti Hiradó übersetzt, aber nicht verdeutscht. Die Unklarheit und Ungenießbarkeit ihrer politischen Artikel sind sprichwörtlich. Dagegen sucht sie in boshaften Notizen die Bestrebungen der Fortschrittspartei zu verdächtigen oder mit schlechtem Witz zu bespötteln. Als vor einiger Zeit der Director der von strebsamen Liberalen gegründeten ungarischen Handelsgesellschaft, Paul Szabó, mit Hinterlassung eines Deficit nach Amerika entwich, erhob die „Pesther Zeitung" ein rohes Jubelgeschrei, dem man wohl anhörte daß die Leiter des Blattes in Dienst genommene Schreiber sind, denen Ungarns Gedeihen wenig am Herzen liegt.

Eine andere Taktik des Blattes besteht darin, die wärmsten und seelenvollsten Reden liberaler Koryphäen bei den vierteljährigen Comitatscongregationen entweder gar nicht oder in einer Weise zu erwähnen, wie es der armseligste Recensent von einem schlechten Komödianten nicht thun würde. — Den wahren Schergencharakter dieses Blattes bekundet sein gänzlicher Mangel an Scheu vor einer öffentlichen Meinung. Es schmeichelt dem engherzigsten Philisterthum des deutschen Bürgers in den ungarischen Städten. Dem Zunftzwang, selbst in den österreichischen Erblanden bereits aufgehoben, wird das Wort geredet, und eller Judenhaß so schamlos geschaut daß selbst die Regierung daran Anstoß nahm und dem Censor die Weisung ertheilte diesen sinnlosen und unzeitgemäßen Angriffen Schranken zu setzen.

Unter solchen Umständen kann man sich leicht denken in welchem Geiste Nachrichten über das Ausland gebracht werden, welche das Blatt in kurzen Notizen auszieht, ohne sich die Mühe zu nehmen irgend eine selbstständige Reflexion anzuknüpfen.

Ein solches politisches Organ der Deutschen in Ungarn ist wohl nicht geeignet den Magyaren Achtung, Zuneigung und Vertrauen für ihre deutschen Landsleute einzuflößen, und diese selbst, durch eine solche Zeitung wenig geweckt und entzündet, überdies in materiellen Interessen durch magyarische Bestrebungen durchaus nicht gefährdet, vegetiren in dumpfer Trägheit fort, unbekümmert um die Zukunft deutscher Sprache und Individualität. So gibt es weder in Pesth, welches doch meist von Deutschen bewohnt wird, noch in dem ganz deutschen Ofen auch nur einen einzigen deutschen Verein, weder Lesecirkel, noch Lesesalen. Wie ganz anders regen sich dagegen die Magyaren. In Pesth allein besitzen sie drei Klubbs und ein adeliges Nationalcasino; ja der Eifer für ihre Sprache geht so weit daß sie sogar neue Schwimm- und Badeanstalten auf Actien gründeten um das Vergnügen zu haben die Aufschrift in ungarischer Sprache anbringen zu können. Kein Verstoß gegen die Sprache entgeht ihrem wachsamen Auge. So mußte z. B. die Direction der Centralbahn schwere Vorwürfe hören, weil die zum Bahnhof führenden Omnibus Anfangs blos deutsche Aufschriften trugen.

Einem solchen energischen unermüdlichen Eroberer gegenüber kann das schlecht geförderte und genährte deutsche Element unmöglich Stand halten. Achtung und politische Sympathie empfindet ohnehin der vernünftige deutsche Einwohner für die Magyaren, bei denen Macht, Reichthum, Stand und Würden mit einem unbeugsamen Streben, den Ideen der Zeit Geltung zu verschaffen, vereinigt sind. Die nächste Generation welche bereits unter ungarischen Lehrern aufwächst, wird auch die magyarische Sprache geläufig sprechen und dann wird die letzte Scheidewand gefallen sein.

Es ist wohl nicht anzunehmen daß man in Wien nicht einsehe, welches Kuckucksei man sich mit der „Pesther Zeitung" in's Nest gelegt. Man weiß dort in den obern Regionen auch eine Krähe von einem Fasan zu unterscheiden. Aber die Pesther Zeitung findet man wie sie ist eben recht. Man hatte nie daran gedacht Grundsätze und Maßregeln durch dieses Blatt geschickt vertheidigen zu lassen. Der Begriff der Vertheidigung würde die Zulässigkeit eines Tadels voraussetzen, über den man doch weit erhaben sein will. Drei Zwecke — alter guten Dinge sind drei — verband man mit der Gründung derselben. Die eine Absicht war die deutschen Seelen Ungarns in der gedankenleisen Windstille zu erhalten, wie man sie beim deutschen Unterthan der Erbländer so rühmlich und wohlthuend findet. Und sollte der deutsche Stamm darüber allmälig verdorren und absterben, so tröstete man sich mit dem Grundsatz jenes Jesuitengenerals: sint ut sunt aut non sint! — Ferner sollte diese Zeitung als ein unüberschreitbarer Meßstab zwischen Deutschen und Magyaren liegen. Der deutsche Ungar sollte nie erfahren daß die Bestrebungen des magyarischen Landsmanns auch seinem Wohl gälten. Er sollte die linke Hand bleiben, die nicht wissen darf was die rechte thut. — Der dritte und eigentliche Zweck aber bestand darin den Unterthanen der Erbprovinzen falsche Ansichten über die Vorgänge im Nachbarlande aufbürden zu lassen. Die Vorurtheile des Österreichers sollten erhalten werden, als wäre der Magyare ein roher Barbar und Deutschenfresser, als bestünde die liberale Partei aus einer tartarischen Horde, der man mit dem besten Willen nichts recht machen kann, die mit Knütteln und Hengabeln Politik macht, und die, wenn sich nicht die liebevolle, schützende Regierung in die Quere legte, eines schönen Tages nach Wien gerannt käme, um den gemüthlichen Phaalen die geliebten Rostbraten und verehrten Bachhändel vor dem Munde wegzuschnappen und „beim Sperl" den unentbehrlichen Straußischen Musikanten die Geigen zu zerschlagen.

In der That hat man in Wien nicht viel bessere Begriffe von Ungarn. Dort sieht man noch heute im Magyaren den greulichen Panduren des furchtbaren Trenk aus dem siebenjährigen Kriege. Anekdoten über den Ungarn in Wien leben im Munde des Volkes, die komisch genug klingen; den Ungarn läßt man da immer ein gebrochenes Deutsch in einem drolligen Dialekt sprechen, und der Deutsche ist allerwärts unnachsichtig genug gegen den fehlerhaft sprechenden Fremden. Auf dem Leopoldstädter Volkstheater und auf den kleinen Bühnen der „Harfenisten" in den Wirthshäusern der Vorstadt und den Wurstelprätern läßt man noch immer den Ungarn eine verunirte, lächerliche Figur spielen.

Freilich sind die finstern gelben Gesichter, die wilden gewichsten Schnauzbärte der ungarischen Soldaten welche in Wien die Wachen beziehen, nicht sehr geeignet den lustigen Wiener zu gewinnen. Selbst in der prächtigen ungarischen Garde sieht dieser nur eine fremdländische Tracht und einen übermüthigen Aufwand, zu dem der vor kurzem leibeigne und noch jetzt in Sklaverei versunkene ungarische Landmann mit seinem Schweiß und Blut die schnell verschleuderten Mittel herbeischaffen muß.

Diese fortwährend genährten Ansichten und Vorurtheile und die fremdartige Sprache die dem Österreicher wie Pferdege-

Digitized by Google

wieder klingt, ſcheiden die Nachbarländer ſo himmelweit daß die politiſchen Stürme auf den Landtagen zu Preßburg, die ſeit der Verbindung durch Dampfboote nur zwei Stunden von Wien entfernt iſt, kein Haar und keinen Grashalm in Wien in Bewegung ſetzen. Nie kommt es dem Wiener der doch meilenweit wegen einer ſchönen Gegend reiſt, in den Sinn die kurze Fahrt nach Preßburg zu machen, um das großartige Schauſpiel parlamentariſcher Kämpfe anzuſehen.

Man hält die chineſiſche Mauer im beſten Stande. Wahrend an der Wiener Univerſität engliſche und franzöſiſche Lehrſtühle beſtehen, hütet man ſich wohl die Sprache des unter demſelben Scepter ſtehenden Nachbarlandes da vortragen zu laſſen. Und um das Biechen freie Luft, das über die Grenze herüberwehen könnte, aufzuhalten, hängt man als untrüglich dringliches Zeug die Begen der „Preßer Zeitung“ vor.

(Beſchluß folgt.)

Aus Wien, im September.

[Geiſt und Leib; guter Rath, liberale Neigung; ein drückender Schuh; ruſſiſcher Hofmaler.]

„Der Geiſt der Zeiten iſt der Herren eigner Geiſt.“ — Goethe hat dieſen Satz im „Fauſt“ ironiſch ausgeſprochen, es iſt aber das eine große Wahrheit, eine ehrende Thatſache. Was iſt die Zeit? eine tägliche bedeutungsloſe Wanderung eines Schattenſtrichs an der Sonnenuhr einige tauſendmal multiplicirt mit 365. Erſt der Geiſt der Menſchen gibt dieſem todten Zahlenkörper Seele und Leben.

Dieſe Betrachtung fiel mir ein, als ich vor kurzem eine Abtheilung unſerer Wiener Bürgergarde über den Stephansplatz marſchiren ſah. Was nützen die beſten Inſtitutionen, dachte ich, wenn die Seele dem Körper fehlt? — „Der Geiſt der Zeiten iſt der Herren eigner Geiſt!“ Welcher Jubel in Italien über die Bewilligung einer Guardia civica, über die Berufung einer von der Regierung gewählten Consulta mit blos berathender Stimme. Haben wir dieſe Inſtitutionen nicht ſchon ſeit langer Zeit und ſind nicht ein bischen darüber froh geworden. — Unſre Bürgergarde iſt zahlreicher und beſſer bewaffnet als die römiſche, unſer bürgerliches Zeughaus iſt unvergleichlich ausgerüſtet, in der Herrengaſſe ſteht der prachtvolle Palaſt der öſtreichiſchen Ständeverſammlung, und was haben wir mit dem allen gewonnen? — Der eigne Geiſt dieſer Herren iſt nicht der Geiſt der Zeiten.

Doch nachgerade beginnt der Südwind, der von Italien herüberweht die Eiskrinde unſerer Seelen zu ſchmelzen, die Stände thauen auf, und bei der nächſten Ständeverſammlung werden ſich einige Spuren eines öſtreichiſchen Frühlings zeigen. Auch unſre Bürgergarde welche unter ihren Mitbürgern reiche Hausherren, Kaufleute und Capitaliſten zählt, bekommt Geſchmack an dem prächtigen Schauſpiel, welches in Italien die Volksbegeiſterung aufführt. Die junge und die alte Garde möchte auch gern Komödie ſpielen, es wäre für ſie ein hoher Genuß, wenn ſie mit mächtigen Kokarden auf der Bruſt durch feſtlich decorirte Straßen ziehen dürfte, in welchen die ſchönſten Damen auf Tribunen paradirten, oder aus den Fenſtern mit den Taſchentüchern wehten. Das einzige was dem Feſte etwas von ſeinem heitern Anſtrich nehmen könnte, wären die Nationalfarben; ſchwarz und gelb nimmt ſich nicht roſenfarb aus.

Ich begreife gar nicht warum man den harmloſen Wienern dieſes unſchuldige Vergnügen nicht geſtattet. Es wäre das ein ausgezeichneter politiſcher Kunſtgriff, der große Vortheile brächte ohne daß man von dem bisherigen Syſtem ein Haarbreit zu weichen brauchte. Die Vortheile wären dieſe: die Wiener, die jetzt ſauer drein ſehen, hätten ihren ſchönen Spaß und wären befriedigt, die „Allgemeine Zeitung“ würde nach dem Beobachter ellenlange Schilderungen des Volksfeſtes machen und unſern ungeheuern Schritt auf dem Wege des Fortſchrittes und der Volkswohlfahrt dem erſtaunten Europa anpreiſen. Sodald wir nicht mehr Feinde der Freiheit ſind, würde der franzöſiſche „National“ uns Bruder heißen, die Italiener würden ſtatt morte ai Tedeschi zu ſchreien und die Hand drücken, der Papſt würde nicht auf die Räumung von Ferrara beſtehen, die italieniſche Frage wäre wieder in das ſanfte diplomatiſche Geleiſe eingefahren, und könnte in ſchönſter Ruhe und Langſamkeit von Gouvernement zu Gouvernement verhandelt werden, wie ſich neulich das Journal de débats ſo vortrefflich ausdrückte.

Vor allem wäre dann die Börſe beruhigt, Anleihen ließen ſich vortheilhaft negociiren, und wenn die Stände mit zeitgemäßen Forderungen aufträten, könnte man ihnen zurufen mit den Worten des „Beobachter“: Geduld, Geduld, ihr ſeht wir wollen den Fortſchritt, aber ein verſtändiger Hausvater muß nicht gleich das Haus einreißen, wenn die Familie größer geworden, und eine Locomotive darf die Schienen nicht verlaſſen, wenn nicht Unheil entſtehen ſoll.

Vielleicht hat die Regierung im Sinn einigen Schimmer aus der magiſchen Laterne fallen zu laſſen. Manches denket auf Modification des Syſtems. Graf Kolowrat iſt von Böhmen zurückgerufen worden. Dieſer Miniſter des Innern, der eine liberalere Richtung verfolgt wiſſen will, befand ſich während der hochwichtigen Ereigniſſe der letzten Zeit auf ſeinen Gütern. Man hat ausgeſprengt er läge daheim krank, er könne nur auf zwei Diener geſtützt das Zimmer verlaſſen. Er ſcheint aber mehr gekränkt als krank geweſen zu ſein, denn plötzlich als die Ereigniſſe einen verwickelten und drohenden Charakter bekamen, erſchien er wieder, von der weiten Reiſe gar nicht angegriffen, bei den Berathungen wo Weltgeſchichte gemacht wird.

Im Zuſammenhang mit dieſer vermutheten Neigung zu Conceſſionen an den Geiſt der Zeit ſteht auch das Gerücht daß der Graf Sedlnitzki aus dem Departement des Polizeiminiſterium treten werde. Es heißt der wachſame Graf werde das Feld des Jeſuiten, das goldne Vließ erhalten und zu einer hohen Sinecur befördert werden. Graf Sedlnitzki iſt ein ſtarrer Staatsmann, der in der eiſernen Schule des Kaiſer Franz erzogen und in der Atmoſphäre der berühmten Congreſſe entwickelt unmöglich jetzt in ſeinen alten Tagen neuen Göttern dienen kann. Monarchien ſind aber nicht ſo undankbar wie Republiken, die einen alten Staatsdiener gleichgültig wie ein unbrauchbares Geräth wegwerfen, und wird auch ſein Amt neu bekleidet, ſo erkennt man es doch für Pflicht ihn ſelbſt für lange anerkannte Dienſte mit hohen Ehren auszuſtatten.

Noch einen merkwürdigen Vorgang muß ich erwähnen, der die Anſicht bewährt daß neues Leben in der Adminiſtration erwacht. Der Kreishauptmann eines niederöſtreichiſchen Kreiſes erhielt vor Kurzem von der Hofkanzlei einen ſtarken Verweis wegen Mangel an Lingem und humanem Benehmen gegen die Unterthanen der Herrſchaft Kaboly, dem Grafen Hardegg ge-

Digitized by Google

hörig. Die Unruhen die daſelbſt ausbrachen wurden ihm zur Laſt gelegt, und er mußte die Greentionsfeſten für das Militär tragen, welches zur Aufrechthaltung der Ruhe in das Dorf gelegt wurde.

Ein ſeltſamer Fund ließ uns vor einigen Tagen mit Grauen einen Blick in die Barbarei mittelalterlicher Einrichtungen werfen. Das kaiſerliche Pfandhaus das einſt Nonnenkloſter geweſen, wird um ein Stockwerk erhöht. Beim Abtragen des Dachſtuhls fand man einen Schuh von merkwürdiger Einrichtung. Durch die Sohle ſind zahlreich eiſerne Nägel getrieben, deren Spitzen dem unfreiwilligen Träger gar nicht wohlthuend ins Fleiſch drangen. Das war vermuthlich ein Bußſchuh, den die Äbtiſſin ſtrafbare Nonnen zu tragen zwang, um ihnen den bibliſchen Satz einzuprägen „der Geiſt iſt ſtark, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“ Man hätte dieſen Schuh an Herrn Görres nach Mäuchen ſchicken ſollen, dieſer neue Beleg könnte ſeinem Enthuſiasmus für das Mittelalter friſche Nahrung geben.

Der ruſſiſche Hofrath Lengeborski der hier in einer außerordentlichen Eigenſchaft lebt, hat bekanntlich ein Buch über die öſtreichiſchen Finanzen geſchrieben, welches unermeßliche Hülfsquellen in Öſtreich entdecken will. Europa hat die Beweiſführung des ruſſiſchen Rathes über Öſtreich nicht caviren wollen. Deſto thatſächlicher hat eine hier weilende ruſſiſche Großfürſtin die Kräfte der ruſſiſchen Finanzen merken laſſen. Durch ihre Fürſprache wurde der ungariſche Maler von Zichy zum ruſſiſchen Hofmaler mit einem Jahresgehalt von 6000 Rubel ernannt. Der Maler hatte das Verdienſt die Schönheit der Großfürſtin von der Leinwand in ſchönſter Glorie ſtrahlen zu laſſen.

Aus München, im September.

[Die Gräfin Landsfeld; gedruckte Aufforderungen zu bewaffnetem Aufſtande.]

„Der Herr führt ſeine Heiligen wunderbar!“ Man las vor mehreren Jahren in mehreren deutſchen Journalen von einer ſpaniſchen Tänzerin, Semnora Lola Montes, die ſich an mehreren Orten durch ihre Tapferkeit und durch ihre außerordentliche Geſchicklichkeit als Piſtolenſchützin ausgezeichnet habe. Wer hätte damals denken ſollen daß es die gewandte kühne Amazone in einem deutſchen Bundesſtaate noch ſo unglaublich weit bringen werde? „Den Meiſterſchuß im ganzen Umkreiſ des Gebirgs“ hat ſie errungen, hat mit der Piſtolenkugel die abſcheulichſte Lichtſchnuppe der Jeſuitenherrſchaft in Baiern heruntergeputzt, welche Alles ſo finſter gemacht, mit einem Worte, ſie war die Erſte welche es gewagt, die Wahrheit in ein ihr offenes Ohr zu lispeln dem man laute donnernde Reden zu verbergen gewußt hatte. Sie nahm den blendenden Schirm von einem hell und tief ſehenden Auge, von einem Blicke voll Weisheit und Adlerſchärfe, den man künſtlich und unbemerkt, aber dicht und immer dichter davor gelegt hatte. Das iſt ein Verdienſt, ein großes Verdienſt, und der göttliche Dichter ſagt:

„Dem Verdienſte ſeine Kronen!“

Ihrem Verdienſte ward, wie wir ſchon bei des Königs Abreiſe nach Brückenau ſchrieben, eine Grafenkrone, was nicht jedem Verdienſte widerfährt: — ſie iſt Gräfin von Landsfeld. Bei Gelegenheit der Gartenillumination und Beleuchtung des von dem Porcellanmaler Prager transparent gemalten hochgräflichen Wappens, ein kampfbereit aufrechtſtehender Löwe — bairiſches Sinnbild — und eine weiße Roſe! ward das königliche Diplom der Frau Gräfin (man nennt die Dame Frau!) in einer ſilbernen Kapſel überreicht. Ich habe das hierüber ausgeſtellte landesherrliche Decret in der Mannheimer „Deutſchen Zeitung“, in der „Ulmer Schnellpoſt“ ꝛc. geleſen, aber noch in keinem einzigen bairiſchen Blatte! Warum?... das wiſſen die Götter, mit denen ich nicht in Correſpondenz ſtehe. — Auſſer dem daß durch beſagtes Ertheilen der Grafenkrone ein wirkliches Verdienſt belohnt wurde, hat die Sache noch zwei gute Seiten, denn 1) ärgern ſich Adels- und Prieſterkaſte furchtbar, was unaufhmal auch ſein Wohlthätiges hat, und 2) wird der ſogenannte „Dritte Stand“ dadurch wieder von einer andern Art Aberglauben befreit: er lernt nämlich einſehen was es eigentlich um den Adel iſt, und wird fürder zufriedener mit ſeinem Looſe ſein. Auch iſt der Zorn des Adels ſehr harmlos. Die Nobilitas iſt nach Linné eine friechende Pflanze von der Gattung Parasitica, welche nur im Schatten gedeiht, nämlich der Throne. Dann haben die Herren ihre Grafſchaften und Barenieen meiſtens im Monde oder im Schoße Abrahams, Iſaaks und Jakobs und deren Nachkommen liegen; ſie müſſen als Lieutenants, Aſſeſſoren und dergleichen um's liebe Brod dienen und bis ſie es höher hinauf bringen, iſt ihnen das heiße Blut verraucht. —

Gefährlicher iſt der Zorn der geiſtlichen Herren, denn „ſtille Waſſer ſind tief“ und unterwühlen gern. Ihre Anhänger finden ſich in dem ſtupideſten Theile des Pöbels der ſich am leichteſten zum Schlechten verleiten läßt. Das ſchlimmſte Feuer iſt das von Frömmlerwuth angefachte!

Unter Handwerksgeſellen und dergleichen Leuten werden gedruckte Aufforderungen heimlich vertheilt: ſich mit Waffen zu verſehen und ſchlagfertig zu halten. „Es ſolle über die Großen hergehen! Eine weitere Notification werde bald folgen.“ Die Polizei weiß bereits von dieſen Zetteln, aber noch nicht von wem ſie ausgehen.

Von der erlauchten Frau Gräfin von Landsfeld ſagt das landesherrliche Decret: „ſie ſei aus altſpaniſchem Adel.“ Da haben wir uns ſchön geirrt, die wir gewähnt ſie ſei eine Blutsverwandte des unter dem Namen „Stern von Sevilla“ berühmten Stierfechters Montes, oder aus kunſtreiterlichem Geſchlechte, obwohl allerdings Eques, Caballero, Cavaliere, Chevalier, Ritter ꝛc. nichts Anderes heißt als eben „Reiter.“ — Oder ſollte jener Ausdruck ein in königlicher Machtvollkommenheit ausgeſprochenes „Im Grabe adl' Ich Deine Väter!“ (ſ. Schiller's Jungfrau von Orleans) ſein? Jedenfalls kann man von der erlauchten Frau Gräfin von Landsfeld ſagen, wie Schiller von dem „Mädchen aus der Fremde“: „Beſeligend iſt ihre Nähe!“ — Jeder der in dieſe Nähe und Gunſt kam, machte durch einen ſonderbaren und auffallenden Zufall bald darauf gewaltige Sprünge in der Stufenleiter des Staatsdienſtes.

[Eine Kirchweih.]

Am 19. Sept. ward die von Prof. Heideloff neu erbaute kathol. Kirche in Leipzig durch den Biſchof Dittrich aus Budiſſin feierlich eingeweiht. Der Biſchof hielt dabei von der Kanzel herab eine Rede, die uns mancherlei zu denken gab. Auf dem letzten ſächſiſchen Landtage hat ſich dieſer Prälat in allen auf die Kirche bezüglichen Debatten als ein ſtrenger gefinnter Prieſter ſeiner Kirche gezeigt, man glaubte ſogar, weniger

Digitized by Google

starres Anklammern an den Felsen, worauf die Kirche Petri ruht, würde zur Beständigung dienlicher sein und den Frieden leichter aufrecht erhalten. Wie dem auch sein mag, die Einweihungsrede des Bischofs in der von Katholiken und Protestanten überfüllten Kirche athmete einen so wunderbaren Geist des Friedens, der Eintracht, der Bruderliebe, der Toleranz, daß wir wohlthuend davon überrascht wurden. Die Kluft welche noch immer zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus aufklafft, muß, dünkt uns, sich verringern, wenn künftighin alle Bischöfe mit so balsamweichen Friedensworten ihre Heerden weiden. Sollte diese Erscheinung vielleicht eine Folge des humanen Kirchenfürsten sein der jetzt auf Petri Stuhle sitzt, so hätten wohl auch wir Protestanten Veranlassung, Pius IX. aus aufrichtigem Herzen ein Evviva zuzurufen!

[Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange.]

So heißt der dramatische Versuch eines jungen Dichters, Alexander Rost aus Weimar, der bei der ersten Darstellung auf hiesiger Bühne vom Publikum beifällig aufgenommen wurde. Der Zwist Albrechts des Entarteten mit seinen Söhnen erster Ehe, die Begünstigung seines aus zweiter Ehe entsprossenen Sohnes Apitz, die daraus entstehenden Verwicklungen, das ernste persönliche Einschreiten Heinrich's des Erlauchten, Albrecht's Vater, in Folge dessen der grellende Sohn aus Rache das Land dem Kaiser verkauft und dadurch seinen ältesten Sohn Friedrich zwingt landflüchtig zu werden, bilden die Grundlage dieses romantischen Drama's. Talent ist dem Autor nicht abzusprechen, sein Talent aber ist ein durchaus naturwüchsiges, dem es noch gar zu sehr an künstlerischer Ausbildung gebricht. Buntester Wechsel der Handlung, unnöthige und maßlose Häufung grasser Scenen, Übertreibung der Charaktere machen auf den ästhetisch gebildeten Zuschauer einen unerquicklichen Eindruck und schwächen die Wirkung des mancherlei Guten, das wir mit Interesse verfolgen. Der junge Poet ruft alles Mögliche zu Hülfe, um Effect zu machen und die Zuschauer immer in Spannung zu erhalten. Da gibt es Wahnsinn, Vater- und Kindesfluch, Meuchelmord, Verzweiflung von allen Seiten, Brand und Plünderung und, damit das Furchtbare noch mehr Nachdruck erhalte, auch Toben der Elemente, Blitz, Donner und Sturmnacht ꝛc. Auch ein Stück Lear müssen wir uns gutmüthig gefallen lassen, indem es dem Verf. beliebt den Landgrafen Albrecht von seinem verzegenen Sohne Apitz in einer Sturmnacht verstoßen zu lassen und den zornmüthigen Mann fluchend und jammernd einsam durch das Gebirg zu hetzen. — Die Sprache — das Stück ist durchaus in Versen geschrieben — ist frisch und kräftig, nimmt aber bisweilen einen gar zu lyrischen Schwung, der unbeschadet seines poetischen Werthes im Drama nicht zu empfehlen ist. ⁂

[Eine kleine Sprachbemerkung.]

In Auerbach's Dorfgeschichten Th. I. S. 112 ist abdachteln in der Note so erklärt: „wahrscheinlich abdecken, herunterreißen.“ — Nicht so, wie ein Sachse sofort fühlen wird. Ohne Zweifel kommt der volksthümliche Ausdruck wie der synonyme „eine Dachtel geben“, beide in Sachsen üblich, von denken her und bedeutet: Jemanden Gedanken machen, ohrfeigen daß er daran gedenkt. Abdachteln geschieht mit der flachen Hand, fuchteln mit der Säbelklinge oder auch der Peitsche. E. K.

Berichtigung*).

In Nr. 35 der „Europa“ vom 28. August 1847 wird in einer Correspondenz aus München erzählt, der Abgeordnete Schwindl habe auf dem bairischen Landtage von 1837 einen Antrag auf Jagdablösung gestellt, der Abgeordnete der Universität München Dr. v. Ringseis dagegen gesprochen, und der Antrag sei hiernach durchgefallen. Diese Angaben sind unrichtig. Der Antrag „auf Ablösbarkeit der Jagd auf den eigenen Gründen“ ging von dem Abgeordneten Welsch aus, welcher denselben in der 15. öffentlichen Sitzung vom 5. April umständlich entwickelte und dabei die Nachtheile der Jagd für die Agricultur, die Pomologie, ja selbst für das Leben der Staatsbürger, insbesondere des Jagerpersonales, hervorhob und die Jagdberechtigten auf ihre eigenen großen Vortheile aufmerksam machte, indem sie nach seinem Antrage durch diese Ablösung entweder eine sehr jährliche Rente oder ein entsprechendes Capital erhalten, dadurch alle Entschädigungsbeschwerde und die bedeutenden Entschädigungen selbst beseitigt und ihnen zugleich die Mittel an die Hand gegeben wurden, durch Errichtung von Parken auf unschädliche Weise den Festbestand des Jagdvergnügens zu sichern. „Brod geht vor dem Wildbraten und der Schutz des Eigenthumes des Landmannes vor dem Jagdvergnügen“! äußerte derselbe in der Entwicklung über die Zulässigkeit seines Antrages, nachdem in der vorhergegangenen Sitzung vom 1. April der Beschluß des Ausschusses auf Zulässigkeit an die Kammer nach Tit. VII. §. 2 der Verf.-Urk. beantragt werden war. — Gegen die Zulässigkeit dieses Antrages erklärte sich vor allen der damalige zweite Kammerpräsident, Karl Graf von Seinsheim. Er fand den Antrag als geradezu gegen die Verfassung gehend. Ihm schlossen sich mehrere Gleichgesinnte an. Der Abg. Schwindel aber äußerte „daß er es überhaupt schwierig finde, ohne gegen die Verfassung anzustoßen, Zwangsgesetze geltend zu machen.“ Hr. Schwindl scheint daher schon im J. 1837 eine Ahnung von der nagelneuen Theorie der Kabinettsregierung gehabt zu haben, die sechs Jahre später ein Professor juris utriusque auf einer bairischen Universität in unser Staatsrecht einschmuggeln wollte. — Von allen Abgeordneten erklärten sich nur v. Arnis und v. Reindl für die Zulässigkeit des Antrages, dessen formelle Zurückweisung der Abg. Schwindl denn doch zu hart und unbillig fand. — Die Kammer beschloß mit 69 gegen 40 Stimmen

> der Antrag in nahere Erwägung zu ziehen, vorerst aber den betreffenden Ausschuß zur nähern Prüfung und Vorlesung-Erstattung anzuweisen sei.

So gelangte nun die Sache an den dritten Ausschuß, welcher in seiner Sitzung vom 2. Juni 1837 dem Antrage des Referenten, Abgeordneten Grabel, daß,

> da die königl. Staats-Regierung die Mittel in den Händen habe und gern benützen werde, die Beschwerden über Wildschaden zu heben, ohne zu der gemaltthätigen Remedur der Jagdablösung zu schreiten;

da ferner der Welsch'sche Antrag, als auf diesem Mißbrauche der Jagd beruhend, gegen das Recht zu selber nicht konsequent durchschlage (!); da endlich derselbe noch nirgends als tuchbaut bezeichnet kann oder allenthalben verlangt werden, wiewohl als zu weit greifend und unzweckdienlich (!) erscheine, auch bermalen ohnehin das Wildschergelegen, bei welchem einige Erleichterungen (!) erzielt werden sollen, der obersten Kammerberathung vorliege, das somit der Antrag nicht beifällig begutachtet werden könne,

einhellig beitrat. — Und so war derselbe für den Landtag vom 3. 1837 im dritten Ausschusse begraben!

Aus vorstehender Darstellung erhellt daß 1) der Antrag auf Jagdablösung vom Abgeordneten Schwindl nicht ausging, daß aber 2) der Abgeordnete v. Ringseis dagegen keineswegs, daß er überhaupt über diesen Antrag gar nicht gesprochen habe.

München, im Septbr. 1847. A

*) Dem geehrten Einsender obiger „Berichtigung“ sei bemerkt, daß wir aus Mangel an Raum nur das Factum, nicht aber die ausführlichen Anführungen aus den Landtagsakten in die Spalten unserer Zeitschrift aufnehmen konnten. D. Redaction.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 9. October.

Inhalt: Skizzen deutſcher Städte. Das deutſche Mancheſter. Von F. Guſtav Kühne. 3. und 4. — Tortolan auf der Dresdner Bühne. — Aus München, Wien, Dresden, Berlin (zwei Briefe) und Peſth (Beſchluß). — Die Gewanthauscoucerte in Leipzig. — Die Kriſis an der Wiener Börſe.

№ 41.

Skizzen deutſcher Städte.

Das deutſche Mancheſter.

Von **F. Guſtav Kühne.**

3. Das Chriſtenthum im Wupperthal; Paſtor Krummacher.

Vom lebendigen Chriſtenthum im Wupperthal hab' ich ſchon geſprochen. Es bekundet ſich in den wohlthätigen Anſtalten die eine ſorgſame Frömmigkeit hegt und pflegt, es bekundet ſich in dem tauſendfachen Almoſen das tagtäglich auf das Gebet der Armen wie Manna in der Wüſte, wie tauſendtropfiger Regen vom heißen dürren Himmel fällt. Keine Stadt in Deutſchland thut, wie man's nennt, ſoviel Gutes als Elberfeld, keine hat ein ſo weiches wohlwollendes Herz; jeder Haushalt iſt hier darauf geſtellt ſeinen Tribut im Stillen abzutragen. Keine Stadt vielleicht wird auch ſo mit Sammlungen gebrannt[sch]atzt. Die Beamten die vom Oſten hieher verſetzt werden, nennen die Bitt- und Bettelbriefe eine wahre Landplage. Der wohlhabende Inſaſſe nennt das ländlich ſittlich; Elberfeld und Barmen ſind in milden Spenden, in ihrer Luſt zu helfen, in ihrer Menſchenliebe unerſchöpflich. Viele die ſich ächte Chriſten nennen, halten mit dem Wohlthun das Chriſtenthum für erledigt. Der Gedanke daß ein Reicher ſchwer in's Himmelreich komme, hält die Beutel hier immer offen, und das Wort des Schreckens daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, regiert hier die Welt. Das Chriſtenthum das von den Kanzeln gepredigt wird, unterſtützt dieſe Stimmung der Leute und hält Reich und Arm in dieſer ſteten Gegenſeitigkeit. Wer wollte leugnen daß bei dieſer Herrſchaft der Kanzel über die Gemüther der Segen der Frömmigkeit aus einer unverſiegbaren Quelle ſtrömt! Es bleibt nur zu bedauern wenn bisweilen die Theologie dieſe Quelle auch für ſich ausbeutet.

In manchen Gegenden des proteſtantiſchen Deutſchlands muß der ſchlecht beſoldete Prediger von oben herab der Gemeinde verkündigen daß heute die Becken an den Kirchthüren für ihn aufſtehen. Das iſt ſogar in der ſtolzen Hauptſtadt Berlin noch Sitte; den dritten Prediger an der Marienkirche hört' ich mit ſchluchzender Stimme in der tiefen Beſchämung ſeines Herzens dies Bekenntniß thun. Ich weiß nicht ob das im reichen Wupperthal noch vorkömmt. Hier nimmt Gottes Wort an heiliger Stätte vielleicht von ſelbſt ein ſolches Thema auf von ſeiner ſchlechten Stellung in der Welt. Man erzählte ſich hier die Geſchichte von einem Prediger der durchaus zu ſeinem Ziele kommen wollte. Er hatte in Gemarke, im Mittelpunkte Barmens, ſeine Gemeinde. Er miſchte die Klage und Bitte um Verbeſſerung ſeines leiblichen Wohls in's Gebet. Er ließ durchſchimmern, ſeines Bleibens ſei nicht länger an Ort und Stelle. Er war ein ausgezeichneter Redner; die Gemeinde legte ihm eine namhafte Summe jährlich zu. Am nächſten Sonntag betrat er die Kanzel und ſprach: Er habe die letzte Nacht ein Geſicht gehabt und eine Stimme habe ihm zugerufen: Bleibe den Deinen getreu bis in den Tod! Alles war gerührt; der Mann wußte die Gemüther zu faſſen. Sein Ruf aber ſtieg; eine Gemeinde in Elberfeld wählte ihn, zum Theil auf ſeinen Betrieb, mit bedeutender Zulage. Da hatte der Mann Gottes wieder ein Geſicht gehabt und ein Ruf von oben war an ihn erſchollen: Ziehe hin, du Streiter

Digitized by Google

des Herrn, ziehe hin wo der Herr deiner bedarf! Das war der Stadt Barmen, ſchon aus Eiferſucht gegen Elberfeld, zu arg; ſie ließen ihn ziehen. Die Wahl eines neuen Hirten iſt hier zu Lande eine nationale Angelegenheit, ſein Einzug ein allgemeines Feſt; man holt den neuen Paſtor mit einem glänzenden Wagenzug ein der ſich oft auf hundert Equipagen und viele Reiter ausdehnt. Die Barmer ſchrieen laut über den treuloſen Pfarrer; ſie verſagten diesmal alle Betheiligung. Die Geſchichte hatte auch in Elberfeld böſes Blut gemacht; die Partei die den Mann gewählt, vermochte kaum 17 Wagen zuſammenzubringen, während die Barmer ſeinen Nachfolger im Amt mit 160 Equipagen einholten und ſich ſo mit dieſem Triumphe rächten.

Da ſind wir nun im Lande Zion, das der Herr durch ſeine Geſalbten regiert. An heftigen Kämpfen über Dogma und Auslegung der Bibel fehlt es nicht. Dieſe Kämpfe der Theologen werden hier nicht wiſſenſchaftlich geführt, ſondern populär, von den Kanzeln herab, in Broſchüren und Tractaten die dem gemeinen Mann zugänglich ſind. Alle Welt nimmt hier daran Theil, iſt heftig für und wider. Der Parteiſtreit über die »Predigerbibel«, ein ruhig einfaches, rationelles Buch, verſetzte vor Jahren ganz Elberfeld in ſtürmiſche Gemüthsbewegung. Der fanatiſche Lärm der Pietiſten dröhnte in allen Familienzimmern nach, über Tiſch, über der Suppe, focht man mit Erbitterung dafür und dagegen, die Familien geriethen in Zerwürfniſſe, mehrere Fabriken ſtanden ſtill.

Es war vorigen Jahres an einem heißen Auguſttage als in dem nahen Dorfe Kronenberg das Miſſionsfeſt gefeiert wurde. Für alle zeitweis arbeitloſen Menſchen iſt das in Elberfeld ein außerordentlicher Tag Gottes. Es war eine Wallfahrt nach der Höhe wie wenn katholiſche Chriſtenheit zu einem Heiligenbilde wandert. Es fehlte freilich die vorangetragene Fahne; es geſtaltete ſich auch kein geordneter Zug. Jeder zieht hier nach eignem Bedürfniß, auf eignen Anlaß; um ſo intenſiver iſt aber der Drang der ihn treibt.

Wir erreichten etwas ſpät das zwei Stunden entfernte Dorf auf der Höhe. Der Gottesdienſt ſchien beendet als wir in die Kirche traten, aber er begann von neuem. Hier drängt ſich Predigt auf Predigt; die Zwiſchenzeit füllt der Geſang der Gemeinde aus. Das Haus Gottes war noch ſchwühl vom Dunſt und Schweiß der Verſammlung die es verließ. Viele aber kehrten wieder zurück, oder es kamen neue Schaaren die ſich eifrig herandrängten. Kopf an Kopf im weiten Raume zuſammengedrückt, war Alles Spannung, lautloſe Stille; Paſtor Krummacher betrat die Kanzel.

Ich hatte eine düſtere Erſcheinung, einen Mann der Askeſe erwartet. Die durchweinten Nächte, die in Angſt durchgerungenen Stunden des Gebetes glaubte ich auf eingefallenen, blaſſen Wangen ſehen zu ſollen. Ein heiter blühendes Antlitz ſah uns entgegen, eine vollkräftige Mannesgeſtalt mit dem ganzen Behagen, der ganzen Sicherheit die ſich ſelbſt fühlt, ſtand vor uns. Ich hatte vielleicht unwillkürlich an den alten Parabeldichter Krummacher gedacht, von dem die Rede ging er habe in Bremen auf ſeinem Todtenbette ſeine heitern Kinderſpielſchriften als eitel ſündhaft verworfen, eine Sage die ohnedies nachträglich für falſch erklärt wurde. Der jüngere Krummacher iſt ein Mann, wo nicht im beſten Alter, doch in vollendeter Fülle. Sein reiches Lockenhaar das die offene, heiter glänzende Stirn umwallt, iſt noch ungebleicht. Dies Auge kann wohl blitzen und im bangen Gemüth die Schauer der Gewitternächte Gottes auferwecken, aber es kann auch winken wie der Hirt ſein liebſtes Schäflein aus den Klauen des Wolfes wieder zu ſich lockt. Dieſe klangvolle Stimme ruft das verirrte in der Wüſte zu ſich; ſie iſt ſchmetternd wenn es gilt den Hochmuth zu ſtürzen, lieblich koſend wenn ſie die Heerde zu dem ſanften Schirm und Schooß der Hürde beruft. In der That, ein großes Rednertalent der Kanzel entwickelte ſich vor uns. Ohne dieſe Virtuoſität des Vortrags, ohne dieſen Wechſel der Stimme, ohne dieſe nicht künſtliche, ſondern naturkräftige rhetoriſche Gewalt ſind ſeine Predigten, Schwarz auf Weiß genommen, unwirkſam. Krummacher iſt ein Virtuos deſſen Compoſitionen nur von ihm ſelbſt geſpielt werden müſſen. Und ſeinem Worte dient ſein ganzer Körper. Wenn er ſich ſchüttelt und bäumt, wenn er ſich zuſammenkauert und in Demuth hinknickt, wenn er bald in donnernder Rede mit den Händen den Zorn Gottes aus den Wolken herunterholt, bald leiſe flüſternd liebreich lockt und girrt, da wird einem der alte Spruch, ein Schauſpieler könnt' einen Pfarrer lehren, ganz zu nichte, da hier der Pfarrer alle Komödianten durch Wahrheit, durch Kunſt die ganz Natur iſt, überflügelt. Krummacher iſt nicht theatraliſch auf der Kanzel, aller falſche Schimmer, alles hohle Pathos fehlt; er iſt, wie wir ſagen, wahrhaft dramatiſch wirkſam. Der Schnellkraft ſeines Wortes folgt die Action unwillkürlich, naturgemäß; alle Glieder ſeines Körpers ſind beherrſcht von ſeinem Willen, die Hörer willenlos beherrſcht von ſeinem Wort. Er fühlt ſich als der Liebling und als der Herrſcher Derer zu welchen er

Digitized by Google

ſpricht. Ich weiß nicht, wie weit dies Bewußtſein des Talentes ſich in einem Kirchenlehrer offen verrathen darf. Aber es iſt unverkennbar in dieſem Redner, es ſtrahlt aus ſeinem Antlitz, der leuchtende Funke ſeines Auges ſagt es uns mit einer gewiſſen üppigen, aber kräftigen Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Wir haben hier einen Mann Gottes der ſich ganz als Mann des Volkes fühlt. Er kennt die Begierden der Welt, durchdringt ihre Nothſtände, weiß um ihre Sünden, ſchüttelt die Hartherzigen und ſtreckt die Widerſpenſtigen zu Boden. Aber er gewinnt ſie auch eben ſo ſchnell wieder für ſich, er richtet ſie auf, er flößt ihnen Zuverſicht ein, ſobald ſie ſich zu ihm flüchten. Und ſie flüchten ſich ja zu ihm, ſie ſind in Schaaren zu ſeinen Füßen gedrängt, und innerhalb dieſer Wände wo er den Herrn verkündet iſt Gott, draußen iſt der Böſe, drinnen iſt das Heil, die Erlöſung, zehn Schritte weiter Verdammung. Dies flößt das Gefühl ein, um ihn ſei die Kirche Gottes gezogen, bis dort wohin das Wort ſeines Mundes dringt, iſt Rettung und Seligkeit. Dies gibt der Heerde ein Gefühl der Innigkeit und Zugehörigkeit zum Hirten, aber auch ein kirchliches Gefühl voller Ausſchließlichkeit, voll jener Selbſtgenügſamkeit und unnahbarer Zuverſicht wie wir ſie an der mittelalterlichen Kirche tadeln. Die Herrſchaft über die Gemüther iſt vollendet, der Prieſter kann hier alles was er will mit ſeiner Gemeinde machen. Er winkt und ſie folgen blindlings, er verheißt ihnen von der Höhe ſeines Berges das gelobte Land zu ſchauen, und ſie ſchauen es ſowie er es ihnen verheißt. Das ſind unleugbar Wirkungen eines großen Talentes.

Ich weiß nicht wie weit es zuläſſig iſt, ein Talent der Kanzel förmlich zu kritiſiren. Aber dies Talent kritiſirt an heiliger, unnahbarer Stätte die glorreichen Größen unſeres Lebens, verdächtigt dem gemeinen Mann die Bildungswelt, ſtürzt vor ſeinen Augen die Säulen unſerer Kultur zuſammen. Ich fand mich überraſcht von unleugbar genialen Wendungen in der Rede des Mannes, Wendungen die der beſten Kraft unſerer Literatur entnommen zu ſein ſchienen. Kernſprüche voll Biedermannskraft wechſeln bei ihm mit feinen, glatten Trugſchlüſſen wie ſie den glänzendſten Sophiſten unter unſern Philoſophen geläufig ſind. Die Welt der Kultur, des Geiſtes und Witzes, gegen die Krummacher zu Felde zieht, leiht ihm die Waffen zu ſeinem Kampfe. Er gibt und den Beweis wie ſelbſt ein Capuziner wenn er Geiſt hat, in Phantaſie und Intelligenz ein Zögling der von ihm verdammten Zeitbildung ſein würde. Früher, ſagte man mir, ſei der Dominicaner noch mehr in ihm lebendig geweſen. Die Kühnheit, ſeinen frommen Zuhörern Goethe und Schiller als von Gott Abgefallene und im Pfuhl der Hölle ſchmachtend zu ſchildern, wurde vielleicht nur von der Keckheit übertroffen, einzelne Mitglieder der Gemeinde wie ſie da vor ihm ſaßen und unter uns wandeln, auf der Kanzel porträgetreu und ſo handfaßlich zu charakteriſiren daß jeder unter ſeinen Nebenmännern erſchrocken ſich umblickte und den Gezeichneten wirklich fand.

Krummacher ſprach in ſeiner Miſſionspredigt zu Kronenberg über Lucas 12, 36. vom wachenden Knecht. Er begann: Eine Stadt die auf dem Berge liegt, ſagt der Herr, wird geſehen! Das reizte nicht wenig die Eigenliebe der Kronenberger; der Menge zu ſchmeicheln gehört zu einem Volksredner. Der wachende Knecht, hob er an, ſieht zum Fenſter hinaus. Was ſieht der wachende Knecht? Es iſt Nacht. Aber er lauſcht auf die Zeichen der Zeit. Was ſieht er? — In fürſtlichen Häuſern herrſcht oft eine alte Sage daß beim Herannahen eines Verhängniſſes die Geſtalt einer Ahne erſcheine. Das ſind Fabeln. Aber Geſtalten gehen um in der Nacht, wann der Tag kommt an welchem der Herr, das Licht der Welt, erſcheinen wird. Die Schläfer ſind verloren; aber der fromme Knecht merkt auf die Stunde und wachet. Er ſiehet die Zeichen der Zeit, die Geſtalten des Verderbens. Welches ſind die Geſtalten des Verderbens unter uns? — Der getreue Knecht ſieht ihrer mancherlei. Da wandelt in Scharlach gekleidet, den Mantel mit goldnem Gürtel geſeſtet, auf dem Rücken und auf der Bruſt ein goldnes Kreuz, eine gleißneriſche Figur die höher denn je ihr Haupt wieder trägt. Eine Schaar drängt ſich um ſie und küßt ihr die Füße, und das ſtolze, aufgeſchmückte Weſen mit der dreifachen Krone feiert ſeine beſten Triumphe. Es iſt das Thier in der Offenbarung von der es heißt, es werde ſich wieder aufmachen und ſeine Wunden würden wieder heil werden, juſt wenn der Herr ſein Wiedererſcheinen auf Erden bezeichnet. Da merket der Knecht auf und denket: Ha, die Stunde iſt da, der Herr wird kommen! Und wie er wieder zum Fenſter hinausſchaut, ſieht er eine leichtfüßige, hochaufgeſchürzte Dirne wohlgemuth einherwandeln. Sie wirft ihre Blicke nach der Welt um ſich, iſt heitern Sinnes und ſuchet wen ſie fange. — Krummacher zeichnet Geſtalten mit einer Handgreiflichkeit, er treibt ſeine Charaktermalerei bis zur ſinnlichen Geiſterſchau. — Und dieſe Dirne die mit Allen liebäugelt, ihnen goldne Früchte in goldnen Schaalen verheißt: wer iſt ſie? Die menſchliche Vernunft iſt es die ſich alle Ehren zuſchreibt! — Das heißt

Digitized by Google

freilich ſich leichtes Spiel machen mit dem Rationalismus. — Und andere Geſtalten der nächſten Zeiterſcheinungen ſind nur Kinder dieſer Mutter alles Übels, wie er ſagt. Der fromme Knecht ſieht noch eine ganze Reihe von Geſpenſtern nächtlich umgehen. Da erblickt er eine im grauen Mantel, mit nackten Beinen, lauernden Blicken, kirſchrother, blutgieriger Lippe, mit habſüchtigen Fingerkrallen. Sie ſchleicht wie der Iltis umher. Was will ſie? In allen Neſtern und Hühnerſtällen die Eier ausſaugen, im Mutterleibe der Kuh das Kalb tödten. Es iſt ein gottlos Handwerk das ſie treibt, und die Leute ſchlagen ſie doch nicht todt? fragt Krummacher. Wer iſt ſie? — Früher hat er unter dieſer geſpenſtiſchen Geſtalt vielleicht einen vom jungen Deutſchland gemeint, ſie alle zuſammen in Figuren gezeichnet. Jetzt hätt' er, denk' ich, nicht übel Luſt David Strauß und Bruno Bauer leibhaft zu citiren. Für gottlos haltet Ihr, ruft er, dieſe Geſtalt des Zeitgeiſtes? Oho! ſie iſt nicht gott — los! Ich ſelbſt bin Gott! ſagt ſie. Und ſie glaubt ſogar an eine Dreieinigkeit! Materialismus, Atheismus, Communismus iſt die dreifache Gottheit die ſie predigt. — Was weiß der Bauer von Gurkenſalat! ſagt man bei uns. Was wiſſen die Elberfelder Weber und Spinner von den Speculationen der Philoſophen, von den Verirrungen der forſchenden Vernunft? — Sie ſollen auch nichts davon verſtehen, aber ſie ſollen erfahren und wiſſen daß der Teufel noch immer in leibhafter Geſtalt unter uns wandelt. Und in der That, die ſcheelen, furchtſam tückiſchen Blicke die unter den geſenkten Wimpern lauern, verrathen dir faſt daß mancher ſeinen Nebenmenſchen muſtert als ſuche er nach dem Pferdefuß hinter ſeinen Stiefelabſätzen.

Aus alle dem alſo wittert der wachende Knecht daß der Herr nahe ſei; aber der erſte Hahnenſchrei verkündigt noch nicht den Morgen, es will noch nicht tagen unter uns, die Geſpenſter gehen noch um. Thut denn aber der Herr keine Wunder mehr? — O ja, draußen, in der Ferne, bei wilden Völkern. — Und ſomit ging dann die Rede auf die Verbreitung des Chriſtenthums über, die Miſſionspredigt erfüllte ihre Beſtimmung. In der Wüſte und Wildniß alſo feiert der Herr ſeine Triumphe im Siege des Glaubens? Unter uns hat er ein ſchwaches Leben, denn es iſt noch Nacht und die wenigen Knechte die da wachen und auf ihn harren, drängen ſich furchtſam zuſammen um ſich Troſt zuzuſprechen wenn die Nachtkobolde umgehen. So ſchwach iſt alſo das Chriſtenthum? Und das Häuflein der Wenigen, der Auserwählten, flüchtet ſich ſcheu zu den Füßen ſeines Hirten; ſie ſtecken die Köpfe wie die Schäflein zuſammen wenn's donnert und beten mit ihm der ſie Demuth lehrt, aber ihnen dieſe Demuth mit ſoviel ſüßem Dünkel würzt. Krummacher ſchmeichelt dem gemeinen Mann. Wenn ſein frommer Knecht zum Fenſter hinausſchaut, ſieht er in der dunkeln Nacht auch einige Lichter brennen. Ha! das ſind die Ballſäle der Reichen die da glänzen, die Theaterhäuſer die da erleuchtet ſind, — und ſiehe! da fährt auch ein nachtgebornes Ungeheuer mit feurigen Nüſtern, mit der Blitzesſchnelle eines Dämon auf langgeſtreckten eiſernen Schienen dahin! Locomotive nennt man das Ungethüm! — Lachet nur nicht! Auch dies was ſich der Menſch in ſeinem Stolze zum Triumph anrechnet, auch dieſe Vermählung der Naturkraft mit ſeinem Witze, iſt ein Werk des Böſen, dieweil es den Hochmuth des menſchlichen Verſtandes ſteigert. Eine Verſammlung von Spinnern die ihre Hände in den Schooß legen, wenn der Fabrikherr eine neue Maſchinenkraft an ihre Stelle ſetzt, muß das kitzeln. Ein Haufe von Fuhrknechten die für den Augenblick brotlos ſind, wenn die Eiſenbahn ihre Frachtwagen unnütz macht, muß das gewinnen. Der Redner gewinnt ſie aber nur für ſich, und den Armen, heißt es ja, wird das Evangelium gepredigt. Er gewinnt ſie für das Chriſtenthum, d. h. für das was er Chriſtenthum nennt aller Entwickelung der Welt, aller Kraftentfaltung unſerer Bildung gegenüber. Wäre dieſer Haufe von Arbeitern ſanguiniſcher Art, dieſer Herrſcher über die Gemüther könnte bis zu einem gewiſſen Grade — communiſtiſch wirken. Gebt dem Prieſter die Macht, und er traute es ſich vielleicht zu, einen communiſtiſch theokratiſchen Staat zu gründen, in welchem der Mann Gottes als Geſalbter herrſcht. Aber ſiehe! das Chriſtenthum der Höhlen hat aufgehört, das Chriſtenthum kann die Welt nicht mehr verfluchen, denn es hat von dieſer Welt ſelbſt Beſitz genommen. Die Welt iſt ſchon vertheilt und der Krummacherſche Chriſt findet auch nicht einmal wie im Gedicht der Poet bei der Vertheilung der Erde den Himmel für ſich übrig. Er findet höchſtens da ein ſehr beſcheidenes Plätzchen.

---

4. Das Chriſtenthum in Elberfeld; Doctor Kohlbrügge und die „Feinen."

Die Sekte deren geiſtlich Oberhaupt Doctor Kohlbrügge iſt, umfaßt nicht die ganze Schaar der »Feinen«, wie man hier die ſpecifiſch Frommen nennt. Die Feinen, gleichviel ob ſie in Sammet und Seide einhergehen oder ein Kittel nothdürftig ihre Blöße deckt, ſind die Auserwählten Gottes, die ächten Gralshüter von

Digitized by Google

heute, die wahren und ausſchließlichen Zionswächter. Ob du ſonſt ein ehrlich, werkthätig gutes Leben führſt, ob du auf der Scholle Erde die Gott im großen Weinberge der Welt dir gab, im Schweiß deines Angeſichts dein Brot erwirbſt, ob du Gott feierſt in ſeinen Werken, ob du Menſchenwohl förderſt mit all deiner Kraft: das ſichert dich noch nicht vor der ewigen Verdammniß deiner Seele. Selbſt wenn du ſonntäglich an heiliger Stätte erſcheinſt, den Herrn zu loben und zu preiſen, biſt du noch meilenweit von der Gemeinſchaft Derer geſchieden die ſich in ihrer ſublimen Ausſchließlichkeit für die wahren Werkzeuge Gottes halten, ſeiner Kindſchaft ganz vorzugsweiſe zugehörig ſind. Es iſt wie eine unſichtbare Loge deren ägyptiſche Pforten dich aufnehmen, willſt du der Gnadenwahl der Erleuchteten theilhaftig ſein. Juſt deine friſche Thatkraft, dein helleres Pflichtgefühl womit du im Leben ſchaffſt und werkelſt, juſt deine milde Anerkennung anderer Menſchen, anderer Chriſten, verdächtigt dich. Du hältſt dich für erleuchtet, wenn du deinem Gott freudig dienſt und auf ſein Walten haueſt, auf das Reich des Guten in den Schickungen des Einzelnen und der Völker vertrauſt! Arme Seele! Solange ſie noch einen Schatten von dem was ſie Rationalismus nennen, an dir wahrnehmen, gehörſt du nicht zu den Benedeieten deren Stirn in ſüßer Weiheſtunde der Herr mit ſeiner Hand berührt. Deine Heiterkeit iſt Weltluſt, deine ruhige Verſtändigkeit eine verdächtige Sorgloſigkeit, und je weniger du dich dem Glauben an die Übermacht des Teufels hingibſt, deſto ſicherer hat er dich in ſeinen Klauen! O, dieſe Klauen des leibhaften Satan ſind oft warm und weich, man merkt ſie oft lange nicht und bleibt eingelullt in ſeinem tiefen Verderben! Da ſitzt eben der ärgſte Teufel wo man ihn nicht ſieht und fühlt, wie jener Berliner Narr an der Ecke den Nebenmann fragte: Lule, weeßt de was der Deibel is? — Ne, Friede! — Greif mir mal in die Taſche! — Ich greife rin: es is nifcht drin! — Ja, ſagt Friede, das is eben der Deibel!

An den leibhaften Böſen muß man glauben, wenn man zu den Feinen in Elberfeld gehören will. Auch in ihrer Grobheit ſind ſie die Feinen, weil ſie wie die Senſitiven gegen alles was ihnen weltlich ſcheint, Noli me tangere! rufen. Die ganz Feinen, eine Quintesſenz aller pietiſtiſchen Auserleſenen, ſind die Anhänger Kohlbrügge's, nach ihrem eigentlichen Haupte Karliſten genannt. Banquier Daniel v. d. Heydt, ein Bruder des Abgeordneten Elberfeld's auf dem Berliner Landtage, iſt eine weſentliche Stütze dieſer Sekte, die alte Frau v. d. Heydt nennen ſie die Zionsmutter dieſer kleinen Gemeinde. Das neue Religionsedict, ein Ausfluß königlichen Edelſinnes, hat ihnen jetzt offenen Spielraum gegönnt. Solange ſie der Staat verfolgte, wär's ein unrecht von der Literatur geweſen ſie an's Licht zu ziehen. Sowie eine Kritik der Juden ſolange unſtatthaft iſt als ihnen der Staat ihre Rechte als Menſchen vorenthält. Sind ſie frei in ihrem Menſchenwerth anerkannt, dann iſt es Zeit ihr Weſen und ihren Glauben vor den Richterſtuhl zu ziehen, und ich glaube, was todte Satzung und morſche Schlacke an ihnen iſt, fällt dann von ſelbſt zuſammen. — Die Kohlbrüggianer dürfen ſich jetzt als Religionsgeſellſchaft öffentlich ordnen; ſie halten ihre Zuſammenkünfte vorläufig im Saal eines Gaſthauſes, ſie haben jetzt ihr Presbyterium ernannt; die Liſte zu offenen Beitrittserklärungen ergab bei ihrer erſten öffentlichen Zählung 360 Mitglieder. Als äußerer Grund ihres Austritts aus der evangeliſchen Kirche geben ſie die Einführung der Agende an. Wir wollen die innern Gründe ihrer Gemeinſchaft unterſuchen. Der Staat hat dieſe Separatiſten von je ſehr zart behandelt, ihre Contikel nie geſtört. Sie halten keinen Feiertag den die evangeliſche Kirche feſtſtellt, deſto ſtrenger die Sonntage, ſo ſtreng daß an ihnen kein Kind ſpielen darf. Sie ließen ſchon ſeit Jahren nicht taufen, nicht confirmiren, keine Ehe kirchlich einſegnen. Das bürgerliche Geſetz verhängt Geldſtrafen auf die Unterlaſſung der Kindertaufe. Sie zahlten pünktlich die Gelder, gaben aber der Aufforderung der Behörden keine weitere Folge. Zwangsmaßregeln kennt das Geſetz nicht in ſolchem Falle, Gendarmen mit denen man ſonſt nicht gerade blöde iſt, wollte man doch nicht ſtillen frommen Leuten auf den Leib hetzen; alſo ließ man ſie gewähren. Allen Nöthigungen unterworfen ſie ſich ſtumm und willig. Sie hatten ihre Gemeinſchaft nicht ſtreng unter ſich abgeſchloſſen, waren familienhaft viel verzweigt mit andern die ſich nicht zur Sekte bekannten. Die Tochter des reichen Hauſes das zu ihnen gehört, war an einen nicht Superfeinen verheirathet. Sie fragte bei ihrer Gemeinde an, ob ſie das Kind das ſie in dieſer Ehe geboren, nach der gewöhnlichen Art proteſtantiſcher Chriſten taufen laſſen dürfe. Ja! lautete der Beſcheid, ſie ſei es dem Gatten ſchuldig! — So in aller Demuth ſind ſie den Geſetzen der Welt unterwürfig. Und in dieſer Hülle der Demuth ſteckt doch der ganze Kern der unerſchütterlichen Selbſtgenügſamkeit ihres Glaubens, der ganze Dünkel ihrer Auserleſenheit vor Gott. Die Quelle ihres religiöſen Empfindens iſt eigenthümlich genug; wir finden hier die

Digitized by Google

äußerſte Spitze in der ſich das evangeliſche Chriſtenthum vergeiſtigt, aber zugleich mit ſeiner Subſtanz verflüchtigt hat. Dieſe Gläubigen halten unſere Geiſtlichen für nicht heilig und geiſtig rein genug, um aus ihren Händen das Abendmahl zu empfangen, unter ihren Segnungen taufen und confirmiren zu laſſen. Sie verwerfen die Taufe weil Chriſtus nicht getauft hat. Sie verwerfen manches andere im Neuen Teſtamente was Chriſtus nicht entſchieden geboten; ſie geben mit Vorliebe auf den alten Bund zurück, halten das Alte Teſtament für voller, reicher, für höher, wie es ſcheint. Das Abendmahl halten ſie für ſo heilig daß ſie es rein geiſtig genießen, ſich ſelbſt in ihrer Stimmung und Verfaſſung für ſo kräftig und gehoben daß ſie es ohne Symbol, ohne Ceremonie, nur innerlich in Gedanken vollziehen. Das Symbol verſchmähen ſie, weil es nicht die ganze Sache ſelber ſei, weil es verführe das Surrogat für dieſelbe zu nehmen. Wer des Äußerlichen bedürfe, laufe Gefahr ſich auf das Äußerliche zu verlaſſen, und es entgehe ihm unter dem Zeichen der innere Gehalt, unter der Formel der Gedanke, unter dem Symbol der Geiſt und die Erhebung des Gemüthes. Sie ſegnen auch nicht die Ehe kirchlich ein; ſie laſſen ſie nur bürgerlich vollziehen. Welche Geheimniſſe in den Beziehungen der Geſchlechter bei ihnen obwalten, darüber will ich meiner Ahnung keine Worte leihen. Ich hörte Einen dieſer Sekte ſich freuen, heute das Abendmahl ganz rein genoſſen, ſich mit der Schweſter im Glauben geſtern ganz geiſtig vermählt zu haben. Es fällt mir nicht bei, läſtern zu wollen. Ich will blos, falls hier Unſinn vorliegt, wie Polonius ſagt, die Methode darin auffinden. Wir haben hier die äußerſte Verfeinerung des frommen Gefühls, die geſteigertſte Vergeiſtigung des Verhältniſſes der Kreatur zu Gott; das religiöſe Bedürfniß ſcheint hier aller ſinnlichen Elemente enthoben, aller äußern Unterſtützung unbenöthigt zu ſein. Nehme ſich die Kreatur die ſich aller Sinnlichkeit baar und ledig dünkt, ſich der Welt der Sinne ganz entſchlagen zu können vermeint, doppelt in Acht daß die in Geiſt getauchte Phyſis nicht irgendwie mit jäher Gewalt ſich ungeahnet geltend macht, das feine künſtliche Gewebe das ſie umſpinnen will, plötzlich mit dreiſter Hand zerreißt und alsdann wie ein Dämon, alsdann allerdings wie in leibhafter Geſtalt der Böſe durchbricht, all das erträumte Gefühl der Gottesweihe und Verſunkenheit in Geiſt durcheinander wirrend, dieſe ganz durchduftete Erleuchtung der Seele verſpottend und höhniſch verlachend! — Ich ſage das nur aus pſychologiſcher Hypochondrie, ich ſage das nur in meinem Gefühl von der Zerbrechlichkeit der Kreatur, von der Hinfälligkeit der menſchlichen Seele die auch in der reinſten Gottgemeinſamkeit ihre ſchwindelhohe Annäherung an den großen Geiſt nicht ohne Strafe ſteigert. Ich habe Erleuchtete dieſer Sekte geſprochen, bin auf ihre Gefühlswege eingegangen; aber ich ſpreche nicht aus Erfahrung, wohnte keiner Erbauungsſtunde in der Schweſtergemeinde bei. — Man verſammelt ſich zur frommen Betrachtung auch ohne Predigt, ohne Geſang. Sind Wort und Ton vielleicht auch noch zu ſinnlich, zu arm, zu wenig die Unendlichkeit des Gefühls erſchöpfend? In der Wonne der Demuth, aber auch in der Wonne der Hochempfindung ein kleines Häuflein Auserleſener vor Gott zu ſein, ſitzen ſie dem Nichts und der Unermeßlichkeit brütender Gefühle hingegeben, darauf harrend ob der Geiſt ſie beſchleicht und reden oder handeln heißt. Jeder ſteigert ſeine Nervenaufregung bis zum geiſtigen Schwindel, bis auf jenen Moment wo er Erſcheinungen hat und die Inſpiration ihm Worte gibt. Dieſer geiſtige Schwindel führt auch zur Verzückung der Sinne. Man weiß das von den Anachoreten und Heiligen in der Wüſte. Man wußte in früherer Zeit auch von Herrnhutiſchen Ehegeheimniſſen.

Es wird heilſam ſein das Thatſächliche feſtzuſtellen. Wird in der Sekte Kohlbrügge's noch keine vollſtändige Fruchtentwicklung erſichtlich, ſo genüge es die Keimanſätze zu betrachten. — Paſtor Krummacher lieferte vor zwei Jahren in einigen Heften ſeiner »Palmblätter« eine ziemlich ſtrenge Kritik des Doctor Kohlbrügge und ſeiner Richtung. Halten wir uns an dieſe Erläuterungen; einer von den »Feinen« darf ja wohl über die »ganz Feinen« für einen getreuen Gewährsmann gelten. Es ſind freilich keineswegs immer chriſtliche Friedenspalmen die Krummacher ſchwingt; Hengſtenberg in Berlin iſt ja ſein Landsmann.

Doctor Kohlbrügge iſt aus Amſterdam nach Elberfeld gekommen. Zu wiſſen wo einer her iſt, gibt mir immer ſchon den halben Menſchen in die Hand. Hier iſt das doppelt nöthig anzuführen, damit die ſprachliche Unbeholfenheit des deutſch ſchreibenden Holländers manches erläutern und mildern helfe. Seine platte Derbheit führt ihn mitunter zu ſeltſamen Ausdrücken. Er ſpricht von der »Nahbeiheit Gottes«, und meint damit Gottes Nähe. Oft iſt die täppiſche Kraft ſeiner Rede von einer Eigenthümlichkeit die man nicht fortwiſchen, nicht abſchwächen möchte. »Es menſchelt mich an!« ſagt dieſer Fromme in gewiſſen Regungen. Das ſind Anſichten, ruft er im Eifer, die ich »in meiner innerſten Seele vor Gott verpfuien muß!« In ſeinem

Digitized by Google

Streit wider die Einmiſchung weltlicher Machthaber in die Gebiete des Glaubens und Gewiſſens hat er nicht ſelten die Zelotenſprache eines Abraham a Sancta Clara. »Die gleißneriſchen Herren Staatsbeamten die groß und angeſehen ſind in der Welt! ruft er irgendwo aus. O ſie proſperiren, ſie halten ſich wie Kabinettſtücke und werden alt wie Talleyrand. Seid auf Eurer Hut, liebe Brüder, wenn ſie kommen und ſchön mit Euch thun und Euch ſtreicheln! Bitter ſollte man nicht gegen ſie ſein; ſind ſie doch nur die Miſtgabeln in der Hand des großen Gärtners und Pflegers!« Seine ſinnliche Gleichnißrede iſt in der Sprache des Alten Teſtaments geſchult. »Menſchen, ſagte er, welche die Gottſeligkeit als ein Werk anſehen das man nur am Sonntage zu verrichten habe, ſind die Beile und Äxte die man an den Tempel Gottes legt!« Der »Nahbeibeit Gottes« ſoll der Fromme alſo jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick inne ſein. Vielleicht weil der Gottſeibeiuns jeder Zeit leibhaft auf ihn lauert? »Der Teufel, ſagt Kohlbrügge, hat beſonders drei Erſcheinungsformen in denen er ſich an einen Verfolgten heranmacht. Entweder er kommt als ein alter, ehrwürdiger, im Dienſt der Kirche ergrauter Gottesgelehrter der Dir ſcholaſtiſch beweiſt, wie noth die Hülle ſei für das Weſen. Oder er winkt Euch als Fürſt zu ſich heran, iſt huldreich gnädig und will Euch zum Ritter ſchlagen. Oder er erſcheint in Geſtalt eines Eisbären der Euch ſelbſt an den Küſten von Grönland noch kein Leben gönnt und Euch zu verſchlingen droht! « — Ich fürchte, die feineren Anfechtungen des Fürſten dieſer Welt ſind dem wackern Holländer unbekannt geblieben; die Kultur »die alle Welt beleckt« iſt auch am Teufel von heute nicht ſpurlos vorübergegangen.

Wegen ſchroffer Ausfälle gegen Andersgläubige, namentlich gegen einen Paſtor welcher der »negativen Neologie« zugethan, war Kohlbrügge in Holland vom Predigtamt ausgeſchloſſen. In ſeiner Hartnäckigkeit wollte er ſeine Übereilung nicht eingeſtehen, nicht widerrufen; nach ſtürmiſchen Conſiſtorialſitzungen in Amſterdam ward ſeine Amtsentſetzung beſchloſſen. Kohlbrügge wußte nicht aus, noch ein; er hungerte und hatte nicht wo ſein Haupt hinlegen. Da las er ſich zum Troſte Evangelium Lucas, Caput 12, und ſchrie zum Herrn. Wie er vom Gebet ſich erhob, fühlte er ſeine Taſchen beſchwert. Er griff hinein und ſiehe! er zog 20 Gulden hervor. Es geſchah ihm mehrmals daß wenn er inbrünſtig gebetet, eine unſichtbare weiche Hand ihm eine harte Thalerbüre in den Rockſchoß gleiten ließ. Das nannte er das ſichtbare Eingreifen Gottes. Er ſtudirte Calvin, er wollte in Utrecht zur reformirten Gemeinde übertreten. Allein um der brüderlichen Beziehungen zur glaubensverwandten Conſeſſion der Lutheraner willen wollten ihn die Reformirten in Holland nicht aufnehmen. Die Kirche wollte hüben und drüben nichts als Ruhe. Und ſo war er denn aus aller kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſtoßen. Er erkannte ſeitdem keine Kirche an, ſprach nur von ſogenannten Kirchen, zog für ſich und ſeine Sache das freie blanke Schwert Gottes und ward der homiletiſche Poſaunenbläſer der ein kleines Häuflein um ſich ſammelt und in dem engen Gottesackergehege dieſer Gemeinde mit ſeinem Fenereifer über den reinen Glauben Wache hält, und wenn's nicht anders iſt, die Todten aufruft weil Zion in Gefahr. Er erſchien als Gaſt im Wupperthal und fand dort bereite Gemüther die gegen die verweltlichte evangeliſche Kirche eifern, wie das Lutherthum ehedem gegen die Verweltlichung der römiſchen predigte. Die Union der Lutheriſchen und Reformirten, auf weltlichen Befehl vollzogen, rief manche Sektenſpaltung hervor und trieb dieſe Separatiſten dazu, ſich vor der Welt zurückzuflüchten in die formloſe, lautloſe Stille einer Gottinnigkeit die keines Zeichens, keiner Formel, keines Symbols bedarf, in aller Äußerlichkeit vielmehr einen Abfall vom Geiſte ſieht. Seit 1835 mit der neuen Kirchenordnung für Rheinland und Weſtfalen datirt das Separatiſtenweſen in ſeiner Hartnäckigkeit. Die evangeliſche Kirche erſchien ihnen eine abgefallene Babel. Des verfälſchten, ſeiner Innigkeit und Reinigkeit beraubten Gottesdienſtes enthielten ſie ſich, und um den Glauben vor aller Verweltlichung zu retten, verſchmähten ſie alle äußerliche, ſinnliche Bethätigung im Genuß und Vollzug der Sacramente. Faſten und leiblich ſich bereiten thut's freilich nicht! hatte Luther geſagt. Waſſer thut's auch nicht! ſagten die Separatiſten im Wupperthal, und tauften nur durch Gebet, zumal da ja Chriſtus ſelbſt niemand taufte. Die Reformatoren hatten allen Werkeldienſt, alle Werkthätigkeit verſchmäht. Die Separatiſten gingen noch einen Schritt weiter und enthielten ſich aller äußeren Zuthat die ein Sinnbild der innern Bedeutung ſein ſolle, den Menſchen aber ſo leicht verführe, im Zeichen ſchon die Sache zu ſehen, ſich mit jenem ſchon zu begnügen und dieſe damit für erledigt zu halten. Sie ließen nicht confirmiren, nicht trauen, weil die Hand des Prieſters nicht rein genug ſei den Act zu vollziehen. Gott ſolle man nur dienen im Geiſt; in ſtiller Beſchaulichkeit und im Gebet könne man allein ſich ihm nahen, jeder müſſe ſich ſelber Prieſter ſein. Das iſt der ſchöne Punkt in dieſem Pietismus;

Digitized by Google

zu dieſer Verinnigung und Vertiefung hat es hier der Proteſtantismus, ſich alles äußern Dienſtes entſchlagend, in ſeiner Folgerichtigkeit gebracht.

Wie anders der katholiſche Glaube! Während der Proteſtant das Äußere in's Innere zurückführet, hat der katholiſche Glaube umgekehrt von innen nach außen den ganzen Gehalt in die Form gelegt. Schon Zwingli war in der Abendmahlslehre mit ſeinem: das bedeutet! um vieles geiſtig abſtracter als Luther mit ſeinem: das iſt! Das katholiſche Dogma erledigt allen Inhalt des Glaubens im Ceremoniell, die Hoſtie iſt hier der ganze Gott. Die Meſſe wird objectiv vollzogen, ob Gläubige ſich daran betheiligen oder ob nicht. Das Myſterium der Wandlung ſteht ſo feſt und iſt ſo tief daß es ohnedies kein gläubiger Sinn ganz erſchöpft. Welchen Grad der Erhebung und Befähigung Dein Gemüth dabei erlebt, iſt nicht gleichgültig, aber ſtört oder bedingt nicht die Gültigkeit der heiligen Handlung. — Für den Proteſtanten iſt Gott nur da wenn ſein Gemüth bereit iſt ihn zu empfangen. Dem Katholiken genügt es wenn der Prieſter den Act vollzieht. Das Ceremoniell des Acts iſt in ſeiner Kirche unbedingt ſo reich, ſo ausgeſtattet mit den Reizen aller Künſte, um den ſinnlichen Menſchen wenigſtens heranzulocken in die Nähe des großen Gottes, in deſſen geheimnißreiches Weſen ganz einzugehen ihm ja doch unmöglich bleibt. — Der evangeliſche Chriſt entſchlägt ſich aller ſinnlichen Weit um dem Geiſt Gottes eine reine Stätte in ſich zu bereiten. Der heilige Act iſt dem Katholiken gültig, auch wenn der Prieſter als Menſch unwürdig iſt. — Dem Evangeliſchen iſt es der höchſte Triumph ſeiner Frömmigkeit, aller Vermittlung entbehren zu können; ihm iſt Chriſtus einzig der Mittler und jeder Fromme ſoll ihm ein dienender Prieſter ſein. — Bis zu dieſer Feier der Erleuchtung und Gottgemeinſchaft hat es der Pietismus in ſeiner reinſten Geſtalt gebracht. Es iſt das edelſte Extrem des Chriſtenthums in dieſer Richtung.

In Doctor Kohlbrügge iſt ein ſolch Gemiſch von platter Derbheit, Vergeiſtigung und Weltentſagung, daß er wohl nicht als ein ganz reiner Ausdruck dieſes Pietismus gelten kann. Erläutern wir noch zwei Punkte ſeines Glaubens den vielleicht nur der Eifer des Widerſpruchs erzeugt hat. Kohlbrügge erkennt auch keine Dreieinigkeit, keinen Chriſtus an, der die Welt vom Böſen erlöſte. Daß die Reinheit in Chriſti Natur unſere Sünde geſühnt, darüber iſt Kohlbrügge's Pietismus ſchon hinaus. Meint er vielleicht in Chriſti Natur ſo eingegangen zu ſein daß er ſich mit ihm verwechſeln darf? An die Höllenfahrt Chriſti glaubt er ſehr ſtark, wie denn die Gewalt des Böſen nach ſeiner Lehre faſt als eine Übermacht in Gottes Welt erſcheint. Alle Kinder in Adam ſind der Verdammniß verfallen und von dieſer Verdammniß erlöſt ſie kein Zweiter, kein Mittler. — Soll alſo jeder vielleicht — nicht blos ſein eigner Prieſter — auch wohl gar ſein eigner Chriſtus ſein? — Bis auf welche zitternde, ſchwindelnde Spitze ſtellt ſich hier der Pietismus! Iſt das der Triumph der Demuth die mit dieſem Dünkel dann endet? Läuft der Heilige, der erſt die Welt verfluchte und dann Gott lediglich in ſich ſelber ſucht, nicht leicht Gefahr auch den Trieb der Sinne der in ſeiner Sterblichkeit doch nicht ganz erliſcht, zu ſanctioniren? Und läuft in den allerhöchſten Nervenreiz frommer Verzückung, wo wir uns der Welt am fernſten und Gott am nächſten wähnen, nicht eben irgend ein Zug der Sinnlichkeit heimtückiſch dazwiſchen, dergeſtalt daß wir die Kreatur glorificiren, während wir Gott ganz keuſch und rein und in aller Weltentfremdung zu feiern meinen?

Ich ſtelle dieſe Fragen ohne Antwort hin. Jener Jeſus von Nazareth iſt nach Kohlbrügge kein Gott. Und wenn der Orthodoxe den rationellen Chriſten verdammt der leidlich den Menſchen in Chriſto ſieht, ſo nehme er ſich in Acht, daß nicht in ſeinem eignen Schooße der frömmſte Dünkel zu gleichem Ergebniß komme! Wir haben hier den ſublimſten Pietismus der ſogar über Chriſtus hinaus zu ſein glaubt und ihn alſo für einen Sohn Adams hält. Chriſtus iſt nach Kohlbrügge geboren wie ein Kind Adams von unſern Müttern. »Ach des Stolzes, Undanks und der Herzenshärte des Menſchen! ruft Kohlbrügge aus. Daß er nicht verſtehen will was es heißt: Jeſus der Geſalbte iſt in Fleiſch gekommen, das Wort ward Fleiſch! Da macht er ſich einen Heiland und zweiten Gott, um ihn wider einen erſten hinſtellen zu können, damit er ſeine Complimentsſchuldigkeiten ihm entrichte. Dazu erheuchelt er ſich einen dritten Gott, um mit deſſen Hülfe ſeines zweiten, gemachten Gottes ſich zu entledigen. Oder aber er dämoniſirt ſich aus Jeſus ich weiß nicht was für einen zweiten Himmelsmann, und aus dem heiligen Geiſt ein Gehirn- und Gefühlsweſen, und ſo, während Gottes Seligkeit ihm vor Augen liegt, entſchlägt er, Fleiſch, Staub und Aſche, ſich ſelbſt des Troſtes des heiligen Geiſtes.«*).

Dem Glauben, wenn er orthodox iſt, werfen wir vor, er verſtehige allzuſehr den Inhalt und die Überlieferungen der Religion. Hier iſt ein Pietismus der den

*) Siehe Krummacher's Palmblätter, November- und Decemberheft 1845.

Digitized by Google

Gehalt allzusehr verflüchtigt, indem er ihn gleichsam überfein destillirt. Nur daß Maria den Jesus im Glauben empfing, sagt Kohlbrügge, nur daß sie *glaubte*, ihr und Josephs Sohn würde heilig sein, hat ihn heilig gemacht. — Man könnte hier Sophistik wittern und doch ist es nur eine Folgerichtigkeit der Schwärmerei die bis zur Grenze führt wo die Verirrung beginnt. Gott, sagt Kohlbrügge, vollbringt auch in Sündern, durch Sünder und trotz der Sünder seinen Willen. Er verweist in der Genesis Kapitel 38. auf Thamar die durch Buhlkünste ihren Schwiegervater verführt, um die Verheißung daß die Stammlinie Christi in ihr weiter laufe, gewaltsam zu verwirklichen. Wer, fragt Kohlbrügge, hat wohl nicht beim Lesen dieser Geschichte den Kopf geschüttelt? Aber unser, durch dies Kapitel beleidigtes moralisches Gefühl *taugt nicht*! sagt er. Thamar *gab sich selbst daran*, ohne darauf zu achten ob das Sünde sei oder ob nicht! Das ist ihr Triumph, der Triumph des Glaubens! — Wer im Glauben wandelt, sagt Kohlbrügge, kann selbst sündigen, und Gott führt ihn doch wie Er will! König David mit der Bathseba wird als Beleg dazu vorgeführt. — Dem Reinen ist also alles rein? — Dem Glauben wenigstens, wie es scheint, ist alles möglich!

Und nun klage man noch die Schüler des heiligen Loyola an, die da meinten, man sündige nur wenn man zu sündigen *glaube*! — Ich glaube nicht blos daß man zu sündigen aufhört, sobald man nur zu sündigen glaubt. Ich glaube sogar daß man auch zu glauben aufhört, sobald man nur zu glauben *glaubt*. — Spiegelfechterei des armen menschlichen Gehirns!

Coriolan auf der Dresdner Bühne.

Der Zufall fügte es daß ich von Östreich zurückkehrend, in Dresden noch einige Acte von Shakspeare's Coriolan sah der am 27. September dort nach Gutzkow's Bearbeitung in Scene ging. Zwei Tage zuvor hätte ich noch die ersten Acte von Babo's Strelitzen im Wiener Burgtheater erleben können, und kam nun noch — Dank unserem locomotiven Zeitalter — in Dresden zum Theater just recht. Vom Samstag Abend zum Montag Abend, welch ein Sprung über das halb schlummernde, halb grollende Böhmen! Vom Burgtheater in Wien zur Dresdner Bühne, ein nicht minderer Sprung! Beide sind sorgsam gepflegte Anstalten, beide der Stolz zweier deutschen Hauptstädte, beide gelten für die besten Pflegestätten heutiger Geschmacksbildung in Sachen des Theaters, für die Sitze der gefeiertsten deutschen Schauspielkunst; und es liegt eine Welt zwischen diesen zwei Punkten, eine Welt voll Unterschiede in der Befähigung und der Richtung des Publikums wie der Talente. Nationaltheater sind beide Bühnen *nicht*, der Fortschritt, die Bewegung, die Entwickelung des Zeitalters liegen dort wie hier außerhalb des Kunstgebietes. Dem Burgtheater ist jetzt mehr als je fast alle Betheiligung an der schöpferischen Literatur der Zeit versagt. Das Dresdner Hoftheater steht im Rufe, das Leben von heute nicht abzuweisen. Die Pflege der Productionen junger Dichter ist aber auch dort nicht methodisch, nur gelegentlich, und wo es Hofrücksichten zulassen, entweder dem Zufall, oder der Intrigue der Protection, oder dem Belieben eines genialen Talentes anheimgegeben das dort als primo tenore des Schauspiels sich fast gesetzgeberisch und jetzt wieder ausschließlicher als je in den Mittelpunkt der Interessen gestellt hat. In der Burg ragen zwei weibliche Talente im Schauspiel hervor, eine Reihe männlicher Veteranen steht im Besitz und im Bewußtsein alter Kunst defensiv gerüstet da; aber kein einziges jüngeres, vom Sinn und Geist der Gegenwart erfülltes, schlagfertig eroberndes Talent tritt aus der Linie muthig heraus zu neuem Wagstück, zu neuem Leben. Die Kunst ist dort ganz abgerissen von ihrem Jahrhundert, sie ist dort ganz selbständig, ganz unabhängig von der Poesie der deutschen Gegenwart, und sie verwittert dort in dieser trostlosen Selbständigkeit. Auf ein feines sorgfältiges Ensemble geht dort im Spiel alle Bestrebung; man spielt in der Burg genau und exact, die Kunst ist dort kanonisch geworden; es fehlt ihr alles frische Feuer. Man pflegt sie dort mit der Pünktlichkeit kaiserlicher Hofbediente, mit jener peinlichen Beamtentreue mit der man auf's Büreau geht und in Diensten eines hohen Herrn das Geschäft vollzieht das unter ewig quälerischen Rücksichten nicht vor- und nicht rückwärts geht. Holbein hatte den letzten Versuch gemacht diese alternde Bühne an der jungen Literatur zu betheiligen; ein Versuch der fehlschlug. Seitdem hängt dort Alles mürrisch die Flügel, die Besseren die mehr wollen als alten verjährten Ruhm sichern, fühlen schmerzlich wie losgerissen sie sind von

Digitized by Google

allem was Leben heißt. — Im Dresdner Theaterleben iſt Bewegung und immerdar friſcher Reiz. Aber die feineren Intereſſen des Schauſpiels drehen ſich hier faſt ausſchließlich um die Herausſtellung eines einzelnen genialen Virtuoſen. Zwei weibliche Künſtlernaturen ſtehen ihm zum Trio zur Seite. Dieſes Trio wird gut ausgeführt; die andern Kräfte geben kein fertiges künſtleriſches Enſemble, wie in Wien, ſondern machen nur Gruppe zur Abgrenzung des Bildes das jene drei Geſtalten abgeben. Mit Eduard Devrient als Oberregiſſeur hatte das Schauſpiel in Dresden eine Zwiſchenepoche gehabt. Eduard Devrient war bemüht das Virtuoſenſpiel der genialen Einzelnheit durch eine künſtleriſche Geſammtheit zu verdrängen die lediglich der Dichtung dienen, nur Träger und Ausdruck des objectiven Kunſtwerks ſein ſollte. Er hätte es bei längerer Dauer ſeines Waltens zu einem kanoniſchen Geſammtſpiel anderer Art gebracht. Emil Devrient beendete dieſe Epoche; der Virtuoſe fühlt ſich zu wenig als bloßes Mittel zum Zweck, er will nicht Theil eines Ganzen, ſondern wenigſtens das lebendige Agens in der Sache ſein. Seit Jahr und Tag ſteht Emil Devrient wiederum an der Spitze der Intereſſen des höheren Schauſpiels in Dresden. Und man muß einräumen daß ſein Geiſt und künſtleriſcher Sinn dies Intereſſe in Blüthe zu halten weiß. Gutzkow als Dramaturg ſteht ihm zur Seite. Seine Berichte in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung liefern uns in gutem Sinne die räſonnirende Chronik des Dresdner Theaters. Größere Hoffnungen die man an ſeinen Eintritt in die Regie knüpfte, waren eitel und voreilig. Mit Emil Devrient im Bunde würde er zweifelsohne bei weniger Rückſichten welche die Bühne zu nehmen hat, Kunſt und Literatur mehr zu verſchwiſtern bemüht ſein als es der Fall iſt. Eine Maria Magdaleue, eine Valentine — um nur einzelne Beiſpiele vorzuführen — fanden in Dresden keine Stätte auf der Hofbühne, Gutzkow hat zur Vereinigung der beiden auseinandergefallenen Elemente, Kunſt und Literatur, wenig oder nichts gethan. Zu Wien ſtirbt die Kunſt ab in ihrer lebloſen Selbſtändigkeit, in Dresden hat ſie ein bloßes Virtuoſenleben das die Literatur nur ſoweit ſie darf und mag in ihren Dienſt zieht. Damit ſoll dieſem Virtuoſenthum keinesweges die Berechtigung zu ihrem Spielraume geſchmählert werden. Dresden iſt und bleibt unter den beſtehenden kläglichen Verhältniſſen in deutſchen Landen der intereſſanteſte und bedeutendſte Entwickelungspunkt des deutſchen Schauſpiels. Unter Eduard Devrient ſchien Shakſpeare's gewappneter Dichtergeiſt in Dresden ſein Haupt von neuem erheben zu wollen, Julius Cäſar ging mit dem ganzen geſchmackvollen Reichthum hentiger Ausſtattung, mit einem vollendeten Geſammtſpiel in Scene. Auch Emil Devrient iſt poetiſcher Künſtler genug um Shakſpeare nicht ruhen zu laſſen im Grabe. Man verdankt ihm die Vorführung des zweiten Richard und jetzt des Coriolan.

Es wird mir immer etwas bänglich zu Muthe, wenn ich Schauſpieler von heute mit ihren kleinen Künſten an die markigen, lebenſtrotzenden Geſtalten des Briten ſich heranwagen ſehe. Einige ſeiner Stücke ſind bei uns eingewöhnt, für unſern Geſchmack appretirt, in ihrer graſſen Größe und ihrer feſſelloſen Schönheit erträglich geworden. Publikum haben ſie nur wenn gewiſſe einzelne Virtuoſen eine Geſtalt darin zum Beſten geben, und deren Leiſtungen ſind meiſtens intereſſante Reſultate von traditionell überkommenen Verſuchen großer Darſteller aus älterer Zeit. Wagen ſie ſich an Stücke die vom Repertoir verſchwunden ſind, erſt in's Geleiſe unſerer Gewöhnung eingeſchient werden müſſen, ſo ſieht man Pygmäen ſich furchtſam Bahn brechen und zwiſchen Felſenblöcken die ihnen den Weg verſperren athemlos voltigiren. Unſere beſte Schauſpielkunſt iſt höchſtens nervös intereſſant geworden, ſie hat die phyſiſche Größe und Macht der Natur die zugleich Schönheit ſein kann verloren. Unſere Aufregungen ſind überhaupt nervöſer Art geworden; was in der Welle des Blutes drängt und wallt, was die Sehnen ſpannt und weitet, die Katarakte der Leidenſchaften, die Majeſtät des Zornes, die wilde Hingebung großer Kräfte an ein großes Ziel — dieſe feſſelloſe Freiheit und Schönheit der Naturgewalten im Menſchenleben fehlt unſerem Zeitalter, fehlt unſerer Kunſt. Steht ein Stück mit ſeiner ganzen Macht ſozuſagen auf den Füßen des Volkes, hat es das Volk, die vielköpfige Menge die ſich Majeſtät anmaßt, zum Träger ſeiner Idee und ſeines Stoffes, ſo tritt der Uebelſtand unſerer phyſiſchen Hinfälligkeit bei Hinſtellung ſolcher gewaltigen Elemente recht fühlbar hervor. Coriolan, der als Talent, als Ariſtokrat, in ſeinem Selbſtgefühl auf den Kampf mit dieſem Demos eingeht, iſt ein ſolches Stück; es iſt ein Stück engliſches Leben aus Shakſpeare's Zeit in römiſchen Gewändern. Nun wird uns dieſer obſchon eitle und kindiſche, doch gewaltige Demos von Choriſten hergeſtellt die daran gewöhnt ſind im bunten Flitterſtaat der Oper zu ſcheinen was ſie vorſtellen und ſein ſollen. Man darf nicht zu viel fordern. Dies Volk von Rom das vom Talente den Staat nur regieren läßt, wenn dies Talent ihm ſchmeichelt, dies Volk herkuliſcher Lazaroni in alter Zeit kann

Digitized by Google

nicht durch ein Enſemble von Künſtlern dargeſtellt werden, jeder Lump in Shakſpeare's Stück müßte dann von einem Virtuoſen geſpielt werden. Allein auch bewährte Schauſpieler haben in ihrem Naturell nicht mehr das Zeug Männer des Volkes zu ſpielen, und ihre Kunſt reicht ſelten aus dieſen Mangel an Phyſis zu decken. Der wackere Porth mit ſeinem hohlen und dürren, der einſichtsvolle denkende Eduard Devrient mit ſeinem näſelnden Organ können keine Römer mehr ſein, noch ſcheinen. Nur Hr. Winger von den Darſtellern zweiten Ranges hat in ſeinem Naturell das ſeiner Auffaſſung zu gute kommt, etwas von einem Römer. Auch Emil Devrient, der größte und feinſte Heldenſpieler unſerer Zeit, iſt weit mehr ein Künſtler in nervöſen Aufregungen, als ein Darſteller ſittlich oder phyſiſch gewaltiger Leidenſchaften. Bei alle dem war er in Geberdung, Stolz und Trotz möglichſt Römer. Er hat Phantaſie genug in ſeiner Charakterfärbung das Fehlende zu ergänzen. Und wo es ihm an wirklicher Größe und Kraft gebricht, erſetzt er die Lücke durch den Glanz und Schwung einer romantiſchen Hingebung. Die Scenen wo er ſich dem Volke gegenüber als Nobile fühlt, die verwöhnte Menge die er verachtet, zu ſeinen Gunſten wirbt und ſie hinterher und zwiſchendurch aus Stolz verhöhnt, die Scenen wo Volumnia den Sohn in ihm aufruft, das Naturgefühl zur Mutter zur Bekämpfung ſeines ſtarren Trotzes in Flammen ſetzt, waren Meiſterſtücke deutſcher Schauſpielkunſt, mit allen Reizen der Malerei dieſer Gefühlsconflicte ausgeſtattet. Volumnia wurde durch Frln. Berg würdig und wenn ich ſagen darf mit dem ganzen vollen Portament jener Haltung wie ſie einer Römerin, einer Cornelia, eigen ſein muß, zur Erſcheinung gebracht. Auf die Scenen zwiſchen dieſen beiden Künſtlern lief im Grunde das Intereſſe einer Vorführung dieſes Stückes hinaus und das Publikum des gedrängt vollen Hauſes bewies dieſen ſeinen Lieblingen den Beifall in vollem Maße.

Das Stück gehört zu denen unter Shakſpeare's Dramen die man, wären ſie Schöpfungen von heute, liederlich gearbeitet nennen würde. So plan- und fadenlos, ſo ohne dramatiſche Logik und Folge iſt der Stoff hingeſchüttet, epiſch aneinandergereiht und willkürlich wieder zuſammengeworfen. Nur in der pſychologiſchen Entfaltung der Hauptgeſtalt für die der Stoff gelegentlich ſich weiterſpinnt, erhebt ſich der ſchlummernde Löwe Shakſpeare, der auch wo er ſchlummert uns imponirt. Das Stück iſt bekanntlich ein unfertig gebliebener Sprößling des großen Dichters. Aber es hat, nicht in ſeiner Form, ſondern in ſeinen Elementen außerordentlichen Werth und Reiz auch für unſer Bewußtſein und Bedürfniß von heute. Über die bittere Ironie gegen ein Volk das die Majeſtät ſpielen will und nicht kann, müſſen unſere Demokraten ſtaunen. In den Scenen wo Coriolan, der Held des Vaterlandes, auf der Rednerbühne vor den Anſchuldigungen der Lumpe aus dem Volke ſich zu vertheidigen verſucht, in den Scenen wo er bei der Menge für ſich werben muß und ſie zum Danke verhöhnt, könnte uns Menſchen von heute nach dem Maßſtabe unſerer Bedürfniſſe und unſerer Entwickelungen faſt ein Schwindel überlaufen vor der Höhe und Größe im Bewußtſein des Dichters. Das Stück ſollte uns, auch wo es an einem Virtuoſen für die Darſtellung des Coriolan fehlt, ſchon um dieſer markerſchütternden Volksſcenen willen vorgeführt werden. — Gutzkow's Bearbeitung ſcheint ſich darauf beſchränkt zu haben, den Schlachtenlärm der erſten Acte und anderweitige theatraliſche Mißſtände zu beſeitigen. **K.**

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus München, im September.

[Allerlei Beförderungen; allgemeiner Umſchwung; der Landtag.]

Von den Anſichten des Dr. Günther und dem Avancement des Stadtcommiſſärs Scherer zum Regierungsdirector habe ich Ihnen ſchon geſchrieben. Staatsrath v. Berks ſoll in der gräflichen Gunſt verloren haben; zugleich mit dieſer Behauptung taucht nun auch das Gerücht auf, er würde den ihm zugedachten Miniſterpoſten nicht erhalten. — Profeſſer Mezger baute das Haus der erlauchten Frau Gräfin, und wurde bald darauf Oberbaurath. Ihr Leibarzt, Dr. Curtius, ſprang von dem Poſten eines Bataillonsarztes mit Lieutenantsrange zu dem eines Oberſtabsarztes mit dem Range eines Majors und zum Referenten im Kriegsminiſterium, alſo zum Chef des ganzen Armee-Sanitätsweſens im Königreiche! Er fiel bei ſeiner ſchönen Patientin in Ungnade und ein wunderbarer Zufall fügte es daß der Herr Doctor in demſelben Augenblicke beinah auch das Referat im Miniſterium wieder verlor und nach Augsburg verſetzt wurde. — Ein Herr Kriegscommiſſär zweiter Klaſſe, v. Muſſinan, kommt in den Brennpunkt jener Gunſt und — wie vom elektriſchen Strahle geſchmelztes Eiſen zu Stahle, — wird er plötzlich Oberkriegscommiſſär und Miniſterialreferent. — Ein Herr Sch****, welcher früher Commis geweſen, ſoll Officier werden. Lieutenant R...., von welchem behauptet wird ſeine frühern Herrn Kameraden

Digitized by Google

wollten ihn nicht mehr unter ſich dienen laſſen, weil eine gewiſſe Hand mit ſeinem Antlitze in eine gewiſſe lautſchallende Berührung gekommen, ſo ll Flügeladjutant werden. Ich glaube es nicht. — Die Verdienſte dieſer Herren ſind vor der Hand dem Publikum unbekannt. Gott der Allſehende wird ſie wiſſen und das genügt. — Unſere ſubalternen Beamten und Officiere aber ſchütteln die Köpfe und ſagen: Das iſt doch ſonderbar! Die guten Herren ſind eben keine Meslemin, d. h. Rechtgläubige, wie weiland die Ahnherren der Frau Gräfin von Landsfeld im Königreiche Granada geweſen; ja, ſie haben oft ſo wenig Glauben daß ſie nicht einmal ein Nadelkiſſen damit verſetzen können, geſchweige denn erſt Berge. — Dieſe Herren ſind auch durchaus keine Fataliſten, obwohl ſie manches „recht fatal“ finden! Und Sie, meine verehrten Leſer, können dieſe ſonderbaren Zufälle und Fügungen des Fatums vielleicht auch nicht recht begreifen? Da weiß ich ein Mittel, ein klaſſiſches Mittel, nämlich:

„ich gebe Euch zehn Jahre Zeit,
Fern von Madrid darüber nachzudenken!“

Bis dahin wird ſich die Sache anders gemacht haben. Ein Jahr vor unſerer Gegenwart war es auch anders! — Damals als noch der fromme Abel im Paradieſe ſeines Miniſterialbureaus ſaß und ſeines Opfers gottgefälligen Rauch ſo dick und qualmend gen Himmel ſteigen ließ daß wir in Baiern das ganze Jahr vollkommene Sonnenfinſterniß hatten und nicht mehr das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden wußten, damals führte ein ſchlauer Functionär ſeine Kinder, gleich jenem Viertelsmeiſter in den Huſſiten vor Naumburg, vor den Herrn Miniſter, ließ ſie da beten und wurde bald darauf beſtinitiv angeſtellt. — Es ereignete ſich aber über ein Kleines nach jenen Tagen daß der baieriſche Löwe vom Baume der Erkenntniß genoß und ihm die Augen aufgingen. Da mußte denn auch der fromme Abel in den ſauern Apfel beißen, mußte ſein Portefeuille, zu deutſch: Feigenblatt, abgeben, wurde aus dem Paradieſe der Herrſchaft verjagt, um als Geſandter zu Turin im Schweiße des Angeſichtes ſeine Trüffeln zu eſſen. In dieſen Tagen kam ein, von der großen Veränderung nichts wiſſender, harmloſer Landbeamter aus dem „baieriſchen Walde“, in die Reſidenz, nachdem er ſeit drei Wochen vor dem Trümeaſpiegel ſeiner Frau den Kuttengang und devote Mienen einſtudirt, auch einen langen, langen Roſenkranz ſich gekauft hatte, den er weislich aus der Rocktaſche hängen ließ nach dem Wahlſpruche: Wer's lang hat, läßt's lang hängen! Ganz unten an der Thüre des Miniſterkabinetes klopfte er an in Demuth, ganz unten wo ſonſt nur einlaßbegehrende Pinſcher zu kratzen pflegen. Die Schafskleider warf er ab und ging als Wolf umher, aber als zahmer, als bologneſerartig wedelnder Wolf. Er leckte die ſchönen Hände einer reizenden Dame, leckte einigen Staub von einem atlasbekleideten Füßchen welches ſchon manche Pirouette geſchlagen, und — ſiehe da! er erhielt die Stelle, um welche er den frommen Abel bei den heiligen fünf Wunden Sctı. Franciſci Seraphici hatte beſchwören wollen. —

Doch laſſen Sie uns wieder auf die ſchöne Gräfin von Landsfeld kommen. Es verſteht ſich daß die glanzliebenden Mücken jetzt nach dieſem Lichte flattern. Der herzoglich ſächſiſche Hofrath und berühmte Lithograph, Franz Hanfſtängel, hat die erlauchte Gräfin gebeten ihn in ſeinem Schloſſe Päl zu beſuchen und es als das Ihre zu betrachten. — Ich parire daß in kürzeſter Zeit ein ſchalkhaft launiger Zufall dem Herrn Hofrath Hanfſtängel eine Beſcheerung macht, etwa den St. Michaelsorden, oder den Geheimenrathstitel oder ſonſt etwas. — Die königliche Hofſchauſpielerin, Fräulein Denker, ſcheint gleichfalls ſo glücklich zu ſein, ſich der hochgräflich von Landsfeldiſchen Huld und Gnade zu erfreuen. Beide Damen wohnen gegenwärtig zuſammen in der Villa Leoni am Starembergerſee, welchen Ort die Geographie des Münchener „Tagblattes“ in das Gebirge verlegt. Man kann auch wirklich von dem Balkone der Villa Leoni bei ſchönem Wetter das Gebirge erblicken und eine Beherrſcherin Baierns könnte daſelbſt deklamiren:

„Dort, wo die fernen Nebelberge ragen,
Fängt meines Reiches Grenze an.“

Auf den Brettern welche die Welt bedeuten ſcheint Fräulein Denker mit einer dictatoriſchen Gewalt zu gebieten die wohl nur geborgt ſein mag. — Frau Ahrens, früher in Kaſſel oder Mannheim, hatte von der hieſigen Theaterintendanz vor ein Paar Monaten die Einladung erhalten hier die Rollen der in Penſion gegangenen Frau Fries zu übernehmen; ſie nimmt alſo kein anderes Engagement an, reiſt hieher, debütirt, gefällt dem Publikum, erhält aber das ihr zugedachte Rollenfach nicht, weil — weil das Fatum dagegen iſt! Ob ſie dadurch mit ihrer Familie in bittere Verlegenheit kommt, — was kümmern ſich die Parcen darum! Nun zu etwas Anderem!

Es hat alle aufgeklärten und lichtfreundlichen Baiernherzen recht innig gefreut daß unſer hochſinniger König von unſern Geſinnungsbrüdern in der baieriſchen Rheinpfalz ſo würdig, ſo ſchön und begeiſtert empfangen worden. Nur ein Seufzer entſchlüpft uns dabei unwillkürlich, ein tiefer und ſchwerer Seufzer nach gleichen politiſchen Inſtitutionen mit unſern Brüdern drüben am ſchönen deutſchen Rheine. Das wäre ein wahrhaft königliches, ein aus landesväterlichem Herzen kommendes Geſchenk! Wir dürfen überhaupt von der Weisheit und Willenskraft unſeres Monarchen das Beſte mit ruhigem Vertrauen erwarten. Das iſt auch unſer einziger Troſt. Denn die Herren Miniſter ſcheinen ſich ganz bequem auf die weichgepolſterten Armſtühle ihrer Vorgänger niederlaſſen und es gehen laſſen zu wollen wie's eben geht. Denn was iſt doch ſchon geſchehen im lieben Baierlande, das uns zu ſolchem Jubel berechtigte, wie wir ihn angeſtimmt haben? Nichts als daß neue Herren auf den alten Plätzen ſitzen. — Sind Männer wie z. B. Fallmerayer, Schlk u. A. welche die vorige Regierung wegen ihrer unliebſamen Anſichten von ihren Plätzen verdrängte, wiederhergeſtellt? — Man ſprach von Änderung der Maximen, aber man hat blos davon geſprochen. Sind Anſtalten getroffen die Laſten des Volkes zu erleichtern? Hat man das Syſtem einer zweckwidrigen, übelberechneten Sparſamkeit verlaſſen? Hat man Fürſorge zur Erleichterung der Noth, zur Abwehr des Wuchers, zur Verhütung einer zu ſtarken Fruchtausfuhr, zur Verbreugung für künftige Zeiten allenfallſigen Mangels getroffen? — Nein! und abermal Nein! Wir haben uns ſchöne Hoffnungen von dem bevorſtehenden außerordentlichen Landtage gemacht, mit Recht gemacht. Sollten die Vertreter unſeres Volkes blos zu Löſung einer Finanzfrage berufen werden? blos den Karren aus dem Moraſte ziehen und dann, hocherzenügt über die ihnen gewordene Gnade, ohne Sang und Klang heimziehen? — Ruft man nicht zu Abhülfe der ſo drückend auf uns laſtenden Gebrechen des Staates, nicht zu Wiederherſtellung des verletzten Rechtes, nicht zu Erfüllung gerechter Hoff-

Digitized by Google

nungen, nicht zu Gewährung gerechter Forderungen, ruft man nicht dazu unsere Stellvertreter, unsere Procuraträger zusammen? Wielleicht nur um schweigend und in leidendem Gehorsam den weichenden papiernen Grundfesten des Finanzministeriums, welches die Mittel zu so vielen Marmorhallen und Granitsäulen herbeigeschafft, eine neue solide Grundlage zu geben die ebenfalls bald wieder zu Papier werden wird? — In den Kassen der untergeordneten Behörden liegen statt der Geldrollen Haftscheine, d. i. Ausweise daß sie die Baarschaft an die Centralstaatskasse eingeliefert haben. In den Büchern dieser Behörden ist das baare Geld aufgeführt, statt dessen die Haftscheine in der Kiste liegen. In der Centralkasse des Staats liegen statt der Geldrollen Haftscheine daß sie die Baarschaft an die Hofkasse eingeliefert hat. In dem Buche der Staatscentralkasse aber sind die Baarschaften als vorliegend aufgeführt, anstatt deren die Haftscheine in den Kisten liegen. So ist unser Finanzwesen auf dem Papiere in größter Ordnung! Den Ständen des Reichs gegenüber welche sich doch nicht hinsetzen können um sich die Kisten eröffnen zu lassen und das Geld zu zählen, war das Ministerium stets gerechtfertigt. Dies ist die Lage der Thatsachen, ist was in der officiellen Terminologie die „bestehende Ordnung der Dinge" genannt wird. Man sieht, diese Terminologie liebt es nicht, das Kind bei seinem wahren Namen zu nennen. — Das muß aber anders werden. Und wenn die Vertreter eines Volkes, von der geheiligten Majestät ihrer Würde, von dem glanzvollen Nimbus des vollen, in sie gesetzten Vertrauens einer ganzen Nation umgeben, versammelt sind, wer sollte es wagen wollen ihnen nur den einen oder andern Punkt vorzuschreiben über welchen sie ausschließlich sich berathen dürfen? Dürfen sie nicht darüber was nothwendig, sondern nur was dem Ministerium gefällig ist, sich berathen? Ist dem so, dann hat die Charte einen Fehler, welchen auszumerzen die Volksvertretung in Gemeinschaft mit dem Throne nicht nur die Befugniß, sondern auch die heilige Pflicht hat. Wäre dem nicht so und geschähe es nicht, so wäre die Charte keine Wahrheit, so gäbe es für das Giebelfeld eines Parlamentshauses keine passendere Inschrift als: Mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Aus Wien, Ende September.

[Die Krisis an der Börse.]

Während die Stände von Böhmen den Steuerzuschuß von 50,000 Fl. fortgesetzt verweigern, während der Statthalter von Gallicien neue Truppen begehrt weil die bisher kaiserlich gesinnten Bauern Miene machen zur Partei der Aristokraten überzugehen, während der sonst so ewig blaue Himmel Italiens sich mit drohenden Wolken bedeckt, ist die Kaiserstadt aus der Sorglosigkeit ihres vegetirenden Lebens erst durch das Ereigniß an der Börse aufgerüttelt. Der Vorfall war dieser. Die Regierung hatte vor längerer Zeit die Eisenbahnactien auf 108 festhalten zu wollen erklärt. Diese in öffentlichen Blättern officiell gemachte Zusage stand in Handel und Wandel so fest als der Glaube an das umlaufende Papiergeld im gleichen Werth mit der klingenden Münze. Auf Glauben und Vertrauen beruht die Wohlfahrt, ja die Möglichkeit unserer heutigen künstlichen Existenz. Daß sich eine Regierung in den Stand der Actien einmischt, ist keine richtige Maxime. Aber es war in bester Absicht geschehen, durch Gründung einer Kreditkasse Halt in's Geschäft zu bringen, es war ein patriarchalischer Zug des östreichischen Guberniums, die Actien im Werth von 108 zu erhalten, um dem übertriebenen Börsenschwindel damit ein Ziel zu stecken. Man hatte die gute Absicht der Regierung getäuscht; man hatte eine künstliche Baisse hervorgerufen und die Regierung mußte jeder Zeit bereit bleiben die Actien für 108 zu kaufen. Es erwuchs ihr ein Verlust von Millionen daraus, aber man hatte ihr Wort, man speculirte fort und sie zahlte unermüdlich. Plötzlich ist der Finanzminister anderer Meinung; die Hinterlist der Börsenmänner hat ihn empört und die Regierung nimmt ihr öffentlich gegebenes Versprechen zurück. Baron Kübeck's Gemüthsart erklärt plötzlich eines schönen Morgens an der Börse, er habe keinen weitern Auftrag Actien zu kaufen. Die Gesichter der Börsenmänner werden lang, schmahl, bleich; einige Kniee schlottern, ohnmächtig sieht man mehrere Gestalten wanken und verschwinden. Wer auf die Zusage der Regierung hin zu gewinnen gedacht, hat sich plötzlich verrechnet; der Bankerott mehrerer Häuser die man für sehr fest gehalten, steht in Aussicht. Baron Rothschild, Baron Eskeles, Baron Sina eilen zum Finanzminister, zum Staatskanzler, zum Erzherzog Ludwig, dem Mitregenten. Sie erklären daß zehn Bankerotte auszubrechen drohen, daß die Welt der Meinung sei, Italien wäre verloren. Vergeblich wird hoher Seits versichert, nicht politische Beweggründe, nur finanzielle Abrechnungen hätten zu dem Einstellen der Ankaufs von Eisenbahnactien geführt. Rothschild flustert hochstehenden Männern in's Ohr, er werde die 50 Millionen die er in östreichischen Papieren habe, in Geld zurücknehmen, falls es bei der Maßregel bleibe die den ganzen Geldmarkt der getauften und ungetauften Juden in rettungslose Verwirrung stürze. Man ist erschrocken, man nimmt die Maßregel zurück, man zwingt die Regierung ihr Versprechen zu halten und Baron Kübeck's Kassen nehmen wieder die Eisenbahnactien zu 108 an. — Soweit ist man hier bereits; der christlich apostolische Staat zittert vor dem Juden. Die Regierungskassen haben, wie man sagt, in kurzer Zeit 9 Millionen eingebüßt, die großen Speculanten in wenig Tagen diese Millionen unter sich getheilt. Es ist kein Bankerott erfolgt, es ist alles nach kurzem bangem Interregnum auf dem alten Fuße geblieben; aber das Vertrauen ist doch nicht thätig wiedergekehrt, steht nicht fest und der Markt leidet an Geldmangel, denn jeder Großhändler der in Papieren „macht", hält noch immer argwöhnisch seine klingende Münze zurück. — Dies der Vorfall den die politischen deutschen Blätter beschönigen und bemänteln zu müssen geglaubt.

△.

Aus Dresden.

[Die Versuche zu einer Volksbühne.]

Die Sommervorstellungen im Theater am Linke'schen Bade waren mit Feldmanns lokalisirter Eisele- und Beiselsposse beendet. Bereits acht Tage früher war auch die Bühne im Reisewitzschen Garten geschlossen worden und die Gesellschaft nach Bautzen gezogen, wo sie ein sechswöchentliches Abonnement durchspielen wird, um dann wieder in die gewohnten Ehemniger Winterquartiere einzurücken. — Die Direction hat diesmal bei uns so magere Geschäfte gemacht daß sie, wie es heißt, nicht Lust hat, im künftigen Jahre zurückzukehren, wenigstens nicht wenn ihr die Erlaubniß versagt bleibt, mehr in

Digitized by Google

der Nähe der Stadt ſich einzurichten. Bei der jetzigen Lage des Lokals hat ſie allerdings mit manchem Hinderniſſe zu kämpfen gehabt; das läßt ſich nicht verkennen; doch das weſentlichſte Mißverhältniß lag in ihren eigenen Operationen. Zum Lobe muß man ihr nachſagen daß ſie ſehr thätig war und den guten Willen hatte das Publikum zufriedenzuſtellen. Auch läßt ſich ihr ein gewiſſer praktiſcher Blick nicht abſprechen; eine höhere künſtleriſche Einſicht mit principieller Grundlage aber geht ihr ab. Ihr gegenüber iſt alſo die Kritik von vornherein zu Ende, wenn ſie nicht die Elementarlehrerin machen und dem tappenden Inſtinct pädagogiſch unter die Arme greifen will. Wäre dies ſeither geſchehen, ſo hätte er ſich vielleicht nicht ſo oft vergriffen, wie es beſonders im Laufe des eben vergangenen Sommers der Fall geweſen. Je ſpärlicher der Theaterbeſuch wurde, je mehr die Kaſſe nach ihrem täglichen Brote hungerte, deſto mehr gerieth die rathloſe Direction aus dem Häuschen, bis ſie endlich vor lauter Verzweiflung die ſeltſamſten Sprünge machte. Noch zu guter Letzt veranſtaltete ſie nach einem Kotzebue'ſchen Ruhr- und Ritterſchauſpiel eine Gratislotterie, in welcher ein ſilberner Becher und ein lebendiges Lamm, um die es ſich im Drama gehandelt hatte, auf der Bühne verloost wurden. Durch dergleichen Coups mußte ſie ſich natürlich den Kredit beim gebildeteren Publikum immer mehr verſcherzen, und gerade dieſes brauchte ſie dieſmal am nothwendigſten, weil die untern Claſſen wegen der noch immer fühlbaren Theuerungsverhältniſſe wenig an's Theater denken konnten. Die ſogenannte „Volksbühne" gerieth dadurch in ein eignes Dilemma, aus welchem ſie ſich nicht herauszuwickeln wußte, da weder Spektakelſtücke noch Wiener Poſſen ihre ehemalige Zugkraft mehr bewährten, ſelbſt nicht an Sonntagen, wo ſich doch ſonſt immer, mochte gegeben werden was da wollte, das Haus herkömmlich füllte. Die Wiener Poſſe iſt aber auch gar zu entſetzlich heruntergekommen, ſo daß ſie nachgerade auch hier, wo ſie außerhalb Öſtreichs noch am leichteſten Anklang findet, ungenießbar erſcheinen muß. Wenn man es wagen darf von ihr auf das Volksleben Wiens zu ſchließen, ſo muß man annehmen daß daſſelbe durch und durch faul und ohne ſittlichen Halt iſt. Zwar iſt in dieſer albernen Hanswurſtiade in der Regel gerade ſehr viel von Moral die Rede, aber das iſt Alles eitel Lug und Trug woran kein einigermaßen ehrenhafter Menſch mehr glauben kann. Hinter den zuſammengeflickten Lumpen guckt die ſchlotterige Blöße nur allzu unverſchämt hervor. Wir haben es hier nicht ſowohl mit einer bewußten Frivolität, ſondern mit der baaren blanken Erſchlaffung zu thun, die keinen rechten Begriff mehr von wahrem ſittlichem Stolze hat. Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich nicht die Tugend, ſondern die Lumpigkeit zu Tiſch, die ſich für Tugend ausgibt. Man kann ſo etwas nicht ohne Ekel anſehen und muß ſchwere Seufzer ausſtoßen, wenn man nach dem Grunde eines ſo ſchmählichen Abfalls von Geſchmack und natürlicher Menſchenwürde fragt, den doch niemand anderswo als in einem unſeligen politiſchen Verfall zu ſuchen wagen wird. Das Schema, welches ein Raymund mit wirklich poetiſchen und ſittlichen Intentionen, wenn auch nur inſtinktmäßig, gegeben, iſt bis zur Unkenntlichkeit abgenutzt worden. Indem Witz und Satyre ſich immer und immer in demſelben engen Kreiſe zu drehen verurtheilt waren, mußten ſie abgeſchmackt werden. Die harmloſe, früher mit Geiſt und friſchem Leben bis zu einem gewiſſen Grade gewürzte Gemüthlichkeit iſt kindiſch geworden, ein kindiſches altes Weib das noch den Kitzel fühlt zu gefallen. Als die Herren Poſſendichter ihre Impotenz zu wittern anfingen, legten ſie ſich um dieſelbe zu verdecken auf Klopffechterein mit Worten. Saphir hatte dieſe ſeit ſeiner Niederlaſſung in Wien durch ſein Journal und ſeine Vorleſungen in die Mode gebracht. Der erſchöpften Theaterpoſſe kam das gelegen, ſie ſah einen Weg vor ſich noch eine Zeit lang ſich hinzufriſten; ſie fing die Saphir'ſchen Stichwörter, hinter denen doch oft noch mehr als bloße Phraſenſpielerei ſteckt, begierig auf und begann in dieſem Artikel Geſchäfte zu machen. Jetzt wurden die dramatiſchen Charaktere und die Handlung (die man ſich im Nothfall von den Franzoſen erbetteltе), nach und nach Nebenſache, dagegen der Dialog immer raffinirter, bonmotmäßiger. Die Stücke glichen gewöhnlich ſchaalen Suppen, die der Koch dadurch pikant zu machen ſucht daß er ſie verſalzt. Man kann dies z. B. an Meſtroy handgreiflich verfolgen. Je mehr ſeine Productivität abnahm, deſto beſorgter wurde er aus den großen Mäulern ſeiner Hanswürſte ſo viel als möglich Wortwitz herausſtiegen zu laſſen, um das Publikum über ſeinen Bankerott als Dramatiker zu täuſchen. Hinter dieſem ſcheinbaren Reichthum verbirgt ſich aber nur die verzweifelnde Armuth. In Wien mag ſolcher Flitterſtaat ſich begreiflicher Weiſe viel beſſer auszunehmen als hier zu Lande; die tauſend lokalen Beziehungen und Wendungen gewähren dort, wie klein und kleinlich ſie auch ſein mögen, einen behaglich kitzelnden Reiz, der für uns verloren geht, und da wir außerdem für Calembourgs nicht ſehr empfänglich ſind, ſo verlangen wir um ſo mehr ein ſolides ſtoffliches Intereſſe, wär' es auch ein ſo grobkörniges, wie weiland Freund Lumpazi-Vagabundus es gewährte. Fünf bis ſechs Wiener Stücke, die dieſen Sommer auf der Reiſewitzer Bühne als Novitäten erſchienen, fielen ſämmtlich ab und erregten ſtatt Beluſtigung Überdruß und Langeweile, zumal da die Darſtellungen in der Regel ſehr unbefriedigend waren. Es fehlte an einem Liebhaberkomiker, und der welcher es hätte werden können, ein Herr. Mobl, ein wirklich humoriſtiſches Talent, iſt zu ſelten aufgetreten, um ſich geltend zu machen. Die Direction fühlte nun wohl daß mit den Wiener Späßen nichts mehr zu machen ſei, ſie hatte das ſchon im vorigen Jahre gefühlt und ſich nach einem Erſatz umgeſehen. Nicht ohne Mühe fand ſie dazu einen Schriftſteller, einen mit den Verhältniſſen bekannten Dresdner, der ihr ein Lokalſtück ſchrieb. Lubojahſy's „Rettichjunge", ein Proletarierſchauſpiel, das die Polizei einigermaßen in Verlegenheit brachte, machte Glück, ſo mittelmäßig es auch war. Aber es war doch nicht ohne Geſchick behandelt, „es ſprach zum Herzen", und was die Hauptſache, es ſpielte auf Dresdner Grund und Boden, war aus ihm hervorgewachſen. Der Friedrichſtädter Holzhacker und ſein edler Sprößling, der Rettichjunge, ſchmeichelten mit ihrer Superklugheit und mit ihrer ausbündigen Herzensgüte dem Volke, welches hier vermöge der ſtarken Portion Rüchternheit, die ihm eigen, zu ſuperklugen Redſeligkeit ebenfalls hinneigt, aber dabei auch zu gutmüthig iſt um durch ſie etwa arrogant oder frivol zu werden. Das Stück war eine Art von Puppenſpiel in größerem Style; auch darin puppenſpielartig daß die höhern Stände mit ſpaßhafter Unkenntniß der vornehmern Lebensformen geſchildert waren. In manchem Zuge hatte es indeſſen die Sache getroffen; im Ganzen war es ein Spiegel der Volksvorſtellungen von den Genſicten der Armen und Geringen mit den Reichen und Vor-

Digitized by Google

nehmern, und so verdiente es als der erste Versuch dramatischer Gestaltung lokaler Zustände und Charaktereigenthümlichkeiten Beachtung. Der günstige Erfolg lockte natürlich in dem angebahnten Gleise weiter fortzufahren und es fanden sich während der letzten Saisen schon mehrere Autoren, die es nach Dresdener Lorbeeren gelüstete und die sich auf der Rennbahn des Volksdrama's ihre Sporen verdienen wollten. Doch die neuen Versuche liefen so besammernswürdig übel ab daß Publicus wohl auf lange Zeit mißtrauisch gegen dergleichen Bestrebungen bleiben wird. Den Anfang machte eine Farce: „Wer sind de Deyntation." Darauf folgten die „Schicksale der Herren Eisele und Beisele in Dresden" und zuletzt das verunglückteste Machwerk das sich abmarterte, den subalternen Beamten Dresdens von seiner komischen Seite zu zeigen. Die drei Stücke wetteiferten mit einander an langweiliger Geschmacklosigkeit oder bildeten vielmehr in ihrer Aufeinanderfolge eine naive Steigerung bis zum Gipfel aller Plattheit. Bemerkenswerth ist außerdem, daß sie sämmtlich plötzlichen Karikaturen ihre Entstehung verdanken, die ersten beiden den fliegenden Blättern, das dritte einem am hiesigen Orte erschienenen, sehr bekannten Spottbilde: „Wie Kalkelatersch in de Boombtuth machen." Ein viertes, für die Lokalität eingerichtetes Singspiel das hier ebenfalls noch zu erwähnen ist, machte schon seiner Kürze wegen weniger Prätensionen und war mit mehr Sinn für das kleine dramatische Genre zusammengesetzt, ging aber spurlos vorüber. Diesenigen also welche die sanguinische Hoffnung gehegt, es werde sich eine lokale Dramatik in Dresden entwickeln und uns ein Volkstheater schaffen helfen, ziehen vor der Hand mit langer Nase ab. Dresden ist weder groß noch großstädtisch genug dazu und wird wohl kaum je der Boden für eine ihm eigenthümliche Volksdramatik werden. Unser Hoftheater weiß das recht wohl; das hält seinen Räder warm, der das Bedürfniß des großen Haufens nach groben Stoffen kennt und befriedigt. Seine Possen die sich zwar auch in der letztern Zeit den Titel lokaler Possen beilegen, aber eigentlich gar nicht daran denken eine lokale Charakteristik zu geben, sondern nur kleine Sticheleien auf hiesige Verhältnisse wie Zucker auf Kuchen streuen, halten sich mittelmäßig zwischen dem Wiener Harlekinsgenre und der mehr auf die norddeutsche Haut berechneten Hanswurstspritsche, während sie Fabel und Erfindung gewöhnlich aus der großen französischen Vorrathskammer borgen. Dieses Mittelmaß sagt denn auch der Dresdener Natur, welche zwischen süd- und norddeutschen Sympathieen schwankt, gefällig zu. Zwar nennt man die Räder'schen Sachen oft genug „Unsinn", „dummes Zeug" und dergleichen, aber man wird doch weder ihnen noch dem Darsteller gram, wie stereotyp er auch sein mag, und wenn er uns verloren ginge, würden die Dresdner, wie Prinz Heinrich bei Shakspeare vom Falstaff sagen: „Wir konnten besser einen Bessern missen!" Der Sinn für das Bessere auf dem Theater hat unser Publikum vielleicht mehr als irgend ein anderes, und insofern würde ein Dramaturg hier, beiläufig gesagt, ein so fruchtbares Feld haben, als er nur wünschen könnte, wenn er die Hände frei hätte. Daß auch das Bedürfniß nach edlerer Komik und die Würdigung derselben lebhaft vorhanden, hat die Aufnahme Wallners bewiesen, welcher zwei Rollen, den Viehhändler und den Verschwender, auf der Reisewitzer Bühne spielte. An den Tagen der Vorstellungen war das Haus überfüllt, und ein sehr richtig vertheilter, keineswegs kopfloser stürzender Beifall, der dem sinnigen Schauspieler zu Theil ward, zeugte von dem feinen Takt welcher das hiesige Theaterpublikum auszeichnet. Mit demselben Takte gab es seine Theilnahme für ein Stück kund das mit großem Erfolg auf der genannten Bühne sehr häufig gegeben worden ist und zu welchem bei jeder Vorstellung eine große Anzahl Zuschauer aus den gebildetsten Kreisen herbeiströmte, trotzdem daß, wie gesagt, unter den letzteren eben keine günstige Meinung für die Mathes'sche Gesellschaft herrschte. Man sieht daraus daß man das Gute und Interessante aufsuchte, wo man es findet, und das aus dem Dänischen übersetzte Lustspiel: „Breite Straße und schmahle Gasse" war wohl interessant und belustigend genug, um den ihm reichlich gespendeten Beifall zu rechtfertigen. Es ist pikant und dreht sich um eine Menge spaßhafter Verwicklungen, die von lauter ergötzlichen, zwar nicht tief, aber keck und lustig gezeichneten Personen hervergebracht werden. Die Darstellung war rasch und rund und lieferte wieder einmal den augenscheinlichen Beweis daß ein tüchtiges Zusammenspiel auch bei verhältnißmäßig schwächern Einzelkräften seine Wirkung nicht verfehlt. Die Rolle des jüdischen Galanteriehändlers ward übrigens von Hrn. Schrader ungemein ergötzlich und mit dem flüssigsten Humor gespielt. Zu verwundern ist daß die Repertoire der deutschen Bühnen sich das Stück entgehen ließen; ein Döring würde darin ein charakteristisches Seitenstück zu seinem Banquier Müller liefern. Der Reisewitzer Direction aber hätte der günstige Erfolg der Burleske ein Fingerzeig sein sollen, auf welche Weise sie sich das Publikum geneigt zu machen habe. Die kleinen Berliner Nießwurzpflanzen, ich meine die Vaudevilles à la Kod und Juste, sind den Dresdnern zu gemüthlos um Anklang zu finden; höchstens kann ihnen eine gewandte Soubrette einen flüchtigen Reiz gewähren, wie z. B. in der frivolen Platitüde: „Wer ist mit?" Solche nichtsnützige Dingerchen bilden gleichsam den Gegensatz zu den Wienerischen Fadigkeiten; sie werfen ein grelles Licht auf die Berliner Blasirtheit. Unser Publikum will am liebsten „etwas für das Herz haben", es verlangt wenigstens daß man sein Gefühl, auf das man viel hält, nicht beleidige. Um eine Volksbühne mit Erfolg zu leiten, muß man mit scharfsinnigem Wohlwollen in die Natur des Volks einzudringen verstehen. Nur dann erhebt man sich über die Handwerksmäßigkeit. A.

Aus Berlin, d. 23. Septbr.

[Das Geschwornen- oder Schöffengericht; das neue Buch von David Strauß; das Intelligenzblatt.]

Die Fortbildungen der preußischen Rechtszustände nehmen eine immer gewichtigere Stelle in den gegenwärtigen Bewegungen nicht nur unseres Staats, sondern Deutschlands überhaupt ein. Wenn in der neuesten politischen Staatsentwickelung Preußens die bewegenden Ideen der Zeit sich noch mannigfach trübten und brachen, so ist dagegen die innere Rechtsentwickelung des Staats sogleich um vieles klarer und bestimmter den höchsten Zielen des heutigen Völkerlebens, nämlich einer vollthümlichen Rechtsgewährung, entgegengeschritten. Allerdings ist das öffentliche Gerichtsverfahren den preußischen Staatsmännern gewissermaßen unter den Händen zu einer umfänglichen und lebenskräftigen Bedeutung herangewachsen, wie man es sich beim Beginn dieser neuen Einrichtungen kaum versehen und schwerlich gewollt hat. Es hat sich auf diesem Gebiet plötzlich ein Riesenbaum zu entfalten angefangen, dessen Zweige

Digitized by Google

ſich ſchon überwältigend und allbelebend über alle unſere Zuſtände ausſtrecken, und mit deſſen raſchem und heißem, der Sonne des Volksideals nachſtrebendem Wachsthum unſere übrigen Staatsinſtitutionen, wie ſie dermalen noch vorliegen, eigentlich nicht mehr gleichen Schritt halten können. Es iſt in dieſer neuen und noch weitausſehenden Bewegung unſerer Rechtszuſtände ein machtvolles Drängen und Treiben des Zeitbewußtſeins herausgetreten und bereits in einem Umfang als berechtigt anerkannt worden, in dem die allgemeinen Verfaſſungs-, Verwaltungs- und Preßverhältniſſe ſich noch keineswegs nach denſelben Normen geſtaltet haben. Indem es die nothwendige Aufgabe unſerer weiteren Staatsentwicklung iſt, dies Mißverhältniß auszugleichen, ſtrebt zugleich ſchon dieſe volksthümliche Rechtsentwickelung Preußens einer neuen Stufe der Vollendung zu, welche ſich nicht anders als in der Organiſation eines Geſchwornengerichts darſtellen kann. Wie man aus glaubwürdiger Mittheilung vernimmt, wird jedoch die preußiſche Regierung, wie ſehr auch in den höchſten Kreiſen die Unerläßlichkeit dieſes Weges und einer volksthümlichen Rechtspflege überhaupt anerkannt worden, in der Ausführung eine Mittelcombination eintreten laſſen, welche in Weiſe des alten deutſchen Schöffengerichts jetzt in's Leben gerufen werden ſoll. Es iſt die Abſicht, darin ein aus alten und neuen Rechtselementen gemiſchtes Syſtem durchzuführen, indem Gerichtshöfe gebildet werden ſollen, welche zur einen Hälfte aus ſtudirten und ſtändigen Richtern, zur andern Hälfte aus Männern des Volkes (höheren Bürgerſtandes), die nach Gewiſſen und Überzeugung Recht zu ſprechen haben, zuſammengeſetzt werden. Die eigentlich juriſtiſchen Functionen des Gerichtshofes werden von den ſtändigen Richtern beſorgt, die Frage über das Schuldig oder Nichtſchuldig kann aber nicht anders als in Vereinigung mit den nichtjuriſtiſchen Beiſitzern entſchieden werden. Es iſt allerdings nur eine halbe Schöpfung die hier gegründet und in der das neue Werk preußiſcher Rechtsentwickelung ſeinen Abſchluß erhalten ſoll. Aber wenn die Schöffengerichte (eine Combination „hiſtoriſcher Zuſtände“ und moderner Anforderungen, gleichwie die Patentſtände vom 3. Februar) wirklich ſo zur Ausführung bei uns kommen, wie in der angegebenen Weiſe die Vorlage dazu gemacht worden ſein ſoll, ſo muß man ſich dabei dem alten Erfahrungsſatz hingeben daß die Zeit immer am beſten aus dem Halben ein Ganzes entſtehen zu laſſen vermag.

Die kürzlich hier angekommene neue Schrift von David Strauß: „Der Romantiker auf dem Thron der Cäſaren oder Julian der Abtrünnige“ (Mannheim, bei Baſſermann) macht in Berlin ein ungewöhnliches Aufſehn, und wird begreiflicherweiſe gerade hier mit großer Begierde geleſen, da Strauß in ſeinem vortrefflich gezeichneten Julian ſehr beſtimmt und faſt zu ſtark auf gewiſſe moderne Porträtähnlichkeiten losgeht die Niemand betreffen können als gerade uns. Dieſe Phyſiologie der romantiſchen Staatsconfuſion, welche Strauß in den von ihm aufgeſtellten Bilde gibt, iſt meiſterhaft auseinandergelegt, und kann zur Erkenntniß der heutigen Zuſtände für ungemein lehrreich gelten. Literariſch iſt es intereſſant daß wir von Strauß plötzlich auf dieſem Gebiet, auf dem wir ihn nicht erwartet hatten, ein Lebenszeichen erhalten, nachdem wir längere Zeit hindurch faſt nur von ſeinen ehelichen Zerwürfniſſen in den Blättern geleſen, deren indiscrete Mittheilungen ſich aber glücklicherweiſe keineswegs beſtätigen ſollen.

Das hieſige Intelligenzblatt, das ſeinen Namen bekanntlich nach lucus a non lucendo führt und bei deſſen Leitung gar keine Intelligenz, aber eine große Geldtasche zur Einforderung des daraus herfließenden Gewinnſtes erforderlich iſt, ſoll, nachdem gegenwärtig ſein Pacht abgelaufen, neuerdings an den Meiſtbietenden überlaſſen werden. Die Pacht für dieſes eigenthümliche Inſtitut betrug zuletzt die jährliche Summe von 15,000 Thlrn., welche zur Unterhaltung des darauf angewieſenen Potsdamer Waiſenhauſes verwandt wurde. Dieſe letztere Beſtimmung enthält auf den Grund, weshalb der mit dem Blatt verbundene, ſo ungemein drückende Intelligenzzwang, welcher den Verhältniſſen der Zeit nicht mehr entſpricht und ſchon Gegenſtand mehrfacher Petitionen bei den Provinzialſtänden war, noch immer nicht hat abgeſtellt werden können. Für die Folge ſind aber bereits 27,000 Thlr. Pacht geboten worden, und dieſe bedeutende Summe für welche entweder die Decker'ſche oder die Hayn'ſche Druckerei das Verlagsrecht erworben haben ſoll, macht es natürlich noch unwahrſcheinlicher daß man den darauf haftenden Zwang für das Publikum ſobald ablöſen wird. Der Umſatz in dem Intelligenzcomptoir ſoll ſich übrigens jährlich auf die Durchſchnittsſumme von 63,000 Thlrn. belaufen. (*).

Aus Berlin, den 30. Septbr.

[Liebelt's Jungfrau von Orleans; Mieroslawski's Débat entre la revolution etc.]

Die große Gefängnißburg bei Moabit welche die polniſchen Gefangenen einſchließt, hat auch ſchon zwei literariſche Früchte getragen, welche uns, abgeſehen von der Beziehung derſelben zur Sache der polniſchen Revolution, zugleich einen intereſſanten Geiſtesmeſſer für den Bildungs- und Geſinnungszuſtand dieſer neuen Vertreter der polniſchen Nationalität abgeben können. Das Eine iſt die Schrift des Dr. Liebelt über die Jungfrau von Orleans, die in ihrem Verfaſſer den zuſammenhangs- und charaktervolleren, tiefer angelegten Geiſt erkennen läßt, als welcher er auch vor Gericht und in politiſcher Hinſicht vor den übrigen Angeklagten hervorragte. Seine Schrift hat ſchon bei der ariſtokratiſchen Partei der Polen, welche auch hier in Berlin eine nicht unbedeutende Verzweigung beſitzt und namentlich mit jeſuitiſchen Elementen ſehr ſtark verſetzt iſt, keine Sympathie gefunden und iſt von derſelben ausdrücklich zurückgewieſen worden. Dieſe Partei vermißte darin die vorzugsweiſe katholiſche Betrachtung der Geſchichte der Jungfrau von Orleans, in deren Perſon Dr. Liebelt das Moment des göttlichen Wunders zur Geltung zu bringen vergeſſen. Dem Verfaſſer war es nur um das rein Menſchliche und Hiſtoriſche darin zu thun, und in dieſem Sinne knüpfte er auch eine nationale Beziehung zu dem Vaterlandsmuth der polniſchen Frauen daran, obwohl er dieſe letzteren in ſeiner Schrift nicht nennt.

Die zweite, der Muße der Gefangenſchaft entſproſſene Arbeit iſt die ſchon ſeit einiger Zeit erwartete und auch von den öffentlichen Blättern bezeichnete Schrift Mieroslawski's, deren Manuſcript in dieſen Tagen vollendet worden, und bei den Schritten welche bereits zur Publication eingeleitet ſind, auch zu meiner vorläufigen Kenntniß gelangt iſt. Es wird Sie intereſſiren einige nähere Nachrichten über dieſes merkwürdige Manuſcript zu erhalten; noch ehe es durch den Druck (der übrigens in keiner Weiſe gehindert wird) öffentlich bekannt geworo-

Digitized by Google

den. Die nicht ſehr umfangreiche Abhandlung, die nicht mehr als 10 Druckbogen austragen wird, führt den Titel: „Widerſtreit zwiſchen der Revolution und Contrerevolution in Polen; von Einem der nur ſagt was er denkt, aber nicht Alles ſagen kann was er denkt" (Débat entre la Révolution et la Contre-révolution en Pologne, par quelqu'un qui ne dit que ce qu'il pense, mais qui ne peut pas dire tout ce qu'il pense). Mieroslawski iſt ohne Zweifel die glänzendſte, am meiſten von dem polniſchen Nationalpathos getragene Perſönlichkeit unter den polniſchen Angeklagten, aber er ſchillert zugleich in rhetoriſchen, auf den momentanen Effect gearbeiteten Übertreibungen, die an einem bedeutenderen Kern in ihm zweifeln laſſen. Von dieſer Art iſt auch ſeine Abhandlung über die polniſchen Revolutionszuſtände, in der jedoch für den inneren Zuſammenhang der letzten Bewegung mancher nicht unwichtige und lehrreiche Aufſchluß ertheilt wird. Beſonders erkennt man daraus ſehr klar das neue, ſeit 1845 eingetretene Verhältniß des polniſchen Adels zu dem demokratiſchen Element, mit dem er ſich aus wohlerwogener Einſicht zu vereinigen geſtrebt hat, und welche neue Stellung der polniſchen Nationalelemente von Mieroslawski hier vortrefflich erörtert wird. Am gründlichſten iſt ſeine Auseinanderſetzung der Verhältniſſe des Bauernſtandes in den verſchiedenen polniſchen Landestheilen, beſonders auch in Gallizien, deſſen Zuſtände in dieſer Hinſicht beſonders ſcharf und ſchneidend beleuchtet werden. Der Verf. erkennt an, was Preußen ſeit dem Jahre 1815 für die bäuerlichen Bevölkerungen in der Provinz Poſen gethan, doch bemerkt er daß es nur diejenigen freier geſtellt welche es ſchon als Pächter vorgefunden habe; es habe die Pächter durch eine halbe Maßregel zu denationaliſiren geglaubt, und zweifelhafte Polen (douteux Polonais) aus ihnen gemacht, ohne wirkliche Deutſche an ihnen zu gewinnen. Am bitterſten beurtheilt Mieroslawski die vorzugsweiſe ſogenannte ariſtokratiſche Partei unter den Polen. Er ſchließt mit einer Entwickelung des Panſlawismus, den er in einem ſehr beziehungsreichen und weitumfaſſenden Sinne und im Zuſammenhange mit der europäiſchen Weltlage, beſonders aber in der Stellung zur öſtreichiſchen und preußiſchen Regierung, auffaßt.

Die Schrift Mieroslawski's wird zuerſt in franzöſiſcher Sprache, wahrſcheinlich in einer Leipziger Officin, erſcheinen. Gleichzeitig wird aber auch eine deutſche und polniſche Überſetzung davon vorbereitet. Die Liberalität der preußiſchen Behörden iſt bei der Verſtattung dieſer Publication um ſo mehr anzuerkennen, als das Mieroslawski'ſche Manuſcript ihnen nicht unbekannt geblieben ſein konnte, da noch vor kurzem eine Reviſion ſämmtlicher Papiere der polniſchen Angeklagten im Gefängniß ſtattgefunden hat. (✻).

Aus Peſth.

[Deutſche Zeitſchriften in Ungarn.]

(Beſchluß.)

In neuerer Zeit ſoll man „höhern Orts" — — bei dieſer Bezeichnung kann man ſich nicht erwehren an die Juden zu denken, welche das Wort Jehova nicht ausſprechen dürfen, ſondern ſtets dafür den Ausdruck „der Name" gebrauchen müſſen. Seltſamer Weiſe bedeutet der Poſitiv „hohen Orts" eine höher gelegene Region als der Comparativ, was nur ſo zu erklären wäre: Eine erlauchte Sphäre iſt über jeden Vergleich erhaben, während es anerkannt gute und ſchlechte Miniſter gibt. In neuerer Zeit alſo ſoll das Miniſterium beſchloſſen haben, zu ſeiner neuen deutſchen Zeitſchrift in Ungarn, ſie mag noch ſo entfernt von der „verwunſchenen" Gegend der Politik liegen, fürder die Conceſſion zu ertheilen.

So viel iſt gewiß daß der Kanzler Graf Apponyi, öſtreichiſcher Miniſter für Ungarn, ein Verwandter des öſtreichiſchen Geſandten gleichen Namens in Paris, gegen einen gewiſſen Dr. Saphir, ehemaligen Redacteur einer durch beſondere Umſtände eingegangenen Zeitſchrift, einen Verwandten des Redakteur des „Humoriſten" in Wien, ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen habe. In der That hat auch Dr. Saphir ungeachtet eines günſtigen Berichtes der ungariſchen „Statthalterei" (Landesregierung), ungeachtet anſehnlicher Protection, in andern Dingen ſonſt allmächtig in Wien, die Conceſſion zur Herausgabe einer deutſchen belletriſtiſchen Zeitſchrift in Peſth durchaus nicht erlangen können.

Man muß jedoch nicht glauben daß zärtliche Vorliebe für die magyariſche Sprache den Kanzler ſo hartherzig gemacht. Hochgeſtellte Perſonen ſind zu erhaben über das Getriebe kindiſcher Sprachleidenſchaften. Sondern daſſelbe Motiv, welches die „Peſther Zeitung" zu dem gemacht was ſie iſt, die Furcht vor der Rückwirkung einer etwas freiern deutſchen Preſſe in Ungarn auf die öſtreichiſchen Nachbarſtaaten iſt die Mutter dieſes ſchönen unbeugſamen Verſatzes. Daß aber die deutſche Preſſe in Ungarn nicht ſo ganz ſo ſtreng gezügelt wird, wie die Wiener, obgleich die dortigen Cenſoren deutſche Blätter nach ganz gleichen Inſtructionen zu behandeln haben, hat eine eigne Bewandniß. Cenſurinſtructionen können doch nur im Allgemeinen ertheilt werden: die Cenſur hat Alles zurückzuhalten was Staat, Kirche, Moral ꝛc. beleidigen könnte. Wo aber die Beleidigung anfängt und wo ſie aufhört, kann bei den Millionen Formen, Farben und ſpecifiſchen Verſchiedenheiten des Gedankens unmöglich im Detail beſtimmt werden. Es kommt daher einzig auf die Beurtheilung des Cenſors an. Die Wiener Cenſoren werden nun von Hofräthen controlirt, und alle dieſe Zügel laufen wieder in den Händen des Polizeipräſidenten zuſammen, der in ſeinem Departement noch leichter als der vierzehnte Ludwig ſagen kann: l'état c'est moi. Die Literaturrevolte vor einigen Jahren, da alle literariſchen Notabilitäten und Redacteure, mit Ausnahme des Herrn Bäuerle, in Maſſe eine Immediateingabe an den Kaiſer herbeiſchleppten, gehörte zu den außerordentlichſten Erſcheinungen und führte zu keinem Reſultat. Die Antwort lautete, man wiſſe nichts von einer literariſchen Corporation, und könne auch von einer ſolchen ſich eigenmächtig ſelbſtbildenden keine Eingabe annehmen. Der Cenſor alſo der ſich unrettbar in der Hand ſeines Obern weiß, und durch wiederholt erhaltene Naſen die Überzeugung erlangt daß ihm ein böſes Auge fortwährend über die Schulter ins Blatt ſieht, zuckte die Achſel, dachte: das Hemd iſt mir näher als der Rock, und thue ich es nicht, wird es ein Andrer treffen! und — ſtrich, damit er nicht von der Beamtenliſte geſtrichen werde.

So bittete ſich in Wien eine Cenſurpraxis die das grüne Feld ſchor, damit kein Unkraut aufwachſe. Zu Ungarn aber kann dieſes Syſtem gegenwärtig nicht mehr in voller Ausdehnung geübt werden. Das ungariſche Geſetzbuch kennt keine Cenſur, kein Landtag hat ſie discutirt und zum Beſchluß erhoben. Sie beſteht blos faktiſch als Machtübergriff und der Landtag hat noch nicht Kraft genug um ihm zu ſteuern. Aber ſchon die Exiſtenz einer Conſtitution und der nicht zu vermeiden-

Digitized by Google

den Redefreiheit im Parlament, macht es nöthig ein wenig die Fenſter zu öffnen, damit der dem Erſticken nahe Magyare ſich ſelbſt helfend nicht die Fenſter einſchlage.

Mit dem Deutſchen in Ungarn, der eine zahmere Natur hat und auf dem Landtag nicht vertreten iſt, verfährt man wohl nicht ſo glimpflich, und die Cenſoren haben ausdrückliche Inſtruction ſtrenger zu verfahren. Auch kommen von Wien in dieſer Beziehung öfter Mahnungen und Vorwürfe an die Cenſur, während man um das in Wien nicht verſtandene und geleſene Ungariſch weniger beſorgt iſt. Allein die ungariſchen Cenſoren, durchwegs Magyaren von Geburt und Charakter in Folge der bisherigen Einrichtung, die nur Edelleuten den Zutritt zu königlichen Ämtern geſtattet — und an die gelindere Behandlung der gleichfalls unter ihrer Bewachung ſtehenden ungariſchen Literatur gewöhnt, laſſen viele deutſche Zeilen und Artikel durchſchlüpfen, die einen Wiener Cenſor in Harniſch bringen könnten. Zudem iſt der ungariſche Cenſor kein Inſtrument eines willkürlich und geheim handelnden Polizeiobern; er ſteht unter der ungariſchen Studiencommiſſion, auch Cenſurcollegium genannt. Mahnungen und Vorwürfen kann er Widerſpruch durch Auslegung ſeiner Cenſurinſtruction entgegenſtellen, worüber im verſammelten Collegium verhandelt werden muß. Das iſt ſchon ein großer Schritt vorwärts, der einſt in Ungarn ſehr weit führen kann. Und jetzt wird Unterdrückung und geſetzloſe Willkür weniger möglich, ſobald freier Anſicht und Überzeugung das Wort vor einer Rathsverſammlung geſtattet iſt. Auch der Schriftſteller und Redacteur iſt nicht ganz dem blinden Gehorſam oder der perſönlichen Feindſeligkeit preisgegeben; er kann vom Cenſor an das Collegium und gegen deſſen Ausſpruch an die Statthalterei appelliren.

Das ſind nun allerdings keine erfreulichen Umſtände für gewiſſe Hochgeſtellte. Gewalt läßt ſich dagegen nicht mehr geradezu anwenden, und doch möchte man die Geiſter nicht frei aufſprudeln laſſen. Zu dem Zweck wendet man zwei Mittel an. Nachdem man ſich der beſten Geſinnung des einzigen politiſchen Blattes, der „Peſther Zeitung“, verſichert, und die Cenſur ſtreng draufſtragl den belletriſtiſchen Blättern keinen halb- und keinen viertelpolitiſchen Artikel durchzulaſſen, ſtemmt man ſich entſchieden gegen die Erſcheinung irgend einer neuen periodiſchen deutſchen Schrift in Ungarn. Dieſer unbegſame Grundſatz hat hier in Peſth vor einigen Monaten einem hoffnungsvollen literariſchen Unternehmen das junge Leben gekoſtet. Der Schriftſteller Iſidor Heller gab nämlich im Verein mit einem talentvollen und in der Compoſition geiſtreichen Maler, Willi Beck*), eine ſatyriſche Schrift mit Federzeichnungen in zwangloſen Heften heraus, wozu er ſelbſt den Text, Beck die Zeichnungen lieferte. Heller beſitzt in ganz Öſtreich als Journaliſt und Novelliſt einen angeſehenen Namen und hatte ſich beſonders in Ungarn als ſtehender Hauptmitarbeiter an der geleſenſten Zeitſchrift, am „Ungar“, ſehr geſchätzt und beliebt gemacht. Sein Unternehmen wurde daher freudig begrüßt, und die Hefte fanden einen immer ſteigenden Abſatz. Auch von Wien kamen bald zahlreiche Beſtellungen; da das gab aber dem Unternehmen den Todesſtoß.

In Wien ſelbſt geſtattete man die Herausgabe dreier ähnlicher Schriften in zwanglofen Heften „Kaſperl im Frack“, „der Kobold“ und „der ſchwarze Domino“; in Ungarn aber mochte man nicht dem Emporkommen der Satyre und der Caricatur in einer deutſchen Schrift gleichgültig zuſehen. Schon der Name „der Zeilgeiſt“ ſchien verdächtig. Die erſten Nummern ſahen zwar in politiſcher Beziehung ganz harmlos aus, aber wer ſtand dafür daß nicht unter der weniger ängſtlichen ungariſchen Cenſur eines Tages in dem Blatt ein Schafskopf erſchiene der irgend einer Notabilität aufs treffendſte ähnlich ſah, oder eine myſteriöſe Compoſition den Leſer zu unliebſamen Auslegungen reizte! Der Sauerteig der Satyre ſchmeckt überhaupt Leuten abſcheulich denen jede andre Gährung als im Brot, Wein und Bier entſetzlich dünkt. Glücklicher Weiſe war es leicht dem Übel zu begegnen. Auf der einen Seite zwei junge Leute, ein Schriftſteller und ein Künſtler die nichts beſaßen als ihr Talent, noch dazu Deutſche ohne adeligen Titel und adelige Unterſtützung; auf der andern Seite das allmächtige, unumſtößliche Princip das ſelbſt ein Napoleon, ſelbſt ein Luther nicht überwinden würden, — da bedurfte es keines Kampfes, höchſtens eines Fingerzeiges. Freilich halten zwei Talente eine Zukunft zu verſpielen, aber fümmern ſich die Räder einer großen Maſchine um die Exiſtenz zweier Würmer über die ſie weggehen?

Die fünfte Nummer des „Zeitgeiſtes“ war ſeine letzte. Den Herausgebern konnte man wohl nichts anhaben, da ſie alle geſetzlichen Schritte gethan, aber dem Cenſor des Blattes wurde durch das Cenſurcollegium die Weiſung gegeben das nächſte eingereichte Heft dem Collegium vorzulegen und ſich ſelbſt über die Druckbewilligung der erſchienenen Nummern zu verantworten. In Ungarn konnte man nämlich die Schrift nicht Knall und Fall unterdrücken, ſondern mußte dem in voraus gefaßten Entſchluß einigen Schein von Geſetzlichkeit geben. In der Sitzung des Cenſurcollegiums ließ man der wohl geführten Vertheidigung des Cenſors, die ſich auf verſchiedene frühere Ausſprüche der Statthalterei berief, Gerechtigkeit widerfahren, und an den vorgelegten Heften fand man gleichfalls nichts auszuſetzen. Das Unternehmen ſchien nun gerettet, ging aber doch theils in Folge des oben gefällten Todesurtheils, theils durch einen eigenen Umſtand zu Grunde. Die Stelle eines Präſidenten des Cenſurcollegiums war gerade unbeſetzt, indem der frühere Präſident von Sugenyi zur Hofkanzlei befördert worden; der Vicepräſident von Zech aber, als Proteſtant obnehin nicht in Gunſten, wagte nicht in ſo klüglichen Dingen wie Preßangelegenheiten, worin man in Wien keinen Spaß verſteht, die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen. Er legte alſo den Caſus der Statthalterei vor. Mittlerweile blieb die Erſcheinung des „Zeilgeiſtes“ mehrere Wochen lang ſuspendirt. In der Stadt verbreitete ſich bald das Gerücht von dem wahrſcheinlichen Verbot des gern geleſenen Blattes, in allen Kaffeehäuſern raiſonirte man heftig über die Gewaltthat, und angeſehene Leute verwandten ſich bei der Statthalterei für die Erhaltung der Schrift, von der man ſich beſſern Geiſt und Geſchmack verſprach als er in den andern Peſther Blättern herrſchte. Allein bei der Statthalterei wußte man wie viel die Thurmuhr geſchlagen und ſo ſprachen alle Fürbitten, das eigene Gewiſſen und die Rechtskunde der Räthe vergebens, — die fünfte Nummer des „Zeilgeiſtes“ blieb die letzte.

Das zweite Mittel gegen den Einfluß der deutſchen Preſſe in Ungarn auf öſtreichiſche Leſer iſt unſchuldiger Natur. Es beſteht blos in einer Nachcenſur derſelben bei ihrer Ankunft in Wien, nebſt einigen kleinen Beigaben, wie etwa eine bedeutend höhere Poſttaxe als die von den öſtreichiſchen Blättern gefor-

*) Willi Beck, Bruder des Dichters Karl Beck, iſt zugleich ein ſehr begabter Novelliſt.

Digitized by Google

derte, — die Einrichtung — daß außerhalb Ungarn nur bei der Zeitungsexpedition in Wien pränumerirt werden kann, — und Beschlagnahme schlecht ſtylisirter Nummern auf der Wiener Poſt, oder gar Entziehung des Debit auf einige Zeit, bis die Redaction zu Kreuze kriecht und Beſſerung verſpricht.

Letztere Maßregel pflegt aber faſt nur den „Ungar" zu treffen, gegenwärtig das einzige deutſche Blatt in Peſth, welches nicht zu den zahmen Thieren gehört. Dieſe belletriſtiſche Zeitſchrift beſteht ſeit ſechs Jahren und iſt in Ungarn das geleſenſte unter den Blättern aller hießigen Sprachen. Sie wird in jedem Winkel Ungarns bei der gebildeten und bei der Mittelclaſſe gefunden und liegt in jedem Peſther Kaffeehaus in doppelten Exemplaren auf. Sie ſoll blos in Ungarn achtzehnhundert Abonnenten haben, wovon in Peſth allein über achthundert.

Dieſe ſtarke Geleſenheit verdankt aber der „Ungar" nicht eben ſeinem literariſchen Werthe, ſondern vielmehr ſeiner eigenthümlichen Färbung, welche wieder ein Abglanz von dem Naturell des Redacteurs iſt. Der Redacteur und zugleich Eigenthümer, Herrmann Klein *), iſt aus Miscolz gebürtig, einer Gegend Ungarns, wo das reinſte und ſchönſte Magyariſch geſprochen wird. Dieſer Sprache iſt er auch wie wenige Deutſche mächtig. Zugleich Israelit von Geburt hat er neben derſelben von Jugend auf auch deutſch gelernt und ſich darin durch Lectüre vervollkommnet. Vor der Herausgabe des „Ungar" war er Buchhalter und überſetzte nebenbei mehre ungariſche Werke des Baron Eötvös, Joſika, und des Grafen Széchenyi. Deutſche Zeinſchmecker wollen den Styl dieſer Überſetzungen nicht ſehr loben; doch machte der Überſetzer dadurch ſeinen Namen in Ungarn bekannt, und was noch vortheilhafter, die Verfaſſer der überſetzten Werke, einflußreiche Perſonen, verhalfen ihm zu der Conceſſion einer Zeitſchrift. Damals, vor den Stürmen des Landtags 1843, war man mit Conceſſionen noch nicht ſo karg, da lag Ungarn noch ziemlich in tiefem Frieden, ſeine Wächter runzelten noch nicht die Stirn.

Zu dieſer neuen Zeitſchrift „der Ungar" drückt ſich ganz der Charakter ſeines Redacteurs ab. Zerſetzendes und wühlendes Weſen des Israeliten, Reizbarkeit und Streitſucht des Magyaren nebſt Vorliebe für dieſe beiden Nationalitäten, in denen ſeine Jugend wurzelte, ſchufen in Verbindung mit der geſchickten Berechnung des frühern Buchhalters eine Miſchung, die für jede Claſſe des ungariſchen Leſepublikums einen beſondern Reiz hatte. Magyaren ſo wie ihre Anhänger unter den Deutſchen und die Juden leſen mit Begierde das Blatt, weil ſie ihre Angelegenheiten darin mit Wärme behandelt finden; und der Gegner beider, der deutſche Spießbürger, kann ſich nicht erwehren hinein zu blicken, um zu erfahren was denn wieder Nachleſes darin enthalten ſei. Zugleich geht ein ſäuerlich beißender Geſchmack durch die Zeitſchrift, der Allen behagt, und der dem Paprika (türkiſchem Pfeffer) gleicht mit dem der Ungar ſo gern die Speiſen würzt. Die geleſenſten Rubriken ſind Theaterkritiken — ein ſehr wichtiger Artikel in ganz Öſterreich — beſonders die herben oft hämiſchen Berichte über das deutſche Theater, und der „Peſth-Ofner Neuigkeitsbote". Letztere Rubrik iſt ein Gemiſch von Tageblatt-Nachrichten, tüchtig geſalzten Ausfällen auf ſtädtiſche Übelſtände, die der Polizei und dem Magiſtrat arg zuſetzen, und biſſig erzählten Scandalen. Dabei kommt es dem „Ungar" zu ſtatten daß er das einzige täglich erſcheinende Blatt in Ungarn iſt, wodurch er zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden. Auf dem Lande hat er ſich beſonders durch ſeine jahrelange Mißſtände geißelnden Correſpondenzen aus allen Gegenden Ungarns, meiſt von Dilettanten geſchrieben, nothwendig gemacht. Merkwürdig iſt es daß „der Ungar" ſtets einen faſt gleichen Farbenton behält, obgleich der Redacteur nie ſelbſt ſchreibt, und faſt jedes Jahr einen andern ſtehenden Mitarbeiter hat, da keiner derſelben ſeine Manier, die Kräfte des Mitarbeiters bis zur Erſchöpfung zu verbrauchen, auf die Länge aushalten kann. Er verſteht aber auch in vollem Maße die Kunſt dem engagirten und wohlbezahlten Mitarbeiter ſeinen „unverrückbaren Gedanken" einzuimpfen. So geleſen indeß „der Ungar" iſt, ſo geſchätzt iſt ſein Redacteur. Die Schriftſteller mißachten ihn, weil er, ohne Wiſſen und ſchriftſtelleriſches Talent zu beſitzen, von der Literatur glänzend lebt. Im Publikum wird er gehaßt, weil man ihn zu fürchten hat, indem er bald dieſen, bald jenen zum Gegenſtand eines öffentlichen Scandals durch die Notizen ſeines Blattes macht. Auch wird ihm vorgeworfen, jedoch nicht ganz mit Recht, daß ſein Enthuſiasmus für die Magyaren und Juden nur fingirt und bloße Speculation ſei. — Wahr iſt es, daß die Theaterkritiken des „Ungar" das deutſche Theater in Peſth zu hart behandeln, wenigſtens zu hart für ein deutſches Blatt. Auch wird die Scandalſucht viel zu weit für den guten Geſchmack eines ſchöngeiſtigen Journals getrieben. Die unabläſſigen Mord-, Unglücks- und Gräuelgeſchichten, theils aus perſönlicher Vorliebe des Redacteurs, theils in der Abſicht Intereſſe zu erregen, aus allen Zeitungen der Welt zuſammengerafft, ſind eben auch keine Zierde eines belletriſtiſchen Blattes, noch ſehr geeignet auf die Bildung des Publikums einzuwirken. Nicht minder verdient das Blatt den Vorwurf, daß rühmenswerthen Erſcheinungen in der deutſchen Literatur kein anrühmendes und empfehlendes Wort gewidmet wird. Das Verdienſt bleibt indeß dem Redacteur des „Ungar", neben ſeinem klingenden Verdienſt, ungeſchmälert, Intereſſe an der Lectüre einer Zeitſchrift bei einem Theil des Publikums erregt zu haben, der früher gar nichts las. Ferner daß er das Studium der magyariſchen Sprache unter den Deutſchen befördert und viele von dieſen den Magyaren näher bringt, ſowie die Magyaren die Wichtigkeit einer befreundeten deutſchen Zeitſchrift ſchätzen lehrt. Nicht minder verdankt man den Argusaugen und der ſcharfen Zunge dieſes Blattes die Abſtellung oder Minderung mancher Übelſtände in Peſth und Ungarn. Und die großen Anſtrengungen die letztes Jahr in Peſth zur Abhülfe der drückenden Noth unter der armen Claſſe gemacht worden, ſind auch ein gut Theil auf Rechnung der grauenhaften Schilderungen zu ſetzen die ſein Blatt brachte. Merkwürdig iſt jedenfalls die unbeugſame Ausdauer des Mannes auf ſeinen dornenvollen und zum Theil moraſtigen Wege. Fleiſchhauer, Bäcker und die Künſtler des hießigen deutſchen Theaters ſind ſeine Todfeinde. Der ſtädtiſche Magiſtrat hat ihn ſchon einmal mit Arreſt bedroht. Von angegriffenen Privaten hat er ſchon ernſtliche Mißhandlungen erfahren. Die Stadtpoſt bringt ihm faſt täglich die brutalſten Schmäh- und Drohbriefe. Die zwei andern deutſchen Zeitungen überhäufen ihn mit Inſulten. Und endlich in allen Zeitungen nach ſchauerlichen Ereigniſſen zu wühlen, die ſchmierigen Berichte, aus Wirthshäuſern und vom Pöbel einlaufend, zu entziffern, alle die im Grunde einförmigen, nur verſchiedentlich aufgeputzten Notizen durchzuleſen, wäre auch nicht die Aufgabe eines ſein gebildeten und höher ſtrebenden Redacteurs.

*) Bruder des bekannten Dichters Julius (J. L.) Klein in Berlin.

Digitized by Google

Die Wiener Behörde sieht den „Ungar" nicht gern in Oftreich eindringen. Theils ist ihr die magyarische Vorliebe in dem Blatte nicht angenehm, theils liebt sie es überhaupt nicht daß eine Zeitschrift mit Leidenschaft geschrieben, mit Leidenschaft gelesen werde. Auch sind ihr die Klagen der Wiener Journalisten über den Vorspann an freier Bewegung, welchen „der Ungar" genießt, nicht sehr behaglich. Die Concession kann man indeß dem Redacteur nicht entziehen; denn eigentlich Politisches kann er doch nicht bringen, und den hohen, höhern und höchsten Herrschaften werden in dem Blatte hinreichende Krafzüge gemacht. Die Mahnungen an die ungarische Censur bleiben ziemlich wirkungslos, da Statthalterei und Gerichtstafel protegiren. „Ungar" wegen seiner magyarischen Berliebe protegiren. So bleibt denn nur das einzige Mittel übrig dieser Zeitschrift auf der Wiener Post Hindernisse zu bereiten, indem man oft wochenlang die eingehenden Nummern confiscirt, und so Wiener Privaten die Lust zum Abonniren verleidet, und in den Wiener Kaffeehäusern die Lectüre des Blattes nicht zur Gewohnheit werden läßt.

Die dritte deutsche Zeitschrift in Pesth, „der Spiegel", ist ein harmloses einmöniges Blatt. Die ziemliche Anzahl seiner Abonnenten verdankt er seinem Alter; von über zwanzig Jahren, seinen aus französischen Modejournalen entlehnten Modebildern und aus Paris verschriebenen Figuren. Seine vielen aus dem Französischen übersetzten Novellen liefern den Damen eine kleine, genau gelesene Bibliothek. Die Männerwelt, und die magyarische oder den Magyaren günstige Partei nimmt ihn nicht in die Hand. Die gestifteten, Alles lobpreisenden Berichte über das deutsche Theater genießen nicht einmal die Achtung der Kerndeutschen. Ueberhaupt besitzt das Blatt wenig Leben und Abwechslung. Die in neuerer Zeit den „Ungar" nachzuahmen Localnotizen sind nicht wie dort mit scharfem Salz und beißendem Paprika gemischt. „Der Spiegel" thut sich dem „Ungar" gegenüber viel auf seinen Ausfällen zu Gute. Dieser berrscht aber wenig in den Ausfällen auf jenes Blatt und seinen Redacteur. Die vielen Kämpfe zwischen diesen beiden Blättern, aus denen der Beginnd sehr oft herausreicht, arten nur zu häufig in abscheuliche Pöbelhaftigkeiten aus, besonders wenn die Redacteure selbst die Feder führen. „Der Spiegel" erscheint zweimal die Woche, jedesmal ein halber Bogen in Octav.

In einem bessern Geiste ist die „Preßburger politische Zeitung" und ihr belletristisches Beiblatt „Pannonia" gehalten, welche abwechselnd dreimal die Woche erscheinen. Beide kennen weder magyarische Sympathien noch Antipathien, haben blos die Interessen Ungarns und der gesitigen Bildung im Auge. Die „Preßburger Zeitung" ist Eigenthum der Kübitschek'schen Firma nun und wird auf sechs Jahre verpachtet. Der gegenwärtige Redacteur, Herr Adolf Neuhart aus Prag, ist ein gewandter, gesinnungsvoller Redacteur und tüchtiger Schriftsteller. Allein die Nähe Wiens und das ganz östreichische Weben der Stadt Preßburg binden ihm die Hände. Die raisonnirenden Artikel werden streng von einem deutschen Censor überwacht. Während der Landtags in Preßburg steigt der Absatz des Blattes auf das doppelte, da die „Preßburger Zeitung" die Landtagsberichte zuerst bringt, und interessante Nachrichten über die während dieser Zeit daselbst weilende ungarische Gentry und Nobility mittheilen pflegt.

Die andern deutschen Zeitschriften in Ungarn und dessen Nebenländern wie die „Agramer Zeitung", das „Temesvarer Wochenblatt", „der vaterländische Pilger" u. m. a. sind politische und literarische Nullitäten. Sie leben durchgehends von Nachdruck und charakterlos zusammengestoppelten Artigen. — „Das Vaterland", eine in Raab erscheinende Zeitung, hat seit einigen Monaten einen magyarischen Namen angenommen, und wird nun in dieser Sprache geschrieben. Erwähnenswerth ist noch, daß alle Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn das Recht haben ein Intelligenzblatt zu bringen, während in jeder andern Provinz der östreichischen Monarchie stets nur einer einzigen Zeitung in der Hauptstadt das ausschließende Privilegium dazu ertheilt ist. Ein solches Privilegium ist gewöhnlich kärntisches Eigenthum und wird an den Meistbietenden verpachtet.

Von fremden Zeitungen können hier nur die durch Post bezogen werden, welche in dem Verzeichniß der Wiener Zeitungsexpedition enthalten ist. Denn die ungarischen Postämter müssen die Anmeldungen der Pränumeranten an diese Expedition einsenden, welche allein für Ungarn den Debit auslänbischer Zeitschriften zu besorgen hat. Indeß kommen auf dem Wege des Buchhandels verbotene Wochenschriften ins Land, die bie und da in den Kaffeehäusern eine auffallende oder Stammgästen in die Hand gegeben werden. Die Polizeibehörde ist zwar darauf angewiesen derartiges nicht zu gestatten; aber eine geheime Polizei gibt es noch nicht in Pesth und die öffentliche Polizei begnügt sich damit die Ueberschreitung des Verbotes nicht anstatten zu lassen. So kann denn der Neugierige doch die „Europa" „Grenzboten" und die Aus- und Einfälle des Oettingerschen „Gharivari" zu Gesicht bekommen. Z.

[Die Gewandhausconcerte in Leipzig.]

Diese haben mit dem 3. October bereits begonnen; der Dame Rieis Gabe ist wieder mit deren Leitung betraut. Weber, Mozart, Beethoven eröffneten den Reigen und in zwei Salen des Institutes finden die Meister classischer heutiger Musik wieder ihre hergsame Pfleegstätte. An Talenten der Virtuosität wurden uns im ersten Concerte die Dresdner Sängerin Frln. Wagner und der Violinist Joachim vorgeführt. Frln. Wagner, eine Nichte des Dresdner Kapellmeisters, verräth die gediegene Schule ihres Vaters, des Bamberger Tenoristen. Bei nicht soviel Höhe um etwa die Julia in der Bestalin und Sopranpartien ersten Ranges durchzuführen, und bei mehr ausgebildeter Tiefe ist diese Künstlerin in geschmackvollem edlem Vortrag auszezeichnet zu nennen. Sie sang mit dem ganzen Adel der Seele den Mozart verlangt, eine Arie aus Figaro's Hochzeit und legte im Vortrag einiger Lieder und eines Recitativs aus einer neuen uns unbekannten Italienischen Oper auch Proben ihrer Virtuosität in diesem Genre ab. Der siebenhundertste Discipli Joachim aus Ungarn hat in Leipzig seine Schule gemacht. Nach einem längern Aufenthalte in England ist er jetzt zu uns zurückgekehrt und wurde mit Auszeichnung empfangen. Er spielte mit seiner jugendlichen Meisterschaft ein Mendelssohnsches Concert. Beethoven's Heroica beschloß den Abend. Bei Beethoven's Symphonien fällt mir jedezeit der Widerstreit auf, im hellgeschmückten Saale, im Glanz ausserlesener Damentoilette die Töne dieses Meisters zu genießen. In eine finstere Höhle möcht' ich gestellt sein, um unbemerkt von finnlicher Betrachtigung die tiefen Rufe, den schweren Athem, das große Herzpochen dieses Giganten zu belauschen. Aber diese Symphonien, das Tiefsinnigste das die Muse erzeugt, ist nun einmal zur Liebhaberei der feinen Bildung unter uns geworden. Während daselbe Publicum in Sachen der Literatur sich vielleicht an das Oberflächlichste als das Bequemste gewöhnt, läßt man sich in der Musik das Allergrößte und Schwerste — gefallen.

Zur Aufführung von Mendelssohn's Elias sind bereits die Proben begonnen.

[Die Krisis an der Wiener Börse.]

Unser Wiener Bericht schildert den ersten Sturm auf der dortigen Börse. Seitdem ist der zweite Sturm losgebrochen, ein Sturm der vielleicht manche bisher feste Häuser niederwirft. Der Staat hat sich seiner Verbindlichkeit zum Actienankauf entehoben, die Regierung hat ihr Versprechen zurückgenommen, sie nimmt keine Actien mehr. Der Zudrang war zu ungeheuer, der Verlust unabsehbar; Hr. v. Kübeck hat eingestanden nicht mehr zahlen zu können, die Regierung erklärt zur Unterstützung des Handels — genug geleistet zu haben. Die Papiere sind fesort um 10 p. C. gesunken. Dies die Folgen wenn eine Regierung — und wär' es in bester patriarchalisch hausmütterlicher Absicht — sich in Privatdinge mischt die das Publicum mit sich selbst auszumachen hat.

[Die Kohlbrüggianer im Wupperthal.]

Seitdem ich die Skizze über diese Sekte schrieb, hat sich das Verhältniß derselben zur Regierung geändert. Diese Sekte ist nicht bestätigt, nicht anerkannt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 16. October.

Inhalt: Baden-Baden in der diesjährigen Saison. Von J. v. W. — Studien Preußischer Geschichte. Von Theodor Mundt. — Der Pariser Lumpensammler auf der Leipziger Bühne. — Aus Berlin, Venedig und Leipzig. — Deutsche Hanse und deutscher Zollverein. — Die Germanisten in Lübeck. — Die Verfasser der Diogena. — Schleswig-Holstein. — Eine deutsche Touristin in China.

№ 42.

Baden-Baden in der diesjährigen Saison.

Vielleicht kein zweiter Punkt im ganzen weiten deutschen Lande wird mit solchem Ruhme in allen Zungen Europa's genannt, dient den Reisenden aus Oſt und Weſt, Nord und Süd gleich ſehr zum gemeinſamen Ziel wie Baden-Baden. An den Ufern der Themſe wie des Tajo, am eiſigen Strande der Newa wie am paradieſiſchen Golfe Neapels, überall hört man das Lob deſſelben erſchallen. Der eckige Brite wie der ſchmiegſame Ruſſe, der ſtolze Spanier wie der gewandte Franzoſe, gar nicht des Deutſchen aus allen unſeren 34 verſchiedenen Bundesſtaaten zu gedenken, ſie alle treffen ſich hier in dem kleinen, kaum einige tauſend Seelen zählenden Städtchen des Schwarzwaldes. Es iſt während zweier Monate das gemeinſame Rendezvous Europa's, das große Gaſthaus aller Nationen, aber es verdient auch dieſen Vorzug mit Recht, es bietet Alles auf um ſich des Ranges den einmal die Mode ihm zugewieſen, würdig zu zeigen. Mode aber und nicht Bedürfniß hat es zu dem erhoben was es jetzt iſt. Wird dieſe Göttin es verlaſſen, dann ſinkt es wieder in ſeine frühere Unbedeutendheit zurück, theilend das Loos ſo mancher ſeiner Vorgängerinnen. Baden iſt viel mehr Luxus- als Geſundheitsbad, und wenn auch ſeine warmen Quellen zu Bädern und theilweiſe auch zum Trinken benutzt, Heilmittel gegen mancherlei Übel des gebrechlichen modernen Menſchengeſchlechts gewähren, oder gar nach den Verſicherungen der hieſigen Badeärzte als wahre Univerſalmittel gegen jegliche Krankheit zu betrachten ſind, ſo iſt dies im Ganzen hier doch nur Nebenſache. Über die Hälfte aller Beſucher kommt des Vergnügens wegen her und badet vielleicht nur um eine ſonſt nicht gut zu benutzende Morgenſtunde damit hinzubringen. Böte Baden nichts als ſeine Quellen: ſeine ungeheuern Säle, jetzt oft kaum für die umherwogende Menſchenmenge genügend, würden bald leer ſtehen. Und gar veränderlich iſt der Mode launiſche Herrſchaft. Jetzt ſteht Baden vielleicht auf dem Gipfel ſeiner Höhe, ſteigen wird es nicht mehr, vielleicht eher ſchon allmälig zu fallen beginnen. Sein Blüthenpunkt iſt erreicht, möge es ihn ſo lange als möglich zu erhalten wiſſen, und die Entblätterung dann nicht gar zu raſch geſchehen, damit die Täuſchung nicht zu ſchmerzlich ſei.

Was Baden jetzt ſo überaus angenehm und geſucht macht, ſind zwei Vorzüge die es beſitzt, die Großartigkeit ſeines Lebens und Treibens während der Sommermonate und die Lieblichkeit ſeiner Umgebung. Beides vereint wird man nirgends weiter finden; einzeln beſitzen dieſe Eigenſchaften noch mehrere Orte in gleichem, ja ſelbſt vielleicht noch höherem Grade. Die Großartigkeit des geſelligen Lebens die hier herrſcht, iſt wirklich anziehend. Die kleinlichen Rückſichten die man ſonſt überall nehmen muß, dies ängſtliche Sichdrehen und Winden, um nicht Anſtoß zu erregen, hier fällt es ganz fort. So frei und ungenirt wie nur möglich lebt man hier, kein enges Band des ſteifen Ceremoniells erſchwert die Bewegung. Da wird nicht ängſtlich nach Rang und Stand gefragt, woher Jemand ſtamme, welches Kleid er trage, wie er ſeine Zeit am liebſten ſich vertreibe, ob er einfach oder verſchwenderiſch lebe, kurz, jede ängſtliche Neugier, die ſonſt überall den Fremden empfängt, beſonders in kleinen Badeörtern ſo ſtörend

Digitized by Google

auftritt, fällt hier ganz weg. Alles dies intereſſirt hier nur den engen Kreis mit dem man gerade ſpeciellen Umgang pflegt. Wer hier in irgend einer Weiſe beſonders bemerkt werden will, muß ſchon ganz beſondere Eigenſchaften beſitzen oder ganz auffallend leben, ſonſt verſchwindet er gänzlich, niemand kümmert ſich im mindeſten um ihn. Freilich fragen auch die kleineren Kreiſe deren es hier hunderte aller Art gibt, ſtreng genug nach den ſonſtigen Verhältniſſen eines Unbekannten der ſich ihnen zu nähern ſucht. Baden wimmelt von männlichen wie weiblichen Abenteurern ſelbſt des vornehmſten Ranges, ſo daß man gegen jeden Fremden mit dem man nähere Bekanntſchaft ſchließen will, vorſichtig ſein muß. Von dem freundlichen Entgegenkommen, von der Verſchmelzung aller Badegäſte in eine einzige große Familie wie man es in manchen kleinen Badeörtern findet, wo ſchon der Ankommende ſich gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes wie zu Hauſe fühlt, trifft man hier keine Spur. Wie ohne Neugier, ſo geht auch ohne Theilnahme Alles an einander vorüber. Hier wo Jedem eine ſo reiche Auswahl zur Geſelligkeit offen ſteht, kann jeder auch nach Neigung wähleriſch ſein. Nur der Kleinſtädter mag ſich im Anfang in dieſer Menſchenmenge die gleichgültig um ihn herumwogt, unbehaglich und verlaſſen fühlen; jeder Andere wird das Angenehme dieſer Großartigkeit bald erkennen, da ſie allein ihm die angenehmſte Geſelligkeit oder nach Wunſch ungeſtörteſte Einſamkeit zu bieten vermag. Man prunkt hier nicht mit Stand und Reichthum, obſchon beides hier wie ſonſt wo ſeine Geltung hat. Äußerlich merkt man ſehr wenig davon, ſieht die Klüfte nicht welche Stand und Rang hier bilden, und es erfordert oft ſchon ein geübtes Auge um zu erkennen daß ſie hier wirklich vorhanden. Die ruſſiſche Fürſtin wie die Pariſer Buhlerin, die Frau des Miniſters wie des Thorſchreibers, und mehr noch die Männer aller Stände und Völker, wie wandeln ſie gleichgültig und ungenirt durch einander! Keiner kümmert ſich wer der Andere ſei, keiner nimmt nur die mindeſte Rückſicht darauf wenn er auch den vornehmſten Stand des Fremden erfährt. Wahrlich, hierin iſt an den öffentlichen Orten Badens ſo viel Freiheit und Gleichheit wie nur irgend auf Erden zu finden. Es iſt oft komiſch anzuſchauen, wenn bisweilen ſo ein großer Würdenträger eines kleinen Staates, der daheim gewohnt iſt daß ſchon vor ſeinem leeren Wagen alle Hüte auf hundert Schritte aus übergroßem Reſpect abfliegen, hier zuerſt ankommt. Nachdem er ſeinen oft unüberſetzbaren Titel der zwei Linien des Fremdenblattes füllt, mit ängſtlicher Sorgfalt daß ja kein »Ober« oder »Geheim« vergeſſen werde, eingeſchrieben, ſchreitet er, ganz gegen die hieſige Sitte alle Ordensbänder ſo viel als möglich bunt im Knopfloch, die Gemahlin ſo gepuzt als wolle ſie zum Hofballe fahren, ihm zur Seite, im Gefühl ſeiner Würde ſtolz einher, in der Meinung, Jeder müſſe mit zuvorkommender Höflichkeit ſich ihm nähern, ſich glücklich ſchätzen die Ehre ſeiner Bekanntſchaft zu machen. Aber von all den langen Titeln, breiten Bändern und ſchönem Putz nimmt niemand hier die geringſte Notiz, niemand rückt vor Ordensſternen nur eine Hand breit von ſeinem Platze. Dann verſchwinden allmälig die Decorationen und einige boshafte Franzoſen haben kaum noch Gelegenheit über unſere kleinen Lächerlichkeiten zu ſpötteln. Das Converſationshaus mit ſeinen vielen Sälen und noch ſchönerem freien Platze, von ſüßduftenden großen Orangenbäumen umſäumt, iſt der Schauplatz des großartigſten geſellſchaftlichen Lebens. Der Freund deſſelben, der aufmerkſame Beobachter, der geübte Phyſiognom findet nirgends wie hier ſeine Nahrung. Es ſind beſonders die Abendſtunden von 7—9 Uhr wo man ſich hier verſammelt. In einem Kioſk auf der grünen Matte, die durch die breite Promenade von der Säulenhalle des Converſationshauſes getrennt iſt, ſpielt ein gut beſetztes Orcheſter vom Karlsruher Militär. Die Klänge der neueſten Walzer, Polka's und Ouverturen beliebter Mode-Opern tönen in das Geſumme der auf- und niederwogenden Menſchenmenge. Hier ſind oft mehr als 1800 Perſonen aus der ganzen Welt vereinigt, auf dem Platze auf und ab ſchlendernd oder der Ruhe pflegend. Alles findet hier ſeine Repräſentanten, Jugend und Schönheit, Stand und Reichthum, der Glanz berühmter, ſei es erworbener oder ererbter Namen. In einer Reihe ſieht man oft Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte und Künſtler, die ſich Ruhm in allen Enden der Welt erworben, deren Namen und Thaten Tag für Tag die Zeitungen verkünden. Dazwiſchen der Frauen bunte Schaar gleich wogenden Blumenbeeten. Welche Eleganz, verbunden mit der höchſten Einfachheit der Toilette, ſieht man hier, welche Grazie der Haltung, welche Freiheit der Bewegung! Da ſind die vornehmen Ruſſinnen mit ihrem ſchmieg- und biegſamen Körper den ſie ſo geſchickt zu tragen wiſſen, mit den gelblich blaſſen Geſichtern ohne Friſche, die nur durch die zwar gewöhnlich hellen, aber ſehr lebendigen, mandelförmig geformten Augen Leben und Reiz erhalten. Man wird unter ihnen ſelten eine vollkommene Schönheit finden; ſchon die Geſichter junger, kaum

Digitized by Google

den Kinderſchuhen entwachſener Mädchen ſind faſt immer krankhaft angegriffen; weißer Teint, friſche Farben gehören bei ihnen zu den ſeltenſten Ausnahmen. Aber etwas Piquantes haben ſie in ihrer Erſcheinung trotz dieſes Mangels an Jugendlichkeit, trotz der zu breit hervorſtehenden Backenknochen. Übertroffen werden ſie im Allgemeinen noch von den Franzöſinnen denen man in ihrer ganzen Erſcheinung unſtreitig die Siegespalme zuerkennen muß; Eleganz der Bewegung mit zierlichem Wuchs und feſſelndem Ausdruck der Züge iſt bei ihnen vereint. Von Engländerinnen, deren Zahl hier Legion iſt, ſieht man Einzelne welche durch die Regelmäßigkeit ihrer Züge und ihr roſiges Colorit die Blicke mit Recht feſſeln; ſonſt haben ſie bekanntlich etwas Steifes, Eckiges, wenig Anſprechendes in Wuchs, Gang und Kleidung und ſtehen hinter den andern weiblichen Nationaltypen weit zurück. Auch unſern deutſchen Frauen mangelt oft genug der Reiz der Erſcheinung, obſchon ſie es ſonſt mit dem ganzen weiblichen Geſchlechte der Welt leicht aufnehmen. Die Coquette iſt hier Königin. Wie feurige Raketen fliegen hier die Blicke umher, die empfänglichen Herzen der Männerwelt zu entzünden. Die Flammen die hier entzündet werden ſind meiſt leeres Strohfeuer, eben ſo ſchnell wieder erloſchen wie aufgeflackert, aber coquettirt, intriguirt, Cour gemacht wird hier ſtark, leichte Verhältniſſe knüpfen ſich ſchnell, denn die Gelegenheiten dazu ſind günſtig, die ſtrenge Sitte beugt ſich hier den Launen der Mode. Ein Blick auf die hundert Verhältniſſe die ſich auf der Promenade anknüpfen, zwiſchen verſchwiegenen Wänden ſich fortſetzen, könnte uns zeigen wie lax die Bande und die Sitten der vornehmen Welt aller Nationen ſind. Es iſt auch nicht alles Gold was glänzt, und hinter Roſenwangen lauert oft der Tod. Ein alter Kenner der viele Jahre hier gelebt und beobachtet, will wiſſen, die Schönheit nehme unter den Weibern ab. Entſchiedene Schönheiten wußte man nicht in dieſer Saiſon aufzuzählen. Und im Ganzen läßt ſich die Bemerkung wiederholen daß die Geſundheit, Kraft und Friſche des Weibes in unſerem Zeitalter im Abnehmen begriffen iſt. Erkläre ſich das wer kann!

Doch wer will hier grübeln, wo Alles zum Genuß einladet! Wie ſüß duften die Orangen; ſie erhöhen noch den ganzen ſüdlichen Zauber der über Allem hier ausgebreitet liegt. Lind und warm iſt die Luft, jedem rauhen Winde der Zutritt durch die ſchützenden Berge verwehrt, von dunkler Färbung das Blau des Himmels. Welche reizende Scenirung umgibt dazu dies Alles. Unmittelbar in der Nähe auf der einen Seite das im edlen Style gebaute weitläuftige Converſationshaus mit ſeiner großen Säulenhalle, ſeinen zierlichen Nebengebäuden, auf der andern ein ſchöner grüner Raſenteppich rings von einer Allee ſchattiger Bäume umgeben. Dahinter, amphitheatraliſch bergan erhoben, die Stadt Baden mit ihren hellen Häuſern, vielen Balkonen oder flachen Dächern, die ihr einen italieniſchen Charakter verleihen; hoch oben darüber die dunklen, üppig belaubten Berge des Schwarzwaldes, deren Grün jetzt eben von den Strahlen der ſcheidenden Sonne beleuchtet in den verſchiedenſten Schattirungen hin und her ſpielt. Ganz oben, einen würdigen Schluß bildend, das maleriſche Gemäuer der alten Schloßruine; mit ihm in gleicher Höhe ſich über alle Berge hinziehend, ein hoher Kamm kahler Felſen, deren todtes Silbergrau ſchön von dem dunkeln friſchen Waldesgrün abſticht. Jetzt hat die ſcheidende Sonne über dies bunte Gemälde ihre purpurne Gluth ausgegoſſen, alle Farben erſcheinen jetzt noch im helleren Glanze, und die Fenſter des Städtchens funkeln gleich rieſigen Rubinen in der ſilbernen Einfaſſung des weißen Gemäuers. Noch ſo ein letzter hellſtrahlender Blick und die Schatten der Nacht fangen allmälig an leiſe über Alles ihre dunkeln Fittiche zu breiten. Aber mit einem Zauberſchlage flammen jetzt unten an der Promenade die Gasgirandolen mit ihren weißen, durchdringenden Lichtern auf, helle Streiflichter auf die immer noch wogende Menſchenmenge werfend. Ihr trügeriſcher Schein iſt Vielen günſtiger als das klare Licht der Sonne; er ſchmeichelt dem falſchen Glanze den dieſes ſtrenge enthüllt. Lebendiger glänzen bei ihm die Wangen der Frauen, unſichtbar ſind die Falten und Runzeln und matten Kreiſe der Augen, die des Lebens Sorge gleichwie Genußſucht zu frühe gezeichnet; feuriger ſcheinen die Blicke deren innere Leere jetzt mehr verhüllt bleibt. Wahrlich, das Sonnenlicht iſt unſerer gegenwärtigen Generation oft ſehr wenig günſtig. Immer lebendiger wird jetzt das Geſumme, immer kühner die Worte der ſelten vergeblich ſchmachtenden Seladons, immer gewährender die Blicke der Frauen; was die Helle des Tages noch zurückdrängte, um nothdürftig den äußeren Schein zu retten, offener und rückſichtsloſer wird es in der Dunkelheit der Nacht. Dazwiſchen das Geplauder der Gruppen die weiter unten an der galerie des fumeurs um einzelne Tiſche ſitzen, und behaglich Sorbet oder farbiges Eis ſchlürfend ſich die Spaziergänger betrachten. Auch in den Sälen des Converſationshauſes die mit vielem äußeren Glanze ganz darauf berechnet die Augen der großen Menge zu blenden aus-

Digitized by Google

gestattet sind, wird es mit einbrechender Dunkelheit immer lebendiger. Besonders um die drei Spieltische die in drei verschiedenen Sälen aufgestellt sind, drängt sich die Menge. Nur ein Genremaler könnte die verschiedenen Scenen, die hier unaufhörlich den Blicken des Beobachters sich darbieten, wiedergeben. Interessant müßte ein solches Bild sein, schön aber nicht, denn wahrlich, es ist kein wohlthuender Anblick den diese Tische gewähren. Wie verschieden drückt sich aber die Leidenschaft in ihrer wechselnden Steigerung in den Gesichtern der Umstehenden aus, welche unvergängliche Linien werden hier oft den Gesichtern für immer eingegraben! Alt und Jung, Vornehm und Gering, stehen hier dicht geschaart, Stand und Rang sind auch hier verschwunden, die Sucht nach Gewinn macht Alle gleich, und mit immer gleicher Miene harkt der Croupier die Goldrolle des Fürsten und den letzten Gulden des armen Handwerkers zusammen, der schwach genug war der lockenden Verführung nicht zu widerstehen. Kalt wie das Metall das er mit geschickter Hand umherwirft, sind die Blicke eines solchen Dieners der privilegirten Geldsucht; ihm ist es gleichgültig wie die rollende Kugel fällt, ob sein Haben oder Nehmen des Geldes Freude oder schwere Sorge bereitet. Faites vos jeus, Messieurs! tönt heiser die tonlose Stimme, blitzend fliegt das Auge über den langen Tisch die Sätze zu controliren, und die vielen Betrügereien die hier so oft versucht werden, zu verhindern. Ein gräßlicher Lebensberuf, als Croupier einer Bank zu dienen, der Handlanger eines so ehrlosen Gewerbes zu sein! Zum Ruhm unseres Volkes kann man es sagen, in allen größern südbeutschen Bädern findet man nur selten Deutsche unter denselben; es sind fast immer Franzosen. Möglich aber, daß wir nicht gewandt genug dazu sind, daß den Spielpächtern auch genug Anerbietungen von Deutschen zu diesem erniedrigenden Dienst gemacht werden. Sind wir doch das einzige Volk, welches duldet daß solche Schandflecken unserer Civilisation öffentlich bestehen, ja selbst vom Staate gehegt und gepflegt werden! Sind unsere Regierungen doch die einzigen welche es nicht verschmähen hohe Pachtsummen vom Laster zu entnehmen, das sonst überall in ganz Europa verboten und von der Strenge des Gesetzes verfolgt wird. Bieten unsere Bäder doch allem Spielergesindel der ganzen Welt eine willkommene Heimath, und die Bürgerschaft mancher solcher Orte scheut sich nicht einem Spielpächter das Ehrenbürgerrecht zu überreichen. Pfui über die deutsche Schmach! Man muß stundenlang an einer öffentlichen Bank stehen, man muß sehen welch entwürdigende Leidenschaften hier im Menschen aufgeregt werden, wie alles Edle seiner Natur dabei zu Grunde geht, um so recht vollen Abscheu gegen solche Spielhöhlen, mitfortnehmen zu können. Hier in Baden wird das Ganze so großartig wie möglich getrieben. Man sieht oft Tausende von Francs auf einem Satze stehen; und der Unternehmer, Oberst Benazet, soll außer der jährlichen Pacht von 40,000 Gulden, den großen Kosten für den Betrieb, bei dem allein nahe an 30 Croupiers angestellt sind, doch noch im vorigen Jahre an 100,000 Gulden reinen Gewinn gehabt haben. Gewähren schon Männer am Spieltisch keinen erfreulichen Anblick, so ist dies noch weniger mit Frauen der Fall. Mir wenigstens ist eine gierig spielende Frau das widerlichste Wesen von der Welt, mögen auch sonst äußere Reize in Hülle und Fülle sie schmücken. Förmliches Geschäft vom Spielen, so daß sie sich hinsetzten und auf der Karte nachpointirten, machten nur einige vornehme Russinnen, die wie überhaupt über alle Schranken der Sitte, so auch hier über den Anstand sich am keckſten hinwegsetzen; außer ihnen auch einige Französinnen der höheren Gesellschaft. Bei Engländerinnen und Deutschen herrscht doch noch das Ehrgefühl zu sehr vor, als daß sie anders als auf einige Augenblicke sich den Tischen nähern und stehend, aus Scherz, einige Geldstücke dann und wann hinwerfen. Das ächte Bild einer wahren Spielerin bot eine elegant gekleidete Französin in mittleren Jahren. Sie trug noch die Spuren ehemaliger großer Schönheit. Von 11 Uhr Morgens wo die Säle der Bank eröffnet, bis spät um Mitternacht wo sie geschlossen werden, behauptete sie unablässig ihren Sitz, gewöhnlich beim Trente-un. Sie spielte nicht hoch, denn ihre Mittel schienen nicht beträchtlich zu sein. Aber mit welcher Spannung haftete ihr großes dunkles Auge, in dem einst mächtig die Flammen der Liebe gelodert, auf der Hand des Croupiers der die Karten umschlug! Welche unersättliche Gier spiegelte sich in ihren scharfen Zügen, in denen Leidenschaften aller Art ihre Furchen zurückgelassen! Ihre Freude über Gewinn war fast noch unschöner, thierischer, als der Zorn über Verlust. Im letzteren Fall verfehlte sie nie durch eine starke Prise Tabak ihr Gehirn anzufrischen.

An den Sonntagsabenden spielt von 8 Uhr an im großen Hauptsaal ein ausgezeichnetes Orchester, theilweise von den ersten Pariser Virtuosen gebildet, die Benazet freigebig bezahlt. Benazet ist ein kluger Berechner der Alles anwendet die Menge herbeizuziehen. Dann tönt das Schmettern der Trompeten zu dem Rollen

Digitized by Google

der Kugeln, dem Klappern und Klingen der Goldhaufen, dem eintönigen Ruf der Bankhalter. Die Verlierenden die an ſolchen Abenden doppelt zahlreich ſind, können ſich dann wenigſtens tröſten daß Fanfaren ihren Verluſt begleiten oder ſanfte Flötentöne ihn betrauern.

Wird uns dies bewegte Treiben läſtig, ergreift uns der Ekel an der blaſirten Verlorenheit die ſich in den Sälen herumtreibt, Unterhaltung ſuchend und doch nicht findend, will man ſich in den Schooß der ewig ſchönen Natur flüchten, in ihr den reinſten Genuß zu ſuchen, ſo bietet Baden auch dazu ſo reiche Gelegenheit wie nur ſelten ein anderer Ort. Wenige Schritte genügen und man iſt in der tiefſten Einſamkeit, im verborgenſten Waldesdunkel der wild zerklüfteten Felſengegend. Welche reiche Auswahl von Spaziergängen gewährt Badens nahe wie ferne Umgebung! Wochen lang kann man hier weilen und täglich neue Schönheiten entdecken. Es gibt in Deutſchland großartigere Alpengegenden, aber wenig anmuthigere, mannigfaltigere Gebirgslandſchaften. Der glückliche Umſtand daß Baden in einem Seitenthale des Schwarzwaldes liegt, nahebei aber ſchon die lachenden, offenen Rheinebenen beginnen, bewirkt dieſen großen Reichthum der Abwechſelung von Gebirg und Ebene, Wäldern und Felſen. Der Schwarzwald hat nicht das Wellenförmige des Thüringerwaldes, des Odenwaldes. Aber hier iſt größere Mannigfaltigkeit, jeder Punkt hat hier ſeine beſondere Geſtaltung. Dieſer Berg fällt ſteil ab, jener ſenkt ſich allmälig, der eine iſt ſpitz, der andere rund mit ſeiner Kuppe, der gleicht einem Kegel, dieſer einer großen Mulde. Man gewinnt oft auf einem Wege ganz verſchiedene Anſichten, glaubt in wenigen Minuten ganz von einander entfernte Landſchaften vor ſich zu haben. Welch belohnenden Spaziergang bietet z. B. nicht die Ruine des alten Schloſſes dar, welche man auf bequemen Pfaden gut in einer halben Stunde erreichen kann. Zuerſt nachdem man die Bergſtraßen der Stadt verlaſſen, kommt man bei dem neuen Schloß vorbei, das im Sommer der Großherzog bewohnt. Der offenſtehende Garten deſſelben mit den wunderſchönen hohen Linden gewährt einen angenehmen Ruhepunkt. Unter den grünen Schatten der Bäume ſtehen trauliche Bänke von denen man einen Blick über einen Theil der Stadt und die Lichtenthaler Allee in die gleichnamigen Berge hat. Bequem aufwärtsſteigend führt der Pfad von hier, nur hie und da durch ein ſchattiges Laubhölzchen unterbrochen, weiter auf beiden Seiten die zwar ganz verſchiedene, aber gleich befriedigende Ausſicht auf Thal und Berg gewährend. Bald nimmt dann ein dunkler Tannenhain den Wanderer auf. Wie ſchön und traut iſt es hier! Schlanken Säulen gleich, ſteigen die rieſigen graden Stämme empor. Es ſind noch die alten verjährten Fichten die dem Schwarzwald urſprünglich ſeinen Namen verliehen. In den bekannten großen Flößen zuſammengeſetzt, ſieht der Rhein alljährlich Tauſende derſelben dem theuer zahlenden Holland zuſchwimmen. Hier ſchützt ſie die Nähe Badens, dem man einen ſolchen Wald erhalten wollte, vor gleichem Looſe. Der Sonne Strahl bricht ſich kaum Bahn durch ihr grünes Gezweige, hellglänzende Arabesken phantaſtiſcher Art an den braunen Stämmen oder dem grüngelben Moosgrund des mit kleinen Felsbrocken beſäeten Bodens zeichnend. Leiſe rauſchen die Gipfel vom Winde bewegt, mit dem eigenthümlichen, ſchaurigen Tone, der nur den Nadelwaldungen eigen iſt. Vögel aller Art zwitſchern ihren fröhlichen Geſang dazwiſchen, und das bebende Eichkätzchen ſchwingt ſich mit gewandten Sprüngen von Baum zu Baum, oft den fremden Wanderer mit den klugen ſchwarzen Augen eine Weile anſchauend, dann bald ſorglos um ihn ſeinen luſtigen Pfad verfolgend. Es iſt hier das Bild der vollkommenſten Einſamkeit des Hochwaldes, man glaubt ſich von allen menſchlichen Wohnungen weit entfernt, tief ins Gebirge verſetzt. Nach einer kleinen halben Stunde erreicht man mühelos das alte Schloß. Die Ruine deſſelben iſt ſehr groß, ziemlich gut erhalten, mit beſonders hohen Thürmen verſehen, ſonſt aber ohne eigentliche architektoniſche Schönheit. Daß man hier ſich in der Nähe des ſtark beſuchten Badeortes befindet, ſpürt man deutlich. Ein eleganter Reſtaurateur hat in einigen wohnbar gemachten Nebentheilen wo ein alterthümlich hergeſtellter Saal auch noch befindlich, ſeinen Sitz aufgeſchlagen, den zahlreichen Beſuchern Erfriſchungen aller Art zu bieten. Überall ſtehen Tiſche und Stühle, ſieht man Gruppen ſich labender Menſchen, hört man Tellergeklapper und Gläſergeklirr. Die hohen Thürme, ſorgſam vor weiterem Verfall geſchützt, ſind mit Treppen und Stegen zugänglich gemacht, an gefährlichen Stellen mit Geländern geſchützt. Eine entzückende Ausſicht gewährt beſonders ein klarer Sommerabend, wenn die Sonne im Scheiden begriffen iſt. Am Fuße des Berges das ſchmahle hellgrüne Thal das ſich nach Oos hinzieht, von dem gleichnamigen Fluß gleich einem dünnen Silberfaden auf grünem Grunde durchzogen. In dem Thale ſieht man auch den bräunlich gelb von dem Wieſengrün abſtechenden Strich der Eiſenbahn, die Baden bei dem Dorfe Oos mit der großen badiſchen Bahn von Baſel nach Mannheim verbindet. Gleich einer rieſigen Schlan-

Digitized by Google

ge, die mit Blitzesſchnelle fortſchießt, ohne daß man die Werkzeuge dieſer Schnelligkeit ſieht, kommt ein Wagenzug dahergeſtürmt, die rauchende Locomotive an der Spitze. Ihr gelles Gepfeife dringt durch die Stille des Waldes bis oben auf dieſe Höhe und erſchreckt laſſen die Vögel auf Augenblicke ihr Gezwitſcher verſtummen, dem ungewohnten Ton zu lauſchen. Jenſeits des Thales ſtreichen maleriſch geformte Berge, mit ihren waldigen Kuppen den Horizont begrenzend. Links liegt Baden, halb an den Schloßberg gelehnt, halb ſchon im Thal, mit ſeinen hellfarbigen, glänzenden Häuſern. Hervorſchimmernd durch Größe wie weiße Färbung treten beſonders die weitläuftigen Gebäude des Converſationshauſes dem Auge entgegen. Leiſe klingen einige Accorde der Muſik durch die Luft und einen ſich mit den Silbertönen der ſeufzenden Äolsharfen die paſſend in einigen Fenſteröffnungen des alten Gemäuers angebracht ſind. Noch weiter links ſieht man die duftig braunen fernen Berge des höheren Schwarzwaldes, auf der einen Seite die runde Kuppe des »Merkens« des höchſten Punktes der Gegend mit ſeiner weißen Merkſäule. Rechts ſchweift der Blick in die weite freie Rheinebene die dicht beſäet iſt mit zahlloſen größeren wie kleineren Ortſchaften, unter ihnen beſonders die Bundesfeſtung Raſtadt durch Größe bemerkbar. Gleich einem Strom flüſſigen Goldes durchſchlängelt dieſe ſmaragdene Fläche der Rhein, glühend gefärbt von den Strahlen der ſcheidenden Sonne. Hinter ihm im tiefen Purpur des Abendrothes „la belle France“, bis dann in ihm die bläulich-violetten Vogeſen am weiten Saume ſich immer mehr und mehr in duftige Ferne verlieren. Hier ſollen die armen Emigranten die während der Schreckensjahre der Revolution ſich in großer Zahl in Baden aufhielten, oft geſtanden und weinenden Auges unverwandt nach dem ſo ſchön vor ihnen liegenden und ihnen ſo ſtreng verſchloſſenen Vaterland geſehen haben bis die Schatten der Nacht es mitleidig den Blicken verhüllten.

Aber nicht blos der Naturfreund und Schwärmer, auch der Gourmand findet in Baden-Baden ſeine Rechnung. Der nahe Schwarzwald liefert Wild in Überfluß, deſſen Bäche Forellen, der Rhein ſeine Salme, der Bodenſee ſeine Fiſche und ſelbſt die Nordſee ihre Auſtern die jetzt mit Dampfeskraft in drittehalb Tagen hiehergelangen. An Obſt iſt das Land ſo reich wie Würtemberg. Trotz der Theuerung dieſes Jahres in Folge der Noth war es in Baden vielleicht wohlfeiler als in jedem Badeort. Man ſpeiſt hier in reicher Auswahl Mittags für 30 Franken. Die beliebteſte Speiſeſtunde iſt um Fünf; die Deutſchen haben um ein Uhr eine wohlfeilere Tafel. Daß man auf deutſchem Boden hier ſteht, iſt kaum fühlbar, Baden erſcheint uns wie ein Grenzort von Frankreich. Die Einwohner des Ortes ſind geborene Bedientenſeelen für die Völker der Erde; jeder Kellner, Kutſcher, Handwerker, Bettelbube radebrecht Franzöſiſch; jedes Schild an jedem Laden gibt die Inſchrift in beiden Sprachen. Frankreich greift immer noch tiefer in Deutſchland hinein als es ſollte. Und die ſüddeutſche Gefälligkeit bequemt ſich zu leicht ſolchen Übergriffen. Die Trümmer vom Heidelberger Schloſſe und viele Mahle im Lande rings umher rauchen nicht mehr. Die ſtummen Ruinen ſollten aber doch eine Mahnung für uns ſein; denn die Steine predigen, wenn die Zungen nicht mehr reden.

J. v. W.

Studien Preußiſcher Geſchichte.

Mit Beziehung auf **Leopold Ranke's** »Neun Bücher Preußiſcher Geſchichte.«

1.

Seit den neuen ſtändiſchen Entwickelungen Preußens, welche uns nicht nur als Staat ſondern auch als Volk, und zwar in einer gegenſeitigen lebendigen Durchdringung beider Begriffe, in eine neue, wärmere und zukunftreiche Sphäre des Daſeins haben hinübertreten laſſen, iſt ein Zurückgehen auf die Preußiſche Geſchichte in ihrem ganzen Hergang und Zuſammenhang, und eine Darſtellung derſelben im Geiſte unſerer politiſchen Fortbewegung und hiſtoriſchen Beſtimmung, zu einer wahren Nothwendigkeit des Tages geworden. Man muß ſich wundern daß die große, friſche Bedeutung dieſes Moments, wie er für die geſchichtſchreibenden Talente eines Volkes nicht günſtiger und dankbarer gefunden werden kann, ſo wenig von dieſen erkannt worden zu ſein ſcheint und ſie nicht in wetteiferender

Digitized by Google

Menge jetzt auf diese Bahn gezogen hat, wo es ungewöhnliche Preise des Talents, der Gesinnung und der Vaterlandsliebe zu erringen gibt. Denn der gegenwärtige Moment, wo Volk und Staat sich die gesetzliche Form ihrer Einigung schaffen wollen, wo der Staat, seiner bureaukratischen Sonderwirthschaft sich begebend, Volk werden will, und das Volk mit seinen edelsten Schaffenstrieben, mit seiner ganzen Liebe und seiner ganzen Kraft, sich in den Staat hineinbildet, dieser Moment wo eine Nation sich ihr gesammtes Lebensbild neu zur Anschauung ruft und mit seinen materiellen wie mit seinen geistigen Überlieferungen von neuem abrechnen, rechten und richten muß, dieser Moment gibt dem Historiker seiner Nation eine Berechtigung und ein Pathos, worauf die höchsten Wirkungen einer geschichtlichen Darstellung gezogen werden können.

Der heutige Geschichtschreiber Preußens wird diese Geschichte zugleich, wie noch nie, unter den Augen von ganz Europa schreiben, und erfüllt an dem jugendfrischesten und sittlich stärksten Staatskörper des Jahrhunderts einen universalen historischen Beruf, denn, dem französischen und englischen Nationalstolz gegenüber ist auch für uns endlich der Augenblick gekommen wo wir in ein europäisches politisches Dasein eingetreten sind, und wo Preußen als ächter Vertreter und Bildner der deutschen Nation dem Auslande in einer Staatsbewegung gegenüber steht, die auf dem großen Weltschauplatz in die Reihe der entscheidenden Völkerfragen gestellt worden, und nicht mehr als bagatelle allemande abgemacht werden kann. Die früheren preußischen Herrscher hatten es sich zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, Preußen aus kleinen und zufälligen Anfängen zu der nothwendigen Stellung einer europäischen Macht emporzuheben, eine Aufgabe welche durch Friedrich den Großen vollendet und abgeschlossen worden ist. Aber diese äußere europäische Rangstellung Preußens kann für uns heutzutage in dem alten diplomatischen Kabinetssinne nur noch ein geringes Interesse haben. Preußen hat sich jetzt — und dies ist der neue, noch wesentlich zu erfüllende Charakter seiner Epoche seit Friedrich dem Großen — als europäische Macht vorzugsweise in dem Sinne zu entfalten und zu bethätigen: daß es in seiner inneren politischen Entwickelung auf die Höhe der europäischen Staatsformen hinaustritt und darin als wesentlich deutsche Macht und als vereinheitlichendes Organ deutschen Namens und deutscher Nationalität die höchsten Aufgaben des modernen Volksgeistes löst.

Dies ist die historische Perspective der heutigen preußischen Geschichtsschreibung, und die letztere muß in der Formung und geistigen Zusammenfassung ihrer Thatsachen selbst mit Hand anlegen können, um den Bau der Zukunft des preußischen Staatslebens zu fördern und ihn richten zu helfen. Die Verhandlungen des Ersten vereinigten Landtags die als eine gymnastische Vorschule unserer Staatsentwickelung ewig denkwürdig bleiben werden, zeigten ebenfalls vorherrschend in diesem Sinne eine Tendenz auf die gesammte Staatsgeschichte Preußens, eine beständige Berufung auf seine entscheidendsten historischen Momente und das Bestreben den Rechtsboden für die neuen politischen Formen unseres Staats durch das Festhalten an dem Geist und der Wahrheit seiner geschichtlich errungenen Thatsachen sicherzustellen.

Wenn wir vor allen Dingen wünschen daß der heutige Geschichtschreiber Preußens mit Liebe, Begeisterung, klarem und vorurtheilsfreiem Blick auf diesen entscheidenden Lebenspunkt unserer inneren Staatsbewegung sich stelle, so haben wir dagegen durch die mit Begierde unternommene Lectüre des neuen Werkes von Leopold Ranke fast den entgegengesetzten Eindruck erhalten. Wir waren schon bei der Ankündigung dieser »Neun Bücher Preußischer Geschichte« überrascht, gerade von einem Historiker wie Ranke in dem gegenwärtigen Moment des preußischen Staatslebens eine solche Geschichte beginnen zu sehen. Nicht als ob wir das glänzende pittoreske Talent dieses Geschichtschreibers von vorn herein für ein dieser Aufgabe fremdartiges halten wollten, aber das historische Naturell dieses Autors, das in der künstlerischen Behandlung zugleich eine spitzfindige und politisch destillirende ausgebildet hat, schien uns entweder zu verschlossen oder allzu weich für eine unter den heutigen Zeitumständen vorzunehmende Darstellung der preußischen Geschichte, um so mehr da man weiß daß Hr. Ranke in den ausgezeichneten und theilweise genial gefaßten Tableaux, die er uns von verschiedenen Partieen der Weltgeschichte gegeben, doch nur da ganz unbefangen und gesinnungsklar erscheint, wo er sich auf einem um mehrere Jahrhunderte von der Gegenwart getrennten und auch im Raum möglichst von unserer nächsten Nähe geschiedenen Boden befindet. Die künstlerische und künstliche Geschichtschreibung hat aber heute keinen Werth mehr, wenn sie nicht zugleich zum Nutzen und im bestimmten Sinne des Zeitalters und seiner wahrhaft gestaltenden Ideen auftritt. So schrieben die Griechen und Römer ihre zeitgenössische Geschichte aus dem bewegenden Pathos des Tages heraus, mit dieser ächt historischen

Digitized by Google

Leidenſchaft, von der die Neueren häufig mit Unrecht gemeint daß ſie der Geſchichtſchreiber nicht haben dürfe, und der die Alten gerade den unſterblichen Werth und Ruhm ihrer Geſchichtswerke verdanken. So kann, ſo muß auch die preußiſche Geſchichte jetzt geſchrieben werden, in der es am allerwenigſten mehr mit glänzend geſtrichten hiſtoriſchen Tabletten gethan iſt! —

Die »Neun Bücher preußiſcher Geſchichte« liefern uns mehr eine Geſchichte der preußiſchen Macht und des preußiſchen Hauſes, als eine Geſchichte des preußiſchen Staats und Volkes, aus der man ſehen könnte wie Staat und Volk ſich unter der Führung der Herrſcher allmälig zu einem ſtarken und einheitlichen Organismus ineinanderleben. Der Verfaſſer bezeichnet es ſelbſt als die vornehmſte Aufgabe ſeiner Darſtellung, zu zeigen »wie Preußen ſich zum Rang einer europäiſchen Macht erhoben« (S. 185). Da er nur innerhalb dieſer Grenzen die Geſchichte Preußens unternehmen will, ſo ſcheint es daß er in den beiden folgenden Bänden, die wir noch von ihm zu erwarten haben, nicht bis in die neuere Zeit des preußiſchen Staatslebens fortgehen und ſeine Darſtellung nicht über den Tod Friedrichs des Großen hinausführen will. Es gehen ſchon dadurch für uns die Ausſichten auf eine *preußiſche Staatsgeſchichte* verloren, wie wir ſie als ein inneres Lebensbedürfniß der Gegenwart erkannt haben, und wie ſie als eine Zuſammenfaſſung unſerer hiſtoriſchen Berechtigung mit Hinweiſung auf unſere politiſche Zukunft uns nothwendig geworden. Die europäiſche Machtſtellung Preußens, welche der Verf. in ſeinem erſten Bande vornehmlich in dem ſie begründenden Wirken des großen Kurfürſten, Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. zu betrachten hat, wird von ihm zum Theil vortrefflich und mit jenem an ihm oft anerkannten durchdringenden Spürſinn für die innerſten Zuſammenhänge der europäiſchen Kabinetspolitik entwickelt. Beſonders hat er die engherzige und egoiſtiſche Territorialpolitik der Kabinette zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, welche blos um den Länderbeſitz feilſchte und rechnete, in ſcharf gezeichneten Gruppen anſchaulich auseinandergelegt. Die von ihm durchweg gemilderte und abgedämpfte Geſtalt Friedrich Wilhelms I. erhält durch dieſen Gegenſatz, in dem ſeine perſönliche politiſche Rechtlichkeit (obwohl doch etwas gekniffen wegen des Beſitzes des Herzogthums Berg ſich herumwindend) mit dem in Europa allgemein geltenden Trugſyſtem der Kabinette erſcheint, vollends eine günſtige, von dem Verfaſſer mit ſo viel optimiſtiſcher Abſichtlichkeit erzielte Beleuchtung. —

Inſofern Hr. Ranke uns vorzugsweiſe eine *preußiſche Kabinettsgeſchichte* hat liefern wollen, müſſen wir, von den ſonſtigen Forderungen der Zeit abſehend, das Verdienſt ſeiner Arbeit nach dieſer Seite dahingeſtellt ſein laſſen. An eine volksthümliche Darſtellung, wie wir ſie von dem heutigen Hiſtoriker unbedingt verlangen, war unter dieſem Geſichtspunkt natürlich nicht zu denken, ſondern dieſe mußte, wenn ſie auch ſonſt in dem berechneten Geſchichtsſchreibercharakter des Verfaſſers möglich wäre, in dem Aufſetzen künſtlicher Lichter, Tuſchen und Rabirmittel verloren gehn. Was aber einer populären Wirkung dieſer Geſchichte noch hinderlicher wird, iſt die gänzlich fragmentariſche Manier welche in der Behandlung vorwaltet, und die zuweilen ſo weit geht daß einzelne Partieen der Thatſachen und ſelbſt manche Hauptgeſtalten, welche die Fäden der Ereigniſſe tragen, hier nur Dem verſtändlich werden können, welcher ſchon eine anderweitig erworbene genügende Kenntniß der preußiſchen Geſchichte mitbringt. Dies hängt zum Theil auch mit der rigentümlichen Art und Weiſe zuſammen, wie Hr. Ranke ſich zu den archivaliſchen Quellen ſtellt, die ihm für ſeine Darſtellung mit einer Bereitwilligkeit und in einem Umfange wie keinem andern Hiſtoriker vor ihm geöffnet waren. Auf der einen Seite läßt er es nämlich den Anſchein gewinnen, als wenn nur Das Werth und poſitive Wahrheit hätte was er in den Archiven gefunden und was ſich daraus durch diplomatiſche Documente beglaubigen ließe, während er über alles Andere, auch ſonſt Feſtſtehende und in der Überlieferung Charakteriſtiſche faſt mit vornehmem Ignoriren hinweggeht und es gar nicht als Thatſache aufnimmt, blos weil ihm ſeine archivaliſchen Auszüge nichts darüber dargeboten haben; wie ihm denn auch außer dieſen Quellen die übrigen literariſchen die er nur ſehr unvollſtändig und willkürlich benutzt, nur eine ſehr geringe Geltung zu haben ſcheinen. Es iſt hier nicht der Ort und über das Verhältniß der Archive als einer ausſchließlichen Quelle der Geſchichtſchreibung auszulaſſen. Die Wichtigkeit der darin verſchloſſenen und gehüteten Mittheilungen hat ſich für manche Thatſachen der neueren Geſchichte ſchon zu entſcheidend herausgeſtellt. Aber ihre Alleingültigkeit muß für den Hiſtoriker, der ſich ſeinen geſunden geſchichtlichen Inſtinct bewahrt hat, großen Bedenken unterliegen. Auf der andern Seite hat man aber wieder zu erſtaunen, wenn man nun in dieſem erſten Bande die Ausbeute überſchlägt welche Hr. Ranke ſeinen anſehnlichen und ihm ſo reichlich zu Gebote geſtellten archivaliſchen Quellen abgewonnen hat. Dieſe Ausbeute

Digitized by Google

beſchränkt ſich großentheils nur auf einige individuelle Porträtzüge, während er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß in der Vorrede, ſehr viel Wichtiges und Weſentliches in den Archivacten zurückgelaſſen, beſonders über Alles was die innere Staatsverwaltung Preußens angeht und worüber die umfänglichſten Aufſchlüſſe für uns heutzutage gerade die bedeutſamſten geweſen ſein würden.

In der preußiſchen Geſchichte wird die Auffaſſung und Darſtellung der Charaktere, welche als die Leiter des öffentlichen Staatslebens erſcheinen, von beſonders hervorragender Wichtigkeit. Die großen Charaktere des preußiſchen Staats, ſowohl auf ſeinem Throne wie in der Verwaltung, ſind hier nicht blos ausübende und vollziehende Organe, wie in andern abgeſchloſſenen Staatsbildungen, ſondern immer zugleich gründende und ſchaffende Kräfte, durch welche ein noch im beſtändigen Werden begriffener Staatsorganismus ſeine Grundlagen und Richtungen empfängt, während die Volksmaſſe, die ſich allmälig und langſam gliedert und zum Bewußtſein eines lebendigen Ganzen erhebt, lange als ein untergelegter Stoff erſcheint, der von den ihm überlegenen Händen ſeiner Herrſcher und Staatsmänner zurechtgeformt und geſtaltet werden ſoll. Dies ausſchließliche Übertragen einzelner Charaktere im preußiſchen Staat zeigt ſich auf ſeiner ſchärfſten Spitze vornehmlich in der Periode, welche Hr. Ranke in ſeinen »Neun Büchern« (vorausgeſetzt daß dieſe, wie wir glauben, nicht über den Tod Friedrichs des Großen hinausgehen werden) ſich zu behandeln vorgeſetzt, und wir können darum gerade auf dieſem Punkt auch das innere und tendenziöſe Weſen ſeiner preußiſchen Geſchichtsſchreibung, wie ſorgfältig er auch ſonſt daſſelbe zu überſchleiern bemüht iſt, erkennen.

Die vier entſcheidungsvollen Elementarcharaktere des preußiſchen Staats, welche die Bildungsgeſchichte deſſelben weſentlich beſtimmen, ſind in dieſen vorbereitenden Epochen vornehmlich der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der erſte preußiſche König Friedrich I., der König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, in welchem letzteren der Staat auf die Höhe ſeiner europäiſchen Machtſtellung hinaustritt, zugleich aber ſchon in ſich ſelbſt wie unter lebenswärmeren Händen den Anſtoß empfängt, ſich von der Lebensſtufe einer ſtarren politiſchen Kryſtalliſation innerlich zu befreien und zu einer auf ſich ſelbſt geſtellten, in der lebendigen Staatsidee erfaßten, in einer eigenthümlichen Rechts- und Geſetzesſphäre wurzelnden Organiſation überzugehn. In Friedrich dem Großen, welcher die alte Zeit Preußens abſchließt und die eigentlich moderne Epoche des Staats beginnt, wollen daher ſchon die harten und ſchroffen Umriſſe des bis dahin in dieſer Weiſe typiſchen Preußencharakters ſchmelzen, oder es wird in ihm wenigſtens durch den flüſſigen, wenn auch hier gänzlich negativen Geiſt der allgemeinen europäiſchen Bildung eine wohlthuende Vermittelung und Miſchung der nationalen Eigenart angeſtrebt. Die Art, wie Hr. Ranke dieſen königlichen Charakter in ſeinem erſten Band angelegt hat, wo es ſich um die Jugendjahre Friedrichs und ſeine Fluchtverſuche handelt, kann uns nicht vorweg eine ſehr bedeutende Erwartung von der in den folgenden Büchern zu gebenden Geſammtauffaſſung erwekken. Wie phyſiognomielos, abſichtlich oder unabſichtlich verwaſchen iſt dieſe Miniaturmalerei, die uns Hr. Ranke von der Jugendzeit Friedrichs II., von dem eigenthümlichen Gang ſeiner Bildung, von dem Zerwürfniß mit ſeinem Vater Friedrich Wilhelm I. und endlich von der Ausführung jener ewig denkwürdigen Flucht entwirft! Wenn man der großen und lebensreichen Fülle von Materialien gedenkt, welche in dem Werke von Preuß für die Jugendjahre Friedrichs zuſammengeſtellt worden, ſo begreift man in der That nicht, wie dieſe unter den Händen Ranke's zu einem ſo dürftigen und bedeutungsleeren Bild haben zuſammenſchrumpfen können.

Theodor Mundt.

Der Pariſer Lumpenſammler auf der Leipziger Bühne.

Weil die Franzoſen die beſten, d. h. die feinſten und wirkſamſten Kabalen am Hofe hatten, ſo haben ſie in der Komödie auch das beſte Intriguenſpiel gehabt. Wir Deutſchen hatten den meiſten Familienjammer; es iſt erklärlich daß unſer Iffland mit ſeinem Rührſpiel eine Zeitlang der wirkſamſte Ausdruck unſeres Lebens war. Es folgt Eines dem Andern wie die Wirkung der Urſach; Kunſt und Literatur ſind Spiegelbilder deſſen was ein Volk hat und thut. Und nun bei den Franzoſen die Kabale bei Hofe abgeſtorben iſt, im Boudoir der Maitreſſen keine Ränke mehr geſponnen werden, nun Hunger und Noth in den Manſarden und Kellerlöchern mächtiger geworden ſind als die Paſſionen der vornehmen Welt, kehren auch Kunſt und Literatur

Digitized by Google

ihren Rock um und zeigen ihr Unterfutter. Ich finde das ſo natürlich daß ich die Kritik die darüber jammert thöricht und kurzſichtig ſchelten möchte. Was für keuſche veſtaliſche Flammen hat denn die Kritik als Hüterin höherer Kunſtrichtungen und ſublimer Ideale noch zu hüten? Die Ideale in der Kunſt ſind blaß und wirkungslos geworden; ſomit verdrängt das Genrebild die Madonnenbilder. Heißt das herabſteigen von der Kunſthöhe, ſo dächt' ich wären die Niederländer in der Malerei noch immer Künſtler genug geweſen. Wahr zu ſein iſt die erſte Aufgabe der Kunſt, und wenn die Ideale lügneriſch und phraſenhaft geworden ſind, kommt die Wirklichkeit entweder in ihrer hausbackenen Derbheit oder mit ihrer ſtrotzenden Putzigkeit oder auch mit ihren nackten Scheußlichkeiten an die Reihe. Das wäre noch gar nicht ſo ſehr zu beklagen. Gäbe es nur für dieſe Wirklichkeit voll Poſſen und voll Schauer einen Teniers, einen Breughel, einen Rembrandt! Da liegt freilich die tiefere Noth. Die alte Pinſelführung iſt in der Literatur verloren gegangen und die Fayreſto's, die Pariſer Schnellmacher, klechſen und ſudeln in einer nichtsnutzigen Haſt. Für's Theater wenigſtens haben die Franzoſen in der Proletarierrichtung kein einziges Talent ächter Art aufzuweiſen. Das ſtört ſie aber nicht ſich dieſer Richtung ganz hinzugeben. Greift nur hinein in's volle Menſchenleben: wo Ihr es packt, iſt es intereſſant! Dieſen Spruch haben ſie ſich nicht erſt zurufen laſſen wie weiland wir von unſerem Goethe, ſie haben ihn raſch und entſchieden befolgt. In jetziger Entwickelung iſt der Ouvrier mit ſeinem Elend und ſeiner Noth wichtiger als der Baron mit ſeinen Paſſionen, die Griſette im Dachſtübchen intereſſanter als die Comteſſe im Salon; alſo bevölkern ſie ihre Romane, ihre Dramen raſch mit dieſen neuen Figuren. Der Kehricht auf der Gaſſe iſt pikant genug, alſo ſchütten ſie ihn auf die Bretter, und der Chiffonier wird beim Lampenlicht der Träger der Moral des Jahrzehends, wird der Liebling der Nation, der rührende Narr des Zeitalters. Wer will die Poeſie in dieſen Elementen leugnen? Wer will in dem Gegenſatz von Reich und Arm, von deſſen politiſch ſocialer Bedeutſamkeit abgeſehen, die dichteriſche Wirkſamkeit verkennen? Wenn es gewiß iſt daß wir die Poeſie nicht blos in den Paläſten der Hohen, auch in den Hütten der Niedern zu ſuchen haben, ſo iſt es nur ein Schritt weiter, das Elend und die Verworfenheit in den Höhlen der Großſtädte mit der Kienfackel zu beleuchten. Wir kommen da dem Abgrund und den Untiefen der Menſchennatur um vieles näher, und die Endfäden menſchlicher Entartung führen uns keineswegs in ein endloſes Labyrinth der Schrecken. Wir kommen hier dem großen Unglück der Welt auf den Grund. Die Gewöhnung der Vornehmen iſt ſchlechter als die Verbrechen aus Armuth. Dieſe Entdeckung iſt ſogar tröſtlicher Art; ſie beruhigt uns über den Kern der menſchlichen Natur. In dieſer Genugthuung liegt für uns ein Reiz, ein Reiz den wir wohl einen poetiſchen nennen dürfen. Dies leugnen ſtritte gegen die Überzeugungen einer ganzen Welt. Die Mystères de Paris ſind ein europäiſches Buch geworden. Wenn ſich unſere Kritik eine Zeitlang ohnmächtig gegen dieſe Thatſache ſträubte, ſo war das gutmüthige Schwäche und hoffentlich vorübergehende Kurzſichtigkeit. Daß ſich auch äſthetiſcher Schund und künſtleriſche Dürftigkeit im Buche findet, braucht niemand dabei zu überſehen; Eugen Sue iſt eben kein ganzer Rembrandt. Aber daß die Elemente mächtig ſind, iſt unleugbar; daß ſelbſt gewiſſe Geſtalten entſchieden werthvoll, gewiſſe Scenen gelungen, gewiſſe Situationen und Conflicte von überraſchender, bezwingender Macht und Wahrheit, kann blos der Neid abſtreiten wollen. Es iſt auch ein Zeichen vollendeter Schwäche daß die deutſchen Talente in der Regel eine Weile ſich ſträuben und ereifern, und dann lammartig dieſelbe Straße wandeln.

Das Proletarierſtück von Felix Pyat das wir auf der Leipziger Bühne ſahen, hat etwas von der Confuſion des Lumpenkorbes an ſich in welchem der Held, der Chiffonier, den Straßenkehricht von Paris ſammelt. Aber es hat Effecte die dem Inſtinct des Franzoſen der immer fühlt was in ſeiner Welt wahr iſt, nicht mißglücken. Der Franzoſe bringt es ſelten zu allgemeinen Wahrheiten, aber was auf ſeinem Boden das Richtige, das Zutreffende iſt, verſteht er immer und weiß es zu handhaben. Pyat's Drama iſt wie ein Roman angelegt und entwickelt; nur daß der Franzoſe auch wo er ſeinen Stoff ganz undramatiſch conſtruirt, doch ſoviel treffende Ereigniſſe ineinanderdrängt daß die Schlagkraft nicht ausbleibt. Das Stück iſt nicht gerade ein Abhub deſſen was die Mystères de Paris gebracht, gibt aber doch in ſeiner Marie Didier nichts als einen Nachdruck jener Rigolette die mitten im Sumpf eine reine Waſſerlilie bleibt. Daß wir die ſtille fleißige Nähterin in ihrem Dachſtübchen belauſchen, iſt nicht weiter dramatiſch vortheilhaft; eine ſolche Natur will ſich nur im Roman, im Zuſtändlichen, im Raume der Begebenheiten entwickeln. Aber es führt zu einem theatraliſchen Effect der auf Koſten des Theatermaſchiniſten kommt. Links Mariens Stübchen mit einem Kämmerchen; davor ein ſchmahler Gang zu dem die Bodentreppe

Digitized by Google

von unten hinaufführt, während über dieſer Vater Jean in ſeinem Loche hauſt: das gibt eine Decoration die dem Verfaſſer die epiſche Malerei erſpart, obſchon der Roman doch wirkſamer bleibt als alle Theaterkuliſſen. (Die Decoration war übrigens auf unſerer Bühne vortrefflich und erntete verdienten Beifall.) Um ein Kind in Windeln dreht ſich wie in der »Mutter aus dem Volke« die Entwickelung des Stückes. Seltſam, auch dieſe »Mutter« heißt Marie; als ob die Franzoſen recht gefliſſentlich darauf hinarbeiteten die Mutter Marie gleichſam herunterzubringen! Auffallend aber bleibt daß in Felix Pyat's Drama kein Findelhaus exiſtirt. Man erinnere ſich der nächtlichen Scenen vor dem Findelhauſe in der »Mutter aus dem Volke!« Dieſe Scenen waren bei der erſten Darſtellung in Leipzig von ſo ſchlagkräftiger Wirkung daß im Publikum eine Dame ohnmächtig wurde, ein junger Mann vor Schreck die Treppe hinunterfiel. War eine deutſche Tragödie je ſo wirkſam? Wenn die Poeſie halsbrechend wirkt, ſo hat ſie wohl das Äußerſte ihrer Wirkſamkeit erreicht. — Im Pyat's Stück gibt es kein Findelhaus. Das neugeborene Kind wird hier der armen Marie heimlich auf's Bett gelegt. Die tugendhafte Nähmamſell hatte in ihrem troſtloſen Elend ſchon beſchloſſen ſich in Kohlendampf zu erſticken; nun ſie das Kind findet, beſchließt ſie ihm zu leben, ſo ſehr ſich auch ihr alter Freund von der Bodenkammer, Vater Jean, darob entſetzt. Das Kind ſollte beſeitigt werden; die Hebamme war aber mitleidig genug das dafür beſtimmte Geld zu beziehen ohne den Mord zu begehen. Nun das im vornehmen Hauſe ruchbar geworden, wird das Kind wieder geraubt, wirklich getödtet, und Marie als Kindesmörderin eingeſteckt. Das Mädchen liebt ein junger Cavalier der im Anblick ihrer reinen Unſchuld ſich ſelbſt wieder gereinigt und gehoben fühlt. Dieſer ſollte ſich mit der Mutter des Kindes vermählen; ihm ſollte alſo mit Einem Schlage die geheime Exiſtenz des Kindes entzogen, der Beſitz des Mädchens unmöglich gemacht werden. Das iſt alles ſehr ſcheußlich und ſehr roh. Das Roheſte aber, das am Verfaſſer faſt jede eigentlich poetiſche Befähigung bezweifeln läßt, iſt die Hinſtellung der Schmach der Mutter des Kindes, die geläufige Annahme ihres Falles deſſen Motivirung für ein Pariſer Vorſtadtpublikum gar nicht nöthig ſchien. Nicht die Enthüllung des Böſen in der Menſchennatur iſt unſchön, unſittlich; die Poeſie findet ja oft darin ihre größten Aufgaben; aber die leichte Annahme des Unſittlichen als Sitte, dieſe Zumuthung die Verworfenheit als hergebracht anzuſehen, das iſt das eigentlich Verderbliche in der Geſellſchaftswelt wie in der Literatur, hier liegt der faule Fleck des Pariſer Romans und des Pariſer Theaters von heute. Das deutſche Publikum iſt höchſt prüde, wird ihm das in einem deutſchen Product geboten, höchſt gefällig und willfährig, wird es ihm aus der franzöſiſchen Küche gereicht.

Neu im Stücke iſt nur die Hauptgeſtalt. Der Lumpenſammler hat zu beiden Theilen etwas vom Chourineur und vom Ravageur in den Mystères; die Elemente ſind die ähnlichen. Pyat hat jedoch in ſeinem Chiffonier das Naturell des Volkes, deſſen Verlorenheit und Gleichgültigkeit, aber auch deſſen Gutartigkeit und Energie in einem neuen Bilde voll Humor und Wahrheit zur Erſcheinung gebracht. Vater Jean iſt der Held des Drama's. Er hat Marie erzogen und rettet ſie von aller Schmach. Wenn er von ſeinen nächtlichen Streifzügen allmorgens in ſeine Bodenkammer zurückkehrt und aus ſeinem Korbe den Ertrag ſeiner Wanderungen durch die Straßen der Stadt vor ſich hinſchüttet, ſo gibt er uns beim Anblick der Lumpen die er ſammelt und ſondert, die Moral des Mannes aus dem Volke zum Beſten. An jeden Fetzen Papier und Zeug den er vom Kehricht der Gaſſe aufgeleſen, knüpft er Betrachtungen die den richtigen Blick des Naturmenſchen verrathen. Dieſer Kehrichthändler iſt eine Art Diogenes mit der Laterne, ob er gleich nur Lumpen und keine Menſchen ſucht; er findet auch aus den Lumpen das Menſchliche heraus. Und er hat jeder Zeit das Herz auf der rechten Stelle. Er war früher ein Trunkenbold; aber eine ſchreckhafte Scene ſeines Lebens wo er in trunkenem Zuſtande zu ohnmächtig geweſen ein Menſchenleben zu retten, hat ihn für immer nüchtern gemacht. Er rettet die Unſchuld Mariens. Er ſieht dem vornehmen Cavalier der das Mädchen liebt und ſie doch nicht heirathen will, den Text, und Dieſer geht in ſich. Er weiß das drohende Gewitter das ſich über Mariens Haupt zuſammenzieht, zu lichten; er findet die Verbrecher auf, die ſich die Armuth zu ihrem Opfer erkoren. Er iſt unerſchütterlich in ſeiner Ehrlichkeit, denn er kennt keinen Luxus; er iſt furchtbar in ſeinem zornigen Aufruhr, denn er weiß nichts von der blaſirten Glätte der Bildung; er iſt unüberwindlich in ſeiner Pfiffigkeit, denn er hat nichts gelernt und alſo ſeinen Verſtand nirgends verbraucht. Die Scenen mit der verbrecheriſchen Hebamme, die Scenen mit dem verruchten Baron, die Scenen vor Gericht entwickeln uns in ſchlagkräftigen Zügen die Natur des braven Mannes aus dem Volk der hinter ſeinen Lumpen ein kerniges, ein gutes und kluges Herz hat. Dieſe Triumphe des gemeinen Mannes in Sachen der verfolgten Unſchuld gibt uns Hr. Marr mit einer Virtuo-

Digitized by Google

ſtät die von neuem ſeine Kennerſchaft und ſein Talent in Hinſtellung eines ſolchen Proletariers bekundet. Marr iſt als Schauſpieler ein alter Zögling der Iffland'ſchen Schule, hat als ſolcher im Wiener Burgtheater ſeine Praxis gehabt. Sollen wir etwas rügen an ſeiner vortrefflichen Charakterzeichnung, ſo iſt es ein allzu fühlbares Wohlgefallen an der humoriſtiſchen und an der rührenden Wirkſamkeit ſolcher Naturen; es verführt ihn hier und da zu einer Dehnung der Momente, zum Feſthalten kleiner, an ſich ſehr richtiger und ſchlagender Züge die er aus der Beobachtung des Volks gewonnen, die aber mit zuviel Liebhaberei ausgemalt eine etwas mattende Wirkung erregen. Das Charakterbild das er gibt iſt an Einzelnheiten reich genug; es iſt nicht nöthig die Einzelnheit bis zur Erſchöpfung auszubeuten. — Der Beifall ſeiner Darſtellung war auch bei der dritten Aufführung der wir beigewohnt, ſtürmiſch. Frln. Erck iſt der Rolle der Marie nicht ganz gewachſen.

K.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 6. Octobr.

[Humboldt's Stellung in Berlin; ein neues Stück der Frau Birch-Pfeiffer; die Kritik des Lederkrobelneurs; Hr. Rötſcher hat begriffen.]

Alexander von Humboldt hat vorgeſtern ſeine Reiſe nach Paris angetreten, nachdem er uns noch die erfreulichſten Verheißungen für den zweiten Band ſeines *Kosmos*, deſſen letzten Druckbogen er noch hier empfing, hinterlaſſen. Paris iſt gewiſſermaßen die zweite Heimath Humboldt's, und er nimmt in den dortigen wiſſenſchaftlichen und geſellſchaftlichen Zuſtänden eine nicht minder hervorragende und herrſchende Stellung ein, als hier in Berlin, wo er vielleicht noch weniger unbefangen und hingebungsvoll in dem urſprünglichen Feuer ſeines Genius ſich gehen läßt. — Von ſeinem hieſigen vermittelnden Einfluß nach manchen Seiten hin iſt oft geſprochen worden, aber derſelbe möchte ſchwerlich je auf die politiſchen Momente der Gegenwart ſich erſtreckt haben. Humboldt's Stellung am preußiſchen Hofe war immer nur eine wiſſenſchaftliche Luxusſtellung, freundſchaftlich mediſicirt durch die ihm perſönlich zugewandte Geſinnung des Monarchen, aber ohne eine beſtimmte Veranlaſſung, irgendwie ſich den Staatsgeſchäften zu nähern oder das in Anregung zu ſetzen, was nicht geradezu durch eine ſpecielle Aufforderung an ihn gelangt. Wie ehrenvoll und ausgezeichnet aber auch in jeder Hinſicht Humboldt's hieſige Stellung ſein mag, ſo möchte es doch in mancher Beziehung zu beklagen ſein, daß er die 6000 Thaler Jahrgehalt braucht, welche er vom hieſigen Hofe empfängt, nachdem er ſein Vermögen durch ſeine Reiſen und die koſtſpieligen Drucke ſeiner größern wiſſenſchaftlichen Arbeiten zugeſetzt. — Was den längſt erwarteten zweiten Theil des Kosmos anbetrifft, der jetzt wahrſcheinlich noch in der Mitte dieſes Monats im Publikum ſein wird, ſo gehört die Sorgfalt für die franzöſiſche Überſetzung deſſelben, die in Paris unter eigener Leitung Humboldt's angefertigt wird, mit zu den Beſchäftigungen und Abſichten, welche Humboldt's diesmaligen Aufenthalt in Paris beſtimmen. Dieſer wird wahrſcheinlich bis zum nächſten Frühjahr dauern, und ſo wird Berlin den ganzen Winter hindurch ſeine größte Celebrität zu vermiſſen haben: ein Verluſt, der nicht blos die excluſiven Geſellſchaftskreiſe trifft, ſondern bei dem vielfältigen und fördernden Umgange, den Humboldt mit allen Klaſſen, beſonders auch mit hieſigen jungen Gelehrten unterhielt, allgemein empfunden wird. —

Die Königliche Bühne (um Ihnen auch von dieſer einmal etwas zu melden), hat ihre dramatiſche Winterſaiſon mit einer neuen Birchpfeifferiade begonnen, die unter dem Titel: „Ein Billet", und mit der Bezeichnung eines „Originalſchauſpiels" bereits ein Mal über die Bretter gegangen iſt. Schon ſeit einigen Jahren ſehen wir nun beim Beginn eines jeden Winters als Wahrzeichen unſerer dramatiſchen Genüſſe ein neues Birchpfeiffer'ſches Stück aufgepflanzt, das, wie ein kluger Hausvater ſtets zur rechten Zeit ſein Korn in die Scheuern bringt, immer gerade im beſten Zeitpunkt eingeführt wird, um nachher zum Nutzen und Frommen des Publikums ſowohl wie der Frau Birch-Pfeiffer ſelbſt, den Winter über durchgeſpielt werden zu können. Das neue Stück ſcheint zwar hier kaum die Gunſt der früheren beim Publikum zu finden, da es bei weitem abgeſchwächter und matter auftritt und die Birch-Pfeifferin hier, vielleicht in der nun ſchon feſtgeſtellten Siegesgewißheit ihres unſterblichen Genius, es nicht einmal mehr der Mühe werth erachtet hat, alle ihre bekannten niederſäbelnden Effecte um ſich zu verſammeln. Die hieſige, ihr völlig dienſtbar gewordene Tageskritik, beſonders die Herren Gubitz und Rötſcher, finden zwar in dieſer neuen Effectloſigkeit einen künſtleriſchen Fortſchritt der edlen Birch-Pfeifferin, ſie meinen in ihren, auf ein Birch-Pfeifferiſches Lebekrobelnöbelner gepfropften Reeenſionen bei Shak und Spener: die große Frau ſei jetzt erſt auf die reine Kunſthöhe ihres Genius hinausgetreten, da ſie nicht einmal mehr der Effecte bedürfe, und wir hätten nun in der That ein Gedicht von reinſtem Birch-Pfeiffer'ſchen Waſſer (cf. den berühmten H. Heine'ſchen Terpentin!) erhalten. Der nachtheilige Einfluß der Birch-Pfeiffer auf die deutſche und jetzt ſpeciell auf die Berliner Bühne iſt ſchon oft genug und von allen Seiten hervorgehoben worden. Man hat aber dabei vergeſſen daß ſie wirklich nicht allein die Schuldige iſt, ſondern daß, wenn ihre auf das roheſte und trivialiſte Theaterbedürfniß berechneten Stücke hier vorzugsweiſe ihre Stätte gefunden haben, eine hauptſächliche Schuld daran die hieſige, gänzlich entartete Theaterkritik trägt! Wenn die durchaus unwiſſenſchaftliche, jedes höheren Standpunkts baare, und nur aus den kleinlichſten Tücken zuſammengeſetzte Kritik eines Gubitz (deſſen Beibehaltung der Redaction der Voſſiſchen Zeitung oft genug zum Vorwurf gemacht worden iſt) ſich zur Schleppenträgerin der Birch-Pfeiffer herbeigelaſſen hat, ſo iſt dies nicht ſo ſehr zu verwundern bei einem Mann der eigentlich niemals etwas um der Sache willen oder aus einem höheren principiellen Geſichtspunkt gethan, und der in

Digitized by Google

der Literatur ſtets nur eine untergeordnete Stellung eingenommen hat. Schmerzlich iſt es aber, daſſelbe bei einem aſſchirten Mann der Wiſſenſchaft, wie Rötſcher, zu bemerken, der ſonſt eigentlich nur in Principien und Kategorieen umherſchwimmt, und dem Syſtem nach, von dem er hergekommen, nur die Idee als Merkmeiſterin aller Kunſtgeſtaltungen gelten laſſen kann! Man leſe ſeine neueſte Kritik in der Spenerſchen Zeitung, und man muß ſich überzeugen daß er jetzt in der That auch Mad. Birch-Pfeiffer zu begreifen gelernt hat. (*).

Aus Venedig.

[Die Verſammlung der Dotti.]

Die alte Dogenſtadt hat einmal wieder ihr Prachtgewand angethan, Venedig glänzt in ſeinem ſoſtbarſten Schmucke. Über zehntauſend Fremde ſind hier in den letzten Tagen eingezogen, darunter 2000 Gelehrte und Halbgelehrte, und mehr als 8000 Nichtgelehrte. Alles kam um die alte Herrſcherin des Meeres jugendlich gepuzt zu ſehen, und in ihr jugendliches Auge zu blicken, dem die Jahrhunderte noch nicht den Glanz geraubt. Venedig mag reicher, üppiger, lebenſpendender und übermüthiger geweſen ſein, als ihm in der Blüthe ſeiner Kraft die Schätze aus dem Oriente zuſtrömten, aber ſchön, unendlich ſchön iſt Venedig noch jetzt. Es iſt auch zufrieden, und in ſeiner Zufriedenheit glücklich. Man muß den gemüthlichen Venezianer in dieſen Tagen der Anweſenheit der Dotti geſehen haben, um ihn richtig zu beurtheilen. Sein Kosmopolitismus, ſeine angeborne Fröhlichkeit reißen jeden Fremden hin, und in keiner andern Stadt Italiens würde ſich ein Fremder ſo ſchnell heimiſch finden. Der König von Preußen beſuchte uns am 6. Septbr. und erlebte den kleinen Zufall daß das Dampfboot „Imperatore", das ihn an Bord hatte, auf den Sand trieb, ohne aber den mindeſten Schaden zu erleiden. Er hielt ſich im ſtrengſten Incognito nur drei Tage auf und reiſte über Tyrol zurück. Am 13. fand die Eröffnung der Verſammlung der italieniſchen Naturforſcher und Ärzte ſtatt. Nach einem feierlichen Gottesdienſt in der Baſilica, woſelbſt das Veni creator abgeſungen wurde, verſammelten ſich die bereits eingeſchriebenen 2000 Dotti und Amatori in dem herrlichen Bibliothekſaale des Dogenpalaſtes, der ſeit Heinrich's IV. Anweſenheit in Venedig nie wieder eine ſolche Menſchenmenge beherbergt hatte. Tintoretto's Paradies, das bekanntlich die eine Wand von 32 Fuß Höhe und 74 Fuß Breite mit mehr als 3000 Figuren bedeckt, ſchien das paſſendſte Gemälde das der Verſammlung vorſchwebte. Der Präſident Conte Giovanelli hielt hierauf, beehrt durch die Gegenwart des Hofes und der ſämmtlichen Honoratioren der Stadt, eine kräftige Antrittsrede, die mit dem ungetheiltеſten Beifall aufgenommen wurde. Die verſammelten Zuhörer begaben ſich nun in die verſchiedenen Sectionen, die ihre Säle ebenfalls in den herrlichen Räumen des Dogenpalaſtes hatten. Man ſchritt zur Wahl der Präſidenten und Secretäre. Eine gemeinſchaftliche Tafel von 100 Gedecken vereinte die Fremden im Banketſaale, deſſen Räume während der Mahlzeit die abwechſelnde Harmonie einer Militärbande erfüllte. Der Markusplatz, der ſchönſte Salon der Welt, ſah dann die bunte Menge auf und nieder wogen und glänzte mit ſeinen Gasflammen bis ſpät in die Nacht hinein. — Ein neues friſches Jugendleben ſchien innerhalb der alten Gemäuer aufzublühen und die Wellenkönigin abſichtlich die Fülle aller ihrer Reize im blendendſten Lichte zu entwickeln, um den Gäſten ein bleibendes Andenken einzuprägen. Das feſtbare Geſchenk eines Guide in drei großen Bänden, einer Panorama's und einer Denkmünze, wird den freundlich Bewirthеten dies Andenken erhalten. Unter den fremden Italienern ſah man auch Lucian Bonaparte, principe di Canino, den Präſidenten der zoologiſchen Section, der aber ſeiner verſchiedenen Anſichten halber in der Nacht vom 11. auf den 13. plötzlich aus Venedig verſchwand. Die ſorgloſe Ruhe und Zufriedenheit des Volkes, die patriarchaliſche Stimmung der fröhlichen Menge konnten mit Hrn. Lucian's Äußerungen nur in ſchlechtes Vernehmen treten, und ſo war bei ſolchen Differenzen ſeine Entfernung das Vernünftigſte, wenigſtens das Wünſchenswertheſte. — Unter den anweſenden Deutſchen die überall mit Vorzug behandelt wurden, glänzten die Namen eines Leop. v. Buch, des Geheimraths von Klenze, des Luſtſpieldichters Globelz und Carl Ritter, welchen Letzteren der Präſident der geographiſchen Section A. Balbi mit dem Titel „eines Fürſten der lebenden Geographen" Angeſichts der Verſammlung begrüßte. — Vicenza, die Stadt der Paläſte, gab den Fremden am Abend des 15. ein ſehenswerthes Schauſpiel in der Aufführung des Ödip von Sophokles, auf der Bühne des olympiſchen Theaters. Die gelungene Darſtellung des altgriechiſchen Styles, die helleniſchen Helden auf den Brettern ſammt den Chören machten einen ſonderbaren Eindruck im Gegenſatze zum Publikum auf den Stufen der Arena, die im ſchwarzen Frack und weißer Cravatte den Dampfwagen der Eiſenbahn entſtiegen. So verſchiedene Jahrtauſende waren hier neben einander geſtellt! — Harmoniſcher war das Bild im Theater Fenice, das glänzend beleuchtet, dem Zeitgeiſte anpaſſend, einen herrlichen Anblick bot. *L.*

Leipzig, d. 7. October.

[Die Kunſtausſtellung; Marterſteig's Luther.]

Ein großes Bild das uns den Reformator auf dem Reichstage zu Worms vorführt, erregt auf unſerer ſechsten Gemäldeausſtellung mit Recht den meiſten Antheil. Es iſt ſchon dem Umfange nach ein bedeutendes Bild. Es mißt ½ Ellen Länge, 3 Ellen Breite. Der Künſtler ſelbſt hat 12 Perſonen namentlich aufgeführt; man hat, auch die Geſtalten mit halb verdeckten Köpfen gerechnet, 60 Figuren im Bilde gezählt. — Man kannte von Marterſteig, einem Weimaraner von Geburt der in Paris lebt, die Königin Maria von Schottland in der Scene wo bewaffnete Lords in ihr Zimmer dringen um ihr den Liebling Rizzio zu entreißen. Luther in Worms, ein ungleich größeres Thema, muß uns Menſchen von heute um vieles höher anziehen, unſere Theilnahme, freilich auch unſere Forderung ſteigern. Nachdem uns Leſſing den Johann Huß geliefert, bringt uns nun Marterſteig den Martin Luther. Wer will noch ſagen daß die Kunſt ſich den Bedürfniſſen der Zeit entziehen, von den Stimmungen des Jahrhunderts abgeſondert ſich entwickeln könne? Wir brauchen jetzt weſentlich dieſe Geſtalten unſerer Reformatoren um für den freien Glauben auf die Märtyrer der Wahrheit hinzuweiſen. Nur kann man in der Reihenfolge der beiden Bilder nicht ſagen daß auf die Gans der Schwan gefolgt ſei, wie der ſterbende Huß in Ahnung eines höheren Helden ausrief. Gegen die feine, klare, vom Glanz einer milden aber tiefen Überzeugung durchleuchtete Geſtalt

Digitized by Google

des Lessing'schen Huß ist Marterfleig's Luther kein höherer Nachfolger und Vollender. Marterfleig malt uns den Glaubenshelden in Worms der klug auf die Bibel und starkmuthig gottvertrauend auf den Himmel wies, als eine im Kloster- und Kerkerleben verzildete, mumienartig entstellte, unerkenntliche Gestalt. Wir verlangen keine Schönthuerei von einem Maler Luther's, aber wir fordern daß die Macht des Geistes siegreich und kräftig die leibliche Hülle durchdringe; geistige Macht und Kraft sind aber immer auch schön; ohne Zuversicht die uns belebt und erhebt, sind jene Worte: Widerleget mich aus der Bibel! — sind jene Worte: Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! nicht gesprochen. Wir verlangen die Erleuchtung des Momentes im Antlitz des Mannes zu sehen. Der Künstler hat das verschmäht, er hat uns die Macht seines Helden nur in den Wirkungen auf die versammelte Menge zeigen wollen. Ich fürchte, er hat es sich zu schwer gemacht, uns unnöthig die entstellte Leidensgestalt eines gequälten Klostermönchs vorgeführt und ist seines erzielten Effects allzu gewiß gewesen. — Können wir uns nicht mit Marterfleig's Luther zufriedenstellen, so beschäftigen uns um so mehr mit Genuge thuung die übrigen Gestalten des bedeutsamen Bildes. Der Künstler hat uns hier die Zeitgenossen des Reichstages in Porträts versammelt; sein Studium verdient alle Achtung und Anerkennung. Man ist selten so glücklich von hervorragenden Männern der Geschichte Bilder aus ihrer Jugend zu haben; wie man z. B. anduahmsweise ein Jugendbild König Philipps II. von Titians Pinsel hat*). Daraus erwächst unsern Malern der Nachtheil ihre Studien nach Gemälden aus der Spätzeit der Männer machen zu müssen; ein Uebelstand der Marterfleig's werthvolles Bild trifft und sich namentlich in seiner Auffassung Karls V. geltend macht. Der Kaiser war im Jahre 1521 ein Einundzwanzigjähriger, und er trägt hier im Bild die Züge eines gereiften Mannes denen dann freilich eine größere Bedeutung verliehen werden konnte. Herzog Alba war damals noch ein unmündiger Knabe, und siehe, er steht mit dem ganzen gewappneten Fanatismus der Orthodoxie dem Thron zur Seite, ein Wächter der Krone und der Religion, der gegen Verunstigründe nur Eisen und Blei in petto hat. Aber Anachronismen dieser Art soll man mit der Kunst nicht rechten; sie begeht sie wissentlich und gefliffentlich. Marterfleig hat und das ganze Feldlager des großen beginnenden Glaubenskampfes in beiden Parteien versammelt hinstellen wollen; mithin meinte er den großen Henker nicht entbehren zu können. Den Ulrich von Hutten weiß man daß er zur Zeit des Reichstags ein irrender Flüchtling war. Marterfleig bringt ihn in sein Bild, scheint aber durch die halb versteckte Stellung der Figur andeuten zu wollen, der Flüchtling sei heimlich da. Halb Ritter, halb Mönch, so faßt er den Ulrich auf und stellt den kecken Pamphletisten der strahlenden Gestalt Franz von Sickingens zur Seite, auf dessen Burg, der Zufluchtort der Bedrängten, Hutten bekanntlich seine gedruckten Pfeilschriften schmiedete. — Mehr als ein halbes Hundert von Figuren zu gruppiren, was sich der Künstler zur Aufgabe machte, war kein leichtes Werk, zumal von Allen nur Einer handelnd und redend dastand, die Andern sich sämmtlich hörend, also in Ruhe verhalten. Lessing hatte sich nicht die wirkliche Kirchenversammlung zu Costnitz vorgesetzt; sondern eine Vorberathung, eine Nebensitzung; da war es möglich, Einige im Kreise der Hörer unter einander in leisen Zwischengesprächen zu beschäftigen. Marterfleig malte die wirkliche große Hauptversammlung zu Worms, und vor Kaiser und Reich müssen Alle schweigen, während nur der Eine spricht. Höchstens konnten zur Vermeidung der Eintönigkeit einige Figuren stehend vergeführt werden um deren lebhaftere Theilnahme an der Verhandlung, oder ihre Beziehung zum Throne zu bezeichnen. Außerdem kam es darauf an die Gestalten in Gruppen zu vertheilen. Der Künstler hat sich wohlweise erlaubt die Parteien die für und gegen den Wittenberger Professor sind, zu sondern. Und so haben wir denn die Anhänger und die Gegner der Reformation nach beiden Seiten des Bildes geschieden. Die Gruppirung ist etwas hanfenweise ausgefallen; bei alle dem fehlt es ihr nicht an der nöthigen Gliederung und die hervorragenden Hauptfiguren machen sich als die Vertreter der Richtung entschieden geltend. Und so erscheint uns denn links im Bilde unter den Fürsten in der Partei der Aufklärung die liebwerthe, kräftige und doch weiche, warme Gestalt Friedrichs des Weisen als ein Schwer- und Haltpunkt, bei welchem man gern verweilt. Dies blühende Angesicht, wohlwollend, human und doch zugleich mit fester Ruhe gewaffnet, flößt uns Zuversicht zur guten Sache ein. Ihm zur Rechten sitzen Kurfürst von Mainz, zur Linken, Kurbrandenburg, Braunschweig und der bärtige Herzog von Sachsen. Hinter ihm aufrecht stehen die andern glorreichen Säulen des freien Glaubens, Herzog Johann der Beständige von Sachsen mit seinem jungen Sohne Johann Friedrich und dem ebenfalls noch sehr jugendlichen edlen und tapfern Landgraf Philipp von Hessen; Moriz von Sachsen fehlt. In der Mitte am Tische sitzt mit dem scharfen Lauern im Angesicht der Kanzler von Trier, Dr. Eck, Luthers Herausforderer im großen biblischen Duell. Hinter dem Bruder Martin ist die zweite interessante Gruppe aufgestellt. Franz v. Sickingen, in voller Rüstung, mit der ganzen siegstrahlenden Fronde am Wort und Werk des Augustiner Mönchs, steht gerade vor uns, ihm zur Seite Ulrich v. Hutten und Luther's Anwalt Hieronymus Schurf. Rechts im Bilde, um den Thron geschaart, ist die dritte, die zahlreichste Gruppe. Dicht neben dem Kaiser dessen Bruder König Ferdinand, Cardinal Cajetan und Alba, Bischöfe, Aebte, Prälaten und die höhere Soldateska des Reiches bunt durch einander. Frundsberg der Landsknechtsmarschall, und Spinola der kaiserliche Oberstelthere, stehen die über die Ohren geharnischt da als die Wächter kaiserlicher Hoheit. Beide strecken wie lebendige Wartthürme ihre Häupter in die Höhe, jeder aber sichtlich mit andern Gefühlen, Frundsberg mit lebendiger Theilnahme für den kühnen Augustiner, Spinola gespannt und darauf harrend ob sein Gott Mars werde einzuschreiten haben. So sind denn alle leidenschaftlich bewegt in Blick, Miene und Haltung, alle Geschlechter scheinen zu reden, während doch nur der Eine spricht. Eck, der Führer der Anklage, hat gesprochen; er hat das Dilemma gestellt: Widerruf oder nicht! Der Kaiser mit vorgestrecktem Kinn, den Mönch scharf in's Auge fassend, scheint sagen zu wollen: Ich bin doch begierig wie er sich herauswindet! Der junge König Ferdinand begreift noch nicht die Wichtigkeit des großen Moments. Alba's Miene ist bereit genug; seinen Lippen konnte fast das Wort entschlüpfen: Ein Scheiterhaufen, was sonst und warum nicht? Aber der Kanzler Cajetan steht

*) In der Galerie Barbarige zu Venedig von der es fälschlich hieß sie sei verkäuflich. Vielleicht ging der Kauf von Preußen mit zu diesem Zweck nach Venedig. Er hat, wie wir hören, den Ort verlassen ohne die Galerie besichtigt zu haben.

Digitized by Google

zu milder Begütigung des Streites seitwärts zum Kaiser hinauf: Laßt es hingehen, nehmt es nicht so feindlich! scheint er sagen zu wollen. Luther aber weiß auf die Bibel und spricht: Man widerlege mich aus dieser! Und drüben auf der linken Seite des Bildes (auf der äußersten und gemäßigten Linken, wenn wir wollen) ist Kampflust und sogar Siegesgewißheit auf den Gesichtern zu lesen, weit mehr als auf dem mumienhaft entstellten Antlitz Luther's. Friedrich der Weise freut sich behaglich über das Wort seines Schützlings; mit der Breite uns zugewendet, blickt er auf den Helden der Wahrheit halb zur Seite: Ein prächtiger Kerl! scheint er wohlwollend sagen zu wollen. Die andern Sachsenfürsten mit den köstlichen Geschlechtern möchten Beifall spenden mit Mund und Hand. Sickingen in der mittleren Gruppe könnte ausrufen: Mann Gottes, ich bin mit Leib und Seele Dein! — Das Bild wäre ein gelungenes, hätte sich Marterstieg nicht in der Erscheinung der Hauptgestalt geirrt. Daß er sich viel mit der Auffassung desselben herumgetragen, beweisen zwei kleinere Bilder von ihm auf der Ausstellung: Luther wie er die 95 Theses anschlagen, und: Luther die päpstliche Bannbulle verbrennend. Der Reformator ist schon so oft gemalt und gezeichnet daß es schwer sein mag ihn aus der gängundgebegewordenen Haltung, die Hand auf dem Herzen, den Blick nach oben, herauszubringen. Wir können jedoch nicht sagen daß die fast pfiffige Miene und die ordinäre Wuth die Marterstieg in dem einen und dem andern seiner kleinern Bilder ihm gegeben, glücklich zutreffende Züge seien. Und in beiden Bildern bleibt uns ebenfalls der welke Klostermönch ein Gegenstand des Widerwillens.

Weit mehr entspricht unseren Vorstellungen die kernige, entschlossene, keck anmuthige Gestalt des Bruder Martin in einem kleineren Bilde von Meno Mühlig aus Dresden: Luther's Entführung nach der Wartburg. Das ganze Bild ist sehr lieblich bei aller Charakterschärfe, bei aller historischen Treue die hier der Romantik keinen Abbruch thut.

Das Reformationszeitalter hat die Malerei in unsern Tagen außerordentlich beschäftigt. Die zahlreichen Bilder geben davon Zeugniß. Theobald von Oer (in Dresden) liefert ein in vieler Hinsicht ausgezeichnetes Bild: Kaiser Karl V. auf der Flucht vor Moritz von Sachsen zwischen den Klippen eines Alpenpasses mit Fackellicht und anbrechender Morgenröthe. Der kranke Kaiser im Tragsessel, König Ferdinand, Alba und Granvella ihm zur Seite, die gefangenen Fürsten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen hinter ihm zu Pferde, Lucas Kranach und der Hofnarr fehlen nicht im Gefolge, das, so reich es ist, doch die Spuren eiliger Unordnung und Flucht verräth (Dies und das Bild von Mühlig sind im Besitze des sächsischen Kunstvereins zu Dresden.)

Ein Münchner Maler, J. Eberhardt, hat sich Gustav Adolf zum Helden gewählt, nach dem Siege bei Breitenfeld auf dem Schlachtfelde im Dankgebet knieend, von Banner, Horn und andern Schweden umgeben; im Hintergrunde brennende Dörfer und die letzten Momente des Gefechts. Die Gruppe ist sehr brav geordnet, aber dem Könige und der ganzen Darstellung fehlt es an geistiger Bedeutsamkeit. — Herzog Heinrichs des Frommen Ankunft in Dresden (aus dem J. 1539), von einem Münchner, M. Müller, ist uns als Geschichtsmoment nicht drängend und entscheidend genug um darin mehr als einen gewöhnlichen Einzug in altem Kostum zu sehen; Pracht und Fackelschein charakterisiren dabei die Farben, aber erhöhen nicht das Leben der Gestalten. — Von A. v. Schüßler in Dresden dagegen haben wir ein sehr lebendiges Bild aus der Zeit des Religionskrieges: Kinder und Schätze der zerstörten Stadt Magdeburg werden in Braunschweig durch Tilly'sche Nachzügler feilgeboten. Hier ist viel Zeichnung, nicht blos viel Farbe; auch Erfindung in der Gruppirung, obschon weder eine Concentration im Stoffe, noch eine höhere leitende Idee in der ganzen Auffassung der Scenen. — Ein Bild von Ed. Krieger (in Breslau): Tetzel, Ablaßbriefe verkaufend, führen wir nur an um flüchtig das zu umfassen was die deutsche Malerei an Darstellungen aus diesem Bereich der Geschichte jetzt liefert.e.

[Deutsche Hanse und deutscher Zollverein.]

Professor Wurm hielt auf der Germanistenversammlung in Lübeck einen Vortrag über das nationale Element in der Geschichte der deutschen Hanse. Es war, wie er sagte, „die kaiserlose die schreckliche Zeit" in welcher die Macht der aufblühenden Städte sich fest zu einem Bunde gestaltete. Die ganze Herrschaft über die Ostsee kam in die Hände der Hanse. Erst als die Macht der Städte sank, kam der Sundzoll auf. Ohne Kaiser und Reich machte sich deutsches Bürgerthum gültig, mit der Hanse, nicht mit dem Oberhaupte deutscher Nation schloß man Verträge. Die Nichtachtung einer durch Kaiser und Reich vertretenen Nationalgesammtheit ging so weit daß Frankreich 1798 beim Frieden zu Rastadt erklärte, es gebe kein Deutschland, man könne nur mit einzelnen deutschen Staaten verhandeln. Wir sind jetzt noch nicht viel weiter. Rußland und selbst das kleine Portugal haben den Zollverein als eine Macht mit der sich Verträge schließen ließen, ignorirt.

[Die Germanisten in Lübeck.]

Die Heidelberger „Deutsche Zeitung" nannte die Germanistenversammlung das deutsche wissenschaftliche Parlament der Nation. Überschwängliche Ausdrücke sind wie beiſsam. Geleugnet aber kann nicht werden daß von all den genossenschaftlichen Vereinen zu denen sich jetzt die Deutschen in Masse entschließen, dieser Congreß am meisten nationaler Bedeutung und allgemeiner Geltung entgegenwächst. Was Männer wie Wurm über Hanse und Zollverein, Dahlmann über die Auswanderung, Jaupp über das Geschwornengericht geäußert, was ein Jakob Grimm, ein Mittermaier, ein Smidt von Bremen in Lübeck gesprochen, hat sein gutes Echo erhalten in deutschen Landen. Und in der That umfassen deutsche Sprache, deutsche Geschichte und deutsches Recht, diese drei Felder der Germanisten, so ziemlich alle Fragen, alle Bedürfnisse des Zeitalters. Die Wahl der Versammlungsörter, Frankfurt, Lübeck, Nürnberg, entspricht der Richtung der Germanisten, das Leben der Gegenwart an eine beziehungsreiche deutsche Vergangenheit zu knüpfen. Wiefern dieser genossenschaftliche Verein ein Parlament für deutsches Recht, Leben und Wissen sein werde, muß erst ein entscheidender Moment ergeben, wo es darauf ankommen wird die Macht der Meinungen die er hegt und pflegt, in einer allgemeinen Entschließung kundzugeben. Der deutsche Schriftstellerverein sieht sich jetzt nach

Digitized by Google

einigen vergeblichen Bemühungen auf sein heimisches Sachsen beschränkt. Möchte der große Germanistenverein zu einer allgemeinen Bedeutung heranwachsen bei der es möglich sein wird sich beim deutschen Bunde das Petitionsrecht, d. h. die öffentliche Darlegung eines Gutachtens, zu erwerben. Reift dieser Verein, wozu ihn die Deutsche Zeitung bereits stempelt, zu einem wissenschaftlichen Parlament heran, so wird er sich in Zukunft zur Bethätigung seiner Existenz solcher Ziele nicht entschlagen dürfen.

[Die Verfasser der Diogena.]

Wir waren es schon längst unsern Lesern schuldig, unsere Vermuthung, Advocat Detmold in Hannover sei der Verfasser der Diogena, zurückzunehmen. Hrn. Detmold's eigene mündliche Aeußerung, er habe nie ein Buch von der Gräfin Ida gelesen, genügte uns unsere Behauptung als falsch zu bezeichnen. Ein Berliner Berichterstatter in der Allgemeinen Zeitung (Beilage zu Nr. 238) brachte die alte Muthmaßung, Fanny Lewald sei Verfasserin des Buches, von neuem zur Sprache. Diese Behauptung gibt sich die Miene aus der nächsten Quelle geschöpft zu sein. Unbegreiflich bleibt nur wie jener Correspondent auf die Romane Fanny Lewald's, auf Jenny, eine Lebensfrage, Clementine u. s. w. verweisen kann als wehe in ihnen derselbe Geist den jene Satyre athmet. Nichts steht sich ferner als die satyrische Anterschaft der Diogena und die Verfasserin der gedachten Romane die gutmüthig, edel, sanft und klug, keine Spur jenes vernichtenden Spektes verrathen welcher die Feder der Gräfin Hahn vielleicht für immer gelenkt hat. Wir setzen Vermuthung gegen Vermuthung, Behauptung gegen Behauptung. Nur ein Mann kann Verfasser des Buches sein; nur männliche Entrüstung gegen ästhetische wie ethische Verwahrlosung einer Tendenz rechtfertigt die Grausamkeit die zu Ende des Buches den Stachel der Satyre auf's bitterste schärft, indem sie eine Verirrung des Herzens, eine Verwerrenheit der Empfindung und Phantasie, eine Entartung der Sitte und Gewöhnung im baaren Wahnsinn enden läßt. Das Buch Diogena ist außerdem die Mosaik eines Philologen der aus den Büchern der Gräfin Hahn einen Extract, eine Quintessenz, eine Sammlung von Musterstücken und Belegen verderbenen Styles und Geschmackes zum Besten gibt. Dieser Philologe ist Adolf Stahr. Ein Freund von ihm macht uns die Mittheilung, Stahr habe ihm gesagt, das Buch sei unter seinen Augen entstanden. Stahr war ein Jahr lang Fanny Lewald's Begleiter auf einer Reise durch Italien. Ist nun Diogena aus Randglossen und Compilationen Adolf Stahr's entstanden, so erklärt sich daraus zugleich die Muthmaßung, Fanny Lewald habe an seiner Absassung Theil. Es wäre möglich daß Beide gemeinschaftlich das Buch verfaßt; eine Muthmaßung die jedenfalls eben nur theilweise begründet ist.

[Schleswig-Holstein.]

Professor Zachariä in Göttingen weist in einer kleinen Schrift: „Zur schleswig-holstein'schen Frage" staatsrechtlich nach daß zwischen Schleswig und Holstein das Verhältniß einer wahren Realunion begründet sei, dagegen die Herzogthümer mit dem Königreiche Dänemark nie im Verhältniß einer Realunion gestanden haben. — Im Februar- und Märzheft der Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung lieferte Heinrich Wuttke seine Darstellung der dänischen Revolution und des Königsgesetzes. — Ludolf Wienbarg brachte, nachdem er seinen Fehdehandschuh geliefert, das dänische Königsgesetz mit Anmerkungen zum Abdruck. — Von eigenthümlicher Art war Professor Hellwig's Kritik der geschichtlichen Ansprüche Preußens auf die Nachfolge in den deutschen Herzogthümern an der Eider. — Man kann nicht sagen daß deutsche Literatur und Wissenschaft dies Mal zurückgeblieben sei, um die deutsche Ehre und den deutschen Rechtsbegriff vor den Augen der Völker und der Kabinette Europa's festzustellen.

[Eine deutsche Touristin in China.]

Eine im „himmlischen Reiche" noch gar nicht dagewesene Erscheinung ist eine deutsche „Reisendin", wie die Gräfin Ida sagt. Eine solche ist dort eine Wiener Dame, Frau Pfeiffer, geb. Reyher, die lange in Kleinasien und Persien war und nun auf einer Tour um die Welt von Valparaiso und Tahiti nach Canton ging um unsere kaufmännischen Landsleute dort mit einem auserlesenen Wiener Dialekt zu überraschen. (Wir entnehmen das Privatbriefchen von dort.) Frau Pfeiffer, eine Dame von einigen Vierzig, einfach und anspruchslos in ihrem Wesen, reist ganz allein, ohne jegliche Begleitung, und ist sehr unglücklich vom eigentlichen Lande China ausgeschlossen zu sein. Die Deutschen in Canton sind in jeder Weise behülflich ihr soviel Merkwürdigkeiten als möglich zu zeigen um ihr Notizbuch zu bereichern; die Sitten des Volkes wird ihr kaum gelingen zu studieren. Wenn sie auf der Straße erscheint, laufen die Chinesen zusammen, ziehen ihr in hellen Haufen nach und starren die Fau kwe lady (!) an. Frau Pfeiffer hat, wie man uns schreibt, über ihre persische Reise bereits ein Buch geschrieben. Uns ist von ihr nur die „Reise einer Wienerin in's Heilige Land" bekannt, eine ungeordnete Sammlung naiver kleiner Beobachtungen in gutem frommen Sinne. Auf ihrer Rückkehr durch Italien küßte sie dem heiligen Vater den Pantoffel. — Die kühne Wienerin will jetzt von Canton nach Manila, Batavia und Singapore, sie will Hindostan grundlich bereisen. Wir sagen, sie will, und ist vielleicht schon die Beute irgend eines braunen Hieu; der Privatbrief dem wir dies entlehnen, datirt vom 23. Juli.

[Die Philosophen in Gotha.]

Eigenthümlich bezeichnend für die Philosophenversammlung zu Gotha waren die Absagebriefe von Seiten einiger Berliner Philosophen. Professor Fichte knüpfte daran den Hinweis daß Männer der ertheorten Schule dem Fortschritte der Wissenschaft auf dem Wege freier persönlicher Verständigung abhold seien. Während in Lübeck germanistische und romanistische Rechtslehrer sich zur Gemeinsamkeit die Hand boten, ward unter den Philosophen diese Festhaltung systematischer Spaltungen erschüttig. Nicht minder bezeichnend, saß nicht weniger erfreulich, war in Gotha die wiederholte Verlosung auf künftigen „Zuzug französischer Philosophen." Diesen zu Liebe wird man für die nächstjährige Versammlung einen westlich gelegenen Ort wählen. Was kann Deutschland in Sachen der Philosophie von Frankreich erwarten? Journalistischen Beifall? Wir wollen darin nicht einen Zug der Eitelkeit rügen; allein während in der Vereinigung der Germanisten deutsches Recht, deutsche Sprache und Geschichte sich ihren eigenen Boden zu gründen suchen, erscheint uns die deutsche Philosophenversammlung in diesem ihren Hinblick auf französische Theilnahme in etwas wunderlichem Lichte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Guſtav Kühne.

1847. 23. October.

Inhalt: Ein Beſuch in Heidelberg. Von J. v. W. — Das literariſche Dachſtübchen. Von Hieronymus Lorm. 5. Rank und Stifter. — Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. — Aus Berlin, Venedig, Hamburg, München und Leipzig. — Der Guſtav-Adolf-Verein. Briefſcit aus Darmſtadt.

№ 43.

Ein Beſuch in Heidelberg.

Da liegt es an dem klaren, ſchnellrauſchenden Neckar, ſich an den Fuß des Schloßberges hinſchmiegend. Über die Dächer des Ortes ragt das auch als Ruine noch mächtige Gemäuer des alten Schloſſes hervor als wolle es ſelbſt in ſeinem Verfalle die Stadt noch ſchirmen. Im Hintergrunde ſteht die Gruppe des »Königsſtuhles« mit dem ſchlanken, weit in die Gegend ſchauenden Thurm. Wenn die Morgenſonne die Landſchaft beleuchtet, dann glitzern und flimmern die Wellen des Neckar gleich einem ſtrahlenden Silberflor, das dunkle Braun der Dächer ſondert ſich ſcharf von dem lichten Grün und dem roſigen Weiß der blühenden Nadel- und Kaſtanienbäume; das Bild iſt vollendet ſchön. Der Wanderer aus dem Norden Deutſchlands ſingt und jubelt dem ſchönen Ziele, der blühenden Bergſtraße, dieſem Obſtgarten voll Blüthenduft entgegen. Bei Neuenheim hielt man ſonſt und ſah mit ahnungsvollem Entzücken hinein in das Elborado der Bergſtraße und der Studentenfreiheit. Jetzt iſt die Poeſie dieſes Augenblickes an der Ecke bei Neuenheim verflogen. Jetzt wird man mit der Locomotive im Sturmeslauf der Stadt ſelbſt gleich zugeführt; man ſieht, auf der Main-Neckarbahn herfliegend, dieſelbe nicht viel eher bis man mitten darinnen iſt. Nur wer den Neckar herunter von Heilbronn kommt, wird noch einen gleich überraſchenden erſten Anblick genießen; auch dort breitet ſich plötzlich bei einer Krümmung des Mäandriſch ſich ſchlängelnden Fluſſes das zauberiſch glänzende Panorama Heidelbergs dem ſchwelgenden Auge dar.

Wohl keine zweite Univerſität Deutſchlands hat für den Muſenzögling eine ſo reiche Auswahl alles deſſen was ſein Herz nur zu wünſchen vermag. Mit Ausnahme Berlins, wo eine mächtige Hauptſtadt mit ihren reichen Hülfsmitteln der Kunſt und Wiſſenſchaft jedes Zweiges ſtets die größte Zahl der Studirenden feſſeln wird, iſt auch kaum eine andere Hochſchule ſo zahlreich von Studenten fremder Länder beſucht. Berlin iſt aber alles eher als eine Univerſitätsſtadt; das Studententhum geht dort in der Maſſe der Bevölkerung verloren. Der Student in Berlin will mit wenigen Ausnahmen kein Student ſein, ſich auch äußerlich in Nichts unterſcheiden. Jeder Lieutenant glaubt ſich als ſolcher weit über den Studenten ſtellen zu können, die Spaziergänger unter den Linden würden über die bunten Corpsmützen und Bänder lächeln, die Gaſſenbuben würden eine Kommerſchfahrt mit Hohngelächter begleiten. Höchſtens daß dort alle ſieben Jahre eine Schlittenpartie von den Studenten ausgeht, wobei ſie ſich dann in möglichſt bunten Masken gefallen, die auf das Studententhum nicht den mindeſten Bezug haben. Wie ganz anders aber Heidelberg! Dies iſt durch und durch Univerſitätsſtadt, hier hat das Studententhum noch ſeine volle Geltung, hier iſt der Student noch Herr und Herrſcher. Alle anderen Univerſitäten ſind mehr oder minder Landesſchulen und zeigen ſtets eine Art von Provinzialismus. In Heidelberg iſt unter den 900 Studenten kaum ein Drittel aus Baden, die andern aus allen Theilen Deutſchlands, untermiſcht mit Dänen, Ruſſen, Schweden, Schweizern, Engländern, Holländern, Amerikanern. Es iſt vielleicht keine Nation der Erde die hier nicht ihre Vertreter hätte. Dadurch erhält das Leben hier Abwechſelung, jede Ein-

Digitized by Google

förmigkeit schwindet. Will man unser deutsches Studentenleben noch in voller Glorie sehen, in seiner poetischen Seite, in seiner genialen Ungebundenheit kennen lernen, so muß man es in Heidelberg aufsuchen. Die so überaus reich von der Natur geschmückte Gegend mit ihren Bergen, Thälern und Flüssen, der südliche Handel der über dem Ganzen schwebt, verfehlt nicht seinen Einfluß zu äußern, zum heiteren Lebensgenuß einzuladen. Und die Natur liefert hier wohlfeil ihre besten Gaben, das Leben ist billig, der feurige Wein aus dem nahen Rheinbaiern und dem Rheingau ist für weniges Geld zu trinken. Der aufgeweckte, heitere Menschenschlag, der die Pfalz bewohnt, mit dem es sich so leicht und angenehm leben läßt, die Gelegenheit auf bequeme Weise in wenigen Stunden Ausflüge machen zu können nach Mannheim, Baden-Baden, selbst nach dem Rhein, nach Straßburg und der Schweiz, nordwärts nach Darmstadt, Frankfurt, Mainz und dem romantischen Odenwalde: das alles erhöht das sinnlich schöne Leben hier. Dazu sind die Freiheiten des Studenten hier so wenig beschränkt wie möglich, die Polizei ist so nachsichtig, der akademische Senat so milde. »Leben und leben lassen« ist die allgemeine Losung, der starre Pedantismus des Nordens ist verschwunden, die heitere Gemüthlichkeit des Südens hat ihn wohlthuend ersetzt. Aber auch die Wissenschaft ist in Heidelberg so reich vertreten wie nur irgend wo anders. Welche Reihe guter oder glänzender Namen von hellem Klang weist die Liste der Professoren auf! Man kann hier viel, sehr viel lernen, neben der Heiterkeit auch den Ernst des Lebens erkennen, nicht blos angenehme Erinnerungen, sondern auch unvergängliche Schätze des Geistes sammeln. Das frische Studentenleben, nicht zu verwechseln mit einem blos wissenschaftlichen Leben, hat hier mehr als irgendwo seinen besonderen Reiz, seine Gesetze, seine Sitten und festen Gewohnheiten.

Das Corps der Borussen hält seinen feierlichen Commers zu Ende des Sommerhalbjahrs. Größtentheils aus vornehmen und wohlhabenden Preußen, Sachsen und Nichtdeutschen bestehend, ist es das zahlreichste, am besten mit Geld versehene, aber auch zugleich wegen seines tollen Übermuthes am wenigsten beliebte Corps in ganz Heidelberg. Man kann die großen Lächerlichkeiten, aber auch das poetisch Anziehende was das Corpsleben in gewisser Beziehung hat, und was trotz aller Abgeschmacktheiten doch so manchen kräftigen Jüngling fesselt, am schärfsten hervortretend gerade bei diesen Borussen kennen lernen. Des Nachmittags um 2 Uhr findet die feierliche Ausfahrt nach Neckarsteinach, dem Orte wo gewöhnlich die Kommersche gehalten werden, statt. Vor der Kneipe des Corps versammelt sich der Zug und fährt dann mit vollem Jubel durch die Hauptstraßen, voran zwei Reiter in schwarzen Sammtröcken, farbigen Corpsmützen, weißen Kollern und großen Kanonen; die weiß und schwarzen Binden wallen malerisch über die Schultern hernieder. Hübsche kräftige Gestalten sind es, deren Haltung zu Pferde man eine gute Schule in ritterlichen Dingen anmerkt. Die edlen Rosse, Heidelbergs Miethgäule, galoppiren, von scharfen Sporen getrieben, ganz lustig vorwärts, und verstehen sich sogar vor den Fenstern mancher gefeierten Tänzerinnen von dem Museumsballe zu einer Art von Courbettiren. Den Vorreitern folgen unmittelbar einige flotze Sechsspänner, die Postillons in größtem Staat, als gälte es ein regierendes Haupt zu fahren. Und nicht viel weniger als irgend ein Monarch Europa's dünken sich in diesem Augenblick die Insitzenden. Der Senior des Corps sitzt im ersten Wagen, ihm zur Seite der Gast irgend einer mit den »Borussen« befreundeten Verbindung aus Bonn, Göttingen, Gießen oder irgend einer andern Universität, der eigens die Reise unternommen um dem großen Kommersch beizuwohnen. Auf der Brust beider hängt ihr breites buntes Corpsband, auf dem Haupte thront keck die kleine Corpsmütze. Die sogenannte »Cerevisiakappe« ohne Schirm mit künstlichen Arabesken in Gold oder Silber gestickt, paradirt nebst den blanken Paradeschlägern die beim Landesvater eine so bedeutende Rolle spielen, auf dem Rücksitze; den Bock beherrscht der »rothe Schiffer«, eine Figur die bei Allen die in den letzten zwanzig Jahren in Heidelberg studirten, gewiß noch in der lebhaftesten Erinnerung sein wird. Ursprünglich ein Neckarschiffer, daher auch sein Name, hat er sich zu einer Art Factotum aller Studenten und besonders auch der Corps hinaufgeschwungen. Namentlich spielt er bei den zahllosen Pauckereien eine bedeutende Rolle, holt die Waffen, versteckt sie wieder, organisirt die Kette der Spione welche in langer Reihe ausgestellt sind, von Neuenheim wo jetzt die Pauckereien gewöhnlich stattfinden, bis an die Brücke, um das Erscheinen eines Pedells zeitig genug zu signalisiren und Paukanten und Secundanten die Flucht möglich zu machen. Dann spielt er bei allen Kommerschen eine Art von Ceremonienmeister, wohlbewandert in allen durch die Sitte dabei geheiligten Gewohnheiten. Bei den ewigen Feindschaften die stets zwischen den fünf oder sechs verschiedenen Corps herrschen, ist er gänzlich

Digitized by Google

neutral; der »Vandale« wie der »Bourſſe«, obgleich doch Beide ſich ſo ingrimmig haſſen, Beide gelten ihm gleich viel, vorausgeſetzt daß Jeder gleich gut bezahlt. Er iſt überhaupt ein zudringlicher, widerlich roher Geſell, bei dem nur Gewinnſucht und Raufbegierde gleich ſtark vorhanden ſind. Seinen Beinamen des »Rothen« hat er von der braunrothen Farbe ſeines Geſichtes und der ſtets unter dem offenen Hemde hervorſchauenden Bruſt, deren Haut wie dunkles Leder erſcheint, auch wohl von dem langen, krauſen Bart von gleicher Farbe. Auch heute wo er mit ſeinem kurzen Pfeifenſtummel ſehr vergnügt auf dem Bocke ſitzt, denn Kommerſche, bei denen außer dem Trinken noch viel Trinkgeld abfällt, behagen ihm ſehr, — auch heute beſteht ſein Koſtüm wie immer, Winters und Sommers, aus Pantalons und dem offenen an den Ärmeln aufgerollten Hemde. Auf dem Haupte hat er den ungeheuren Dreimaſter der ſpäter bei dem Fuchsritt ſeine Bedeutung hat, und zeigt ſo eine ſehr komiſch groteske Figur. In den folgenden beiden Sechsſpännern ſitzen ebenfalls nur Paarweiſe auf dem Vorderſitze der Conſenior und der »dritte Chargirte« des Corps, auch Jeder mit einem Gaſt zur Seite. Ihnen folgen elegante Vierſpänner, da die Poſtypferde nicht in ſo großer Zahl vorhanden ſind um lauter Sechsſpänner zu liefern. Komiſche Equipagen kommen dabei oft zum Vorſchein. Die vier Ackergäule mit ſchwerem Kummtgeſchirr paſſen nicht recht zuſammen, da ſie verſchiedenen Beſitzern entlehnt ſind; das eine Vorderpferd will immer links, das andere rechts abbiegen, wie auch ihr Lenker nicht recht geübt zu ſein ſcheint mit Vieren vom Sattel zu fahren. Doch kleine Intermezzo's erhöhen nur die Fröhlichkeit der Fahrt und gewähren auch allen Zuſchauern die in dichten Maſſen aus den Häuſern ſtürzen, aus den Fenſtern ſchauen, viel Vergnügen. So rollen 20 bis 30 Wagen, die letzten gewöhnlich nur beſcheidene Zweiſpänner, die Hauptſtraße entlang nach Neckarſteinach. Es iſt ein buntes Bild, reich an ergötzlichen Scenen aller Art. Die Peitſchen knallen, die vielen Hunde in und neben den Wagen bellen in allen Tönen, die Studenten lachen und jauchzen und rufen ſich gegenſeitig ihre Witzworte und Kneipnamen zu. Aus den Fenſtern der Hotels ſchauen mit großen Augen die blaſſen Britinnen; ihre ſteifen ungelenken Männer aus Altengland begreifen das ſeltſame Schauſpiel nicht und kopfſchütteln über ſolch närriſches Treiben deutſcher Studenten, die in ihrem Übermuth ſich den Jux machen vier elende Pferde vor einen elenden Wagen zu ſpannen, um eben ſo ſchlecht wie theuer herumzufahren.

Ein noch viel bunteres Treiben herrſcht im Wirthshausſaale zu Neckarſteinach, dem Schauplatze des Kommerſches ſelbſt. Es bedürfte eines Hogarthſchen Pinſels um alle die Auftritte die ſich dort dem Auge darſtellen, in voller Friſche wiederzugeben. Bis zum »Landesvater« der am Ende der Abendmahlzeit geſungen wird, iſt noch eine gewiſſe Ordnung und Alles fügt ſich den Anordnungen der Präſides die an beiden Enden der langen Tafel ſitzen. Der Geſang des »Landesvaters« hat, wie nicht zu leugnen, etwas Feierliches, etwas Ergreifendes. Keinem der auf deutſchen Hochſchulen geweſen, wird die Erinnerung daran verſchwinden. Wenn die vollen Töne des »Alles ſchweige, Jeder neige« u. ſ. w. aus funfzig, ſechzig jugendlichen Kehlen aufbrauſen, die blanken Schläger mit den bunten durchſtochenen Mützen aneinanderklirren, dann verfehlt der Eindruck den das Ganze ausübt, nie ſeine Wirkung. Eine lächerlich komiſche Scene iſt vorher der ſogenannte »Fuchsritt« und das Brennen der Füchſe zu »Brandfüchſen.« Abenteuerlich in allerlei bunten Kleidern vermummt, das Geſicht mit einer Larve verhüllt, das Haupt mit einer großen Alongenperücke aus Flachs bedeckt, ſo daß die Einzelnen nicht zu erkennen ſind, kommen die Füchſe (Studenten des erſten Semeſters) unter Anführung des Conſeniors, große Reitſtiefeln an den Füßen, rittweiſe auf hölzernen Stühlen in den Saal gehoppt. Der »Fuchsmajor«, ebenſo vermummt, aber zum Unterſchied einen großen Dreimaſter auf dem Haupt, in der Rechten das blanke Rapier, beginnt eine Art von Quadrille zu commandiren, die durch Sprünge mit den ſtets rittweiſe zwiſchen den Beinen behaltenen Stühlen ausgeführt wird und ihrer komiſchen Wirkung nie ermangelt. Nach Beendigung derſelben müſſen die »Füchſe« noch die die Reihen der »Corpsburſchen« paſſiren die mit brennenden Fibibus ihnen die Perrücken anzuzünden ſtreben, was aber, da dieſe vorher vorſorglich mit Bier durchnäßt ſind, ſelten gelingt. Zuletzt werden dieſelben mit zuſammengedrehten Plumpſäcken aus dem Saal getrieben, wobei es viele Schläge ſetzt. Zu »Brandfüchſen« umgewandelt, treten ſie dann wieder ein.

Sobald die Präſides nach dem Landesvater mit drei Worten: „Commercium exest!“ das Zeichen gegeben haben daß ihr Amt aufgehoben, beginnt ein gar wildes Treiben und Toben im Saal. Das Ganze löſt ſich nun in ein Trinkgelage der tollſten Art auf. Eine vandaliſche Zerſtörungswuth bemächtigt ſich bald genug der Trunkenen; Gläſer, Flaſchen, Teller und Stühle werden unter dem Donner wilder Lieder zu-

Digitized by Google

ſammengeſchlagen, die Fenſter zerſchmettert, ja oft ſelbſt die Thürfächer nicht verſchont, die Tiſche zertrümmert bis die wüthenden Helden ſämmtlich unter den Tiſch getrunken oder unter deſſen Trümmern begraben ſind. Es iſt ein wüſtes Bild, was die aufgehende Sonne beſcheint, wenn ſie ihre erſten Strahlen in den Saal des Kommerſches ſendet. — Nicht Demokraten, nicht Demagogen, Söhne der Ariſtokratie ſind es zumeiſt die ſich an ſolchem »Umſturz aller Verhältniſſe« gefallen. Die Rechnung welche das Corps der Boruſſen allein für vernichtete Sachen bei einem einzigen Kommerſch in Neckarſteinach zu bezahlen hat, ſoll oft über 1000 Gulden betragen. Tel est leur plaisir!

Am Nachmittag kehrt die Geſellſchaft gewöhnlich in einem Kahn den Neckar hinunter nach Heidelberg zurück. Wenn auch die preußiſche Flagge luſtig vom Wimpel des Schiffes flattert und die Muſik gar heitere Weiſen ſpielt, ſo gewährt der Rückzug doch nur einen kläglichen Anblick, ganz verſchieden von dem fröhlichen Auszug des vorigen Tages. Die Spuren der durchſchwärmten Nacht ſind ſehr ſichtbar, die Geſtalten müde und matt, die Geſichter bleich und hohläugig, der Anzug arg zerriſſen oder widerlich beſchmutzt. Manche haben ſich noch nicht recht erholt und müſſen aus dem Schiffe in ihre Wohnungen getragen werden; Andere ſind ſchon wieder in ein friſches Stadium auf der Bahn getreten wo Gott Bacchus mit Silenen und Satyren den Reigen führt.

Aber Heidelbergs Studententhum bietet auch noch andere Bilder, andere Scenen. Ein Theil der Studirenden, und er wird in neuerer Zeit immer bedeutender, will vom Corpsleben, ja überhaupt von der ſchroffen Abſonderung des Studenten von dem übrigen Bürgerthum nichts wiſſen. Er kämpft auf alle Weiſe dagegen an und hat zu dieſem Zwecke beſondere Vereine geſtiftet, in denen auch andere junge Männer von Bildung, auch wenn ſie nicht ſtudiren, Aufnahme finden. Hiezu gehört beſonders der »Turnverein« der in Heidelberg ſehr ſtark iſt, und dem von Studenten allein nahe an 200 beigetreten ſind. Oft ſieht man dieſe Turner einen größern Auszug halten um irgend ein Feſt zu feiern. Alles hierbei iſt natürlich zu Fuß, Alt und Jung; bejahrte Männer wie Knaben nehmen Theil. Es ſind lauter kräftige friſche Geſtalten, denen man es anſieht daß das Turnen ſeinen heilſamen Einfluß äußert. Alle ſind gleichmäßig in weite Pantalons und lange Jacken von ungebleichter Leinwand gekleidet; um den Leib ſitzt der breite Ledergürtel; der Kopf iſt mit dem breitkrempigen faltigen grauen Turnerhut bedeckt. So ſchreiten ſie Paarweiſe in langer Reihe munteren Schrittes einher. Sie gewähren einen erfreulichen Anblick, es zeigt ſich bei ihnen daß man doch endlich wieder anfängt der immer mehr zunehmenden körperlichen Entnervung unſerer Jugend mit Glück entgegenzuwirken. Das Turnen iſt unter den Studenten bereits feſt eingebürgert; trotz aller Anſtrengungen der feindlichen, ſich ariſtokratiſch vornehm abſchließenden Genoſſenſchaften gewinnt es immer mehr Anhänger, während die Corps ihr moraliſches Anſehen immer mehr ſchwinden ſehen. Den wackern Turnern ein freudiges »Gut Heil!« —

Heidelberg wird, außerdem daß es Univerſitätsſtadt iſt, immer mehr und mehr ein Fremdenort. Es gehört ſchon zu den beſuchteſten Punkten Süddeutſchlands und iſt beſonders auch oft das Endziel für die Wanderungen der Norddeutſchen nach Südweſten. Kann man auch wohl einen lieblichern Schlußpunkt ſich denken? Kann man mit einem freundlichern Eindruck den Heimweg antreten? Baden-Baden vielleicht ausgenommen, wüßte ich im ganzen ſüdweſtlichen Deutſchland keinen Ort der ſich mit Heidelberg's Umgebung meſſen könnte. Die glückliche Neckarlandſchaft hat ſchon ganz die warmen Färbungen und Tinten des Südens. Norddeutſche, ruſſiſche und engliſche Familien ſiedeln ſich hier auf längere oder kürzere Zeit an, zumal da ihnen hier ſo treffliche Gelegenheit zur geiſtigen Ausbildung der Kinder geboten wird. Beſonders jenſeits des Neckars iſt eine ganze Reihe größerer wie kleinerer ſehr zierlicher Häuſer entſtanden die faſt alle nur von Fremden bewohnt werden. Auch die Schaar der Zugvögel die nur einen bis zwei Tage hier weilen, iſt während der Sommermonate ſehr groß, und fortwährend in ſteigender Zunahme. Seit Vollendung der zwei großen Eiſenbahnen nach Frankfurt, Mannheim und Baſel, an denen Heidelberg liegt, kommen oft ganze Völkerzüge von Fremden aller Nationen hier an. In den Bahnhöfen, die wie alle derartigen Bauten in ganz Baden mit überraſchendem Geſchmack ausgeführt ſind, herrſcht ein reges, buntbewegtes Leben. Die großen Omnibus raſſeln wohlbeſetzt hin und her, ſehr gut eingerichtete Droſchken deren Heidelberg eine große Zahl beſitzt, kreuzen ſich dazwiſchen; alle Zungen Europa's werden im Getümmel laut, die Vertreter der verſchiedenſten Völker ſtoßen hier auf einander. Der Gaſthäuſer jeden Ranges hat die Stadt eine große Zahl; einige derſelben wetteifern in Großartigkeit und eleganter Einrichtung mit den vornehmſten Hotels in Baden und Frankfurt. Und ſo herrſcht wirklich in der Hauptſtraße des

Digitized by Google

Ortes die denſelben in einer faſt halbſtündigen Länge durchſchneidet, ein großſtädtiſches Leben und Treiben wie es keine zweite Stadt Badens aufzuweiſen hat. Um die Mittagsſtunde oder bei der Ankunft und Abfahrt der Dampfzüge, glaubt man hier im Meßgewühl von Leipzig und Frankfurt zu ſein.

Das Ziel aller Reiſenden, von nah und fern, das Ziel dem ſie gleich nach ihrer Ankunft zuſtreben, iſt die Heidelberger Schloßruine. Vielleicht keine zweite Ruine Deutſchlands iſt ſo bekannt, ſo vielfach in Poeſie wie Proſa gefeiert worden; keine verdient es aber auch mit ſolchem Rechte. In der That, und es iſt traurig zu ſagen, kein Land Europa's hat wie Deutſchland ein ſo ſchönes Trümmerwerk, ein ſolches Kleinod als Ruine aufzuweiſen. Eine milde Mondſcheinnacht, oder ein klarer Sommerabend auf dem Altan dieſes Schloſſes, oder auf der »Terraſſe« demſelben gegenüber, ruft Eindrücke hervor die nicht ſo leicht wieder verlöſchen. All die Tauſende, die längere oder kürzere Friſt hier weilten, werden ſich mit gleichem Entzücken dieſer Eindrücke erinnern, mögen auch Jahre ſeitdem vorübergegangen ſein. Am beſten wohl beſucht man dieſe Trümmer, dieſe Zeugen der fränkiſchen Barbarei, in ſtiller, ſtummer Nacht. Könnte man zugleich die Schmach unſerer Nation die dies ſuließ, die Erniedrigungen unſeres Volkes die ſich an dieſe Ruine knüpfen, mit ewiger Nacht bedecken! Am Tage ſtarren mir die rothen Steine wie blutbeſprützt entgegen. Steigt freilich der Mond mit ſeinem bleichen Schein herauf, dann regt es ſich in den zerſtörten Hallen, dann ſcheinen die Todten aufzuerſtehen und wie irre Schatten nach Sühne zu ſeufzen; ächzende Töne werden laut und wir fluchen ſtill für uns hin: Ludwig, Frankreich, Louvois!

Eine der bemerkenswertheſten Theile des ſehr weiten Baues iſt der ſogenannte »geſprengte Thurm«, 1689 von der Franzoſen Wuth theilweiſe in die Luft geſprengt. Gewaltige Mauerſtücke hat des Pulvers Kraft von der 16 bis 20 Fuß dicken Mauer abgeriſſen und in den Schlund hinuntergeworfen. Der Erbauer des Thurmes wie überhaupt ſehr vieler Theile des Schloſſes war Friederich »der Siegreiche!« Links von dieſem Thurm erhebt ſich ein anderer von viereckiger Geſtalt, mit einem großen Thor. Über dem Eingang deſſelben iſt zwiſchen den zwei in Stein gehauenen Schildknappen die ihn zu bewachen ſcheinen, ein Bogen mit gothiſchen Verzierungen, an denen das pfälziſche Wappen prangt. Hier iſt auch noch ein gut erhaltenes Fallgitter. Durch dieſen Eingang gelangt man in den weiten inneren Schloßhof, der noch die Wohnungen für den Kaſtellan und ähnliche Beamte inſichfaßt. Hier tritt beſonders auf der linken Seite der mächtige »Ruprechtsbau« hervor, nach ſeinem Erbauer, dem ſpäteren Kaiſer Ruprecht, benannt. Viel ſchöne Steinmetzarbeiten ſind an den gothiſchen Spitzbögen deſſelben zu bewundern, auch der in Stein gehauene Roſenkranz und die zwei Genien über der Hauptthür beſchäftigen unſere Hiſtoriker und Architekten. An dieſen Theil des Schloſſes lehnt ſich der ſogenannte »Alte Bau« mit ſchönen gothiſchen Erkerfenſtern, deſſen Höhe man auf einer in neuerer Zeit angelegten Treppe beſteigen kann. Daneben iſt die alte Kapelle, der älteſte Theil der ganzen Ruine, ſchon im Jahre 1356 gegründet, ſpäter aber zu verſchiedenen anderen Zwecken benutzt. Hier ſieht man in den Niſchen verſchiedene noch gut erhaltene Steinbilder, die Göttin der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert, und die älteren Stammhäupter des pfälziſchen Hauſes. In dem Keller unter dieſem Gebäude liegt das alte Faß von 23 Fuß Höhe und 30 Fuß Länge, das beinahe 300,000 gewöhnliche Flaſchen faßt. Ein Durchgang führt von hier zu dem großen Altan der faſt über Stadt und Fluß zu ſchweben ſcheint und von dem man eine ſo entzückende Ausſicht genießt. Von den andern Theilen des großen Baues iſt beſonders noch der »Otto-Heinrichspalaſt« mit ſeiner prachtvollen Façade nach Michel Angelo, im Einzelnen betrachtenswerth. Vier große noch wohl erhaltene Statuen tragen das Portal über welchem das Wappen des Kurfürſten nebſt ſeinem Bruſtbilde in Stein gearbeitet iſt. Daneben ſieht man in halberhabener Arbeit Männer im Kampfe mit Löwen; in den Niſchen des erſten Stockes die Statuen von Herkules, Joſua, Simſon, und David mit altdeutſchen Inſchriften. In den Fenſterniſchen des mittleren Stockes ſtehen allegoriſche Bilder, Liebe, Glaube, Hoffnung, Stärke, Gerechtigkeit; im oberſten Stock Bildſäulen griechiſcher Götter. Die äußere Façade iſt noch ziemlich wohl erhalten, obgleich man die Verwüſtungen der durch Blitzesſtrahl entſtandenen Feuersbrunſt die 1764 das Schloß zuletzt zerſtörte, deutlich erkennt. Am äußerſten Theile dieſes Baues ſteht der ſogenannte »Achteckige Thurm«, den man ſchon in weiter Ferne alle anderen Theile der Ruine weit überragen ſieht. Ihn hat weder der Zorn des Himmels, noch die Wuth der Menſchen zerſtören können. Einzelne ziemlich große Bäume haben in den Klüften der Ruine Wurzel geſchlagen; ihr grünes Gezweige beſchattet das rothe Geſtein des Gemäuers, das an anderen Stellen von dunkelm Epheu in ſeltener Dichtigkeit überrankt iſt. Noch mehrere hundert Fuß über dem

Digitized by Google

Schloß, auf der Kuppe deſſelben Berges, an deſſen Lehne es liegt, ſtehen einige Überreſte der alten Burg die urſprünglich ein Römercaſtell war, dann den Pfalzgrafen zur Reſidenz diente, jedoch ſchon in früher Zeit durch eine Feuersbrunſt zerſtört wurde.

Beſonders beſucht von Heidelbergern wie von Fremden wird unſern der Schloßruine der freie Platz mit dem Wirthſchaftsgebäude. Hier im bunten Gemiſch zwiſchen Fremden aller Nationen, Studenten und Philiſtern findet man auch die Männer der Wiſſenſchaft, die großen Zierden und den Ruhm der Heidelberger Hochſchule. Mittermaier, ein hoher ſchlanker Mann, mit ovalem ausdrucksvollem Geſichte dem die ſilberweiße Farbe des Bartes wie Haares etwas ſehr Ehrwürdiges verleiht, ſchreitet mit ſicherer Haltung und gewandtem Benehmen umher. Man ſieht es ihm auf den erſten Blick an daß er auf dem Präſidentenſtuhle der Ständekammer, auf dem Parkett am Hofe ſich ebenſo ſicher wie auf dem Katheder ſeines Hörſaales fühlt. Hier erſcheint auch Wangerow, der berühmte Lehrer der Pandekten, der allein Hunderte von Jünglingen alljährlich nach Heidelberg lockt. Hier trifft man Gervinus, den geiſtvollen Forſcher in Sachen deutſcher Nationalliteratur. Paulus ſitzt dort, der ehrwürdige Veteran der Univerſität, geehrt von Alt und Jung in ganz Heidelberg. Hier ſteht Morſtadt der geiſtvolle Cyniker, dort Welcker der feurige Redner der Kammer, mit dem lebendigen blühenden Geſichte und den blitzenden blauen Augen; Jüngerer nicht zu gedenken die mit friſchem Geiſt, mit aufgeklärtem Sinn das akademiſche Leben in geiſtigem Schwung erhalten.

J. v. W.

Das literariſche Dachſtübchen.

Von **Hieronymus Lorm.**

5.

Aus Öſtreich: Rank und Stifter.

Es war Juni geworden. Noch immer blickte ich von meinem hohen Dachſtübchen auf die heißen Steine des Berliner Pflaſters hinab. Vornehme Leute die ich ſonſt darüber ſchreiten geſehen, begegneten meinem Auge nicht mehr, ſie trug jetzt wohl der weiche Sand der Helgolander Dünen oder das glänzende Parkett der Kurſäle von Hamburg und Baden-Baden. Ihr nicht verſtehendes Ohr umrauſchte wohl ſchon die Erhabenheit der Wälder oder ſie maßen an der Größe des unendlichen Meeres ihre Kleinheit ab. Wie ſehnte ich mich zum erſten Male nach dieſem ariſtokratiſchen Volke, wenn auch eigentlich nur nach den Orten an welchen ſie eben verweilten! Der ich ihnen im Winter ſo ferne wie ein Bauer geblieben, ſollte nun der Sommergenüſſe verluſtig gehen die den Bauern gratis in's Haus kommen! Ich ſollte keine andere Ausſicht haben als auf vorüberkeuchende Droſchkenpferde und nicht einmal der Gegenſtand ſein den ſie von dannen ſchleppten! Friſch und frei wachſende grüne Blätter ſind hier nicht ſo gar häufig, ſelbſt die Blätter der Voſſiſchen und Spener'ſchen ſind weder grün noch friſch und frei. Die Linden hatten Staubblouſen angezogen, ſie ſahen ſo anſtändig verdrießlich aus als hätten ſie ſich ihre Äſte und Zweige an langen Winterabenden *geſtrickt*. Nirgends ein murmelnder Bach und keine andern Quellen als die zu den Geſchichtsbüchern der Herren von Raumer und Ranke. Der Thiergarten nicht ſichtbar vor Staub, und weiter hinaus, großer Gott! die ſandige Sahara von Charlottenburg und Pichelsberg. Wenn einmal alles Meer Tinte würde, wären Charlottenburg und Pichelsberg die würdigen Streuſandfäſſer dazu. Ein Sommer in Berlin iſt eine traurige Ironie der Schöpfung. Denkt Euch hirtenflötenblaſende Gardelieutenants, Frühlingslieder von Louis Schneider, kuhmelkende Gendarmen und jodelnde Hofräthe! Und ſelbſt in jenen Umgegenden Berlins denen eine ſchöne Natur, wenn auch nicht aus vollem Herzen zugelacht, doch mit leiſer Annäherung gelächelt, wie in Neuſtadt-Eberswalde oder in Glienecke an den anmuthigen Ufern der Havel, — wie zerſtört die Anweſenheit der denkgemäßen Berliner alle Eindrücke ländlicher Heimlichkeit! Sie ziehen hinaus mit ihrem ganzen großſtädtiſchen Bewußtſein und holen ſich vom Landleben nicht den Genuß, ſondern nur einen — *Begriff*. Kurz, für ein ſüddeutſches Gemüth war der Berliner Sommer nicht länger mehr auszuhalten, und wenn alle philoſophiſchen Sätze trügen, der einzige iſt unumſtößlich: was nicht mehr auszuhalten iſt, das muß ein Ende nehmen.

Um das *Wie* kümmerte ich mich nun nicht ſonderlich mehr, das mußte des Himmels Sorge ſein, der in

Digitized by Google

ſeiner Weisheit die unumſtößliche Richtigkeit jenes Axioms zugelaſſen hatte. Ich that nichts dafür. Nicht einmal mit meiner Kaſſe ging ich zu Rathe; man vermeidet gerne einen Rath, wenn man im voraus weiß daß er nicht angenehm lauten wird. Das einzige Unternehmen, wozu ich mich entſchloß, beſtand darin daß ich phlegmatiſch meine endloſen Treppen hinabzuſteigen begann. Auf die Straße gelangt, wanderte ich weiter.

Ja, es herrſcht eine Vorſehung! Nicht in den Kleinigkeiten die wir emphatiſch Schickſale der Menſchheit, Weltgeſchichte benennen, ſeh' ich ihr Walten; die Natur und die Menſchheit erfüllen ſich von ſelbſt mit den ihnen innewohnenden Mitteln. Auch der zuſammengewürfelte, hin und her ſich ſchüttelnde Unſinn den der Einzelne allzuhöflich und ſelbſtgefällig ſein Geſchick benennt, iſt ein zu unrichtiger Kram als daß ſich die kluge Vorſehung ſonderlich dabei betheiligen ſollte. Ihr liegt vielmehr am Herzen was ſonſt niemand kümmert, worüber wir ſorglos und achtlos wegſchreiten, was nicht eingreift in die Dinge mit denen wir vor uns und vor Andern vielbedeutende Wichtigthuerei treiben. Ein Vogel hat ſich auf einſamer Haide verirrt; wen kümmert das? Niemand als die Vorſehung, ſie läßt ihn ſein Neſt finden. Ein Kind verliebt ſich in eine glänzende Blume, die zufällig in der Tiefe des Abgrundes wächſt. Wen kümmert die Sehnſucht des Kindes? Niemand. Der Vernünftige führt es vom Abgrund weg und läßt ſeine Sehnſucht unbefriedigt. Nur der Vorſehung geht das Verlangen des Kindes zu Herzen, es dünkt ihr wichtiger als Euer wichtigſtes Streben, ſie ſorgt dafür daß das Kind unbeſchädigt in die Tiefe gelange und ſeine Blume erhaſche. Wem liegt daran ob ein armer Poet aus der Berliner Sahara nach erquickenden blühenden Gefilden gelange? Hat er genügend zu eſſen, ſo iſt ſein ſonſtiger Hunger nicht eines Gedankens werth. Aber eben dann thut die Vorſehung ihre Wunder, die man nur deshalb nicht als ſolche preiſet, weil die Reſultate nicht wichtig genug ſcheinen. Sie leitet den Poeten ſanft und vorſichtig durch die proſaiſchen Anſprüche von Eiſenbahntarifen und Gaſtwirthen an ſein Ziel; ihre weiſe gütige Hand führte auch meine poetiſche Wenigkeit nach — Öſtreich.

Es war aber auch dieſelbe Vorſehung, die meine Sommerreiſe nicht bis in die Städte Öſtreichs gelangen ließ, nicht bis dahin wo in Verwaltung und Einrichtungen des Staates die erquickenden und blühenden Gefilde gar zu ſichtbar ein Ende nehmen. Es wäre freilich kein Unglück daraus entſtanden, nach gewöhnlichen Begriffen von Unglück, ich wäre vielleicht weder krank daran geworden, noch daran geſtorben. Es wäre mir jedoch ein Unglück begegnet, vor welchem die Vorſehung an die ich glaube, ihre Lieblinge gnädig beſchützt, das Unglück: meine poetiſchen Stimmungen in Groll und Bitterkeit verwandelt, meiner nach Naturgenüſſen lechzenden Seele Gift und Ekel vorgeſetzt zu ſehen.

Allein ich mußte auf dem Lande bleiben, in Dörfern und Wäldern, unter Bauern und FeldDirnen. Wie glücklich war ich! Die geſunde Luſtigkeit der Kirchweih- und Erntefeſte, der humoriſtiſche Jubel der Schenke, das waren die Elemente einer vortrefflichen Komödie, wie ſie nicht aus dem Hirn eines Theaterdichters entſpringen, wie ſie mit ſolchem Reichthum der ergötzlichen Situationen und von Scherz durchwürztem Dialog nur von der Natur ſelbſt zur Darſtellung gebracht werden konnte. Die abendlichen Tänze der Burſchen und Dirnen auf freiem Felde — wie war da die unter dem Eis der Convenienz erſtarrte Heiterkeit der ſtädtiſchen, winterlichen Bälle aufgeblüht zum erquicklichſten Sommer! Und des Nachts, wenn die Liebe getrennten Paaren fliegende Brücken baut aus friſchen Liedern und den bezaubernd ſüßen Melodieen des Volkes, — wie gerne verſchmerzte ich es daß hieher nicht die papiernen Nachtigallen drangen aus den Wäldern des Leipziger Bücherkataloges! Und an Tagen der Arbeit blieb auch ich nicht müßig. Ich beſchäftigte mich mit Spazierengehen, ein Geſchäft das Ernſt und Eifer erfordert, wenn es genußreichen Gewinn bringen ſoll. Das ächte Spazierengehn iſt eine Arbeit der Seele, eine Thätigkeit durch welche ſie nicht nur alle ihre Muskeln ſpannt und ſtärkt und den ganzen Umfang ihrer Kräfte kennen lernt, aus welcher ſie auch die Mittel zu fernerm Wachsthum und einer würdigen Exiſtenz zieht. Sie muß dem Sonnenaufgang eine Strahlenleitung bauen in ihre dunkelſten Winkel daß er auch hier die nichtigen Geſpenſter Gram und Unmuth, die Nachtvögel Zweifel und Laſter verſcheuche; ſie muß ſich dem philologiſchen Studium hingeben, die Sprache des fragenden, klagenden Wälderrauſchens verſtehen zu lernen, und eine Antwort darauf zu finden in ihren geheimnißvollſten Tiefen. Und im Schweigen des Abends, jenem zauberiſchen, räthſelhaften Schweigen, wenn es ſcheint als ob die ganze Schöpfung, Erde und Pflanzen, Luft und Himmel regungslos aufmerkſam lauſchen würden auf eine Offenbarung die menſchlichen Sinnen nicht vernehmbar, — dann muß die Seele ſich ein empfängliches Ohr errungen haben für die Offenbarungen dieſes Schweigens. So liefert das Spazierengehen ihr die

Digitized by Google

Stoffe die ſie mittelſt der Werkzeuge des Denkens verarbeitet, bald zu leichtem Schmuck, bald zu nothwendigen Stufen auf dem Wege ihrer Entwickelung. Und ſo wanderte ich durch Wald und Feld und lebte, heute von der Luſt des Volkes, morgen von der Einſamkeit der Natur umrauſcht, ſchöne Tage in Öſtreich.

Aber es wurde Herbſt, ich mußte zurück in mein Dachſtübchen, in das literariſche Dachſtübchen, und da ich es nicht hatte mit mir nehmen können, ſo wollte ich ihm mindeſtens den literariſchen Ausdruck des Erlebten mitbringen. Ich fragte nach dem Schriftſteller der es verſucht das Leben und Weben des Volkes künſtleriſch mit dem rechten Herzen und im richtigen Geiſte wiederzuerzeugen. Man gab mir Rank's »neue Geſchichten aus dem Böhmerwalde.« Ich fragte nach den Dichtungen, auf welche der landſchaftliche Charakter dieſer herrlichen Natur gleich bezaubernde Reflexe wirft. Man gab mir den dritten und vierten Band von Stifter's »Studien.«

Auf dem Wege nach Berlin freute ich mich nun recht kindlich und kindiſch dieſe Werke zu leſen. Sie werden, dacht' ich, die Deſtillation meiner Genüſſe ſein, ein Schatzkäſtlein in welchem die Geiſter meiner Freuden verſchloſſen, um, wenn ich es öffne, mir nicht nur von meinem vergangenen Glück zu erzählen, ſondern mich auch mit den Empfindungen die ich hatte als ich es genoß, von neuem zu überfluthen. Was ich als äußerlichen Beſitz verloren, werde ich dann innerlich künſtleriſch wieder gewonnen haben!

Ich brauchte lange, eh ich mir den Grund des Mißbehagens erklären konnte, der bei der Lectüre dieſer Werke die Stelle des erwarteten Wohlgefallens einnahm. Das war das Volk unter welchem ich gelebt, wenn ich Rank's Buch aufſchlug; das waren die Pfade die ich gewandert, wenn ich mich in Stifter's Studien erging. Und doch, ſie waren es nicht, ſie waren es nicht ſo wie ſie, den leiblichen Sinnen nicht mehr gegenwärtig, in meiner Seele ſich am Leben erhalten.

Es iſt ein trauriges Zeichen unſerer nationalen Entwicklung daß die neueſte Literatur die Begriffe Volk und Nation ſtreng von einander ſondern muß, um auf den Boden deſſen ſich ſtellend was ſie Volk nennt, auf die Nation ſegenbreich einwirken zu können. Es deutet dies nur zu ſehr darauf hin daß unſere Nationalliteratur immer einen excluſiven Charakter hatte, von einzelnen Geiſtern dargebracht, von einzelnen Geiſtern genoſſen, vielleicht weil auch die deutſche Geſchichte deren nothwendige und höchſte Blüthe die Literatur iſt, weniger von der ganzen Nation vollbracht wurde als von einzelnen ſie beherrſchenden Geiſtern und Ungeiſtern. Nachdem die Nation den Forderungen die durch den Aufſchwung der Kant-Schiller'ſchen Epoche rege gemacht wurden, nur durch ihren Beifall, nicht durch entſprechende Thaten geantwortet hatte, entſtand die romantiſche Literatur die von vorn herein auf die Mitwirkung von Volk und Nation verzichtete, die ſorgfältig die Augen ſchloß vor der Geſchichte des Staates, in welchem ſie einen eigenen Staat bilden wollte. Und weil ſie doch wirkliche Stoffe brauchte, holte ſie dieſelben aus einer geweſenen Wirklichkeit, aus der mittelalterlichen Vergangenheit. Die Befreiungskriege befeſtigten nur die Herrſchaft der romantiſchen Literatur, denn die ganze Nation verſank in romantiſche Traumſeligkeit, in ſüßen Müßiggang. Sie ſchwelgte in den Myſterien ihres Muthes und ließ ſich während deſſen gutwillig die reale Geſchichte vom Munde wegſtehlen, die ſie jetzt erſt hätte vollbringen ſollen. Die Romantik, nicht von der Gegenwart einer Geſchichte beirrt, konnte ruhig weiter produciren, freilich nur für ihr auserwähltes äſthetiſches Publikum, für die ſogenannten »gebildeten Kreiſe«, nicht für die Nation die nicht in dieſer Literatur lebte und von welcher ſie nicht belebt wurde. Wie die Romantik wurde nach der Julirevolution auch das junge Deutſchland eine excluſive Literatur, denn es nahm die Theorieen mittelſt welcher es der Nation weiter verhelfen wollte, nicht aus der bisher erreichten Entwicklung der Nation ſelbſt, ſondern aus den Conſequenzen der Julirevolution. Erſt die neueſte Literatur nimmt ſich des Volkes an, nämlich jenes Theils der Nation der von der Theilnahme an den früheren Literaturepochen ausgeſchloſſen geblieben. Denn eben dadurch gibt dieſer Theil der Nation einen unverfälſchten, reinen und geſunden Boden für das Samenkorn, welches die Literatur in ſeinen Schooß niederlegt. Dies Samenkorn wächſt und breitet ſich aus, bald wird es die Hülle der einfachen Volksgeſchichte durchbrochen haben, bald wird es zu ſeiner Entwicklung die höhern, ja die höchſten Kunſtformen in Anſpruch nehmen; es wird endlich aufgegangen ſein als eine Literatur, die in dem breiten Boden der ganzen Nation ihre Wurzeln geſchlagen und ſelbſt mit ihrer höchſten und feinſten Spitze über den Geſichtskreis des ganzen Volkes nicht hinauszureichen braucht. In dieſem Sinne, für dieſen Zweck begann Berthold Auerbach zu wirken, mit einer Stärke der Geſinnung, ohne welche einem ſolchen Ziel gegenüber ſelbſt die Stärke ſeines Talentes ohnmächtig wäre.

Einen Mitſtrebenden Auerbach's wollte man uns

Digitized by Google

von Öſtreich der ankündigen in Joſeph Rank. Bedeutendes von ihm zu erwarten, berechtigte nicht ſo ſehr was er bisher geleiſtet, als was wohlmeinende Freunde von ihm verſprachen. In der That, für Öſtreich zu wirken was Auerbach im übrigen Deutſchland anſtrebt, wäre leicht und lohnend. Das öſtreichiſche Publikum hat ſich den frühern deutſchen Literaturepochen weder producirend noch genießend ſonderlich angeſchloſſen; weniger blaſirt und unempfänglich, würde es mit friſcherm Hunger nach der geſunden Volkskoſt greifen. Joſeph Rank begann mit einem Buche »Aus dem Böhmerwalde«, in welchem er gleichſam erſt den Boden ſeiner künftigen Wirkſamkeit aufdeckte. Er ſchilderte uns ſeine deutſche Heimath, er wußte unſere Sympathie dafür zu gewinnen daß ſie ſich inmitten fremdländiſcher Einflüſſe in deutſcher Urſprünglichkeit erhalten, er unterhielt uns mit ihren Sitten und Gebräuchen, kurz, er wußte uns für den Schauplatz zu intereſſiren. Wir ſetzten uns nun davor hin und warteten auf das Schauſpiel. Wir warten aber noch immer. Es traten zwar »Vier Brüder aus dem Volke« auf; die confuſen Reden aber die ſie verführten, konnten um ſo weniger unſere Theilnahme gewinnen, als ſie nicht einmal unſerm geſunden Menſchenverſtande das kleinſte Zugeſtändniß machten. Ja, als der »Waldmeiſter« hinzutrat, gipfelte ſich die Verwirrung zu halbem Unſinn auf, der anfänglich ſo ſchöne Schauplatz ſelbſt ſchien ſich in das undurchdringlichſte, nirgends gelichtete Geſtrüpp des Urwaldes zu verwandeln. Der unglückliche Leſer der ſich da hinein verlor, ſah ſich vergebens nach einem Ausgangspunkt um, er wußte nicht woher er gekommen und wohin er ſchreiten ſolle, er hatte Mühe ſeinen eigenen Verſtand wohlbehalten wieder herauszubringen. Rank ſah jetzt wohl ein daß er umkehren müſſe, allein er fiel um; mit den »Neuen Geſchichten aus dem Böhmerwalde« wurde er zwar wieder verſtändlich aber auch mitunter — trivial. Vom Gipfel einer abſonderlichen und halb ſinnloſen Manier war er herabgeſtürzt in den Sumpf der Gewöhnlichkeit. Und dies wären die Schauſpiele die uns ſein Schauplatz erwarten ließ? Die Schickſale des »Hoofer Käthchens« ſind allerdings ſehr rührend, auch zweifeln wir keineswegs daß der »Jofer« ein braver Mann war, ſowie wir uns nicht genug ärgern können über jenen Maleſtzkerl dort, der u. ſ. w. Schade nur daß wir über jene Schickſale ſchon ſo viel gewinnt haben, noch zur Zeit der Herren Laun und Kind, ſo daß wir jetzt keine Thränen mehr dafür haben. Schade nur daß wenn wir gegenwärtig unter das Volk treten, wir ganz andere Urſachen zu Leid und Trauer finden, und daß es ganz andere Maleſtzerle ſind gegen die wir die Fauſt ballen müſſen.

Aus den ſlaviſchen Ortſchaften, aus den tyroliſchen Dörfern wandern jährlich zu Hunderten die Kinder des Volkes hinaus in die Welt. Sie tragen die Producte ihrer Heimath zum Kauf herum, oder ſie verwerthen gewiſſe Geſchicklichkeiten die ſich in ihrem Volksſtamm auf Jeden forterben und ihnen, den ſonſt Armen und Hülfloſen, als eine angeborne Mitgift verliehen ſind. Was ſie aber Schönes erleben und Werthvolles erwerben, kann ſie auch nicht mit Einem Gedanken ihrer armen Heimath abwendig machen. Im Gegentheile, die reizendſten Bilder der Fremde verhelfen ihnen nur dazu den in ihrer Erinnerung ſchlummernden Reiz der Heimath erſt recht fühlen und verſtehen zu lernen. Genüſſe, die Andern volle Befriedigung gewähren, wecken in ihnen erſt die Sehnſucht auf, ſolcher Genüſſe an dem Ort ihrer Wiege theilhaftig zu werden, wo es ihnen allein lohnend und erlaubt ſcheint zu genießen. Und kaum haben ſie ein Sümmchen erworben, ſo wandern ſie damit dem Geburtsland zu, taub und blind für alle andern Lockungen, nur darauf bedacht das Gewonnene zum Beſten der Ihren zu verwenden und ſich davon einen Wohlſtand daheim zu gründen. Einen ähnlichen Weg hat auf geiſtigem Gebiete der ächte Volksſchriftſteller zurückzulegen, ein ähnliches Ziel hat er zu erringen. Er reißt ſich aus dem Schooß des Volkes los, aus der dumpfen Unbewußtheit des Gemüthes. Mit den ihm angebornen Gaben geht er an die Erkenntniß der Welt, was er ſich jedoch von neuen Dingen aneignet, verhilft ihm nur zur Werthſchätzung ſeines urſprünglichen Beſitzes. Je mehr er die Herrlichkeit der Welt begreifen lernt, deſto mehr iſt die Herrlichkeit ſeines Volksbewußtſeins in ihm aufgeblüht. Er kehrt endlich heim, denn er iſt nur ausgezogen um wieder heimzukehren, aber heimzukehren mit lichter, erkennender Seele, mit dem ganzen großen Verſtändniß für die Wünſche und Bedürfniſſe ſeines Volkes. Die gewonnenen Geiſtesſchätze verwendet er nun dazu den Wohlſtand der Seinen zu gründen, er lehrt ſie den Weg begreifen den er als Einzelner gewandelt, und reicht ſein ferneres Leben auch nur dazu hin ſie auf dieſem Wege einen einzigen Schritt weiter zu bringen, ſo iſt er nicht vergebens ausgezogen, nicht mit leeren Händen heimgekehrt.

Rank hat ſeinem Volke nichts mitgebracht. Auf dem Bildungsweg den er zurücklegte, iſt er in dumpfer Unbewußtheit verblieben. Er hat nichts gelernt, weder ſich verſtehen, noch die Welt, noch ſein Volk, er iſt

Digitized by Google

noch immer der Bauer. Er hat nichts gelernt als mechaniſches Schreiben, um jener dumpfen Unbewußtheit eine äußere dauernde Geſtalt zu geben. Mit leeren Händen iſt er zu ſeinem Volke zurückgekehrt.

Die öſtreichiſche Cenſur hat die »Neuen Geſchichten aus dem Böhmerwalde« mit wohlwollendem Achſelklopfen zum Drucke befördert. Sie erkannte ſehr richtig daß ſolche Geſchichten dem Volke nicht zum Bewußtſein verhelfen, ſeinen Schlummer nicht ſtören können. Sind dies die Früchte die man von Rank erwartete? Die öſtreichiſche Kritik die ſich natürlich nicht über den in Öſtreich geſtatteten Bildungsgrad erheben kann und darf und in ihrem Mangel an Zeitkenntniß und Literaturverſtändniß keine Gelegenheit vorübergehen läßt ſich eine Blöße zu geben, hat das Buch ſehr wohlgefällig aufgenommen. Sie preiſ't daran die Gemüthlichkeit. Die öſtreichiſche Gemüthlichkeit, das iſt die faule, eingeſperrte Luft einer ſtark geheizten Winterſtube. Ja, es iſt ſehr traulich und ſtill da, und überall Nacht. Aber draußen iſt es indeſſen Mai geworden, es weht freie und geſunde Luft und nur alte Weiber mit und ohne Hoſen, mit und ohne Feder bleiben im traulichen Dunkel am heißen Ofen ſitzen, wenn draußen ſchon der Frühling glänzt und Gottes heller Sonnenſchein auf den Straßen funkelt. —

Konnte mir Rank's Buch nicht die geiſtige Ausbeute meiner unter dem Volk verlebten Tage gewähren, ſo vermochten die letzten Bände von Stifter's Studien nicht mir die Natur zu erſetzen in der ich geſchwelgt. Wie war ich einſt begeiſtert von Stifter als ich ihn ſeinen Weg antreten ſah! Und wie ſehr hat die »Mappe des Urgroßvaters« meine Illuſionen getödtet! Gleich Rank hat er in ſeinen erſten Büchern nur die Bühne aufgeſchlagen auf der er wirken wollte, und dieſe Bühne war entzückend ſchön. Aber er iſt Decorationsmaler geblieben und niemals will die Handlung beginnen. Der Baum iſt grün und der Schnee iſt weiß. Das ſagt ſich ſehr einfach; Stifter aber verſteht es auf langen Bogen mit glühenden Farben zu ſagen, ſo daß wir das Geſchilderte vor uns zu ſehen glauben. Allein wir ſehen eben nichts weiter vor uns als einen grünen Baum und einen weißen Schnee. Er faßt die Natur nicht wie eine Mutter an deren treues Herz wir nach langen Irrwanderungen zurückkehren, wie an ein letztes Ziel in welchem wir Alles vollendet und erreicht finden, was wir auf andern Wegen vergebens geſucht, — nein! er ſitzt der Natur noch immer im Schooß, ein unbewußt befriedigtes, ſpielendes, glückliches Kind. Die Schmerzen des Lebens haben ſein Herz noch nicht berührt, die Stürme der Welt ſind noch nicht über ſein Haupt hingegangen. Dafür iſt ihm aber auch die Seligkeit verſchloſſen geblieben die innere Verwandtſchaft mit der Natur nach tauſend erbetten Wunden als letzten Balſam zu finden. Man muß von Gott erſt abgefallen ſein, um zur Gotteserkenntniß zu gelangen; man muß der Natur erſt entfremdet worden ſein, eh' ihr Hauch beglückend in unſere Bruſt dringen kann. Wie Rank zu ſeinem Volke, kehrt Stifter zur Natur zurück als hätte er ſie nie verlaſſen, unbewußt, unerfahren, mit leeren Händen. Drum ſind die Menſchen die er ſchildert, auch nichts Wirkliches. Je länger er bei ihnen verweilt, deſto mehr werden ſie zu wandelnden Bäumen; ſeine Gedanken ſind keine aus Welt und Leben gewonnenen Reſultate, keine mit langen Mühen ſelbſterrungenen Früchte; ſie ſind nur fallende Blüthen, von jedem zufälligen Lufthauch herabgeweht.

Der Titel »Studien« ſoll wohl ein Verzichtleiſten auf jede eigentliche Kunſtform bedeuten, nach deren Anforderungen dieſe Productionen zu beurtheilen wären. Sie ſind keine Romane, Novellen oder Gedichte, ſondern — Studien. Was ſtudiert der Verfaſſer? Welt und Leben? Nein, — davon gibt er keine Probe. Philiſter rühmen die hohe Sittlichkeit; allein wo gar nichts geſchieht, da iſt es kein Wunder daß auch nichts Unſittliches geſchieht. Der Verfaſſer ſtudiert alſo ſich, ſein eigenes Weſen. Er rettet ſich, wie — Goethe! die höchſte Freiheit und Vollendung des Subjects, nur mit dem Unterſchiede daß Goethe der Welt nicht das Ringen und Suchen nach dieſer Freiheit vorlegte, ſondern in kunſtvollendeten plaſtiſchen Meiſterſchöpfungen bethätigte daß er ſie bereits erſiegt, während Stifter, noch ſehr fern von dieſem Siege und noch ſehr unfähig plaſtiſch zu geſtalten, ſeiner Subjectivität einen ſchriftlichen Ausfluß gibt. Ein ſubjectives Ringen nimmt aber alle Elemente der Zeit als Bildungsmittel in ſich auf, und wenn Goethe ſich ſubjectiv darſtellt wie in »Wahrheit und Dichtung«, ſo ſehen wir alle politiſchen, wiſſenſchaftlichen, ſocialen Entwicklungen ſeiner Zeit mächtig auf ihn wirken; er durchſchreitet und überwindet ſie, er ſchüttelt ſie endlich von ſich ab und entſteigt ihnen als helleniſche Göttergeſtalt, als freies Subject. Es verräth den erſtaunlichſten Egoismus oder eine nicht minder erſtaunliche Bornirtheit daß Stifter in ſeinen Werken noch ganz ſubjectiv, der Zeit doch ſo gänzlich den Rücken zuwendet, als wären alle in ihr entfeſſelten Geiſter, alle neuen Richtungen in welche die Menſchheit ſich heute theilt und auf denen ſie ſich unter verzweifelten Kämpfen zu behaupten ſucht, nicht

Digitized by Google

würdig von ihm betrachtet zu werden, nicht würdig zu ſeiner eigenen Entwicklung beizutragen. Daher kommt es auch daß er immer der nämliche bleibt, daß ihn ſeine »Studien« nicht vorwärts bringen. Die letzten zwei Bände derſelben könnten eben ſo gut die erſten ſein, was bei »Studien« einen vollkommenen Mangel an würdigen Reſultaten beurkundet. Er kommt nicht aus dem Kreiſe der beſchränkteſten Subjectivität heraus, eben weil er dieſen Kreis nicht ſo weit ausdehnt daß er Welt und Zeit umſchließen könnte. Durch den gerechten Beifall verführt mit welchem man ſein erſtes Auftreten begrüßte, wagt er ſich nicht von der kleinen Stelle fort auf welcher ihm der Beifall wurde. Was Anfangs nur eine ſchöne, eigenthümliche Form ſchien, wird jetzt zur Manier. Herr Stifter verdſtreichert ſich. Das wird ſogar in ſeinem Styl ſichtbar, der ſich von Provinzialismen nicht frei macht und dadurch neben mancher fehlerhaften Conſtruction auch ſonſt noch arge grammatikaliſche Unrichtigkeiten bietet, die man bei der ſonſtigen Correctheit des Druckes nicht dem Setzer allein Schuld geben kann.

Rank und Stifter ſchreiben unter öſtreichiſcher Cenſur, und wenn dies die Aufgabe des heutigen Schriftſtellers in Öſtreich iſt, ſo haben dieſe Herren geleiſtet was ſie können. Man macht jedoch dabei die Erfahrung daß man die geiſtigen Reſultate eines Aufenthalts in Öſtreich am wenigſten in öſtreichiſchen Büchern zu ſuchen hat.

Briefe aus dem Freundeskreiſe

von Goethe, Herder, Höpfner und Merck*).

Schon vor längeren Jahren beſchenkte uns der Herausgeber mit Briefen Mercks. Dieſe neue Sammlung iſt eine Nachleſe und zum Theil eine Ergänzung jener größeren, ungleich wichtigeren Briefmemoiren. Außer den Heroen der Literatur treten und hier viele Geſtalten entgegen, die dem literariſchen Leben jener bewegten Zeit nur als theilnehmende Freunde nahe ſtanden, die ſchöpferiſchen Geiſter aufmunterten, anſpornten, oder ſie durch milde und ernſte Rede von vermeintlichen Irrwegen zurückzubringen ſuchten. Im Ganzen ſind es 34 Zeitgenoſſen Goethe's die ſich hier ausſprechen. Unter den Nebenperſonen ſind nicht alle von dauerndem Intereſſe; nur die Briefe des Fräuleins Albertine von Grün, einer Freundin des berühmten Juriſten Höpfner in Darmſtadt, der mit Merck und Jacobi in ſehr vertraulichem Verkehre ſtand und deſſen feinem Sinne nichts Bedeutendes in Kunſt und Literatur entging, nehmen unſeren Antheil zu ihren Gunſten in Anſpruch. —

Ein Brief von Goethe's Vater an den Feldmarſchall Grafen von Seckendorf in Grätz, aus dem J. 1740 von Venedig datirt, eröffnet die Sammlung. Der kaiſerliche Rath Kaspar Goethe klagt über die leidige Liebhaberei Italien zu bereiſen, und Frankreich, Holland, England und Niederſachſen darüber zu vergeſſen. »Genau geſagt iſt es, daß man in ganz Europa vor ſein Geldt nicht bequemer und verdrießlicher reiſet, als in beſagtem Italien. Man bringt nichts mehr mit nach Hauſe als einen Kopf voller Curioſideten, vor welche man insgeſammt, wenn man ſie in ſeiner Vaterſtadt auf den Markt tragen ſollte, nicht zwey baare Heller bekäme.« Merck nannte dieſen Brief einen »Handwerksburſchenbrief.« — Ein Schreiben der Frau Rath iſt ein wiederholtes Zeugniß ihrer unverwüſtlichen Geiſtesfriſche. — Goethe ſelbſt iſt das Hauptthema im Buche, und Merck, der Darmſtädtiſche Hofkriegsrath, ſteht voran unter den Briefſtellern.

Sehr lebhaft iſt Merck's Verkehr mit Nicolai. Noch vor der Wertherperiode iſt Goethe ſchon in den meiſten ſeiner Briefe dieſenige Perſon auf die er wiederholt zurückkommt, deren gewaltiger Einfluß auf Um- und Neugeſtaltung der Nationalliteratur er mit prophetiſchem Geiſte vorausſagt. Aber er findet nicht immer Zuſtimmung, am wenigſten bei Nicolai der die ſatyriſchen Blätter, welche aus dem Kreiſe junger Männer ausgingen mit denen Goethe in Wetzlar verkehrt, nicht gutiren kann. Er weiſt deshalb den Verlag Goetheſcher Schriften den ihm Merck in Antrag ſtellt, knurrend ab. (Es handelte ſich um »Götter, Helden und Wieland« und das »Moraliſch-politiſche Puppenſpiel.«) Nicolai bedankt ſich für ſolche Poſſenſpiele und mißbilligt alle Perſönlichkeiten. »Gelehrte, ſchreibt er, müſſen ſich in Acht nehmen dem Namen eines Gelehrten auf den die Weltleute ohnedies mit Verachtung ſeitwärts blicken, nicht zu ſchaden. Hr. Goethe wird es vielleicht künftig, wenn er auch einmal eine literäriſche Ehre wird auf's Spiel zu ſetzen haben, bereuen daß er einen zügelloſen Ton angegeben hat.« — Einen Monat

*) Aus den Handſchriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner.

Digitized by Google

ſpäter ſchreibt ihm Merck: »Von Goethe ſehen Sie nächſtens einen Roman: Leiden des jungen Werther. Das Schickſal des jungen Jeruſalem wie ſein ganzer Charakter liegt zum Grunde und Goethe hat hier individuelle Wahrheiten wie bei ſeinem Götz verarbeitet und verkleiſtert. Es ſind hier wie in dem P. Viaud Scenen, über die nichts geht und gehen kann, weil ſie wahr ſind. Keine Pasquillen ſollen Sie weiter nicht von ihm ſehen. Dem guten Goethe geht's indeſſen, wie allen braven Leuten. Es hängen ſich den Augenblick, da Jemand einen Zoll höher wird als Andere, ſo viele Buben an, die in die Welt Wahres und Falſches ſchreiben, daß es zu erbarmen iſt.« — Über Nicolai's »Freuden des jungen Werther« fühlt ſich Goethe ſehr verletzt und macht gegen niemand ein Hehl daraus. Nicolai rechtfertigt ſein Verfahren. In einem Briefe an Höpfner ſchreibt er: »Wie hat der Mann die Freuden ſo übel nehmen können? Habe ich ſeinen großen Talenten als Schriftſteller nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen? Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moraliſche Frage ſagen? Oder iſt das Wohl der Geſellſchaft gar nichts werth? Und da Hr. Goethe ſich Alles, auch mit der größten Unanſtändigkeit gegen Andere erlaubt, darf ein Anderer ſeine Werke gar nicht beurtheilen? Wer das Fauſtrecht einführen will, ſollte wohl überlegen daß darin nicht allein Ausſchlagen, ſondern auch Wiederſchlagen gilt. Ich bedaure die Leute herzlich die ſo viel von Kraft und Selbſtändigkeit plaudern und bei dem geringſten Widerſpruche aus der Haut fahren wollen.« Über den »Prometheus« von Wagner, der damals für ein Product Goethe's galt, ſpricht ſich Nicolai ziemlich beifällig aus, »nur«, ſagt er, »die impertinenten Stellen wider Wieland haben mich verdroſſen.« Merck ſcheint ebenfalls dies literariſche Pamphlet für eine Arbeit Goethe's gehalten und eine Recenſion ſowohl darüber, wie über die Freuden geſchrieben zu haben. Den Abdruck derſelben in der deutſchen Bibliothek die Nicolai herausgab, wünſcht er der heftigen Erbitterung wegen, in die Goethe gerathen war, zu unterdrücken. »Ein Genie, ſchreibt er, iſt einmal ein böſer Nachbar und ich möchte, wie Sie leicht einſehen, es mit ihm nicht gerne verderben.« Ein anderes Mal lehnt er es geradezu ab über Goethe kritiſch zu Gericht zu ſitzen. »Alles, was dieſen Menſchen angeht«, ſchreibt er, »laſſen Sie lieber durch Andere recenſiren: Ich will nun einmal zwiſchen Euch Allen den Abbé de St. Pierre machen, aber das iſt gewiß, daß Ihr Alle ſo viel ich Euch kenne, Jeder in ſeiner Art rechtſchaffene und würdige Leute ſeid, Ihr mögt auch Schwefel und Feuer einer auf den andern regnen laſſen. Das Beſte iſt, daß ich an dem Herzen niemals bei einem wahren Kopf habe zweifeln dürfen. Eure Irrungen liegen alle im Kopf, und die mag eben der, der alle Farbenbrechungen in Einen Lichtſtrahl zu ordnen weiß, zum Beſten der Welt leiten. Es wird aber die Natur ewig bunt ſpielen, Amen! und zwar von Rechtswegen. ...« »Wenn Sie müßten,« ſagt er in Bezug auf Goethe's Stella die Nicolai'n mißfällt, »wie oft ich mit ihm über rationem artis disputire, und Sie ſähen den Burſchen im Schlafrock und Nachtwammis, mit der bonhomie, er würde Ihnen gefallen. Sein Fauſt iſt aber ein Werk das mit der größten Treue der Natur abgeſtohlen iſt, und die Stella wie Clavigo ſind aufrichtig nichts weiter als Nebenſtunden. Ich erſtaune, ſo oft ich ein neu Stück zu Fauſten zu ſehn bekomme, wie der Kerl zuſehends wächſt und Dinge macht die ohne den großen Glauben an ſich ſelbſt und den damit verbundenen Muthwillen ohnmöglich wären.«

Man kennt den moraliſirenden Brief, den Klopſtock an Goethe nach Weimar ſchrieb und deſſen Antwort darauf. Beide Briefe ſind auch in dieſer Sammlung wieder abgedruckt. Wir erwähnen ſie hier, um auf das Urtheil aufmerkſam zu machen das Merck über den Sänger der Meſſiade fällt bei Gelegenheit eines Beſuches den derſelbe in Frankfurt am Main abſtattet. »Klopſtock war vergangenen Herbſt bei uns und hat ſich in meinem Garten an meinen großen Trauben geweidet. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich ihn nie, nach meiner Vorſtellungsart, für einen wahren poetiſchen Kopf gehalten habe, ſo wie es viele gibt, die es ungleich mehr ſind als er. Aus ſeinem Umgange erhellt ein klarer heller Menſchenverſtand mit ſehr viel Weltkunde und Weltkälte. Noch nie hab' ich einen Menſchen ſo ſchön deutſch und abgemeſſen reden hören. Sein Herz ſcheint ruhig, in ſich ſelbſt gekehrt, ſeines Werthes bewußt. Dabei iſt er per Intervallen offen und ſcheint im ganzen Verſtande des Wortes ein ehrlicher Mann.«

Wie groß Merck die Menſchen auffaßte die ihn längerer Umgang kennen gelehrt, und wie wenig ihn das mißfällige Urtheil Tauſender in ſolcher Auffaſſung ſtörte, zeigen folgende freimüthige, ſeinen ſelbſtändigen Charakter und ſeine Geſinnung ehrende Äußerungen über das Verhältniß Goethe's zu dem Herzoge Karl Auguſt. »So ſehr ich mit Goethe zuſammenhänge«, ſchreibt er an Nicolai, »ſo hab' ich nie mein Urtheil über Sie ein einzig Mal geändert, ſo wie ich's von Goethe nie gegen Sie ändern werde. Ich hab' ihn neulich auf der Wartburg beſucht und wir haben zehn Tage zuſammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß ich von An-

Digitized by Google

geſicht geſehen habe, was an ſeiner Situation iſt. Das Beſte von Allem iſt der Herzog, den die Eſel zu einem ſchwachen Menſchen gebrandmarkt haben und der ein eiſenfeſter Charakter iſt. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten die ohngefähr ſo viel Augen haben zu ſehen, wie die Bedienten die hinterm Stuhle ſtehen, von ihren Herren und deren Geſpräch urtheilen können. Dazu miſcht ſich die ſcheußliche Anekdotenſucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menſchen, oder die Bosheit Anderer die noch mehr Vortheil haben falſch zu ſehen. Ich ſage Ihnen aufrichtig, der Herzog iſt einer der reſpectabelſten und geſcheidteſten Menſchen die ich je geſehen habe — und überlegen Sie dabei, ein Fürſt und ein Menſch von 20 Jahren. Das Geträtſch, daß er ſich nach Goethe bilde, iſt ſo unleidlich unwahr als Etwas, denn es iſt ihm niemand unausſtehlicher als Goethe's Affen.«

Durch Äußerungen Goethe's in deſſen »Dichtung und Wahrheit« hat ſich im Publikum der Glaube verbreitet, Merck ſei eine durchaus dämoniſche Natur geweſen. Dieſer Glaube wird am beſten durch ſeine Briefe widerlegt. Wir begegnen überall einem entſchiedenen Charakter, einem oft verwundend ſcharfen Urtheil, einer Verſtandesklarheit und einem geiſtigen Scharfblick der Alles mitleidslos zerſetzt. Allein dieſe unbequemen Härten des Charakters, die im Umgange mit Andern häufig läſtig werden, ſcheuen Naturen ſogar Furcht einflößen konnten, waren bei Merk gemildert durch ein edles, in verſchloſſener Tiefe ſchlummerndes Gemüth, das immer in ſchöner Milde hervorbricht, wenn ſein Herz durch große Eindrücke bewegt wird. Wäre er weiter nichts geweſen, als der kalte dämoniſche Verſtandesmenſch, der mit mephiſtophelſchem Behagen die Geißel der Satyre über Freund und Feind geſchwungen, er wäre dann nicht unter ſo geiſtig gewaltigen Schmerzen dem Schickſal erlegen, das unerbittlich über ihn hereinbrach. Die in dieſer Sammlung mitgetheilten Briefe, welche dieſer traurigen Wendung ſeines Lebens ausführlich gedenken, ſind das ſchönſte Zeugniß eines Mannes der edel dachte, tief fühlte und den höchſten Begriff von Menſchenwürde und Freundſchaft in ſich trug. —

Neben und zwiſchen den Briefen laufen mehrere kritiſche Aufſätze und Abhandlungen Mercks her, die zu den werthvollſten Beiträgen dieſer Sammlung gehören, z. B. eine Kritik über Herder's »älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts,« »über den verachteten Zuſtand der deutſchen Wiſſenſchaft.« — Mit dem Tode Merck's vermindert ſich das Intereſſante der Briefſammlung. Es iſt, als ſei der Geiſt der ſo viele Federn in Bewegung ſetzte, entflohen. Die Mittheilungen Albertine's von Grün, ihre Klagen um den Dahingeſchiedenen, haben allein noch einige Anziehungskraft. **W.**

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus Berlin, d. 15. Octobr.

[Hofrath Müller's Leben und Wirken.]

Varnhagen von Enſe hat uns mit einem neuen Buch erfreut, „Karl Müller's Leben und kleine Schriften“ (Berlin, G. Reimer) das ſo eben ausgegeben wird, und zu den biographiſchen Meiſterwerken welche wir bereits von dem Herausgeber beſitzen, ein neues, in kleineren Dimenſionen nicht minder anziehendes Bildniß hinzufügt. Daſſelbe zeigt uns eine Geſtalt welche den ſogenannten Befreiungskriegen angehörte und mit dieſer Zeit innerlich und äußerlich auf das engſte und wirkſamſte verbunden lebte, ja daran einen mitſchaffenden und für die allgemeine Sache des Vaterlandes erſprießlichen Antheil in Anſpruch nehmen darf, der damals wohl kräftig genug ſich geltend machte, nachher aber mit ſeinen perſönlichen Spuren in den Reſultaten des Allgemeinen verloren gehen mußte, wenn nicht die pietätvolle Hand des Biographen dieſelben zu einem dauernden Bild zu feſſeln verſtände. Dieſen ſchönſten Beruf eines Autors, die Welt zur Gerechtigkeit gegen ihre trefflichſten Söhne zu zwingen und ihr das als etwas Bleibendes zu erhalten was ſie ſo gern als ein Zufälliges verzetteln und hindringen möchte, hat Varnhagen von Enſe ſchon öfter mit großem Erfolg ausgeübt, und er thut es hier an einer zwar weniger umfaſſenden und bedeutungsvollen Geſtalt, als die waren denen er bisher ſeine jeder Perſönlichkeit verſtändnißvoll ſich anſchmiegende, in gerechter Durchdringung auch liebevoll erwärmte Feder widmete; aber vielleicht iſt das Verdienſt nur um ſo größer, wenn der Unſcheinbarkeit, dem in ſich ſelbſt zurückgetretenen Werth eines zuletzt kaum noch bemerkten Mannes, wie Karl Müller, zu ſeinem Recht und zu ſeiner wahren Erkenntniß verholfen wird. Der Hofrath Karl Müller, hier bis in die letzte Zeit ſeines Lebens in vielen geſellſchaftlichen Kreiſen bekannt und geehrt, eine hohe, kräftige, imponirende Geſtalt, zuletzt freilich etwas gebückt und mit weiß gewordenem Scheitel, ſtarb hier am 3. Februar 1847, in ſeinem friedlichen, außerhalb der Stadtmauern Berlins gelegenen Gartenhauſe, wo er ſich gemüthlich eingerichtet und wohin er ſich nach einem ungemein thätigen, in die allgemeinen Angelegenheiten hiſtoriſch eingreifenden Leben reſignirt aber begnügt zurückgezogen. Sein Tod fand damals kaum eine beachtende Notiz, und doch war er in der lebendigen Zeit ſeines Wirkens wie nach allen Seiten hin eine anregende und außerordentlich thatkräftige Perſönlichkeit, die beſonders ſeit dem Jahre 1809 für die Erhebung des deutſchen Vaterlandes vom Franzoſenjoche die kühnſten Anſtrengungen machte, mit ebenſo patriotiſchem Herzen als militäriſchem Verſtand und wahrhaft hiſtoriſchem Weitſinn die weltgreifendſten Pläne zur Beſiegung des Feindes erſann und

Digitized by Google

anregte. Mit den Lenkern der großen Sache im genauesten Verkehr, bei den geheimsten Verhandlungen vielfach verwandt, entwickelte er einen Verein der seltensten Energie und Tapferkeit, dergestalt daß er die Aufmerksamkeit der französischen Behörden und Spione erweckte, seine Auslieferung an Frankreich gefordert wurde und der Staatskanzler von Hardenberg ihn nur dadurch retten konnte daß er ihn angeblich wegen einer Schmähschrift gegen Hardenberg selbst zum Schein verhaften ließ und in einem freilich mit aller Bequemlichkeit versehenen, und dem Besuch der bedeutendsten Männer geöffneten Gefängniß verwahrte. Vielleicht hätten diese höchst interessanten Lebensumstände Müller's, seine näheren Beziehungen mit Stein, Blücher, Hardenberg (der ihn auch zum Wiener Congreß mitnahm und in Wien mit wichtigen Arbeiten beauftragte) und manchen Andern, sein Antheil an der Errichtung der Lützower Freischaar, noch ausführlicher dargestellt zu werden verdient, wenn in Müller's Papieren dazu reichhaltigere Daten vorhanden gewesen wären. Der Mangel derselben scheint den Herausgeber, der in seinen eigenen Denkwürdigkeiten diese Zeit so reichlich beleuchtete, zu dieser kurzen Skizzirung bestimmt zu haben. Die eigenen Schriften Karl Müller's, welche den größten Theil des starken Bandes einnehmen, betreffen vornehmlich die Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft jener Zeit, und sind, abgesehen von ihrem für den militärischen Theoretiker gewiß noch heut interessanten Inhalt, besonders durch ihre Form merkwürdig geworden, insofern Müller darin principiell das Bestreben durchzuführen suchte, alle Fremdwörter der Kriegssprache zu verdeutschen, womit er freilich seinen allgemeinen Anklang finden konnte und der auch dem Eindruck seiner eigenen Darstellungen nur hinderlich wurde. Aus dieser Absicht verfaßte er auch sein „Allgemeines Verteutschungs-Wörterbuch der Kriegssprache" (Leipzig, 1814), welches ebenfalls in dieser Sammlung Aufnahme gefunden hat. Seine Schrift: „Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig" (November 1813) erregte damals großes Aufsehn durch die darin gegebene Vertheidigung der Kriegs- und Schlachtführung Napoleons, welche wissenschaftliche Gerechtigkeit dem Verfasser bei seinem sonst so stark hervorstechenden Napoleonshaß um so höher anzurechnen war. — Dieser vielthätige und vielwirkende Mann, der zu den höchsten Staatsämtern angelegt und berechtigt zu sein schien, fand zuletzt eine einfache Hofrathsanstellung bei dem statistischen Bureau in Berlin, und wurde als Hülfsarbeiter der Räthe Stägemann und Rother bei der neugegründeten Staatszeitung gebraucht, indem er unter des Ersteren Namen eine Zeitlang die Herausgabe dieser Zeitung leitete. (*).

Aus Venedig, d. 6. October.

[Erzherzog Friedrich; Münster's Buchhandlung; Uhland's Gedichte von Negretti übersetzt.]

Den Feierlichkeiten und Festen der Dogenstadt folgte ein plötzlicher Trauerfall, der Tod des Viceadmirals Erzherzog Friedrich. Gestern, am 3. October gegen 12 Uhr Abends raubte der Tod nach einem zehnstündigen heldenmüthigen Kampfe den 26jährigen Jüngling. Stark und muthig ertrug er die unbeschreiblichen Schmerzen der letzten Lebensstunde, blieb bis zum Momente des Hinnberwallens aller seiner Geistkräfte fähig, und blickte dem Tode mit Ruhe und mit Gleichmuth ins Angesicht. Mit ihm schied der jüngste Theresien-Ritter Östreichs, nachdem der älteste, Erzherzog Karl, vor wenigen Monaten ihm vorangegangen war. —

Herrmann F. Münster's Buchhandlung die seit ihrem Entstehen sich eines stets wachsenden Zuspruches erfreut, hat ihre literarische Wirksamkeit durch die Herausgabe zweier Werke beurkundet, die sowohl des werthvollen Inhaltes wegen als auch durch ihre glänzende Ausstattung zur schönsten Prozuse berechtigen. Das eine über die klimatischen Verhältnisse Venedigs von Tauffig, erfüllt seinen Zweck vollkommen. Das zweite, Übersetzungen von Uhland's Gedichten v. Nicola Negretli, ist das Gediegenste und Beste, was je Italien in dieser Art geliefert hat. Dem gelehrten Übersetzer, einem vielwissenden Liebhaber unserer Literatur, ist es gelungen die so ganz deutsche Muse Uhland's zu verstehen, und die blühende Gedankenfülle in die harmonische Sprache Auseniens zu kleiden. Italien besitzt in diesem Werke einen Schatz für Jeden dem die Leistungen deutscher Poesie durch die Schwierigkeiten der Sprache unbekannt geblieben sind. Das 320 Seiten starke Buch bringt uns zum Ende auch einige höchst gelungen übertragene Gedichte von Lenau, Chamisso, Pyrker, Frankl und Karoline Pichler, unter denen Lenau's (An mein Vaterland, Alla mia patria) wohl das vollendetste zu nennen ist. Unter den Uhland'schen Balladen sind: Des Sängers Fluch (la maledizione del cantore), der blinde König (il re cieco) und der Wirthin Töchterlein (la figlia dell' ostessa) am getreuesten und zierlichsten wiedergegeben.

Unter den anwesenden deutschen Künstlern erregt Kreling aus München viel Aufmerksamkeit. Die Halle seiner Studien (gegenwärtig die Kirche Sta. Catterina) wo er mit einer vom Baron Stieglitz in Petersburg bestellten Copie des schönsten Paul Veronese beschäftigt ist, wird täglich von vielen Künstlern und Kunstfreunden besucht. *L.*

Aus Hamburg, d. 7. October.

[Die Direction des Stadttheaters; Hr. Richard Cobden.]

Seit mehreren Wochen hielt uns die Differenz zwischen beiden Directoren des Stadttheaters, den Herren Baison und Maurice, in Spannung. Daß ein solcher Zwiespalt anobrechen würde, war schon im Frühjahr bei der Bildung der neuen Direction leicht vorauszusehen, und es war ein Mißgriff von Seiten der Actionäre daß sie darauf eingingen. Davon abgesehen daß die beiden Persönlichkeiten nicht für einander paßten, mußte schon die Stellung des Hrn Maurice der alleinige Director und Eigenthümer des Thalia-Theaters ist, ihn von der Mitdirection beim Stadttheater ausschließen. Natürlich daß er sein alleiniges Theater, wo er den Vortheil davon ganz für sich hatte, gegen das andere wo er denselben theilen mußte, auf alle Weise zu bevorzugen suchte. Dies wurde der Quell endloser Streitigkeiten. In Folge derselben hat denn auch Hr. Maurice gestern den vernünftigen Entschluß gefaßt, ganz aus der Direction des Stadttheaters zu scheiden. An seine Stelle tritt am 15. d. der hier sehr beliebte Sänger Wurda, zuletzt am Hoftheater in Stuttg. Hoffen wir daß die neue Direction Einigkeit und dadurch Stärke erhalte, um der gefährlichen Concurrenz die Hr. Maurice ohne Zweifel gegen sie aufbringen wird, siegreich die Spitze bieten zu können. Das Publikum kann bei diesem Wettkampfe nur gewinnen. — Will man aber gerecht sein, so kann man nicht leugnen daß auch die bisherige Direction nach besten Kräften bemüht war, billigen Anforderungen zu genügen und für ein Stadttheater das ohne allen Zuschuß besteht und außerdem noch 10,000 Mark Pacht zahlen muß, wirklich das Mögliche geleistet hat. Besonders gut ist die Oper besetzt; es wird wenige Theater in diesem Augenblick geben die über reichere Kräfte an Sängern und Orchester zu

Digitized by Google

gebieten haben. Auch herrscht eine frische Rührigkeit im Repertoir; da z. B. in diesem Monate allein zwei neue Opern gegeben wurden. Eine derselben ist der „Nixtenbrut“, von dem bekannten Liedercomponisten Kücken, die in Stuttgart bei ihrer ersten Aufführung so viel Aufsehen machte und großen Beifall erntete. Der Componist befindet sich gegenwärtig selbst hier, um die Proben zu leiten, und die Aufführung die Ende dieses Monats stattfinden wird, persönlich zu dirigiren. — Weniger zu loben ist im Allgemeinen das Schauspiel; es besitzt außer Baison keine bedeutenden Kräfte. Man sucht diesen Mangel durch Gastdarstellungen zu ersetzen. Vor kurzem gab ein Hr. Gliemann von Schwerin einen Cyclus von Rollen; er wurde trotz mancher persönlichen Anschuldigungen vom Publikum mit Beifall aufgenommen.

Die Anwesenheit Richard Cobden's, des bekannten englischen Freihandelsapostels, erregte hier bekanntlich die allgemeinste Aufmerksamkeit. Es ward ihm zu Ehren ein großes Festessen veranstaltet, zu welchem trotz des Preises von 8 Mark für das bloße Gedeck beinahe 700 Theilnehmer sich fanden. Da es eine Demonstration von Seiten der hiesigen Freihandelsmänner gegen das Schutzzollsystem galt, so ließ man es an bittern Ausfällen auf dasselbe und dessen Vertreter nicht fehlen, und besonders Hr. Cobden selbst der mit dem ganzen Ubermuth eines Engländers auftrat, brechte in seiner englischen Rede die Schutzzollpartei in Augsburg und Stuttgart mit grade nicht höflichen Beinamen. Auch an den meisten der anderen geistig nur ziemlich unbedeutenden Reden hätte eine gerechte Kritik viel mehr zu tadeln als zu loben*). ++.

Aus München, d. 14. October.

[Ein Blick auf Ehedem und auf Heute.]

Gestern vor 22 Jahren bestieg König Ludwig den Thron seines Hauses. Gelübde und Segenswünsche sind gestern auf die Altäre des Vaterlandes niedergelegt. Am Abend war ein großes Fest. Sprechen heute die hochgebornen Damen und Herren, die hochgestellten Officiere und Staatsbeamten von der Pracht und den feinen Genüssen des Festes, welchem sie gestern — im Hotel des russischen Gesandten beigewohnt zu Ehren ihres Königs, so unterhalten sich die Tausende der Leute in jenen Kreisen nicht Zutritt gefunden, wie jenes Hotel von außen so prächtig beleuchtet und verziert gewesen, von den Blumen und Ziergewächsen, welche Eingang und Treppe so feenhaft geschmückt. Die Frauen und Töchter wiegen sich noch auf den Schwingungen der Musik, die sie gehört, Alle aber wiederholen aus innerstem treuen Baiernherzen die Gelübde und Segenswünsche für den besten König, welche sie vor dem Altare Gottes niedergelegt. Alle gedachten zugleich des letzten liebevollsten mit welchem König Max vor 22 Jahren von uns schied, um in seinem trauten, schattendurchwebten, quellenreichen Nymphenburg zu sterben. Der 13. October 1825 war sein Sterbetag.

Nymphenburg! Nicht deine silberblinkenden See'n nur und dein Spiegelfall, nicht all' die reizenden Heiligthümer deiner Najaden, deine Tempelchen und Schlösser, deine gesangreichen Waldschatten und deine elegische Magdalenen-Einsiedelei, bieten Reize. Weit höhere Genüsse bieten dem Baier Nymphenburgs geschichtliche Erinnerungen. Selten schallen jetzt Trilte und rauschen Gewänder durch die Nymphenburger Schattengänge, doch der einsame Wanderer belauscht die Geister der Vergangenheit. Jagdlust und Fürstenpracht, Majestät und Schönheit, Kriegermuth und zarte Minne hatten diese Hallen einst erfüllt und noch erblickt des Geistes Auge dort die hohe Heldengestalt des Türkensiegers Maximilian Emmanuel, der sowiel Glanz und soviel Unglück erlebt und sie Den in grauen Joven und grünen Hüten mit schillernden Spielhahnfedern jene Ritter gekämpft und gebittet, die Sendlinger Hügel zu einem heiligen Altare der Vaterlandsliebe, den Sendlinger Kirchhof zu baierischen Thermopylen gemacht. Wie gedenken bei Nymphenburg jenes Karl Albert der nach einer glänzenden freudenvollen Jugend die Krone der Cäsaren annahm, um von seinem Heimathherde verbannt zu werden und endlich, nach Jahren des Schmerzes und Kampfes, Gott zu danken daß er in Ruhe sterben konnte, als er im Kapellenhofe, dem stillsten und friedlichsten Plätzchen des Schlosses seiner Ahnen zu München, die müden Augen schloß. Wir gedenken endlich der beiden Maximiliane welche das Volk die Guten nennt und bei deren Erwähnung jedes Baiern Antlitz sich freundlich verklärt.

Welche Erinnerungen durchbreiten und gestern und welche gestern vor 22 Jahren! Das Jetzt und das Ehedem — wie verschieden! Unsere Männer lächeln wehmüthig, wenn sie an jene Tage denken, und unsere Jünglinge können sich keinen Begriff davon machen. — Durch die Kriege war der Staatshaushalt zwar mit einer enormen Schuldenlast überbürdet worden, aber der Staatsbürger wußte daß diese Kriege nur zur Wohlwehr geführt worden, daß Baiern dazu gezwungen war. Damals gab es bei einigen Wenigen nicht so große Reichthümer als vielleicht jetzt, aber es gab auch nicht so große und so viele Armuth; wir hatten einen zahlreichen, in Zufriedenheit und mäßigem Wohlstande sich glücklich fühlenden, stilvergnügt und behaglich lebenden Mittelstand. Es gab wenig Glanz und Pracht, dafür vielen, allgemein verbreiteten und herzlichen Frohsinn. In München lebten kaum so viele eingelne Maler als man jetzt deren Hunderte zählt. Aber jene Einzelnen waren tüchtig; Mit- und Nachwelt nennen ehrend die Namen eines Quaglio, Cornet, Heß, Quaglio, Wagenbauer und Anderer. Aber man machte damals nicht so viel Wesens aus ihnen und die politische Zeitung hatte vollends keine Zeit ganze Spalten mit dem Thun und Treiben der Münchener Künstler zu füllen. Wir hatten damals wier Theater und ein Pfandhaus, jetzt haben wir zwei halbe Theater und drei Pfandhäuser. Jene sind gewöhnlich ziemlich leer, diese stets übervoll. — Wir hatten damals keine so glänzenden Paläste, Tempel und Säulenhallen, aber die Besedungen der Staatsdiener waren glänzender und dabei fand sich auch je produzierte Kunst besser. Wir hatten damals keinen aus Kanonenmetall erbauten Obelisk mit der Aufschrift „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung,“ aber wir hatten ein siegstolzes Heer, eine waffengeübte Landwehr und volle Zeughäuser. Wir hatten keine so gut geordnete Polizei, aber sie hatte auch nichts zu thun. Es gab keine Klöster, die Geistlichen waren damals gar demüthig und bescheiden, der Unterricht der Jugend war wohldestellt und in guten Händen. Das Land durchzogen keine Bujpredigter, es gab keine Redemtoristen (Redemtor heißt Jesus); aber das Landvolk war moralischer und lebensfroher als jetzt. — Damals konnte man um 8 Kreuzer sich recht behaglich an Suppe, Fleisch, Gemüse mit Ragout satt essen und kostete die Maß guten Bieres (wie es dessen jetzt nicht mehr gibt) 4 Kreuzer. Jetzt — ..... je nun! jetzt ist es

*) „Und gewiß, heißt es in der Augsb. Zeitung N. 285. — unschicklich ist es zu jubeln, wenn ein Engländer in einer deutschen Seestadt sich herausnimmt über die nationalen Bestrebungen der deutschen Presse zu spötteln. Früher klagten die Hamburger darüber daß man im Innern des Vaterlandes theilnahmslos für die Seeinteressen sei. Und nun, da man vorzugsweise im innern Deutschland an die frühere Größe der Hanse erinnert, wofür Handelsmarine blühend und durch eine Kriegsflotte geschützt wünscht, da man im Stil geneigt ist auch Opfer zu bringen, weil das Volk instinctmäßig fühlt, daß die Gebieten reißen wie um natürlich es ist daß die zweite Handelsmarine Deutschlands schützlos dastehe, ohne gemeinsame Flagge, und daß jahrein jahraus deutsche Waaren im Beisauf von vielen Millionen auf der See schwimmen ohne daß nur eine Kanone hinter oder neben sich zu haben — jetzt darf in Hamburg ein Engländer wagen die Leute im Innern Deutschlands darüber zu verhöhnen daß sie vielleicht nie ein Schiff gesehen! Uns unserer 700 Landsmannen fand sich nicht Einer welcher den Fremden in die gebührenden Schranken gewiesen, für die angegriffenen Lamoinene das Wort ergriffen hätte. — Die Engländer, auch die in Hamburg eingebürgerten, hielten alles auf um die Kluft dem Zollverein entfremdet zu halten; hat doch Einer von ihnen einem Hansen aus einer Schwesterstadt welche man der Hinneigung zu einem Nbkommen mit dem Zollverein bes chuldigte, auf deutschem Boden sagen können: Wagt es nur Euch mit dem Zollverein zu verbinden, dann wird England schon dafür sorgen daß Euch der Teufel holt! So ist es; der Zollverein soll nicht an die Meerfee! Es ist der Fluch Deutschlands daß es immer große weltpolitische Anläufe nimmt, und ist der Stein des Sisyphus kaum beinahe oben auf dem Gipfel des Berges, so läßt man ermattet ab von der Arbeit die nur halb gethan war. So verschanzt man sich jetzt hinter Sonderinteressen und gibt der Scheu vor energischem Auftreten gewonnenen Spiel, während man zugleich den Ausländern in die Hände arbeitet.“

eben anders als es vor zwei und zwanzig Jahren war. Wir sind älter geworden und die Welt mit uns und nur die Staatsschuld und die Steuern bleiben ewig jung. ✠.

Leipzig, d. 15. October.

[Die Kunstausstellung; Französische und Wiener Bilder.]

Ein großes Stück von Horace Vernet giebt neben Marterfleig's Bilde zumeist die Aufmerksamkeit an sich. Es ist schon eine ältere Arbeit dieses nicht selten modern genialen, aber noch öfter exaltirt grimassirenden französischen Künstlers; es ist aus dem J. 1824, jetzt im Besitze eines Berliner Kunsthändlers der es vielleicht in Deutschland abzusetzen hat weil es in Frankreich selbst (für 1000 Thlr. Gold) keine Liebhaber fand. — Wir betreten ein Schlachtfeld des 11. Jahrhunderts, das neben der aus Baumstämmen errichteten Feldfestung die Niederlage der Sachsen in England gegen Wilhelm von der Normandie bezeichnet. Der letzte Sachsenkönig ist das Opfer der Schlacht von Hastings (1066); er liegt erschlagen, mit entblößtem blutigem Oberleibe, das Haupt halb bedeckt mit blutdurchnichtem Scharlachmantel, im Kreise seiner Braver die auch noch als Leichen ihn umschirmen. Ein junger Mönch steht hinter der Gruppe der todten blonden Sachsenfürsten. Dieser Theil des Bildes ist meisterhaft. Den Tod so zu contrastiren, einen lebenden müßigen beschaulichen Mönch neben gestürzten Helden der That aufzustellen, war ein großer Griff des Malers. Und die Ausführung ist in der Zeichnung der durcheinandergeschobenen Leichen, in der Technik der Farbengebung, der entschiedenen Kühnheit und Kraft der Erfindung entsprechend. Der König Harald allein ist ein Meisterwerk. Diesen todten Körper gemalt zu haben, dürfte sich Rubens nicht schämen; die Discretion, und das todte Gesicht nur halb zu zeigen, indem der blutbetünchte Mantel das erloschene Auge des Helden deckt, ist eines poetischen Malers vom ersten Range würdig. Je mehr uns diese Hälfte des Bildes zum Lobe hinreißt, desto unerquicklicher stößt uns der andere Theil ab. Wir betreten das Schlachtfeld links an der Seite der Prinzessin Editha, mit dem Schwanenhalse zubenannt. Um diese Bezeichnung entschieden zu geben, hat Vernet ihr das Gewand vom Nacken gestreift. Aber nicht blos der Hals, die ganze Gestalt seiner Editha ist zu sehr Schwan, zu raffinirt diesem Epitheton das ihr die Geschichte gab, entsprechend. Im Gefolge eines Mönchs und einer Alten sucht sie auf dem Schlachtfelde ihren Verlobten und weiß mit Entsetzen auf König Harald hin. Diese Fuchsblondine, eine echte theatralische Kullenheldin vom Boulevard, beweist wiederholt wie den Franzosen in der Sucht raffinirt zu charakterisiren, das Moment der Schönheit entschwindet. — Ein zweites französisches Stück, von Louis Mianoude: ein Mahl bei welchem ein Skelett beträgt wird nach dem Gebrauch der Eingeweihten in die Geheimnißlehre der ägyptischen Priester, bethätigt uns im Extrem welcher schenßlichen Entartung französische Kunst in Wahl, Erfindung und Ausführung preisgegeben sein kann. — Dagegen, um bei französischen Werken stehen zu bleiben, beweist uns ein kleineres Bild von Claudius Jacquand welche Bedeutsamkeit die Franzosen in ihren Ideenkreisen finden auch wenn sie im Genre das enge Bereich der Familienscenen betreten. „Ausgesetzte Waisen" nennt der Katalog das Stück. Ein Thema dieser Art wäre so recht für den deutschen Pinsel. Auch ist die Ausstellung reich an lesenden, lachenden, weinenden und betenden Kindern von deutschen Malern. August von der Embde, Mitglied der Akademie in Kassel, gibt uns ein artiges, sauber gemaltes Schulkind. Und die Wiener sind in Kinderscenen productiv. Sie haben für ihre Kunst keine Geschichte die sie darstellen dürften, selbst keine Religion für deren Motive und Gestalten sie fühlen könnten. Ihnen ist häusliches Elend und häusliche Freude überlassen. Da ist der prächtige Waldmüller an dessen Dorfschulscenen sich noch jeder mit Freude erinnert. Seine Bauernfamilie im Abendgebet gehört diesmal zu seinen besten Bildern, während ein anderes von ihm, die Adoptirung eines Kindes, die Gemüthlichkeit bis zur Karikatur forcirt. Den Ameting's weichlich blasirtem Pinsel haben wir diesmal kein Stück. Aber Johann Reiter scheint ihm das mädchenfleisch bei Lampenlicht nachzumachen; seine junge Dame beim Siegeln eines Liebesbriefes, seine Erstette mit dem neuen Band das sie auswählt, sind bei aller Lieblichkeit doch in ein Rosenlicht getaucht das auf Kosten der Naturlichkeit anlocken und anlisten soll. C. Swoboda gefällt in seiner „Ehestandsscene" zur Weichlichkeit auch noch ein gutes Maß bernirter Naivität, in seinem „Atelier" eine Geistlosigkeit die nicht weiß ob sie sich selbst ironisiren soll. Dagegen müssen wir ein Bild von Conrad Ritter in Wien (nicht zu verwechseln mit dem ausgezeichneten Düsseldorfer Heinrich Ritter der im nationalen und geschichtlichen Genre so glücklich ist) „Aufnahme eines Knaben zur Schule", als ein gelungenes Meisterstück bezeichnen das noch mehr als Waldmüller's Schulgruppen die alte kernige Kemil der Niederländer verräth. — Der Franzose, um auf Jacquand's Bild zurückzukommen, gibt uns ein Paar rührende, verlassene, ausgesetzene Kinder, aber er hat für sie einen nationalen Hintergrund der die Scene bedeutsam macht. Seinweinendes Mädchen und sein trostlos dreinblickender Knabe sitzen vor der Thür der verlassenen Wohnung, von den Trümmern ihrer Habe umgeben, und zwischen dem Tedrel ihrer ehemaligen Wohlhabenheit blickt verstohlen das Bildniß ihres Vaters hervor, eines Mannes in Officiertracht mit dem Orden der Ehrenlegion. Das Familienunglück trägt hier sofort einen eigenthümlichen Stempel; wir wittern eine Geschichte des Hauses, wir ahnen den Undank der Parteien im Staat; das bittere Gefühl der Noth hat zugleich seine Erinnerungen und seinen Stolz. Das liegt den Franzosen sehr nahe; und darum sind sie in den Stoffen ihrer Kunst so glücklich, auch wo das Instrument ihrer Kunst nicht ausreicht oder ihre Geschmackrichtung eine verderbene, übrreizte ist. Jacquand's Bild ist jedoch frei von aller raffinirten Unnatur; es ist einfach, edel, sinnig; es macht umbewillen eine volle endete Wirkung.

[Der Gustav-Adolf-Verein. Brieflich aus Darmstadt.]

Die Zahl der Fremden mochte sich auf 700 belaufen. Unter den hervorragenden Männern war ich auf Pastor Zittel in Baden begierig. Ich hatte eine Persönlichkeit erwartet die auch im äußern Stärke und Kraft zur Schau trug, und war um so mehr von der sinnigen Beweglichkeit des Mannes überrascht. Fast sein Gegentheil in der äußern Erscheinung war der Schleiermacherische Schwiegersohn, der pommersche Graf Schwerin. Er hat das behagliche Wesen eines noblen Landmannes. Er spricht sehr rasch, wenig gewählt, aber mit Bonhommie und immer gewinnend, immer wirksam. — Sie fragen mich nach dem Ergebniß der großen Versammlung. Der Gustav-Adolf-Verein hat in Darmstadt den Beschluß gefaßt, Landeskirche und evangelische Kirche nicht als identisch anzusehen, diese nicht in jener für einbegriffen zu halten. Damit ist die Selbständigkeit der Kirche, die rein geistige Gemeinschaft der Gläubigen gerettet und festgestellt. Aufgetrom war ein Hauptbeschluß, daß nicht der Glaube an die Symbole den evangelischen Christen mache. Die Frage ob jemand evangelischer Christ, falle sie aufgeworfen werden sollte, wird fortan durch ein Gutachten der Versammlung erledigt. Die Kirche spricht so oft vom heiligen Geist der in der Gemeinde lebendig sei. Nun, mich dünkt, das Gesammtgutachten einer Versammlung evangelischer Christen dürfte entscheidend sein ob jemand für evangelisch christlich gelten könne. — Die Ruppsche Sache war nebenbei hiermit erledigt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 30. October.

Inhalt: Ein böhmischer Bauer. Novelle von Isidor Heller. — Die Blinde von Alnaea auf der Leipziger Bühne. — Aus München (zwei Briefe), Berlin, Pesth, Frankfurt a. M. und Leipzig (drei Berichte). — Preßfreiheit und die baierische Kammer. — Auerbach's Gevattersmann. — Nierikzens sächsischer Volkskalender. 1848. — Eisenbahnen. — Eine Lobrede auf die Englische Sprache.

№ 44.

Ein böhmischer Bauer*).

Novelle von Isidor Heller.

Es ist noch nicht genugsam erklärt, warum man utopische Dinge böhmische Dörfer nennt, aber so viel ist gewiß, daß »flockböhmische« Dörfer, zumal abseits der königlichen Straßen, so ziemlich abseits der Welt liegen. Da stehen niedere Hütten, deren Strohdach man mit der Hand erreichen kann ohne eben ein Riese zu sein, und darin wohnt ein mürrisches finstres Geschlecht gedankenleer und würdelos wie das Rind das hart an der Wohnstube wiederkäut. Die Idylle die ihre Traumbilder so gern in die Dörfer verlegt, findet hier keinen Stoff. Da tönt kein fröhliches sorgloses Lied aus dem kleinen Fensterchen durch welches die Bewohner der Hütten kaum den Kopf stecken können. Halbnakte schmutzige Kinder wälzen sich vor der Thüre und glotzen den vorübergehenden Fremden mit dummer Verwunderung an. Auf roh gezimmerter Bank sitzt die und da ein müder Bauer, einen weithin riechenden Pfeifenstummel im Mund; aber auf den dicken Falten seiner Stirne, auf seinen gebräunten ledernen Wangen wohnt nicht die vielgerühmte patriarchalische Heiterkeit, da steht eine trübe, trostlose Geschichte von Knechtschaft und Mühsal geschrieben. — Entsprechender Genoß ist der Haushund, eine unedle dickköpfige Race. Unwirsch und tückisch ist sein Blick, unmelodisch sein Gebelfer; doch beißt er nicht leicht, er ist eben so furchtsam als unfreundlich; nur gehetzt wird er gefährlich wie sein Herr, der böhmische Bauer.

Nicht erquicklicher sieht es im Innern aus. Eine einzige Stube mit geschwärzten Wänden und hölzerner Decke ist Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Familie. Ein gewaltiger Ofen, aus Backsteinen gemauert, verschlingt den vierten Theil des Raumes, und strömt eine dörrende Hitze in die Stube, wenn der Bauer darin sein schwarzes Brot backt. Zu ihm hinauf führen gemauerte Stufen. Da oben schlafen die Mägde und die Kinder des Hauses. Ein langer, meist roth gefärbter Tisch und einige plumpe Schemmel auf denen schon die Ahnen gesessen, machen das Möblement, und von der Wand blickt finster der Gott dieser Leute, ein roh geschnitztes Bild mit verzerrten Zügen, auf dem blutig entstellten Haupt die unvermeidliche Dornenkrone. — Da ist kein Zeitungsblatt anzutreffen, das dem gelnechteten Enkel der furchtbaren Hussiten von seinen Rechten spräche, das von Ländern spräche, die jenseits der Bergkette liegen, hinter welcher ihm die Sonne aufgeht um ihn zu rastloser Arbeit zu rufen. Kein Buch verliert sich hieher, das einen bessern Gott lehrte als das grause Bild an der geschwärzten Wand seiner Stube. Selbst das unsterbliche Volksbuch mit den tröstlichen Sprüchen und zündenden Gedanken, die Bibel, ist noch nicht siegreich eingezogen in diese trostlosen Hütten. — Er hätte auch wenig Zeit zum Lesen, der böhmische Bauer; seine Tage sind fortwährendem Dienst gewidmet. Drei Tage der Woche frohnt er dem Gutsherrn, drei Tage ist er Knecht des eignen Ackers, und Sonntag dient er der Madonna in der Kirche. Doch nach dem Essen am Feiertage hätte er einige Muße, er kann jetzt ruhig

*) Aus einem Cyclus von Novellen unter dem Titel: „Die Gesellschaft der Märtyrer."

Digitized by Google

verdauend durchs Fensterchen der Hütte blicken. Aber auf was trifft sein Auge? Auf einen angesammelten Düngerhaufen, aus dem ihn ein schönes Stück Arbeit für den Herbst anlächelt. Und wenn er lange genug in diese schöne Zukunft geblickt, überkömmt ihn ein traumloser Schlummer, um den ihn wohl mancher Große und Reiche beneiden würde. Er aber theilt dieses Glück mit dem Jochträger im Stall, mit dem vielgetretenen Hund an der Kette.

Gesprochen wird wenig in den Hütten dieser Bauern; man hat sich nichts zu sagen. Gedanken, nach Mittheilung drängend, blitzen nicht auf in diesen regungslosen Seelen; Gefühle, Theilnahme heischend, pochen nicht in diesen Herzen die hart gestampft sind wie die Tenne ihrer Scheune. Alles geht die langen Jahre hindurch den stäten Schritt an der Schnur der Gewohnheit. Wie es der Vater vom Ahn gesehen, lernt es lautlos nachahmend vom Sohn der Enkel. Nur der Kirchtag und das Hochzeitsgelag unterbrechen den gleichen Gang der lebendigen Maschine. Dabrauf't der Bauer auf in wilder Lust, da zerschmettert er, berauscht von Bier und Branntwein, die Gläser aus denen er Freude getrunken, da raust er sich blutig mit dem Nachbar der ihm befreundet und verschwägert. So würde er auch das Schloß der Herrschaft zertrümmern und seine Vögte zu Boden schlagen, wenn — eine berauschende Idee durch sein Gehirn strömte. Aber die Obern sorgen dafür daß es ewig windstille bleibe in den Dörfern, und daß des Sklaven Auge nie weiter sehe als die Furche entlang, deren harte Schollen seine rohe Kraft abmüden.

Nur ein hoher gewaltiger Geist tritt zuweilen in diese Dörfer, jener Geist, den die Heiden gefürchtet haben, den das Kreuz nicht gebannt hat, — das Schicksal, dessen graues Auge mehr sieht und durchdringt als die hellen Augen des Tages. Seine wüsten Launen, die mit Königen und Völkern spielen, verschmähen nicht das verachtete Geschlecht der niedern Hütten. Es greift da mit eiserner Hand an eine harmlose Brust, setzt Fliegen Adlersschwingen an, schwellt Würmer zu Schlangen und treibt sie hinauf an den höchsten Bäumen der Menschheit. Manches paubäckige Mägdelein das sich in der Pfütze des Dorfes gewälzt, macht es zur Gebieterin eines Gebieters, und einen barfüßigen Jungen welcher die Schweine gehütet, beschwert es später mit dem dicken Bauch eines Bischofs. War doch sogar ein General jenes schrecklichen Ordens der mit den Künsten der Hölle für den Himmel kämpft, früher ein kleiner Schlingel der mit den Hunden eines böhmischen Dorfes sich balgte.

Johann Wlk*), ein böhmischer Bauer, dem diese Erzählung gilt, war ein solcher Erkorner, den die harte Hand des Schicksals in neue Bahnen zwang. Die Weltgeschichte hat ihm noch kein Blatt gewidmet, aber der Poet verläßt das Gewühl der Heerstraße, läuft über finstre Treppen der Städte, verfolgt die Windungen der Dorf- und Waldpfade, legt sein Ohr an Herzen, deren Pochen die Geschichte nicht hört, und betrachtet sinnend die Thränen, die sie nicht fließen sieht.

Johann Wlk war der Sohn eines wohlhabenden Bauern. Wohlhabend nennt man einen böhmischen Bauern, wenn er Sonntags ein Schälchen dünnen Kaffee und ein Stück Fleisch haben kann, zur Kirchweih ein Schwein abstichl und einmal im Jahr seinem Weib und Kind ein Stück Gewand anschafft. Er hat wohl ein Paar Kühe und ein Gespann Ochsen im Stall, einiges Geflügel auf dem Hof, schickt zehn Schafe und fünf Schweine auf die Hutweide. Aber die fette Sahne, die Butter, die Eier, die jungen Hühner, die Ferkel, die Kälber führt er auf den Markt der nächsten Stadt für den Beamten, den Officier, den Hausherrn und den Handelsmann. Ihm selbst darf es nie einfallen einem Gelüst nach Leckerbissen Raum zu geben, denn seine lederne Hose ist nicht unsterblich, die dicken Sohlen an seinen Stiefeln reißen am Ende doch, die Hütte kennt den Zahn der Zeit, der Wagen, der Pflug sind nicht unverwüstlich und — die Steuern warten nie. Bliebe auch einiges Geld im Schranke übrig, der Bauer hat Ursache genug die Groschen zu sammeln. Die Tochter wird einst Ausstattung brauchen, den Sohn wird man mit schweren Thalern vor dem weißen Rock retten müssen und ein unvermeidlicher Proceß hat einen großen Magen.

Johann Wlk war das einzige Kind eines solchen wohlhabenden Bauern und dieser konnte schon ein Überflüssiges auf ihn verwenden. Seine Feiertagshosen waren vom feinsten Hirschleder, die Weste aus schwerem schwarzen Sammt. Er ging nie barfuß und Sonntags waren seine Stiefel, die bis ans Knie reichten, blank gewichst und ein ziemlich feiner Filzhut saß auf seinem wohlgekämmten braunen Haar, wenn er zur Kirche ging. Bei einer Festlichkeit und beim Tanz in der Wirthsstube trug er sogar ein gebümtes seidenes Tuch um den Hals geschlungen. Die Last der Arbeit lag nicht zu schwer auf ihm; der Vater hatte zwei

*) Viele böhmische Wörter haben keinen Selbstlaut.

Digitized by Google

Knechte in Dienſt genommen, welche die härtern Arbeiten verrichteten.

Aber Johann war nicht bloß ein ſchmuckes Bäuerlein, er war auch ein gemüthliches veredelteres Kind des Dorfes. Er hing an ſeiner Mutter mit einer Zärtlichkeit, wie ſie in den böhmiſchen Dörfern nicht häufig vorkommt. Den Knechten gab er nie ein böſes Wort, das Zugvieh durfte in ſeiner Gegenwart nicht roh geſchlagen werden und den Hofhund behandelte er wie einen guten Freund. Auch war ſein Gehirn nicht bleiern und ſeine Zunge hölzern wie die ſeiner Kameraden. Wenn er mit der guten Mutter koſte, ſtrömten innige gemüthdurchwebte Reden über ſeine Lippen. Geleſen hatte Johann wohl ſo wenig als die andern Dorfkinder, obgleich er in der Dorfſchule früher als Meiſter im — Buchſtabiren galt; doch ging Manches in ſeiner Seele vor, was höhere Befähigung vertrieb. Sätze aus der Predigt blieben in ſeiner Seele haften und gingen als vielkörnige Saat von Betrachtungen und leiſen Zweifeln auf. Beim Anblick der Sterne fuhr zuweilen der Gedanke durch ſeinen Kopf: Was ſind wohl dieſe ewigen Lichter? Dieſe Frage war gewiß vor ihm noch Niemand in ſeinem Dorfe eingefallen. Oft wenn die Sonne niedergegangen und die weite Gegend ſo geheimnißvoll ſtill und die Luft ſo himmliſch mild wurde, beſchlich ſeltſame Wehmuth ſein Herz, das doch keinen Kummer kannte, und der dämmernde Himmel ſpiegelte ſich in ſeinem feuchtgewordnen Auge. Befremdliche Unruhe, die er nicht zu deuten wußte, ſüß und doch ſchmerzlich, zitterte dann durch ſein Gemüth. In ſolchen Augenblicken griff er zum Waldhorn, das er beim Orgelſpieler des Kirchſprengels blaſen gelernt, und während Alles im Dorfe in bleiernem Schlaf begraben lag, entlockte er in ſeiner Dachkammer anmuthige Töne dem ſchrillen Inſtrument.

Und woher kam dem Sohn des böhmiſchen Dorfes die höhere Empfänglichkeit, die zartere Nervenſtimmung? Man könnte leicht erwiedern: Sproßt nicht auch neben der Sumpfpflanze das liebliche Vergißmeinnicht? Doch das klingt zu myſtiſch und es gibt überdies eine deutlichere Erklärung für Johanns feiner geartetes Naturell. Johann war der Sohn einer deutſchen Mutter. Die deutſchen Dörfer Böhmens ſtehen um einige Sproſſen höher auf der Leiter der Menſchheit, und die Czechen könnten gewiß nichts beſſeres thun als ihr herbes Blut durch Vermiſchung mit dem deutſchen Stamm zu verſüßen. Der brutale gedankenloſe Ausdruck und der rohe Trutz würde dann aus den unerquicklichen Zügen verſchwinden, und ſanftere menſchlichere Regungen würden in ihre ſtarre Seelen einziehen. Mit deutſchem Blut in den Adern wären gewiß die Huſſiten nicht Mörder und Mordbrenner geworden und deutſche Jünger Huſſens hätten ſtatt der Brandfackel das wärmende leuchtende Feuer einer beſſern Lehre ein Jahrhundert vor Luther durch die Welt getragen.

Aber ſelbſt das Balſamſträudlein aus Mecca verkümmert, wird ihm die arabiſche Sonne entzogen; der Orangenbaum blüht nicht, wird er in den ſtarren Boden Lapplands verſetzt. Da würde denn auch das Fünkchen in Johanns Seele, mochte es nun eine Laune der Natur oder Abſtammung geweckt haben, ohne Nahrung und Lebensluft in dem böhmiſchen Dorfe erloſchen ſein, wenn nicht der Umgang mit einem ſeltſamen Menſchen den wir ſpäter kennen lernen werden, den Funken genährt, bis der Sturm des Geſchicks ihn zur hellen Flamme angeblaſen.

Achtzehn Jahre war Johann alt geworden ohne, wie ein Dichter ſagt, mit ſeinem Gott oder mit ſeinem Könige zu grollen. Nun aber brachen Ereigniſſe in ſein Stillleben herein, die Grund zu beidem gaben.

Die drei Perſonen, aus welchen die Familie Wik beſtand, ſaßen eines Abends von den Mühen des Tages ausruhend auf der Bank vor dem Häuschen als der Amtsdiener vom herrſchaftlichen Schloß ganz ſteif und mit einem eigenthümlichen Grinſen in den Hof trat. Die Erſcheinung des Amtsdieners in der Hütte des böhmiſchen Bauern hat ſelten was Gutes zu bedeuten. Es iſt dann wohl eine Steuer einzutreiben, die Frohne anzuſagen, der Sohn zur Recrutirung zu ſtellen. Wenn vollends der Amtsdiener ſo ſteif auftritt und eine Art Herrſcherfreude um ſeinen dicken Schnauzbart lagert, dann bricht gewiß über den Bauern den er ſeines Beſuches würdigt, irgend ein Wetter herein, dann erwartet ihn gewiß in dem Amtshaus das Donnerwort des unnahbaren Dorftyrannen, oder gar der geſchwungene Stock des Büttels.

Der Amtmann und ſeine Schergen ſind der eigentliche Fluch des armen böhmiſchen Landvolkes; der geſetzliche Frohndienſt raubt ihm nur drei Tage der Woche, die ſchwere Grundſteuer koſtet doch nur Geld, aber die Willkür und die ſklaviſche Behandlung des Dorfkönigs und der rohe Hochmuth des Amtsdieners raubt ihm Ehre und Menſchheit, und verfolgt ihn noch über die Leiden des Lebens. Wie könnte auch das auf Erden unterjochte Thier im Reich der Geiſter ſelig werden!

Digitized by Google

Der alte Wik war beim Hereintreten des Amtsdieners erſchrocken von der Bank aufgeſtanden und hatte ſein Käppchen unterthänig abgenommen. Der Amtsdiener rührte aber ſeine Mütze nicht und erwiederte nicht den Gruß des Bauern. »Kommt einmal herein, Wik, in eure Stube — ſagte er mit barſcher Stimme — ich habe euch eine ſchöne Geſchichte zu erzählen!« Und ohne ſich auf die Bauersleute weiter umzuſehen ſchritt er ins Haus, rückte ſich mit vielem Geräuſch einen Seſſel zurecht und ſetzt ſich unaufgefordert nieder.

Je gröber der Repräſentant der herrſchaftlichen Gewalt ſich benahm, deſto ängſtlicher und demüthiger ward der alte Bauer. Das Käppchen in der zitternden Hand und geſenkten Kopfes ſtand er vor dem frechen Eindringling. Die alte Bäuerin ſtand einige Schritte hinter ihm und jammerte leiſe: »Jeſus Maria Joſeph, was wird das werden!« Johann aber lehnte finſter an den großen Ofen und ſchoß Zornblicke gegen den Scherzgen der Amtsgewalt.

Nachdem dieſer im Zimmer umhergeblickt als wollte er das Vermögen des Bauern abſchätzen, wandte er ſich zu dem alten Bauer, ſtampfte ſeinen Stock hart auf den Boden um den Eindruck ſeiner Worte zu erhöhen und ſagte rauh: »Wißt ihr, Wik, daß ihr und euer Vater und Großvater die gnädige Herrſchaft ſeit hundert Jahren beſtohlen habt? Aber dafür wird euch zuletzt der Teufel reiten, der Spaß kann euch Hab und Gut koſten, und fünf Jährchen Zuchthaus werden euch die Luſt vertreiben, euern Bauch aus der herrſchaftlichen Kaſſe zu füttern.«

Der alte Wik, in deſſen Gedächtniß Gewaltſamkeiten aller Art, an Bauern verübt, lebten, ſtand da ſprachlos und zitternd wie ein ertappter Verbrecher. Johann aber konnte den kochenden Zorn in ſeiner Bruſt nicht länger bewältigen. Mit feuerrothem Geſicht ſtürzte er gegen den Amtsdiener und hielt ihm die geballte Fauſt vor die Augen. »Herr Amtsdiener,« ſchrie er grimmig, »mein Vater iſt kein Dieb und wenn noch einmal ein ſchlechtes Wort aus eurem unverſchämten Mund kommt, ſo werde ich euch auf eine Art die Thüre weiſen daß ihr ſie nicht erſt zu ſuchen braucht!«

Dem Amtdiener trat wohl etwas auf die Lippen wie »unverſchämter Bauernlümmel,« aber die Fauſt des kräftigen jungen Menſchen ſchwebte ihm ſo nahe vor dem Geſicht daß er die neue Beleidigung nicht auszuſprechen wagte. Die angeborne und wohlgehegte Furcht des Bauern vor der Amtsgewalt ſchützt zwar meiſt ihre Diener ſelbſt bei ihren roheſten Anmaßungen, doch gab es Fälle, wo der aufs Äußerſte gebrachte Unterthan alle Folgen vergeſſend ſich Ausbrüchen der Erbitterung überließ. Dieſes bedenkend gerieth der Amtsdiener in nicht geringe Verlegenheit, wie er ſich aus der drohenden Lage ziehen ſollte ohne ſeiner Amtswürde etwas zu vergeben. Die Angſt der alten Bäuerin kam ihm indeß beizeiten zu Hülfe. Die zärtliche Mutter die aus der Bearbeitung der öffentlichen Perſon durch Johann's kräftige Hand ſchlimme Folgen für ihren Sohn erwachſen ſah, ergriff raſch ſeinen Arm und zog den erzürnten Jüngling in den entfernteſten Winkel der Stube. Der Amtsdiener athmete wieder freier, ſobald die geballte Fauſt aus der Nähe ſeines Geſichtes verſchwunden war; doch mochte er es nicht mehr zu weit treiben. Er begnügte ſich den Stock drohend gegen Johann auszuſtrecken, indem er verächtlich ſagte: »Alter Wik, euer Junge da iſt ſehr keck, aber wir werden ihm bei der nächſten Rekrutirung eine Suppe einbrocken, die ihm ſchlecht ſchmecken wird! Wenn er einmal im weißen Rock ſtecken wird, wird ihm der Stock ſchon kühler machen. Ihr aber, Wik, habt morgen Schlag elf Uhr auf dem Amt zu erſcheinen und da werdet ihr hören, ob ich die Wahrheit geſagt!« —

Das war eine furchtbare Nacht für die bisher ſo harmlos lebende Familie. Das Wort des Amtsdieners laſtete auf den drei Seelen, wie ein Orakelſpruch, dunkel und unbegreiflich, doch unbezweifeltes Unheil verkündend.

Andern Tages zur angeſagten Stunde ſtand der alte Wik von der peinlichen Nacht ermüdet und vor dem drohenden Wetter bebend in der Amtsſtube. Der Amtmann war eben kein Böſewicht; das Geſchick des Bauern war ihm nur gleichgültig. Die meiſten Verwalter der Herrſchaft ſehen eben in dem Bauern nicht mehr als ein Stück Beſitzthum in das man ſticht und gräbt um möglichſt viel Früchte zu gewinnen.

Auf die Meldung des Amtsdieners daß der Bauer Wik daſtehe, ſagte der Amtmann ohne das ihm genannte »Individuum« anzublicken zum Amtſchreiber: »Leſen Sie dem Bauer Wik das aufgenommene Protokoll vor!« Der Amtſchreiber las: »Nach Einſicht in das Grundbuch der Herrſchaft Wanka, Gut Mozirſch, hat ſich herausgeſtellt daß die vom Bauer Wik bisher benutzten Grundſtücke zwiſchen den herrſchaftlichen Feldern Nummer 5 und 6, einerſeits begrenzt vom Teiche, andernſeits von dem Fahrweg, nirgends auf den Namen des beſagten Bauern oder eines andern Unterthans eingebucht befunden worden. Demzufolge ſind oben bezeichnete Grundſtücke von dem beſagten Bauern widerrechtlich benutzt worden, und haben von Stunde an

Digitized by Google

der Grundherrſchaft als rechtmäßigem Beſitzer anheimzufallen. Zugleich hat beſagter Unterthan für die Nutznießung angeführter Grundſtücke von der Zeit, da er das Erbe ſeines Vaters übernommen nachträglich einen Pachtſchilling nach Maßgabe des Flächeninhaltes an die herrſchaftliche Rentenkaſſe zu bezahlen.«

Dem armen Wik wurde ſehr übel, als er dieſen Spruch vernommen, der ihn faſt zum Bettler machte; und leichenblaß ſank er an die Wand.

»Amtsdiener!« rief der Amtmann mehr unangenehm berührt von dem Anblick eines ohnmächtigen Menſchen als theilnehmend ergriffen; »bring' er das Individuum nach Hauſe!«

Johann und ſeine Mutter warteten in ängſtlicher Spannung vor der Thüre der Amtsſtube und als ſie den alten Mann mehr geſchleppt als geführt herauswanken ſahen, ſtieß Johann den mitleidloſen Schergen hinweg und trug den faſt bewußtloſen Vater zu dem Brunnen im Hofe um ihm die Stirne mit kaltem Waſſer zu netzen. Die Mutter folgte jammernd, die Hände ringend. Der Alte kam durch Johann's Bemühungen ſo weit zu ſich, daß er von Weib und Sohn unterſtützt nach Hauſe gehen konnte. Da warf er ſich auf's Bett, drückte das Geſicht in die Kopfkiſſen und begann ſo herzbrechend zu weinen, daß ſeine Angehörigen und die mit hereingedrungenen Nachbarn in ſtarrer Beſtürzung wie Bildſäulen herumſtanden. —

In dieſem Zuſtand traf die Leute der Hauſirer Moſes, der mit ſeinem Waarenpack auf dem Rücken in die Stube trat. Die jüdiſchen Hauſirer ſind eigenthümliche Erſcheinungen in den böhmiſchen Dörfern. Fremde durch Religion, Manieren, Phyſiognomie und leicht erkennbares Idiom, wiſſen ſie ſich doch durch Schlauheit und Geſchick einheimiſch und beliebt in dieſen Dörfern zu machen, wo doch ſonſt alles Fremdartige ſo ſchwer Eingang findet. Sie kommen gewöhnlich Montag früh aus den benachbarten Städten und verweilen in den Dörfern bis Freitag, da der angehende Sabbath ſie in ihre Gemeinde ruft. Jedes große Dorf hat ſeinen gleichſam adoptirten Hauſirer, von dem man allein allen Hausbedarf kauft, den nicht Hof und Feld liefert. Die ſchmucke Braut glänzt in Stoffen, die er vor kurzem auf dem Rücken in's Dorf getragen; die Trauringe hat er herbeigeſchafft, der große Pfeifenkopf mit ſilbernem Deckel und die dicke Taſchenuhr, welche den wohlhabenden Bauernſohn ſo ſehr beglücken, kamen aus ſeinem Waarenſack. Der Handel mit ihm macht ſich um ſo leichter, als er ſeine ſteten Kunden nicht betrügt und übervortheilt, und überdies von ihnen kein baares Geld verlangt, das ſo rar iſt in der Hütte des böhmiſchen Mannes; denn an ihn verkauft man wieder die Schafwolle, die etwaigen Felle von Schafen und Kälbern und manches andere, was das Dorf liefert. Nebenbei miſcht er ſich geſchickt in die kleinen Angelegenheiten der Landleute, verſöhnt erbitterte Nachbarn, ſtiftet Ehen, empfiehlt Ärzte und Advokaten aus ſeiner Geburtsſtadt.

Der böhmiſche Bauer ließe ſich wohl nicht zweimal bitten einen Kreuzzug gegen die Juden zu unternehmen, wenn ihn der Pfarrer dazu aufforderte; aber den Hauſirer ſeines Dorfes würde er gewiß verſchonen, wohl gar vertheidigen. Unſer Jude nennt er ihn, wenn von ihm geſprochen wird; »der würde gewiß den Herrn Jeſu nicht gekreuzigt haben!« ſagt jedes Dorf von »ſeinem Juden.«

Der Hauſirer Moſes hatte es in ſeinem Dorf gar hoch gebracht. Seit zwanzig Jahren verkehrte er mit den Bewohnern, Männer und Weiber hatten ihn als Kinder gekannt, die Greiſe hatte er altern ſehen. Die Weiber liebten ihn wegen ſeiner gemüthlichen Galanterie, die Männer ſchätzten ihn wegen ſeines überlegenen Verſtandes und ſeiner guten Rathſchläge in Sachen des Ackerbaues und der Viehzucht. Sie hätten ihn deshalb faſt für einen Zauberer verehrt, wenn nicht Moſes, ein Feind jedes Aberglaubens, ihnen wiederholt bewieſen hätte daß er ſeine richtigern Anſichten und Erfindungen der Landeszeitung verdanke, die er aus der Hauptſtadt beziehe. Man ſah in Moſes gar nicht mehr den Juden, denn er aß mit den Leuten, blieb öfter über den Sabbath im Dorfe und ging ſogar zuweilen zur Predigt in die Kirche. In der That liebte Moſes die Bewohner des Dorfes wie ſeine Kinder und Verwandte. Vierzig Jahre alt, unverheirathet und als Ungläubiger in Zwieſpalt mit ſeiner heimiſchen Gemeinde, hatte er in dem Dorfe eine wohlthuendere Heimath und freundlichere Umgebung gefunden. Gewiß hätte ihm jeder Bauer gerne ſeine Tochter zur Frau gegeben, aber Moſes' unbeugſamer Freigeiſt ſtieß die Dogmen der Kirche wie die Vorſchriften der Synagoge zurück, und die beſchränkenden Staatsgeſetze erbitterten ihn zu ſehr, als daß er durch ein lügenhaftes Bekenntniß ſich die vorenthaltenen Rechte hätte erkaufen mögen.

Moſes ſchacherte nur noch aus Gewohnheit; er hatte hinreichendes Vermögen erworben und brauchte wenig. Er nahm auch geringen Profit von den Bauern, ließ bei den Ärmeren manche Schuld jahrelang ſtehen, und half ſogar Verunglückten mit baarem Geld ohne Zinſen zu fordern. Nur die Leute im herrſchaftlichen

Digitized by Google

Schloſſe mußten ihm ſeine Waaren theuer bezahlen. Dieſe thaten aber das gern, denn Moſes war ein witziger Kopf und brachte ſtets allerlei intereſſante Neuigkeiten aus der Stadt mit. Beſonders war er bei der Frau Oberamtmännin gern geſehen, welche ſich entſetzlich im Dorf langweilte und zu unwiſſend war um ſich durch Bücher die Zeit zu vertreiben. So oft aber Moſes ihr Zimmer verließ, verfinſterte ſich ſein früher lachendes Geſicht und grimmig murmelte er: »Verfluchte Race, welcher der Niedre Sklav oder Harlekin ſein muß!«

An die Familie Wik hatte ſich Moſes wie ein Bruder angeſchloſſen. Er wohnte in ihrem Häuschen wenn er im Dorfe weilte, mit Wik's Weib ſprach er gern, weil ſie eine Deutſche war, und bei ihrem Sohn Johann fand er Aufmerkſamkeit und Verſtändniß für jene Betrachtungen über Welt und Geſellſchaft, die ihn noch mehr beſchäftigten als ſein Handel. Auch ward ſein einſames Herz nicht wenig durch die Liebe und Verehrung befriedigt, mit der der junge Bauer an ſeinem lehrreichen Freunde hing.

Als nun Moſes bei ſeinem Eintritt in die Stube des alten Wik die Troſtloſigkeit wahrnahm, die auf den Geſichtern der Anweſenden lag, tief er beſtürzt: »Was iſt denn geſchehen? Um's Himmelswillen, ihr ſeht doch alle aus wie am Tage des jüngſten Gerichtes!«

Wie der alte Wik die Stimme des wohlbrathenen Freundes hörte, erhob er das thränennaſſe Geſicht und winkte ihn zu ſich heran.

»Nun, Gott ſei Dank!« ſagte Moſes mit erkünſteltem Lächeln, »wie ich ſehe, ſterbt ihr noch nicht, und andern Übeln wird wohl abzuhelfen ſein.«

Nachdem er ſeinen Sack langſam auf den Tiſch gelegt um Zeit zur Faſſung zu gewinnen, ſetzte er ſich an's Bett des ſchmerzvollen Bauern, drückte ihm die Hand und forderte ihn mit faſt väterlicher Stimme auf, ihm mitzutheilen, was denn ſein Herz ſo ſchwer zu drücken ſcheine.

Niemand hätte geahnt, daß das ſanfte lächelnde ſchlaue Geſicht des Hauſirers eines ſo ſchrecklichen Ausdruckes fähig wäre, als ſich jetzt darauf zeigte, nachdem er den Grund von dem Kummer des alten Bauern vernommen. Die wilde orientaliſche Heftigkeit ſeines Stammes flammte in ſeinen ſchwarzen Augen, die von den krampfhaft herabgezogenen Lidern faſt verdeckt wurden. Seine Züge verzerrten ſich, ſeine Naſe wurde ſpitz und kreideweiß und ſeine Lippen zitterten ſichtbar. Die wilde innere Bewegung riß ihn vom Seſſel auf und trieb ihn wie wahnſinnig in der Stube herum. Abgebrochene Sätze ſtürzten über ſeine Lippen, die wohl verriethen welche Gedanken durch ſeine Seele zogen, in denen aber die erſchrockenen Bauersleute nur zuſammenhangloſe Ausbrüche eines Sinnverwirrten zu hören glaubten: »Blutgedüngte Erde — Schandfleck des Weltalls — wird nie dieſer Jammer enden — Würmer in den Blüthen — vergebens am Kreuz geſtorben — o Morgenſtunden, o Morgenſtunden!«

Unter den Morgenſtunden verſtand er Mendelsſohns »Morgenſtunden«, jenes Werk welches Beweiſe enthält vom Daſein Gottes, an deſſen Walten der empörte Hauſirer in dieſem ſchmerzlichen Augenblicke zu verzweifeln begann.

Plötzlich blieb er mitten in der Stube ſtehen, ſeine Geſtalt hob ſich, ſeine Züge wurden feierlich und mit weit geöffnetem Seherauge blickte er in dem erſtaunten Kreis der Bauern umher. »Ein großer Moment, dachte er, iſt vielleicht in meine Hände gelegt. Ich könnte jetzt die todten Kohlen dieſer Seelen entzünden, ich könnte die Flammen mit fortreißen von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf; ſie ſchwellen an zum unaufhaltſamen Strom, und dann, und dann — — doch nein, ſie würden unterliegen der nur zu wohl gerüſteten Macht und ſchwere Leiden brächte ich über die Unglücklichen. O mein Gott, verlange es nicht von mir, ich bin — zu weich für dieſe Sendung!«

Und um der lockenden Verſuchung zu entfliehen, raffte er ſeine Mütze auf, die er vorhin zu Boden geſchleudert und eilte hinweg aus Haus und Dorf.

Nach einem langen ermüdenden Lauf zwiſchen Feldern und Wieſen wurde es ſtiller in ſeiner kochenden Seele. Sein Schritt wurde kürzer und langſamer, ſeine Sinne erwachten allmälig unter den Eindrücken der Außenwelt und die krampfhaft niedergezogenen Augenlider öffneten ſich wieder.

Er befand ſich in einem jener weiten Thäler Böhmens, wo der Boden nach allen Seiten hin an den Fuß niederer Bergzüge hinanläuft. Von jedem Punkt überſieht man da ein vollendetes herrlich eingerahmtes Landſchaftsgemälde. Von den Kämmen der einſchließenden Bergketten ſtieg die blaue Wölbung im kühnſten Bogen empor und mitten in der Rieſenkuppel hing die mächtige Lampe des Tages, ſo klein nach dem Zollſtab, aber durch die Gewalt des Lichtes den großen Verhältniſſen des Baues wunderbar entſprechend. Ein ungeheurer Teppich lag die Flur, ganz grün und doch in verſchiedenen Formen durchwirkt; der reiche Segen durch geheime Gotteskraft emporſproſſend, verdeckte die Spur mühevoller Menſchenarbeit. Und in der Luft

Digitized by Google

herrſchte jene erhabene Stille welche Sommerlandſchaften ſo feierlich macht.

Von dem Zauber der Umgebung immer tiefer berührt, blieb Moſes endlich ſtehen, der Schall ſeiner Schritte ſtörte ihm die heilige Ruhe der Welt, und an einen Baum gelehnt verlor er ſich in der Betrachtung der weihevollen Schöpfung. Wie oft war er ſchon durch dieſe Gegend gewandert und noch nie hatte er mit ſo offnen Sinnen die Reize der Natur empfunden. Der Menſch der Geſellſchaft ſchien ihm da ein elender Kranker, der in dumpfer Stube hingeſtreckt liegt, die Seele bewölkt, die Sinne bald ſtumpf bald überreizt, das Bett ſeine Welt und das peinliche Gefühl der geſtörten innern Harmonie ſein ganzes Daſein.

»Unbegreiflicher! rief Moſes aus, du waltеſt, das iſt ſichtbar, du haſt es hingeſchrieben mit großen Zügen in die herrliche Natur; aber für den Menſchen muß es eine andere Welt zur Entwickelung geben; in dem irdiſchen Daſein des Menſchen und ſeinen Schickſalen kann ich dich nicht erkennen!« Dieſer Gedanke rief wieder alle Beweiſe vom Daſein Gottes und der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele wach, die er in Mendelsſohns »Phädon« und »Morgenſtunden« geleſen. Er ging ſie nochmals in Gedanken prüfend durch und ſie ſchienen ihm bei ſeiner jetzigen Erregung überzeugender als jemals.

Die Werke jenes edlen Denkers, der »von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen,« ſind heute faſt bis auf den Namen vergeſſen; die Juden aber, die ſo feſt an Allem halten was ſie einmal als Autorität erkannt, verehren dieſe Werke beinahe wie die Bibel, und mancher Jünger des Talmud, der eben erſt das deutſche Alphabet gelernt, greift alsbald nach dieſen gerühmten Büchern und erfährt daraus daß es möglich ſei an Gott und Unſterblichkeit — zu zweifeln.

Als Moſes in des Bauern Stube zurückkam, war er wieder der alte gutmüthige, lächelnde Hauſirer, der mit den Dorfleuten wie mit Kindern umging. »Gebt noch nicht die Hoffnung auf!« ſagte er heiter, »es wird vielleicht noch Alles gut ablaufen. Wir nehmen einen Advokaten und appelliren an die Landesregierung. Der Amtmann iſt doch nicht der Kaiſer, es gibt Herrn im Lande, die ihm in's Zeug drein reden können, und — ſetzte er leiſe hinzu — laßt mich nur machen, auch die großen Herrn wiſſen Kremnitzer Dukaten von Zweigroſchenſtücken zu unterſcheiden.« —

Sonderbar, wie doch die Dinge in der Welt verkettet ſind! Das Schickſal einer Bauernfamilie in einem entlegenen Dorfe ſollte in dem glänzenden Salon einer der erſten Damen der Hauptſtadt entſchieden werden. Bei dem Souper nahm der Regierungsrath Leichtfuß ſeinen Platz neben dem General Graf Roßberg. Die tiefe Verneigung des Regierungsrathes erwiderte der General mit einem leichten Kopfnicken, das beinahe verächtlich ausſah. 'Biſt du auch da, Federfuchſer und Tanzmeiſter? dachte der General. — Dagegen dachte ſich der Regierungsrath: Wäre der Bulldogg nicht General und zweibeinig, könnte er einen guten Kettenhund abgeben! Die beiden Herren waren auch in ihrer ſonſtigen Weltanſchauung ganz verſchieden. Der General ſah in der Welt nichts als Wildforſt, Spieltiſch, Wettrennen und Exercierplatz. Dem Regierungsrath ſchien der Staat nur eine Treppe, auf der man von Poſten zu Poſten ſteigt, und die Menſchheit ein großer Geldbeutel, den man ſich ſtets offen erhalten müſſe.

Der Regierungsrath war jedoch zu ſehr vertraut mit der geheimen Staatswiſſenſchaft der Beförderungen, um ſich nicht alle Mühe zu geben ſeinen Tiſchnachbar, den altadeligen General, durch ſeine wohlerprobten ſtaatsmänniſchen Künſte zu gewinnen. Er ſprach zu ihm mit einer Sicherheit von Pferden und Hunden, als wäre Stall und Wald und nicht die Weisheit Puffendorfs und Hugo Grotius' ſeine Lebensaufgabe. Die Verachtung des Generals begann ſich zu mindern, ſeine Antworten wurden wärmer, er ſah ſogar den glatten Regierungsrath mit beiden Augen an, während er ihn früher nur von der Seite angeblickt. Der Regierungsrath glaubte daß nun der Moment gekommen um das anzubringen, was ihn bewogen ſeinen Platz neben dem alten Haudegen zu nehmen. »Da fällt mir ein, Excellenz,« ſagte er mit dem geſchmeidigſten Lächeln auf den dünnen Lippen, »daß ich demnächſt einen Entſcheid abzugeben habe in einer Angelegenheit Ihrer Herrſchaft Wanka. Einer Ihrer Unterthanen daſelbſt hat gegen eine Forderung Ihres Oberamtes Recurs bei der hohen Stelle ergriffen. Der Bauer dürfte kaum abzuweiſen, das Recht der Verjährung« —

»Verſchonen Sie mich mit den Details!« unterbrach ihn der General die Stirne runzelnd, »ich verſtehe mich nicht auf den Papierkram; aber das rathe ich Ihnen, mein lieber Regierungsrath, machen Sie mir meine Unterthanen nicht rebelliſch! Wenn die einmal merken daß gegen unſer Patrimonialgericht irgendwo in der Welt etwas auszurichten iſt, wird mit dieſen harten Schädeln kein Auskommen mehr ſein. Die Zeiten ſind ohnehin ſchwierig, Sie ſind doch Politiker — Apropos, weil wir von meiner Herrſchaft Wanka ſprechen, es iſt dort ein trefflicher Wildſtand. Sie ſcheinen

Digitized by Google

auf gute Jagd was zu halten: wenn Sie Ferien haben, können Sie Ihre Büchſe in meinem Reviere probiren.«

Der Regierungsrath hatte ſeinen Zweck erreicht den General merken zu laſſen, daß er ihm einen Dienſt erweiſen könne, und von der Herrſchaft Wanka war nicht weiter die Rede als in ſofern dort Edelhirſche und Goldfaſanen für das Blei des Jägers gezogen würden. —

Vierzehn Tage nach dieſer Soiree erſchien in der Stube des Bauern Wik der Amtsdiener der Herrſchaft Wanka mit einem Bogen, der den Spruch der Regierung, und einem Zettel, der die Taxen für dieſen Spruch enthielt. Der Hauſirer Moſes, der ſich eben im Dorf befand, wurde geholt, um die Gebühren vorzuſtrecken und den Entſcheid zu erklären.

Der Spruch lautete, die beſtrittenen Grundſtücke ſollten von Stunde an in dem eben befindlichen Zuſtand an die Herrſchaft fallen, wogegen der bisherige Beſitzer für die frühere Nutznießung keinen Pachtſchilling zu bezahlen habe.

»Nun Gott ſei Dank!« ſagte der Hauſirer ſeinen Unmuth verbergend, die Kremnitzer Ducaten haben doch ein wenig gewirkt. Ich habe Schlimmeres befürchtet; Prozeſſe zwiſchen Unterthan und Herrſchaft gehen nicht immer ſo gut zu Ende. Gebt euch zufrieden, Vater Wik, ihr ſeid nun doch vor dem Bettelſtab bewahrt, an den euch die Rückzahlung gebracht hätte.«

Der alte Wik erwiederte nichts auf dieſe ermuthigende Zuſprache. Der Bauer hat wenig Worte für ſeine Empfindung, er drückt ſie nur durch Geberde und Handlung aus. Was ihm mißliebig, ſtößt er hinweg, dem gegenüberſtehenden Beleidiger ſchlägt er ins Geſicht. In dieſem Regierungsbogen aber lag eine geiſterhafte unfaßliche unnahbare Macht. Er beugte ſich darunter wie unter der ſchrecklichen Hand des Schickſals, das Feuer in ſeine Scheuer, Hagel in ſeine Saaten geſchleudert; aber er war nicht getrotzt, nicht ergeben; finſter und tief grollend verließ er die Stube, ſchirrte heftiger als ſonſt ſein Joch Ochſen und ſchlug die armen Thiere eben ſo ungerecht, wie er geſchlagen worden.

Johann aber war in der Stube in tiefen Gedanken verſunken ſitzen geblieben. Johann hatte ſich in der viel gepflegten Geſellſchaft des Hauſirers als Raiſonneur gebildet. Er ließ nicht zwei ungrad ſein, weil es einmal ſo üblich war, er hatte ſchon öfter ſeinen Witz an den Dingen verſucht, die ſich um ſein Stillleben gruppirten. In dieſem Augenblick griff ſein Geiſt zum erſtenmal über den engen ſichern Horizont hinaus. Nicht Gewinn und Verluſt eines Stück Bodens beſchäftigte ihn, die entfernte Gewalt die aus weiter Stadt herüber in ſeine Schickſale griff, vergrößerte die Brennweite ſeines Denkvermögens und das Geiſterhafte dieſer herüberwirkenden Macht rief einen andern Geiſt zum Kampfe wach — die Idee des Rechtes.

Wir Andern, deren Amme das Buch und deren nährende Milch Worte ſind, werfen leicht herum mit Begriffen wie der Mathematiker mit Zahlen vorſtellenden Buchſtaben; aber das Kind der Natur, das nur durch die Sinne empfängt, gelangt nur durch lange und ſchmerzliche Erfahrungen zum Begriff, und es gehört ein hoher Geiſt und ein großes Herz dazu um in dem Einzelfall die Geſammtheit und im Ich die Menſchheit zu begreifen.

Der Hauſirer ſah ſeinen jungen Freund mit neuen ſchweren Gedanken ringen und entfernte ſich leiſe. Er vermied ihn auch den ganzen Tag über um ihn nicht zum Sprechen zu veranlaſſen. Neue Gedanken, meinte Moſes, müſſen wie junge Sproſſen lange dem Wetter ausgeſetzt ſein, ſollen ſie Blüthen und Früchte bringen, jene zu früh ausgeſprochen, dieſe zu früh abgeſchnitten, geben höchſtens Viehfutter.

Während die Mitglieder der kleinen Familie ſich jeder auf ſeine Weiſe mit dem Ereigniß beſchäftigten, litt die alte Mutter für Alle. Auf ſie drang das Ereigniß nur ein durch den Kummer, der ihre Lieben getroffen. Am meiſten beunruhigte ſie der Sturm, der Johanns Seele zu durchwühlen ſchien. Sie ging geräuſchvoll hin und her um ihn aus ſeinen Gedanken zu wecken, aber er hörte nicht. Da ſetzte ſie ſich endlich beklommen auf die Ofenbank und betrachtete ängſtlich die Wolken, die über ihres Kindes Stirne zogen. Und als er endlich ſich erhob und mit offenen ſtarren Augen traumhaft wegging ohne die arme Mutter zu ſehen, da wollte ihr ſchier das Herz brechen. Aber der Himmel gab ihr ein Labſal, das letzte für ſchwache qualvolle Seelen, die ſtille lindernde Thräne.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als das Stübchen des Hauſirers geöffnet wurde und das Geräuſch den Schläfer weckte. Johann trat herein mit einem Licht in der Hand; ſein Geſicht war bleich und eine verzehrende Gluth leuchtete in ſeinen Augen. Er rückte ſich einen Seſſel an das Bett des Hauſirers und begann nach einigen Sinnen mit tiefernſter bewegter Stimme.

»Moſes, ſagte er, du haſt mir über Manches in der Welt Aufſchlüſſe gegeben, du haſt mein Auge zum

Digitized by Google

Himmel erhoben mit ſeinen Wundern, du haſt mich Gott in den ſchönen Werken der Erde kennen gelehrt; aber von dem Menſchen und ſeinem Treiben haſt du mir faſt gar nichts geſagt, und mich hat in meinem ſtillen Leben bisher nichts zu einer Frage veranlaßt. Die Gewohnheit ließ mich in unſerem Dorfleben nichts Störendes finden, nichts was Zweifel und Widerſtand herausforderte. Doch jetzt iſt es ein Anderes. Was iſt das für eine Macht, die von weither ohne uns zu kennen, ohne Haß und ohne Nutzen in unſer Glück zerrüttend greift, unſer Recht verrückt, ein hundertjähriges Beſitzthum entreißt, weil ein unwiſſender Alworderer nicht nach Brauch ſein Recht einſchreiben ließ, und das Gut der Armen einem überreichen Herrn ſchenkt? Und dieſer Herr ſelbſt, wer gab ihm ſo verſchwenderiſch Macht, Güter und Schlöſſer und uns ſelbſt, Menſchen die ihm gleichen, zum Eigenthum?«

»Mein Freund,« erwiederte der Hauſirer ſchmerzvoll, »klage mich nicht an, ich hatte es gut mit dir gemeint. Ich dachte, das Alles ſollteſt du nie erfahren. Ein alter Weiſer meines Stammes ſprach einſt warnend die Worte aus: Wer ſein Wiſſen mehrt, mehrt ſeine Leiden! Was ſollte dir, dem hülfloſen Bauern, zum Laſttragen beſtimmt, die umfaſſende Kenntniß deines Unglücks? Doch der Himmel hat es anders beſchloſſen und durch Wunden die er dir geſchlagen, den geiſtigen Quell emporſpringen laſſen. Nun muß ich dir Alles ſagen. Wiſſe, mein Freund, es herrſcht eine unſelige Macht in der Welt, die viel Unheil geſtiftet und noch große Leiden verhängen wird, man nennt ſie — das Herkommen. — Dieſe unüberwindliche Macht, ein alberner Wahn und doch ſo allgewaltig, tritt dich zum Bauern hinab, macht mich zum verachteten verſtoßenen Juden und ſchafft noch hundert andere rechtloſe und verderbliche Zuſtände und Einrichtungen.«

»Und woher *kommt* dieſes Herkommen?« fragte der junge Bauer mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und die Augen weit öffnend, als wollte er die lange Vergangenheit hinabſehen.

»O mein Freund,« ſagte Moſes, »es iſt eine lange trübſelige Geſchichte, wie Thorheiten, mehr als tauſend Jahre alt, Gewaltthaten einzelner Menſchen die ſchon längſt im Staube vermodert, raſende Ideen, im Kopf Einzelner entſprungen, — durch Völker und Geſchlechter ſich fortgepflanzt, um harmloſen Menſchen wie uns Beiden den bittern giftigen Kelch der Leiden an die Lippen zu ſetzen! Du ſollſt dieſe Geſchichte hören. Doch ich brauche zuvor Sammlung und Vorbereitung um ohne Leidenſchaft zu ſprechen, und du, mein Freund, ſtärke Geiſt und Herz um unter furchtbaren Offenbarungen nicht zu vergehen. An zwei Stützen mußt du dich feſthalten bei den Stürmen die durch deine Seele toben werden: der erhabene Geiſt der im Weltall ſo wunderbare Ordnung hält, ſieht das menſchliche Treiben auf dieſer Erde, und der Tod iſt für den Menſchen kein Schluß, ſondern eine Entwickelung.«

»Moſes!« — rief Johann, nachdem er lange die mitten feierlichen Züge des Hauſirers betrachtet — »wieviel weiſer biſt du als unſer Pfarrer, du ein Hauſirer, der in der kleinen Stube eines Bauern lebt!«

»Mein Kind,« ſagte Moſes ſeufzend, »ſo iſt die Welt! Ich bin indeß nur ein ſchwaches Lichtchen das ſich von fremder Flamme nährt. Große Weiſen zählt mein Volk. Einer von ihnen war ein Schuhmacher, der andere erwarb ſein Brot durch Holzſpalten und der größte Denker der Welt, deſſen Werke ich leider nicht kenne, weil ſie lateiniſch geſchrieben ſind, Baruch Spinoza, ernährte ſich von Glasſchleifen. — Doch nun, Freund, ſuchen wir die Ruhe, wir werden ihrer nur zu ſehr bedürfen!«

Moſes' Geſchichte war keine pragmatiſche, welche das ſchwere ernſte Leben zu einem unterhaltenden Mährchen macht, das die Phantaſie beſticht, die Verweſung vergoldet und dem Elend Reize abgewinnt; ſeine Geſchichte war keine chronologiſche, welche Leid und Jammer in fremde Fernen rückt. Er nannte keine Namen, keine Einzelnheiten, die den Blick von der Geſammtheit abziehen. Glänzende Siege und Eroberungen waren nur der Glanz blutiger Wunden, dem Menſchenkörper geſchlagen; Epochen, Kataſtrophen wurden als Krankheiten und Kriſen des Rieſenleibes dargeſtellt, die Übermacht Einzelner zeigte ſich als das wucheriſche Anwachſen eines Gliedes zum Schaden der organiſchen Harmonie, wie das in der Kindheit des Menſchen der Fall zu ſein pflegt. Die Geſchichte des Hauſirers hielt feſt an der Gegenwart, an die die ganze ungeheure Vergangenheit als wirkende Kraft unmittelbar herangerückt ward.

Unſere ſtudierenden Jünglinge können ſich unmöglich einen Begriff machen von dem Eindruck den die Darſtellung des Hauſirers auf den jungen Bauern übte. Sie haben die Weltgeſchichte auf den Schulen als Thatſachen für das Gedächtniß und die kindiſche Einbildungskraft *gelernt*. Für die treffende Kugel, für Stoß und Hieb des Schwertes und der Lanze, für den eiſernen Fuß der die blühenden Ideen zertrat, hatten die Kinder kein Mitgefühl, und nun ſie auf die Hoch-

Digitized by Google

ſchule gekommen ſind, iſt ihnen die Thatſache bekannt und machtlos, der ganze Gewinn beſteht jetzt nur noch in kalten blutloſen Reflexionen, die keinen Cäſar, keinen Miltiades gebären, ſondern höchſtens einen Profeſſor, der Welten zu ſchaffen glaubt, wenn er die Nerven und Äderchen des Leichnams mit dem anatomiſchen Meſſer herauspräparirt.

Der junge Bauer fühlte ſich mitten in die Ereigniſſe der Welt hineingeworfen; was Allen widerfahren traf ihn ſelbſt, die Laſt der Zeit ſtürzte auf ſein eignes Haupt, tauſend Schwerter ſchnitten in ſeine Seele. Sein Geiſt war zu jung und kräftig um klug und weiſe aus einem Winkel der Welt zuzuſehen, er mußte thätig mit eingreifen in die Räder der Weltmaſchine oder darunter zermalmt werden. Aber wo ſollte das Kind des Dorfes den Archimediſchen Punkt finden, von dem aus die Welt zu bewegen wäre? Das gab ihm viel zu denken und Moſes fürchtete wirklich, die Seele ſeines jungen Freundes werde in Zerrüttung, in Wahnſinn ſtürzen; denn wochenlang trieb er ſich einſam und in ſich verwühlt herum und mied ſelbſt den Umgang ſeines Lehrers, da er ſich ſelbſt nicht recht klar war und keine Worte für ſeine dunklen Wünſche fand.

Der arme Johann. Die bewußtloſe Ruhe des Opferlammes ſollte nie mehr in ſeiner Seele wohnen, in die der quälende ſchlafraubende Gedanke eingezogen. Er war ein Fremdling in ſeinem Dorfe geworden, wo er die ſüßen Tage der Jugend verlebt, ſeit er Alles mit ganz andern Augen anſah und hundertfachen Stoff zu den peinlichſten Betrachtungen fand. Mit finſterem Unmuth gehorchte er dem Aufruf zum Frohndienſt, der Anblick der Wildbahn zerriß ſein frei gewordenes Herz, ſein väterliches Häuschen ſchien ihm ſo niedrig, ſeit er den ſtolzen Blick zum Schloß der Herrſchaft vergleichend empor hob, und ſeine ſchönſte Bauernkleidung war ihm verächtlich, ſeit er darin die Abzeichen eines zum Sklaven beſtimmten Standes erkannte.

(Beſchluß folgt.)

Die Blinde von Alcara auf der Leipziger Bühne.

Leipzig, d. 21. October.

Gottſchall's Blinde von Alcara tappte geſtern über unſere Bretter. Man ſoll über Blinde nicht ſpotten, auch nicht über die Muſe wenn ſie blind iſt. Man ſollte vielmehr der Arzt ſein können, der ihr den Staar ſticht. Wo aber ſoviel Selbſtbewußtſein laut wird, ſoviel Dünkel einer höhern Offenbarung ſich brüſtet, da kann die Kritik mit ihrem Bischen geſunder Vernunft ruhig zu Hauſe bleiben, ſie kann es ſich erſparen ihre bürgerliche Weisheit an den Mann zu bringen, oder vielmehr an die Frau, ich meine die Frau oder Jungfrau Muſe des Verfaſſers. Mit dieſer Muſe hat die Kritik gar kein Wort der Verſtändigung. Sie fühlt daß ſie auf dem hölzernen Bänkchen unter guten, Gott ſei Dank! verſtändigen Leuten ſitzt, und jene, die Muſe, wandelt Nacht, klettert auf den Dächern der Häuſer herum, ohne doch zugleich den guten Inſtinct der Somnambulen zu haben. Auch begnügt ſich dieſe Muſe nicht mit Dachſteigereien; ſie hat auf Augenblicke Anwandlungen ächter Dichternaturen, ſie hat den Anreiz zu Adlerflügen, macht wenigſtens Sätze himmelan, nimmt aber doch raſch, geht's nicht gleich bis zur Sonne, eine hölzerne Sturmleiter die wenigſtens bis zum Thurme hinaufführt. Von ſolcher Thurmhöhe gibt's dann allerlei Blicke hinab in's Gewürm des Menſchenlebens. Die Perſonen in R. Gottſchall's Drama fühlen gleichſam von einer beträchtlichen Höhe herunter. Jeder im Stücke ſchlägt an ſeine Bruſt und freut ſich daß er nicht iſt wie der Andern Einer; jeder hat von ſich ſelbſt einen ſehr kraftgeſchwollenen Dünkel, ſtrapazirt ſich über den Andern hinaus, erfaßt ſich in der Spitze des »ſich ſelbſt ſetzenden Ichs«, balancirt da oben keck herum, — und die Kritik ſitzt ſtill und ſtumm unter den guten Leuten die eine Weile ſtaunen, um dann plötzlich die Fauſt zu ballen. Auf der erkletterten Thurmhöhe wird keinem von den ſtolzen Helden im Stücke ſchwindelig; aber das Gerüſte gibt nach, es bricht mit all den in die Höhe geſchraubten Figuren plötzlich zuſammen, und der ganze ungeheure Bau liegt geſchmacklos unter ſeinen Trümmern begraben.

Wir haben es hier nicht mit den Mißgriffen eines irrenden poetiſchen Talentes zu thun, ſondern mit dem Dünkel des Philoſophaſters der Gott und Welt in ſein Selbſtbewußtſein aufgeſogen zu haben glaubt, und weil er ſich ſtark und üppig fühlt, in ſeiner Exaltation ſich einen Dichter wähnt, dies Selbſtbewußtſein in einer Geſchichte die Menſchen paſſtet, wieder loszuwerden trachtet. Ich weiß nicht wieviel Schuld unſere Philo-

Digitized by Google

phie davon trägt daß an ihren abgelaufenen Endfäden Einige nüchtern geworden ſind wie Mephiſtopheles, Andere in heißer Gier ſich Götter dünken. Hätte aber wirklich die Philoſophie Himmel und Hölle erſtiegen und rein für ſich ausgeplündert, dann thäte es doppelt noth daran zu erinnern daß die Poeſie es mit dem Menſchenleben auf Erden zu thun hat. Leider hat ſie es meiſt mit kleinen, erbärmlichen Menſchlichkeiten zu thun. Wenn aber kraftbewußte Geiſter ſich kopfüber in förmlichen Gallimathias ſtürzen, dann nimmt es uns nicht Wunder wenn wir das deutſche Publikum, in Ermangelung eines Kotzebue, eines Iffland, von neuem einer Frau Birch als Beute preisgegeben ſehen.

Laſſen wir uns menſchlich mit dem Stück ein! Wer will den Geiſt leugnen mit dem es entworfen iſt! — Man kennt einen geheimen Schwerpunkt im poetiſchen Stoff der Mozartſchen Oper Don Juan, einen geheimnißvollen Schmerzensquell in der thränenreichen Bruſt jener Donna Anna! In der Maske ihres Geliebten hat ſich Juan Nachts zu ihr geſchlichen, ſich in ihr Herz geſtohlen, ihre Sinne überflügelt, das Kleinod ihrer Mädchenehre zum Spiel ſeiner Luſt gemacht. Wie weit es ihm gelang dieſe Blume zu knicken, darüber liegt ein Schleier; die Töne in ihrer heißen ſchaurigen Angſt verrathen es uns nur halb mit ihrer verſchwiegenen Sprache. Der Verräther entfloh und über der Leiche des blutenden Vaters vergißt die Donna ihr eignes Weh. Aber in dem ſchluchzenden Bekenntniß über den nächtlichen Überfall glüht und pocht die Scham der gekränkten Mädchenſeele, und als ſie den Verräther am Ton ſeiner Stimme erkennt, da werden all die ſüßen Schauer jener Nacht in ihr wieder lebendig. Ottavio iſt ein Schwächling, Juan, der Räuber ihrer Ehre, ein Dämon der in ihrem Herzen Flammen anſchürte, Flammen die in Haß und doch beinahe zugleich in Liebe lodern. So hat man es verſtehen wollen, ſo hat Hoffmann in ſeiner Phantaſie aus den ſehnſüchtig ſchmerzlichen Tönen der Muſik die bange Klage des Mädchens empfunden, aus dem Gewühl von Haß und Liebe uns eine tragiſche Geſtalt heraufbeſchworen. Nun denke man ſich daß ein Dichter dies zum Inhalte eines Gedichtes machen wollte. Wir würden ſtaunen über die Kühnheit ſeines Unternehmens; er würde uns zur Bewunderung hinreißen, wenn die Ausführung gelänge. R. Gottſchall macht dies halb verſchleierte Leid zum Stoff eines Drama's. Das Drama drängt ſeiner Natur nach in grelle Wirklichkeit was die Muſik mit den Wogen ihres Elementes überfluthet. Wir ſchrecken ſchon auf, wenn uns Hoffmann's phantaſtiſches Traumbild den Stoff weiter führt als der Text der Oper ihn gibt. Gottſchall iſt kecker. Er gibt dem Mädchen keinen Bräutigam in deſſen Hülle ſich ſein Juan Nachts einſchleicht. Und ſein Juan iſt ein frecher Tollkopf, ein Wüſtling der mit einer Art metaphyſiſcher Berſerkerwuth die Genußſucht als einzigen Trieb der Menſchenbruſt erklärt, die Emancipation des Fleiſches frech verkündigt, Gott und Teufel auf der Degenſpitze — ſeiner Zunge balancirt. Dieſer Filippo der ſich unter dem Namen eines Antonio bei der Donna eindrängt, iſt ein Kraftgenie der neueſten Philoſophie von der linken Seite. Aber er predigt zuviel von dem was er ſein ſoll, er widert als Doctrinär an, wo Don Juan uns als Dämon, als ein Fauſt des glühenden Südens, hinreißt. Don Juan iſt ein Genie gegen dieſen Filippo; dieſer Filippo ein brutaler Lump gegen den graziöſen Held der Oper. In der Rolle eines politiſchen Flüchtlings hat er Zutritt zum Hauſe, Zutritt zum Herzen des Mädchens gewonnen. Sie birgt ihn vor den Verfolgern in ihrem Schlafgemach; man *ehrt* dies Aſyl, und Filippo *entehrt* ſie wo ſie ihn gerettet. Daß das Mädchen blind iſt, ſteigert unnöthiger Weiſe die Scheußlichkeit des Verbrechers, für den wir und doch nach des Verfaſſers Abſicht intereſſiren ſollen, weil er ihm die Quinteſſenz ſeiner Glaubensmeinungen über Gott und Welt in den Mund legt. Das Eingeſtändniß des Mädchens im Drama iſt in Vergleich mit dem Recitativ der Anna in der Oper ſehr platt und nüchtern, ein vollſtändiger Mißgriff gegen die ſchweigſame Scham einer Mädchenſeele. Die Mutter ſtirbt unter dem Fluche den ſie über den Verbrecher Antonio ausſtößt; Vater und Bruder, zwei ſehr wahr und gut gehaltene Geſtalten, ſchwören blutige Rache. In dieſem Widerſtreit an Kraft und Unſinn ſteht der erſte Akt. Die Keckheit des Entwurfes feſſelt uns noch; mancher geniale Gedankenblick würde uns imponiren wenn er weniger die Abſicht verriethe bliparti zu blenden. Hätten wir nur noch zwei Akte welche die Conflicte raſch zuſammendrängten: das Wagniß des Dichters, obſchon es ſich zu Anfang als ein mißglücktes befundet, würde uns bei ſoviel Kraft und Sturm der Emphaſe die ihm eigen, vielleicht noch täuſchen, blenden und ſpannen. Statt deſſen beginnt der zweite Akt mit einer Epiſode die witzig und ſatyriſch auf die Begriffe des Zeitalters wirken ſoll. Der zweite Bruder der unglücklichen Elvira iſt beim Doctorſchmaus; ein Sohn der jungen Weisheit der Zeit, verhöhnt er die Perrücken der Gelehrſamkeit, ſchmäht auf das Vorurtheil des Vaters und Bruders die die Ehre ihres Hauſes zu rächen ſich aufmachen.

Digitized by Google

Er eilt zur Schweſter und iſt ihr in der Sprache der Menſchlichkeit ein Tröſter. Antonio aber, unter deſſen Namen das Verbrechen begangen, wird auch noch zum Mörder am Bruder Elvirens. Erſt als er das blinde Mädchen vor ſich ſieht, ſie ihn bittet ſein Verbrechen wieder gutzumachen indem er ihre Schmach mit ſeinem Namen deckt, ahnt er den ruchloſen Zuſammenhang. Er ahnt ſehr langſam. Gottſchall iſt kein Freund von Ahnungen. Was Ahnung! ruft ſein Filippo, Combination iſt alles im Menſchenleben! Wir wünſchten dem Verfaſſer etwas mehr von jenem Inſtinct um zu ahnen daß die Erzählung einer Mädchenentehrung, viermal, ja fünfmal im Stücke von verſchiedenen Perſonen wiederholt, nicht blos den moraliſchen, auch den Schönheitsekel erregt. Den Figuren ſeines Stükkes aber wünſchten wir etwas mehr Combination, zumal ſeinem Hauptheiden Antonio, der uns als ſtolzer Freiheitsheld angekündigt wird. Sein Heldenthum für Völkerfreiheit iſt Phraſe; aber er iſt ſonſt im Stücke der Einzige der wahr, warm und menſchlich fühlt. Ihn rührt das Unglück des Mädchens; dieſe Rührung geht in Neigung für ſie über, und vor Gericht geſtellt, bietet er ihr Herz und Hand zur Sühne des Verbrechens das auf ſeinen Namen an ihr begangen iſt. Antonio iſt weit davon entfernt eine fertige Geſtalt zu ſein, allein das Element in ſeinem Naturell iſt gut und wirkſam, es wirkt begütigend, es iſt in kraftvoller Sprache herausgearbeitet; wie zugleich die Figur des alten Alcara, der in Gefühlen der Ehre und Rache bornirt iſt, die Geſtaltungskraft des Autors nicht ganz in Ahrede ſtellt, während ſeine Helvin mit ihrem Gemiſch empfatiſcher Scham und Schamloſigkeit einer gänzlichen Verzerrung anheimfällt, einer Verzerrung welche bei einer durchaus ſchwächlichen Darſtellung bis zum Erſchrecken, bis zum lauten Widerwillen des Publikums wirkte. Es wäre ungerecht der Darſtellerin, Frln. Erck, die keiner größern Aufgabe, am wenigſten einem Wagſtück ſolcher Rolle gewachſen iſt, die ziſchenden Töne des Mißfallens die ſich zu Ende des Spiels herausdrängten, lediglich und allein zur Laſt ſchreiben zu wollen. Dieſe gellenden Töne die dem anfänglichen Erſtaunen über die Keckheit des Stückes folgten, galten zum großen Theil dem Dichter ſelbſt der ſich Genialität genug zutraut den Satzungen der Welt, ihrem Sittlichkeits- und ihrem Schönheitsgefühl Hohn zu ſprechen, und als Poet doch zu ſchwächlich iſt ſeine ſtarken und gewaltigen Intentionen als menſchlich wahr und warm ſiegreich durchzuführen. Unſerer fleißigen und eifrigen Theaterdirection aber wäre vor allem für die Tragödie eine tüchtige Heldin zu wünſchen, ehe ſie gewagte Stücke ſolcher Art in Scene gibt. Auch Dramen von mehr Zuſammenhalt könnten mit Frln. Erck als Trägerin eben ſo leicht zuſammenbrechen.

K.

Briefwechſel und Tagebuch.

Aus München, im October.

[Die gutsherrliche Gerichtsbarkeit; ein geſchichtlicher Rückblick auf ihre Entſtehung.]

Irren iſt menſchlich! Der Name Schwindl war mir ſtatt Welſch in die Feder gekommen*). Wenn aber auch Graf A. Seinsheim zuerſt gegen den Vorſchlag des volksfreundlichen Abgeordneten aufgetreten, ſo war es doch Ringeis welcher den Vorſchlag eine revolutionäre Idee nannte. Es mag ſolches in den Protokollen der Kammer vielleicht nicht eingetragen, daher nicht documental zu beweiſen ſein. Die Kammern geben eben nicht jedes geſprochene Wort zu Protokoll, wie wir erſt neulich wieder in der Kammer der Reichsräthe bei den Erörterungen zwiſchen dem Fürſten Wrede und dem Erzbiſchof von München-Freiſing ſahen. Die Kammer der Reichsräthe würde überhaupt in den Augen des Volkes an Anſehen und Vertrauen unendlich gewinnen, wären ihre Sitzungen öffentlich. Es liegt in der Natur des Menſchen daß er dem mißtraut was vor ihm geheim gehalten wird; und gerade das ſogenannte „Gemeine“ Volk ſteht dem natürlichen Zuſtande am nächſten, gerade auf die große Menge ſind die natürlichen Eindrücke die kräftigſten und lebendigſten. Nur deshalb haben die untern Schichten der Geſellſchaft keinen Glauben an die Gerichtsbehörden, weil deren Verhandlungen ſchriftlich abgeſchloſſen, dem allgemeinen Urtheile unzugänglich, und in einer verſchollenen, barbariſchen, den Parteien meiſt unverſtändlichen Sprache abgehalten werden; weil wir nur eine papierne, ſpagatumwundene Rechtspflege haben ſtatt einer klar und frei in's Leben tretenden.

Ich habe damit nichts geſagt als mein Caeterum censeo. — Wir haben aber noch manches Karthage welches zerſtört werden muß und an deſſen Mauern bereits eine vaterlandsliebende Hand zu rütteln begonnen hat. Ich meine die gutsherrliche Gerichtsbarkeit und das gutsherrliche Unrecht, welches den Titel „gutsherrliche Rechte“ arrogirt. Die Herren welche beides inne haben, ſtützen ſich auf das ſogenannte „hiſtoriſche Recht.“ Wohlan! wir wollen die Fackel der Geſchichte anzünden um die Erwerbsart jener Rechte zu beleuchten, können uns aber durchaus nicht überzeugen daß Unrecht durch Verjährung zu einem Rechte werden könne. Hören wir eine Stimme aus der Mitte des 16. Jahrhunderts! Sie lautet

*) Siehe in Nr. 40 die Berichtigung für die wir dem geehrten Hrn. Einſender wiederholt unſern Dank abſtatten. D. Herausg.

Digitized by Google

alſo: „Das baieriſche Volk ſehen wir in dieſen Jahren bereits ſchwer belaſtet. Der Herzoge durch ſtehende Söldnerſchaaren geſteigerter Bedarf (wegen veränderter Art des Kriegführens und bei allmäligem Aufhören perſönlichen Waffendienſtes der Landbeſitzer) und zur Sitte gewordene Pracht, bei Feſten, Vermählungen und Verſammlungen der Fürſten herbeigeführt, vermochte längſt nicht mehr getilgt zu werden. Gingen die Herzoge nun des Landesgefreite(!) Stände um Beiſteuer an, ſo wahrten dieſe ihre Vorrechte und ſchützte niemand den unter gehäufter Laſt in pekuniäres wie moraliſches Elend ſinkenden Landmann. Klöſter und Ritterſchaft aber ließen ſich für jede auf des Bedauernswerthen Koſten gegebene Bewilligung von Steuern mit neuen Privilegien zu ihrem Nutzen und des Volkes Schaden begaben, woraus allmälig die bis auf unſere Tage verderblich wirkenden Edelmannsfreiheiten, als: Patrimonialgerichtsbarkeiten ꝛc. entſtanden. Wie ſchädlich für Polizei und Moral es iſt, wenn der Gerichtsherr in derſelben Perſon vereint iſt, lehrt heute noch die Erfahrung.“

Gehen wir um einige Jahrzehnte weiter, ſo erblicken wir den auf die Zahl der damaligen Geſchechter beſchränkten Adel die Geldnoth des Landesfürſten (Albert des Großmüthigen) benützen. „Nachdem der Adel auf dem Landtage 1557 es durchgeſetzt hatte ſeine Edelmannsfreiheit mit der Niedergerichtsbarkeit vergrößert ward, wurde dieſe ſpäterhin von Alberts Sohne und Nachfolger (1588) auch auf die Güter geſtattet welche der Adel von Andern als den Herzogen zu Lehen hatte. Die fehlerhafte Anſicht: daß es dem Landesoberhaupte erlaubt ſei über Rechte des Volkes zu verfügen, wurde von den Prälaten zu Erſchleichung der Gültſchatzwerk benützt. Den Beamten wurde verboten: jenen Kloſter- oder Stiftsunterthanen (i. e. Grundholden), ſo ihrer Gutsherrſchaft gutwillig neben der fürſtlichen Schatzwerk frohnen wollten, nicht zu wehren.“

Eine Gutsherrſchaft wird ſtets Mittel finden ihren Unterthanen gutwillige Mores zu lehren. An den Fürſten und Volksvertretern unſerer Tage aber iſt es, die Reſte aller rechtswidrig erſchlichenen und ertrotzten Privatvortheile einzelner Stände, alſo auch die auf den alten urdenklichen Grundpachtvertrag gepfropfte römiſche Emphyteusis (Erbzins) aufzuheben und auf die rechtsgültigen Urverhältniſſe zurückzuführen. Beide zuſammen (Regent und Volksvertreter) dürfen, können und ſollen es. Kann man fordern daß der Bürger Gut, Leib und Leben für das allgemeine Beſte im Kriege opfere: warum nicht daß der Einzelne gemeinſchädliche und rechtsverletzende Prärogative aufgebe? — Doch gehen wir weiter in unſern hiſtoriſchen Rückblicken.

„Als endlich Kurfürſt Karl Theodor auf Baierns Regentenſtuhle ſaß, hatten die Bevorrechteten die Staatsverwaltung vollends unter ihre Herrſchaft gebracht, die Regierung gelähmt, die Perſönlichkeit des Volkes unterdrückt durch das Geſammtweſen übervortheilende Ausnahmen von allgemeinen Pflichten und Einrichtungen. Sie hatten mit ausharrender Thätigkeit ſich zwiſchen dem Fürſten und Volke ausgebreitet, mit Hülfe der Pfandſurisprudenz faſt alles freie Eigenthum der Gemeinen vernichtet, indem man auf das Gutsverhältniß heilloſer Weiſe die Geſetze über die römiſchen Sklaven anwendete, den Zinsbauern und andern Gutseigenthümern Grundbriefe aufdrang, um ſie erbrechtsbar zu machen, ſo daß endlich ſelbſt die Richter nicht mehr die wahren Rechtsverhältniſſe erkennen und unterſcheiden konnten. Die Regiſtraturen der Regierungen des 17. Jahrhunderts enthalten eine Menge Acten ſolcher Verletzungen des Grundeigenthumes der Bauern (wobei namentlich die Jeſuiten ſich auszeichneten). Mißbräuche auf Mißbräuche häuften ſich der Geſetzgebung ganz zuwider im Gebrauche der Frohnrechte, entgegen der Erklärung der Landesfreiheit; vergebens hatten die Fürſten Max Emmanuel und Max Joſeph dem Unweſen zu ſteuern verſucht. Der eingeführte Bierzwang verletzte jede Achtung für ein Volk.“ (Siehe des K. Landesdirectionsraths und Univerſitätsprofeſſors v. Hellersberg baieriſche Geſchichte, eines Mannes nach deſſen verwahrloſtem Grabe zu Landshut jeder Baier in ſeinem Leben einmal wallfahren ſollte!)

Endlich geſchahen unter König Maximilian Joſephs I. erleuchteter Regierung ſchwere, die Luft heilſam reinigende Wetterſchläge gegen dieſes Unweſen. Und auf Vater Marens Sohn mit Vertrauen und mit freudigem Stolz hinblickend, dürfen wir erwarten daß Er der ſchon ſo viel des Großen und Schönen geſchaffen, Er, deſſen Wahlſpruch „Gerecht und Beharrlich!“ lautet, von den edeln Vertretern ſeines treuen Volkes umgeben und unterſtützt, mit beharrlich em Sinne ſein Land von den letzten Reſten dieſer Barbarei befreien, mit gerechtem Spruche das heilige gettegebene Recht ſeines Volkes in integrum reſtituiren werde, des Volkes das todesmuthig und frohergeben gar oft für ſeine hohen Ahnen geblutet, das jeden Augenblick für ihn zu bluten und zu ſterben bereit iſt. Möchte Gott geben, daß König Ludwigs Regierung von gleich aufgeklärten und hellgeſinnten, gleich dem Fürſtchrift huldigenden Subalternbeamten unterſtützt würde!

Nachſchrift. In Nr. 41 der „Europa“ hab' ich trockne Thatſachen gemeldet die niemand leugnen kann, ſplitternackte Wahrheiten, Beförderungen die im Regierungsblatte zu leſen ſind, Vermuthungen die man blos nicht zur Wahrheit braucht werden zu laſſen um ſie trefflich zu widerlegen; beſcheidenen Tadel hab' ich ausgeſprochen und begeiſtertes Lob, Hoffnungen des Volkes und Beſürchtungen in Bezug auf unſern Landtag, wie ſie jeder im Herzen, jeder auf ſeiner Zunge trägt. Fanden ſich Privatperſonen in jenem Blatte angegriffen? Etwa Fräulein Denker? — Man kennt dann die Wege Rechtens. Statt deſſen hat man Nr. 41 der „Europa“ von dem Tiſche des literäriſchen Vereines weggenommen, nachdem ſie zwei Tage dort gelegen und von allen Mitgliedern geleſen war. ✠.*)

Aus München, d. 18. October.

[Die Kammer, das Miniſterium, der König, die Leuchtkugeln.]

Politiſche Blätter haben die Verhandlungen über die Preſſe in der Kammer unſerer Abgeordneten ausführlich gebracht. Es wird ſich nun zeigen müſſen wie die Kammer der Reichsräthe den Forderungen, den Hoffnungen und Wünſchen

*) Durch den Brief eines Fremden kommt uns aus München die Kunde daß Hr Dr. Förſter daſelbſt ſein Ehrenwort gegeben, nicht von ihm ſeien die Aufſätze in The Art Union welche ſeine in der dritten Perſon rühmend erwähnten. Wir glauben deßhalb daß unſer *-Gerre, ſpontent falſch berichtet war. — Ein zweiter unſerer geehrten vorigen Correſpondenten dem wir in Nr. 37 unſeres Blattes den Artikel über Grunert verdanken, hat in unſerer Abweſenheit von Leipzig aus Verleſen daſſelbe *-Zeichen erhalten, was wir zur Steuer der Verwechſlung beider Berichterſtatter hiermit zur Kunde bringen.

Der Herausgeber.

des Zeitalters entſpricht. Vorläufig hat ſie wenigſtens die Anonymität in den Protokollen ihrer Verhandlungen aufgegeben. Das jetzige Miniſterium iſt von mehreren Rednern der zweiten Kammer als das Miniſterium des Fortſchritts begrüßt und es hat dieſe Begrüßung willig angenommen. Die von ihm während der Debatte abgegebenen Erklärungen laſſen erkennen daß es ihm daran liege, die Meinung die man von ihm hegt, erhalten zu ſehen, wenn auch das, was der Miniſter des Innern über Cenſur vorbrachte, keineswegs befriedigen konnte. Doch iſt jedenfalls zu hoffen daß ſo erleuchtete Männer wie Hr. v. Zu-Rhein u. A. den Mahnungen der Zeit keineswegs einen Widerſtand entgegenſetzen werden.

Se. Majeſtät weilt wieder unter uns. Man ſieht ihn die eben im Werke begriffenen großen Bauten, den Siegesbogen, die Ruhmeshalle, den Wittelsbacher Palaſt, die neue Pinakothek, den neuen Bahnhof beſichtigen. Auch im Theater ſieht man ihn nicht ſelten.

Nächſtens werden die „Leuchtkugeln“ aus der lithographiſchen Anſtalt von Keller hervorgehen. Man iſt ſchon längſt auf ihr Erſcheinen geſpannt und zweifelt nicht daß ſie den Erwartungen die man von ihnen hegt, erfüllen werden. Die „Fliegenden Blätter“ können durch dieſen Sporn den man ihnen in den Leib ſetzt, nur gewinnen; beide Unternehmungen fördern ſich vielleicht mehr, als ſie ſich ſchaden. Möchten die Leuchtkugeln beſonders dazu dienen, Licht in die untern Schichten, die häufig noch in Nacht und Finſterniß liegen, zu bringen! Möchten ſie nicht wie Meteore aufſteigen um wieder zu verſchwinden, ſondern eine dauernde, wohlthuende Helle verbreiten!

Z.

Aus Berlin, d. 21. Octobr.

[Die Diakoniſſen; Frömmigkeit und Metierin.]

Das Diakoniſſenhaus auf dem Köpnicker Felde hat durch ſeine äußeren glänzenden, ebenſo kunſtvoll ſchönen als wahrhaft praktiſchen Einrichtungen, die zum Theil nach den unvergleichlichen Muſtern der engliſchen Hoſpitäler gemacht worden ſind, zwar für einen Augenblick die peinliche Beſorgniß beſchwichtigt, mit der man daſſelbe hier emporſteigen und vollenden ſah. Aber die Berliner Bevölkerung hat für ſolche Dinge einen ungemein ſchnarfen und unbeträglichen Inſtinkt, der, wenn er auch eine Zeitlang dem Reiz an Neuem und Außerordentlichem zu weichen ſcheint, doch zuletzt nur um ſo beſtimmter wieder herausſtritt, und dann ebenſo raſch als entſchieden mit ſeiner Oppoſition, bliebe dieſe auch nur in einer geheimen Grimaſſe um die Mundwinkel ſitzen, fertig iſt. So iſt es auch mit dem ſchönen prächtigen Hauſe auf dem Köpnicker Felde der Fall, das jetzt von vielen vornehmen Leuten beſichtigt und gerühmt wird, an dem aber das Volk ſcheu wie an einer unheimlichen Stätte vorbeiſchleicht, da das ohnehin krank darniederliegende Berliner Bonmot ſich noch nicht daran gewagt hat. Daß der Berliner Volkswitz ſeit einigen Jahren an der Auszehrung leidet, iſt nicht zu leugnen; aber wir glauben nicht daß er ſchon ſo weit herunter ſei, um ſich in das Diakoniſſenhaus in Pflege bringen und evangeliſch fromm curiren zu laſſen. Deshalb hoffen wir daß ihm auch noch endlich ein gutes Bonmot gelingen wird, um eine uns ſo nahe auf den Leib getretene Angelegenheit (denn nicht nur die Seele, ſondern was uns noch viel ſchlimmer ſcheint, auch unſere Haut ſoll in dem, in mediciniſcher Hinſicht ſehr bedenklichen Diakoniſſenhaus zu Markte gebracht werden!) für die öffentliche Meinung zu ſtigmatiſiren. Mit großen Philippiſchen Declamationen und langen Volksreden möchte hier wenig gethan ſein, das gefährliche Inſtitut könnte dadurch unſeres Erachtens nur gewinnen, aber ein Witz, ein Witz, möchte doch ein rettender Witz hindernd und die beſtimmende Stimmung löſend in dieſem Augenblick und vom Himmel fallen oder aus der unſterblichen Seele eines irgendwo noch übrig gebliebenen Berliner Eckenſehers herausfahren! Wir ſelbſt geſtehen daß uns bei unſern letzten betrachtungsreichen Spaziergängen auf dem Köpnicker Felde durchaus kein Witz hat einfallen wollen, ſondern daß die helle und dicke Angſt über das neue Inſtitut das Übergewicht in uns davongetragen hat! Warum ich mich ſo ängſtige, weiß ich ſelbſt nicht, da meiner eigenen Anſnahme in dieſen kirchlichen Krankenpalaſt doch wahrſcheinlich Mancherlei im Wege ſtehen würde, und ich vor allen Dingen nicht die Eigenſchaften und Zeugniſſe beſitzen möchte, welche, wie man vernimmt, nöthig ſind, um als ein taugliches und behandlungsfähiges Subject in die Hände der frommen Diakoniſſen übergehen zu können! Zugleich ſchäme ich mich aber auch der mich befallenden Angſt nicht, da ich ſehe daß dieſelbe von den trefflichſten meiner Mitbürger, namentlich aber von allen hießigen bedeutendern Ärzten getheilt wird. Es hat ſich darum kein einziger namhafter Arzt Berlins dazu verſtehen wollen, ſich an der mediciniſchen Leitung dieſes Inſtituts zu betheiligen, weil dieſelbe nach der beſtehenden Regel des Hauſes der geiſtlichen Kur durchaus untergeordnet und von ihr abhängig bleiben ſoll, weshalb die Diakoniſſen und ihre Oberen ſich darüber die entſcheidende Stimme vorbehalten haben. Nun geſtehe ich, wie geſagt, daß mir um meine Seele unter den Händen der guten Diakoniſſen gar nicht bange wäre, denn in dieſer Beziehung wollte ich ſchon mit ihnen fertig werden, aber meinen Leib, beſonders wenn er hinfällig und ſchwach geworden, möchte ich ihnen um keinen Preis anvertrauen, da die Heilung der Krankheiten auf dem geiſtlichen und religiöſen Wege doch immer noch ein ungeſtoßes und ſehr gefährliches Problem iſt. Zum Oberarzte des Diakoniſſenhauſes hat daher nur ein junger Mediciner, Dr. Bartels (der Sohn des bekannten Profeſſors und Geheimenraths Bartels) bewogen werden können, und es wird ſich zeigen wie er als gewiſſenhafter und wiſſenſchaftlich gebildeter Arzt dabei zu beſtehen im Stande ſein wird. Ein ähnliches Mißverhältniß der chriſtlichen Krankenpflege zur wiſſenſchaftlichen Medicin hat man ſchon in dem hieſigen Frauen-Krankenverein vielfältig und grell genug entdecken ſehen, in welchem bekanntlich bereits ſeit einigen Jahren die Krankenpflege durch evangeliſche Diakoniſſen ausgeübt wird. Das neue große und koſtbare Mutterhaus auf dem Köpnicker Felde (in welchem zugleich der Beginn einer Centraliſation der chriſtlichen Krankenpflege im Schwanenorden erſcheint) hat nun vorzugsweiſe die Normalbildung dieſer neuen evangeliſchen Diakoniſſen zu ſeiner Aufgabe. Worin dieſe Normalbildung eigentlich beſtehe, ſollte doch zu einer größeren Aufklärung in der Sache ſelbſt und zur Beruhigung des Publikums in einer authentiſchen Veröffentlichung bekannt gemacht werden! Man lappt darüber wenigſtens im Publikum noch ungemein im Dunkeln, und darf hoffen daß an Ort und Stelle eine beſtimmte und klare Feſtſtellung von Principien ſtattgefunden habe! Bis jetzt haben die guten Diakoniſſen auf

Digitized by Google

dem Kökpnicker Felde, deren prieſterinnengleich gehaltene Oberin, Fräulein von Ranzau, eine noch junge und ſchöne Dame iſt, wohl noch wenig Praktiſches zu thun, denn man hört ſie faſt zu jeder Stunde des Tages, zu der man auch das Haus betreten mag, beten und ſingen! Aber doch ſollen bereits auch einige Kranke zur Heilung in dem Hauſe aufgenommen worden ſein. Die erſten derſelben waren ein vom Nervenfieber befallener Student von der hieſigen Univerſität, und einige Kinder. Wird auch bei den Kindern die geiſtliche Kur der medicinischen vorangehen können? (✲).

Aus Peſth.

[Deutſche Literatur und Literaten in Ungarn.]

Das Feld der Buchliteratur wird hier wohl auch gedüngt, gibt aber keine genießbaren Früchte. Und doch wäre auf dieſem Gebiete viel leichter ein gutes Gewächs zu ziehen, da die Cenſur vielleibigere Pflanzen weniger beſchneidet, und ſie ungeſchoren in die öſtreichiſchen Lande führen läßt, wenn nur kein giftiger Upasbaum darunter iſt. Dieſer Umſtand kommt auch dem Verlag des Herrn Heckenaſt zu gut, der hier Bücher auswärtiger Dichter erſcheinen läßt die in Wien nicht ohne Kerben in die Druckerei kämen. Wie etwa Novellen und Gedichte von Betti Paoli, Novellen von Levin Schücking, von Stifter und Andern.

Aber was nützt das gute Feld, wenn keine Hände zum Anbau vorhanden! Die Diogeneslaterne wäre hier zu ſchwach um einen deutſchen Schriftſteller zu finden der dieſen Namen verdiente. Vielleicht wird man bei der Gasbeleuchtung die man Willens iſt in einigen Jahren — zu beſchließen, ein ſolches Geſchöpf entdecken. Karl Beck und J. N. Vogel leben ſtets im Ausland und auch Iſidor Heller hat vor kurzem Ungarn verlaſſen, wo für ſeinen „Zeitgeiſt“ die Zeit noch nicht reif war. Doch tröſten wir uns! Heinrich Ritter von Levitſchnigg iſt uns geblieben, der zwar kein Ungar iſt, aber als Feuilletoniſt der „Peſther Zeitung“ ſeit Jahren hier lebt und als ſolcher wohl auch ſterben wird. Dieſer Ritter iſt ein treffliches Leibgeding der genannten wackern Zeitung. Wenn man ihm die reaktionäre Geſinnung ſeiner Notizen und Berichte vorwirft, lautet ſeine ſtets fertige Entſchuldigung: „Ich kann nicht anders, ich bin der Zeitung Knecht!“ Da er indeß überzeugt iſt durch ſein Feuilleton ſchwerlich ein Monument zu verdienen, läuft er der Unſterblichkeit auf andern Wegen nach. Doch umſonſt; ſeine zwei Bände Gedichte „Weſtöſtlich“ und ein „Märchen“ verſanken bald nach der Geburt in einen bleiernen Todesſchlaf, den ſelbſt die große Poſaune nicht unterbrechen wird. Levitſchnigg's Muſe ſcheint tief in's Glas geblickt zu haben, ſie ſieht alle Dinge doppelt, oder auf den Kopf geſtellt, ihre Sprache iſt verzwickt und lallend, ihre Metaphern kommen der Natur ſo nahe, wie aufgelegtes Ziegelmehl einer roſigen Wange.

Ludwig Foglár iſt ein wohlgeſtellter Beamter bei der Dampfſchifffahrt und macht in Muſeſtunden Verſe. Wenn Levitſchnigg mit zu dicker Dinte ſchreibt, bedient dieſer ſich eines zu wäſſerigen Mittels. Die ſtete Nähe des Fluſſes wirkt vielleicht durchdringend auf ſeinen Geiſt. „Die Sage von Biſſegrad,“ ein äußerſt intereſſanter epiſcher Stoff, iſt von ihm gräulich mißhandelt worden. Die Verſe ſind ſchülerhaft und die Grammatik könnte ſchwere Klagen führen. Von Erfindung, Charakteriſtik und Beſchreibung auch nicht die Spur. Daß Herr Foglár ſich an einen ſolchen Stoff gewagt, wäre zu verzeihen; Selbſtkenntniß iſt eine ſchwere Kunſt. Aber die Peſther Zeitung und Foglárs Freunde ſpenden wohlfeiles Lob dem dünnen Büchlein, und der Aufgeblaſenheit ſollte man mit Kraft entgegen treten.

Ein junger Poet, Theodor Bakody, gab einen Band lyriſcher Gedichte heraus. Der Vers iſt wohl nicht übel, und zeigt Sinn für Rhythmus, aber die Sentiments gehören in die Zeiten des ſeligen Werther.

Karl Hugo, eigentlich Bernſtein, hat ſich der magyariſchen Sprache zugewendet, weil Deutſchland ihn nicht als den erſten Dichter der Welt, für den er ſich ganz ernſtlich hält, anerkannt hat. Sein Drama, „ein ungariſcher König“, deſſen Held König Mathias iſt, wurde auf dem hieſigen Nationaltheater gegeben, fand aber nur einen gemachten Beifall, der mehr dem Übertritt des deutſchen Dichters als ſeinem Werke galt. Eine zweite Aufführung des Stückes fand das Haus leer. Darüber iſt er nun auch den Magyaren gram, zumal auch die ſelbſtgemachte Überſetzung keiner früher deutſch geſchriebenen „Lucretia“ auf dem Nationaltheater nicht anſprechen wollte; er will nun franzöſiſch ſchreiben. „La comédie infernale“, ein Drama an dem er jetzt arbeitet, und das nach ſeiner Meinung Alles übertragen ſoll, was jemals aus dem Kopf eines Dichters kam, hat er für, ich weiß nicht welches Pariſer Theater beſtimmt. Eine hölliſche Komödie würde die Aufführung des Stückes in Paris gewiß geben! — Karl Hugo beſitzt unſtreitig große Gaben. Gewaltige Entwürfe bilden ſich in ſeinem Kopf, bedeutende Ideen und Gedanken ziehen durch ſein Gehirn; aber er vermag nicht ſichere, lebendige Geſtalten zu ſchaffen, noch feinen Gedanken den beſtimmten, ergreifenden Ausdruck zu geben; er möchte Übermenſchliches ſchaffen und gebärt Unmenſchliches, und indem er zu viel auf einmal ausſprechen will, wird er unverſtändlich und lächerlich. Des Satyrs verſteht nie die Gelegenheit ſich über ihn im „Humoriſten“ luſtig zu machen, und in der That iſt es ſchwer ihm gegenüber ernſthaft zu bleiben, da er von ſich ewig in den maßloſeſten Ausdrücken ſpricht, dagegen die Schöpfungen der größten Genien als verfehlte Machwerke behandelt. Seine dramatiſchen Werke „die große Fibel“, „Lucretia“, und die lyriſchen „Pſalmen“ dürften auch in Deutſchland literariſchen Ratiätenſammlern bekannt ſein. Sein Drama „ein Ungarkönig“, von ihm ſelbſt aus dem ungariſchen wieder in's Deutſche überſetzt, iſt vor einigen Monaten bei Heckenaſt erſchienen.

Noch ein anderer Deutſchungar, der talentvolle Schriftſteller Joſef Zerſſi, iſt ſeit einem halben Jahr zur ungariſchen Literatur übergegangen, um nicht bei der deutſchen hier zu verhungern. Er iſt gegenwärtig Mitarbeiter am „Honderü“, dem gemäßigt liberalen Blatte der ſaſhionablen Welt. Herr Zerſſi iſt indeß damit kein Apoſtat geworden; er bringt vielmehr Artikel über die deutſche Literatur, die er den Ungarn als Muſter aufſtellt. Er liegt faſt fortwährend in Fehde mit den andern ungariſchen Blättern, die ſowohl ihn als ſeinen Redacteur Horvath verketzern. Horvath iſt auch der einzige unter den magyariſchen Journaliſten, der gern und ganz gewandt deutſch ſpricht. Indeſſen iſt er darum gerade kein Anhänger des Deutſchthums, ſondern vor Allem ein feiner gereiſter Edelmann und ausgemachter Bonvivant, alſo guter Ge-

Digitized by Google

sellschafter in den vornehmsten Kreisen gern gesehen, und trotz seiner äußern Erscheinung bei den Damen der haute volée sehr willkommen. Für diese bringt er in seinem Journal grazíöse Modedetschte; ihre Bälle und Cercles beschreibt er mit pariserischer Dinte. Einen solchen ländelnden Collegen kann freilich der ungarische Journalist nicht freundlich ansehen; der sondern jetzt, da die Ereignisse seine Seele mit hohem Ernst füllen und nicht wenig Muth, Kraft und Ausdauer nöthig ist, um mit dem mächtigen Feind seiner Ideen und Hoffnungen in ungleichem Kampfe zu ringen.

Graf Johann Mailáth ist in Deutschland durch das Taschenbuch „Iris“ bekannt, welches von ihm redigirt in Heckenast's Verlage erscheint. Das Taschenbuch enthält interessante Beiträge, aber fast nur von auswärtigen Schriftstellern. Der Graf hat unlängst das Baron Eötvös werthvollen Roman „der Dorfnotar“ aus dem Ungarischen übersetzt. Der Verfasser dürfte aber mit der Verdolmetschung wenig zufrieden sein. Es wäre zu wünschen daß dieser Roman, der das so wenig bekannte ungarische Landleben trefflich schildert, durch einen entsprechenderen Vermittler Deutschland vorgelegt wurde.

Es war eine gute Idee von einem gewissen Karl Maria Benkert, ein „Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn“ herauszugeben, welches den Zweck hatte allen deutschen Schriftstellern Ungarns Raum und Gelegenheit zu geben ihre Arbeiten und Namen bekannt zu machen. Dieses Unternehmen war um so wichtiger als die Pester belletristischen Blätter nichts aufnehmen was nicht auf die breiteste Masse zu wirken berechnet ist, überdies von einer Honorarzahlung keine Ahnung haben, indem sie mit Nachdruck, französischer Uebersetzung und den officiellen Arbeiten ihrer engagirten Mitarbeiter ausreichen. Dieses „Jahrbuch“ hätte einen schönen Wetteifer erregen, schlummernde Talente wecken können und würde das deutsche Element in Ungarn sicher gekräftigt haben. Leider erschien nur ein einziger Band 1846. Die Beiträge waren noch nicht interessant genug und der Name des Herausgebers hatte zu wenig Ansehen, um dem Unternehmen im Publikum Eingang zu verschaffen. Die Mittel des Herausgebers reichten nicht aus für fortgesetzte Opfer und unsere Buchhändler sind eben Buchhändler; sie mögen keinen Handel machen, wobei nicht ein ansehnlicher Gewinn auf der Hand liegt. Es ist freilich wenig Aussicht auf Absatz guter poetischer Werke in Ungarn. Die Aristokratie liest nur ungarisch und französisch, die Mittelklasse gibt nicht gern viel Geld für Bücher aus, und hat zu wenig Geschmack um sich nicht mit den wohlfeilen Ausgaben schlechterdings aus dem Französischen und Englischen übersetzter Romane zu begnügen. Die Männerwelt liest fast gar keine Bücher, sondern blickt nur im Fluge in die hiesigen Tagesblätter und in politische Zeitungen und Broschüren. Die bessern poetischen Verlagswerke des Herrn Heckenast gehen ihrer leichteren Genossen halber meist nach Oesterich hinaus. An die wohlhabenderen ungarischen Juden wird noch das Meiste von der hereingeführten oder hier erscheinenden deutschen Literatur abgesetzt.

J.

Aus Frankfurt a. M., d. 19. Octbr.

[In Sachen der Disconto-bank; die Gebrüder Blanc.]

Seit einiger Zeit fand uns bevor daß die Gebrüder Blanc, von Homburg her wo sie die Spielbank halten aller Welt bekannt, auf hiesigem Geldmarkt Fuß fassen würden. Sie hatten unserm Senat den Antrag gestellt in Frankfurt eine Discontobank zu gründen, hatten mehrere Millionen zur Fundirung bereits dargeboten, waren zu andern Gutleistungen ebenfalls erbötig und offerirten 100,000 Thlr. zum Bau eines neuen Theaters. Seit heute steht nun fest daß der Senat unserer freien Stadt das Anerbieten der Frères Blanc entschieden abgelehnt hat.

†

Leipzig, d. 17. October.

[Die Kunstausstellung; Landschaften von Genrebilder, Gonne's Bild.]

An interessanten Landschaftsbildern ist diese sechste Ausstellung in Leipzig wieder so reich daß es schwer wird die Fülle derselben rasch zu ordnen. Düsseldorfer, Münchner, Dresdener und Berliner wetteifern in der Landschaft mit den Holländern und Belgiern von heute. Von dem altbewährten Achenbach sehen wir einen norwegischen See mit köstlichen nebelbedeckten Bergen. Delvaux, Galeriedirector in Spaa, von dem wir noch nichts kannten, lieferte eine prachtvolle Winterlandschaft, eine Allee in Spaa. Die magischen Streiflichter die durch den Baumgang spielen, scheinen das geheimnißvoll unter der starken Schneedecke begrabene Leben der Natur wecken zu wollen, es überläuft uns mit den kleinen verlorenen Gestalten die auf dem Schneefeld hintanypren, die Sympathie aus in Pelze zu hüllen: se täuschend ist der Eindruck der Wirklichkeit wiedergegeben. (Das Bild ist zur Versosung vom Leipziger Kunstverein angekauft.) Scheuern (in Düsseldorf) gab eine seiner werthvollen Landschaften; Scheins (in Düsseldorf) drei Stücke unter denen wir dem Walde mit der Wasserjagd den Preis geben würden. Der Düsseldorfer Schirmer malte eine kräftige Baumgruppe im Wasser; Harderff (in Hamburg) ein schottisches Küstenstück; Kolen (in Hannover) drei Stücke unter denen eine treffliche Dorfmühle; Haushofer (Professer an der Akademie in Prag) zwei Landschaften aus dem baierischen Hochlande; Kannengießer (Professer in Neustrelitz) eine Ansicht von Athen mit den prächtigen Felsengruppen des Piräeus; Hummel (in Weimar) eine Landschaft im sicilianischen Charakter mit schönen Bergzügen; Heinlein (in München) eine große Felsenlandschaft aus Wälsch-Tirol; Papperitz (in Dresden) ein Waldstück; Felix Schiller (in München) eine salzburger Landschaft im Abendlicht. Wir machen die Reihe des Werthvollen auf diesem Gebiet nicht vollständig, verweisen aber mit besonderem Nachdruck auf das Bild eines Berliners, C. Hildebrandt, ein holländisches Küstenstück das an Sauberkeit, Glanz und spiegeltheller Wahrheit vielleicht alle übertrifft. Es ist hier das Außerste geleistet was eine Copie der Natur vermag. Leider ist es aber nicht einmal wirklich eine Copie der Natur, sondern eine Copie der Copie; es ist nichts als die Nachahmung dessen was uns die alten und die heutigen Niederländer selbst liefern. Die deutsche Kunst entäußert sich hierbei aller eigenen Ziele und Zwecke. Von Holländern hat Eduard Koster (im Haag) eine Abendruhe in holländischer Landschaft geliefert; Roosenboom (im Haag) eine Winterlandschaft mit Schlittschuhläufern; Deventer (im Haag) die Meerenge von Gibraltar; Eyden (in Löwen) die Umgegend seiner Stadt; Schotel (in Medemblick) Gesichwader von Kriegsschiffen; Waldorp (im Haag) ein Seestück in Mondbeleuchtung; Ruijter (in Antwerpen) eine

Digitized by Google

Strandgegend und das Innere einer Stadt mit einem Drehorgelſpieler und Zuſchauern zur Staffage. Stoffe dieſer Art ſollten wir den Niederländern überlaſſen, denn wir können ſie darin höchſtens — erreichen, wie C. Hildebrandt in Berlin, wie Richard Zimmermann*) in München der einen Niederländer Maler in ſeinem Atelier lieferte, alſo ganz damit eingeſtändig iſt daß es ihm und uns an eignen Stoffen fehlt. Ein ſo ausgezeichnetes Talent wie Richard Zimmermanns Pinſel offenbar verräth, ſollte ſeine Hand nur im eigenen Dienſt, im Dienſt ſeines Kopfes und ſeines Herzens haben. Seine Winterlandſchaft mit dem Heirathsantrag auf dem Eiſe iſt ein vortreffliches Bild. Um ſo ſchlimmer wenn ſein Talent wie weiland die Schweizer die in fremden Sold gingen, keine nationale Richtung, keine heimiſchen Stoffe, keine eignen Intereſſen kennt. Es ſcheint überhaupt die Kunſt in München in Stillſtand gerathen zu ſein. Nur die Technik blüht noch dort, das große Leben das Cornelius dort aufgerufen, hat keinen Fortgang mehr. Daß man die Natur copirt, konnte nicht das Ziel der Münchner Schule ſein; daß man nun anfängt die Niederländer zu copiren, bringt die dortige Kunſt um den Werth der Eigenthümlichkeit. Von einem Berliner Künſtler wie C. Hildebrandt der die holländiſche Käſte ſo vortrefflich hinſtellte, von einem Berliner iſt man ſich deſſen eher gewärtig, denn der Berliner iſt treulos gegen ſeine eigne heimiſche Welt.

Solange wir keine geſchichtliche Malerei im großen Styl haben, werden wir wünſchen müſſen daß das Genre einer größern Ausdehnung in ſeinen Zwecken und Mitteln entgegentreife, um uns allmälig einen Übergang zur Hiſtorie anzubahnen. Freilich laufen wir zunächſt dabei Gefahr daß uns große Momente in allzu enge Rahmen gezogen werden, wie das in dem ſchon erwähnten Bilde des Münchner Eberhardt geſchieht. Ein auf dem Schlachtfelde zu Breitenfeld betender Guſtav Adolf kann nicht auf ſo kleinem Raume zu ſeinem Recht, zu ſeiner Charakteriſtik kommen. Ein Napoleon, aus Moskau flüchtend, von Adam (in München) kann nicht auf dem Umfang eines Tellers ſeinen Spielraum haben. Wer einen großen Moment erfaßt, wage auch die entſprechende Ausdehnung dafür und trete ganz und gar in's Bereich des größern Styls. Ein reizendes kleines Genrebild lieferte Profeſſor Oppenheim (in Frankfurt a. M.), Salvator Roſa darſtellend wie er ein Mädchen malt. Das Stück von Ebers (in Breslau): Aufruhr auf einer geſtrandeten Brigg, iſt voller Leben, voller Bewegung, aber ohne neue Motive, ohne concentrirenden Halt in dem bunten Durcheinander der Gruppen. Profeſſor Ruſtige (in Stuttgart) malte einen Chriſtiniſchen Spion der von Carlisten zum Tode abgeführt wird. Profeſſor von Perger (in Wien) gibt uns eine hiſtoriſche Scene auf dem Stephansthurm: Graf Stahrenberg und Kardinal Kollonitſch beobachten von dieſer Höhe das Türkenlager 1683. Von Waldmüller's komiſchen Genreſtück und des Wiener Eduard Ritter ergötzlichem Bilde: Aufnahme eines Knaben zur Schule, hab' ich ſchon geſprochen. Ein Dorfmaler mit ſeinem Schüler, von Enhuber (in München) reiht ſich dieſen gelungenen Stücken an die Seite. Die munſtatiſche Abendunterhaltung in einer Sennhütte, von M. Müller (in München) wurde vom Leipziger Kunſtverein zur Verloſung angekauft*). Es iſt nicht wahr daß wir arm wären an Motiven für die Genremalerei, nicht wahr daß unſer Leben in alter und neuer Zeit keine pikanten Stoffe zur Darſtellung dem Pinſel liefere. Es iſt ein Vorurtheil zu glauben unſere Künſtler ſeien auf häuslich Glück und Unglück beſchränkt um aus deutſchem Inhalt Genreſtücke zu liefern. Wiſchebrink (in Düſſeldorf) gibt uns zwei naſchende Kinder und ein ſchmollendes Liebespaar. Dem Humor, wenn er erfinderiſch iſt, bietet die nächſte Wirklichkeit einen großen Schauplatz zum Spielraum. Unſer bürgerliches Städteleben iſt an ernſten, gemüthlichen und ergötzlichen Situationen reicher als wir wähnen; der Deutſche iſt nur blind und taub für die mannichfaltige Fülle ſeines heimiſchen Daſeins. Ein Schritt weiter und wir erweitern die Familienſcene zu nationalen Charakteriſtikationen. Hier fällt mir der Düſſeldorfer H. Ritter wieder ein der früher einen Mährchenerzähler in der Matroſenſchenke, eine Revolutionsſcene am Rhein zur Frauenfeſt lieferte. Es iſt kaum nöthig der ausübenden Kunſt theoretiſch an die Hand zu gehn und ihr den Weg zu zeigen. Unſere Talente, ſind ſie von friſchem Sinne belebt, kommen von ſelbſt auf dieſe Sphäre. Die vollendete Technik macht ſo wenig ein glückliches Bild wie ein gut verſificirtes Poem ſchon ein lebendiges Gedicht heißen kann. Der Inhalt muß uns reizen, uns feſſeln, irgendwie den Nerv und Herzpunkt unſeres Lebens treffen. — Dies thut ein Bild von Gonne (in Dresden) dem wir im Genre den Preis zuertheilen möchten, nicht blos weil es techniſch von Werth, ſondern weil ſein ethiſcher und geiſtiger Gehalt intereſſant iſt. Von Gonne kannten wir einen Balladenſänger in der Dorfſchenke, einen elegiſchen jungen Räuber der in der Herberge der Mordgeſellen ſeine That bereut. Beide zeugten von Erfindung, waren aber nicht von Meiſchlichkeit frei. Jetzt malte Gonne ſein beſtes Bild, die Convenienzheirath im Koſtüm des vorigen Jahrhunderts. Die Braut wider Willen ſitzt betäubt im Putze da; ſie läßt ſich die Hand zum Empfangen des Rings gleichgültig dem vornehmen Galan hinſtrecken der in der ganzen lüſternen Blaſirtheit des ſchon ältlichen noblen Dandy, in der Etiquette von Verſailles vor ihr Poſition macht. Unverſehens zerkitt er mit ſeinem Schuh eine Roſe die ihrem Schooß entfiel. Die Mutter des Mädchens hat ſich in das Verhältniß der gezwungenen Verbindung ergeben und iſt nach Art alter Frauen bemüht ſie zu beſchwichtigen, während der Vater ernſt im Hintergrund am Fenſter ſitzt und nachdenklich in den Contractbrief ſtarrt. Eine Joſe, mit dem Kopfputz der Braut beſchäftigt, lauſcht als höre ſie Hülfe

*) Einer von drei Münchner Malern dieſes Namens, von denen Albert eine vortreffliche Gebirgslandſchaft, Wildſpitz in Tirol, lieferte.

*) Außer den ſchon genannten hat der Verein noch angekauft: eine Ausſicht vom Kuffhäuſer von Crota in Hamburg; eine kleine Landſchaft von Profeſſor Ludwig Richter in Dresden mit einer reizenden Staffage von Weibern und Kindern die den Bach durchwaten; den Kreuzgang im Dom zu Gefalu von P. Gropius in Berlin; ein Fruchtſtück von Bach in Wien; ein feines zierliches Stück von Georgi in Leipzig, Jeziko mit der Fernſicht auf das todte Meer daſelbſt; ein Fiſchersdorf im baieriſchen Oberlande von Bürkel in München. Mit dem Ankauf zweier Stücke von Dresdner Hofmaler Oehme können wir uns im Namen und zum Beſten des betheiligten Publikums nicht einverſtanden erklären. Weder die höchſt minutiöſe italieniſche Vedute, noch die höchſt unbedeutende Landſchaft im angeblich tiroler Charakter verdienten dieſe Auszeichnung. Der Ankauf dieſer beiden Bilder muß anderweitige Beweggründe haben, über die wir freilich, weil wir ſie nicht kennen, kein Urtheil haben.

Digitized by Google

nahen. Und ſiehe, die Thür iſt geöffnet; auf der Schwelle ſteht, in der Uniform des Seemanns, der ſo eben zurückgekehrte Geliebte des Mädchens. Der Hund des Hauſes ſpringt ihm freudig entgegen; ein farbiger Diener im offnen Vorgemach, Reiſegepäck bringend, läßt uns die ganze Vergangenheit des Paares mit Einem Blick durchſchauen. Wir haben das Doppelverhältniß des Mädchens auf einem dramatiſchen Gipfelpunkt vor uns; die Vergangenheit hat ſich zu einem entſcheidenden Moment zuſammengedrängt und die Gegenwart bürgt uns für die Wendung in der nächſten Zukunft. Wie vortrefflich die Ausführung des Bildes, wie der Teppich auf Boden und Tiſch, der rothe Sammtrock des vornehmen Herrn, der weiße Atlas der Dame in niederländiſcher Wahrheit des Stoffes gemalt ſind, wie die Lichteffecte durch die Fenſter auf dem Rococo der Möbeln die Scene in eine täuſchende Wirklichkeit verſetzen, Farbe, Licht und Schatten ökonomiſch vertheilt ſind und ſich wirkſam durchdringen: das zu rühmen bleibe den Kennern der Technik überlaſſen. Es gilt für uns hier die Compoſition in ihrem Gehalt und Werth anzuerkennen; wir möchten Gonne's Bild für unſer Lieblingsſtück auf der Ausſtellung erklären.

Ich weiß nicht ob ich dem etwaigen Vorwurfe begegnen muß auf Arbeiten Dresdner Künſtler zuviel Gewicht gelegt, oder gar für ſie Vorliebe geäußert zu haben. Ich darf dann auf die Thatſache pochen daß die Malerei in Dresden jetzt ausſtrerdentlich thätig iſt und ohne einſeitiger Richtung hingegeben zu ſein mit vielem Glück arbeitet. In Berlin hat ſich nie recht eine Malerſchule, eine Gemeinſamkeit von homogenen Kräften, geſtalten wollen. Wach und Begas wurden nicht productiv tonangebend, und der alte Schadow lieferte ja ſeinen Sohn zur Gründung einer Schule nach Düſſeldorf; es fehlen in Berlin der Kunſt die Bedingungen zum vegetativen Leben; die Richtungen dort werden leicht zu blos intelligenten Tendenzen, die Kunſt büßt dort an Luſt zum Schaffen ein was ſie an Schärfe der Einſicht gewinnt. Was die Wiener zur Entfaltung einer bedeutenden Kunſtthätigkeit behindert, liegt in der Verfaſſung der beſten Stoffe, in der dortigen Beſchränkung der Zwecke und Ziele, bei der auch die beſten Mittel zu geiſtloſer Weichlichkeit entarten. Die Münchener Kunſt hat ihre Blüthe hinter ſich und ihre Früchte entſprechen nicht ganz der vielverheißenden Blüthenzeit. Die Düſſeldorfer haben ihre Epoche ausgelebt. Es trat bereits unter ihnen eine wohlthuende Entzweiung der Talente ein; eine Vertheilung der ausübenden Kräfte wäre eben ſo heilſam geweſen. Wir verſprachen uns viel davon als es hieß, Leſſing werde nach Frankfurt gehen, die jungen Genoſſen der Schule hatten ſich überhaupt von ihrem Meiſter und ſeiner orthodox gewordenen Romantik getrennt. Wenn ſich uns nun beim Hindlick auf dieſe Punkte wo deutſche Malerei gepflegt wird, Dresden jetzt wieder als ein geſegneter und begünſtigter Schauplatz hinſtellt, ſo meinen wir nicht daß dies lediglich geborenen Dresdnern zuzuſchreiben ſei. Sind doch Bendmann und Hübner die dort wirken, geradezu den Düſſeldorfern zugehörig. Es iſt nur die Gunſt die der Kunſtentwickelung dort überhaupt zu Theil wird, was hierbei als wirkſame Urſache in Anſchlag zu bringen iſt. — Von Bendemann und Hübner hat die Leipziger Ausſtellung nur zwei Portraits aufzuweiſen; von jenem das Bild ſeiner Frau, von dieſem das Bild eines Rabbi Manaſſe aus Smyrna.

Für ganz abgeſtorben in unſrer Zeit muß leider die Madonnenmalerei gelten. Die Mutter mit dem Kinde welche uns ein Hamburger Künſtler, Lehmann, vorführt, ermangelt aller Urſprünglichkeit, kann nur für Copie und Studie gelten. Und was der Dresdner Reſch uns als Madonna mit dem Kinde hinſtellt, iſt ein ganz kläglicher Ertrag zurückgebliebener Beſtrebungen. Ich ſage: leider iſt die Madonnengeſtalt für uns geſtorben; weil die Kunſt an Schönheit, Hoheit und Lieblichkeit keinen entſprechenden Typus als Erſatz erhalten hat. Zur Venus zurückzukehren um in ihr den höchſten Inbegriff bezaubernder Schönheit zur Erſcheinung zu bringen, erlaubt uns unſere ſittliche Gedankenordnung nicht, und ſo hat denn die Malerei mit der Geſtalt der Maria eigentlich ihre höchſte Idee verloren. Auch andre feſtgeſtellte Nüancen der weiblichen Idealſchönheit ſind beſeitigt und verbraucht. Der Düſſeldorfer Steinfurth wollte eine Diana mit Attäon. Was kann darin Neues gegeben werden? Alte, vom Glanz der Vollendung durchleuchtete Bilder verdrängen jede neue Diana mit dem keuſchen ſtrengen Leib, der das Jagdgeſchoß gegen jeden Angriff zur Seite, die Sichel des Mondes als ſchützendes Symbol zu Häupten hat. Auch Judith mit dem Holofernes, auch Delila mit dem Simſon, auch Cleopatra mit der Schlange am entblößten Buſen, können uns nicht mehr feſſeln, weil den Schöpfungen von heute die ſie uns hinſtellen, die Springquelle der Originalität fehlt, auch wenn es ihnen gelungen wäre ſich aller Reminiscenzen zu entſchlagen. Eine Cleopatra lieferte Kannengießer (Profeſſor in Strelitz); einen Simſon, eine Judith Jacobs (Hofmaler in Gotha). Jacobs iſt ein Meiſter in Zeichnung und Farbengebung; ſeine badenden Nymphen wie ſeine Judith verrathen von neuem eine edle und reizende weibliche Natur die dem Glücklichen zum Modell dient. Wir bewundern die Ausdauer dieſes Malers der uns faſt jährlich in neuen Bildern dieſe alten Sujets vorzuführen nicht müde wird; wir anerkennen ſein Bemühen, der Kunſt die freie Schönheit der nackten Geſtalt als Gegenſtand ihrer Aufgabe zu erhalten. Allein das Leben das uns bewegt, liegt außerhalb dieſes Kreiſes; zwingt man uns bei alle dem in dieſen Kreis, ſo drängen ſich uns hier Erinnerungen an Geſtalten der alten Kunſt auf, vor denen die jetzigen nicht Stand halten. Auch verräth die Sucht, theatraliſch zu effectuiren, in dieſen Bildern von Jacobs hinlänglich die Nöthigung, durch Reizmittel zu erſetzen was den einfachen nackten Geſtalten für uns an Wirkung abgeht. Es iſt das nicht mehr was wir wollen und ſuchen; die Kunſt müßt ſich vergebens ab uns in ausgetretenen Bahnen feſtzuhalten.

Eine Merkwürdigkeit iſt auf der Ausſtellung eine Anſicht von Canton und von Macao, von einem chineſiſchen Maler. Den Architekturbildern zeichneten ſich Stücke von Steinmüller (in München) und von Selling (in Berlin) aus. Der Königsberger Gemmel lieferte uns in Aquarell unter andern einen vortrefflichen Entwurf zu einem neuen Dom in Berlin. Nenreuther's Waldfräulein nach dem Gedicht von Zedlitz und ſein Aſchenputtel, beide ebenfalls in Aquarell, beſchäftigten die vielen Freunde dieſes Münchner Zeichners. — Cornelius ſchickte als Beiſteuer zur Ausſtellung ſeine Entwürfe zu den Fresken im Berliner Campo Santo. — Unter den Sachen der Plaſtik verdienen des Leipziger Knaur Statuette und Büſte von Leibniz Erwähnung. Es ſind Ent-

Digitized by Google

würfe für das Standbild das die Stadt Leipzig dem alten Philoſophen ſchuldig zu ſein glaubt.

Leipzig, d. 18. October.

[Baron v. Kleſheim's Vorträge.]

Wir erlebten geſtern eine eigenthümliche Art von Vorleſung verbunden mit muſikaliſchen Vorträgen. Hr. Baron v. Kleſheim las ſeine in öſtreichiſcher Mundart verfaßten Gedichte vor. Öſtreichiſche Gedichte in Leipzig — gewiß ein Wageſtück! Wer ſoll ſie hier verſtehen? Hr. Baron v. Kleſheim war ſo gefällig ſo viel als thunlich vom öſtreichiſchen Patois fallen zu laſſen und ſich ſo weit als möglich dem Hochdeutſchen zu nähern. Aber dann ſind es ja nicht mehr Gedichte in öſtreichiſcher Mundart, und das Naive, oft das einzige Verdienſt derartiger Gedichte, geht verloren! — Die Gedichte des Baron v. Kleſheim hatten nicht viel zu verlieren; ſie affectiren nur die Naivität, ſie ſind platt, ſchaal, oft ſehr trivial, ſie heucheln blos durch die äußere Ausſtattung Poeſie. Wir erkannten Baron Kleſheim als einen talentloſen Nachahmer des genialen Stelzhammer, ohne deſſen Vorgang es ihm vielleicht nie eingefallen wäre Gedichte in der Mundart zu ſchreiben, und naiv zu ſein. Doch iſt die Natur in Hrn. Kleſheim ſtärker als die Abſicht der Nachahmung; denn während er Stelzhammer copiren will, macht er oft ein Neſtroy'ſches Couplet ohne Neſtroy's Witz und ſcharfe Pointen. Der Vortrag freilich iſt meiſterhaft und täuſcht das Publikum und drückt auf die Thränendrüſen der Frauen. Wir wollten darum Hrn. Baron Kleſheim rathen, wenn er den ihm überall geſpendeten Beifall verdienen will, ſeinen ſchönen Vortrag dazu zu benutzen die Mundart-Dichtungen anderer, aber wirklicher Dichter bekannt zu machen. H.

Leipzig, d. 20. October.

[Der Obelisk auf dem Schlachtfelde; Franz Sommer's Schilderungen; Paſtor Schloſſer's Erlebniſſe.]

Der Verein zur Feier der Octobertage des Jahres 1813 hat das Leipziger Schlachtfeld mit einem Denkmal bezeichnet. Es iſt der Hügel gewählt auf welchem die Monarchen am 19. dem Himmel ihren Dank darbrachten. Unſern dem Dorfe Lie bertwolkwitz, an der Straße von Leipzig nach Grimma, dem Denkmal des Feldmarſchalls Schwarzenberg ſchräg gegenüber, erhebt ſich nun als Wahrzeichen der großen Schlacht ein kleiner, beſcheidener Obelisk von Eiſen. Einige hundert Menſchen waren am geſtrigen Tage in der Morgenfrühe beiſammen um die Denkſäule einzuweihen; Superintendent Großmann hielt die Rede. Den granitnen Würfel auf dem Schwarzenberghügel ſah man friſch mit Eichenkränzen geſchmückt.

Seitdem wir heute vor einem Jahre (in der Nummer der Europa vom 17. October 1846) unſere Schilderung der Leipziger Octoberfeſten gebracht, hat ſich die Literatur über die Völkerſchlacht um einige Beiträge vermehrt. Franz Sommer, Cuſtos auf der hieſigen Sternwarte, hat bei dem zahlreichen Beſuche von Fremden zahlreiche Gelegenheit gehabt ſeine Rundſchau von der Höhe zur Überſicht des Schlachtfeldes zu ordnen. Er hat jetzt ausführlich in einem umfaſſenden, mit den Steindrücken der Illuſtrirten Zeitung ausgeſtatteten Buche ſeine Darſtellung veröffentlicht. Trotz der Anerkennung ſeines Fleißes rügt man jedoch in militäriſcher Beziehung viele Verſtöße.

Eine kleine Schrift des Paſtor Schloſſer in Großjſchocher bei Leipzig iſt ſchon ſeit einiger Zeit im Beſitze des Publikums, verdient jedoch um ihrer Trefflichkeit willen noch allgemeinere Verbreitung. Dieſe „Erlebniſſe eines ſächſiſchen Landpredigers in den Kriegsjahren von 1805 bis 1815“ bieten uns keine Um- und Überſicht über den Gang der ſchickſalsſchweren Tageskäufe; um ſo mehr feſſeln ſie durch Treue in Auffaſſung und Hinſtellung einzelner Scenen. An kleinen Blicken, an Schilderung einzelner Erlebniſſe, an Tagebüchern der Betheiligten hat es bisher gefehlt. Wären wir nicht ſo arm daran geblieben, es hätte ſich dann auch der dichteriſche Novelliſt gefunden der uns die Tage ſchweren Unheils und mühſamer Erlöſung in einem Gemälde feſt vor Augen führte. Paſtor Schloſſer's kleine Mittheilungen, mit der vollen Herzenstreue des Patrioten, mit der ganzen Friſche eines klaren Kopfes hingeſtellt, ſind um ſo werthvoller als ſie bis in's Jahr 1806 hinaufreichen. Schloſſer war damals in der Nähe von Jena Landprediger und ein Zeuge jener Schlachtſcenen die zuerſt die grenzenloſe Schmach des Vaterlandes bekundeten. Er laufen in ſeiner ſchlichten Erzählung Geſtalten zwiſchendurch die er nicht feſthält, die aber einem Novellendichter zur künſtleriſchen Darſtellung Anknüpfungen, für ſeine Erfindung Motive geben könnten. Am Morgen nach der Schlacht bei Jena betritt er den Kampfplatz und findet dort den Gch. Rath Goethe der eine Geſellſchaft herumführt, um ſich und ihr den Gang der Schlacht zu verdeutlichen. Der Dichter des Fauſt auf dem blutbetriefſten Felde wo der preußiſche Adler ſchmachvoll erlag; der große deutſche Poet voll Pläne die dem Univerſum galten, unter den Trümmern der politiſchen Wirthſchaft Deutſchlands! Sollte dieſe Scene nicht ihren Darſteller finden? — Paſtor Schloſſer ſchildert und auch den Erfurter Congreß mit lebhaften Farben; in einzelnen Zügen die den Menſchen erfaſſen, liefert er wichtiges Material zur Charakterzeichnung Napoleons, ſeiner Generäle, ſowie einiger kleinen deutſchen Fürſten die ſich dort um die ſtolze Sonne verſammeln mußten. Die große Noth und der kleine Jammer greifen hier merkwürdig ineinander, und zur Kenntniß einer großen Sache und kleiner Menſchenfiguren zu verhelfen. Friedrich Auguſt von Sachſen, Kaiſer Alexander, Bernadotte u. A. erhalten hier wie zufällig und beiläufig Schlaglichter zu überraſchender Beleuchtung. — Später dem großen Schauſpiel auf den Leipziger Feldern nahe gebracht, führt uns Paſtor Schloſſer in einer Epiſode den Lützower Theodor Körner vor, den er hülfreich bei ſich verbarg.

[Preßfreiheit und die baieriſche Kammer.]

Die Forderung der freien Preſſe geht jetzt unter uns um, nicht mehr von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, ſondern offen von Land zu Land, von einer Verſammlung zur andern. Jede Ständekammer nimmt die Sache wieder auf, jede, wenn ſie auseinandergeht, übergibt ſie der andern wie ein ſtillſchweigendes Vermächtniß, wie eine nie ruhende Mahnung des Gewiſſens. Wir fordern die freie Preſſe nicht mehr als Rettung, es iſt kein Nothruf mehr gegen äußere Feinde und innere Verſchwörer, wir fordern ſie blos noch als Ehrenſache, faſt nur

Digitized by Google

noch als Sache des Anstands vor den Augen des Auslandes. Der Freiheit der Presse ist Spielraum genug gegeben; die Verfassung trifft nur noch die Partei der Gemäßigten, der Bewußten, die Partei Derer welche die Sache der Freiheit nicht von der Sache der Ehre trennen. — Die Kammer der Abgeordneten in Baiern erhob jetzt ihre Stimme. Dr. von Scheurl's Antrag ging darauf hin, die inneren Angelegenheiten des Landes der Presse freizugeben, die Nachcensur bereits censirter deutscher Schriften in Baiern zu beseitigen, die Einziehung des Postdebits für nicht verbotene Zeitschriften aufzuheben. Dr. Willich äußerte, Baiern habe zehn Jahre lang den Druck der Entsagung kennen gelernt; derselbe Mann „der die Censur eine morsche Krücke schwacher Regierungen genannt," habe sie zu seiner Stütze erkoren gehabt und für Baiern die Nachcensur erfunden. Abg. Vogel erinnerte daran wie er schon auf den letzten Landtagen für Pressfreiheit gesprochen, aber keiner seiner Standesgenossen ihn unterstützte. Freiherr v. Closen sprach mit seinem jovialen Freimuth; der Antrag wurde fast einstimmig angenommen; ein Einziger in der baierischen Kammer, ein Mann der nicht blos Baier ist sondern auch, und zwar mit einem y, Bayer heißt, Hofrath Dr. v. Bayer schloß sich aus und stimmte dagegen.

[Auerbach's Gevattersmann.]

Es ist der vierte Jahrgang den dies Volksbuch mit 1848 feiert. „Wenn man nur etwas mehr thun könnte! sagt das Vorwort. Der Gevattersmann möchte gern in diese Blätter nicht nur Wünsche, Hoffnungen und Ermahnungen einwickeln, sondern, wenn's möglich wäre, auch etwas Stärkendes und Labendes. Wächst Nahrung aus den geraden Furchen der gedruckten Zeilen? Was sind Worte die man in die Hütten und Herzen schickt? Die Sklaverei will dareb nicht schwinden und die blasse Noth sich dadurch nicht verscheuchen lassen. — Und doch ist das Wort das Erlösende und das Leben Schaffende; es erhebt den Menschen aus seiner Verdumpfung und eint ihn mit seinen Brüdern!" — Hervorzuheben von dem was der neue Jahrgang bringt, ist das Lalenbuch, auf's neue herausgegeben vom Dr. Gischeille, eine kleine Sammlung neuer Schildbürgereien unseres Volkes. Eine Dorfgeschichte: „Ein Kampf um Leben und Tod" offenbart wieder Auerbach's große Gabe in die Hütte der Armuth hineinzuleuchten, in das Herz der geplagten, hungernden Menschen hineinzuhorchen und dort die Zwiesprache zu vernehmen zwischen der Noth und dem Ehrgefühl, zwischen dem Gewissen und der Verzweiflung. — Der neue deutsche Briefsteller zum Schluß bringt uns die Betrachtungen des schwäbischen Bäckergesellen über Berlin und den großen Landtag. Der Brief des guten Anton Händle schließt mit der Nachschrift: „Ein Hagelwetter hat in die grüne Saat geschlagen, die vollen Ähren liegen nieder und wollen ersticken. Der Landtag ist aus und nicht einmal daß er zur bestimmten Zeit wiederkehren darf, ist bewilligt worden. Es kommt jedes Jahr Frühling und Sommer, das hat Gott so als festes Gesetz in die Natur gelegt und Er hat sich's nicht vorbehalten daß Er's machen will wie's Ihm gefällt. O! Bruder, was wird nun geschehen und was haben wir zu thun?"

[Nieritzens sächsischer Volkskalender. 1848.]

Die Leipziger Taschenbücher haben sich in bloße Sammlungen von Erzählungen verwandelt; die Wiener schmücken sich noch mit allerlei Luxus der sie zu eleganten Präsenten eignet. Die Volkskalender haben sämmtliche Taschenbücher überholt. Sie erfüllen noch die jährlichen Kalenderbedürfnisse und liefern trotz ihrer Wohlfeilheit doch oft Novellen von unsern besten Talenten. So bringt der sächsische Volkskalender vom neuen Jahre eine Novelle von W. Alexis: die Bluträche. Außer einer Erzählung vom Herausgeber finden wir Sagen und Mährchen von Karl Simrock. Ein Stück von F. Gerstäcker schildert wie es einem „Herrn von Sechingen" mit seinem Versuche zur Ansiedelung „im Urwald gefiel." Der Humorist der Narrhalla in Mainz, Ludwig Kalisch, betrachtet die neue Phase in welche die Weltgeschichte und die Menschheit mit dem Schwefeläther und mit der Baumwolle getreten. Ein Leipziger Humorist dem das Schicksal ein lachendes Haha! zu Vornamen gegeben, der Advokat H. H. Klemm, gibt Blicke aus der Korbmacher-Perspective. Die vortrefflichen Holzschnitte sind nach Zeichnungen von Münchner und Dresdner Künstlern.

[Eisenbahnen.]

Seit der Vollendung der Bahnstrecke zwischen Hannover, Minden und Hamm ist nun der Osten Deutschlands mit dem Westen in directe Eisenbahnverbindung gesetzt. Man fährt um 10 Uhr Abends von Berlin ab, um ohne Unterbrechung am andern Abend um 7 Uhr in Duisburg am Rhein, gegen 10 Uhr in Köln zu sein. Von Leipzig fährt man 5 Uhr Abends ab, übernachtet in Magdeburg um von dort 3½ Uhr Morgens mit bemselben Zuge nach dem Rhein zu gelangen. Von Leipzig bis Köln rechnet man 82, bis Paris 160 Meilen Eisenbahn, von denen 93½ auf Deutschland, 31 auf Belgien, 35½ auf Frankreich kommen.

[Eine Lobrede auf die englische Sprache.]

Frazer's Magazine sagt: „Man pflegt unsere Muttersprache eine unmusikalische zu nennen. Selbst Byron bezeichnete sie in einer seiner launischen Anwandlungen als eine herbe, nordische, pfeifende, brummende Kehlsprache, die man herausjagen, spucken und geifern müsse. Aber dies ist unwahr bis zur Lächerlichkeit. Das Englische ist eine so edle und reiche Sprache wie das Altgriechische und überdies die wohllautendste (!) aller lebenden Menschensprachen; wenn es nämlich richtig und vollkommen, mit Sinn und Gefühl ausgesprochen wird. Aber leider nicht einer von zehntausend, ja vielleicht nicht einer von hunderttausend Unterthanen der Königin weiß unserer englischen Sprache im Lesen und Recitiren die Ehre widerfahren zu lassen. Man lernt wohl allerlei in Schulen und Collegien, aber nicht das Geheimniß gut englisch zu lesen; das muß der Knabe zu Hause lernen unter der Anleitung feingebildeter Eltern, welche selbst Musik in ihrer Seele tragen." — Das ist doch eine drollige Lobrede, welche eine Sprache melodisch findet, die unter Hunderttausend kaum Einer angenehm spricht, weil man in der Aussprache zu wenig Unterricht ertheilt. Eben so gut könnte man von sämmtlichen Matrosen der britischen Majestät behaupten sie wären alle gute Sänger, wenn sie nur singen gelernt. Die italienische Sprache bleibt noch im Munde des calabresischen Bauern und des venetianischen Schiffers melodisch genug. Doch man ist gewohnt in englischen Blättern über England Meinungen zu lesen die in's Fabelhafte gehen.

†.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 6. November.

Inhalt: Ein böhmischer Bauer. Novelle von Isidor Heller. (Beschluß.) — Die Schweiz im October. — Aus Schlesien, Berlin, München und Mannheim. — Zur Chronik der Gegenwart: Italien, Preußen, die Schweiz, Böhmen; W. Marr; Rosenkranz; neue Romane; Musik.

№ 45.

Ein böhmischer Bauer.

Novelle von **Isidor Heller.**

(Beschluß.)

Mittlerweile ging Alles im Hause des Bauern seinen gewohnten Gang fort, der Spruch der Regierung hatte keine augenblickliche thatsächliche Veränderung zur Folge. Die abgesprochenen Felder lagen draußen auf demselben Platze wie früher, und die Saaten wuchsen empor gleichviel welchen Eigenthümer sie jetzt hatten. Doch endlich vergoldeten sich die Getreidefelder und die Zeit der Ernte kam heran. Der Amtsdiener machte im Dorfe bekannt, welche Unterthanen sich andern Tages mit ihren Sensen einzufinden hätten um auf herrschaftlichen Feldern, wobei auch das Grundstück des Bauern Wlk, den Schnitt vorzunehmen. Jetzt erst griff der Verlust dem alten Wlk an's Herz, denn nun sah er sich sein Eigenthum wirklich entrissen, da fremde Hände seine Saat, die er hoffnungsvoll dem Boden anvertraut, schneiden und weggführen wollten, ohne daß er es hindern konnte.

In dieser Nacht vor dem Schnitte wälzte sich der gequälte Bauer ruhelos auf seinem Lager. Eine grausame Phantasie rechnete ihm die Menge der Garben, der Fruchtsäcke vor, die von seinem Felde gewonnen werden sollten. Er sah greifbar die blanken Thaler die der Erlös dem neuen Herrn bringen würde. Er sah wie der dicke Amtmann sein Brot, die Frucht seiner Mühen, zum fetten Munde führte. Diese Betrachtungen ließen ihn nicht ruhen, es riß ihn vom Bette auf, er mußte hinaus sein Feld noch einmal betrachten, ehe die Hand des Räubers sich an dem ihm zugedachten Segen des Himmels vergriff.

Ein mildes Dämmerlicht lag über der Flur ausgegossen, durch welche der Bauer hinschritt. Es war eine jener Nächte, die um diese Zeit nie ganz finster werden, da die Abenddämmerung erst verblaßt, wenn der Himmel gegen Aufgang sich zu färben beginnt. Die Natur athmete den tiefsten Frieden, und wie der alte Bauer auf einem Markstein da saß, die sanft sich wiegenden Häupter seiner Halme betrachtend, zog der Glaube in seine andachterfüllte Seele ein, hier könne kein Gewaltstreich gegen das Erbe seiner Väter begangen werden. Wer den Alten da gesehen mit dem ehrlichen vertrauensvollen Gesichte, den festen braunen Zügen und dem grauen entblößten Haupte, wie er stundenlang unbeweglich das Feld überschaute, hätte ihn für den Schutzgott der unbewacht daliegenden Flur halten mögen.

Doch allmälig erfüllte das Tageslicht die Gegend, die Sonne ging glänzend auf und mit der gewohnten Mahnung zum Tagwerk erwachte die frühere Angst und Besorgniß in der Brust des alten Bauern. Kein Wunder unterbrach den Lauf der Natur, und in einer Stunde mußte unter diesen Halmen die Sense rasseln. Das konnte er nicht geschehen lassen, und wenn kein Gott in seiner Gerechtigkeit half, so wollte er selbst dem Unrecht abhelfen.

Der Obrigkeit gegenüber denkt der böhmische Bauer an kein heiliges Gesetz; er sieht nur Personen denen gegenüber er die anerzogene Furcht empfindet. Hier aber war der alte Wlk allein, keine Persönlichkeit schreckte die gefährliche Neigung zur Selbsthülfe zurück.

Digitized by Google

Gedrängt von der kurzen Frist, die ihm die schlafende Gewalt noch gab, hatte er nicht Zeit zum Überlegen. Eilig nahm er aus seiner tiefen Westentasche das Feuerzeug, das ein rauchender Bauer stets bei sich trägt, und bald standen die weiten Felder in wilder Lohe.

Nicht lange weidete sich der alte Mann an dem raschen Verderben, das seine Saaten vor der fremden räuberischen Horde rettete. Bald ertönte das schrille Horn des Dorfwächters, vom Schloßthurm stürmte die Feuerglocke, Lärm erbrauste im Dorfe und wälzte sich immer näher. Schrecklich erwachte der bethörte Bauer aus seinem Freudetaumel, er sah die furchtbare Macht heranringen, gegen die er sich aufgelehnt, er hörte schon die Ketten rasseln, die ihn umschlingen sollte, der finstere Kerker schien gegen ihn den schrecklichen Rachen zu öffnen. Nirgends sah er Rettung als hinter den dichten Rauchwolken, die wirbelnd aus den flammenden Feldern aufstiegen.

Als die Menge aus dem Dorfe herankam war der Frevler verschwunden.

Die Dorfleute scheuen sonst keine Gefahr um ein so verderbliches Element zu bewältigen. Hier aber standen sie regungslos, mit grauser Lust in die Flammen blickend. Sie dachten nicht anders, das Feuer wäre vom Himmel gefallen um der Herrschaft das ungerechte Gut zu entreißen, hier löschen schien ihnen sündiges Entgegentreten dem göttlichen Rathschluß, und so wüthete das Feuer fort, bis Wiesengründe und Kartoffelfelder ihm eine natürliche Grenze setzten.

Unter der herbeigeeilten Menge war auch Johann Wlk, aber er fühlte wenig Freude über die Verheerung. Er hätte wohl nicht lange gezaudert sein Leben einzusetzen, galt es Befreiung von einem unverdienten Joch, aber nutzlose tückische Rache war dieser edlen Seele fremd. Auch den Wahn der Bauern theilte er nicht, daß hier Gottes strafende Hand sichtbar walte. Wenn ein Wunder geschehen sollte, dachte er, hätte es zu unsern Gunsten geschehen müssen. Nicht alle Jahre werden Flammen in dieses Feld schlagen, wir aber haben es auf immer verloren!

Wie er so darüber nachdachte, wie dieses Ereigniß geschehen sei, das ihm mehr als bloßer Zufall schien, fühlte er sich plötzlich hart an der Schulter gefaßt und die rauhe Stimme des Amtsdieners erscholl: »Da ist der Schuft, der Mordbrenner, legt ihn in Ketten!«

Johann entwand sich rasch der ihn fassenden Hand und stieß den Amtsdiener heftig zurück. »Meine Hand ist rein von dieser That,« sagte er stolz, »und den will ich sehen, der mich zu beschuldigen wagt. — Aber wo ist mein Vater?« setzte er erbleichend hinzu, indem eine gräßliche Ahnung durch seine Seele fuhr.

Diese Worte, die ihm unbedacht entschlüpft waren, gaben dem Verdacht eine andere Richtung. Alles sah sich nach dem alten Wlk um, der sich nirgends blicken ließ. Doch der Amtsdiener, erzürnt über den Stoß den er erhalten, wollte sein Opfer nicht fahren lassen. Er befahl den herrschaftlichen Knechten den jungen Bauern zu ergreifen und zu binden. Während diese die Gelegenheit abwarteten den starken muthigen Jüngling rücklings zu überfallen, erhob sich ein furchtbares Wehgeschrei mitten auf den Feldern und Alles eilte an den Ort, woher der Jammer scholl.

Einige Landleute hatten über der Asche der niedergebrannten Saaten einen auffälligen Gegenstand hervorragen gesehen. Neugierig gingen sie näher und wie entsetzten sie sich, als sie eine halbverkohlte Leiche fanden, in der sie leicht den alten Wlk erkannten. Er schien mehr erstickt vom Rauche als verbrannt, das Strohfeuer war rasch über ihn weggegangen und hatte nur seine Kleider halb verbrannt und die Haut geschwärzt.

Im tiefsten Schmerz warf sich Johann auf die schrecklich verstümmelte Leiche seines Vaters und blieb wie todt auf dem Todten liegen. Das ganze Dorf stand lautlos, die Hände gefaltet und mit starren Augen die entsetzliche Scene betrachtend.

Der Amtmann zeigte sich zum erstenmal theilnehmend gegen den Unterthan. Theils war er wirklich erschüttert, theils fürchtete er, die Erstarrung dieser Leute könnte sich gegen die Herrschaft als den Urheber dieses Unglücks in eine gefährliche Aufregung verwandeln. Er suchte daher die entsetzten Gemüther durch gütiges Einschreiten zu besänftigen. Er ließ den Todten und den Ohnmächtigen auf einen Wagen laden und schickte den herrschaftlichen Arzt mit, um den bewußtlosen jungen Menschen wieder in's Leben zu rufen.

Aber man hatte vergessen Johanns Mutter auf das Unglück vorzubereiten, und als sie den Wagen, von der Menge begleitet an ihr Haus fahren sah und ein Blick ihr Gatten und Sohn als Leichen zeigte, sank sie vom Schlag getroffen neben dem Wagen nieder um sich nie mehr wieder zu erheben. —

Drei Tage nach diesem schweren Ereigniß saßen zwei Personen in tiefe Trauer versunken in der verwaisten Stube des Bauern Wlk. Der Eine, ein Jüngling mit blassen abgemagerten Wangen, hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und blickte mit starren Augen auf den Tisch vor sich nieder. Der Andere saß auf der Ofenbank, den Kopf zurückgelehnt, und ließ die finstern Blicke über

Digitized by Google

die Stube irren. Die kurze Tabakspfeife, die zwiſchen ſeinen Zähnen hing, war längſt erloſchen, ohne daß er es merkte. Von Zeit zu Zeit rieb er ſich heftig die Stirn und murmelte unverſtändliche Worte.

Der Jüngere unterbrach zuerſt die unheimliche Stille, er riß ſich empor aus ſeinem Schmerz, ſchritt mehrmals durch die Stube, wie Jemand in deſſen Seele ein thatkräftiger Entſchluß reift, und blieb endlich vor dem Älteren ſtehen.

»Moſes,« ſagte er mit ſchmerzgetränkter, aber ruhiger Stimme, »den Todten iſt wohl, ſie ruhen auf einem Platz wo kein tyranniſches Geſetz ſie demüthigen, keine Willkür ſie quälen kann. Der Tod hat nichts Schreckliches für mich. So oft ich die letzten Wochen mit einem verzehrenden Brande in der Bruſt ruhelos in dem einſamen Gebüſch an dem Ufer des großen Teiches herum irrte, lockte es mich hinab in die kühlen Tiefen. Der Himmel ſpiegelte ſich ſo freundlich, ſo einladend unter meinem Fuß, als wollte er ſagen: Emporfliegen zu den Sternen kann der Menſch nicht, aber da hinab in ſein Spiegelbild zu ſtürzen hängt nur von ſeinem Willen, von einem Schritt ab! Nur der Gedanke an den Schmerz der armen Mutter hielt mich zurück. Jetzt iſt ſie ſelbſt drüben und mit doppelter Kraft zieht es mich hinab in die neue Welt, die, wie du mir ſelbſt geſagt, die letzte Beſtimmung des Menſchen iſt. Komm mit, Moſes! Was hält dich zurück auf dieſer traurigen Erde, ein Übel erkennen ohne Macht und Mittel ihm abzuhelfen macht das Daſein entſetzlich und unerträglich.«

»Das darf nicht ſein,« ſagte Moſes ſtreng. »Kein Menſch ſtört ungeſtraft die Ordnung des Schöpfers. Wenn du den Magen überladeſt, wirſt du krank, wenn du unbeſonnen mit dem Beil dir in den Fuß ſchlägſt empfindeſt du heftigen Schmerz — wie elend müßte erſt unſere Seele werden, wenn wir den Leib an den ſie gebunden, mit gewaltſamer Hand zerſtörten!«

»Da muß ich dir widerſprechen,« erwiederte Johann mit der Verſtandesſchärfe der fixen Idee; »du ſelbſt haſt mich gelehrt daß Schwalben und Störche nach wärmern Ländern ziehen, wenn der Winter kommt, daß eine kranke Bruſt in milderer Luft geſundet. Die Erde iſt nur ein Stückchen Raum in der großen Welt; warum ſollte ſie der Elende nicht verlaſſen dürfen, wenn er anderwärts Heil finden kann? Die Art der Reiſe von Weltkörper zu Weltkörper iſt nur eine andere, als von einem Erdſtrich zum andern.«

»Mein junger Freund,« ſagte Moſes nach langem Sinnen, »dein Todesmuth iſt nichts als heißer Lebensdrang der keinen Stoff für ſeine Kraft findet. Ich habe dieſen Drang nie empfunden. Zum Rabbiner beſtimmt, habe ich frühzeitig ein denkendes beſchauliches Leben geführt, die Verachtung und Rechtsloſigkeit, die meinen Stamm drückt, ſtellte mich außerhalb der Geſellſchaft. Bei Büchern aufgezogen, ward das Leben mir ein wechſelreiches Buch, in dem ich ruhig blätterte. Bei dir war es ein Anderes. Den Boden bearbeitend haſt du deinen Leib gekräftigt, in der Luft des Dorfes iſt dein Geiſt friſch und ſtark geblieben. Die Weltanſchauung kam plötzlich und ſündend über dich. Ich habe dich zu ſtillem Glücke, zum ruhigen Dorfleben erziehen wollen; der Himmel hat es anders beſchloſſen. — Doch brauchſt du darum nicht zu ſterben. In deinem väterlichen Häuschen wird es dir ängſtlich? Verlaſſe es! Dein Bauernkleid iſt dir ein Gräuel? Wirf es weg! Du willſt für den anmaßenden Müßiggang nicht den Spaten führen? Laſſe ihnen liegen. Die Erde iſt groß; nur die Schnecke klebt an ihrem Haus.«

»Und was beginne ich in der weiten Welt? Ich kenne ſie nicht, ſie weiß nichts von mir. Ich kann ſie nicht faſſen, nicht gewinnen. Nur hier konnte ich leben; jeder Morgen brachte Arbeit, der Abend Ruhe; der Eltern Liebe, deine Freundſchaft und verſtändige Rede waren freundliche Geiſter in dieſem kleinen Raume, den Nachbarn konnte ich manches leiſten, war es auch nur ein freundlicher Gruß; die Zukunft brachte ſchöne Träume, ich ſah um mich ein liebend Weib und junge Sproſſen, die auf mich gewieſen waren. Doch dieſes Leben weiß ich nicht mehr anzuknüpfen und wo dieſes Dorf aufhört, endigt meine Welt.«

Der Hauſirer betrachtete mit Zärtlichkeit den jungen erregten Bauer wie ein Vater ſein verſtändiges Kind. »Du fühlſt recht, erwiederte er, die Welt exiſtirt für uns nicht, die nicht durch That und Kenntniß unſer iſt. In jedem einzelnen Weſen wie in den größten Weltkörpern wiederholt ſich das wunderbare Spiel von Kreis und Mittelpunkt. Doch ſei getroſt, ich habe die Mittel dich auf einen Platz zu ſtellen, wo du deine Welt erobern kannſt, von der Kraft deines Geiſtes wird es abhängen, wie groß du den Kreis um dich ziehen wirſt. Es iſt ein gefährlicher Platz; Leidenſchaft ringt da mit Leidenſchaft, großes Streben ſcheitert oft an kleinen Abſichten, erhabene Naturen werden durch Würmer unterwühlt, Weisheit wird oft durch Liſt zu Schanden, und mächtige Geiſter reiben ſich an der Trägheit auf.«

Johann's Auge flammte bei dieſen Worten auf. Er ergriff die Hand des Hauſirers, als fürchtete er, der Zauber könne ihm entſchlüpfen.

Wehmüthig lächelnd fuhr Moſes fort: »Ein kleines

Ereigniß meines Lebens hat mir das Mittel verſchafft dich vom Tode zum Leben zu führen, wodurch ich aber dich auf lange verlieren werde. — Vor einigen Jahren entſtand in meiner Geburtsſtadt in ſpäter Nachtſtunde eine ſtarke Feuersbrunſt. Ich half redlich mit beim Löſchen. Ich bin zwar ſchwachen Körpers und wenig muthig wie die meiſten Söhne meines Stammes, aber wenn es Rettung eines Nächſten gilt, habe ich nie gezagt. Aber trotz aller Anſtrengung der helfenden Menge griffen die Flammen von einem heftigen Wind getrieben raſch um ſich und mancher mußte froh ſein mit dem nackten Leben aus ſeinem Haus entrinnen zu können. Mehrere Häuſer die ganz von Flammen umwogt waren, wollten wir ſchon ihrem Schickſal überlaſſen, als aus einem derſelben das Jammergeſchrei eines Kindes herausdrang. Es lief uns allen grauſend über den Rücken, aber niemand wagte ſich in das Haus, das jeden Augenblick zuſammenzuſtürzen drohte. Da ſagte ich zu mir: Du biſt ein dürrer nutzloſer Aſt am Baum der Menſchheit, und da drinnen verſchmachtet eine vielleicht hoffnungsvolle Blüthe. Ich überlegte weiter nicht lange, ſtürzte ins Haus, lief der Stimme nach, die aus dem Erkgeſchoß fortwährend jammerte, und nach einer Minute kam ich zurück mit verſengtem Haar, einigen Brandflecken im Geſichte, aber ein kleines zitterndes Mädchen auf den Armen. — Während des Brandes war ein vierſpänniger, prächtiger Reiſewagen mit zwei Bedienten hinten auf dem Rückſitz über den Platz gekommen. Der Reiſende, allem Anſchein nach ein großer Herr, ließ anhalten, gab die Pferde her zum Waſſerfahren und ſtieg ſelbſt aus um mitzuhelfen. Seine feinen weißen Hände verſchmähten nicht an der Spritze mitzuarbeiten. Auf die Menge machte dieſes Beiſpiel einen mächtigen Eindruck, alles verdoppelte ſeine Kräfte und man ward endlich des Feuers mächtig. Die Menſchen ſind nun einmal ſo, Reichthum und Anſehen wirken auf ſie mehr als die Nothwendigkeit der guten That, und darum iſt der Menſchheit ſo ſchwer zu helfen. Dieſer große Herr hatte meine erfolgreiche Kühnheit geſehen und wollte nicht eher weiter reiſen, als bis er mich kennen gelernt. Ich wurde in das ſchönſte Zimmer des Gaſthauſes geführt, das der Herr bezogen um ſich zu erholen und umzukleiden. Er kam mir freundlich entgegen und lud mich ein auf dem Sopha neben ihm Platz zu nehmen. Da ich zögerte, weil ich noch ganz naß und beſchmutzt war, ſagte er: »Sie dürften heute neben einem König ſitzen, denn Sie haben ſich die Bürgerkrone verdient. — Ich höre, Sie ſind Israelit, fuhr er fort, da iſt Ihre ſchöne That um ſo verdienſtlicher als ſie ſelten bei Ihrem Stamme vorkommen dürfte.« — »Leider, erwiederte ich, iſt Israel's Muth niedergetreten worden; aber wir ſind nicht Schuld, das Geſetz des unſterblichen Moſes ſprach zuerſt unter allen Völkern das Gebot aus: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt.« — »Freund, ſagte der Herr indem er mich verwundert anſah, Sie ſprechen ſchön, und wenn Ihr Thun ſtets Ihren Worten entſpricht, und das iſt wohl nach Ihrer heutigen That zu erwarten, ſo ſind Sie ein trefflicher Menſch. Erlauben Sie mir Ihnen ein Andenken an dieſe Nacht anzubieten.« Er hielt mir eine prächtige goldne Uhr hin nach der ſich alle meine zehn Finger ausſtreckten; doch ich überwand den abſcheulichen Hang zum Gold, der unſerm Volke anklebt und erwiederte: »Herr, der Schacher iſt wohl mein Gewerb, aber nur Waare gebe ich für Geld hin; die Regungen meines Herzens laſſe ich mir nicht bezahlen.« — »So nehmen Sie den Händedruck eines Menſchenfreundes!« rief der Herr ſehr bewegt. Wir ſprachen dann noch über verſchiedene Dinge und der Herr äußerte einmal über das andere Erſtaunen und Freude über mein Wiſſen und meine Anſichten. Als ich mich endlich entfernen wollte, ergriff er meine Hand und ſagte faſt feierlich: »Und doch will ich Ihnen ein Geſchenk machen, das einem Mann wie Sie willkommen ſein wird. Sie bewegen ſich viel unter dem Volke, das ſo ſtiefmütterlich von der Natur und der herrſchenden Macht behandelt wird. Wenn Sie einſt im Dienſt für Menſchenglück Hülfe brauchen, will ich Ihnen ein Mittel angeben ſolche zu finden.« — Ich kann dir nicht ſagen, Johann, worin dieſes Mittel beſteht, und was der Herr mir noch weiter ſagte; ich mußte Verſchwiegenheit geloben. Aber durch dieſes Mittel will ich den menſchenliebenden Herrn oder ſeine gleich mächtigen Freunde aufſuchen und ihnen deine Zukunft anvertrauen. Bereite dich nun zur Reiſe und zum Eintritt in die große Welt. Nächſten Freitag müſſen wir in Prag ſein; denn nur an einem Freitag kann ich unſern Helfer finden.«

Johann war ſo ergriffen von der Ausſicht auf ein neues großes Leben, und von dem Geheimnißvollen das in der Erzählung des Hauſirers lag, daß er keine Worte finden konnte. Leidenſchaftlich umſchlang er ſeinen Freund; an ſeinem Halſe fand er zum erſtenmal nach ſo langer ſtürmiſcher Zeit erquickende Thränen, Thränen der Freude und der Hoffnung, wie ſie der Mann nur in großen Momenten vergießt.

Auf dem Marktplatz der Stadt Prag befindet ſich vor dem uralten Rathhaus eine Stelle auf welcher vor

Digitized by Google

zweihundert Jahre nach der Schlacht am Weißen Berge die Anführer des böhmiſchen Aufſtandes gegen die öſtreichiſche Herrſchaft hingerichtet wurden. Auf dieſe Stelle trat mit dem erſten Glockenſchlag der zwölften Mittagsſtunde eines Freitags ein Mann deſſen herumſchweifender Blick etwas ängſtlich zu ſuchen ſchien. Es war dies unſer Hauſirer Moſes, deſſen Augen vergebens unter der Menge der über den großen Platz Gebenden nach dem menſchenfreundlichen Herrn ſpähten, deſſen Bekanntſchaft er in Folge jener kühnen Kindesrettung gemacht.

Mit der gewöhnlichen Langſamkeit der Stadtuhren ertönten indeß die zwölf Glockenſchläge vom Thurm herab ohne daß ſich ſein Bekannter zeigte. Bei dem zwölften Schlag legte der Hauſirer ſeine Arme in Form eines Kreuzes über einander. In dem Augenblick ſchritt ein Herr auf ihn zu, der in geringer Entfernung anſcheinend in Betrachtung des Rathhauſes vertieft geſtanden. Er that als ob er hart an ihm vorübergehen wollte, blieb jedoch plötzlich ſtehen und redete den Hauſirer mit den Worten an: »Erlauben Sie, mein Herr, haben wir nicht heute Freitag?«

Moſes fuhr erſchrocken zuſammen bei dieſer Frage, obgleich er ſie erwartet hatte. Die Berührung mit einer geheimnißvoll wie eine Gottheit waltenden Macht wirkte auf ihn wie ein elektriſcher Schlag. Betroffen ſtarrte er den Fremden an und konnte die einſchlägige Phraſe die er auszuſprechen hatte nicht über die Lippen bringen. Erſt als der Fremde lächelnd ſagte: Sie ſcheinen auch nicht zu wiſſen ob heute Freitag iſt! und ſeinen Weg fortſetzen wollte, fand Moſes in der Angſt, den hülfreichen Genius zu verlieren, ſeine volle Beſinnung wieder. »Ja wohl, rief er haſtig, iſt heute der folgenreiche Tag an dem der erhabenſte Menſch für die Erlöſung ſtarb!«

»Und doch,« erwiederte der Fremde raſch, »blutet die Menſchheit noch immer am Kreuze!«

»Auf denn,« entgegnete Moſes, ſeine erlernte Phraſe begeiſtert ausſprechend, »laßt uns die Wunden verbinden und heilen!«

»Ich ſehe, Sie ſind berufen!« ſagte der Fremde nach kurzem tiefernſtem Schweigen; »folgen Sie mir!«

Vertrauungsvoll überließ ſich der überglückliche Hauſirer der Leitung des Fremden der ihn durch viele Straßen den weiten Weg bis zum obern Moldauufer am Podsgal führte. Hier ſtieg der Fremde in einen gemietheten Kahn und winkte Moſes ihm zu folgen. Mit vieler Gewandtheit ruderte er bis in die Mitte des Fluſſes, ließ dann den Kahn auf der Strömung treiben und ſagte nun zu dem Hauſirer: »Hier hört uns niemand, was haben Sie mir zu ſagen im Namen des Menſchenglückes?«

Während der Fahrt hatte der Hauſirer Muße gehabt den Mann zu betrachten, mit dem er durch geheimnißvolle Kräfte zuſammengeführt worden, er, der in Dunkelheit lebende Hauſirer eines fernen Dorfes.

Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Seine Kleidung war ſehr ſchlecht, aber die ausnehmend feine Wäſche verrieth dem für ſolche Dinge geübten Auge des Hauſirers daß der Herr wohl zu einem feinern Rocke die Mittel haben dürfte. Auch lag in ſeinem Geſichte der unverkennbare Ausdruck eines vornehmen Standes. Der hohe Ernſt auf ſeiner Stirn war weit verſchieden von gemeiner Sorge. Sein feſter Blick verrieth große Willenskraft, und einem ſanften, wehmüthigen Zug um die Lippen konnte man anſehen daß Liebe und Schmerz der Seele dieſes Mannes nicht fremd waren. Hier iſt Macht, hohe Einſicht und edler Wille verbunden! dachte der Hauſirer, und er fühlte ſich von einer nie empfundenen Ehrfurcht und dem hingebendſten Vertrauen durchdrungen.

Der Fremde hörte in tiefſtem Schweigen die Erzählung des Hauſirers von den Schickſalen des jungen Wlk an; aber ein Blitz aus ſeinen Augen, ein leiſes Stirnrunzeln, ein ſchwerer Athemzug verrieth ſeine wärmſte Theilnahme.

»Ihr Freund,« ſagte er, nachdem der Hauſirer geendet, »kann ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft werden und man wird ihm die Mittel geben ſeine Kräfte für Menſchenglück zu entwickeln. Miethen Sie ihm eine Wohnung und treffen Sie mich morgen um die neunte Stunde Abends auf dem Platze vor dem Rathhaus. Unſer Werk iſt lichtvoll, obgleich wir uns in Dunkelheit hüllen müſſen. Ihren Bemühungen zolle ich weder Lob noch Dank, Ihr edles Herz iſt der beſte Richter!« —

Um die neunte Stunde des andern Tages erſchien der Fremde auf dem beſtimmten Platz. Er ließ ſich von dem Hauſirer Johann's Wohnung bezeichnen und übergab ihm ein Packet Bücher. »Legen Sie dieſe Bücher,« ſagte er, »auf den Tiſch Ihres Freundes und überlaſſen Sie ihn dann der nöthigen Einſamkeit; wir werden ihn nicht aus den Augen verlieren. Sie aber reiſen mit Gott in die Heimath! Fahren Sie fort auf Ihrem Wege Gutes zu thun, ſo weit Ihre Kräfte reichen, und wenn Sie Hülfe brauchen, wiſſen Sie bereitwillige Helfer zu finden.« —

Johann hatte in der Dorfſchule ſo viel leſen gelernt daß er mit einiger Anſtrengung herausbrachte,

Digitized by Google

was die erhaltenen Bücher ihm bedeuten ſollte. In jedem der Bücher lagen Zettel eingeſtreut, die geſchriebene Gloſſen zum Text enthielten. Das eine Buch, eine Erdbeſchreibung, trug auf dem Deckel die Inſchrift: »Genußplatz der Menſchheit.« Das zweite, eine Weltgeſchichte, war überſchrieben: »Unglaublich aber wahr.« Das dritte, eine Geſetzſammlung, war »herkömmliche Satzungen« benannt. Auf dem Deckel der Geſetzſammlung ſtanden die drei Sätze: »So weit die Erde reicht hat jeder Bewohner das Recht, ſein Glück frei und ungeſtört zu erſtreben. — Das Recht des Einen hat keine Grenze als das gleiche Recht des Andern. — Das Geſetz iſt die reſultirende Linie der gleichberechtigten Strebungen.«

Noch einen großen Schmerz hatte Johann zu verwinden, die Abreiſe des Hauſirers. Dieſen ſeltenen Menſchen verehrte der Jüngling um ſo mehr, als ein treffliches Gemüth und ein edler Geiſt ſo ſeltſam gegen ſeine Beſchäftigung und ſeine Stellung in der Welt abſtach. Auch hatte er auf ihn ſeit dem Tode ſeiner Eltern alle Liebe übertragen die ſeinem liebreichen Herzen Bedürfniß war. Doch nur gemeine Naturen erliegen einer peinlichen Gegenwart, höhern Menſchen iſt blos eine finſtre hoffnungsloſe Zukunft unerträglich. Vor ſeinen Augen aber lag eine glänzend beleuchtete, von wohlgebauten Straßen durchzogene, von blauen Bergen eingefaßte Landſchaft: das Wiſſen, die Thätigkeit und romantiſche Lebensträume.

Nicht einmal an dem Fremdfieber erkrankte das ſtarke Herz des allein daſtehenden Sohnes des Dorfes. Jeder der an ihm fremd vorbeiſtreichenden Tauſenden ſchien ihm nur ein intereſſantes Räthſel deſſen Löſung ihm aufgegeben. In jedem dachte er ſich ein Herz das zu beglücken und zu gewinnen wäre, einen Geiſt, an dem er den eigenen entflammen könnte. — Nur der Egoismus, die Gedankenarmuth und die Schwatzhaftigkeit wollte immer in den weichen Windeln der Bekanntſchaft gehätſchelt werden. —

Ein halbes Jahr hatte Johann unter den unermüdlichen Studien, die den Unwiſſenden große Anſtrengung koſteten, verlebt, ohne daß die geheimen Gönner das geringſte Zeichen ihres Daſeins gaben. Johann gab ſich dem Glauben hin, daß ſich auf die Sendung der mit Anmerkungen verſehenen Bücher ihre ganze Theilnahme beſchränke. Er fühlte ſich auch gar nicht berechtigt mehr zu fordern; wenn er ſie zu kennen wünſchte, war es nur um ihnen den wärmſten Dank dafür zu zollen, daß ſie ſeinen Geiſt ſo kräftig genährt und aus einem beſchränkten, in knechtiſcher Arbeit aufgewachſenen Bauern einen erleuchteten, gedankenvollen Menſchen gemacht. Sie haben dir eine weite Bahn eröffnet, dachte er; darauf rüſtig fortzuſchreiten iſt deine Aufgabe!

Seine Sorge ging nun dahin neuen Quellen des Wiſſens nachzugraben und die Thore zu finden, die aus dem Tempel des Gedankens und der Betrachtung in's bürgerliche Leben führen.

Gelegen kam ihm um dieſe Zeit die Bekanntſchaft eines jungen Studirenden der ihm an Geſinnung und glühendem Eifer für die Sache der Menſchheit nicht nachſtand, an Kenntniſſen aber und Lebenserfahrung ihn weit überragte. Dieſe Bekanntſchaft verlor nicht an Reiz durch die eigenthümliche Art, wie ſie ſich angeknüpft. Eines Morgens trat nämlich ein fein gekleideter junger Mann mit den Worten in ſein Stübchen: »Herr Wilf, ich ſuche Ihre Bekanntſchaft.« — Johann wußte nicht gleich was er auf eine ſo unverhoffte Anrede entgegnen ſollte, er war noch immer Fremdling in der Geſellſchaft. Er mußte ſich noch immer jedes kleinſte Ereigniß in ſeinem Kopfe zurechtlegen, ehe er damit vertraut wurde. Doch der junge Mann hatte ſo einnehmende Züge und einen ſo ſeelenvollen Blick daß Johann wohl ſeinen Antrag mit Freuden annahm. Dieſe Bereitwilligkeit las der Fremde in ſeinen Zügen, und bevor Johann den entſprechenden Ausdruck ſeiner Gefühle gefunden, fuhr der Jüngling lächelnd fort: »Ich wohne im Hauſe gegenüber und ſah mit Befremden Lichtſchimmer an Ihrem Fenſter, wenn längſt ſchon Alles in Ihrem Hauſe in Schlaf begraben war. Auf Erkundigung beim Hausmann erfuhr ich daß Sie einer jener Menſchen ſind, deren Treiben eine gewöhnliche Natur ſeltſam findet. Da ich ein wenig auch von dieſem Genre bin, ſo war es eine verzeihliche Neugierde Sie kennen zu lernen.«

»Ihre Bücher haben ſeltſame Aufſchriften,« fuhr der Jüngling fort mit Gewandtheit auf einen Gegenſtand übergehend, der Johann, dem Neuling in der Converſation, näher lag.

Johann konnte nicht mehr ſagen als was er wußte, daß er dieſe Bücher durch Vermittlung ſeines heimiſchen Freundes von einer in dieſem Gebiete bekannten Perſon erhalten habe. Und da die giftige Saat des Mißtrauens noch nie in dieſer wackern Seele Wurzel geſchlagen, erzählte er offen ſeine Schickſale, und wie der Wiſſensdrang in ihm geweckt wurde.

»Schlagen Sie ein,« ſagte der Jüngling mit feuchtem Auge das redliche Geſicht des Bauern betrachtend, »wir ſind von heute an unzertrennliche Freunde. Ich

Digitized by Google

habe zwar nicht Ihre ſchmerzlichen Prämiſſen, aber ich bin von oben herab auf den Standpunkt gekommen, auf den Sie bittere Ereigniſſe hinauf gedrängt. Und da ich gleichfalls Hörer der Rechte bin, ſo können wir unſere Studien zuſammen machen.«

»Der Gewinn wird nur auf meiner Seite ſein,« entgegnete Johann die gebotene Hand mit Wärme ergreifend, »denn was kann ich, ein Neuling in dieſer Sphäre, Ihnen bieten!«

»Nicht doch,« ſagte der Student, »die Neuheit macht Ihren Geiſt friſch und originell. In vielen Dingen, die meinem durch Gewohnheit blaſirten Blick geebnet ſcheinen, werden Sie Brüche und Riſſe, Höhen und Tiefen unterſcheiden!«

Ein Leben des Studiums, des Gedankentauſchens, des Irrthums in der Anſchauung und Combination und deſſen Berichtigung, bietet zu wenig Anhaltspunkte für die Erzählung; man könnte blos ein Tagebuch damit füllen.

Drei Jahre hatte Johann in ſolchem ſeligen Treiben verlebt, als eines Tages ſein Freund zu ihm ſagte: »Die Zeit der Trennung iſt für uns gekommen, wir müſſen nun beide aus der Welt der Gedanken in die Welt der Thaten eintreten. Ich trete als ein kleiner Praktikant in ein Kreisamt, du aber kannſt einen ergiebigern Boden bearbeiten, der überdies deinen Wünſchen und deinen Erfahrungen näher liegt. Der Zufall, der unter den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen noch ſo einflußreich iſt, hat mich durch Geburt zu einem Grafen und großen Grundbeſitzer gemacht. Der Oberamtmann auf unſern Gütern wird penſionirt und auf meine Empfehlung will mein Vater dieſen Poſten dir anvertrauen, den er beliebig beſetzen kann.«

Johann war ſprachlos vor Entzücken; mit einem Zauberwort ſah er ſeine Träume verwirklicht.

»Du haſt gar nicht Urſache mir Dank zu wiſſen,« fuhr ſein Freund fort; »denn nicht dir mache ich ein Geſchenk mit einer Sinecur, ſondern meinen einſtigen Gütern gebe ich einen tüchtigen Verwalter und das Glück der Inſaſſen wird einer menſchenliebenden Seele anvertraut. Ich muß dich übrigens meinem Vater vorſtellen,« ſetzte der Treffliche hinzu. — »Laß dich nicht von dem hochfahrenden Weſen des alten Officiers ſchrecken. Er wird dir im Amt ganz freie Hand laſſen, er kümmert ſich nur um ein Regiment, um das uniformirte, auf's Commando horchende, das ſeinen Namen trägt.«

Als Johann von der Vorſtellung zurückkam, fragte er verdüſtert ſeinen Freund: »Warum hat denn deine Mutter mich ſo ſpöttiſch angeblickt und ſo oft höhniſch gelächelt?«

»Mich freut es daß du das bemerkt,« erwiederte der junge Graf; »es zeigt von einem ſcharfen Blick und den wirſt du noch einſt brauchen, wenn Umſtände dich, wie ich hoffe, in Sphären führen, wo deine Gaben weiterhin wirken können, als auf das Schickſal einer einzelnen Grundherrſchaft. Meine Mutter amüſirte ſich über deinen feſten Schritt, deinen geraden Blick. Sie ſah an deinen Händen keine Glacéhandſchuhe, du trägſt nicht den unvermeidlichen Frack. Der Bauer auf ihren koſtbaren Teppichen, auf ihrem Sammetſeſſel ſchien ihr gar zu komiſch.«

»Und glaubſt du daß ich mich jemals dieſen thörichten Regeln anpaſſen werde?« rief Johann verſtimmt.

»Man muß der Mode, der Convenienz ein leichtes Opfer bringen.«

»Nein, dieſer Meinung bin ich nicht; im Gegentheil man muß ſich gegen dieſen Zwang auflehnen. Warum ſollte man eine Uniform, ein Commando herrſchen laſſen, das nicht durch Waffengewalt aufrecht erhalten wird. Wer nicht den Muth hat hier der Freiheit gegen ein armſeliges Herkommen Recht zu ſchaffen, wird der die Kraft haben Felſen abzutragen und Abgründe auszufüllen?«

»Freund,« ſagte der Graf, »wenn wir längſt im Land der Freiheit und Gleichheit ſitzen, wird noch die Mode Unterſchiede machen, denn ſie wird von Weibern beherrſcht. Übrigens laſſen wir dieſe Herrſchaft gewähren, der Geſchmack und die Grazie ſind Schutzengel der Menſchheit, und die Mode iſt überdies ein conſtitutioneller König deſſen Befehl die Majoritäten modificiren.«

Einige Tage, nachdem Johann Wik ſeine Amtswohnung bezogen, fand er einen Brief und ein Packet von unbekannter Hand auf den Tiſch ſeines Arbeitzimmers gelegt.

Der Brief lautete:

Ohne Ihr Wollen und Wiſſen ſind Sie Mitglied der »Geſellſchaft der Märtyrer«*). Unſere Geſellſchaft hat keine Geſetze, keine Abzeichen, keine geheimen Zuſammenkünfte, keine Eide, keine ſtaatsgefährlichen Zwecke. Man kann ſich in unſre Geſellſchaft nicht drängen, noch ſich ihr entziehen. Alle die durch die Mißſtände der Geſellſchaft gelitten, und durch Leiden gehoben, das lebhafte Bedürfniß erlangt haben für Menſchenglück zu wirken, ſind durch dieſen

*) Der Leſer erinnert ſich unſerer Bemerkung daß der Cyclus von Novellen, welchem dieſe entnommen iſt, den obigen Titel führt. D. Herausg.

Digitized by Google

Drang Mitglieder geworden. Unſer Streben geht nicht weiter als dem Drange in der Bruſt des Einzelnen und ſeinen Fähigkeiten den Wirkungskreis zu verſchaffen. In viele Ämter und Stellen haben wir dem ſtrebenden Geiſt Eintritt verſchafft, meiſt ohne daß er die fördernde Hand bemerkt. So iſt jeder frei und kann nach ſeinem Herzen handeln, das wir freilich wohl geprüft. Das Rechte iſt ſo leicht zu finden, wenn der Geiſt von kräftigem Wohlwollen und glühender Menſchenliebe geleitet wird. So wirken wir durch den gerechteſten, geſetzlichſten Einfluß auf wohlthuende Reformen und wenigſtens zur Milderung drückender Mißſtände. Jeder unſerer Jünger verbreitet Gefühl und Anſicht im größeren oder geringeren Kreiſe und ſo wird einſt in dieſem weiten Reich Vernunft und Liebe regieren. Drei Perſonen leiten in dieſer Hauptſtadt die Fäden; ſie ergänzen ſich, wenn einer unfähig wird, aus den vielen Mitgliedern durch die Wahl desjenigen, zu deſſen Geſinnung und Wirkſamkeit ſie das meiſte Vertrauen haben. Wir bewegen uns im Dunkeln um unſern Einfluß nicht zu hemmen. Sie werden rathende, empfehlende Briefe mit einem Kreuz unterzeichnet zuweilen erhalten; ſie kommen von der Hand der Märtyrer. Sie ſind aber dadurch zu nichts gehalten; prüfen Sie und handeln Sie frei nach Ihrer Einſicht. Wenn Sie Hülfe brauchen auf Ihrem Weg oder Rath ertheilen wollen zum Heil der Menſchheit, ſo finden Sie einen der Unſrigen durch folgende Mittel. (Es war das Mittel deſſen ſich der Hauſirer bediente.) Das angeſchloſſene Packet enthält in Erzählungen die Schickſale mehrerer Leidensgefährten. Dieſe Lectüre wird Ihren Augen Sphären öffnen, in die Ihre Lebensverhältniſſe Sie bis jetzt noch nicht geführt.«

Die Schweiz im October.

Ich bilde mir ein daß im Augenblicke wo das Kriegsfeuer in der öſtlichen und weſtlichen Schweiz emporzulodern droht, vielleicht ſchon lodert, Ihnen einige Worte aus meiner Feder nicht unwillkommen ſein dürften. Habe ich doch ein Jahrzehend im Lande gelebt, lange genug um es zu kennen, mich fern genug von den Parteien gehalten um vorurtheilsfrei darüber zu urtheilen, und doch auch die Vorgänge nahe genug vor Augen gehabt um als Ohren- oder Augenzeuge über ſie berichten zu können. Die Schweiz iſt ein Boden, wo die Geſchichte zur unmittelbaren Aufführung kommt; 90 bis 100 Meilen nördlicher bekommt man Geſchichte nur aus der dritten und vierten Hand. Oder ſie liegt dem hiſtoriſchen Boden ſo nahe daß Einen die Kunde des hier Vorgefallenen auch ohne Dampfbahnen wie im Flug ereilt. Dies erhält ihr ihren eigenthümlichen Reiz und gibt dem Intereſſe immer friſche Nahrung. Mehrere der Vielgenannteſten ſind an mir vorübergezogen. So der wackere Kaſimir Pfyffer, mit dem ich vor Jahren vom Rigi über Weggis nach Luzern wanderte, und der noch heut der Anwalt freiſinniger Meinungen iſt, wie er's damals war, während ſeine Landsleute in Freiſinnigkeit eher Rück- als Fortſchritte gemacht haben. So Rilliet-Conſtant, eine Art von Catilina, der vom Banier der Optimaten und ſeines eignen Hauſes abtrünnig wurde, um mit den Blouſen von St. Gervais zu fraternisiren; mit dieſem führte mich ſogar ein mehr als vorübergehendes Verhältniß zuſammen. Nur ſeine Unpopularität, nur die Furcht vor ſeiner ungenieriſchen Barſchheit dürfte ihm bei aller Anerkennung ſeiner militäriſchen Vorzüge den Commandoſtab im Executionsheer entwinden. Der Septemberputſch und ſpäterhin der liberale Rückfall in Zürich, die verrufene Aargauer Kloſteraufhebung ſammt kriegeriſchem Nachtrapp, Teſſins radicaler Umſchlag, die Schlächterei der Alt- und Jungwalliſer an der Trienter Brücke, das Baſeler Gedenkfeſt an die Schlacht von St. Jacob, die Revolution vom 14. Febr. 1845, wo ich im Schneegeſtöber und mit klingendem Spiel die Banden von Aigle, den Stutz in der Rechten, in der Linken die Flaſche, den See entlang gen Lauſanne ziehen ſah; der Rücktritt der Majorität des Waadtländer Klerus, die jährlich ſich wiederholenden Emeuten in Genf bis zum October des vorigen Jahres, der heillos angefangene und verunglückte Freiſchaarenzug, Leu's Meuchelmord, alle die politiſchen Verfolgungen und Verurtheilungen, die Meinungskämpfe in St. Gallen und Bern, die Beſchlagnahme des Dappenthals, die ſchnell verſtummten Drohungen der Murtner — dies und manches andere iſt als Vorbote ernſterer Ereigniſſe vor meinem Horizont vorübergezogen. Gegenwärtig drängt ſich alles einem blutigen Actſchluſſe zu. Ich hoffte lange, es würde die Mäßigung im Rathe der Tagſatzung obſiegen, und ſchaue nun mit Beſorgniß für die Waffen der 12½ Cantone dieſem Schluß entgegen, wohl wiſſend daß das moraliſche Übergewicht auf Seiten des Sonderbundes iſt und daß die radicalen Bevölkerungen nur mit Grauen in den Kampf gehen. »Sie kennen unſere Vaudois und daß ſie ſich zu ſchlagen wiſſen,« ſagte mir ein Obriſtlieutenant, als kurz nach dem Luzerner Zuge dieſe ein Gelüſten nach Rache anwandelte. »Gegen dieſe Bären richten unſere Bataillone nichts aus und wiſſens wohl daß ein Unterwaldner den Vogel im Fluge ſchießt und die Weiber von Schwyz und Uri hinter ihren eisgrauen Männern halten und ihnen die losgebrannten Büchſen laden. Da ſei uns Gott gnädig,

Digitized by Google

wenn es Marsch heißt!« Die Resultate eines Kampfes zwischen Schweizern und Schweizern ſind von Alters her gräuelvoll geweſen. Der Schweizer ſchlägt ſich nicht wie ein Söldner, ſondern als hinge an dem Laufe jeder Kugel Vergangenheit und Zukunft, Freiheit, Religion, Heimath, Weib, Kind, alles Theure und Heilige, wie ein Mann, dem das Princip, wofür er ſich ſchlägt, durch Mark und Bein gedrungen iſt.

Seit der Kloſteraufhebung iſt die Spannung eine religiöſe und allgemeine geworden. Trotz gegen Trotz: darum mußten die Jeſuiten kommen, daher entſtand der Sonderbund. Es iſt der Fluch des Unrechts daß ihm neues Unrecht auf dem Fuße folgt. Angezogen aber daß die Aargauer Regierung unrecht that, als ſie einen Artikel des Pactum von 1815 umſtieß, ſoll man ſie ohne Weiteres verdammen? Der ſchweizeriſche Conſervatismus, ohne Unterſchied der Confeſſion, in Baſel ſo gut als Wallis, thut es freilich. Ihm erſcheinen alſo die Machinationen und Hetzereien der Kloſtergeiſtlichkeit nicht als entſchuldigendes Motiv zu jener Repreſſalie. Auf die Gefahr hin als Doctrinär geſcholten zu werden, ſtelle ich mich auf einen freiern, den hiſtoriſchen Standpunkt und ſage: Das Mönchthum iſt nur ſchwer vereinbar mit den Forderungen und Fortſchritten der Zeit; von den Aarganer Mönchen wenigſtens habe ich nicht gehört daß ſie in irgend einer Weiſe die Aufklärung gefördert. Es hat kein anderes Recht für ſich als daſjenige der Verjährung. Gibt aber Verjährung ein wirkliches und unantaſtbares Recht, nun dann iſt die Alternative Stillſtand und Verſumpfung, wozu es die fortſchreitende Menſchheit nicht kommen laſſen darf, oder Oppoſition und Kampf gegen das Verjährte bis zu deſſen unvermeidlichem Untergang. Die Geſchichte alter und neuer Zeit lehrt daß durch ein Unrecht ſich eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet, mit einer ſolchen Fülle von Beiſpielen daß darin das Walten der Vorſehung nicht zu verkennen iſt. Ein Unrecht mag Algiers Eroberung, mag der Opiumkrieg in China heißen. Aber nach größerem Maßſtabe gemeſſen, wird beide Male das Unrecht zum Mittel neue Keime der Civiliſation durch Humanität und Chriſtenthum zu pflanzen. Und dieſer Ernte reifen alle irdiſchen Saaten zu. Unter dieſem Geſichtspunkt habe ich auch das augenblicklich von ſo ſchlimmen Folgen begleitete Factum in Aargau gelaſſen hingenommen. Iſt Rilliet's Mittheilung zu trauen, ſo hatte ſelbſt der König von Würtemberg, bei dem er kurz nach dem Ereigniß eine Audienz gehabt haben wollte, ſich beifällig über die Energie der Aargauer in Einziehung der Klöſter ausgelaſſen. — Iſt darum nun aber der bevorſtehende oder ausgebrochene Krieg ein Religionskrieg? Höchſtens iſt er's in der Meinung der erhitzten Bevölkerung des Sonderbunds. Seine Stifter und Leiter täuſchen das Volk, indem ſie dies ihm glauben machen. Kein Zweifel daß ſie ſelbſt nicht an Gefährdung der katholiſchen Religion durch ihre Gegner glauben, denen ſie es demungeachtet in den Buſen ſchieben, weil zur gelegenen Zeit das Antijeſuitengeſchrei es glaublich macht. Denn mag auch Haß und Furcht vor Jeſuiten noch ſo groß bei dieſen ihren Gegnern ſein, zum Bruderkriege treibt ſie allein noch nicht. So mußte umgekehrt auch dem Radikalismus die Religion zur Waffe dienen, das conſervative Regiment aus dem Sattel zu heben, indem man dem Volke vorſpiegelte, es begünſtige die Jeſuiten, oder wenigſtens es thue nichts um die Gefahr von ihnen abzuwenden. Die Menge glaubte es eine Zeitlang und ſchrie abwechſelnd: »nieder die Ariſtokraten, die Momiers, die Jeſuiten!« bis ſie nachgerade inne ward, daß das erſte dieſer »Nieder« das eigentliche und wahre Schibolet der ganzen Schilderhebung ſei. Auf dem Boden aller dieſer Wirren ſitzt die Politik, ſo engherzig wie ſie in der Schweiz nicht anders ſein kann, ſitzt mit anderm Worte der Cantönligeiſt, ſitzt der republikaniſche Stolz und Trotz, im Heerlager der Radikalen eben ſowohl als in dem der Conſervativen; die Religion gibt ſeit der Kloſterkonferenz nur das gelegentliche Loſungswort her.

Ein deutſcher Reiſender ſchreibt dem Morgenblatt von Genf: »Was warf denn nun den Funken in das Pulverfaß? Ich muß geſtehen, je mehr ich darüber leſe und höre, deſto weniger weiß ich es.« So ſchwierig iſt dies nicht zu wiſſen, nur iſt es ſchwer, was man weiß unter eine Geſammtformel zu bringen, die auf alle 22 Cantone anwendbar iſt. Jenes lehrt die Geſchichte der Schweiz. Jahrhunderte lang hat in mehreren der Cantone der Druck des Patriciats auf dem Volk gelaſtet, härter als die Adelsherrſchaft in Monarchien, deſto härter je unmittelbarer, am härteſten gewiß im Bernerland. Mildern mußte dieſer Druck ſich ſeit dem Banne, den die Ereigniſſe von 1789 und 1830 über ihn ausſprachen: die Patricier wurden fügſamer, populärer, weniger auf ihre Prärogativen pochend; wo ſie ſpröde und trotzig am verjährten Recht feſtbielten, da war ihr Fall unausbleiblich. Ausnahme aber machen hiervon die uralten Orte, wo der Bauer Patricier iſt und bleibt. Man konnte ſich mit dem Errungenen begnügen: es half den Wohlſtand mehren, gab dem Volke ſeine republikaniſchen Rechte in größerem Maße zurück als die Väter ſie beſeſſen hatten. Allein die Conceſſionen kamen zu ſpät und ſchienen den Begehrlichen viel zu wenig. Das Volk war mittlerweile jener, auch der gelindeſt conſervativen Regierung zu Häupten gewachſen und heiſchte wie ein ungeberdig Kind einen Paradiesapfel nach dem andern, und zwar im ſtürmiſchen Anlauf, wie unſer Jahrzehend die langſam reifenden Früchte der Cultur zu pflücken liebt. Auch da ſelbſt wo man überkommenen Druck nicht abzuſchütteln noch zu rächen hatte, wo man ſich ſeit Menſchengedenken im Gebeiben befand, wie in den franzöſiſchen Cantonen, niſtete ſich doch Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden ein. Das Volk, ſagte ich? Nein, das Volk habe ich lange Jahre in ehrenwerther Ruhe und Zufriedenheit, thätigſt Haus, Acker und Weinberg beſtellend, überall auf das Praktiſche gerichtet geſehen. Hie und da nur wurde von oben her die Klage laut, es wolle dermalen Jedermann »Monſieur« ſein. Selbſt bis zur neueſten Zeit herab hat es ſich rein von den Idealogieen des Communismus erhalten, ungeachtet es recht wohl berechnete, wie viel

Digitized by Google

Goldstücke täglich jene faulen Bäuche von Fremden verschlemmten, während es sein Brot im Schweiße seines Angesichts erwerben mußte. Der Communismus ist ein Gebräu französischer und deutscher Utopisten, jedoch auf freiem Schweizerboden gahr geworden, weil man hier den Köchen am wenigsten wehrte. Es gehörten Verführer und Verführungskünste dazu, dies praktische Volk irre zu leiten. Wie in allen Staaten unserer Zeitperiode, kaum das heutige England ausgenommen, so gibt es auch in der Schweiz eine Klasse in den mittlern Ständen, schwindelnd von gesunden und ungesunden Begriffen, schwindelnd von selbstgeschaffenem Fortschritt, schwindelnd am meisten von Selbsteinbildung und Begier durch ihre Erhebung die Welt um ein Jahrhundert weiter zu führen; „die-toi, afin que je m'y mette!“ ist die Devise dieser Classe von Leuten, womit zugleich ihr Streben und Ziel bezeichnet ist. Ich habe sie in zahlreichen Exemplaren wahrgenommen. Ihr ist es allerdings gelungen für sich Klein- und Großrathösitze zu ermitteln und die große Masse durch Verheißungen zu kirren, bis dahin nämlich wo nach kurzem Rausche der praktische Schweizer gewahr wird daß die versprochenen Früchte nicht ihm, sondern den meneurs zu Gute kommen. Gelangt er indeß auch zu dieser Einsicht, so folgt daraus nicht daß er gleich bereitwillig die Brechinstrumente zu Zertrümmerung des eignen Baues beitragen wird. Vielmehr ist mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusagen daß wieder mit Ausnahme der drei Urcantone der Radicalismus die gesammte Schweiz überziehen und Stadtbasel ihm zunächst als Beute fallen wird. Hier ist es nur der allgemeine Wohlstand der untern Volksklassen, durch rühriger Hände Fleiß erworben, erhalten und erweitert, was die Stadtmagnaten gegen Attentate dieser Art bisher sicher gestellt hat. Das Patriciat besteht als Partei der Conservativen fort, hat sich als solche enger unter sich verbündet und gegen den Demos abgeschlossen, erhält diesen also in argwöhnischer Spannung und Besorgniß. Die öffentliche Meinung ist für Fortschritt im radicalen Sinn gewonnen, die Rückkehr überwiegend conservativer Grundsätze würde und müßte solchen Fortschritt in Frage stellen, würde selbst nicht ohne Entladung eines Ungewitters auf die Häupter der gefallenen Radicalen abgehen. Dazu kommt noch ein instinctartiger Widerwille der untern Volksklassen gegen die Aristokraten, der namentlich in Waadt und Genf wesentlich zum Umschlag der Verhältnisse mitgewirkt hat. Je intelligenter und politisch mündiger sich das Volk dieser Cantone fühlte, desto unmuthiger ertrug es den kalt bemessenen Stolz derjenigen seiner Mitbürger, die eine Kluft zwischen sich und ihm zu befestigen, ihm nicht sein volles Mitbürger- und Gleichheitsrecht einzuräumen schienen. Verfaßtes Recht wird oft bitterer empfunden als offenbares Unrecht. Freilich hatte auch mein Obristlieutenant Recht zu sagen: »gibt man diesem Volk nur einen Finger, so greift es nach der ganzen Hand, faßt Sie beim Arme, um mit Ihnen in die erste beste pinte zu treten.« Es wurden die Vorgänge von 1845 im Canton Waadt natürlich sehr verschieden aufgefaßt und dargestellt. Mehrere Correspondenten der Augsburger Allg. Ztg. schilderten sie im trübsten Lichte ihrer Parteirichtung und vermochten nicht, indem sie alles Böse in der Schweiz dem Radicalismus aufbürdeten, sich zu einer unbefangenen Würdigung der Vorgänge und ihrer Motive zu erheben. Auch der Radicalismus aber hat sein gutes Recht und wird mit Intelligenz vertreten; nur ist seine Weise rücksichtslos zufahrend, unklug, nicht selten illegal, oft gemein: denn seinen Schweiß gibt das Volk der Schreier ab. Mit solchem modus procedendi hat er viel Unfrieden gesät, viel Gegenstöße hervorgerufen und sich selbst am meisten geschadet. Mit klüglicher Schonung der Formen, im Habit des Anstands, mit der Miene des leidenden Gerechten gewann der Gegner die Meinung aller Bedächtigen in und außer Landes für sich. Wer aber mag berechnen, wie viel unter diesem Schautragen von Mäßigung insgeheim der Conservatismus das Feuer geschürt und die Sache auf die Spitze getrieben hat! Nichts erbittert in der Regel den Hitzkopf mehr als vornehme und raffinirt frostige Opposition; und bekommt diese die Lacher oder die Mitleidigen auf ihre Seite, so ist vollends alle Fassung hin.

Ist es, wie ich glaube, hier noch um ein Endurtheil über die Entwickelung der eidgenossischen Zustände in der Gegenwart zu thun, so stelle ich Folgendes als meine Ansicht hin. Der Sturz der conservativen Regierungen war da, wo neben einer durch Bildung, Urbanität und Sitte ausgezeichneten, hierdurch auch vorzugsweise zum Lenken des Staatsschiffes legitimirten Aristokratie das Volk sich glücklich fühlen konnte, wenn es sich in seinen Ansprüchen mäßigen wollte, ein sehr bedauerliches Ereigniß. Durch Erhebung der radicalen Partei ist im materiellen und sittlichen Zustande des Volkes nichts verbessert, sondern im Gegentheil verschlimmert worden: denn nicht nur hat so das Gemeinere über das Bessere triumphirt, sondern in diesem Gemeineren stecken auch alle Elemente des so verhaßten Aristokratendünkels, jedoch ohne den seinen Schliff gebildeter Leute, der ihn erträglich und vergessen macht. Die Katastrophe ist durch die Schuld der herrschenden Geschlechter in früherer Zeit verwirkt und, nach den unabänderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit, die Strafe an den Nachkommen vollzogen worden. Dies hat die heutige Aristokratie sich bußfertig vorzuhalten und sich gemeinbürgerlicher an den Kern des Volkes — dieser ist nicht sie — anzuschließen. Wie auch die nächste Zukunft sich gestalte: bleibt die Eidgenossenschaft nur frei von Intervention des Auslands, so läßt sich von dem körnigen und praktischen Sinne der Schweizer mit Zuversicht das endliche Einlenken zur Bahn der Mäßigung erwarten, die das erprobte Alte nicht leichtsinnig jedem Neuen opfert, aber auch erprobtes Neue nicht aus starrem Festhalten an dem Alten verwirft. Das gebildete Europa endlich hat nichts sehnlicher der Schweiz zu wünschen als ihre Integrität und Verschonung mit Intervention: denn als starke Mittelmacht ist sie bestimmt den Zusammenstoß von Östreich und Frankreich abzuwenden, als Vorhut dreier Länder auf ihrem neutralen Gebiete den Verkehr derselben zu vermitteln

Digitized by Google

und zu fördern, als Heerd und Hort des Freisinns ein Asyl zu bleiben für jede unterdrückte und verfolgte Meinung. Eine Zerstückelung der Schweiz unter fremde Scepter wäre nach meiner Meinung eine Calamität für ganz Europa, die Verschmelzung von 22 so höchst disparaten Gebieten zu einem helvetischen Bunde moderner Projection ein Unding, an dessen Verwirklichung ich nicht glauben kann. **E. K.**

Briefwechsel.

Aus Schlesien, Mitte October.

[Die Besteuerung der Bauerngüter, Ackerbauschulen, Patrimonialgerichte; Graf Dohna, Graf York.]

Fürchten Sie nicht daß ich in den Fehler unsrer Zeitungen verfallen werde, die ihre Spalten jetzt mit Berichten über Festlichkeiten füllen, von denen man an Ort und Stelle wenig spürt. Lassen Sie mich auch vor der Hand noch von den Erfolgen der Öffentlichkeit unsrer Stadtverordnetenversammlungen schweigen; ich könnte Ihnen höchstens von Neugier, nicht aber von einer Theilnahme Nachricht geben, die auf Tüchtigkeit der Gesinnung begründet ist. Unsre genußsüchtigen Zeitgenossen pflegen überall aufopfrungsunlustig genug zu sein, um stets da prostituren zu wollen, wo es nur gelten könnte: zu opfern. So lange man sich zerstreut, amusirt, geht die Sache; allein bald, nur allzu bald ist man frei, wenn Andre so einfältig sind, ihre Zeit daran zu setzen. Das ist leider die Regel seither gewesen! Zwar hieß es: ja, wenn wir nur erst Constitution und dergleichen hätten, da wollten wir schon da sein! Allein ich halte nichts von dem, der sich mit einem Messer in der Hand faul, feig und untüchtig zeigte, die Schuld aber in den Mangel einer Kugelbüchse setzt. Ich will Ihnen lieber von der neuen Einschätzung ländlicher Grundstücke erzählen, die in Folge unsres Generallandtages beliebt wurde. Die Krone beantragte bekanntlich die einzig richtige Vermögenssteuer. Das erschreckte die Großen, darum trat der gewandte Graf v. Arnim auf und sagte: Nein, mit dieser Steuer ist es nichts, aber es ist billig daß die großen Besitzer etwas mehr zahlen u. s. w. Damit wandte er die Gefahr ab und behielt obendrein den Schein der Billigkeit, die den Gemäßigten, die jede gesunde Consequenz des Rationellen erschreckt. Nun aber werden sicher die kleinen Grundbesitzer, die sogenannten Rustikalen das Bad bezahlen müssen, denn die Landräthe beauftragen alle Dorfvorstände: alle Rustikalen zu einer Selbsteinschätzung nach Morgenzahl, Reinertrag u. s. w. anzuhalten; ja es geht darin so weit, daß jede falsche Angabe mit polizeilicher Strafe bedroht wird und sogar Privatschulden angegeben werden sollen. Es heißt, das geschehe nur, um eine neue, angemessenere Classificirung in der Besteurung herbeizuführen, allein zuletzt läuft die Geschichte doch blos darauf hinaus: mehr Steuern zu er — zielen. Der kleinere Grundbesitzer leistet aber ohnehin schon unverhältnißmäßig mehr als der größere, der Rittergutsbesitzer, welcher bei der Grundsteuer um 6 Procent niedriger steht als Ersterer und verhältnißmäßig bei der Klassensteuer noch begünstigter erscheint. Bei öffentlichen Lasten, wie z. B. Kreiswegebauten und dergleichen, pflegen sich die Rittergüter gewöhnlich auch so wenig als möglich zu betheiligen. Ich könnte Ihnen Fälle anführen wo das Rittergut nur vier Gespanntage ableistete, während ein Bauerngutsbesitzer deren elf leistete. Sodann müssen die Hauptlasten der Landgemeinden stets von den kleinern Grundbesitzern getragen werden, während das Rittergut sich völlig davon eximirt, obschon dasselbe alle aus dem Gemeinwesen indirekt entspringenden Vortheile mitgenießt. Und endlich zahlen die Rustikalen meist dem Rittergute, in Folge sogenannter, wohlerworbener Rechte, observanzmäßig eben so viel an Abgaben, als der Staat seither verlangte; sie unterliegen daher einer dreifachen Besteurung. Anstatt aber unter solchen Umständen gegen jede Erhöhung gehörigen Orts Proteste einzulegen, sucht Jeder immer nur so gut als möglich davonzukommen; oft nicht ohne Schadenfreude über den Nachbar der derb daran kömmt. Ermessen Sie hiernach den kläglichen Zustand der Dinge bei uns auf dem Lande und wie sehr entfernt uns noch die Zeit für eine gedeihliche Volksrepräsentation liegt. Möchte der König das Volk nur nicht in die Hände der sogenannten Ständevertreter geben! Das hieße offenbar für uns aus dem Regen unter die Traufe gerathen.

Anstatt der dringend wünschenswerthen Ackerbauschulen, von denen unsre öffentlichen Blätter sagten daß sie auf Antrag des Ministers Grafen v. Arnim gewiß hergestellt werden wurden, ist am 15. dieses Monats das eine halbe Meile von Oppeln entfernt errichtete landwirthschaftliche Lehrinstitut ins Leben getreten, bei welchem durchweg Schulbildung, natürlich höhere, vorausgesetzt wird. Die ganze übrige Einrichtung hat auch so aristokratisch-vornehmen Zuschnitt daß man außer allen Zweifel darüber gesetzt wurde, was damit gesagt und bewiesen werden soll. Es ist durch und durch wieder nur eine Stöhrung für Erimite, also durchaus nicht für's Volk, dem dergleichen doch so sehr Noth gethan hätte, wie Jeder zugestehen muß der unsere ländlichen Verhältnisse nur irgend näher kennt. Also seither fiel in dieser Hinsicht noch immer nicht ein Brosamen von der Herren Tisch, die principiell ganz Recht haben mögen, wie Rom in seinem Rechte der Unnachgiebigkeit offenbar ist. Allein ich glaube, man thäte besser jetzt Concessionen billiger Art dem Volke zu machen, als Alles auf's Äußerste kommen zu lassen. In dieser Hinsicht scheint man in den oberen Regionen die Patrimonialgerichtspflege anlangend, dermalen noch nicht mehr so absolut am Alten, nur in Deutschland zur lieben Observanz Gewordenen, zu kleben wie früher. Schon die Verordnung der Verbrechenszulassung in Fällen wo der Gutsherr gegen seine Gerichtsinsassen klagbar auftrat, warf eigentlich schon thatsächlich dies Institut der Stabilität völlig zu Boden, und blieb auch dermalen noch dessen radicale Beseitigung ein frommer Wunsch, so wird endlich doch das Resultat der jetzigen Reformbestrebungen nach dieser Seite hin kein anderes sein können, als gänzliche Beseitigung einer überlebten Sache. Man ist in unserer Provinz an vielen Orten darüber her die neuen Reformen in Bildung collegialischer Gerichte auszuführen und findet namentlich die Beschaffung der nöthigen Geldmittel den meisten

Digitized by Google

Anstoß, denn die Gerichtsherren wollen ungern daran: Beiträge zu geben. Dabei bringt man, trotz der vortrefflichen Widerlegungen eines Grafen Dyhrn, eines Grafen York und Anderer auf dem Vereinigten Landtage, immer wieder die alten Behauptungen geschleppt von angeblicher Einfachheit und Wohlfeilheit des Verfahrens, Bekanntschaft der Richter mit den Einsassen ꝛc., ohne daran zu denken, wie unendlich überwiegend die triftigen Einwendungen dagegen unter allen Umständen erscheinen. Niemand ist im Stande die großen Nachtheile der Isolirung der Richter, die ungenügende Controle derselben so wie deren Abhängigkeit vom Gutsherrn und das daraus entspringende Mißtrauen des Volkes gegen die Rechtspflege in Abrede zu stellen und damit scheint mir genug gesagt und bewiesen! Allerdings werden sich, zumal unter obwaltenden Umständen, auch einzelne Nachtheile der neuern Einrichtung herausstellen; indessen erscheint dieselbe einestheils doch immer nur als eine Übergangsperiode in noch bessere Zustände und anderntheils könnte auch das Schiedsmannsinstitut schon aushelfen, wenn die Leute nur vernünftig sein wollten. Am schlimmsten sind noch immer Diejenigen daran welche ohne es zu wollen durch Händelsüchtige in Processe überhäuft verwickelt werden, so lange uns das allgemeinsche Geschwornengericht fehlt. Das ächtdeutsche „Kommt Zeit, kommt Rath“ muß uns einstweilen zum leidigen Trost gereichen. — Von dem günstigen Ausgange der letzten Leipziger Michaelismesse, will man in unsern Fabrikdistricten noch wenig Einfluß bemerken, und wie namentlich unser Gebirg die totale Mißernte an Kartoffeln ertragen soll, ist nicht einzusehen. ●●●.

Aus Berlin, d. 28. October.

[Hr. v. Savigny; Willibald Alexis nach Italien; Gründung eines französischen politischen Blattes.]

Die Ernennung des Hrn. v. Savigny zum Präsidenten des Staatsministeriums, mit Beibehaltung seiner bisherigen Stellung als Minister der Gesetzgebung, hat gerade in einem Augenblick, wo man die gänzliche Abtretung dieses preußischen Staatsmannes von den Geschäften schon entschieden glaubte, einen um so größeren Eindruck gemacht. Zwar ist diese ohne Zweifel nach irgend einer Seite hin bedeutungsvolle Ernennung in den preußischen Blättern bis jetzt noch nicht officiell angezeigt worden, sie scheint aber unbedingt festzustehen, und schneidet eine ganze Reihe von Vermuthungen und Combinationen ab, welche in der letzten Zeit über neue Ministerialgestaltungen in Preußen und über die Einsetzung eines die Verwaltung einheitlich zusammenfassenden Premierministers und Ministerialchefs (in der Person des Hrn. v. Bodelschwingh) so reichlich und üppig gediehen waren. Die politische Entwickelung Preußens geht zwar einem solchen ministeriellen Schwerpunkt, mit dem zugleich eine Ministerverantwortlichkeit nunmehr unmöglich verbunden wäre, entgegen, ist aber in diesem Augenblick noch nicht auf den Punkt gelangt, wo ein solches System folgerecht durchgeführt werden könnte. Der Heros der historischen Schule (die nach der staatlichen Seite hin ebenso wenig Lebenskraft zu üben vermag als sie es je nach der wissenschaftlichen gekonnt hat) mag daher noch einstweilen dieses Zwischenstadium der preußischen Staatsentwickelung mit seinem berühmten Namen (das Beste, was er hat!) bezeichnen. Zur Einrichtung eines einheitlichen Ministerialsystems, mit einem Premierminister oder Staatskanzler an der Spitze, gehört aber vor allen Dingen ein politisches Programm, welches die Grundlage der parlamentarischen Verantwortlichkeit bilden kann, und dazu sind principielle Verständigungen zwischen dem König und seinen Räthen und Umgebungen erforderlich, welche die Zustände und Bedingungen einer Sphäre berühren, über die man am allerwenigsten im Publikum abzutheilen kann. In dieser Hinsicht ist ein Aufsatz ungemein bemerkenswerth, welchen kürzlich die Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nr. 292) über die politische Entwickelung in Preußen brachte, und worin eine politische Parallele zwischen der Person des Königs und seinen Umgebungen gezogen wurde, welche zugleich die merkwürdigsten Unterschiede und Gegenwirkungen in dieser Stellung andeutete. Die in diesem Aufsatz niedergelegte Ansicht (welche die Redaction als aus einer nicht preußischen und auch nicht officiellen Quelle bezeichnet) ist aber in Preußen selbst keineswegs neu, wir haben sie in Berlin oft aus sehr bedeutendem Munde aussprechen hören, und finden darin eine Fraction bezeichnet, die jedenfalls einmal zu einer nachdrücklichen Geltung gelangen wird. —

Italien ist für unsere deutschen Touristen und Publicisten jetzt ein ganz neues Ziel geworden, das sich im Sinne der Zeit und der modernen Lebens- und Staatsinteressen wie noch niemals ausbeuten läßt. In dieser Betrachtung hat sich auch jetzt Willibald Alexis auf die Reise von Berlin nach Rom begeben, und denkt dort den Winter über in Anschauung und Schilderung des gänzlich neuen italienischen Volkszustandes zuzubringen, wovon dann die deutsche Literatur- und Zeitungswelt (seine Berichte werden vornehmlich der Augsburger Allg. Zeitung zufließen) die Früchte ernten wird. Wir glauben daß Willibald Alexis dieser Aufgabe gewachsen ist, die italienischen Volksbewegungen aus ihrem höheren historischen und menschlichen Gesichtspunkt zu fassen und dabei seine Feder in warmes sympathetisches Herzblut zu tauchen. Denn darauf wird es bei den neuen Büchern über Italien ankommen, nachdem die alten in den ausgetretenen Geleisen des Kunst- und Alterthums-Enthusiasmus und der Volks-Genremalerei sich erschöpft haben.

Man spricht von der Gründung eines französischen politischen Blattes in Berlin, wozu sich ein Hr. Wyrouch, ein geborner Pole, der aber französisch schreibt und seit dem Vereinigten Landtage sich in Berlin bei sehr bedeutenden Verbindungen und Unterstützungen aufhält, um die Concession bewerben haben soll. Seine Verhältnisse sind von der Art daß ihm dieselbe wahrscheinlich zu Theil werden wird, da seine Berichte über den preußischen Landtag, die er durchaus in einem conservativen und regierungsmäßigen Sinne namentlich für das Pariser Portefeuille geliefert, ihn sehr wohl accreditirt und zu seiner Wirksamkeit empfohlen haben. Zur selbständigen Leitung eines politischen Blattes ist er aber nicht fähig. Jedenfalls würde aber das Erscheinen eines solchen Journal politique de Berlin zur Vermehrung der derzigen buntscheckig interessanten Zustände beitragen. (✳).

Aus Wien, d. 21. October.

[Baron Kübeck; Graf Choiseul; die Stadien; Fanatismus der Hierarchen.]

Man spricht allgemein von einem Ministerwechsel, was eigentlich auf gut Deutsch aus dem Regen in die Traufe kom-

Digitized by Google

men heißt. Bei uns hat es immer ein eigenes Bewandtniß, wenn ein Herr Miniſter ſeines Amtes entlaſſen wird, bei uns avancirt er, d. h. er wird Staats- und Conferenzminiſter, und hat vermöge dieſer hohen Würde nichts anderes zu thun als bei einer Sitzung des Staatsraths mit dem Kopfe zu nicken wenn der Staatskanzler etwas vorträgt oder laut Verabredung bei dem Vortrag eines Referenten zu verneinen. Baron von Kübeck, der thätigſte Finanzier den Öſtreich ſeit Jahren gehabt, der Mann des Fortſchritts, dieſer Überreſt einer Joſephiniſchen Zeit wird die Hofkammerpräſidentenſtelle an einen Grafen W**** übergeben und zum Staats- und Conferenzminiſter erhoben werden. Wunder daß er nicht Finanzminiſter wird, denn in Öſtreich werden die Finanziers wenn ſie in den Ruheſtand verſetzt werden, Finanzminiſter, d. h. ſie erhalten dieſen Titel. Kübeck iſt einer jener Männer die mit Conſequenz das durchſetzen wollen was ihrer Überzeugung zu Folge das Beſte iſt, und Kabalen und Anfeindungen deswegen nicht ſcheuen. Bei ihm gilt rein das Verdienſt, die Leiſtung des Mannes, nicht aber ſeine Dienſtjahre, nicht ſein Adel. Daher ſind auch die meiſten Beamten die in ſeinem Bureau arbeiteten zu den bedeutendſten Ämtern gelangt, ſobald Fleiß und Genie die Aufmerkſamkeit des Miniſters auf ſie lenkte. Regierungsrath Heck, Regierungsrath Becher waren vor einigen Jahren Kanzelliſten und ſind blos durch ihn zu hohen Würden gelangt. In ſeinem Bureau muß der Beamte etwas leiſten, denn Kübeck kennt keine Arbeitsſtunden. „Aufräumen!“ heißt es bei ihm; der Beamte darf nichts unausgearbeitet auf dem Tiſche liegen laſſen, mit der größten Schnelle muß alles expedirt werden, und es iſt kein Gericht in der ganzen Monarchie, von dem etwas ſo ſchnell erledigt würde als von der Hofkammer. Kübecks Secretäre werden in kürzeſter Zeit Hofräthe, da man weiß mit welchem Fleiße, mit welcher Ausdauer ſie ihr Amt verſehen. — Kübeck hat es gewagt die geheimen Fonds einzuziehen, ſie auf eine gewiſſe Summe zu beſchränken. Wieviel Millionen hat er ſeitdem dem Staate erſpart! Wie vielen Umtrieben ein Ende gemacht! Und nun, der Dank? — Kübeck's Schickſal iſt das aller Männer der Joſephiniſchen Epoche. Graf Chotek, welcher Oberſtburggraf in Böhmen, Gouverneur in Tirol, Generalgouverneur von Neapel zur Zeit der Carbonaria und ſogar Hofkanzler und Präſident der Studien-Hofcommiſſion geweſen, lebt jetzt als Privatmann in Wien, er, der berufen war den Staat zu organiſiren, ihn zu dem zu erheben was er ſein konnte und was er leider nicht iſt. Man hat den Grafen Chotek zum Oberſthofmeiſter der Kaiſerin Mutter ernannt, aber mit den Worten, ein Mann der ein Reich verwaltet, könne auch der höchſten Dame Schleppe nicht tragen, lehnte er dieſe Hofcharge ab. Chotek wurde deswegen geſtürzt, weil er nie in ſeinen Unternehmungen die Bewilligung der Hofſtellen abwartete, da er ſtets auf ein Veto gefaßt war. Galt es einen neuen Bau, ſo war das Gebäude ſchon errichtet als das Verbot der Hofſtelle anlam. — Die Studiens ſollen an's Ruder kommen. Vielleicht lebt in ihnen der Geiſt Philipp Stadions! Inzwiſchen iſt die Jeſuitenpartei thätig; ein neuer Vorfall zeigt deutlich, wieviel dadurch noch untergraben wird. Gewiſſe Damen ſind ſehr digeſt, und die Beichtväter ſpielen die wichtigſten Rollen, ſind die Protektoren der niedern Geiſtlichkeit, die falls ſie zu fetten Pfründen gelangen, in die Hände dieſer ihrer Obern gelegen müſſen, das Volk ſo lange Blindekuh ſpielen zu laſſen, bis es müde iſt, und hintaumelt wenn man ihm die Binde von dem Augen nimmt. In den Nonnenklöſtern am Rennweg ſtehen den ganzen Tag gewiſſe Equipagen vor den Pforten; oft bis tief in die Nacht. Der Vorfall von dem ich ſprach, iſt folgender: In Grätz, der Hauptſtadt Steiermarks, ſtarb am 1. October ein Greis, der durchaus nicht beichten wollte. Trotz allem Zureden von Seiten der Geiſtlichkeit wollte er von Beichte und letzter Ölung nichts wiſſen; er ſtarb ohne die Sakramente erhalten zu haben. Am dritten Tage ſollte die Beerdigung ſtattfinden. Der Pfarrer verſagte ſie dem Todten. Des Verſtorbenen Sohn eilte zum Biſchof; dieſer beſtätigte das Verfahren des Pfarrers, die Beerdigung unterblieb, und als der unglückliche Sohn bei den Behörden dagegen einſchritt, wurde er lange Zeit herumgezogen, erhielt eine abſchlägige Antwort und eilte endlich am 15. October nach Wien. Am 17. erhielt er eine Audienz bei dem Erzherzog Mitregenten. Vielleicht daß nun endlich der Todte beſtattet iſt, nachdem man ihm 20 Tage lang die Ruhe verweigert. A.

Aus Mannheim, d. 23. Octbr.

[Die Parteien, die Wahlen, Düringer's „Kraber“, Guſt. Schmidt's „Prinz Eugen“.]

Seit geraumer Zeit hat ſich in unſerer Stadt die adelige Partei von der Bürgerpartei durch ihren Austritt aus der „Harmonie“ getrennt, durch die Bildung eines neuen Vereins, der ſogenannten „Reunion“, ſich völlig abgeſchloſſen. Die Glieder dieſer neuen Geſellſchaft bilden namentlich die Officiere der hier garniſonirenden Regimenter und die wenigen adeligen Familien. Die Zahl dieſer Genoſſen iſt ſehr gering und daher auch die Genüſſe dieſer Vereinigung ſehr unbedeutend. Dennoch will man ſich nicht einmüthig zeigen; aber man ſchimpft auf die Glieder der „Harmonie“, auf die liberalen Ideen, auf die Männer des Fortſchritts, auf die Kornyphäen des Landes. Trauriges Amuſement! traurige Erholung eines Vereins der ſich den parfümirten Namen „Reunion“ gibt! Eine Hauptveranlaſſung zur „Meqaerie“ gibt die Weigerung dieſes und jenes Ehrenmanns, ſein Leben um eines unbedeutenden Wortes willen auf's Spiel zu ſetzen. Es iſt ein Leichtes, ſich hinter die Schanze „Ehre“ zu verſtecken, wenn man nicht die geiſtige Fähigkeit beſitzt, um Behauptungen mit Gegengründen zu widerlegen; es iſt ſindiſch, Männer deren Lebensaufgabe es iſt, für die Entwicklung des Staates geiſtig zu kämpfen, weil man anderer Anſicht iſt in Dingen der Politik, vor die Klinge zu fordern. Ich meine namentlich die Officiere, welche mit ihren bornirten Ehrbegriffen keine Pflichten für's Vaterland verbinden, Junker die ohne politiſches Selbſturtheil nur wiederholen was einige ſervile Blätter die von ihren Trägern beſoldet werden, oft ohne Sinn und Verſtand gegen den Fortſchritt eifern. Kein Wunder wenn die Vertreter des Radikalismus dieſen Leuten gegenüber auch weiter gehen als natürlich iſt. Von Seiten der adeligen Partei iſt jedoch dieſe Feindſchaft weit größer, weil Officiere und Junker gegen die geiſtigen Waffen ihnen unmöglich das Gleichgewicht halten können. Unſere Radicalen ſind daher zu gleichem feindſeligen Kampfe gezwungen, ſo gern ſie auch, dem Princip des Fortſchritts getreu, alles einer geiſtigen Emancipation näher bringen möchten. Das Militär iſt die Hauptſtütze der Rückſchrittspartei, welche hemmend auf unſere Intereſſen einwirkt und unſere Kammer oft zu ſo nutzloſem Kampfe nöthigt. Unſere militäriſchen Verhältniſſe

liegen im Argen. Die Claſſe der Militärs in Baden wird zur politiſchen Gleichgültigkeit erzogen; es wird, obwohl nur indirect, darauf hingewirkt daß der einzelne Militär deſſen geiſtige Thätigkeit ihn über den Standpunkt politiſcher Apathie erheben möchte, überall drückende Hemmniſſe findet, welche entweder ſeine Exiſtenz bedrohen oder auf ſonſtige Weiſe ſein Leben verbittern. Es gibt für ihn nur einen Weg zur Beförderung: das zu thun was man ihm vorſchreibt, d. h. ein blindes Werkzeug in der Hand Höherer zu ſein. Da aber unſer Staat ein conſtitutioneller iſt und von den Wünſchen des Volkes und ſeiner Vertreter die Geſetze abhängen, ſo muß auch jedem einzelnen Staatsdiener wie Staatsdiener vergönnt ſein eine Meinung, eine Geſinnung zu haben. Der Officier iſt Staatsdiener durch die Stände geworden, welche ihm die Abhängigkeit von der Regierung dadurch nehmen wollten und ihm mit dieſem Schritte eigentlich den Weg zu politiſcher Selbſtändigkeit bahnten. Der Officier iſt nicht mehr bloßer Fürſtendiener. Da er in gleichem Maße an den Staat, das Vaterland geketet iſt, ſo hat er auch gegen dieſes Pflichten die er durch blinden Gehorſam, gedankenloſes Verhalten nicht erfüllt. Es iſt Zeit daß der Officier auch auf die Verfaſſung beeidigt werde, und wär's auch nur daß der Dünkel achtzehn-, bis neunzehnjähriger Junker mit dem Degen aufhört, jener Dünkel, kein Urtheil nöthig zu haben, über jede Partei erhaben zu ſein! Nirgends wohl findet man den Unterſchied und die Abſonderung der Stände mehr, als hier wo das politiſche Leben am ſtärkſten entwickelt iſt und alſo die geiſtige Ueberlegenheit des Civiſtandes ein noch größerer Dorn in den Augen der Soldateska iſt.

Die Wahlen haben den 8. d. ihren Anfang genommen. Der erſte Tag bot eine entſchiedene Mehrheit auf Seiten des Conſervatismus, der zweite um ſo mehr, da der zweite Diſtrict die Caſerne umfaßte und von da aus alle Unteroffiziere welche das 25. Jahr erreicht haben, in Reihe und Glied dahingeführt wurden. Daß man ihnen vorher die Wahlzettel ordnungsmäßig auszufüllen gebot, läßt ſich leicht denken. Nicht mit Unrecht wurde daher von Seiten mehrerer Volksfreunde dieſe Wahl beanſtandet. Jedoch ſpricht ſich unſer Wahlgeſetz über die Wahlfähigkeit nicht deutlich aus und namentlich läßt ſich kein Grund finden im vorliegenden Fall das Wahlrecht zu beſtreiten. Es mußte alſo die Wahl genehmigt werden. Doch dürfen wir wohl die Hoffnung hegen daß unſere Ständekammer darauf hinwirken wird, das heilige Recht der Wahlfreiheit zu ſchützen.

Unſer Theater, von einem freiſinnigen Comité geleitet, ſollte Mannheim's Stolz und Zierde ſein. Unſere Bühne iſt dies auch nach ihren Leiſtungen, allein die Anſtalt bei deren Leitung Baſſermann Sitz und Stimme hat, unterliegt, wie Sie leicht denken können, all den Anfeindungen der höflichen oder blinden Leidenſchaft welche Adel, Militär und ſervile Beamte gegen den Liberalismus in den Harniſch bringt. Junker und Conſervative machen unſer Theater oft zum Tummelplatz wo ſie ihr Mäthchen kühlen. Eine Demonſtration ſolcher Art ſollte an einem Stücke unſeres techniſchen Directors und Oberregiſſeurs Düringer kürzlich vollzogen werden. Der Verfaſſer hatte ſeinen Namen verſchwiegen, um die gegen ihn aufgeregte Partei nicht zum Kampf zu locken. Trotzdem hatte man einige Tage vor der Aufführung des Stückes in Winkelblättern eine förmliche Aufforderung zum Scandal erlaſſen. Das Haus war geſtern voll, Deſſoir ſpielte als Gaſt ſehr brav, die Muſik zum „Araber", von Vincenz Lachner, gefiel, das Stück iſt für Bühnenpraktiſch, iſt nicht ohne Poeſie; es konnte nicht umgebracht werden, die Machination konnte nicht zum Ausbruch kommen. Es iſt aber traurig die Wirkſamkeit unſeres geſchätzten Regiſſeurs auf dieſe Weiſe gehemmt, ſeine Verdienſte ſo belohnt zu ſehen, blos weil Baſſermann und das Theatercomité zum Liberalismus gehören. — An Neuigkeiten lieferte uns die Oper ein Werk des jungen Componiſten Guſtav Schmidt: Prinz Eugen der edle Ritter. Das alte Volkslied iſt vortrefflich aufgefaßt und durchgeführt; alle Scenen der Belagerung von Belgrad werden uns lebendig dabei. — Im Schauſpiel war Hr. Pfeiffer als Uriel Acoſta ausgezeichnet.

△.

Zur Chronik der Gegenwart*).

1. Staaten und Völker.

• Die Einrichtung der italieniſchen Provinzialſtände durch die päpſtliche Regierung, deren Grundzüge man jetzt aus dem im römiſchen Diario vom 16. October (Supplement-Nummer) mitgetheilten Motu proprio vollſtändig entnehmen kann, iſt eines der merkwürdigſten Phänomene der Zeit, und überraſcht durch eine ſo beſtimmt gegliederte und umfaſſend erwogene Organiſation, daß man ſeinen Augen kaum trauen zu können glaubt. Vielfach wird man dabei an einer Vergleichung mit den preußiſchen Verfaſſungsverhältniſſen herausgefordert, mit denen die römiſche Staatsconſulta Pius des Neunten auch in der künſtlichen und mannichfach bedingten Zuſammenſetzung manche Ähnlichkeit behauptet. Doch zeigt ſich die römiſche Repräſentation in gewiſſem Betracht noch viel umfaſſender und auf einer größern Baſis angelegt als die preußiſche, da ſie nicht blos die Vermögens- und Beſitzverhältniſſe in ſich begreift, ſondern auch die wiſſenſchaftliche Intelligenz (Gelehrte von den wiſſenſchaftlichen Inſtituten erſten Ranges), die Induſtrie (Großhändler und Eigenthümer großer induſtrieller Etabliſſements) und den Advokatenſtand (von den drei Appellationshöfen) in ſich aufgenommen hat: Elemente welche in der preußiſchen Verfaſſung als durch ſich ſelbſt wählbar und repräſentationsfähig gänzlich fehlen. Auch erſcheint die Bedingung der römiſchen Verfaſſung für wählbare Eigenthümer, die ein Vermögen von wenigſtens 10,000 Scudi oder ein jährliches Einkommen von wenigſtens 1000 Scudi beſitzen ſollen, keineswegs ſo engegefaßt als der zehnjährige Grundbeſitz des preußiſchen Abgeordneten. Der römiſche Wahlmodus der ganz in den Händen des päpſtlichen Souverains und der Provinzialräthe zuſammengefaßt bleibt, bezeichnet freilich noch ſehr den beſchränkten und vorſichtigen Anfang des conſtitutionellen Lebens. Aber

*) Der Beſtimmung unſeres Blattes gemäß, das ſich eine Chronik der gebildeten Welt nennt, werden wir über die Zeitereigniſſe im öffentlichen Leben, in Literatur und Kunſt, unter obigem Titel eine Revue geben. Der Herausgeber.

Digitized by Google

das ſtaatliche Glück der modernen Völker fällt einmal nicht mit Einem Schlage vom Himmel, und was Pius IX. hier mit ebenſo ſtaatsweiſem als großſinnigem Geiſt geleiſtet, hat auf die Bewunderung aller Zeiten Anſpruch. —

• Die ſtändiſche Vertretung Preußens, von der man ſagen kann daß dieſelbe in der That zu einem deutſchen Nationalintereſſe geworden, wird durch die mächtig fortſchreitende politiſche Bildung in dieſem Staat von innen heraus und von ſelbſt einer Reform entgegengedrängt werden. Ein intereſſantes Ereigniß davon gibt das „Sendſchreiben an die Pommerſchen Landgemeinden von einem ihrer Abgeordneten", welches ſoeben in Berlin im Druck erſchienen und Hrn. Michaelis (Abgeordneten für den Ranower und Uckermünder Kreis) zum Verfaſſer hat. Dieſer ſehr conſervative Abgeordnete hatte auf dem Vereinigten Landtage durchgängig im Sinne der Regierung geſtimmt, und ſetzt jetzt ſeinen Committenten dieſe ſeine Stellung als eine principielle Nothwendigkeit auseinander, die ſo lange fortdauern müſſe als der Stand der Landgemeinden noch ſo beſchränkt und im Nachtheil gegen die andern Stände (Ritterſchaft und Städte) repräſentirt ſei. Um das Intereſſe der Landgemeinden — argumentirt dieſer Abgeordnete — gegen das Überwiegen der beiden andern Stände aufrecht zu erhalten, müſſen die bäuerlichen Vertreter ihre Aufgabe darein ſetzen: „die Regierung ſtark und ungeſchwächt zu erhalten." Er meint alſo daß bei den gegenwärtigen beſchränkten Repräſentationsverhältniſſen Preußens die Landgemeinden ſich unbedingt an die Regierung anſchließen und in jeder Weiſe mit derſelben ſtimmen müßten. Sehr beachtenswerth iſt dabei folgender Ausſpruch in der Broſchüre: „Grundbeſitz und Vermögen müſſen als Träger der Stabilität betrachtet werden und haben als ſolche den ſicherſten Anſpruch auf Repräſentation; ich glaube aber daß das große Übergewicht des Eigenthums und des Geldes, wie es bei uns in der Waage liegt, dem Intereſſe der niederen Klaſſen der Geſellſchaft nur feindlich entgegentreten kann!" — Die ganze Ausführung leidet aber doch an einem ſeltſamen Widerſpruch, denn wenn die preußiſche Regierung, nach der Anſicht des Hrn. Michaelis, die Landgemeinden dadurch conſervativ erhält und zu ihrer unbedingten Unterſtützung gewinnt, daß ſie dieſelben nach dem bisherigen beſchränkten Modus (eine Stimme, wo der Stand der Ritterſchaft ⅓ und der Stand der Städte zwei Stimmen hat) ſtändiſch repräſentiren läßt: ſo würde ſie ihreſſeits nicht klug thun, der ſonſtigen Forderung dieſes Abgeordneten nachzugeben und eine Erweiterung der Repräſentation der Landgemeinden eintreten zu laſſen. —

• Die Verwicklungen der Schweiz rücken von Tag zu Tag mehr dem entſcheidendſten und ſchickſalvollſten Zuſammentreffen entgegen. Man hört den hier entbrennenden Kampf zwiſchen den eidgenöſſiſch gebliebenen Cantonen und denen des fanatiſchen Sonderbunds häufig unter einer Kategorie, welche in der politiſchen Welt nur für eine philiſtröſe gelten kann, als einen Bruderkrieg ſchlechthin bezeichnen und bedauern. Er iſt aber mehr als dies, er iſt ein Principienkrieg, und darum von einer unabſehbaren Bedeutung und Wirkung. Er iſt ein Krieg in dem es ſich um die Grundelemente des modernen Staats- und Geſellſchaftslebens, um Freiheit und Civiliſation, um Glauben, Wiſſen, Aufklärung und Geſittung, mit einem Wort um die ewigen und unveräußerlichen Rechte eines edlen Volkes handelt. Wenn man in einem Principienkampf ſeinen Bruder ſchlägt, iſt es allerdings doppelt ſchmerzlich; aber das Princip geht über den Bruder, namentlich in dieſem Falle. Daß die lange vorbereiteten, und wie es ſcheint unvermeidlichen Kämpfe der Schweiz dieſen tieferen und unabweislichen Sinn haben, merkt man den Schweizern an, welche ſich gegenwärtig noch in Deutſchland aufhalten und aus irgend einer Veranlaſſung von ihrer Heimath entfernt ſind. Sie können dem Drang nicht widerſtehen, dorthin zu eilen um ſich perſönlich an dem Kampf zu betheiligen, deſſen allgemeine Nationalbedeutung von ihnen nicht verkannt wird. Die Zögernngen der eidgenöſſiſchen Cantone, in den Krieg zu gehen, die jeder Vermittelungsweg eingeſchlagen worden, haben etwas Ehrenwerthes, und ſind im Sinne des alten ächten Schweizerthums. Dagegen macht ſich die ſo ſtark hervortretende Kampfbegierde der Sonderbundscantone (welche die dem religiöſen Fanatismus immer eigene ſchwärmeriſche Zuverſicht verrathen) um ſo mehr bemerkenswerth, wenn man bedenkt daß dieſer Sonderbund nur den vierten Theil der ganzen Schweiz einnimmt und alſo eine ihm dreimal überlegene Macht ſich gegenüber hat. Man darf begierig ſein, welche Stellung die päpſtliche Regierung in Rom zu dieſen blutigen Verwicklungen der Schweiz zeigen wird. Es iſt von Pius IX bereits die Entfernung der Jeſuiten aus der Schweiz erwartet worden, aber die katholiſche Zeitung von Luzern erklärt es ſoeben für eine Lüge daß der päpſtliche Nuntius in der Schweiz mit einem ſolchen Auftrage verſehen ſei. Pius iſt als politiſcher Reformator zugleich ein guter Diplomat, und weiß zu wohl daß es in manchen Beziehungen beſonders darauf ankommt, mit der beſten Miene ſo lange als möglich zuzuſehen.

— Die böhmiſchen Stände verwenden mehr als eine halbe Million Gulden, um dem Kaiſer Franz auf dem neuen Quai zu Prag ein Ehrendenkmal zu errichten, und man zwingt ihnen jetzt eine Kleinigkeit von 50,000 Fl. ab, die man gerade braucht. Oder handelt es ſich um mehr als läppiſche 50,000 Fl.? Handelt es ſich um das Princip der Steuerverwilligung? Soweit unſere beſcheidene Kenntniß in böhmiſcher Geſchichte reicht, iſt aber dieſe Gerechtſame ſeit drei Jahrhunderten von allen Regenten ohne Vorbehalt beſchworen. Die gutmüthigen böhmiſchen Stände! Sie ſetzen dem Kaiſer Franz ein Denkmal, demſelben Kaiſer Franz der in Czaslau nicht eher einziehen wollte als bis man die Gebeine des großen Ziska ausgrub und entfernte. Die Todten ruhen ja in Böhmen! Laßt ſie doch ſchlafen! Gide können zu bloßen Formeln werden und die Stände in Böhmen haben längſt nur ein Scheinleben. Wird auch das ihnen genommen werden?

---

2. Geſellſchaft und Sitte.

— Ein neues Buch von Wilhelm Marr: Der Menſch und die Ehe vor dem Richterſtuhle der Sittlichkeit (Leipzig, Jurany) macht Vorſchläge durch die „freie Liebe" — die Proſtitution aufzuheben. Mann und Weib ſollen frei bleiben, die „Zwangsanſtalt" der Ehe ſoll aufhören, weder der Staat noch Kirche ſich in den freien Verein der Geſchlechter miſchen, ſämmtliche Kinder über drei bis vier Jahren öffent-

Digitized by Google

lich erzogen, das Familienleben aufgelöst werden. „Alles schon dagewesen!“ sagt Gutzkow's Ben Akiba. Neu aber im Buche ist Wilhelm Marr's Eifer gegen Karl Heinzen's Republik. (Hört!) „Was denkt Heinzen,“ ruft Marr aus, „mit seinem tollen Geschrei auszurichten? Wozu dieser verrottete Fürstenhaß? Wozu dieses Toben und Wüthen gegen Dinge welche auf ihrem Standpunkt und mit ihren Voraussetzungen behaftet, gar nicht anders sein können als wie sie sind? Anstatt das Gewitter heraufzubeschwören wie es Heinzen will, kühlt er die Atmosphäre ab. Der Ruf zur Schlacht, wenn man kein Heer hat, ist jedenfalls lächerlich.“ — Der Radicalismus „ohne Hosen“ wird also jetzt vom Radicalismus „ohne Hemde“ gestürzt? Der Knabe Marr fangt an — nicht furchterlich, aber amüsant zu werden. Er geht mit seinen Gegnern persönlich in's Gefecht. Er benutzt unter anderem die Gelegenheit Hrn. v. Görres öffentlich seinen Dank für die Kritik seines „jungen Deutschlands“ abzustatten, eine Kritik welche wie Alles was von einem Entschiedenen herrühre, ehrlich und ohne Heuchelei gemeint sei. „Sie, Herr v. Görres,“ redet Marr ihn an, „sind Einer der Wenigen meiner Feinde für welchen ich Achtung habe. Vielleicht in einer Zeit des offenen Kampfes, wenn ich die nöthige Macht dazu hätte, würde ich Sie auf die Guillotine schicken, so wie ich überzeugt bin, von Ihnen, wenn es in Ihrer Macht stünde, auf römisch-katholisch verbrannt zu werden. Das hindert aber nicht den offenen Feind zu achten. An Bekehrung dürfte bei Keinem von uns zu denken sein, allein es gewährt stets eine große Genugthuung von dem Feinde anerkannt zu werden. Nochmals meinen Dank!“ — Wilhelm Marr verdammt also Heinzen und schüttelt dem alten Görres die Hand!

3. Philosophie.

— Karl Rosenkranz hat einen fünften Theil seiner Studien (Leipzig, Brauns) gebracht. Es sind Beiträge zur Philosophie der Geschichte (Kritiken über Leo, Carové), zur Geschichte der deutschen Literatur (Kritik über Gervinus), zur Religionsphilosophie (Kritiken über Görres, Steffens), Gedächtnißreden und Einleitungen. Über seine Stellung spricht sich Rosenkranz im Vorwort aus. „Früher hatte ich,“ sagt er, „ein näheres Verhältniß zur Hegelschen Schule. Dies hat sich mit der Auflösung der Schule, mit ihrem Übergang in die Anarchie des Junghegelianismus als der nothwendigen Manifestation der Widersprüche woran sie krankte, von selbst aufgehoben. Ich bin nunmehr völlig isolirt.“ Rosenkranz hat eine Universalität des Geistes die ihn in alle Fächer des Wissens und Schaffens drängt, nicht um in ihnen zu verharren, sich zu verlieren, sondern aus all den Vereinzelungen sich systematisch abzuschließen. Es steht von ihm eine neue Systematisirung der Hegelschen Philosophie von ihrem Centrum aus zu erwarten. — Zwei Artikel seiner Studien sind ganz neu: der Aufsatz über die Mystik aus seiner Berliner Jugendzeit, und: Deutschland, Preußen und die Wissenschaft, vom Herbst 1839. Dieser Aufsatz war eine Entgegnung jenes „Würtembergers“ der in den Halle'schen Jahrbüchern als Ankläger Preußens aufgetreten war. Man hielt damals Strauß für diesen Würtemberger. Rosenkranz wollte die Schadenfreude strafen die der Artikel auftief. Arnold Ruge schickte die Entgegnung mit dem Bemerken zurück, sie laborire an einer chinesischen Weitläufigkeit, auch würde es keinen guten Takt verrathen dem „wackern Würtemberger“ dessen Wort soviel Anklang gefunden, entgegenzutreten. Dieser wackere Würtemberger war, wie er uns jetzt in seinen gesammelten Schriften erzählt hat, Ruge selbst. „Jetzt wird er mir“ sagt Rosenkranz, „hoffentlich zugestehen daß meine damalige Auffassung Preußens durch die Thatsachen der Folgezeit glücklicherweise mehr gerechtfertigt als widerlegt ist.“

4. Neue Romane.

— Theater und Concerte haben ihre Hallen von neuem eröffnet. Von der Reise, aus den Bädern, vom Lande zurückgekehrt, sammeln sich die den Sommer über Zerstreuten auch um den Herd des Hauses; der lange Winterabend fordert neue Bücher.

— Mit Heinrich Koenig's Klubisten in Mainz (Leipzig, Brockhaus) beginnen wir unsere Winterlectüre. Zwei starke Bände liegen bereits vor. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes hatten wir über das werthvolle Werk Bericht ab. Ausführliche kritische Artikel schließen wir überhaupt von unserer Revue aus, mit der wir nur bezwecken dem Leser die neuen Erscheinungen anzudeuten und vorzuführen.

— Margarethe von Valois ist die Heldin eines starken, dreibändigen Romans von der Verfasserin des interessanten „Schloß Gegyn“: Ida von Düringsfeld (Leipzig, Brockhaus). Es ist nicht die Schwester Franz des Ersten, die im Style des Boccaz ein novellistisches Heptameron schrieb; sondern die Tochter der Katharina Medici, die Gemahlin des vierten Heinrich, der seiner Gattin nicht gestattete was er sich selbst vorbehielt, Abenteuer und Liebeshändel. Ihre Hochzeit war eine Vorläuferin der Pariser Bluthochzeit. Der Herzog von Guise war der Gegenstand ihres Herzens und Heinrich verstieß sie von seinem Hof zu Navarra. Ihrer Zügellosigkeit wegen auch von Paris verwiesen, zog sie sich in die Auvergne zurück. Jugend, Geist und Schönheit waren in ihr vereinigt um dort ein Abenteurerleben zu führen. Als Heinrich den Thron von Frankreich bestieg, trennte er sich von seiner Gattin. — Bis zu diesem Punkt begleitet die Verfasserin ihr Leben. Sie nennt ihr Buch Memoirenroman; es gibt uns auch ein Bild vom Zeitalter Margarethens. Die Memoiren, die von ihrer Hand herrühren, hat bekanntlich Friedrich Schlegel übersetzt. Auch eine Sammlung von Briefen kennt man in Frankreich von Margarethen.

5. Musik.

— Mit großem Beifall ging unlängst in Dresden Ferdinand Hiller's neue Oper: Conradin (Text von Reinick) über die Bretter. Möchte sie die Runde durch Deutschland machen, nachdem seine frühere Oper: des Müllers Kind aus Dresden nicht herausgekommen.

Unser Mannheimer Correspondent meldete von Gustav Schmidt's Oper welche Prinz Eugen den edlen Ritter zum Text hat.

Rücken's Prätendent wird jetzt in Hamburg einstudirt, der Componist leitet selbst die Proben.

Mendelsohn's schwere Krankheit hat für jetzt die Aufführung seiner Elias in Leipzig unmöglich gemacht.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 13. Novbr.

Inhalt: Erlebtes. Von E. K. — Von der Reise! Eindrücke und Ansichten, von Eduard Pelz (Treumund Welp). — Felix Mendelssohn-Bartholdy. — Aus München (zwei Berichte), Berlin und Leipzig. — Zur Chronik der Gegenwart: Ständewesen in Oestreich, Mängel über die Schweiz, ein Reisender über Italien, die märkische Bauernbarbarei, Taschenbücher für 1848.

№ 46.

Erlebtes. Von E. K.*)

4. Erinnerungen an Ferrara.

Damals als ich in Ferrara weilte — freilich war's nur eine kurze Nacht und ein schöner langer Tag — gab es kein Freiheitsgeschrei an beiden Ufern des Po, keine Volkstumulte, keine Civica, kein lautes Abbasso i Tedeschi! Wer hätte sich vollends einen Pio Nono träumen lassen! Laut- und regungslos war die politische Stimmung, erdrückt und niedergehalten von Furcht vor Bayonetten, Polizei und Spionen. In der Volksmasse gab es überhaupt keine politische Stimmung, denn Fremdenhaß kann noch nicht dafür gelten. An die 60,000 kaiserliche Säbel und Bayonette funkelten damals in der Sonne Neapels und Siciliens, die Carbonari lagen in Kerkern und Banden, Federigo Gonfalonieri und Silvio Pellico auf dem fernen Spielberg. Blieben wir auf den Straßen von Bologna in der unschuldigen Lust des Betrachtens eine kleine Weile stehen, so liefen wir Gefahr von den vor den Gefängnissen auf- und abwandelnden Schildwachen fortgewiesen zu werden, und wurden es wirklich mehr als einmal. Der Name Carbonaro war verfehmt durch ganz Italien; auf dem Marinebureau in Nizza hatte man mich lächelnd gewarnt, meinen Namen (Köhler) zu italienisiren. Am wenigsten war Aussicht damals daß je der weltliche und der geistliche Schirmvogt conservativer Politik in feindliche Spannung gerathen oder, wenn ja von Beiden Einer den Zeitideen Zugeständnisse machte, es just derjenige sein würde der sich bis dahin von Himmelswegen zum Horte des Bestehenden berufen glaubte. Die Ferraresen zumal standen damals in friedlichstem Verkehre mit der östreichischen Besatzung in der Citadelle. Die Officiere dieser kamen ohne Scheu bei Tag und Abends in die Stadt und fanden höfliche und gastfreundliche Aufnahme in den Familien. Die Ferraresen rechnen sich zu den höflichsten Leuten Italiens und vergessen nicht den Fremden zu bemerken daß sie dafür gelten wollen. „E pulito questo Signore. Si, si, è pulitissimo!" ist demnach im Munde eines Ferraresen ein Lobspruch, der schneller als eine Empfehlungskarte einführt und populär macht. Ich habe dies ihr Selbstlob durchweg bestätigt gefunden und muß die Ferraresen aus eigner Erfahrung rühmen.

Den Leser bitte ich mir in eine der Hauptstraßen Bologna's zu folgen, wo ich eines Vormittags in die enge Vettura stieg, die außer mir eine ältliche Dame und einen Herrn mit seinem kleinen Sohne nach Ferrara bringen sollte. Ich war in trüber Stimmung. Vor einer Stunde hatte ich einem werthen Freunde*) Valet gesagt, der über Modena, Mantua, Verona nach München ging, während meine Reisewünsche mich zuvörderst nach der Lagunenstadt führten. Um mich sah ich nichts als die verschmitzten Schelmengesichter der Bolognesen: ein Anblick so unheimlich und widerlich, wie ich ihn seit Bekanntschaft mit der cattiva gente, wie man die Seeuferbevölkerung (riverasca) zwischen Nizza und Genua schlechthin zu benennen pflegt, nicht

*) Wir brachten von diesen Mittheilungen bereits Erinnerungen an Bonstetten, an die Familie Boissier und Madame Ghiandi. D. Herausg.

*) Dem zugleich mit diesen Zeilen nach so langen Jahren herzlich von mir gegrüßten Oberdaurath Hübsch in Karlsruhe.

Digitized by Google

wieder gebabt hatte. Kurz, nachdem ich einige Stunden lang die Gallerie mit ihren Francesco Francia, Innocenzo da Imola, Domenichino, Carracci und ihrer edelſten Perle, Rafael's Cäcilia, geſehen hatte, wollte mir's nicht länger in Bologna gefallen, und an den ſchiefen Thurm Aſinelli knüpfte ſich nur die Erinnerung an die vollen Lagen, womit uns auf ſeiner Höhe die Tramontane bewillkommt und um das gemächliche Überſchauen des weiten Stadtreviers gebracht hatte. Wohler wurde mir erſt in der engen Behauſung der Vettura. Die Signora hatte ihren ältern Sohn beſucht, der in Bologna ſtudirte: eine Frau von fein wohlwollendem Ausdruck der Züge und von großer Lebhaftigkeit, der es bald gelang mir allen Trübſinn von der Stirn und aus dem Herzen zu ſcheuchen. Um mit Italienern aller Stände bequemlich zu leben iſt ein offenes, natürliches und lebensfrohes Anſchließen erforderlich, eine warme Empfänglichkeit, wie dieſes Naturvolk ſie beſitzt, für die Eindrücke der Natur und Kunſt. Wer mit einem britiſchen Nil admirari von einer Grenze Italiens zur andern zu kommen vermeint, iſt ſicher kein Weiſer, und um den reizendſten Theil des Genuſſes bringt ſich, wer vor ſauerköpfiſchem Weſen, Pedanterie oder Banditenfurcht nichts mit dem Volke zu ſchaffen haben will. — Heut indeß war es die Natur am wenigſten welche mich und meine Reiſegefährten in ſo heitere Stimmung verſetzte. Die Ebene bis zu Ferrara's Thoren entbehrt alles Reizes und unterſcheidet ſich ſehr zu ihrem Nachtheil von dem linken Ufer des Po und noch mehr der Etſch, wo auf der Straße nach dem anmuthigen Monſelice die ſchönen Euganeen in den Geſichtskreis treten. So unmittelbar aus der friſchen Bergluft des Apennin herabgeſtiegen, der hinter Bologna wie ein Gürtel die Gefilde von Toscana umſäumt, athmet man ſchon jetzt mit Mißbehagen die ſchwere Luft der Niederungen des Po. Jenſeit der Pontinen dehnt ſich die Bruſt, und wer bis dahin ſchweigend ſeine Lieder darin verwahrt hielt, der thut alsbald ſeinen Mund zum Geſang auf, wenn im Einathmen der Seeluft von Mola di Gaeta die ſchlummernden Bruſttöne mächtig in ihm werden. So nicht in der Stickluft von Ferrara, wo ſich uns die Bruſt beklommen zuſammenzieht, wenigſtens den Fremdlingen aus Norden.

Da ich für Ferrara keine Adreſſe beſaß, fragte ich unſern Begleiter nach einem bequemen Abſteigequartier. Dafür ſei geſorgt, fiel die Signora ein. Es war am ſpäten Nachmittage als wir anlangten. Der Herr Stieg am Thore aus, wir übrigen fuhren durch eine Reihe Straßen, ich geſpannt auf die Entwickelung. Es ward in einem geräumigen Hof gehalten, mehrere Diener eilten zur Empfangnahme des Gepäcks herbei, ich half der Signora aus dem Wagen und geleitete ſie die Stiegen eines »Palaſtes« hinauf. Man weiß daß in Italien jedes größere Haus palazzo heißt. Während wir ſtiegen, eröffnete ſie mir daß ich während meines Hierſeins ihr Gaſt ſei. Mit herzlichem Gruße kam uns der jüngere Sohn Ludovico entgegen; er wurde mir als Wegweiſer durch Ferrara's Sehenswürdigkeiten für nächſten Morgen vorgeſtellt, und hatte mir einſtweilen mein Zimmer anzuweiſen. Als ich mit der Toilette zu Stande war, kam die Einladung bei der Signora einige Erfriſchungen einzunehmen. Der Hausherr war noch immer abweſend. Die Dame ließ einige bedeutſame Winke fallen, wie ich auf ſeine Fragen Rede zu ſtehen hätte. Dann entließ ſie mich auf's holdſeligſte, denn ſie ſah mein Verlangen den Reſt des Tags zu nutzen und dieſes Ferrara zu durchwandern, das ich mit ſo heißem Kopf und Herzen betreten hatte.

Wie ausgeſtorben waren die Straßen der weiten Stadt trotz ihrer 24,000 Seelen Bevölkerung ſtatt der 80,000 die ſie unter den Eſte's zählte. Der Weg führte zur ſchönen, geräumigen piazza Ariostea. Auf ihr ſetzte ich irrthümlich des Dichters Haus voraus. Lange Zeit kein menſchliches Weſen das ich hätte befragen können. Endlich ſah ich drei Herren daher wandeln, die mich belehrten und ſich zugleich auf's artigſte erboten mich dahin zu geleiten. Dies kam mir ſehr erwünſcht. Sie verfehlten nicht im Gehen mich von architektoniſchen Merkwürdigkeiten auf das demantne Haus, wie der Palaſt Ercole-Villa heißt, und den Garten Bevilacqua aufmerkſam zu machen, Dinge die ich freilich anderwärts viel ſchöner geſehen hatte, und hießen mich plötzlich ſtillſtehen, um mich durch eine Ausſicht nach Thoren und Schloß zugleich zu überraſchen. Ferrara nämlich iſt ſehr regelmäßig gebaut. So gelangten wir plaudernd nach Arioſt's Wohnung. Das Äußere iſt unſcheinbar geblieben, wie eine Antiquität es ſoll, hier aber wie im Innern die Wände bergeſtalt mit Namen und Inſchriften bedeckt, daß für mich keine Linie übrig blieb. Man führte mich in des Dichters Sterbegemach. Hier ſteht ſeine mit Lorbeeren bekränzte Büſte. Ich beugte mich in ſchweigender Betrachtung vor Meiſter Ludwig's hoher Stirn. Die Thür des Zimmers war von britiſcher Reliquienwuth heillos zugerichtet. Gewiß nicht ohne baare Entſchädigung hatte man all die Spähne die des Meſſers Schärfe daraus geſchnitten, hingegeben. Einer dieſer Fremdlinge, wurde mir lachend erzählt, hatte ſich erboten das Thürſchloß,

Digitized by Google

wenn man's ihm überließe, mit Gold aufzuwägen. Angeſehen deſſen Dicke und Schwere, meinte ich, hätte man das Anerbieten nicht von der Hand weiſen ſollen. Im Gärtchen hinter dem Hauſe pflegte Arioſt zu arbeiten. Wer möchte jetzt hier ſinnen und dichten, in dieſer ſchwülen Atmoſphäre? — Schon dunkelte es, als ich mich dankend von meinen Gefährten verabſchiedete und nun allein dem Schloß zueilte, das ſo ziemlich inmitten der Stadt gelegen, von Thürmen an den Ecken und einem tiefen, breiten Graben umgeben iſt. Hier alſo hatten Alfonſo und Ippolito, hier die beiden Leonoren gewohnt! Wozu die Reſte entſchwundener Herrlichkeit in dieſen weiten Räumen aufzählen, da diejenigen die ſie einſt belebten, ſchwerlich noch als bedeutungsvolle Schatten darin wohnen, nachdem ſie aus der Lethe der Zeit Vergeſſenheit und Verſöhnung getrunken haben! Zu dergleichen Verſenkungen der Phantaſie in's Reich der Vergangenheit eignet ſich überhaupt der Boden Italiens vortrefflich: es iſt eine Vergangenheit die bei allem poetiſchen Helldunkel ſich nicht in's Mythiſche verläuft, ſich mehr wie jede andere, wenn wir von der Pflanzkätte des Chriſtenthums abſehen, an Thatſachen unſerer eigenen Geſchichte knüpft. Goethe ſagt in Winkelmann und ſeinem Jahrhundert: »Wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halb verſunkene Ruine ausgräbt; es kann höchſtens ein Gewinn für die Gelehrſamkeit auf Koſten der Phantaſie ſein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch mehr Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt als dieſes ganze Geſchlecht.« Man braucht dieſes muthwillige Paradoron nicht zu unterſchreiben, um mit Wolluſt auf den Trümmern von Pompeji zu träumen, das Geſicht zurückgewandt wie Scipio's Antlitz vorwärts auf Karthago's Schutthaufen, oder träumeriſch durch die Campagna zu wandeln, dieſe weite Katakombe der Jahrhunderte. Ich kannte dieſen Genuß aus eigener Erfahrung und gedachte ihn in Belriguardo zu erneuen. Dieſes aber widerriethen Abends meine Wirthe mit aller Macht. Es ſei zu entlegen für einen Vorrang und nichts da zu ſehen; ich ſolle, ſetzte die ſchlaue Signora hinzu, meine ſüßen Träume nicht einer bittern Enttäuſchung ausſetzen. So unterblieb der Abſtecher nach Belriguardo. In den Gemächern des Schloſſes das ich zu beſuchen kam, war vollends keine Zeit zu müßigem Phantaſieſpiel, wenn es auch die Reſſeligkeit der Ciceroni verſtattet hätte. Das Schloß war gegenwärtig der Sitz des Polizeibureau, dem ich nothwendigſt einen Beſuch zu machen hatte. Man war auch hier artig und human.

Als ich in abendlicher Dunkelheit, doch ohne Mühe heimkam, denn man verirrt ſich nicht leicht in Ferrara, war mittlerweile die Signora ausgegangen. Statt ihrer empfing mich, auf meine Ankunft vorbereitet, der padrone di casa und hieß mich beſtens willkommen. Ich mußte von Rom, der heiligen Woche, den Oſterfeierlichkeiten erzählen. Andächtig lauſchte er meinen Berichten; jede ſeiner Fragen verrieth eine ſtarke Doſis von dem, was man gemeinhin Bigotterie nennt. Nach den Andeutungen ſeiner Frau mußte ich darauf gefaßt, alſo behutſam ſein. Offenbar war ihr Urtheil über religiöſe Dinge weit unbefangener. Als ich weiter erzählte, wie Leo XII. am Oſtertage vom Quirinaliſchen Palaſt Indulgenzen unter das Volk ausgeworfen und wie ich dies mit eignen Augen geſehen, rief er mit devoteſter Miene: »Ah, Signor, ein Beutelchen voll ſolcher Indulgenzen iſt mehr werth als ein Sack voll Goldes!« Ich widerſprach natürlich nicht, verzog auch keine Miene. Demungeachtet zitterte ich vor dem Augenblicke, wo der gute Herr in mir den Ketzer wittern und ſich bekreuzen würde. Denn er bedrängte mich jetzt mehr und mehr mit Fragen nach meinem Heimathlande, und von dieſem zu dem Erzketzer Luther war nur ein Schritt. Da erlöſte mich von dem unbequemen Zwiegeſpräch die Dazwiſchenkunft der Signora, in Begleitung eines öſtreichiſchen Officiers von deutſcher Zunge mit ſeiner Verlobten. Auch als der Beſuch fort war, ließ Jene taktvoll die Unterhaltung nicht wieder auf's religiöſe Gebiet kommen. Nichts ahnend von der Prüfung die mir für den nächſten Tag bevorſtand, erholte ich mich über'm Eſſen, das ſich in heiterem und ungezwungenem Plaudern bis in die ſpäte Nacht verzog, völlig von meiner argwöhniſchen Bangigkeit und ließ mir den goldgelben Wein von Bologna und die Erdbeeren die ich nirgends in gleicher Fülle geſehen hatte, trefflich munden.

Mein erſter Gang am nächſten, ungeduldig erwarteten Morgen war der nach dem Annenſpitale. Ludovico begriff den Ungeſtüm nicht, womit ich ihn dahin fortzog. Zu San Onufrio in Rom hatte ich vor Taſſo's Bild und Grabſtein geweilt; hier ſtand ich vor dem Kerker der ihn ſieben lange ſchöne Jahre umſchloß. Weſſen aber war die Hand, die aus A. de Lamartine's

Digitized by Google

Gedicht „la gloire“ die ſchöne Strophe hieher über die Kerkerthüre ſchrieb:

Là, le Tasse, brûlé d'une flamme fatale,
Expiant dans les fers sa gloire et son amour
Quand il va recueillir la palme triomphale,
Descend au noir séjour.

War es der franzöſiſche Dichter ſelbſt? Ich will es nur geſtehen daß wer immer die Worte ſchrieb, mir damit zuvorgekommen war. Gewiß ein ſchöneres Erinnerungsmal als die prunkende Inſchrift im Innern, die der Herzog zu Beſchönigung ſeiner Härte hat in Marmor ätzen laſſen. So ſollen in der Meinung der Gewaltigen Monumente, Inſchriften, Standeserhöhungen und Ordensbänder für die Nachkommen, Jahrgehalte für die Hinterbliebenen geſchehenes Unrecht vergeſſen machen, gelten aber vor der Nachwelt nur als Eingeſtändniß der Schuld. — Wir gingen weiter zum Univerſitätsgebäude. In einen ſeiner Säle war, als die Franzoſen 1801 die Kirche St. Benedetto in ein Kriegsmagazin verwandelten, Arioſto's hier von einem ſeiner Nachkommen (im J. 1612) errichtetes Denkmal nebſt ſeinen Gebeinen verſetzt worden. Außer dieſem Saale iſt die Bibliothek das einzig Sehenswerthe und wichtiger als meines Wiſſens je die Univerſität geworden iſt. Zuerſt wieder Reliquien aus Arioſt's Verlaſſenſchaft, die in einem eignen Schrein aufbewahrt werden: ſein Dintenfaß in Bronze und hölzerner Stuhl, ein Manuſcript ſeines Orlando und ein Foliant Briefe. Auf den Stuhl hat der Abbate Girolamo Baruffaldi (wohl derſelbe, von dem die Biographieen der vornehmſten Ferrareſer Maler und Bildhauer herrühren, oder wegen des beigefügten „Giuniore“ ein gleichnamiger ſpäterer) ein Sonett gedichtet, das ich an Ort und Stelle aufzeichnete und in der pathetiſchen Schlußſtrophe mittheile:

Nè il di forse è lontano, in cui rimossa
La cattedra dai legni in Ciel stellati
Sedia d'Arioſto nominar si possa.

Sodann ein eigenhändig geſchriebenes Cremplar des Paſtor Fido. Guarini, Bojardo und Arioſt, ſämmtlich Ferrareſen von Geburt, ſind ein artiges Kleeblatt im Dichtergarten dieſer Stadt. Von Taſſo ein Heft ſeiner im Gefängniß geſchriebenen Rime nebſt Zueignung an Leonoren, ein Manuſcript des befreiten Jeruſalem von fremder Hand (wie ich nicht anders weiß), worin er jedoch Stellen am Rande verbeſſert hatte, eine Anzahl Briefe u. a. Zu den vornehmſten Schätzen der Bibliothek gehören, außer dem Obigen, 18 Foliobände Chorbücher in Pergament, mit größter Genauigkeit geſchrieben und die einzelnen Blätter von Coſimo Tura, einem Ferrareſiſchen Maler des 15. Jahrhunderts, mit ſehr zart ausgeführter Minaturmalerei verziert. So weit die Bibliothek. Beſichtigt wurden alsdann nach flüchtiger Wanderung durch die Citadelle, deren Außenwerke bis an den nahen Po reichen, mehrere Kirchen, der Dom von alterthümlicher Conſtruction und moderniſirtem Innern, San Benedetto, Franceſco, Nicola und Santa Maria del Vado. In allen begegnet man Bildern des trefflichen Garofalo, eines der vorzüglichſten Schüler Rafael's. In ſeiner Glorie lernt man ihn jedoch in Rom kennen, ohne daß hier ſein künſtleriſches Verdienſt durch daſjenige der größten Meiſter neben ihm verdunkelt wird. Wie Benvenuto da Garofalo, war auch Doſſo Doſſi ein Ferrareſe, ſie beide die glänzendſten Sterne dieſer Schule. Ihr Todesjahr iſt vielleicht daſſelbe, 1559. Doch von Letzterem beſitzt Ferrara nichts mehr, was ſich dem in Dresden Befindlichen vergleichen ließe, und auch Rom hat in den Gallerien Doria und Borgheſe wenig von ihm aufzuweiſen. Im Ganzen ſchied ich unbefriedigt von Ferrara's Tempeln, verwöhnt durch das in Rom, Florenz und neuerdings in Bologna Geſehene.

Ludovico war ſchon vor mir nach Hauſe. Roſa, die alte Schaffnerin des Hauſes, empfing mich an der Treppe. Ich ſagte ihr daß ich noch heut gegen Abend über den Po ſetzen wolle, doch ohne Angabe des Grundes, der beengenden Luft, worin ich mich je länger je unbehaglicher fühlte. Sie konnte nicht begreifen daß ich zu Fuß abziehen wolle, und rief mir ein „poverello!“ über's andere nach. Ein fernerer Grund zu meinem Entſchluſſe war daß ich mich frühzeitig gewöhnt hatte mitten im Genuſſe (in der ἀκμή, wie die Griechen ſagten) den Stab zu ergreifen, nie den Becher der Luſt bis zur Neige zu leeren, um die Erinnerung daran friſch und ungetrübt durch »neidiſche Götter« zu bewahren. Als ich in den Saal trat, ſchickte ſich der Hausherr eben an zur Meſſe zu gehen und lud mich zur Begleitung ein. Er hielt mich alſo doch für rechtgläubig, ſchien es und ſchien es auch nicht: denn er ſetzte ſogleich hinzu: »Sie können ja während der Ceremonie die Gemälde betrachten.« Ich folgte alſo ohne Gegenrede und Verlegenheit. Als wir nun aber in die Kirche eintraten und er mir das Weihwaſſer bot und ich es von mir wies, zuckte mir's in allen Gliedern. Der Ketzer war entlarvt; arglos hatte ihn die Gaſtfreundſchaft in ihr Haus aufgenommen und mit Wohlthun überhäuft; wie mußte ſie das jetzt bereuen, wie mit dem Nimbus der Rechtgläubigkeit alles Intereſſe an meiner Perſon ſchwinden! So grübelnd und nichts ſehend ſtand ich an einen Pfeiler gelehnt, während

Digitized by Google

unſern von mir mein frommer Wirth andächtig kniete und die Meſſe ihren Fortgang nahm. Ich warf mir vor daß ich bis zum letzten Augenblicke mit meinem Lutherthum hinter'm Hauſe gehalten, nicht vor dem Eintritt unter das wirkliche Dach derzhaft gefragt hatte: »Auch einen Ketzer?« War dieſe Heimlichkeit ein Vergehen, ſo wurde ſie jetzt ſattſam durch das ſchmerzliche Gefühl beſtraft daß ich durch ſie wehe gethan und allzu rückſichtsloſen Gebrauch von den Erweiſungen der Hoſpitalität gemacht hatte. In dieſer Spannung blieb mir indeß noch das Vertrauen zur Signora und die Hoffnung daß mein Argwohn ungerecht ſein könnte. Als die Meſſe zu Ende war, trat der alte Herr zu mir, ſchweigend und inſichgekehrt. Schweigend verließen wir die Kirche und wandelten eine Weile durch die Gaſſe; ich mochte um keinen Preis den Anfang mit Sprechen machen. Da plötzlich ſchlang er ſeinen Arm in den meinen, ſah mir ſo hell und freundlich in's Geſicht, daß aller Verdacht aus meiner Seele ſchwand, und fragte in theilnehmendſter Weiſe nach meinen Gängen und Beobachtungen vom heutigen Vormittage. Das war ein Thema, wo nichts meine Zunge band und meine Bruſt zuſammenſchnürte. Ich erzählte ſo beredt ich immer konnte und war des Lobes von Ferrara voll. Das Lob ſeiner Vaterſtadt hört Jeder mit Vergnügen. Auch er ſchien über das meinige erfreut. »Aber haben Sie auch unſere ſchönſte Treppe geſehen?« fragte er weiter. »Die müſſen Sie ſehen!« — als ich verneinte. Alſo wanderten wir ſelbander, ſoweit ich mich entſinne, in den Hofraum eines der Paläſte. Von der ſchönſten Treppe aber in Ferrara iſt mir nicht das Mindeſte in der Erinnerung geblieben. Ich ſah ſie nur halb oder nicht. So ſehr wiegte ſich mein Gemüth in Freude über die Verſöhnungsſcene, wie mir die Zuthulichkeit des alten Mannes erſchien. Der ſchönen Treppen hatte ich auch genug geſehen, im Vatican und im Palaſte Braſchi.

Man erwartete uns daheim zur Tafel. Es war ein Gaſt eingetroffen, ein junger Ferrareſiſcher Galantuomo, deſſen herzgewinnende Manieren mich ihm ſchnell befreundeten. Das Geſpräch fiel auf die deutſchen Touriſten, die vor mir die Straße nach und durch Italien gezogen waren. Ich erzählte aus Seume's Spaziergang und kam ſo auch auf die Leipziger Stiefeln, worin er bis Syrakus und zurück ſpaziert war. Ähnliches galt ja auch von meinen gleichfalls Leipziger Schuhen, die nun ſtark in's ſiebente Jahr gingen und nach ſo mancher Wanderung auf Jura und Alpen erſt kürzlich in der heißen Aſche des Veſuvs ſchier verkohlt waren, die ich aber dennoch als Reliquie heimzubringen hoffte. Man war begierig dieſes Meiſterſtück einer ſächſiſchen Schuſterwerkſtatt zu ſehen, und ich mußte mich zuletzt entſchließen meine Reliquie als ein Memento meiner im Hauſe meiner Wirthe zu laſſen. Seume's Schuſter hieß Heerdegen, der meinige Schröder. Über Tiſche kam noch anderer Beſuch, der unſere Bewirther zum Aufſtehen nöthigte und ihre Aufmerkſamkeit von uns abzog. Auch wir, der Ferrareſe und ich, erhoben uns und traten an's Fenſter. Noch kannte ich nicht den Namen des Hauſes, wo ich ſo gaſtfrei aufgenommen war. Danach zu fragen hatte mir bisher unnöthig geſchienen, da unſer Geſpräch ſich ja mit Signor und Signora durchführen ließ. Jetzt endlich faßte ich mir ein Herz und fragte vertraulich meinen Mitgaſt. Ich ſei, hieß es, beim Marcheſe Borſari, im Schooße der reichſten, rechtſchaffenſten und liberalſten Familie von Ferrara. Nun, war die Familie Borſari der reichſten eine, ſo war ſie nicht weniger ſchlicht und einfach. Nirgends Prunk in Mobilien und Geräth, in Kleidern, Küche und Dienerſchaft, noch eine Spur jener leidigen Grandezza, welche je nach der Perſon die Saiten ihres Benehmens hoch oder niedrig ſtimmt. So war die Aufnahme eines völlig Unbekannten, der keines der Präſtigien der Vornehmheit mit ſich brachte und dennoch die zuvorkommenſte Behandlung erfuhr, nur die Beglaubigung des allgemeinen Rufes, worin die Wohlthätigkeit, Humanität und Frömmigkeit der Bewohner dieſes Hauſes ſtand. Ich hatte Gelegenheit mich bei ferneren Erkundigungen von dieſem Rufe zu überzeugen. Das Bisherige ſollte mir das Bild eines italieniſchen Familienkreiſes zeichnen helfen und zum Erinnerungsblatt an italieniſche Gaſtfreundſchaft werden. Wie parador es immer klingen, auch am wenigſten von den untern Claſſen gelten mag, ich habe dort und in der Folge oft erfahren daß zwiſchen Deutſchen und Italienern weit mehr Sympathie herrſcht und möglich iſt, als zwiſchen Franzoſen und uns. Kommt es vielleicht daher daß wir und ſie muſikaliſche Völker ſind?

Unter Segenswünſchen und unter Roſa's ſich wiederholendem il poveretto! ſchied ich in den ſpätern Nachmittagsſtunden aus dem Hauſe Borſari und von Ferrara. Verſprochener Maßen ſchrieb ich ſpäter an die Signora und Ludovico; von ihnen iſt mir niemals eine Kunde geworden.

Digitized by Google

Von der Reiſe!

Eindrücke und Anſichten von **Eduard Pelz** (Treumund Welp).

Wie ſich doch die Anſichten der Menſchen ändern! Als ich vor acht Jahren aus Rußland kam, drängte es mich unwiderſtehlich zu einem kleinen Landbeſitz. Glücklich ſind die Beſitzenden! geſtand ich mir noch nach faſt zweijähriger Bewirthſchaftung eines Freigutes, das in der ſchönſten Gegend der herrlichen Sudeten gelegen, in der That alle meine Anſprüche an ein ſolches Beſitzthum befriedigte, und ſchon nach Verlauf von abermals drei Jahren rief ich in einer üblen, fenſterverſchlagenen, einſamen Zelle des Breslauer Inquiſitoriats mit vollſter Inbrunſt aus: Glücklich ſind die Proletarier in Preußen! Sie haben keine Verpflichtung auf dem Lande ſich in Dinge des Gemeindeweſens zu miſchen; ja es ſteht ihnen ſogar dafür kein Recht zu, indem ſie von aller Theilnahme ausgeſchloſſen ſind und nur die auferlegten Abgaben zu entrichten haben; ſie brauchen keinem Beamten mißliebig zu werden, verfallen demzufolge keiner Maßregelung, ſchon weil keine liegenden Beſitzthümer als objecta executionis locken. Drei volle Jahre hatte ich zu ſtreben gehabt mein ſchönes Beſitzthum leidlich an den Mann zu bringen. Endlich war ich wieder glücklicher Proletarier; konnte — entfeſſelt vom Beſitz — einen freien Flug in die Welt hinein thun und nahm zuletzt noch im alten Breslau Abſchied von den wenigen Perſonen die mir trotz alledem und alledem eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatten. Einer davon führte mich in die Geſellſchaft der nichtariſtokratiſchen Chriſtkatholiken-Partei, von welcher eben das Erinnerungsfeſt des Erlaſſes jenes Briefes aus Laurahütte an den Biſchof Arnoldi in Trier gefeiert werden ſollte, der ſo große geiſtige Aufregung in Deutſchland herbeigeführt. Mein Platz war in der Nähe des berühmten Präſidenten Rees von Eſenbeck, der gewiſſermaßen als Vater einer Verſammlung von fünf bis ſechshundert Perſonen, die größtentheils nicht den höhern Ständen angehörten, betrachtet werden konnte. Ich mußte mir geſtehen: das iſt einer von den wenigen Geiſtes-Ariſtokraten, die auf praktiſchem Wege beſtrebt ſind, die Zeichen von dem Bildungscapital, das ſie der Geſellſchaft ſchulden, gebührend abzutragen. Im Prediger Hofrichter, der unweit von mir ſaß, erkannte ich leicht einen jener helleren Männer unter uns, die wirklich wiſſen, was ſie wollen und auch beſtrebt ſind, ihre erlangte Erkenntniß praktiſch in richtiger Weiſe durchzuführen. Kurz es ſchien mir, als werde in dieſer Geſellſchaft wenigſtens der ernſte Verſuch gemacht: etwas Beſſeres aufzubauen und an die Stelle unſerer im Zerfallen begriffenen ſocialen Zuſtände zu ſetzen, während ſich auch an dieſem Abende einige fremd hergugetretene Elemente jenes, leider mehr und mehr um ſich greifenden, mephiſtophelichen Geiſtes bemerkbar machten, der immer nur verneint und dabei ausruft: nur das Alte erſt zuſammengeſtürzt, das Neue wird ſich ſchon finden! Das iſt aber kein kluger und wohldenkender Hausvater, der ein altes Gebäude, dem immerhin einige wohnliche Stellen nicht abzuſprechen ſind, einzureißen beſtrebt iſt, ohne für tüchtiges Baumaterial und gute Arbeiter zum Neubau zu ſorgen, oder geſorgt zu haben. Auch ich bin Radicaler unter der letzt angedeuteten Vorausſetzung, ſonſt aber halte ich's mit denen die ſich beſcheiden der Palliative bedienen.

Der Himmel vergoß unaufhörlich Thränen, ſo lange ich noch in Schleſien und Preußen war; es ſchien als ob in dieſem Jahre keine Winterſaat beſtellt werden ſollte, keine Grummet- und Kartoffelernte gemacht werden könnte. Traurige Ausſichten, namentlich für die Armuth! Mein unglückliches Gebirgsvolk, das ſchon der vorige Winter zu Gerippen ausgehungert!

Erſt als die Eiſenbahn Nachmittags in Görlitz, folglich in »Mußpreußen«, ankam, klärte ſich das Wetter einigermaßen auf und die ſächſiſche Urbanität, welche ſich im Benehmen des Eiſenbahnperſonals deutlich ſchon kund gab, machte einen um ſo erfreulichern Eindruck auf mich. Welch ein gewaltiger Unterſchied gegen die preußiſchen Bahnbeamten, deren officiös patzige Weiſe überall zu ſagen ſcheint: »Volk, du biſt unſertwegen da!« Ich kam z. B. vor nicht gar langer Zeit aus Oberſchleſien und fuhr mit der Eiſenbahn nach Breslau. In Ohlau verlangte ein Conducteur uns Paſſagieren die Billets ab, was auf den meiſten Bahnſtraßen in Sachſen nicht geſchieht, vermuthlich weil man ſich da auf den geübten Blick der Conducteurs verläßt und lieber ſchlimmſten Falls einen Defraudanten oder blinden Paſſagier durchſchlüpfen läßt, als alle Reiſenden gewiſſermaßen durch die Zumuthung zu beleidigen: ihre Ehrlichkeit vermittelſt Abgabe der bezahlten Billets zu documentiren. Ich gab jenem Conducteur in Ohlau mein Billet aus Gleiwitz zuſammengebrochen, wie ich's in der Taſche bis dahin transportirt.

Digitized by Google

Der Mann aber fuhr mich barſch mit den Worten an: »ich müſſe ihm das Billet auseinandergelegt übergeben!« Als ich dies zu thun verweigerte, rief er den Zugführer herbei, der mir denſelben Befehl noch barſcher mit dem Zuſatze ertheilte: »ich müſſe ihm in allen ſeinen Anordnungen Folge leiſten! Der Conducteur ſei vollkommen in ſeinem Rechte, denn ich könnte demſelben ja ein falſches Billet geben wollen!« Natürlich wandte ich ein daß der Herr Zugführer mir auf dieſe Weiſe ja verordnen könnte ihm die Stiefeln zu putzen, und wegen der Zumuthung einer Fälſchung kündigte ich mit Nennung meines Namens die Beſchwerde in Breslau an. Dort beklagte ich mich auch wirklich bei dem mir perſönlich ſehr wohl bekannten Oberingenieur Roſenbaum, allein ohne gewünſchten Erfolg, denn dieſer hielt die Beamtenautorität nach Landesgebrauch aufrecht, indem er ſeinen Bahnbeamten Recht gab. Unſer Wagen war ſtark beſetzt, aber keiner der Mitreiſenden machte meine Sache des Princips wegen zur ſeinigen; im Gegentheil rieth man mir ganz gemüthlich, künftig zweiter oder erſter Claſſe zu fahren, denn es ſei gewöhnlich daß die Paſſagiere dritter Claſſer en bagatelle behandelt würden. Aber eben daß man ſolche Behandlung allgemein ſo gemüthlich hinnimmt, trägt viel zur Beamtenſüffiſance bei. Wie höchſt artig wird man doch dagegen in Sachſen für ſein Geld behandelt! — Die ſächſiſche Urbanität zeigte ſich mir noch in anderer Weiſe recht in's Auge ſpringend, ſobald wir die Grenze wirklich paſſirt hatten. Während man auf den mir bekannt gewordenen Bahnlinien in Preußen ſo recht pà russki brutal den armen Bahnwärtern ſelbſt auf den triſteſten Strecken, wie etwa in den Sand- und Kiefernwüſten der Lauſitz, zumuthet, in hölzernen Baracken, nicht viel größer als Schilderhäuschen, zu wohnen und zu exiſtiren, erblickte ich überall in Sachſen nahe bei den Wachthäuschen hübſche kleine Wohngebäude, in denen der Bahnwärter auch allenfalls mit einer Familie freundliches Unterkommen findet. Dem Menſchen wird da eine Heimath gegönnt; man behandelt ihn menſchlich und er wird oder kann ſeinen viele Aufmerkſamkeit erfordernden Dienſt mit mehr Luſt und Liebe vollziehen!

Selbſt in dem viel verſchrieenen ſingenden Dialect der Sachſen gibt ſich eine höhere Civiliſation kund. Jeder ſucht durch hervorhebende Betonung der Worte den Sinn ſeiner Rede verſtändlicher zu machen; es iſt nicht mehr jene monoton fortgurgelnde und ſchnarrende Weiſe, die egoiſtiſch verlangt daß der Andere, der Zuhörer, zuſehen möge, wie er zum Verſtändniß gelange. Läge hinter der monotonen Sprache in Preußen ein Freiheitsſinn und Freiheitsgefühl des Volkes, ſo ließe ſich am Ende ſogar eine Tugend daraus machen. Aber faſt durchweg die Leute nur kriechend und ſich biegend nach oben zu finden, das entſchuldigt keine Rückſichtsloſigkeit gegen Geneſſen, noch die Brutalität nach unten, wie ſie ſo häufig gefunden wird. Getreten werde wer ſich treten läßt! heißt der Grundſatz ſo Vieler in Preußen, die irgend in der Lage ſind treten zu können. Das aber iſt ruſſiſche Manier und ein verſtändiger Gärtner wird eher ſeinem Bohnenbeete Stützen geben, an denen ſich die ſchwachen Pflanzen emporranken, woran ſie zu erſtarken vermögen.

Man hatte mir viel von den Paßtraceſſerien in Dresden geſagt, die ſich bis in die neueſten Zeiten aus alter, geheiligter Obſervanz erhalten. Allein Niemand fragte, Keiner beläſtigte uns. Alſo iſt ſogar die Urbanität in Sachſen bis zur Polizei gedrungen; dieſe hat endlich einſehen lernen daß ein gemeinfährliches Subject in der Regel am beſten mit Päſſen und dergleichen verſehen zu ſein pflegt. Nur die fürchterlichen Torturwagen, welche indeſſen ſeitdem auch beſeitigt worden ſein ſollen, documentirten auf dem Wege nach Leipzig, daß auch in Sachſen die Geldariſtokratie am härteſten, rückſichtsloſeſten laſtet. Der Geiſtesariſtokrat hat neben allem Dünkel doch wenigſtens ſeine humanen Momente. Der Junker von der Hetzpeitſche zeigt dann und wann einen gentilen Zug, er läßt ſeine Sclaven leben. Allein der Junker vom Geldſacke, das jüngſte Glied der Ariſtokratenkette, kennt reinweg nur ſeine Zinſen. Ich habe auf der Fahrt zwiſchen Dresden und Leipzig zweierlei gewünſcht; einmal daß die Herren welche die Wagen dritter Claſſe bauen ließen, in beſagten Marterinſtrumenten ſo lange gefahren werden möchten, bis ſie den guten Spruch auswendig wüßten: »Was du nicht willſt das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht!« Zum Andern wünſche ich daß preußiſche Conducteure auf dieſer Strecke angeſtellt werden möchten, die brüsk gegen das Publikum aufträten. Der Deutſche will gründlich maltraitirt ſein, bevor er ſich Luft ſchafft. Das haben die armen Weber bei Reichenbach vor drei Jahren bewieſen. Sie ertrugen willig Hunger und Kummer neben anhaltender Arbeit; ja ſie arbeiteten ihren Verlegern für ein Almoſen, wobei ihre Kinder und ſie ſelbſt betteln und ſtehlen mußten, um nicht zu verhungern. Erſt als man ihnen obendrein ſagte: »ſie möchten Gras freſſen, wenn ſie nicht Brot kaufen könnten!« da brach die deutſche Lammesgeduld. Ich glaube nicht

Digitized by Google

daß die Sachſen den preußiſchen Beamtentic ertragen haben würden, neben dem Spaniſchenbocktrandport für gutes Geld! —

In Leipzig war mein erſter Gang auf das Muſeum. Als ich meine Abonnementskarte empfangen hatte, erbat ich vom Inſpector die Statuten, Geſetze u. ſ. w. der Anſtalt und erhielt — ein gedrucktes Verzeichniß der vorliegenden Zeitſchriften mit den Worten: »das iſt Alles, was wir haben!« Ich kam aus Preußen, wo bekanntlich das Geſetzemachen zu Hauſe iſt und hatte folglich keinen Begriff davon, wie ein Inſtitut, gleich dem Muſeum, gewiſſermaßen völlig geſetzelos beſtehen könne. Wohl wußte ich aus Erfahrung daß auch in Preußen die Geſetzemacherei am Ende ſo bös nicht gemeint iſt; daß alle Diejenigen welche ſich mit den Beamten gut zu ſtellen wiſſen, trotz aller Geſetze machen können was ſie wollen und daß nur ſtößigen Böcken das Geſetzenetz gefährlich und unangenehm zu werden pflegt; allein wie man ein derartiges Inſtitut habe in Deutſchland gründen können, ohne vorher einen Band Geſetze zu entwerfen, das überſtieg vollkommen meinen beſchränkten Unterthanenverſtand. Indeſſen practica est multiplex! Das bewährte ſich hier wieder einmal, denn ich ſah und erlebte daß die Sache ging, und beſſer, runder, gefüger ging, als gewöhnlich Dinge mit dem Geſetzapparat gehen wollen.

Noch immer zogen mich Sympathien zur kleinen Schaar der Ungeduldigen, der Mißvergnügten; denen Alles überall zu langſam und ſchleppend, zu lau und flau hergeht im lieben Vaterlande. Auch in Sachſen ſuchte ich etliche dieſer Flüchtlinge auf, die ſich aus dem gefrorenen Meere der Gewöhnlichkeit gerettet, und hörte natürlich nichts als Klagen über Klagen. Incommodirten mich ſolche Käuze wie die angedeuteten, ſo ſagte ich einfach in Sachſen zu ihnen: Kinder, geht auf einige Zeit nach Preußen! In Preußen: Kinder, geht auf einige Zeit nach Rußland! In Rußland: Geht auf einige Zeit nach China! In China: Geht zu den Menſchenfreſſern! und ſo weiter bis endlich die ultima ratio: »Geht zum Teufel!« daran käme.

Obſchon erſt kurze Zeit in Sachſen, ſo hab' ich doch bereits die innige Überzeugung gewonnen daß hier die Sachen noch immer ſo leidlich gehen, als es unter betrübenden Umſtänden möglich erſcheint, will man anders mit Berückſichtigung der Verhältniſſe urtheilen.

Die Opponenten der ſogenannten radicalen Partei, denen ich ſo gern angehören möchte, ſind vollkommen im Rechte, wenn ſie ihr Ziel nach dem ſie ſtreben, etwas höher ſtecken als der Boden des Gewöhnlichen iſt. Allein es darf von ihnen nicht außer Acht gelaſſen werden daß die Menge Zeit zum Nachkommen braucht. Es geht beim politiſchen Fortſchritt gerade wie beim Marſche einer Militärcolonne; wenn die Vorderſten nicht ihre Schritte mäßigen, ſo können die Hinterſten nicht nach. Sachſen hat ſchöne Inſtitutionen zur politiſchen Heran- und Fortbildung. Man benütze ſie und es wird endlich diejenige Majorität im Volke entſtehen, welche zur Geltendmachung eines Princips unerläßlich iſt. Wollte oder ſollte eine Regierung nur Einzelne die aus der Menge hervorgeſprungen ſind, berückſichtigen, ſo würden ja die Zurückſtehenden mit größtem Fug und Recht über umgekehrte Despotie klagen können. Man will keine Reactionärs, keine Staatsbürgerfeinde und klagt, wenn dieſe ſich geltend machen, über Despotismus. Aber umgekehrt würden die Anhänger dieſer Syſteme, welche auch als Staatsbürger beſchützt und berückſichtigt ſein wollen, um ſo gegründetere Urſache zur bittern Klage haben, als ſie bei Lichte beſehen — meiner Anſicht nach — in Sachſen noch immer die Majorität bilden. Das betrübt mich allezeit am meiſten, wenn ich hören muß von Unterrichteten daß in einzelnen Beiſpielen, an Einzelnen, vielleicht aus perſönlichen Rückſichten, oder um da oder dort gefällig zu ſein, die freie Debatte, zumal auf literariſchem Wege, gehemmt erſcheint. Wer die Verhältniſſe des literariſchen Marktes nur einigermaßen kennt, der weiß auch daß gerade die Bücher welche in der Regel verfolgt werden, am mindeſten geeignet ſind Schaden anzurichten, denn ſie gleichen den allzuſcharfen Meſſern, deren Schneide ſich am eheſten umlegt. Zögen darüber doch endlich die Regierungen gewandte Buchhändler zu Rathe! Dies ſchien faſt in Preußen der Fall geweſen zu ſein, als die Staatszeitung geradezu die fürſten Stellen aus Freiligrath's, Heinzen's und Marx's Schriften mittheilte. Wo ſind die darauf erfolgten Revolten geblieben? Gewiß, die Literatur iſt meiſt eine Blüthe am Baume der Geſellſchaft, die erſcheint, wenn die Zeit des Blühens da iſt und der auch allerdings oft die Frucht folgt; allein iſt darum eine Blüthe die alleinige Urſache der Frucht? Wird man im Stande ſein, durch partielle Vernichtung der Blüthen das Früchtetragen des Baumes zu hintertreiben? Wird nicht vielmehr gerade durch die gewaltſame Unterdrückung oder Maßregelung der Blüthen der Saft des Baumes ſich einzelnen Äſten zuwenden, die unter der unnatürlichen Laſt brechen? Oder werden die Säfte nicht in wilden Schößlingen ſich thätig erweiſen, wodurch der Tod des Baumes erfolgt?

Digitized by Google

Man wollte wiſſen, dieſer und jener Schriftſteller-ausweiſung in Sachſen habe lediglich die Fürſorge der Behörden um das Vermögen der Staatsbürger zum Grunde gelegen und die Ausgewieſenen ſeien unverbeſſerliche Schuldenmacher, Schwindler ꝛc. geweſen. Damit wurde mir indeſſen das politiſche Räthſel keineswegs gelöſt und ich traue der Polizei in Sachſen mehr Einſicht zu als daß ſie ſich auf derartige Mohrenwäſche und übertriebene Bevormundung einlaſſen ſollte. Es ward vielleicht am Ende nur Einer oder der Andere aus der literariſchen Schüſſel herausgeworfen, um gewiſſen Reclamationen gegenüber ſagen zu können: »Ihr ſehet, wir thun Alles was möglich iſt und alle Welt ſchreit ja Jeder über uns; was wollt Ihr alſo mehr?«

Mein armes Geburtsland Sachſen iſt ja ſeit dem gefeierten Befreiungskriege Deutſchlands in ſo üble gedrückte Lage gerathen! Ich habe mich im Namen aller derer Preußen geſchämt, die vor nicht gar langer Zeit höhnend auf Sachſen hinwieſen. Jetzt frage ich zurück: was habt Ihr, mit der demokratiſchen Städteordnung in der Hand, ſeit faſt dreißig Jahren gethan, Ihr Städtebürger in Preußen? Wo iſt Eure *allgemeine* Regſamkeit und wo ſind die Beweiſe dafür daß Ihr *rechten* Theil am Volkswohl genommen? Kaum daß hier und da eine Petition auf den Provinziallandtagen für Emanation einer angemeſſenen Landcommunalordnung Unterſtützung fand, ohne die doch an keinen gleichmäßigen Fortſchritt im Volke zu denken iſt. Und jetzt der Vereinigte Landtag! Hat nicht Lamennais vollkommen Recht, wenn er ſeine Kritik in kurzen Worten dahin ausſprach: »Die Stände in Preußen hätten *Einiges für ſich, Wenig für die Krone und Nichts für's Volk gethan!*«

Man ſoll aus Preußen nach Sachſen gehen; es iſt da viel Gutes zu lernen, wenn die aufgeblaſene Überhebung daheim gelaſſen wird.

Was mich am innigſten in Sachſen erfreute, das ſind die aller Orten zu findenden Turnplätze und Turnvereine. *In corpore sano mens sana!* Dieſen vortrefflichen Ciceronianiſchen Satz haben wir in Deutſchland nur allzu lange außer Acht gelaſſen und es könnte über kurz oder lang eine Zeit kommen, wo wir geſunde, kräftige Körper und eben ſo geſunde, kräftige Seelen wieder brauchten die für's geheiligte Vaterland Gut, Blut und Leben dranzuſetzen bereit ſind; nicht blos mit leeren Worten in Toaſten und Zweckeſſen. Die Zweckeſſen aber ſind in Sachſen noch ſehr in Blüthe. Hier ſcheint der Ruf zu gelten: Keine Zweckeſſer — keine Deutſchen!

Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Leipzig, d. 5. November.

Die Proben zum Elias wurden bei uns plötzlich eingeſtellt; das Nervenleiden das Mendelsſohn bald nach ſeiner Rückkehr von der Sommerreiſe befiel, ſchob die Aufführung des Oratoriums in's Ungewiſſe hinaus. In Berlin iſt es vor zwei Tagen gegeben, in Wien wird es einſtudirt; nur in England hat er es ſelbſt aufgeführt. Geſtern, an einem Concertabend — man hatte die muſikaliſche Aufführung eingeſtellt — 20 Minuten nach 9 Uhr ſtand ſein Leben ſtill; ein Nervenſchlag, der dritte innerhalb vierzehn Tagen, lähmte Kopf und Herz. Noch nicht volle 39 Jahre alt, er war am 3. Febr. 1809 geboren, ward ſeine zarte Natur ein Raub der unerbittlichen Gewalt, zu früh nach menſchlicher Berechnung, zu früh für ſein Wirken, zu früh für eine trauernde Gattin, für fünf blühende Kinder, für den Bruder der in den letzten Tagen um ihn war, zu früh für die heilige Flamme edelſter Kunſtbegeiſterung, unerſetzlich für eine Richtung in der Muſik deren reinſter und treueſter Führer er war, für eine Richtung die vielleicht für immer mit ihm ſchließt.

Mendelsſohn war der letzte Träger der *claſſiſchen* Nüance in der romantiſchen Richtung der Muſik. Aus der Zelterſchen Schule erwachſen, vom Mark der alten ſtrengen Claſſiker Bach und Händel genährt, hielt ſich ſeine Muſe gar gern in dieſer ernſten Zucht, auch wenn ſie ſich dem duftigen Wolkenhimmel der Romantik zuneigte wie ſie uns in Maria v. Weber's Waldhornklängen entgegenrauſcht. Zur ernſten Zucht der alten Schule kehrte er immer wieder mit Neigung zurück, ſelbſt wenn ihn Beethovens wunderbarer, Himmel und Hölle ſtürmender Dämon faßte. Mendelsſohn's Romantik theilte mit der Weber'ſchen nicht den Drang ſich aus den volksthümlichen Quellen Stoff und Melodie zu holen. Hinter Beethovens leidenſchaftlichem Titanenflug blieb ſeine ſtillere Natur weit zurück. Mendelsſohn's Muſe war proteſtantiſch geartet; altteſtamentliche Kraft, Keuſchheit, Einfalt und Hoheit, wie ſie ein Erbtheil ſeiner Perſon nach Herkunft und Abſtammung war, drückte ſeinen Oratorien den ſtrengen Stempel auf, den nur die liebliche Kindlichkeit ſeiner ſpielenden Grazie mildere, ihn mit allen Reizen, allem Zauber friſcher Schönheit verklärend. Und ſo war es ihm, einem Spätling in ſeiner Kunſt, vergönnt ſich inmitten der Erbſchaften großer Geiſter ſeine volle Eigenthümlichkeit zu bewahren, nicht nach ängſtlichem Abwägen und Berechnen, nicht nach Calcül und furchtſamer Wahl, ebenſowenig mit falſcher Sucht nach raffinirten, nie dageweſenen Mitteln, ſondern ganz ſeiner Natur getreu, voll Einfachheit und Hoheit in ſeinen Oratorien, voll ſüßer Lieblichkeit

Digitized by Google

in seinen Liedern. Man hat ihn stark im Zarten genannt; eben so war er zart und maßvoll im Starken. In romantischer Fülle gegen Weber, in der stürmischen Gewalt die sich Himmel und Hölle erschließt, gegen Beethoven zurückbleibend, führte ein eigenthümlicher Schwung auf dem religiösen Gebiet der Musik ihn gleichwohl zur wahrhaften Größe der Empfindung. Beiden Genien an Erfindung nachstehend, hat er uns doch eine neue Welt von Tönen eröffnet die an Erhabenheit nur bei Händel und Bach ihresgleichen, an lieblicher Kindlichkeit vielleicht nur in Vater Haydn ihre ungeleugnete Verwandtschaft findet, in diesem Verein aber nirgend wieder zur Erscheinung kam. Daß er mitten im brausenden Wogenschlag der Romantik diese beiden Elemente seiner Natur so rein und ungetrübt festhielt, Erhabenheit und Kindlichkeit ihm das strenge Gesetz natürlicher Einfalt vorschrieben, das bezeichnet wohl eigentlich die Stellung seiner Musik im Wendepunkt zweier Epochen, als Schluß einer alten Zeit deren Werke ewig feststehen, und als Beginn einer neuen, deren Leistungen in ihrem künstlerischen Werth noch fraglich sind. Vielleicht hatte er seine Mission schon erfüllt. Er fand den Übergang nicht zur Oper, sein Jugendwerk, »die Hochzeit des Gamacho,« war ein vereinzelter Versuch geblieben und der Verein von Kirchensyl und Märchenduft mit welchem er die alte griechische Tragödie und Shakspeare's Sommernachtstraum umkleidete, gaben ihm, wie es schien, doch nicht den neuen Opernstyl den wir von der schöpferischen Muse deutscher Tonkunst jetzt fordern. Die unwirsche Forderung der Kritik übersieht aber so häufig die Nothwendigkeit in der Begrenzung einer eigenthümlichen Natur. Im Gebet mit altbiblischer Kraft und Fülle, und im Märchen mit seinen süßen Zaubern hat sich Mendelssohns Musik erschlossen und erledigt. Für die Poesie des Völkerlebens im heißen Drang der Wirklichkeit ist uns die deutsche Tonkunst von heute noch ihre Größen schuldig geblieben; Meyerbeer's Eklekticismus verräth uns wohl die Combination dazu, kann aber mit diesem Raffinement in alten Spielarten und Styles schwerlich für den Beginn einer neuen Kunstblüthe gelten. Nirgends aber hat die Kritik wohl mehr fehlgegriffen als in der Behauptung, Mendelssohn's Musik sei mehr das Ergebniß der Reflexion als der freien schöpferischen Eingebung. Mitten unter den Erbschaften großer Schätze der Vergangenheit hat selten ein Talent so rein sich selbst gelebt wie das seinige, so ganz erfüllt vom eignen Drang, so ganz befriedigt in der Entfaltung seiner Natur. Immer hat man das hohe Streben nach reinem Styl, immer die wissenschaftlichen Voraussetzungen an seinen Schöpfungen gepriesen, aber seiner musikalischen Intelligenz den Instinct der Schöpferkraft übersehen der bei ihm so rein und tief, so unbewußt, keusch und ursprünglich wie selten war. Daß mit ihm ein großer Kenner seiner Kunst, ein Vertreter ächter Richtung, ein Virtuos auf dem einzelnen Instrument, ein Meister in der Leitung, verloren gegangen, weiß Leipzig am besten, dem er zwölf Jahre seines besten Lebens fast unausgesetzt gewidmet. Daß mit ihm eine ächte Künstlernatur, ein ursprünglicher Genius im Schaffen untergegangen, könnte an seinen Tondichtungen nur übersehen werden, wenn der wirre Drang nach Ungeheuerlichem oder der raffinirende Calcül des combinirenden Verstandes lediglich die Palme des Sieges davontrüge. Vielleicht ist in Epochen lärmender Effectuirung just das Genie daran zu erkennen daß es sich zurückflüchtet um in stilleren Wirkungen um so getreuer ein ächter Träger gottbegeisterter Kunst zu bleiben.

Mendelssohn's Musik ist nicht ohne lauten Anklang, nicht ohne die tiefste Innigkeit der Begeisterung von seinen Zeitgenossen aufgenommen. Selten ist sogar ein Künstler so gefeiert, selten so sehr wie bei ihm das Talent im Menschen, und der Mensch im Talente geliebt. Er war eine jener zartbesaiteten Naturen die der Noli-me-tangere-Pflanze gleichen. Man hat seine Zurückgezogenheit als Mensch fälschlich für Stolz genommen, sein leichtes Erschrecken vor jeder rauhen Berührung für vornehme Weichlichkeit. Er war von Hause aus eine vornehme Natur, nur für das Feinste hatte er Sinn, nur das Edelste war ihm gerecht. Gegen alles was außer den Bedingungen seiner Eigenthümlichkeit lag, war er unwirsch verschlossen. Leidenschaftlich gereizt gegen alles was ihm fremd, war ihm jeder Mißton der nicht in seine Harmonie gehörte, feindlich. Als wenn er gewußt daß seines Bleibens nicht lange, war er eifersüchtig auf die kurze Spanne Leben, jeder Moment mußte ihm und dem hohen Ernst seines Berufes dienen, und in diesem gewissenhaften Ernst seiner Natur lag doch zugleich soviel spielerische Harmlosigkeit, in diesem starken Eigenwillen soviel Liebe, Freundlichkeit und Gefühl von Glück. Er war dankbar für alle Pflege die ihm zu Theil ward, dankbar für alle Bevölkerlichkeit, um seiner Natur den Spielraum zu ebnen, ihm den Drang seines Schaffens, die Geburtsstunden seines Genius zu erleichtern. Es war eine weise Sparsamkeit mit Zeit und Kräften, die man für Kargheit und Laune bei ihm hielt. Für den lauten Lärm der Welt fehlte seinem klugen Sinn nicht das Verständniß, aber die Sympathie; er war eine künstlerische Kindernatur mit aller Hingebung und Naturlichkeit, mit aller lustigen Empfänglichkeit, mit allem Eigensinn des warm gehegten, weich gebetteten großgewordenen Kindes. Für seine zartgefügte, leicht zerbrechliche Natur war soviel Pflege Bedingung. Wenigen nur zugänglich als Mensch, war er diesen Wenigen eine seltne Erscheinung die in ihrer liebevollen Freundseligkeit wie ein Wunder dastand, ein Wunder in ihren Wirkungen für den nächsten Freundeskreis, ein Wunder von belebender Kraft in ihren Wirkungen wo es galt ein Werk der Kunst in's Dasein zu rufen. Man weiß von alten orthodoxen Musikern daß sie mit dem Scepter in der Hand wie Helden ihre Truppen im Orchester commandirt; man hat Zelter einen Bücher mit dem Tactirstock genannt. Mendelssohn hatte das vom alten Meister, aber er hatte mehr, er wußte liebevoll zu begeistern, für die Schönheiten der Kunst in der kleinsten Einzelnheit Sinn und Verständniß, Eingebung und Ausdauer zu erwecken. Wenn jemand die Annalen der Musik in Leipzig

Digitized by Google

schriebe, würde Mendelssohn der Glanzpunkt in seiner Schilderung sein.

Daß er so früh abberufen wurde, dazu liegt wohl der Schlüssel in seiner frühen Vollendung. Ein frühreifes Kind, eine Psyche die ihrer Entwickelung auf Kosten der körperlichen Existenz vorangeeilt, war er in alle Geheimnisse der Kunst schon eingeweiht wo Andern erst das Verständniß in der Ahnung heranbämmert. Zelter hatte den Berliner Knaben auf Reisen mitgenommen und lief Gefahr in ihm ein bloßes Wunderkind vorzuführen. Schon mit seinem funfzehnten Jahre erschien von dem jungen Felix das erste, formell vollendete Quartett; siebzehn Jahre alt brachte er in Berlin seine Oper in Scene. Wissenschaftlich und artistisch war Mendelssohn früh fertig, als schöpferisches Talent hat er erst in seinem Mannesalter sein Höchstes geleistet. Und weil er so früh hinweggenommen wurde, war ihm kein Stillstand seiner Kräfte aufbewahrt; er starb im besten Gefühl seines glücklichsten Schaffens*). In Paris wo er die Ouvertüre zum Sommernachtstraum, in Rom wo er mehrere seiner romantischen Scenen und Lieder arbeitete, mochte er immer noch für einen Jüngling gelten. In Düsseldorf entwickelte sich sein Talent zur Orchesterleitung, entfaltete sich die ganze frische fröhliche Natur zur festen selbstbewußten Männlichkeit. Dort schuf er seinen Paulus. Leipzig verstand es ihn im Jahre 1835 zu gewinnen, und wenn ihn Berlin auf kurze Zeit zu fesseln wußte, England in ihm wiederholt das Talent altchristlicher Musik feierte, so blieb Leipzig trotz einzelner Mißstimmungen sein Heimathsort, der Schauplatz seiner besten Pflege, der empfänglichste Spielraum für seine Natur, die bei aller spröden Unabhängigkeitslust hingebend war wo sie Hingebung fand. Nach seinem Geständniß hat er nirgend in der Welt bei beschränkten Mitteln ein so zusammenwirkendes Orchester gehabt, ein solches Zusammengreifen aller Kräfte für künstlerische Ziele die sein Talent sich steckte. Die Virtuosität der hiesigen Instrumentalmusik hat Mendelssohn nicht geschaffen; sie liegt auf der breiten Basis vielfacher Bedingungen; aber ihre Blüthe hat sie mit ihrem jetzt geschiedenen Meister erlebt, einem jugendlichen Meister der so alt an Wissen und Kenntniß war und so jung blieb in seinet künstlerischen Lust und Liebe.

Diese Kunst die die Seinige war, hat schon manches frühe Opfer gefordert. Ein höher gereiztes Nervenleben scheint sie ihren Priestern zur Bedingung zu machen. Für Mendelssohn kam hinzu daß das nervöse Element vielleicht ein vorherrschendes im Charakter seiner Familie war. Seine Schwester Fanny in Berlin tödtete ein Nervenschlag am Flügel, an der geweihten Stelle ihres Kunstlebens. Dieser Tod im vergangenen Frühling war für ihn fast vorbedeutungsvoll. Der Besuch in der Heimath, kaum einige Wochen vor seinem Nervenanfall, mag für seine reizbare Natur von erschütternder Wirkung gewesen sein. Mitten unter den Proben zu seinem Elias ereilte ihn der Tod, und während er aus seinem Glück als Mensch, aus seinen Harmonien als Musikus abberufen wurde, während er aufstieg ad coelestas harmonias revocatus, ist nun sein Tonwerk zum Mantel geworden den er zurückließ.

K.

*) Wir hören daß Mendelssohn im Sommer am Rhein ein Violinquartett schrieb das in leidenschaftlichem Schwunge das feurigste Erzeugniß seiner Muse ist, an Tiefe und Schönheit zu seinen besten Seelengemälden gezählt wird. Wenige Wochen vor seinem Tode führten seine Freunde es ihm vor. Oeffentlich ist es noch nicht gehört. — Auch spricht man von einer Oper (vielleicht der Lurelei, Text von Geibel) von der der erste Act fertig vorliegen soll, ebenfalls eine Arbeit vom letzten Sommer am Rhein. Bei Breitkopf und Härtel erschienen 5 neue Lieder von ihm.

Briefwechsel.

Aus München*).

[Die Preßfreiheit, die Schulen, die Kunst, der Ultramontanismus.]

Es wird hier Allen beim Alten bleiben. Jetzt stritten sie in der Kammer über die Presse. Die Gründe welche man gegen die Preßfreiheit hernehmen kann, sind freilich nicht die besten. Man beruft sich auf die wüthenden Artikel und Flugblätter der Communisten. Diese müssen aber von ganz anderer Seite betrachtet werden als es gewöhnlich geschieht. Sie sind Ausflüsse politischen Wahnsinns. Es gab im Mittelalter Gallolses, Märtyrer der Liebe, welche in den Hundstagen Pelze anzogen und um Allerheiligen halb nackt auf den Seen herumliefen. Es gibt jetzt Märtyrer der Politik. Descuret (la médecine; passions) nimmt den politischen Fanatismus unter die Seelenkrankheiten auf. Man sollte Unglückliche nicht als Verbrecher behandeln, wie Talleyrand selbst in Ansehung der Königsmörder rieth. Man fürchtet sich freilich Zuchthäuser in Krankenhäuser zu verwandeln. Wer aber Lust hat, wie Heinreth, alles Abnorme auf die Sünde zu beziehen, verwandelt auch Krankenhäuser in Besserungs- und Zuchtanstalten. Kurz, von Communisten sollte man keinen Schluß auf alle diejenigen machen, welche etwa Lust haben anonym eine Rede pro corona zu halten, oder auch etwas Geschriebtes zu sagen. Zu was soll aber auf der andern Seite die Preßfreiheit helfen? Man sagt freilich: die Ministerien haben die Initiative des Geistes verloren; es gilt voranzueilen, zu flachseln, zu treiben! Ich will über fromme Wünsche nicht herfallen, wie leglhin Dahlmann. Aber ein schweigendes und durch die gegebenen gesetzlichen Mittel handelndes Volk kommt noch weiter als ein blos redendes. Daß wir keine Preßfreiheit bekommen versteht sich übrigens von selbst.

„Viel Lärm um nichts" wurde auch in Ansehung der Schulen gespielt. Erst wollte man über die ersprießte Richtung

*) Von demjenigen unserer geehrten Münchener Correspondenten welcher seit Monaten für uns verstummt war. Im Mai (Nr. 20) brachten wir von ihm den Aufsatz über die religiöse Aufgabe Baierns und Preußens. D. Herausg.

bei uns ſchmollen. Man erinnerte daran daß einſt Niebuhr nicht Mitglied der Akademie, Bopp, Schimper, Quitzmann u. A. (c. gr. in infinitum) nicht Privatdocenten oder Profeſſoren an unſerer Univerſität geworden. Man meinte ſogar, es ſtehe mit unſerem philologiſchen Studium nicht am beſten. Da erheben ſich aber die Löwen des Tages in der Allgemeinen Zeitung und beweiſen daß der Stand der gelehrten Schulen in Baiern weit vortrefflicher ſei als man glaube, und daß in dieſer Beziehung das Ausland nichts voraus habe. Aber lernt man denn irgendwo ohne Schule? Und haben die Gesner, Ernesti, Heyne, Reiz, Wolf, Meierotto, Buttmann, Niebuhr, Welcker, Klotz, Schneider, Osann, O. Müller, Ahlwardt, Böckh, Lachmann, Hermann ꝛc. in Baiern gelehrt? Hat in Baiern jemals eine philologiſche Schule exiſtirt, wo ein Mann mit gleicher und voller Kraft, ohne Zerſtreuung in fremde Gebiete, und ohne in Nihilismus zu verſinken (wie Aſt) die Bildung angehender Philologen ſich wollte angelegen ſein laſſen? Und wenn es einen ſolchen Mann gegeben, war er wohl dauernd am rechten Platze? Man hat Laien aufgefordert ſich dem philologiſchen Studium zu widmen. Ich wünſche ihnen und beſonders denjenigen welche lange Zeit vor dieſer Aufforderung ihr Examen gemacht haben, eine baldige Anſtellung. Zu einer einſchneidenden und heilſamen Reform der Schulen müßte einem Cultusminiſterium eine Commiſſion zur Seite ſtehen, wie ſie einſt Humboldt um ſich geſammelt (Wolf, Schleiermacher, Buttmann ꝛc.); und zur Wahl einer ſolchen Commiſſion müßten die Leitenden, von allem Vorhandnen unabhängig, mit eigenen Augen ſchreiten.

Ich zweifle ſehr daß ſolche Dinge hier zu Stande kommen. Man ſucht einen Erſatz für die Wiſſenſchaft in der Kunſt. Da wurde denn freilich ein Hegelianer aufſtehen und rufen: Es ſei eine Sottiſe für den menſchlichen Geiſt, anzunehmen daß ſich eine Stadt in der Kunſt auszeichnen könne, welche nicht durch denkgemäße Bildung hervorrage; der platoniſchen Akademie zu Florenz, der Akademie zu Neapel, Männern wie L. Valla, Fazius, M. Ficini, Sannazar ꝛc. folgten Sanzio und Buonarotti; freien Geiſt bis zur Ironie gegen Poſitives habe Leo X. bewahrt! Ich bin kein Ultra, weder dahin noch dorthin, finde aber, ohne gehäſſig ſein zu wollen, die hieſige Kunſtſtufe nicht hoch. Gehen Sie in die Ludwigskirche und betrachten Sie die Kreuzigung Chriſti, und Sie werden in der Farbengebung des Kreuzes, in dem Maße welches der Krieger links nach ſeinem Abſtande vom Kreuz haben ſollte, die gröbſten Verſtöße entdecken. Beſuchen Sie die Bibliothek, und das Erſte was Ihnen auffällt, ſind zwei Stiegen. Nun iſt aber eine Stiege nur Mittel zum Zweck, eine Mühſeligkeit welche wir zu überwinden haben. Ein geſunder Geſchmack wird darum dieſelben möglichſt dem Auge fern zu halten ſuchen, theils um für den Zweck, im Gegenſatz zum Mittel, Raum zu behalten, theils um nicht eine ſolche koſtbare und traurige Nothwendigkeit den Leuten vor die Naſe zu ſchieben. Betrachten Sie die Pinakothek, und Sie werden finden daß dieſelbe gar keinen Styl hat, oder höchſtens den Fliegenſtyl. Denn dieſem Thiere iſt es eigen, auf einem verhältnißmäßig kleinen Körper ſehr viele Augen zu haben. Das fragliche Gebäude beſteht aber faſt aus lauter Fenſtern. Die Säulen zwiſchen den Fenſtern, beim Mangel an Mauerfläche, die geiſt- und phantaſtefolen Dachfenſter, die freiſtehenden, gartenartig herauskommenden Statuen erhöhen den unangenehmen Eindruck. Gehen Sie in die Hofkapelle und ſie finden auf einem einzigen Gemälde etliche funfzig Fußzehen und ein Dutzend breiter Fußplatten. Doch ich will an dieſem Neudrecken nicht zum Winkelmann werden. Leuchtet doch überall der gute Wille hindurch!

Ich ſehe von den Veränderungen welche bei uns eingetreten, noch keinen Nutzen, wohl aber eine große Begriffsverwirrung. Dieſe hat ſich auch durch einige Schriften über den Ultramontanismus nicht gehoben. Überall fehlt eine gründliche Deffinition des letztern, die ich hier geben und zugleich mit Beiſpielen erläutern will. Ich verſtehe unter Ultramontanismus das mit mancherlei menſchlichen Leidenſchaften und Zweideutigkeiten verſetzte Beſtreben, die katholiſche Religion *nach ſubjectiver Anſicht* geltend zu machen. Als Objectives ſteht den Ultramontanen die katholiſche Kirche ſelbſt entgegen. Das Subjective finde ich in den Angriffen öffentlicher Blätter auf katholiſche Biſchöfe und Geiſtliche, in der übermäßigen Hervorhebung der Reliquienverehrung, der Wallfahrten, Miſſionen, Bruderſchaften, des Gegenſatzes zwiſchen den Confeſſionen, der Mönche gegen den Weltklerus ꝛc. Wie iſt man gegen diejenigen aufgefahren welche die Achtheit des Rockes in Trier bezweifelten? Solche Zweifel ſind aber jedem Katholiken erlaubt. Der h. Thomas von Aquino bezweifelt z. B. daß es auf Erden Blutstropfen aus dem Leibe Chriſti ſelbſt gäbe. Keine Polemik war den Ultramontanen heftig genug, und wer nicht polemiſirte, war ihnen zweifelnd. Der h. Franz von Sales iſt aber für eine ſolche Polemik nicht. Und war dieſer ein zweideutiger Katholik? Als man für die verſtorbene Königin Gottesdienſt halten ſollte, erſchienen die Ultramontanen im Frack in der Kirche. Von einer Seelenmeſſe war keine Rede. Der unter ſtrengen Katholiken angeſehene Moraliſt und Jeſuit Laimann ſpricht ſich aber dafür aus daß man für Proteſtanten Meſſe leſen dürfe. Die Ultramontanen ſuchten die Seelſorge in die Hände von lauter Klerikergeiſtlichen zu bringen. Der jetzige Papſt ſucht die Klöſter zu mindern. Wo etwas zweifelhaft ſchien, ſuchten es die Ultramontanen ſubjectiv zu wenden. Es iſt z. B. katholiſcher Grundſatz, die Begräbnißorte der Confeſſionen zu ſcheiden, wenn die Gemeinſamkeit Ärgerniß gibt. Als es ſich nun um die Königl. Gruft in Schwyern handelte, hätte Rom ſicher anders entſchieden, wenn man ihm berichtet hätte die halbe Welt an einer *getrennten* Gruft Ärgerniß nehme. Auch in dieſem Punkt entſcheidet der genannte Laimann, daß man der Sitte, dem Herkommen nachzugeben habe. Die Ultramontanen ſuchen das Alleinſeligkeitsdogma möglichſt hinaufzuſchrauben. Auch hier ließen ſich Jeſuiten für das Gegentheil anführen, was Leibniz ſchon gethan. Man erkennt daraus die Subjectivität des Ultramontanismus und ſein wahres Kennzeichen. Schlechte Streiche, wie die mit Eidbruch verknüpfte, mittelbare oder unmittelbare Verſchleppung von Aktenſtücken, Agitation, Herrſchſucht ꝛc. hat er mit allen Parteien gemein. Daß er Leute wie Baader, Schelling, Gerhard, Möhler mundtodt zu machen, die allgemeingeiſtigen Hochſchulen zu Gunſten der unter biſchöflicher Aufſicht ſtehenden Lyceen zu entvölkern, die Schulen unter geiſtliche Controlle zu ſtellen ſuchte, iſt weniger zu tadeln, ſo ſehr es auf anderer Seite mißlief und ſo ſehr dieſe Beſtrebungen manchmal an Unſinn zu grenzen ſchienen. Ich erinnere an die Theilung der allgemeinen Geſchichte in eine katholiſche und proteſtantiſche, als

Digitized by Google

ob ein historisches Factum merkwürdig für das Ganze und so beschaffen, oder unbedeutend und nicht so beschaffen sein könnte. Man glaubte sich in die Zeit des Kalenderstreits zurückversetzt.

Man wünscht völlige Sprengung der hiesigen theologischen Facultät und Vernichtung des Ultramontanismus. Ich kann nicht genau angeben wie diese zwei Wünsche zusammenhängen. Die wissenschaftlichen Leistungen der Mitglieder der ersten scheinen freilich nicht bedeutend zu sein und der Bankerott mit der Münchner theologischen Quartalschrift war etwas auffallend. Aber ein Mitglied derselben, Dr. Haneberg, ist z. B. als strebender, sittlicher und humaner Mann bekannt. Und Döllinger kann man etwas Ähnliches nachsagen, wie Gegner über Mosheim: ubi Doellingerum, ibi fuisse facultatem. Zur Vernichtung des Ultramontanismus kann ich gar nicht stimmen. Denn erstens muß man selbst dem Teufel nicht zu nahe treten, wie Lessing in der Vertheidigung des Gechläus sagt. Zweitens ist die Mannigfaltigkeit eine reiche Quelle der Erkenntniß. Man sieht dadurch wohin die Sachen führen, und bleibt von vielen Irrwegen abgeschreckt. Und wie psychologisch anziehend ist es, im Verkehr mit allen Parteien und wenn es sein muß, selbst in ihrer Sprache redend, die Windungen des menschlichen Geistes hervorzulocken! Drittens ist es eigentlich nur Feigheit und Unfähigkeit, zu siegen, wenn man die gänzliche Beseitigung eines Gegners wünscht. ⊙.

Aus München, d. 1. November.

[Der Landtag; Dr. Müller's Vortrag; die Kammer der Reichsräthe; die Leuchtkugeln; der Bahnhof; Kaulbach.]

Heute ist Allerheiligen. Die hiesige Bevölkerung strömt in Masse der Stätte ihrer Entschlafenen zu, wo man heute beinahe alle Gräber mit Kränzen und den Blumenresten des Jahres geschmückt sieht. Aber auch an diesem Orte ist von der sprichwörtlichen Gleichheit der Menschen im Tode keine Spur zu sehen. An den Monumenten und dem frischen Schmucke erkennt man deutlich wo ein Proletarier und ein Besitzender, ein Titelloser und ein Betitelter, ein Niederer und Höher liegt. Nach innen freilich vollendet der Tod seine gleichmachende Arbeit. Das ist nun doch nicht wohl durch menschliche Einrichtungen zu ändern.

Doch zu den Lebenden! Unser Landtag ist in voller Thätigkeit, obgleich die eigentliche Frage weshalb er einberufen wurde, noch nicht zur Debatte kam. Bisher bildete die Preßfrage und was damit zusammenhängt den Mittelpunkt; jetzt werden die Anträge über Noth und Theuerung, sowie über die Zollverhältnisse Deutschlands zur Berathung kommen, nachdem in der letzten Sitzung die Vorberathung bereits begonnen hatte. Polizeiliche Schutzmaßregeln wurden in den eingereichten Anträgen (von Edel und Lechner) empfohlen. Der Referent (Dr. Müller) dagegen verwirft solche; er sieht nur in der Freigebung des Getreide- und Victualienhandels und in der Durchdringung des Staates von wahrer Sittlichkeit und Intelligenz die Heilung eines tiefer liegenden Übels. Aus seinem Vortrage den er in der letzten öffentlichen Sitzung hielt, streifte er kühnen Fluges über die engbegrenzte Gegenwart hinweg und entfaltete ein Bild der Zukunft. Er sieht in dem Mißverhältnisse der Propagation des Menschen zur Production der Lebensmittel, in der Hemmung der Auswanderung, in der verderbten, grundfalschen Volkserziehung, in der Beibehaltung des historischen Rechts das zum Unrechte geworden — die Hauptursachen des leiblichen und geistigen Unbefriedigtseins der Völker, die sich „geordnet und geschichtet" sehen wollen. Er hob vor allem das Recht der freien Association als Heilmittel hervor. Die Kammer wird freilich verlänßig mit den Heilmitteln dieses Referenten wenig anfangen können und wird sich an die der Antragsteller halten müssen. In der Kammer der Reichsräthe ist die Preßfrage noch nicht zur Sprache gekommen; doch soll es diese Woche geschehen. Ein Mitglied dieser Kammer soll kürzlich aus Tacitus zu beweisen gesucht haben daß unsere bärenhäutigen Vorfahren bei ihren Berathungen auch schon einen Unterschied zwischen öffentlichen und geheimen Sitzungen gemacht haben. Die deutsche Gelehrsamkeit soll leben!!

Die erste Nummer der Leuchtkugeln ist erschienen. Man spricht dahier mit wenig Ausnahmen sehr vortheilhaft von derselben, und ich finde dies ganz in der Ordnung. Die schriftstellerischen und künstlerischen Producte darin entsprechen dem was der Prospect verhieß. Schon die Titelvignette, auf der kühne Genien gegen Zopf-, Philister- und leichtscheues Pfaffenthum, sowie gegen moderne Fratzen, aus dem Tintenfaß-Mörser ihre Kugeln werfen, zeigt deutlich, warum es sich handelt. (Man ist bei uns anderer Meinung über die Leuchtkugeln. D. Herausg.)

Der neue Bahnhof geht rasch seiner Vollendung entgegen; schon erheben sich in langer Reihe die Gebäude deren Schluß ein kolossaler, geschmackvoller Bogenbau bildet. Für die winterliche Jahreszeit möchte freilich auch der bisherige provisorische Bahnhof ganz und gar unbrauchbar sein und es ist daher periculum in mora. — Kaulbach's großartiges Gemälde, die Zerstörung Jerusalems, ist nun bis auf Weniges vollendet und in dem Atelier des Künstlers dem Publikum zugänglich. Waagen geht damit um, einen Stich davon zu liefern. —

z.

Aus Berlin, im November.

[Die religiösen Bewegungen in Preußen; die Sectenbildungen; Ulrich in Magdeburg, Jonas und Sydow in Berlin, Krause in Breslau.]

Das Entstehen der sogenannten freien protestantischen Gemeinden, welches vorzugsweise einer neuen Entwickelung des kirchlichen Lebens in Preußen angehört, hat für uns stets mehr ein symptomatisches Interesse als ein eigentlich religiöses gehabt. Als Symptom bezeichnet es einen Auflösungsproceß des positiv kirchlichen Protestantismus, der auf der einen Seite zur Staatskirche nach dem Musterbild der englischen Hochkirche gesteigert werden soll, auf der andern Seite aber in freie Sectenbildungen zerfallen will. Den Secten ist durch das preußische Toleranzedict ein Anhalt gegeben, der bereits in einer weiter ausgreifenden Weise benutzt wird, als es vielleicht dem Erlaß jenes Edicts von der preußischen Regierung vorausgesetzt wurde. Jene freien Gemeinden, deren umfassendste und bedeutendste gegenwärtig in Magdeburg unter der Krisis der Ulich'schen Bewegung und Untersuchung entsteht, setzen aber eigentlich — und dies ist ein Umstand auf welchen die politischen Zeitungen noch nicht aufmerksam gemacht haben — einen bei weitem regeren kirchlichen und religiösen Sinn voraus, als in der Regel in der Mitte der altgläubigen und in den positiven Bekenntnißtraditionen verbliebenen Gemeinden angetroffen werden möchte. Denn wer um eine wesentlich eine Gestaltung kämpft, dem muß es doch noch wesentlich um die

Digitized by Google

Kirche selbst zu thun sein. Dagegen werden sich von diesen Bewegungen Diejenigen zurückhalten, welche entweder die Indifferenten, oder die mit kritischem und philosophischem Bewußtsein über die kirchliche Form Hinausgeschrittenen oder die in den engsten Grenzen des Dogma sich Absperrenden sind. Soviel man von den verhältnißlosen Bekenntnißsätzen der neuen Magdeburger Gemeinde gehört hat, so zeigt sich darin ein Streben nach urchristlichen Zuständen auf der einfachsten und natürlichsten Glaubensgrundlage, ohne die etwas extravagante Manier mit welcher Dr. Rupp bei seiner Gemeinde in Königsberg Anfangs auch die äußeren Zeichen einer allgemeinen christlichen Verbrüderung, z. B. das Du, einführen wollte. — Am meisten übertrascht hat uns die Nachricht daß auch in Berlin die Bildung einer solchen freien protestantischen Gemeinde bevorsteht, und zwar durch die beiden Prediger Jonas und Sydow, die sich bisher in ihrer kirchlichen Stellung in einem mäßigen Zustemilien gehalten, in neuester Zeit aber entschiedener vorwärts getrieben zu sein scheinen. Hr. Jonas, früher oft genug als Schleiermacher's Schüler bezeichnet, ist in Berlin nicht ohne Anhang in den gebildeten Mittelklassen, aber zum Stifter einer neuen Gemeinde fehlt ihm vielleicht die Originalität des Geistes und Charakters, durch welche sich Uhlich hervorthut, dem zugleich das Organ eines Volksführers innewohnt. Hr. Sydow ist ein größerer und wirksamerer Redner als Jonas, und seine oratorischen Gaben haben sogar einen parlamentarischen Takt und Schliff, was sich namentlich bei einer Rede bemerken ließ welche er in der Generalversammlung des hiesigen Gustav-Adolfs-Vereins gehalten. Seitdem er aus Potsdam, wo seine Stellung an der Hof- und Garnisonkirche aus mehreren Gründen nicht mehr haltbar schien, hierher an eine Pfarre städtischen Patronats versetzt wurde, hat sich seine oppositionelle Haltung gegen die „gouvernementale Kirchlichkeit", wie er es selbst einmal nannte, immer entschiedener und consequenter gezeigt. Diese Richtung nahm bei ihm ihren ersten Ursprung aus seinem Verhältniß zu den englischen Kirchenzuständen, das bekanntlich nicht in dem Sinne auffiel, in dem man ihn zu einer Berichterstattung über dieselben nach England gesandt hatte. — Von der Gestalt einer freien protestantischen Gemeinde in Berlin, auf die Präcedenzien dieser beiden Pastoren gebaut, vermögen wir uns in der That noch keinen rechten Begriff zu machen. Der Berliner Boden ist überhaupt ein sehr ungünstiger und unfruchtbarer dazu, und sollten die Herren Jonas und Sydow zu einer kirchlichen Ausnahmestellung übergehen, so würden sie in Berlin, wie uns scheint und so weit wir's kennen, einen guten Theil der Wirksamkeit aufs Spiel setzen, welche sie bisher innerhalb der gegebenen und bestehenden Verhältnisse dort gehabt. Es will und überhaupt so vorkommen, als wenn diese neue Richtung der sogenannten freien Gemeinden im Protestantismus mehr eine neue Gewissensbequemlichkeit für die Herren Pastoren selbst wäre, als daß für die Gemeinden ein wesentlicher Schritt zur Herstellung einer wahren christlichen Volksreligion (auf die es einzig und allein ankommen kann) damit gewonnen wäre! — Auch den Herrn Senior Krause in Breslau, von dem man ebenfalls mit nächstem die Stiftung einer Breslauer freien Gemeinde erwartet, können wir nicht für ein productives Reformgenie halten. Als das Eigenthümlichste an diesem Geistlichen ist uns bisher immer ein gewisses humoristisches Element erschienen, das seinen Charakter wie sein persönliches Erscheinen pikant genug bezeichnet. (✻).

Leipzig, d. 8. November.

[Mendelssohn's Todtenfeier.]

Es war ein Sonntag gestern, und eine unabsehliche Menschenmenge war herbeigeströmt um den Trauerzug zu sehen der der entseelten Hülle des Todtenchtete die letzte Ehre gab. Aus Berlin und Dresden waren die Freunde des Todten beisammen; Universität und Stadt hatten eine Todtenfeier veranstaltet; die Theilnahme war so allgemein wie sie sonst nur einem Fürsten, einem deutschen Genius vielleicht noch nie geworden. In der erleuchteten Paulinerkirche war gegen Abend der Katafalk errichtet; an derselben Stelle wo der Meister des Paulus seinen Elias aufzuführen gedachte, ward der Segen über seine Leiche gesprochen. Die Orgel präludirte, dieselbe die er selbst so oft gespielt. Auf ein Kirchenlied folgten Choral und Chor aus Paulus. „Siehe wir preisen selig!" klang es aus sechshundert Stimmen, die sein Wort so oft beflügelt. Gade und Rietz hatten sich in das schwerliche Amt getheilt die Musik zu leiten; die Feier schloß mit dem wundersam Chor aus Bach's Passion:

Wir setzen uns mit Thränen nieder
Und rufen dir im Grabe zu:
Ruhe sanfte, sanfte Ruh! —

Leipzig, wo Mendelssohn zwölf Jahre seines Lebens gewirkt, glaubte auf ihn auch nach seinem Tode ein Anrecht zu haben. Der Wunsch ihn hier beigesetzen, ist von der Familie des Verstorbenen nicht erfüllt; sein sterblich Theil ist nach Berlin gebracht. In der dortigen Familiengruft neben dem alten Philosophen der „Morgenstunden" hat Felix Mendelssohn seine Ruhestätte gefunden.

Zur Chronik der Gegenwart.

1. Staaten und Völker.

— Ein erstes Heft: Actenstücke über das Ständewesen in Österreich (Leipzig, Jurany) läßt uns interessante Blicke thun in die weiland tapfere, ehrliche, männlich selbstbewußte Zeit im Lande Österreich. Das Heft bringt uns aus dem J. 1619: der Stände des Herzogthums Österreich unter der Enns historische und diplomatische Ausführung über sämmtliche ihnen zustehende Rechte und Freiheiten; aus dem J. 1619: der gesammten österreichischen Stände offenes Manifest an alle europäische Mächte über Kaiser Ferdinand's II. widerrechtliches und gewaltthätigen Regierungsantritt und verübte grausame Verheerung der Erblände. Neben der Übersetzung dieses Stückes ist das lateinische Original beigedruckt.

— Theodor Mugge hat die Schweiz und ihre Zustände, wie er sein jüngstes Reisebuch nennt, vor dem jetzigen Conflict der Parteien geschildert. Neben manchen vagen und flüchtigen, neben manchen gleichgültig müßigen Be-

Digitized by Google

obachtungen gibt Mügge als Publicist viel gute Blicke. Schwyz, Uri, Unterwalden haben ihn in ihrer Eigenthümlichkeit lebhaft beschäftigt. Diese kleinen steilen Aristokratien, die härtesten vielleicht die es gab und gibt, strotzen noch von alten Adelsvorrechten aus der öhreichischen Zeit. Sie haben ein so zahlreiches Helotenthum wie nur je weiland Sparta. Das Bürgerbuch in den Urcantonen ist seit Jahrhunderten geschlossen. In Unterwalden z. B. haben nur die vor 1641 dort landsässig gewordenen Familien Wahlrecht und Amtsbefähigung. Die bis 1756 Angesiedelten nehmen nur Theil an unbedeutenden Wahlacten; die seitdem dort Aufgenommenen haben blos das Recht den Nachtwächter mitzuwählen. Diese stockaristokratischen Cantone sind der Feuerherd der hierarchischen Gewalt die über den größten Theil der katholischen Schweiz gebietet. Es war — sagt Mügge — nicht all-zeit so. Schwyz das jetzt die Jesuiten in seinem Schooße so warm hegt und pflegt, wies 1758 eine Stiftung von 80,000 Fl. ab welche unter der Bedingung die Gesellschaft Jesu aufzunehmen angeboten wurde. Schwyz setzte damals sogar auf die Erneuerung eines solchen Antrags eine strenge Strafe. — Über die Gerechtigkeitspflege in der Schweiz erzählt Mügge einige Anekdoten. In Appenzell sollte eine Kindesmörderin mehrere Jahre lang eingesperrt werden laut Urtel des Richters. Da der Canton aber kein leeres Gefängniß hatte, beschloß die Landesgemeinde die Arme aufzuknüpfen, eine gemüthliche Entschließung die sofort vollzogen wurde. Mügge's Schilderung der Appenzeller Rattenkammern und Untersuchungsgefängnisse gränzt fast an's Unglaubliche. — Die Posteinrichtungen sind ihm ein Gegenstand der Klage. Während Deutschland, sagt er, mit Einschluß der Post von Thurn und Taxis jetzt nur noch 13 verschiedene Postanstalten hat, gibt es noch deren 16 in der Schweiz, die sich in fiskalischer Habgier dergestalt überbieten daß das Postregal eine Million Franken abwirft, beinahe die Hälfte des Postertrags in dem achtmal stärkern Preußen. Eben so lästige Ergebnisse kleinlicher Geldgier, sagt Mügge, für Handel und Verkehr äußerst störend, sind in der Schweiz die Zölle. — Das Schulwesen ist bekanntlich unter den Schweizern in Blüthe. Es sind meist Deutsche die es pflegen und handhaben. Das Unterrichtswesen in sämmtlichen Cantonen nimmt den sechsten Theil der Staatseinnahmen in Beschlag. Zürich steuert 240,000 Schweizerfranken zur Erhaltung seiner Schulanstalten, 177,000 Fr. davon kommen allein auf den Volksunterricht. In der verrufenen Basellandschaft ist jeder Dorfschulmeister besser besoldet als viele unsere Gymnasiallehrer.

† Ein aus Italien Zurückkehrender erzählt uns von der mannhaften Stimmung dort in allen Provinzen. Sie jubeln nicht blos, sie schreien nicht blos, sie machen keine Toaste; sie drücken sich die Hände, verstehen sich mit Blicken, sie sind bereit zur That. Der kindische Italiener ist plötzlich ein Mann geworden. — Zu diesem Umschwung hat, wie unser Reisender behauptet, wesentlich eine Schrift beigetragen die dort in Aller Händen sein soll. Es ist das in Genua erschienene Buch des Marchese Dazeglio „die Ereignisse in Rimini." Dieser Mann hieß die in der Katastrophe bei Rimini verunglückten Patrioten gutes Muthes sein, ihre Strafe die die Gesetze verhängt als ein ehrenwerthes Loos tragen. Ihr hattet euch übereilt, Brüder! rief er ihnen zu, aber seid stolz auf die Ketten die Ihr dafür tragen müßt! Erst zeigt Euch im Unglück männlich, gestehet ein daß Ihr fehltet, und büßet mit Ruhe und Würde! — Ganz ungleich gewissen Polen die vor Gericht leugnen, über die Strafen wimmern, und moralisch elend genug sind nicht zu wissen daß ein freimüthig Geständniß, eine ehrliche Buße ihnen die verlorene Sympathie der Welt wieder erworben hätte. — Marchese Dazeglio ist, soviel ich weiß, aus Piemont vom Papst nach Rom berufen.

— Als Gegenstück zu der Adresse der vierzig märkischen Edelleute haben vierzig und einige märkische Bauern unter Vortritt eines Ritters an die Majestät von Preußen eine Ansprache gerichtet die uns mit Bewunderung erfüllen würde, könnten wir sie für den wirklichen Ausdruck der Bauern halten. Wir können dem Argwohn, die Heidelberger Deutsche Zeitung welche sie gebracht, sei damit mystificirt, nicht Raum geben. Aber ist die Adresse wirklich an den König gelangt, so hat man sie doch nur als das Glaubensbekenntniß des Wortführers, des Hrn. v. Holbendorf-Bietmannsdorf, zu nehmen. Und als solches ist sie wichtig genug. Sie erinnert an das Wort der Majestät, sich als Erbe einer ungeschwächten Krone frei von jeder Bevormundung zu fühlen gegebene Verheißungen in Ausführung zu bringen. Sie erinnert daran daß die ungeschwächte Krone Preußens in den Jahren 1806—1813 zum Unglück für ganz Deutschland geschwächt genug gewesen, das Volk sich aber im Namen und im Auftrag seines Königs mit seinem Blut Antheil und Berechtigung an der Herstellung des Staates erworben. Sie erinnert daran daß die Macht der Krone von der Macht des Volkes sich nicht trennen lasse. Und von dieser Wahrheit durchdrungen rief in der That der jetzige König bei seiner Thronbesteigung das Volk zur Theilnahme auf an den heiligsten Interessen.

2. Taschenbücher für 1848.

o^o Urania. Frau Therese von Bacharacht singt in der Novelle Sigismund ein altes Lied von unglücklicher Liebe. Es gehört Virtuosität dazu mit unglücklicher Liebe noch interessant zu sein. Frau Therese versteht es aber; es gelingt ihr sogar und eine Zeitlang Theilnahme einzuflößen für Sigismund und seine Ida; Entsagung und Tod ist natürlich dafür unser Loos. — Die Schwester, von Levin Schücking, ist eine Erzählung aus der Zeit der französischen Emigration in dem sauber geschnörkelten Roccocostyl, den dieser Schriftsteller mit Vorliebe und einer gewissen Grazie handhabt. Nichts ist uns aufgefallen an der glatten geläufigen Geschichte als der Titel; die Novelle könnte ebense der Bruder, oder besser noch Bruder und Schwester heißen. — Die literarisch werthvollste Gabe hat Wilibald Alexis beigesteuert mit seiner Flucht nach Amerika. Im 11. Bande des „neuen Pitaval" lesen wir eine Geschichte von den „fünf Mördern auf der Esperance." Diesen Rechtsfall hat der Autor seiner Erzählung unstreitig zu Grunde gelegt. Außer den fünf Matrosen welche den Mord an ihrem unmenschlichen Kapitän begehen, ist alles Übrige erfunden. W. Alexis besitzt ein von der Kritik viel zu gering angeschlagenes Talent, Thaten der Finsterniß in ihrer Entstehung und Entwickelung zu schildern. Er war Jurist und hat von der Tieck'schen Schule Romantik genug um Kriminalgeschichten warm zu halten. Der barocke Styl den er sich seit dem

Digitized by Google

Roland von Berlin angebildet hat, paßt hier gut zu dem nächtlichen Seestück. — Die Kriminalgeschichte: Marie Remy ist von Karl Martel, der dem Taschenbuche vor Jahren die anziehende Geschichte von der Todten in der Sanct-Annakapelle lieferte. Die kriminelle Romanlik wird jetzt „öffentlich und mündlich“; sie büßt an Schauern in geheimnißvollen Gewölben ein was sie an klarer nüchterner bürgerlicher Wirklichkeit gewinnt. Ob aber die Geschichte der Marie Remy den Sinn für Öffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren fördert, möchte die Frage sein.

— Auch in der Penelope finden wir eine Entsagungsgeschichte von Frau Therese. Ein bürgerlicher Sammtreck verließ Heimath und Liebe um nach Amerika zu wandern. Er kommt wieder, besucht seinen Freund, einen Grafen der eine Bürgerliche geheirathet hat, sie aber als eine Baronin aus Frankreich einführte. Der bürgerliche Sammtreck ist mit dem Grafen Du auf Du, findet aber in dessen Frau seine Geliebte auf die er verzichtete. Er entsagt natürlich noch einmal und verläßt das Schloß des Grafen. Wunderlicher Mensch das! sagt der Graf. Er hat Recht! sagt die Gräfin und eine Thräne fällt auf den Abschiedsbrief ihres Geliebten von ehedem. Diese Novelle heißt Ein Stillleben. Bettina schreib eine Schwebe-Religien. Therese hält die Ehe in der Schwebe. — Starklef, Joseph Rank und ein neues östreichischer Bauernnovellist, Antonin v. Wien, liefern Dorfgeschichten. Starklef hat für seine Friesen pikanten Reiz, für seine Haideburg starke, aber blos materielle Farben. Die Paar Scenen vom Lande die Rank schildert, sind in seiner kindlichen Manier, die nur leicht kindisch wird. Antonin v. Wien schildert die Liebe eines jungen Bauern zu der scheinbar anfängigen Officiers-Marie deren Zustand verdächtig ist, bis sich ergibt daß sie eine Frau ist. Die Erfindungslosigkeit der deutschen Novellisten ist beklagenswerth. Auch A. v. Sternberg hat keine Erfindung, aber er wählt seine Stoffe mit Glück. Seine neue Novelle hat Swedenborg's geheimnißvolle Gestalt zum Helden. Er führt ihn sehr geschickt ein; ein krankes Mädchen im Schlosse wird die Beute des Alchymisten. Der Anlauf zur Geschichte ist wie immer sehr glücklich; beste geschmackloser ist die Flüchtigkeit in der weitern Enthüllung. Sternberg hat schon wieder das mit eine interessante Figur verdorben. Ihm fehlt das erste Erfordernis eines Poeten; ihm fehlt der Glaube an die mögliche Wahrheit seiner Gestalten. Sein Swedenborg ergibt sich als ein alberner Taschenspieler und doch soll er uns Grauen und Schauer erwecken. — Land, Land! rufen wir, indem wir mit Vergnügen Theodor Hell's Notizen zu Julius Schnerr v. Carolsfeld's Bildniß lesen das die Penelope schmückt. Orfanella und Zeran die Armenierin sind die Bildnisse zweier weiblicher Gestalten die uns als Figuren der Wirklichkeit weit mehr interessiren als die schiefen Fictionen unserer Poeten. Möchten die Taschenbücher die Notizen die sie zu solchen Bildern geben, zu größern Skizzen ausdehnen!

— Die Iris verdient diesmal nicht blos äußerlich, der glänzenden Ausstattung wegen, unter den Taschenbüchern den Preis. Adalbert Stifter's Bildniß eröffnet eine Galerie von Stahlstichen von denen mehrere, namentlich die kleinen Virtuosen und die Tempeltrümmer, für kleine Meisterstücke des Stahlstichs gelten können. Die Iris hat sich seit Jahren die Aufgabe gestellt, uns die ganze Reihe von Stifter's Erzählungen zu liefern. Sein Prokopus wird uns Gelegenheit geben diesen Landschaftsdichter wiederholt zu besprechen. Grillparzer's novellistisches Meisterwerk, der arme Spielmann, nimmt für dies Mal unsere ganze Begeisterung in Anspruch. Wenn unser Herrgott aus Nichts die Welt schuf, so hat hier ein tiefsinniger Dichter aus Nichts eine Novelle gemacht. Aus der armseligen Einfalt eines fast blödsinnigen Stümpers der nichts erlebt als Hunger und Entsagung, und die ganze Fülle eines tiefen Seelenlebens ahnungsvoll zu erschließen, ist eine dichterische Aufgabe die um so größer ist als der Stoff nichtig scheint. Aus dem bleßen Schatten eines Menschenlebens eine wirkliche wahrhafte Gestalt zu gestalten, erfordert den Pinsel und den Farbenschmelz eines großen Künstlers. Wir sehen Grillparzer hier zum ersten Mal als einen Meister der Prosa, als einen Meister der Novelle. Wir stehen ihn an die Seite des Cervantes und Tieck. Mitten in der Bewunderung für soviel feine Form und Darstellung befällt uns freilich die Wehmuth, zu sehen wieviel zerdrückte Schmerzen, wieviel verweinte Nächte, wieviel passiver Heldenmuth der Entsagung dazu gehört, sich der blassen Melancholie einer solchen Leere des Daseins hinzugeben, in der blöden Stille dieses armseligen Musikanten ein Stück seines eignen Lebens abzusegen. In diesem Spielmann mit der ruhenden Beqnüglichkeit hat Grillparzer ein verlorenes Abbild seiner selbst, seinen Seelenbruder geschildert. Man kann über die poetische Berechtigung eines so leeren Menschenlebens streiten. „Grillparzer hat hier den Blödsinn poetisirt!“ sagt der Eine. „Er hat ein verlorenes Menschenleben mit einem Glorienschein umgeben!“ sagt ein Anderer. Jeder aber räumt ein daß die Darstellung eine künstlerisch vollendete ist. Die plastische Herausbildung der Gestalten und Scenen ist freilich sehr leise, sehr schüchtern. Aber diese Bescheidenheit bei soviel innerem Reichthum, diese Besonnenheit bei soviel Tiefe der Empfindung geht hier naturgemäß auf die Form über. Die Grazie dieser feinen Ironie sucht in Lorenz Sterne ihresgleichen. — Der Herausgeber, Graf Mailath, schildert Johann Zapolya's Königswahl und Krönung im J. 1526; Julie v. Großmann in einer Novelle eine Auswanderung nach Texas; von Walter Tesche finden wir eine historische Novelle aus dem J. 1780: der Marquis von Jamaika. An Gedichten von Seidl, Vogel, Betty Paoli u. A. ist der Almanach wie immer reich.

3. Neue Jugendschriften.

— Der Deutsche Jugendkalender, mit Holzschnitten nach Zeichnungen Dresdner Künstler, herausgegeben von Hugo Bürkner (Leipzig, Georg Wigand) ist für 1848 besonders glücklich in der Ausstattung wie in seinen literarischen Gaben. Eine neue Reihe von Vignetten ist den Monaten beigegeben, jeder Monat hat seine Gruppe und sein Lied. Die kleine Novellistik des Kalenders ist der Kinderwelt und ihren Bedürfnissen entsprechend. R. Reinick, der Malerdichter, bringt uns seine lieblichen Einfälle in der reizenden Naivität die ihm eigen ist, in Vers und Prosa, in Mährchen für die Jugend und in Liedern die Jung und Alt, auch alte Kinder, gern singen mögen. Die vier Wiegenlieder sind besonders zart und innig. Eine Reihe vortrefflicher Holzschnitte zeigt uns unter anderem einen Bauernhof mit allen seinen Scenen und Gruppen. Auch hier ist Reinick ein anmuthiger Cicerone in Versen.

— Franz Stelzhamer, dessen Dichtungen in niederösterreichischer Mundart überall begrüßt sind, hat ein Buch für die Jugend: Jugendnovellen (Pesth, Heckenast) gebracht. Die feinen Wiener Steindrücke machen das Büchlein zu einer um so willkommneren Gabe.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 20. Novbr.

Inhalt: Das literariſche Dachſtübchen. Von Hieronymus Lorm. 6. Literariſche Südfrüchte. — Erledigt. Von C. K. S. Die Landſchafter Reinhart, Koch und Kaiſermann. — Brief eines Franzoſen über Leipzig. — Aus Berlin (zwei Berichte) und Leipzig. — Zur Chronik der Gegenwart: Die Schweiz; der Papſt und die Preſſe; der Berliner Volksſchriftenverein; Droſte's Proceß; gem. deutſches Recht ꝛc.

№ 47.

Das literariſche Dachſtübchen.

Von **Hieronymus Lorm.**

6.

Literariſche Südfrüchte.

Es iſt ſehr altmodiſch Goethe's Gedicht zu citiren, wenn man von Italien ſprechen will. Aber die Seele eines armen Poeten richtet ſich ebenſowenig als ſein Leibliches nach der Mode. Einen armen Poeten der nicht in Italien geweſen, weht »das auf die Erde gefallene Stück Himmel« aus Goethe's Gedicht mächtiger, unmittelbarer an, denn aus allen darüber erſchienenen Büchern. Er athmet den Duft der Citronen und Goldorangen, er ſieht die ſtille Myrthe und den hochſtehenden Lorbeer, in feierlicher, feſtlicher Stimmung geht er im glänzenden Saal, im ſchimmernden Gemach an den Marmorbildern vorüber, freudig beſteigt er die wolkenumnebelten Berge, auf denen ſich das Maulthier den Weg ſucht, wo die Waſſer und die Felſen ſtürzen und der Drachen alte Brut wohnt. Ruft er dann ſehnſuchtsvoll »dahin! dahin!« ſo ſoll ihm das Buch eines modernen Touriſten dieſe Sehnſucht beſchwichtigen. Ein ſolches Buch hat aber oft vom Goethe'ſchen Gedicht nichts mehr als die Beſtätigung der Zeile:

„Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg.“

Aber woher dieſes bittere Gefühl, wenn ich Bücher von Italien vor mir liegen habe? Ich klopfe an meine Bruſt und geſtehe: es iſt der gelbe Neid. Doch wahrhaftig! nicht den Ruhm ſolche Bücher geſchrieben zu haben, beneide ich, ſondern das Glück ſie erlebt zu haben. Um welchen Preis ginge ich nicht nach Italien! Selbſt um den Preis früher Bernhard von Lepel's »Lieder aus Italien« noch einmal leſen zu müſſen. Kahl und nackt glotzt mich mein Stübchen an, ſchon vom Froſt des nahenden Winters beſchlichen, mein Rauch wirbelt zur Decke, ich ſehe die Spree langweilig ſpazieren fließen, ich leſe und ſchreibe deutſch und läge doch ſo gerne ſeligmüßig am reichumblühten Golf, von wärmſter Sonne geküßt, ſähe den Rauch des Veſuv wirbeln, das Meer wogen in welchem ſich Parthenope beſpiegelt, und wüßte nichts von deutſchen Büchern. Und iſt es nicht der Wunſch einige Zeit nichts von deutſchen Büchern und folglich von Deutſchland zu wiſſen, der ſo viele Deutſche jetzt auf Reiſen treibt? Und doch ſchreiben ſie ſelbſt wieder deutſche Bücher darüber.

Freilich, die Literatur muß ſich jetzt nicht minder als das Leben ſelbſt aus Deutſchland fortziehen, um nicht in der athemloſen Hetze der Tagesintereſſen mitlaufen zu müſſen. Seit auch in das heitere Reich deutſcher Kunſt und Poeſie das Orcheſter der Zeit eingedrungen mit Pauken und Trompeten und keine eigenthümliche Soloſtimme durchdringen läßt, wohin ſoll ein ſanges- und ſchöpfungsluſtiges Gemüth ſich retten als aus Deutſchland fort in fremde Länder? Das liebe Deutſchland iſt eben fleißig damit beſchäftigt ſeine künftige Geſchichte, bevor es dieſelbe noch gemacht und erlebt hat, gewiſſenhaft aufzuſchreiben; die That, das Erlebniß wird ſchon hinterher kommen. Will man noch objectiv ſchildern, plaſtiſch geſtalten, künſtleriſch wirken und vor Allem mit ruhiger Seele »ſtill und bewegt« arbeiten, ſo wähle man Stoffe, die Deutſchland ſehr ferne liegen, wie die engliſche Conſtitution oder der Zauber Italiens. Unſere Schriftſteller rufen mit Platen:

Digitized by Google

„Laß uns eilen, sei es mit dem Pilgerstab
Oder auf dem stolzen Rosse, fernehin!“

Und in der That, nicht mehr blos das stolze Roß, auch der bescheidene Pilgerstab wandert fürbaß! Nicht mehr blos Fürst Pückler, auch bürgerliche Geschöpfe thun eine Reise und können was erzählen. Und um Ruhe zu bekommen von Zeit und Gegenwart, konnten sie, bis vor kurzem noch, ein besseres Ziel wählen als Italien? Italien, eh ihm »der Sporn angeschnallt« war, als es noch wie ein rechter Stiefel in den Staub getreten wurde, hatte keine Gegenwart, nur ein vergangenes und ein zukünftiges Leben, nur den Cicerone und den Pfaffen.

Vergangenheit und Zukunft. Erinnerung und Hoffnung, melodische Saiten an der Lyra eines deutschen Gemüthes, wie schwärmerisch klangen sie, von der schönen todten Hand Italien berührt! Diese weiche Lyrik ist nun plötzlich in die ausgesprochenste politische Lyrik umgeschlagen. Die schöne Hand hat Leben bekommen; eine Briarenshand, greift sie tausendfingerig nach den Errungenschaften der Jahrhunderte, die sie so lange antheillos an sich vorübergehen ließ oder höchstens in ihrer eigenen todten Starrheit zu erdrücken versuchte. Die katholische Dreieinigkeit ist nun auch politisch verwirklicht, seit zu Papst Vater und Volk Sohn der heilige Geist getreten. Evviva Pio IX.!

Aus den Aufzeichnungen der neuesten deutschen Touristen in Italien, aus den Reisebüchern von Ernst Willkomm, Adolph Stahr und Fanny Lewald klingt noch wehmüthig klagend die jüngste Vergangenheit Italiens. Aber eben dies möchten wir daran preisen und statt ihnen vorzuwerfen oder als Mißgeschick anzurechnen daß sie die Anfänge der neuen Bewegungen nicht noch miterlebt und wiedererzählt, freuen wir uns vielmehr der ruhigen Objectivität die das noch ruhige Italien ihrer Darstellung erlaubt und somit der ungestörten poetischen Seligkeit die sie genießen und uns vermitteln. Italien wäre im jetzigen Augenblicke am wenigsten für eine Beschreibung geeignet, die über den Werth der den Tagesblättern nothwendigen Nachrichten hinausreicht. Wenn »der Werdende immer dankbar ist«, so ist doch das Werdende der undankbarste Stoff für poetische Darstellung. Damit ist jedoch keineswegs behauptet daß jene Werke an Interesse und auch an politischer Bedeutung verlieren würden weil sie an die neuesten Zustände nur durch Wünsche und höchstens ahnungsweise anknüpfen können. Vielmehr als der letzte getreue Reflex einer nun überwundenen Zeit, machen sie uns das Heil und die Nothwendigkeit der neueingetretenen um so klarer und wirken für das Verständniß der Reformen ungleich wichtiger, als es durch Räsonnements, in der Verwirrung des Momentes geschöpft, möglich wäre. Es sei hiemit den die und da lautgewordenen oberflächlichen Urtheilen widersprochen, die jenen Werken, weil sie nicht vom Jahre 1847 datirt sind, ihre Wichtigkeit und Bedeutung ableugnen wollen.

Aus meinem engen Stübchen heraus über diese weiten Reisen kritisch zu Gerichte gehn, kommt mir nicht in den Sinn. Ich kann nur erzählen wie mir Italien im Prisma der verschiedenen Anschauungen Anderer gefallen hat und kann von meinen Eindrücken um so unparteiischer sprechen als ich leider keine eigenen Erfahrungen über Italien machte, die mit jenen Anschauungen in Conflict gerathen könnten. Gewiß zählen jene Autoren am liebsten auf Leser die Italien nicht gesehn, denn in Deutschland schreibt sich Jeder über das was er kennen gelernt selbst sein Buch, und glücklich, wenn es nicht über Dinge geschieht die er nicht kennen gelernt hat.

Die drei Werke sind nach Form und Anschauungsweise grundverschieden und begegnen sich doch in der gemeinsamen wohlwollenden Rücksichtsnahme für die nothwendigen Eigenthümlichkeiten von fremdem Volk und Land. Das viele Reisen hat endlich reifen gelehrt, man legt nicht mehr den beschränkten Maßstab seiner eigenen Vorurtheile und Gewohnheiten an, man reist nicht mehr mit dem vorgefaßten Entschluß es zu Hause am besten zu finden. Zugleich werden in den drei Werken die Leiden und Freuden, die Gestalten und Gruppen des Volkes mehr oder minder zum Mittelpunkt gemacht. Nach der Kunst und dem Verständniß jedoch, womit dies geschieht, sind die drei Werke streng von einander zu sondern.

Ernst Willkomm's »italienische Nächte«*) haben trotz dieses nach Oleander und Violen duftenden und nach dem Wetzen von Banditendolchen lautenden Titels durchaus nichts Schwärmerisches oder Verzweifeltes an sich, vielmehr wollte mir bei deren Lectüre Lenau's heitere »Studentenreise« nicht aus dem Sinne:

„Wir hatten im Sacke nur wenig Geld,
Doch fröhlich wogte das goldene Feld
In lustigen Sommerwinden,
Das Übrige würde sich finden!“

In der That, das Buch macht den Eindruck als ob ein flotter Student Italien auf einer Ferienreise im Fluge besuchte. Die Schnelligkeit womit er sieht, läßt

*) Leipzig, Friedrich Fleischer. 2 Bde. 1847.

Digitized by Google

ihn nicht zu Betrachtungen kommen über das Geſehene. Dafür wird uns Alles in unmittelbarſter Natürlichkeit dargeſtellt, wie es ſich dem erſten Blick des Autors aufdrängt; man fühlt wohl, dies iſt kein künſtleriſches Porträt, aber es hat für den Leſer der Italien nicht ſelbſt geſehen, das hochzuſchätzende Verdienſt ein treues Daguerreotyp zu ſein. Will das materielle Conterfei nicht überall und aller Orten Genüge thun, läßt es zuweilen eine höhere Auffaſſung vermiſſen, ſo iſt es doch vollkommen am Platze und von großer Wirkung wo es Volksſcenen recht aus dem Volke heraus abſpiegelt. Dann hat Willkomm vor ſeinen Reiſecollegen den Vorzug der Treue und Unabſichtlichkeit. Er ſagt uns nicht im voraus, jetzt werde ich volksthümlich ſein, er ſucht nicht mit ſaurer Mühe den untern Ständen, dem Straßenleben der Maſſe die humoriſtiſche Seite abzugewinnen, er hat ſelbſt ein ächt volksthümliches Herz, leicht empfänglich für kindiſchen Scherz und kindlichen Humor und mit dem ſchnellſten Verſtändniß begabt für das heilige Lachen des Volkes. Man leſe ſeine Schilderung der Seekrankheit, ſeine Scenen und Dialoge mit Vetturinos und Lazaronis, ſeine Beſchreibung des neapolitaniſchen Höllenlärms u. ſ. w. und man wird italieniſches Jauchzen verſtehen lernen und mitjauchzen. Das Buch läßt uns Italien ſehen wie durch eine gewöhnliche klare Fenſterſcheibe, von keinem ſubjectiven Hauch getrübt, und fehlt der zierliche Schliff, ſo erſpart dies um ſo gewiſſer täuſchende Lichtbrechungen und unrichtige Farben. Das materielle Italien lebt und webt darin und durch die getreue Kenntniß des Bodens, die man daraus ſchöpft, wird es für den der dieſen Boden nicht ſelbſt bereiſte, die paſſendſte Vorbereitung auf das vollendete Kunſtwerk von Adolph Stahr: »Ein Jahr in Italien«*).

Es iſt ſehr gleichgültig daß zufällig Italien der Stoff dieſes Buches iſt und ob man das Land aus Autopſie kennt oder nicht, hat keinen Einfluß auf den Genuß den das Werk bietet und beſtimmt ſeinen Werth nicht. Der Werth liegt in der Perſönlichkeit des Autors, in einer derart geläuterten Subjectivität, daß ſie uns ſelbſt wie ein plaſtiſches helleniſches Kunſtwerk anſpricht. Welcher Stoff immer durch das Medium dieſes Geiſtes ginge, er müßte, davon beſeelt, die höchſte künſtleriſche Bedeutung erhalten. Da aber der Stoff nun einmal Italien iſt, durch ſeine ſinnlich wahrnehmbare Göttlichkeit gewiß der würdigſte, in ſolcher Anſchauung auch geiſtig vergöttlicht zu werden, ſo iſt es rathſam ſich durch materielle Schilderungen Italiens erſt auf Stahr's Buch vorzubereiten, um ihm in ſeinen Entwicklungen und Darlegungen mit mehr Bewußtſein und Verſtändniß folgen zu können. Nicht der neugierige Blick des Unerfahrenen der geblendet und betäubt in die überraſchende Welt der italieniſchen Natur- und Kunſtparadieſe ſchaut, ſtarrt uns aus dieſen Blättern an. Überall vielmehr bekommen die Gegenſtände erſt von dieſem gebildeten Auge das blendende Licht in welchem ſie uns erſcheinen. Nichts trifft dieſen Geiſt unvorbereitet. Genährt von allen claſſiſchen und modernen Bildungselementen die in ihm nicht trocken aufgehäuft liegen, die ſchon ſein eigenes ſelbſtändig fließendes Blut geworden, gibt es keine Wunder für ihn; er hat nichts Neues mehr zu lernen, er hat ſich nur zu erinnern. Dies gilt nicht blos wenn er den Erſcheinungen der Kunſt und der großen hiſtoriſchen Vergangenheit gegenüber ſteht, auch die Schönheit die in dem glückſeligen Lande dem ſcheinbar Unbedeutendſten und Alltäglichſten innewohnt, das Leben der lauten Straßen und der ſchweigenden Natur verlangt vom Beſchauer eine durch Bildung entwickelte Empfänglichkeit. Adolph Stahr bringt ſie als Ausſteuer mit nach Italien und ſo wird er der Reize des Landes theilhaftig wie Wenige. Dieſer tiefdurchgebildete Geiſt hat keine Schwerfälligkeit an ſich haften und erſcheint im Gewande vornehmer Lieblichkeit. Was dem Buche jedoch insbeſondere touriſtiſchen Werth verleiht, iſt das überall wahrnehmbare ruhige Verweilen. Nirgends die Haſt und Hetze wodurch andere Reiſebücher ſo unerquicklich werden, wenn man den Verfaſſern anmerkt daß ſie auf Reiſen, in der Fremde, mit einem Wort: daß ſie in Italien nicht zu Hauſe ſind. Die ſelbſtbewußte Beherrſchung, das friedliche Drüberſchweben in der geiſtigen Erſcheinung Adolph Stahr's, verräth ſich in der Art und Weiſe wie er ſich äußerlich darſtellt als eine gewiſſe ſüdliche Tägheit, die in Italien ſehr wohl anſteht. Er verläßt einen Ort nicht eher als bis wir mit ihm überzeugt ſind daß es vernünftiger iſt weiterzureiſen; er erſchöpft das Dargebotene durch ſinnige Beſchaulichkeit ohne durch die längere Betrachtung zu ermüden. Dieſelbe enthüllt uns vielmehr allmälig ein ganzes Bild von ſelbſtändiger Bildung, und ſo wird z. B. ſeine Villegiatur, abgeſehen vom Werth den ſie durch Sitten- und Localſchilderungen hat und blos vom äſthetiſchen Standpunkt betrachtet zu einer der reizendſten idylliſchen Schöpfungen in der deutſchen Literatur. — Ich hätte noch viel von dieſem Buche zu erzählen, aber ich weiß daß die Menſchennatur langes

*) Oldenburg, Schulze. Erſter Band. 1847.

Digitized by Google

Loben nicht verträgt; ſo will ich denn meinen Leſern das Lob durch Kürze um ſo eindringlicher machen. Es wäre ein trauriges Zeichen für den heutigen Geſchmack des Publikums, wenn Adolph Stahr's »Ein Jahr in Italien« nicht bald zu den geleſenſten Werken der Gegenwart gehörte.

Wenn ich nun erkläre daß ich Fanny Lewald's »Italieniſches Bilderbuch«*) nach der Lectüre des Werkes von Stahr noch immer mit wahrhaftem Vergnügen geleſen, ſo möchte ich damit bezeichnen daß die beiden Werke eben gar nicht mit einander zu vergleichen ſind; grundverſchieden, ſind ſie ſich nicht einmal inſofern ähnlich daß man zwiſchen ihnen ſich auf einander beziehende Unähnlichkeiten herausfinden könnte. Fanny Lewald, ſoweit ſie aus ihren bisherigen Leiſtungen als ſchriftſtelleriſche Erſcheinung erkennbar wird, iſt wohlwollend, ſanft und von edler Weiblichkeit. Sie iſt eben deshalb Verfaſſerin der »Diogena« und ich möchte hiemit den in der »Europa« lautgewordenen Vermuthungen entſchieden entgegentreten, als ob der »Philologe Adolph Stahr« an der Abfaſſung der »Diogena« betheiligt wäre und als ob die edle Weichheit in »Jenny« und »Clementine« und die ſatyriſche Härte in »Diogena« nicht dem Geiſte derſelben Verfaſſerin zugeſchrieben werden könnten. Was das Philologiſche betrifft, ſo ſind die Romane der Hahn-Hahn leider keine Manuſcripte aus dem 11. Jahrhundert, ſondern wir finden ſie, Gott ſei's geklagt, im Jahre 1847 auf unſern Leſetiſchen; es bedarf daher keines philologiſchen Auges, um ſie zu entziffern und zu excerpiren. Die Verſchiedenheit aber zwiſchen den frühern Werken der Lewald und ihrer »Diogena« entſpringt aus einem und demſelben Charakter verſtändiger Einſicht. Hat ſich dieſelbe früher beiſtimmend den edelſten Richtungen der Zeit zugewandt wie in »Jenny«, ſo liegt es nur in ihrem Weſen daß ſie ſich, wie dies in »Diogena« geſchieht, falſchen und unverſtändigen Richtungen vernichtend gegenüberſtelle. Die innere Berechtigung dazu hat Jeder der ſie fühlt, die äußere Berechtigung dazu fand Fanny Lewald in ihrem Talente, das ſich affirmirend wie negirend zu gleich glücklichem Ausdrucke bringt.

Mit demſelben geſinnungsvollen und durch die urſprüngliche Poeſie des Weibes vor Nüchternheit bewahrten Verſtand, der in der »Diogena« dem nervöſen und hyſteriſchen Nobelthum in der Literatur ein Ende macht, werden im »italieniſchen Bilderbuche« Land, Volk und Kunſt beurtheilt. Es ſteht der freien Königsbergerin, der Landsmännin Johann Jakobi's, wohl an, ihre Sympathien für alle liberalen Regungen des Momentes bei jeder ungeſuchten Gelegenheit hervorbrechen zu laſſen. Allein gerade in ſolchen Fällen iſt es mißlich, wenn ſich das weibliche Geſchlecht des Autors verräth. Dem Weibe gereicht es zur Ehre, dem Schriftſteller ſchadet es: vom Gefühle ſtatt vom Denkproceß zum Räſonnement hingeriſſen zu werden. Denn Gefühle kennen keine Logik und ſind widerſprechend. Es zeigt ſich dies recht auffallend, wenn uns die Verfaſſerin im 2. Band Seite 125 erzählt, wie einer von den in Rom auf der Straße arbeitenden Züchtlingen ſein hartes Brot mit einem Hund und einem Bettelknaben theilte, und von dieſem Zug tief erſchüttert hinzuſetzt: »Es konnte nichts ſchlagender gegen das einſame Gefängniß ſprechen. Kein Gedanke an Gott, kein Bereuen des begangenen Verbrechens wird der Seele je ſo förderlich ſein, als wenn in ihr durch die friſche Berührung mit dem Leben eine Blüthe der Menſchlichkeit hervorgezaubert wird.« Allein ſchon Seite 127 hat ſie, ohne daran zu denken, ihre Anſicht wieder geändert, denn ein dem vorigen widerſprechendes Gefühl treibt ſie nach dem unerträglichen Anblick der über die Straßen geführten Verbrecher, zu der Äußerung: »Nichtet öffentlich und laßt den Gerichteten ſtill ſein ſchamhaftes Antlitz in der Einſamkeit verbergen!« Dieſes Beiſpiel mag den Maßſtab geben für den Werth der übrigen ſocialen und politiſchen Anklänge in dieſem Buche.

Dem Katholicismus ſteht die Verfaſſerin zuweilen mit allzu proteſtantiſchem Bewußtſein gegenüber und holt ſich aus dem Gefühl ihrer friſchen, freien Lebensluſt, ihrer edlen Freude an Licht und Bewegung und an ungehemmter Entwicklung des Menſchengeiſtes ein mitunter viel zu ſchonungsloſes Recht zur Verdammung. Schonungslos und grauſam, weil unnütz; denn die Verdammniß des Katholicismus wird nur dann die Wirkung der Wahrheit haben wenn ſie vom Katholiken ſelbſt ausgeht. Wer ſich von vornherein zum Katholicismus als fremd und ausgeſchloſſen verhält, der trifft ihn nicht mit ſeinen Pfeilen; er kann nur durch die That verurtheilt werden, die Vernichtung kann nur von Jenem ausgehen der ihn erſt in ſeinem Gefühle hegte um ihn dann in ſeinem Geiſt zu überwinden und als todte Form von ſich abzuſtreifen.

Ich thue mir nicht wenig auf die Mühe zu Gute, mit der ich dieſe Gebrechen des Buches herausklaubte. Die Mühe aber beweiſt eben daß die Gebrechen nicht

*) Berlin, Alexander Duncker. 2 Bde. 1847.

Digitized by Google

hervorragend genug ſind um den Eindruck zu ſtören den das ſonſt ſo freundliche und unterhaltende Buch auf keinen Leſer verfehlen wird. Ein kindlicher Sinn, ein naives Ergötzen an den unſchuldigen Äußerungen des Natur- und Volkslebens ſpricht uns gleich Anfangs traut und gewinnend an. — Wir überſteigen mit der Verfaſſerin den Simplon und nehmen den erſten längern Aufenthalt in Mailand. Sie zeigt uns mit weiblichem Verſtändniß für reizende Einzelheiten den Dom, die Scala, den Corſo und ein Volksfeſt in der Arena. Wahrhaft in Italien fühlen wir uns mit ihr erſt wo die öſtreichiſche Herrſchaft nicht mehr hinreicht, in Genua, von dem ſie übrigens mit beſonderer Vorliebe erzählt. In Florenz ſpricht ſie geiſtreich und mit gerechtfertigter Satyre von der Unſelbſtändigkeit mit der die meiſten Reiſenden Kunſtwerke nach hergebrachten Traditionen bewundern. Anſchaulich ſchildert ſie in der »Tribuna« die beiden berühmten Werke der Sculptur: den ſterbenden Fechter und den Schleifſchleifer, und wahr, ſchön und tief ergreifend iſt die Bedeutung die ſie in den geiſtigen Ausdruck dieſer Kunſtwerke legt. Die ganze Kraft ihres Darſtellungstalentes überträgt ſie natürlich auf die ewige Stadt. Die Bilder aus Rom, ſo viele es deren gibt, werden in ihrer Zeichnung von beſonderer Anmuth, und mit frauenhafter Geſchicklichkeit weiß ſie aus ſcheinbar unbedeutenden Erlebniſſen und Begegnungen dieſelben wichtigen Reſultate zu ziehen die ſich einem männlichen Auge erſt in der Betrachtung des Großen und Allgemeinen aufdrängen. Auch Neapel und Sicilien hat die Glückliche geſehen und über Bologna und Venedig kehrt ſie, die Unglückliche, nach Deutſchland zurück. Sie hat uns während des ganzen Buches, das im zweiten Theile, der überhaupt der werthvollere iſt, auch novelliſtiſche Anziehungskraft übt, die Sehnſucht nach Italien verſtehen gelehrt, mit der ſie am Schluſſe ruft: a revedere!

Winterlich frühe Dämmerung iſt eingebrochen während ich dieſes ſchrieb, und mit verdoppelter Sehnſucht denke ich an den Süden. Werde ich jemals Italien ſehen? Ich ſtiefmütterlich bedachter Jünger der Muſen verlange keine andere Gunſt von ihnen und will ihnen dafür aus Dankbarkeit gerne geloben, ſie durch kein Werk über Italien zu beleidigen.

Erlebtes. Von E. K.

5. Die Landſchafter Reinhart, Koch und Kaiſermann.

Heinrich Stieglitz hat ſich während ſeines Aufenthalts in Rom im Laufe des Sommers mit Anordnung von Maler Reinhart's ſchriftlichem Nachlaß beſchäftigt, und verſprochen denſelben als Anhang zur Biographie ſeines am 8. Juni verewigten Freundes in Bälde zu veröffentlichen. Hierdurch geht früher als man zu hoffen wagte, und durch den rechten Mann der Wunſch gewiß ſehr Vieler in Erfüllung, der ſich auch mir bei der erſten Kunde von Reinhart's Tod aufdrängte: der Wunſch nämlich, es möchte einer oder der andere deutſche Künſtler, ein noch in Rom lebender oder bereits wieder im Vaterland angeſiedelter, ſeinen Mund aufthun, aus mehrjähriger Bekanntſchaft und Befreundung und des berühmten Landsmannes Künſtlerthum und Weſen zu ſchildern. Reinhart war nicht nur Künſtler in vorzüglichem Grade und als ſolcher das Haupt der deutſchen Landſchafterſchule in Rom, ſondern auch ein wiſſenſchaftlich und claſſiſch gebildeter Kopf. Bekannt iſt ſein mit Sickler in den J. 1810 f. herausgegebener »Almanach aus Rom für Künſtler und Freunde der bildenden Kunſt und claſſiſchen Literatur.« Im J. 1761 auf einer Landpfarre in der Gegend von Hof geboren, beſuchte er das Baireuther Gymnaſium und ſeit 1778 die Univerſität Leipzig. Dem Studium der Theologie durch Oeſer's Einfluß und Leiſtung entfremdet, wandte er ſich nach Dresden, wo Akademie und Gemäldegalerie ſein künſtleriſches Streben entſcheidner förderten. Hier unterſtützte ihn der Herzog Georg von Meiningen, der ihn erkannte und zur Ausführung mehrerer Arbeiten an ſeinen Hof zog. Die Reiſe nach Rom trat er 1789 an, auf Veranlaſſung ſeines Landesherrn, des Markgrafen von Ansbach-Baireuth. In Rom fand er in einem Alter, worin das Lebensſchiff der meiſten Sterblichen noch weit vom Ankerplatze iſt, für ſich und ſeine Künſtlerlaufbahn eine bleibende Stätte, beinahe 60 Jahre hindurch einen Familienkreis, eine Fülle von Gönnern, Freunden, Schülern und Bewunderern, wie ſich ihrer auch bei langer Lebensdauer nur die Wenigſten rühmen können. — Die Biographie verheißt demnach ein ſchönes und reiches Lebensbild, gezeichnet an der Stätte ſeines Wirkens, während die handſchriftliche Hinterlaſſenſchaft, der Ankündigung zufolge, Auf-

Digitized by Google

ſätze mehrfachen Inhalts, Aphorismen und Notizen über Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, das Tagebuch der italieniſchen Reiſe, ferner eine Auswahl ausgezeichneter Gedichte aus der Zeit wo Reinhart mit Schiller in Verbindung ſtand, darunter Epigramme von Käſtneriſchem Gepräge, endlich wohl auch eine Anzahl Briefe noch lebender oder bereits verſtorbener Notabilitäten beiſteuern wird.

Bis Heinrich Stieglitz ſein Verſprechen in Erfüllung bringt, lege ich in dieſer Reihenfolge meiner Erlebniſſe nieder was aus perſönlicher Begegnung mit Reinhart und nächſt ihm mit Joſeph Koch und Kaiſermann, die ſich füglich mit ihm zu Einer Gruppe vereinigen laſſen, mein Gedächtniß bewahrt hat, unbeſorgt daß die Leſer, die in dieſen Blättern Aufſchlüſſe zu finden gewohnt und berechtigt ſind, in den nachſtehenden Zeilen wenig mehr als ſorgſam aufgeleſene Körnlein aus der Ährenleſe der Erinnerung gewahren dürften. Es ſind ſeit meinem Aufenthalt in Rom und der Bekanntſchaft mit jenen Altmeiſtern der deutſchen Landſchaftsmalerei volle 23 Jahre abgelaufen, noch aber ſteht ihr Bild treu und friſch vor meiner Seele. Reinhart und Koch gehören als Häupter einer eigenen Schule nothwendig zuſammen. Zu dieſer Schule zählen auch v. Rhoden, Reinhold und Steinkopf. Der Letztgenannte allein iſt mir weder an Perſon noch durch eine ſeiner Leiſtungen bekannt geworden*). Der Charakter dieſer Schule iſt ſorgfältigſte, darum nicht aber ſclaviſche, zur gemeinen Wirklichkeit werdende Naturdarſtellung, wie dieſe vor Zeiten im hiſtoriſchen Fache von Caravaggio und Spagnoletto erſtrebt worden war. Ihre Nachahmung der Natur oder vielmehr des Naturcharakters war freie Compoſition, veredelt durch die Idee, während hinwiederum die Natur diente die Idee zu heben und zu bewahrheiten. War ſo auf einer Seite das Streben dieſer Schule von poetiſcher und idealer Art, ſo beruhte es nothwendig andererſeits auf gründlichem Studium der Natur, wobei auch die Einwirkung der anerkannteſten Meiſter im Landſchaftsfache, wie des Nic. Pouſſin und Claude Lorrain nicht ausgeſchloſſen blieb. Wirklich erkennt man auch in manchen von Reinhart's Bildern Beider (man ſagt auch Swanevelt's) Geiſt und Schönheit. Reinhart's und Koch's Naturſtudium trug als Frucht die gleiche Auffaſſung und Behandlung. Unterſchieden aber waren ſie von einander wie der Gang und die Verſchiedenheit ihrer Lebensverhältniſſe es mit ſich brachte, wie die Natur ſelbſt es war, der ſie ihre Stoffe entnahmen; unterſchieden von einander waren ſie darin daß jener ſich in die Welt des Südens eingelebt hatte, in Roms Campagna und den ihren Horizont umgürtenden Bergen zu Hauſe war wie auf ſeiner Künſtlerwerkſtatt, Koch dagegen fort und fort in den Jugenderinnerungen an die Gebirgswelt ſeiner Heimath ſchwelgte, aus ihr auch ſeine meiſten landſchaftlichen Compoſitionen entlehnte. Meiſterlich verſtand Koch dabei die Perſpective zu behandeln und Einheit des Gedankens feſtzuhalten. Mit ergreifender Wahrheit iſt z. B. die Natur der Alpen im Fall des Schmadribaches in der Schweiz, von Koch dargeſtellt, welches Bild auf der Münchener Ausſtellung von 1829 allgemeine Bewunderung erregte. Reinhart belebt den Vorgrund ſeiner Landſchaftsbilder gern mit mythologiſcher oder allegoriſcher Staffage, was zwar aus ſeiner poetiſchen Eigenthümlichkeit erklärlich wird, indeß nicht ſelten dem reinen Charakter der Gattung Eintrag thut. So auf dem zu gleicher Zeit in München ausgeſtellten Bilde; ein von hohen Felſen umgebener Quell, woraus auf Jupiter's Befehl, den ein herabſchwebender Adler überbringt, Pſyche den Becher zu füllen im Begriff iſt*). So auch in ſeinem letzten für den König Ludwig gemalten Bilde: die Entdekkung der korinthiſchen Säulenform in ſinniger Verbindung mit einer ſüdlichen Landſchaft — auch dieſes Bild mithin weniger Landſchaft als ein Gedicht in Farben, wie ich nach dem Gehörten glauben muß. Seiner Zeichnungen in Sepia und Kreide oder Aquarell, ſeiner Radirungen ſei nur im Vorbeigehen gedacht: ſie ſind den Kunſtfreunden aus eigner Anſchauung und nicht blos dem großen Rufe nach bekannt, den ſie Reinhart in und außer Italien verſchafften. Alle ſeine Werke trugen in Erfindung ſowohl als in Auffaſſung und Zeichnung das Gepräge der Großartigkeit, und ihr Styl erhob ſich öfters bis zur Hiſtorie. Daſſelbe Streben, Geſchichts- und Landſchaftsmalerei zu verbinden, iſt auch bei Koch bemerkbar. Die Technik ihrer Schule anlan-

*) Der fleißige Rhoden arbeitete mit der ſcrupulöſeſten Genauigkeit im Detail. In Wahrheit konnte man nichts Ausgeführteres ſehen als ſeine Baumgruppen. Dieſe ſcheinbar übertriebene Genauigkeit beliebten manche der jüngern Künſtler „Biſſeln" zu benennen. Dehme hatte kaum erſt ſeine Laufbahn begonnen, darauf aber ſo reißende Fortſchritte gemacht daß noch im J. 1824 ſeine zur Dresdner Ausſtellung eingeſandte „Bedute vom Kloſter Camaldoli" an Herrn v. Quandt einen begeiſterten Lobredner fand. S. Artiſt. Notizenbl. z. Abdztg. 1824. 17 f.

*) Schorn bezeichnete meines Erinnerns dieſes Gemälde im Tüb. Kunſtblatt als eine „künſtliche Gartenanlage" und ſprach ihm den Landſchaftscharakter ab, wofür er heißende Erwiderungen von Rom aus zu hören bekam.

Digitized by Google

gend, war deren charakteriſtiſches Merkmal zugleich ſtreng correcte Zeichnung und ungemeine Kraft in der Farbengebung. So Reinhart, ſo Koch, nur daß Letzterer Reinhart's Farbenelegang nicht erreichte. Auf dieſes Mehr und Minder hatte wohl gleichfalls die Verſchiedenheit der von ihnen dargeſtellten Natur den nächſten Einfluß; indeß gehörte ein kühles Kennerurtheil dazu, um in der Farbenpracht und Friſche womit Koch auftrug den etwaigen Mangel jener Elegang, die Reinhart's keckem und ſicherem Pinſel zu Gebote ſtand, bemerken zu laſſen. Von Reinhart ſah ich in Rom nur Fertiges, von Koch nur Unvollendetes, woran er eben noch arbeitete: folglich iſt in dieſem Betrachte mein Urtheil nicht ſelbſtändig genug.

Beider Landſchaften ſind in die öffentlichen und Privatſammlungen des In- und Auslandes übergegangen, ſo daß ſich Jedermann leicht aus eigner Anſchauung ein Urtheil über ihren Künſtlerwerth bilden kann. Geſucht wurden ihre Bilder weit und breit, und theuer bezahlt. Namentlich ließ ſich Reinhart die ſeinigen nach Verdienſt honoriren, und Kniep in Neapel, Goethe's Reiſegefährte durch Sicilien, geſtand mir ſeufzend daß er nicht wagen würde gleich hohe Preiſe zu ſtellen, daß jedoch auch Reinhart bei dem Mindergebot eines fligzen Ausländers eine ſehr vernehmliche Sprache führen würde. Eine ſolche zu führen, danach ſah der Mann überhaupt aus. Aus ſelbſtgemachter Erfahrung kann ich's bezeugen, nach der Art wie er einſtmals als wir auf der Straße zuſammen ſprachen, einen mit ſeiner Büchſe bettelnd herantretenden Mönch als privilegirten Faullenzer abfertigte. Weit ärger machte er's dem ungezogenen Lord Briſtol, wie uns Seume im Spaziergang erzählt. Der Dichter der dem Übermuthe keine Conceſſionen zu machen Luſt hat, beſitzt ein gutes Mittel, der Maler ein noch wirkſameres den Hohn der Weltleute zu züchtigen. Dieſes ergriff auch Reinhart und rächte ſich als „homme de génie", wie der Brite ſelbſt geſtehen mußte, als er von der Caricatur vernahm. Übrigens ſcheint es daß von Zeit zu Zeit ein importuner Lord ſich ermächtigt glaubt der öffentlichen Meinung in Rom ſo oder ſo in's Geſicht zu ſchlagen: wie damals Lord Briſtol, ſo heutigen Tags ein Lord Ward. Reinhart's Äußeres, nur ſo obenhin geſehen, verſprach nicht den genialen Menſchen der er war: ſeine Züge waren nichts weniger als fein, unpolirt ſeine Manieren und Sprache. Nicht feiner in Thun und Weſen war ſein College Joſeph Koch, gleichfalls ein homo incomtus, ſchlicht und geradezu, dabei poſſierlich und ſeine tiroler Heimath in keiner Art verleugnend. Das gleiche deutſche Vaterland, gleiche Kunſtrichtung, Gleichheit des Alters, Sympathie der Gewohnheit, wenn auch nicht einerlei Glaubensbekenntniß, machten ſie auch ſonſt zu einem Paar. Und wie Gleich und Gleich ſich gern geſellt, wohnten auch die Zwei zuſammen auf dem Quirinal, in demſelben Eckhaus an der Strada pia und den Quattro Fontane, in demſelben Geſchoß. Die Thüren zu ihrer Werkſtatt ſtanden ſich entgegen. Je nachdem man rechts oder links eintrat, ſah man dort in Reinhart's Arbeitszimmer ein oder etliche Jagdſtücke aus dem Leben gegriffen; ihn ſelber traf man ſelten, ich niemals vor der Staffelei: denn als ein leidenſchaftlicher Waidmann ſtreifte er tagelang in den Bergen oder auf der Campagna umher, wo ſich mit ihm zu Befriedigung gleicher Luſt, die ja unter den »nobles Paſſionen« zählt, ſeit Jahren eine Anzahl Waidgeſellen aus den Nobili der Stadt zuſammengefunden hatten, keineswegs ſich ſchämend mit dem Mann von Künſtlerruf und Intelligenz zu fraterniſiren, der außerdem noch als ein heiterer, witziger, gemüthlicher Kumpan beliebt war. Mit dem Gewehr auf dem Rükken ſah ich ſelbſt ihn zur Porta pia hinaus dem Stelldichein zuwandern. Von ſolchen Ausflügen aber brachte Reinhart, wenn's erlaubt iſt ſo zu ſagen, einen Mikrokosmus von Motiven und Studien heim, wovon ich mancherlei Proben ſah. Nächſtdem ſtählte die Bewegung in freier Luft ſeine von Haus aus kernfeſte Natur, ſo daß ſie es nahe bis zu drei gewöhnlichen Menſchenaltern brachte. An Lebensausdauer that es ihm ſonach der emſiger pinſelnde Nachbar und College nicht weit. Reinhart war um faſt ſieben Jahre älter als der 1768 zu Obergiebeln im Lechthal geborne Koch, und überlebte ihn um mehr als acht Jahre. Koch ſtarb am 12. Jan. 1839. Von der Heerde weg dem Kunſtdrange folgend und in Augsburg, Straßburg, Stuttgart vorgebildet, kam er 1794 nach Rom, lebte ſpäter an mehreren Orten Deutſchlands, beſonders in Wien, und kehrte 1808 mit ſeiner Familie für immer nach Rom zurück. Mit dem »Anton Koch« der Laube'ſchen Karlsſchüler hatte er nichts gemein als daß auch er ein Zögling der Karlsakademie war, in der Zeit nehmlich wo Schiller ihr ſeit mehreren Jahren nicht mehr angehörte*). Ich war ihm durch einen ſeiner Baſeler Freun-

*) Was mag den Verfaſſer der „Karlsſchüler" berechtigt haben uns den Tiroler Joſeph Anton Koch ſo vorzuführen wie es im Drama geſchieht? Ich habe in Nagler's Künſtlerlexikon nachgeſchlagen. Dort ſteht daß Koch im J. 1782 in die Karlsſchule kam und daſelbſt ſieben Jahre blieb; nichts von einem Entweichen, natürlich auch nichts von einem Ver-

Digitized by Google

de angelegentlich empfohlen, wurde daher auch in den Kreis ſeiner Familie eingeführt. Von Reinhart's Familie ſah ich Niemanden, nicht einmal ſeine als Modell von Schönheit geprieſene Tochter. Ein drolliger Anblick war der Stubenhocker, wie gewöhnlich mit dampfendem Pfeifenſtutz im linken Mundwinkel vor der Staffelei ſitzend, malend, ſchmauchend und mit lebhafter Mimik plaudernd, alles zu gleicher Zeit. Zeichnungen nach Dante lagen zerſtreut um ihn her. Wie der oben erwähnte Chriſtoph Heinrich Kniep aus Hildesheim Bibel, Meſſiade und Goethe's Fauſt, außerdem nichts von Büchern um ſich liegen hatte, ſo nährte und befruchtete ſich Koch's Phantaſie durch das ſtete Leſen des Dante. Bekannt iſt daß er in der Villa Maſſimi auf dem lateraniſchen Hügel die Seitenwände der Dante-Abtheilung, worin Philipp Veith nur die Decke vollendet, mit Darſtellungen al Freſco aus dem purgatorio und inferno ſchmückte: ein Werk übrigens das meines Wiſſens erſt der Böhme Joſeph Führich nebſt Schnorr und Overbeck zu Ende führte. Ohne ſeinen erfinderiſchen Geiſt zu benachtheiligen, war es nächſt dem Anſchaun einer großen Natur offenbar der Einfluß ſeines Dichters, dem er die poetiſch geniale Weiſe der Auffaſſung, die Großartigkeit ſeiner Ausführungen verdankte. Die Natur der Tiroler- und Schweizeralpen in ihrer ſchauerlichen Erhabenheit erſchien auf ſeiner Leinwand ſo getreu als ein Conterfei ſie geben kann. Sein Urtheil über italieniſche Reiſeliteratur war ſehr herbe, namentlich das über weibliche Touriſten, und mitunter aus offenbarer Unkenntniß ungerecht. Er ließ nur Volkmann, Stolberg und Goethe Gerechtigkeit angedeihen; Kephalides, den ich ihm rühmte, kannte er nicht. Noch feindlicher war er gleich Reinhart den Kunſtkritikern, die ihm nur in's Blaue hinein zu räſonniren ſchienen. Die »Moderne Kunſtchronik oder die Rumfordſche Suppe, gekocht von J. Koch 1834« iſt ein Beleg dazu. Nirgends zeichnete er ſich beſſer als Menſchen wie er war, derb und geſalzen, in guter und übler Laune. Ich meinerſeits fand herzliches Entgegenkommen bei ihm, und da ich kam um zu lernen und nichts mitbrachte als unverdorbenen Naturſinn, ſo war ich ihm ein willkommener Gaſt.

Ich breche von Koch ab, zu einem dritten Kunſtgenoſſen übergehend, der zu den Vorgenannten im Gegenſatz ſteht. Über Kaſtermann iſt Nagler's Künſtlerlexikon völlig ſtumm. Mit wie großem Unrecht, erwäge wer da weiß daß Kaiſermann in damaliger Zeit und eine lange Reihe von Jahren hindurch ein ſehr gefeierter und geſuchter Landſchafter war, daß von einer gewiſſen Frühſtunde an der Beſuch von Lords, Marquis und faſhionablen Fremden jeder Art, inſonderheit der weiblichen Clitie, ſelten bei ihm abriß. Seine Bilder fanden reißenden Abgang, zumeiſt nach Frankreich und England; ob ihrer nach Deutſchland gekommen, vermag ich nicht zu ſagen. Die deutſchen Künſtler in Rom hatte er ſammt und ſonders zu Antipoden. Kaiſermann war kein Deutſcher, ſondern Vaudois und in Lauſanne zu Hauſe. Von la Sarraz lauteten meine Empfehlungen an ihn. Nicht Kaiſermann der Maler war ihnen anſtößig und zuwider: den ließen ſie gewähren und mußten es wohl, ſondern des Mannes maßloſe Eitelkeit, womit er, hieß es, ſeiner Werke und Triumphe ſich berühmte, und ſich überſchätzend Anderer Verdienſt neben dem ſeinigen geringachtete. Vor Koch und Reinhart durfte man ſeinen Namen nicht ausſprechen, ohne eine Philippica zu hören. Daß dieſe Eitelkeit in nicht geringer Doſis zu ſeinem Weſen gehörte, mußte auch ich gar oft wahrnehmen. Sie war jedoch das einzige Übel das man ihm nachzuſagen wüßte, und trat mir, weil ſie eben in allen Himmelſtrichen zu finden, bald nachher in Norddeutſchland gleich ſtark bei einem ſehr berühmten Gelehrten entgegen, der auch ſonſt im Äußeren und Thun viel Ähnliches mit Kaiſermann hatte. Es gebietet auf der andern Seite die Dankbarkeit, auch das viele Gute das ich ihm ſchuldig geworden bin, rühmend zu erwähnen und ſo zur Milderung gehäſſiger Urtheile beizutragen. Man hatte geſagt, er werde mich artig empfangen, große Verſprechungen thun, ſie aber nicht halten, vielmehr beim nächſten Zuſammentreffen mit irgend einem Seigneur mich durch ein deutliches „Cede majori!“ beſeitigen. Daher mein Vorſatz, nach Abgabe des Einführungsbriefes mich ohne Verzug zu entfernen und nicht wiederzukommen. Allein es kam anders. Beim erſten Mal auf's herzlichſte bewillkommt, mußte ich einen mündlichen Bericht über Neapel zuſagen, wenn ich von dort wiederkäme. Und als ich wieder kam, erfolgten Einladungen für Morgen, Mittag und jede Tageszeit, oder Vorwürfe, wenn ich zu Zeiten länger ausblieb. Theils die Wärme der mitgebrachten Empfehlung, theils und mehr die Discretion womit ich ſeine Erbietungen benutzte, ohne Zweifel auch die Art wie ſich ohne dick aufgetragenes Lob meine Theilnahme an ſeinen Bildern ausſprach, gewannen und erhielten mir ſeine Gewogenheit. War er ſehr beſchäftigt, wie des Morgens in der

---

hältniß zu Schiller. Eben ſo wenig findet ſich eine Beziehung der Art in Koch's eignem Beitrag zum Stuttgarter Schiller-Album. E. K.

Digitized by Google

Regel, ſo überließ er mir ſeine Mappen. Darin war des Trefflichen aus Tivoli, Frascati und Terni viel zu ſehen. An der von Semme ſo ſchön beſungenen Cascade von Terni hatte er mehrere Sommer zugebracht, um die unvergleichlichen Reize der dortigen Natur in vollen Zügen in ſich aufzunehmen und im kleinern Rahmen der Kunſt abzuſpiegeln. Alle dieſe Schönheiten ſah und bewunderte ich ſpäterhin an einem reizenden Maitag mit vollſter Gemächlichkeit im Geleite von Kaiſermann's jungem Cicerone, den er zu meiner Verfügung aufgeboten hatte, der dort mit ſeiner Sabinerin unter Öl- und Nebenpflanzungen wohnte und mich, als geſchieden werden mußte, über die ſteilen Abhänge hinunter auf die Straße nach Spoleto brachte. Kaiſermann's Anſichten vom Falle des Velino bei Terni, der Neptunsgrotte, dem Sibyllentempel und den Cascadellen in Tivoli, von Grotta Ferrata, von der Villa Mondragone (vormals im Beſitze der Cenci) und Ruſſinella bei Frascati atmeten all den ſüßen ſüdlichen Zauber jener Natur. Neben dem was man ſah, dem terraſſenförmigen Aufbau der Hügel, der Lorbeer- und Epheubekleidung der Wände, dem lieblichen Wechſel von Licht und Schatten in den Vertiefungen und auf den Höhen, dem ſaftigen Grün der Niederungen, empfand man auch ahnend was der Pinſel nicht auszudrücken vermochte: den Balſam der Düfte, den Schlag der Nachtigallen, das leichte Vorüberhuſchen behender Lacerten in Laub und Geklüft, den ganzen erquicklichen, in ſchwelgendes Träumen lullenden Frieden der Natur, zumal wenn man ſolches in natura genoſſen hatte. So aber iſt die Schöpfung in den Umgebungen von Cicero's Tusculum, und hier verlebte Kaiſermann ſeine Sommermonate. Wer von den vielen reichen Fremdlingen wünſchte nicht ein lebendes Erinnerungszeichen an das Schönſte was Rom jenſeit der öden Campagna in ſeinen Bergen aufzuweiſen hat, und wonach das Auge von den Zinnen Roms ſo lüſtern ſchaut weil der violette, die Höhen umwallende Nebelduft die Ausſicht dahin nie verſchleiert, wer wünſchte ein ſolches Erinnerungszeichen nicht zu beſitzen, heimzubringen, den Seinen vorzulegen? Und das alles ſtellte Kaiſermann ſo wahr und lockend dar! Darum auch war er vor Andern von Kanſenden und Beſtellern heimgeſucht. Mit ſeinem ſchweizeriſchen Landsmanne Calame hatte er nicht die mindeſte Ähnlichkeit. Eines Morgens wo ich gewohnter Maßen den Inhalt ſeiner Mappe vor mir auskramte, trat er geheimnißvoll zu mir und zog mich, ohne zu ſprechen, nach einem entlegenen und verſchloſſenen Zimmer fort. Darin ſah ich die Wände mit zahlreichen Landſchaften bedeckt, eins der Bilder jedoch verhängt. Indem er den Vorhang wegzog, ſagte er halblaut und mit vieler Bewegung: »dieſen da hatte ich mir zum Vorbild erwählt, ihn zu erreichen hab' ich nie vermocht.« Ich hatte ſogleich die ſchöne Copie eines Claude Lorrain erkannt. Hierauf führte er mich eben ſo ſchweigſam in ſein Arbeitszimmer zurück. Auch in dem Pathos womit er jene Worte ſprach, bezeichnete ſich des Mannes Eigenthümlichkeit. Mit gleichem Pathos (Andere nannten es Bombaſt) vernahm ich ihn über Kunſt und Alterthum, über Coliſeum, Pantheon und Peterskuppel urtheilen, Domenichino's Abendmahl deß h. Hieronymus begeiſtert preiſen und dies Bild ſogar über die Transfiguration ſetzen. Unwillkürlich dachte ich zum öftern an die Manier worin Dupaty ſeine lettres ſur l'Italie geſchrieben hat: geiſtreich ſchimmernd und affectirt die Darſtellung, das Urtheil oft treffend, aber eben ſo oft einſeitig. In Reinhart und Koch trat gleich unverhüllt der Naturmenſch neben dem tüchtigen Künſtler hervor; bei Kaiſermann dem Künſtler ſuchte zugleich die raffinirte Glätte ſeiner Landsleute in weiterer Aneignung durch den ſteten Umgang mit Weltleuten und Großen ſich geltend zu machen. Wie ſolch ein Weſen Männer von Welt anziehen mochte, ſo ſtieß es dagegen die deutſchen Naturſöhne von ihm zurück. Es waren Gegenſätze, die ſich nicht ausgleichen ließen. Man mußte ihm eben näher gekommen ſein, um hinter dem weltmänniſchen Firniß die ſolide Grundfarbe zu erkennen.

Brief eines Franzoſen über Leipzig.

[Kanzelredner, akademiſche und Volksredner; das Schillerfeſt.]

Im Laufe der letzten Wochen von Berlin aus zu wiederholtem Male mit dem Dampfzuge in Leipzig anlangend, glaubte ich mich durch Zufall zu beſonderer Begünſtigung beſtimmt, da ich beide Male in der feſtluſtigen Bürgerſtadt Feſtivitäten antraf die von dem regen Leben hierſelbſt ein unleugbares Zeugniß gaben. Auf nichts Geringeres als auf ein Volksfeſt glaubte ich geſpannt ſein zu müſſen als man mir am 18. October als am großen Leipziger Schlachttage ſagte, morgen früh ſtänden am Thore die Omnibus bereit um die Volksmenge nach dem Monarchenhügel zu führen, wo der Freiheit Deutſchlands ein Denkmal geſetzt werden ſollte. Die erträumte unabſehbare Volksmenge beſchränkte ſich

Digitized by Google

auf ein Häufchen Schaulustiger deren Mogquerie unterwegs mir freilich so wenig gute Stimmung gab als die Einweihung der kleinen Denksäule selber. (Der Verfasser des Artikels fordert mich in einer Note auf das Wort *moquerie* durch ein deutsches zu vertauschen, wozu ich mich nicht aufgelegt fühle. D. Herausgeber.) Ich besah mir das Schwarzenbergerdenkmal das dem Führer der Heerschaaren Östreichs, Preußens und Rußlands nicht die Nation, sondern dessen eigne Familie setzte. »Du bist Franzose!« sagte ich mir, als mich das Ungereimte verdroß daß hier die Familie das Amt der Nation übernahm. Die Nation, dachte ich mir, wird sich endlich nach so langen Jahren besonnen haben um dem Familiendenkmal gegenüber ihre Schuldigkeit zu thun. Als ich mich zu den wenigen Vertretern der Nation um den kleinen Obelisk auf dem Monarchenhügel gesellte, ward mir bald klar daß auch hier die Sache der Nation blos zu einer Sache der Coterie gediehen war. Seit Jahren, erklärte man mir, besteht in Leipzig ein kleiner Verein der es sich zur Aufgabe gemacht die Denkwürdigkeiten der großen Schlacht aus Busch und Wald, aus den Rumpelkammern der Gutsherrschaften und aus dem Gedächtniß der Landbewohner zusammenzusuchen. Ganz gut für ein Centrum, um von da aus der Nation die Interessen einer Nationalsache lebendig zu machen! Wie wenig diese Interessen aber schon zu allgemeinen herangewachsen, ward mir schon aus dem Häufchen Theilnehmer ersichtlich, zu denen sich einige Landpastoren und die liebe Schuljugend aus dem nächsten Dorfe eingestellt. Deutschland ist so reich an schönen Eborälen, die »feste Burg« hat Deutschland in seinen frommen, gottvollen Liedern. Ein solcher Choral war das einzig Erhebende an der Feier zur Einweihung des Denkmals. Ein Oberprediger aus Leipzig, Präsident des Gustav-Adolf-Vereins, also ein hervorragendes Haupt des protestantischen Deutschlands, brachte durch seine Rede eine Erhebung in die Sache die mir ganz abseits von dem zu liegen schien, um was es sich hier handelte. Er nahm die Erhebung einer Nation in Waffen wie das Häutefalten eines furchtsamen alten Mütterchens. Der Deutsche, ich weiß es, kann auch fromm sein mitten in der Schlacht. Ein Lied von Theodor Körner ist wie ein schöner gottgeweihter Angenaufschlag zum Himmel. Und die drei Monarchen haben, nachdem die Völker ihre That gethan, auch in frommer Hingebung an den Segen der Volkskraft zugleich Gott auf den Knieen gedankt. Auch Gustav Adolf hat vor der Schlacht gebetet, und ein Tedeum mit allen Glocken nach getbaner Arbeit ist erhebend schön. In der Schlacht selbst aber gilt kein Stoßseufzer. Gott läßt die Niederlage der Völker zu, wenn sie dazu elend genug sind, und Gott läßt auch ihre Erhebung zu, wenn sie die Kraft in sich zum Siege fühlen. Und lediglich die Volkskraft hat diese Schlacht geschlagen. Ein Blücher hatte ihrer einen Fluch auf der Zunge; Mars war sein Gott und den fühlte er in der Faust, vielleicht auch im Kopfe. Das französische Volk hatte Napoleon erhoben zu dem was er war, und die Völker waren es die ihn gestürzt, sobald er seine Sache mit der ihrigen verwechselte. Die Fürsten lagen danieder, die Throne waren gedemüthigt, die Erhebung der Völker allein war dem Gewaltigen gewachsen und mit Moskau's Brandfackel war ein Signal gegeben das weithin leuchtete; die lange schlummernde germanische Kraft war in den Völkern der Ostsee und der Oder, der Elbe und der Weser endlich erwacht und ihre andauernde Begeisterung machte möglich was die slavische Hitze angefangen, aber schwerlich zu Ende geführt. So seh' ich die Sache an, ich, ein Franzose. Und der deutsche Priester auf dem Monarchenhügel hatte kein Wort für dieses Volk das Gut und Blut, Leben und Seligkeit unter dem Panier seiner Fürsten freudig hingab. Gebt Gott allein die Ehre! sprach der deutsche protestantische Priester, aber »zur größern Ehre Gottes!« ist ein Wahlspruch den ich, ein katholischer Christ, nicht mag. Es war ein Unglück daß ein Verein zur Feier der Völkerschlacht diese Feier ohne allen Aufruf an die Nation angeordnet, dies Denkmal ohne alle Manifestation des Bewußtseins im Volke setzte. Muß denn in Deutschland alles die Familie thun? alles, auch das Allgemeinste, nur Privatsache sein? Ich weiß wohl daß die deutsche Presse nachträglich ihren Unwillen lautgemacht über die Art der Einweihungsfeierlichkeit auf den Schlachtfeldern von Leipzig. Aber wenn der Verfasser eines Leipziger Briefes in der Weserzeitung, wie er selbst sagt, an Ort und Stelle war: fand er selbst nicht das Wort, oder Einer der Wenigen von der akademischen Schule zu Leipzig die um das Denkmal standen? Konnte der Hochsinn der jenes Briefstellers Feder führte, erst hinterher sich Luft machen? Mußte man nicht den Augenblick wahrnehmen, da der deutsche Dichter sagt: doch wer den Augenblick ergreift das ist der rechte Mann? — War denn kein Robert Blum da? sagt er selbst in seinem Artikel. Auf diesen Mann den man mir als Redner des Volkes bezeichnete, und dessen Namen ich schon mehrmals gehört, war ich denn nicht wenig gespannt.

Der Zufall wollte jedoch daß ich noch eine neue Probe deutscher Kanzelberedsamkeit in Leipzig erlebte. Es war am 7. November, an einem Sonntag, als ich der Einsegnung der Leiche eines früh dahingeschiedenen Tondichters beiwohnte. Kann etwas eine ganze Stadt in Trauer versenken, kann ein Ereigniß den Anschein eines nationalen haben, so war es hier für Leipzig der Fall, für Leipzig das man mir als eine Stadt des Bürgersinns und als eine Stadt der Musik bezeichnet. Eine ähnliche Bewegung der Gemüther, einen so allgemeinen großen Trauerzug erlebt Paris nur wenn es eine Blüthe der Nationalkraft in einem langgeehrten Helden des Volkes, sei's der Tribüne, sei's der Standarte, begräbt. Es war ein schönes Todtenfest das die Stadt Leipzig dem gestorbenen Musiker gab. Ich stand in der erleuchteten Paulinerkirche dicht am Katafalk. Vom schwarzbehängten Chor tönten jene Weisen eines Bach die uns so erschüttern, indem sie uns zugleich erheben, über die Vergänglichkeit des Irdischen uns durch einen Anschwung den Zugang zum Ewigen eröffnen. Was aber der Mann der Kanzel an

Digitized by Google

der Leiche eines geliebten Todten sprach, war ebenfalls nur wie im October auf dem Schlachtfelde ein »Gott sei Dank!« In seiner Rede gab es kein Vaterland das da tranert und weint, aber den Ertrag eines schönen Lebens sein nennt. Es ward mir nicht einmal deutlich ob der Redner den Todten je gekannt. Er wußte von ihm so wenig als der Redner auf dem Monarchenhügel von der That des Volkes. Und man nennt mir doch Sachsen als das Land der deutschen Beredsamkeit!

(Der Verfasser ergeht sich dann in Betrachtungen die ihn als einen nicht genug Unterrichteten bekunden. Um über die Kanzelberedsamkeit in Leipzig ein allgemeines Wort zu sagen, gehört auch daß man unter anderen Harleß kennt. Der Verfasser des Briefes spricht mit Begeisterung von den Rednern des preußischen Landtags in Berlin; er macht eine Parallele mit den Sprechern in den sächsischen Kammern. Wir würden seine Betrachtung auch hierüber zur Mittheilung bringen, ginge aus ihr nicht hervor daß er den Werth eines Volksvertreters lediglich in dem Werth seiner Eloquenz sucht. Wieviel Sinn für Rede, wieviel Talent zur öffentlichen Wortführung ein jüngeres Geschlecht hier unter sich heranbilde, hätte ihm ein Besuch im Schützenhause beweisen können, wo sich allwöchentlich ein Verein versammelt, welcher bei aller Wärme des lebhaftesten Gefühles für Recht und Sitte den parlamentarischen Takt der Rede hegt und pflegt. Daß erst das freigesprochene, vom Bewußtsein gezügelte Wort den Gedanken zum festen Gedanken macht, ist eine Überzeugung die dem Deutschen sehr noth thut. Zur weiteren Berichtigung des Verfassers hab' ich ihn auf Männer des Katheders unter uns zu verweisen. Es sind vielleicht nur Wenige an unserer Hochschule denen das freie, ich meine hier das freigesprochene Wort zu Gebote steht. Wer Ludwig v. d. Pfordten während seiner zweimaligen Rectoratsführung in Sachen der Universität das Wort führen hörte, wird die Überzeugung theilen daß die Hochschule an ihm einen Vertreter hatte der den Freimuth der Aufklärung mit der Festigkeit des Staatsmannes zu vereinigen weiß. Heinrich Wuttke weckt als Lehrer der Geschichte wie bei Veranlassungen mannichfacher Art mit der Freiheit der Rede den selbstbewußten Sinn der akademischen Jugend. Auf Karl Biedermann kann ich meinen Franzosen jetzt nicht verweisen, da man demselben für seine akademische Wirksamkeit das Wort versagt. — Ich gebe noch den Schlußbetrachtungen Raum die mein Briefsteller an das Schillerfest knüpft.)

Die Aufführung der Maria Stuart am Vorabend der Schillerfeier machte mir wenig Lust der Feier selbst beizuwohnen. Zwei Anfängerinnen in der Schauspielkunst, die Eine mit verbildeten Manieren, die Andere mit verbildetem Organ, mußten die Trägerinnen jener großen Gestalten sein in denen der Dichter Deutschlands in Hoheit und in Schmerz die höchsten Typen der Weiblichkeit zur Erscheinung brachte. Die deutsche Schauspielkunst muß zweimal eine Rachel aufstellen um diese Elisabeth und Maria Schiller's würdig vorzuführen. Hat Deutschland keine einzige Rachel aufzuweisen? Die unzureichenden Mittel der beiden Leipziger Darstellerinnen einmal eingeräumt, nahm es mich doch zur Feier eines Schillerfestes Wunder daß das zahlreiche Publikum — das Haus war so voll daß man das Orchester geräumt hatte — bei der Gartenscene der beiden Königinnen einen Ausbruch des Unwillens in einer Weise geltend machte die an jedem andern Tage als Kritik des Spottes mehr am Platze gewesen wäre. (Ich muß hier abermals den Zwischenredner machen. Was die Frage anbelangt, ob Deutschland nicht Eine Rachel aufzubringen habe, so diene zur Antwort daß Berlin in der Zeit seiner Schauspielkunstblüthe in der Wolf und Crelinger einen Verein von Darstellerinnen hatte mit denen Schiller's Tragödie glänzend und groß in Scene ging. Ein solches Duo von Künstlerinnen besitzt Dresden in Frln. Berg und Frln. Bayer, Wien in Frau Rettich und Enghaus-Hebbel. Mit welcher Macht die beiden letztgenannten Heroinen des deutschen Schauspiels Schiller's Elisabeth und Maria zur Erscheinung zu bringen wissen, davon war ich selbst noch vor kurzem im Burgtheater Zeuge. Daß diese unsere künstlerischen Kräfte so zerstreut in Deutschland sind, daß keine Hauptstadt sich als ein Centrum gestaltet hat, ist ja überhaupt unsere Eigentümlichkeit, in Sachen der Kunst jedenfalls ein Hauptgebrechen. Für Leipzig war es ein Fehler der Direction, just ein Drama Schiller's zur Festfeier zu wählen, für das ihr die entsprechenden weiblichen Talente abgehen. Daß das männliche Personal des Leipziger Schauspiels unter Marr's Leitung ein nicht gewöhnlicher Verein guter Kräfte ist, daß außer Marr, um nur Wenige zu nennen, Wagner und Richter Schauspieler sind die in ihrer Weise zu den besseren in Deutschland zählen, hab' ich öfter als einmal ausgesprochen und wenn Berichte über die Aufführung der Maria Stuart dies leugnen, so liegt das an parteilichen und persönlichen Mißstimmungen die zur ehrlichen öffentlichen Berichterstattung eigentlich unfähig machen. Wir bezeichnen mit Marr's Leitung des Schauspiels eine ausgezeichnete Epoche der Leipziger Bühne, in der es möglich war selbst ganz zerbrechliche, nirgend sonst halbbar gebliebene Erzeugnisse der deutschen Dramatik von heute uns vorzuführen in ihrer fragwürdigen Gestalt. Ich meine damit nicht Hebbel's Magdalene, nicht Freytag's Valentine, ich meine damit nicht blos Gottschall's entehrte Blinde, nicht blos Roßt's gebissenen Friedrich; ich meine darunter eine ganze Reihe von Stücken eines Verfassers der der Leipziger Bühne seinen Ruf als Theaterdichter wesentlich verdankt. Unsere Chronik wird dies Thema weiter aufnehmen. Ich muß für jetzt dem Franzosen sein Schlußwort lassen.)

In den glänzenden Sälen des neuen Polnischen Hofes (der Franzose übersetzt uns unser Hôtel de Pologne) war am 11. November ein zahlreiches Publikum beisammen; die beträngte Büste des großen Dichters sah blaß und leidend hernieder auf die bunte Menge. Musik machte den Hauptheil der Feier aus. Der Prolog eines böhmischen Dichters (Moritz Hartmann, der sich bitter über die Verstümmelung seines Gedichtes beklagt) sprach den kräftigen Gedanken aus daß jetzt nur deutsche Gäste das Fest feierten welches

Digitized by Google

alle Völker dereinſt begehen würden, da Schiller der Prophet der Freiheit und ein Hohepriester der Menſchheit ſei. Von den Declamationen Schiller'ſcher Verſe ſtellte ſich Marr's Vortrag des »verſchleierten Bildes zu Sais«, bei ſoviel erhebender Kraft, Weihe und Würde der Recitation als der beſte Theil der Feier heraus. Für mich waren es zwei angekündigte Vorträge die meine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nehmen. Robert-Heller, mir als ein glücklicher Novellenlichter genannt, hatte ſich Schiller's Verhältniß zu den Frauen als Thema geſetzt. In den mancherlei guten Gedanken in dieſem Vortrag gehört die Bemerkung daß dem großen Dichter die Liebe allezeit nur als das Mädchen und der Fremde erſchienen ſei. Gern hätt' ich dieſen Gedanken als durchgehenden gewünſcht, da Schiller's großartige Natur in keiner Beziehung zum Weibe ſich erledigen konnte. Allein der Vortrag zerfiel in kleine loſe Einzelnheiten; es fehlte der zuſammenfaſſende, der erhebende Blick. Dieſe ganze Aufzählung von Anknüpfungen des Dichters mit Frauen wirkte peinlich, die Bemerkung, er ſei kein ſchöner Mann geweſen, noch auch Damen gegenüber ein keck unternehmender, erſchien mir nicht würdig, von keinem größeren Zuſammenhang gehalten. Jedoch gelang es dem Erzähler mit vieler Gewandtheit ſeine Betrachtungsweiſe nicht ganz in's Triviale fallen zu laſſen. — Mit mehr Zuverſicht ging dann Robert Blum, der mir als Volksredner Angekündigte, — man kann ſagen dem großen Dichter zu Leibe. Er wollte in ihm den Menſchen betrachten, und zwar in ſeinem Verhältniß als Freund. Er gab einen intereſſanten Ertrag ſeiner Lectüre des neuen Briefwechſels zwiſchen Schiller und Körner. — Auch wir Franzoſen haben Sinn für die »kleinen Leiden des menſchlichen Lebens.« Und es bleibt immer rührend die traurigen Gebrechen, die kleinen Miſéren eines bedeutenden Menſchen zu betrachten; es bleibt wichtig wenn man quand même die Größe des Geiſtes in ihm zur Erſcheinung bringt. Robert Blum iſt ein Redner der Bürgerteſſoure. Sein körniger Sinn, ſein harmloſer Blick in Erkennung des Guten und Gerechten offenbarte ſich auch hier. Aber er iſt kein Redner Schiller's. Er iſt es der das Schillerfeſt zu Gohlis zu einem Bürgerfeſt, zu einer Feier für die Schuljugend gemacht hat, und es bleibt rühmlich den großen Dichter auch der jüngſten Jugend als ein Nationaleigenthum zu überweiſen. Seinem gewohnten Publikum blieb der Redner denn auch das ganze Detail von der Miſére in Schiller's Leben bis auf Groſchen und Pfennig nicht ſchuldig. Er zählte nicht blos auf wie ihn die Fürſten verkannt, er berechnete ſogar wie ihn die Buchhändler betrogen, ja er ging auf die Verlegenheiten des Menſchen Schiller bis zur Schneiderrechnung über, die zu bezahlen ihm in Jena ſaner geworden. Mir that dann für den Redner ſelbſt die ſchließliche Verwahrung wohl daß dem großen Geiſt in ſeiner Sternenhöhe kein Eintrag geſchehe mit ſolcher Betrachtung der leiblichen Nothdurft. Und den Gebrechen der menſchlichen Geſellſchaft die derlei verſchuldet, gegenüber wies er dann die Verſammelten auf das Vermächtniß großer Hoffnungen hin, das Schiller ſeinem Volke zum Aufbau einer nationalen Wohlfahrt hinterlaſſen. Der Beifall den der Redner dafür erntete, war gerecht. Ein beſſeres Mahl hielt dann noch einen großen Theil der Verſammelten als Zweckeſſer feſt.

Briefwechſel.

Aus Berlin, d. 11. November.

[Eine neue Taglioni.]

Von einem neuen Ballett im Berliner Opernhauſe darf auch wohl die Chronik der Europa nicht ganz ſchweigen, denn eine europäiſche Bedeutung iſt dem Ballett in unſerm Jahrhundert nun einmal nicht abzuſprechen. Das hier geſtern zur Aufführung gekommene heißt: Thea oder die Blumenfee, von Paul Taglioni, Muſik von C. Pugny, obwohl die letztere kaum erwähnenswerth iſt. Dagegen zeichnete es ſich durch außerordentlich geſchmackvolle und ſinnreiche Gruppirungen aus, welche die ſceniſche Kunſt unſeres Theaters in der That auf einer bedeutenden und glänzenden Höhe zeigen. Die Motive und Geſtalten gehören in dieſem Ballett ausſchließlich der Blumenwelt an, die ſich in Tänzern und Tänzerinnen auf das Anmuthigſte und in botaniſch getreuem Koſtüm perſonificirt und tanzluſtig durcheinander miſcht. Das Ballett diente zugleich der Einführung einer neuen Marie Taglioni, die darin zunächſt als Gaſt auf unſerer Bühne erſchien, aber einer Marie Taglioni von ſechzehn Jahren, mit jungen Beinen, friſchen ſchwarzen Augen und roſigen Wangen, was in dem Berliner Ballett, wo es nicht nur „Blumen feeen" ſondern auch manche Zwiebelprinzeſſin gibt, allerdings wie eine allarmirende Wundererſcheinung wirken mußte. Die neue Marie Taglioni iſt noch eine Anfängerin, und wer weiß ob ſie jemals die Vollendung und den Ruhm ihrer großen europäiſchen Tante erreicht. Aber ſie iſt ſechzehn Jahre alt, und daß ſie etwas noch möglich iſt, haben unſere Ballettenthuſiaſten ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren und länger nicht mehr erlebt. Der Vater der jungen Tänzerin iſt Hr. Paul Taglioni, der Erfinder dieſes Blumenballetts, der zugleich mit ſeiner Tochter verſchiedene Tanzpartieen darin auszuführen hatte. Ihr Berichterſtatter will Ihnen hier ganz heimlich geſtehen daß er auf dem Wege iſt, ein Philiſter und Pedant zu werden. Er fand nämlich ein moraliſches Mißbehagen daran, Vater und Tochter hier zu einem gaukelnden Paar verſchlungen auf der Bühne herumtanzen zu ſehn, und doch war es nur der Triumph der väterlichen Erziehung, der ſich in den lieblichen Pas der Kleinen zeigte! Es lebe die Humanität und Erziehung! ++.

Aus Berlin, d. 12. November.

[Dieffenbach; die electromagnetiſchen Telegraphen in Preußen.]

Der geſtern Nachmittag erfolgte Tod des genialen Dieffenbach, den mitten in den Beſchäftigungen ſeiner Klinik

Digitized by Google

und vor den Augen ſeiner Zuhörer ein Schlagfluß dahinraffte, hat eine ſo große Bewegung hier in der Stadt und bis in die unterſten Volksklaſſen hinab verurſacht, wie man es hier noch kaum bei einem ähnlichen Ereigniſſe geſehen. Er ſtarb geſtern Nachmittag zwiſchen 3 und 4 Uhr, und eine Stunde darauf ſah man ſchon auf allen Straßen zahlreiche Menſchengruppen welche von dem Ereigniß Kunde hatten und in der antheilvollſten Weiſe ihre Trauer ausdrückten. Denn Dieffenbach war ein volksthümlicher Künſtler der Medicin, wie die neuere Zeit keinen zweiten in der Wiſſenſchaft hervorgebracht. Im Mittelalter würde man ihn zu einem Magus und Schwarzkünſtler oder zu einem Propheten des menſchlichen Organismus geſtempelt haben. Denn wie Theophraſtus Paracelſus in ſeinem Geiſt zuerſt die einheitliche Idee des Organismus gefunden, ſo kann man von Dieffenbach ſagen daß er zuerſt in ſeiner Hand den Zauberſtab der Plaſtik geſchwungen, und darin eine ſchöpferiſch zuſammenfügende und regenerirende Kraft für den menſchlichen Organismus übte, die den höchſten Triumph der Wiſſenſchaft, ſchaffend zu ſein, an den Tag legte. Kaum iſt heut von etwas Anderem in der ganzen Stadt die Rede als von Dieffenbach, deſſen Name von Mund zu Munde geht und in dem Tauſende den Wiederherſteller des Wichtigſten was der Menſch hat, nämlich ihrer geſunden Glieder, zu verherrlichen haben. Sein Begräbniß wird zu einer Volksangelegenheit werden, wie es vor Jahren die Beſtattung Schleiermachers in Berlin war, und in einem ausgedehnteren Umfange als dieſe. Denn der Geiſt hat doch immer noch ein beſchränkteres Publikum in der Welt als der Körper, deſſen wunderthuender Freiheitsapoſtel Dieffenbach war. —

Die preußiſche Regierung hat das freie Luftreich der electromagnetiſchen Telegraphen nicht ſich ſelbſt überlaſſen zu dürfen geglaubt, ſondern für dieſelben jetzt durch eine den verſchiedenen Eiſenbahndirectionen mitgetheilte Verordnung das Oberaufſichtsrecht des Staats geltend gemacht. Die in dieſer Beziehung getroffene Anordnung, welche die electromagnetiſchen Telegraphen unter die Controle der Staatsbehörden ſtellt, würde beſonders darin beſtehen daß der Inhalt jeder auf dieſem Wege in Umlauf geſetzten Depeſche auf jeder Station in ein dazu beſtimmtes Buch eingetragen werden muß. Es mag der preußiſchen Regierung in mancher Hinſicht bedenklich erſchienen ſein, im Lande einen ſo rapiden Weg der Mittheilung unbedingt offen zu laſſen und ihm ein zaubergleich wirkendes Beſtehen gewiſſermaßen außerhalb der Staatsſphäre ſelbſt zu geſtatten. Der eigentliche Zweck der electromagnetiſchen Telegraphen dürfte aber dadurch wesentlich verfehlt werden. Auch ſollen, wie man hört, die Directionen der Hamburger und Anhaltiſchen Bahnen bereits Bedenken geäußert haben, jetzt auf ihren Linien electromagnetiſche Telegraphen zu errichten. Die niederſchleſiſch-märkiſche Eiſenbahn hat die übrigen bereits vollendet. (✠).

Leipzig, d. 12. November.

[Das fünfte Gewandhauscoucert.]

Mendelsohn's Leiche, vorigen Sonntag in der Nacht auf der Eiſenbahn nach Berlin geführt, wurde in Köthen, in Deſſau, endlich am Orte ihrer Beſtimmung mit Muſik empfangen, unter den Klängen eines Beethovenſchen Trauermarſches zu ihrer Ruheſtatt geleitet, wo der Geſtorbene neben ſeiner Schweſter ruht. Berlin iſt nicht eigentlich Mendelsohn's Geburtsort, er war in Hamburg geboren, aber von ſeinem dritten Lebensjahre gehörte er Berlin an, und ſo ruht er doch allerdings in heimiſcher Erde. Auf das Todtenfeſt in der Paulinerkirche folgte bei uns noch geſtern eine Gedächtnißfeier. Die Halle des Gewandhauſes ſah in den Farben der Trauer Leipzigs muſikaliſche Welt beiſammen. Der ganze erſte Theil des Concertes war von Compoſitionen des Entſchlafenen zuſammengeſetzt, darunter ſeine letzten Arbeiten, eine düſter ſchwere Motette a capella für Soli und Chor, und Eichendorff's Nachtlied. Eine tiefe Wehmuth lag auf der Verſammlung als ſie die letzten Töne des Meiſters vernahm die Frau Dr. Frege (Livia Gerhard) mit demihr eignen Schmelz der Seele vortrug. Eichendorff's Nachtlied lautet in den drei Strophen die Mendelsohn davon ſetzte, alſo:

Vergangen iſt der lichte Tag;
Von ferne kommt der Glocken Schlag:
So teilt die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt Manchen mit der's nicht gedacht.

Wo iſt nun hin die bunte Luſt,
Des Freundes Troſt und treue Bruſt,
Der Liebſten ſüßer Augenſchein? —
Will Keiner mit mir munter ſein? —

Friſch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Waſſerfall mit hellem Schall,
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen ſcheint.

Zur Chronik der Gegenwart.

1. Staaten und Völker.

• Je mehr die Angelegenheiten der Schweiz ihrem entſcheidendſten Punkt entgegengingen, deſto geſpannter mußte man auf die Stellung der europäiſchen Großmächte ſein, von denen Frankreich und Öſtreich in dieſer Sache bisher nur eine merkwürdige Thätigkeit durch ihre officielle und miniſterielle Preſſe an den Tag gelegt haben. Die Übereinſtimmung in der Tendenz der Artikel, welche das Journal des Débats und der Öſtreichiſche Beobachter über die Schweizeriſche Verwickelung geliefert haben, iſt in der That eine höchſt auffallende. Aus den am offenſten gehaltenen Darlegungen der Wiener Hofpubliciſtik geht wenigſtens klar hervor, was das feinere und diplomatiſch deſtillirende Organ der Louis-Philipps-Regierung nur zwiſchen den Zeilen leſen läßt: daß man die Sache der Sonderbundscantone aus altem Haß gegen den ſchweizeriſchen Radicalismus und zur Vergeltung für die gaſtliche Aufnahme der revolutionären und politiſchen Flüchtlinge in der Schweiz zu begünſtigen gedenkt. Auf dieſen künſtlich herausgekehrten Geſichtspunkt konnte man allerdings bei einem ſo wichtigen Verhältniß der Tagespolitik nicht gefaßt ſein. Unnatürlich ſind dieſe Demonſtrationen gegen den Radicalismus bei Frankreich wegen der ihm innewohnenden nothwendigen Richtung ſeiner Politik, und bei Öſtreich inſofern, als es den kirchlichen Jeſuitismus an ſich nie-

Digitized by Google

mals principiell begünstigt hat und derselbe auch keineswegs in seinem eigentlichen politischen Interesse liegt. Im übrigen Deutschland, namentlich in Preußen, hat sich die größte Unbefangenheit in Beurtheilung der Sachlage kundgegeben. Der schweizerische Radicalismus hat in Deutschland eigentlich nicht sehr zahlreiche Sympathieen, und man kann die Sache der zwölf eidgenössischen Cantone nicht unbedingt mit der Sache der politischen und religiösen Freiheit identificiren. Aber für ein allgemeines Unglück würde es zu erachten sein, wenn sich die Verwickelung zu einem confessionellen Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken ausdehnte, wie bereits die letzten Nachrichten aus Graubünden befürchten lassen, wo nur die Protestanten in den Kampf ziehen, den Katholiken aber eine militairische Neutralität hat gestattet werden müssen. —

* Die Verhältnisse der Presse in Rom nehmen seit einiger Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine höchst eigenthümliche Weise in Anspruch. Pius IX. welcher seine weltlichen und politischen Reformen als Staatsoberhaupt mit ungemein feinem und sicherem Takt von seiner kirchlichen Stellung als Oberhaupt der katholischen Christenheit zu trennen und immer mehr auseinanderzuhalten versteht, hat doch dem Bedürfniß einer Reform der Presse sich nicht entziehen können. Selbst der Papst kann heutzutage nicht mehr ohne die Presse regieren. Pius IX. scheint aber auf den originellen Gedanken eines volksthümlichen Censurgesetzes gekommen zu sein, da er zur Berathung eines solchen selbst die politischen Zeitungsredacteren als stimmberechtigte Sachverständige mitzugelassen sehen will. Es ist, dünkt uns, das erste Mal daß in den Angelegenheiten der Presse die Betheiligten selbst mit zu Gericht sitzen und ihre Interessen constituiren helfen dürfen. Und nun gar ein politischer Zeitungsredacteur, dieser verworfene Eckstein auf den Wegen der Völker! Welcher bürgerliche Gesetzgeber hätte ihn wohl bisher für ebenbürtig erklärt und ihm sogar eine berechtigte Stimme in einem Verwaltungsrath eingeräumt! Die politischen Zeitungsredacteren des achtzehnten Jahrhunderts — durch den römischen Papst heilig gesprochen und zum Erstenmal für ehrlich erklärt! Wahrlich, wenn der Papst Alexander VI. die Censur erfunden, so kennte der Papst Pius IX. dies nicht besser sühnen, als indem er die politischen Zeitungsredacteren zu Mitgliedern einer — Censurcommission machte! —

---

* Der in Berlin gegründete „Allgemeine deutsche Volksschriften-Verein" scheint sich des officiellen Schutzes der Behörden erfreuen zu sollen. Wenigstens ist das erste Buch der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen deutschen Volks-Bibliothek („Käthi die Großmutter oder der wahre Weg durch jede Noth", von Jeremias Gotthelf) durch den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg Herrn von Meding (einen streng christlich gesinnten Staatsbeamten) allen Landräthen der Provinz zur Beförderung und Verbreitung empfohlen worden; ebenso allen Geistlichen durch den (neulich in einer Zeitung als Rationalisten bezeichneten, aber gewiß mit Unrecht dafür gehaltenen) Bischof Neander. Wir haben uns nie von der künstlichen Erzeugung einer Volksliteratur viel versprechen können, und glauben auch daß keine Zeit von einer wirklichen Volksliteratur so entfernt war als die unsrige. Am allerwenigsten aber möchte ein Gedeihen dafür durch buchhändlerische Industrie und durch Behörden-Empfehlungen (die hier bei dem Gotthelf'schen Buche ohne Zweifel nur die streng religiöse Richtung desselben im Auge gehabt haben) zu gewärtigen sein. Dem Berliner Volksschriften-Verein dürfen wir zwar zutrauen daß es sich bei den von ihm beabsichtigten Publicationen um keine einseitig durchgeführte Tendenz in irgend einer religiösen oder politischen Beziehung handeln wird. Aber es scheint uns daß bei den Gotthelf'schen Volksbüchern, deren Vorzüge in Kraft und Köernigkeit der Darstellung wir keineswegs verkennen, doch die pietistische Tinctur etwas zu stark ist und darum keine recht gesunde Speise für unser Volk abgibt. Jeremias Gotthelf (Prediger Albert Bitzius im Canton Bern) mag zwar in seinem durch und durch tüchtigen Wesen selbst nichts weniger als ein Pietist im modischen Sinne sein, aber seine Volksdarstellungen erscheinen alle nur wie eine mit Erzählungen durchflochtene Predigt, sodaß wir Niemand für weniger geeignet zu einem ächten Volksschriftsteller halten als gerade Jeremias Gotthelf, dessen Schriften jetzt, und unbegreiflich, in manchen Kreisen eine ungeheure Verbreitung finden. —

2. Gesetz und Recht.

— Eine in Leipzig (bei Zurany) erschienene Broschüre bringt uns die Proceßverhandlungen gegen Ernst Dronke vor dem Zuchtpolizeigericht zu Koblenz am 10. April und 6. Mai 1847. Hinderniße deren Beseitigung dem Verleger, wie er sagt, unmöglich gewesen, haben die Herausgabe der Schrift verzögert. Sie bringt uns die Protokolle der Sitzungen, den Zusammenhang der Thatsachen und die Erläuterung dessen was diese bedingte. Der Fall ist wichtiger als die Verurtheilung Meyen's und der Magdeburger Gefangenen; wir ziehen sie hier in unsern Gesichtskreis zur Bereicherung unserer Kenntnißnahme über das was in deutschen Landen Rechtens ist. — Das Urtheil des Gerichtshofes betrifft das Buch „Berlin" welches in zwei Bänden, jeder über 20 Bogen stark, in Frankfurt erschien, noch vor seinem Erscheinen in Preußen verboten und dann in Beschlag genommen wurde. Das Buch ist ein Gewebe leidenschaftlicher Verirrungen; es beruht auf einem gänzlichen Verkennen der gesammten deutschen und preußischen Entwickelung, auf einem boshaften Ableugnen aller Ehrlichkeit des Willens; auch das Unglück das Fürsten und Völker betroffen, wird hier auf liebloseste Weise verhöhnt; der Verfasser leidet an der Verrücktheit die historische Berechtigung der fürstlichen Macht zu leugnen. Was wir bornirten Irrthum, leidenschaftliche Verirrung nennen, nennt die Justiz Verbrechen. Wir streiten nicht mit ihr darum. Es ist ferner in der Ordnung daß ein Verfasser auch für ein verbotenes, d. h. vorläufig verdammtes Buch vor Gericht einzustehen habe. Aber es scheint uns außer der Ordnung daß eine preußische Behörde über einen Verfasser zu Gericht sitzt der kein Preuße ist. Dronke lebte zwei Jahre in Berlin; er sammelte dort den Stoff zu seinem Buche, aber er war und blieb kurhessischer Unterthan. Er wurde aus Preußen, aus Sachsen verwiesen. Solange es kein allgemeines deutsches Bürgerrecht gibt, kann jeder Staat sein Gastrecht nach Willkür üben, die Humanität ist noch nicht so weit unter uns gediehen daß sie uns als

Digitized by Google

Pflicht erſchiene. Dronke hatte als geborner Koblenzer um Aufnahme in ſeine Vaterſtadt nachgeſucht; das Geſuch war ihm abgeſchlagen, er blieb Kurheſſe, ſeine Heimath war Fulda, ſein Vater iſt dort Gymnaſialdirector. Kurheſſen allein durfte ihn zu Gericht ziehen und ihn auf ſein Buch hin der Majeſtätsbeleidigung ziehen. Wir ſind nicht Dronke's Anwalt. Auch zweifeln wir ob es ein beſondrer Triumph geweſen wäre, wenn ſein Anwalt damit durchgedrungen den Beklagten ſeinem rechtmäßigen Richterſtuhle zu unterwerfen. Es handelt ſich aber darum zu wiſſen was Rechtens iſt in deutſchen Landen, und wo der Deutſche ſein Recht, reſpective ſeine Strafe zu ſuchen habe. Dronke lebte mit kurheſſiſchem Paß in Frankfurt. Er macht eine Reiſe den Rhein hinunter, betritt preußiſches Gebiet und wird eingeſteckt, als Majeſtätsbeleidiger angeklagt und verurtheilt. Er proteſtirt gegen die preußiſche Zugehörigkeit; man räumt ihm ein, er ſei ein Preuße und überliefert ihn gleichwohl nicht an ſein heimiſches Gericht. Er ruft ſeine kurheſſiſche Behörde auf; Kurheſſen ſchweigt und kennt ſeinen Unterthanen nicht. Dronke ſitzt jetzt auf zwei Jahre in einer preußiſchen Feſtung. — Hiernach dürfte jeder franzöſiſche Journaliſt der Preußen verletzte, bei einer Rheinreiſe ergriffen und vor Gericht geſtellt werden, die Kritiker Preußens in der Times, die Satiriker des Charivari und Punch im Betretungsfalle der preußiſchen Jurisdiction verfallen. Und in der That, der Staatsanwalt in Sachen Dronke's zu Koblenz iſt deſſen eingeſtändig. Nur daß Frankreich und England ſich nicht ignoriren laſſen wie Kurheſſen. — Aber Dronke war nicht blos der Majeſtätsbeleidigung, er war auch der Verbreitung ſeiner verbotenen Schrift in Preußen angeklagt. Dronke hatte auf Bitten ſeiner Freunde in Koblenz von Frankfurt aus drei Exemplare ſeiner Schrift nach Preußen geſendet, oder vielmehr durch den Buchhändler ſenden laſſen. Es war in der Ordnung daß in Aachen der Brüſſeler Buchhändler Vogel als Verleger und Verbreiter eines Heinze'ſchen Brandbriefs vor Gericht geſtellt und wegen inländiſcher Verbreitung der verbrecheriſchen Schrift in erſter Inſtanz zu vier, in zweiter zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt wurde. Wäre Dronke, was nicht der Fall, einer eigentlichen Verbreitung ſeines Buches überwieſen, ſo würde ſeine Verurtheilung auf zwei Jahre Gefängniß nicht im Verhältniß zu ſeinem Vergehen ſtehen. Dieſes Straferkenntniß galt alſo nicht der Verbreitung des Buches, ſondern dem Buche ſelbſt. Und hier tritt nun der eigenthümliche Fall ein daß ihn der Gerichtshof erſter Inſtanz verurtheilt weil ſein Buch offenbaren Communismus verrathe. Das Gericht erlaubt ſich alſo ein Urtheil über ein Syſtem. Es definirt nicht was Communismus ſei, ſetzt die Nichtsnutzigkeit deſſelben voraus und urtheilt über eine Doctrin wie man im Mittelalter über Ketzerei, über Hexenweſen oder über die Lehre eines Philoſophen nach Vorurtheilen zu Gericht ſaß. Dronke appellirte; er vertheidigte ſich, er war eingeſtändig Communiſt zu ſein und forderte den preußiſchen Gerichtshof heraus den Begriff des Communismus erſt feſtzuſtellen. Der Gerichtshof zweiter Inſtanz ſah davon ab über ein Syſtem ein Urtheil zu haben; er beſtätigte die Strafe wegen Majeſtätsbeleidigung, milderte jedoch die zwei Jahre Gefängniß in zwei Jahre Feſtung. — Möchte der ganze Fall, das ganze Verfahren mit ſeinen Irren und Wirren, zur beſſern Feſtſtellung unſrer Rechtsbegriffe dienen! Ich glaube nicht daß es jetzt die Zeit Hängens iſt. Wäre es aber Zeit gehängt zu werden, ſo müßte man doch wenigſtens wiſſen wo!

— Bei der feierlichen Wiedereröffnung des Appellationsgerichtshofes zu Köln ſprach der Generalprocurator Ricoviens auch über den neuen Strafgeſetzentwurf, die Beſorgniſſe widerlegend die ſich über dieſen verbreiteten; „die herrlichſten Rechtsinſtitutionen der Rheinprovinz" würden keine Beeinträchtigung leiden, nur das „materielle" Recht werde nothwendigen Änderungen unterworfen werden. — Preußen geht an eine Vereinbarung ſeiner Rechtsformen für alle Provinzen des Reiches, an eine Umarbeitung des Landrechtes. Die Eröffnung des mündlichen Verfahrens in Berlin iſt der Beginn zu einer Annäherung des Rechtsbrauchs in den alten Provinzen an rheiniſches Recht. — An einer Vereinbarung arbeitet Deutſchland in allen ſeinen Rechtsformen. Der Wechſelcongreß in Leipzig hat den preußiſchen Entwurf zur Vorlage genommen; man hofft bei Würtemberg's Entſchiedenheit zur Einigung auf die Herausſtellung eines allgemeinen deutſchen Wechſelrechtes. Selbſt Öſtreich bietet die Hand dazu; während der Poſtcongreß in Dresden größeren Schwierigkeiten zu begegnen hat, wie es ſcheint. Der Kanzler von Wächter war auch noch in andrer Angelegenheit in Dresden. Würtemberg will ein neues Civilgeſetzbuch für ſich entwerfen; ſein Abgeſandter hat ſich über die Beſtimmungen des ſächſiſchen Rechtes in einer Weiſe in Kenntniß geſetzt daß Würtemberg und Sachſen hierin ein einträchtig Werk der Geſetzgebung zu Stande zu bringen Hoffnung geben. Und ſo reift in der That, wenn auch nur langſam, die Frage über gemeinſames deutſches Recht bei uns zu ihrer Entſcheidung heran. Mit Einem Schlage dies Werk eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuches zu Stande zu bringen, dazu fehlt es in deutſchen Landen noch an Zweierlei; an der Entſchließung von oben, wozu der Muth des Genie's gehören würde, und an dem Organ eines deutſchen Parlamentes das als zweite Kammer zur erſten Kammer der Fürſten am Bundestage dieſe Frage erörterte und beriethe. Da uns die Revolution fehlte die alles raſirte, um einem Napoleon der alles centraliſirte Spielraum zu geben, ſo wird das Werk deutſcher Eintracht annäherungsweiſe geſchehen, es wird die friedliche Arbeit eines halben Jahrhunderts ſein müſſen.

3. Taſchenbücher für 1848.

— Friedrich v. Raumer hat uns im neuen Jahrgang ſeines hiſtoriſchen Taſchenbuchs (Leipzig, Brockhaus) arg getäuſcht; nicht durch ſein Bittniß zum Titelblatt das für ein ſehr übliches gelten kann und das auch die Urania ſich als Zierde zulegte, ſondern durch die Ankündigung ſeines Beitrags der uns nach der römiſchen Staatsverfaſſung von heute begierig machte und uns die altrömiſchen Verhältniſſe unter Königen und Conſuln erläutert, ein Thema das der Verfaſſer einem Collegienhefte entlehnt haben mag, mit ſeiner bekannten Polemik gegen Niebuhr weit eher dem Katheder unſerer Schulen als einem Taſchenbuche angehören ſollte, das bei ſeinem regelmäßigen jährlichen Erſcheinen doch zweifelsohne den Erſcheinungen der Gegenwart ſeinen ſchuldigen Tribut zu zollen hätte. Eben ſo wenig wie von Pio Nono und den

Digitized by Google

jetzigen römischen Interessen, finden wir vom preußischen Reichstag in diesem deutschen Geschichtsbuch für 1848; seine Symbe von dem was dies Zeitalter bewegt und erfüllt. Ist dies erträglich, ist dies räthlich? Wir müssen gestehen daß dies Brockhaus'sche Taschenbuch in Raumer's Händen ein untaugliches Organ wird, daß es der Erneuerung in Haltung, Form und Inhalt benöthigt ist. — Von W. A. Arendt lasen wir früher im Almanach eine Schilderung des belgischen Städtelebens im 17. Jahrhundert. Der diesmalige Aufsatz der die interessante Verfassungsgeschichte dieser Städte im 18. Jahrhundert behandelt, ist die entsprechende Fortsetzung dieser werthvollen Arbeit. — Die Schilderung des Entsatzes von Wien im J. 1683, von unbekannter Hand, hebt an diesem Stoffe besonders den Antheil des Kurfürsten Johann Georg des Dritten und des Polenkönigs Sobieski hervor. Der Aufsatz ist ein Beitrag zu einem Beitrag, ein Stück zu einem Bruchstück. Das Taschenbuch sollte, selbst wenn es seine Interessen lediglich in der Vergangenheit suchte, mehr als blos Materialien liefern! — Von großem Werth, weil mehr ein abgeschlossenes Bild, obschon mit allzu großem Rahmen, ist F. W. Barthold's Schilderung zweier Wild- und Rheingrafen zu Dhaun, eine Monographie aus dem Jahrhundert der Reformation. Das Trauerspiel in Afghanistan, von Karl Friedrich Neumann, ist eine Arbeit die Jedem von Interesse sein wird der den englisch-persischen Krieg der Jahre 1839 bis 1842 überschlicklich und im Zusammenhang verfolgen will.

— Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse (Neue Folge. Erster Jahrgang. Prag, Calve) bringt uns heuer wie immer eine allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen, die mit außerordentlichem Fleiß von sachkundiger Hand zusammengestellt ist. Das wissenschaftliche Material wird sodann in acht verschiedenen Aufsätzen außerordentlich bereichert. Die Sulu-Inseln, die britische Gouvernei, Shiva, Madagascar, die Mandschurei, die australische Inselwelt und die arabische Wüste treten nach den neuesten Entdeckungen in das Bereich unserer geographischen Kenntnisse von heute; sämmtliche Punkte werden nach englischen Berichten geschildert, Arabien und Ägypten nach den interessanten Mittheilungen von Mistreß Griffith; das Titelkupfer gibt uns die Ansicht von Suez. Den europäischen Punkten ist allein Madrid (ebenfalls nach dem Tagebuch eines Engländers) in das Bereich des diesjährigen Almanachs gezogen. Es fällt uns nicht ein dies Taschenbuch zu loben daß es uns den weltweiten Reisen der Engländer vorführt. Allein Taschenbücher wie das historische von Raumer und das geographische von Sommer bestärken uns recht sehr darin, in diesem unserm Journal selbst von europäischen Interessen nur wesentlich deutsche zu behandeln. Unsere geneigten Leser haben schon mehr als einmal an unserer Hand die Erfahrung gemacht daß es in unserem Vaterlande noch gar viele Lauftriche und Punkte — zu entdecken gibt.

— Egeria, Taschenbuch für Bilder aus dem Volksleben (Breslau, Trewendt). Egeria hieß die Nymphe welche König Numa im Hain besuchte, von ihr Weisheit empfangend um sein Volk zu regieren. Wir wissen nicht ob der Verleger des Taschenbuchs Egeria zugleich der Herausgeber und Leiter ist. Sehr richtig geleitet ist jedenfalls dies Unternehmen, sehr löblich die Absicht, für die Unterhaltung Stoffe aus dem Leben der Gegenwart zu wählen, das Anwissenste, dies verwöhnte Kind der Kultur, in den Interessen unserer Volkswohlfahrt zu suchen. Möchten sich unsere Taschenbücher sämmtlich von der müßigen Romantik unserer Ergötzlichkeiten, von der Erfindungslosigkeit unserer Novellisten emancipiren! Wir theilen nicht das Glaubensbekenntniß das sich in diesem Taschenbuch der Socialistik verräth; aber wir theilen das Bestreben den Inhalt dessen was die Zeit erfüllt, auch zum Inhalt unserer unterhaltenden Lectüre zu machen. — Georg Schirges, der mit seinem regen Interesse für Volkswohl in Hamburg einen Handwerkerverein gründete, eröffnet im Taschenbuch eine Galerie ruhmloser Männer. Von Hermann Balden finden wir zwei Skizzen aus dem Leben: Oskar und Agathe, und ein Schuldgefängniß; von Otto Ruppius der an der Spitze des norddeutschen Volksschriftenvereins steht, die Lebensgeschichte eines Verbrechers. Die seciale Richtung dünkt sich bekanntlich über die politische Bewegung und Gestaltung hinauszufein. Somit nimmt es uns nicht Wunder, wenn eine Novelle von J. Lasker: die neuen Argonauten mit Antipathien gegen den preußischen Reichstag beginnt. Im Schweidnitzer Keller zu Breslau, stark duftend nach Bier, Knackwürsten und Kartoffelsalat, alte ganz localgetreu und genremäßig, beginnt die Novelle; der Privatlehrer Achilles, so arm wie ein neugeborener Kind und so reich in Gedanken, aber nicht an Gedanken wie Gott, tritt dort in den Vordergrund der Scene. Wenn es von Byron hieß, seine Gedichte seien verhaltene Parlamentsreden gewesen, warum könnte für uns in Deutschland nicht eine Sprache beginnen wo die Erzeugnisse unserer Poesie zurückgetretener Proletarierschweiß zu nennen wären? Das Lebensbild von J. Lasker, das ein Paradies im vierten Stocke heißt, erinnert uns daß der vielgeschmähte Eugen Sue der in der Dachkammer eine Rigolette schilderte, allerdings auch ein Paradies in der Proletarierwelt kennt. — Die sechs Stahlstiche des Taschenbuchs besingt Lasker in Versen. Außer dem interessanten Titelkupfer heben wir besonders die beiden Blätter nach Hasenclever's Bildern: die Weinprobe und das Lesekabinet, hervor.

Adalbert Stifter's Erzählung in der Iris führt den Titel Prokopus. Weder der heilige Prokop, noch einer der beiden Quissien dieses Namens ist mit dem Helden der Geschichte gemeint. Stifter's Geschichte hat gar keinen Helden, Stifter's Geschichte ist gar keine Geschichte. Dies Landschaftsbild zwingt uns bei seiner grenzenlosen Monotonie leider das Urtheil zu unterzeichnen das Hieronymus Lorm in unserem Blatte über Stifter aussprach. Decorationen zu malen, mit aller Vorliebtheit in Grün und Blau einen Schauplatz zu eröffnen und dann alle Figuren, alle Staffage dazu schuldig zu bleiben, dazu gehört eine Gedankenlosigkeit die allen Inhalt des Menschenlebens preisgibt und ihn in's Nichts einer grenzenlosen Leere verflüchtigt. Dies erleben wir an diesem österreichischen Landschaftsdichter. Ist Stifter in Wien durch Übergeschätzung verwöhnlichst und verwöhnt, um sich mit seiner naturfrischen Kraft so ganz in ein blodes Stillleben zu verlieren? Welch ein trauriger Abbruch eines Nationallebens!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1847. 27. Novbr.

Inhalt: Gian-Battiſta und die Malergilde zu Genua. Von Adele Schopenhauer. — Aus Karlsruhe, Baden-Baden, Dresden, Berlin, Schleſien, München, Frankfurt a. M. und Leipzig. — Zur Chronik: Graf Breſſon; der römiſche Landtag; die Altlutheraner in Pommern; Landtag in Mecklenburg und Baden; Simon's Aktenſtücke; Differenzialzölle; neue Romane.

№ 48.

Gian-Battiſta und die Malergilde zu Genua.

Skizzen aus dem italieniſchen Künſtlerleben.

Von **Adele Schopenhauer.**

(1572—1627.)

Aus dem Palaſt Lercaro, wo er kürzlich ſeine großen Arbeiten al fresco begonnen, ſchritt von zahlreichen Schülern umgeben, der Maler Luca Cambiaſo. Tiefer Kummer überſchattete die edle Stirn des Künſtlers, ſeine Züge waren von Sorge bewegt und angeſpannt; ſeine ganze, ſonſt ſo milde Erſcheinung hatte etwas Unruhiges, etwas Krampfhaftes angenommen, das in ſchmerzlichem Gegenſatz zu den ihm von der Natur verliehenen Formen faſt verletzend das Auge berührte.

Luca's rechter Arm ſtützte ſich auf einen ſchönen, reich gekleideten Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der freundlich mit ihm beſchäftigt, ihm zuzureden ſchien. Gian-Battiſta Paggi, ſo hieß der den Maler ſo lieb und herzlich Tröſtende, war kein eigentlicher Schüler des berühmten Meiſters; kaum gehörte er zu Denen welche nach ſeinen Werken zeichneten, ſich Raths bei ihm erholten, und durch Betrachten ſeiner Bilder die Vorzüge derſelben ſich anzueignen ſuchten. Der arme Gian-Battiſta war überhaupt noch gar kein Künſtler, und was an ihm zehrte wie ein nagender Wurm an einer lieblichen Blüthe, war eben der Gedanke daß er keiner werden ſolle.

Beide wanderten, nachdem die Lehrlinge, Schüler und übrigen Mitwirkenden an der großen neuen Arbeit ſich in den Nebengaſſen rechts und links verloren, ſchweigend die Strada nuova entlang, weiter und weiter, hügelauf und ab, durch die kleinen Gäßchen die hinter den Rieſenpaläſten ſich hinziehen, bis ſie das Meer und ſeine aufſchäumende Brandung vor ſich hatten; dort ward es ſtiller in Luca's Seele.

»Wollt Ihr immer noch weiter gehen, lieber Meiſter! Seid Ihr nicht zu ermattet?« fragte Battiſta.

»Ach,« erwiederte faſt ängſtlichen Blicks der gute Cambiaſo, »mich ſchaudert vor dem einſamen Hauſe und all dem meiner harrenden Verdruß, vor dem ſtöriſchen Pietro und ſeinen Zänkereien mit der Amme! Ich ſcheue auch den Lärm der kleinen Kinder; meine Kräfte ertragen ihn nicht. Das Meer thut mir wohl!«

Wehmüthig beobachtete ihn der Jüngling. »Seht, Luca, ſo iſt's nun in der Welt! Ihr ſcheut das vereinſamte Haus.«

»Sage nur auch die mich ſeit Anna's Tod überwachſende Armuth! Ich kann die Wirthſchaft, kann meinen eigenen Erwerb nicht zuſammenhalten. Sage auch der Gram um fünf von der Mutter zurückgelaſſene hülfloſe Waiſen.«

»Auch das, lieber Meiſter. Ihr ſchaut vorahnend der bleichen Noth in's Antlitz, aber Ihr könnt ſie mit Eurem Pinſel zum fröhlichen Paradieſe voller Blüthen und Früchte Euch umſchaffen. Mich erwartet daheim Prunk und Glanz, aber meine Paradieſe werden mir zertrümmert! Der Pinſel ſoll in meiner Hand zur Feder werden, zur Wage, welche nur das Mein und

Digitized by Google

Dein anerkennt und mißt; mein Kopf ſoll ſtatt der anmuthigen Geſtalten mit denen Ihr ihn erfüllt, die Zahlen des Gewinnſtes, die Conjuncturen eines Handels den ich verabſcheue in ſich aufnehmen. Ihr ſeid doch wenigſtens glücklich geweſen, Jahre hindurch; ich werde ſchon geknickt, noch ehe ich mich entwickelt. Was wird Eure Hand nicht alles hinterlaſſen, wenn Ihr einmal eingeht in unſre himmliſche Heimath! Über meinen Gebeinen können die Ladenburſche Pfeffer ſtoßen, und Gewürznägelein auf mein Grab ſtreuen!«

Der ſchöne Knabe weinte bitterlich, indem er dieſe Worte ſprach; ſeine Hand zerdrückte das ſammtene Barett und ballte ſich gegen die mit goldner Kette und zierlicher Stickerei geſchmückte, jugendliche Bruſt.

Der alte, eben noch ſo verzagte Meiſter vergaß ſeines eigenen Leides. »Sage mir, Paggi, Du Lieber, iſt Dir der Vater ſo hart geweſen? Vermochte die Mutter nicht ihn zu beſchwichtigen?«

Schluchzend warf ſich ihm Paggi in die Arme, und umſchlang mit den Händen ſeinen Hals. »Der Vater, ſagte er gepreßt, hat alle meine Statuen und meine Terracotten nach Gasparo Forzani*) zertrümmert, alle meine Zeichnungen zerriſſen, ja, ſie mit Füßen getreten.«

»Und alles das, um Dich zum Kaufmann zu machen?«

»Der Handelſtand, ſagt mein Vater, ſei der Sterilität des Bodens wegen in Genua zum adligen Gewerb erhoben, er ſei der einzige den ein Sohn aus adligem Geſchlecht ergreifen könne, ohne ſeinen Eltern Schande zu bereiten!«

»Dein Vater ſagt ganz recht, Battiſta, die Satzung fällt in die früheſte Zeit der Republik.«

»Und weil im Jahre 1188 meinen Vorfahren geglückt durch den Frieden mit Piſa den Wohlſtand Genua's begründen zu helfen, deſſen Baſis die Macht des Handels geworden, ſo ſei es an den Familien deren Ahnen dort mitgezählt, ihr die alte Achtung durch ſtete Theilnahme zu erhalten. Und ſeht, lieber Meiſter,« ſchloß er unter Thränen lachend, »das Alles ſollen dieſe beiden ſchwachen Hände thun, denen wahrhaftig die Pinſel weit beſſer anſtehen als die ſchweren Contobücher, die ſeiner Anſicht nach eine Brücke über Welttheile und Meere erbauen. — Ach! mir baute mein Pinſel weit ſicherer die Brücke in den Himmel!«

»Ruhig, ruhig, junger Freund!« beſänftigte der Alte der jetzt weder an keifendes Geſinde, noch an ſchreiende Kinder, noch überhaupt an irgend eine Erdenlaſt dachte. — »Die Kunſt iſt Dir hold! Wer ihr angehört, den weiß ſie ſich zu erhalten. Ja, mein Gian-Battiſta, Gott hat Dein Auge und Deine Hand geſegnet; die Arbeit des Herrn in ſeinem Weinberge iſt unerläßlich. Obgleich Du in unſerer Gilde als ein Junker ſtehen wirſt, der Du doch eigentlich auch biſt, darfſt Du den Aufruf des Ewigen nicht überhören! Du biſt beſtimmt für die Zierde ſeiner Kirchen und Altäre zu wirken, die chriſtliche Andacht durch Gebilde Deiner Hand in Deinen Nebenmenſchen zu erwecken. Das iſt ein ſchöner, ein heiliger Beruf! Laß Deinen Herrn Vater nur erſt gewahren daß Du etwas Tüchtiges leiſteſt.«

»Ach, Luca, etwas Tüchtiges, ich! Er würde es nie anerkennen, nie mir geſtatten mich auszubilden wie ich's hiezu bedarf. Noch geſtern«—

In dieſem Augenblicke trat ein anderer junger Maler zu den Sprechenden. Finſtere Augenbrauen überſchatteten eine geiſtvolle denkende Stirn und ein Paar dunkle, ſinnlich glühende Augen, deren in ſich zuſammengehaltenes Feuer eine Gewalt ahnen ließen, die wach zu rufen der Zukunft noch vorbehalten ſein mochte. »Bernardo! rief ihm der Meiſter entgegen, was führt denn Dich an dieſen entlegenen Ort?«

»Eure Anweſenheit, Herr; ich ſah Euch von weitem gehen. — Mein Meiſter Andrea Semino*) bittet Euch morgen früh einen Augenblick in die Kloſterkirche Nostra Signora delle grazie zu kommen, einer Anordnung der Altartafel wegen. Auch wünſcht er mit Euch zu berathen ob er mir die ganze Arbeit überlaſſen darf. Es werden noch Mehrere kommen um zu betrachten ob irgend Einſpruch unſerer Zunft mir drohen könne, da ich nur fünf, nicht ſieben Jahre, wie es die Satzung erheiſcht, beim Meiſter Semino gelernt habe.«

Luca war zum ernſten beſonnenen Handwerker und Bürger geworden. »Andrea meint?« fragte er kurz.

»Das Meiſterrecht ſei faſt verjährt, ſeit mehr denn zwanzig Jahren nicht ein einzig Mal in Anſpruch genommen, obſchon der Fall in ähnlicher Sachlage vorgekommen.«

»Junger Freund, ſagte Luca, raſch aufſtehend, mit unbeſchreiblicher Würde, — der Herr ſendet überall

*) Gasvari Forzani, Architekt und vorzüglicher Holzſchneider, arbeitete in vielen Palaſten Genua's und in der dortigen Kirche S. Lorenzo, formte viele Antiken in Gyps und führte ſie zum Unterricht in den Malerſchulen ein.

*) Andrea und Ottavio Semino, zwei ſehr verdienſtvolle Maler der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, arbeiteten in Fresco und in Öl; ſie hatten bedeutende Schulen. Andrea ſtarb 1594, Ottavio 1604.

Digitized by Google

ſeine Knechte an ihr Tagewerk, und Jeder ſchafft nur was Er ihm gebeut, mit ſtarker oder ſchwacher Kraft. Des Menſchen Geſetze werden nicht hindern daß der Geiſt Euch aufwärts führe; Er wird Euch ſchützen! Ich würde meinem Freunde rathen, Euch raſch an's Werk gehen zu laſſen, wir Alten werden Euch ſchon vertreten vor der Gilde. Sorget nicht!«

Er wandte ſich um heimzugehen; jetzt bedurfte er keines ſtützenden Armes mehr; ihn trug die innere geiſtige Gewalt. Nicht mehr zum Sprechen aufgelegt, ging er Stumm den beiden jungen Männern voran.

»Alſo das Altarblatt unſerer lieben Frauen und Mutter aller Gnaden will Euch der Meiſter Semino übertragen?« fragte Paggi.

»Habt Ihr etwas dagegen einzuwenden?« — Das dunkle Auge blitzte auf wie der Feuerodem Nachts aus dem Schlunde des Veſuvs.

»Ich — beneide Euch von ganzer Seele!«

»Ihr dilettirt auch ein wenig in der edlen Malerkunſt, Herr Junker? Schade um Euer Sammetwams! Die Farbenflecke gehen ſchwer aus, und je koſtbarer der Stoff, je ſchwerer. Freilich habt Ihr Gelegenheit ihn Euch directer zu verſchaffen als wir. Ihr kauft ihn wohl im Ganzen zu hunderten von Stücken, nicht wahr?«

Paggi erbleichte; ihn überflog ein leichtes Zittern; ſeine Hand griff ſeitwärts nach dem Degen den er trug; — doch beſann er ſich ſchnell. »Ihr ſeid unter dem Schutz des Meiſters, obſchon er in dieſem Augenblicke uns Beide nicht beobachtet!« ſagte er kalt, aber höflich.

Ein Geſchäft vorſchützend, beurlaubte ſich Paggi an der nächſten Straßenecke und eilte nach der Strada nuova, an deren Palaſtreihe ſich das ſtattliche Haus ſeines Vaters anſchloß.

Es war zu viel vom Anerzogenen des Edelmannes in des Jünglings Empfindung, als daß er die Beleidigung des Geringern zu rächen gewünſcht hätte. Ihm unbewußt wirkten Erziehung und Gewöhnung; noch ehe er die väterliche Schwelle überſchritten, war das Aufbrauſen des Jugendblutes geſtillt, und ſeine Seele dem alten, ihn ganz erfüllenden Schmerz zurückgegeben. An Caſtello's Betragen dachte er gar nicht mehr.

Das Geſpräch mit dem ſo allgemein verehrten Gambiaſo der in jenen Tagen für den Bedeutendſten der Genueſer Künſtler galt, hatte ihn aufgeregt. Sein Talent drängte ihn mit unbezwinglicher Gewalt der erſehnten Laufbahn zu; die Liebe zu ſeinen Eltern hemmte ihn in jedem, dem künſtleriſchen Streben ſich nähernden Schritte. Die ganze Nacht brachte Battiſta in heftigem Seelenkampfe hin.

Seine ſanfte freundliche Mutter hatte längſt mit heimlichen Thränen des Sohnes Qual geſehen. Durch den ihm befreundeten Bildhauer Forzani, der von Lucca nach Genua gezogen, war ihr die Gewißheit ſeines großen Talents, ach! und mit dieſem ſie beglückenden Bewußtſein, manche tiefe Sorge geworden. Wie gern hätte ſie ihren Gian-Battiſta allgemein genannt und geehrt gewußt wie die großen Künſtler zu Rom! Vor Jahren war ſie einmal im Vatican dem Raffael von Urbino begegnet der wie ein Fürſt begleitet, in der Reihe der Vornehmſten dahinzog. So dachte ſie am liebſten ſich ihren Sohn; aber die arme Frau hatte keinen Muth der ungezügelten Strenge des Gatten gegenüber.

Und allerdings waren auch die ſie umgebenden Verhältniſſe der Künſtler anders, obſchon Gambiaſo und einige ältere Meiſter der vollſten Anerkennung genoſſen. Seit Jahrhunderten waren in Genua Gewerbe und Handwerk in beſtimmte Zünfte eingetheilt. Gewiſſe Klaſſen derſelben wurden als »adelig« betrachtet, andere als »gemein« oder »ſchlecht«; das heißt ſie wurden nur von Bürgerlichen gehandhabt; Dieſen anzugehören machte ſogar die übrigen Familienglieder, beſonders leibliche Nachkommen zu manchen andern Beſchäftigungen und Ämtern unfähig. Der von Griechenland nach Italien übertragenen Byzantiner Malerei auf Goldgrund mochten es die bildenden Künſtler zu verdanken haben daß ſie mit Tünchern und Vergoldern in ein und dieſelbe Zunft gerechnet, ein »ſchlechtes, bürgerliches Gewerk« bildeten. Sie hatten mit denſelben gemeinſchaftliche Satzungen, zu welchen die einer ſiebenjährigen Lehrzeit gehörte. Wie andre Handwerker ſtanden ſie unter Aufſicht beſonderer Conſulate, von Advokatur und Doctorwürde waren ſie und ihre Kinder ausgeſchloſſen. Und dennoch war die in ſo ſchwere Feſſeln geſchlagene Kunſt gerade in dieſer Glanzepoche Genua's blühender als je. Momentan überragte Genua ſeine italieniſchen Schweſterſtädte. Als in der ewigen Stadt die Nachwehen der Plünderung von 1527 zu verſchwinden begannen, da war dort das Schöne dahin! Die Kunſt hatte andere Aſyle ſich geſucht, die Schulen der edelſten Meiſter in Skulptur und Malerei vermochten den Geſchmack und Geiſt der erſten fünfundzwanzig Jahre des Jahrhunderts nicht zu erhalten. Den vielen, ſo kurz nur herrſchenden Päpſten gelang es kaum während der oft unterbrochenen Kirchenreformen einen etwas minder ſchroff in ſich zerſpaltenen Grad allgemeiner

Digitized by Google

Bildung herbeizuführen, bei welchem der Bürgerſtand immer noch zu kurz kam. Auch die überall geſchmälerten Einnahmen laſteten drückend auf dem Volk, und ſtörten deſſen Entwickelung. Genua dagegen hatte nach dem allerdings ſchwer errungenen Frieden eine ſeltene Höhe des Wohlſtandes erreicht, den es ſeiner mercantilen Stellung verdankte. Bei Entfaltung des ungeheuerſten Luxus ſeiner Fürſtenhäuſer ſtanden auch die Mittelklaſſen ſich gut. Fürſt und Kaufmann ſtoſſen ja ſo oft in Eins zuſammen. Der von Beiden ausgehende Reichthum fand eine edle Anwendung die zum Wetteifer wurde. Dabei hoben ſich Kunſt und Gewerke: auch der Ärmere gewann an Behaglichkeit. Freilich ſtemmten veraltete Satzungen und Gebräuche, oder zur gefährlichen Macht gewordene Patrizierbegriffe, auch hier einer allgemeinen Volksbildung ſich entgegen. Kaſtenſcheidungen, Gilden, Gerechtſame legten dem rollenden Rade der Zeit häufig genug ihren Hemmſchuh an. Dennoch blieb ein Fortſchritt unverkennbar: Die veredelnde Bildung concentrirte ſich am ſchönſten in der Kunſt, die unter Andrea Doria's Schutz erblüht war. Seit Perin del Vaga's*) Einführung einer neuen Schule, war in der Malerei Bewundernswürdiges geleiſtet worden. Mit dem geiſtigen unantaſtbaren Reichthum Roms an Dichtern und Gelehrten konnte kein anderer Staat Italiens ſich meſſen. Doch waren es meiſt fremde Lichtſtrahlen die dort zuſammenfielen und rückwirkend die intellectuelle Welt erhellten, während in Genua die dort eingewanderten edlen Gäſte dem Boden ſelbſt eine Saat einheimiſcher Talente entlockten und ſomit den großen Gewinn eines Gemeingeiſtes herbeiführten. —

Die beiden jungen Männer welche wir ſo eben dem Leſer vorgeſtellt, litten jeder in ſeiner Stellung, an den Übeln ihrer Zeit. Weder Bitten noch Vorſtellungen vermochten dem Edelmann Gian-Battiſta Paggi die Einwilligung ſeines Vaters zum Eintritt in die erſehnte Laufbahn eines Künſtlers zu erwerben. Thränen und Flehen der Mutter vermehrten nur den Unmuth des Alten, der unerſchütterlich den ererbten Vorurtheilen ſeines Standes anhing.

*) Als die Schüler Raffaels im Jahre 1527 ſich durch ganz Italien verſtreuten, kam Perin del Vaga zu Andreas Doria nach Genua. Die günſtige Aufnahme welche er beim Fürſten fand, bewog ihn unter deſſen Schutz dort zu bleiben, und eine ganz neue Schule dort zu begründen. Die herrlichen Frescomalereien welche die Paläſte Genua's ſchmücken, danken dieſer Schule ihre erſte Entſtehung. Beide Brüder Semini und Luca Cambiaſo bildeten ſich nach ihm, aber ſie übertrafen ihn in jeder Beziehung.

Bernardo Caſtello hatte mit eiſernem Fleiß und großem Talent dennoch nur mühſam ſich durchgearbeitet; für den ganz Mittelloſen hatte es ſchwer gehalten beim Meiſter Semino als Lehrling anzukommen. Zwiſchen den Studien hatte der Jüngling ſein Brot ſtückweis mit ſauerem Schweiß erwerben müſſen, die alte erblindete Mutter war arm und kraftlos, unfähig dem Sohne beizuſtehen.

In einem der Nebengäßchen geboren welche zum Hinterbau des Palaſtes führten den Paggi's Eltern bewohnten, war dem armen Knaben von Klein auf der Reichthum ein verletzender Gegenſatz zu ſeinem gedrückten Leben geweſen. Mit allen Eigenſchaften des Stolzes, der Erbitterung und des ihnen ſtets geſellten ſcharfen Witzes, vereinte dieſer ſchroffe Charakter ein egoiſtiſch ſchmerzliches Bedürfniß nach Liebe und einer Art Theilnahme an ſeinem Thun und Laſſen. Und wer auf der weiten Welt bekümmerte ſich wohl um den ſchmutzigen verwahrloſten Knaben? Dem von Elend und kleinlicher Familiennoth Geplagten war ja ſogar der Tod des ſtörriſchen Vaters ein Gewinn.

Paggi hatte durch den ſtillen Ernſt ſeines Weſens, vielleicht auch durch die Elaſticität die ſteter Widerſpruch dem wahren Talent erweckt, die Freundſchaft des damals ſehr berühmten Bildhauers Forzani gewonnen und mit größtem Vortheil benutzt. Unter deſſen Leitung hatte er nicht nur Architektur und Perſpective gründlich ſtudirt, er hatte auch die Übung des Boſſirens in Wachs und Lehm ſich erworben. — Mit ſteigendem Neide ſah ihm Caſtello zu. — Nebenbei zeichnete Gian-Battiſta nach Cambiaſo's Arbeiten. Man konnte ſein und des Meiſters Werk oft nicht von einander unterſcheiden; man ſtellte ſogar Wetten deshalb an, die den freundlichen Luca ungemein ergötzten. Immer tiefer drang der verletzende Dorn in Caſtello's Gemüth: es ward ſein einziger Troſt daß Paggi nicht wirklicher Maler werden durfte!

Da trat eines Tages, als eben viele junge Kunſtgenoſſen in Semino's Werkſtatt verſammelt waren, einer ſeiner Schüler zu Paggi, und bat ihn um ſein aufrichtiges Urtheil über ein eben von ihm vollendetes Porträt. Unglücklicherweiſe erfüllte der Jüngling den ſcheinbar wirklichen Wunſch buchſtäblich: er wies dem Maler die Fehler des Bildes in Auffaſſung und Ausführung nach. Es entſtand ein heftiger Streit unter den Anweſenden; im Zorn ſchieden Alle. Bernardo hatte dem Paggi gerade heraus geſagt: ſein Urtheil könne gar keine Geltung haben, da er ſelbſt kein Porträt zu malen, ja nicht einmal den Pinſel zu führen im Stande

Digitized by Google

ſei. Glühend vor innerer Scham geſtand ſich Paggi ein daß Jener Recht habe, daß er wirklich nie gemalt. Ihn brannte der Gedanke. Es war plötzlich um all ſeine guten Vorſätze geſchehen. Ein volles Jahr hindurch hatte er ſich Nachgiebigkeit gegen des Vaters Willen abgerungen in oft unſäglicher Pein; — nun war das Alles vergeſſen. Das geſtern noch Unmögliche war mit einem Male zum unerläßlichen Ehrenpunkt geworden: er mußte beweiſen daß er ein Maler ſei. Er wählte den ſehr ſchönen Kopf eines Schülers des Gambiaſo, den zu porträtiren für beſonders ſchwierig galt. Schon in der nächſten Morgenfrühe ſchlich er aus dem väterlichen Hauſe zum Original ſeines Bildes. Der Umriß war bald gezeichnet und glücklich aufgefaßt. Der jahrelange Aufenthalt in den Ateliers der beſten Künſtler kam ihm jetzt zu ſtatten. Nach etwa acht oder zehn Tagen raſtloſer Arbeit und zahlloſer Verſuche war das Unglaubliche gelungen: Paggi hatte ein Porträt zu Stande gebracht das einem bedeutenden Maler Ehre gemacht haben würde, und das durch Auffaſſung des Charakteriſtiſchen wie durch beſonnene techniſche Bewunderung hinriß.

Bleich, an allen Gliedern zitternd, betrachtete Caſtello ſeines Gegners Triumph. »Er hat Blut geleckt, dachte er, der Löwe in ihm iſt frei geworden, und wird mich zerfleiſchen! Er wird ein Maler werden und mich zerdrücken. Er nimmt mir den letzten Vorzug den die karge Mutter Natur mir gelaſſen! Überall wird er mein bevorzugter Nebenbuhler bleiben. Er iſt mein böſer Engel, und der mich ſtets verletzende Dorn meines entblätterten Glücks!« —

Schweigend verließ er den Saal. Draußen läuteten die Glocken zur Veſper. — Es gibt dämoniſch wirkende Zufälligkeiten welche uns unwiderruflich in's Verderben ziehen. In ihnen endet jede Wirkung geiſtiger Kraft, ſie bieten jeder Überlegung Trotz, und reißen willenlos zum nicht erkannten, meiſt unſeligen Ziele hin.

So trat jetzt Bernardo Caſtello in die dunkelnde Kirche. Die leiſe den Tag überſchleichende Dämmerung bedeckte deren reiche Pracht und vernichtete den ſonſt ihn beſchwichtigenden Zauber der Gemälde und Skulpturen. Die verzweifelnde Stimmung ſeiner Seele ſtellte ihn auch jedem religiöſen Einfluß fern. Plötzlich rauſchte ein ſeidenes Gewand ihm vorüber. Der äußere Eindruck wirkte mechaniſch auf ſeine unbeſchäftigten Sinne; ſein zielloſer Blick folgte dem Geräuſch: er traf auf ein ſehr junges Mädchen von ſeltener Schönheit.

Die Kerzen eines Seitenaltars beſtrahlten die dort Knieende. Die edle Erſcheinung hatte etwas Fremdartiges, Bernardo hatte nie etwas Ähnliches geſehen. Es drängte ſich ihm auf daß ſie aus einem weit entlegenen Lande, wohl gar aus einem andern Welttheil ſein müſſe. Dies langgeſchnittene, tiefſchmachtende Auge, die gazellenartige Schlankheit, die träumeriſchen Bewegungen der Glieder: ſie erinnerten ihn an Alles was er vom Orient gehört.

Und dennoch! der ſie begleitende ſtattliche Mann war ſichtlich ein Mailänder: dieſe Geſichtszüge waren ſo charakteriſtiſch nationell ausgeprägt! — Eine bejahrte Dienerin und ein reichgekleideter Mohr vollendeten das Märchenhafte der Erſcheinung; nur der Cavalier riß ſie in die gewohnte Alltäglichkeit zurück.

Caſtello hatte bis zu dieſem Augenblick jedem Einfluß geſchlechtlicher Neigung widerſtanden, er hatte ihm den ernſten Willen ſeiner ſtrengen Natur entgegengeſtellt, nur der Kunſt wollte er ſich ergeben. Obſchon wenige Jahre älter als Paggi, war er durchaus männlich entwickelt; um ſo gewaltiger ward ſein Herz in einem Augenblicke beſiegt der ihn achtlos, faſt bewußtlos der Einwirkung ſeiner Sinne bloßſtellte. Während noch die Leidenſchaft des glühenden Haſſes ſeine Seele überfluthete, drang ungeahnet die Liebe ihm in's Herz.

In wenig Tagen erreichte ſein Gefühl die Höhe einer nicht mehr zu beſiegenden Stärke; Beſitz oder Tod wurden die beiden Endpunkte zwiſchen welchen die ganze Vergangenheit, ja die ganze Welt ihm entſchwand. Er hatte die Geliebte in einen Palaſt der Strada nuova eintreten ſehen. Von Stund' an fand ihn der erſte Sonnenſtrahl auf einem Stein dem Thor deſſelben gegenüber. Er ſah ſie kommen, gehen, in der Sänfte austragen; er hörte den Klang ihrer Stimme; ſie ſprach italieniſch. An der Art wie ſie den alten Herrn behandelte errieth er daß jener nicht ihr Gemahl, ſondern ihr Vater ſei. Auch mit ihren Dienern ſah er ſie reden und einem Bettler eine Gabe reichen: ihm war als kenne er ſie durch und durch!

Er kleidete ſich neu, faſt prächtig, und folgte ihr in die Kirche. Stundenlang weilte er in der Kapelle, betend wie ſie. Beider Augen baueten dem Gefühl die Brücke des Verſtehens: er wußte ſich geliebt.

Am Morgen nach der erſten, in glückſeligen Träumen verwachten Nacht ſeines jungen Lebens, zeichnete er den Entwurf ſeines großen Freskogemäldes für Alvaro, eine der ſchönſten Arbeiten die er ſpäter ausgeführt.

Er wollte den Luca Cambiaſo, den Calvi, die Brüder Semino, Alle überbieten; er mußte ein berühm-

Digitized by Google

ter, ja wo möglich der erſte und trefflichſte der Genueſer Maler werden, wenn er um die ſchöne Tochter des reichſten Kaufherrn in Mailand werben wollte. Das war die reizende Angela. Er hatte die Verhältniſſe des geliebten Mädchens erforſcht.

Übrigens war er in dieſen Plänen unſäglich glücklich; er zweifelte nicht, ſorgte nicht, ihn trug das Bewußtſein ſichern Gelingens, das Gefühl ſeines mächtigen Talents. Den Paggi hatte er vergeſſen. Das plötzliche Geneſen ſeiner früher immer krankhaft gereizten Seele hatte ihn über alle Qualen des Neides und kleinlicher Mißgunſt erhoben.

Und wirklich ſtaunten die großen Künſtler ſeine Arbeiten, ſeine Entwürfe, dieſe ſich ſo plötzlich entwickelnde ſchöpferiſche Kraft, wie ein Wunder an. Gar mancher mußte ſich insgeheim geſtehen, er habe an Dieſem den künftigen Meiſter gefunden, der ihn weit zu überflügeln beſtimmt ſei.

Das reine vollſtändige Gefühl eines edlen Strebens hatte ihn für allen Frohſinn empfänglich gemacht, ihn trieb die ſonnenhelle Luſt ſeines Innern einem Schwarm Menſchen nach, der ſich anſchickte der Einweihung von Doria's zuletzt erbauten Palaſt, am Thor St. Tomaſo, und der Feier einer fürſtlichen Hochzeit beizuwohnen, welche zwei Lieblinge des Volks einander verband.

Zu hunderten wurden die prächtigen alten und verzierten Sänften vorübergetragen, die in Genua's ſteilen Gaſſen den vornehmen Frauen unentbehrlich ſind. Herzöge und Prinzen ritten mit ſtattlichem Gefolge auf herrlichen Roſſen, die Prälaten auf reichbehängten Saumthieren. Der Bräutigam erſchien von der Blüthe des Adels umringt, die Braut welche dem Hauſe di Sora angehörte, in einer vergoldeten offnen Karoſſe, ihrem herzoglichen Vater war eine ganze Compagnie Garden zu Pferd als Begleitung beigegeben. Jeder einzelnen Prachterſcheinung jubelte das Volk nach.

Wie bei allen Feſten Italiens welche von ſeinen Fürſten ausgehen, war überall dem Volk Theilnahme und Mitgenuß vorbehalten. In den geſchmackvoll erleuchteten Gärten fehlte es weder an kleinen Wettläufen, noch an andern Spielen um ausgeſetzte Gewinnſte; alle Thore waren geöffnet, überall wurden in den dazu aufgeſchlagenen Zelten Wein und Speiſen vertheilt, überall ertönte Jubel und Muſik.

Die Künſtler welche an der Ausſchmückung des Palaſtes gearbeitet, waren beſonders eingeladen. Caſtello gehörte einer jüngern Epoche an: dennoch war auch ihm, dem beſten Schüler des Semino, eine Aufforderung zum Feſte zugekommen.

Aber die ihm eigene Scheu vor den hoch vielleicht insgeheim erſehnten Kreiſen der Vornehmen und Adeligen hielt ihn von perſönlicher Theilnahme an der Luſt des Bankettes fern. Sein Künſtlerblut ergötzte ſich nur von weitem an den anmuthigen Zufälligkeiten der Gruppen und Stellungen die ſich bildeten, an den herrlichen Trachten, den Stoffen und Goldſtickereien, an den Waffen der Soldaten, am Prachtbehang der Roſſe — kurz an all den wunderſchönen Eigenthümlichkeiten ſeiner maleriſchen Zeit.

Seit der unſeligen Porträtgeſchichte hatten Caſtello und Paggi einander nicht wieder geſehen. Jetzt gewahrte er den Jüngling plötzlich unter den Gäſten, und neben ihm, augenſcheinlich von ihm begleitet, die Geliebte.

Sie war heute ſchöner als er je ſie geſehen. Von einer indiſchen Mutter, in einer niederländiſchen Colonie geboren, war ſie eine durchaus fremde Erſcheinung; in der Wahl ihres Putzes, in der Anmuth einer leiſen Verlegenheit unter ſo vielen Leuten trat die Eigenthümlichkeit ihrer ganz ſüdlichen Nationalität wahrhaft bezaubernd hervor.

Paggi führte ſie in einen Saal des Erdgeſchoſſes, ihrem Vater zu. Caſtello ſchaute, an einen Baum gelehnt, von außen durch das große Bogenfenſter. Paggi mußte einem engeren Kreiſe auf der Laute die Weiſe eines Tanzes angeben: er galt der jungen Welt als der trefflichſte Tänzer und Zitterſpieler, ja er hatte ſogar die Thorbe erfunden, die manches Jahr ſpäter ein Zweiter ihm nacherfand.

Caſtello's Blicke ſogen tödtliches Gift. Jetzt ward zum Tanz geſchritten, an der Seite des Mädchens entſchwand Gian-Battiſta in den nächſten Saal. Leicht und gewandt führte er ſie zum Reigen; jugendliche Luſt ſpiegelte ſich in Beider ſtrahlendem Blick. —

Zum Sterben erſchöpft fand ſich Bernardo Caſtello auf einer ſteinernen Bank vor ſeiner ärmlichen Wohnung wieder; die erſten Sonnenſtrahlen durchſchnitten eben das Grau der Dämmerung. Wie er dorthin gekommen, hatte er vergeſſen, nur die Erinnerung eines ihn grauſam zerreißenden Schmerzes war ihm geblieben.

Wenige Stunden ſpäter eilte er, immer noch wie in dumpfem Traum, ihrer Wohnung zu: ſie war mit ihrem Vater abgereiſt, zurück nach Mailand, und er hatte ſie niemals geſprochen. —

Mit gewaltiger Anſtrengung ſetzte er ſeine Arbeiten fort. In ſtetem, faſt unglaublichem Fördern derſelben ſtärkte ſich ſeine Kraft; unverändert blieb ihm das

Digitized by Google

nämliche Ziel vor Augen. Sein eiferſüchtiger Haß gegen Gian-Battiſta war von neuem erwacht, allein er hatte eine andere, eine beſtimmte Richtung bekommen; Caſtello war feſt entſchloſſen mit dem noch unbärtigen Knaben um den Preis der Liebe zu ringen. Ein inneres Gefühl ſagte ihm daß Er diesmal der Vorgezogene ſein und bleiben werde. Und liebte ihn das angebetete Mädchen, was konnte ihm dann ein ohnmächtiges Streben des noch zwiſchen zwei Leidenſchaften ſchwankenden, von der Liebe und dem Hang zur Kunſt geplagten Jünglings ſchaden, der ſeine Tage in Familienunfrieden und Kummer verlebte, während ihm ſelbſt die Kunſt täglich neue und immer ſchönere Kränze zuwarf.

Und wirklich ſchien Gian-Battiſta's Stern zu erbleichen, ja faſt ſeinem Untergange ſich zu nahen. Das Gelingen jenes erſten Porträts, die ihm von allen Seiten zuſtrömenden Ermahnungen der beſten Genueſer Künſtler, die einmal betretene Bahn ja nicht mehr zu verlaſſen, hatten ſeinen Widerwillen gegen kaufmänniſche Geſchäfte in ſo hohem Grade geſteigert daß er des Vaters Befehlen ſtarres Weigern entgegenzuſetzen wagte. In ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, verbrachte er den ganzen Tag mit Zeichnen und Malen. Dieſe offenbare Widerſetzlichkeit reizte den ſehr heftigen Vater auf's äußerſte, ſein Zorn ſtieg ſo hoch daß er den Sohn mit Fluch und Enterbung bedrohte. Die Mutter warf der Gram und der Unfrieden ihres Hauſes auf's Krankenlager.

Paggi's Seele war tief zerriſſen. Der Kampf zwiſchen der Liebe zu ſeinen Eltern und dem ihn unwiderſtehlich drängenden Talent, zerſtörte ſeine beſten Jugendkräfte: bleich wie ein Schatten ſeiner ſelbſt, wankte er troſtlos einher.

Erſchreckt traten der ſanfte Cambiaſo, traten alle Andere die ihn zur Malerei aufgemuntert, zurück, keiner wagte in ſo entſetzlichem Zwieſpalt Rath oder Überredung. So vergingen mehrere Monate.

Da griff das Schickſal allgewaltig in das arme verworrene Menſchentreiben ein. Plötzlich vom Schlagfluß getroffen, ſank der alte Paggi in's Grab. Grauenhaft durchzuckte der Gedanke an die ihm endlich gewordene Freiheit Gian-Battiſta's Schmerz. Er täuſchte ſich abermals! — Ein vielverzweigtes Geſchäft nach Indien und den meiſten Küſtenländern Europa's, die Verwaltung großer ſchwerbelaſteter Güter, welche fremden Anſprüchen zu entziehen, und den unmündigen Geſchwiſtern zu erhalten Pflicht war, alle Schwierigkeiten welche eine zugleich dem Adel und der Kaufmannſchaft angehörende Lebensſtellung damals zu bedingen pflegten, fielen wie mit Centnerſchwere auf die Blüthenknospen ſeiner Hoffnungen. Sorgen der ernſteſten Art drängten ſich ihm in jede Stunde, überwoben mit ihrem trüben Grau jeden heiteren Gedanken, trieben ihn unerbittlich von der Staffelei, aus dem ſtillen, der Kunſt geweihten Gemach in's grelle, ihm verhaßte Alltagsleben. Mit namenloſem Schmerz ſah er abermals ſeine Pläne vernichtet. Unfähig den peinigenden Contraſt der ihm auferlegten Pflicht und ſeiner innern Stimmung zu ertragen, beſchloß er jetzt ſelbſt der Kunſt zu entſagen. — Betrübt ſah Cambiaſo wie er ſein Malergeräth zu einem unförmlichen Bündel zuſammengeſchnürt, in einen abgelegenen Winkel ſeines Hauſes trug. Da nahm abermals die unſichtbar waltende Hand eines wunderbaren Geſchicks die Fäden ſeines Daſeins auf, und verknüpfte ſie zu einem neuen Gewebe!

Der ihm wohlwoliende Mailänder, den wir als der ſchönen Angela Vater kennen gelernt, hatte während ſeines Aufenthalts in Genua den Jüngling ungemein liebgewonnen, der von mütterlicher Seite ihm verwandt war. Gian-Battiſta's ſtille, nur halbbewußte Liebe zu ſeiner reizenden Tochter war dem Alten keineswegs entgangen; nur die Abneigung deſſelben gegen den einzig würdigen Stand in der Welt war ihm bedenklich erſchienen und hatte ſeinen ſchon damals entworfenen Plänen ſich beumend entgegengeſtellt. Jetzt brachten die nämlichen Briefe welche des alten Paggi Ableben meldeten, unumſtößliche Beweiſe daß der Sohn zum Wohl ſeiner Familie ſich auf die Ehre des Hauſes beſann, ſich dem Geſchäft ſeines Standes gewidmet.

Dieſe Veränderung ſtimmte den alten Herrn ſo ganz und gar zu Gian-Battiſta's Gunſten daß er beſchloß ihm mit der Hand ſeiner Tochter zugleich ſein ungeheures Vermögen als Erbe zuzuſichern, wenn jener ſich entſchließen könne nach Ordnung ſeiner Verhältniſſe mit nach Indien überzuſiedeln.

Daß ſein liebes Kind mit leiſen Seufzern Genua's gedenke, war ihm deutlich; wem aber konnte dieſer heftigere Herzſchlag gelten, als dem gewandten anmuthigen Paggi? Des düſter blickenden Malers dem er in allen Kirchen begegnet, erinnerte ſich der alte Herr gar nicht mehr; wie hätte er errathen mögen daß dem nur von fern Geſehenen die Wehmuth galt, die wie ein neidiſcher Frühlingswind die liebliche Blüthe des Mädchens ſtreifte! —

Der Eindruck den des Mailänders Anerbieten auf den Jüngling machte, iſt kaum wiederzugeben: es lag

Digitized by Google

etwas Berauſchendes in dieſem ihm ſo plötzlich zuſtrömenden Glück. Daß ſie, die er faſt wie ein überirdiſches Weſen betrachtete, die er leidenſchaftlos aber mit unſäglicher Innigkeit liebte, ſie, die als Poeſie all ſeine Tage durchſtrahlte, ihn lieben, ihm angehören könne, raubte ihm faſt die Beſinnung. Taumelnd, wie in Verzückung las er wieder und wieder das Unglaubliche. Allmählig nur ſenkte ſich das Bewußtſein der Wirklichkeit beſeligend ihm in's Herz. Alle äußern, ſeiner eigenen Lage entwachſenden Hinderniſſe konnte die über Millionen ſchaltende Hand ſeines künftigen Schwiegervaters wie Spreu beſeitigen. Es gab keinen einzigen Punkt am weiten Horizont ſeines Glücks der ſich zum Gewitter geſtalten konnte. Die lieblichſte Erfüllung all ſeiner Wünſche und Träume legte ſich, wie ein den hellſten Sonnentag verheißendes Morgenroth, beſchwichtigend ihm auf's Herz. —

Kaum hundert Schritte weit von dieſem ſich ſo friſch entfaltenden Paradieſe, der Rückſeite des nämlichen Hauſes gegenüber das den Paggi umfing, ſtand in ſeiner Werkſtatt von ſeinen Bildern und Entwürfen umringt, Bernardo Caſtello, der ernſte feurige Mann, und bauete aus errungenen Kränzen, aus Altarblättern und Künſtlerhoffnungen auch ſeine Himmelsleiter ſich auf; — in denſelben Himmel hinein, der nur Einen von Beiden beſeligen konnte!

Am nächſten Morgen ſchon entſank der Pinſel der ſchöpferiſchen Hand, ſtarrte er in ſtummer Verzweiflung den alten Diener ſeines Nachbars an, der ihm mit lautem Jubel ſeines Herrn unverhofftes, ungeheures Glück, und deſſen raſche Abreiſe nach Mailand erzählte, wohin er geeilt um ſeiner Braut perſönliches Jawort ſich zu holen.

Der Schlag war vernichtend. Daß Caſtello, ſelbſt wenn das Herz des Mädchens ihm ſich zuneigte, mit einem ſo begünſtigten Bewerber nicht um den Preis ihrer Hand zu ringen vermöge, lag am Tage. Aber was nun! Fortleben, der ihm geſchloſſenen Glücks pforte gegenüber? in den Schatten zurückgedrängt, feig, elend, die Geliebte, die vielleicht auf ihn Hoffende, widerſtandlos ſich rauben laſſen, wie ein zurechtgewieſenes, allzu begehrliches Kind demüthig die herbe Züchtigung des Geſchicks ertragen? Dieſe Möglichkeit lag nicht in Bernardo's Charakter.

So offenkundig in jenen Tagen, allen Vorboten zum Trotz, ernſte Zweikämpfe auf neutralem Boden ſtattfanden und nach den Geſetzen eines Ehrengerichtes abgehalten wurden, ſo ſelten war für den Bürgerlichen ein regelrechtes Duell. Mit dem Geringeren zu fechten, fiel dem Höherſtehenden kaum ein. Statt deſſen waren um ſo häufiger Degenſtoß oder Meſſerſtich gleich im Augenblick der Beleidigung, gleich im Gefühl der Rache, ſowohl in Familienfehden wie in perſönlichen Zwiſtigkeiten. — Bernardo warf ſich auf's Pferd, und eilte ſeinem Nebenbuhler nach. Was er eigentlich zu thun gedenke, war ihm ſelbſt nicht deutlich, er fühlte nur daß in ſolcher Stellung für Beide kein Platz auf Erden ſei.

Ahnungsvoll erbebend hatte die ſchöne Angela in Mailand ihres Vaters dunkle Reden von einem Bräutigam, von einem ſich nahenden Glück und von nöthigen Hochzeitgeſchenken angehört, ohne deren Deutung zu finden. Mit glühendem Erröthen empfing ſie täglich die koſtbarſten Gaben und immer neue Beweiſe ſeiner väterlichen Fürſorge. Hatte er wirklich ihr Geheimniß errathen? Hatte der Geliebte um ſie zu werben gewagt? Sie hörte den Alten ſie ſcherzhaft Braut nennen und ſah ihn mit ſelbſtgefälligem Lächeln wie zu unerklärlichem Einverſtändniß ihr zunicken. Wer war dieſer verheißene Bräutigam? Das Herz ſchlug ihr zum Zerſpringen und dennoch wagte ſie nicht das fragende Wort. — Armes Kind, der Tod ſollte dein Bräutigam ſein!

Am nämlichen Tage da des Alten Brief den beiden jungen Genueſen Heimath und Hölle erſchloß, brach in Mailand die große Peſt aus. Das unerſättliche Ungeheuer verſchlang das Leben vieler Tauſende, mit ihm zugleich alle die Keime von Glück und Elend in drei jungen Herzen.

Als beide Nebenbuhler faſt zur ſelben Stunde die geſchloſſenen Thore der Stadt erreichten, hatte nur noch die ſtachelnde Sorge ſie vorwärts gejagt; die Hoffnungen des Glücks lagen ſchon hinter ihnen wie welke Kränze.

Vor dem Thore begegnete Bernardo Caſtello dem wohl bekannten Mohren, dem Diener des Mailänders, dem zu flüchten gelungen. Vater und Tochter hatte die furchtbare Seuche ſchon in den erſten Tagen erfaßt.

Langſam, ohne einen Laut, ohne ein einziges Wort der Klage, aber bleich als habe ihn mit der Geliebten zugleich der Tod berührt, wandte Bernardo Caſtello ſein Roß; er ritt, ohne zu wiſſen wohin, bis es kraftlos unter ihm zuſammenbrach.

Nach Genua kehrte er nicht zurück. Wohin ihn die erſte ſtarre Verzweiflung getrieben, iſt unbekannt. Nach mehreren Monaten ward in verſchiedenen Städten Italiens, bald da bald dort, ſeine Anweſenheit erwähnt. —

Digitized by Google

Wir finden ihn nach einem Jahr an Torquato Taſſo's Seite in Ferrara wieder, im Kreiſe der edelſten Männer ſeiner Zeit. Die Poeſie der Liebe war ihm tief in's Herz zurückgeſunken, wie ein Grabgewölbe hatte es ſich über dieſelbe geſchloſſen, auf immer. Die Poeſie ſeiner Kunſt war ihm erblüht. Der Schmerz hatte ſeine ſtolze Seele nicht gedrückt, ſondern gehoben, und den ernſten Geiſt gerüſtet, den bisher die engen Bande menſchlicher Verhältniſſe unter ſchwerem Druck gehalten. — Taſſo ward ſein naher Freund. Ihm und dem berühmten Gabriel Chiabrera verdankt er das höhere Wiſſen, und das phantaſtiſch Geiſtvolle das von jenem Zeitpunkt an ſeine Werke auszeichnet. Angelo Grillo, Anſalvo Ceba, Lorenzo Cartaneo, Alle die Italien in jener Zeit ſeinen Ruhm nannte und als bedeutend pries, waren in Caſtello's Leben verzweigt. Der Liebe hatte er entſagt; um kein Weib hat er jemals ſich beworben. Wenn ihn ſinnliche Leidenſchaft in ihren Taumelkreis geriſſen, ſo übte ſie über ſein Herz auch nicht den flüchtigſten Einfluß.

Nach mehr denn Jahr und Tag kehrte er in ſeine Heimath zurück, ſeine dort begonnenen großen Arbeiten zu vollenden. Eine größere Schule als ſie jemals Luca Cambiaſo gehabt, bildete ſich um ihn. Die Bürgerſchaft ward ſtolz auf das ihrer Mitte entwachſene Talent; er war bald der Liebling ſeines Volkes. Jede noch ſo kleine Kirche, jede Kapelle bot ihm Beſtellungen an, zahlloſe Fresken in Palaſten und Villen zeugen von der allgemeinen Anerkennung die ihm geworden. —

(Beſchluß folgt.)

Briefwechſel.

Aus Karlsruhe, d. 9. November.

[Die Oper Guttenberg, von Fuchs.]

Die neue Oper: „Guttenberg“ von F. C. Fuchs, einem Wiener, wurde bereits zweimal hier gegeben. Auch der Text iſt anlockend. Es iſt jedenfalls von Intereſſe zu erfahren wie das ſo mannichfach behandelte Thema des Streites zwiſchen Fauſt und Guttenberg hier aufgefaßt worden. Der Stoff geſtaltet ſich hier in folgender Weiſe: Guttenberg, im Begriff, ſeine undankbare Vaterſtadt Mainz zu verlaſſen, beſucht zuvor ſeine Geliebte noch zum letzten Male. Es iſt dunkle Nacht, als plötzlich der wilde Geſang einer wüſten Schwelgerhorde zu den Ohren der Koſenden dringt. Clara will entfliehen und verbirgt ſich noch in der Eile hinter einer Statue. Einer aus der Bande zieht die ſich Sträubende hervor und entreißt ihr den Schleier; Fauſt, der Anführer der Bande, erkennt ſeine Braut in ihr. Der herbeigerufene Vater der ſie ihm beſtimmte, verfluchl ſeine Tochter und Guttenberg, welcher ſich durch die auf ihn einſtürmenden Zecher mit dem Schwerte einen Weg bahnt. Der zweite Akt beginnt mit einer Orgie Fauſts und ſeiner Genoſſen. Fauſt ſchließt uns in einem Solo ſein Innres auf; er liebt und will dieſe unerwiederte Flamme betäuben, da er keine Sättigung findet. Mitten in dieſem wilden Lärme kommt Fauſts Diener mit der Nachricht, der zurückgerufene Guttenberg werde mit Ehren überhäuft, der Senat gebe ihm ein Feſt. Fauſt beredet ſeine Geſährten zum Sturze ſeines Nebenbuhlers in Ruhm und Liebe. Die Scene verwandelt ſich; Clara hört mit einer Miſchung von Freude und Schmerz die Jubellöne, die das Volk dem Geliebten darbringt, den ſie verloren hat auf ewig; ſie hat auf des Vaters Geheiß dem Fauſt zum Altare folgen müſſen, ſie iſt Fauſt's Gattin. Der Geliebte erſcheint; vergebens iſt ſein Plan zur Flucht; ſie will ihrer Pflicht treu ſein und ſterben. Der dritte Akt beginnt mit Werbung einer Zigeunerin, damit ſie falſch Zeugniß gebe und Guttenberg anklage der Gattin Fauſt's einen Liebestrank gegeben zu haben. Dann folgt der Maskenball, der dem Meiſter Guttenberg zu Ehren gegeben wird. Auch Clara iſt dort, um Guttenberg zu ſehen und ihn vor Fauſt's Gefährten zu warnen. Guttenberg vertraut auf Gott und ſiehet nicht. Bürgermeiſter nebſt Senatoren und Patrizjern der Stadt erſcheinen um ihm die Ehrenkette umzulegen, als Fauſt vortritt und ihn als im Bunde mit Höllengeiſtern anklagt. Die Zigeunerin ſchwört und die Genoſſen bezeugen Guttenberg's Verhältniß mit Clara. Der Akt ſchließt mit Abführung Guttenberg's und mit einer ſtummen Scene, in der Fauſt ſeine Gattin entlarvt. Der vierte Akt beginnt mit dem vergeblichen Verſuche Clara's ihren Gatten zur Milde zu ſtimmen, was dieſen nur noch mehr entflammt. So entfernt ſich denn Clara mit der Drohung:

„Und geſpannt iſt ſchon der Bogen,
Und der Pfeil verfehlt dich nicht.“

Ob dieſe Drohung ſich auf die Gewißheit der baldigen Erfüllung ſtützt, erfahren wir nicht; doch ſcheint dem ſo; denn gleich darauf wird außen der Lärm der Menge laut. Fauſt's Verrath iſt entdeckt, man ſchleppt die Zigeunerin vor Gericht. Fauſt entflieht mit dem Gedanken zum Selbſtmord. Es öffnet ſich nun nun Guttenbergs Kerker, der alsbald die Töne des Jubels vernimmt und zu neuer Hoffnung erwacht. Der gute Geiſt hat über den böſen geſiegt; die Bürger, Senatoren und Patrizier kommen ihn im Triumph abzuholen; die frei gewordene Clara reicht ihm zum Bunde die Hand.

Die Muſik iſt nicht ohne Reminiscenzen, doch iſt ſie im Ganzen ſelbſtändig und eriginell. Ouverture und Inſtrumentation ſind eigenthümlicher als Arien und Recitative die uns Anklänge von Weber und Meyerbeer zu verrathen ſcheinen. Von einzelnen Chören iſt beſonders der Trinkchor: „Raſe, raſe, ſchäum' im Glaſe!“ ſehr anſprechend, eben ſo Clara's Arie im zweiten Akt: „Feine Glocken, ach! ſie locken ꝛc.“ Die Muſik iſt durchgängig ernſt gehalten, fällt wenig in's

Digitized by Google

Ohr und verſchmäht es vielleicht allzuſehr populär zu ſein. Sie reiht ſich jedenfalls an die beſſern Schöpfungen der Neuzeit. Herr Haitzinger iſt in der Rolle des Guttenberg, was den Geſang betrifft, ausgezeichnet; er hob das Ganze durch die hinreiſſende Gewalt ſeiner Stimme. Frau Fiſcher als Clara iſt eine ganz angenehme Erſcheinung, doch hat ſie ihre Stimme nicht vollſtändig in der Gewalt. Herr Oberhofer als Fauſt war gut. — — Schmidts Oper Prinz Eugen, welche an vielen Orten ſehr gefiel, ſoll auch hier einſtudirt werden.

●●●

Aus Baden-Baden, d. 10. November.

[Baden außer der Saiſon; neue Bauten und Fresken.]

Ein Beſuch in Baden-Baden hat in dieſer Jahreszeit ſeine eigene Empfindung. Gewohnt, hier Leben und Frohſinn zu erblicken, umtoſt zu ſein von einer bunten Menſchenmenge, fühlt man ſich plötzlich in verödeten Räumen. Die bewaldeten Berge ſind umſäumt von den Farben des Spätherbſtes, die Gebäude verſchloſſen; ſelten erſcheint hier und dort ein Spaziergänger in den Alleen. Bei alle dem ſind noch Fremde hier, die den ganzen Winter hier verweilen, da die geſunde Luft, welche aus den Bergen weht, auch für den Winter gleich wohlthätig wirkt und die Promenaden in der Umgegend durch die guten Wege auch im Winter gangbar ſind. Wer die Natur mehr liebt als die Geſelligkeit, dem mag ein Aufenthalt in Baden-Baden außer der Saiſon noch angenehmer ſein, weil erſt dann dieſelbe in ihrem ſchönſten Schmucke ſich entfaltet. Im Sommer iſt das bunte Wogen und Drängen der Menge eher ſtörend. So todt und leer übrigens Baden auch erſcheinen mag, ſo bietet es doch manche Luſtbarkeiten und zwar haben die Bürger Baden's in dieſer Jahreszeit ihre Saiſon, ſpielen die großen Herrn, machen Landpartien, reiten, fahren aus und bringen oft in kurzer Zeit bedeutende Summen durch, die ſie im Sommer wieder ebenſo ſchnell und leicht verdienen. Kellner und Wirthe, Kaufleute und Handlungsdiener ſchwärmen oft mit noblem Anſehen umher, ſo daß man an ihren Manieren oft ſehr ſchwer abſieht daß alles nur Farce iſt. Die liebe Nachahmungsſucht iſt beſtrebt dem fremdländiſchen Benehmen der Sommergäſte etwas abzulauſchen, um dann eine Weile mit dieſem angeeignten Flitter zu prunken. — Während dieſes fröhlichen Treibens bleibt man übrigens nicht unthätig. Es wird gebaut, reſtaurirt, um für die nächſte Saiſon mit allem gerüſtet und verſehen zu ſein. So wird in dieſem Winter die alte Trinkhalle (an der eigentlichen Quelle) vollendet werden. Es iſt ein großes, ſtattliches Gebäude mit drei Stockwerken und mit Dampfbädern verſehen. Es iſt an derſelben Stelle erbaut, wo voriges Jahr die Überreſte der ehemaligen Halle gefunden wurden. Die alten Fundamente, deren Legung man in die Römerzeit verſetzen will, ſind ausgegraben worden und die neuen Fundamente in ähnlichem Style aufgebaut. Über die aufgefundenen Alterthümer iſt ſeiner Zeit zur Genüge berichtet worden. — Von den Fresken in der neuen Trinkhalle ſehen noch drei ihrer Vollendung entgegen, die letzt beendete iſt „Burg Windeck", eine Darſtellung nach einer Sage. Im Vergleiche mit den früheren Fresken Götzenberger's dürfen wir ſeine neueren nicht loben. Man ſieht zu ſehr daß es dieſem Maler nicht mehr recht daran gelegen iſt, und daß er ſich mit der Ablöſung ſeiner Verbindlichkeit beeilt. — Die Wintergäſte ſind außer wenigen fürſtlichen Perſonen, der Prinzeſſin von Preußen mit Tochter, dem Fürſten Barklay de Tolly ꝛc. meiſtens engliſche Familien, mehrere Maler und Schriftſteller.

†.

Aus Dresden, d. 15. November.

[Schillerfeſt und Turnverein.]

Auch Dresden hat nun ſein Schillerfeſt, und zwar iſt es recht in der Mitte des Volks geboren worden, nämlich im hieſigen, nun ſchon über achtzehnhundert Mitglieder zählenden Turnverein. Die erſte Anregung dazu gab ein vor kurzem aufgenommenes Mitglied, der Ihren Leſern bekannte Schriftſteller Julius Hammer. Dem Turnverein lag es jedenfalls nahe, eine Denkfeier auf den Dichter zu begehen, der vor allem der Jugend Deutſchlands angehört*). Die Vorbereitungszeit zu einer vollſtändigen Feier war freilich für diesmal ſehr kurz; möchte ihr im nächſten Jahre eine Feier im größeren Style folgen! Der Turnrath, in welchem Profeſſor Wigard, Dr. Köchly, Dr. Seidenſchnur, von Lindemann und Andere thätig ſind, that was ſich in der Geſchwindigkeit thun ließ. Die Feier war eine improviſirte, als ſolche in mancher Beziehung mangelhaft, aber an dem Beſten fehlte es nicht: an wahrer Hingebung und Begeiſterung. Es mochten an 600 Theilnehmer ſein. Die Sänger des Vereins eröffneten die Feierlichkeit mit dem Liede „An die Freude," worauf Julius Hammer die Rednerbühne beſtieg. Er gab der Stimmung die rechten Worte. Freude ſei der Inhalt des geſungenen Liedes, aber des Dichters Freude gemahne an geiſtige Hoheit, an die edelſte menſchliche Vortrefflichkeit. Von dem tiefen Glauben an das Göttliche im Menſchen ſei Schiller's Denken und Dichten beſeelt geweſen, er habe gefühlt daß dieſer Glaube kein im Gehirn von Thoren erzeugter Wahn ſei, und im Aufblick zu einem über allem Wechſel ruhig und erhaben waltenden Geiſt habe er den auch in ſeiner Zeit mächtigen Zweiflern zugerufen: „Zu etwas Beſſerem ſind wir geboren!" Um ſo ſicherer habe er die feſte Überzeugung gefunden daß des Menſchen höchſte Freude die Freiheit ſei, daß er nicht durch blinde Willkür, ſondern im Streben nach dem Göttlichen die Berechtigung zur Freiheit und ihre Möglichkeit gewinne. Die Freiheit der ganzen Schöpfung ſei auf ewige unwandelbare Geſetze gegründet; eben ſo beruhe auch die menſchliche Freiheit auf einem höchſten Sittengeſetze. Je kräftiger und bewußter aber dieſes Sittengeſetz, dieſer Drang nach Tugend und Reinheit in Wort und That und Geſinnung von jedem Einzelnen ausgübt werde, je klarer wir in unſerer Stellung zu unſern Mitmenſchen und Mitbürgern zu werden ſtrebten, deſto mehr werde auch die Freiheit in alle Verhältniſſe des Lebens, der Familie, des Staates eindringen, deſto mehr werde ſie ein allgemeines Gut ſein, und jeder Einzelne, wie das ganze Volk ungeſchmälerten Antheil an ihr haben. Auf dieſes Ziel ſei Schiller's Geiſt gerichtet geweſen, auf dieſes Ziel deute jeder Zug ſeiner raſtlos fortſchreitenden Entwicklung, jedes ſeiner Werke hin, und mit Bewunderung müſſe man ſich vor der Kraft ſeines Geiſtes und Gemüthes beugen, mit welcher er unabläſſig der innern Noth-

*) Auch bei der Leipziger Schillerfeier in den Salen des Hotel de Pologne wurde ſchließlich — gewaltſam getrunt. Man nennt mit einige Studenten vom Adel des Landes welche der Feier dieſen eigenthümlichen Schluß gaben.

Digitized by Google

wendigkeit gefolgt ſei, ſeinen hohen Ideen Geſtaltung zu geben, damit ſie erkennbar würden vor aller Welt. Ihm ſei das Schöne ſtets nur zugleich das Gute, Wahre und Reine geweſen, in keinem Augenblicke habe ſich in ihm der Dichter vom Menſchen getrennt, darum ſei er auch Allen ohne Unterſchied ſo verſtändlich, jeder Altersſtufe, jedem Bildungsgrad, für Alle ſo hinreißend, und darum ſei er wie Keiner ein Dichter des Volks, das er mit Liebe umfaßt, belehrt, gebildet, entzündet und geläutert habe. Einſt, wenn Vieles was ſeinem Geiſte vorgeſchwebt, in Erfüllung gegangen ſei, werde man von ihm ſagen: er war ein Prophet, ſo wie wir, die Nachkommen früherer Jahrhunderte auf die Worte und Thaten edler Geiſtesheroen zurückblicken, nicht blos um ihnen ein ſegnendes Andenken zu widmen, ſondern um ſie in uns lebendig und fortwirkend zu fühlen. — Der Redner knüpfte jetzt an Luther an als den größten Mann, den Deutſchland geboren, und den wohl neben Schiller zu nennen gezieme, auch wenn ihre nebeneinander liegenden Geburtstage nicht die äußere Veranlaſſung dazu böten. Auch an innerer Ähnlichkeit ſei genug vorhanden, um bei dem Einen des Andern zu gedenken. Gemeinſam ſei ihnen die reinſte Begeiſterung für Freiheit, der unerſchütterliche Glaube an die Menſchheit und an das Volk, das tiefſte Wahrheitsgefühl und der feurige Drang, ihre höchſte Kraft, ihr Leben ſelbſt für die Ideen aufzubieten, die ſie entflammten. Man habe Schiller den Dichter der Jugend, den Dichter der unverwüſtlichen Jugendlichkeit des Geiſtes genannt, und eine Nation, aus deren Schooße ein ſolcher Dichter erſtanden, ſei keine alternde; Schiller beweiſe daß Deutſchland ein Jüngling ſei, der einer großen Zukunft entgegenſtrebe.

Der ungeſchminkte, freie Ausdruck freudiger Dankbarkeit, mit welchem in unſerm Turnverein jede geiſtige Anregung berührt wird, iſt ein ſchönes Zeichen. Keine Spur von Partei- oder Cliquenweſen, ein Geiſt des Wohlwollens und des Vertrauens, ein wahrhaft guter Geiſt beſeelt die aus allen Ständen gemiſchte große Geneſſenſchaft, welche in jeder Woche durchſchnittlich um zwölf bis zwanzig Mitglieder zunimmt. Der harmloſe Geiſt wird vorzugsweiſe dadurch erhalten daß Alles was zur Politik gehört, principmäßig ausgeſchloſſen bleibt. Darüber wacht jeder Einzelne mit einer Gewiſſenhaftigkeit die deutlich genug zeigt daß es ſich hier um eine tiefe Überzeugung handelt, welche beſtimmt nicht zu erſchüttern iſt. So wird es ſelbſt Beamten möglich, ſich anzuſchließen. Der Leipziger Turnverein hat ſich nicht auf ſeinen Vortheil verſtanden, als er die Einrichtung allgemeiner geſelliger Zuſammenkünfte gleich von vornherein durch politiſches Geſchrei (?) im Keime erſtickte, das ſelbſt die dortigen Führer der politiſchen Parteien mißbilligen mußten. Ohne geſellige Verſammlungen aber erfüllen Turnvereine ihren Zweck nur ſehr unvollkommen.

In Bezug auf unſer Schillerfeſt ſei noch erwähnt daß Dr. Köchly nächſtens nachträglich einen Vortrag über „Schiller in Dresden“ halten wird. Mit dem allgemeinen Geſange des Reiterchors aus Wallenſteins Lager (das wir heute auf unſerer Bühne ſehen, wurde die Feſtlichkeit geſchloſſen. A.

Aus Berlin, d. 19. November.

[Der ſtändiſche Ausſchuß; Karoline v. Woltmann; Bücherverbote.]

Der Vereinigte ſtändiſche Ausſchuß wird jetzt, wie man mit Beſtimmtheit hört, auf den 15. Januar hier in Berlin einberufen werden. Zum Gegenſtand ſeiner Verhandlungen ſoll ihm jedoch ausſchließlich der neue Strafgeſetzentwurf geſtellt werden, da die Regierung weiter keine Vorlagen an ihn zu bringen beabſichtigt. Außerdem würde ihm noch ſein eigenes Petitionsrecht bleiben, das aber, nach der bekannten Beſtimmung des Patents vom 3. Febr. für den ſtändiſchen Ausſchuß, nicht auf Veränderungen in der ſtändiſchen Verfaſſung ſich erſtrecken darf. Die vielbewegte Periodicitätsfrage wird daher auch nicht von dem Ausſchuß aufgenommen werden können. Was die principielle Stellung der Mitglieder des Vereinigten Ausſchuſſes anbetrifft, ſo hat man bereits überſchlagen daß zwei drittel derſelben der ſtändiſchen Oppoſition oder einer mehr oder weniger damit zuſammenhängenden Nüance angehören werden.

Tod und Polizei arbeiten hier neuerdings um die Wette in dem Geiſterreich unſerer ausgezeichneten Frauen. Der Herz und Paalzow iſt geſtern früh Karoline v. Woltmann in den Tod gefolgt, die durch ein Herzübel dahingerafft wurde. Sie beſchäftigte ſich in den letzten Jahren ihres Lebens ausſchließlich mit Naturwiſſenſchaften, und gab vor einiger Zeit ihr Buch über den Organismus heraus, worin eine bedeutende Gelehrſamkeit und oft ſehr tiefſinnige Blicke mit einer barocken und unangenehm abſprechenden Manier ſich verbinden. Die Polizei dagegen faßte das neue Buch der Bettina von Arnim: „Ilius, Pamphilius und die Ambroſia“ (eine Reihe von eigenen Briefen Bettina's, die ſie vor ſechs Jahren an einen Freund geſchrieben), und den Roman von L. Mühlbach: „Die Tochter einer Kaiſerin“ (wegen ſeiner Beziehungen auf die ruſſiſche Geſchichte und einiger tagespolitiſchen Aufſpielungen) dahin. Von letzterem Roman iſt ſchon ſeit einiger Zeit im Buchhandel erſchienen war, wurden noch 24 Exemplare bei dem Verleger weggenommen. (✲).

Aus Schleſien, Mitte November.

[Die Bauernadreſſe; Mangel an Organen für's Volk; Paſtor Krause; Öffentlichkeit der Stadtverordneten; eine deutſche Diſſertation; Innas Friſeurlie, Weber und Spinner.]

Die bekannte Adreſſe der vierzig Bauern in der Mark hat hier überall, wohin ſie gelangte, viel Aufſehen gemacht. Viele ſagten: man hätte ſich allenthalben auf dem Lande anſchließen ſollen, damit der König die Stimmung im Volke kennen lerne; Andere meinten dagegen, es ſchicke ſich dergleichen nicht, zumal keineswegs geſagt werden kann daß dies die allgemeine Stimmung des Landvolkes ſei, unter welchem eigentlich gar kein rechtes Bewußtſein herrſche. Einzelne, genauer Unterrichtete ſind der Meinung: allerdings ſei die in der Adreſſe geführte Sprache nicht die des Landvolks, indeſſen höre man doch vielfach Äußerungen unter dieſen Leuten, welche zuletzt auf dieſelben Spitzen hinaus liefen, und es wäre eben hauptſächlich zu beklagen daß den Landbewohnern eigentlich wegen Mangel freierer Communal- und Kreisverfaſſungen keine Form für Äußerungen deſſen was der Wehrzahl unſrer Staatsbürger Noth thut, auf officiellem Wege gegeben ſei. Immer könnten ſich nur einzelne Stimmen vernehmlich machen, die unter ſolchen Umſtänden meiſt ohne rechte Wirkung bleiben müßten. Der König ſelbſt, ſo wird erzählt, wiſſe aus eigener Erfahrung, wie ſchwer es unter jetzigen Verhältniſſen ſei die wahre Volksſtimmung kennen zu lernen und man erinnert ſich wie er bald nach ſeinem Regierungsantritt bei einem Manöver

in Schleſien gern erfahren wollte, wie ſich der Soldat in der damaligen Kleidung ꝛc. befinde. Er fragte ſelbſt Mehrere und erhielt die verſchiedenartigſten Antworten, ſo daß er zu ſeiner Umgebung ſagte: „Da ſoll man noch klug daraus werden!“ Wer indeſſen unſre Volkszuſtände wirklich kennen lernen will, muß Jahre lang im Volke verkehren, darf weder König oder Fürſt, noch Büreaukrat, Pluketrat, Junker oder Kleriker ſein, denn das Volk fühlt den von letztgenannten Kaſten ausgehenden Druck zu ſtark, um den Muth zur freien Meinungsäußerung gegen ſie zu haben. Daneben aber ſteht die Hinneigung der minder Gebildeten zur That, welcher das Reden unbequem iſt, und dieſe ſind leicht der Meinung, es helfe doch Alles nichts! Sie ſehen, wie wünſchenswerth es wäre daß unſerm Volke Organe zur wirklich freien Meinungsäußerung gegeben oder geſchaffen würden. Was jetzt als freier, unehrerbietiger Tadel genommen und — gewiſſermaßen im Embryo — als Verſuch zur Erregung von Mißvergnügen von unſern Beamten-Richtern mit Gefängniß und Gerichtskoſten beſtraft wird, das dürfte man alsdann leicht vielfach und in mannichfachen Nüancen wiederholt zu hören bekommen. Unſre ſeitherigen Landrechtszwanziger, d. h. die dem Theil 20 Theil II. des Allgemeinen Landrechts, dem Criminalrecht, Anheimgefallenen würden dann für höchſt wohlmeinende Leute erkannt werden.

Sie werden gehört haben daß auch wir Schleſier unſern Uhlig im Senior Krauſe zu Breslau beſitzen, — natürlich auf unſre ſchleſiſche Weiſe verſchieden im Auftreten, — und daß dieſer Paſtor gleichfalls von Oben her zur Verantwortung gezogen wurde. Einige hegen die Hoffnung, das ſtädtiſche Conſiſtorium zu Breslau auf welches der Paſtor Krauſe ſich berufen werde, müßte denſelben in Schutz nehmen mit ſeinen rationellen Proteſtationen gegen die Angriffe derer die der ſogenannten Landeskirche vorſtehen. Allerdings beſitzt das Breslauer Conſiſtorium beinahe biſchöfliche Rechte und iſt bei der Beſitznahme Schleſiens beſtätigt; indeſſen baue ich mein Haus noch nicht auf dieſen Grund, aus Furcht: derſelbe könne ſich als ſandig erweiſen. Unſre Bevölkerung iſt meiſt ſehr indifferent in Bezug auf kirchliche Dinge, und hängt nebenbei ſehr am Materiellen. Darum ſetzte man — mit wenig ernſtem Widerſtande — die Einführung der Agende durch und dürfte leichtlich noch Anderes durchſetzen!

Die Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenverſammlungen iſt nunmehr in fünfundzwanzig Städten eingeführt. Wenn auch die gute Wirkung nicht ſogleich bemerkbar wird, ſo iſt der wichtige Schritt doch gethan. Mit der Zeit bildet ſich ja Manches heran! Wenn nur die Majorität des Volkes, die der Landgemeinden, einigermaßen mit ihrem Gemeinweſen nachgefördert würde! Sonſt wird die Kluft zwiſchen Stadt und Land immer weiter, der Fortſchritt immer hinkender.

Unſere Gerichtshöfe fangen an immer ernſtlicher in Verlegenheit zu gerathen wegen der chriſtlichen Taufen und Trauungen; ſie wiſſen in der That nicht wohin ſie dieſelben rubriciren ſollen; bei bureaukratiſchen Anſtalten ein entſetzlicher Umſtand! Freilich bliebe den Leuten der Ausweg, dieſe Handlungen durch nochmalige Vollziehung bei der vom Staate anerkannten Geiſtlichkeit vollgültig machen zu laſſen; aber wenn dieſe Menſchen nun ſo halsſtarrig ſind, die doppelten Speſen nicht zahlen zu wollen?

In unſerer Provinz iſt neulich auch ein großer deutſcher Sieg errungen worden. Dem Profeſſor Dr. Theodor Jacobi iſt nach weitläuftigen Verhandlungen mit den oberſten Behörden die Erlaubniß ertheilt worden ſeine Habilitationsdiſſertation deutſch ſchreiben und — horribile dictu — deutſch vertheidigen zu dürfen. Ich weiß nicht ob die deutſche Wiſſenſchaftlichkeit dabei wird beſtehen können; denn ſo Mancherlei was deutſch nie ſich hätte ſehen laſſen dürfen, wurde ſeither im lateiniſchen Talar geduldet und die freie, geiſtige Bewegung konnte flattſinden, während das Deutſche ſich nur etwa in der Chemie und dergleichen frei zu ergehen wagen durfte. Sie nennen meine Anſicht Übertreibung? Ich erinnere nur an die gottloſen institutiones dogmaticae Wegſcheiders, welche lateiniſch in mehreren Auflagen unbehindert im Lande erſcheinen konnten; kann aber kam eine deutſche Überſetzung, ſo folgte die Maßregelung auf dem Fuße. —

Zum Schluſſe will ich noch des Antrags der Breslauer Kaufmannſchaft auf Einführung von Induſtriezöllen gedenken, der in Folge der königlichen Propoſitionen in Betreff der Differenzialzölle angeſprochen wurde. Meines Erachtens hängt bei uns der Hemmſchuh ganz wo anders und zwar in unſerer Nationalträgheit, der die gebratenen Tauben wo möglich beim Stzen auf dem Großvaterſtuhle, Papa's Schlafmütze auf dem Kopfe, zufliegen ſollen. Wir haben Wolle, Flachs und andere Producte aus erſter Hand, beſitzen eine Waſſerſtraße zur Oſtſee, uns fehlt es nicht an wohlfeilen Arbeitern, und bei ſo günſtigen Verhältniſſen müßten ſich die betreffenden Induſtriezweige auch ohne Induſtriezölle heben laſſen. Wenn nur Großvaterſtuhl und Schlafmütze nicht wären! Wer aber bei uns ein kleines Vermögen erübrigt hat, womit er nun erſt recht fortarbeiten ſollte, ſetzt ſich auf zinstragende Papiere und will höchſtens nur noch binnen vierundzwanzig Stunden Millionär ohne Mühe und Anſtrengung werden. Dies iſt unſere Krankheit, die kein Induſtriezoll heilt. Dabei kann ſich namentlich die Armuth in den ſtark bevölkerten Sudeten nicht verlieren, deren bittere Klagen auch jetzt wieder herab in die Ebene ſchallen und das Gemüth jedes Fühlenden zerreißen. Die Kartoffeln ſind mißrathen und theuer; das Brot iſt nicht billig und kein Verdienſt durch angemeſſene Arbeit! Die überhandnehmende Armuth wird auf die Gemeindeunterſtützung verwieſen; aber die Gemeinden haben ſelten etwas übrig und ſangen an zu fragen: Haben wir die Maſchinen hervorgerufen, durch welche unſerm Flachsproduct die Eigenthümlichkeit geraubt wird, ſo daß daſſelbe der BaumwollencONCURRENZ verfällt und die armen Spinner und Weber nun hungern müſſen? Haben wir die deutſche Leinwand bei den ausländiſchen Abnehmern ſo in Mißcredit gebracht daß ſie in der Werthſchätzung verlor? Wir zogen keinen Vortheil aus der Sache und ſollen nun die Nachtheile tragen! Laſſet doch die vortreten welche großen Reichthum bei der Sache erworben! — So und ähnlich klingt es überall wo gegeben werden ſoll aus leerer Hand, und mir ſcheint viel Beherzigenswerthes in dieſen Fragen und Behauptungen zu liegen.

●●●

Aus München, d. 6. November.

[Die Geldfrage; die Preſſe; Sammlungen für Beseler; Liedermann.]

Unſere Landtagsfragen gehen ihrer Entſcheidung entgegen; ihre Löſung konnte keinem Oedipus Schwierigkeiten machen. In der Geldfrage haben die zur Berathung zuſammen-

Digitized by Google

gerufenen Stände hören müſſen, die Regierung wiſſe auch ohne ihre Weisheit was ſie zu thun habe: ſie halte ein Bankanlehen für das ſchnellſte, ſicherſte und beſte Mittel, um zum Ziele zu gelangen, und wenn die Rathenden dieſes Mittel verwärfen, ſo würde die Regierung zu dem traurigen Auskunftsmittel ſchreiten müſſen, den Eiſenbahnbau einzuſtellen. Aber Einer der Rathenden — und er iſt wohl einer der Tuchtigſten — fragte mit Recht: wozu man ſie dann berufen habe, wenn man ihren Rath nicht benutzen wolle und ſchon das beſte Mittel ohne ſie gefunden habe; ferner auf wen dann, wenn der Eiſenbahnbau eingeſtellt werden müßte — was er jedoch nur für einen Schreckſchuß halte — das ganze Gewicht der Verantwortung falle? Worauf er jedoch keine Antwort erhielt. — Auch die Verfaſſungsfrage wurde bei dieſer Gelegenheit berührt und als Gnadengeſchenk bezeichnet, demgemäß die Regierung bei allen zweifelhaften Verfaſſungsbeſtimmungen das Auslegungsrecht allein habe, was jedoch von vielen Seiten eine entſchiedene und gründliche Zurückweiſung zur Folge hatte. Die Mehrheit in den Kammern iſt gegen ein Anlehen mit der Bank und gegen die Gewährung der ganzen Summe (19 Millionen) für den Ausbau der baieriſchen Eiſenbahnen; die von ihr eingebrachten Modificationen zum Geſetzentwurfe wollen Kaſſenanweiſungen, Arroſirungsanlehen und Grundlaſtenablöſung, und es wird wohl dahin kommen daß die Summe von 10 — 12 Millionen Gulden, die man dem Staate außer der im Budget angeſetzten auf zwei Jahre gewähren will, vermittelſt dieſer Modificationsbeſtimmungen eingebracht wird.

Vor einigen Tagen kam es endlich über die Preßangelegenheit in der Kammer der Reichsräthe zur Schlußfaſſung. Auch ſie verwarfen die Verweigerung des Preßdebits und verlangen die Aufhebung der Cenſur für innere Landesangelegenheiten und der Nachcenſur, ſowie auch die Vorlage eines Geſetzentwurfs in Angelegenheiten der Preſſe für den nächſten Landtag. Das, was ſie in Bezug auf die Beſchlagnahme von Schriften beſchloſſen haben, wird ſich nur in Wenigem von der alten Praxis unterſcheiden und gibt der Preßpolizei den weiteſten Spielraum. Es heißt nämlich „daß in den Fällen, in welchen blos ein öffentliches Verbot, nicht aber die Confiscation eintritt, bei den von den Buchhändlern von einem ausländiſchen Verleger bezogenen Schriften nicht alle Exemplare, ſondern nur einige von der Preßpolizeibehörde zurückbehalten, die übrigen aber in der Regel und wenn von der Verbreitung nicht beſondere Gefahr zu beſorgen iſt, unter amtlichem Siegel entweder direct oder durch die Buchhändler an den ausländiſchen Verleger zurückgegeben werden.“ Wann iſt aber beſondere Gefahr zu befürchten und wann nicht?

Unſere Abgeordneten veranſtalteten eine Sammlung für Befeler. Der ſchleswig-holſteiniſche Advocat Liedemann iſt ſchon längere Zeit hier. Er hatte bereits eine Audienz bei unſerm Könige, der ſich für Schleswig-Holſtein bekanntlich ſehr intereſſirt. Liedemann verkehrt fleißig mit unſern Abgeordneten und wohnt ihren Verſammlungen regelmäßig auf der Tribune bei. Z.

Aus Frankfurt a. M.

[Bildhauer Schall.]

In hieſiger Stadt lebt ein junger Bildhauer, J. B. Schall aus Darmſtadt, der in ſeiner Kunſt Bedeutendes leiſtet; ſeine beiden Statuen der Landgrafen Georg I. und Philipp des Großmüthigen ſind vollendet und ſehen ihrer Aufſtellung in Darmſtadt entgegen. Über Lebensgröße, in Sandſtein ausgeführt, gehören ſie vielleicht zu den bedeutendſten Werken der Plaſtik neueſter Zeit, was ſelbſt Kenner von Ruf, wie Generaldirector von Olfers aus Berlin, ausgeſprochen haben. Schell hat auch ein Schriftwerk begonnen. Es führt den Titel: „Neue Architektur. Aus den Grundelementen der Mathematik conſtructiv in monumentalen Darſtellungen zum praktiſchen Gebrauch entwickelt.“ (In Folio, Mainz bei Kunze.) Der Ausdruck „Neue Architektur“ wird Manchem etwas kühn erſcheinen; wer mit der Ausbildung, der griechiſchen, römiſchen und gothiſchen Baukunſt jede weitere Entwicklung der Architektur für unmöglich hält, wird den Kopf ſchütteln; wer aber dem denkenden Geiſte noch ſchöpferiſche Kraft zutraut, dem wird dies begreiflich ſein trotz der Ungunſt der Zeitverhältniſſe. — Es genüge hier, auf Schell's Werk gewieſen zu haben. — Gegenwärtig iſt der junge Künſtler mit der Compoſition einer Zeichnung für die Frankfurter Turnerfahne beſchäftigt. △.

Leipzig, d. 21. November.

[Sieben Lügner auf der Bühne.]

Deutſche Luſtſpiele ſind ſo ſeltene Gaben daß man jedem einzelnen beſondre Aufmerkſamkeit ſchenken ſollte. Den „ſieben Lügnern“ ging kein Ruf voraus; vielleicht wäre der Ruf ſonſt der achte Lügner dazu geweſen; wohl aber ihrem Verfaſſer, dem als Improviſator bekannten und als ſolchem bewährten Max. Langenſchwarz. Das Stück ging geſtern mit etwas zweifelhaftem Beifall über die Bühne; der Beifall konnte nur Einzelheiten in Wendung, Situation und Dialog gelten. Der Verfaſſer hat Witz und Lebendigkeit der Einfälle, ſein Stück iſt auch mehr als improviſirt, es iſt im Gegentheil ſehr mühſam zuſammen geſtellt. Hat deutſche Dramatik ſonſt Mangel an Intrigue, ſo ſcheint ſie hier an raffinirter Überfülle zu leiden. Von den Sieben hat jeder ſeine Intrigue aber nicht jeder den Beruf zum Lügen; ſie lügen zu abſichtlich; ſie thun faſt dem Autor den Gefallen ihm lügen zu helfen, und der Hauptlügner bleibt immer der Autor ſelber der uns zu leicht zu Annahmen verführen zu können glaubt. Es iſt ſchlimm wenn die Fictionen des Poeten bloße Lügen ſind. Das iſt der Grundfehler des Stückes das ſonſt offenbares Luſtſpieltalent verräth. Die Hauptgeſtalt iſt ſchon oft verbraucht: ein Mucker der ſich im Schooß einer Familie eingeniſtet hat, ein Tartüffe von heute. Hr. Guttmann ſpielte ihn mit offenbarem Beruf zum Intriganten, mit Geſchick und nicht ohne Schaffinn. Baron Griff iſt der abenteuerliche Lügner der dem heuchleriſchen Lügner mit allzeit flottem Humor unter die Arme greift, eine urſprünglich gute Haut die nur aus Hang zum Excluſiven zur Gaunerei greift. Für Herrn Marr ward dieſe Rolle eine Gelegenheit, der großen Galerie von faſhionablen Incroyables, modernen Induſtrierittern und humoriſtiſchen Gaunern, die er mit ſoviel Virtuoſität vorführt, eine neue Geſtalt zuzufügen.

Digitized by Google

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

• Der Selbſtmord des Grafen Breſſon (der vorzugsweiſe der Louis-Philippſche Familiendiplomat genannt werden konnte) erſcheint mehr und mehr als ein Product vielfacher politiſcher Perfidien und Infamien, welche ſich neuerdings in Spanien und Italien im Verhältniß zum franzöſiſchen Kabinett zu einem ſchwarzen Knäuel zuſammengewirrt haben. Das franzöſiſche Hofjournal war merkwürdig genug das erſte in der geſammten Preſſe, welches den Tod des Grafen Breſſon mit der beſtimmten Meldung eines vorliegenden „Selbſtmordes“ anzeigte, indem es dadurch unwillkürlich an den Tag legte daß ihm die geheimen Fäden, aus denen dieſer Unglücksfall ſich geſponnen, durchaus nicht unbegreiflich und räthſelhaft zu ſein ſchienen. In einem ſeiner neueſten Blätter bemüht ſich dagegen das Journal des Débats wieder mit auffallender Aengſtlichkeit, von Louis Philipp und ſeiner Regierung den Verdacht abzuwälzen, als wenn Breſſon durch den ihm gewordenen Undank für ſeine wichtigen Dienſte (unter denen die Stiftung zweier Louis-Philipp'ſchen Familienheirathen obenan ſteht) das Opfer des gekränkten politiſchen Ehrgeizes geworden ſei. Das Hoforgan ſucht zu beweiſen daß dem Grafen Breſſon in Bezug auf ſeine Stellung kein einziger ſeiner Wünſche abgeſchlagen und unerfüllt geblieben ſei. Dennoch ſcheint aus ſeiner Sendung nach Neapel hervorzugehen daß er dort zu einer falſchen Poſition, welche Frankreich ohne Zweifel in Bezug auf die italieniſchen Verhältniſſe ergriffen, verbraucht werden ſollte. Vielleicht konnte Graf Breſſon den Gedanken nicht überleben, daß er ſich zum erſten Mal in einer Miſſion ſah, welche er nicht mit Ruhm und Erfolg zu Ende bringen konnte. Übrigens verdient Breſſon als politiſche Perſönlichkeit ſehr wenig die Theilnahme der öffentlichen Meinung. Er war durchaus ein Feind aller freien und volksthümlichen Inſtitutionen Frankreichs, und äußerte ſich im Auslande bei den Machthabern bei denen er accreditirt war, ſtets zum Schaden der politiſchen Einrichtungen ſeines eigenen Vaterlandes, wie man dies überhaupt an mehreren Diplomaten der Regierung Louis Philipps nachweiſen könnte. So wirkte Breſſon namentlich während ſeines Aufenthaltes in Berlin gegen die franzöſiſchen parlamentariſchen Inſtitutionen wie gegen die Preßfreiheit.

• Für die Sitzungen des römiſchen Landtags hat der Papſt, wie im Pallade gemeldet wird, einen Saal im Vatican angewieſen, ähnlich wie der König von Preußen das Schloß in Berlin zu den Sitzungen des Vereinigten Landtags hergab. Der Vatican, aus dem ſonſt die Blitze zur Vernichtung aller weltlichen Freiheit der Völker geſchleudert wurden, – ſetzt der Sitz einer parlamentariſchen, mehr oder weniger doch conſtitutionell geformten und wirkenden Repräſentantenverſammlung! Einen ſchlagenderen Contraſt hat die Zeitgeſchichte nicht aufzuweiſen. Was ſoll aus dem Geiſt Gregors VII. werden, wenn er aus der Wohnung der Seligen, in der er ohne Zweifel hauſt, auf alle dieſe Dinge des heiligen Stuhls herabſchaut! — Den römiſchen Landtagsabgeordneten läßt Pius IX. die päpſtlichen Hofequipagen zu Dienſten ſtellen. Daſſelbe geſchah auch zur Zeit des preußiſchen Landtags, wo wenigſtens den Mitgliedern der Herrenkurie eine Benutzung der Königl. Hofequipagen angeboten wurde. Eine principielle Vergleichung zwiſchen den römiſchen und preußiſchen Reformen iſt ſchon öfter angeſtellt worden. Sie drängt ſich aber zuweilen bis in die einzelnſten Manieren auf. Pius IX. weiß jedoch ſeinen politiſchen Reformen auch auf der andern Seite das Gleichgewicht zu halten, indem er den Jeſuiten verbindliche Dinge ſagt, wie aus ſeinem im Diario di Roma veröffentlichten Antwortsſchreiben an den bekannten Jeſuiten Giovanni Perrone der ihm ſein Werk über die unbefleckte Empfängniß Mariä dedicirt hatte, hervorgeht. —

• Die Bewegungen der Altlutheraner in Pommern fangen an die Aufmerkſamkeit auf ſich zuziehen, indem ihre Sonderung von der evangeliſchen Landeskirche (oder beſtimmter geſagt: ihr Austritt aus der Union) immer beſtimmter und umfaſſender geworden. Hr. von Thadden (der conſervativ-royaliſtiſche Abgeordnete auf dem Vereinigten Landtag, der durch ſeine Anführungen aus Goethe's Fauſt und manches andere humoriſtiſche Intermezzo viele Heiterkeit im Weißen Saale verbreitete), erſcheint vornehmlich als Mittelpunkt und Beſchützer dieſer Beſtrebungen, die vornehmlich auf ſeinem Gute in Trigloff, wo er Patron der Kirche iſt, ſich concentriren. Einen Saal in ſeinem Schloſſe hat er zum altlutheriſchen Gottesdienſt einrichten laſſen, während die Kirche ſelbſt leer ſteht. Unter den vier lutheriſchen Paſtoren, Nagel, Hollaz, Zöbeck e und Meinhold, welche bisjetzt ihren Austritt aus der unirten Landeskirche dem Conſiſtorium erklärt haben, iſt der letztgenannte der bekannte Verfaſſer der Bernſteinhexe, ein bei dem König von Preußen perſönlich ſehr beliebter Geiſtlicher. Überhaupt wird die altlutheriſche Richtung auf viele Gunſt bei der preußiſchen Regierung zu rechnen haben. —

— Der Mecklenburger Landtag ſcheint neue Kämpfe zwiſchen den adeligen und bürgerlichen Rittern eröffnen zu wollen. Die letztern haben ſich auf den letzten Landtagen die Gleichheit des landſtändiſchen Rechts erkämpft und beginnen, wie ein derziger adeliger Schriftſteller ſagt, „die Unſchicklichkeit“ davon ſofort Gebrauch zu machen. Sie wählten mit zum engern Ausſchuß und bekamen durch ihre Thätigkeit faſt die ganze Leitung der ländlichen Geſchäfte in ihre Hände. Über die Verfügung des reichen Kloſterguts ſteht der Entſcheid der Regierung bevor. Nach Antrag der bürgerlichen Ritter ſoll daſſelbe nicht mehr blos Nießbrauch einzelner bevorzugter Familien ſein, ſondern daſſelbe zum Theil zur Hebung des Volksunterrichts verwendet werden. — Symboliſch und andeutungsvoll war zur Eröffnung des Landtags gleich eine Scene beim Hinausfahren der Herren Stände nach dem Judenberg bei Sternberg wo gelandtagt wird. Ob der Wagen des Landmarſchalls von Schwerin oder der des Landmarſchalls von Güſtrow den Vorrang habe, wurde Gegenſtand des bitterſten, heftigſten Streites. Dem Landſyndicus Dr. Beltken gelang es endlich ein Auskunftsmittel zu finden: beide Marſchälle ſollten in Einem Wagen fahren. Da erhob ſich freilich alſo-

Digitized by Google

gleich ein zweiter Scrupel, ſintemal und allbieweil die Frage eintrat: welcher Wagen beide Herren Marſchälle führen ſolle, ob der des Hrn. Landmarſchalls von Schwerin, ob der des Hrn. Landmarſchalls von Guſtrow. Die Frage erledigte ſich durch die Beſtimmung für den letztern der allein groß genug war, beide Herren Marſchälle mit ihrem Ornat zu faſſen.

— In Baden treten nächſtens die Stände zuſammen. Die Augen ſind dorthin gerichtet wo offenbar die lebendigſte Entwickelung der ſtändiſchen Formen in Deutſchland iſt. Dort war der liberalen Stimmung des Landes mit Entfernung eines Miniſters ein Zugeſtändniß gemacht. Bittersdorf war mehr, oder vielmehr weniger als conſervativ, er war offenbar reactionär. Baden lief Gefahr Rückſchritte zu machen, es begann dort eine polizeiliche Bevormundung welche den Zwieſpalt zwiſchen dem Miniſterium und der öffentlichen Meinung gefahrdrohend ſteigerte. Bitterdorf ſchied aus. Das Miniſterium Bekk wurde allgemein freudig begrüßt. Charakter wie Talent des Mannes flößte Vertrauen ein. Sind die Hoffnungen erfüllt die man von ihm gehegt? — Die Stände werden dieſe Frage beantworten. Deutſchland iſt darauf begierig.

Geſetz und Recht.

* Die von Heinrich Simon in Leipzig herausgegebenen Actenſtücke zur neueſten Geſchichte der Preußiſchen Polizei, gleichzeitig zur Grenzberichtigung zwiſchen Juſtiz und Polizei, gehören zu jenen ſibylliniſchen Polizeibüchern der Gegenwart, die man jedergeit mit Angſt und Betroffenheit lieſt, und mit einem ſchmerzlichen Zucken um den Mundwinkel wieder bei Seite legt. Es läßt ſich eben nichts dagu ſagen, denn es kommt hier auf eine Umwandlung an, zu deren Verwirklichung zwar jeder Einzelne nach Kräften beitragen ſoll, die aber auch noch in der Macht der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe ihre gravis indigestaque moles findet. Dies iſt die Umwandlung des modernen Polizeiſtaats in einen Rechtsſtaat, und ſo lange dieſe noch nicht von Grund aus geſchehen, wird perſönliches Recht und perſönliche Freiheit im Staatsleben immer nicht ohne mannichfache Trübung beſtehen können. Hr. Simon wollte ſich eine polizeiliche Vernehmung nicht gefallen laſſen, welche das Polizeipräſidium in Breslau auf Veranlaſſung des Miniſteriums des Innern über eine zur Zeit des Landtags von ihm unternommene Reiſe (beſonders nach der Provinz Preußen) mit ihm anſtellen wollte. Er erklärte es für einen polizeilichen Übergriff in die Rechte und Freiheit der Perſon, wenn die Behörde über das Reiſen der Unterthanen Rechenſchaft begehren wolle, und er verweigerte in dem angeſetzten Termin zu erſcheinen. Die mitgetheilten Actenſtücke, welche beſonders ſeine zwiſchen ihm und dem Breslauer Polizeipräſidium darüber gepflogenen briefiſchen Verhandlungen, ſeine Beſchwerde bei dem König, und die darauf erlaſſene Kabinettsordre enthalten, zeigen uns in höchſt intereſſanter Weiſe den Schritt für Schritt ſich wehrenden Kämpfer, der mit der Löwenklaue des Juriſten und dem Donnerkeil der Rechtsargumentation um ſich ſchlägt, und doch zuletzt einer gewaltſamen Verführung zum Polizeiverhör (in der Kunſtſprache: Realcitation genannt) ſich fügen mußte. Das Verhör welches der Polizeirath Wenzig in Breslau mit Simon über dieſe Reiſe angeſtellt, wird ungemein draſtiſch wiedergegeben. Eine merkwürdige Phaſe dieſer auf den Rechtsſtandpunkt provocirenden Stellung iſt es: daß Simon in ſeiner hier abgedruckten Eingabe an den König (vom 4. Mai 1847) darauf antrug: „den Miniſter von Bodelſchwingh auf Grund der §§. 333 flgd. 460 und 342 des Kriminalrechts wegen Mißbrauch ſeiner Amtsgewalt zu polizeilichen Übergriffen in die Ruhe und Freiheit eines Bürgers, ſowie wegen Verleitung der untergebenen Behörde hierzu zur Kriminalunterſuchung ziehen zu laſſen.“ —

Handel und Induſtrie.

†† Während England das ausgebildetſte Syſtem von Differenzialzöllen feſthält, in Folge deſſen nicht nur die Einfuhr fremder Schiffe nach England hochbeſteuert und durch grenzenloſe Zollplackereien erſchwert wird, ſondern obendrein die Einfuhr für die engliſche Conſumtion in Aſien, Afrika und Amerika nur der Nationalſchiffahrt frei ſteht, oder höchſtens für die Schiffe der Erzeugungsländer bei directer Fahrt offen gelaſſen iſt; während alſo die Einfuhr nach England oder nach den britiſchen Beſitzungen der nichtengliſchen Schiffahrt durch hohe Differenzialzölle meiſt unmöglich gemacht wird, ſendet Albion ſeinen Freihandelsapoſtel Cobden zu uns und läßt ihn Reden halten die an die Predigt erinnern welche Reineke Fuchs den Hühnern hielt. Unſere wiſſenſchaftlichen und nichtwiſſenſchaftlichen Theoretiker und Syſtematiker rufen bei Zweckeſſen in glanzvollen Toaſten dem engliſchen Freihandelsprediger ihre Lobeshecke entgegen, ohne ſich um die traurigen Geſichter faſt aller praktiſchen Erfahrungsmenſchen zu kümmern. Dieſe wiſſen daß, ſelbſt wenn England ſein Differenzialzollſyſtem aufgäbe, wir ſchlafrigen Deutſchen noch immer entſetzlich ſchlecht dabei fahren würden mit unſern etwa hundert Schiffen die zu größern Handelsfahrten tauglich ſind. John Bull und Bruder Jonathan mit ihren mächtigen Handelsflotten, mit ihrem ausgebildeteren innern und äußern Handel, mit ihrer Induſtrie und ihren flüſſigen Capitalien, mit ihren entwickelten Inſtitutionen zur Beförderung eines regen Lebens, würden uns nur völlig zu Boden drücken, während unſere Aufgabe ſein muß: allmälig beſtrebt zu ſein jenen Länderverhältniſſen nachzukommen, wozu aber ſicher ein Jahrhundert fortſchreitender Entwickelung nöthig ſein dürfte.

Es wird von Belang ſein den geneigten Leſern zu erklären, was Differenzialzölle ſind. Der Differenzialzoll iſt eine Steuerauflage zur Hebung und Unterſtützung der Schiffahrt des Landes von dem der Differenzialzoll erhoben wird, indem derſelbe nur ausländiſche Schiffe oder deren Ladung trifft, oder auch auf beſondere Fahrten und Flaggen gelegt wird. Nur mittelbar wirkt alſo der Differenzialzoll auf die einheimiſche Induſtrie, auf den inländiſchen Handel, ſowie auf Production und Conſumtion, indem derſelbe beide je nach Umſtänden zu erleichtern oder zu beſchweren im Stande iſt. Bei einer in der Schiffahrt trägen und ungeſchickten Nation wird ein ſolcher Zoll die Producenten im Abſatze ihrer Erzeugniſſe eher behindern als fördern, indem er zugleich die Conſumtion vertheuert und nur etwa die Staatskaſſen füllt. Umgekehrt vermag aber bei lebhafter Rhederei die Production ſich emporzu-

Digitized by Google

schwingen, während gleichwohl nebenbei die Consumenten durch Wohlfeilheit der Artikel gewinnen.

Preußen ist daher gewiß auf einem richtigen Wege zum guten Ziele, wenn es auf Antrag seiner Stände hin die Differenzialzollsätze speziell anstimmt als ein gutes Mittel zum großen Zweck. Und wenn wir auch nicht die sanguinischen Hoffnungen der Breslauer Kaufmannschaft zu theilen vermögen, die aus deren kürzlich erlassener Denkschrift hervorleuchten, so müssen wir doch der verständigen Ansicht jener Praktiker vollkommen beipflichten, nach der unsere innern Verhältnisse noch nicht entwickelt genug sind, um Handelsfreiheit ertragen zu können. Ein „consequent durchgeführtes System" von Differenzialzöllen wovon die Breslauer Denkschrift redet, scheint uns ein Unding zu sein, wie so viele an sich gute Dinge, werden sie auf die Spitze hinausgetrieben. Es würde schon an der praktischen Unausführbarkeit scheitern. Wollten wir z. B. Hänfe, Talg, Leinsaamen und andere russische Rohproducte mit starkem Differenzialzoll belegen, weil Rußland sich gegen uns absperrt und unsere Schiffe mithin nicht in directen Frachtverkehr mit diesem Lande treten können, während uns die englische oder amerikanische Handelsmarine bei billigern Frachtsätzen versorgen könnte und uns am Ende trotz der Differenzialzölle fast lediglich versorgen würde, weil diese letzteren nicht hinreichten, um Rußland zu Concessionen zu bewegen: Was Anderes würde die Folge sein als Belastung unserer Industrie und unserer Consumenten zu Gunsten der Staatskassen? Fast der gleiche Fall dürfte es überhaupt bei allen Productionsstoffen, wie Baumwolle, Indigo, Farbehölzer u. dgl. sein und jeder Gedanke an „stattmatische Consequenz" in der Durchführung einer Differenzialzollsystems erscheint somit schon völlig unbrauchbar, anderer Übel die entstehen müßten, nicht zu gedenken. Dagegen würde sicher der Differenzialzoll bei Gegenständen der Consumtion, wie Kaffee, Zucker, Reis, Tabak ꝛc., durchweg mit Vortheil in Anwendung zu bringen sein und obendrein ausreichend erscheinen, um günstigere Bedingungen für unsern einheimischen Handel, für die eigene Industrie herbeizuführen. — Unseres Erachtens muß es die Aufgabe einer rationellen Schiffahrtspolitik sein, Differenzialzölle überall mit Schonung und Beachtung bestehender Verhältnisse, hauptsächlich aber als Erwiederungsrecht in Anwendung zu bringen. — Wenn die Breslauer Denkschrift große Hoffnungen auf Wiederbelebung des deutschen Leinenhandels durch Einführung der Differenzialzölle setzt, so müssen wir leider gestehen uns keiner so erfreulichen Einbildung hingeben zu können. G. P.

Neue Romane.

• Wer von den die Literatur immer mehr durchfurchenden Tendenzlämpfen einmal gemüthlich ruhen will, der lese Schleswig-Holstein, romantische Skizzen und Sagen von Heinrich Smidt (3 Bde. Frankfurt a. M. 1847). Die politische Anregung der heutigen schleswig-holsteinischen Bewegungen und Schicksale führte den wackern Verfasser natürlich zuerst auf dieses Gebiet, welches seine persönliche Heimath ist, das er aber nur in der Absicht betritt um auf demselben die Rechte der Poesie wahrzunehmen und der heutigen scharfen Wirklichkeit das märchenhafte Leben der Vergangenheit entgegenzustellen. „Und was wohlthätige Feen — sagt er — über diese beiden Länder mit seligsehenden Händen an poetischen Gaben ausstreuten, daraus will ich nach und nach einen Strauß winden und den deutschen Ländern von der Memel bis zur Donau, die für uns Schleswig-Holsteiner so lebhaft Partei ergriffen, mit frohen Händen darbieten." Dies Versprechen hat er in anziehenden und harmlosen Darstellungen erfüllt, wie sich denn auch der Sagen- und Märchenschatz dieser Lande reichhaltig und sinnig genug erweist, und zum Theil mit deutsch-nationalen wie auch mythologisch-klassischen Sagenelementen eine überraschende Verwandtschaft aufzeigt. —

— Julie und ihr Haus, mit dem Beisatz „eine Novelle, von einem Epigonen", nennt sich (Leipzig, Brockhaus) die briefliche Darstellung einfacher Lebensschicksale im Hause eines westfälischen Landpfarrers. Hermann Schaurenburg in Herford bekundet sich im Vorworte das sich an Frau Bettina v. Arnim richtet, als Herausgeber. „In einer Zeit die auf nuchterne Kritik gesellschaftlicher Verkommenheit und farblose Charakteristik unleugbar vorhandener Barbarei hingewiesen ist, und selten verweilendes Anschauen lebendiger, gesunder Naturen gestattet", wurde der Herausgeber, wie er sich ausdrückt, durch den Fund dieser Blätter derart erfreut daß es ihm als Verrath erschienen wäre, wenn er sie einem größern Kreise vorenthalten hätte. Er erinnert zugleich Frau v. Arnim darin wie thätig sie in Berlin für ihn gewesen, „als ihn Furchtlosigkeit in Kerkerhaft geführt." Die Geschichte des Herausgebers steht jedoch in keinem Zusammenhang mit dem Inhalte des Buches. — Der Verfasser kundigt seinen Fund außer im Vorworte, auch noch in einer Einleitung an. Die Welt in die es führe, sagt er, sei nicht großartig bewegt, aber lebendig erfüllt. „Wer durch spannende Verwicklungen, durch Mannichfaltigkeit der Situationen, durch feurigen Geistreichthum in Form und Gedanken, wer durch die von jenseit des Rheines herübergeschlepte Liebesseligkeit und all die andern, für den blasirten Geschmack ersonnenen Mittel gefesselt zu werden denkt, wird dieses Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Es will sich nicht in die Reihe moderner Romane eindrängen und verschmacht den Palmzweig der die Stirn der Gräfin Hahn beschattet. Ebenso wenig erwarte der Leser, auf das idyllische Eiland immergrüner Harmlosigkeit und beschaulicher Beamtenweisheit versetzt zu werden. Die Zeit der Idylle ist längst verüber — Myrtill und Chloe würden eines schönen Morgens durch Trompetengeschmetter unsanft aus ihren Träumen gestört werden" u. s. w. Was bietet uns also der Herausgeber? — Nichts als ein „Stück wahrhaftiges Menschenleben." Das ist freilich wenig, aber es ist auch das Höchste was ein Buch, ein Roman, geben kann. Bi. leicht ist der Inhalt der Briefsteller um so nuchterner, je vielversprechender die Ankündigung ist. „Es ist die nunangenehme Mode einheimisch geworden, sagt der Herausgeber, durch redselige Einleitungen die Geduld der Leser auf die Probe zu stellen." Ja wohl!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 4. December.

Inhalt: Gian-Battista und die Malergilde zu Genua. Von Adele Schopenhauer. (Beschluß.) — Ave Maria auf dem Vierwaldstädter See. — Die Geschichtschreibung für's Volk. — Auch ein Trommelied. — Aus Berlin, Leipzig, Mannheim und München. — Zur Chronik: Die Schweiz; das Journal des Débats über Preußen; Schleswig-Holstein; Ungarn und Böhmen; Postencongreß in Dresden.

№ 49.

Gian-Battista und die Malergilde zu Genua.

Skizzen aus dem italienischen Künstlerleben.

Von **Adele Schopenhauer.**

(1572—1627.)

(Beschluß.)

Battista's viel weichere Seele wäre dem so plötzlichen Übergang höchsten Glücks zu hoffnungslosem Jammer erlegen, wäre ihm in jenen entsetzlichen Tagen Luca Cambiaso nicht zur Seite geblieben. Dem weit älteren Mann hatte ein jugendlich heftiges Gefühl sich in's Leben gedrängt, und eben in diesem Augenblick alle Fühlfäden seines Gemüths erregt. Um so fähiger war er, seines jungen Freundes Kummer mit frischester Theilnahme, und dennoch mit der geistigen Besonnenheit zu theilen die dem reiferen Alter möglich ist. Luca Cambiaso hatte nach dem Tode seiner Frau die sechs kleine Kinder hülflos zurückließ, eine Schwägerin in's Haus genommen, die er allmälig sehr lieb gewann. Unvermerkt überwuchs Beider Herzen die heftigste Leidenschaft, aber die Kirche stand der nahen Verwandtschaft wegen trennend zwischen ihnen. In diesen Zeitpunkt fiel Gian-Battista's Unglück. Cambiaso's ernstes Streben ging dahin die eigne Empfindung mehr und mehr auf die Interessen seiner Kunst zu concentriren, sich dem Einfluß der ihn verzehrenden Liebe durch Arbeit zu entziehen. Es war natürlich daß er den ihm so eng befreundeten Jüngling mit sich auf den nämlichen Weg fortzureißen, ihn durch dieselben Mittel zu heilen versuchte. Sonderbar genug stellte hiebei der Zufall schon im ersten Augenblick dieser erneuten Anregung die Beiden sich feindlich gesinnten jungen Maler einander abermals gegenüber.

Paggi hatte während seines ausgesprochenen Widerstandes gegen des Vaters Willen ein schönes kleines Bild gemalt, das einen leichten Anstrich persönlicher Satyre zeigte, und vielleicht gerade deshalb um so mehr interessirte. Es war ein Marsyas und Apoll. Des Ersten Züge erinnerten an die des jungen Porträtmalers den er selbst übertroffen in seiner ersten Arbeit. Valenzo Spinola, ein Freund des Hauses, hatte das Gemälde an sich gebracht.

Im Einverständniß mit Luca Cambiaso versuchte man jetzt durch die Erinnerung an das schöne Erblühen seines Talents, den armen Paggi aus der schwermüthigen Apathie zu erwecken, in welcher er nur seinen Familienpflichten und hinbrütenden Liebesträumereien lebte. Ein dem jungen Mann nicht befreundeter Künstler sollte das Gemälde in dessen Gegenwart beurtheilen: ahnungslos erwählte man den eben von seinen Reisen zurückgekehrten Bernardo Castello.

Sein bewunderndes, höchst günstiges Urtheil sprach das Bild einem ausländischen Meister zu, den er weit über Cambiaso erhob, besonders seiner langgeübten und vollendeten Technik wegen. Laut schallendes Gelächter unterbrach seine Worte.

Paggi ward ihm jubelnd genannt. Man riß ihn aus der Ecke hervor, in welche Castello's Anblick ihn getrieben; man versuchte in allgemein erregter Heiterkeit die Sache zum Besten zu wenden. Castello hatte alle Fassung verloren. In wild aufbrausendem Zorn

Digitized by Google

erklärte er das Bild für eine Copie, irgend einem unbekannten Original entnommen.

Schweigend ließ Battiſta ſeine erzürnten Freunde gewähren, ließ theilnahmlos all ſeine Entwürfe herbröckeln, die einzelnen Studien die ſeinem Gemälde zu Grunde lagen; — Caſtello's Nähe that ihm zu wehe, um einem andern Gefühle Platz zu laſſen. Der ganze Plan mißlang. Der tiefe Schmerz arbeitete fort und fort an ihm und überwuchs in ihm allmälig jede andere Kraft. Endlich brach der jugendliche Körper zuſammen; ihn erfaßte eine heftige Krankheit, der ein langes Siechthum folgte.

Als er genas, war Manches in ſeinen Geſchäften verſäumt, Anderes hatten ſeine beſorgten Verwandten in ſeinem Hauſe glücklich gefördert — er konnte freier aufathmen, ſeine Stunden waren weniger in Anſpruch genommen. Ihm blieben freie Momente, er begann zur Erholung wieder zu malen, und wie er meinte, ſein letztes Bild: einen vom Geier zerfleiſchten Prometheus, — eine traurige Allegorie ſeines eigenen Geſchicks.

Aber die nicht raſtende Zeit übt unerbittlich treu an uns Allen ihre Wunderkraft aus. Fünf volle Jahre hatte der innere Kampf des armen Paggi gedauert, jetzt ebnete ſich dem ruhig beſonnenen Willen die ſo lang mit Hinderniſſen überdeckte Bahn! Paggi ward Maler. Einen großen Theil ſeiner Einkünfte trat er den Seinen ab. Er ſelbſt lebte meiſt vom Ertrag ſeiner kleinen Bilder, deren Preis zu beſtimmen er den Käufern gern überließ. Seine Bedürfniſſe waren beſcheiden, ihm genügte an Wenigem. Seine Geſchwiſter waren verſorgt und deren Angelegenheiten geordnet. Paggi athmete auf. Zum erſten Mal empfand er ſich ruhig beglückt.

Und ſo plötzlich war ſeine heitere Lebenshöhe erreicht! Wenigſtens in dieſem Augenblicke ſchien es ihm ſo. Auf dem Wege nach Alvaro, dort wo die Wellen ſo wild aufjauchzend ihre weißen Häupter dicht zuſammendrängen, als wollten auch ſie von oben herab hinüberſchauen in den perlgrauen Halbkreis aufgethürmter Menſchenwohnungen, da ſaß träumeriſch ſtill der zufriedene Künſtler. Ihm war als erzähle jede einzelne Welle den einzelnen Kampf ſeines Geſchicks. Nun war die Brandung ſeiner Gefühle gebrochen; die Brandung der Wogen brach ſich an der Steineinfaſſung des rieſigen Hafens. Sein Blick überflog deſſen Endpunkte. Wie ſchön hob ſich die Macht des Menſchengeiſtes neben der zügelloſen Kraft des Elements! Der Wille vermag ſich ſelbſt die Freiheit zu erringen, die Schranken der Leidenſchaft zu brechen, zu zerſtören! — Allmälig vergaß er ſich ſelbſt. Genua's Geſchick, die Tradition ſeines Hauſes, ſeiner Voreltern, alles was die Rieſenwogen der Geſchichte bildet, ging in gigantiſchen Maſſen an ihm vorüber. Sein eignes kleines Daſein ſank zurück, und wie ein Licht auf dem Meer blitzte die Liebe zu ſeiner ſchönen Vaterſtadt über all den Gedankentiefen auf. Wenn ihm gelänge die beiden Endpunkte ſeiner jetzigen Exiſtenz zu vereinen, Künſtler und Bürger Genua's zugleich, die tiefempfundene Doppelkraft ſeines Weſens zum Wohl dieſer ſo heiß geliebten Vaterſtadt zu vollendeter Entwickelung zu bringen!

Eine Barke flog ihm vorüber, ein Gruß tönte zu ihm herauf. Ein Genueſe, ein Jugendfreund, winkte ihm; Beide verſuchten am Strande auf- und niederklimmend einander zu erreichen. Es gelang. In heiterem Geſpräch gingen Arm in Arm die jungen Männer zurück zur Stadt, in Paggi's Wohnung.

Der Genueſe war ein Kunſtfreund, ein beginnender Sammler. Lange ſchon hatte er nach dem Beſitz eines jener kleinen Gemälde des Paggi geſtrebt welche eben damals ſo allgemeinen Beifall fanden. Nach einem heitern Beiſammenſein bot ihm Gian-Battiſta eines zum Gaſtgeſchenk, zur Erinnerung an den fröhlichen Abend.

Vaſallo, ſo hieß der Freund, weigerte ſich es anzunehmen wenn der Künſtler es ihm nicht käuflich überlaſſe. — Leiſe verletzt ſuchte Paggi abzubrechen, die Entſcheidung darüber hinauszuſchieben: umſonſt! Nach langem Hin- und Widerreden wurden ſie einig, zuſammen zu Luca Cambiaſo zu gehen und dieſen den Preis des Bildchens beſtimmen zu laſſen.

Es geſchah. Luca Cambiaſo ſetzte eine Art Kaufbrief auf und eine Zahlungsſumme feſt. Paggi's uneigennützige Natur trieb ihn darauf zu beſtehen daß Vaſallo vorläufig nur die erſte Hälfte derſelben ihm auszahle, die zweite aber auf den Fall behalte daß er eines andern ſich beſinne. Zu dieſem Ende ward, immer noch ſcherzend, eine Art Reukauf ſtipulirt. In herzlicher Fröhlichkeit ſchieden alle Parteien in beſtem Vernehmen von einander.

Wochen und Monde vergingen; Vaſallo ließ nicht wieder von ſich hören; er ſandte weder Geld noch Bild. Paggi traf nirgend mit ihm zuſammen. Der im Allgemeinen den Genueſen vorgeworfene Hang zur Sparſamkeit ſchien indeſſen dies verſtummende Zögern zu erklären.

Der peinliche Gedanke daß Vaſallo am Ende doch den ihm abgedrungenen Verkauf bereue, bewog endlich den Künſtler ſeinen Diener mit einer höflichen Anfrage

Digitized by Google

um deſſen Entſchluß in die Wohnung des Genueſen zu ſenden. Eine ſchnöde, abweiſende Antwort ward ihm überbracht. Verſtimmt, obſchon nicht im mindeſten erzürnt, fertigte Paggi den Diener ſogleich zum zweiten Male ab, und ließ um die Zurückgabe ſeiner Tafel bitten.

Eine zweite Antwort Vaſallo's überbot die erſte an Unhöflichkeit. — In der feſten Überzeugung daß nur ein durch ſeinen ſehr jungen Diener veranlaßter Mißverſtand dem ganz unbegreiflichen Benehmen ſeines Jugendfreundes zu Grunde liege, beſchloß Battiſta denſelben lieber perſönlich aufzuſuchen und ihn zu Erſtattung des Bildes zu vermögen.

Schon der kühle, faſt verdrießliche Empfang der ihm ward, berührte ihn ſchmerzlich. Dennoch überwand er den geheimen Ärger, und bat den jungen Mann, falls er nicht geſonnen ſei das Gemälde zurückzugeben, oder wie er ihn früher gebeten daſſelbe als Geſchenk von ſeiner Hand anzunehmen, die Zahlung lieber jetzt abzumachen, um die ganze Sache zu erledigen.

Mit immer ſteigender Unart und Heftigkeit erklärte Vaſallo: keineswegs gedenke er die Tafel, es ſei denn gegen eine andere, zurückzugeben, noch weniger ſie von einem Künſtler, der von Andern Zahlung angenommen, als Geſchenk zu empfangen; für den Augenblick ſtehe ihm aber nicht an ſie zu bezahlen, er ſei in dergleichen Dingen keine Vorſchriften gewohnt, Paggi habe ſeine freie Beſtimmung darüber abzuwarten, und werde wohlthun ſich in geziemender Geduld zu faſſen.

Dem Maler ſtieg das Blut in's Geſicht. Er fühlte plötzlich vom Standesgenoſſen, vom Geſpielen ſeiner Kindheit, ſich wie einen Handwerker behandelt. Zweiſchneidig, doppelt verletzend, drang ihm jedes Wort in's Herz. Alſo deshalb wollte Vaſallo das Bild nicht zum Geſchenk, weil die es ihm bietende Hand die eines Künſtlers? Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke an eine mögliche Geldverlegenheit des jungen Mannes der ein wildes unordentliches Leben führte. Jener fuhr fort ihm mit ſpitzen Worten auseinanderzuſetzen daß dem Maler nicht zuſtehe mit läſtigem Drängen dem Käufer beſchwerlich zu fallen.

Paggi's Stolz begann ſich zu regen. Er hätte nicht jung, nicht adelig erzogen ſein müſſen um die rückwirkende Anfeindung der von ihm erwählten Laufbahn nicht bitterer zu empfinden als jede andere Beleidigung des von der Geburt ihm Gleichgeſtellten. Er mäßigte ſich zwar abermals, doch mit fühlbarer Anſtrengung, und bemerkte nur dem thörichten Jüngling: ihn ſchütze ſein Hausrecht, an keinem zweiten Orte würde er ihm gegenüber eine ſolche Sprache ſich erlauben dürfen!

Höhniſch erwiederte Vaſallo: in der Malergilde möge leicht ein anderer Ton üblich ſein; die Sitten derſelben kümmerten ihn ſehr wenig, gewiß aber habe der als Künſtler Auftretende dem als Edelmann zu ihm Redenden nicht an Wort und Benehmen zu mäkeln, ſondern von Alters her ſie hinzunehmen, wie ſie eben wären.

Paggi's Geduld war zu Ende. Heißer flogen die Worte, glühender entflammten ſich Blut und Blick; wie unſichtbar geſchleuderte Waffen trafen kränkende Anſpielungen von beiden Seiten Gian-Battiſta's Herz und Vaſallo's Eitelkeit.

Dennoch hielt ſich Paggi immer noch in den Schranken der feinſten Ritterlichkeit, obgleich er den Ausgang des Streits kaum mehr zu bezweifeln vermochte. Als er zuletzt von dem wüthend auf ihn Eindringenden zu der Äußerung hingeriſſen, »er werde an einer andern Stelle böflichere Worte ihm lehren,« bereits an der Thüre ſtand, ſtürzte der vor Zorn Schäumende auf ihn los, und ſchrie ihm zu, das Honorar der Lection wolle er ihm im Voraus zahlen, indem er ihm zugleich mit dem Handſchuh einen Schlag in's Geſicht gab.

Paggi's Hand griff augenblicklich nach dem Degen, allein bevor er ihn aus der Scheide zu ziehen vermochte, blitzte der Schein einer hochgeſchwungenen blanken Hellebarde die Vaſallo von der Wand geriſſen, ſeinen Augen vorüber. Eine raſche Wendung des Oberkörpers entzog ihn der Gefahr; jetzt aber galt es Sicherung des bedrohten Lebens, es war kein ehrlicher Zweikampf mehr. Paggi zog ſein Stilett aus dem Wams, und indem Jener den mörderiſchen Schwung wiederholte und dadurch die eine Seite bloßſtellte, brachte er ihm zwei Wunden zwiſchen den Rippen bei; tödtlich verletzt ſank der Unglückſelige zuſammen.

Im Niederfallen zerfleiſchte die Hellebarde Gian-Battiſta's Mantel und Wams, ohne ihn zu verwunden; betäubt, faſt ſinnlos, ſtürzte er aus Zimmer und Haus.

Alle ſeine Hoffnungen und Träume, alles Treffliche was er gewollt, mit einem einzigen Schlage ſchien es ihm verloren, auf immer zerſtört! — Im nämlichen Moment in welchem ihn das Gefühl reinſter Vaterlandsliebe zum Mann, zum Staatsbürger, zur Stütze ſeiner Genoſſen gereift, eben jetzt wo allzu lang gehegte Jugendſchmerzen den Eintritt in den Kreis der zum öffentlichen Wohl Wirkenden ihm nicht mehr wehrten, er ihren Reihen ſich anzuſchließen gehofft, in

Digitized by Google

demſelben Augenblicke ſah er ſich von einem nicht zu vermeidenden und an ſich bedeutungsloſen Zufall zu knabenhafter Rache gezwungen, zu einer Nichtswürdigkeit gedrängt! Er war ein Mörder!

Der Verwundete lebte nur noch wenige Minuten. Er benutzte ſie den ihn umjammernden Brüdern und Freunden ſeine Schuld, ſein muthwilliges Herbeiführen des Streites zu bekennen, und ſie zu bitten von aller irdiſchen Blutrache abzuſtehen, um nur ſeiner Seele ewigen Himmelsfrieden zu erflehen. Der Sterbende tritt gern mit ſolcher Verſöhnung an die ewige Pforte. Für die Rückbleibenden ward ſie nicht als bindend betrachtet.

Paggi ward vor Gericht angeklagt. Zugleich war er aber den Dolchſtößen der Familienrache bloßgeſtellt. Er hätte nicht jung ſein, nicht ehrenhaft empfinden, nicht den Ritterdegen an der Seite tragen müſſen, um den erniedrigenden Entſchluß faſſen zu können ſich dem Gericht wirklich zu ſtellen, das ihn den vorliegenden Umſtänden und der Ausſage des Todten nach vielleicht mit wenig Tagen gefänglicher Haft entlaſſen hätte.

Den Begriffen ſeiner Zeit nach betrachtete er eine ſolche Handlungsweiſe als gemein, als feige, als ein Mittel ſich durch augenblicklichen Verluſt der Freiheit die Sicherheit der erſten Wochen oder Monate zu bewahren. Andererſeits, meinten ſeine Freunde, ließe ſich nicht wohl berechnen welchen Einfluß Vaſallo's ſehr mächtige Familie anwenden könne, um die Dauer ſeiner Einkerkerung zu verlängern, welche doch vielleicht mit dem enden würde, was auch im entgegengeſetzten Fall immer zu fürchten blieb, und dem Auge des Genueſen das Entſetzlichſte iſt — mit Verbannung!

Selbſt die niedrigſten Claſſen des Volks widerte die gerichtliche Form unfaßlich an; ſie ſtempelte ja die jedem unter ihnen natürliche Handlung, den Sohn oder Bruder blutig zu rächen, zur Mordthat.

Tief erſchüttert, aber doch männlich gefaßt, überſchaute der in ein betrauendes Haus Geflüchtete die auf jede Weiſe unvermeidliche Folge ſeiner That; ſie hieß wirklich Verbannung! Verbannung mußte das Gericht über ihn ausſprechen. Langes Fernbleiben, vielleicht lebenslängliche Trennung vom vaterländiſchen Boden dem er die Kraft ſeines Daſeins zu widmen ſo ſchön geträumt! Abgeſchnitten von jedem Gemeinintereſſe ſeines Volks, in egoiſtiſcher Lebensfriſtung die leergewordenen Tage hinſchleppen, das war, wie ſich's auch wende, fortan ſein Loos! Verbannung! Unbegreiflicher, tauſendfacher Tod, für den Genueſen wie für den Florentiner!

Die ſorglichen Freunde trieben ihn fort. Sie ſahen nur die über ſeiner Bruſt ſchwebenden Dolche. Er ließ ſie Alles vorbereiten, ſein trüber Blick ruhte auf den zerriſſenen Banden ſeines bürgerlichen Daſeins. Unzählige Male wiederholte er ſich ſelbſt den Anlaß und Wort um Wort des unſeligen Streits, kaum war ihm irgend Schuld an demſelben beizumeſſen. Die dämoniſch löſende und bindende Hand ſeines ſeltſamen Geſchicks hatte eben wieder von oben herab eingegriffen in ſein Leben. Zu welchem Ende? Wer konnte es ahnen?

Er floh in das kleine feſte Schloß Lavallo, wo er mit Hülfe des Signor Spinola, ſeines früher erwähnten Freundes, eine Weile verborgen blieb. Seine Umgebungen im Schloß und im Flecken gewannen ihn lieb. Harmlos ſchlichtete ſein milder Verſtand ihre kleinen Zwiſtigkeiten. Als ihm die äußere Ruhe drückend zu werden begann, zog er mit den Männern des Orts gegen Räuber aus welche damals ungeſtraft die ganze Umgegend verheerten. Alles was er hiebei ſah und erfuhr, weckte ihm innere Anſchauungen und ward zum unbewußten Fortſchritt ſeiner Kunſt. — Dennoch konnte es nur für wenige Momente genügen.

Häufige Nachrichten aus Genua brachten ſtets erneute Warnungen. Vaſallo's Brüder hatten begonnen den in effigie Verdammten überall in den Vorſtädten und nächſten Umgebungen der Stadt ſuchen zu laſſen.

Marcheſe Fosdenovo, ein anderer Freund ſeines Hauſes, bot dem Geflüchteten ſein Schloß an: man ſchlug ihm vor fortwährend den Aufenthalt zu wechſeln und die Verfolger irre zu führen, bis den Bemühungen ſeiner Angehörigen gelungen ſei den Bannſpruch zu löſen.

»Und meine Kunſt?« fragte ernſt und feſt Gian-Battiſta, »die Hemmung meines Talents iſt eine Verbannung der Seele.«

Er floh. Mit Hülfe der ihm ergebenen Männer von Lavallo erreichte er Piſa. Hier war er ſicher.

Sein erſter Gang war zur Fürſtin Piombino welcher er empfohlen. Die ſchöne geiſtvolle Frau empfing den ihr längſt verheißenen Künſtler mit zarteſter Zuvorkommenheit und Schonung. Sie gab ihm zu verſtehen daß ſie ihr eigenes Bild von ihm gemalt wünſche. Paggi hatte alle Freude am Porträt verloren. Er malte ihr ein Paar artige Compoſitionen und verſuchte ihre Bitte mißzuverſtehen. Vergebens; die Fürſtin hielt ihn Monate lang in Piſa feſt um ihn dem Großherzog von Toscana vorzuſtellen, — und das Bild wurde gemalt.

Paggi lebte ſeit Jahren zum erſten Male wieder in

Digitized by Google

der Atmoſphäre der vornehmen Welt. Die öffentliche Anerkennung ſeines Talents in dieſen Kreiſen that ihm wohl, ohne ihn zu verlocken. Was in ſeinem Thun den Adel in Genua verletzte und beleidigte, galt den in Piſa anweſenden Florentinern und Römern, die an Raffael's und Buonarotti's Stellung zum Hof gewohnt waren, für etwas Herkömmliches, längſt Angenommenes. Der Poet und Künſtler waren der ſchönſte Schmuck ihrer Fürſtenhäuſer, um welchen die Familien der Großen einander beneideten.

Gian-Battiſta's Füßen fehlte nicht mehr der ihn tragende Boden, ſeinem Geiſte ward die dem Künſtler zur Entwickelung nöthige Lage, die Freiheit die ihn Welt und Leben im rechten Licht erblicken läßt. Immer deutlicher regte ſich ihm der Wunſch ſeinen Kunſtgenoſſen in Genua eine ähnliche Unabhängigkeit zu verſchaffen, und die ihm hier in den Schooß fallenden Früchte höherer Bildung auch ſeinen Landsleuten ſichern zu können. —

Der erſte Morgenſtrahl überwob die Natur mit jenem unausſprechlichen Reiz harmoniſcher Farben der zauberhaft ſchön der grellen Tageshelle des Südens vorangeht. Auf dem weiten Domplatze zu Piſa, vor dem Battiſterio und dem hängenden Thurm, ſtanden Arm in Arm Luca Cambiaſo und Gian-Battiſta Paggi. Und wie an einem viele Jahre zurückliegenden Abend in Genua, deſſen unwillkürlich Beide gedachten, ſtützte wieder der jüngere Mann den älteren Freund der ſeit wenig Stunden in Piſa angelangt war. Am Horizont erglühte ſoeben der heiße Sonnenhauch des Tages, und in den belebten Augen Cambiaſo's, auf ſeinen faſt jugendlich gerötheten Wangen, lagerten jetzt nicht mehr die kleinlichen Sorgen des Hausweſens. Wie ein Regenbogen über die vom Wetter geſchreckten Blüthen breitete ſich das Farbenſpiel ſchöner Hoffnungen über den nun verſiegten Thränen; tauſend liebliche Gedanken und Wünſche gaukelten ſeinen inneren Blicken vorüber, und die freudig erbebende Lippe vergaß das Wort. Auch über Luca's getrübtes Daſein ſchien ein heller Sonnenſtrahl des Glücks angebrochen zu ſein.

»Und«, fragte auch wieder zufällig wie an jenem Abende Gian-Battiſta, »ſeid Ihr immer noch nicht des Wanderns müde, Meiſter? wollt Ihr mir wirklich heute noch die herrlichen Tafeln zeigen welche Ihr dem heiligen Vater zu bringen gedenkt?«

Cambiaſo lächelte wie ein träumendes Kind vor ſich hin. »Mag ſein«, ſagte er endlich, »daß dieſer höchſte Accord, dieſer Wohllaut architektoniſcher Maſſen ſo bezaubernd auf mich einwirkt. Ich bin wie jünger geworden. Vielleicht iſt es auch nur das Gefühl einer plötzlich deutlichen Hoffnung das mich ſo ſtark macht. Ich weiß wahrlich nicht ob ſie oder die Kraft meiner Füße mich bis hierher getragen. Laß uns das Höherſteigen der Sonne erwarten, dann will ich Dir die Bilder zeigen; ſie bedürfen des vollen Tageslichts. Meine Reiſe fühle ich gar nicht mehr.«

Freundlich reichte ihm Paggi die Hand. Beide traten in das Campo ſanto um dort im Kühlen die Mittagsſtunde abzuwarten. — Mit jedem Schritte in dieſem Heiligthum der Kunſt hob ſich Cambiaſo's Selbſtgefühl. Was er erreicht, erſchien zwar dieſen Meiſterwerken gegenüber die wir noch heute anſtaunen, ihm ſelbſt gering, aber ſeine ſchöne Seele erſtarkte im Anblick des Gipfels zu dem ſeine Bahn ihn zu leiten vermochte. Ein heitre Zuverſicht breitete ſich über alle ſeine früheren Zweifel und Schmerzen.

»Ja, Battiſta« fuhr er in ſeiner Erzählung fort, »ſobald ich in Rom angelangt, eile ich zum heiligen Vater. Gregorius beginnt der Kunſt Aſyle zu bieten; viele, ſogar ausländiſche Meiſter, Vanbyk und Rubens, werden dort mit günſtigem Auge geſehen. Ihm bringe ich meine Arbeiten: Maria meint, es ſei das Beſte was ich je gemalt. Gefällt ihm meine Schilderei, ſo lege ich ſie ſtill ihm zu Füßen und erbitte mir Dispens, meine Maria heimzuführen.«

»Ihr ſeid wirklich entſchloſſen Euch wieder zu verehelichen, Meiſter?«

»Es iſt unmöglich, ſo neben, — unmöglicher noch ohne einander fortzuleben! Umſonſt frage ich mich alle Tage warum das ſchöne anmuthige Geſchöpf den gealterten Mann, den verlegenen, oft mißmuthigen Freund, den in allem was nicht unſere Kunſt betrifft ſo herzlich Ungeſchickten lieben kann? ſo lieben daß ſie ihm ſich ergeben, immer bei ihm bleiben, ſein Weib werden will; — aber es iſt ſo. Das Kind hat mir ſo recht die Gnade meiner Kunſt erſchloſſen, jetzt male ich nicht mehr aus unbewußtem Trieb oder gar des Ruhmes wegen oder mit ſtudirter Gelehrſamkeit: — ich male aus ihrem und aus meinem Herzen heraus. O du ſollſt meine Verkündigung ſehen!«

Möge ſie ihm ſelbſt Glück verkünden! dachte Paggi. Faſt empfand er ſich als Greis dem ſoviel älteren und doch ſo hoffnungsreichen Freunde gegenüber. War es ihm doch als müſſe jener aus Hebe's Schaale getrunken haben, vom Sonnenſtrahl ewiger

Digitized by Google

Jugend berührt worden ſein! Nur dem Glück vermochte er nicht zu trauen. Cambiaſo's ſanguiniſche Hoffnungen ſchienen ihm dem Charakter und Auftreten Gregors XIII. nicht angepaßt. — Der Freund trieb indeſſen immer dringender zur Abreiſe; Paggi ſollte mit nach Florenz. Ungern wollte die Fürſtin die ſich an ſeine Geſellſchaft gewöhnt, ihn entlaſſen, an ihrer Seite ſollte der Künſtler am dortigen Hofe erſcheinen; — mit großer Anſtrengung riß er ſich los.

Allein die Verhältniſſe von Menſchen zu Menſchen berührten ihn wenig. Ein tiefer, ihm ſelbſt unergründlicher Ernſt war ihm von all den Kämpfen ſeiner früheren Jahre geblieben. Neues erleben dünkte ihm unmöglich in dieſer innern Abgeſchloſſenheit; eben ſo fern als in den erſten Tagen ſeines Schmerzes um Angela, lag ihm jedes Streben nach anderem Glück als was eine freie Ausübung ſeiner Kunſt ihm gewährte.

Die beiden Maler eilten nach Florenz. Nach kurzem Aufenthalt trieb es Cambiaſo der Löſung ſeines Geſchicks entgegen nach Rom. Paggi dagegen faßte feſten Fuß in Toscana.

Die Fürſtin Piombino hatte dem Genueſen von Piſa aus jede Bahn geebnet. Nicolo Gaddi, einer ihrer Freunde, ein Kenner und Beſchützer der Künſte, empfing ihn mit großer Güte; Gian-Bologna, einer der beſten Sculptoren ſeiner Tage, ſchloß ſich ihm freundſchaftlich an. Eine Zeitlang arbeitete Paggi, von ſeiner alten Vorliebe zum Boſſiren ergriffen, in deſſen Atelier. Bald verſchaffte ihm die Verwendung ſeiner Gönner die Theilnahme an einer großen Beſtellung der Kloſterkirche Sta. Maria Novella. Es war ſein erſtes größeres Werk al fresco. — Nicht ohne Zagen überwand er durch große Beſonnenheit die Schwierigkeiten der ihm ungewohnten Manier, — und der Ruf ſtellte ihn fortan in die erſte Künſtlerreihe, in gleicher Höhe mit ſeinem berühmten Landsmann Bernardo Caſtello. Durch ganz Italien flogen Beider Namen einander entgegen.

Bernardo benahm ſich würdig: er ließ den Nebenbuhler gelten, ja er erkannte ihn öffentlich an. Als ein Kreis ſchadenfroher junger Künſtler ihn abermals durch Myſtification zu ungerechter Beurtheilung eines Gemäldes von Paggi zu verlocken ſuchte, bob er deſſen Vorzüge ſelbſt hervor, indem er lächelnd verſicherte, das Alter habe ſeinen Blick geſchärft.

Unterdeſſen ſtieg Paggi immer höher in der Florentiner Gunſt. Der Großherzog Franceſco und ſeine Gemalin gewannen ihn täglich lieber und ließen ihn an ihrem Hofe der völligſten Freiheit genießen. Manche ſchöne Porträts von bedeutenden Perſönlichkeiten jener Zeit ſind uns geblieben. Auch ſeine Beſchützerin, die Großherzogin Bianca, malte er. Als der Tod ihn des fürſtlichen Freundes beraubte, blieb ihm der Großherzog Ferdinand in gleicher Weiſe gewogen.

Die Genueſen empfanden es ſchwer, den allmälig in Frankreich und am Hofe Kaiſer Rudolf's gleich berühmten Maler welchen beide Monarchen an ſich zu ziehen wünſchten, aus ihrem Staate verbannt zu ſehen. Fürſt Doria verſuchte beim Senat deſſen Losſprechung zu erhalten; da aber eine gänzliche Umgehung beſtehender Geſetze nicht wohl von ihm verlangt werden konnte, erhielt er vorläufig nur einen Freibrief gegen ſeine Bürgſchaft, mit welchem er ſogleich den Maler nach Genua zu ſich berief.

Zurück in die Heimath! O welch ein Zauber ſchlägt in dieſem Wort! Das iſt der Laut den dein innerſtes Leben kennt, den dein Herz niemals verlernt, der wie ein Echo im Felſen gefangen, in deiner vom Schmerz verſteinten Bruſt des erweckenden Aufrufs harrte, und nun plötzlich rings um, vom Himmel herab, von der Erde aus, im Feuer, im Waſſer, aus Licht und Dunkel, überall dir entgegenklingt.

Mit namenloſem Jubel von ſeinen Freunden empfangen blieb unſerm Paggi in Genua kein Augenblick für ſeine Kunſt. Anfangs beglückte es ihn; als das Störende ihm merkbar ward, rechnete er auf die Vergänglichkeit menſchlicher Empfindungen. Indeſſen ſah er ſeine Verwandten und andre ihm wohlwollende Perſonen von Morgens früh bis tief in die Nacht. Es begann ſich eine wachſende Sehnſucht nach Arbeit und Stille in ihm zu regen. Er entwarf einige höchſt geiſtreiche Compoſitionen zu Ausſchmückung des Palaſtes der ſich als Aſyl ihm eröffnet, aber die Ausführung blieb unmöglich: ihm mangelte Ruhe, der Hauſe andrängenden Beſuche mehrte ſich täglich.

Leider kannte Paggi ſeine Mitbürger allzugenau um nicht in dieſen einander überbietenden Huldigungen den Parteigeiſt zu gewahren der ihn zum Nachtheil Anderer erhob, welche wiederum von ihren Satelliten umgeben, als Nebenbuhler ihm entgegenwirkten. Kaum iſt zu glauben bis zu welcher Höhe Neid und Mißgunſt unter Genueſer Künſtlern die gegenſeitigen Anfeindungen zu treiben pflegten.

Schon bei dieſem kurzen Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt hatte ſich, von ihm unbeachtet, eine ihn ſchwer

Digitized by Google

bedrohende Kabale gebildet, vor deren Ausbruch ein trauriger Zufall ihn rettete. Fürſt Doria verlor durch den Tod ſeine Gemalin; der Schmerz um ſie ließ ihn eine Zeitlang allen Umgang, alle gewohnten Beſchäftigungen und Liebhabereien meiden; ſie widerten ihn an. Paggi's Zartgefühl empfand nun ſeine Anweſenheit an dem ſo plötzlich verödeten Hofhalt des Fürſten als eine Störung; ſie ward ihm drückend. Ungern, aber in der Überzeugung daß es ſchicklicher und auch um ſeiner begonnenen Arbeiten willen beſſer ſei, verließ er Genua und kehrte nach Florenz zurück.

Immer wachſend hatte dort ſein Ruf neue Triumphe ihm bereitet, er malte jetzt nur große bedeutende Compoſitionen. Das reiche Florenz brachte jetzt ihn täglich mit den gelehrteſten Männern, mit den edelſten Geiſtern ſeiner Zeit in Berührung. Seine rein vaterländiſche Geſinnung, die dem Gemeinwohl ſo gern das eigne Intereſſe unterordnete, gewann ihm die Herzen der Florentiner, und eine ehrende Anerkennung ſeines Charakters, wie ſie ſelten einem Fremden zu Theil wird. Keine Kirche, keine fürſtliche Sammlung ſchien ein Werk ſeines berühmten Pinſels entbehren zu können. Sein ſeltſames Geſchick und ſeine edle Perſönlichkeit, ſogar ſeine feindliche Stellung zu Caſtello verſtärkte das ihm allgemein zugewandte Intereſſe. Jeder Kunſtliebhaber ſuchte die Werke zweier ſo bedeutender Nebenbuhler neben einander vergleichend aufzuſtellen.

Allerdings ſtanden dieſe Beiden als Häupter zweier verſchiedener Malerſchulen faſt vereinzelt einander gegenüber. Beide Semini waren geſtorben, Calvi*) erlag der Laſt ſeines Alters, Luca Cambiaſo trieb ein ſchmerzliches Mißlingen ſeiner Pläne zu König Philipp II. nach Spanien, wo er die Fresken des Escurials auszuführen übernommen hatte. Caſtello dagegen hatte durch ein ſchönes Unternehmen ſeinem Namen einen immer beſſern Klang zu verſchaffen gewußt. Torquato Taſſo's Porträt und die Darſtellungen welche die frühen Ausgaben ſeines Gedichts zieren, ſind von Bernardo's Hand. Jubelnd begrüßte ganz Italien dieſe Arbeit. Nach Vorlegung einer einzigen Zeichnung ward der Meiſter einſtimmig zum Mitglied der Florentiner Akademie ernannt.

Die vielen bei ſeiner Abreiſe von Genua dem Paggi nachgeſandten Beſtellungen wurden natürlich der Maſſe mittelmäßiger Künſtler ein Dorn im Auge. Der ihm an Ruhm und Glanz gleichſtehende Caſtello gehörte, obſchon aus edleren Beweggründen, einer ſich langſam immer drohender gegen ihn erhebenden Partei an. Seine durch den Tod der Fürſtin Doria herbeigeführte Rückkehr nach Florenz hatte den Ausbruch dieſes ihn hämiſch anfeindenden Angriffs nur momentan verzögert; das nächſte Jahr ſchon brachte die Ausführung der mißgünſtigen Pläne ſeiner Kunſtgenoſſen.

Jeder höhern künſtleriſchen Individualität eines Genueſer Malers trat eine alte Verordnung der ſie verbindenden Innung ſtörend entgegen, welche gegen Gian-Battiſta angewandt, all die wider ihn erregten Farbenkleckſer, Vergolder und Formſchneider in der Hoffnung benutzten ihm einen Theil der Aufträge zu entziehen, die überall ſeinem Erſcheinen folgten. Der verjährten Gildeſatzung nach hatte ein jeder Meiſter welcher mehr Beſtellungen empfing, als ihm und ſeinen Geſellen augenblicklich zu fördern möglich, dieſelben als Gemeingut der Reihe nach an die unbeſchäftigten Genoſſen ſeines Gewerks zu übertragen. Auf dieſe Weiſe vertheilt, fielen bedeutende Arbeiten häufig einem Pfuſcher in die Hand, welcher des Meiſters Namen verunehrte dem ſie eigentlich beſtimmt. Auszeichnungen und Anerkennung des Würdigſten wurden faſt unmöglich: der Lorbeerkranz entſchwand dem Blick des Künſtlers, nur der elende Sold ſeines Werks blieb ihm erreichbar. Und eben dieſes Gold, was unſerm Paggi ſo wenig galt, war es das die Neider verlockte ſich gegen ihn zu verbinden. — Noch jetzt hat der Genueſe ſelten Feuer auf dem eigenen Heerd. Eiferſucht läßt den Ehemann die Wirthſchaftseinkäufe übernehmen, damit ſein Weib daheim bleibe. Die zu allen Stunden auf offner Straße dampfenden Garküchen und die gekochte Speiſen herumtragenden Verkäufer erleichtern dem arbeitsſcheuen Volk das Leben. Dieſe Tavernenexiſtenz fand in weniger ausgedehntem Sinn ſchon in jenen Tagen, obſchon meiſt nur für Männer ſtatt, und insbeſondere für Junggeſellen; die Frauen lebten damals abgeſchloſſener, zurückgezogener als jetzt.

Da ſaßen denn nach der Tagesarbeit die bleichen Männer mit den glühenden Augen und bedachten heimlich die im Haus bei Weib, Kind oder Mutter zurückgelaßne bittre Noth, berechneten ſtille den kargen Gewinn ſauerer Wochen, und verglichen ſie dem Wohlleben, den nie endenden Sonn- und Feſttagen des »hochadeligen Malers« der nach ihrem Begriff ihnen das Brot von den Lippen wegriß. Unabläſſig brütend ſannen ſie auf Mittel, ſeinem ſie ſo ſehr über-

*) Lazzaro Calvi, Schüler des Perin del Vaga, malte mit ſeinem Bruder Pantaleo Calvi zuſammen; er erreichte das ſeltne Alter von 105 Jahren.

Digitized by Google

wachſenden Ruhm die Spitze zu brechen, dem nur nach Gemeinwohl ſtrebenden Mann Ehre und Gewinn zu verkürzen.

»Er muß aufhören, der Einzige zu ſein, den die Dorias auszeichnen, dem die Florentiner nachlaufen bis hieher! Er muß ſeine Aufträge nach Gebühr unter uns vertheilen, da ſeine Hand ihnen nicht allein zu genügen vermag!«

Andre gingen noch weiter. Das ganze Handwerk, meinten ſie, müſſe ihm gelegt werden; er habe gar kein Recht darauf; kein Adeliger könne zünftig ſein. Auch habe er bei keinem Meiſter eine regelrechte Lehrzeit durchgemacht, bei keinem auch nur ein einzig Jahr als Geſell in der Werkſtatt gearbeitet; ſchon das ſei genug um ihn aus der Zunft zu weiſen, in welche er ſich rechtlos eingedrängt. »Wie konnte er der ſo wenig den Geſetzen ſeiner Gilde genügte, es wagen als Meiſter Darſtellungen anzunehmen? Es kommt ihm höchſtens zu als Dilettant zu ſeinem Vergnügen den Pinſel zu führen, nicht aber ſeinen Mitbürgern boshaft in den Weg zu treten. *Adelig* oder *zünftig*! zwiſchen beidem hatte er vorerſt eine Wahl zu treffen!«

Und mitten unter dieſen erbärmlichen, den edlen Paggi anklagenden Wichten ſaß ſtill und ernſt Bernardo Caſtello und ſagte nicht Nein, nicht Ja zu all dieſen Schmähungen; als aber endlich dem Senat eine Bittſchrift eingereicht werden ſollte, welche als Waffe gegen denſelben um Erneuerung all der verjährten, meiſt vergeſſenen Gildeſatzungen bat, da ergriff der ernſte, beſonnene Mann, mit trübem Blick und raſcher, kräftiger Bewegung die Feder — und unterſchrieb! —

Nach der Entdeckung der Unwürdigkeit der Geliebten gibt es für den Mann keinen ſo entnervenden Schmerz, als den einer ungerechten Behandlung von Seiten der Mitbürger und des Vaterlandes; das zehrt am Mark des Lebens. Wie ein Sterbender hielt Paggi ein Schreiben in zitternden Händen, das ihm die Petition der Genueſer Malergilde mittheilte. Zum erſten Mal empfand er ſeine leidenſchaftliche Neigung zur Kunſt als ein ſein ganzes Leben belaſtendes Unglück: zum erſten Mal war ſein Muth gebrochen, er ſelbſt hoffnungsloſer als in dem Augenblicke da ſeines Vaters Tod ihn zur Entſagung der liebſten Wünſche zwang.

Da fiel endlich ſein trüber Blick auf ein zweites Schreiben ſeines Bruders, der eben den juriſtiſchen Doctorhut auf ſein jugendfriſches Haupt gedrückt hatte und als Advokat in dieſer Angelegenheit ſich ihm anbot. Der Brief des Jünglings war ſo zuverſichtlich daß Paggi welcher weder die Form der Eingabe an den Senat noch die Wege gegen dieſelbe aufzutreten überblicken konnte, ihm gern die Leitung der ganzen Sache übertrug. Der Verbannte vermochte ja nichts mehr perſönlich in ſeiner Vaterſtadt zu thun; dort war er todt, bürgerlich vernichtet, er konnte nur im Allgemeinen ſich dem drohenden Übel widerſetzen, durch Hülfe Anderer. Erſt wenn nach einem ſehr ſtreng gehandhabten Geſetz die Familie des Geächteten von aller Rache abſtehen zu wollen ſich entſchlöſſe, *konnte*, das wußte er, der über ihn ausgeſprochene Bann gelöſt werden.

Der junge Geronimo begab ſich in Genua in Begleitung der angeſehenſten Maler die auf Paggi's Seite und gegen die Erneuung der alten Gerechtſame waren, in den verſammelten Senat. Klar, beſonnen, mit überraſchender Umſicht ſetzte er alle Vorzüge und Nachtheile ſtrenger Kaſtenſcheidungen aus einander. Ihnen gegenüber legte er ein Bild der Vortheile dar, welche eine weniger ſtrenge Scheidung der Stände bringen müſſe; endlich verlangte er für die Innung der Maler beſondere Eintheilungen, um die eigentliche Kunſt vom Handwerk an welches ſie von Alters her gefeſſelt, zu ſcheiden. Mit ſteigendem Enthuſiasmus ſprach er über die Würde der Kunſt, über ihren veredelnden Einfluß auf die Menſchheit, über ihre Verwandſchaft mit dem Göttlichen, da nur die Gnadengabe des Talents und höhere Eingebung den wahren Künſtler mache. Dieſen aber in niederer Scheelſucht, mit neidiſcher Einſchränkung dem für's Brot arbeitenden Handwerker gleichzuſtellen, ſei Unrecht. Er bat dringend um Prüfung der veralteten Geſetze, um den wirklichen Maler vom Anſtreicher, Lakirer und Vergolder zu trennen. —

Eine zahlloſe Menge Volks hatte ſich in und um den Gerichtsſaal verſammelt; es galt eine ſie Alle betreffende, ernſte Lebensfrage: die Spannung war allgemein. Die anweſenden Deputirten aller Stände, Gewerke und Innungen ſchwankten; — dennoch erklärten ſie zuletzt ſich gegen den Sprecher. Des Langbeſtandenen waren ſie ſicher und gewiß, die glänzenden Schilderungen neuer Zuſtände paßten nicht zu ihren Anſchauungen.

Zum zweiten Mal nahm der junge Mann das Wort; er forderte Stimmenſammlung, rief die ihn umgebenden beſſern Kunſtgenoſſen zu Mittheilung ihrer eigenen Anſichten auf, führte die Römiſchen und

Digitized by Google

Florentiner Kunſtſchulen an als Beiſpiele der großen Leiſtungen welche uneingeſchränkte Freiheit möglich mache, und ſchloß mit Aufzählung der edlen Hingeſchiedenen deren Geiſter aus jüngſter Vergangenheit beruͤberleuchteten in eine getruͤbte Gegenwart. Er nannte ihnen die Namen Raffaels, Michel Angelo's, rief ihnen die Zeit in's Gedächtniß da ſie ſelbſt durch Perin del Vago einer beſſern Stellung ſich erfreut, und endete mit der dringenden Bitte ihren Nachkommen nicht die Früchte eines allgemeinen Zeitfortſchritts zu rauben.

Stürmiſcher Beifall tönte von allen Seiten dem Redner zu; — dennoch entſchieden die Deputirten gegen ihn. In ihren engen Tavernen hatten die jüngeren Maler Paggi's Sturz einander zugeſchworen.

Nach ernſter Berathung trat der Senat mit vermittelndem Spruch dem Verderben entgegen. Es ward beſtimmt: daß alle Maler, Anſtreicher, Vergolder und Lackirer welche einen Laden zu öffentlichem Verkauf hielten, immatrikulirt und dem feſtbeſtehenden Geſetz unterworfen bleiben ſollten, die aber nur auf Beſtellung, oder für ſich daheim Arbeitenden als freie Künſtler zu betrachten und der Reihe ihrer übrigen Mitbürger einzuverleiben ſeien. Für den Augenblick war hiemit die Sache als erledigt zu betrachten, und die Verſammlung wurde aufgehoben.

Als Freude ſtrahlend, von einer großen Anzahl der beſſern Kunſtgenoſſen heimgeleitet, der junge Doctor aus dem Gerichtshofe ſchritt, traten ihm zwei ſtattlich gekleidete Männer in den Weg, zwei edle ausgezeichnete Geſtalten. Sie faßten ſeine Hand und dankten ihm in warmen Ausdrücken für ſein muthiges Vortreten des Künſtlerrechts. Beim Abſchied nannten ſie ſich dem jungen Freunde; es waren Paul Peter Rubens*) und Anton van Dyk.

Indeſſen blieb dem Jüngling die Freude den Bruder vor drohender Unbill bewahrt zu haben, nicht ungetrübt. Die für zunftpflichtig erachteten Ladenbeſitzer kamen gegen den Urtheilſpruch ein, den ſie unbegründet und ungerecht nannten. Die ganze Sache mußte revidirt werden, doch traten jetzt die meiſten Deputirten auf die Seite des Senats und der eigentlichen Künſtler. Die Malerkunſt ward ſchließlich für ein völlig freies, adeliges Gewerbe erklärt und alle fernere Einwendung verboten. —

*) 1613 ſchrieb Peter Paul Rubens dem Paggi und erbat ſich eine Abſchrift des Urtheils um durch daſſelbe einem Edelmann in Antwerpen deſſen Adel angefochten ward weil er Maler geworden, gegen dieſen Angriff zu ſchützen.

Für Gian-Battiſta begann nun eine ſchöne Zeit. Der Gedanke, die Seinigen des Adels zu berauben, konnte dem Unvermählten nicht kommen: es war aber der allgemein ſeiner Kunſt erwachſende Nachtheil der ihn ſo ſchmerzlich erſchüttert hatte. Dem günſtigen Urtheilſpruch entſtand nun eine immer innigere Sehnſucht nach Aufhebung des Banns, und endlicher Rückkehr in die Vaterſtadt.

Zu dem weiten Kreiſe ſeiner Gönner gehörte der ſpaniſche Nuntius Marcheſe Sipontino, ein ehrwürdiger alter Herr welcher große Freude an Wiſſenſchaft und Kunſt mit perſönlicher Neigung zu Paggi vereinte. Als nun im Herbſt 1599 der Prälat nach Madrid zurückkehrte und auf ſeiner Reiſe Genua berührte, kam ihm der Gedanke einen Verſuch zu Gunſten ſeines Schützlings zu wagen. Damaliger Sitte gemäß, begab er ſich in den Palaſt des erſten Senators, und nach herkömlichem Austauſch ceremonieller Artigkeiten, nahm er die Gelegenheit wahr den ihm zu Ehren verſammelten Mitgliedern des hohen Raths die Leiden Paggi's ins Gedächtniß zu rufen, und den auf ihrer Vaterſtadt laſtenden Vorwurf auszuſprechen daß ſie des Edelſten ihrer Söhne ſich ſelbſt beraube. Die Unverſöhnlichkeit einer einzelnen Familie meinte der Erzbiſchof, dürfe bei den vorliegenden Umſtänden, der Selbſtanklage des Getödteten und dem anerkannt edlen Charakter des unglücklichen Paggi, den Staat nicht des Glanzes berauben welchen ein ſo ausgezeichnetes Talent auf denſelben rückſtrahle. Die Verwendung des hochangeſehenen Kirchenfürſten trug zu ſehr dem Stempel ausgebildeter Menſchlichkeit und ſtellte die Vorzüge des Malers in ein zu helles Licht, um unbeachtet zu bleiben. Der Senat welcher ſich ihm gern gefällig erzeigen wollte, beſchloß ſchon in der nächſten Verſammlung, da allen Vorſtellungen zum Trotz die Familie des Getödteten in halsſtarriger Unverſöhnlichkeit dem Verbannten »Frieden und Vergebung« verſage, ihm einen Freibrief auf mehr denn Lebenszeit, das heißt »auf hundert Jahre« zu gewähren, mit welchem er unangefeindet in ſeine Vaterſtadt zurückkehren könne.

Vom Herzog, vom Hof und einem weiten Kreiſe liebender Freunde höchſt ungern entlaſſen, ſchied nun der mit Geſchenken und Auszeichnungen überhäufte Meiſter vom ſchönen Florenz, um nach Genua zu eilen. Weit über zwanzig Jahre waren ſeit jenem unſeligen Streite verfloſſen, — und Paggi ein alternder Mann. Dennoch empfand ſeine weiche Seele in ſolcher Jugendfriſche den Schmerz welchen ſeine Anweſenheit in Genua

Digitized by Google

der Familie des Gefallenen verurſachen könne, daß er nicht daſſelbſt zu weilen beſchloß, ſondern nach Savonna ſich zurückzog, um auf heimiſchem Boden zu ſein ohne die Angehörigen Vaſallo's durch ſeinen Anblick zu verletzen.

Dieſe feingefühlte Schonung blieb nicht unbelohnt: ſie gewann ihm die erſehnte Ausſöhnung, nach wenigen Monaten ſchon überbrachte ihm ein Neffe des Verſtorbenen »Frieden und Vergebung.« Mit Entzücken kehrte ſogleich der Künſtler in die ihm ſo theure Vaterſtadt zurück, die er fortan, trotz aller Lockungen fremder Höfe und Länder, nie mehr auf längere Zeit verließ. — Dem Erzbiſchof Sipontino malte er in tiefſtem Dankgefühl einige ſchöne Bilder die er ihm nachſandte und welche man lange Jahre als die ſchönſten italieniſchen Gemälde jener Tage in Spanien bezeichnet hat.

Paggi's Jugendträume geſtalteten ſich jetzt nach und nach zu ſchöner lebenskräftiger Wirklichkeit. Er malte und ſchrieb mehrere hochgeſchätzte Werke zu Nutz und Frommen ſeiner Kunſt, er ließ mit Hülfe des Cornelius Galle und anderer erfahrener Meiſter die beſten Gemälde ſeiner Zeitgenoſſen in Kupferſtich übertragen; er lebte ganz dem allgemeinen Wohl, und ſtand ſeinen Mitbürgern auf's treulichſte bei in Rath und That. Fürſt Marc-Antonio Doria bewies ihm fortgeſetzt die freundſchaftlichſte Theilnahme; durch Vermittelung deſſelben ward Paggi endlich bewogen den Bitten ſeiner Geſchwiſter nachzugeben und im Herbſt ſeines Lebens, er zählte fünfundfunfzig Jahre, ſich zu vermählen. Seine Wahl fiel auf eine Genueſerin die mit unendlicher Freude beim Fürſten ſeine Gemälde betrachtete. Die Bekanntſchaft führte leicht zum Ziel: in herzlicher, doch leidenſchaftsloſer Neigung vereinte ſich das Paar. Zwei Söhne vollendeten das häusliche Glück unſeres Künſtlers, der immer noch in vollſter Kraft faſt jeder Kirche ſeiner Heimath ein Altarblatt, eine lieblich ernſte Mahnung an das Ewige, gab, und nun die eigenen lieben Kinder vor ſeinem geheiligten Werk in den Schooß der Chriſtenheit aufnehmen ſah. Viele Poeten ſeines Jahrhunderts: Grillo, Chiabrera, Gebà, Marina, ſangen des Künſtlers Lob und prieſen ſein Glück. Ohne Überhebung empfand der ſchwer Geprüfte mit tiefſtem Dank gegen Gott die reinharmoniſche Löſung ſeines Geſchicks.

Als ſollte aber auch nicht die kleinſte Genugthuung demſelben fehlen, führte ihn nochmals der Zufall in ſpäten Jahren dem ehemaligen Nebenbuhler auf ſeltſame Weiſe entgegen. Bernardo Caſtello ſtand Paggi gleich an äußeren Ehren, obgleich ſein ſtreng abgeſchloſſener Sinn ihm wenig Freunde zur Seite ſtellte. Von einer Wanderung in die öſtliche Riviera hatte er einmal einen kleinen Knaben mitgebracht der Anfangs für eines Bauern Sohn, dann für den eines Freundes zuletzt oft für ſeinen eigenen galt, obſchon Niemand von einer Liebſchaft des Malers wußte. Düſter, förriſch wie in all ſeinem Thun, ſchwieg er auch über dieſen Punkt. Die Einzelnen welche ihn näher kannten, gewöhnten ſich an den Knaben welcher Torquato hieß, und den Caſtello mit großer Umſicht erzog, in allem Nöthigen unterrichten ließ, und endlich zur Univerſität ſandte um die Rechte zu ſtudiren.

Bei ſeiner Heimkehr erkannte Bernardo ihn öffentlich für ſeinen Adoptivſohn und Erben an. Allmälig concentrirte ſich nun ſein Gefühl ganz und gar auf den Jüngling deſſen eigentliche Stellung zu ihm vergeſſen wurde, und der nun allgemein für einen legitimirten natürlichen Sohn des Malers galt.

Der junge Mann verdiente die jedenfalls väterliche Zärtlichkeit, er ſtand vor Vielen ſeines Alters ausgezeichnet da und gewann ſich allgemeine Theilnahme. Als er nun ſeine Studien vollendet, disputirt und den Doctorhut in Padua ſich erworben hatte, kehrte er nach Genua zurück, wo er in das Colleggio dei Signori dottori aufgenommen zu werden wünſchte. Aber als Sohn eines zünftigen Werkmeiſters, — Caſtello hatte ja früher die Eingabe um Wiedereinführung der alten Gerechtſame unterſchrieben und war als zünftig immatriculirt, ward er *abgewieſen*, »weil ſein Vater eine mechaniſche Profeſſion treibe und die Statuten des Collegiums Aufnahme von Handwerkersſöhnen nicht geſtatteten.«

Die Sache machte großes Aufſehen. Viele angeſehene Juriſten ſchrieben für und wider das Collegium. Bei dieſer Gelegenheit kam unvermuthet Paggi's frühere Klage auch zur Sprache. Die für den jungen Torquato günſtig Geſinnten führten an daß einem Maler der Eintritt in den Staatsrath nicht verweigert worden, welcher ausſchließlich Adeligen zuſtehe. Allerdings ſaß Paggi längſt im Senat. Das erregte Bedenken; es kam ſo weit daß bei einer eben einfallenden neuen Senatorswahl der Zweifel ausgeſprochen ward: ob ein Maler in demſelben zu dulden ſei. Paggi ſah ſich genöthigt zum dritten Mal ſeine perſönlichen Adelsrechte und diesmal zu ſeines ehemaligen Feindes Gunſten die Freiheit der Malerkunſt öffentlich zu vertreten. Der edle mit ſo viel Mühſal errungene Lohn ſollte nochmals ihm gefährdet werden.

Digitized by Google

Aber die Zeit hatte seine Waffen geschärft. In einer wunderschönen kräftigen Rede übernahm diesmal der fast siebenzigjährige Greis die eigene Vertheidigung und den Kampf für seine Kunstgenossen selbst. Mit umfassender Kenntniß führte er der Versammlung die lange Reihe fürstlicher und hochadeliger Maler Italiens vor, all die zahllosen Diener der Kirche, die ebenfalls der Malerei sich ergeben und fragte die Versammlung ob eine Kunst die in solchen Händen sei, ihrer Ansicht nach eine entadelnde, erniedrigende sein könne.

Unter den neugewählten Mitgliedern des Raths fühlten einige von dieser kühnen Sprache sich verletzt. Trotzig warfen sie die Gegenfrage ihm auf, ob er denn gar seine Kunst höher stelle als die ihren Söhnen gestatteten adeligen Gewerbe, als die Arbeiten in Seide und Wolle, welche das Gesetz ihnen erlaube.

Der Alte zuckte leichthin die Achseln; dann erwiederte er mit unbeschreiblich humoristischer Anmuth: »Hierauf zu antworten steht mir nicht zu, alle diese Erwerbsgattungen erscheinen allerdings nur mechanisch, sie sind nebst der Handelsfreiheit, der Sterilität des Genueser Bodens wegen, unserm Adel gestattet. Ich erlaube mir daher nur eine kleine Bemerkung. In Galerien fürstlicher Schlösser, bei großen Königen welche in ihren Sammlungen die Porträts der berühmtesten Männer bewahrten, habe ich neben den Abbildungen der Monarchen, Staatsmänner, Poeten und Krieger bisweilen auch die berühmter Maler angetroffen. Ich entsinne mich jedoch keines einzigen Kauf- oder Fabrikherrn in Seide oder Wolle darunter, obschon sie oft diesen Geschäften hauptsächlich ihr großes Vermögen zu verdanken hatten.«

Ein jubelnder Beifall krönte diese Worte. Der Greis verbeugte sich rings gegen die Versammlung, und schwieg. Es war unmöglich ihm etwas zu erwiedern. Von Stund' an blieb die edle Malerkunst für Kind und Kindeskinder von aller sie hemmenden Zunftpflichtigkeit gelöst, in unangetasteter Freiheit.'

Ave Maria auf dem Vierwaldstädter See.

Von **Gottfried Keller.**

Fuhr ein Schifflein gegen Flüelen,
Drin ich saß, zur Abendzeit,
Wo die finstern Wasser spühlen
Und den Bergen die Füße kühlen
Schon seit einer Ewigkeit.

Aus den schwarzen Felsengängen
Lau ein Hauch des Föhnes strich;
Ein Gewebe von Abendklängen
Zitterte von den Alpenhängen,
Und der Ferg bekreuzte sich.

Dunkel lauschten die Kapellen
Alter Freiheit aus dem See.
Wo einst fuhren die frommen Tellen,
Tauchte jetzo aus den Wellen
Dieser Wasser schlimme Fee.

Ja, ich sah sie steigen, winken
Aus der bergestiefen Fluth!
Ließ der Krone goldene Zinken
Tückisch in der Sonne blinken,
In der sterbenden Sonne Blut.

Nicht wie jenes Weib erblühte
Sie, des Ostens Ruhm und Flor.
Wilde Schadenfreude glühte
Und ein buhlerisch Feuer sprühte
Aus den seidenen Wimpern vor.

Und ihr Haar weht' ungebunden
In dem bangen, heißen Wind;
Und sie hielt im weißen, runden
Arm ein Kind mit sieben Wunden,
Ein ersterbendes, welkes Kind.

An den staffellosen Wänden
Glitt die grauliche Nix hinan,
Von den Purpurzinnen und Ständen
Hielt sie das Kind in erhobnen Händen
Über der Wasser tiefen Plan.

Sieben Tropfen aus sieben Wunden
Preßte sie dem armen Wurm,
Wo die roth hinabgeschwunden,
Hat sich die Fluth emporgewunden,
Schreiend in Wuth und Weh und Sturm!

Wuth und Wahn die Herzen faßte
An den Borden rings am See,
Daß der Pfaff im Blute praßte
Und der Bruder den Bruder haßte,
Ihm zum eignen Gift und Weh. —

Als das Ave Maria verklungen,
War der arge Spuk entfloh'n.
Noch ein Alphorn hat gesungen
Aus der Höh', und leis bezwungen
Hat mein Herz sein süßer Ton.

Digitized by Google

Die Geſchichtſchreibung für's Volk

und Kriegk's Bearbeitung der Schloſſerſchen Weltgeſchichte.

Die Entwicklung der deutſchen Bildung hat ſeit ihrer Wiedererneuerung im vorigen Jahrhundert einen eigenthümlichen Gang eingeſchlagen, bei deſſen genauerer Beachtung auch die gegenwärtigen Zuſtände unſeres Volkes und unſerer Zeit in ein helleres Licht treten. Das Vertrauen auf eine erfreuliche Löſung ſo mancher unerfreulichen Streitfragen erhält damit eine gute und ſichere Grundlage. Aber auch ein großer, man möchte ſagen, der größte und wichtigſte Theil der wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beſtrebungen der Jetztzeit kann ohne die Erkenntniß jenes Ganges kaum richtig beurtheilt und gewürdigt werden. Der Standpunkt von welchem die Wiſſenſchaft und die Literatur im achtzehnten Jahrhundert ausgingen, war ein allgemeiner und rein menſchlicher, die letzten Ziele waren für die Wiſſenſchaft abſtractes Wiſſen, für die ſchöne Literatur Humanität. Da man hierbei ganz von der Gegenwart in den geſchichtlich gewordenen Zuſtänden abſah, und in erſterer allein die ideale Wahrheit, in letzterer nur das reine Menſchenthum erſtrebte, ſo waren die Erfolge wirklich großartig. Wahrheit und Humanität wurden die leuchtenden Sonnen des Schriftenthums, und vor dem hellſtrahlenden Lichte der erſteren wichen die dichten Nebel der Vorurtheile, wie vor der belebenden Wärme der letzteren das ſtrenge Eis erſtarrter Lehrſätze und Gewohnheiten ſchmolz.

Aber leider ging dieſe wohlthätige Veränderung nur in den Studirſtuben und Büchern der Gelehrten vor ſich; ihre Wirkung beſchränkte ſich auf einzelne gebildete Kreiſe; das praktiſche Leben und das Volk im Ganzen und Großen blieben faſt gänzlich unberührt davon. Der wahre und eigentliche Begriff des Volkes war ſeiner Zeit noch nicht in ſeiner ganzen Würde und Schöne aufgegangen. Ihr zerfielen die Menſchen in die Claſſe der Gelehrten und Gebildeten und in die rohe Maſſe der durch körperliche Arbeit die nöthigſten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens ſchwer Erringenden, die man vorzugsweiſe und nicht ohne vornehmes Herabſehen das Volk (le peuple) nannte. Von einem Volke als dem lebenskräftigen Organismus, in welchem alle Kräfte und Anlagen des Menſchen erſt zu ihrer ſchönen Vollendung gedeihen können, von einem Volke als dem Geſammtbegriffe wohlgegliederter, ineinander eingreifender und auf einander einwirkender Kreiſe und Stände der menſchlichen Geſellſchaft, die in gemeinſamer Abkunft, Sprache und Sitte naturgemäß und unauflöslich verbunden ſind, hatte man kaum eine Vorſtellung. Noch weniger konnte unter den damaligen ſtaatlichen Verhältniſſen und Zuſtänden die Idee eines deutſchen Volkes zur Anerkennung gelangen. Wenn uns alſo auch die Ergebniſſe der Strebungen jener Zeit mit hoher Bewunderung erfüllen, ſo konnten ſie doch kein wahres Leben gewinnen; denn ſie wurzelten nicht im Volke, aus welchem alles geſchichtliche Sein und Leben erſt das wahre Mark und den geſunden Saft zieht.

Erſt unter den Leiden einer erniedrigenden und ſchmachvollen Fremdherrſchaft fand das deutſche Volk ſich ſelbſt wieder, und ging ihm der Begriff ſeiner Volksthümlichkeit neu auf. Zugleich aber rief die ſogenannte romantiſche Poeſie die Zauber der längſt entſchwundenen Volksthümlichkeit des Mittelalters neu hervor. Die Leiden die man eben erſt überſtanden, kamen von einem Volke welches die Ergebniſſe der abſtracten Wiſſenſchaft auf die abſtracteſte Weiſe zu verwirklichen geſtrebt hatte. Daher erwachte in den gebildeten Kreiſen des deutſchen Volkes, beſonders in den jüngeren Geſchlechtern eine dunkle Sehnſucht der Rückkehr zu längſt überwundenen Zuſtänden in Verhältniſſen, welche dem Volksbewußtſein gänzlich erloſchen waren, während gerade jetzt in denſelben die Strebungen des vorigen Jahrhunderts allmälig Platz zu greifen begannen. Jener Stimmung der gebildeten, tonangebenden Kreiſe bemächtigte ſich aber die ſogenannte hiſtoriſche Schule und ſuchte, die eben jetzt hiſtoriſch werdenden Erfolge der Wiſſenſchaft und Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auf unhiſtoriſche Weiſe verkennend und mißachtend, uns in eine längſt ausgelebte Vergangenheit zurückzuwerfen. Und ſo kommt es daß die Gegenwart im wirklichen Leben alle die Kämpfe von neuem durchzukämpfen und durchzuſtreiten hat, welche die Wiſſenſchaft und Literatur des vergangenen Jahrhunderts bereits ſiegreich überwunden zu haben glaubte. Dies hat aber auch dieſelben zur richtigen Erkenntniß der Sachlage geführt. Die Wiſſenſchaft und die Literatur ſind aus der engen Studirſtube des Gelehrten und den feingeſäßteten Salons der Gebildeten auf den Markt des Lebens, mitten unter das Volk ſelbſt getreten.

Unter allen Wiſſenſchaften iſt aber wohl keine mehr

geeignet, auf volksgemäße Weise dargestellt zu werden, als die Geschichte. Daher hat man auch schon früh angefangen, dieselbe, wie man damals sagte, populär zu behandeln. Die meisten derartigen Versuche sind aber höchst dürftig, oberflächlich, kraft- und saftlos ausgefallen, was einen Theils in der Geschichtsbehandlung jener Zeit selbst, anderntheils aber auch in der falschen Vorstellung, die man sich von dem Volke, für das man schreiben wollte, machte, seinen Grund hatte. Jetzt erst, da die Wissenschaft der Geschichte sowohl durch das gründlichste Quellenstudium, als auch durch die richtige Ansicht und Einsicht, die man in die Grundeigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker und Zeiten gewonnen hat, zu ihrer wahren Bestimmung und Würde gediehen ist, und da man anfängt den Begriff des Volkes allseitiger aufzufassen, wird es möglich, Geschichte in volksgemäßer Darstellung zu behandeln. Und man wird immer mehr die Überzeugung gewinnen daß dies eine Aufgabe bildet, die eben so schwierig ist als man sie sich früher leicht gedacht hat.

Das Volk lebt in fortwährendem Thun und Schaffen; es ist mehr gewohnt, aus einzelnen und besonders gegebenen Beweggründen sich zur That bestimmen zu lassen, als nach allgemeinen Theorien zu handeln, wie es denn auch seine Aufmerksamkeit mehr auf das Besondere als auf das Allgemeine wendet. Und doch soll sein Blick durch eine wahrhaft volksgemäße Darstellung der Geschichte gerade von dem Besonderen auf das Allgemeine, von den verschiedenen Handlungen und Erscheinungen, die vor seinem Geiste vorüberziehen, auf deren Urgrund und ihre leitenden Ideen gerichtet, und es so gelehrt werden, in den einzelnen Erscheinungen das allgemeine Gesetz aufzufinden und zu verstehen. Dies geschieht aber nicht, wenn man, wie dies bisher allgemein erstrebt zu werden schien, vor oder nach einer oberflächlichen Erzählung der Begebenheiten, die möglichst allgemein gehalten alles individuellen Lebens entkleidet wurde, ebenso allgemeine Betrachtungen anstellt; sondern es müssen gerade die Begebenheiten und Ereignisse in ihrem ursprünglichsten und eigenthümlichsten Wesen vorgeführt werden, es müssen sich die allgemeinen Betrachtungen gleichsam von selbst daraus ergeben, wie der schlichte Verstand aus den Begebenheiten des täglichen Lebens seine Ansichten und Grundsätze gewinnt. So nur wird die Geschichte zu einem lebensvollen und lebensfrischen Gemälde, welches Geist und Herz des Volkes anspricht.

Auf der einen Seite ist aber zur glücklichen Lösung einer solchen Aufgabe das gründlichste und umfassendste Studium der Quellen erforderlich; denn nur einem solchen wird es möglich die individuellsten und lebensvollsten Züge und Seiten der handelnden Personen wie der Erscheinungen für die Darstellung aufzufinden; auf der andern Seite sind aber auch das Talent einer lebendigen Darstellung und genaue Kenntniß des Volkes selbst unumgängliche Bedingungen.

Aus diesem Grunde mußte auch die Ankündigung einer Bearbeitung der Schlosser'schen Weltgeschichte für das Volk durch Dr. G. L. Kriegk mit froher Erwartung von allen Denen begrüßt werden welche die Bedeutsamkeit einer volksgemäßen Behandlung der Geschichte für die Entwicklung der Gesammtbildung klar erkennen. Denn gewiß wird kein Sachkundiger leugnen daß Schlossers geschichtliche Werke eben durch das reichhaltigste und umfassendste Quellenstudium das in ihnen zu Tage tritt, ihre hohe Bedeutung recht eigentlich erhalten und verdienen. Die Auffassungsweise des hochverehrten Verfassers eignet sich durch den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes und einer kräftigen Entschiedenheit für das Gute und Wahre, von dem aus er Personen und Begebenheiten schildert, so recht besonders für eine Einführung in das Volksbewußtsein. Ebenso hat sich Dr. Kriegk bereits durch wohl aufgenommene geschichtliche und geographische Schriften einen guten Namen in der Literatur gegründet. Und es ist dieses Werk schon endlich darum als ein für unsere Zeit bedeutsames zu betrachten als dadurch thatsächlich der Beweis gebracht wird, daß in unserer Zeit die Gelehrsamkeit sich volksgemäß zu gestalten trachtet, Wissenschaft und Leben inniger mit einander zu verwachsen streben.

Bereits sind 14 Hefte oder 7 Bände dieses Werkes erschienen, und haben eine weite Verbreitung gefunden. Wir haben es bei dieser Vorführung des Buches hier lediglich mit der Kriegk'schen Behandlung des Schlosser'schen Stoffes zu thun, indem die geschichtlichen Arbeiten dieses ehrenhaften Historikers schon längst ihre volle Würdigung gefunden haben. Es liegen dieser Behandlung nämlich die beiden Schlosser'schen Werke, der universalhistorische Abriß und die Weltgeschichte, zu Grunde. Es sollte nach Schlossers eigener Erklärung in der Vorrede zum ersten Bande nur der wesentliche Inhalt beider Werke auf eine auch dem Nichtgelehrten verständliche Weise dargelegt, und hierbei selbst der Ton des Urwerks möglichst treu bewahrt werden. Ein Plan den wir aus den eben angeführten Gründen nur billigen können. Auch die Anordnung und Gruppirung des Stoffs ist sach- und zweckgemäß. Namentlich

Digitized by Google

hat es uns gefallen daß die Geſchichte des Oſtgothenreichs noch zur Schilderung der alten Geſchichte oder vielmehr zur Betrachtung der Entwicklung der gothiſch-römiſchen Welt gezogen wird, wobei überhaupt den Zuſtänden und Verhältniſſen, woraus das Mittelalter erwachſen iſt, eine ſo genaue Aufmerkſamkeit gewidmet wird, wie man ſie faſt in keinem andern Geſchichtswerke finden dürfte. Die Grundeigenthümlichkeit des Mittelalters tritt aber um ſo deutlicher vor Augen, als, nachdem auf die obenangegebene Weiſe die griechiſch-römiſche Bildung in ihrer Verſchmelzung mit dem Orientalismus und zuletzt mit dem Chriſtenthum durch die Perioden der alten Zeit hindurch anſchaulich geſchildert worden iſt, nun in der Darſtellung ſeiner Geſchichte die beiden andern Elemente ſeiner Geſtaltung, das Arabertum und der Mohamedanismus, einerſeits eine möglichſt ausführliche Schilderung, andererſeits das Germanenthum eine von den ſcandinaviſchen Völkern ausgehende Darſtellung findet, die wir freilich aus Gründen auf die wir bald zu ſprechen kommen werden, ausführlicher und wärmer gehalten wünſchen müſſen. Aus dieſen drei Wurzeln erwächſt nun vor unſern Augen der kräftige Stamm der mittelalterlichen Bildung, die wir mit ſteigendem Intereſſe von der Wiedererneuerung des abendländiſchen Kaiſerthums durch Karl den Großen durch die ritterlichen Zeiten der Kreuzzüge bis zum Beginne des Kampfes König Philipps IV. gegen den Papſt Bonifacius VIII. verfolgen. Hier bricht der ſiebente Band ab.

So wohl und nun auch die Anordnung des Stoffes im Großen und Ganzen gefallen hat, ſo müſſen wir doch im Einzelnen mehrere Bedenken erheben, die aber hoffentlich nur dazu dienen werden dem Verfaſſer und dem Bearbeiter zu beweiſen, welche Bedeutung wir ihrer Arbeit beimeſſen.

Erſtlich hätten wir die literar- und culturhiſtoriſchen Abſchnitte die jedesmal auf die Erzählung der politiſchen Begebenheiten folgen, gern mit in dieſe ſelbſt verwoben und zu einem Ganzen verarbeitet geſehen. Wir erkennen zwar die Löſung dieſer Anforderung ſelbſt für höchſt ſchwierig an, müſſen ſie aber auf unſerem Standpunkte einer volksgemäßen Geſchichtſchreibung aus den oben angeführten Gründen als unumgängliche Bedingung einer vollſtändigſt gelungenen Darſtellungsart in Anſpruch nehmen. Auch würden ſich auf dieſe Weiſe vielfache Wiederholungen ganz vermeiden laſſen. Dann finden wir zu oft am Anfange und am Ende beſonders der literar- und culturhiſtoriſchen Abſchnitte allgemeine Betrachtungen die wir lieber aus der Darſtellung ſelbſt hervorgehen ſähen. Wie wir bereits oben geſagt haben, widerſtreiten dieſe den Geſetzen einer volksgemäßen Schrift, in welcher das Leben und die That walten ſollen. Aus dieſem Grunde möchten wir auch einzelne Belehrungen über Sachen und Namen aus dem Texte in die Noten verwieſen ſehen.

Soll eine Schrift auf das Volk recht wirken, ſo muß gerade ihr Zweck, den Leſer zu belehren, möglichſt verſchleiert und verhüllt werden; denn auch hierin gilt Goethe's Ausſpruch: »Man merkt die Abſicht und man iſt verſtimmt.«

Schließlich iſt es noch aufgefallen daß, da das Werk den Titel für das deutſche Volk führt, nicht die deutſche Volksthümlichkeit in ihren Uranfängen eine noch genauere Beachtung gefunden hat.

Was nun die Darſtellung ſelbſt und den Styl des Bearbeiters anbelangt, ſo ſind dieſe ganz dem Zwecke entſprechend, einfach, klar, lichtvoll, warm und anſprechend. Und im Ganzen und Großen erkennen wir mit Vergnügen an daß die Kriegk'ſche Bearbeitung der Schloſſer'ſchen Weltgeſchichte ein guter Schritt vorwärts auf der Bahn volksgemäßer Geſchichtſchreibung iſt, und daß wir nur rüſtig auf derſelben fortſchreiten müſſen um bald an das Ziel der Vollendung zu gelangen. Als Leitſtern hierbei mag Auerbach's treffliches »Schrift und Volk« dienen. Dem Kriegk'ſchen Werke aber verſprechen wir mit voller Zuverſicht die ſchönſten Erfolge für die Entwicklung der Bildung unſeres Volkes und unſerer Zeit und wünſchen ihm daher eine recht weite Verbreitung in allen Kreiſen der deutſchen Leſewelt.

Dr. D.....d in H.

Auch ein Trommellied.

An Karl Beck.

Dieweil ſie in Verſailles geſprochen und berathen
Und mit geſchliffnen Worten geſchlagen ew'ge Thaten,
Dieweil auf die Gebote Sieyes' und Mirabeau's
Ein neuer Völkerfrühling aus dürrem Boden ſchoß —

Dieweil durchziehet Frankreich die Hungersnoth, die blaſſe,
Und reckt mit ihren Gluthen die Fackeln an dem Haſſe,
Und aus den Rothquartieren Marceau und St. Denis
Durchſtreift ſie bald die Gaſſen und Straßen von Paris.

Digitized by Google

Still iſt's; die Noth macht ſchweigſam. Da plötzlich hallt es, ſchallt es,
Und von den Prachtpallaſten dumpfgrollend widerprallt es.
Ein Mägdlein iſt geworden die Heroldin der Noth,
Von ihrer Trommel tönt es: Gebt Brot, gebt Brot, gebt Brot!

Die Trommel umgehangen, durchzieht ſie Gaſſ' und Straßen
Und auf dem Angeſichte, dem noth- und hungerblaſſen,
Geht auf ein Schein wie Roſen vom kunſt'gen Morgenroth,
Und ihre Trommel wirbelt: Gebt Brot, gebt Brot, gebt Brot!

Die Faubourgs ſteigen nieder — das iſt ein ſchlimmes Zeichen
Für Dich, o König Ludwig, für Euch Ihr Herrn und Reichen!
Wer will nicht gerne folgen ſo ſüßem Aufgebot?
Schon tönt's aus tauſend Kehlen: Gebt Brot, gebt Brot, gebt Brot!

Sie warf die Trommel nieder: — gewitterſchwere Stille! —
Am Abend ſelben Tages anſtauchte die Baſtille.
Sie haben wohl verſtanden des Mägdleins Aufgebot;
Sie nahmen gleich die Freiheit, die Freiheit iſt das Brot! —

So ein franzöſiſch Mägdlein! — Wenn deutſche Frauen hätten
Den Schatten nur des Muthes franzöſiſcher Griſetten!
Wer ließe ſich nicht werben von ſolchem Aufgebot,
Und wer nicht möchte ſterben gern für der Freiheit Brot?

Ein deutſches Mägdlein weiß ich; — das hat wohl umgehangen
Auch eine mächt'ge Trommel und trommelt in der langen
Und bangen Nacht der Deutſchen wohl bis zum Morgenroth,
Und ruft vor goldnen Thüren: Gebt Brot, gebt Brot, gebt Brot!

Die blauen Augen glühen, die Blicke weh'n im Winde,
Und lächelnd aus den Fenſtern nickt man dem blonden Kinde,
Und Warnungsſtimmen rufen mit Schmunzeln dort und hie:
Verdirb nicht deine Stimme, o deutſche Poeſie!

Sie aber ſchreitet weiter, ſie trommelt bis zum Tage;
Es tönt die Weltgeſchichte in dieſem Trommelſchlage.
Sie iſt ein Kind des Volkes, ſie kennt des Volkes Noth,
Sie trommelt bis zum Tage: Gebt Brot, gebt Brot, gebt Brot!

Moritz Hartmann.

Briefwechſel.

Aus Berlin, d. 26. November.

[Der Polenproceß; die Theaterluſt der Polen; Rücken's Prätendent und der gedrechſelte Auerbach.]

Man ſieht jetzt hier in ſpäteſtens acht Tagen der Veröffentlichung der Erkenntniſſe im Polenproceß entgegen. Die Urtheile werden für einen großen Theil der Angeklagten zugleich in's Polniſche überſetzt und dadurch ſoll einiger Aufenthalt für die Publication derſelben entſtehen. Einige der Angeklagten hat man in dieſen Tagen bereits auf freiem Fuß, und zwar ohne Beſtellung einer Caution, umhergehen ſehn, darunter namentlich den Landſchaftsrath von Guttry aus Poſen und den Dichter Berwinsky, was, da dieſe Polen keineswegs zu den am wenigſten gravirten gehören, freudig überraſcht hat. Während es ſonſt in jedem andern Proceß lediglich dem Ermeſſen des Richters anheimgegeben bleibt ob eine verläufige Freilaſſung des Angeklagten mit oder ohne Caution erfolgen kann, hat hier in Bezug auf die Polen jedesmal unmittelbar bei dem König angefragt werden müſſen. Die Anſicht iſt hier allgemein daß für die mit einem Todesurtheile Belegten die Amneſtie nicht ausbleiben werde, da man überzeugt iſt daß Preußen in der Anſtellung des ganzen Proceſſes nur ſeinen diplomatiſchen Verpflichtungen gegen Rußland und Öſtreich nachgekommen iſt, die aber nicht auf die Vollſtreckung der Urtheile ſelbſt Einfluß gewinnen können. Die der preußiſchen Regierung durch dieſen Proceß erwachſenen Koſten ſind ſo ungeheuer daß, nach einer im hieſigen Publiciſten gegebenen Berechnung, allein die Summe der Reiſekoſten und der Zeugengebühren ſich auf 17,000 Thaler belaufen ſoll. Auch ſind allen bis jetzt aus der Haft entlaſſenen Angeklagten (deren Zahl ſich im Ganzen bis jetzt gegen 70 belaufen möchte), wenn ſie keine eigenen Geldmittel hatten, dieſelben zu einer ſtandesgemäßen Rückreiſe nach ihrer Heimath aus Staatsfonds verabreicht worden. Über die Liberalität der preußiſchen Behörden hinſichtlich der Haltung der Gefangenen iſt überhaupt nur eine anerkennende Stimme. —

Von dem Drama des Polenproceſſes, wie ihn die öffentlichen Blätter jetzt ſtereotyp nennen, iſt der Übergang zum Königlichen Theater vielleicht um ſo weniger leichtfertig, da die auf freiem Fuß gebliebenen Polen in den letzten Monaten zu unſern fleißigſten Theaterbeſuchern gerechnet werden konnten und dort in Begleitung ihrer glänzenden und einnickreichen Frauengeſtalten häufig genug auffielen. War doch ſogar der Theaterdirector aus Krakau, auf die ſelbſt im Unglück leichtſinnige und vergnügungsluſtige Natur der Polen ſpeculirend, um die Conceſſion eingekommen: hier während der Zeit des Proceſſes polniſche Theatervorſtellungen arrangiren zu dürfen, womit bei der großen Anzahl der hier verſammelten Polen gewiß ein gutes Geſchäft zu machen geweſen wäre, wenn nicht der edlere Tact unſerer Behörden es verwehrt hätte.

Doch ich will mich bei dem keineswegs erfreulichen Übergang über die Bereyina, die mich zu den beiden muſikaliſchen und dramatiſchen Novitäten unſerer Bühne führen ſoll, nicht zu lange aufhalten, ſondern lieber zur Sache kommen. Die Sache iſt die, daß der Namenstag der Königin im Opernhauſe mit einer neuen Oper: „der Prätendent“ von Fr. Rücken, und im Schauſpielhauſe mit einem neuen Schauſpiel von Frau Charlotte Birch-Pfeiffer: „Dorf und Stadt“ (nach Ausweis des Theaterzettels „mit freier Benutzung der Auerbach'ſchen Novelle: die Frau Profeſſorin“) gefeiert worden iſt. — Was zuerſt die Rücken'ſche Oper anbetrifft, ſo ſangen wir an zu fürchten daß die bekanntlich durch Meyerbeer erwirkte Verordnung für unſere Bühne, nämlich in jedem Jahre drei neue Opern eines deutſchen Componiſten zur Aufführung zu bringen, keine ſehr glückliche Frucht tragen möchte. Es ſcheint uns nämlich durch dieſe Begünſtigung

Digitized by Google

in der Muſik ebenſo viel Mittelgut auf den Hals geführt zu werden, als dies in der Malerei durch die Kunſtvereine geſchehen, deren fördernden Einfluß auf die ſchaffende Kunſt wir immer nur darin haben ſehen können, daß unendlich viele Mittelmäßigkeiten eine Exiſtenz und ein Fortkommen erhalten haben, von denen ſonſt wahrſcheinlich nie die Rede geweſen wäre. So verwenden wir jetzt in Berlin unſere Zeit damit, alljährlich mehrere Opern zu begraben, die allerdings von heimiſchen und deutſchen Componiſten herrühren, mit denen es aber nicht der Mühe gelohnt hat, das Publikum und die Kräfte des Theaters in Anſpruch zu nehmen. Ohne die beſtehende Verordnung würde man vielleicht die Anſtrengung beſſer darauf gerichtet haben, einige ältere muſikaliſche Meiſterwerke neu einzuſtudiren und in würdiger künſtleriſcher Ausführung darzuſtellen. Man kann faſt auf den Gedanken kommen daß der flugberechnende Mewerbeer kein beſſeres Mittel gewußt habe, um ſeine landsmänniſchen Mitbewerber um das Principat der Oper ans dem Felde zu ſchlagen, als daß er ihren Opern nach einem regelmäßigen Plan die Aufführung verſchaffte, ein Calcül welches man nur machen kann, wenn man von der gänzlichen Geſchöpfiheit und Leerheit der muſikaliſchen Production in unſerer Zeit überzeugt iſt. So iſt auch Kücken's „Prätendent" jetzt bei uns in dieſe muſikaliſche Grube gefallen, in der ſchon vor ihm „die beiden Prinzen" von H. Eſſer, „Wilhelm von Oranien" von Karl Eckert, „die Kreuzfahrer" von Spohr, neuerdings auch „Cola Rienzi" von Richard Wagner (obwohl hier ein bei weitem größerer muſikaliſcher Fonds an der ünverhältnißmäßigkeit der Mittel geſcheitert iſt) Ruhe gefunden haben. Keine einzige dieſer Opern hat ſich auf unſerm Repertoir zu erhalten vermocht, und auch Kücken's „Prätendent", der noch das ſchwächſte dramatiſche Fleiſch unter allen hat, und der es ſchon im Sujet ſehr ungeſchickt anfängt, ſeine Rechte auf Herrſchaft und Thron wahrzunehmen, wird dieſe am wenigſten auf unſerer Bühne in Beſitz nehmen können. Es fehlt dieſer Oper nicht an einzelnen melodiöſen Schönheiten, obwohl der in der oberflächlichen Salonmuſik excellirende Componiſt dieſelben bei weitem glücklicher in ſeinen Liedern trifft. Auch ſeine Operncharaktere ſind ſtatt dramatiſcher Perſonen nur geſellſuchtige Salonſänger, die aber ihre Sachen meiſtentheils zu weitſchweifig vortragen, um ſelbſt vom lyriſchen Geſichtspunkt aus Glück machen zu können. Die Oper wurde übrigens von unſerm Sängerperſonal, namentlich von Frln. Tuczek und Hrn. Mantius trefflich ausgeführt. —

Jetzt zu der in's Birch-Pfeifferiſche überſetzten Dorf-Novelle Auerbach's! Daß ſich Frau Birch-Pfeifferin in ihrem über die ganze deutſche Bühne ausgeſpannten Netz auch dieſen ſchönen tiefdunkeln Waldſchmetterling einfangen würde, hatten wir eigentlich nicht gedacht. Die Neuheit des Unternehmens frappirte uns, und ſchon dieſen Griff an ſich müſſen wir für einen glücklichen Theatercoup der Birch-Pfeifferin halten, der ſich auch als ſolcher durchaus bei der Darſtellung bewährte. Die Verfaſſerin (oder wie ſollen wir ſie eigentlich in dieſem Fall eines „Griffs" in Auerbach's Eigenthum nennen?) hat die Rolle der Lorle (Auerbach's Lorle) vornehmlich für Luiſe Neumann in Wien geſchrieben oder arrangirt, welche geiſtreiche Schauſpielerin bekanntlich eine Schwäbin iſt. Und auf das Schwäbiſchſprechen auf der Bühne hatte es die Birch-Pfeifferin hier als auf einen ganz neuen Theatereffect abgeſehen. Es dient in dem Stück als das eigentliche Werkzeug der Rührung und des ſentimentalen Pathos, welches hier in Berlin mehr als man denken ſollte ſein Publikum hat. Was auch die Kritik gegen Iffland und Kotzebue ſagen mag: das Berliner Theaterpublikum liebt zu weinen, und wer könnte heutzutage geſchickter ſein, die Theatertbränen auf Flaſchen zu ziehn als unſere unvergleichliche Amazone, die immer neue Springanellen für die früher ſo vielverachteten Theatertührungen in ſich entdeckt! Mit dem Schwäbiſchſprechen iſt es ihr diesmal vortrefflich gelungen, und die Rolle der Lorle wird hier von Frln. Stich ſo ausgezeichnet geſpielt daß ſchon dadurch ein anſprechender und auf das Gemuth wirkender Eindruck bei der Darſtellung entſtand. Eine andere unabweisliche Frage bezieht ſich aber auf jenen „Griff", mit welchem ſich hier Frau Birch-Pfeiffer eines fremden poetiſchen Geiſteserzeugniſſes bemächtigt hat, das fur ihre theatraliſchen Tantiemezwecke auszubeuten und wörtlich auszuſchreiben (wie ſie hier in der That gethan) ſe nicht das mindeſte Recht hatte. Bei ihren Stücken welche ſie aus franzöſiſchen Romanen zurechtſchnitt, hatte ſie doch wenigſtens die Mühe, die Kapitel welche ſie in Scenen umwandelte, zu überſetzen und in ihre Dictien zu übertragen; hier aber wird ſie im Ganzen wie im Einzelnen Freibeuterin an einem heimiſchen Originalwerk, dem ſie zwar auch einige Abänderungen und Zuthaten gegeben, durch welche ſie aber nur noch mehr an dem geiſtigen wie materiellen Eigenthumsrecht des Dichters auf ſeine Dichtung ſich verſündigt. Es iſt hier in dieſen Tagen in mehreren Kreiſen die Frage aufgeworfen werden: ob nicht der Schutz der Geſetze gegen ein ſolches Verfahren zu erlangen ſein ſollte; und wie wir hören ſoll der treffliche Auerbach nicht abgeneigt ſein, der Aufforderung mehrerer ſeiner hieſigen Freunde nachzukommen, und aus der Speculation der Frau Birch-Pfeiffer eine ernſtere Rechtsfrage zu machen, die jedenfalls vom höchſten Intereſſe für die Feſtſtellung des geiſtigen Eigenthums iſt. — (✲).

Leipzig, d. 26. November.

[Muſik; die Oper unter Julius Rietz; epiſche Weltbilder; Anſelme Ricciardi; öſtreichiſche Dichter.]

Unlängſt hörten wir von Pianiſten einen Schüler Chopin's, Adolf Gutmann aus Heidelberg. Er ſpielte vor einem kleinen Kreiſe aufmerkſamer Hörer. Seine Force ſcheint — eben in der Force zu beſtehen. Heute ſpielt im Gewandhauſe Charles Mayer der auch im Zarten excellirt. Er iſt ein Schüler Field's und kam aus Petersburg nach Deutſchland; vielleicht iſt er ein furländer Deutſcher; die franzöſiſche Schürze Charles die er ſich vorhängt, weiß ich freilich damit nicht zu deuten; die Muſiker ſind ja Allerweltsmenſchen.

Die Oper beginnt ein neues Intereſſe einzuflößen. Beinahſtens nimmt man jetzt wahr daß der Tactirſtock in den Händen eines Mannes iſt der Sänger und Orcheſter zuſammenzuhalten, die Kräfte zur Harmonie zu beſeelen verſteht. Julius Rietz, aus Berlin gebürtig, zehn Jahre lang in Düſſeldorf Kapellmeiſter, uns hier durch ſeine Symphonien im Gewandhauſe ſchon ſeit länger vortheilhaft bekannt, iſt ein Muſiker von ächtem Gehalt, der zugleich zu regieren weiß. Figaro's Hochzeit erlebten wir unter ſeiner Leitung in einer ganz guten Verſtellung. Reichten die Geſangkräfte nicht überall aus, ſo war doch der inſtrumentale Genuß ein vollſtändiger. Die Leipziger Oper beſitzt jetzt einen guten Tenor (Wiedemann),

Digitized by Google

einen guten Bariton (Brassin), einen ausgezeichneten Baß (Behr); letzterem möchten wir nur die Bussoparticen abrathen; sein Humor gibt's nicht her, wie man zu sagen pflegt. Fast haben wir jetzt in der Oper dasselbe Verhältniß wie im Schauspiel; das weibliche Personal reicht nicht aus. Die Oper hat eine Primadonna nöthig, so gut wie das Schauspiel. Dem Publikum eine Reihe von Gastspielen vorzuführen, um nach dem Beifall die Wahl zu treffen, ist leider selbst bei Hofbühnen leidiger Brauch geworden. Das Publikum hat selten soviel Fassungskraft und Überblick, um bei den ersten Rollen seinen Beifall kritisch als maßgebends feststellen zu können. Ist es eine hübsche, etwas versprechende Anfängerin, so geräth das Parterre gleich außer sich. Ist es eine gewitzigte Schauspielerin, so führt sie Paradepferde vor und treibt — darf ich den bildlichen Ausdruck festhalten — Reptäuscherei. Hinterher ist das Publikum um so ungehaltener, und doch geschah das Engagement nach der Aufnahme die den Gästen zu Theil ward. Frln. Sangalli ist auf den Beifall ihrer Orsina engagirt. Frln. Grünberg wurde selbst im Gewandhausconcerte, wo sogar das feine Musikpublikum beisammen ist, stürmisch bewillkommnet; sie ist zweiten Ranges eine sehr brave Sängerin, und wird jetzt vom Parterre unverantwortlich vernachlässigt. Ich möchte nur den Schluß daraus ziehen, wie übel es ist, nach Gastspiel zu engagiren. — Frln. Burchardt aus Kassel spielte die Norma gestern. Die Rolle war — in den besten Händen; die Dame besitzt nämlich wirklich sehr schöne Hände. Desto weniger reichte die Stimme aus. Die angenehme Erscheinung besaß diesmal nicht. Frln. Schwarzbach war um so erfreulicher als Adalgisa. Reine Intonation, deutliche Accentuation bei frischer Kraft machen sie für zweite Partieen zu einer sehr braven Sängerin; ich bezweifle ob Dresden eine so gute Adalgisa besitzt. Ist im Personal der Oper die Lücke gefüllt, so steht zu erwarten daß die vorhandenen Kräfte unter Leitung des jetzigen Orchesterdirigenten sich zu einer guten Gesammtheit heranbilden.

Die vortrefflichen optischen Weltbilder der Herren Brill und Siegmund, plastische und malerische Darstellungen aus der Berwelt und Gegenwart, aus der Sternenwelt und Urwelt mit Hülfe von Hydro-Oxygen-Gasflammen, haben sich auf unserem Theater mit Recht eines außerordentlichen Beifalls zu erfreuen gehabt.

Ein seit kurzem hier lebender Franzose, Anselme Riccard, aus Avignon, geht damit um Vorlesungen über französische und deutsche Literatur in französischer Sprache zu eröffnen. Hr. Riccard ist beider Sprachen mächtig; er lebte längere Zeit in Westfalen und seine Kenntniß der deutschen Literatur der Gegenwart berechtigt ihn zu einer Parallele zwischen unserer und seiner heimischen Literatur, die er in seinen Vorträgen zu geben bezweckt.

Von österreichischen Dichtern die einige Zeit unter uns weilten, haben mehrere wieder ihre Heimath aufgesucht. Von Alfred Meißner's Zisla erschien eine zweite Auflage; Moritz Hartmann arbeitet an einem Roman. Beide kehrten nach Prag zurück. Siegmund Kolisch aus Mähren, der unter Witthauer in der Wiener Zeitschrift der Kritiker war, hat zwei Bände Kleine Romane aus Wien (Leipzig, Bolkmar) gebracht. Johannes Nordmann und Eduard Mautner sind schon seit längerer Zeit wieder in ihrer Heimath. Alle kehrten freiwillig zurück, leben dort ungestört. Österreich hat mehr zu thun als durch eine Schriftstellerverfolgung sich die guten Herzen seiner besten Söhne zu entfremden. Um so auffallender ist die plötzliche Reclamation des Dichters Hermann Rollett dem in diesen Tagen hier auf Österich's Wink der Aufenthalt verweigert sein soll. Der sanfte, freundliche, vielleicht etwas zu zärtlich mit sich beschäftigte Rollett gab Wanderungen eines Wiener Poeten, Frühlingsboten und Frische Lieder; in München wird ein Stück von ihm: Eine Schwester, einstudirt. Eine Auswahl aus jenen drei Bänden würde gewiß ein hübscher Liederstrauß sein. Rollett's Natur ist zart trotz mancher steifen Phrase die ihm der Zeitgeist gibt. Daß eine Lerche von Freiheit singt, liegt weniger an der Lerche als an der Morgenluft die sie wittert. Sollen wir an Hermann Rollett einen neuen Märtyrer haben?

Österich, du mein Österreich,
Kannst dem deinen an Wienne gleich!
Österreich, du sich last gar lang —
Daß dich nicht wecke der Vogelgesang!

Ist dies gutmüthige Lied Rollett's staatsgefährlich? Oder will Österreich blos beweisen daß es nicht schlaft? (Wir hören nachträglich daß nur ein Formfehler im Paß die Ursache war, Hrn. Rollett den Aufenthalt in Leipzig zu versagen.)

Aus Mannheim, d. 24. November.

[Die Wahlen, die Parteien, die Adresse an die Schweizer; Krug's Meister Martin.]

Die Wahlmännerwahlen kamen in den übrigen acht Wahldistrieten zu Gunsten der Fortschrittsmänner zu Stande, trotz dem geheimen Wirken der Rückschrittspartei welche sich hinter ein Manifest verschanzte, das ungerechter Weise die Radicalen beschuldigte, als hätten sie mit Gewalt sich die Stimmen verschafft. Untersuchungen jeder Art waren nicht im Stande, nur den geringsten dieser Punkte zu beweisen und so stand diese Partei wieder in ihrer „Nichts durchbrechenden Gefühle.“ Es ist wirklich spaßhaft die Artikel zu lesen, welche die verschiedenen Rückschrittsblätter über Unruhen, Schlägereien brachten, von denen wir wahrlich wenig wahrnahmen. Man beschuldigt noch jetzt die Behörden, nicht eingeschritten zu sein, und doch sind diese, nämlich rückwärts, eingeschritten. Wie Sie wissen, haben die hiesigen Gesinnungstüchtigen eine Adresse an die Eidgenossenschaft abgesendet; sie hatten zu diesem Zwecke eine Versammlung anberaumt, welche jedoch verboten wurde, weil sie staatsgefährlich werden könnte. Die Sache kam ohne Versammlung zu Stande und die Zahl der Unterschriften bewies die Sympathie der hiesigen Einwohner für die Sache der Aufklärung in der Schweiz. Eine Collecte für die Verunglückten macht ebenfalls Glück. Wie sehr dieser Erfolg die Aristokratenpartei ärgerte, läßt sich denken und ein hiesiges Blatt das sich „Bürgerfreund“ schelten läßt — denn im Sinne derer die das Blatt halten ist dies ein Scheltwort — bringt zu großer Belustigung den Schlagwitz: „wenn die Männer des Fortschrittes so kampflustig seien, so möchten sie selbst hingehen und ihren Gesinnungsgenossen beistehen; das würde diesen lieber sein, als eine Adresse!“ Viele sind auch ohne diese witzige Bemerkung dort gewesen, um unter Tusour zu dienen. Dieser aber erklärte sehr richtig, „ein Bürgerkampf müsse sich unter Bürgern ausfechten; fremde Einmischung würde nur erbittern!“ Der Sonderbund ist nicht so gewissenhaft, da ihm die Jesuiten getreulich zur Seite stehen. Wüßten unsere Aristokraten so recht genau, um was es sich da handelt, sie würden vielleicht nicht recht zum Scherzen aufgelegt sein. Aristokratie und Jesuitismus gehen Hand in Hand und mit dem Sturze

Digitized by Google

des letzten ſinkt die letzte Stütze des erſten. Daß der Sonderbund fallen wird, darf wohl niemand bezweifeln, wenn auch Oſtreich direct intervenirt hat durch ſeine Erklärung an die Tyroler „daß ſie Freiwerbungen zur Unterſtützung des Sonderbundes bilden dürften.“ Bei uns iſt es aus mit der Macht der Ariſtokratie; man kümmert ſich nicht viel um ſie. Früher noch hätte man ſich an eine Anklage des Grafen Görlitz nicht gewagt; — jetzt will man noch weiter gehen. Wohl dem Staate, wohl der Zeit, wo Schandthaten durch nichts zu verhüllen ſind! —

Die Abgeordnetenwahl wurde geſtern beendigt und es gingen Herr Advocat Brentano und Herr Profeſſor Sachs aus der Wahlurne hervor. Erſterer iſt bekannt als Freiſinniger; er war ſchon früher in der Kammer, ſeine Wiedererwählung war zu erwarten. Letzterer kommt zum erſten Male in die Kammer und iſt, ſoviel man hört, Pietiſt. Er iſt ein ſehr verſtändiger Mann in Bezug auf Handelsangelegenheiten; ſeine Vertretung dieſer Intereſſen auf dem Landtag iſt von beſonderer Wichtigkeit.

Im Theater hörten wir eine Oper von Krug, Heſſänger in Karlsruhe: „Meiſter Martin, der Küfer.“ In Karlsruhe hat ſie mehr Glück gemacht. — Im Schauſpiel dürfen wir beſonders der Frln. Heuſſer erwähnen, welche als Luiſe in „Kabale und Liebe“ ſehr gefiel. △.

Aus München, d. 24. November.

[Die Geiſtlichen auf dem Landtag, Dekan Vogel; Thiersch und die akademiſche Freiheit; die Leuchtkugeln; die Benifaciuskirche.]

Die zweite Kammer hat den Antrag in Betreff der Preßfrage in der Faſſung, wie er von der erſten Kammer an ſie zurückging, angenommen und ihn ſo vor den Thron gebracht. Den Antrag, die Vorlage eines Geſetzentwurfes über die Verbandlung neuer Geſetzbücher betreffend, hat ſie fallen laſſen in Erwägung der durch den Verlauf der Zeit veränderten Verhältniſſe. Die Antragſteller wollten nämlich noch während dieſes Landtages den Geſetzentwurf vorgelegt ſehen, wozu keine Ausſicht vorhanden war, da der Landtag wohl mit dem Anfang des nächſten Monats ſchon auseinandergehen wird. Auch die Bierfrage, eine für Baiern nicht unerhebliche, kam dieſer Tage zur Berathung und Schlußfaſſung. Demgemäß wünſchen die Abgeordneten eine Reviſion des Biertarifs und für die nächſte Ständeverſammlung einen Geſetzentwurf über Regulirung des Bierpreiſes, wodurch der Unterſchied der Bierpreiſe bei den Wirthen und Bräuern gänzlich beſeitigt werden kann. Bis dahin aber ſoll die allerhöchſte Beſtimmung des Landtagsabſchiedes vom 28. Nov. 1831 wieder in Kraft treten (wonach die Schenkkreiſe für Bräuer und Wirthe gleich ſind). In der geſtrigen Sitzung wurde über die Ablöſungsfrage debattirt und der Beſchluß gefaßt, es möge baldigſt von der Regierung ein Geſetzentwurf hinſichtlich der Umwandlung, beziehungsweiſe Ablöſung der Laſten des Grundeigenthums gegen eine den Intereſſen der Berechtigten, wie der Verpflichteten entſprechende Entſchädigung den Ständen des Reichs vorgelegt werden. Von den Adeligen der Kammer ging dieſer Antrag aus und fand die Zuſtimmung der Mehrheit. Nur die katholiſche Geiſtlichkeit glaubte für ihren Zehenten fürchten zu müſſen und kämpfte mit dem Concordat und dem kanoniſchen Recht gegen die Ablöſung. Einer ihrer Sprecher war ſo keck zu behaupten, in Franken, wo er zu Hauſe, wolle das Volk nichts von Ablöſung wiſſen. Er wurde natürlich nach allen Seiten hin, beſonders auch von einem ſeiner Collegen, dem freiſinnigen Dekan Vogel, widerlegt. Die Bibelcitate, die einige Abgeordnete zur Bekehrung der Geiſtlichen in der Ablöſungsfrage vorbrachten, prallten wirkungslos von ihnen ab und vermochten ſie nur in eine lächerliche Gereiztheit zu verſetzen.

Geſtern brachten die Studirenden mit Ausnahme der Corps, die mit der neuentſtandenen Studentenverbindung in keine Berührung kommen wollen, dem Hofrath Thiersch, dem derzeitigen Rector der Univerſität, bei ſchöner Mondnacht einen Fackelzug. Der Gefeierte erſchien auf dem Balcon ſeines antikmodernen freundlichen Hauſes und dankte den Studenten herzlich für ihre Aufmerkſamkeit. In kurzer Anrede wies er auf die akademiſche Freiheit als die Erzeugerin der freien Wiſſenſchaftlichkeit und der Ehrenhaftigkeit hin. Sie ſollten ſich glücklich ſchätzen daß ſie in einer Zeit leben, wo ſie wieder zur Anerkennung gekommen ſei. In ähnlicher Weiſe, doch weiter ausholend und weitere Kreiſe nach allen Seiten hin ziehend, ſprach er ſich auch heute in ſeiner Antrittsrede, die er in der kleinen Aula der Univerſität hielt, aus. Wer hätte es vor kurzem, wo über dieſem Hauſe noch ein ſo dichter Nebel lag und die Räume alle ein ſo düſteres Ausſehen hatten, geglaubt, daß der mittelalterliche Geiſt, der auch hier ſeine Behauſung aufſchlagen wollte, ſobald die Stätte räumen und einem freieren Geiſte der Wiſſenſchaft, der auf der claſſiſchen Bildung fußt, Platz machen müſſe! Als ich vor einigen Jahren dieſe Hörſäle beſuchte, glaubte ich nur geiſtliche Lehrer und Zöglinge zu ſehen; alles roch nach Cölibatären und wollte danach riechen. Das waren dem größten Theile nach feine Studenten, wie man ſie an den norddeutſchen Univerſitäten ſah. Es ſoll nun wieder anders werden: die heutige Rede des Rectors deutete dies nicht etwa blos mit dunkeln Worten an, ſondern ſprach es klar und offen aus. Ausgehend von dem was ein Volk groß mache, und die Beweiſe aus dem ewig jungen Hellas herbeiholend, wies er nach, wie dies auch hier am Sitze der Muſen zur Geltung kommen müſſe. Oder ſoll, ſprach er, in dieſer Atmoſphäre (München) nur die Kunſt, nicht auch die Wiſſenſchaft gedeihen können? Unmöglich: denn wiſſenſchaftliche Celebrität genug habe die Münchener Univerſität gehegt und gepflegt. Nein, nur die freie Bewegung hat in den letzten Jahrzehnten dahier gefehlt: einestheils wurde ſie (ſeit 1830) von den damaligen politiſchen Beſorgniſſen zurückgedrängt, anderntheils hemmte ſie (ſeit 1834) eine falſche Richtung, die der Freiheit in keinem Gebiete hold war. Er zeigte dann ferner, wie die Univerſität durch allerlei Vorſchriften und Inſtitutionen zur Schule gemacht werden ſollte und zur bloßen Abrichtungsanſtalt für die künftigen Diener des Staates. Das müſſe Alles wieder anders werden und der Anfang ſei gemacht: das Miniſterium des Fortſchrittes habe nur die freie Bewegung des wiſſenſchaftlichen Lebens der akademiſchen Bürger vor Augen. Es iſt Zeit, fügen wir bei, daß die Sonne wieder aufgehe und der See der zum Sumpfe eingetrocknet war, wieder ſeine bewegenden und belebenden Wellen ſchlage. Heil der Ludovico-Maximilianea!

Ein Pröbchen, wie das Licht des Geiſtes immer nur langſam ſich Bahn bricht und wie finſter es noch im Gekäfte iſt! Vor kurzem wurde in einer der hieſigen Kirchen ein Hochamt für das glückliche Gelingen der Sache des Sonderbundes gehalten. Den Tag darauf kam die Nachricht von der Übergabe Freiburgs. Das war freilich eine bittere Enttäuſchung für die guten gläubigen Seelen!

Digitized by Google

Die Leuchtkugeln bringen frisches Leben in die Satyre der Bilderwelt; Anfangs schienen sie nicht gleich mit der Schärfe ihres Princips hervortreten zu wollen und sie mögen wohl ihre Gründe dazu gehabt haben. Die dritte Nummer ist ausgezeichnet.

Am Ende des Monats soll die von Ziebland erbaute Bonifaciuskirche — auch Basilica genannt — eingeweiht werden. Es ist dies wohl die prächtigste unter den vielen hiesigen Kirchen. Die herrlichen Freeco-malereien sind größtentheils von Heß. (In Bezug auf meinen letzten Artikel habe ich einen Irrthum zu berichtigen. Merz — nicht Waagen — heißt der Künstler, der Kaulbach's Jerusalem stickt.) — Die Gedichte von L. Schauer (unter dem Titel: „Bunte Blüthen", Augsburg 1846 erschienen), die bei einem gefälligen poetischen Schwelge sich durch ihr harmloses, naives Wesen empfehlen, sind bereits von mehreren Compositionen, z. B. Kalliwoda, Karl Keller zu Compositionen benutzt worden. Auch Compositionen von Drobisch (Musikdirector in Augsburg) zu obigen Gedichten sieht man demnächst entgegen.

ß.

Zur Chronik der Gegenwart.

△ Seit meinen Betrachtungen über die Schweiz im October (in Nr. 45. der Europa) ist Friburg gefallen; in diesem Augenblick auch Luzern. Friburgs Fall war unschwer voraus zusehen, obgleich es Viele überraschte, die Stadt nach allerdings so energischer Demonstration so wohlfeilen Preises die Waffen strecken zu sehen. Friburg, einge von Bern und Waadt eingeschlossen, höchstens in den am Neuenburgersee gelegenen Gebiete mit einer Hinterthür nach dem den Siebnern geneigten Neuchatel hin versehen, war von vorn herein eine verlorne Schanze des Sonderbundes, wofern nicht durch das obere zu Bern gehörige Saanethal über den Sanetsch, oder durch das waadtische Val des Ormonds und pays d'en haut eine Verbindung mit Wallis zu ermöglichen war. Wer aber die Schwierigkeiten der Päße des Sanatsch und der Cheville selbst zur Sommerzeit, oder den schwer zu bewältigenden Widerstand der Vaudois im Osten, die von Walliserhaß, Radicalismus und ihrigem Pyorner (dem besten Weine des Landes, der bei Rigle wächst) glühen, kennt und erwägt, muß es den Walliser Recht sprechen daß sie den gefährlichen Hülfszug nach Friburg unterlassen haben. Die Stadt Friburg ist bekanntlich zu drei Viertheilen liberal gesinnt, doch auch die Landbevölkerung, so vielfach in Berührung mit Waadt und Bern, und den Einflüssen des Fremdenverkehrs offen liegend, ungleich weniger bigott als das Volk der deutschen Urcantone. Für Friburg stand und steht der Verlust des Jesuitenpensionnats zu befürchten. Dies erklärt und rechtfertigt wohl auch sein Halten am Sonderbunde. Friburg die Jesuiten nehmen heißt eine seiner Lebensadern zerschneiden, heißt eine seiner Haupterwerbsquellen versiegen. Friburg ist ein vergleichsweise armer Canton dessen Hauptnahrungszweige seine Wälder und die Jesuiten sind. Das Jesuitenpensionnat hat seit seiner Gründung, trotz der sonst so gewichtigen Stimme des aufgeklärten P. Girard eine Menge reicher Zöglinge nach Friburg gezogen; nach der Julirevolution ließ sich zunächst aus Frankreich eine Anzahl legitimistischer Familien daselbst nieder, deren Gold für Stadt und Land verloren ginge sobald für ihre Söhne das Pensionnat geschlossen würde. Aus Rücksichten der Billigkeit connivirte man, bei aller Abneigung gegen die hh. Väter, in der reformirten Eidgenossenschaft. Man deutet allenthalben in der Schweiz so gern die Gelegenheiten aus, welche ihr finanzielle Vortheile bieten und sichern, und gönnt daher auch Andern gern den Nutzen, der ihnen unbeschadet eignen Gewinns zufließt. Anders gestaltete sich die Meinung, als nach erstreckter Aufnahme der Jesuiten in Luzern deren Ausweisung aus dem gesammten eidgenössischen Gebiete zu einer Forderung der Consequenz wurde. In Friburg, wo die Erziehung junger Ausländer in der Jesuiten Hände gelegt ist, erschien, abgesehen von dem finanziellen Gesichtspunkt, die ganze Angelegenheit als rein cantonaler Natur; in Luzern dagegen mußte sie als Sache des Bundes angesehen werden, sofern die ihnen daselbst anvertraute Erziehung eines Theils der schweizerischen Jugend die jetzige und künftige Generation mit einem Systeme von Verfinsterung und Intoleranz betreht, und somit auch die übrigen Cantone gefährdet, geschähe dieses auch nur in unzusammenhängenden Wirkungen und Erscheinungen. Luzern ist das Hauptbollwerk des Sonderbunds und des Jesuitismus. Mit Luzerns Fall ist der Sonderbund thatsächlich aufgelöst; eine Fortsetzung des Bürgerkrieges jenseit des Vierwaldstädtersees schwer denkbar.

E. K.

• Die nicht abzuleugnende Sympathie der Großmächte für die Sache der Sonderbundscantone ist in der That ein merkwürdiges Symptom unserer Zeit. Frankreich, Österreich, Rußland hatten es in ihrer mehr oder weniger verabredeten Stellung zur Schweiz offenbar für eine günstige Gelegenheit angesehen, gegen allen politischen Radicalismus eine bewaffnete Reaction einzuleiten und den radicalen Principien in Europa einen Todesstoß beibringen zu lassen. Wie Frankreich und Österreich in dieser Beziehung durch die Presse concertirt haben, ist bekannt. Was die Haltung Rußland's in der Schweizerangelegenheit anbetrifft (über welche man bisher nicht recht im Klaren war), so ist es gerade in diesen Tagen aufgefallen, wie der russische Gesandte in Frankfurt am Main mit den bedeutendsten und vornehmsten Flüchtlingen aus der Schweiz auf eine ungemein vertrauliche und rücksichtsvolle Weise verkehrt. Englands scheint dagegen, wie aus einigen Mittheilungen in französischen (aus diplomatischen Quellen gut bedienten) Blättern hervorgeht, auf einen Congreß in London zu dringen, auf welchem die Schweizer Wirren durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch der fünf Mächte entschieden werden sollen. Bis jetzt scheint noch die neutrale Haltung, welche Preußen in die diplomatische Behandlung dieser Sache zu bringen bemüht war, auch für die andern Großmächte normgebend geblieben zu sein, aber wenn man das überwiegende Verhältniß derselben richtig erwägt, wird man gestehen müssen daß der Gedanke einer bewaffneten Intervention wieder um so näher tritt, je rascher die siegreiche Lage der eidgenössischen Partei sich zu entscheiden Miene macht. Aufgabe der politischen Zeitungen wäre es jetzt, diesen dialectischen Punkt der Sachlage weiter zu erörtern! —

Digitized by Google

• Das Journal des Débats beginnt in seinem Blatt vom 15. Novbr. in einem leitenden Artikel ein merkwürdiges Scharmützel mit der preußischen Zeitungspresse, von der das Pariser Hoforgan in letzter Zeit mehrfach bombardirt worden war. Die ihm in Bezug auf die deutsche Politik zum Vorwurf gemachten Tendenz, als wenn es Preußen mit Deutschland überwerfen und eine Spaltung zwischen beiden hervorrufen wolle, sucht das Journal des Débats mit ebenso vielem Witz als theatralisch zurechtgemachter Würde zurückzuweisen. Witzig ist besonders seine Musterung der preußischen Zeitungen, unter denen es namentlich mit dem Rheinischen Beobachter, in dem die alte Franzosenfresserei einen Rest gefeyt habe, der Allg. Preuß. Zeitung, deren Stellung einfach, aber eben wegen der hier verbundenen Nichteinfachheit unrichtig als Moniteur aufgefaßt wird, der Kölnischen Zeitung, die ihren pur liberalisme öfter unter der Maske der nationalen Richtung unterkriechen lasse, und der bonne et honnête gazette de Spener anbindet. In der letzteren Beziehung liegt die heißensste Ironie für die preußische Zeitungspresse, denn bonne hatte die Spener'sche Zeitung in der letzten Zeit allerdings werden wollen, aber weil sie von innen heraus nicht honnête war und mit den Principien sich durchaus auf keinen honnetten Fuß setzen konnte, ist es ihr auch nicht gelungen honnête zu werden, so daß sie gegenwärtig wieder das alte Sammelsurium aller möglichen in ihr untergesteckten amtlichen Artikel und Berichtigungen ist. Was aber das französische ministerielle Organ anbetrifft, so zeigt dasselbe selbst in diesem seinem Rechtfertigungsartikel unwillkürlich daß seine Tendenz hinsichtlich der deutschen Politik ihm mit Recht zum Vorwurf gemacht worden. Es tadelt hier sogar am Preußischen Vereinigten Landtag, daß seine Abgeordneten so oft im Namen Deutschlands das Wort genommen hätten, und sich an die Badenser, Würtemberger, Baiern ꝛc. statt ausschließlich an die Preußen mit ihren Reden und Appellationen gewandt hätten. Die Débats sind durchaus dagegen daß sich Preußen mit Deutschland identificire, und legen dadurch an den Tag daß sie die wahre Aufgabe der neueren preußischen Staatsentwicklung nicht begriffen haben. Ein merkwürdiger Ausspruch findet sich aber im diesem Artikel der französischen Hofzeitung, nämlich der: „daß es in Frankreich gegenwärtig keine einzige Partei mehr gibt, welche, so exaltirt sie auch sonst sein möge, noch an den Besitz der Rheingrenze denke!“ Unseres Erachtens wird dies jetzt zum ersten Mal so unumwunden und bestimmt in der französischen Presse ausgesprochen. In verwundern ist daß keine einzige der preußischen Zeitungen bis jetzt den ihr von den Débats hingeworfenen Handschuh aufgenommen hat: was aber die dermalige erstaunliche Klammheit der preußischen Preßzustände charakterisirt. Selbst die Kölnische Zeitung duckt sich lieber in ein frostiges Schweigen, als daß sie sich über diesen ungemein beziehungstreichen Gegenstand mit der französischen Presse auseinandersetzte! —

— Schleswig-Holstein und Dänemark ist im Honckschen Buch für Winterabende ein Artikel von Karl Lorenzen überschrieben, der uns in scharfen, kräftigen Zügen die Stellung der Herzogthümer zu Dänemark schildert. Nach Lorenzen's Ansicht hätte Dänemark noch immer auf eine Partei zu rechnen gehabt welche die Personalverbindung einer völligen Trennung vorzöge, hätte die Regierungspartei nicht jede Aussicht auf Anerkennung der Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Zugehörigkeit zu Deutschland abgeschnitten. Die Parteien stehen sich schroff gegenüber. Wird die Spannung erschlaffen? Die Zeit erschlafft so manche über Gebühr andauernde, gereizte Stimmung. Wird die Spannung, der Kampf bleiben? Wer siegt dann bei langer Dauer? Die dänische Partei kämpft ungehindert, mit freier Presse gegen die deutschen Sympathien! Die Deutschen vertheidigen ihr Recht mit dänischer Censur. Und diese Censur verdanken die Schleswig-Holsteiner den deutschen Bundesbeschlüssen. Bis 1819 hatten sie Preßfreiheit.

Die Danisirung Schleswig-Holsteins schreitet inzwischen weiter fort. Die Deutschen welche dort bisher die Rechte studiren wollten, gingen nach Kiel oder einer deutschen Universität. Jetzt geht man damit um in Kopenhagen eine Professur für schleswigschen Recht zu errichten und die Deutschen zu zwingen dort — Recht zu lernen. Währenddessen möchte man in Kiel selbst gern alle Neun — schieben! d. h. neun Professoren welche sich an der Schrift über das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig betheiligten, entfernen. Man hindert wenigstens nicht ihren Abzug zu andern Universitäten. Kiel hat seit Jahr und Tag starke Einbuße erfahren. Dahlmann's aus früherer Zeit nicht zu gedenken, gingen Hanssen nach Leipzig, Michelsen nach Jena, Dorner nach Königsberg, Heinrich Ritter und Hermann nach Göttingen. Madai und Waitz verlassen ebenfalls die Hochschule zu Kiel.

— Während man auf dem Preßburger Landtage neuen Angriffen auf die Censur entgegensieht, während in Italien der Pabst und der König von Sardinien der „gepreßten“ Presse Luft geben, stellt Oesterreich rasch eine neue Obercensurdirection zusammen, von der keine Aussicht ist sie werde eine ähnliche Thätigkeit wie das preußische Obercensurgericht entwickeln. Es sind zu den alten Hindernissen der Presse nur neue hinzugekommen; die Censur ist nicht Männern der Wissenschaft, nicht Männern des Rechts, sondern Polizeibeamten überlassen. Die neue Akademie der Wissenschaften in Wien hat ebenfalls gezeigt was Geistes Kind sie nach der Mehrheit ihrer Köpfe ist. Sie hat mit Ausnahme dreier Stimmen beschlossen ihre Schriften nicht selbst zu überwachen, sondern sie der Polizeistelle zur Begutachtung zu übergeben. Erzherzog Johann, Hammer-Purgstall und Heidinger machten die Minderheit bei diesem Beschluß.

— Der Freiherr v. Pillersdorf in Wien ist entlassen, nachdem er das Verfahren gegen die böhmischen Stände mißbilligt. Auf ihm ruhte die Hoffnung der Aufgeklärten, die Zuversicht der Patrioten; von ihm dachte man, er werde in Wirklichkeit sein und vollführen was Kollowrat immer nur zu werden versprach und Ausdruck gab.

— Während man Böhmen's Rechte beanstandet, so altbewährt und anerkannt sie auch sind, macht man in Wien den Ungarn Zugeständnisse. Böhmen ist träg und ergwöhnisch gegen seine eigne Kraft; Ungarn ist keck und dreist. Jenes hat die Zuversicht zu sich selbst eingebüßt; dieses hat feuriges Feuer in den Adern. Die Magyaren schreien mit donnernder Stimme ihrem König ihr Eljen zu, schlagen aber mit der Faust auf die Ständetafel und fordern ihre Rechte. Selbst Kossuth, der radicalste Führer der Opposition, hält eine glänzende Denkrede auf den vorigen Palatin und verknüpft dreist und sicher die Sache des Fortschritts mit der Sache des Königthums im Lande. Die Opposition ist in der Mehrheit trotz alles Machiavellismus. Und man fühlt die impotente Kernkraft Ungarns, ja man erkennt sie an. Unter den oft Verlogen der Regierung sind einige von hohem Gewicht. Dazu gehört die Erweiterung der Stimmberechtigung der königlichen Freistädte und Bergwerksstädte, eine Ablösung des Robbot „unter Ehrenhaltung des Besitzrechtes,“ und die Aufhebung der Zollinie zwischen Ungarn und den deutschen Erblanden. — Wird diese die deutschen Länder Oesterreichs noch mehr und vielleicht für immer von deutscher Gemeinsamkeit in gewerblichen Dingen abtrennen?

— Kann sich unser Postcongreß zu Dresden nicht entschließen das Porto für jeden Brief innerhalb Deutschlands, gleich viel wie nah oder fern sein Ziel, auf 1 Silbergroschen zu stellen? Das wäre für Handel und Verkehr jeglicher Art ein Fortschritt sondergleichen. Und die Einnahme der Postkassen würde sich erhöhen, statt zu verringern. England sei hierin unser Beispiel! Seitdem England das Porto für jede Briefweite auf 1 Penny (10 preuß., 9 sächs. Pfennige) gestellt hat, hat sich dort die Einnahme verdoppelt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1847. 11. Decbr.

Inhalt: Polen und Deutsche. — Altenglisches Theater. — Herr Schulze. Ein Mährchen von Fr. Gerstäcker. — Aus Wien (zwei Briefe), aus Berlin (drei Briefe), aus München und Leipzig. — Zur Chronik: Wilhelm v. Humboldt's Briefwechsel, Alexander v. Humboldt's Kosmos; Hieronymus Lorm's Aquarelle; Hoffmann's humoristische Studien.

№ 50.

Polen und Deutsche.

Polen und Deutsche nennt sich die in zweiter vermehrter Auflage erschienene Schrift von Heinrich Wuttke, die in unsern halbschürigen Begriffen über die polnisch deutsche Grenzstreitigkeit als epochemachend anzusehen ist. Wuttke hat die nöthige Schonungslosigkeit um einem falschen Enthusiasmus die Maske abzureißen, er hat gegen die deutschen Schriftsteller des Panslavismus, gegen Jordan's Jahrbücher und andre halbe Frechheit und halbe Kopflosigkeit die nöthige Erbitterung des empörten Nationalgefühls, er hat nebenbei zugleich das historische Rüstzeug um seine Gegner aus dem Felde zu schlagen. Wuttke's Feldzug um deutsches Recht und deutsche Gesittung auf polnischem Boden nachzuweisen, wird durch eine seltene Belesenheit unterstützt. Wo uns der Stoßwind seines Eifers noch nicht fortriß, pflichten wir nachträglich seinen Argumenten bei, deren Reichthum nicht geringer wie ihre Schlagkraft ist. — Ich hätte das Buch in seiner neuen Erscheinung geordneter gewünscht. Es zerfällt, ohne daß der Verfasser seinen Stoff kunstgerecht absondert, in drei Theile. Der Feldzug gegen seine Widersacher polnischer und deutscher Art ist ein mannichfaches Scharmützel und Vorpostengefecht; der polemische Scharfsinn ergeht sich hier zu seinem eignen Behagen und unserm Ergötzen. Wichtig ist jeder Zug, treffend jeder Schlag. Die Entwicklung der Sache des Panslawismus macht den zweiten Theil der Schrift. Wuttke zeigt sich uns hier in der gerechtesten Unparteilichkeit; er anerkennt die Rechte der Slawen, an sich selbst, d. h. zunächst an ihrer Sprache, zu arbeiten. Der dritte Theil ist eine pragmatische Darlegung des letzten Aufstandes mit seinen geheimen Fäden in Paris. Der kriegerische Charakter der Schrift drängt dann zu wiederholter, überall eingemischter Polemik. Die Schrift, als Vorläufer betrachtet, begründet des Verfassers Beruf die ganze Geschichte Polens, wenigstens die Geschichte seines Untergangs in allen seinen Aufständen zu schreiben. Wuttke gab jetzt was vorläufig noth thut, eine Orientirung unseres nationalen Bewußtseins. Er zieht sich auch meist auf den preußischen Boden zurück, bleibt in der Sache Polens die Verhältnisse zu Rußland und Östreich noch schuldig. — Er sagt im Vorwort, ein Umschlag zum Bessern habe in der öffentlichen Meinung stattgefunden seit seinen ersten Artikeln in der Allgemeinen Zeitung, die das Verhältniß Deutschlands zu Polen in ein neues Licht gestellt. Die schiefe Selbsttäuschung und die lügenhafte Phrase unseres Liberalismus in seinen Sympathien für Polen hat in der That niemand schärfer gegeißelt, niemand zugleich klarer dargelegt. Für uns die wir dichterisch ergriffen für jedes Völkerunglück geschwärmt, weil das deutsche Herz dafür geschaffen zu sein scheint alles Leid der Welt einzusargen, für uns ergab sich in unserem Gefühl für die Polen seit ihrem Auftreten im Gerichtshof zu Berlin die entscheidende Wendung. Niemals im Lauf der Weltgeschichte war ihnen ein ähnlicher Schauplatz frei und ehrlich eingeräumt; dort vor den Augen der Welt konnten sie offenbaren wes Geistes Kinder sie sind. Solange sie als Helden im offenen Felde standen, hatten sie unsere Bewunderung, sangen ihnen unsere Dichter ihre Lieder; solange eine geheime Inquisition sie in den Kerkern hielt, die Spelunken im Spielberg und die

Digitized by Google

Bergwerkſchluchten Sibiriens das Echo ihres Schmerzgeſtöhns wiedergaben, konnten ſie auf Sympathie rechnen, konnten hoffen daß wo jede menſchliche Verſchuldung des Patriotismus Verbrechen genannt ward, im Herzen der Völker ein helfender Rächer ihnen auferſtand. Preußen gab ihnen offene Schranken, freie Vertheidiger. Preußen forderte Ehrlichkeit, die Welt erwartete ſie. Statt ehrenhafter Eingeſtändniſſe: ja wir ſind Patrioten, wir wollen die Freiheit und ſollten wir ſie mit unſerem Tode beſiegeln! ſtatt jener Ehrlichkeit die auf ihre gute Sache trotzt: welch' ein Gewebe kleinlicher Ränke, feiler Ausflüchte, feiger Lügen! Das hat für uns der Polenſache den Todesſtoß gegeben. Unſer Liberalismus iſt anderer Meinung. Er nennt dieſe Forderung offener Ehrlichkeit eine deutſche Dummheit. Nun, die Dummheit eingeſtanden die im guten Vertrauen auf ächt Menſchliches beruht: unſere dichteriſche Schwärmerei für Polens Fall hatte dieſelbe Grundlage; ſie wird im Nothfall dem allernächſten Trieb der Natur, dem Trieb der Selbſterhaltung, weichen. Wir ſtellen uns zur Vertretung deutſcher Intereſſen nicht auf den Boden Öſtreichs. Öſtreich iſt kein richtiger Anwalt der deutſchen Sache in ſeinen weiten Gebieten. In Siebenbürgen gibt es die Sache der deutſchen Sachſen auf; in ſeinen deutſchen Gebieten fehlt ihm aller Anſchluß an deutſchen Geiſt, deutſche Sitte, deutſches Bewußtſein der Gegenwart. Wir ſtellen uns hier auf Seite Preußens und nehmen Poſen, Schleſien und Weſtpreußen als deutſchen Rechtsbeſitz auf ewige Zeit in Anſpruch. In dieſen Ländern ſtehen mehr als 4 Millionen Deutſche gegen 2 Millionen Polen; die Sache der Kultur, die Sache der Menſchheit würde auch ohne die Mehrzahl der Köpfe überwiegend in die Wagſchaale fallen. Wir laſſen Brunnenvergiftung und Mordverſuche bei Seite, wir faſſen das Ziel des polniſchen Aufſtandes in's Auge; über die Mittel dazu mag ländlich ſittlich die Zunge der Wagſchaale entſcheiden. Die Polen fordern die Oder als Grenze zwiſchen Deutſchland und einem Polenreiche. Frankreich fordert den Rhein, nachdem Schweiz, Holland, Belgien, Lothringen, Elſaß in ſeine Hände gefallen. Was unſere Schwäche dort verſchuldet, ſoll oſtwärts unſere Sentimentalität einbüßen, und in der That, zwiſchen Rhein und Oder eng eingefaßt, würde Deutſchland von einem Frankreich mit polniſchen Sympathien und von einem franzöſirten Polen rechts und links leicht in die Weichen gegriffen, bliebe es unter uns ſelbſt bei den innern Zerwürfniſſen, bei dem Verkennen deſſen was das Zeitalter will, bei dem Hader zwiſchen Fürſten und Völkern, bei dem Haarausraufen zwiſchen Polizei und Literatur. Denkt Euch Frankreich in Waffen am Rhein, Polen ihm verbrüdert an der Oder: Deutſchland, mit ſeinen ungeordneten Zuſtänden, Deutſchland mit ſeinem Werden beſchäftigt, würde Rußlands bedürftig ſein! Dies iſt der Punkt der ins Auge ſpringen muß, ſoll die Frage politiſch erörtert werden. Ihr wollt Politiker ſein, und Ihr klebt an einer Phraſe der Humanität! Ihr wollt Philoſophen ſein, und der Aufruhr irgend eines guten lyriſchen Herzens iſt Euch ein bequemes Gedankenbett, ein Lotterbett um darauf groß zu thun mit einer Sonntagslaune die für die Werkeltage, für die Arbeit des Jahrhunderts nicht vorhält. Auf jenen Punkt rückt Wuttke die Frage. Die Antwort kann keine zweifelhafte ſein. Wuttke erledigt die Entſcheidung bis zur Behauptung daß das ruſſiſche Zarenthum einen tüchtigern Grund und Boden hat als das polniſche Bojarenthum. Und in der That, wie ſeltſam geartet und von Naturnothwendigkeiten bezwungen Rußlands Entwickelung auch ſein mag: deutſche Kräfte, ſo oft ſie auch in ihrer Weichheit ſich als ſchlaff und aufgelöſt kundgaben, haben an Rußland arbeiten helfen, wirken an ſeiner Aufgabe, den Orient durch den Occident zu bezwingen, fördernd mit. Der Pole dagegen, eben ſo wenig wie der Ruſſe im Stande ſich aus ſich ſelbſt heraus zur Erſcheinung zu bringen, iſt franzöſiſcher Kultur verfallen und würde, gäbe man ihm freie Luft, in keinem Falle germaniſcher Geſittung entgegenreifen. Vom Deutſchen in ſeiner Treuloſigkeit entlarvt, hat er ſich auch jederzeit lieber dem Ruſſenthum in die Arme geworfen, um mit Aufgabe ſeines Gedankens an Freiheit und Selbſtändigkeit, im Bankerott aller ſeiner Tugenden und Kräfte wenigſtens ſeinem Haß gegen deutſches Element ein verzweifeltes Genüge zu ſchaffen. Die Ergebniſſe bei der Beſitzergreifung Krakau's haben dies von neuem dargelegt. Die Sache der Verzweiflung iſt aus den Händen von Helden in die Hände eiteler Knaben übergegangen; mit den großen Todten die auf den alten Schlachtfeldern fielen, müſſen wir die Sache Polens begraben. — Wuttke weiſt geſchichtlich nach daß die Deutſchen in Poſen nicht Fremdlinge von geſtern ſind, daß ſie dort wie in Schleſien und Weſtpreußen längſt Beſitzesrechte haben, ſeit dem 13. Jahrhundert auf dem dortigen Boden heimiſch ſind, den Bürgerſtand ausmachen, durch die Macht der Sitte, durch das ruhige Übergewicht des germaniſchen Geiſtes Sieger ſind. Wir ſind nicht vorherrſchend kriegeriſcher Art, uns fehlt die Schlagkraft der Geiſtesgegenwart. Pochet nicht auf die Freiheitskriege! Wir

Digitized by Google

ſind nur kriegeriſch, wenn wir zehn Jahre lang geknechtet waren und uns nach ſo langer Schmach das Blut in die Wangen ſtieg. Das Phlegma deutſcher Natur führt zu Siegen anderer Art die es im Oſten Europa's wahrzunehmen hat. Es iſt der Sieg im ruhigen Übergewicht des Geiſtes. Dies Übergewicht, dieſe Schwerkraft bei der fehlenden Schlagkraft der Gegenwart des Geiſtes, dieſen Triumph der andauernden Überwindung der Welt dürfen wir nicht für den Oſten Europa's aufgeben, hat das Germanenthum außer ſeiner ſpeciellen heimiſchen Aufgabe irgendwie noch eine Aufgabe für die Welt. Polen iſt an ſich ſelbſt untergegangen; dies der Inhalt ſeiner Geſchichte, der Refrain ſeiner Leiden, nach dem Zeugniß ſeiner beſten Köpfe der Richterſpruch über ſich ſelbſt. Die Nation beſteht ſeit lange nur noch aus dem Adel des Landes; der Bürger iſt deutſch; der Bauer, ſelbſt der galiziſche, richtet ſeine mörderiſche Senſe gegen den Gutsherrn um das kaiſerliche Recht gegen das Recht des Bojaren zu ſchützen. Ein Hohngeſchrei der Bauern war die Antwort als der Dictator von Krakau ihnen das Ende der Adelsherrſchaft, den Beginn der Freiheit des Menſchen verkündigte und anbot. Im Adel allein war noch der Traum von Nationalfreiheit vorhanden; ein Traum der ſich in manchem Heldenherzen ſchön und edel ſpiegelte. Unſere Publiciſten ſind recht armſelige Politiker. Der Eine von ihnen der den Geiſt Deutſchland's »ſoweit er bis jetzt zur Erſcheinung gekommen,« für niederträchtig erklärte, ſtellte jetzt die politiſchen Lyriker unſerer Zeit zuſammen; wir finden darin auch Lenau's, Grün's und Platens Polenlieder. Die deutſchen Polenlieder ſind edle Zeugniſſe unſeres guten Herzens. Für den Kopf iſt es aber ſchlimm, wenn er ſich zum Herzen, für die Philoſophie ſehr ſchlimm, wenn ſie ſich zu den Illuſionen der Poeten flüchten muß. Eine bankerotte Philoſophie macht noch keinen Politiker. — Ein Anderer fordert Achtung für das Unglück der Polen. Achtung iſt eine Sache des Anſtandes; der Politiker ſollte Gerechtigkeit fordern, ſollte das Recht im Laufe der Dinge finden. Achtung iſt ſehr wenig; unſere Poeten hatten für die Sache Polens Begeiſterung. Der polniſche Adel aber hat beim Bauern ſeines Landes nicht blos die Achtung, ſondern allen Glauben verloren. Die deutſche Publiciſtik reitet auf Phraſen herum, auch wenn die Wirklichkeit ſie Lügen ſtraft. Wir müßten Polen begraben, auch wenn Deutſchland neben ihm beſtehen könnte. Hängt alſo nur die Harfen an den Trauerweiden der Weichſel auf! Nachts im Mondenſchein, wenn Geiſter, aber auch die Geſpenſter umgehen, dann ſinget dem hingeſchwundenen Leben ein Oſſianiſch Lied! Für die Wirklichkeit von heute, für die dringendſten Aufgaben der Weltgeſchichte, für die nächſten Zielpunkte der Menſchheit iſt Polen todt.

K.

Altengliſches Theater.

Ludwig Tieck hat nach langem Verſtummen wieder ein literariſches Lebenszeichen gegeben und zwar an eine der ſchönſten und folgereichſten Epochen ſeiner Wirkſamkeit mahnend, an die Verdienſte die er ſich um die allgemeine Kenntniß und das Verſtändniß der dramatiſchen Literatur Altenglands in Deutſchland erworben. Es iſt allerdings keine Selbſtſchöpfung mit der er uns erfreut, aber ſein gewichtiges Wort ſtützt eine Arbeit des verdienſtvollen Dr. M. Wiener, der einen der hervorragendſten Zeitgenoſſen und Nachfolger Shakſpeare's, lange vom Glanz dieſes Geſtirns überſtrahlt, in das rechte Licht zu ſetzen ſucht*). Im Begriffe ſich für immer in Neu-Orleans anzuſiedeln, läßt Hr. Wiener dem Vaterlande ein Geſchenk zurück. Ein anerkennungswerthes Zeugniß ſeiner Studien, ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Fleißes kann ihm beim Scheiden die Heimath nicht verſagen, er ſtellt es ſich ſelbſt aus durch die Überſetzung von John Ford's dramatiſchen Werken. Der erſte Band, das Trauerſpiel »das gebrochene Herz« enthaltend, und mit einer Einleitung verſehen die einen intereſſanten und dankenswerthen Beitrag zur Geſchichte des engliſchen Theaters bildet, liegt vor und wird mit einem Vorworte L. Tieck's eröffnet, das mit den Worten beginnt:

»Es mag für Deutſchland ſo wie für Amerika ein Segen ſein, wenn fleißige, verſtändige Landbauern, tüchtige Handwerker nach jener mächtigen Republik überſiedeln, um wahre deutſche Geſinnung in jenen Colonien zu verbreiten und ſich mit dem dortigen Volkscharakter zu amalgamiren: aber bedenklicher ſcheint es mir wenn unſer Vaterland ächte Talente für Dichtkunſt

*) John Ford's dramatiſche Werke. Nach dem Versmaße des Originals überſetzt und mit erklärenden Noten verſehen von Dr. M. Wiener. Erſter Band. Das gebrochene Herz. Trauerſpiel in fünf Akten. Mit einem Vorworte von L. Tieck. Berlin, M. Simon. 1848.

Digitized by Google

und Philoſophie auf dieſe Art verliert, wie es jetzt den ſehr ſchätzbaren Überſetzer dieſes Schauſpiels, den Dr. Wiener, einbüßt, der zu jener Hemiſphäre hinüberwandert, um dort auf wiſſenſchaftliche Weiſe in einer Anſtellung zu wirken. Nicht erfreulich iſt es bei unſerm Mangel an gründlichen Forſchern und Freunden der Dichtkunſt, da in unſerer verwirrten Zeit die Lehre ſich immer mehr zu verbreiten ſtrebt: die flachſte Proſa des gemeinſten Lebens ſei die ächte Poeſie.«

Nach dieſen Worten die in ihrem Schluß den Tieck von heute verrathen, den murrenden Opponenten einer nicht mehr romantiſchen Bewegungkraft in der Literatur, weiſet der edle Dichtergreis auf die Wichtigkeit hin welche die Kenntniß und das Studium des altengliſchen Theaters neuerdings für uns gewonnen, da wir die wahre Bühne von unſerm Theater gewiſſermaßen ſchon verloren haben und das Erneuen älterer Meiſterwerke wegen Mangels an darſtellenden Talenten beinahe unmöglich geworden iſt. Er rühmt J. Ford, der den Bühnenfreunden erſt nach Shakſpeare's Tod bekannt geworden und hebt hervor daß ſeine beſten Werke nicht zu den Komödien gehören, die nur literariſche Kurioſitäten ſeien, lediglich für den eingeweihten Freund jener Zeit von Intereſſe, ſondern daß ſie wie die Luſtſpiele Ben Jonſon's, die vorzüglichen Werke Fletcher's, Maſſinger's, Marlow's, Webſter's durch Überſetzungen verbreitet und allgemein bekannt zu werden verdienten. »Das gebrochene Herz« rühmt Tieck als eines der vorzüglichſten Werke von Ford; der Schluß beſonders iſt erhaben zu nennen und reiht ſich an die beſten Partien ächt tragiſcher Situationen.

Das Vorwort iſt »in der Krankheit geſchrieben« wie unter dem Datum bemerkt wird. Es ſchließt mit dem Wunſche dem ſich jeder Freund des wahren Verdienſtes anſchließen muß: daß die Leſewelt »die Treue, den Fleiß und gebildeten Geſchmack des ihm werthen und von ihm ſehr geehrten Überſetzers würdigen und ſeine Arbeit und den wahren Dichter mit Freuden genießen möge.«

H. Lm.

Zur Ergänzung dieſer Anzeige diene der folgende Aufſatz, den uns Dr. Wiener mittheilt:

Unumſtößlicher Beweis daß ein im Lambeth-Palaſt zu London vorhandenes Aktenſtück über Shakſpeare's „Sommernachtstraum" von einem Betrüger untergeſchoben ſein müſſe.

J. Payne Collier der ſich als gründlicher Forſcher auf dem Gebiete der altengliſchen dramatiſchen Literatur mit Recht ein großes Verdienſt erworben hat, theilt im zweiten Bande ſeines berühmten Werkes: „The History of English Dramatic Poetry" ein Aktenſtück aus der Bibliothek des Lambeth-Palaſtes mit, das einer der britiſchen Nation gehörenden Sammlung von Documenten entnommen iſt, die ſich in der bekannten Anklage Laud's gegen ſeinen Feind John Williams, damaligen Biſchofs von Lincolm, angehäuft hatten. Die Ächtheit dieſes auf den Sommernachtstraum von Shakſpeare bezüglichen Aktenſtücks iſt von einigen deutſchen Kritikern, namentlich vom Grafen von Baudiſſin in Zweifel gezogen worden, ohne daß man einen andern Grund als die Unwahrſcheinlichkeit des Vorfalls angeben konnte. — Dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes gelang es, vermittelſt eines ganz einfachen Verfahrens, dieſes Aktenſtück als ein in ſpäterer Zeit von einem Betrüger untergeſchobenes Machwerk zu erkennen. Dieſe Entdeckung iſt für den Hiſtoriker, mehr aber noch für die engliſche Nation von großer Wichtigkeit, da dies Aktenſtück einer ganzen Sammlung hiſtoriſcher Documente entnommen iſt, welche dadurch nothwendiger Weiſe in hohem Grade der Fälſchung verdächtig werden müſſen. — Wir beeilten uns das Londoner Athenäum in einem ausführlichen, in engliſcher Sprache verfaßten Aufſatze davon in Kenntniß zu ſetzen, haben aber, obgleich bereits mehr als fünf Monate ſeit deſſen Abſendung verſtrichen ſind, bis jetzt dem Abdruck deſſelben vergeblich entgegengeſehen. Dadurch wird unſere Vermuthung daß engliſche Blätter einen von einem Deutſchen aufgefundenen »Blunder« aus Nationalſtolz oder andern wichtigen Gründen — gern unterdrücken möchten, wohl nicht ganz ungerechtfertigt erſcheinen. — Wir wählen, um unſerm Aufſatze die größtmöglichſte Verbreitung zu verſchaffen, die Spalten dieſer vielgeleſenen Zeitſchrift und wollen, bevor wir uns auf nähere Erörterungen einlaſſen, das allerdings für jeden Freund der Shakſpeare-Literatur höchſt intereſſante Document in wortgetreuer Überſetzung vorangehen laſſen. —

»John Williams, Biſchof zu Lincolm, ließ am Sonntag, den 27. September 1631, in ſeinem Hauſe zu London, Shakſpeare's Midsummer Nights-Dream zur Privatunterhaltung für wenige Geladene aufführen. Wegen ſolcher Entweihung des Sabbaths erhob ein puritaniſcher Geiſtlicher, Namens John Spencer, eine Anklage gegen den Biſchof, gegen das Auditorium und die Schauſpieler. Die vorhandenen Documente beſtehen aus einem Ermahnungsſchreiben an eine nicht näher bezeichnete, vornehme Dame

Digitized by Google

und aus dem Urtheilſpruche eines zu dieſem Zwecke zuſammengetretenen puritaniſchen Gerichtshofes.« —

Das Ermahnungsſchreiben lautet folgendermaßen: »Gute Madame! — Es war eine Maxime der Apoſtel Chriſti, unſers Erlöſers, keinen Greis auszuſchelten, ſondern in ihm den Vater und in der Matrone die Mutter zu ermahnen. (1. Thim. Kap. 5 im erſten und zwanzigſten Verſe: „Diejenigen, welche ſündigen, table öffentlich, damit die Übrigen gleichfalls fürchten mögen.“ —) O, möge es darum dem gebenedeieten Herrn, dem Gott der Weisheit, gefallen, mir ſolche Gnade und Weisheit zu ertheilen daß ich dieſe Pflicht gegen Eure Gnaden erfüllen möge, mit der ſchuldigen Rückſicht gegen Ihren Rang und die zarte Angelegenheit Ihrer koſtbaren Seele, ganz ſo wie ich es verpflichtet bin! Aber wie ich auch immer im Punkte der Beſcheidenheit fehlen möge, ſo hoffe ich doch daß Sie es tragen werden, weil es aus einem Herzen hervorgeht, das unermüdlich Ihre ewige Glückſeligkeit wünſcht, das ſich ſogar für Sie opfern möchte, um alles zu verhüten was dieſelbe zurückhalten oder verhindern könnte. Ich weiß daß es eine ſchwere Aufgabe und oft ein undankbares Amt iſt, Menſchen niedrigen Standes ihre Fehler zu verweiſen und ſie zur Anerkennung ihrer Irrthümer zu bringen; um wieviel mehr diejenigen, welche über uns ſtehen! Doch, wo Huld und wahrer Adel iſt, da wird der Menſch belehrt mit Sanftmuth die Worte der Ermahnung zu dulden und mit dem königlichen Propheten auszurufen: „Möge der Gerechte mich züchtigen, denn das ſoll mir ein köſtlicher Balſam ſein, denn die Weiſeſten und Größten in dieſer Welt haben ihre Mängel und Schwächen“: David, ein König, ein Prophet und ein Menſch nach dem Herzen Gottes, fehlte dennoch, indem er das Volk zählte und bekannte daß er ſehr thöricht gehandelt habe; und ſein Sohn Salomon, der weiſeſte und größte Staatsmann der je auf Erden lebte, machte ſich dennoch großer Irrthümer ſchuldig, und obgleich er ſich Sänger und Sängerinnen hielt und alle Vergnügungen der Erdenſöhne genoß, erkennt er dennoch an daß alles nur Eitelkeit und geiſtige Plage ſei. — Ich glaube, Ihr edles Herz wird Ihnen daſſelbe ſagen; denn wenn Sie auch in des Biſchofs Kutſche zu ſeinem Hauſe gefahren wurden, um daſelbſt ſolche vortreffliche Muſik, ſolche ſeltene Phantaſiegebilde zu hören, und im Verein mit einem zahlreichen Publikum ſo gute Schauſpieler zu ſehen, ſo war doch Alles nichts als Eitelkeit und geiſtige Plage, und um ſo mehr Eitelkeit, um ſo größere Geiſtesqual, da es am Tage des Herrn war, der mit beſſern Betrachtungen, mit Anſchauung Gottes und himmliſcher Dinge hätte begangen werden ſollen! — Auf daß nun dieſes kein böſes Beiſpiel für Andere ſein möge, erſuche ich Sie, ſich dieſer gegen Sie ausgeſprochenen Rüge zu unterwerfen und zwar dergeſtalt daß es die Welt gewahr werde, wie, wenn Sie auch in dieſen Fehltritt hineingezogen wurden, Sie nicht darin beharren, ſondern Gott die Ehre geben und Gehorſam allen guten Geſetzen zollen. Dadurch werden Sie vielen Leuten den Mund ſtopfen, die jetzt, durch das böſe Beiſpiel, gleiche Ungebundenheit verkündigen, am Sabbathtage ihren Vergnügungen nachzugehen. — Wenn dieſe, ſo hoffe ich, hören werden daß ſolche Perſonen zur Rede geſtellt und ermahnt worden ſind, dergleichen eitlen Dingen beigewohnt zu haben, ſo wird das eine große Einſchüchterung und Entmuthigung unter ihnen hervorbringen und ein Mittel werden, die Breſche auszubeſſern, durch die ſonſt ganze Volksmaſſen eindringen würden, um den geheiligten Tag des Herrn zu ſchänden. Hiermit flehe ich den Herrn, den Gott des Sabbaths an, daß Ihnen mein Rath ſo heilſam und annehmbar erſcheinen möge, wie Abigail's Rathſchlag dem David war, damit Sie mit dieſem heiligen Manne ausrufen mögen: „Geſegnet ſei der Herr, Gott Israels, der Dich geſandt mir zu begegnen, und geſegnet ſei Dein Rath, geſegnet ſeiſt Du, der mich zurückgehalten hat irgend jemanden ein Beiſpiel oder eine Ermuthigung zu geben, der es wagt den Sabbath des großen Gottes des Himmels zu profaniren. Amen, Herr Jeſus, Amen. Am 10. November 1631.«

John Spencer.

Nun folgt eine Verordnung oder ein Urtheilſpruch, abgefaßt von einem ſich ſelbſt conſtituirten puritaniſchen Gerichtshof, in welchem Rügen und Strafen gegen Alle die zu dieſer Entweihung des Sabbath beigetragen hatten, verhängt werden. Wir müſſen die Geduld der Leſer noch einmal in Anſpruch nehmen und dieſen Urtheilſpruch vollſtändig mittheilen. —

»Eine Abſchrift der Verordnung oder des Urtheilſpruchs (ex officio Commisarii generalis) John Spencer.« —

»Sintemal dieſer Gerichtshof durch den Herrn General-Commiſſarius von einem großen Vergehen in Kenntniß geſetzt wurde das in dem Hauſe des ſehr ehrwürdigen Lord-Biſchofs von Lincolm verübt wurde, indem verſchiedene Ritter und Damen, ſowie viele von der Dienerſchaft des Hauſes verleitet wurden, am 27. September als an einem Sabbathtage ein Spiel oder

Tragödie daſelbſt aufführen zu ſehen, welche um zehn Uhr Abends begann und gegen zwei oder drei Uhr Morgens endete. So verordnen wir deshalb und decretiren daß der ſehr ehrenwerthe John, Lord-Biſchof von Lincolm, für dieſes ſein Vergehen eine Freiſchule in Eaton oder zu Groß-Staughton errichten und dieſelbe mit zwanzig Pfund Sterling per ann. ausſtatten ſolle, für die Erhaltung des Lehrers auf ewige Zeiten.

Gleichfalls verordnen wir daß Sir Sydney Mountagu, Ritter, für ſeinen Fehltritt den Armen zu Huntingdon fünf Pfund, und ſeine Gemahlin für ihren Fehltritt fünf ſchwarze Gewänder an fünf arme Wittwen am nächſten Neujahrstage geben ſollen.

Gleichfalls verordnen wir daß Sir Thomas Headſey, Ritter, für ſeinen Fehltritt den Armen zu Brampton fünf Pfund und deſſen Gemahlin für ihren Fehltritt ſchwarze Gewänder für fünf Arme am nächſten Neujahrstage geben ſollen.

Ferner verordnen wir daß Mr. Williams, Mr. Trye, Mr. Harding, Mr. Hazarde und Mr. Hulton ein Jeder von ihnen einen ſchwarzen Rock und fünf Shillinge an baarem Gelde am nächſten Neujahrstage an fünf Arme zu Bugden geben ſoll.

Gleichfalls verordnen wir daß Mr. Wilſon, weil er der beſondere Erfinder und Vollbringer dieſer Angelegenheit war und dieſelbe in's Werk ſetzte in der viehiſchen Manier mit einem Eſelskopf zu ſpielen, ſo ſoll er deshalb am nächſten Dienſtag von ſechs Uhr früh bis ſechs Uhr Abends in der Portierloge in Mylord des Biſchofs Hauſe mit den Füßen im Stock geſpannt ſitzen, angethan mit ſeines Eſels Kopf, einem Bunde Heu vor ſich und mit folgender Inſchrift auf ſeiner Bruſt.

„Ihr Leute, ſeht, das Vieh ſpielt' ich
Hab' Übles viel erdacht:
Ich war ein Menſch, doch hab' ich mich
Zum Eſel ſelbſt gemacht." —

Dieſe Aktenſtücke führen die Aufſchrift, angeblich von John Spencer's Hand: „John Spencer presents the Lord Byshop of Lincolne for having a play that night (Sept. 27th, 1631) in his house, being the Lord's Day." —

Die Ächtheit dieſes Documents zu bezweifeln ſchien Anfangs zu gewagt, indem wir bedenken mußten daß daſſelbe einer Sammlung in der Lambeth-Palace-Bibliothek entnommen ſei, welche ſämmtliche Aktenſtücke enthält, die über den berühmten Proceß angelegt wurde, den Laud gegen dieſen Biſchof einleitete und worauf Laud mit eigener Hand folgende Worte geſchrieben hatte: „These papers concerning the Bp. of Lincolne wear delivered to me bye his Majestys command." Dieſe Papiere, den Biſchof von Lincolne betreffend, wurden mir auf Sr. Majeſtät Befehl übergeben. —

Doch hatte wiederum die Art, wie die Strafen zuerkannt wurden, beſonders aber die Sabbathentweihung von Seiten des Biſchofs, ſo viel Unwahrſcheinliches daß Zweifel in uns aufſteigen mußten. Da wir das Original nicht näher prüfen konnten, ſo fielen wir auf ein um ſo weniger trügliches Mittel, weil es eine rein mathematiſche Aufgabe war, deren Ergebniß es außer Zweifel ſtellen mußte daß das fragliche Document entweder ein untergeſchobenes oder ächtes ſei. Unſere Aufgabe beſtand nämlich darin, nachzurechnen ob der 27. September 1631 wirklich ein Sonntag geweſen ſei. Da zweimal dieſer 27. September 1631 als der fragliche Sonntag angegeben wird, ſo fällt die Vermuthung, als ſei vielleicht das Datum oder Jahr ein Druck- oder Schreibfehler, wohl von ſelbſt fort. —

Es iſt ein hiſtoriſches Factum daß die Engländer erſt 1752 die neue (Gregorianiſche) Zeitrechnung angenommen haben; vor dieſer Zeit, mithin auch 1631 galt der alte Styl (Julianiſche Kalender). Nach dem alten Styl hatte das Jahr 1631 den Sonntagsbuchſtaben B. es fiel mithin der 1. Januar dieſes Jahres auf einen Sonnabend, der 1. Febr. und 1. März auf Dienſtag, der 1. April auf Freitag, der 1. Mai auf Sonntag, der 1. Juni auf Mittwoch, der 1. Juli auf Freitag, der 1. Auguſt auf Montag, der 1. September auf Donnerſtag und der 27. deſſelben Monats auf Dienſtag, nicht aber auf einen Sonntag, wie das fragliche Document fälſchlich angibt. — Sollte noch irgend ein Zweifel in dem Leſer aufſteigen, ſo wird derſelbe wohl ſchwinden, wenn wir verſichern daß in andern engliſchen Documenten aus dieſem Jahre die Tage genau mit dieſer unſerer Berechnung übereinſtimmen. —

Der Fälſcher war übrigens beim Schmieden dieſes Aktenſtücks ſo vorſichtig, es wohl zu bedenken daß man ſich die Mühe des Nachrechnens vielleicht nicht verdrießen laſſen würde, nur hat der gute Mann ſeine Rechnung nach dem neuen Kalender angeſtellt, ohne zu bedenken daß 1631 niemand in England daran dachte, dieſe damals für papiſtiſch gehaltene Verbeſſerung anzunehmen. Nach der verbeſſerten Kalenderform war der Sonntagsbuchſtabe des Jahres 1631 E, der 1. Januar fiel mithin auf einen Mittwoch, der 1. Septem-

Digitized by Google

der auf Montag und der 27. deſſelben Monats auf Sonnabend. Wenn Sonnabend um 10 Uhr Abends das Stück wirklich begonnen und bis Sonntag früh um 2 oder 3 Uhr gedauert hätte, alsdann würde ſich der Biſchof allerdings der Sabbathſchändung ſchuldig gemacht haben und das Document hätte den Schein der Ächtheit an ſich getragen, den wir ihm durch dieſe Darlegung für immer genommen haben. **Dr. M. Wiener.**

Herr Schultze.

Ein Mährchen von Friedrich Gerſtäcker.

Die Zeit der Wunder iſt vorüber und die Welt glaubt nicht mehr an das Überirdiſche, denn ſie will Alles in nüchterner hausbackner Wirklichkeit haben, um es ſo recht aus Herzensgrund begreifen, das heißt betaſten zu können. Kommt dann wirklich einmal etwas Geiſterhaftes, zeigt ſich einmal in ſtiller Mitternachtsſtunde dem Einzelnen, dem Auserwählten, ein anſtändiges ordentliches Geſpenſt, ſo könnte dieſer ſpäter bei allen Heiligen, und noch überdies Stein und Bein ſchwören, es glaubte ihm niemand ein Wort davon. Entweder hieße es, »der gute Mann hat mit wachenden Augen geträumt, oder die liebloſe Bruder- und Schweſterſchaar urtheilte vielleicht noch ſtrenger und ſagte am Ende gar: Er iſt ein Narr, daß er denken kann, vernünftige Leute ſollten ſich ſo etwas weiß machen laſſen!«

Was um des Himmels Willen iſt nun mit einer ſolchen Welt anzufangen? — Gar nichts.

In ſolch ähnlicher Verlegenheit befand ſich vor noch nicht ſo langer Zeit der liebe Gott ſelbſt. Auf der Erde, und beſonders in den deutſchen Bundesſtaaten ſah's in jeder Hinſicht windig und bös aus. Mit der Politik der Kammern waren allerdings die Kammerherrn und Kammerdiener, ſonſt aber auch Niemand zufrieden, die Religion drohte gleichfalls wieder eben aus Religion ganz irreligiös zu werden, denn ſelbſt die Laien fühlten ſich nicht mehr ſicher als ganz gewöhnliche Menſchen ſchlafen zu gehn und als Apoſtel wieder aufzuſtehen — und was die Ernten betraf, da hörte denn nun wirklich Alles auf. Einmal war es zu dürr, einmal zu naß, einmal fiel Mehlthau, ein anderes Mal Hagel, kurz es kam in jedem Jahr etwas Anderes, was die Getreidepreiſe hinaustrieb, Brot und Fleiſch theuer machte und die Armen — i. e. ſolche, die nicht gewußt hatten reich zu werden — ſo bedrückte, daß des Betens und Bittſtellens kein Ende mehr wurde und ſich die Nothleidenden theils perſönlich an ihn wandten, theils die armen Heiligen und Schutzpatrone bis auf's Blut plagten und peinigten.

Dazu kam nun noch daß die Menſchen wirklich anfingen ihm leid zu thun. Er hätte ihnen ſo gern geholfen! — Wie aber das anfangen? Die Geſetze der Natur konnte und wollte er deshalb nicht ändern, und das ungeheure Walten jener wirkenden und ſchaffenden Urkräfte zu ſtören, wäre, der Paar Erdenbewohner wegen, auch etwas viel verlangt geweſen. Aber es gab natürliche Mittel, und die ſollten hier helfen.

Nichts war einfacher als die Religion — er hatte das Ganze ſchon früher einmal dem Moſes in einer Viertelſtunde dictirt — in dieſer Hinſicht hoffte er bald Frieden zu ſtiften; auch die Politik mußte in Ordnung gebracht werden — es waren ja Alles ſeine Kinder und wenn auch die Einen, wie das wohl Geſchwiſter häufig thun, die Anderen unterdrückt und ſich Sachen zugeeignet hatten, die gar nicht für ſie allein beſtimmt geweſen, ſo konnte das — und dazu hatte er ihnen ja eben die Vernunft gegeben, bald wieder geregelt werden.

Was denn endlich den vielen Mißwachs der Ernten betraf, ſo erzeugte die Erde ſelbſt in ihrem Inneren Mittel gegen dieſe Übelſtände, denn ſie trug und trägt ja in ſich ſelbſt den Keim, das Alles zu verbeſſern und zu ſeinem höchſten Grad der Vollkommenheit zu führen. Nun frug es ſich nur, wie es möglich ſei dies den Menſchen ſelbſt bekannt zu machen, und auf welche Art es ſich hoffen ließ von ihnen verſtanden zu werden?

Durch eine feurige Schrift am Himmel? — Die Freigeiſter und Profeſſoren hätten eine ſolche als etwas Natürliches erklärt und die Theologen ihr eine ganz andere Auslegung gegeben. Durch eine Stimme von oben? — Das war erſtens ſchon dagewesen und dann würden auch die Leute höchſtens geſagt haben; »Heute hat es doch einmal gedonnert daß man ordentlich Worte verſtehen konnte.« — Es war zum Verzweifeln.

Da beſchloß denn Gott Vater, aus unendlicher Liebe für das Menſchengeſchlecht, ein Buch über die zu verbeſſernden Verhältniſſe, und beſonders über Acker-

Digitized by Google

bau und Viehzucht, für welche beiden Zweige er ſich vorzugsweiſe intereſſirte, zu ſchreiben und damit ſelbſt auf die Erde hinabzuſteigen.

Zeit hatte er ja für den Augenblick; die Welt lief im Allgemeinen in ihren ewigen Kreiſen ruhig fort, und wenn ihm nicht manchmal ein Komet durchbrannte und einen Schweif roher Geſellen auf den Hacken, mit offenen Laternen und Pechfackeln die ſtillen Straßen des Firmaments auf ſtaatsgefährliche Weiſe durchtobte, ſo war keine Unordnung zu fürchten. Doch auch ſelbſt hierüber hatten ihn die Berechnungen der beſten Aſtronomen beruhigt, die ja die Erſcheinung des nächſten noch bis auf x Jahre hinausgeſchoben.

Sein Plan ward alſo, kaum gewollt, auch ſchon ausgeführt. Mit Gedankenſchnelle flogen die Zeilen mit der Enthüllung jener göttlichen, uns noch unbekannten Urkräfte des Erdkörpers auf das Papier nieder, und wenn ſich der liebe Gott auch, ſeit er damals die zehn Gebote entworfen, nicht mehr mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt hatte, ſo ging die Sache doch verhältnißmäßig ungemein ſchnell.

Das geſchehen, rauſchte er, die Liebe für ſeine oft unfolgſamen Kinder im treuen Vaterherzen, auf unſere ſchöne Erde hernieder, um einen Verleger für ſein Werk zu ſuchen und ſtieg, wie ſich das von ſelbſt verſteht, in Leipzig und zwar im erſten Gaſthof daſelbſt ab.

Um aber jedes Aufſehen zu vermeiden, mußte er natürlich die Geſtalt des Menſchen — die edle ſchöne Geſtalt des Mannes, wie er ihn früher nach ſeinem eigenen Bilde erſchaffen, annehmen, und kleidete ſich zwar ſehr einfach, aber doch nach der gerade beſtehenden Mode. Vor dem Hotel hielten mehrere Droſchken und eine derſelben brachte ihn denn auch bald zu dem Buchhändler Schmerz, bei dem er ohne weitere Umſtände eintrat und ihm, nach wenigen einleitenden Worten, ſein fertiges Manuſcript anbot.

Herr Schmerz — ein langer hagerer Mann, mit tiefliegenden, dunkeln Augen, nöthigte ihn ſehr artig zum Sitzen, las dann den Titel des Manuſcripts und frug, ſich leicht gegen den Fremden verneigend:

»Mit wem hab' ich die Ehre?«

Das war nun allerdings eine ſehr natürliche Frage; jeder Buchhändler wünſcht doch zu wiſſen, mit wem er es zu thun bekommt. Dem lieben Gott kam ſie aber nichts deſto weniger unerwartet, denn er durfte dem Manne doch nicht ſagen wer er ſei; Herr Schmerz hätte ihm das auch im Leben nicht geglaubt. Er faßte ſich alſo kurz und antwortete, indem er um nicht unartig zu ſcheinen die Verbeugung erwiederte:

»Schultze!«

»Ah — Herr Schultze — mir ſehr angenehm. Und Sie wünſchen alſo dies hier drucken zu laſſen?«

»Ich wünſche dadurch einem dringenden Bedürfniß abzuhelfen,« ſagte der liebe Gott, und Herr Schmerz ſchlug das Manuſcript ſchneli auf, denn er glaubte wahrſcheinlich, es lauere der Antrag zu einem neuen Theatergeſchäftsbüreau oder zu einer Illuſtrirten Zeitung im Inneren; bald ſah er jedoch daß er ſich geirrt habe und frug — ſchon etwas beruhigt:

»Und über was handelt es? Der Titel iſt etwas — etwas umfaſſend: „Enthüllungen der geheimſten und ſegensreichſten Urkräfte des Erdballs“ —«

»Über Alles — Viehzucht und Ackerbau — Religion und Politik.«

»Sie ſind Literat?«

»Nicht eigentlich; ich bin mehr Ökonom, habe aber dies Werk aus reiner Liebe zur Sache geſchrieben, denn ich liebe die Menſchen und weiß welchen Dienſt ich ihnen damit erzeigen werde.«

Herr Schmerz blätterte ein wenig im Manuſcript herum, um einzelne Sätze daraus zu leſen und ſchüttelte dabei bedeutend mit dem Kopfe.

»Sehr flüchtig geſchrieben das, ſehr, Herr — Herr —

»Schultze,« ſagte der liebe Gott.

»Ach ja, Herr Schultze — ſehr flüchtig — die Setzer beklagen ſich ſo immer!«

»Ich ſollte denken, es käme hier mehr auf den Inhalt als die Schrift an!« ſagte der Fremde. »Wie unſcheinbar ſieht zum Beiſpiel eine Kartoffel aus, und was ſchließt ſie nicht Alles in ſich ein? In ihrem Innern lebt und wirkt eine kleine, für ſich abgeſchloſſene, aber deshalb nicht weniger kunſtvolle Welt; dem Menſchen unbekannte Kräfte und Lebenstriebe durchſtrömen ſie, und athmende Weſen bewegen ſich in dieſer feſten ſaftigen Fleiſchmaſſe mit derſelben Leichtigkeit, mit der ſich die Menſchen durch die Luft bewegen, und wenn im Frühjahr die Keime —«

»Sie haben Phantaſie, Herr Schultze —« unterbrach ihn etwas ungeduldig Herr Schmerz, — »aber dürfte ich Sie wohl bitten, mir den Inhalt dieſer Schrift etwas näher anzugeben!«

»Recht gern. — Es iſt — wie Ihnen auch der Titel ſagt, eine Enthüllung geheimer, bis jetzt noch nicht gekannter, vielleicht nicht einmal geahnter Naturkräfte, zuerſt dem Mißwachs und den Viehſeuchen entgegenzuwirken und gleichzeitig das moraliſche Schaffen und Treiben der Menſchen — von denen der große Hauſe

Digitized by Google

nun doch einmal in den Tag hinein lebt, zu ordnen und zu regeln. Was die erſten Kapitel — Mißwachs und Seuchen — betrifft, ſo exiſtirten in früheren Zeiten andere Verhältniſſe; die Bevölkerung des Erdballs war zu ſchwach und die Erde erzeugte mehr, als ihre Bewohner conſumiren konnten. Daher mußte ich dieſem Übelſtand durch natürliche Mittel abzuhelfen ſuchen.«

»Wer? Sie?«

»Ich — meine die Natur. Jetzt aber hat jene Urſache aufgehört, und deshalb ſoll auch die Wirkung nachlaſſen. Das Menſchengeſchlecht iſt an Zahl ſo gewachſen daß es, wenigſtens in Europa, Alles braucht was es erzeugen kann, und ich wünſchte nun dieſes zum Nachtheil werdende Hinderniß gehoben zu ſehen. Das können Sie aber nicht verlangen, daß ich deshalb die ewigen Naturgeſetze ändern ſollte, um —«

»Nein!« ſagte Herr Schmerz.

Der liebe Gott ſah ihn im erſten Augenblick erſtaunt an, beſann ſich aber ſchnell und lenkte wieder ein. »Um ſolchen Übelſtänden nämlich abzuhelfen, kann man alſo, wie ich ſagen wollte, doch nicht verlangen daß die einmal beſtehenden Geſetze der Natur geändert werden ſollten. Dafür liegt aber auch in ihren eigenen Kräften, in ihren geheimſten, innerſten Lebensfaſern das Heilmittel gegen dieſe nicht mehr nöthigen Zuwachsminderungen und ich habe das Alles hier kurz und bündig, aber auch leicht faßlich niedergeſchrieben. Drucken Sie es und geben Sie das dafür übliche Honorar in die hieſige Armenkaſſe. — Sie werden überdies Nutzen genug davon haben.«

Herr Schmerz, vielleicht durch dies keineswegs gewöhnliche Benehmen neugierig gemacht, oder auch, weil ihm das ganze Äußere des Fremden eine gewiſſe Ehrfurcht einflößte, ſcheute ſich augenblicklich eine beſtimmte Antwort zu geben, und bat nur ihm das Manuſcript bis morgen zu laſſen, wo er ſich dann darüber zu entſcheiden verſprach. —

Zur verabredeten Stunde am nächſten Tag ſtellte ſich der Fremde wieder ein und bat um ſeine Antwort. Herr Schmerz machte indeſſen heute ein äußerſt bedenkliches Geſicht und blickte kopfſchüttelnd und mit emporgezogenen Augenbrauen auf das Manuſcript herab, das er in der Hand hielt.

»Ich komme um Ihre Entſcheidung über den Druck meines Werkes zu hören,« ſagte der Fremde.

»Ja ſehen Sie — beſter Herr Schultze,« begann endlich der Buchhändler nach kurzer Pauſe, — »das iſt ſo eine Sache mit dem Druck dieſes Heftes. Einestheils glaube ich — aufrichtig geſtanden — gar nicht daß das Buch etwas machen wird. Für ein rein wiſſenſchaftliches Werk iſt zu viel Phantaſie, — für Phantaſie zu viel Wiſſenſchaftliches darin und dann — drucken wir es nicht äußerſt ſplendid daß es über zwanzig Bogen gäbe, ſo ſtriche uns der Cenſor die ganze Geſchichte. Sie halten ſich ja gar nicht ein Bischen an das Beſtehende, werfen Alles über den Haufen, was nun doch einmal da iſt und reden von Sachen die über menſchliche Begriffe faſt hinausgehen. Ich habe darin herumgeblättert — etwas altväteriſcher Styl — nun dergleichen ließe ſich abändern — aber — das nehmen Sie mir nicht übel — ein Bischen zu prätentiös iſt das Ganze auch noch geſchrieben. Sie reden da in einem fort: das muß ſo ſein und das ſo, hier thue dies und da thue das, die Wirkung wird dann im erſten Jahre ſo, im zweiten ſo, und im dritten und den folgenden ſo ſein; die Behandlungsart von A wirkt auf B und die Unterlaſſung würde ſich für drei Jahre wieder ſo, und für andere zehn wieder ſo geſtalten. Nein, das geht nicht, mein beſter Herr Schultze, damit kommen wir nicht mehr durch. Ja, in alten Zeiten, da ließ man ſich das gefallen, damals gehörte nur eine etwas dreiſte Stirn dazu, die Welt glauben zu machen was man wollte; aber jetzt gehen wir der Sache tiefer auf den Grund. Überdies erlauben Sie ſich auch über Politik und beſonders über Religion Äußerungen die ich ſelbſt nicht einmal unter dem Namen Schultze vertreten möchte. Am Ende brauchten wir ja gar keine Prieſter und Prediger mehr, und dann die Beleuchtung Ihrer ſocialen Verhältniſſe — nein, mein guter Herr Schultze: würde ich das Buch das allerdings Geiſt verräth, wirklich drucken, ſo glaubte uns erſtlich kein Menſch ein Wort von dem was drinnen ſteht, dann kämen wir wegen des einen Theils in die ſchönſte Kriminaluntersuchung und über den andern Theil fielen nachher die Recenſenten wie wahnſinnig her. Das Wenigſte was ſie ſagten wäre, ich hätte einen neuen hundertjährigen Kalender verlegt. Und wenn ſie's dann nur noch kauften — wenn es noch ginge! Ich käme aber wahrhaftig nicht einmal auf die Koſten, denn ein Leihbibliothekenbuch iſt das nicht.«

»Nein, allerdings nicht,« ſagte der Fremde — »aber verlegen Sie es nur; ich garantire Ihnen daß Sie gute Geſchäfte damit machen.«

»Sie garantiren mir das? Welche Bürgſchaft könnten Sie mir denn dafür geben?«

»Meinen Namen!«

»Beſter Herr Schultze!« rief Herr Schmerz.

Digitized by Google

»Ja ſo!« ſagte der liebe Gott — »Sie wollen es alſo nicht? Sie weiſen es zurück?«

»Ich bin Ihnen wirklich für das Vertrauen das Sie in mich geſetzt, ungemein verpflichtet, aber ich habe jetzt in der That ſo viel Manuſcript daliegen, — eins drängt ſo das andere; — mein Nachbar Beißig wird ſich aber ſicherlich ein Vergnügen daraus machen, — der hat überdies mehrere landwirthſchaftliche und wiſſenſchaftliche Werke gebracht.«

»Und Sie glauben daß Herr Beißig —«

»Oh, ich bin es feſt überzeugt; verſuchen Sie es nur! — Oh — keine Complimente, beſter Herr Schultze! — Jenes iſt der Ausgang, wenn ich bitten darf; die Thüre hier führt in die Küche; — habe die Ehre mich gehorſam zu empfehlen!«

Der liebe Gott fand ſich gleich darauf, mit ſeinem in Maculatur eingeſchlagenen Manuſcript, auf welchem mit großen Rothſtiftbuchſtaben »Hr. Schultze« geſchrieben ſtand, auf der Straße und blieb im erſten Augenblick wirklich etwas überraſcht ſtehen. Das hatte er nicht erwartet! — Er wollte die Menſchen glücklich machen und trifft dafür auf ſolche Schwierigkeiten. Nun, Herr Beißig wird es auf jeden Fall nehmen!

Aber ſiehe da — auch hier ſchien es als ob er vergebens angeklopft habe; neue Schwierigkeiten, neue Entſchuldigungen. Wieder wurde er zu einem Anderen geſchickt und Nachmittags nahm er ſich eine Droſchke auf eine Stunde, um ſchneller aus einer Verlagshandlung in die andere kommen zu können.

Volle ſechs Tage hatte er ſo mit immer gleichem Erfolg auf dem Pflaſter gelegen; er beſchloß alſo den ſiebenten zu ruhen und am nächſten Montag die noch übrigen fünfundfunfzig Buchhändler aufzuſuchen, um ſich ſpäter gar keine Vorwürfe machen zu dürfen. Da klopft es, als die Glocken eben zu läuten begannen, leiſe an ſeine Thür.

»Herein!« rief er, gerade nicht in der beſten Laune.

»Ich habe das Vergnügen mit Herrn Schultze zu ſprechen?«

»So nennt man mich hier!«

»Ihren Paß, wenn ich bitten darf!«

»Ich habe dem Wirth ſchon geſagt daß ich keinen bei mir führe.«

»Dann muß ich Sie freilich bitten mir zu folgen!«

»Aber, mein Herr —«

»Ich bedauere recht ſehr, — aber Sie wiſſen — meine Pflicht —«

»Ich gehe auf keinen Fall mit Ihnen!«

»Sie werden ſich doch der Obrigkeit nicht widerſetzen wollen?«

Was wollte der liebe Gott jetzt machen? An dem ihm ſelbſt geweihten Tage Skandal anfangen? Das ging unmöglich; welch ein Beiſpiel hätte er dadurch gegeben! Er ſetzte ſeinen Hut auf und folgte.

Im Polizeibureau wurde er freilich mit der größten Artigkeit behandelt, denn in ſeinem ganzen Weſen lag etwas ſo Edles, Ehrfurcht Einflößendes, das ihm überall Freundlichkeit und Zuvorkommenheit ſicherte; gegen die einmal beſtehenden Geſetze ließ ſich aber, das wußte er ja aus eigener Erfahrung, nichts thun — einen Paß hatte er nicht — der von ihm angegebene Ort woher er ſtamme, »Himmelsburg in Engelland,« ließ ſich auf keiner Karte Albions entdecken und ſomit mußte ihm denn, wie ſich das vorherſehen ließ, die Weiſung werden, binnen vierundzwanzig Stunden einen Paß zu ſchaffen oder — die Stadt zu verlaſſen.

Jetzt bekam der liebe Gott die Sache aber auch ſatt. Blos der Menſchen wegen hatte er ſich alle Dieſem unterzogen und nun traten ihm aus jeder Ecke neue Hinderniſſe entgegen. Zwar hätte er ſich im Augenblick ſelbſt einen Paß herſtellen können; durfte er aber das auf einen fremden Namen thun? — Das wäre wieder gegen ſeine eigenen Geſetze wie die der Menſchen geweſen. — Nein, er ſah jetzt ein daß es die Sterblichen gar nicht beſſer verdienten; ſie wollten das Alles was ſie drückte und quälte behalten —; ſie wollten kein Licht haben, und wenn ſie ſich die Schädel an den Wänden einſtießen. So beſchloß er denn in den Himmel zurückzukehren und das von den Blinden verſchmähte Werk im Feuer zu vernichten.

Sein Wille war That. In lodernder Gluth verzehrte ſich das göttliche Manuſcript, — dieſes allein Millionen werthe Autograph — und jauchzend wirbelten die boshaften Luft- und Feuergeiſter die Aſchenatome in das reine ſonnige Blau des Firmaments, und ſpielten und tanzten damit im tollen wilden Übermuth hoch, hoch auf zu der endloſen Höhe. Der liebe Gott aber ſchaute ihnen ſinnend nach und murmelte endlich gutmüthig lächelnd vor ſich hin: »Das hätt' ich mir, wenn ich nicht allwiſſend wäre, allenfalls denken können!«

Dann in Licht zerfließend, ſtieg er wieder empor zu den reinen, göttlichen Räumen des Lichts, zu dem Urquell des ſtrahlenburchflutheten Alls. Roſige Wolken drängten ſich um ihn her, und hoben und trugen den Gott, Freude glühend und Frieden leuchtend hinan — hinan in das Äthermeer der Unendlichkeit, in die kreiſenden Sonnenwelten des ewigen Seins.

Digitized by Google

Briefwechsel.

Aus Wien, Ende November.

[Preßburg und Wien; „Oeſtreich und ſeine Zukunft"; Sympathien mit dem Sonderbund.]

Z In unſerer nächſten Nähe wird ein Reichstag gehalten, und wir ſitzen in unſerm Phlegma ſtill, laſſen unſere Kräfte in Trägheit untergehen und nennen dieſe Trägheit Völkerglück. Die Magnaten werden durchfechten was ſie ihre gute Sache nennen, und wenn aller Machiavelliismus der Welt ſich dagegen verſchwört: ſie berufen ſich auf ihr altes Recht und auf die Satzung. Und doch ſind die Magnaten nur ein Stand. Wir ſind ein ganzes Volk und ſtehen da vereinzelt und knechtiſch einem jeden Winke folgend ohne ſelbſteignen Willen, ohne Übung und Entfaltung unſrer Kräfte. Wir haben auch einen Landtag, wir haben auch Stände, nur mit dem Unterſchiede daß der Beſchluß der Sitzungen und die Ergebniſſe der Verſammlungen bereits einen Tag früher im Oſtreichiſchen Beobachter gedruckt erſcheinen, Alles ein bereits Abgemachtes und Verabredetes iſt. Für uns bringt der Augenblick, die Zeit, das Verhältniß, die Weltlage nichts mit ſich; bei uns heißt es „abwarten" bis die Nothwendigkeit eine alte Einrichtung zuſpendiren, alſo doch nicht gänzlich aufheben heißt. Sein gutes Recht verlangen nennt man: „ein Zugeſtändniß abtrotzen", eine Petition mit Unterſchriften einreichen wird als „Zuſammenrottung" erklärt, mehr als Schulbücher leſen iſt „Freigeiſterei." Dies kann ſogar „kriminell genommen werden." Ein jüngſt hier ſtattgehabter Verſuch ließ uns das Bedauerungswürdige dieſer Lage erkennen. Ein junger Kaufmann von etwas liberaler Geſinnung legte ſich eine Sammlung von Büchern an, die mit dem Damaskur belegt ſind, aber doch im Stillen vielfach umlaufen. Ein Polizeiſpion mochte dieſe Bibliothek gewittert haben; der Kaufmann wurde eben als er ſich zu Bette begeben wollte verhaftet, in die Polizeidirektion gebracht, in eine Geſellſchaft von Säufern und Taſchendieben geſteckt und nachdem man ihn ſeiner Bücher beraubt und ihm drei Tage Zeit gegeben, über die Urſachen ſeines Hierſeins nachzudenken, vor den Polizeicommiſſär gebracht, der in einem der weggenommenen Bücher, ich glaube es war: Oſtreich und ſeine Zukunft, blätterte. Wüthend ſtürzte der Gommiſſär auf den Unglücklichen und ſchrie im überzeugendſten Tone: „Sie werden ſehen welche Früchte Ihnen „Oeſtreich und ſeine Zukunft" bringen wird!" Als ſich der Inquiſit entſchuldigen wollte, ſchrie er: „Seien Sie ſtill, Hochverräther! man wird Ihnen ſchon den Proceß machen!" Hierauf ließ er ihn wieder zurück in's Gefängniß führen wo er vielleicht noch heute ſäße, wenn nicht ſein Vater eine Caution von 2000 Fl. C.-M. für ihn erlegt hätte. Solche Hiſtörchen gehören nicht zu den Seltenheiten in Wien. — Die Sonderbündler haben hier in der höhern Geſellſchaft viel Freunde die ihrer Partei ſind und ihre Sache halten. Nur mit dem Jeſuitismus ſchwindet die geheime geiſtige Stütze der Ariſtokratie. Anno 1630 ließ Kaiſer Ferdinand immerwährende Meſſen leſen zum Siege gegen die ketzeriſchen, d. h. proteſtantiſchen Böhmen. Jetzt ließ unſere Ariſtokratie Meſſen leſen zum Heile der Sonderbündler gegen das eidgenöſſiſche Heer. Die Gebete haben nichts gefruchtet. Der Jeſuitenhaß hat Gott ſei Dank den Schweizern moraliſche Kraft und eine ſiegreiche Fauſt gegeben. Vor einem Jahre etwa ließ eine hohe Dame hier für die Bekehrung eines benachbarten verirrten Greiſes Meſſe leſen. Es hat auch das nichts gefruchtet. Wir erſchöpfen uns in Fruchtloſigkeiten; die Welt draußen handelt.

Aus Wien, d. 30. November.

[Fürſt Friedrich Schwarzenberg; Jeſuiten auf dem Kahlenberge; die ungariſche Zollinie; Hrn. Carl's Geſetze für das Publikum.]

|| Fürſt Friedrich Schwarzenberg (der Landsknecht) iſt ſchon ſeit einigen Tagen hier geſehen. Damit widerlegen ſich die bunten Gerüchte von ſelbſt. Von Intereſſe wär' es ſeine Anſichten über den Stand der Dinge auf Seiten des Sonderbundes zu erfahren. Wird er ſie der Welt, ſeinen Freunden, mittheilen? Er der als genialer Romantiker und Ritter im Heerlager der ſpaniſchen Carliſten die letzten Zuckungen eines alten, ehedem geheiligten Lebens mit eignen Augen geſehen, würde auch über die ariſtokratiſche, auf den Bund mit den Jeſuiten geſtützte Schweiz Aufſchlüſſe geben können. Iſt dies Bündniß faul? Oder welche Zufälle ſpielten mit daß ſich die Sache des Anfangs ſo begeiſterten Sonderbundes als ſo ſchwach ergab?

Hier geht das Gerücht, unſerem ſchönen Kahlenberge ſtehe das Schickſal bevor ein Jeſuitenkloſter auf ſeine Schultern zu nehmen. Noch kann ich's kaum glauben, aber man ſpricht davon daß in Ausſicht ſtehe, der Geſellſchaft Jeſu dort ein Aſyl zu geben. Was man überall fortjagt, lädel ſich Oſtreich auf? In Steiermark das ſo gutgläubig ſchien, regt ſich gegen die Hierarchie ein Widerwille der ſich endlich ſtark zu fühlen beginnt. Iſt das Volk in Oſtreich ganz indifferent? Ich wäre begierig zu ſehen was die guten Wiener Bürger dazu ſagen würden, wenn ſie auf ihrem Lieblingsberge die aus der Schweiz vertriebenen heiligen Väter begrüßen müßten!

Mit vieler Spannung ſieht man den Ergebniſſen des ungariſchen Landtags entgegen. Die Aufhebung der Zollgrenze zwiſchen Oſtreich und Ungarn würde von bedeutenden Folgen ſein. Die ungariſchen Grundbeſitzer und die öſtreichiſche Induſtrie würden dabei gewinnen; die öſtreichiſchen Grundbeſitzer aber vielleicht verlieren; gewiß wenigſtens die Weinpflanzer. Als Haupthinderniß dieſer wohlthätigen und über kurz oder lang nothwendigen Maßregel führt man den Ausfall in den Staatseinkünften an. Das Tabakmonopol trägt allein 12 Millionen Gulden. Dazu kommt die Schwierigkeit, die Ungarn dahin zu bringen ſich dafür beſteuern zu laſſen. Und dies wäre, wie mir ſcheint, nicht das Einzige. Wenn der bisher noch gar nicht und ſpäter nur vielleicht, und nur ſehr wenig beſteuerte Grundbeſitzer in Ungarn ſeine Erzeugniſſe frei nach Oſtreich bringen kann, ſo wäre es auch gerathen dem ſchwerbeſteuerten öſtreichiſchen Grundbeſitzer die Laſten zu erleichtern; ſonſt wird es ihm kaum möglich gegen die Ungarn zu concurriren, um ſo weniger als auch der Boden zu Gunſten der letzteren iſt. — Ob man dies berückſichtigen wird? Wir wiſſen es nicht und müſſen uns fügen. Es müſten denn unſere Stände (da dies eine Frage iſt die auch des Adels Taſchen berührt) einen Anlauf nehmen und — unterthänige Vorſtellungen machen.

Digitized by Google

Großes Aufsehen erregt unter uns der gedruckte Umlauf des Theaterdirecter Carl, worin er dem Publikum die Ordnung auseinandersetzt die dasselbe in seinem Theater zu beobachten habe. Wir sind hier vielfach daran gewöhnt daß der Regierte nur für den Regierenden da ist. Aber daß ein Theaterdirecter dem Publikum von dessen Gunst er existirt, förmlich Gesetze gibt, wonach sich zu richten, war bis jetzt noch nicht dagewesen.

Aus Berlin, d. 2. December.

[Bettina's Proreß; Tod der Gräfin Finkenstein; Fr. v. Raumer als Stadtverordneter; Communalzeitung; „Eigensinn" von Benedix.]

†† Der vielbesprochene Proceß der Frau Bettina von Arnim mit dem Berliner Magistrat sollte nach einer Meldung in den hiesigen Blättern mit einer Versöhnungsscene zwischen Beiden geendigt haben. Diese Nachricht ist aber voreilig gewesen; es hat damit, wie wir hören, ungefähr folgende Bewandniß. Der König wünschte, aus seinem bekannten persönlichen Interesse für die Angelagte, die Sache beigelegt zu sehen, und trug deshalb Hrn. von Savigny auf, Frau Bettina zu einem begütigenden Schritt bei dem Berliner Magistrat und zu einer Erklärung daß sie denselben nicht habe beleidigen wollen, zu bewegen. Bettina soll aber vor der Hand noch bei der zu vag befundenen Erklärung verblieben sein: daß sie dies dem Magistrat schon in einem früheren Briefe gesagt habe. Es scheint also daß der Rechtsweg doch noch weiter verfolgt werden dürfte*). —

Die Verserzeilung ließ unter den vielen Schlägen, mit welchen der Tod in der letzten Zeit gerade die berühmtesten und hervorragendsten Häupter sich ersehen, auch einen auf Ludwig Tieck fallen. Dies hat sich zwar hinsichtlich der Person unseres greisen Dichters nicht bestätigt, aber der Tod hat ihm nichts destoweniger in diesen Tagen ein hartes und grausames Opfer abverlangt, indem er ihm die letzte Freundin und tägliche Gefährtin seines Lebens, die Gräfin Finkenstein, von seiner Seite gerissen. Wer das Tieck'sche Haus gekannt, wird die Unersetzlichkeit dieses Verlustes für den Dichter zu ermessen wissen. Die Gräfin war früher in Ziebingen der Mittelpunkt eines erlesenen Kreises gewesen, in dem sich die Vertreter der romantischen Periode, und was von der Philosophie zu ihnen gehörte (z. B. Solger) zusammenfanden. Die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens gehörten ausschließlich und unausgesetzt dem Zusammensein mit Tieck an. —

Die öffentlichen Verhandlungen unserer Stadtverordnetenversammlung gewinnen in Form und Eindruck einen ganz parlamentarischen Charakter, und haben uns in unserem Staatsleben gewissermaßen einen ständischen Körper mehr gegeben, der auf Wahl und Vertretung beruht und in der öffentlichen Debatte seine Wirksamkeit bethätigt. Die Gegenstände werden zwar meist der materiellen Haushaltung der Stadt angehören, aber auch diese hängen mit dem großen Staatsganzen oft wesentlich und ganz principiell zusammen, und es schärft sich jedenfalls dadurch Bewußtsein, Rechtsgefühl und Takt für die Dinge des öffentlichen Lebens überhaupt. Auch der neue Stadtverordnete, Friedrich von Raumer, nimmt eifrigen und praktischen Antheil an diesen städtischen Debatten, und scheint somit seine Wahl zum Stadtverordneten keineswegs blos aus einer liberalen Demonstration, wie ihm gewisse Leute gern nachsagen wollten, angenommen zu haben. In einer der letzten öffentlichen Sitzungen kam auch der Plan einer eigenen Communalzeitung zur Sprache, welche der Stadtrath Risch als officielles Organ des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung herausgeben will. Die durchaus volksthümlichen und demokratischen Institutionen der preußischen Städteordnung scheinen jetzt um so unsaffender und abgerundeter in's Leben treten zu wollen, je länger es bei uns gedauert hat, ehe man diesen freien städtischen Verfassungselementen, den Erbstücken der merkwürdigsten Bewegungszeit Preußens, ihre wirkliche Geltung bei uns zugestehen wollte. —

Das königliche Theater brachte gestern eine kleine recht anmuthige Novität von Benedix: „Eigensinn" mit Beifall zur Aufführung. Es ist wahr, die Stücke dieses Lustspieldichters sind nicht gerade sehr geistreich erfunden und ausgeführt, aber sie haben meist eine gewisse gesunde und einfache Natürlichkeit, die leicht anspricht und bei gutem Spiel nicht selten ergötzt. So geschah es auch mit diesem „Eigensinn", der ein weiblicher ist, und darin besteht daß die weiblichen Mitglieder einer Familie, vom Stubenmädchen bis zur Herrin und dem großelterlichen Paar hinauf, nicht dazu gebracht werden können zu sagen: „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt!" —

Aus Berlin, d. 3. December.

[Das Erkenntniß über die Polen.]

(※) In unsern gestrigen Abendblättern werden Sie bereits das nun veröffentlichte Urtheil im Polenprocesse gelesen haben. Ich beeile mich Ihnen noch aus ganz zuverlässiger Quelle die Nachricht mitzutheilen daß die acht zum Tode Verurtheilten (Mieroslawski*), Czynowa, Ciganowski, Kurowski, Kosinski, Loberzki, Putkkammer-Kleczynski) sich sämmtlich entschlossen haben auf das Rechtsmittel der Appellation zu verzichten, und auch nicht den Gnadenweg gegen die ihnen zuerkannte Todesstrafe zu betreten, sondern die letztere unbedingt anzunehmen! Sie haben dies bereits ihren Vertheidigern bestimmt erklärt, und es wird dadurch für die ohne Zweifel obwaltenden Absichten der preußischen Regierung, in dieser Sache kein Todesurtheil zu vollstrecken, gewissermaßen eine Verlegenheit entstehen. Was das Urtheil selbst anbetrifft, dessen Ausführung hier für eine Meisterarbeit angesehen wird, so glaubt man doch daß dasselbe auch von Seiten der Staatsanwaltschaft noch einer ferneren Anfechtung unterliegen werde. Man ist hier der Meinung daß die Richter bei Fällung der Erkenntnisse nicht ganz im Geiste des neuen Gerichtsverfahrens nach dem Gesetz vom 17. Juli 1846 verfahren seien, sondern sich noch großentheils von der formalen Beweistheorie des alten Gerichtsverfahrens hätten leiten lassen. Dies letztere hat hier aber offenbar eine Milderung der gerichtlichen Erkenntnisse bewirkt. Dennoch ist danach die große Mehrzahl der polnischen Ange-

*) Wie wir soeben hören, hat sich der Berliner Magistrat jetzt mit den neuen Erklärungen Bettina's in der That zufrieden bekannt und seine Klage definitiv zurückgezogen; damit ist nun diese gewaltige Affaire beendigt.

*) Mieroslawski's schon von uns besprochene Schrift: De l'état entre la révolution et la contrerévolution (120 S.) ist in Leipzig bei Ernst Keil erschienen.

Digitized by Google

klagten, die sich der Mittel des Leugnens und des Widerrufs früherer Geständnisse bedient, und bei denen also kein vollständiger Beweis zu führen war, nicht zum Tode, sondern nur zu verschiedenfachen Festungsstrafen verurtheilt worden. Nach dem neuen Gerichtsverfahren, wo von der formalen Beweisführung abzusehen ist, würden aber dieselben Personen ebenso gut zum Tode verurtheilt werden können, wie die acht wirklich mit Todesstrafe belegten Angeklagten, da die innere moralische Überzeugung der Richter nicht leicht eine Verschiedenheit der Schuld zulassen konnte.

Aus Berlin, im December.

[Noch einmal die Bühne und Frau Birch-Pfeiffer; Emil Frensdorf.]

△ Das Publikum drängt sich noch immer in Masse zu der von Frau Birch-Pfeiffer in die Theaterferm verrenkten Novelle von Auerbach. Der Schreiber dieses hat bisher weder zu den Freunden noch zu den Gegnern der Frau Birch gehört, schon aus dem Grunde weil er sich mit ihren Leistungen nicht bekannt machte; er hat auch beim Herrn von Küstner sein Stück liegen und daher kein persönliches Motiv, sich über die auffallende Bevorzugung deren sich Frau Birch erfreut, zu beklagen. Wenn er dennoch seine Stimme gegen dieselbe erhebt, so geschieht es weil es sich diesmal um Wichtigeres als um eines der gewöhnlichen Theaterstücke handelt, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen. Frau Birch hat es nicht verschmäht ihre flegflüsternden Augen auf die keusche Muse Auerbach's zu werfen und sie durch die Art, wie sie die Reize derselben zurichtet, der Schändung preiszugeben. Es steht allerdings in Aussicht daß die Volkspoesie je eindringlicher sie die deutsche Literatur beherrschen und auf die selbständige Bildung der Nation einwirken wird, zu ihrer vollsten Bethätigung auch einst des dramatischen Lebens bedürfen wird, besonders wenn die politischen Zustände sie in ihrer Entwicklung nicht behindern und ihr diese wirkungsreichste Form der Erscheinung gestatten sollten. Allein dazu kann ihr nur ein von der Heiligkeit ihrer Sendung durchdrungener Geist verhelfen, und welches dann auch die technischen Mängel und Formfehler solcher Dramen sein mögen: die aus ihnen hervorbrechende Seele wird ihnen mit Gewalt einen neuen Weg bahnen und der dramatischen Literatur eine weite Perspective für ihre fernere Vervollkommnung eröffnen. Frau Birch jedoch die sich an solchen Stoffen mit all ihrer technischen Geschicklichkeit und Bühnenkenntniß, aber mit gänzlicher Verkennung des Geistes vergreift, gleichsam einen silbernen Weihkessel raubt um ihn als Pferdekrippe zu verwenden, begeht nicht nur an der Ästhetik, an der Poesie, sondern auch am Zeitgeist eine Versündigung, die von der Kritik nicht unerbittlich genug zurückgewiesen werden kann. Es sei hier nur des Schlusses gedacht. Welche alle Poesie zerstörende Freiheit nimmt sich Frau Birch heraus, damit nur Alles sich in Wohlgefallen auflöse und der deutsche Philister befriedigt und leer nach Hause gehe! Auerbach's „Lorle" findet in ihrer Natur, die recht eigentlich eine gesunde Volksnatur ist, die Berechtigung sich den raffinirten Zuständen, die theils ihrem einfachen Verstande unbegreiflich, theils ihrem Gemüthe zum Ekel sind, zu entziehen, und nachdem ihr das Wesen ihres Mannes immer deutlicher geworden und sie dadurch zur Erkenntniß gekommen daß keine ihrem Bedürfniß entsprechende Gemeinschaft zwischen ihm und ihr stattfinden kann, rettet sie sich die nothwendige Selbständigkeit, indem sie allein zu ihrer Heimath, zum Volke zurückkehrt. Diese einfame Rückkehr ist die hohe Bedeutung der Auerbach'schen Novelle welche hiemit in einem beschränkten und untergeordneten Verhältniß zur Anschauung bringt, was für große und umfassende Richtungen der Zeit nothwendig ist und möglich werden wird. Aber freilich, Frau Birch braucht für ihr Publikum einen „guten Ausgang", mögen auch alle höhern Intentionen darüber zu Grunde gehn. Sie läßt daher den Maler und Lorle sich versöhnen, eine Versöhnung die aller Poesie und außerdem der Einsicht und Wahrheit so sehr widerspricht daß erst ein neues fünfaktiges Stück die Motive dazu hätte entwickeln müssen. Der Maler kehrt mit Lorle in das Dorf zurück, das weibliche Publikum trocknet sich die Augen und bringt nichts mit nach Hause als einen naßgeweinten Schnupf, und nicht einmal die spießbürgerliche Befriedigung auf welche Frau Birch es abgesehn. Denn es muß sicher sein daß wenn der Verbang zum sechsten Male in die Höhe ginge, der Maler und Lorle wieder unverändert getrennt neben einander ständen. Wir wollen dieser Theaterstückfabrikantin im gemeinsten Sinne nicht so viel Raum gönnen, um noch über Nebendinge mit ihr zu rechten, z. B. wie sie Auerbach's „Collaborateur" behandelt. Streng genügt sei nur noch daß die Intendanz auf einer Bühne über welche die Sprachgeister Goethe's, Schillers und Lessings schreiten den Dialekt laut werden läßt.*). Dergleichen ist höchstens in der Novelle gestattet, wo sich dadurch die Gestalten von dem in reiner Sprache gehaltenen Hintergrund der Darstellung schärfer, prägnanter abheben.

Neulich sahen wir die bekannte Tänzerin Madame Taglioni, worunter jedoch nicht die Goethe-tanzende, sondern eher die Nante-tanzende zu verstehen ist, vor einem zahlreichen und wohlwollenden Publikum von der Bühne Abschied nehmen. Auf ihre Tochter Marie Taglioni scheint die Gunst des Publikums übergehen zu wollen; sie rechtfertigt dieselbe bisher nur durch ihre Jugend, denn soweit die physische als künstlerische Ausbildung ist noch sehr mangelhaft.

Von Emil Frenzdorf, dem Verfasser eines wohlaufgenommenen französischen Werkes über deutsche Literatur, erscheint binnen Kurzem ein deutsches Werk: „Männer und Frauen des Auslandes." Der Verleger, Alexander Duncker, beabsichtigt dasselbe in Lieferungen auszugeben.

Aus München, d. 30. November.

[Schluß des Landtags; Rothschild; Eisenbahnen; Ministerwechsel; der Priester Eberhard ꝛc.]

Heute ist unser Landtag durch den hiezu bevollmächtigten königlichen Prinzen geschlossen worden. Die Kammern haben sich nach vielen Hin- und Rückäußerungen über den Gesetzentwurf, den Zinsfuß der Eisenbahnanleihen und beziehungs-

*) Hierüber ließe sich streiten. Das Genre das fast ausschließlich die deutsche Bühne in Beschlag nimmt, hat mehr als Goethe's, Schiller's, Lessing's Sprache, hat auch den höheren Styl des Drama's verdrängt, wie in einer andern Kunst das Genre die Historienmalerei verdrängte. Hat sich das Genre einmal auf der Bühne festgesetzt, so liegt der provinzielle Dialekt gar nicht so fern. Ist der höhere Styl einmal drangegeben, so sind sogar gute Stücke im Dialekt denkbar. Daß sie für eine Hauptstatt auf die Bühne zweiten Ranges gehören, kümmert eine Intendanz nicht, die vielmehr die ganze Anstalt auf die entsprechende Stufe herunterzubringen hat. Hr. v. Küstner wäre im Recht all auch für die Nante-Richtung in Kunst und Literatur der angemessene Theaterdirector.

Der Herausg.

Digitized by Google

weise die Verzinsung der Staatsschuld betreffend, vor einigen Tagen endlich zu einem Gesammtbeschluß verstanden. Es kostete viel Mühe: denn die Reichsräthe wollten die Bankfreie nicht aufgeben; endlich, als sie es doch thaten, verlangten sie als Opfer von den Abgeordneten das Schooßkind dieser, die Kassaanweisungen. Da galt es fest zu stehen, und es war nöthig daß der Nestor der Kammer, Willich, nochmals mit aller seiner gewohnten eisernen Consequenz die Kammer gemahnte, auf Kosten dieser Einigung das was man für gut und dem Wohle des Landes für ersprießlich hielt, nicht aufzugeben. Die Reichsräthe mußten also doch, wollten sie nicht den Zweck dieses Landtages vereitelt sehen, nachgeben. Sie thaten es — wahrscheinlich mit nicht geringem Grolle gegen das zähe bürgerliche Princip der zweiten Kammer. Der Landtagsabschied ertheilte demnach dem Gesetzentwurfe mit Genehmigung der von den Ständen vorgeschlagenen Modificationen die königliche Sanction, und es behält sich die Krone, obgleich dieser Landtag nur eines im Einberufungspatente bestimmt ausgesprochenen Zweckes halber einberufen war, nichts desto minder vor, „verschiedenen der an sie gebrachten Wünsche und Anträge nach Befund nähere Bedachtnahme und Selbstgewährung zuwenden zu können.“ Indem wir uns freuen, schließt der Abschied, durch eine Vereinbarung mit Unsern Lieben und Getreuen, den Ständen des Reichs, den Fortgang der so wichtigen Eisenbahnunternehmungen gesichert zu sehen, ertheilen Wir denselben diesen Abschied, nebst der Versicherung Unserer besonderen landesväterlichen Huld und Gnade.“ Unterzeichnet sind unter dem Könige die Ministerverweser als Staatsräthe.

Baron Rothschild der den Versammlungen der zweiten Kammer so fleißig beiwohnte, soll mit unserer Regierung bereits „ein Geschäft“ gemacht haben. Er leiht ihr mehrere Millionen (ich hörte von acht) zu 4 Procent bei dem Stand der Papiere auf 90. Mit der Emission der Kassascheine wird es wohl noch eine Zeitlang anstehen, denn erstens fordert die Berathung derselben viel Zeit und dann hat die Regierung, wie aus den offenen Erklärungen des Finanzministers hervorging, vorläufig sehr geringe Sympathien für die Kassascheine und wird sie wohl noch einige Zeit ungeboren lassen.

Ein Antrag der sich dem Gesammtbeschluß des Gesetzentwurfes anreiht, lautet: „der nächsten Ständeversammlung ein umfassendes Eisenbahnsystem für den ganzen Staat mit Rücksichtnahme auf den kürzesten Schienenweg von Nürnberg nach Böhmen in der Richtung über Pilsen, sowie auf die Linie von Ulm über Augsburg und München nach der österreichischen Gränze vorlegen, einstweilen aber die dazu erforderlichen Erhebungen und technischen Vorarbeiten, soweit es thunlich ist, herstellen und zugleich die bereits gesetzlich festgestellten Eisenbahnen mit möglichster Beschleunigung der Vollendung zuführen zu lassen.“ Es läßt sich also wohl erwarten daß unser bisher so ziemlich träge betriebener Eisenbahnbau auch rasch vorwärtsschreiten werde, da ja nun das Hauptmittel hiezu nicht fehlt.

Man spricht hier viel von einem baldigen Ministerwechsel und glaubt, Fürst von Öttingen-Wallerstein werde das Ministerium des Äußern, Staatsrath Berks das des Innern übernehmen. Die nächsten Tage verbreiten hierüber vielleicht schon Gewißheit. Ich erwähne Obiges einstweilen blos als Gerücht.

In unsern hiesigen Kirchen soll nicht nur eine, sondern es sollen mehrere Messen für den Sieg des Sonderbundes gehalten worden sein. Und doch half Alles nichts! — Der bekannte fanatische Priester Eberhard hat sich in ein Franziskanerkloster zurückgezogen, worüber die civilisirte Welt nicht besonders ungehalten sein wird.

In diesen Tagen sah man an der Kunsthandlung in der Nähe der Post und Resteng die Porträts von acht Münchner (ehemaligen) Notabilitäten, nämlich von Döllinger, Sepp, Lasaulx, Phillips, Hanneberg, Fuchs, Stadelbauer und Dirnberger ausgehängt. Kein einziger geistreicher, genialer Kopf! dachte ich, als ich mir diese ehemaligen Größen betrachtete. Oder hat etwa der Künstler den Adel des Geistes ihnen aufzudrücken vergessen? Was hat sie aber auf einmal an das Fenster des Kunstladens gelockt? Etwa jene Roland'sche Anklage in einer der letzten Abendsitzungen der Kammer? Ich kann übrigens nie und nimmermehr glauben daß dieser Abgeordnete mit dem Aushängschild der Unparteilichkeit von der gestürzten Partei nicht stimulirt war.

Wir haben dahier in der letzten Zeit oft Tage die an den Frühling erinnern. Besonders die Nachmittagssonne ist freundlich und lockt die Spaziergänger, die man zumeist die Ludwigsstraße entlang gehen sieht; darunter ist gewöhnlich in Begleitung einer Dame und eines jungen Russen auch Lola Montez wahrzunehmen, deren schönes Auge man nur mit Wohlgefallen zu betrachten scheint.

Leipzig, d. 6. December.

[Deinhardstein's rothe Schleife.]

— Das neue Stück von Deinhardstein hatte gestern ein heiteres, für Scherz und Laune dankbares Sonntagspublikum versammelt. Es zählt zu den Dramen welche Schriftstellerleiden und Freuden zum Thema haben, eine Gattung Stücke welche die Künstlerdramen von ehedem ersetzt. Sie sind zugleich wesentlich Intriguenstücke; Dichtercarrière bei Fürsten und Frauen bedingt Kabale mit und ohne Liebe. Gutzkow's Urbild des Tartüffe und Laube's Karlsschüler sind hervorragend in diesem Genre; mit Uriel Acosta erstrebte Gutzkow einen höheren Schwung und Styl in diesem Gebiet. Wir zittern nur vor dem Gedanken daß sich Frau Birch über Goethe oder Lessing hermacht und ihr irgend ein Abenteuer aus deren Leben zur Ausbeute für fünf Akte der Mühe werth genug erschient. Schiller's Heimathjahre von Hermann Kurz hatte sie sich in der That entgehen lassen. — Deinhardstein hat sich den schon oft, immer aber als Jüngling, nie als Greis vorgeführten Voltaire zum Lustspielhelden gewählt. Manche Züge des Stückes sind sehr ergötzlich; aber es kommt aus der anekdotenartigen Haltung nicht heraus. Die Intrigue ist dünn; und so müssen denn mehrere, gleichgültig nebeneinanderlaufende behalten. Mit dem letzten Akt eine ganz neue Figur vorzuführen, um die sich das Interesse schließlich drehen soll, ist so unvortheilhaft wie wir es einem vielbewährten Bühnenpoeten kaum zugetraut hätten. Voltaire's Verhältniß zu Frau von Chatelet, die Intriguen, um die rothe Schleife, das Band des Akademikers, zu erhalten, könnten jeden andern Dichterjüngling in den Vordergrund stellen, wenn die Missen Friedrich Koenig's, Professors der Mathematik zu Berlin, den der Preußenkönig nach Paris schickt um Voltaire an seinen Hof einzuladen, einem

Digitized by Google

Andern als diesem gelten könnte. Diese Figur ist vortrefflich gehalten und in ihrer trocken deutschen, handfesten Ehelichkeit auf dem Salenboden der französischen Bildung als vortrefflicher Gegensatz benutzt. Diese Scenen des Deutschen in Paris — Hr. Keller war als preußischer Professor sehr gut — ernteten und verdienten den ungetheiltesten Beifall.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

° Die in der Allgemeinen Preußischen Zeitung mitgetheilte Loyalitätsadresse welche die Neuenburger an den König von Preußen gerichtet haben, mag an sich nichts Befremdendes haben, wenn man die eigenthümlichen Verwickelungen erwägt, denen dieser kleine schweizerische Staatskörper nach dem so rasch sich entscheidenden Siege der Eidgenossen wahrscheinlich entgegengeht. Das Bedürfniß nach einem engeren und festeren Zusammenschluß mit Preußen, welches dieser Schweizercanton an den Tag gelegt und dem preußischer Seits durch die Aufnahme der Neuenburger Angelegenheiten unter die Rubrik: Inland in der preußischen Zeitung entsprochen werden, wird mit seiner ferneren Zugehörigkeit zum eidgenössischen Verband ohne Zweifel in Conflict gerathen. Auffallen ist aber dabei die Sprache der Allgemeinen Preußischen Zeitung, mit der sie die preußische Ergebenheitsadresse der Neuenburger eingeleitet hat. Diese Sprache ist so sonderbündlerisch und so durchaus im Styl der bekannten Artikel des Journal des Débats und des Östreichischen Beobachters gehalten, daß man die Allgemeine Preußische Zeitung als die würdige Dritte im Bunde gegen die schweizerische Eidgenossenschaft begrüßen kann. Seltsamer Weise sieht auch die Allgemeine Preußische Zeitung in den Siegen der Eidgenossen über die Jesuitenherrschaft in den Sondercantonen nur einen Triumph der „radicalen Partei“ als solcher. Würde denn, kann man fragen, der Sieg des Jesuitenbundes eine willkommene und entsprechende Besiegung des politischen Radicalismus gewesen sein? —

° Der soeben im Druck erschienene Vortrag des Staatsanwalts v. Kirchmann: „die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“ (Berlin, bei Julius Springer), der in der juristischen Gesellschaft zu Berlin gehalten wurde, ist eines der merkwürdigsten Symptome der umwälzenden Bewegung, welche jetzt in die öffentlichen Rechtszustände eingedrungen und darin immer weiter vorwärts treibt. Der Eindruck ist in der That außerordentlich, wenn man hier aus dem Munde eines der ausgezeichnetsten Praktiker eine Ausführung vernimmt, welche an der Wissenschaft der Jurisprudenz nachzuweisen sucht daß dieselbe den Namen einer in der Idee sich begründenden und fortbildenden Wissenschaft gar nicht verdiene und daß sie es mit allen ihren jahrhundertlangen gelehrten Anstrengungen bisher immer nur zu einem todten Schematismus, zu der starren Form des positiven Gesetzes gebracht habe. Sehr treffend ist besonders folgende Äußerung: „Den Reichthum der Individualität muß die Wissenschaft verschmähen, selbst wenn sie ihn erkannt hat. Das positive Gesetz gleicht einem eigensinnigen Schneider, der nur 3 Maße für alle seine Kunden hat; die Wissenschaft ist die gutmüthige Meisterin, sie sieht wo das Kleid drückt, verunstaltet; allein der Respect vor dem Hausherrn läßt sie nur verstohlen hier und da die Naht ein wenig öffnen, einen Zwickel einschieben.“ Was die Rechtswissenschaft als solche erzeugt, sind nach der Ansicht des Verfassers nichts als Formulare zu Rechtsgeschäften und Proceßhandlungen, „eine Menge von Verwahrungen, Belehrungen, Formen und Klauseln, angeblich zur Hemmung des Leichtsinns und zum Schutz gegen Chicane; endlich das Gebäude des gemeinen Processes, voll Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, kurz Alles, nur nicht der Weg, bei seinem Leben zu seinem Rechte zu kommen.“ Gegen den Schluß spricht es Herr v. Kirchmann unumwunden aus: daß die Nation der wissenschaftlichen Juristen überdrüssig geworden sei. Das allgemeine Verlangen nach Geschwornengerichten erkennt er darin als das durchaus volksthümliche und berechtigte Votum auf diesem Gebiet, und die Auflösung der Jurisprudenz in einer freien Volkswissenschaft scheint ihm auch nach der wissenschaftlichen Seite hin als das Ideal unserer nächsten Entwickelung vorzuschweben. —

— Der Herzog von Köthen starb am Gram, sein Volk doch nicht ganz glücklich gemacht zu haben. Er war en miniature ein Autokrat im eigentlichsten Sinne, ein Selbstherrscher aller Köthener. Seine Minister ließ er nicht über die Geschäfte kommen; nicht eigenmächtig, vielmehr eigenhändig arbeitete er am Glück seines Volkes. Er soll Zeit Lebens stark getäuscht und betrogen sein; er starb an den Enttäuschungen darüber, die ihm erst spät wurden. Seine Schwägerin, die katholisch gewordene Herzogin Julie, soll viele Summen bezogen haben; die Jesuiten, sagt man, haben in Köthen eine Winkelloge. Kein Einstpruch Preußens in seine finanziellen Wirren halfen; er hat 3 ½ Millionen Schulden hinterlassen. Dessau und Bernburg, die Erben seines Landes, haben diese Schulden anerkannt. Die Köthner sind also doch nicht ganz unglücklich. Von Schmerz zerrissen, werden sie jedoch jetzt auch noch getheilt zwischen Dessau und Bernburg.

— Der Tod des Kurfürsten von Kassel könnte auf Hessen's Zukunft von Folgen sein. Der bisherige Kurprinz, mit einer Gräfin Schaumburg verheirathet, ist wie es heißt längst gesonnen gewesen diese Ehe zu lösen und sich ebenbürtig zu vermählen. Nur die Rücksicht, die jetzige Familie aus seiner Privatkasse nicht hinlänglich ausstatten zu können, habe ihn davon zurückgehalten. Jetzt ist er Erbe der großen Schätze des alten Herrn; der Entschluß könnte ausgeführt werden. Sind ebenbürtige Erben da, so wird Hessen-Philippsthal, einst Erbe der Krone Dänemark, nicht zugleich in Kassel folgen.

Literatur.

° Der Briefwechsel Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin, (2 Bde. Leipzig, Brockhaus) welcher uns diesen trefflichen Staatsmann und Gelehrten in einem

Digitized by Google

sehr gemüthlichen und ganz plateniſchen tête-à-tête zeigt, iſt in der Geſtalt in der er gegenwärtig dem Publikum vorliegt, der Redaction des in ſolchen Aufgaben ſo faktvoll bewährten Varnhagen von Enſe zu verdanken, der dazu von Alexander von Humboldt die Aufforderung erhalten hatte. Die Freundin Wilhelm von Humboldt's hieß Charlotte Diede. Sie verbrachte die letzte Zeit ihres Lebens in ziemlich bedrängten Umſtänden in Kaſſel, wo ſie ſich von Blumenmachen ernährte, und außerdem durch die Wohlthaten der Frau von Bacherach eine Erleichterung fand, der ſie auch dafür die Humboldtſchen Briefe teſtamentlich vermachte. Die Humboldt'ſche Familie ſcheint lange gefürchtet zu haben daß dem Verewigten ein kleines Ridicule aus der Enthüllung dieſes gemüthlichen Verhältniſſes und Briefwechſels erwachſen möchte, und es ſoll deshalb eine außerordentlich genaue Durchſicht und Sichtung dieſer Briefe hier ſtattgefunden haben. Es kann aber wohl kaum eine würdigere, gemüthskräftigere und liebenswürdigere Haltung geben, als in der ſich uns Wilhelm von Humboldt hier darſtellt. Dieſe Briefe ſind ganz aus jener Reſignatur des abgeſchloſſenen deutſchen Gemüthslebens, das ſelbſt inmitten der bewegteſten Zeiten nur aus ſich ſelbſt ſein Glück und ſein Wehe ſaugt und ſeine ganze Weltgeſchichte in den Beſchäftigungen des Geiſtes und des Herzens findet! —

— Von Alexander v. Humboldt's Kosmos iſt nun ein zweiter Band erſchienen. Das große Werk breitet ſich immer reicher vor unſern Augen aus; vor all dem Reichthum der Anſchauungen, all der Pracht der Einzelnheiten wird es immer ſchwerer, nicht ſowohl den Faden der Betrachtung feſtzuhalten, als vielmehr den Mittelpunkt aufzufinden der dieſen glänzenden Schilderungen und dieſen einzelnen tiefſinnigen Forſchungen den Zuſammenhang gibt. — In keinem Werke der Wiſſenſchaft geht die Ergründung der Weltgeſetze ſo Hand in Hand mit dem Naturgenuß, keines vereinigt ſoviel Klarheit der Darſtellung mit ſoviel Reichthum des Wiſſens, ſelten, iſt eins gleich dieſem der Ertrag eines ganzen großen Lebens. Wir genießen hier die Schöpfung wie das Schauſpiel großer ineinanderwirkender Kräfte, und vermeinen zugleich der ſcheinbaren Willkür des kosmiſchen Lebens auf die Spur zu kommen, ihr die heimlichen Geſetze abzulauſchen. Zu welcher Naturphiloſophie, zu welchem Ertrage für das Geiſtesleben der Menſchheit dieſe poetiſch glänzenden Wanderungen durchs Weltgebäude führen werden, wird ſich erſt beim Abſchluß des großen Werkes ermeſſen laſſen. — Von der Uranologie geht die Betrachtung jetzt näher ein auf die telluriſchen Zuſtände. Kometen, Nord- und Zodiacallichter geben uns den Übergang vom Himmelsraum zur Erde. Wir ſteigen jetzt aus den weiten Ätherräumen mehr herunter in die Lebensluft, auf deren Dichtigkeit, Licht, Wärme und Elektromagnetik die Betrachtung eingeht, die Menſchen als Naturereigniſſe einbegreifend in's Reich des Kosmos. Hinreißend ſchön ſind im zweiten Bande die Naturgefühle der Völker in ihrer geſchichtlichen Entwicklung erläutert. Eben ſo ſchön iſt die Auffaſſung der Literatur, die Charakteriſtik all der Dichter und Denker die in ihren Werken den Ausdruck ihrer Ahnungen und Begriffe vom Weltall und von der Natur niedergelegt. Auch Georg Forſter, der Freund und Lehrer Humboldt's, erhält in dieſer Reihe ſeinen gebührenden Ehrenplatz. Wir hatten freilich ein größeres Geſtändniß über ihn erwartet. „Aber auch dieſes ſo edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches ſein!“ ſchließt Humboldt's Wort über Forſter.

— Von Hieronymus Lorm ſind die Gräfenberger Aquarelle deren erſte Kapitel wir unſern Leſern vorgeführt, jetzt vollſtändig (Berlin, Alex. Duncker) als Buch erſchienen. Mit der Douche und mit der Geſchichte des ungariſchen Barons (Weſchelenz) brachen wir die Kur und die Badezeit in Gräfenberg ab und knüpfen jetzt bei der Schilderung eines eigenthümlichen Balles mit kaltem Kaffee den Verſolg der weitern Schickſale des Badegaſtes wieder an. Der Berliner Doctor, mit dem Danaidenfaß ſeines Räſonnirens, iſt uns in der Umgebung unſeres Jerome Lorm ſchon eine bekannte Figur; andere Geſtalten folgen, novelliſtiſche Skizzen wechſeln mit kurzen Scenen aus der Badegeſellſchaft. Hier wo alles von der Höhe der Kultur herabgeſtürzt wird in jenen Elementarzuſtand, in welchem die Waſſer alle Höhen decken und der Geiſt Gottes — hier der ſcherzhafte Geiſt Lorm's — über dieſen Waſſern ſchwimmt, hier wo die Waſſerfluth recht eigentlich als Sündfluth hereinbricht um die Schäden des erkünſtelten Menſchenlebens fortzuſpühlen, hier kann es auch nicht an freſtlichen Blicken in die Welt der Civiliſation fehlen. Der Verfaſſer iſt unerbittlich wo er geißeln will; mitunter iſt die Unerbittlichkeit ſeiner Satyre nicht ganz frei von einer Art Erbitterung die ſich hartnäckig darin gefällt die Schäden der Welt bloszulegen. Wer da weiß daß ſeine Gedanken mitten im Menſchengewühl meiſtens Kinder der Einſamkeit ſind, wird manchen Mißgriff begreiflich finden. All dieſer bunte Lebensverkehr den uns das Buch vorführt, iſt für ſeinen Verfaſſer in der Wirklichkeit nur eine Fiction, ein künſtlich Schattenſpiel an der Wand. Liegt darin vielleicht der Grund daß manche ſeiner Anſchauungen gezwungen und erkünſtelt ſcheinen? Oder entſchwindet der grübelnden, tüftelnden, raſſinirenden Reflexion in unſerer Zeit überhaupt zu leicht die Harmlosigkeit? — Möchte allezeit ein guter Geiſt Hieronymus Lorm's poeſiereiches Herz bewahren, eine ſanfte Hand ihm über die gefurchte Stirn greifen, damit dieſem Tief- und Scharfſinn jene Grazie zur Seite bleibe die eigentlich zu ſeiner Natur als Antipoden und als Sühne gehört. —

— Guter Humor iſt allezeit ein rares Ding in der argen Welt. Entweder wird die Satyre bitter, oder der Scharfſinn allzu gewetzt, und allzu ſcharf macht ſchartig. Ein gutes lachendes Herz iſt ſehr ſelten in der Literatur. Man ſoll es werth halten wo man es findet. Der Verfaſſer des Struwwelpeter, Heinrich Hoffmann in Frankfurt, durch ſeine vortrefflichen Gedichte ſinnigen Freunden der Poeſie werth und lieb, wie durch jenes humoriſtiſche Kinderbuch weit und breit bekannt, hat einen Band Humoriſtiſche Studien (Frankfurt, 2te. Aufl.) gebracht. Wie der Teufel den Schwanz verlor, wunderſame Heilungen des heiligen Rockes, Stomachika für tafelnde Ärzte (der Verf. iſt ſelbſt Arzt), Medicina politica und die Kartoffelkomödie, ein luſtig Puppenſpiel ſo in China agiret, — all dies bunte Faſtnachtsgezeug des Buches ſei den Leſern beſtens empfohlen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 18. Decbr.

Inhalt: Ein Beſuch in Athen. — Skizzen deutſcher Städte; Prag. — Ein Ausflug nach Preßburg. — Aus Venedig, Mannheim, Straßburg, Wien, Berlin, Stuttgart und Leipzig. — Zur Chronik: Das engl. Parlament; der mecklenburg. Landtag; die baieriſchen Reichsräthe über die Preſſe; Schleswig-Holſtein; der preuß. Ländliche Ausſchuß; Sammlung für Beſeler; die Schweiz; Pierosławski.

№ 51.

Ein Beſuch in Athen.

Aus dem Bericht eines Mitglieds der Geſellſchaft Jeſu.*).

Mit welchen Gefühlen ich im Pyräus einlief, längs den langen Mauern über den Kephiſſus durch den Olivenwald nach Athen eilte und eine Wohnung unter dem Parthenon wählte, darf ich nicht erſt erwähnen; aber die claſſiſchen Gefühle mußten bald den religiöſen Raum machen. Ich fand nämlich einen frühern Bekannten aus Paris, den Grafen C..... welcher eben von einer Pilgerfahrt nach Jeruſalem zurückkehrte. Er war ganz entzückt von ſeinem Aufenthalt im heiligen Lande. Ich nahm an ihm wieder wahr daß eigentlich nur die katholiſche Religion die der Leute vom Stande ſein kann. Denn einem evangeliſchen Grafen würde eine gleiche Begeiſterung nur das Anſehen eines ſpießbürgerlichen Gelehrten gegeben haben; wogegen mir dieſer fromme Legitime wahrhaft ehrwürdig vorkam.

Athen ſieht noch etwas zerſtört aus; doch fehlt es nicht an mehreren bereits ſehr geſchmackvoll aufgeführten Häuſern, von denen ich beſonders das des öſtreichiſchen Geſandten erwähne. Auch erſtehen raſch genug ganze Straßen, ſo daß der neue Theil von Athen bald ein recht anmuthiges Ganze machen wird; obwohl es noch lange dauern dürfte, ehe das alte Athen mit den Schutthaufen der alten türkiſchen Stadt in neue Häuſer und Straßen umgewandelt ſein wird. Es iſt ein großer Fehler daß man nicht dies neue Athen ganz entfernt von dem alten angelegt hat, etwa am Abhang der Berge nach dem Pyräus zu und zwar mit dem ausdrücklichen Verbot die alten Häuſer wiederherzuſtellen. Dies würde das Gute gehabt haben daß die ganze Stadt wie aus Einem Guſſe erbaut werden konnte, der alte claſſiſche Grund und Boden zum Aufſuchen der Alterthümer freiblieb. Übrigens iſt die Lage des neuen königlichen Palaſtes, ganz von pentheliſchem Marmor, ſehr vortheilhaft. Die alten Kirchen ſind meiſt wiederhergeſtellt, die frühern Moſcheen in Kaſernen umgewandelt.

Unverzüglich eilte ich zuerſt nach der Akropolis; ich fühlte mich beglückt durch die Propyläen zu den großartigen Reſten des Parthenon zu wandeln. Leider werden ſie durch eine zwiſchen deren Säulen gebaute ärmliche Moſchee entſtellt, doch wird man einigermaßen begütigt daß die Moſchee dazu dient mehrere hier aufgefundene Bildwerke und Alterthümer aufzubewahren. Sie werden von Veteranen gezeigt denen die Bewachung der Akropolis übertragen iſt. Zu einem ſolchen Muſeum iſt auch der am beſten erhaltene claſſiſche Tempel, der des Theſeus, verwendet, nachdem er wie das Parthenon lange als chriſtliche Kirche gedient hatte. Beſonders merkwürdig war mir das Erechtheum, über welches der kunſterfahrene v. Quaſt und der gelehrte Forchhammer ſo gründliche Forſchungen angeſtellt haben. Der Letztere hat dem ſpitzen Felſenberge, der ſonſt Anchesmus hieß, den Namen Likabettus, den er im Alterthume trug, wieder zugeeignet. Von ihm genießt man einen ſehr belohnenden Überblick von dem zu Füßen liegenden Athen an bis zum

*) Uns durch beſondere Vergünſtigung zu Gebrauch geſtellt. Der Bericht des Commiſ-voyageur der h. Geſellſchaft ſcheint an ſeinen Provinzial oder einen Reſidenten des Ordens an einem europäiſchen Hofe gerichtet zu ſein. D. Herausg.

Digitized by Google

Golf von Ägina, links vom Hymettus und rechts von den Bergen des Isthmus begrenzt, während im Rücken der Pentelikon ſich erhebt.

Doch kein Wort mehr von den hieſigen Alterthümern! Darüber iſt genug geſchrieben; man kann ſich an den deutſchen Gelehrten ſatt leſen. Der Hof und die dieſige gute Geſellſchaft verdienen mehr unſere Aufmerkſamkeit. Eine liebenswürdigere Perſönlichkeit kann man kaum finden, als uns in dem eben ſo wohlmeinenden als fleißig den Regierungsgeſchäften obliegenden König erſcheint. Eben ſo ſchön als liebenswürdig iſt die Königin, an der nichts auszuſetzen als daß ſie nicht katholiſch iſt. Doch darf der Gläubige nie die Hoffnung aufgeben daß es den Bemühungen der Kirche gelingen werde ein erlauchtes oder geiſtig von Gott geſegnetes Haupt zu deſſen eigenem Heil zu gewinnen. Nicht als zappelten wir danach, ſehnten und barmten uns und machten gewagte Anſtrengungen: reif muß die Frucht von ſelbſt werden, und wenn ſie reif iſt, fällt ſie auch von ſelbſt.

Der Hof iſt ſehr angenehm und geiſtreich; ſelten hört man an einem Hofe ſo geſcheut und in ſo vielen verſchiedenen Sprachen reden. Ich hatte Gelegenheit auf einem Balle der Königin und bei einem Mittageſſen bei dem König mich zu überzeugen wie dieſer bereits über das Ganze verbreitete Geiſt am Hofe zu Athen von dem hochgebildeten königlichen Paare ausgeht. Zu bedauern iſt daß der König erſt noch vor einigen Jahren eine Art von Lehrer in dem Profeſſor Brandis angenommen hat, der leider bei allen ſeinen ſonſtigen guten Eigenſchaften ein Ketzer iſt.

Eine große Unannehmlichkeit fand ich hier die ich nicht verſchweigen darf; nämlich daß in Anſehung des Adels bei den am Hofe zugelaſſenen Gäſten kein Unterſchied gemacht wird. Dies kommt daher daß das Königreich Griechenland gar keinen Adel hat. Es iſt etwas Unerhörtes: eine Monarchie ohne Adel! Hier heißen die Nachkommen der Komnenen von denen ich eine ſehr ſchöne Eukelin kennen lernte, nicht mehr Fürſten, ſondern ſchlechtweg Komnenen; die Soutzos, Maurokordatos und Kontakuzenos haben ihren Fürſtentitel hier verloren und nur die Kinder Mauromichalis ſcheinen für etwas höher an Geburt gehalten zu werden, weil ihr Vater unter dem Namen Pietro-Bey von den Türken als Fürſt der Maina anerkannt worden war. Der König hat nicht einmal Kammerherrn, welche nothwendig vom reinſten ariſtokratiſchen Waſſer ſein müßten. Die Königin hat unter ihren Hofdamen — eine Bürgerliche. Dies iſt die freilich ſehr ſchöne Tochter jenes Bozzaris der Miſſolunghi ſo heldenmüthig vertheidigte; allein dies gibt doch meines Erachtens kein Recht ſeine Tochter den anderen Hofdamen gleichzuſtellen, welche aus dem reinſten Adel Derer v. Nordenpflycht und der Grafen v. Wieſenthau ſind. Auch die Herren v. Karadcha, v. Rallys und v. Puttakis gehörten ſonſt zu dem Phanariotiſchen Adel zu Konſtantinopel; jetzt erſcheinen ſie hier als Bürgerliche, und Herr v. Schinas, obwohl Staatsrath, der Schwiegerſohn des deutſchen Herrn v. Savigni, hat ſich ſo weit herabgelaſſen, Profeſſor an der Athenäiſchen Univerſität zu werden!

Eine reine Geſellſchaft de la haute-volée hier zuſammenzubringen iſt durchaus unmöglich. Denn wenn auch ein Geſandter auf Farbe halten wollte, ſo ſieht er doch bei den Andern ſeiner Collegen bald einen deutſchen Gelehrten oder Rath, bald einen Kaufmann aus Frankreich oder England, bald einen bürgerlichen Officier, deren es jetzt ſchon in allen Armeen Europa's gibt, einige auserwählte Gardecorps die ſich excluſiv halten, abgerechnet.

Da ich hier einen ſehr gelehrten Geiſtlichen, einen Mönch aus dem Meteorkloſter in Theſſalien, den Arzt Phykros, kennen lernte, der ſich bei dem Aufſtand der Griechen große Verdienſte erworben; ſo zog ich über die hieſigen Verhältniſſe der gemiſchten Ehen Erkundigungen ein. Der Patriarch von Konſtantinopel hat an dieſem Streit bekanntlich Theil genommen. Ich erfuhr darüber Folgendes. Die Streitigkeiten wegen der gemiſchten Ehen haben in der griechiſchen Kirche etwa zu derſelben Zeit begonnen, zu welcher die Kölniſchen Wirren ausbrachen. Die Veranlaſſung war folgende. Seit der Conſtituirung des Königreichs Griechenland wurden hier Verheirathungen zwiſchen Griechinnen und Fremden die dem griechiſchen Glauben nicht zugethan waren, immer häufiger; die griechiſchen Frauen, heißt es, ſind ſolchen Verbindungen nichts weniger als abgeneigt geweſen. Bald aber ſuchte die heilige Synode zu Athen dem Überhandnehmen ſolcher Verbindungen entgegenzuwirken, zum Theil aus Glaubenseifer, zum Theil getrieben von der Eiferſucht der griechiſchen Männer und der allgemeinen Antipathie gegen die Fremden. Indeſſen hatten die Maßregeln welche die Synode ergriff, einſtweilen nur den Erfolg daß ſich die gemiſchten Paare von den ſtets bereitwilligen griechiſchen Geiſtlichen auf den joniſchen Inſeln und namentlich auf Kephalonia trauen ließen. Deshalb ſcheint der Patriarch veranlaßt worden zu ſein den joniſchen Geiſtlichen die Einſegnung der gemiſchten Ehen

Digitized by Google

durch einen Hirtenbrief zu untersagen. Der Patriarch war nämlich entschieden gegen die Zulassung der gemischten Ehen, weil das Recht der griechischen Kirche sie ganz bestimmt für nichtig erkläre. Der 72. Kanon der sechsten ökumenischen Synode verordnet: »daß es einem orthodoxen Manne nicht gestattet sein solle eine ketzerische Frau zu nehmen, noch einer orthodoxen Frau einen Ketzer; und wenn ein Fall der Art vorgekommen, so solle die Ehe als nichtig angesehen werden und die ungesetzliche Verbindung alsbald aufgelöst werden. Denn was unvermischbar sei, dürfe nicht vermischt, der Wolf nicht mit dem Lamme gepaart, das Loos der Sünder nicht mit dem Theile Christi verbunden werden. Wer aber diese Verordnung übertrete, solle excommunicirt werden.« Und in dem *Πηδάλιον* der griechischen Kirche, einer Sammlung der Kanones mit Erklärungen und Anmerkungen, die im Jahre 1800 zu Leipzig auf Befehl des Patriarchen gedruckt worden ist, findet sich zu dem angeführten Kanon auf Seite 194 folgende Bemerkung: »Möchten die Priester auf den Inseln, und überhaupt an allen Orten wo sich Lateiner, d. h. Katholiken, befinden, vor der Strafe welche die Synode androht, zurückbeben, und in keinem Falle gestatten daß ein Lateiner eine orthodoxe, d. h. griechische Frau, oder eine Lateinerin einen orthodoxen Mann nehme. Denn wie kann eine Gemeinschaft des Lebens zwischen einem Orthodoxen und einem Ketzer (das soll heißen: Katholiken) stattfinden? Und sollten ohne ihr Wissen solche widerrechtliche Ehen auf irgend eine Weise eingegangen werden, so müssen sie dieselben auflösen.« Auch in dem Gesetzbuche für die Moldau (vom Jahre 1816) heißt es §. 91: »Ehen können nicht eingegangen werden zwischen Christen und Nichtchristen, noch auch zwischen Orthodoxen und Nichtorthodoxen.« Ebenso in dem Gesetzbuche für die Walachei (vom Jahre 1817) Theil III. Kap. 16. §. 2: »Es sollen eine Ehe nicht abschließen können Freie mit Sklaven, oder Christen (d. h. griechische Christen) mit andern Glaubensverwandten.« Bei diesem Stande des griechischen Kirchenrechts kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Patriarch Gregorius fest entschlossen ist darüber zu wachen daß gemischte Ehen vor den griechischen Geistlichen nicht eingesegnet werden; um so mehr als in der griechischen Kirche Gewohnheit und Herkommen die gemischten Ehen bisher noch nicht in demselben Maße geduldet haben, als dies in der römisch-katholischen Kirche leider der Fall gewesen ist.

Inwiefern dennoch Lord Ponsonby Ursache hatte sich über die Maßregeln des Patriarchen Gregorius in Beziehung auf die jonischen Inseln zu beschweren, vermag ich nicht zu entscheiden. Indessen glaubte man daß der Patriarch Gregorius deshalb abgesetzt werden, und der Metropolit von Thessalonich an seine Stelle treten solle, eine Veränderung die wenigstens bisher in der Türkei nicht schwer zu bewerkstelligen war. Allein durch den Hattischerif von Gülhane ist es anders gekommen. Den Metropoliten von Thessalonich fürchtete der Patriarch als Nebenbuhler, und entbot ihn zur heiligen Synode nach Konstantinopel, um ihn desto besser überwachen zu können. Der Metropolit ist bereits vorgerückten Alters, aber noch kräftig und frisch. Auf Gelehrsamkeit und Bildung macht er durchaus keinen Anspruch; aber sein praktischer Verstand und seine diplomatische Kunst und Gewandtheit werden allgemein gerühmt.

Sollte er durch englische Vermittelung einst auf den patriarchalischen Thron gelangen, so wird er jedenfalls in seinem Verfahren behutsamer sein, wenn es auch nicht in seiner Macht oder Absicht liegt das Recht der griechischen Kirche in Beziehung auf die gemischten Ehen zu ändern.

Auf das Königreich Griechenland hat diese Angelegenheit weniger Einfluß, indem die griechische Kirche nicht mehr unter dem Patriarchen von Konstantinopel steht, sondern sich von demselben — Dank sei es dem Mitregenten v. Maurer! — emancipirt hat. Die geistlichen Angelegenheiten des Königreichs werden von einer Synode der Bischöfe geleitet, welche kein anderes Oberhaupt der Kirche als die Stifter derselben anerkennen. Eine Kirche aber die kein sichtbares Oberhaupt hat, kann nicht bestehen. Daher auch hier bald die Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu erwarten ist, denn es steht geschrieben: »Es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.« —

Die hiesigen türkischen Bäder und die griechischen Barbiere haben mich sehr interessirt, die ersten wegen ihrer großen Annehmlichkeit, die letzten wegen der ungeschliffenen Manier mit dem sie den Kopf des zu Bearbeitenden auf ihr Knie legen und das große Messer schwingen, als wenn sie den Kopf abschneiden wollten.

Das neue Universitätsgebäude wird prachtvoll. Die hiesigen deutschen Professoren, Roß und Herzog, gefallen sehr und finden hier einen Vorzug, der in der Heimath selten ist; sie haben nämlich keinen einzigen unaufmerksamen Zuhörer, deren es auf jeder deutschen Universität stets so viele gibt. — Auch fand ich es wichtig genug, der Sitzung eines Assisenhofes in Athen

Digitized by Google

beizuwohnen; ſowie ich auch durch die Güte des öſtreichiſchen Generalconſuls v. Gropius Gelegenheit erhielt einer Verſammlung der archäologiſchen Geſellſchaft beizuwohnen.

Überhaupt iſt das diplomatiſche Corps gegen Fremde von ausgezeichneter Artigkeit. Der preußiſche, ruſſiſche und öſtreichiſche Geſandte wetteiferten mir Höflichkeiten zu erzeigen, und auf dieſe Weiſe hatte ich Gelegenheit alle hieſigen Sommitäten und manche fremde Notabilitäten kennen zu lernen.

Doch ich mußte endlich daran denken, von Griechenland mehr als die Hauptſtadt kennen zu lernen. Ich kaufte mir die treffliche Karte von Aldenhoven, einem ehemaligen preußiſchen Artillerieofficier der hier in großer Achtung ſteht, und fing meine Rundreiſen an.

Skizzen deutſcher Städte, von F. Guſtav Kühne.

Prag.

Prag — eine deutſche Stadt? — Sei nur ruhig, braver Tſcheche, mit dem ich Tage und Nächte die alte Stadt der Gräber durchwandert, Kirchen und Klöſter durchſucht, vergilbte Handſchriften durchblättert, um aus den Fetzen alter Herrlichkeiten, aus Schutt und Moder der Vergangenheit herauszuſinden was Böhmiſch an Böhmen war und iſt. Das Leben von heute in Prag iſt ein Palimpſeſt; man kratzt die aufgeſetzten Buchſtaben herunter und findet eine ganz andere Schrift. So hat man auf Pergamenten die Litaneien der Kloſtermönche abgeſchabt und dahinter Schätze der claſſiſchen Welt entdeckt; ſo blättert man von Kirchenwänden noch heute die ſchlechte moderne Tünche herunter und alte Freſcobilder, Engelsköpfe und Heldengeſtalten auf Goldgrund leuchten uns entgegen. Sei nur ruhig, guter Maulwurf, trefflicher Minirer! Ja ich gedenke Dein, hab ein Herz für das große Leid Deines Volkes. Thut ſich doch in dem harten trockenen Boden Deines Landes noch immer hier und da eine Spalte auf, aus der eine Flamme ſchießt deren blaurother Schein wie Huſſitenfeuer leuchtet, zum Zeichen daß unter der Fläche noch der alte Geiſt rumort. Die Geiſter des Volks können nicht ſchlafen. Und doch können ſie auch nicht auferſtehen zum Leben. Oſſianiſchen Geſtalten gleich irren ſie in der nebelhaften Trübe der Dämmerung um. Sie greifen nach der ſinkenden Abendröthe und meinen, da ſei Morgenlicht, aber der helle Schein wird blaſſer und Nacht umfängt ſie. Alter ſtarrer Böhmentrotz! haſt Du nichts weiter als Deine wirren Träume? Dir iſt die Rede verſagt, und ſo kannſt Du aus Deiner Vergangenheit und ihrem blutrothen Glanz Dir keine lichte Zukunft geſtalten! Ich will Dich, armer gequälter Geiſt, nicht zur Ruhe verweiſen, auch wenn ich denken müßte daß Du in der Irre tappſt. Ein geſtürztes Volk hat zu ſeinen Träumen ein Recht, bis es ſich die Fähigkeit erwirbt klar zu denken. Aus der Klarheit des Denkens allein entſpringt die Sicherheit der That. Reib' Dir nur, altes Böhmen, die gramgefurchte Schläfe, das müde Auge und die buſchige Braue! Haſt Du nicht die Sprache für Dein großes Leid, findeſt nicht das Wort das bezwingende für Dein dunkeles Daſein: ſei getroſt, wo die Menſchen ſchweigen und zum Schweigen verdammt ſind, da reden und predigen die Steine!

Und in der That, wenn irgendwo: in Prag, dieſem Sarkophag untergegangener Jahrhunderte, reden und predigen die Steine. Hier iſt die Geſchichte petrificirt, Prag iſt das verſteinerte Herz des böhmiſchen Volkes, jeder Thurm, jede Säule iſt ein Zeuge vom Schmerz ſeines Schickſals. Hier hat jedes neue Menſchenalter nicht anders als auf den Trümmern des vorigen die Denkmale ſeiner Art und Weiſe errichtet, die Kinder einer neuen Zeit nur auf den verwüſteten Gräbern der Eltern ihre Hütten erbaut, jedes Geſchlecht ward hier zum Kain am mitberechtigten Bruder. Die hundert Thürme die hier in die Höhe ragen, wiſſen im Gewirr der Architektur der Stadt kaum noch wes Geiſtes Kinder ſie ſind: die Kirchen mit den huſſitiſchen Keilſpitzen und ſchlachtgerüſteten Sturmhauben jenen römiſche Gebete gen Himmel. Und wenn dir das alles hieroglyphiſch erſcheint, ein verworrenes Chaos ungelöſter Fragen dich anſtarrt, dann überkommt dich, armer Menſchengeiſt, das Weh daß du für dieſe Sphinx kein Oedipus biſt. Wo die Vergangenheit ſo wild, bleibt die bange Gegenwart faſt alle Antwort über eine Zukunft ſchuldig. An ſich ſelber irre geworden, iſt das ſtolze Prag in ſeine ſteinerne Ruhe verſunken; eine Niobe die ſammt allen ihren heißen Thränen ſteif und kalt geworden. Prag war eine wilde, üppige Braut geweſen die um ſich buhlen ließ, mit ihrer Gunſt launiſch und dünkelvoll wechſelte. Und als das Feuer ihrer

Digitized by Google

Leidenſchaft verraucht war, als ſie alt geworden und erſchöpft, ließ ſie es ruhig geſchehen daß man aus ihren Trauringen eine Kette für ſie ſchmiedete. Sie iſt ſeitdem, wie man ſagt, rechtmäßig vermählt, und ſieht doch aus wie eine trauernde königliche Wittwe, eine Jungfrau die nach einer wilden Jugend den Segen eines ehelichen Lebens nie gefühlt und deshalb in ſo ſtarre Trauer verſank. Öſtreich rechtmäßig angetraut, iſt Böhmen nach dem Buchſtaben des Rechtes ſogar ein lediglich deutſches Land, laut Frankfurter Acte ein deutſches Bundesland, wie es ehedem ja auch vom Reiche ein Beſtandtheil war auf welchem ein Kurhut haftete. Als Kaiſer Karl IV. Böhmen zu ſeinem Stammlande machte, gab er in der goldnen Bulle das Geſetz daß jeder Kurfürſt des Slawiſchen mächtig ſein müſſe. Das ſpricht zum wenigſten von einer Übermacht des Slawiſchen im Böhmenlande ſelber, es ſpricht von einer böhmiſchen Großmacht immitten des deutſchen Kaiſerverbandes. Daß der böhmiſche Löwe unter Ottokar nach zwei Meeresküſten, der Oſtſee und der Adria, ſeine gewaltigen Tatzen ſtreckte, Böhmen den Anlauf nahm zu einem europäiſchen Großreich, das klingt wie ein Mährchen aus grauer Zeit. Aber wo iſt die Übermacht des Slawiſchen im Lande ſelber? Pelzel, der Geſchichtſchreiber Böhmens, ſagt, mit der Schlacht am Weißen Berge habe die böhmiſche Geſchichte aufgehört. Hat das böhmiſche Volk damit aufgehört? Polen hat immer wieder auferſtehen wollen mit Blut und Gewalt; man hat ſeine Wildheit mit Standhaftigkeit zurückgeworfen und Polen iſt ohne Anwartſchaft auf ein neues Leben. Böhmen ſteht nicht auf gegen Öſtreich, Böhmen muß eine andere Löſung für ſich finden; die wieder lebendig gewordene Frage: Böhmiſch oder Deutſch ſucht nach einer andern Antwort. Böhmen iſt nicht todt, aber es hat entſetzlich lange geſchlafen. Was möglich war, um alles was böhmiſch hieß auszurotten, iſt unter dem zweiten Ferdinand, dem ſpaniſch geſinnten Habsburger, weidlich geſchehen. Ausgerodete Wälder ſproſſen aber von neuem auf, ſobald es nicht gelungen die Wurzeln mit allen ihren Faſern im zähen Boden zu tilgen. Zwiſchen jener faſt mährchenhaft gewordenen Zeit vom Überwiegen des Böhmiſchen in Böhmen und der heutigen Gegenwart liegt eine feindſelige Wirklichkeit, der hundertfache Fußtritt des Schickſals, deſſen Furchen und Spuren keine weiche warme Hand begütigt. Nach Öſtreichs politiſcher Entſchließung gehört Böhmen zum deutſchen Bunde. Böhmen würde längſt deutſch geworden ſein, wenn Öſtreich deutſcher wäre als es iſt. Böhmen iſt ſchon deutſch geweſen; es war deutſch in ſeiner guten Zeit, unter Kaiſer Karl IV. Auch die eingefleiſchteſten Wlaſtenci von heute nennen die Epoche unter dem luxemburger Karl das goldne Zeitalter Böhmens. Da war kein Streit zwiſchen Deutſch und Böhmiſch; zwei Brudervölker ſchienen ſich faſt ein halb Jahrhundert lang die Hände zu reichen, ohne Groll, ohne Eiferſucht, beide ganz erfüllt von der gemeinſamen Aufgabe zum Heil des Ganzen. Daß der plötzlich ausbrechende böſe Dämon des Landes den ſegensvollen Garten Karls verwüſtete, hat Deutſchland nicht verſchuldet. Was der lichtſcheue Menſchenhaß römiſch redender Prieſter gewollt, was der tückiſche Fanatismus jenes ſpaniſch öſtreichiſchen Ferdinand an Böhmen verübt, was die wälſche Hinterliſt des Machiavellismus vollendet, daran trägt Deutſchland keine Schuld. Böhmen iſt deutſch geweſen in ſeiner goldenen Zeit; nicht blos dem Namen nach, ſondern deutſch in ſeinem beſten Herzpunkt, in ſeiner Geſittung, ſeiner geiſtigen Haltung. Böhmen muß erſt wieder werden was es unter Öſtreich aufgehört hat zu ſein.

Böhmen, ſagt Ihr, hat eine gemiſchte Bevölkerung; wie ſollte es jemals wieder ein ganz ſlawiſches Land ſein können? Ihr zählet auf daß von den ſechzehn Kreiſen die Hälfte deutſch ſei. Ich will annehmen, Ihr wäret ſehr gute Rechenmeiſter, obſchon ich glaube daß nur die drei Grenzkreiſe rein deutſch, fünf andere gemiſcht ſind und der Kern des Landes um Prag herum mit gar wenig deutſchem Element ganz böhmiſch iſt. Auch wenn das tſchechiſche Blut in der Minderheit wäre: hätte es die Kraft in ſich zum ſelbſtändigen Leben, die Kraft und mit der Kraft die Befähigung, und mit der Befähigung die Berechtigung: Euer Rechenexempel würde nichts helfen, Böhmen würde ein unabhängig Böhmenthum erzeugen. Und wer Euch nachrechnen wollte, müßte doch zugleich aufzählen wie dieſe Mehrheit des deutſchen Blutes im Lande zu Stande gebracht worden. Da ſtoßen wir denn gleich auf den großen Kampf zwiſchen dem guten und böſen Geiſt des Landes, auf moraliſche Größen, nicht auf numeriſche. Es kann mit einem Volke viel geſchehen; es kann viel zertreten und zernichtet werden: die Geſchichte Böhmens nach der Schlacht am Weißen Berge weiſt das auf. Drei Viertheile des Landes ſind proteſtantiſch geweſen, haben in der Sprache des Landes, haben böhmiſch zu Gott geſprochen, und dies Böhmiſch war Gott wohlgefällig, es war die Sprache des edlen Huß, die einfach ſchlichte, traulich warme, ungeſchminkte Zwieſprache des guten Herzens und der geſunden Vernunft mit dem Herrn. Drei Viertheile Böhmens waren

Digitized by Google

Schüler von Huſſens Lehre, proteſtantiſche Chriſten, denn im Proteſtiren war Huß Luther's Vorgänger. Drei Viertheile des ganzen Landes! — und in den funfzig Kirchen im heutigen Prag findeſt Du ein einzig in die Enge gequetſchtes, thurmloſes, glockenloſes Bethaus wo Du proteſtantiſch beten kannſt; in allen andern mußt Du römiſch ſein. Heißt nun das: Böhmen germaniſirt haben? Die fanatiſche Gewalt der ſpaniſchen Inquiſition, die Schrecken Roms und wälſche Ränke haben dies Böhmen ſeit jenem Ferdinand germaniſirt! Wenn Ihr, den Henker zur Seite, zählen und rechnen wollt, kommt Ihr nur zu einem falſchen Facit.

Böhmen muß der Zeit gedenken wo es freiwillig deutſch war; ſein goldnes Zeitalter unter dem deutſchen Luxemburger müſſen wir vor ſein ſchläfrig Auge heraufbeſchwören.

Böhmiſch und Deutſch, Deutſch und Öſtreichiſch.

Deutſch redende Tſchechen, ſagt Ihr, ſind keine Tſchechen mehr. Allerdings iſt die Sprache das Volk. Aber dieſe deutſch redenden Tſchechen ſind noch lange keine Deutſche, denn das Deutſch das ſie verführen, das iſt danach! Veröſtreichert ſind die Böhmen jetzt, nicht verdeutſcht, geſchweige deutſch.

Ich fuhr auf der Germania-Bohemia von Dresden in's Land hinein. Eine blonde, ſanfte, ſchmachtende Germania und die feurige Brünette Bohemia ſaßen armumſchlungen in trauter Gemeinſamkeit, — d. h. in Öl gemalt an der Radwand des Dampfſchiffes. Das Schiff iſt ein böhmiſches: die Muſikanten vorn auf der prora vertraten noch beſſer als die gemalte Jungfrau ihr Land. Muſik iſt die beſte Sprache der Böhmen; wenn ſie den Mund zum Reden aufthun, hören ſie auf Böhmen zu ſein ohne Deutſche zu werden, ſie ſprechen wie Öſtreicher. Und dieſes Deutſch mit ſeiner ganzen bäueriſchen Verwahrloſung umſchwirrt uns denn alsbald in vollen Strömen. Das dünne magere Sächſiſch mit ſeinem Accuſativ: ich will Sie ſagen! bleibt beſcheiden in Dresden am Ufer; das fette breite Öſtreichiſch mit ſeinem Dativ: i bitt' Ihne! umgibt uns ſchon am Bord. Aus der Pflege des gefälligen Bedienten kommt unſer Ohr in die Pflege des gutmüthigen Hausknechts. Ich liebe das Öſtreichiſch im Munde des Volkes, aber ich haſſe es im Gegurgel und Geblubber der noblen Welt. Die Sprache die das Volk in Öſtreich ſpricht, klingt mit ſeinen Kehl- und Gurgellauten vollkräftig wie ein Gebirgsſtrom der vom Felſen ſtürzt, oder es klingt traut und lieb wie ein Quell der ſchüchtern im Waldgebüſch rieſelt. Das Deutſch der Wiener Bildung iſt ein ſtehender Sumpf in den die Dialekte aller Landſchaften Öſtreichs münden um drin zu erſaufen. In Gegenden Norddeutſchlands wo ſich das Platt erhielt, hat ſich das Hochdeutſch der Umgangs- und der Bildungsſprache um ſo reiner herausgearbeitet. In Öſtreich hat ſich die Bauernſprache im Salon gemächlich niedergelaſſen, ſich im Fauteuil behaglich ausgeſpreizt und in ſchlaffer Bequemlichkeit allerlei Fremdlaute, ſelbſt weiches Wälſch und näſelndes Franzöſiſch, zu Hülfe genommen um die moderne Blöße mit entlehnten Fetzen zu decken. Und mit dieſem Deutſch der Wiener Bildung hat Öſtreich die Millionen ſeiner ſlawiſchen Völker germaniſiren wollen! Freilich iſt die Sprache das Volk!

Auf dem Deck war eine Geſellſchaft öſtreichiſcher Nobili. Man hat, wenn man ſich in die bequemen Bedingungen des Herkommens fügt, nirgend leichter als unter ihnen zum Excluſiven Zutritt. Man wird als Ausnahme nicht blos geduldet, nicht blos gern geſehen, ſondern ſogar bevorzugt. Macht man deutſche Begriffe geltend, ſo erſcheint man bald wie ein fremdländiſch Wunderthier. Fordert man nicht als Ausnahme, ſondern als eine Regel die Anerkennung von Menſchenrechten, ſo wird man läſtig oder langweilig. Wer ſein Bürgerthum nicht verleugnet, deſſen Stuhl, wenn er aufſteht und ſich entfernt, laſſen ſie vom Kammerdiener abwiſchen, um ſich ſelbſt ſetzen zu können. — Die Cavaliere auf dem Schiffe, denen ich vorgeſtellt war, ſprachen mit Neſtroyſchem Witz von Wiener Tänzerinnen und Griſetten; den Damen war der gemüthliche Scandal ganz amüſant. Ein Standesherr von zahlreicher Familie ſprach ohne Hehl von ſeinen ſchlechten Finanzen im laufenden Jahr; ſeine Pächter in Steiermark ſeien Schlingel. Von dieſen Schlingeln von Pächtern denen die Güter in Öſtreich verfallen, iſt bis zu den polniſchen Juden die den Staroſten in Händen haben, nur Ein Schritt. Die Damen empfahlen dem betrübten Cavalier gewiſſe Einſchränkungen. Er ſagte ganz treuherzig, er habe den Hofmeiſter ſeiner Kinder auf die Hälfte geſetzt; den engliſchen groom für ſeine Pferde, der ihm bei freier Station 1000 Fl. koſte, könne er nicht entbehren. Am Hauslehrer ſparte er aber nur einige hundert Gulden. — Eine ungariſche Dame, eine geborne Fürſtin, ſaß ſtrahlend wie eine Königin auf der Ottomane. Das lichtbraune, üppige Auge der ungariſchen Weiber bei ſoviel Hoheit auf der Stirn, ſoviel ſüdlichem

Digitized by Google

Schmelz der Farben, ſoviel Schwung der Glieder: welch ein Bild, wenn es ſich ſtumm gehalten hätte! Aber das Wieneriſche Deutſch von ſo ſchönen Lippen! Sie begann meiſt franzöſiſch, hielt aber dabei nicht aus, und fiel mit den Andern immer wieder in ihr »Taitſch.« — Sie verſtehen deutſch? hatte ich ſie gleich Anfangs gefragt. — »Ober i ſprech' ſähr ungern taitſch!« ſagte ſie ſtolz und lehnte ſich gemach in den Divan. Sie verſtand ſogar lateiniſch, war lange in Italien geweſen und ſprach mit ihrer Begleiterin ein feines Florentiniſch. Mit ihrem Gatten ſprach ſie ungariſch, mit ihren in Paris erzogenen Kindern franzöſiſch, das Deutſche zu dem ſie ſich in Wien genöthigt ſah, war gut genug »ſier d'Leit.«

Kaiſer Karl der Fünfte ſprach ſpaniſch mit Gott, franzöſiſch mit ſeiner Geliebten, deutſch mit ſeinem Stallknecht.

»Ah, ſagte ſie, ſier an'n Stahlknecht iſt es ſähr ane ſcheene Sprache.«

»Ja, wenn man es wie ein Stallknecht ſpricht!« ſagt' ich. —

Und in dieſer Sprache hat Lenau ſein ungariſch Herz ergoſſen! Im deutſchen Waldlicklicht voll Nachtigallenklang fand er das Echo für ſeine tiefe, jetzt nachtbefangene Seele! — Großer Gott! welch' ein Abſtand in Öſtreich zwiſchen dem was edle Geiſter fühlen und dem was als gäng und gäbe umläuft im Strom der Welt!

Wir fuhren an Schloß Tetſchen und an Schloß Raudnitz vorüber. Die Ariſtokratie iſt nicht immer, nicht überall dieſelbe. Vor zehn Jahren beſucht' ich Tetſchen das dem Grafen Thun gehört. Ich fand das ganze Schloß auf böhmiſchem Fuße, bei Vermeidung von allem was Luxus, modern oder fremdländiſch iſt, das ganze Mobiliar des Hauſes vom Stall hinauf bis zum Empfangzimmer und Familientheater von böhmiſchem Eichen- und Tannenholz; kein Stück Mahagoni, kein Pariſer Fauteuil, keine Schlaraffenbank à la chaise longue, causeuse und vis-à-vis, ſtörte die ſtrenge, keuſche Harmonie dieſes böhmiſchen Schloſſes das ſich in allen ſeinen Einrichtungen, in aller Einzelnheit des Gebrauchs und Bedarfs völlig national hält. Das nahm ich damals für Laune. Jetzt weiß ich daß es einen böhmiſchen Adel gibt der bis auf ſeinen letzten Blutstropfen national ſein möchte. Einer von den Grafen Thun, Leo, legte der Welt auch ſehr wohl in deutſcher Sprache ſein Glaubensbekenntniß ab.

Schloß Raudnitz iſt ein Sitz jener Lobkowitze die ſo vielfach verzweigt ſind mit den düſtern Schickſalen Böhmens. Es ſteht trotz der ungeheuern Einkünfte wie ein rotten borough aus; es leidet noch an der Seigneurwirthſchaft des vorigen Jahrhunderts, wo es ein Schauplatz glänzender Bacchanale war, italieniſche Opernſängerinnen hier einen Harem bildeten. Der Schweiß des Landmanns hat hier unter Flüchen den Boden gedüngt, und der Fluch eines armen Mannes bringt den großen Herren niemals Segen. Der damalige böhmiſche Adel war vielleicht gut öſtreichiſch, die 21 Edelleute ausgenommen die unter Maria Thereſia hingerichtet wurden ohne daß die Geſchichte davon etwas weiß. Gut öſtreichiſch iſt aber noch lange nicht gut deutſch. —

Nach gutem Deutſch lauf' ich nun hier in Prag wie närriſch herum ohne es zu finden. Selbſt beim Bürgerthum ſucht man es vergebens, während doch ſelbſt im polniſchen Lande das Bürgerthum gut deutſch iſt und gut deutſch ſpricht. In den öffentlichen Anſchlägen, auf den Schildern der Häuſer, in den Anzeigen der Blätter — tos is a Taitſch — na a Taitſch ſier'n Stahlknecht! Ich nehme die amtliche Sprache in öffentlichen Erlaſſen keineswegs aus; die Sprache der Regierung, die Geſchäftsſprache, die Sprache des geſelligen Umgangs, alles iſt ein entartet Deutſch. Nicht daß mich der Miſchmaſch mit fremden Wörtern beleidigte! Ein Luxus von Wortfügung wie »Canditorei-Fabrik« auf einem Prager Zuckerbäckerladen ſucht zwar ſeinesgleichen; ſonſt aber iſt juſt die Sucht nach deutſchen Fügungen noch weit ſpaßlicher. Man lieſt in Prag an den glänzenden Läden: Hier kaufen's befugte Fliegen-Tod-Papier. Ein Accouchenr nennt ſich Magiſter der Geburtshülfe. Über die Fabrikanten die ſich Eſſig-Erzeuger nennen würde Vater Jahn ſeine Freude haben. Hier ſind' ich die gedruckte Anzeige einer Roſoglio-Erzeugers-Wittwe, dort mit breiten Buchſtaben an der Stirn eines Hauſes: Bier- und Branntwein-Erzeugungs-Örtlichkeiten. Eine Handlung bietet ihr Okolon aus und meint damit eau de Cologne. Ich zerbreche mir über der Ankündigung einer Nähterin den Kopf; ſie bietet von ihrer zarten Hand Schmieß und Schmießlan, und ſie hat damit um nicht Hemd zu ſagen, chemiſe und chemiſette deutſch eingebürgert. Das hätte faſt den Anſchein von geſuchter Deutſchthümelei, wenn man nicht wüßte daß es an der Erbärmlichkeit der »Trivialſchulen« liegt, wie der Öſtreicher ſeine Volksſchulen nennt.

Ich mußte laut lachen über all die Sprachentdeckungen auf den Prager Gaſſen. Mein Begleiter, ein Mann aus Wien, lachte mit über dies Deutſch der Prager. »Toß tie noch immer Viecher ſind, tos iſt

Digitized by Google

nun 'mal g'wieß!« ſagte der Harmloſe. Er hatte ganz vergeſſen daß er als Öſtreicher gar keinen Grund hatte über einen Böhmen zu lachen. »A falſcher Behm!« war ſein drittes Wort. Er ſagte das ſo gutmüthig daß ich ihm nicht deutlich machen wollte wie tückiſch es ſei ein Volk falſch zu nennen in welchem die Ehrlichkeit mit Gewalt erſtickt wurde. Der Nationalhaß unter den Völkern des öſtreichiſchen Scepters macht ſich in tauſend luſtigen Geſchichten Luft; er iſt gründlich, aber er behält ſeinen Ernſt im Hintergrunde und verpufft ſich in Scherzen. »Ich bin ein Böhm'« — beginnt ein armer Burſch der das Deutſch nur radbrecht, beim Prieſter ſeine Beichte. Weil er ſtockt und ſich weiter beſinnt ſeine Sünden deutſch zu bekennen, nimmt das der Prieſter ſchon für das ganze Geſtändniß. »Ich bin ein Böhm'« — ſtotterte der Arme und ſchwieg. »Nu, 's iſt grad' kaine Sind, aber ſcheen iſt's ah nit!« ſagte der Beichtiger ihn zu tröſten und zu abſolviren.

Man gebe dem Volke ſeine Sprache wieder die man ihm geraubt hat! Erſt dann läßt ſich ermeſſen wozu es ſich entwickeln, und ob es mit Öſtreich gemeinſam dem Deutſchthum einer Zukunft entgegenreifen werde an der wir Alle erſt arbeiten. Seltſam! jeder ſlawiſche Stamm lernt ſehr leicht fremde Sprachen, nur Deutſch wird dem Böhmen ſchwer. Das reine Böhmiſch iſt keineswegs eine häßliche Sprache, ſo wenig wie das Ruſſiſche mit dem es unter den ſlawiſchen Mundarten die meiſte Ähnlichkeit hat. Ein Böhme und ein Ruſſe verſtehen ſich ſehr gut, wenn jeder ſein Slawiſch ſpricht, während der Pole daneben ſitzt und vergeblich lauſcht. Das Böhmiſche iſt wohlklingend. Die vielverſchrieenen Härten mildern ſich im Munde des Böhmen, werden nur verletzend im Munde des Deutſchen dem die Schmiegſamkeit der Zunge fehlt für die halben Selbſtlauter der ſlawiſchen Sprachen. Das Böhmiſche iſt eher weich als hart. Eckig, ſchroff und ſchwer iſt dem Böhmen weit mehr der Deutſche, der Njemetz, wie er ihn heißt. Den Öſtreicher, den Rakauské, wie er ihn nennt, ſchilt er lomatsch in ſeiner ſchwerfälligen Breite; ein Scheltwort das vielleicht dem plattdeutſchen »Lulatſch« entſpricht.

Ein Lulatſch mit ſeinem Phlegma hat einen heißblütigen Tollkopf bezwungen! Was uns die Hiſtorie davon meldet, wird auch durch die Naturgeſchichte des Menſchen erklärlich. Jenes Phlegma nämlich iſt im Beſitz einer unüberwindlichen Stetigkeit und Zähigkeit. Und wo dieſe doch immer mehr paſſiven als activen Kräfte nicht ausreichen, da nimmt das Temperament des Phlegma Elemente zu Hülfe die nichts weniger als deutſch ſind*).

*) Nach dieſen einleitenden Worten erfolgt die Schilderung Prag's im neuen Jahre. D. Herausg.

Ein Ausflug nach Preßburg.

Ich hatte zu meiner freien Verfügung ſechs Tage mit denen ich nach Belieben ſchalten konnte. Ich benützte ſie zu einer Reiſe nach Preßburg, ich entfloh mit leichtem Herzen dem goldenen Käfig Wien um mir das junge rege Treiben in Ungarn ein wenig in der Nähe anzuſehen. Der Kaiſer hatte den Landtag bereits eröffnet. Der erſte Jubel über ſeine ungariſche Eröffnungsrede war halb oder ſchon ganz verraucht; der Zeitpunkt ſchien mir am beſten gewählt um nicht nur den Glanz des königlich ungariſchen Pompes in Augenſchein nehmen, ſondern auch den erſten Verhandlungen der Stände beiwohnen zu können.

Preßburg, am reizenden Ufer der Donau lang hingeſtreckt, iſt eine todte Stadt, eine Leiche, die aber regelmäßig alle drei Jahre zum Leben wiederkehrt. Viel Volk, tüchtige Ritter und ſchöne Frauen ladet ſie ſich dann zu Gaſte. Dann geht es hier ſo rührig und luſtig zu daß man in Wien gar ängſtlich auf das Treiben horcht, manches fromme Kreuz ſchlägt und der Todtgeglaubten ſanften ewigen Frieden erfleht.

In den Straßen hier geht's lebhaft zu. Die Stahlſäbel der Juraten glänzen im Sonnenlicht, die Feder ſteckt ſtolz auf der Mütze, die Sporen klirren auf dem Pflaſter. Es iſt ein wundervolles Koſtüm und ein ſchönes ſtolzes Weſen an dieſen Ungarn.

Ich war des Abends in Preßburg angekommen und meine Blicke ſchweiften an der Donau zurück und hätten gerne das Haus mit dem Balkon erreicht das in Wien an ihrem Ufer ſteht. Des andern Morgens aber fand ich mich pünktlich im Sitzungsſaale ein, um mir einen Platz zu bewahren. Der Raum iſt enge, der Saal einfach und ſchmucklos, die Deputirten der Komitate und Freiſtädte ſitzen an langen grünen Tiſchen. Da gibt's keine Rechte und keine Linke und kein Centrum; Conſervative und Oppoſition bunt durcheinander. Es iſt immerhin ein Zeugniß von der conſtitutionellen Bildung eines Volkes, wenn Menſchen die ſich in Geſinnung und Überzeugung feindlich gegenüberſtehen, mit ihren Leibern ruhige Nachbarſchaft halten. An beiden Enden des Saales ſind erhöhte Sitze für die Juraten angebracht, die hier denken und reden lernen ſollen. Eine tolle übermüthige junge Schaar, gegen deren zuweilen allzu lebhafte Beifalls- oder Mißfallsäußerungen der Präſident oft genug einzuſchreiten gezwungen iſt.

Digitized by Google

Es waren deren mehr als tausend zugegen, tausend junge Studierende. Nicht ein einziger von ihnen trug eine Brille! Das war die erste Bemerkung die ſich mir aufdrängte als ich ihre Reihen überblickte. O, meine Brüder, Ihr armen deutſchen Studenten! Iſt es bei Euch wirklich das Leſen der Bücher bei kärglichem Talglicht, das Wühlen in vergrabenen Geiſtesſchätzen was Euch ſo früh zu Maulwürfen macht? Dieſe jungen Magyaren haben freilich wohl mehr geritten und gejagt als Collegien gehört; aber wohlthuend iſt es zu bemerken wie tief ihre Bildung in Bezug auf Politik und vaterländiſche Intereſſen iſt. Es gibt auch unter ihnen Parteien, aber die Oppoſition gegen die Regierung bildet die weit überwiegende Zahl. Über Hetzen und Jagen haben ſie nicht vergeſſen wie man ſie hetzen und jagen würde, wenn ſie ſich nicht zur Wehre ſetzten. Lieſt der deutſche Student in Jena, in Heidelberg noch immer Plato's Republik in der Urſprache und vergißt an die Wirklichkeit zu denken?

Auch dadurch unterſcheiden ſich die Sitzungen der ungariſchen Stände von andern daß die Redner von ihren Sitzen aus und von keiner Tribune herab ſprechen. Abgeſehen davon daß dies mehr republikaniſchen Charakter an ſich hat, gewährt es noch einen großen Vortheil. Oft hat ein Mitglied über einen Gegenſtand nur einige Worte zu bemerken. Das Beſteigen der Tribune ſtellt an den Redner die ſtillſchweigende Forderung eines größern bedeutendern Vortrags. So wird oft das weniger Bedeutende ciceroniſch und ſyſtematiſch langweilig ausgebreitet, während einige treffende Worte, vom Sitze aus geſprochen, ihren Zweck beſſer und ſchneller erreichen.

Die Deputirten der Geiſtlichkeit und die Mitglieder der königlichen Septemvialtafel ſitzen an der einen Langſeite des Saales auf einer Eſtrade, wo auch der Präſident ſeinen Sitz hat. In den Fenſtervertiefungen haben die Journaliſten ihre Plätze. Zwei Galerien ſind für das übrige Publikum beſtimmt.

Dies das äußere Bild der ungariſchen Ständeverſammlung. Zum Verſtändniß der Verhandlungen bleibt dem der Landesſprache nicht Mächtigen als alleinige Zuflucht die Preßburger Zeitung. Doch kann ſie nur das Zahmſte und dies nur in Bruchſtücken dem Publikum bringen. Der tüchtige und geſinnungsvolle Redacteur Adolf Neuſtadt lebt in einem ewigen Guerillakrieg mit ſeiner Cenſur und es gehört viel Humor dazu den Humor dabei nicht zu verlieren. Hier hilft kein Takt, keine Berechnung; die Seele eines Weibes und eines Wiener Cenſors ſind nicht zu ergründen.

Max.

Briefwechſel.

Aus Venedig, im December.

[Das Haus Dandolo; Cantu als Plagiator; Heinrich Stieglitz; artesiſche Brunnen.]

L. Die kaiſerliche Marine hat bald nach dem Erzherzog Friedrich auch ſeinen Nachfolger, den alten Grafen Dandolo, verloren. Mit ihm fällt der vorletzte Zweig des mächtigen Stammbaumes einer der berühmteſten Familien Europa's, deren Wurzeln ſich zweifellos bis zur Zeit des trojaniſchen Krieges nachweiſen laſſen, wo ein Danlo, Freund und Geſchäftsführer Antenor's, nach Italien kam und hier der Vater eines Geſchlechtes wurde deſſen Glieder ſich bis auf den heutigen Tag durch Tapferkeit und thatenreiches Leben auszeichneten. Dandolo wird mit Recht zu den Patriziern Venedigs gezählt, denen man das Verdienſt der Erbauung der Lagunenſtadt zuſchreibt, da Zeno Daulo im Jahre 421 aus Padua nach Venedig kam und zum Conſul ernannt den größten Theil der Arbeiten ausführte. Die Richterwürde die er zugleich bekleidete (a dando jure) gab ihm den Namen Dandolo. Sylveſter Dandolo, der jetzt Entſchlafene, war zur Zeit der letzten Venezianer Seeſchlachten ſchon Officier der Republik, und diente unter dem letzten Venezianer Admiral Angelo Emo in allen jenen rieſenhaften Unternehmungen die ſpäter ſo verkannten Mannes gegen die Barbaresken. Kaiſer Franz erwählte ihn nach Übernahme der lombardiſch-venezianiſchen Staaten, die bronzenen Pferde aus Paris zurückzubringen, um ſo das große Geſchenk eines Dandolo aus Feindeshand wieder durch einen Dandolo der Stadt zuzuführen. Der Verſtorbene hinterläßt einen bejahrten kinderloſen Sohn und eine unvermählte, ebenfalls ſehr betagte Tochter, mit deren Hinſcheiden der ruhmgekrönte Heldenſtamm ausſtirbt, der Jahrtauſende hindurch große Männer jedes Faches, ausgezeichnete Vorſteher des Staates, vier regierende Fürſten, zahlreiche Procuratoren, Prälaten, Generale und Senatoren geliefert hat. Sonderbarer Weiſe ſtarb der Vicеadmiral gerade einen Monat nach dem Tage wo er als neuerwähltes Oberhaupt der Marine, den Sarg des jungen Helden von Saida zur Gruft begleitete.

Ein merkwürdiger Fall, in jedem Sinne dieſes Wortes, hat ſich in der letzten Zeit in der literariſchen Welt Italiens ereignet. Cantu, der Polyhiſtor und Verfaſſer der bereits in 7 Auflagen erſchienenen Weltgeſchichte, wird plötzlich durch die treffliche Kritik eines Mailänders, Giovini, aus ſeiner mühſam errungenen Höhe der Unſterblichkeit unrettbar herabgeſtürzt. Sein letztes Werk, eben dieſe voluminöſe Weltgeſchichte, wird als bloße Überſetzung aus dem Deutſchen (v. Johannes Muller) nachgewieſen, eine Unzahl der gröbſten Fehler in einem Werke veröffentlicht dem gleichzeitig immer mit dem Erſcheinen eines neuen Bandes der Geſchichte ein neues Bändchen Kritik folgte, der es denn auch vollkommen gelingt die Pfauenfedern auf das ſchmerzlichſte dem Raben aus dem Leibe zu reißen, und überdies noch zu beweiſen daß er ihre Benutzung und Vertheilung nicht einmal verſtanden, daß er die Schweife ſedern ſich auf den Kopf, die Kopfedern auf den Schweif geheftet habe. Ich werde hierüber dieſer Tage Näheres mittheilen, da ſolch ein unerhörter Fall auch unſer gelehrtes Deutſchland intereſſiren dürfte. Einſtweilen iſt Cantu's Ruf, wie es ſcheint, verloren*).

*) Der berühmte Cantu war es der auf dem Congreß in einer

Digitized by Google

Die „Erinnerungen an Rom“ von Heinrich Stieglitz sind bereits beendet und der Presse übergeben. Unser Vaterland wird in diesem Werke eine treffende, schön geordnete Übersicht der Zustände im Kirchenstaate erhalten. Reisende aus Mittel- und Südtalien bringen uns die Verschreyung der größten Ruhe bis auf die kleine Veränderung im Toscanischen wo seit Einführung der guardia civica die Poststraßen unsicher geworden sind, und die Eilwagen ausgeplündert werden. Jedoch geschieht auch dies mit dem größten Maß, da sich noch nie bei ähnlichen Leistungen der Communisten (denn nur solche können es sein) ein Mord ereignet, sondern nur durch freundliches Ersuchen bewaffneter Horden das Geld den Reisenden abgenommen wird, um das Gleichgewicht zwischen plus und minus herzustellen.

Die langwierige Verhandlung über die Brauchbarkeit der artesischen Brunnen hat hier endlich nach vielfachem Auf- und Abschwanken die Erklärung der Gelehrtencommissien erlebt daß das Wasser nicht trinkbar wäre, und somit verlieren wir auch diesen Nutzen, den Venedig der neunten Naturforscherversammlung zu danken hoffte. Die Naturforscher waren schon so freundlich gewesen das Wasser für trinkbar und der Gesundheit nicht nachtheilig zu erklären.

Aus Mannheim, d. 4. December.

[Landtag; Landwehr und Soldatengeist.]

△ Die politische Thätigkeit welche hier allenthalben herrscht, ging jetzt auf Vorbereitungen zum Landtage der in einigen Tagen zusammentritt. Alle unsere Blätter sind mit Entschiedenheit für die Einführung eines Landwehrsystems aufgetreten. Wir müssen besonders der hiesigen „Abendzeitung“ erwähnen, welche schon vor mehreren Monaten diese Frage wiederaufnahm. Wir dürfen mit Recht auf die Erfüllung dieses Wunsches rechnen, da uns von Seiten der Regierung bereits im Jahre 1841 ein dahin zielendes Gesetz versprochen wurde. Seit jener Zeit hat man stets sich mit Mangel an Zeit zur Abfassung dieses Gesetzes entschuldigt. Wie wichtig für unser Baden eine Landwehrverfassung wäre, beweist schon die Lage unseres Landes das eine so ausgedehnte Seite dem feindlichen Angriffe bietet, mit seinem geringen stehenden Heere nicht im Stande ist diese Linie zu vertheidigen. Eine Vermehrung dieses stehenden Heeres hieße wahrlich die Last die unser Land durch den ungeheuren Kostenaufwand schon jetzt zu erleiden hat, noch erschweren. Überhaupt kann ich mich mit der Ansicht nie vereinigen daß das stehende Heer einen so hohen Schutz für das Land böte, sondern huldige mit Leib und Seele der Behauptung: des Volkes Arm ist des Landes Wehr! In diesem Sinne dürfen wir ein Werk begrüßen, welches hier im Verlage von Fr. Bassermann erschien: „Stehendes Heer und Volkswehr, ein Beitrag zur Bewaffnungsfrage der Gegenwart von einem deutschen Officier.“ Dies Werk enthält eine geschichtliche Darlegung, wie das stehende Heer entstand und wie sich stehendes Heer und Volksheer in ihrer schützenden Macht gegeneinander verhalten. Es weist nach daß letzteres immer siegend auch gegen die Übermacht des ersteren blieb, wenn Nationalsinn den Kampf bedingte und daß nur zu Eroberungszügen stehende Heere besser waren. Da wir aber Gott sei Dank! nicht mehr zu den Völkern gehören welche auf Eroberungen ausgehen, so ist der Zweck einer jetzigen zeitgemäßen Militärverfassung einzig und allein: Schutz des Landes. Und dieser wird nicht durch die Evolutionen des Exercierplatzes, sondern durch den nationalen Sinn der Kämpfenden erzielt. Welcher Nationalsinn aber beseelt in unseren stehenden Heeren die Officiere? — Nur der welcher für sein Eigenthum, für seine Familie, für seine Freiheit kämpft, ficht treu für sein Vaterland, nicht aber „der auf Erden hat sein bleibend Quartier.“

Was ist's das stehende Heere zum Kampfe treibt? — Der Ruhm, nicht das Vaterland und dessen Söhne die die Felder bebauen. Im Frieden mögen unsere adeligen Soldaten wohl bei einer Parade recht beschaulich aussehen, auch wohlgefällig mit herabgelassenem Säbel durch die Straßen klirren; allein sie sind nichts weiter als Söldner, wie jene Wallenstein'schen Kürassiere, welche dem dienen der zahlt, und heute für, morgen gegen die Sache kämpfen. Soldaten dieser Art passen in das Mittelalter, passen zu Wallenstein's Lager, nicht für unsere Zeit. — Welche Wuth daher das Werkchen dieses deutschen Officiers (der ein Major in würtembergischen Diensten sein soll) bei unserem Soldatenadel erregte, läßt sich leicht denken! Die Meisten verwarfen es sogar, ehe sie nur in's Buch geblickt hatten; denn es erschien ja im Verlage von Fr. Bassermann! — „Was kann da Gutes herkommen?“ war gleich der erste Urtheilsspruch der hiesigen Parteiwuth. — Ein badischer Hauptmann welcher sich durch die Herausgabe einer zusammengetragenen „Geschichte der Taktik“ einen etwas untergeordneten Namen in der Militärliteratur erworben, — denn man lobte nur die Kühnheit, mit einem solchen Werke in die Welt zu treten; — hat es übernommen dieses Werk in der deutschen Vierteljahrsschrift zu widerlegen. Wir werden in unserem nächsten Berichte darauf zurückkommen.

Aus Straßburg, d. 23. November.

[Der Bildhauer Friedrich.]

✝ Ein Besuch in Friedrich's Werkstatt gibt mir Veranlassung Ihnen zu schreiben. Vom Bildhauer Friedrich ist bekanntlich das Standbild Turenne's vor unserer Stadt und das Meister Erwin's bei Steinbach im Großherzogthum Baden. Ein Bekannter des Künstlers führte mich zu ihm, um mir seine neue Arbeit, das Standbild des Bischofs Hüld, zu zeigen. Dasselbe ist etwa zehn Fuß hoch, aus einem einzigen rothen Sandsteinblocke gehauen. Die Züge Hülfens sind voll Ausdruck und Leben, sein langes Gewand mit den Falten vortrefflich ausgeführt. In der Linken hält er ein Modell der von ihm erbauten Thurmspitze des Straßburger Münsters; mit der Rechten deutet er darauf hin, als wolle er sagen: „seht her, das ist mein Werk!“ In seinem Antlitz liegt ein seliges Selbstgefühl; es sieht uns wirklich zu ihm hin. Zu den Füßen der Statue liegt ein Riß des Straßburger Münsters bis zu seiner Thurmspitze; das große Werk wird damit jedem verständlich. Diese Arbeit Friedrich's ist das Product von anderthalb Jahren. Es war ursprünglich für die Stadt Köln bestimmt. Friedrich war bereits nach Köln beschieden, hatte dort dem Platz in

---

patriotischen Rede an die Eisenbahnen den Gedanken der Einheit Italiens knüpfte. Er ward vorgeladen, entlassen und ging seiner Pension verlustig. Die gerühmte deutsche Gründlichkeit wird hoffentlich die Anklage des Plagiats näher nachweisen. D. Herausg.

Digitized by Google

der Nähe des Domes gewählt; man trug ihm nun auf, einen Plan für das Piedeſtal zu entwerfen und bald ſandte der eifrige Künſtler auch dieſen ein, einen einfachen, geſchmackvollen Entwurf, ganz angemeſſen dem Standbilde ſelbſt. Es vergingen Monde, ohne daß man dem Künſtler Nachricht gab trotz wiederholter Anfragen in Köln. Plötzlich erfuhr er daß ein Baumeiſter Köln's ebenfalls einen Plan zum Piedeſtal vorgelegt habe und daß man ſich ſtreite, welches das paſſendere ſei. Friedrich entzog den Kölnern ſein Werk und ſchenkte es den Straßburgern. Iſt das vielleicht auch ein Stück vom Kölner Klüngel?

Aus Wien, d. 3. December.

[Hurter, Holbein, Prechtler, Hügel, Bauernfeld, Stadion, Salm; Journaliſtik.]

△ Herr Hofrath Hurter iſt dazu auserleſen die aus der Urſchweiz geflüchteten 14 Jeſuiten hier zu empfangen und ihnen entgegenzuwedeln. Hurter iſt dazu wie gemacht und hat den richtigen Schweif und Wedel dazu. Die eidgenöſſiſchen Siege in der Schweiz, die hier mit äußerlich ſtillem, aber innerlich lautem Jubel aufgenommen wurden, geben uns jedoch die Zuverſicht, die uns ſelbſt bei einer Jeſuitenüberfluthung Wiens unſere Zukunft nicht irre macht. In Indien treibt man bei den Jagden eine Maſſe Wild auf Einen Fleck zuſammen. Vielleicht iſt Wien für Europa ein ſolcher Fleck.

Herr von Holbein hat ſich wiederholt vergebens bei der Cenſur um die Erlaubniß zur Aufführung der „Valentine“ von Freytag beworben. Dagegen aber dürfen ſich die Kräfte eines Anſchütz und Löwe an „Adrienne“ abarbeiten, dem neueſten Werk Prechtler's, dem neueſten theatraliſchen Panegyrikus des Serviliſmus.

Gegen die Broſchüre des Baron v. Hügel ſoll eine Schrift erſchienen ſein als deren Verfaſſer man Bauernfeld nennt.

Graf Stadion iſt laut Wiener Zeitung vom 1. December officiell zum Oberſtburggrafen von Böhmen und Gubernialpräſidenten ernannt. Graf Salm, heißt es, kommt nach Triest.

Aus der Geſtattung zweier neuen Journale zum künftigen Jahre ermeſſen Sie welcher Art unſere Fortſchritte ſind. Es iſt eine Damenzeitung von Hermann Meynert (aus Dresden, dem langjährigen Berichterſtatter in der Bäuerle'ſchen Theaterzeitung), und ein italieniſches Blatt II poligrafo, jenes für Toilette und Amüſement der Damen, dieſes zur Beförderung der wälſchen und zur Vernachläſſigung der deutſchen Sprache. Siegmund Engländer's vortreffliches Unternehmen, der Salon, kämpft ſtark mit der Cenſur und weiß nicht recht, ſoll es dieſer erliegen oder an der faulen Gleichgültigkeit des noblen Publikums abſterben. Das dritte Heft brachte abermals einige ausgezeichnete Sachen. Der Salon wird entweder in Deutſchland ſein Publikum ſuchen müſſen oder, falls er hier zugänglich werden will, mehr Miſchmaſch bringen.

Bisher durfte blos die Wiener Zeitung bezahlte Inſertionen aufnehmen. Jetzt iſt auch auf die Theaterzeitung, den Humoriſten und noch zwei andere Blätter dies Privilegium, Geld zu verdienen, erweitert. Dies ſind unſere Fortſchritte.

Aus Berlin, d. 10. December.

[Joſeph Haydn auf der Bühne; die Papiere der Frau Paalzow.]

(✲) Eine Neuigkeit des königlichen Theaters: „Joſeph Haydn“, Luſtſpiel in vier Akten von Dr. Lubarſch (L. Schubar), zog uns durch den Titel und durch die Möglichkeit eines dramatiſchen Intereſſes, das ſich dem perſönlichen Leben des großen und charaktervollen Tondichters von vorn herein zutrauen ließ, in's Schauſpielhaus. Wir hatten aber hier abermals Gelegenheit zu bemerken daß es nichts Traurigeres und Unwürdigeres gibt als den Mißbrauch großer Namen und Perſönlichkeiten zu theatraliſchen Zwecken und Effecten, wo es dem Verfaſſer ſolcher theatraliſchen Spiegelfechtereien durchaus nicht darauf ankommt ein bedeutſames Charakterbild nach ſeinem inneren und äußeren Recht und mit der Kraft der poetiſchen Wahrheit zu geſtalten, ſondern wo die anlockenden geſchichtlichen Namen und Kleider nur als Wirthshausſchilder dienen, hinter denen nichts als das allergemeinſte und ſchaalſte Treiben ſich verbirgt. So fanden wir denn auch hinter dem Wirthshausſchild: Joſeph Haydn nichts als die alltäglichſten deutſchen Theaterfiguren, wie ſie zu den conventionellen Typen der Poeſieloſigkeit der heutigen Bühne gehören, aber in einer Weiſe zurechtgemacht, die noch weit hinter dem herkömmlichen Mittelgut zurückbleibt. Dem Verfaſſer fehlt alle dramatiſche Erfindung und Charakteriſtik, und wenn er überhaupt nur ein klareres Bewußtſein über das Grundweſen dramatiſcher Anlage und Darſtellung hätte, würde er nicht ein Stück geſchrieben haben worin der angebliche Held eigentlich nur als untergeordnete Nebenperſon verbraucht wird und nur zur Schablone dient, durch welche eine ſchlechte und bedeutungsleere Intrigue in den langweiligſten Zügen ſich malt. Da ſollen denn Stati aller eigenen ſchaffenden Kraft wieder die vermaledeiten Zeitanſpielungen und oppoſitionellen Tagesſtichwörter ausheljen, die kaum noch plumper mit der Thür in's Haus gefallen ſind als in dieſem Stück, in das ſie gar nicht hineingehören. Die Aufnahme welche dieſe verfehlte Arbeit hier fand, war freilich entſcheidend genug, und kann uns der Mühe überheben, an ſeinen Unwerth noch eine weitere kritiſche Zergliederung zu ſetzen. Dennoch wollen wir die Intendantur nicht tadeln daß ſie auch auf ſolche Stücke die Mühe des Einſtudirens verwenden läßt; ſie ſollte nur noch vielmehr darauf bedacht ſein den Erzeugniſſen der originalen dramatiſchen Literatur eine Renn- und Wettbahn zu eröffnen, auf der ſich die Kräfte prüfen und je nach ihren wirklichen Erfolgen behaupten können. —

Unter dem Nachlaß der verſtorbenen Frau Paalzow hat ſich ihr vollſtändig geführtes Tagebuch (welches ein übrigens ungemein einfaches und ſehr wenig verwickeltes Leben entfaltet) und ihr reichhaltiger Briefwechſel mit ihrem Bruder, dem verſtorbenen Profeſſor Wach, gefunden. Der Jugendfreund der hingeſchiedenen Dichterin, Dr. Spiker, hat dieſe Papiere zur Durchſicht und etwaigen Herausgabe an ſich genommen. Es ſoll ſich jedoch nur ſehr wenig darunter für die Öffentlichkeit eignen, und dann würde man in der That gut thun, nicht die künſtlich getriebene Nachlaßliteratur, die jetzt den Büchermarkt überſchwemmt, noch zu vermehren. Die Verſtorbene war ein edler, einfacher und wahrhaft menſchlicher Charakter, und da ihr Nachlaß ſich jetzt nicht in der geſchickteſten und verſtändigſten Hand befindet, ſo würden wir

Digitized by Google

es für weit glücklicher und am meisten in ihrem Sinne halten, wenn mit ihren Papieren und Briefen gar keine Ostentation nach ihrem Tode getrieben würde.

Aus Stuttgart, Anfang December.

[Gesellschaft, Kunst, Theater.]

† Bei uns geht Alles seinen einfachen Gang. Die Weinbauern, deren Hoffnungen ein kalter Septemberregen ertränkt hatte, sind mit einem überraschend reichen Ertrage beschenkt worden; ungefähr die Hälfte der Summe vom vorigen Jahre wurde umgesetzt, und gehen Gelehrte und Gewerbtreibende nach wie vor mit altväterlicher Gemüthlichkeit um halb Sieben in's Kneiple zum Schoppen. Die rasche Entwicklung des Schweizerdrama's hat uns beruhigt, und man wendet sich mit bequemer Sammlung dem bevorstehenden vaterländischen Landtage zu. Dessen Opposition scheint indeß in geschlossenen Reihen aufmarschiren zu wollen. Die Schauspieler lernen langsam ihre neuen Rollen und spielen mit Bequemlichkeit die alten. Die Kunstschüler zeichnen nach den Gypsabgüssen des Professor Wagner, des Künstlers der Königssäule, und malen unter Aufsicht des Professor Rustige Küchen und Bierschenken in Öl. Aloys Schmitt kündigt wiederholt Vorlesungen über die Ästhetik der Musik an; die Abonnementsconcerte locken durch Mozart und Bethoven Schaaren von Hörern in den Redoutensaal; die haute-volée stürzt von einem Balle zum andern; die Gesellschaft des Museums langweilt sich; einige beschiedene Bürgervereine spielen Kotzebue's Almanachskomödien zum Ergötzen ihrer Familien; die Bauern am Neckar aber träumen viel von einer großen Erbschaft aus Siebenbürgen wie früher von einer solchen aus Holland. Ein geborner Württemberger nämlich, Weiß aus Rottweil, soll als Bischof in Siebenbürgen 1793 gestorben sein und fünf Millionen hinterlassen haben. Welche Aussichten für alle Weiße am Neckar! Alle möglichen und unmöglichen Schritte werden versucht zum Besitz zu gelangen, und — endlich findet sich daß Siebenbürger Weiße einen Bischof Weiß, der in Rothwell (in Baden) 1793 sehr reich gestorben sein soll, beerben wollen. Es wird ermittelt daß 1793 ein Pfarrer Namens Weiß starb, und — nichts hinterließ. Gleichzeitig schreibt der jetzige Bischof aus Siebenbürgen daß die Bischöfe in Ungarn nicht so glücklich seien fünf Millionen zu erübrigen. —

Auch uns hat ein Trauerfall bewegt. Glück und Unglück reichen sich oft schnell die Hand. Dr. Bardili, ein gelehrter Mann, Diakonus in Urach, trug sich jahrelang mit dem Wunsche, Bibliothekar an der hiesigen königlichen Bibliothek zu werden. Er wird es, verfällt in Trübsinn und — stürzt im Neckar. Er wurde in Canstatt, eine Stunde von der Residenz, begraben. Gleich darauf stellen sich zwei Canstatter Bürger bei der Behörde und verlangen bringend, ihn wieder auszugraben: „der Selbstmörder liege neben ihren Verwandten!“

Außerdem haben wir auch eine lustige Todte gehabt, die dreiwerteljährige Theaterzeitung von Koffka, deren Redacteur von der königlichen Theaterintendanz einen monatlichen Gehalt von 50 Gulden empfing. Sie ist eingegangen, wenn man diese Metapher hier anwenden darf; gelesen wurde sie nur von den jungen Literaten die sie schrieben, und von einigen Schauspielern welche darin gelobt wurden. Von der Theaterzeitung komm' ich zum Theater. Es brachte für Mendelssohn-Bartholdy einen Nachruf in das dunkle Reich. Einem Prologe, gedichtet von F. Löwe, gesprochen vom Regisseur Grunert, ging ein Adagio religioso von Mendelssohn-Bartholdy voran und folgte der ewig junge Sommernachtstraum, mit besonderer Sorgfalt eingeübt und nun zum dritten Male mit Rundung gegeben. Eine andere, musterhaft durchgeführte Vorstellung war die Braut von Messina, zu Schiller's Geburtstag, mit einem Prologe von Dingelstedt, gesprochen von Maurer. Das Ensemble der Chöre machte durch Präcision, durch angemessene Vertheilung von Arsis und Thesis, von Bewegung und Ruhe eine weit glücklichere Wirkung, als man sonst bei dieser Aufgabe gewöhnt ist. Außerdem sahen wir eine Wiederholung von Strafford, und eine erste Darstellung des „Traum ein Leben“ von Grillparzer; das Stück fand wenig Anklang, obgleich die Aufführung gelobt wurde. Von ältern Sachen hatten wir zweimal die Blüthe und Quintessenz der Familiengemälde, die alten Jäger von Iffland, ein Festspiel für Maurer, in welchem jeder Zoll ein Oberförster, jeder Zoll ein Maurer. Wenn wir nebenbei manches Geringfügige und selbst Verwerfliche im Genre der Posse und des französischen Intriguenstücks „zum ersten Male“ sahen, so lag das wohl in der Nothwendigkeit, die Debüts des Hrn. Meixner der besonders in diesen Sachen wirksam ist, zu bewerkstelligen. So erlebten wir den „Consistorialrath“, „die Pulververschwörung“, „zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten“ (von Deinhardstein), und „die Maskerade im Dachstübchen“, von Meixner selbst aus dem Französischen übersetzt. Die Glanzpunkte seiner Leistungen waren unter rauschendem Beifall der verwunschene Prinz und Dr. Mespe. — Hr. Moriz brachte zu seinem Benefiz „das Weib aus dem Volke“, welches wir schon vor zwei Jahren durch eine kleine reisende Gesellschaft kennen lernten, die sich während des Theaterbaues als Volkstheater hier angesetzt hatte. Mit Frln. Broge von Karlsruhe ist das seit zwei Jahren erledigte Fach der Frln. Studenrauch besetzt, und der Intendant wird nun seinen Geschmack in der Wahl des höhern Drama's noch sicherer bekunden können. Unser Grunert ist eine Säule der Hochtragödie in Deutschland. Freilich sind nicht alle unsere Schauspieler und Schauspielerinnen Künstler ersten Ranges; wir haben 1) eingerostete die eben benutzt werden, wie sie sind; 2) flüssige, tüchtige Kräfte, von Enthusiasmus gehoben, von Bildung gezügelt; 3) Anfänger, die mehr und weniger hoffen lassen, — und noch einige Andere. In welche Klasse Fräulein Broge gehört, weiß ich noch nicht; vielleicht in alle drei, vielleicht in keine von ihnen. Wir sahen die schöne Dame als Griseldis, Donna Diana, Marianne, Miranbolina und Amalia in den Räubern. — Frln. Schäfer ging als Goethe's Klärchen über die Leistungen, die sie uns bis jetzt in diesem Genre gegeben hat, hinaus. — Frau Dessoir that sich als Mutter in der Braut von Messina hervor; sie hat schöne Mittel für solche Rollen, und wird Vortreffliches leisten, wenn sie mehr Ruhe und Maß gewinnen kann. — Eine Anfängerin, Frln. Siber, die seit einem Jahre in kleineren Rollen thätig war, erregte in der Rolle der Lady Claypoole in Cromwell's Ende viele Hoffnungen für ihre künstlerische Zukunft; man erkannte die unmittelbare Einwirkung eines erfahrenen Lehrers. Herr Löwe hatte als Strafford, Egmont, Percival, Karl Moor, Don Manuel, Anston (im Traume ein Leben) Gelegenheit alle die Vorzüge geltend zu machen, die ich früher schon

Digitized by Google

an ihm rühmte. Hr. Moritz erſchien als Don Cäſar, Moliere und Perin. Hr. Grunert erregte als Franz Moor, Cromwell, Alba wiederholt Enthuſiasmus.

Leipzig, im December.

[Ein Weihnachtsbuch von Hofrath Keil.]

△ Weihnachten nahet, das Kinderfeſt für Groß und Klein. Der Bazar iſt eröffnet, und auch der Buchhandel legt ſeine bunten Geſchenke aus. Laſſen Sie mich Ihre Leſer auf Hofrath Keil's Buch für Kinder aufmerkſam machen! Es ſind die (bei Otto Wigand erſchienenen) Märchen und Geſchichtchen eines Großvaters von Georg Keil. — Die Kinder vornehmer Leute haben unberechenbar viel vor armen Kindern voraus. Wenn dies zu trivial klingt, ſo erlaube man es in einem ſpeciellen Falle nachzuweiſen. Jenen erzählt man Märchen weiche ſie wachend und träumend unterhalten, dieſe müſſen von der Wiege an mit entbehrungsvollen Wirklichkeiten vorlieb nehmen, und wohl ihnen, wenn ſie davor wenigſtens ruhig ſchlummern können! Das Lämpchen der Phantaſie das am früheſten brennt, entzündet ſich nicht leichter und lieber als an Märchen, und daran weiter jedes andre Lichtchen, Neu- und Bißbegier, Gedächtniß, Urtheil, Sprechfertigkeit. Naturgemäß alſo hebt die Verſtandesbildung des Kindes mit Einführen in dieſe Phantaſiewelt an. Ich möchte auch das Kind ſehen das ſich nicht gern darin ſpazieren führen ließe! Gibt es ja alte Leute genug welche ſich die Freude daran über die Klippen und Schiffbrüche des Lebens retteten und fort und fort an Aladdins Wunderlampe, Oberon und Cenſorten ſich laben! Dieſe Zauberwelt iſt ſo ſinnig und birgt doch auch bei aller Bodenloſigkeit ſo viele Keime des wahrhaft Schönen und Guten zur Mitgabe für das Herz. Es iſt auch eine Welt des Glaubens, worin die Kinder bei Zeiten heimiſch werden mögen, wie in der des Schauens, Wiſſens und Schaffens, welche ihnen Spielſtube und Natur aufthut. Dieſe Welt alſo mit ihren Sinnen- und Gemüthsgaubern faßt uns ihnen noch weniger verkümmern als Schaukelpferd und Puppe, und wenn die wirkliche draußen ſich in zwei proſaiſche Hälften, die des Suchens und des Findens ſcheidet, die Staats- und Stubenphiloſophie einerſeits, die Induſtrie in allen ihren Raſen auf der andern Seite, ſo gönnet unſern Kindern von den Paradiesäpfeln der Poeſie ſo viel daß ſie dereinſt noch unter'm Baume der Erkenntniß davon zu naſchen haben. — Das genannte Märchenbüchlein mit ſeinen 16 niedlichen Erzählungen iſt in dieſer Art ſo vorzüglich daß ihm Beifall und Dank von Alt und Jung gewiß ſind. Ein Großvater hat es ſeinen drei Enkelchen gewidmet, und dieſer Großvater iſt ein Mann, dem deutſche Sinnigkeit und ſüdlicher Farbenſchmuck gleich bereitwillig zu Gebote ſtehen. Es gehört auch ſchier ein Großvater dazu, um ſo etwas zuwegezubringen. Denn nur ein ſolcher verſenkt ſich wieder mit allerInbrunſt in die kindliche Natur und lauſcht mit der Zärtlichkeit eines Gärtners auf das Entfalten ihrer Knospen. Der Mann auf der mittlern Altersſtufe kehrt lieber Blick, Streben und Kraft entſchiedner den Erſcheinungen und Bewegungen der Außenwelt zu. — Einen beſondern Reiz verleiht den 16 Geſchichtchen, daß ſie den Weg zum Schreibtiſch durch das kleine Auditorium genommen, an deſſen Beifall ihre erſte Probe beſtanden, und dadurch zunächſt dieſenige Natürlichkeit und Friſche gewonnen haben, die allen Kindern wohlgefällt. Soll ich dennoch etwas ausſetzen, ſo iſt's etwa im „Goldhähnchen", da wo ein betrügeriſcher Jude den Kindern ſo pechſchwarz hingemalt wird, daß zu befürchten ſteht ihre lebhafte Einbildungskraft möchte in jedem Judengeſicht das ihnen vor Augen tritt, noch lange das garſtige Bild des erſtgeſehenen erblicken. Gefährlich aber dünken mich Antipathieen; ſo früh in Kinderſeelen gepflanzt. An dem Geſchichtchen dagegen von „den beiden Steinern" wird ein Soldatenſöhnchen das innigſte Behagen fühlen. — Der Verleger ſeinerſeits hat das Buchlein recht ariſtokratiſch ſauber ausgeſtattet und mit 14 theilweiſe ſehr hübſchen Bildern ſchmücken laſſen. Es ſoll auch Kindern, um ihr Schönheitsgefühl nicht zu verbilden, nur Schönes und Gelungnes vorgelegt werden!

E. K.

Leipzig, d. 13. December.

[Symphonie von Gade; das Conſervatorium; eine Frau als Luſtſpielhonorar.]

— Niels Gade führte im achten Gewandhausconcert ſeine neue Symphonie auf. Der Componiſt wurde ſchon beim Beginn ſeines Werkes lebhaft begrüßt; Leipzig ſchien damit andeuten zu wollen wie werth es diejenigen halte denen es jetzt die weitere Pflege ſeiner Muſik gern zu danken hätte. — Es iſt dies die dritte von Niels Gade's Symphonien. Die erſte gefiel weſentlich durch die Einmiſchung nordiſcher nationaler Klänge. Dieſe ſubjective Haltung die überraſcht hatte und mit großem Intereſſe aufgenommen war, wiederholte ſich in dem zweiten Werke unſeres Dänen, ohne daß an ihm ein weiterer Fortſchritt erſichtlich wurde. Das dritte Werk ſcheint nun ohne die naive Eigenthümlichkeit des Componiſten vermiſſen zu laſſen, zugleich den ſymphoniſchen Gehalt ſelbſtändig objectiver herausgebildet zu haben.

Von der diesmaligen öffentlichen Prüfung des muſikaliſchen Conſervatoriums haben wir nur Gutes zu berichten. Hervorragende Talente ſchienen ſich unter den Violiniſten und Pianiſten anzukündigen; David und Moſcheles ſind hier unter Andern die Lehrer der Anſtalt. Dieſer fehlt es bei all ihrem guten Gedeihen hier und da noch an Mitteln, ihre Zwecke vollſtändiger zu erreichen. Es hat bisher noch keine Orgel beſchafft werden können; Schüler im Orgelſpiel ſollen ſich in nicht unbedeutender Menge eingeſtellt haben und machen dieſe Entbehrung fühlbar.

Geſtern ſahen wir im Theater das zum zweiten Mal aufgeführte Stück vom Dresdner Schauſpieler Heine: Eine Frau als Luſtſpielhonorar oder der Börſenſchwindel als Eheprocurator. Sein gefuchter Titel ließ uns Unnatur vermuthen; allein das Raiſſnement dieſer Poſſe beſteht in ihrer ungenirten Derbheit. Neu iſt weder die Figur des getauften und geadelten Banquiers, noch der prahleriſche Leutnant, noch der Profeſſor Dunkel, dieſer Mucker-Tartüffe an dem ſich unſere Luſtſpiele von heute bereits bis zum Widerwillen wiederholt haben. Je weniger neu dieſe Figuren, deſto ſtärker ſind ihre Züge karikirt, aber mit guten Einfällen ausgeſtattet und derb und luſtig durcheinandergeſchüttelt. Die friſche Derbheit der Karikatur hat in Deutſchland ein ſtarkes Publikum; die Poſſe gefiel außerordentlich. Hr. Marr hatte als Banquier einige ſehr glückliche Momente. — Die Maske eines hier lebenden Schriftſtellers wurde uns bei dieſer zweiten Darſtellung des Stückes nicht merklich.

Digitized by Google

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

— In das Parlament Altenglands ſind mit Rothſchild, For und Andern antikirchliche Elemente eingedrungen. Sind ſie ſchon ſtark genug um einen Principienkampf zu beginnen? Wohl nicht. Materielle Fragen drängen ſich vorherrſchend auf: die Geldnoth und der Krebsſchaden Irland. Man hat in England kein Geld und Brod mehr um die Schäden des armen Pabd oberflächlich zu heilen. Wird man zu neuen Zwangsmaßregeln greifen? Was die allgemeine Geldnoth in England betrifft, ſo liegt ſie mit dem Ausfall in den Staatseinnahmen am Tage. Wird man die Einkommenſteuer erhöhen? vielleicht bis auf 5 p. Ct.? oder mit der Vermögensſteuer eine Radicalkur verſuchen? — Dies ſind, wie es ſcheint, die Fragen für das eröffnete Parlament.

— Auf dem Mecklenburger Landtag wird ſich die Eiſenbahnfrage in den Vordergrund ſtellen. Anderthalb Millionen Thlr. ſind zur Ausführung des Unternehmens noch nöthig. Die Regierung ſtellt dieſe Forderung. Die Stände Altmecklenburgs wollen aber lieber die Actionäre zu Grunde gehen laſſen. Streitig für ſich hat keine Intereſſe bei den Bahnen. Und in Schwerin mögen die Landedelleute die beiden Seeſtädte und ein Paar Landſtädte nicht bevortheilen. Für dieſe aber, für die Städte, für Gewerbe und Handel, für das Bürgerthum, ſind Eiſenbahnen weſentliche Lebensfragen. Bismar hat auf dem Mecklenburger Landtag gar keine Vertretung; Roſtock eine einzige Stimme, ſoviel wie jeder Rittergüter.

— Auf dem Münchner Landtag gab Staatsrath v. Maurer über den geſetzlichen Zuſtand der baieriſchen Preſſe Aufſchlüſſe die uns in gerechtes Staunen verſetzten. Hr. v. Maurer erklärte, in keinem deutſchen Lande ſeien die Preßverhältniſſe ſo organiſirt als in Baiern, denn nirgends ſeien ſie in Paragraphen der Verfaſſung bedacht. Baiern habe ein Geſetz wonach alle Bücher, auch die unter 20 Bogen, preßfrei ſeien, aber es habe dies Geſetz als mit den Bundesbeſchlüſſen widerſtreitend nie veröffentlicht, alſo auch nicht zur Gültigkeit gebracht. Schade um dieſe heimliche Freiheit im Lande Baiern! Der Reichsrath v. Roth, Präſident des proteſtantiſchen Conſiſtoriums, nahm die Cenſur als Anſtandshüterin in Schutz. Er ſagte damit nichts Neues, nur hörten wir das Bekannte mit jenem ganzen vollſaftigen Behagen das ächt baieriſch zu ſein ſcheint. Man hört in Süddeutſchland ſoviel von preußiſcher Anmaßung. Wie ſoll man nun dieſe altbaieriſche ſatte Selbſtgenügſamkeit ſchelten? — Der Fürſt v. Öttingen-Wallerſtein hat ſich in der Kammer über die Preſſe am ergiebigſten ausgeſprochen und es muß von Wichtigkeit ſein die Anſichten des nunmehrigen Miniſters über die Preſſe zu kennen. Die Cenſur, ſo ließ ſich der Fürſt als Reichsrath vernehmen, ſei heutzutage thatſächlich entkräftet, ſei beinahe auf Null zurückgeführt. Was den periodiſchen Blättern entrückt werde, gehe in die nichtperiodiſchen Schriften über. Was in dieſen verſtopft werde, mache ſich Bahn auf drieſtichem Wege; Eiſenbahnen mit Dampf ſeien für den Austauſch der Meinungen Mittheilungskanäle geworden die keine Macht der Welt mehr ſchließen oder überwachen könne. Deutſchland mit ſeinen 38 Cenſurmaßnahmen biete bei dieſer Mannigfaltigkeit des landesüblichen Brauches und Rechtes doch immer für jedes Wort ein Plätzchen wo es ungehindert laut und gedruckt werde. Was nicht hier, ſei dort und da zuläſſig. Hätte man, ſagte der jetzige Miniſter, alle deutſchen Blätter von heute beiſammen, ſo ließe ſich aus ihnen eine ſo freie öffentliche Meinung zuſammenſtellen wie ſie kein Volk der Erde habe. Die Cenſur, ſagte der Fürſt Reichsrath, ſei doppelt läſtig, weil ſie die Gedanken hindre an's Tageslicht zu kommen, und weil ohne Kenntnißnahme der Meinung der Welt jedes Regiment nur ein Experimentiren ſei. Ohne Freiheit der Preſſe aber ſei auch keine tüchtige Preſſe möglich. Nur die freie Preſſe ſei zugleich das wahrhaft wirkſame Gegengift gegen Preßunfug. In der drückenden Atmoſphäre einer cenſurirten öffentlichen Meinung komme die öffentliche Schriftſtellerſchaft in die Hände von uneigentlich und irrig ſogenannten Literaten d. h. von Männern welche zu bürgſchaftgewährender Handhabung einer der edelſten Aufgaben weder Beruf noch Fähigkeit haben. (Streng genommen heißt das, erſt die Menſchen durch Entziehung der Freiheit zu Sklaven machen und dann, wenn ſie mit den Ketten raſſeln, noch verſpotten!) Er für ſeinen Theil, ſagte der Reichsrath Fürſt Öttingen-Wallerſtein, ſei immer für freie Preſſe, aber für ſtarke Repreſſivgeſetze geweſen; bis dahin aber ſei die Cenſur nicht zu entbehren. — Der jetzige Miniſter hat alſo mit dieſen Worten durchaus freie Hand behalten den jetzigen Preßzuſtand in Baiern nach ſeinem Belieben zu mildern oder zu erſchweren. Außer Heſſen-Kaſſel verſchließt ſich kein deutſches Land ſo ſehr wie Baiern gegen die öffentliche cenſurirte Meinung in deutſchen Nachbarſtaaten, kein Land iſt ſo argwöhniſch, ſo leicht beleidigt von der Kritik ſtammverwandter Brüder als juſt Baiern das ſich mit einer heimlichen Preßfreiheit brüſtet. Zu ſolchem dickblütigen Selbſtgenügen kommt nun auch noch ein wegwerfender Dünkel der einen deutſchen Staatsmann der öffentlichen Meinung gegenüber, auch wenn ſie keine freie iſt, wenig ziert. Die Preſſe iſt ſicherlich da am meiſten corrumpirt wo ſie am meiſten gefeſſelt iſt. Wenn der Staatsmann dem Schriftſteller ſeine Unfreiheit, ſeine Knechtsgeſtalt vorwirft, ſo fällt auf jenen die meiſte Schuld. Der Reichsrath v. Roth ging in ſeinen Äußerungen gegen die Preſſe ſo weit, an ein Wort des weiland Präſidenten der Vereinigten Staaten Thomas Jefferſon zu erinnern der in ſeinen Denkwürdigkeiten ſagte, ihn habe der Entſchluß, keine Zeile je für eine Zeitung zu ſchreiben, niemals gereut. Armſelige ſatte Faulheit der Gedanken die ſich hinter jedes Bollwerk flüchtet!

— Wer die Schuld trägt, wenn aus der gerechten deutſchen Sache Schleswig-Holſteins nichts wird? — Das deutſche Phlegma, die deutſche Saumſeligkeit. In Hadersleben, der nördlichſten Stadt in Schleswig, erſcheinen zwei Wochenblätter; das eine, die „Dannewerke", iſt ganz däniſch, deutſchfeindlich; das zweite, die „Lyna", war in dieſen Tagen läuflich und die ſchleswig-holſteinſchen Ritter, die es erhalten konnten, laſſen es gleichgültig in die Hände der feindlichen

Digitized by Google

Partei gehen. Die „Lyna“ richtet ſich ſofort ächt däniſch ein und iſt cenſurfrei ſobald es die Deutſchen im Lande beſchimpft. Das Apenrader Wochenblatt, die Flensburger Zeitung ſind ebenfalls in den Händen der Dänen. Hört man freilich in der Münchner Kammer ſo wegwerfende, dunkelvolle Tiraden über die deutſche Preſſe, dann iſt es kein Wunder wenn deutſche Ritter in der Preſſe keine Waffe ſehen um die heiligſten Lebensgüter und ihr gutes Recht damit zu vertheidigen. Dann verdienen ſie freilich auch ihr Loos. Die Dänen ſind in Sachen Schleswig-Holſteins höchſt thätig und eifrig; ſie laſſen kein Mittel außer Acht, ſie verachten die Werkzeuge nicht, wie ſich deutſcher Adel, deutſche Reichsräthe und Miniſter thun zu können einbilden.

✻ In der preußiſchen Kabinetsordre durch welche der ſtändiſche Ausſchuß auf den 17. Januar einberufen iſt, wird zum erſten Mal dieſer Singularis, ſtatt der bisher officiell üblich geweſenen und im Patent ſelbſt gebrauchten Bezeichnung der Ausſchüſſe, bemerkt. So leicht, wie man über dieſe Differenz zwiſchen Singularis und Pluralis hinwegkommt, dürfte die Competenzfrage des Ausſchuſſes ſelbſt, deren Wiedererhebung natürlich auf das lebhafteſte bevorſteht, nicht zur Löſung gelangen. Man glaubt daß die Mehrzahl der Ausſchußmitglieder, welche damals nur mit Vorbehalt an der Wahlhandlung theilgenommen haben, noch vor dem Zuſammentritt des Ausſchuſſes ihr Mandat zurückgeben werde, wie dies früher ſchon Hr. von Bardeleben, und jetzt Hr. von Beckerath in einer ſehr freimüthigen und beſtimmt gefaßten Erklärung an den Oberpräſidenten ſeiner Provinz gethan. Ihm hat ſich aber auch bereits ſein Stellvertreter, der Handelskammerpräſident Müller in Weſel, angeſchloſſen. Sehr überraſcht hat die mit dem Einberufungsſchreiben zugleich bekannt gewordene Beſtimmung, wonach eine vorberathende Abtheilung, welche der Marſchall perſönlich zu ernennen hat, ſchon drei Wochen früher als der Ausſchuß ſelbſt in Berlin zuſammen kommen ſoll, um den Gegenſtand der Verhandlungen vorzubereiten. Eine ſolche Abtheilung die als ein kleiner Theil des ſtändiſchen Ausſchußkörpers für ſich nicht das Recht haben würde, die Competenzfrage zur Entſcheidung zu bringen, müßte ſich dann allſogleich an die ihr zuertheilte Arbeit ſelbſt begeben. Sobald ſie aber dieſe Beſchäftigung thatſächlich begonnen, würde ſie zugleich den Beſtand der Ausſchußverſammlung erklärt haben. Es ſteht alſo dieſe Vorausberufung einer vorberathenden Abtheilung (welche auf zwei angeführte Paragraphen eines bis jetzt noch unbekannt gebliebenen Reglements für den Ausſchuß geſtützt wird) wie eine Beſeitigung der gefürchteten Competenzconflicte aus. Man iſt ſehr geſpannt darauf, inwiefern dies gelingen wird, und jedenfalls bringt und die nächſte Zeit eine wiederholte Durcharbeitung unſerer ſtändiſchen Principien, denn die Patentfeſten mögen ſagen was ſie wollen, auf dem qui vive der ſtändiſchen Principienfrage ſtehn wir doch noch immer mit unſrer Verfaſſung! —

✻ Mit einigem Erſtaunen erblickt man in Berlin plötzlich an der Spitze einer Sammlung für Beſeler die beiden Brüder Grimm und den Profeſſor A. Trendelenburg. Jacob Grimm hatte ſich freilich ſchon auf der letzten Germaniſtenverſammlung in Lübeck ſehr kräftig und begeiſtert für die nationalen Intereſſen Holſteins ausgeſprochen. Es iſt erfreulich, dieſen ausgezeichneten Gelehrten auch einmal wieder als Charakter im Vordergrunde der Zeit ſich bethätigen zu ſehn, während dieſe früher ſo hellſtrahlende Zierde an ihm in der letzten Zeit etwas ſtark in das nebelhafte Clairobſcur der Berliner Verhältniſſe ſich geſtellt hatte. Diesmal iſt es der Germaniſmus der den trefflichen Mann wieder auf die Beine zu bringen ſcheint, und ſo hat Jeder immer noch einen Fleck, auf welchem die edleren und freieren Zeitbeſtrebungen bei ihm wieder zum Durchbruch kommen können. —

✻ Es gibt in Berlin ein Journal das vom Herausgeber wie Verleger fortdauernd wie ein großes Geheimniß gehütet zu werden ſcheint, denn man muß ſich die allergrößte Mühe geben, wenn man es nur zu ſehen bekommen will. Wir meinen den Janus des Hrn. Prof. Huber. Es iſt uns indeß vor einigen Tagen gelungen, des neueſten Hefts dieſes Janus anſichtig zu werden, und was finden wir darin? Eine Apotheoſe des Sonderbundes von Hrn. Huber, der in einem Aufſatz dieſem Sonderbunde die glänzendſte Zukunft prophezeit. Schade daß dies Heft aber gerade in demſelben Moment in's Publikum kommen mußte, wo die glänzenden Siegesnachrichten der Eidgenoſſen bereits bekannt geworden waren. Das nennt man Unglück, Herr Huber! —

✻ Die Verwickelungen Preußens mit der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft in Betreff Neuenburgs bilden eines der merkwürdigſten Verhältniſſe der neueren Politik, inſofern ſich dabei plötzlich neue diplomatiſche Gruppirungen der Großmächte zeigen, wie man ſie ſeit langer Zeit nicht zu ſehen gewohnt war. Es ſind nämlich in der ſchon eingenommenen und noch beabſichtigten Haltung gegen die Schweiz offenbar Annäherungen zwiſchen Frankreich und Preußen hervorgetreten, die in mehr als einer Beziehung überraſchend ſein müſſen. Seit der Julirevolution ſind die Verhältniſſe zwiſchen dem franzöſiſchen und preußiſchen Kabinett zwar keineswegs geſpannt, aber doch innerlich kalt und ohne alle lebhaftere Gegenſeitigkeit geweſen. Die exaltirte Aufnahme der franzöſiſchen Prinzen Orleans und Nemours in Berlin, welche beſonders den diplomatiſchen Kraftanſtrengungen des Grafen Breſſon zu danken war, bildete ein helles Intermezzo, das aber durchaus keine weiteren Folgen für die freundſchaftliche Stellung der Kabinette hatte, worauf man vielleicht gehofft. Merkwürdig genug mußte es die Sonderbundsangelegenheit ſein, welche wieder eine wärmere und lebendigere Temperatur zwiſchen dieſen Mächten hervorgerufen, und manche andere Rückſichten, die ſonſt hier beengend eingewirkt, zerſtreut hat. Man hört wenigſtens aus ſehr glaubwürdigem Munde verſichern daß die Regierung Louis Philipps die entſchiedenſten Zuſicherungen einer Unterſtützung dem preußiſchen Kabinett gegeben haben ſoll, wenn die gegenwärtigen Verwickelungen Preußens mit der Schweiz eine ernſtere kriegeriſche Wendung erhalten ſollten. Es fragt ſich aber, wie ſich die öffentliche Meinung in Frankreich dazu ſtellen würde, wenn z. B. der Durchmarſch preußiſcher Truppenſendungen nach der Schweiz durch franzöſiſches Gebiet, um den es ſich erforderlichen Falls handeln könnte, bewerkſtelligt werden ſollte? Dies iſt eine der intereſſantеſten Conſtellationen der Tagesgeſchichte, und gegenüber dieſer neuen Gruppe erblickt man das nach einer gänzlich unparteiiſchen Stellung ſtrebende

Digitized by Google

England, welches nicht anders an der Lösung dieser Frage theilnehmen will als auf dem Wege friedlicher Vermittelung. England will hier plötzlich eine Humanitätspolitik ergreifen, welche sonst in seinen auswärtigen Beziehungen keineswegs zu seiner starken Seite gehört. —

---

* Die schon vor ihrem Erscheinen mehrfach besprochene Schrift des polnischen Revolutionärs Mieroslawski („Débat entre la Révolution et la Contrerévolution en Pologne, par quelqu'un qui ne dit que ce qu'il pense, mais qui ne peut pas dire tout ce qu'il pense") liegt jetzt in ihrem vollendeten Abdruck (Leipzig, Keil u. Comp.) vor uns. Obwohl sie einige ungemein interessante und aus originaler Anschauung hervorgegangene Ausführungen über die Keime der polnischen Revolution enthält, und dabei namentlich die socialen und politischen Verhältnisse Östreichs, Rußlands und Preußens, besonders in ihren unteren Volksschichten und in den Zuständen der ländlichen Bevölkerungen berührt: so fürchten wir doch fast daß diese Schrift nicht so viel gelesen werden dürfte als sie verdient, da ihr Styl etwas schwerfällig und dunkel ist und der Verfasser, obwohl er die französische Sprache mit glänzender Kraft handhabt, ihr doch nicht die flüssige Leichtigkeit zu geben gewußt hat, in der man sie zu lesen gewohnt ist. Die deutschen Blätter sollten einige Auszüge daraus mittheilen, da, wie wir hören, die früher beabsichtigte deutsche Übersetzung des Ganzen unterblieben wird. Sehr geistreich ist auch die Theorie der Revolutionen, welche Mieroslawski in seiner Abhandlung ausführt. Unter den verschiedenen Sorten unterscheidet er auch eine Revolution der Dilettanten und Liebhaber. Man wäre fast versucht, die neueste polnische Revolution auch unter diese Kategorie zu reihen. — Von Mieroslawski selbst wird nachträglich erzählt daß man seiner Person nur dadurch habhaft geworden, weil ihn die Polizei von seiner eminenten Liebhaberei für schöne Glacéhandschuhe, die zu seinem besonderen Signalement von Paris aus gehörten, erkannt. Er war in Paris stets der extrêmement bien ganté, worin er das Wunderbarste und Außerordentlichste geleistet haben soll. Die mit seiner Verhaftung beauftragten Polizeibeamten, welche über seine Person noch unsicher waren, untersuchten daher seinen Koffer, worin sie statt aller Papiere nur 60 Paar Glacéhandschuhe fanden, was sie veranlaßte, ihm auf den Kopf zuzusagen: Vous êtes Mieroslawski!

Literatur.

— Gottlob Regis hat in einer Auswahl von Jonathan Swift's und seiner nächsten Freunde Äußerungen (Berlin, Duncker und Humblot) ein Swift-Büchlein zusammengestellt. Diese Zusammenstellung von Kernsprüchen des weiland Dechanten von Sankt Patrik ist in chronologischer und biologischer Ordnung. Swift ist 100 Jahre todt, und was er über Irland sagt, hat noch immer nationale, was er über die Gebrechen der Menschheit sagt, noch immer allgemein menschliche Wahrheit. Die Briefstellen seiner Zeitgenossen Pope, Bolingbroke u. A. werden in dieser Sammlung eben so willkommen sein. Wir wiederholen ein Wort von Carus in Dresden über Swift. „Es gibt Knospen welche zu herrlichen lebensfrischen Zweigen und Blättern ausgeschlagen ursprünglich bestimmt waren, und nur durch ein sonderbares Spiel der Natur und äußern Einwirkung von Kälte u. dgl. zu Stacheln geworden sind (jeder Dorn ist eine Umbildung einer Knospe) und wenn sie nicht mehr grünen können, durch ihre Spitzen das Vieh abhalten und zur Sicherung des Ganzen mitwirken. Großentheils, glaube ich, ist Swift einem solchen zum Dorn verwandelten Zweige vergleichbar."

— Aus den Papieren einer Verborgenen (Leipzig, Brockhaus) nennt sich eine Sammlung von lyrischen Dichtungen und Tagebuchbetrachtungen die dem Schooß eines frommen Gemüths angehören. Sie sind die Frucht eines in Schmerz und Freude vielbewegten Lebens das in der Erleuchtung stiller Hingebung Ruhe und Trost gefunden. „Ihren Mittelpunkt — heißt es im Vorwort — bildet das Verhältniß der gläubigen Seele zu ihrem Erlöser dem sie sich wie die Blume der Sonne zuwendet, der sie vom tiefen Weh der Sünde befreit, in dem als ihrer Lebensluft sie aufathmet und Kraft empfängt zu jedem Kampfe, und der in der Nacht dunkler Führungen als Norm ihr leuchtet." Professor von Bethmann-Hollweg in Bonn nennt sich unter dem Vorworte als Herausgeber. Die Königin Elisabeth von Preußen hat die Widmung angenommen. Die Liedercompositionen am Schlusse des Buches wollen keinen andern Anspruch machen als der musikalische Ausdruck der Gefühle der Dichterin zu sein. Die Briefe aus der Schweiz haben besonders die kirchlichen Bewegungen des Jahres 1839 zum Gegenstande.

— Albrecht Rengger's Leben und Briefwechsel (Zürich, Schulthes) ist in zwei Bänden von Ferdinand Wyder, einem Verwandten des Mannes, herausgegeben. Rengger war Arzt, Naturforscher, er war historischer, politischer, statistischer Schriftsteller, er war Staatsmann, Mitglied der Regierung von Aargau, Gesandter in Wien, zur Zeit der helvetischen Republik Minister des Innern. Unter seinen publicistischen Aufsätzen reichen noch einige bis in die politischen Verwickelungen der dreißiger Jahre unserer Zeit; er starb 1835. Man kennt Zschocke's Geschichte der Schweizer Revolution unter den Einflüssen der französischen Revolution. Rengger war noch tiefer verflochten in die Praxis der dortigen Zustände; seine Beiträge und Geständnisse müssen einem umfassenden Historiographen jener Zeit von großem Werth sein. Leider ist alles was er schrieb Bruchstück geblieben; auch sein Werk über den Einfluß der Revolution auf Sittlichkeit, Geistesbildung und Wohlstand der Nation. Zur Zeit der Julirevolution erschien seine Schrift über Volkssouveränität; kurz vor seinem Tode seine Aufsätze über Handelsfreiheit, über Asylrecht, über das Wesen der Demokratie, über Frankreichs Einfluß auf die Schweiz. Fanatischer Radicalismus hat ihn schließlich als einen Mann des Stillstandes bezeichnen wollen. Rengger wollte die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, aber zugleich die Unterwerfung Aller unter das Gesetz.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Guſtav Kühne.

1847. 25. Decbr.

Inhalt: Mährchen für junge und alte Kinder. — Die Schweiz. — Der Birch-Pfeiffer'ſche Handel. — Deutſche Gewerbe und deutſcher Handel. — Aus Hamburg, München, Berlin, Leipzig und Dresden. — Zur Chronik: Belgiſche Hochſchule für Handel u. Induſtrie; das engl. Parlament; römiſche und preuſſiſche Verfaſſung; zur Geſchichte der Walachen; Literatur.

№ 52.

Mährchen für junge und alte Kinder*).

1. Papier, Tinte und Feder.

Ein Profeſſor hatte auf ſeinem Schreibtiſch, wie alle Profeſſoren, Papier, Tinte und Feder. Ein Profeſſor, lieben Kinder, iſt ein Mann, zu dem große Leute in die Schule gehen, wie die Kinder zum Schulmeiſter; ein Mann, der ſehr viel gelernt hat, ſo viel daß er manchmal gar nicht weiß, was er mit alle den Sachen die er in ſeinem Kopfe hat, machen ſoll und daß er

drowegen auch vieles wieder davon vergißt; ein Mann, der ſehr viele Bücher geleſen hat und faſt eben ſo viele ſchreibt, wozu er eben Papier, Feder und Tinte braucht. Ein ſolcher Profeſſor nun ſaß einmal vor ſeinem Schreibtiſch und dachte über ein neues Buch nach, das er ſchreiben wollte. Er hatte auch die Feder ſchon in der Hand, aber war es Abend, oder war er ſonſt müde, kurz, die Augen fielen ihm zu und er nickte ein. Da war es ihm, als hörte er ein Geräuſch, das Papier fing an zu knittern und knattern und endlich hörte er, wie es leiſe ſagte: »Ich möchte nur wiſſen, was der Profeſſor ohne mich machen würde! Er könnte gar nicht mehr ſchreiben, ich bin ja doch die Hauptſache in ſeinen Büchern!« — »O du dummes Papier!« — fiel hier die Tinte recht plump ein — »wie du nur ſo reden kannſt! Die ſchwarzen Buchſtaben machen doch wohl das Buch aus und nicht das Papier; ich bin's, die immer auf deinem bleichen Geſichte glänzt, nach mir allein ſieht jedermann.« — »Ihr ſeid alle beide nicht recht klug!« — ſchnatterte die Feder, die noch etwas von der Gänſenatur in ſich trug; »es liegt ja ganz klar am Tage daß ich von uns dreien die Hauptperſon bin; bin ich's denn nicht, die die Buchſtaben malt? Du wirſt dir doch nicht einbilden wollen, Tinte, daß du das vermöchteſt? Das würden ſchöne Klexe werden, wenn du allein ſchreiben wollteſt!« — So zankte die Feder immer lauter und lauter, bis der Profeſſor darüber er-

*) Von einem neuen Mährchenbuch das unter dem Titel „die ſchwarze Tante" bei Georg Wigand erſcheint, geben wir unſern Leſern hier eine Probe. Der Verleger fügt die dazu gehörigen Holzſchnitte bei. D. Herausg.

Digitized by Google

wachte. Der hatte eben im Schlafe mit der Feder einen großen Krakelfuß über's ganze Papier gemacht und ſo aufgedrückt daß ihr der Schnabel noch offen ſtand; dabei war er dem Tintenfaß zu nahe gekommen, das war umgefallen und die Tinte floß nun über den Tiſch auf des Profeſſors Schlafrock und von da auf die Erde, was dem guten Manne ſehr unangenehm war, da er das Scheuern gar nicht liebte. Der Profeſſor aber war durch den Anblick des angerichteten Unheils wieder ganz munter geworden und ſchrieb nun ſein Buch, ungefähr des Inhalts, daß wenn ein jedes Ding ſeine Pflicht und Schuldigkeit thue, es ſo gut ſei als es es eben könne, und daß alle zuſammen dann etwas Großes und Schönes zu Stande bringen würden, was jedes einzelne für ſich nicht leiſten könne.

Das Buch ward viel geleſen; Papier, Feder und Tinte mochten ſich wohl auch die Sache zu Herzen genommen haben, denn ſo oft der Profeſſor auch ſpäter noch bei der Arbeit einſchlief, hat er doch nie gehört daß ſie ſich wieder gezankt hätten.

---

2. Die Roßtrappe.

Im dunkeln Harzgebirge, da wo das Bodeſtüßchen zwiſchen hohen Bergen hinfließt, ſteht ein hoher ſteiler Felſen, deſſen Fuß die Wellen der Bode beſpühlen; der heißt die Roßtrappe. Sein Gipfel iſt dicht bewachſen mit den ſchönſten großen Bäumen: Eichen, Buchen und Birken. Auf dieſem Felſen ſtand einmal vor vielen, vielen hundert Jahren ein prächtiges Königsſchloß. Darin wohnte ein König mit ſeiner einzigen Tochter, der ſchönen Prinzeſſin Pimpinelle. Die Prinzeſſin hatte viele Freier, denn ſie war weit und breit berühmt als die allerſchönſte Königstochter, aber ſie wies alle Bewerber ab, weil ſie heimlich einen Schäfer lieb hatte, der täglich ſeine Heerde den Berg hinauf am Schloſſe vorübertrieb. Unter den Freiern der Prinzeſſin war auch ein großer Rieſe, ein Zauberer und gräulicher Unhold, vor dem dieſe in ſteter Furcht und Angſt lebte; denn da ſie ihn nicht zum Manne haben wollte, hatte er ſich gar ſehr erboßt und ihr mit dem Allerſchlimmſten gedroht, wenn ſie ſich nicht eines Beſſern beſänne. Die Prinzeſſin aber blieb bei ihrer Weigerung und ſo geſchah es denn daß, als ſie ſich einmal etwas zu weit über das Schloßgebiet hinausgewagt hatte um Blumen zu ſuchen, ihr der böſe Rieſe auflauerte, ſie auf ſeine Arme nahm und ſie alles Hülferufens ungeachtet gewaltſam den Berg hinabſchleppte, mit ihr über den Fluß ſetzte und ſie das jenſeitige ſteile Felſenufer hinauftrug, wo ſein feſtes finſtres Bergſchloß ſtand. Da hielt er die arme Prinzeſſin in enger Gefangenſchaft einen ganzen langen Winter durch und bewachte ſie Tag und Nacht. Der Schäfer aber, der es von ferne geſehen, wie der Rieſe die Prinzeſſin fortgeſchleppt, und zu ſchwach geweſen war ihr zu Hülfe zu kommen, ſann darauf ſie durch Liſt zu befreien. Endlich als der Frühling kam, hatte er doch etwas erdacht. Er ritzte die jungen Birken und bereitete aus dem hervorquellenden Saft einen ſtarken, ſüßen, berauſchenden Trank. Mit dieſem Tranke machte er ſich auf den Weg zu dem Schloſſe des Rieſen. Er fand den Unhold vor der Thurmpforte die zum Gefängniß der Prinzeſſin führte, ausgeſtreckt in der Sonne liegend und ſich wärmend. Der Schäfer bot ihm das Getränk; der Rieſe fand es köſtlich; er verlangte immer mehr und trank, bis er endlich die Beſinnung verlor und feſt einſchlief. Dieſen Augenblick benutzte der Schäfer die Pforte zu öffnen und die Prinzeſſin vom Thurme zu holen. Sie zogen ſtill und eilig das Rieſenpferd aus dem Stalle, ſetzten ſich darauf und ſprengten davon. Bald kamen ſie auf eine Bergſpitze, von wo ſie unter ſich im Thale die Bode fließen und gegenüber das Königsſchloß glänzen ſahen. Da hielten ſie ſich für gerettet, ſtiegen ab und ſingen an vor Freuden zu tanzen. — Aber o weh!

Digitized by Google

von den gewaltigen Hufſchlägen des Rieſenpferdes, die im Gebirge wiedergehallt hatten wie Donner, war der Rieſe erwacht und eilte den Flüchtlingen nach. Sein langer Arm griff in die Wolken und ballte ſie zuſammen zu einem finſtern Wetter; ſeine Stimme brüllte den Erſchrockenen fürchterliche Drohungen zu. Was ſollten ſie nun machen in der höchſten Angſt? Hinter ſich hatten ſie den Verfolger, den gräulichen Rieſen, vor ſich den Abgrund und den ſchäumenden Fluß. Aber dem Unhold wollte die Prinzeſſin nicht noch einmal in die Hände fallen; ſie ſchwang ſich wieder auf das Rieſenpferd, der Schäfer mit ihr, und das Thier zu einem gewaltigen Sprunge angetrieben ſetzte glücklich mit ihnen über das Thal hinüber auf den jenſeitigen Felſen. In dem Augenblicke aber als ſie beide über dem Abgrund ſchwebten, ſchwankte die Prinzeſſin, die goldene Krone fiel ihr vom Haupte herab in den Fluß, der hoch aufziſchte, und zugleich verſchwand unter lautem Krachen das Königsſchloß auf dem Felſen. Die Prinzeſſin und der Schäfer waren gerettet, aber mit der Königskrone war das Schloß verſchwunden und das Königreich verloren. Das wußte der Rieſe und lachte höhniſch auf dem gegenüberliegenden Berge, daß das Gebirg davon erdröhnte. Da hat Pimpinelle den Schäfer geheirathet und iſt eine arme, aber glückliche Schäferin geworden und hat lange zufrieden mit ihm auf den Bergen des Harzes die Heerden geweidet. Der Rieſe aber hat ſich in einen großen ſchwarzen Pudel verwandelt, der am Fluſſe Wache hält, daß es niemand wage nach der Krone zu fiſchen. Denn ſo jemand wird die Krone aus dem Waſſer ziehen, der wird König ſein und das verſunkene Königsſchloß wird ſich ihm von ſelbſt wieder aufbauen aus den Felstrümmern. Das hat denn viele gelockt und haben es auch verſucht nach der Krone zu fiſchen, aber ſie haben nichts gefangen als goldblitzende Forellen, und wer es gar gewagt hat bei Nacht nach der Krone das Netz auszuwerfen, den hat der ſchwarze Hund ſo wüthend angefallen daß er alsbald hat müſſen die Flucht ergreifen.

So liegt nun die Königskrone bis dieſe Stunde noch im Waſſer verſenkt, und wenn die Sonne über dem Thale ſteht oder der Vollmond des Nachts, ſieht man's im Fluſſe blinken, glitzern und glühen, ja einige

Wanderer die des Nachts über das Gebirg gegangen ſind, wollen es geſehen haben, wie die Nixen im Fluſſe mit der Krone ihr Spiel getrieben. Ich weiß nun nicht ob das wirklich ſo geweſen; aber das iſt gewißlich wahr, daß wenn einmal ein Jüngling kommen wird oder eine Jungfrau, deren Herz ſo rein iſt wie das Waſſer des Boreſtüßchens, und wird nach der Krone fiſchen mit freudigem Glauben und demüthigem Herzen, über den hat der böſe Hund keine Gewalt und dem werden die Nixen die Krone in das Netz werfen und er wird König ſein, und für die armen Bewohner des dunkeln Harzgebirges wird eine ſchöne reiche Zeit aufgehen.

Wer aber die Geſchichte nicht glauben will, der gehe nur in's Borethal und ſteige auf die Roßtrappe und beſehe ſich die Spur des Rieſenpferdes, die es bei dem Sprunge über das Thal mit dem gewaltigen Huf in den Felſen eingeſchlagen hat, und ſchaue hinab in den Fluß, wie es drin ſchimmert und glüht.

Die Schweiz im December*).

Der Sonderbund hat uns Alle überraſcht, Viele getäuſcht und ſich ſelbſt am meiſten. Haß, Fanatismus und Hochmuth hatten ſeine Stimmführer in die ärgſte Verblendung über ſeine Widerſtandsfähigkeit und folglich auch den Ausgang des Kampfes hineingelogen. In lebhafteſter Erinnerung war noch der leicht erfochtene Sieg über die Freiſchärler. Deren blutige Heimſendung, meinte man, werde ſicherlich auch dem Gegner noch im friſchen und entmuthigenden Andenken ſein. Im Feldlager des Feindes glaubte man beim Hinblick auf das Freienamt, den Berner Jura, auf Genf, St. Gallen und Bündten auf zahlreichen Anhang und Abfall rechnen zu dürfen. Noch mehr, man mußte ſich die geſammte Ariſtokratie, die gefallene und die ſtehen

*) S. Nr. 45 und Nr. 49 der Europa.

Digitized by Google

de, ſogar den proteſtantiſchen Klerus, d. h. deſſen überwiegend orthodoxe Mehrheit in Zürich und Waadt eben ſowohl als in Stadtbaſel insgeheim verbündet denken. Als Vertreter und lebendiger Ausdruck dieſer ariſtokratiſch-proteſtantiſch-reactionären und, wenn ſie es zur Vereinigung bringen konnte, ſehr mächtigen Partei hielt Salis-Soglio das militäriſche Heft in Händen. Und falls der Kampf, ſtatt in wenig entſcheidenden Schlägen beendet zu werden, ſich hartnäckig und blutig in die Länge zog, ſo blieb im Hintergrunde noch die Hoffnung auf fremde Intervention, wobei der Sonderbund im entſchiedenen Vortheil war. Freilich iſt's mit einem Schweizer auf das Äußerſte gekommen, wenn er fremde Dazwiſchenkunft wünſchen und hoffen ſoll. Indeß gibt es wirklich in der Schweiz, nicht blos in Neuenburg, eine zahlreiche Klaſſe die mehr monarchiſche Geſinnungen und Grundſätze in ſich beherbergt als ſie ſich ſelber eingeſteht, und noch etwas mehr hegen würde, wenn's — keine Civiliſten gäbe. Eine Waadtländerin ließ ſich in Geſellſchaft, wo man über die Wirren im Vaterlande ſprach und klagte, zu dem Ausruf hinreißen: »Beſſer wäre uns in der Schweiz wenn wir einen König hätten! « — »Um's Himmels willen nicht! wurde ihr ſogleich erwidert; bedenken Sie doch daß Könige entſetzlich theuer ſind! «

Genug, ſoo ungefähr mag das Netz von Möglichkeiten geweſen ſein, worein ſich die Häupter des Sonderbunds verſtrickt hatten. Wie hätten nun wir, nachdem wir das Pathos vernommen womit Bernhard Meier die Tagſatzung verließ, und, nach Courteu's martialiſchen Drohungen ahnen könnnen daß ſtatt des verzweifelſten Widerſtandes ein halber Monat mehr Capitulationen als Gefechte bringen, dieſer erbitterte Bürgerkrieg im Verhältniß weniger Blut koſten würde als die ſchnell abgethane Freiſchaarenrauferei? Es iſt jetzt unnütz zu unterſuchen, was dieſen unerwartet ſchnellen und vollſtändigen Triumph zu Wege gebracht hat: ob das Imponirende eines nach Herkommen geſetzlichen Bundesbeſchluſſes, dem die numeriſche, finanzielle und topiſche Überlegenheit zu Gebote ſtand, ob die moraliſche Wirkung von Friburgs allzu frühem Falle, ob das Gewicht das Dufour's anerkannte Tüchtigkeit und zu verhoffenſende Mäßigung in die Wagſchaale warf, oder ob dies und anderes zuſammenwirkte. Man hat vielmehr ſich aufrichtig dieſes Ausganges zu freuen, da ein Sieg des Sonderbundes wohl das unheilvollſte Ereigniß für die Schweiz geweſen wäre. Was in dieſem Falle bevorſtand, iſt leicht ſich vorzuſtellen: Ausrottung, vielleicht brutale Ausrottung aller und jeder liberalen Beſtrebungen. Dies aber iſt, ſo wie die Sachen ſtehen, eine Unmöglichkeit. Die Schweiz iſt unleugbar im zeitgemäßen Fortſchreiten begriffen. Sie kann nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Der Radicalismus, zeitweilig unterdrückt, würde aller Orten und Enden aus dem vulkaniſchen Boden hervorbrechen, nach Ablauf weniger Jahre die Schweiz auf's neue in den gegenwärtigen Zuſtand innerer Gährung, wahrſcheinlich dann in noch erhitzterem Grade, auf's neue verſetzt ſein. Ungweifelhaft beſſer iſt und war ein Sieg des Liberalismus in dem gegenwärtigen Kampf, als daß ſein vorausſichtlich unausbleiblicher Sieg auf ſpätere Friſten verſchoben blieb.

Das Nächſte was der Schweiz bevorſteht, kann geahnt, nicht vorausgeſagt werden. Möglich daß eine Scheidung von Wallis in zwei Hälften erfolgt. Ober- und Unterwallis, jenes allemanniſch, dieſes burgundiſch oder romaniſch, ſind nach Bevölkerung, Sprache und politiſcher Richtung durchaus verſchieden. In letzterer Hinſicht hält jedoch, wie ſich im Mai 1844 recht deutlich zeigte, die franzöſiſche Einwohnerſchaft der Thäler von Trient und Entremont, Dank der Betriebſamkeit des Klerus! entſchieden zu dem deutſchen Oberwallis, worin bis jetzt der Biſchof zu Sitten, der Jeſuitismus in Brog, die alte Landesariſtokratie und die Simplonzeitung den ultramontanen Ton anſchlugen. Martigny und Monthey ſind die Heerde des radicalen Jungwallis. Rilliet-Conſtant iſt ſeit Jahren mit deſſen Häuptern, wie Moritz Barmann, in tiefſtem Einverſtändniß. Über die Neuenburger Frage führt einen bewaffneten Einſpruch herbei. Hierzu kann die Niederlage des Sonderbundes keine Neigung mehr erwecken, wenn Fürſt Friedrich Schwarzenberg und andererſeits vielleicht auch der enttäuſchte Maillardoz daheim berichtet haben auf wie lahmen Füßen dieſer Sonderbund ſtand. Bei der kritiſchen Frage welche ſo eben durch Neuenburgs amphibienartige Natur in den Vorgrund geſchoben wird, ſieht man recht augenſcheinlich wie wenig die Halbheit nütze iſt. Schon vor etlichen Jahren ſagte ein Schweizer in der Revue des deux Mondes: „La principauté de Neuchatel rend l'action de la Prusse plutôt suspecte que populaire en Suisse.“ Was eine Intervention um Neuenburgs willen betrifft, ſo wird ſich nächſtens herausſtellen ob Louis Philipp darf, Öſtreich kann und Preußen im Ernſte will. Es wird ſich dies ausweiſen, wenn die Eidgenoſſenſchaft, was dermalen ihre Hauptaufgabe iſt, zur Reviſion und Reform des Bundesvertrages ſchreitet.

Das Pactum von 1815 iſt in vielen weſentlichen

Digitized by Google

Punkten zur Absurdität geworden oder eine solche von vorn herein gewesen. Eine Tagsatzung die alljährlich zur Erledigung hochwichtiger Angelegenheiten zusammentritt und im Augenblicke des Zusammentretens nichts gewisser weiß als daß sie in kurzem unverrichteter Dinge wieder auseinandergehen wird, macht sich in den Augen des gebildeten Europa eben so lächerlich als in ihren eignen. Es waren gewaltthätige Regierungswechsel, hie und da auch Bürgerblut nöthig, um die Zwölfermehrheit zu Stande zu bringen. Wie kann ferner die bisherige Abstimmungsmodalität fortbestehen, wonach die mindest bevölkerten Cantone mit den am stärkst bevölkerten auf gleicher Rang- und Rechtsstufe stehen? Und wie soll hinwiederum dieser im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung ein Stimmenmehr eingeräumt werden, ohne jene auf's empfindlichste zu benachtheiligen und das Herkommen, woran der Schweizer so gäh festhält, umzustoßen? Und doch heischen diese und andere gleich schwierige Fragen gebieterisch ihre Lösung. Es ist die Aufgabe einer längst beabsichtigten Bundesrevision und Umgestaltung der Bundesverhältnisse. Dies Werk ist im Augenblick dadurch erleichtert daß die Überwundenen nicht wagen werden mit dem frühern Trotze des Widerspruchs aufzutreten. Die da trotzten sind ohnehin in der neuen Ordnung der Dinge bereits beseitigt. Aber wird nun der leicht sich überstürzende Radicalismus im Siegesrausche, statt mit Einsicht, Mäßigung, Nachgiebigkeit auf dem Wege gegenseitigen Übereinkommens das alte Band der Schweizer fester zu knüpfen, vielmehr die cantonalen Idiosynkrasien schonungslos darniedertreten und z. B. nach der heut gangbaren Centralisationspraxis sämmtliche 22 Cantone in die Form einer einzigen helvetischen Republik zu gießen versuchen? Bei allem Zutrauen das im Allgemeinen der schweizerische Charakter einflößt und im Ganzen auch das bisherige Verfahren der Sieger rechtfertigt, darf man sich doch nicht verhehlen daß auch dort zu Lande es nicht am guten Willen zu äußersten Schritten fehlt, an einem blindwüthigen Volk von Schreiern, wovor das Häuflein der gemäßigt Liberalen, die annoch am Ruder sitzen, verstummen muß. Nur auf der Basis der anerkannten cantonalen Souveränität kann sich das neue Gebäu fest und sicher erheben. Nur eine solche Basis darf auf Allgemeinheit der schweizerischen Sympathien, nur sie wohl auch auf endliche Gewährleistung Seitens der friedenstiftenden Mächte von 1825 zählen, da keine derselben das Recht beanspruchen wird ein fremdes Volk zum Beibehalten einer Verfassung zu nöthigen, die von den Berathern dieses Volks als unhaltbar erkannt, eines Umgusses bedürftig erklärt und ohne Gefährdung seiner Nachbarn in gesetzlicher Weise umgebildet wird.

Dagegen liegt der schweizerischen Begriffsweise, die denn doch bei allen radicalen Auswüchsen und Übergriffen noch immer eine gute Dosis Conservatismus in sich birgt, die Chimäre einer helvetischen Republik so fern daß sie zu verwirklichen einem Salomo und Louis XI. gleich sehr mißlingen würde. Die Schweiz ist, was sie ist, geworden durch die freie und eigenthümliche Entwickelung einer jeden cantonalen Individualität. Wie sie es geworden, jeder Canton ein für sich bestehendes, oft von dem nächsten Nachbar diametrisch unterschiedenes Ganze, gehört der Geschichte an nachzuweisen. An gemeinsamen Merkmalen fehlt es ihr dessen ungeachtet nicht. Mag darunter auch gehören, was man als »Cantönligeist« d. h. als engherzigen Particularismus zu bezeichnen pflegt. Warum jedoch den Urnern und Unterwaldnern verübeln daß sie fest bei demjenigen verharren, wobei sie sich in ihrer stolzen Einfachheit seit sechshalbhundert Jahren wohl befanden? Verlangt die Urschweiz ultramontan zu bleiben und papistischer als der Papst zu sein; versteht sich jedoch ohne Jesuiten; so hat meines Bedünkens die übrige Eidgenossenschaft sie unangefochten zu belassen, sowie diese ihrerseits das Recht hat gleiche Anerkennung für diejenigen Maßregeln sich auszubedingen, welche sie im Interesse sei es des Fortschritts oder ihrer Cantonsouveränität für zweckdienlich erachtet. Unsere Zeit ist dem Streben nach Verallgemeinerung, nach Zerstörung des Charakteristischen hold. Allen Einflüssen fremder Ein- und Durchwanderer hat der Kern des Schweizervolks widerstanden; höchstens haben sie seinen Geldsack gestachelt und genährt, das Volk selbst ist wie zuvor geblieben. Es wäre auch in seinem, in unserem, wie im Interesse der Cultur und Poesie schmerzlich zu beklagen, wenn jemals diese reigende Mannichfaltigkeit in Leben, Charakter und Sitten der Schweizer das Opfer irgend eines Centralisirungsprocesses würde. So lang indeß die Berge stehen, die ihren Urtypus nicht verändern, wird wenigstens auch das Volk der Hirten und Bauern, das an die Natur gewiesen ist, sich, dieser und der alten Sitte treu bleiben. — In einem seiner Reisebriefe aus Schweden sagt E. M. Arndt: »Hier in diesem Schwedenlande ist die Einherrschaft wahrscheinlich uralt. Sie hat vor unsern Augen als christliche Monarchie hier schon ihr Jahrtausend durchlebt — und doch wie verschieden ist der Westgothe von dem Upländer, der Schoning von dem Thalmann (Dalekarlier)! Wie

Digitized by Google

hat hier alles bis diesen Tag seine eigne Art und seine eignen Triebe, Neigungen und Mucken und Tücken bewahrt! Gott und Natur in ihren großen Eigenthümlichkeiten sind mächtiger als alle Gewalt der Menschen.«

E. K.

Der Birch-Pfeiffer'sche Handel.

In der stillen Innerlichkeit des Dichtens und Denkens müssen wir uns täglich darauf gefaßt halten, aus dem selbstvergessenen Schaffen abberufen zu werden in die streitende kämpfende Welt. Wäre es nur der Ruf einer gewaltigen erlösenden That, der die andächtige Stille der Morgenfrühe unterbräche! Noch aber sind es nur kleinliche Plackereien, kecke Kunstgriffe Derer die auf dem Throne des alten Aberwitzes ruhen, gegen die nichts bleibt als zornerfülltes Knirschen. Jeder rettet sich wieder in den kleinen angewiesenen oder selbstgeschaffenen Berufskreis. Wie nun aber, wenn dieser selber durchschnitten und verzerrt wird von der Erbärmlichkeit, die die Ehr- und Rechtlosigkeit unserer Zustände zur Seite hat? — Wohl muß es so sein, damit Jeder an sich selbst und seinem eigenen kleinen Leben die Schmach und Noth des großen Ganzen auf's Neue erkenne!

Mit diesen Empfindungen folge ich der Nöthigung, dem Birch-Pfeifferschen Handel entgegenzutreten. Es ist ein jämmerlicher Trost, sich sagen zu müssen daß solcher Bestand wohl nur in Verbindung mit den allgemeinen Verhältnissen möglich sei, und doch liegt darin eine wenn auch traurige Beruhigung. Es erleichtert die Pflicht gegen sich selbst, indem es sie zugleich zu einer allgemeinen macht.

Mit einem bis zum Ekel gesteigerten Widerwillen muß ich doch einem Verfahren begegnen, das bei einem straffen Innehalten von Ehre und Gesetz unmöglich erschiene.

Ich darf die Thatsache als bekannt voraussetzen daß Frau Birch-Pfeiffer eine von mir in der Urania d. J. veröffentlichte Erzählung »die Frau Professorin« als Drama verarbeitet und auf der königl. Hofbühne zu Berlin zur Aufführung gebracht hat. Sollte man es für möglich halten daß es einem Fremden gestattet sei, den Namen eines Autors und sein Werk mit freier Benutzung« sich anzueignen, ohne diesem auch nur eine Kunde davon zu geben?

Ich sage hiermit den Correspondenten und Zeitungsredactionen meinen aufrichtigen Dank für die einstimmige mannhafte Verfechtung eines zu ordnenden literarischen Rechtszustandes. Hieran knüpft sich auch die Bitte, bis zum Austrag der Sache derselben die Aufmerksamkeit zu erhalten. Es schreint unsere Aufgabe in mannichfacher Weise, selbst von verzweifelt sich anlassenden Sachen nimmer abzulassen.

Ich meinerseits glaube dem Publikum meine Ansichten über die ästhetische Seite der Angelegenheit darlegen zu müssen, die rechtliche Seite wird dabei nur insofern in Betracht kommen als sie mit jener in Verbindung steht. Ich bin entschlossen solche der Entscheidung der Gerichte zu übergeben.

Ich habe das als Bühnenmanuscript gedruckte und versendete: »Dorf und Stadt. Schauspiel in zwei Abtheilungen und fünf Aufzügen. Mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung „die Frau Professorin" von Charlotte Birch-Pfeiffer« nun gelesen. Die Empfindung die ich dabei hatte, läßt sich nicht beschreiben. Eltern die ein geraubtes Kind unter Seiltänzern wiederfinden, muß es so zu Muthe sein.

Anfangs las ich das Stück mit der Feder in der Hand und verzeichnete Bemerkungen, bald aber ließ ich davon ab, denn solche schamlose Verzerrung läßt sich nicht bis in die einzelnen Züge verfolgen. Nur Einiges sei hier des Spaßes wegen herausgegriffen. — Dem Lorle soufflirt gleich von Anfang die Gräfin Hahn-Hahn. Das Dorfkind spricht immer und immer wieder vom »Rechten« der kommen müsse, und Bärbel die Magd (von Frau Birch-Pfeiffer zur Base erhoben) ist auch mit dem »Rechten« verhert. Reinhard, der sich mit einer nagelneuen Theaterphrase »König dieser Wälder« nennt, redet den Lindenwirth mit Du an. Jeder gesunde Bauer auf dem Schwarzwalde schmeißt einen solchen Kerl zur Stube hinaus, der sich erfrecht Du zu sagen, wenn er nicht gleiche Redeweise zu ihm hat. Bei der Werbung sagt der Lindenwirth: »Aber Stadt und Land, ein Bauernkind und ein Künstler, das schickt sich ewig nicht zusammen.« Drauf erwiedert Reichard: »Mann! Schmäht nicht Natur und Kunst, sie allein gehören ja zusammen.« — Alle diese Zuthat ist in die Seele hinein erlogen. Mit solchen coquetten Phrasen wirthschaftet man nicht unter strohgedeckten Dächern.

Digitized by Google

Genug davon. Schon aus dem Angeführten ergibt sich wie das Innerſte empört werden muß über ſolche Schminke und Verunſtaltung; ſelbſt das Eigene wird zuwider gemacht in ſolcher Verknüpfung.

Wenn es möglich iſt, ein poetiſches Product, das zunächſt als Geſtalt erſcheint und wirkt, in ſeinen abſtracten Grundgedanken zu verfolgen und denſelben abzulöſen, ſo möchte ich ſagen daß ich in der Erzählung »die Frau Profeſſorin« die Gegenſätze von genialer Ungebundenheit und naiver Abgeſchloſſenheit, wie ſie beide unbrugſam ſich verhalten, zur Anſchauung zu bringen ſuchte. Dieſe Unbeugſamkeit führt nothwendig zum tragiſchen Conflicte. Es iſt darum mehr als lächerlich den trivialen Gegenſatz von »Stadt und Land« oben abſchöpfen zu wollen. Dies neigte zu dem verkehrten und frevelhaften Verfahren, alle Irrung und Wirrniß ausſchließlich in das Stadtleben zu verweiſen. Ich habe in der genannten Erzählung, in Geſtalt und Betrachtung ſattſam auf eine Bildung hingedeutet, die eben ſo viel Urſprünglichkeit (Naivetät) als Culturvermittlung in ſich trägt. Die Tragik in dem Gegebenen lag in der ſubjectiven Berechtigung, die, unvermittelt durch den Gegenſatz, zur tragiſchen Schuld wird.

Es kann mir nicht gleichgültig ſein, auf dieſem Gebiete beſonders, eine Verwirrung des Geſchmacks ſich ausbreiten zu ſehen und dazu noch meine eigenen Gebilde verwenden zu laſſen. Ich habe meine Anſichten über eine Erneuerung der volksthümlichen Poeſie vom lokalen Grunde aus in meinem Buche »Schrift und Volk« ausführlich dargelegt. Wie mußte es mir nun das innerſte Herz empören, das was ich ſelbſt geſchaffen, durch Anbequemung an den Ungeſchmack, durch Rührphraſen und all den herkömmlichen Trödel ſo gräßlich mißbraucht zu ſehen. Der Beifall den das aus der Beraubung meiner Production hervorgegangene Birch-Pfeiffer'ſche Stück errungen, ſoll mich keinen Augenblick abhalten offen zu bekennen daß es meiner Anſicht nach ein unverdienter, vor dem Richterſtuhle der geſunden Kritik unhaltbarer ſei. Das Publikum kann getäuſcht werden durch ſolche Seelenmaskeraden, aber gewiß nur auf kurze Zeit.

Ich komme hiermit auf den von Frau Birch-Pfeiffer beliebten Schluß, mit dem ſie meine Erzählung »bühnengerecht« machte. Es iſt und bleibt ein frivoles Verfahren, eine tragiſche Begründung am Ende weichherzig umzubiegen, um in der Nachgiebigkeit gegen einen großen Theil des Publikums dieſem zu Gefallen zu ſein.

Schon im Juni d. J. ſagte mir Heinrich Laube in Leipzig daß Fräulein Luiſe Neuman in Wien angefragt habe, ob ſich die Erzählung »die Frau Profeſſorin« nicht dramatiſiren ließe. Abgeſehen davon daß eine durch viele Jahre hindurch gehende Entwickelung — deren Mittelſtufen überſprungen werden müſſen — der ächten dramatiſchen Kunſt widerſpricht, ſah ich in dem unabänderlichen tragiſchen Schluſſe mit ſeinem leiſen Verklingen eine Unmöglichkeit der dramatiſchen Beibung. Ich behielt mir ſolche für einen eigens ſich dramatiſch geſtaltenden Stoff vor. Wenn ich mit demſelben einſt wohl hinaustrete, ſo fürchte ich nicht daß man glauben möge, ich ſei durch Frau Birch-Pfeiffer dazu genöthigt worden. Auch das, hoffe ich, wird zu überwinden ſein daß, wie jetzt geſchehen, die lebendige Realiſtik in Theatercoups verwandelt wurde. Für jetzt muß ich wiederholt Einſprache thun gegen die beliebte Schlußwendung, und ſei ſie auch noch hundertmal ſo bühnengerecht. Das tragiſche Schickſal liegt heutzutage oft viel weniger in dem jähen Tode als in dem innerlichſt zerſpaltenen Daſein. Iſt das nicht dramatiſch, ſo iſt man doch nie und nimmer berechtigt die nothwendige Conſequenz willkürlich aufzufangen und zu biegen.

Ich ſage das Alles nicht der Frau Birch-Pfeiffer, der es nicht um das Heiligthum der Kunſt zu thun ſein mag; dem Publikum gegenüber ſehe ich mich verpflichtet und berechtigt auf dem ſpeciellen Gebiete der volksthümlichen Poeſie alle die inneren Motive nicht abſtumpfen und verkehren zu laſſen, die uns zum innerſten lebendigen Erkennen unſeres Volksthums führen und auch von dieſer Seite aus die Nation zu einer in ſich feſten Einheit bilden ſollen. Dahin arbeiten ja bereits ſüßlich frömmelnde ſogenannte Volksgeſchichten auf der einen, und kraſſe haarſträubende Bilder auf der andern Seite auch hier Verwirrung und Ungeſchmack auszubreiten.

Die rechtliche Seite der Angelegenheit, um welcher willen ich hier das Wort ergreife, bin ich, wie geſagt, entſchloſſen den Gerichten zu überlaſſen. Abgeſehen von ganzen Scenen die Frau Birch-Pfeiffer aus meiner Erzählung ausgehoben, von der ganzen Anlage ſie ſich angeeignet hat, bin ich noch durch ihre ſouveräne Eigenmächtigkeit zu einer Mitunterzeichnung auf dem Titel gezwungen, alſo im Reiche der Kunſt mit verantwortlich gemacht. Es wird ſich zeigen ob dieſe »freie Benutzung« geſtattet, oder ob ich in meinem Eigenthumsrechte geſchützt werde. Vorerſt will ich es verſuchen gegen jede fernere Aufführung des Stückes Proteſt einzulegen. Heidelberg, d. 10. Dec. 1847.

Berthold Auerbach.

Digitized by Google

Deutſche Gewerbe und deutſcher Handel*).

Werfen wir unſere Blicke auf Deutſchlands Handelsartikel zur Ausfuhr, ſo tritt, ſchon bei ihrem hohen Alter, die Leinwand ganz beſonders hervor. Es gab eine Zeit wo Schleſien allein von dieſer Waare für 18 Millionen Thaler in's Ausland ſandte, ganz Deutſchland alſo ſicher für mehr als 40 Millionen Thlr. Damit wurde eine günſtige Handelsbilanz hergeſtellt. Wir beſaßen nicht nur ein mächtiges Austauſchmittel, das ſchon wegen des Verbrauchs zum erſten Bedürfniß der Civiliſation, zum Hemd, faſt unentbehrlich zu nennen war; ſondern es floß das Geld dafür überdies bis in die unterſten Volksſchichten, den Umlauf dieſes Blutes der Staaten befördernd und Geſundheit im Volkskörper erhaltend. Dermalen iſt dieſe Ausfuhr bis auf wenige Millionen herunter gekommen und droht ganz zu verſiegen; ja es ſteht durch die Baumwollenconcurrenz ſogar das Verdrängen der Leinwand für unſern eigenen Bedarf zu befürchten. Die Urſachen dieſer Erſcheinung ſind urſprünglich in der Ähnlichkeit der Urſtoffe, Flachs und Baumwolle, zu ſuchen. Beider Faſern gleichen ſich nämlich, wenn dieſelben von allem Nichtfaſerigen gereinigt ſind, faſt vollkommen und ſind nur in ein Paar faſt unmerklichen Atomen chemiſch verſchieden. Werden nun beide Stoffe im gereinigten Zuſtande verarbeitet, oder ſtellen wir Manufakte und Fabrikate her, bei denen ſich beide Urſtoffe gereinigt als Waare präſentiren, wie dies in der hochweiß gebleichten Leinwand aus Maſchinengeſpinnſt und den eben ſo hergeſtellten Baumwollengeweben der Fall iſt, ſo muß Erſtere den Letzteren endlich unterliegen; denn die Baumwolle, das weit wohlfeilere Product günſtigerer Klimate, verdrängt den theureren Flachs, der — ſeiner Concurrentin gegenüber — als Kunſtproduct ungünſtiger Klimate, geſchlagen werden muß, ſobald der Urſtoff auf den gereinigten Faſerngehalt zurückgeführt wird. Man vergleiche nur die Maſchinenleinwand mit den baumwollenen Shirtings und der Unterſchied beider erſcheint, ſowohl was äußeres Anſehn wie innere Eigenſchaften anbetrifft, ſo äußerſt gering daß es kein Wunder war, wenn die praktiſchen Engländer bei Bekleidung ihrer Armen ganz von der Leinwand ab und zu den Shirtings übergingen; ihnen muß endlich jeder Verſtändige folgen, zumal in unſerm Klima wo das wärmendere Baumwollengewebe faſt das ganze Jahre hindurch weit angenehmer und geſünder zum Gebrauch erſcheint. Die Leinengewebe beſtehen bei der Maſchinenverarbeitung des Flachſes nur noch in Folge der Gewohnheit und dies ſichert überall keine Exiſtenz; denn die Erfahrung zerſtört endlich Gewohnheiten. Wer wird endlich noch aus bloßer Gewohnheit Leinwand theurer kaufen, wenn er in Erfahrung gebracht daß Baumwollengewebe ganz gleiche Dienſte thun und dabei viel wohlfeiler ſind?

Sofern alſo nicht Unterſchiede zwiſchen Flachs und Baumwolle, zwiſchen der Primamaterie, beſtehen, kann ſich Erſterer nicht neben Letzterer halten, ſo wenig wie die theure Seide ſich zu halten im Stande wäre neben Geweben aus wohlfeilern Stoffen, wenn Seidengewebe keine beſondere Eigenthümlichkeit mehr darböten und feſthielten. Allein es beſtehen allerdings zwiſchen dem Flachſe und der Baumwolle ähnliche Unterſchiede wie zwiſchen der Seide und einigen ihr ähnlichen, aber kurzfaſerigen Stoffen. Die Baumwollenfaſer iſt kurz von Natur und kann nur durch künſtliche Verſpinnung zum längern Faden vereint werden, während der Flachs in ſich von Natur, durch ſeinen Pflanzenleim, zu längern Faſern verbunden wird. Hält man bei der Verarbeitung dieſe Verſchiedenheit der Primamaterie feſt, wie dies früher bei der Handſpinnerei geſchah, ſo unterſcheiden ſich Leinengewebe durch größere Dauerhaftigkeit, Glätte und Steifheit hinlänglich von den concurrirenden Baumwollenwaaren, um ſich neben denſelben allezeit behaupten zu können; denn es wird immer Klimate und Umſtände geben, welche den Beſitz ſolcher Producte wünſchenswerth erſcheinen laſſen und durch die der Menſch zur Werthſchätzung, alſo zum Ankauf, hinzuleiten iſt.

Wir wollen zur Feſtſtellung des Begriffs, um den es ſich handelt, noch einen prüfenden Blick auf beide Verarbeitungsarten des Flachſes, die jetzt im Gange ſind, werfen.

Die Verſpinnung auf dem Handſpinnrade wird in der Kunſtſprache »die trockene« genannt, weil ſie ohne Erweichung der Faſern vorgenommen wird. Der gehechelte Flachs wird vom Spinner im trocknen Zuſtande verſponnen und nur etwa ein wenig geneßt, um die Verbindung der Faſern zum Faden herbeizuführen. Nicht nur können und ſollen auf dieſe Art die Faſern in ihrer ganzen Länge zum Faden verſponnen werden, wodurch das Gewebe eine minder rauhe Oberfläche erhält, wie Gewebe aus kurzfaſerigen Stoffen, ſondern

*) Induſtrie und Handel ſind Intereſſen an die wir in unſerer Chronik der Gegenwart kurz erinnern. Ausnahmsweiſe zwingt uns die Wichtigkeit des hier behandelten Stoffes zu einer ausführlicheren Beſprechung. D. Herausg.

Digitized by Google

der in den Faſern enthaltene Pflanzenleim bleibt ganz unbeſchädigt und hilft bei den ſpätern Manipulationen des Webens, Bleichens, Mangelns ꝛc. die Dauerhaftigkeit der Faſer im Kunſtproduct erhalten, wodurch eben ſeine Steifheit ꝛc. bedingt wird, und wovon ſeine Vorzüge vor Baumwollengeweben abhängen. Wird die aus geſunden Flachsfaſern, durch Handſpinnerei erzielte Leinwand nicht in der Bleiche verdorben und morſch gemacht; verſetzt man dieſelbe durch ſogenanntes hochweißes Bleichen mit chemiſchen Säuren nicht muthwillig in einen morſchen, altersſchwachen Zuſtand; wird vielmehr — wie dies unſere verſtändigen Alten thaten — etwas Bleiche auf das Waſchen ꝛc. verſpart, ſo erhalten wir noch heut auf dieſem »trockenen« Wege eine Waare, die beinahe unverwüſtlich erſcheint, wie noch ſo mancher Hausrath an Bett- und anderer Wäſche darthut, der ſich da und dort als Erbſtück in Familien erhielt und wogegen Maſchinenleinen oder Baumwollengewebe nur als morſcher Plunder erſcheinen. Stellen wir dieſe erwähnte Art ächter Leinen wieder her; garantiren wir deren Solidität durch Stempelungen und wird dann nebenbei das Publikum, vielleicht auf literariſchem Wege, über die Waarenverſchiedenheiten aufgeklärt; verbreitet man mit einem Worte Waarenkenntniß neben Garantien des Eigenthümlichen, ſo findet ſich mit der Werthſchätzung die Nachfrage und wir können dem Auslande wieder mit einer Waare Zahlung für Einfuhren leiſten, wo dermalen baar gezahlt werden muß; denn uns ſtehen dann die wohlfeileren Handarbeiter begünſtigend zur Seite. —

Ganz anders verhält ſich die Sache bei Verſpinnung des Flachſes auf »naſſem« Wege, auf der Spinnmaſchine im Großen. Hier wird der zuſammengefilzte Faſernſtrang in ſiedendem Waſſer oder in Waſſerdämpfen von 70 bis 80 Grad Hitze erreicht, ſo daß derſelbe einer breiartigen Maſſe gleicht, um alsdann mit Maſchinengewalt ausgeſtreckt zu werden zur fadenförmigen Gleichheit. So wenig nun das Holz, wenn es gelänge dasſelbe in gleicher Art zu dehnen und zu ſtrecken, ſeine natürliche Eigenthümlichkeit und Dauer behalten könnte und würde; ſo ſicher nur die ausgeſägte Latte, das geſchnittene Stück, gegenüber gedachtem Dehnproduct, wirkliches Holzproduct mit natürlichen Eigenſchaften zu nennen und als ſolches zu bevorzugen wäre, eben ſo wenig kann der Flachs bei dieſer »naſſen« Maſchinenverſpinnung ſeine Eigenthümlichkeit und Dauer behalten; eben ſo ſicher verdient nur das Handgeſpinnſt den Namen und den Vorzug eines natürlichen Flachsproductes. Bei der Maſchinenverſpinnung des Flachſes wird ein Proceß mit den Faſern vorgenommen, der die Natur derſelben zerſtörend angreift und an die Verarbeitung dieſes Faſerſtoffes zur Papierbereitung erinnert. Auch das Papier beſteht noch aus Flachsfaſern; allein es iſt ihnen hier die ſelbſtändige Haltbarkeit, bis auf einen gewiſſen Grad, benommen. Leinwand aus Maſchinengeſpinnſt ſteht dem Papiere ſchon um viele Grade näher als ſolche aus Handgeſpinnſt, weil in Letzterem die Faſer noch ſelbſtändiger verarbeitet erſcheint.

Was aber der aus Maſchinengeſpinnſt gefertigten Leinwand jeden ſolchen Credit rauben muß, iſt der Umſtand daß ſich aus dem ſchlechten Material eine gut ausſehende, aber unhaltbare Waare herſtellen läßt; womit dem Betrug Thür und Thor geöffnet iſt. Daneben vermag nur ein Kennerauge Gemiſche von Baumwollen- und Leinengarnen im appretirten Gewebe zu unterſcheiden, ſo daß jeder Leinenkauf ohne Garantie zum Hazardſpiel werden muß.

Unter ſo bedenklichen Umſtänden und bei der deutſchen Nationalträgheit, iſt es denn kein Wunder, wenn die Leinenproduction im Allgemeinen geſunken erſcheint und England die Hauptausfuhr, ſo viel davon noch vorhanden, an ſich geriſſen hat; denn es liefert im Maſchinenproduct durchſchnittlich Beſſeres als wir, und und beſitzt außerdem viele Mittel zum vorzüglicheren Betriebe, die uns abgehen. Ich bin der Meinung daß es nicht lohne, wenn von uns große Capitale auf Errichtung von Flachsſpinnmaſchinen verwendet werden; dieſe können und werden nur zu einer noch größern Entwerthung der Waaren führen; können in keinem Falle einen Aufſchwung unſerer Induſtrie zu Wege bringen; denn bald wird man ſo geſcheit ſein nur Baumwollengewebe zu kaufen, wenn nicht die Ächtheit der Gewebe aus Flachshandgeſpinnſt garantirt wird, deren höhere Dauerhaftigkeit ꝛc. nur allein höhere Preiſe rechtfertigt. Das Univerſalmittel: »Differentialzölle«, thut's alſo in keinem Falle bei der Leinwandfrage in Deutſchland! —

Rein komiſch aber erſcheinen unſere Schutzzölle und man möchte ſich bei Betrachtung derſelben völlig überſchlagen. Der Schutzzoll auf Leinengarne, mit denen uns England nun ſchon verſorgt, während es ſonſt die Handgarne aus Deutſchland beziehen mußte, iſt auf das Gewicht gelegt. Die Einfuhr grober Garne, bei denen alſo das meiſte Material verſponnen werden muß und auf denen das geringſte Arbeitslohn ruht, welche wir mithin am mindeſten im Verhältniß beſteuern ſollten, dieſe Einfuhr iſt unmöglich gemacht durch den

Digitized by Google

auferlegten Schutzzoll; dagegen aber sehen wir die feineren Garne, auf denen das meiste Arbeitslohn ruht und die das mindeste Material bedürfen, ganz unbehindert von diesem sogenannten Schutzzoll eingehen, weil dieser je auf dem Gewicht, also auf der Masse des Urstoffs ruhende Zoll, die Einfuhr nicht belästigt.

Wenn unter solchen Umständen von Bestechungssummen gefabelt(?) wird, die aus England nach gewissen Orten Deutschlands geflossen sein sollen um diesen Zollplumper zu bewirken, so erscheint dies sehr verzeiblich, denn wahrlich kein Kluger vermag sich eine solche Unkenntniß dessen worauf es in der Sache ankömmt, zu denken und geräth leicht auf den entehrenden Verdacht. —

Ohne Rückkehr zu naturgemäßer Behandlungsweise des Flachses und ohne Garantien einer solideren Waare als bis jetzt auf die deutschen Leinwandmärkte geliefert wurde, werden wir nimmermehr im Stande sein einen Aufschwung in diesen Industrie- und Handelszweig zu bringen; alle Schutz- und Differentialzölle können da nicht helfen und dienen am Ende nur dazu: das Publikum, die Consumenten, zu Gunsten der Geldbeutel einiger Geldaristokraten und fiskalischer Kassen noch mehr zu besteuern.

Am unpassendsten finde ich's, wenn Regierungen sich direct oder mittelbar, wie dies bei der Seehandlung in Preußen der Fall ist, bei der Leinenproduction auf Maschinenwege betheiligen und zwar aus folgenden Gründen:

Die Aufgabe jeder Regierung kann nur eine vermittelnde sein. Entstehen also irgendwo Concurrenzen die Extreme erzeugen, so haben die Regierungen das Recht und die Pflicht vermittelnd einzuschreiten. Bei der Leinwandangelegenheit sind die Handarbeiter offenbar in's Gedränge gerathen und anstatt ihnen vermittelnd beizuspringen, unterstützte man in Preußen, bis auf kleine gespendete Almosensummen, von Seiten des Gouvernements nachweislich nur die Maschinenbesitzer; nur ihnen flossen Baarsummen zu; nur sie erhielten Orden, Titel und sonstige Aufmunterungen oder Berücksichtigungen, bis ein mittelbares Staatsinstitut (die Seehandlung) seine zum guten Theil aus Mündelgeldern bestehenden Fonds welche in die Staatskassen gezahlt werden müssen, auf die Leinenindustrie warf und concurrirend gegen Staatsbürger wirthschaftete. — Das nenne ich: sich offenbar einem Extrem zuwenden; und darin vermag ich nicht die geziemende vermittelnde Stellung zu erkennen, von der keine weise Regierung, weder im Ganzen noch in einem einzelnen Zweige, als welcher die Seehandlung zu erkennen ist, abweichen sollte; denn ihr kommt es nicht zu die Dinge auf Krisen hinauszudrängen! —

Ich habe die Ehre gehabt meine gewonnenen Ansichten vom Stande der Dinge dem Herrn Minister Rother vortragen zu dürfen, und weder dieser ergraute Finanzmann noch sein Director der Leinenindustrieanstalten der Seehandlung, Herr Commissionsrath Kaselowski, vermochten meinen Thatsachen überzeugende Gründe entgegenzustellen, sondern man bezog sich lediglich auf die englische Concurrenz, der nachgestrebt werden müsse, wie einleuchtend auch der Untergang aller Leinenproducte auf diesem Wege erscheint. Meines Erachtens befindet sich die Seehandlung in doppelter Beziehung auf einem gefährlichen Irrwege, vor dem nicht genug gewarnt zu werden vermag. **E. P.**

Briefwechsel.

Aus Hamburg, Anfang December.

[Bürgerthum, Vereine, Versammlungen, Theater, Musik, Literatur.]

☐ Der letzte Monat brachte in allen Zweigen des öffentlichen Lebens und der Kunst des Interessanten Vieles. Die Bürgerschaft hielt mehrere Versammlungen aller Art, um die in unserem Staatshaushalte nothwendigen Reformen möglichst schnell und kräftig zu befördern, und wir glauben daß hierin in nicht zu langer Zeit manches Wichtige geschehen wird. Auch die Gesellschaft für Förderung der socialen und politischen Interessen der Juden, welche ihren wichtigen Zweck mit regem Eifer und glücklichem Geschick verfolgt, brachte in ihren letzten Sitzungen sehr viel Gutes, dem nur eine baldige Nachahmung auch in den weitesten Kreisen zu wünschen wäre. Besonders ist auch dahin zu rechnen daß der große Übelstand der den unbemittelten Handwerkern und Kaufleuten durch das oft jahrelange Kreditgeben erwächst, zur Sprache gebracht und auf kräftige Abhülfe dagegen gedrungen wurde. Zu diesem Zwecke sind mehrere sehr achtbare Männer zusammengetreten welche öffentlich erklären daß sie jede derartige Rechnung entweder in den ersten acht Tagen nach Empfang der Waaren, oder sonst doch in jedem Vierteljahr bezahlen wollen, und allgemein zu einem zahlreichen Beitritt hierzu auffordern, was schon jetzt nicht ohne mannigfache Wirkung geblieben ist, und gewiß noch zahlreichere Nachahmung zur Folge haben wird. Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe entfaltete auch viel Thätigkeit. Zu bedauern ist nur daß der Vorschlag eines allgemein geachteten und als sehr fähig bekannten Tischlermeisters

Digitized by Google

zur Errichtung größerer gemeinschaftlicher Werkstätten für die ärmeren Handwerksmeister mancher Gewerbe, dem Antragsteller zwar lobende Anerkennung brachte, sonst aber nicht thatkräftig unterstützt wurde, und so noch nicht ins Leben treten konnte. Gerade hierin ließe sich gewiß mit geringen pekuniären Opfern, die auch nur anfänglich gebracht werden müßten, sich später aber genügend verzinsen, sehr viel Gutes thun und der immer zunehmenden Verarmung des kleineren Bürgerstandes die auch hier in Hamburg auf erschreckende Weise immer mehr und mehr um sich greift, ein fester Damm entgegensetzen. Wenn auch unsere Stadt von dem eigentlichen Proletariat noch viel mehr als wohl die meisten andern Orte Deutschlands verschont ist, so schwindet doch der solide Wohlstand der früher die unteren und mittleren Stände hier in hohem Grade auszeichnete, leider immer mehr und mehr.

Eine sehr rühmenswerthe Einrichtung ist in letzter Zeit hier auch ins Leben getreten, nämlich eine „Arbeitsnachweisungsanstalt“ nach dem Muster wie Leipzig und Dresden sie schon früher lange besaßen. Dieselbe ist von Seiten des Publikums freigebig unterstützt worden, und wird gewiß sowohl für die Arbeitgeber als Sucher mannichfachen Vortheil haben. Auch die Jahrescollecte zur Wiederaufbauung der beiden im großen Brande zerstörten Kirchenthürme erfreute sich einer ungewöhnlich lebhaften Theilnahme von allen Klassen der Bevölkerung und trug reiche Summen ein. Sehr viel mag bei dieser Freigebigkeit hierzu wohl beitragen daß selbst die vornehmsten Männer der Stadt es bei dieser Gelegenheit nicht verschmähen, persönlich Haus für Haus herumzugehen und zu sammeln. Bei andern gemeinnützigen Unternehmungen die vielleicht eben so wichtig für Hamburg als der Bau zweier Kirchthürme sind, zeigen dieselben nicht immer gleiche Theilnahme, obgleich man sonst mit einiger Gerechtigkeit nicht leugnen kann daß gerade hier alles Gute und Zweckmäßige weit mehr als in manchen anderen Städten von allen Ständen unterstützt wird.

Die hiesige freie Gemeinde, nicht mit der deutschkatholischen zu verwechseln, artete in letzter Zeit zu einer förmlichen Clique des Atheismus aus. Es wurden theilweise so unsinnige Reden in derselben gehalten daß man auch bei den freisinnigsten und aufgeklärtesten Ansichten sich nur mit Ekel von diesem Treiben, das den Anhängern der Reaction wieder so erwünschte Waffen in die Hand gibt, wegwenden mußte. Ein wilder Tumult und eine großartige Prügelei, die in der letzten Versammlung ausbrach und die augenblickliche Requisition der Polizei nothwendig machte, gab der Behörde die schon lange erwünschte Gelegenheit, die ganze Versammlung zu unterdrücken. Wir und mit uns jeder Freund des Fortschrittes beklagen aufrichtig ein so schmähliches Ende einer anfänglich guten Sache.

Eine größere Vereinigung von allgemein deutschem Interesse war zu Anfang dieses Monats der Eisenbahncongreß der von 138 Vertretern 40 deutscher Bahnen besucht wurde. Sämmtlichen Herren scheint das großartige Hamburg und besonders auch die vielen culinarischen Genüsse die es darbietet, und die sie in mehreren großen Dinners in unsern ersten Hotels hinlänglich zu erproben Gelegenheit hatten, gut gefallen zu haben. Sehr wichtig ist daß auf diesem Congreß eine Übereinkunft von Seiten des Lloyd in Triest, das einen eigenen Bevollmächtigten dazu hierher sandte, wegen der Beförderung der Passagiere von London über Ostende, Köln, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Berlin, Breslau, Wien nach Triest und von dort weiter nach Alexandrien, abgeschlossen wurde. Sämmtliche Bahnenverwaltungen dieser Route sind den desfallsigen Anträgen des Lloyd mit rühmlicher Bereitwilligkeit entgegengekommen.

Bei allen diesen Fortschritten des socialen und politischen Lebens und Verkehrs sind Kunst und Literatur bei uns auch nicht ganz leer ausgegangen. Unsere beiden Theater die seit ihrer getrennten Direction in eifrigem Wettkampf um die Gunst des Publikums begriffen sind, brachten manches Neue; darunter auch einiges Gute. Das Thaliatheater das im Lustspiel fast dem Stadttheater gleichsteht, ja im pünktlichen und gewandten Zusammenspiel demselben hie und da sogar überlegen ist, hat mit dem „Geldmacher“, von Töpfer, der bei überfülltem Hause mit sehr vielem Beifall aufgenommen wurde, ein sehr gutes Geschäft gemacht; das Stück hat sich praktisch mit seinem Titel bewährt. Sonst sind „der Lumpensammler von Paris“ und „die Tochter des Gefangenen“, beide reich an Effect wie an Unnatürlichkeit, noch immer ziehende Kassenstücke. Von den Neuigkeiten des Stadttheaters ist ein historisches Lustspiel: „die blaue Schleife“ von Mansen (v. Publig) ehrenwerth zu nennen, wenn es sich auch in den größern Kreisen des Publikums nicht des Beifalles erfreute den es mit Recht verdient hätte. Obschon ein Erstlingsversuch, zeichnet es sich doch durch gewandte, fließende Sprache und geschickte Anlegung, wenn auch gerade nicht Durchführung der Intrigue vor manchen andern Erscheinungen ehrenvoll aus und berechtigt für die fernere Laufbahn des Autors zu guten Erwartungen. — Glänzend war der Erfolg den der „Prätendent“ fand. Kücken's Oper wird fortwährend noch in jeder Woche einigemal bei stets gefülltem Hause gegeben. Besonders einige Stücke, darunter einige Lieder und Chöre, haben solchen Anklang gefunden daß sie fast beständig wiederholt werden müssen. Die Aufführung der Oper welche der Componist selbst einstudirte und in den ersten Vorstellungen leitete, ist durchgängig eine treffliche zu nennen und macht unserem Theater alle Ehre. Chöre wie Orchester und die einzelnen Solosänger, unter diesen besonders Frln. Babnigg und die Herren Clement und dalle Aste haben in jeder Weise Gelungenes geleistet.

Mendelssohn-Bartholdy's Elias hat hier noch wenige Tage vor der Kunde von seinem Tode unter Direction des Kapellmeister Krebs seine Aufführung erlebt. Das Theater veranstaltete eine eigene Feierlichkeit, bei welcher auch der „Sommernachtstraum“, wenn auch nur in theilweise gelungener Darstellung, aufgeführt ward. Ein Todtenamt ward von einem Kreise hiesiger Dilettanten in dem großen Concertsaal der „Tonhalle“ aufgeführt. Emanuel Geibel der eigens hierzu von Lübeck herübergekommen war, trug ein Klagegedicht über den Verlust des ihm auch persönlich nahe betrauerten Verstorbenen vor, das aber leider bei der fast unverständlichen Aussprache des Vortragenden nur geringen Anklang finden konnte.

In geistiger Hinsicht füllen die mancherlei Vorträge, welche einzelne hiesige und fremde Gelehrte vor einem größeren Damen- wie Herrenpublikum halten, auf erfreuliche Weise manche Lücke aus und verbreiten Anregung zu ernsterem, nicht

Digitized by Google

blos materiellen Genüssen, die sonst hier ein so großes Übergewicht haben. Von interessanten, fremden Persönlichkeiten die jetzt auf längere Zeit hier sich aufhalten, ist auch besonders Fanny Lewald, die so reich begabte Verfasserin des „Italienischen Bilderbuches“ und der Diogena, zu deren Autorschaft sie sich selbst bekennt, zu erwähnen. Der Wunsch, bei ihrer Freundin, der Frau v. Bacheracht, längere Zeit weilen zu können, hat sie hieher geführt. Von Letzterer hat ein neuer, der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlender Roman „Alma“ kürzlich die Presse verlassen.

Aus München, d. 12. December.

[Das Ministerium; die Pressfrage; Absetzungen; Fünft Leiningen und der Zehnten.]

z Ein hiesiger Correspondent der Heidelberger Deutschen Zeitung hat unser jetziges und unser voriges Ministerium am entschiedensten charakterisirt. Er hat jedoch mit seiner Lupe weniger das Ministerium als vielmehr die Minister betrachtet. Alle Achtung vor seinen Forscherkenntnissen! Er hat uns aber doch mit seiner Schilderung des Einzelnen nicht sehr weit gebracht. Wir wissen wenig, wenn wir blos die Laufbahn der am Ruder stehenden Manner kennen. Wir wollen Thaten von ihnen: Thaten, würdig einer freiern Lebensbewegung. Folgen diese Thaten, so werden wir erst wissen ob das Ministerium seine Aufgabe begriffen habe, mag es nun das Ministerium des „Fortschrittes“ oder der „günstigen Gelegenheiten“ heißen. Die Allgemeine Zeitung hat übrigens in einem heutigen, wie mir scheint, officiellen Artikel jene Aussagen, als sei schon vor der Einberufung des Landtages ein Anlehen zu 4 pr. C. unter al pari abgeschlossen, als gänzlich unbegründet zurückzuweisen gesucht.

Werden Döllinger, Phillips und Lassaulx wieder angestellt werden? Und wem haben sie dann ihre Wiedereinsetzung anders zu danken als der Kammer der Abgeordneten, auf die sie sich, wie man besonders aus den bekannten ultramontanen Blättern (Augsburger Postzeitung, Süddeutscher Zeitung) ersieht, bei jeder Veranlassung stützen! Die guten Abgeordneten wollten ja um Alles Frieden und Einigkeit! Und nur ja nicht den Keil des Princips in eine entgegenstehende Sache hineingetrieben! Könnte ihr ja schaden!

Kleine Vor- und Absetzungen kommen hie und da bei uns als gefällige Improvisationen vor. So erzählt man sich daß der verdiente General Zeller pensionirt worden sei. Ob ein Streit mit einer hohen Dame Schuld daran sei oder sonst etwas Anderes, kann ich nicht genau angeben. — Auf unserm Theater hat es nichts Außerordentliches in der neuesten Zeit auf den Kulissen schüttelte, ward in diesen Tagen ein Stück aufgeführt, das — an und für sich ohne allen Werth und roh in Anlage und Ausführung — Veranlassung ward daß der bisherige Regisseur Dahn als solcher seines Amtes entsetzt wurde. Man glaubt daß auffallende Anspielungen in dem Stücke auf die Gräfin Landsfeld die Veranlassung hiezu gewesen seien. Ich selbst wohnte der Aufführung des Stückes („das bemooste Haupt oder der lange Isaak“ v. Benedix) bei und bemerkte allerdings daß an mehreren Stellen stark und heftig geklatscht wurde. Man glaubt, Herr und Frau Dahn hätten durch Aufführung dieses Stückes ihre Mißthaten etwas kühlen wollen.

Daß Graf Esterhazy, bisheriger Geschäftsträger Österreichs in Stockholm, zum Gesandten an unserm Hofe ernannt worden sei, ist Ihnen vielleicht schon bekannt; nicht minder das Schreiben des Fürsten von Leiningen, des ersten Präsidenten der Kammer der baierischen Reichsräthe, an seine Standesgenossen, die Ablösung von Zehnten u. s. f. betreffend. Diese haben nun auch bereits vor einigen Tagen eine Zusammenkunft in Donauwörth gehabt, wo sie sich dahin verständigt haben sollen, der Ablösung sich nicht entgegenstemmen zu wollen. Wenn der Fürst von Leiningen übrigens den Vorschlag macht, Fideicommisse soviel als möglich zu errichten und dem Erstgebornen das Stamm- und Hausgut allein zu übermachen, die nachgebornen Söhne aber dem Volke zu überweisen (mit dem geringsten Adelstitel, etwa wie in England), so scheint es mir als ob er durch diese Maßregel gerade die Macht des Adels zu befestigen suchen wolle, statt daß er, wie man glauben sollte, das lockern helfe was die Zeit schon genug gelockert hat und wahrscheinlich auch noch immer mehr lockern wird: denn nur der Gedanke ist ewig, nicht die Form. (An meinem vorletzten Bericht lies: Scharrer statt Schauer.) *)

Aus Berlin, d. 17. December.

[Der Ausschuß und die Nüancen der Opposition, Bierestawski und seine Schwester; Raimes Absalir.]

(☼) Durch die auf gleichem Oppositionsstandpunkte doch verschiedenartigen Erklärungen der Abgeordneten Camphausen und v. Beckerath über ihr Erscheinen oder Nichterscheinen auf dem ständischen Ausschuß hat sich für den letzteren dasselbe dialectische Vorspiel wiederholt, welches bei Vereinigten Landtag selbst dekanntermaßen einleitete. Es handelt sich, wie wir sehen, immer noch um Annehmen? oder Ablehnen? — und es fragt sich, was der Fortbildung des preußischen Verfassungswerkes selbst ersprießlicher sei: wegen der nichtbeseitigten Bedenken gegen das Patent vom 3. Febr. den ständischen Kampf vorläufig ganz aufzugeben, wozu sich Hr. v. Beckerath entschließen: oder gerade wegen dieser Nichterfüllung der erhobenen Rechtsansprüche auf dem ständischen Kampfplatze sich zu behaupten? Die letztere Stellung ist ohne Zweifel die bei weitem mehr oppositionelle, und sie findet auch, wie wir glauben, die Erklärung des Hrn. Camphausen eine ungleich größere Sympathie in der öffentlichen Meinung. Wenigstens ist man hier wie auch wohl am Rhein dieser Ansicht, während dagegen in der Provinz Preußen dem Hrn. von Bardeleben durch seine Commitenten eine förmliche Anerkennung darüber ausgedrückt wird: daß er sein Mandat als Ausschußmitglied zurückgegeben. Die Stellungen der ständischen Opposition nüanciren sich also in unserem Staatsleben immer verwickelter. Sollte aber die preußische Regierung darin daß der ständische Ausschuß jetzt überhaupt thatsächlich zusammentritt, die Organisation dieses ständischen Körpers wirklich nach den Bestimmungen des Patents strikt sehen wollen, so würde dann derjenige Theil der Opposition allerdings Recht haben, der das Nichterscheinen für das Rathlichste erklärt!

Die Zahl der verurtheilten Polen, welche jetzt, zum Theil im Widerspruch mit ihren anfänglich abgegebenen Er-

*) So eben melden baierische Blätter daß mit dem 1. Januar Baiern für innere Angelegenheiten Preßfreiheit erhalten hat.
D. Herausg.

klärungen, dennoch den Gnadenweg bei dem König betreten haben, beläuft sich bereits auf 22. Eines dieser Gesuche ist bereits vom König willfährig beschieden worden. Diese in einer besonderen Kabinetsordre ausgesprochene Begnadigung betrifft den zum Tode verurtheilten Wladimir v. Kesinski. Ihm ist die Todesstrafe erlassen worden; doch hat der König einen Bericht des Kammergerichts über die Verwandlung in eine andere Strafe eingefordert. In dem Staatsgefängniß bei Moabit befinden sich jetzt nur noch 93 Polen in Haft, die dort zum Theil die Ergebnisse der Appellationsinstanz oder die Gnadengesuche abzuwarten haben.

Eigenthümliche Schwierigkeiten hat die Schwester Mieroslawski's, die in diesem Augenblick hier noch anwesende Frau von Mazurkiewicz, mit ihrem hiesigen Aufenthalt gefunden. Sie kam aus Paris hierher, um ihren zum Tode verurtheilten Bruder zu sprechen, hat jedoch diesen Zweck bis jetzt noch nicht erlangt. Es ist im Gegentheil gestern mit einer Ausweisungsmaßregel Seitens des Ministers des Innern Hrn. v. Bodelschwingh gegen sie verfahren worden, wonach ihr ein längerer Aufenthalt in Berlin nicht gestattet werden soll. Doch ist ihr Ausschn gemacht daß ihr vorher noch eine Zusammenkunft mit ihrem Bruder im Gefängniß bewilligt werde. Es ist auffallen daß die preußische Behörde gerade gegen diese Frau ein so strenges Verfahren eingeschlagen hat, während sie sonst alle persönlichen Verhältnisse der polnischen Angeklagten mit besonderer Liberalität berücksichtigte. Entweder glaubt man hier die Beweisstellung eines Fluchtverfuchs naheliegend, oder man nimmt an daß Frau Mazurkiewicz sich in einer zu nahen Verbindung mit der polnischen Propaganda in Paris befinde, um ungehindert in dem hiesigen Polengefängniß Zutritt erhalten zu können. Der König hatte in einer besonderen Kabinetsordre befohlen daß in den großen polnischen Proceß keine Frau hineingezogen werden solle, wie nahe auch hier der Anlaß zur Einleitung von Untersuchungen gelegen. Und so scheint man es auch jetzt zu vermeiden, durch Polinnen Gelegenheit zu neuen Untersuchungen zu erhalten.

Das königliche Theater hat jetzt auch eine Todtenfeier für Felix Mendelssohn-Bartholdy veranstaltet, die uns zugleich die Gelegenheit verschaffte seine Composition zu Racine's Athalie kennen zu lernen, welche bisher dem Berliner Publikum, aus Vergeltung alter Sünden welche es an dem Racine'schen Stück vor mehreren Jahren begangen, entzogen geblieben war. An diesem fremmen Prachtdrama des Ancien Régime (in welchem gewissermaßen der Pietismus der Legitimität theatralisch zurecht gemacht werden) haben sich von jeher die Sympathien der Monarchen verewigt. Ludwig XIV. konnte sich nicht satt an diesem ihm so mundrechten Werk seines Hofdichters sehen, und Friedrich Wilhem IV. von Preußen befahl eine neue Musik dazu, die von Mendelssohn so gut und zutreffend geliefert wurde als es die Natur der Aufgabe selbst nur immer zulassen wollte. Diese Musik kam zuerst in Charlottenburg für den exclusiven Hofcirkel zur Aufführung. Die Berliner hatten das Stück der Legitimität (in welchem der rechte Glaube — hier zufällig der jüdische — auf Seiten der Legitimität erscheint, wie die Legitimität auf Seiten des rechten Glaubens —) in ihrem alten Opernhause ausgetrommelt. Dennoch wurde jetzt noch einmal der Versuch mit ihnen gemacht, sie zur Anerkennung der hohen Vorzüge dieses Stücks zuzulassen. Sie hatten sich jedoch an diesem Tage, bei allem Enthusiasmus für Mendelssohn, nicht sehr zahlreich im Theater eingefunden. Die Musik die für den religiösen und kirchlichen Styl zu opernhaft, und für Oper oder Melodram wieder zu kirchlich ist, weckte keinen besondern Antheil. Ein Prolog von Emanuel Geibel, gesprochen von Hrn. Döring, leitete diese Trauerfeier ein. Das Phrasenhafte und hohl Declamatorische dieses Trauerprologs erweckte jedoch von vorn herein eine mißbehagliche und tröstelnde Stimmung im Publikum. —

Leipzig, d. 18. December.

[Köberle's Mediçar, vorzüg's Zum Großadmiral.]

— Von der lebhaften Theilnahme unterstützt die Köberle's freimuthiger Kampf gegen den Jesuitismus unter uns erweckt hat, ging sein Drama, die Mediçäer, gestern unter zahlreichem und warmem Beifall über die Bühne. Köberle, ein Baier, war Zögling des Jesuitencollegiums in Rom; er gab uns aus seinem römischen Tagebuche Mittheilungen über die Doctrin und Zucht in der Jesuitenschule, er gab außerdem über die letzten Päpste Aufschlüsse die er seinem Aufenthalt in Rom verdankt. In dem Interesse für ehrlich offenen Kampf gegen die Herrschaft der Finsterlinge gesellt sich die Anerkennung daß es sich bei Köberle um die Wahrhaftigkeit persönlicher Erfahrungen handelt. Seine Überzeugungen stehen zugleich auf dem Boden von Erlebnissen; dies sichert dem Verfasser ein besonderes Interesse. Es trägt sich über auf ein Erzeugniß das sich als eine Geburt des poetischen Schaffens hinstellt. Es war keine Sippe die sein Drama im Theater begrüßte, sondern eine Partei im besten Sinne des Wortes, eine Anhängerschaft die dem Fortschritt in jeglicher Gestalt huldigt. Der Einspruch gegen die Berechtigung solcher Demonstrationen wäre unbillig; er wäre nur stathaft wo das coquette Raffinement und die Sucht nach Effect sich zu wohlfeilen Triumphen der Stimmung des Publikums zu bemächtigen sucht. Von eitler Effecthascherei ist Köberle's Drama frei; den Verfasser sichert davor die Wahrheit und Wärme von Selbsterlebnissen die in seinen Überzeugungen einen gewissen achtungswerthen Halt bilden. Sein Stück das die Bühnereien und Umtriebe der Jesuiten in Florenz unter den Mediçi veranschaulicht, trägt viel Spuren von dieser Wärme selbsterlebter Wahrheiten an sich. Dies hindert uns nicht es als objectives Werk der Kritik zu unterwerfen. Sprechen wir dem Stück diese Wahrheit und Wärme der Empfindung für ein edles Thema zu, so fehlt noch viel es als ein poetisches Erzeugniß feiern zu können. Die dichterische Begabung des Verfassers verräth sich in manchem lyrischen Aufschwung seiner Personen, im Feuer ihrer galantigen, wohlgefühlten Declamation; der Beruf zum Theaterdichter verräth sich in der tüchtigen Zusammenfassung der Elemente des Themas, in der richtigen Vertheilung der Stoffe, in der nicht selten antgegnten Anordnung und Entgegensetzung der Figuren. Die Scene zwischen den beiden Brudern des Hauses Medici darf theatralisch für eine sehr gelungene, ihrem menschlichen Gehalte nach für eine höchst wirksame gelten. Bei alle dem fehlt dem Stück die eigentliche Sprungquelle der dichterischen Schöpferkraft. Seine Figuren sind gute und richtige Vertreter ihrer Richtungen. Der Tyrann im Stücke, Herzog Alexander der sich als Schwiegersohn Kaiser Karls des Thrones bemächtigte, hat alle Elemente eines Despoten beisammen; aber er spielt nur den Tyrannen, er hat nur die

Digitized by Google

Stich- und Schlagwörter dazu in Händen; er iſt nicht der Schöpfer deſſen was er vorſtellt. Eben ſo hat der Prior der geheimen Geſellſchaft die Rolle die er durchführt von ſeiner Partei überkommen; wir trauen ihm nicht Urſprünglichkeit und Genie genug zu, die Miſſion dazu kraft Antriebes ſeiner eigenen Natur in ſich ſelbſt gefunden zu haben. Lorenzin, der Intrigant im Hauſe der Medici, der aus Politik Frömmler iſt um mit Hülfe der Jeſuiten den tyranniſchen Vetter zu ſtürzen, hat die meiſte pſychologiſche Entwickelung im Stücke, d. h. er hat das meiſte Farbenſpiel in ſeiner Haltung. Marr wußte den Scenen wo er heuchelt und um Gunſt ambulirt, die Frömmigkeit zum Deckmantel ſeiner Tücke nimmt, nach vollzogenem Mord die Partei der Mönche verhöhnt und plötzlich den Gewaltherrſcher herauskehrt die er nach genoſſenem Gift alle Qualen der zerfleiſchenden Reue, alle Schrecken des Wahnſinns als Nachtwandler in ſich fühlt, — Marr wußte dieſen Momenten eine gelungene theatraliſche Wirkſamkeit zu geben. Bei alle dem fehlt auch dieſer gelungenſten Figur im Stücke die poetiſche Geneſis. Noch mehr dem Cosmo der nach dem Sturze des tyranniſchen und des jeſuitiſch intriguanten Medicäers als der Medicäer des ehrlich freien Burgerthums zum Schluß ſiegreich daſteht und die Fäden der zerriſſenen Welt des Vaterlandes von neuem an ſeine Perſon zu knüpfen berufen iſt. Cosmo ſteht als Vertreter ſeiner Richtung an ſeinem Platze, wie der Tyrann Alexander, der nach geſchehener Rhede mit ſeiner Partei ganz gut den Tyrannen macht, aber und nicht überzeugt er ſei es aus eignem Geluſt, aus Beruf und innerer Berechtigung. Die Poeſie hat es aber nicht mit Vertretern von Richtungen in der Menſchenwelt ſondern mit freien Menſchen zu thun. Shakſpeare's Böſewichte ſind nicht böſe weil der Poet für ſeine Ideen einen Böſewicht braucht; ſie zeigen uns vielmehr den Dämon der finſtern Gewalt als Ereigniß ihres eignen Naturells, als Nothwendigkeit ihrer perſönlichen Entwickelung auf eignem Grund und Boden auf. Shakſpeare's Böſewichte haben Talent zum Böſen, Köberle's Alexander iſt blos Tyrann nach Anweiſung ſeiner Partei, Köberle's Prior handelt nach Beſtellung, bleibt uns den Nachweis ſchuldig daß er der Schöpfer ſeiner Thaten. Shakſpeare's Menſchen machen die Entdeckung des Böſen in ſich; Köberle's Figuren ſind blos die Repräſentanten böſer Richtungen. Es iſt ein Unterſchied ob uns die Geneſis des Böſen und Guten vor unſern Augen erwächſt, oder ob uns blos eine Schauſtellung gegeben wird wie ſich gute und böſe Elemente zu einander verhalten, gruppiren und verſchlingen. Jenes thut die ächte Poeſie; und an dieſer urſprünglichen Schöpferkraft fehlt es den Perſonen in Köberle's Stück. Dieſer Mangel am Köberle'ſchen Drama würde fühlbar bleiben, auch wenn es noch praktiſch wirkſamer arrangirt wäre, auch wenn ſein Verfaſſer noch mehr die Virtuoſität guter Theaterpoeten erreichte. Wie ſehr die Figuren in dieſem Drama nur Abgeordnete und Stellvertreter ihrer Auftraggeber ſind, bekundet ſehr deutlich die Wendung die der Stoff nimmt. Die Republik Florenz iſt aus den Fugen. Zur Republik gehören die Tugenden, die Kräfte, die Charaktere die ſie feſtſtellen. An alle dem fehlt es, wie Köberle uns Florenz verführt, und dieſer Welt — das fühlen wir ſchließlich lebhaft — thut in ihrer faſſungsloſen Verlorenheit nichts mehr noth als ein wackerer Tyrann, ein braver Soldat oder irgend eine poſitive Kraft die dieſe Ebbärmlichkeit der aufgelöſten Republikaner in Zucht und Pflege nimmt. Cosmo, der Bruder des Tyrannen Alexander, hätte den Beruf dazu den Staat Florenz zu ordnen. Er ſteht am Schluß als letzter Gewährsmann da, um Hand anzulegen und Bürgſchaft zu leiſten für eine neue beſſere Ordnung der Dinge. Um aber nicht rovaliſtiſch zu ſchließen, läßt Köberle den Helden Cosmo die Krone verſchmähen und den Entſchluß faſſen, unter Bürgern ein Bürger zu ſein. Damit gibt er aber, der Held wie der Autor, den Staat auf, läßt Florenz im Stich, denn er hat uns die Unfähigkeit dieſer Republik bewieſen. Um republikaniſch zu ſchließen, mußte uns der Glaube an die Möglichkeit der Republik im Volke erweckt werden. So wie hier die Sache in Florenz ſteht, gehörte zur Herſtellung der republikaniſchen Formen mindeſtens ein tüchtiger Dictator. Cosmo hätte dazu den Beruf; allein er ſchließt mit dem Stichwort ſeiner Partie: ich will nichts als ein braver Bürger ſein. Für dieſes Florenz wie es Köberle ſchildert, wäre in der That ein braver Tyrann weit heiliamer. Gibt uns etwa die Partei des politiſchen Radicalismus in der Politik unſerer Tage dieſelbe Überzeugung? — Das Stück wurde von Marr als Lorenzin, Wagner als Cosmo, Paulmann als Prior und Stürmer als Alexander ſehr wohl geſpielt; nur Frln. Gey reichte nicht aus und blieb ſchon bei der Schwächlichkeit ihres Organs unfähig den Erfolg ihrer Scenen zu ſichern.)

Die neue Oper von Lortzing „Zum Großadmiral" hat im guten und mindergutten Sinne die Eigenthümlichkeiten früherer Leiſtungen. Der Text iſt nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, mit einiger Zuthat Lortzing'ſcher Einfälle die ihre Wirkung nicht verfehlten. Als Componiſt hat Lortzing für das komiſche Genre unlengbares Talent. Daß dies Talent nicht beſſer gepflegt wurde, liegt an der Haft ſeiner Rebellen. Die Wirthshausſcenen im zweiten Acte erfreuten ſich des beſten Anklanges. In der höhern Sphäre der Geſellſchaft fehlt ihm der Grund und Boden unter den Füßen, ſei's wenn er den Text dazu ſchreibt, ſei's wenn er die Welt der Gefühle in Tönen wiedergibt.

Aus Dresden.

[Julius Hammer als Vorleſer.]

†† Julius Hammer hat hier am 15. December und acht Tage früher durch zwei dramatiſche Vorträge: „König Johann" und „Was ihr wollt" die Ausmerkſamkeit des gebildeten Publikums erregt. Er verſtehtzigt im Ganzen durchaus die feinern Anforderungen der Vorleſekunſt. Ein phyſiſch nicht ſtarkes Organ fühlte Hrn. Hammer ſehr richtig auf eine mehr geiſtige, ideelle Verſinnlichung der klaſſiſchen Geſtalten, und von einem warmen, freien Verſtändniß unterſtützt, machte ſich die Fähigkeit zu charakteriſiren oft mit Glück im Dialog geltend. Die lyriſchen Momente der Dichtungen waren im Grunde am meiſten begünſtigt; dagegen ſcheint dem Vortragenden noch der rutinirte Virtuoſenmuth zum friſchen und kühnen Beleuchten des geſund realen Lebens zu fehlen. Ebenſo wird ſich das Charakteriſiren durch das Tempo, die Taktbeſchleunigung des Geſammtvortrags, eine vollendete Ausbildung und die Beherrſchung der Geſtikulation bei den feinigen, durch Geſchmack geleiteten Studien Hrn. Hammers gewiß bald einfinden, zumal wenn noch fernet öffentliche Productionen dazu die Schule bieten. Sehr günſtig erſchien die harmoniſche Entwellung und Belebung des Ganzen, beſonders des Shakſpeare'ſchen Luſtſpiels. Eine durch den Augenblick inſpirirte

Digitized by Google

Phantaſie ſtellte die Hauptmaſſen in Licht und Schatten, ſammelte die Bewegung der einzelnen Scenen um die mittelpunktliche Grundidee des Dichters und regte ſo die Seele des Hörers zur klaren, befruchtenden Auffaſſung an. Vielleicht haben wir im Laufe des Winters noch eine weitere Folge dieſer hoffnungsvollen Anfänge zu erwarten.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

— Das kleine blühende Belgien beſitzt vier Univerſitäten, mehrere Kunſtakademien, Kriegs-, Ingenieur- und Bergwerkſchulen. Nur ſeine Kaufleute und Gewerbtreibende finden ihre Bildung, wie bei uns, lediglich in der Praxis der Comptoire und Fabriken. Jetzt aber geht Belgien damit um eine Hochſchule für Handel und Induſtrie zu errichten. Ein Flaming, Hr. Mathyſſens, hat den Gedanken angeregt und in einer Flugſchrift entwickelt. Der Verfaſſer iſt Vorſitzer der Antwerpner Rederykkammer; er hat unter anderem ein vortreffliches Volksbuch: Naturkundige Leſſen, geſchrieben. Die Wahl des Platzes zu einer Hochſchule für Handel und Gewerbe kann in Belgien kaum ſtreitig ſein; Antwerpen ſtellt ſich mit allen Vortheilen dazu ins Licht. In Deutſchland, wo eine ſolche Anſtalt doppelt noth thut, würde die Wahl auf Hamburg fallen, wäre Hamburg den Intereſſen des Zollvereins geneigt. So lange die Hanſeſtädte in Handelsſachen ganz ſonderbündleriſch bleiben, kann nicht davon die Rede ſein ſie zu begünſtigen. Hat doch der jetzige Senat von Hamburg durch Abweiſung des preußiſchen Antrags auf Herſtellung eines deutſchen Handels- und Schiffahrtsvereins ſeinen antinationalen Egoismus von neuem bekundet.

— Ein Londoner Berichterſtatter der Heidelberger Deutſchen Zeitung ſchildert Lord John Ruſſell und Sir Robert Peel wie folgt. „Der Erſtere iſt der Sprößling einer der älteſten Familien, der Andere der Sohn eines Baumwollenſpinners. Lord John, ein jüngerer Sohn und ein armer Mann, und Sir Robert reich wie ein Kröſus; der Erſtere klein, mager, blaß, melancholiſch und von ſehr unſcheinbarem Äußern, und Sir Robert Peel breitſchulterig, friſch und geſund; der Eine als Redner kalt, ſtotternd, lebles, nur aufmerkſam belauſcht wegen ſeiner wahrhaft trefflichen Argumentation; der Andere klar, deutlich, abwechſelnd in Stimmungen, durch den metallnen Klang ſeiner Stimme wirkſam, oft hinreißend. Lord John endlich ein Mann von unendlichen Kenntniſſen, tiefſinnig, manchmal genial, aber dabei linkiſch und nicht ſelten ungeſchickt in den meiſten praktiſchen Sachen; Sir Robert Peel dagegen nur ein Mann von hausbackenem Verſtande, kaum ein Talent, gewöhnlich nicht über dem Niveau des Alltäglichen, aber gewandt und ſicher, ja meiſterhaft praktiſch in der Ausführung einer jeden Maßregel, ein vollkommner Geſchäftsmann.“ — Lord John Ruſſell, der Premier, hat in der Oppoſition ein ſeltenes Triumvirat gegen ſich, Lord George Bentinck, den Vertreter der Protectioniſten, Sir Robert Peel, zwar Freetrader wie Ruſſell aber als Tory ihm entgegen, und Feargus O'Conner, das Haupt der Chartiſten. Die Protectioniſten, einen Theil der Freetraders und die Volkspartei hat der Miniſter gegen ſich.

☼ Die Stellung, welche England zu den Verwickelungen der Schweiz und zu den diplomatiſchen Gelüſten der übrigen Großmächte eingenommen, iſt ganz dazu geeignet, dieſem Staat die Sympathieen der freien und volksthümlichen Zeitpolitik wiederzugewinnen, welche ſich in den letzten Jahren auf dem Continent mehr oder weniger von ihm abgewandt hatten. Es hat ſich bei dieſer Gelegenheit gezeigt daß England noch am meiſten geſunden und unverdorbenes politiſches Blut hat, daß es keiner zweideutigen Schaukelung der Principien in ſich Raum gegeben, und darum auch in der Jeſuitenfrage nicht einen willkommenen Anlaß zum Sturz des politiſchen Radicalismus geſehn, ſondern dabei die wirkenden Elemente rein und klar geſondert hat. Die Sympathie für Frankreich hat aber jetzt wohl den ſtärkſten Stoß in Europa erhalten. Dieſe Sympathie war ſonſt die Hauptführerin der allgemeinen politiſchen Bewegungen der Zeit; Frankreich kann aber jetzt keinen Anſpruch mehr darauf machen das „Vorvolk“ zu ſein, wie es früher von einer geiſtreichen deutſchen Frau genannt wurde. Man wird hier freilich die franzöſiſche Nation mit der Regierung Louis Philipps nicht verwechſeln dürfen, welche letztere von Tag zu Tag unnationaler geworden. Aber die öffentlichen politiſchen Organe der Franzoſen ſcheinen abgenutzt, die ganze Nation iſt dadurch in ſich ſelbſt in eine ſchwankende und zweideutige Lage gerathen, in der ihre Gegenwart ebenſo ungewiß als ihre Zukunft geworden. Wir glauben nicht zu ſchwarz zu ſehen, wenn wir Frankreich am Rande eines großen Abgrundes erblicken, in den es fürchterlicher als je hinabſtürzen wird, wenn es ſich nicht von innen heraus in einer neuen und volkskräftigen Organiſation zu erfaſſen verſteht. Zu der falſchen politiſchen Stellung Frankreichs nach Innen und nach Außen kommt die durchgängige ſittliche und humane Zerſtörung ſeiner höhern Geſellſchaftsklaſſen, gegen welche ſich die unverſehrt gebliebnen Mittelklaſſen (das bedeutendſte Element für die Zukunft Frankreichs) mit einer ganz neuen Macht jetzt aufſtellen, mit der Macht eines unſchuldigen und reinen Herzens, mit der in der Geſchichte ganz neuen Souveränität der Sittlichkeit, welche vielleicht die wirkſamſte Geſtalt iſt in der die Volksſouveränität wiedererſtehen konnte. Die erſchütternde Wendung welche in dieſem Augenblick die Angelegenheit des Grafen Mortier in Paris genommen, wird ein gewaltiger Hebel mehr ſein, um dem großen Schauer-Melodrama der franzöſiſchen Ariſtokratie die Kataſtrophe zu bereiten. Aus einer Krankengeſchichte, aus der Handlung eines vermeintlichen Wahnſinnigen, ergibt ſich hier plötzlich wieder die ſchneidendſte ſociale Verwickelung, ein Ehe-Roman im pikanteſten Genre des franzöſiſchen Feuilletons! — Wie bei weitem feſter, geordneter und geſunder erſcheinen uns dagegen die öffentlichen, die politiſchen wie die häuslichen Zuſtände Englands! Die conſequente Fortentwickelung großer und freier Verfaſſungsformen, getragen von einer

Digitized by Google

jahrhundertelangen Erziehung des Volksgeistes im Sinne und Dienste der Freiheit, und verbunden mit einer Ehrfurcht vor den inneren substantiellen Mächten des Daseins, hat hier einen sittlichen Grund der modernen Politik gelegt, der sich in der Angelegenheit der Schweiz als ein entschieden wohlthuender und unbestechlicher bewährt, und an den man in den europäischen Staatsverwicklungen wohl noch öfter als an die Instanz des politischen Heils zu appelliren haben wird! —

✲ Wir haben in diesem Feuilleton zuerst eine Vergleichung der römischen Staatsconsulta mit der preußischen Verfassung vom 3. Febr. angedeutet. Auch der Nürnberger Correspondent hat in einem aus Berlin datirten Artikel dies Thema aufgegriffen, und muß sich jetzt dafür in einem amtlichen Berichtigungsartikel, welchen die Spener'sche Zeitung am 17. Dec. bringt (die überhaupt immer tiefer wieder in die officiöse Publicistik hineingetaucht wird) bedeutend zurechtgewiesen sehn. Es geht daraus hervor daß dieser Vergleich in Preußen nicht sehr liebsam befunden worden, weil man darin eine Zurücksetzung des preußischen Patents gegen das päpstliche Statut zu erblicken glaubt. Die Moral des amtlichen Spener'schen Artikels geht dann dar- auf hinaus: daß man die preußische Verfassung doch vor allen Dingen gründlich studiren wolle, ehe man sich herausnehme über sie zu urtheilen! Nun, der Vereinigte Landtag ist schon eine tüchtige Studie gewesen, die Herren v. Binde, Hansemann, Mevissen, v. Beckerath ꝛc. haben wacker Collegia darüber gelesen, auf allen Seiten ist ohne Zweifel Manches gelernt worden, und da wird dann auch wohl der Tagespresse ein bescheidenes Wörtlein mitzureden erlaubt sein! —

— Wir wunderten uns immer, zu hören daß in Ungarn bis noch vor kurzem das Lateinische die Sprache der Bildung war. Es dachte niemand mehr an das entartete Volk im alten Dacien dem die Sieger die Knechtschaft gebracht, während sie ihm die Sprache geraubt. Diese Nachkommen römischer Coloni in Ungarn sind die Walachen. Als unser Dichter Martin Opitz vor zweihundert Jahren vom Fürsten Gabriel Bethlen nach Weißenburg gerufen war um dort die schönen Wissenschaften zu lehren, entdeckte er auf seiner siebenbürgischen Reise diese alten Abkömmlinge der Römer, surrounded by, but not mixed with, the barbarians, wie Gibbon in seiner History of the Roman Emp. sagt. Opitz war erfreut daß „So nahe sind verwandt Walachis und Latein."

Auch dieses Völkerbruchstück scheint in dem großen Völker- und Sprachengewühl der Donauländer sich jetzt auf sich selbst besinnen zu wollen. Es geht uns ein in Bukurest 1846 gedrucktes Büchlein unter dem Titel zu: Schneller Überblick der Geschichte der Romänen, von A. Treb. Laureani, Professer der Philosophie am Nationalcollegium. Wir finden darin auch die alte Deutung des Namens Walachen wieder. Die Germanen nannten alle celto-römischen Nationen Gallen, woraus dann verschiedentlich Gwallen, Wallen, Wallonen, Wälsche und Walachen wurde.

Literatur.

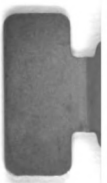
— Das Pierersche Universallexikon mit seinen 34 Bdn. ist in dritter Ausgabe, in zweiter völlig umgearbeiteter Auflage, erschienen. Es ist das umfassendste Werk dieser Art in deutscher Sprache, die Ersch-Gruberſche Encyklopädie ausgenommen, die bisher erst zwei Fünftel des Alphabetes brachte und deren Vollendung mit 227 Bdn. (zu 870 Thlrn.) vielleicht unsere Enkel erleben werden. Das Brockhaus'sche Conversationslexikon ist und bleibt immer das handlichste. Es schreitet mit den Auflagen fort und hat, was als Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur, als Conversationslexikon der Gegenwart und in Anhängseln besonders gegeben wurde, jedesmal immer wieder mit der neuen Auflage ziemlich geschickt zu verschmelzen gewußt. Es zählt sehr viele Artikel von selbständigem Werth, allein es reicht mit seinen 24,000 Artikeln auf 750 Bogen nicht aus. Von den vielen Nachahmungen desselben ist keine darauf verfallen daß es nur durch größere Reichhaltigkeit übertroffen werden konnte. Dies leistet Pierer's Universallexikon mit seinen 600,000 Artikeln auf 1037 Bogen. Bei diesem Reichthum läßt es wohl selten beim Nachschlagen und augenblicklichen Rathholen im Stich. Der Atlas mit 68 Tafeln Abbildungen ist eine Illustration deren ein solches Werk zur Veranschaulichung mancher Gegenstände besonders technischer Art gar oft bedarf. Der Preis des ganzen, mit Fleiß und ümsicht gearbeiteten Werkes ist 25 bis 26 Thlr. Wir werden in einzelnen Fällen auf einzelne Artikel zurückkommen.

✲ Ludwig Tieck ist im Begriff seinen Briefwechsel herauszugeben, womit sich die Annalen der romantischen Schule gewissermaßen abschließen werden. Sowohl seine eigenen, wie die Briefe seiner bedeutendsten Freunde und Zeitgenossen werden in dieser Sammlung erscheinen, darunter auch mehrere Briefe der Rahel an Tieck. —

— R. Reinick, der Malerdichter und Dichtermaler, hat ein neues Kindermärchen geschrieben: die Wurzelprinzessin (bei Georg Wigand) mit acht Bildern von Th. v. Oer und Reinick selbst. „Auf dem Wege zwischen Nürnberg und Leipzig — beginnt die anmuthige Erzählung — lief in früheren Zeiten die Straße an einer Stelle neben dem Rande eines dunkeln Waldes hin der mitten in das Land hinein über die Berge sich fortzog. Mitten in diesem Dickicht bildeten Felsen ein tiefes grünes Thal, von fast undurchdringlichen Hecken umgezogt, so daß weder Menschen noch große Thiere dort einzudringen vermochten. Hier lebte zu jener Zeit das lustige Volk der Wurzelmännchen." Ein großer Frachtwagen mit Nürnberger Tand beladen stürzt in die Schlucht und all sein Inhalt an Puppen und Spielwaarenzeug wird eine Beute der Wurzelmännchen. Die Puppen werden in der Tiefe lebendig und die Wurzelprinzessin verliebt sich in den Nußknacker. So wird Nußknacker Tyrann in der Tiefe der Berge. Wie tragisch aber sein Ausgang, mögen große und kleine Kinder selbst lesen zum neuen fröhlichen Jahr.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google



RAL - RG 495
W. Parsch
Buchbinde
Peiting
Digitized by Google

Digitized by Google